This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1841.

Erster Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1841.

Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1—181, Beilagen Nr. 1—3, literarische Anzeiger Nr. I—XVI.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1841.

BIN. NO. 9195/04.

Register.

Actenstücke, Einige neue, über die Veranlass. des 7jähr. Kriegs. 743.
Adami, Fr., Sonnenblumen f. 1841. 131.
— — — f. 1842. 1387.
Aha, E., Das Singfest in Abdera. 1470.
Ahrens, H., Cours de philosophie — Cours du droit naturel. 457.
Aileen A-Roon (mitgeth. v. Wold. Seyffarth). 407.
Ainsworth's Ausflug von Mosul nach Al Hadhr. 112.
Alberi, Eug., Relazioni degli ambasciat. veneti. 768, 803.
Albin, Seb., Ballades et chants popul. de l'Allemagne. 630.
Alexis, W., Der Roland von Berlin (Aufsatz v. Herm. Marggraff). 9.
Alfret, Jul., Lieder. 1458.
Alleyn, Edw., Memoirs. 610.
Alpina, schweizer. Jahrbuch. 130.
Altromant. Poesie, Studium derselben in Frankr. 1021.
Alvensleben, L. v., Lebens- und Reisebilder u. Novellen. 1431.
Amerikan. Bilderschrift. 7.
Amusements in high life. 952.
Angely's, L., Neuestes kom. Theater. 3. Bd. 1201.
Annuaire de la Société des étudiants de Brux. 949.
Arabs, The, in Spain. 639.
Arlincourt, Vic. d', Die drei Schlösser. N. d. Französ. v. W. L. Weschè. 1223.
Arndt, E. M., Gedichte (angez. v. Rich. Morning). 1145.
Arnold, K. J., Weltgeschichtl. Panorama der letzten fünf Jahrzehnte. 1367.
— F. W., Nachtviolen. 1175.
Arthur's vom Nordstern hinterlass. geistl. Gedichte. 1106.
Ascetische Literatur der Gegenwart, Ein Blick in, 247.
Athen, Das neue königl. Palais in. 827.
Augustin, F. Freih. v., Streifzüge durch die nor. Alpen. 1054.
Aurora f. 1842. 1387.
Azzolini's, P., zwei Schriften über Dante. 120.
Babel. Deutsch von O. L. B. Wolff. 455.
Bacherer, G., Buch vermischter Bezüge 636.
Bade, K., Napoleon im J. 1813. 30.
Balzac, Eine dunkle Begebenheit, nacherzählt v. G. Lotz 1278.
Bamford, Sam., Passages in the life of a radical. 1247.
Banker lord, The. 467.
Barrere als Schriftsteller. 220.
Barrett, Miß, englische Dichterin. 128.
Barthelme, A., Das Christpüppchen. 1194.
Barthold, F. W., Geschichte von Rügen u. Pommern. 2. Th. 1020.
Basselin, Oliv., 96.
Bastide, Jenny, Anaïs. Uebers. v. Fanny Tarnow. 1430.
Baum, J. W., Franz Lambert von Avignon. 819.
Beaumont, Ch. de, L'Irlande sociale, polit. et relig. 929.
Beauvoir, Rog. de, Der Chevalier von St. Georges. N. d. Französ. v. W. L. Weschè. 799.
Bechstein, L., Grumbach. 475.
— — Sophienlust. 484.
— — Die Weissagung der Libussa. 1223.
Beck, K., Stille Lieder. 53.
— — Saul (Anzeige v. Rich. Morning) 1445.
Becker, W. A., Charikles. 285.
— Nikol., Gedichte. 449.
Beinhöfer, C. A., Edzard der Große. 1185.
Bekenntnisse eines Opiumessers. A. d. Engl. v. Am. Winter. 812.
Belani, H. E. R., Wittenberg und Rom. 1067.
Bem, J., Exposé général de la méth. mnemon. polon. 1042.
Bendeguz, Spula Kolompos und Pista Kurtaforint. 1427.
Benoit, B. J., Voyage à Surinam. 571.
Bensen, H. W., Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken. 185.
Benzel-Sternau, Graf Chr. E., Grillenfang auf 1840. 523.
— — — — Die jüngsten Feigenblätter. 678.
Béranger's Lieder verd. durch L. G. Rubens. 1094.
Berge, F., Gedichte. 963.
Bergmann, Jos., Medaillen auf berühmte Männer Oestreichs. 1003.
Bermoth, Fr., Karl I. 678.
Bernard, Ch. de, Die Liebhaberjagd. A. d. Französ. v. K. Ziegler. 112.
Bernhard, K., Lebensbilder aus Dänemark. 4—6. Bd. 967.
Bernstein, Sehnsuchtsklänge eines wandernden Hagestolzen 1453.
Berthoud, S. H., Peter Paul Rubens. A. d. Französ. v. Jul. Körner. 1279.
Beskow, Bernh. v., Schwed. Tragöd. 1189.
Betaz, J. D. v., Hermingard von Eikenterpen. 432.
Bethune, John. 1346.
Betrachtungen eines Milit. über einen bevorsteh. Krieg. 817.
Bezeredy, Am., Novellen und Erzählungen. 563.
Bibliotheken des mittägl. Frankreichs. 576.
Bilderssaal, Gädöstlicher, 985.
Björnstjerna, W., Das brit. Reich in Ostindien. 325.
Blessington, Count. of, The idler in France. 1255.
Blum, K., Theatr. 2. Bd. 671.
Blumenlese, Class., Auswahl v. Ed. Mörike. 1000.
Blumer, J. H., Der Liebe Duldung. 1195.
Blüten der griech. Dichtkunst v. A. Baumstark. 1000
Bojardo's, M. M., Verliebter Roland, v. Regis. 945.
Boré, Eug., Correspond. et mémoires d'un voyageur en Orient. 225.
Böttger, Ad., Deutsche Kriegslieder. 789.
Böttticher, W., Prophet. Stimmen aus Rom. 1. Th. 479.
Böttiger, K. W., Die Weltgeschichte in Biographien. 253.
Boz, Master Humphrey's Wanduhr. A. d. Engl. v. E. A. Moriarty. 968.
Brachvogel, E., Agay-Han. 563.
Brahmanismus und Buddhismus. 36.
Braun, J. M., Sechstausend deutsche Sprüchwörter. 10.
— von Braunthal, Lebensbilder und Lebensfragen. 720.
— — — Lieder eines Eremiten. 1454.
Brautschau. 691.
Bremer, Fred., Das Haus. 333.
— — Streit und Friede. 691.
Bretschneider, K. G., Die Unzulänglichkeit des Symbolzwangs (v. A. Kurtzel). 725.
Broxtermann's, Th. W., sämmtl. Werke. 1199.
Brummer, Bernh., Shakspeare's Affe. 1201.
Brunold, J., St.-Maria. 627.
Bube, Ad., Deutsche Sagen. 1455.
— — Neue Gedichte. 1455.
Buchdruckerkunst, Literatur der jüngsten Säcularfeier derselben (v. A. E. Umbreit). Erster Artikel. 57.
Zweiter — 413.
Buches et Roux Hist. parlament. de la révolut. franç. 337.
Buckingham, J. S., America, histor., statistic etc. 780, 795.

Bugge, F. M., über das deutsche Erziehungs- und Unterrichtswesen. Erster Artikel 257.
— — — — — — Zweiter Artikel 753.
Bülau, Fr., Darstellung der europ. Verfassungen. 1418.
Bulgarin, Th., Rußland in histor., statist. u. s. w. Bezieh., übers. v. H. v. Brackel. 365.
Bülow, Ed., Kriegslieder für das deutsche Volk. 789.
Bulwer, E. L., Nacht und Morgen. A. d. Engl. v. O. v. Czarnowski. 891.
Burkhart, K. F. E., War Heinrich Pestalozzi ein Ungläubiger? 1407.
Burn, W., The Fleet registars. 954.
Burns, Rob, Gedichte. Uebersetzungen v. H. J. Heintze und Ph. Kaufmann. 177.
Byblakis, E., Neugriechisches Leben. 335.
Calderon's Ueberreste. 224.
Campbell, Th., Life of Petrarch. 1011.
Capelle, Maria. 8.
Cardinali, Clem., 127.
Carl, G., Gedichte. 1090.
— — Die Verfolgung der Juden. 1193.
Carneval, Der, in Venedig (v. H. Stieglitz). 361.
Carpentier, Marie, Préludes. 710.
Carrer, L., Biblioteca classica ital. 1052.
Casti, Giambat., Der Gulden. A. d. Ital. v. Th. Wolkoff. 958.
Catlin, G., Reise. 83.
Caus, Salomon de, 908.
Charles, Jean, Das Leben kein Traum. 215.
Chatterton und die verschmachtenden Dichter. 1233.
Chaucer in modernem Gewande. 391.
Chevalier, Mich., Europa und China. 489.
— — über die Verein. Staaten. 1468.
Chmel, Jos., Geschichte Kaiser Friedrichs IV. 1. Bd. 115.
Chorley, F., Music and mann. in France and Germany. 975.
Choulant, L., Handbuch der Bücherkunde für die ältere Medicin. 847.
Chownitz, Jul., Moderne Liebe. 616.
Churoa, A. L., Krit. Darstell. der Socialtheorie Fourier's. Herausgeg. durch G. Bacherer. 444.
Claudius, Die Bibel als ein Menschenwerk betrachtet. 724.
Clemens, Fr., Zens. 1465.
Coeur, Jacq., 488.
Coleridge, S. T., und Mrs. Landon Maclean, Einige Gedichte von, übers. v. Kranz. 1098.
Colonisationsprojekt, Ein deutsches, des 17. Jahrhund. (mitgeth. von G. B. Depping). 553.
Constantin, A., Idées ital. sur quelq. tabl. cél. 28.
Cosmar, A., Flittern. 1132.
Cowan, Ch., On medical quackery. 448.
Crétineau-Joly, Hist. de la Vendée milit. 685.
Crusius, Ed., Bethanien. 1103.
Cubieres, Leonore von Biran. 355.
Cunz, F. A., Christl. Legenden und Geschichten. 1101.
Cyanen f. 1842. 1385.
Dahlmann, F. C., Geschichte von Dänemark. 1. Th. 718.
Damerow, H., Ueber die relat. Verbindung der Irren-, Heil- und Pflanganstalten (Aufsatz v. Karl Hohnbaum). 230.
Damitz, K. v., Meine Feierstunden. 1470.
Dampfschiffahrt, Zur Geschichte ders. 1080.
Dänemark, Liter. Notizen aus. 504, 543, 644, 876, 964, 1060.
Dante. Neue übersetz. v. Graul. 105, vgl. 367, 598.
— Das neue Leben. A. d. Ital. v. K. Förster. 1322.
Dante's lyrische Gedichte (v. Karl Witte). 897.
Dash, Gräf., Luise von Frankreich. Ins Deutsche übertr. v. A. Cosmar. 484.
Datterich. Darmstädter Localposse. 1203.
Daunou (v. G. B. Depping). 1181.
Davy's, H., Salmonia. Deutsch bearb. v. C. Neubert. 535.
Decker, C. v., Mittheilungen einer Reise. 1049.
Delprat, G. H. M., Die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens. N. d. Holländ. v. G. Mohnike 244.
Denkwürdigkeiten des Scharfrichters zu London. A. d. Engl. v. F. von Biedenfeld. 868.
Dethier, P. A., Weltgeschichte in ausführl. Biographien. 253.
Deutsche Classiker, Einiges über die neuesten Ausgaben derselben. 731.
Deutschland und Frankreich. 817.
Devrient, Ed., über Theaterschule. 586.
Diary of the times of George IV. 312.
Dichtungen, Deutsche des Jahres 1840. Erster Artikel 957.
Zweiter — 1069.
Dritter — 1453.
Diefenbach, Lor., Gedichte. 961.
Dingelstedt, Fr., Unter der Erde. 3.
Dinocourt, Papst und Kaiser. N. d. Franz. v. C. H. F. de Castres de Tersac. 168.
Dora von Aquilon, Fürstin, Kurze Erzählung meiner Schicksale und Gefangenschaft. 92.
Döring, H., Friedrich von Schiller. 475.
— — Danziger Bilder. 704.
— — Richard Savage. 809.
Dorlan, Quelques mots sur l'orig. de l'imprimerie. 66.
Dramatische Bücherschau f. 1840. Erster Artikel. 665.
— — — Zweiter Artikel. 1185.
Drexler-Manfred, C., Fahrten 51.
Drinhaus, J. F., Napoleon's Asche in Paris (angez. v. W. Lübers). 214.
Dumas, Alex., Leben und Abenteuer John Davys. N. d. Franz. v. W. L. Weschè. 167.
Dumas, Alex., Meister Adam der Calabrese, übers. v. H. Elsner. 811.
— — Denkwürdigkeiten eines Fechtmeisters. N. d. Französ. v. W. L. Weschè. 1415.
Ed, Kurzgefaßte Geschichte des Buchdrucks. 425.
Ehrenfeuchter, Fr., Theorie des christl. Cultus. 1341.
Ehrenrettung der Dichter. 863.
Ehrenstein, H. W. v., Freddolinen. 1051.
Eiselein, J., Die Sprichwörter und Sinnreden des deutschen Volks. 10.
Eiselen, J. F. G., Geschichte des Lützowschen Freicorps. 879.
Elsenlohr, G. W., Christl. Lyra. 1467.
Elise, o. Gesetz und Natur (angez. v. Rich. Morning). 1238.
Ellis, Erinnerungen u. Geständnisse eines Gauners. Deutsch v. H. Gauß. 868.
Elsner, Neue Fahrten des alten Musikanten. 647.
— J. G., Ungarn. 1058.
Emmelmann, C. W., Dreiundsiebenzig Gedichte. 1470.
Englische Dichter, Blinde. 427.
Ernst, Fr., Die Sage vom Minneberg. 1094.
Erzählungen, Acht interess., A. d. Engl. v. W. Pirscher. 484.
Europa und China. 489.
Eyerol, Das Hochzeitgeschenk. 1202.
Fabre d'Olivet, Theophr. Paracelsus. N. d. Französ. v. E. Liber. 683.
Falkenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst. 426.
Fenner v. Fenneberg, D., Belletrist. Schriften. 1192.
Fernand, K., Feierstunden. 1469.
Fiedler, K. G., Reise durch alle Theile des Königr. Griechenland. 107.
Firmenich, J. M., Clotilda Montalvi. 677.
Fischer, Fr., Der Somnambulismus. 589.
Flandin's, Eug., Reise nach den Ruinen v. Persepolis. 1195.
Floquet, A., Histoire du Parlement de Normandie. 1230.
Florencourt, Fr. v., Polit., kirchl. u. literar. Zustände in Deutschland. 193.
Floreston, or the new lord of the manor. 463
Foscolo, Ugo, Opere 992.
Fouqué, Fr. de la Motte, Goethe und Einer seiner Bewunderer. 67.
— — — Lebensgeschichte. 1099.
Francke, W., Sein und Schein. 80.
— K. L., Biblische Gedichte. 1106.
Frankl, L. A., Gedichte 505.
Frankreichs Schäferroman. 1265.
Frauenduelle, Französ. 1268, 1424.
Frick, Ida, Feldblumen. 1222.
Friedrich II. Zur Geschichte desselben. 1086, 1284.
— der Große im Liede der deutschen Barden. 1091.
Frommel's, L., pittoreskes Italien. 275.
Frühlingsblüten aus dem Garten der Musen. 962.

Funck, Z., Klänge aus der Zeit. 787.
— — Das Buch deutscher Parod. u. Travestien. 1007.
Galle, Fr., Versuch einer Charakteristik Melanchthon's. 103.
Gautier, Th., Fortunio, der Indier in Paris. A. d. Franz. v. A. Hippolit. 44.
Gay, Sophie, Maria von Mancini. Uebers. v. Fanny Tarnow. 111.
Gedichte v. C. F. L. in Magdeb. 991.
Gefängnißverbesserung. 645.
Geibel, Eman., Gedichte. 845, 1455.
Gelzer, H., Die Religion im Leben. 914.
Genzel, G., Jesus Christus. 248.
George, 1805—1815. 835.
Gerhard, W., Napoleon's Rückkehr. 787.
Gerle, W. L., Lebensbilder 1176.
Gerock, C. F., Versuch einer Darstell. der Christologie des Koran. 514.
Geschichte der europ. Staaten v. Heeren und Ukert. Erster Artikel. 549.
Zweiter — 709.
Dritter — 889.
Geschichtschreibung, Ein Gedanke über, 218.
Gfrörer, A. F., Geschichte der christl. Kirche. 1. Bd. 46.
Gherardini, Voci e maniere di dire ital. 172.
Giacometti, P., La famiglia Lercari. 40.
Glasford Bell, Life of Mary, Queen of Scotts. 951.
Gleich, J. A., Herr Joseph und Frau Babett. 1203.
— — — Doctor Krampert. 1203.
Gleich und Gleich. 627.
Gleim's Zeitgedichte von 1789 — 1830, herausgeg. v. W. Körte. 883.
Glockenkreter, K., Das St.-Annakloster. 751.
Gorben, A. v., Vier Jahre in Spanien. 1437.
Gordon, Th., Geschichte der griech. Revolution. 850.
Gore, Mrs., Greville, or a season in Paris. 836.
Goethe's Wahlverwandtschaften und ihre neuesten Beurtheilungen (v. Ch. H. Weiße). Erster Artikel. 269.
Zweiter — 385.
— Faust, Französ. Urtheil über H. Blaze's Übersetz. 512.
— Friederike von Freimund Pfeiffer (Aufsatz von Dr. L. Braunfels) 1311. Entgegnung v. Freim. Pfeiffer. 1475.
Gosse, P. H., The Canadian naturalist. 888.
Goßmann, J. B., Max Emanuel. 1093.
Götte, W., Das delphische Orakel. 1017
Göttling, K. W., Geschichte der röm. Staatsverfassung. 521.
Gozzadini, G., Memorie per la vita di Giov. II. Bentivoglio. 40.
Gozzi, C., Das laute Geheimniß, bearb. v. K. Blum. 1206.
Granier von Cassagnac, Ad., Geschichte der arbeit. u. der bürgerl. Classen. 199.
Granville, Spas of Germany and of England. 1208.
Griechenland und Deutschland. 32.
— Alterthümer und Sprache in. 608.
— Nachgrabungen. 744.
— Engl. Reisende in. 744.
Griesinger, K., Skizzenbuch 1328.
Grotefend, Geschichte der Buchdruckereien in den handvr. u. braunschweig. Landen. 429.
Großmutter, Die, nach dem Französ. v. Fanny Tarnow. 811.
Grube, Elisab., Gedichte und Erzählungen, 1461.
Grün, Anast., beurth. in der Bibl. de Genève. 19.
Grüneisen und Mauch, Ulms Kunstleben im Mittelalter. 414.
Gudrun aus dem Mittelhochdeutschen übers. v. Adelb. Keller. 799.
Guhrauer, G. E., Lessing's Erzieh. des Menschengeschl., widerlegt v. W. Körte. 1399.
Gumposch, V. Ph., Beiträge zur Poesie. 962.
Günther, J., Stammbaum der Napoleonschen Familie. 48.
Gurney, Jos. John, A winter in the West-Indies. 806.
Gustav III. und sein Hof. N. d. Schwed. v. K. Eichel. 1279.
Guttenberg, B. F., Albion. 1251.
Gutzkow, K., Börne's Leben. 141.
Haacke, Mor. v., Erinnerungen aus einer Reise durch das südl. Deutschland u. s. w. 251.
Hage, J. v. d., Der Schafhirt. A. d. Holländ. v. O. L. B. Wolff. 1339.
Hahn-Hahn, Gräfin Ida, Gräfin Faustine. 399.
Halem, G. A. v., Selbstbiographie. 537.
Halirsch's, L., literar. Nachlaß. 491.
Hammerstein, Eug. v., Aristipp in Hamburg und Altona. 260.
Hanke, Henr., Herbstblätter. 627.
Hänle, S., Eine pariser Familiengeschichte. 376.
Hanne, J. W., Sokrates als Genius der Humanität. 903.
Harfentöne aus der Hütte eines Einsamen. 962.
Hart, Helm., Der deutschen Hausfrau Feierstunden. 1176.
Hasse, Fr. Chr., Typograph. Lips. hist. 421.
Haßler, Die Buchdruckergeschichte Ulms. 413.
Hastings, Lady Flora. 259, 536.
Hauch, J. P., Eine polnische Familie. 751.
Hauff, H., Skizzen aus dem Leben und der Natur. Verm. Schriften 1. u. 2. Bd. 223.
— — Moden und Trachten. 1349.
Haug, Fr., Gedichte. 1091.
Haupt, C. G., Allgem. wissenschaftl. Alterthumskunde. 85.
Heine, H., über Ludwig Börne. 141.
Heinlein, Festgabe z. 4. Säcularf. d. Buchdruckerk. 426.
Heinzen, K., Reise nach Batavia. 1119.
Held, W., 1813. 1814. 1815. 1186.
— — Liebe. 1194.
Heller, W. K., Novellen. 3. Bd. 216.
Henke, K. L., Daguerreotypen und Chausseegestalten. 707.
Herloßsohn, C., Schmetterlinge. 1387.
Hermsdorf, C., Das System der deutschen Constitutionen. 1. Th. 561.
Herwegh, G., Gedichte eines Lebendigen. 855.
Hertz, H., Amor's Gewiestreiche. 1206.
Heusinger, Sagen aus dem Werrathale. 1306.
Heymonskinder, Die. 1458.
Hilscher's, Jos. Em., Dichtungen. 965.
Hippel, Th. G. v., Beiträge zur Charakteristik Friedrich Wilh. III. 1147.
Hirzel, B., Das Lied der Lieder. 251.
Hochdörfer, J. H., über Abschaff. der Todesstrafe. 352.
Hoffmann v. Fallersleben Unpolit. Lieder. 26.
—, Fr. W., Blüten spanischer Poesie. 1071.
— W. O., Schwerlilien. 1431.
Hoffmeister, K., Nachlese zu Schiller's Werken. 469.
Holtei, K. v., Briefe aus und nach Grafenort. 800.
Holzer, Jos., Gedichte. 1458.
Hophthalmos, Fr., Zweihundert Hyperbeln auf Hrn. Wahl's Nase. 1156.
Hormayer, Jos. Freih. v., Taschenbuch f. die vaterländ. Gesch. 30. Jahrg. 822.
Hoven, Dr. Fr. W. v., Biographie. 351.
— — — — — Ansicht über Kaspar Hauser. 56.
Howitt, Rich., The gipsy king 559.
— W., Visits to remark. places. 643.
Hoyer, J. G. v., Geschichte Siciliens (angez. v. K. Zimmer). 173.
Huber, V. A., Die englischen Universitäten. 861.
Hügel, K. Freih. v., Kaschmir und das Reich der Sikh. 349.
Hugo, Victor. 995.
Huldigung den Frauen f. 1841. 125.
— — — f. 1842. 1365.
Hunter, Jos., A disquisition on the scene etc. of Shaksp. Tempest. 138.
Jäger, K., Briefe u. Bilder aus dem Großherzogth. Baden u. Elsaß. 204.
Jahrbuch der Novellen f. 1840. v. Ed. v. Bülow. 130.
— Rhein., 2. Jahrg. 129.
— deutscher Bühnenspiele. Herausgeg. v. F. W. Gubitz. 20. Jahrg. 673.
James, George Payne Rainsford (Aufsatz v. Fr. Voigts). 1369.
Janin, Jul., über Schiller. 224.
Jeschurun. 126.
Immergrün f. 1842. 1386.
Immermann, K., Memorabilien 569.
— — als Theaterdirector (v. Fr. v. Uechtritz). 737.
— — der Dichter. 913.
Indische Literatur, Ihre Originalität. 687.
Ingenheim, G. v., Die Jegries und Abencerragen. 1162.

Jordan, J. P., Grammatik der wendisch-serb. Sprache. 1443.
Josika, Nikol., Die Böhmen in Ungarn. A. d. Ungar. v. H. Klein. 35.
Irving, Wash., Kerkergenossen. Bearb. v. G. Lotz. 751.
Isländ. Literaturzustände. 12.
Italien, Aus. 40, 76, 120, 172, 228, 287, 476, 767, 815, 871, 992, 1052, 1112, 1228, 1264, 1308, 1387, 1412.
— Neueste dramat. Literatur. 1331.
Junia Romana, Das Wildhaus. 356.
Junot-Abrantes, Mad., Die beiden Schwestern. N. d. Französ. v. W. L. Weschè. 191.
Kaiserin und Sklavin. 583.
Kalenderwesen, Ältestes, Beitrag dazu (v. M. Koch). 364, 624.
Kallenbach's, G. G., neuerfundne Modelle altdeutscher Bauwerke (v. W. Körte). 262.
Kapodistrias, Zur Biographie und Charakteristik dess. 467.
Karl V. und Philipp II. i. J. 1551. 803.
Kearu Lwan Wang, chines. Novelle. 579.
Kehrein, Jos., Die dramat. Poesie der Deutschen. 194.
Kerguelen's Land. 820.
Kiesewetter, R. G., Guido von Arezzo. 1064.
Kin, chines. Saiteninstrument. 808.
Klein, J. L., Maria von Medicis. 679.
Kletke, G., Die Bürgerverschwörung zu Breslau. 627.
Knapp, Alb., Hohenstaufen. 1473.
Knight, W., Oriental outlines. 603.
Kobbe, P. v., Römische Geschichte. 1. Th. 1209.
— Th. v., Humorist. Erinnerungen. 633.
Köche, und Kocherei. 187.
Kock, Paul de, Die Schöne aus der Vorstadt. A. d. Französ. v. Fr. Lindner. 923.
Köhle, Fr., Bianca Medicis. 1186.
Köhler, L., Gedichte. 962.
Köller, Jul., Ewald und Lina. 1454.
Kohl, J. G., Petersburg. 1153.
— — — Reisen in Südrußland. 1153.
Köster, H., Alcibiades. 1187.
Krafft, C., Jüdische Sagen. 604.
Krug, F. W., Lotosblumen. 963.
Krutter, Fr., Salomon und Salomeh. 1198.
Kugler, Fr., Gedichte. 1458.
Kühne, F. G., Die Rebellen von Irland. 649.
Kuenlin, Fr., Histor.-romant. Schilderungen aus der westl. Schweiz. 171.
Kurländer's, F. A. v., dramat. Almanach f. 1841. 670.
La Beaume, Jul., Heinrich Fremond. A. d. Französ. 43.
Laborde, Léon de, Débuts de l'imprimerie à Strasb. 62.
— — — — — —
à Mayence et Bamberg. 65.
Lambrecht, H., Gedichte. 1462.
Lamennais, F., Grundriß einer Philosophie. 833.
Landon, Let. El., Life and liter. remains. 1410.
Langer, Joh., Gedichte. 969.
Lappenberg, Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg. 419.
Lardner, Dr. Dionys., 208.
Latour, Mons. de, Maler. 904.
Laube, H., Französ. Lustschlösser. 641.
— — Jagdbrevier (angez. v. Rich. Morning). 701.
Lavergne, Al. v., Schwert u. Feder. Übers. v. Fanny Tarnow. 1278.
Leben des k. preuß. Staatsministers von und zum Stein. 881.
Lebrün, C., Jahrbuch f. Theater und Theaterfreunde. 1. Jahrg. 282.
Legouvé, E., Editha von Falsen. A. d. Französ. v. Em. Wille. 811.
Leibnitz's Deutsche Schriften. 2. Bd. 1017.
Leiden des raschen Fortkommens in England sonst und jetzt. 294.
Leipoldt, W., Hilmar Ernst Rauschenbusch. 271.
Leipzig, Brief über die Kupferstichausstellung. 747.
Lengerke, Cäs. v., Lieder. 1453.
Lennep, J. van, Hollands romant. Geschichte. 2. Abthlg., übers. v. J. H. F. Lerz. 112, 1315.
Leonhardt-Lyser, Karol., Meister Albrecht Dürer. 681.
Letter-bag, The, of the Great Western. 639.
Lewald, A., Aquarelle aus dem Leben. 5. u. 6. Th. 64.
— — Aus dem Jugendleben Friedr. des Gr. 699.
Leynadier, Die Opfer der Inquisition, bearb. v. Fr. v. Biedenfeld. 868.
Lieder, Alte christl., übers. v. H. Freyberg. 1469.
Lisch, Gesch. der Buchdruckerkunst in Mecklenburg. 417.
Liskoviana. 790.
Literarische Werkstätten. 487.
Literary Fund Society in London. 703, 760.
Lithauische Schriftsteller, Drei. 783.
Lobstein, J. F., Platon. Weihestunden. 1093.
Lochner, G. W. L., Die drei Jahrhunderte von Luther bis Friedrich d. Gr. 1423.
Lorenz, Wilhelm., Schloß Tornitz. 1176.
Lornsen, U., Die Unions-Verfass. Dänemarks u. Schleswig-Holsteins. 1169.
Lortet, Du Rhin et de la Syrie. 416.
Lotze, H., Gedichte. 963.
Ludwig von Erfurt, Laßt die Todten ruhn! 786.
Lundblad, K., Geschichte Karl's XII. N. d. Schwed. v. G. F. v. Jenssen. 2. Th. 339.
Lyraklänge, ernste und heitere, aus dem Leben eines Handwerksmannes. 1093.
Maberly, Mrs., Emily, or the countess of Rosendale. 466.
Mager, K. W. E., Die deutsche Bürgerschule. 209.
Mahlmann's sämmtl. Schriften. 721.
Maien, K., Veilchen. 1091.
Maillard de Chambure, C. H., Règle et statuts secr. des Templiers. 1165.
Mair, W., Erinnerungen an Heidelberg. 1091.
Malcolm, How., Travels in the Burman Empire. 1270.
Maniago, Fabio di, Guida di Udine. 40.
Manuel, Don Juan, Der Graf von Lucanor. Übers. v. Jos. v. Eichendorff. 323.
Marbach, G. O., Die Dioskuren. 390.
Martineau, Miss Harr., The hour and the man. 123.
Marlow, F, Faust. — Dichternachtwege. 529.
— — Gutenberg. 825.
Marryat, Capit., Der räthselhafte Gast, bearb. v. G. Lotz. 868.
— — Olla potrida. A. d. Engl. v. G. R. Bärmann. 1395.
Matthäi, G. Chr. R., Die Macht und Würde des Fürsten. (Anzeige von Karl Biedermann). 1393.
Matthias Corvinus' Denkmal 104.
Maximilian I., Merkwürd. Brief von. 1400.
Mayer, K. A., Neapel und die Neapolitaner. 381.
— — Gedichte. 1470.
Mefistofeles. 1. Heft. 1421.
Memoiren, Deutsche, und deutscher Styl. Engl. Urtheil darüber. 839.
Memoirs of the Princess Daschkow. 110.
Mensch, Der innere. 503.
Menzel, K. A., Rinow, Arkonas König. 1185.
Mérimée, Prosper, Colomba. A. d. Franz. v. A. Diezmann 1432.
Merkel, Garl., Darstellungen und Charakteristiken. 898.
Meyer, Die Buchdruckerkunst in Augsburg. 415.
Mezger, Augsburgs älteste Druckdenkmale. 414.
Mirabaud, System der Natur. 1293.
Mirbach, O. v., Römische Briefe. 1135.
Missionnair, Der. A. d. Holländ. v. Eb. Heine. 43.
Mitchell's Entdeckungsreisen in Neusüdwales. 1249.
Mohnike, G., Die Geschichte der Buchdruckerkunst in Pommern. 418.
Moltke, Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei. 317.
— L., Haideblümchen. 962.
Monbeux, H., Der junge Kopfrechner. 332.
Montanus, Euseb., Blicke auf Amt und Leben. 271.
Moraht, Ad., Harfenklänge. 1102.
Morgenland und Abendland. V. Brf. der Cantons. 901.
Morris, C., Lyra urbanica. 638.
Mügge, Th., Toussaint. 935.
Mühlbach, L., Des Lebens Heiland. 1095.
Müller, W., Russen und Mongolen. 2. u. 3. Bd. 411.
— Jos., Gedichte in Aachner Mundart. 1090.
— Cäs., Napoleon bei Hanau. 1132.
Münch, E. v., und seine letzten Schriften. 1353.
— — — Margariten. 1357.

Münch, E. v., Erinnerungen, Reisebilder. 1. Thl. 1365.
— — — Sämmtl. Dichtungen. 1366.
— — — König Enzio. 1471.
München, Kunst und Theater in, 771.
Münchhausen, Ph. D. v., Liebesnovellen. 1039.
Musenalmanach, Deutscher, f. 1841. Herausgeg. v. Th. Echtermeyer und A. Ruge (angez. v. Richard Morning). 755.
Napoleon in Oschatz. 1203.
Napoleon'sche Gedichte. 786.
Navarin, Schlacht bei. 1164.
Neidhardt, Alex., Maiblätter. 1470.
Nelly, St., Novellen. 752.
Neugriechische Literatur. 451, 512.
Neumeister, R., Johann von Schwaben. 1193.
Nichts Neues unter der Sonne. 979.
Niebuhr, B. G., Lebensnachrichten über, 3. Bd. (Anzeige v. Fr. Köppen) 495.
— — — Brief an einen jungen Philologen. 499.
Niemcewicz, Julian Ursyn. 967.
Niviani, Soph., Les reflets. 628.
Nordamerikan. Miscellen. 464, 500, 568, 640, 676, 768, 780, 1224, 1300, 1380, 1432.
Norton, Mrs., The dream. 467.
Nur nicht nach Norden 31.
Nürnberger, J. E., Ernste Novellen und Skizzen. 1019.
Ober, P., Gedichte. 1457.
Oelse, Al. Frhr. v., Unterhaltungsblätter. 752.
Oesterlin, Nikol., Gedichte. 967.
Oestreich im J. 1840 (angez. v. Joh. Sporschil). 1077.
Ohnesorgen, Herm. v., Geschichte des Entwickelungsganges der brandenburg.-preuß. Monarchie. 931.
Oldofredi-Hager, Julie Gräfin, Blüten des Gefühls. 1461.
Opiumrauchen. 660.
Original-Beiträge zur deutschen Schaubühne. V. 671.
Orlich, L. v., Die geschichtl. Bedeutung des 1. Dec. 1840. 44.
Oskar, Kronpr. von Schweden, über Strafe u. Strafanstalten. 645.
Ottenheimer, Henr., Erzählungen. 356.
Pangkofer und Schnegraf, Geschichte der Buchdruckerkunst in Regensburg. 415.
Pape, D., Christus, ep. Gem. 1107.
Papencordt, Fel., Cola di Rienzo. 745.
Pauli, Zegota, Galizische Alterthümer. 619.
Pechlin, F. v., Gedichte. 965.
Peignot, Livre de singularités. 507, 691.
Penelope f. 1842. 1377.
Pensieroso, Die Verwandten in Kopenhagen. 1223.
Periwinkle, Paul, oder der Preßgang. A. d. Engl. v. E. Brinkmeier. 868.
Perlen f. 1842. 1382.
Perspektiven, Poet., eingef. v. K. Rosenkranz. 1461.
Pesth, Ludovicia und Nationalmuseum zu, 184.
Petersen, J., Das Musikfest. 1459.
Petrarca's Schilderung von Paris. 808.
Pfeffel, Th. C., Tables et poés. chois. p. P. Lehr. 1439.
Pferdebezauberung. 852.
Pfizer, G., Dichtungen. 1069.
Philipon, Mlle., Lettres inéd. 8.
Pichler, Karol., Zeitbilder. 708.
Pirat, Der, im Golf von Barritaria. A. d. Engl. v. L. v. Alvensleben. 216.
Pistorius, H. Alex., Das christl. Leben in Liedern. 1102.
Pleißner, G., Blicke aus der Reformation. 982.
Plessen, Maria v., Gedichte 959.
Ploen. Ein Spaziergang von Th. L. 1453.
Polewoj, Nik. Alekssew., (v. J. P. Jordan). 397.
Polit. Lieder. 785.
Poln. Literatur. 1048, 1092, 1160.
Porter, Jane, Queen Victoria. 109.
Portraits de la galerie de la presse, de la littérat. etc. 291.
Porzio, Camillo. 1027.
Predl, A. v., Erinnerungen aus Griechenland. 1372.
Preuß, J. D. E., Der große Kurfürst u. Kurf. Friedrich Eisenzahn. 44.
Puschkin, Alex., Dichtungen u. Novellen, Übersetzungen. 133.
— — Geschichte des Pugatschewschen Aufruhrs, a. d. Russ. v. H. Brandis. 763.
Püttmann, H., Chatterton. 1233.
Quevedo, Fr. Gom. de, Der Glücksritter Deutsch bearb. v. B. F. Guttenstein. 1380.
Radewell, Fr., Die Passion. 1189.
Rafael's Fresken in La Magliana (v. H. Hase). 1355.
Raffael's von Montelupo Selbstbiographie (v. Alfred Reumont). 1.
Rahden, W. Bar. v., Cabrera. 1241.
Rau, Herib., Girandolen. 1395.
Raupach's, E., dramat. Werke ernster Gattung. 15. Bd. 1191.
Regnault, El., Histoire criminelle du gouvernem. anglais. 980.
Rehm, Fr., Abriß der Geschichte des Mittelalters. 278.
Reichenbach, M., Konrad v. Marburg. 1176.
— — Mephisto's Verwandlungen. 1459.
Reil, Bernh., Lieb' am Meere. 1097.
Rein, L., Novellen. 1131.
Reinbeck, G. v., Situationen. 1300.
Reinhard, W., Lenchen im Zuchthause. 623.
Reiniger, Em., Poet. Versuche. 1458.
Reise durch Salzburg u. Tirol nach Italien. 1062.
Reisende, Schönwissenschaftl. (v. H. Laube). 1137.
Revolution, Die französ., ein Werk des Christenthums o. der Philosophie? 337.
Reyband, Ch., Die Raben und das Gespenst. A. d. Franz. v. St.-Friedrich. 43.
Richardson, R. J., Political almanach. 956.
Richter, J. W. D., Geschichte des 30jähr. Kriegs. 1. Bd. 1074.
Rieck, G., Der böhm. Veteran. 183.
Riemer, Fr. W., Mittheilungen über Goethe. 849. Aufsatz v. W. A. Passow. 1100.
Riesenjournal. 1168.
Robe, Kobold Piruschi. 1191.
Robertson, J. P. u. W. P., Dr. Francia, Dictator von Paraguay. A. d. Engl. v. Le Petit. 121.
Robin, Ed., Die Pulververschwörung in Jammershausen. 1202.
Robinson, E., und E. Smith Palästina. 1313.
Rochow, Frhr. v., Friedrich, erster Kurf. v. Brandenburg. 72.
Röhr, J. F., Kleine theolog. Schriften. 1. Samml. 459.
Romanenliteratur. 43, 111, 167, 215, 355, 432, 483, 546, 563, 627, 706, 751, 811, 868, 923, 987, 1039, 1131, 1175, 1223, 1278, 1395, 1430.
Römische Briefe von einem Florentiner. 509.
Röpell, Rich., Geschichte Polens. 1. Bd. 889.
Rosa Maria's poetischer Nachlaß. 845.
Rosen, Bar. G., Die Tochter Joann's III. (v. H. Koenig). 1273.
Rosenkranz, K., Studien. 1. Th. (angez. v. E. Althaus). 241.
Roß, L., Reisen auf den griech. Inseln. 1178.
Royer, Alph., Robert Macaire im Orient. Übers. v. Em. Wille. 1224.
Rueß, W., Die Schlacht am Morgarten. 1186.
Rüge, den unnöth. Gebrauch von Fremdwört. betreff. 328.
Runge, Ph. D., Hinterlass. Schriften. 1069.
Russ. Literatur, Notizen zur. 1004.
Ruteboeuf, Oeuvres complètes. 227.
St.-Aubin, Hor. de, Der Freih. v. Roche-Corbon. A. d. Französ. v. v. Wedell. 923.
St.-Hilaire, E. M. de, Geheime Mittheilungen aus den Zeiten des französ. Kaiserreichs v. J. Sebastiano. 175.
Salle, Eus. de, Pérégrinations en Orient. 225.
Salon, Dramat., 1841. Von Alex. Cosmar. 670.
Sam Slick's Reden u. Thun. A. d. Yankee-Engl. von E. A. Moriarty. 432.
Sand, G., Pauline und die Mississippier. A. d. Franz. von E. Susemihl. 216.
Sander, H., Athen und seine Umgebungen. 1424.
Satori, J., Johann Kasimir von Polen. 751.
— — Johannes VI. von Rußland. 751.
Schäfer, Histor. Bericht über Erfind. u. s. w. der Buchdruckerkunst. 426.
— H., Geschichte von Portugal. 2. Bd. 709.
Schefer, L., Viel Sinne, viel Köpfe. 547.
Schiller, Die neuesten Erscheinungen der Literatur über ihn. Zweiter Artikel. 469.
Schiller's Werke. Ergänzungsband. Don

Carlos nach dessen ursprüngl. Entwurfe. 473.
Schiller's Schriften, charakteris. v. einem Engländer. 1258.
Schimper, K., Gedichte. 1465.
Schirges, G., Wellenschläge. 1094.
Schliephake, Th., Kaiser Heinrich IV. 681.
Schmaler, J. E., Der kleine Gerbe. 1444.
Schmidt, E. Alex., Geschichte v. Frankreich. 2. Bd. 710.
Schmitthenner, Fr., Die Culturverfassung von Nassau u. s. w. 409.
Schmitz-Aurbach, K. A. Fr. v., Eines Laien Weltdialektik. 739.
Schneeglöckchen f. 1841. 125.
Schomburgk, R. H., Geograph.-statist. Beschreibung v. Britisch-Guiana. 1211.
Schopenhauer, Arth., Die beiden Grundelemente der Ethik. 539.
Schoppe, Am., Die erste Liebe eines Prinzen. 988.
Schröter, L., Das Eigenthum im Allgem. 267.
Schubert, G. H. v., Erzählungen. 526.
— — — — Reise in das Morgenland. 3. Bd. (angez. von F. A. Koethe). 429.
— Fr. Th., Vermischte Schriften. Neue Folge. 1—3. Bd. (angez. v. Dr. J. Nürnberger). 481, 1221.
Schulz, W., Der Bund der Deutschen u. Franzosen. 387.
— Gutenberg o. Geschichte der Buchdruckerk. 426.
Schulze, Chr. Ferd., über die Benutzung der Geschichte. 1424.
Schuselka, Fr., Weltgedanken. 60.
Schwab, G., Schiller's Leben. 477.
— — Urkunden über Schiller. 477.
Schwarz, Th., Parabeln. 247.
Schwedische Literatur, Übersicht ders. i. J. 1840. 297.
Schwetschke, Vorakadem. Buchdruckergeschichte der Stadt Halle. 425.
Scott, W., Zu dessen Guy Mannering. 1083.
Scribe, E., Das Glas Wasser, bearb. v. C. D. Hoffmann und F. A. Oldenburg. 1205.
Sechs Tage in Kanton. 1405.
Seidl, J. Gabr., Liedertafel. 970.
Seisen, J. D., Der Genius des Cultus. 1235.
Selam des Orients. 1363.
Seld, A. Freih. v., Gedichte. 1457.
Serle, Th. J., Joan of Arc. 1031.
Seyssel d'Aix, Armoria ant. e mod. di S. M. Carlo Alberto. 40.
Shakspearelitteratur, Zur. 658, 906.
Shakspeare-Reliquien. 752.
Shakspeare's Nachkommenschaft. 336.
— sämmtl. Gedichte. 959.
Sherry, Leben und Abenteuer Valentin Vox. A. d. Engl. v. E. Brinkmeier. 924.
Sherwood, Mistr., Der Mönch v. Cimies. A. d. Engl. v. L. Marezoll. 743.
— — Die Nonne. 743.
Siemens, G., Die Elemente des Staatsverbandes. 605.
Sila o. die Macht des Segens. 1194.
Slawische Literatur. 1023.
Smets, W., Gedichte. 1402.
Smidt, H., Steuermann Johannes Smidt. 135.
Smitt, Fr. v., Geschichte des poln. Aufstandes. 1034.
Söltl, Der Religionskrieg in Deutschland. 793.
Softmann, Wilhelm., Donata. 355.
Soulié, Fr., Der verliebte Löwe, übers. v. K. Ziegler. 112.
— — — Liebestraum und die Kammerjungfer, übers. v. W. Schultze u. Fr. Steger. 432.
Soumet, A., La divine épopée. 188, 1135.
Sozmann, J. D. F., Gutenberg und seine Mitbewerber. 61.
Spanien, Histor. Literatur in. 568.
— Zur Sittenschilderung. 1319.
Spanisch Paternoster. 422.
Spanische u. portugies. Literatur, Neue. 304.
Spenden der Wohlthätigkeit. 707.
Spielberg. 1142.
Spindler, C., Vergiß mein nicht f. 1841. 126.
Sprichwörter, Deutsche. Zur neuesten Literatur ders. (v. W. Körte). 10.
Steffens, H., Was ich erlebte. Erster Artikel. 37.
— — — — — Zweiter Artikel. 1005.
Steger, Fr, Die Reise in das Leben. 1155.
Stegmaier, Johannes. 152.
Stein, L., Stufengesänge. 1454.
Sternberg, A. v., Georgette. 546.
— — — Saint-Sylvan. 601.
— — — Alfred. 1014.
Steub, L., Bilder aus Griechenland. 1065.
Stilleben. 1040.
Stockfeld, G., Poet. Versuche. 1090.
Stockmeyer und Reber, Beiträge zur basler Buchdruckergeschichte. 417.
Stoffels, Ch., Résurrection. 1425.
Stolberg-Stolberg, Luise Gräfin zu, Königslieder. 1107.
Stolle, Ferd., Der neue Cäsar. 1039.
Storch, L., Nepenthes. 548.
Strackerjan, Gesch. der Buchdrucker in Oldenburg u. Jever. 419.
Strahl, Ad., Die Belagerung von Bonifazio. 628.
— — Ein Sommer in der Schweiz. 1053.
— Ph., Geschichte des russischen Staates. 2. Bd. 893.
Straß, Fr., Handbuch der Weltgeschichte, fortgef. v. W. Havemann. 4. Th. 595.
Strauß und dessen Christl. Glaubenslehre von einem Altengländer beurtheilt. 1047.
Streckfuß, K., Torq. Tasso's Leben. 926.
Süd-Polarkreis, Neue Entdeckungen im. 23.
Sue, Eug., Hercules Kühne. A. d. Franz. v. P. Gauger. 923.
Swift's Charakter. 960.
Talfourd's Vertheidigungsrede für Moron. 1456.
Talvj, Versuch einer geschichtl. Charakteristik der Volkslieder germ. Nationen. 69.
Tarnow, Fanny, Gesammelte Erzählungen. 1. u. 2. Bd. 355.
Tarnowski, L., Menschen und Zeiten. 707.
Taschenbuch der Liebe und Freundschaft f. 1841. 126.
— dramat. Original. Herausgeg. v. Dr. Franck. 5. Jahrg. 666.
— Histor. Herausgeg. v. Fr. v. Raumer. N. Folge. 3. Jahrg. 1389.
Taschenbücherschau f. d. J. 1841. 125.
— — — — 1842. Erster Artikel. 1261.
— — — — — Zweiter Artikel. 1377.
Temme, J. D. H., und G. A. Körner, Der Proceß Lafarge. 493.
Tennent, J. Em., Belgium. Desselben On the copyright of designs. 728.
Terpen, C., Der Diamant. 419.
Teufel, Ein namenloser, von der niedrigsten Sorte. 1421.
Theaterlexikon, Allgem., 315.
— v. Düringer. 315.
Theologie, Deutsche, Engl. Urth. über dies. 695.
Theresens Briefe. 1027.
Thon, Chr. Fr. G., Gedichte. 1454.
Tietz, F., Brasilian. Zustände. 571.
Tiraboschi, Bibliot. moden. contin. 767.
Tola, Pasq., Biograph. Wörterbuch berühmter Garben. 120.
Tommaseo, N., Di nuovi scritti. 287.
Töpfer, F., Lustspiele. 4. Bd. 1198.
Tory und Whig, Etymologie der Namen. 44.
Toussaint l'Ouverture zu Jour. 123.
Tower, Der, in London. 359.
Transatlantischen Romane, Die, und Lebensbilder des Verf. der Transatlant. Reiseskizzen (v. Wilib. Alexis). 301.
Trappistenklöster, Stillschweigen und Zeichensprache in denselben. 163.
Triarchie, Die europ. 471.
Trollope, F. A., A summer in Brittany. 15.
Tromlitz, A. v., Vielliebchen f. 1841. 127.
Tscherkessenlieder. 1289.
Tytler, Patr. Fraser, England under the reigns of Edw. VI. and Mary. 395.
Übersetzungskunst bei den Franzosen. 1203.
Ulmann, L., und G. Schwab, Der Cultus des Genius. 478.
Ulmer, K., Romanzen. 958.
Ulrichs, H. N., Reisen und Forschungen in Griechenland. 1. Thl. 1178.
Ungarn und die Walachei in neuester Zeit. 1061.
Urania f. 1842. 1261.
Urkundliches zur Gesch. u. Verfass. der Prov. Preußen. 1325.
Varnhagen v. Ense, K. A., Leben des Feldmarsch. Gr. v. Schwerin. 947.
Varrentrapp, G., über Pönitentiarsysteme. 646.

Venedey, J., La France, l'Allemagne. 817.
Verbindungen, Die, der Gesellen. 1281.
Vergißmeinnicht, Dramat., auf 1841, v. Th. Hell. 671.
Vernon, James, Letters, illustrat. of the reign. of William III. 1215.
Veuillot, L., Erinnerungen einer Pilgerfahrt durch die Schweiz. 1055.
Viennet, Eine Fabel von, 735.
Vincke, C., Gedichte. 1457.
Viviani, Domen., 172.
Vögelin, Christoph Froschauer. 415.
Vogt, K. W., 962.
Voisin, F., De l'homme animal. 12.
Volkslieder, Histor., aus dem 16. u. 17. Jahrhund., gesamm. v. Ph. M. Körner. 655.
— Deutsche. 1453.
Vorholz, Chr. Lyraklänge. 1093.
Wachsmann, C. v., Erzählungen u. Novellen. 7—10. Bd. 591.
— — — Lilien f. 1842. 1381.
Wachsmuth, W., Geschichte Frankreichs. 1. Bd. 713.
Wagner, K. Th., Handbuch f. Reisende in Dänemark, Norwegen, Schweden ꝛc. 172.
Wagner's, J. J., Kleine Schriften, herausgeg. v. Ph. L. Adam. 201.
— — — Dichterschule. 1286.
Wagner, W., Licht- und Schattenbilder. 706.
Wagner, Mor., Reisen in der Regentschaft Algier. 769.
Waiblinger's, W., gesammelte Werke. 973.
Walker, The burial grounds. 118.
Wanderung, Die, in Großpolen und Masovien. 168.
Washington, Vie, correspond. et écrits, par Guizot. 21.
Weber und Berlioz. 1056.
Weisser, Ad., Hinterlass. Papiere eines geistl. Selbstmörders. 1344.
Weitzel, J., Züge zu dessen Charakteristik (v. Emmermann). 27.
Wellsted, J. R., Travels to the City of the Califs. 114.
Weltgegenden. Herausgeg. v. Chlodwig: 1375.
Wenden, Volkslieder der, herausgeg. v. L. Haupt und J. E. Schmaler. 1. Th. 1447.
Wendisch-serb. Literatur. 1442.
Werg, A., Diogenes Romanus. 1132.
White, Ch., Der Kaschmir-Shawl. A. d. Engl. v. C. Richard. 483.
Wienbarg, L., Quadriga. 1. Bd. 161.
Wiese, S., Don Juan. 681.
Wildenhahn, E. A., Vollbrecht's Wallfahrt. 251.
William, J., A narrative of missionary enterprises in the South See Islands. 117.
Willkomm, E., Der Traumdeuter. 547.
Winter, Am., Diadem und Zepter. 1396.
Wolff, O. L. B., Einhundert Bilder und Lieder. 1097.
Wood, J., Personal narrat. of a journey to the source of the Oxus. 524.
Worch, K. G., der Schneider und neue Natursänger (v. A. Th. Woeniger). 1216.
Wrangel's Reise an den Nordküsten Sibiriens. 41.
— Flücht. Skizzen aus Ost und Süd. 180.
Wurm, Chr. Fr., Was soll unserer Jugend die Bekanntschaft mit dem Staatswesen des class Alterthums. 617.
Wybicki, Jos., Denkwürdigkeiten. 1382.
Zachariä, J. F. W., Der Renommist. 957.
Zauper, J. St., Studien üb. Goethe. 66.
Zeugnisse aus dem verborgenen Leben. 1105.
Zigeunerhochzeit in Spanien. 1164.
Zinkeisen, W., Geschichte Griechenlands. 4. Th. 850.
— — — des osman. Reichs. 1. Bd. 893.
Zustände, Schles., im 1. Jahrh. d. preuß. Herrschaft. 131.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 1. — 1. Januar 1841.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Selbstbiographie Raffael's von Montelupo.

Unter den Bildhauern, welche die Buonarroti'sche Schule hervorbrachte, ist Raffael von Montelupo immer noch einer der bessern, wenn auch gerade kein ausgezeichneter Künstler. Er arbeitete in Florenz, in Loreto, Rom, Orvieto, wo er starb und im Dome begraben ward. Die ihm und dem Simon Mosca von Settignano, seinem Vorgänger bei den Arbeiten im Dome, daselbst gesetzte gemeinschaftliche Inschrift ist von 1588. Manche Arbeiten sind uns vom Montelupo geblieben: die Statue des heil. Damian (eines der Schutzheiligen der Familie Medici) in der neuen Sacristei von S.-Lorenzo in Florenz, wo die Buonarroti'schen Grabmäler stehen; die Bildsäule Papst Leo's X. am Monumente desselben in Sta.-Maria sopra Minerva in Rom, ein Prophet und eine Sibylle am Denkmale Julius' II. in S.-Pietro in vinculis; in der Collegiatkirche zu Pescia in Toscana das Denkmal des Baldassar Turini, welcher in Rom unter Leo X. und Clemens VII. eine nicht unwichtige Rolle spielte; der Engel endlich, welcher ehemals auf der Spitze des Castells in Rom stand, bis er, vielfach beschädigt, durch den neuen von Verschaffelt ersetzt ward, und den man jetzt im Innern in einer Nische an der Treppe des Rundbaues sieht. Keines von diesen Werken wird jetzt Bewunderung erwecken, und man muß dem Vasari aufs Wort glauben, wenn er sagt, Raffael würde weit mehr und weit bessere Sachen geliefert haben, hätte er sich an große Unternehmungen gemacht; er sei aber zu gut und zu bescheiden gewesen, habe sich in keinen Wettstreit eingelassen und manche Gelegenheit sich auszuzeichnen verloren. Dieser Künstler begann, in schon vorgerücktem Alter, die Denkwürdigkeiten seines Lebens aufzuschreiben. Leider ist von diesen Memoiren nur ein Fragment vorhanden, welches bis 1527 geht. Wäre das Ganze auf unsere Zeit gekommen, so hätten wir darin vielleicht ein werthvolles Gegenstück zu der Selbstbiographie Benvenuto Cellini's, wenn auch weniger reich an unterhaltenden Erzählungen, doch voll interessanter Beiträge zur Künstlergeschichte des 16. Jahrhunderts. Denn Montelupo stand mit den bedeutendsten Künstlern in Verbindung, mit Antonio Picconi da S.-Gallo, mit Michelangelo, mit Sansovino, und er leitete die Arbeiten in Orvieto in einer Zeit, wo daselbst eine große Thätigkeit an den Tag gelegt ward, welche leider nicht durch gleich großes Talent noch Geschmack unterstützt wurde. Die Originalhandschrift der erwähnten Selbstbiographie ist in der Magliabecchi'schen Bibliothek zu Florenz aufbewahrt: sie wurde zuerst gedruckt in Gaye's „Carteggio inedito d'artisti" (Bd. 3, Florenz 1840). Das Wichtigste daraus, was sich sowol auf künstlerische Arbeiten bezieht, wie auf die Lebensweise in jener Zeit, möge hier eine Stelle finden.

Bartolommeo, Sohn des Giovanni, des Sohnes des Astorre von Montelupo *), Bildhauer, aus dem Hause der Sinibaldi von Montelupo, beginnt unser Künstler, war mein Vater. (Es muß hierbei bemerkt werden, daß dieser Bartolommeo oder Baccio, unsers Raffael Vater, zu seiner Zeit kein unangesehener Bildhauer war, dessen Leben von Vasari beschrieben ward. In Florenz sieht man von ihm in einer der Nischen von Or san Michele die Erzstatue des Evangelisten Johannes, die bei ihm von der Seidenwirkerzunft bestellt worden war, und andere Werke.) Astorre, mein Oheim väterlicher Seite, wohnte in Empoli, einem 14 (20) Miglien von Florenz entlegenen Castell. Da dieser nun keine Söhne hatte und nach Florenz in unser Haus kam, bat er meinen Vater, er möge mich auf einige Zeit zu ihm ziehen lassen: es würde ihm bequem sein und ich würde meine Zeit nicht verlieren, da ich umsonst lesen und schreiben lernen könnte,

*) Montelupo ist ein ungefähr 14 Miglien von Florenz in der Nähe von Empoli an der großen nach Pisa führenden Straße gelegenes Örtchen mit etwa 1400 Einwohnern.

indem die Gemeinde des genannten Castells auf ihre Kosten einen Lehrer hielt, der im Lesen, Schreiben und etwas Rechnen unterwies. Da mein Vater es zufrieden war, zog ich zu ihm; er sandte mich zur Schule und sowol er wie seine Frau, Mona Costanza, behandelten mich so freundlich, als wenn ich ihr leiblicher Sohn gewesen wäre. Auch ihre beiden Töchter, von denen die eine Elisabetta, die andere Smiralda hieß, überhäuften mich mit Liebkosungen. So lernte ich alle Arten Buchstaben lesen und die Kanzleischrift schreiben. Ich blieb dort ungefähr zwei Jahre, während deren Astorre, mein Oheim, mich in einem Buche seine Rechnungen führen ließ. Ich will nicht unterlassen hier zu berichten, wie ich von Natur linkhändig bin. Da ich nun in der linken Hand mehr Gewandtheit besaß als in der rechten, so schrieb ich mit jener, da der Lehrer nicht darauf achtete, indem es ihm genügte, daß ich ziemlich gut schrieb. Auf gleiche Weise zeichnete ich die Schlachten des Morgante, da in der Schule einer war, der diesen las. Was diese Art zu schreiben betrifft, wobei ich das Blatt der Länge nach lege, so haben Viele, die es gesehen, sich darüber verwundert, und es schien ihnen mehr nach hebräischer Weise als sonstwie. — Mit der linken Hand zeichne ich auch, und da ich einmal in Rom beim Colosseum den Bogen des .....*) abzeichnete, gingen Michelangelo und Fra Mastiano del Piombo vorüber. Beide blieben stehen, und da Einer wie der Andere von Natur linkhändig waren, obschon sie mit der Linken nichts arbeiteten als Das, wobei große Kraft erfoderlich, so blieben sie eine Weile stehen und sahen zu und wunderten sich, indem Niemand vielleicht in diesen beiden Künsten mir dies nachgemacht hat.

Da ich nun, wie gesagt, zwei Jahre lang in Empoli bei meinem Oheim gelebt, wollte mein Vater, daß ich nach Florenz zurückkehren sollte, da es ihm schien, ich sei nun alt genug, um eine Kunst zu erlernen. So kehrte ich denn zurück, zum großen Leidwesen des Oheims, der Frau und Töchter desselben, welche mich zärtlich liebten. Abends unterhielt ich sie, indem ich ihnen Geschichten von Schlachten vorlas, welche meinem Oheim, der sein Leben lang Soldat gewesen, wie auch seiner Frau sehr gefielen. Doch ließen sie mich ziehen, und die Frau und ihr Bruder, den man den Hauptmann Leo von Empoli nannte, begleiteten mich. Als ich zu Hause angekommen war, frug mein Vater mich, welche Kunst ich erlernen wolle. Ich antwortete immer: die Bildhauerkunst; er aber, der die Anstrengung und die Schwierigkeiten derselben kannte, wollte nicht und sagte mir, wenn ich durchaus eine der zeichnenden Künste erlernen wollte, so möchte es die Malerei oder die Goldschmiedekunst sein. So that er mich zum Michelangelo **), dem Vater des Cavalier Bandinelli. Dieser war damals in Florenz einer der besten und geschätztesten Goldarbeiter, auch darum, weil sein Sohn Baccio ein Bildhauer von Ruf und namentlich ein trefflicher Zeichner war. So schien es meinem Vater, daß ich bei dieser Gelegenheit Eines und das Andere erlernen und dann künftig jene Kunst ausüben könnte, in der ich das meiste Geschick zeigen würde. Dort blieb ich nun von meinem 12. bis zum 14. Jahre. Die meiste Zeit über stand ich an den Blasbälgen, behufs der Arbeiten, welche der Meister ausführte; bisweilen zeichnete ich auch. Eines Tages ließ der Meister mich gewisse goldene Pferdegeschirrbuckel für den Herzog von Urbino, Lorenzo de' Medici *), glühen: er arbeitete auf dem Ambose daran, und während er an dem einen beschäftigt war, glühte ich den andern. Im Gespräche mit einem Freunde gab er nicht Acht darauf, daß ich den kalten weggenommen und den heißen hingelegt; er griff darnach und verbrannte sich beide Finger. Schreiend und in der Werkstatt umherspringend, wollte er mich prügeln; ich entschlüpfte ihm für den Augenblick, als aber die Stunde des Mittagsessens herangekommen und ich zu Thüre hinausgehen wollte, neben welcher der Meister stand, ergriff er mich bei den Haaren und gab mir mehre tüchtige Maulschellen. So ging ich nach Hause, misvergnügt über das begangene Versehen und die erhaltenen Prügel, und da ich jene Kunst nicht liebte, namentlich des beständigen Arbeitens mit den Blasebälgen wegen, so beschloß ich nicht mehr hinzugehen. Ohne Jemanden etwas zu sagen, blieb ich zu Hause, als ein Gesell des Meisters kam, um mich zu rufen; mein Vater befahl mir zu gehen, aber ich weigerte mich, aller seiner Drohungen und Scheltworte ungeachtet. Einige andere Goldschmiede kamen, um mich zu sich zu nehmen, weil ich für einen guten Lehrling galt; aber ich wollte zu keinem und blieb in der Werkstatt meines Vaters, der damals das marmorne Grabmal des Bischofs Pandolfini **), zum Werthe von 2000 Scudi ausführte und zu diesem Behufe viele Arbeiter hielt. Ich begann nun den Meißel zu handhaben und kleine Sachen in Marmor und Thon auszuführen, und zeichnete dabei in den Kirchen, im Carmine, in Sta.-Maria Novella, in der Annunziata ***), wo es Denen, die mich sahen, schien, es könne etwas aus mir werden. Dort blieb ich bis zu meinem 16. Jahre und lernte mit dem Meißel so gut umgehen, daß ich Blätterwerk aushieb mit den übrigen Meistern, die dort waren, von denen der eine der Mosca †), ein anderer Salvestro

*) „al arco di Trasi da Coloseo". Es muß der Konstantinsbogen damit gemeint sein.

**) Michelangelo di Viviano, Baccio Bandinelli's Vater, aus Gajole, einem Örtchen im toscanischen Chiantithale.

*) Lorenzo de' Medici starb 1519.

**) Giannozzo Pandolfini, Bischof von Troja, der Erbauer des schönen Palastes in Via S.-Gallo zu Florenz.

***) Wo die Fresken des Masaccio, Filippino Lippi, Domenico Ghirlandajo und Andrea del Sarto sich befinden.

†) Simon Mosca von Settignano machte ungefähr dieselbe Carrière wie Montelupo und starb gleich ihm in Orvieto. Von Salvestro Cosacci ist mir nichts bekannt. Es gab zu jener Zeit einen fiesolaner Bildhauer, Silvio Cosini. Stoldo da Settignano (einem drei Miglien von Florenz entlegenen Örtchen) wird von Vasari nicht erwähnt. Il Cicilia oder Siciliano hieß mit seinem Taufnamen Antonio und arbeitete mehres in Mailand wie anderwärts.

Cafacci aus Fiesole, ein dritter Stoldo von Settignano mit seinem Bruder Giovannino. Überdies kam von Neapel einer, den man den Cicilia nannte und der in jener Zeit sehr berühmt war, um an dem Monumente für die Kirche der Badia in Florenz zu arbeiten. Das Werk wurde aber nie ausgeführt, denn der Bischof starb und es blieb unvollendet.

Da ich nun auf solche Weise das Alter von 16 Jahren erreicht hatte, traf es sich, daß ein Steinmetz, Namens Giovanni aus Fiesole, aus Spanien zurückkehrte. Er kam über Carrara, wo ein sehr wackerer spanischer Bildhauer, Ordonio *), gestorben war, welcher dort das Denkmal eines Königs von Spanien und das eines Bischofs, die nach Barcelona bestimmt waren, ausführte. Nach seinem Tode blieben noch einige Figuren, freistehende sowie in Relief, zu beendigen, und dieser Giovanni war nach Florenz gekommen, Bildhauer zu suchen, die das Werk vollenden könnten. Da bei meinem Vater andere, aus Fiesole gebürtige Gehülfen arbeiteten, so kam jener seine Landsleute besuchen, und da er einige kleine Figuren von Marmor und Thon sah, die ich gemacht, wunderte er sich, daß ich in meinem Alter so gewandt sei, und dachte, ich sei tauglich, in Carrara die Sachen auszuführen, die schon im Rauhen ausgehauen waren. So schlug er denn meinem Vater vor mich mitzunehmen, unter Zusage eines guten Lohnes. Mir war's lieb, weil ich gern von meinem Vater weggewesen wäre, der mir immer die Kosten vorwarf, die ich ihm verursachte, und ich bat ihn mich ziehen zu lassen. Er that's nicht gern, aber wir reisten doch, und in Carrara angelangt, führte jener mich zu einem Spanier, der sich dort aufhielt, das Werk zu fördern und die Arbeiter zu zahlen, und welcher der Herr Chivos hieß. Als ich vor diesen trat, hielt er mir die Hand zum Kusse hin: ich, der ich nie in der Fremde gewesen und diese Sitte nicht kannte, reichte ihm, ohne die seine zu küssen, meine Hand und dazu die linke, wie ich gewohnt war. Der Spanier zog mit zorniger Miene seine Hand zurück und sagte, ich sei ein Unerzogener und könne zu nichts gut sein; Derjenige aber, welcher mich zu ihm geführt, entschuldigte mich damit, daß ich dies nicht wisse und von Natur linkhändig sei. Darauf wurde er wieder freundlich, reichte mir von neuem die Hand dar und ich benahm mich jetzt geschickter, indem ich ihn wegen meiner Unwissenheit um Verzeihung bat. So begab ich mich denn zwei Tage darauf an die Arbeit: wir waren zwölf, und mir wurde eine fünf Palm hohe, vier Palm breite Marmortafel gegeben, auf der ich das Wappen des erwähnten Bischofs ausarbeiten sollte, von zwei Kindern in Basrelief gehalten. Ich vollendete dies und es befriedigte jene so sehr, daß sie mir die sitzenden Gestalten von vier Kirchenvätern, vier Palm hoch, anvertrauen wollten. Darüber trafen zwei neapolitanische Meister ein, der eine Giacomo geheißen, der andere Jeronimo Santa Croce. *) Da diese schon bekannte Künstler waren, traute man ihnen mehr als mir, wie sie denn in Wahrheit auch viel mehr wußten als ich. Wir kamen also überein, daß ich die Figuren beendigen sollte, die sie im Rauhen ausarbeiteten, worin sie mehr Übung hatten, namentlich Giacomo. So gab ich denn mit vielem Fleiße den Köpfen, Haar, Bart, Händen und Füßen die letzte Vollendung. Ich blieb ein Jahr dort, während dessen sie mir monatlich sechs Scudi und die Kosten zahlten.

Um diese Zeit ereignete sich der Tod Papst Leo's. Ein Jahr lang blieben die Cardinäle im Conclave, bevor sie einen neuen Papst wählten. Dann wählten sie Papst Hadrian, der in Spanien war, erst nach einem Jahre nach Rom kam und dort drei Jahre lebte. **) Die Arbeit an den Grabmälern schritt während dessen langsam fort, weil keine Gelder eingingen; mehre der Arbeiter hatten sich entfernt, weil sie seit sechs Monaten keine Bezahlung erhalten, und auch ich beschloß abzureisen. Man hatte Einen nach Spanien gesandt, Geld zu holen: er blieb lange aus, brachte endlich Geld, aber nicht viel. Wir erhielten eine Abschlagszahlung, die mir nach Lucca geschickt ward, wo ich mich aufhielt, ein Denkmal für den Bischof de' Gigli in S.-Michele zu beendigen, welches mein Vater begonnen hatte. Dieser überließ mir die Ausführung der Statue des Verstorbenen und einer Madonna in einem Rund in Basrelief, und kehrte nach Florenz zurück. So verweilte ich dort eine Zeit lang, vollendete die angeführten Gegenstände und legte so viel Ehre ein, daß bedeutende Arbeiten mir übertragen worden wären, hätte nicht ein Wechselfieber mich ergriffen, welches mich nöthigte nach Florenz mich zu begeben, wo ich, ohne aufzustehen, ein volles Jahr das Bette hütete. Mein Vater ward dadurch veranlaßt nach Lucca zurückzukehren, um das Grabmal aufzustellen, welches man in S.-Michele auf dem Hauptplatze gedachter Stadt sieht.

(Der Beschluß folgt.)

*) Bartolommeo Ordoñez, der in Carrara 1520 starb. Es ist hier wahrscheinlich die Rede von dem in Granada Ferdinand dem Katholischen und Isabellen von Castilien errichteten Monument, und von dem für Barcelona bestimmten des Cardinals Ximenez de Cisneros (Gaye).

Unter der Erde. Ein Denkmal für die Lebendigen. Von Franz Dingelstedt. Zwei Theile. Leipzig, Einhorn. 1840. 8. 2 Thlr.

Das Motto: „To die — to sleep — no more!" gibt Anleitung, wie man sich den mysteriösen Titel dieses Romans zu erklären hat. Unter der Erde — im Grabe löst sich der Jammer, die Trübsal, das Räthsel des Lebens, und die Auflösung des Räthsels heißt: Ruhe, Friede, Glück, Tugend, Eintracht, während über der Erde oder vielmehr auf der Erde nichts ist als Unruhe, Krieg, Unglück, Sünde und Zwietracht. Daß dieser Gedanke gerade nicht neu, sondern mit der Menschheit groß, alt und trivial geworden ist, läßt sich einsehen, und ebenso leicht ist einzusehen, daß diese Tendenz dem Romane ei-

*) Santa Croce ist einer der bekanntesten neapolitanischen Bildhauer. Einen sicilischen Bildhauer und Erzgießer, Namens Jacopo, erwähnt Vasari im Leben des Buonarroti.

**) Man sieht, die Chronologie unsers Künstlers ist etwas confus. Leo X. starb 1521, Hadrian VI. 1523. Noch in demselben Jahre (19. Nov.) wurde Clemens VII. gewählt.

nen sehr düstern, schwermüthigen, oft sogar missfarbigen Charakter ertheilen musste. Der Verf. schildert darin, wie er selbst in einer Schlussbemerkung zum ersten Theile gesteht, eine nicht schöne aber schwache Seele, und möchte seinen Helden gern von dem Verdachte reinigen, daß er ein Pendant zu den Europamüden, ein Nachzügler der Zerrissenen, kurz, das Geschöpf einer neumodigen Dicht- und Denkepoche sei, über deren aufdringliche Erscheinung das Publicum aus Überdruß oft schon Klage geführt habe. Ein Lebens-, ein Culturmüder ist Edmund Schaller, der eigentliche Held des Buchs, jedenfalls. Ein weiches, leicht empfängliches, liebebegehrendes Gemüth, hat sich Edmund der Diplomatie gewidmet vnd macht eine glänzende Carrière, als er der Tochter des Ministers, einer reizenden aber gefallsüchtigen Witwe, Hand und Herz abgewinnt. Als Verlobte quälen sie sich schrecklich miteinander herum; Felicia versteht ihren Geliebten nicht, nicht sein glühendes Herz, nicht die Tiefe seines Gefühls; ihre Liebe ist oberflächlich, tändelsüchtig, kokett, höchstens sinnlich. Auch Edmund hat an Sinnlichkeit keinen Mangel, aber sie ist durch ein gewisses poetisches Element durchgeistigt und veredelt; er ist ein ziemlich guter Mensch, leidet aber an allerlei Culturstinden, an einer Gemüthskränklichkeit, welche das Resultat des Misverhältnisses zwischen seinem angeborenen guten Herzen und den hohlen und sublimirten Verhältnissen ist, denen er sich nun accommodiren soll. Die Ehe ist natürlich eine unglückliche. Hierzu kommt, daß sich die Schwester seiner Frau, ein Stiftsfräulein, in ihn verliebt, aber in der Reinheit ihres Herzens nichts Anderes zu thun weiß, als zu verzweifeln und im Wahnsinn zu sterben. Aber weniger hat ihre ziellose Liebe zu Edmund sie wahnsinnig gemacht, als die Wahrnehmung, daß Felicia ihren Gatten hintergeht und mit dem Erbprinzen des Ländchens einen ehebrecherischen Verkehr unterhält. Und Felicia ist boshaft und schlecht genug, der Schwester, welche sie auf einen bessern Weg zurückführen will, die ganz reine und keusche Neigung vorzuwerfen, welche sie zu Edmund im Stillen trägt. Edmund, aufgeklärt über das Verhältniß seiner Frau zum Erbprinzen, ersucht diesen, ihm Genugthuung zu geben; der Erbprinz schlägt die Foderung nicht aus; in aller Stille findet das Duell statt, der Erbprinz wird verwundet und Edmund muß flüchtig werden. Auf seiner Flucht berührt er ein anmuthiges, von aller Welt abgeschlossenes Thal; er beschließt hier zu bleiben und Bergmann zu werden. Ohne es sich selbst zu gestehen, ist es weniger die Abgeschlossenheit dieses Erdwinkels, als die reizende, natürlich unschuldige Dorothea, des Obersteigers Tochter, die ihn hier gefesselt hält. Edmund, der sich von jetzt an Felix nennt, wird Bergmann, und schon jetzt spielt in den Roman bedeutungsvoll die Überschrift, das Räthsel und Geheimniß des Buchs hinein: Unter der Erde! Der Geschworene Hase, Dorothea's Verlobter, wittert den Dämon, welcher das friedliche Glück in dieser Familie zu stören kommt, bald heraus; er ahnt, daß Dorothea im Geheimen den Ankömmling liebt. Und die Wasser im Innern des Bergwerks brausen über und zerstören die Schachte; der derbe aber ehrliche Hase rettet Edmund, er selbst kommt um; Dorothea ist frei und fällt, gläubig und hingebend wie sie ist, dem sublimirten und poetisch verfeinerten Gelüste Edmund's zum Opfer. Dieser aber wird aufgespürt und muß flüchten. Dörken glaubt immer noch an ihn, bis sie durch einen Zufall, oder ein Geschick oder die Geschwätzigkeit eines Kammermädchens der Felicia, die in dem friedlichen Bergorte Erkundigungen über ihren Gemahl einziehen will, das wahre Verhältniß erfährt. Längere Zeit darauf kommt Edmund zurück, aber die er sucht, die unglückliche Dorothea, ruht bereits unter der Erde!

Wie dürftig, wie zum Theil unwahrscheinlich, zum Theil alt hergebracht die Erfindung ist, wird sich aus dieser freilich etwas nackten Skizze leicht erkennen lassen. Die Ausführung, die uns allerdings kein künstlerisches Ganze bietet, gibt uns jedoch für diese Mängel einen schönen Ersatz; es ist in diesem Romane ein großer Reichthum an lyrischem, tiefem Gefühl, eine leidenschaftliche Beweglichkeit und oft in den Detailschilderungen viel Leben und Natur; besonders in dem ersten Theile, welcher die Briefe enthält, die Edmund über sein Bergmannsleben an einen Freund schreibt. Der Obersteiger Braun, der Geschworene Hase, Dorothea selbst sind z. B. sehr gelungene Figuren bis auf den letzten Zug. Das ganze Verhältniß Edmund's zu diesen Dreien, noch mehr aber seine Gefühlsüberschwänglichkeit erinnert an Werther. Auch Edmund ist ein in Empfindungsduft zerfließender weichlicher Schwärmer, weder gut noch schlecht, der in moderner Weise auf Schritt und Tritt sich selbst, Gott und die Welt belügt. Daher lassen diese Briefe, so warm und zum Theil poetisch sie auch geschrieben sind, zuletzt doch nur einen peinlichen Eindruck im Leser zurück. Der zweite Theil, meist nur dazu bestimmt, historisch über die frühern Schicksale und Entwickelungen Edmund's zu berichten, ist stylistisch verwahrlost, erinnert an französische Darstellungen des fashionablen Lebens und seiner hohlen überfirnißten Nichtigkeiten und läßt das lyrische Gefühlsleben, welches die Lichtseite an Dingelstedt's Talent ist, weniger zum Durchbruch kommen. Da er aber mit Pomadenduft, Sentimentalität, Sinnlichkeit, Liebeständeleien, Eifersüchteleien und Quälereien zwischen Mann und Weib reichlich vermischt ist, so ist vorauszusehen, daß er im Allgemeinen größern Beifall finden wird als die erste Abtheilung des Romans, welche mehr der Innerlichkeit Dingelstedt's angehört. 16.

Literarische Notizen.

Die englischen Annuals für 1841 halten sich im Durchschnitt auf demselben mittelmäßigen Standpunkte wie ihre Vorgänger. Der Herausgeber von „Friendship's offering" hat, wie er in der Vorrede versichert, für die Ausstattung dieses Jahrgangs mehr als gewöhnlich gethan. Er enthält Beiträge von Mistreß E. Norton, Mistreß Lambert, Allan Cunningham, T. Miller, D. Taylor, Miß Strickland, Hervey und dem Herausgeber Harrison. Die poetischen Beiträge zeichnen sich, wie in der Regel, aus; unter ihnen namentlich ein Gedicht von Thomas Miller „The happy valley". „The forget-me-not" zählt unter seine Mitarbeiter Lady Blessington, Mistreß Sigourney, Miß Lawrance, Miß Browne, Miß Pardoe, Blanchard, G. P. R. James und Miß Strickland. Letztere gibt eine das Interesse des gegenwärtigen Augenblicks erregende Darstellung der Umstände, unter welchen die Taufe mehrer englischen Königskinder stattgefunden hat. Mehre der Illustrationen, mit welchen das Buch ausgestattet ist, sind besser als gewöhnlich. An Finden's „Tableaux" ist die Haupttheilnehmerin Miß Mitford; ihr zur Seite stehen Townsend, der Verf. von „Pedro of Castile", Chorley, Verf. von „Thomas a Becket", und Miß Harrison, Verfasserin des „Conti". In den dichterischen Beiträgen hat Darley durch sein Gedicht „Harvesthome" den Preis davongetragen. Das beste Erzeugniß, das vielleicht aus Miß Mitford's Feder geflossen, ist der Schluß des Buches unter dem Titel: „Hop gathering", eine ausgezeichnete Schilderung des englischen Landlebens. Leider entsprechen die artistischen Beiträge dem literarischen Gehalte nicht.

Hullmandel, welchem die Lithographie bereits manche Verbesserungen verdankt, hat neuerdings ein Verfahren erfunden, durch welches die Erzeugnisse des Malers mittels Farben, die, ähnlich der Sepiazeichnung, mit einem Pinsel aufgetragen werden, auf den lithographischen Stein selbst unmittelbar übertragen werden. Die dadurch hervorgebrachten Drucke gleichen dem Originale dermaßen, daß kein Unterschied erkennbar ist. Man kann dies neue lithographische Verfahren geradezu ein Malen auf Stein nennen. Die zarteste Abstufung der Farben, die Leichtigkeit in ihrer Hervorbringung und Dauerhaftigkeit derselben bei dem Drucke gehören mit zu den Vortheilen dieser Erfindung. Proben davon sind zwar noch nicht öffentlich erschienen, aber von Hullmandel privatim ausgehändigt worden, indem das Patent, durch welches sich derselbe die Vortheile seiner Erfindung zu sichern sucht, noch nicht ausgefertigt ist. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 2. — 2. Januar 1841.

Selbstbiographie Raffael's von Montelupo.

(Beschluß aus Nr. 1.)

Als ich wieder wohl ward, starb Papst Hadrian und man erwählte Papst Clemens aus dem Hause Medici. Es war damals die Rede von vielen Werken im Fache der Bildhauerkunst und Malerei, welche in Rom ausgeführt werden sollten. Ungefähr in dieser Zeit kam von Rom nach Florenz ein Bildhauer, Namens Lorenzo del Canpanaio *), ein Künstler von Ruf. Ich war wiederhergestellt und sprach mit ihm verschiedene Male von meinem Wunsche, nach Rom zu gehen; er munterte mich auf, indem er sagte, daß Arbeit mir dort nicht fehlen könne, doch wollte er mich nicht zu sich nehmen, meinem Vater nicht zu misfallen. So wartete ich vielleicht noch ein Jahr oder zwei und arbeitete viele kleine Sachen in Thon und einen Christ von Holz. Nachdem ich mir einige Scudi erspart, machte ich mich mit zwei Gefährten auf den Weg nach Rom. Ich mochte damals 18 oder höchstens 19 Jahre haben, und es war, dünkt mich, das nämliche Jahr, in welchem Papst Clemens gewählt ward. In Rom angelangt, suchte ich den genannten Meister Lorenzo auf, der am Macello dei Corvi wohnte. **) Er sagte, es sei ihm lieb mich zu sehen und er werde mich gern zu sich nehmen; gerade jetzt aber habe er kein Zimmer in seiner Wohnung bereit, und während er eines herrichte, möge ich zu einem andern seiner Gehülfen gehen, einem Lombarden, Namens Bartolommeo. Ich glaube, er that dies, um meinen Charakter kennen zu lernen, bevor er mich ins Haus nahm. Obschon er wenig Raum hatte, ließ er mich nun an einer Statue der Madonna arbeiten, welche in der Rotunda über dem Grabe Raffael's von Urbino steht ***), und er gab mir die hintern Theile, wo ich wenig verderben konnte, um zu sehen, ob ich mit dem Meißel umzugehen wisse. Ich arbeitete einige Falten am Gewande während der ersten drei Tage. Da er sah, daß er mir Sachen von größerm Belange anvertrauen könne, ließ er mich an der vordern Seite arbeiten, zugleich mit dem Bartolommeo, worauf ich sie beinahe ganz vollendete. Hierauf übertrug er mir die Ausführung einer andern schon weit vorgerückten Statue, die den sitzenden Propheten Elias vorstellt und in der Kapelle Chigi in Sta.-Maria del Popolo zu sehn ist. Nach dieser machte er ein Grabmal in Sto.-Stefano rotondo, von welchem mir zwei vier Palm hohe Figuren zufielen, ein S.-Bernardin und Stefan, nebst einem Kinde in der Mitte und der Gestalt des Verstorbenen. *) Überdies restaurirte ich eine Menge Antiquitäten, reinigte Bronzereliefs für dieselbe Chigi'sche Kapelle und führte manches Andere aus, was er mir auftrug. So blieb ich bei ihm drei Jahr lang und aß immer an seinem Tische mit seiner Frau, Mutter, Schwester und Bruder, die mich wie Einen der Ihrigen behandelten.

Als diese drei Jahr zu Ende gingen, schien in Rom die Pest wieder ausbrechen zu wollen, welche zu Papst Leo's Zeiten dort gewesen war, und es kamen manche Fälle vor. Mein Meister hatte eine Vigne unterhalb der Kirche Santi Quattro **), wo die von der Krankheit Ergriffenen hingebracht wurden, um bewacht zu werden: eine niedrige Mauer trennte die Vigne vom Orte, wo sie sich befanden, und es traf sich wol, daß die Kranken in die Vigne selbst hinabstiegen und wir sie dort fanden. Wurde ich nun dort angesteckt oder anderswo, genug, die Pest ergriff mich und es kam mir ein Karbunkel am Leibe zum Vorschein. Am Tage, wo ich dies bemerkte, entdeckte ich es dem Meister, denn ich wurde zu gleicher Zeit vom Fieber an-

*) Mehr bekannt unter dem Namen Lorenzetto.

**) Vasari erwähnt des Hauses des Lorenzetto am Macel de' Corvi, das er selbst sich gebaut. Dort sah derselbe auch noch die Statuen des Jonas und Elias für die Chigi'sche Kapelle, die nach Raffael's Zeichnung gebaut worden war. (Vgl. die Anzeige der Gruner'schen Stiche nach den Raffael'schen Mustern in der genannten Kapelle, in Schorn's Kunstblatt, 1840, Nr. 46.) Lorenzetto starb zu Rom 1541.

***) Es ist die sogenannte Madonna del Sasso, keineswegs ein ausgezeichnetes Werk. Auch die Statue des Apostels Petrus an der Engelsbrücke ist nicht sonderlich zu loben.

*) Dies wenig beachtete, noch den Styl der ältern Grabmäler (des 15. und Beginn des 16. Jahrh.) bewahrende Monument ist in einer der durch Schließung der äußern (dritten) Bogenreihe unter Nikolaus V. entstandenen Kapellen dieser merkwürdigen Kirche zu sehen. Es wurde dem Kanonikus der Peterskirche, Bernardino Capella, welcher 1524 starb, durch seine Testamentsvollzieher und Freunde Mario Maffei aus Volterra und Jacopo Sadoleto errichtet. Das von Montelupo erwähnte Kind (putino) ist verschwunden. Die Statue des Verstorbenen, liegend dargestellt, ist das Beste daran.

**) Santi Quattro Coronati, auf dem Monte Celio.

gefallen. Der Meister, der die Pest sehr gut kannte, weil sie drei bis vier Jahr früher in Rom heftig gewüthet hatte, wollte mich selbst untersuchen: er sagte mir dann, er halte es für etwas Anderes, und empfahl mir, zum Theil um mir Muth einzuflößen, zum Theil um mich aus dem Hause zu entfernen, ich möchte die Arbeit sein lassen und bis zum Abend umherwandeln. So that ich, ging zu einem meiner Genossen, Namens Piero Lapini, und besprach mich mit ihm: er scheute sich nicht vor mir, sondern begleitete mich den ganzen Tag. Abends war die Sache schlimmer und das Fieber heftiger geworden, sodaß ich vor Schmerz die Besinnung verlor. Mein Meister kam zu mir und sagte mir nun, daß es wirklich die Pest sei; zugleich schlug er mir vor unter zwei Dingen zu wählen: entweder nach seiner Vigne zu gehen, wo ein Häuschen war und wo er mich durch einen andern seiner Gesellen, il Bresciano geheißen, pflegen lassen würde; oder aber im obern Theile seines Hauses zu bleiben, wo seine Frauen das Nöthige für mich besorgen würden, während er das Haus verließ, um das seiner Familie Bedürftige herbeizuschaffen. Ich erkannte, daß er mir wohlwollte, und antwortete ihm, ich sei bereit, Das zu thun, was er für passend halte. Ihm selbst nun schien's, daß es grausam sei, mich nach der Vigne zu senden, wo ich, mehr denn eine Miglie weit von dem Macel de' corvi entfernt, hülflos gestorben wäre. So räumte er mir denn im obern Theile seiner Wohnung einen Platz ein, und bei mir blieb ein Knabe von 13 Jahren, Namens Bico d'Agobbio, der bei mir zu schlafen pflegte und mir anhänglich war. Ich wurde nun gut besorgt, sowol durch die Personen im Hause, als mit Arzneien: der Arzt kam zwar nicht ins Zimmer, sah mich aber vom Fenster aus und ordnete das Erfoderliche an. Anfangs hatte er gesagt, ich werde nicht davonkommen, und die Nachricht von meinem Tode war auch bereits nach Florenz gelangt. In allen Gefahren und Bedrängnissen, die mir zugestoßen, habe ich immer Gott und der Madonna mich empfohlen, und bin durch deren Gnade aus so vielen Führnissen gerettet worden, daß, wenn ich zurückblicke, es mir selber kaum glaublich erscheint. Als ich, nach wenigstens 15 Tagen Absperrung, geheilt war und keinen Andern die Krankheit ergriff, begab ich mich wieder an die Arbeit und beendigte einige Antiquitäten für die Markgräfin von Mantua.*) Mein Meister hatte damals nichts Anderes zu thun: überhaupt wurde beinahe nichts gearbeitet, der immerwährenden Kriegsunruhen wegen. Es war um jene Zeit, als die schwarzen Banden aus den Besitzungen der Colonnesen heimkehrten, wo sie so arg gewirthschaftet. Dann kam der Cardinal Colonna in die Stadt und plünderte den Borgo und Sanct Peter, und war nahe daran, Papst Clemens gefangen zu nehmen, der im Castell Zuflucht fand.**)

Nach diesen Vorfällen ging ich im Borgo wohnen, der Osterie des Elefanten gegenüber, in einem Häuschen, welches meinem Meister gehörte, der mir auch das Bette gab. Dort machte ich einen Hercules als Kind, wie er die Schlangen tödtet, für Messer Domenico Buonfusegni aus Florenz, des Papstes Schatzmeister. Dieser, der mit meinem Vater befreundet war, wollte mir auf diese Weise eine Wohlthat erzeigen. Nachdem ich diese kleine Statue beendigt, wollte er sie dem Papste zeigen und mich ihm vorstellen, und ihn veranlassen mir eine Arbeit anzuvertrauen. Aber mein gutes oder böses Geschick wollte, daß, bevor das Werk ganz vollendet, Rom von den Landsknechten erstürmt ward.*) Am Tage ehe dies stattfand, kam Piero Lapini, mein Genosse, in meine Wohnung, um mich zu überreden mit ihm die Stadt zu verlassen und nach Tivoli zu fliehen. Schon sah man in Rom Alles darunter und darüber, und selig Der, welcher seine Habe an einen sichern Ort bringen konnte. Am Ende freilich wurde nur Das gerettet, was in die Engelsburg geflüchtet worden war. Mir schien des Lapini Rath gut, obgleich gefährlich genug, da man auf den Landstraßen grausam plünderte und mordete. Ich verließ mein Häuschen, ohne Zeit zu haben, irgend etwas zu retten: Zeichnungen hatte ich in Menge, weil ich alle Alterthümer in Rom nachgebildet, die in großer Zahl vorhanden waren. Ich ließ Alles dort, nebst meiner beinahe vollendeten Statue, Bette und alles Übrige; nur zwei Hemden, meine Wollenkleider, Mantel, Degen und Dolch nahm ich mit. So gingen wir aufs Castell zu, wo ein gewaltiger Lärm war, weil die Compagnie des Hauptmanns Lucantonio von Terni vorüberzog, die von den Wiesen kam, wo sie mit dem Vortrabe der anrückenden Landsknechte ein Scharmützel gehabt hatte. Sie hatten einige gefangen genommen und schimpften gewaltig, sagend, es sei Alles Gesindel. Indem ich am großen Thore vorüberging, sah ich meinen Meister am innern Thore des Castells. Er diente als Bombardier statt eines seiner Brüder, Meister Guglielmo, der seiner Angelegenheiten wegen nach Florenz gegangen war. Als er mich sah, rief er mich zu sich und sagte mir: wenn ich als Bombardier Dienst thun wolle, so werde er mir sechs Scudi des Monats zahlen lassen; er rathe mir sehr es zu thun, da er besorge, es möge mir schlecht ergehen, wenn ich wegziehe. Ich war unschlüssig: einerseits schien es mir das Beste, andererseits behagte es mir wenig, und überdies hielt ich es für unrecht, unter diesen Umständen und beim Nahen des Abends meinen Gefährten zu verlassen, der auf keine Weise zu bereden war mit hineinzugehen, wie ihm angeboten ward. Endlich bat ich Gott mich das Vernünftigste thun zu lassen, und hielt es für das Beste, meinem Meister zu gehorchen. Ich ging also hinein, wo mir sogleich 60 Silber-Giuli ausgezahlt wurden; mein Gefährte aber trennte sich von mir. Es wurden mir darauf zwei Stück Geschütz zugetheilt, eine kleine Feldschlange und ein Falconett, beide auf der Seite gegen Belvedere zu.

*) Isabelle von Este, Gemahlin Franz' II. von Gonzaga, Markgrafen von Mantua. Diese so einsichtsvolle wie eifrige Beschützerin der Wissenschaften und Künste starb 1539.

**) Der Einfall der Colonnesen in Rom fand den 20. und 21. Sept. 1526 statt.

*) Roms Erstürmung durch den Connetable von Bourbon, 6. Mai 1527.

Am folgenden Morgen — es war der 7. (6.) Mai — begann der Kampf die ganze Mauer entlang bei Porta Leonina, Porta della Fornace und Porta Sto.-Spirito, wo der Hauptmann Lucantonio von Udine die Wache hatte mit dem Hauptmann Lofano von Pistoja und dem Hauptmann Cuio aus Florenz. Alle blieben todt mit Ausnahme des Erstern. Sie überwältigten dann die Mauer, drangen in die Stadt und plünderten die Peterskirche, den Palast und den Borgo bis zur 21. Stunde. Mit Mühe rettete der Papst sich ins Castell mit einigen seiner Camerieri, hinter ihm eine große Menge Leute. Nachdem man die Brücke aufgezogen, drängten oben auf der Doppelmauer Die, welche hinten standen, die Vordern: diese stürzten in den Graben und Wenige retteten sich der großen Höhe wegen. Es standen dort einige Balken angelehnt, an denen Verschiedene sich hinuntergleiten ließen: die Meisten aber fielen den Feinden in die Hände. Das Fallgitter am Castell wurde herabgelassen, weil zu Viele in das Castell hineinwollten: es erreichte nicht ganz den Boden, aber in dem entsetzlichen Gedränge gelang es doch nur Wenigen durchzuschlüpfen. Wir standen da und sahen das Alles an, als hätten wir einem Feste zugeschaut: schießen konnten wir nicht, denn wir hätten von den Unsern mehr getödtet als von den Feinden. Zwischen der Kirche Sta.-Maria traspontina und dem Thore des Castells waren mehr denn 4 — 5000 Personen zusammengedrängt, Alle darunter und darüber, und kaum funfzig Landsknechte hinter ihnen, so viel wir sehen konnten. Zwei Fahnenträger der Landsknechte drangen mit erhobenen Bannern durch das Gewühl bis zum großen Thore des Castells, wurden aber am Aufgange der Brücke niedergeschossen.

Abends, gegen die 21. Stunde, wurde die Mauer von Trastevere bei Porta S.-Pancrazio und Porta Settimiana gestürmt. Wir konnten dies vom Castell aus sehen, aber der Entfernung wegen dem Feinde wenig schaden, obgleich wir wiederholt feuerten. Endlich wurden die Unsern überwältigt und die Mauer erstiegen. Ganz Rom fiel in der Feinde Hände; 15 — 20 Tage währte die Plünderung. Wir im Castell waren gesichert, aber es fehlte uns das Nothwendigste zum Lebensunterhalt, sodaß wir fürchten mußten, auf diese Weise zur Übergabe uns genöthigt zu sehen. Dazu begannen die Feinde am Tage nach der Einnahme der Stadt Laufgräben um das Castell zu eröffnen: nach 10 Tagen waren sie damit zu Stande und Niemand konnte hinaus, ohne in ihre Gewalt zu gerathen, ausgenommen auf der Seite des Flusses, wozu aber ein guter Schwimmer erfoderlich war. So blieben wir den ganzen Monat Juni, die Bundestruppen erwartend, welche dem Papst zu Hülfe kommen sollten. Als diese Hoffnung sich als eitel erwies, versuchte man sich zu vertragen. Davon könnte ich Manches erzählen, wie z. B. ein Herr, den man den Catinaro nannte, oft ins Castell kam, der Einigung wegen, und wie er einmal bei einem solchen Besuche in den Arm geschossen wurde, worauf es lange währte, bevor man die Verhandlungen wieder anknüpfte. Endlich wurde der Vertrag doch abgeschlossen: wir sollten frei sein und unsere Habe behalten und der Papst eine Brandschatzung zahlen. Als diese Dinge sich ereigneten, stand ich ungefähr in meinem 24. Jahre.

Hier endet die Handschrift. Leider ist, wenn sie überhaupt fortgesetzt worden, wenig oder keine Hoffnung vorhanden, den Rest aufzufinden. Es ist dies um so mehr zu beklagen, als diese Lebensbeschreibung uns in spätern Jahren dem Montelupo im Verhältniß zu Michelangelo, unter dessen Leitung er, wie gesagt, Mehres ausführte, sowie in Orvieto gezeigt haben würde, eine Epoche, die für die damalige künstlerische Geschichte Italiens nicht uninteressant ist. Indeß auch in ihrem gegenwärtigen fragmentarischen Zustande ist diese Biographie eine dankenswerthe Bereicherung unserer Kenntnisse von jener rührigen Zeit und versetzt uns durch ungeschminkte, der Lebendigkeit nicht entbehrende Darstellung in das Leben und Treiben der Künstler des Jahrhunderts des Sangio und Buonarroti. Alfred Reumont.

Amerikanische Bilderschrift.

Die Erscheinung, daß bei den meisten Völkern in deren Kindheit bildliche Darstellungsweisen der ausgebildeten Schreibekunst vorangingen, findet sich auch bei den Urbewohnern der westlichen Hemisphäre bestätigt. Alle mehr oder minder rohe Malereien, die unter den Indianern der neuen Welt aufgefunden worden sind, vereinigen in verschiedenem Grade symbolische Zeichen mit unmittelbarer Veranschaulichung. Sie unterscheiden sich voneinander durch deutlich bemerkbare Abstufungen. Die höchste Stufe scheinen die Azteken, die Zolteken und die Alascalaner erreicht zu haben. Ihnen zunächst kann man das Sogkokok der Eingeborenen Virginiens und die historischen Malereien der Irokesen, Huronen und der zahlreichen Stämme im Gebiete der Alleghanys stellen. Das Sogkokok der virginischen Indianer stellte symbolisch die Ereignisse dar, die in einem Cyklus von 60 Jahren stattgefunden hatten. Ein jeder solcher Cyklus war durch einen von seinen Radien in 60 gleiche Theile getheilten Kreis dargestellt. In dem indianischen Dorfe Pomaoomek hat man einen solchen Cyklus aufgefunden: er bezeichnet die Zeit der Ankunft der Europäer an der Küste Virginiens durch die Figur eines weißen, feuerspeienden Schwans und drückt dadurch symbolisch zugleich ihre Farbe, ihre Ankunft zu Wasser und die Wirkungen ihrer Feuerwaffen auf die Amerikaner aus. Eine noch klarere Idee von der historischen Malerei der Amerikaner gibt eine bildliche Erzählung von einer kriegerischen Unternehmung einiger Franzosen gegen einen Irokesenstamm in der Zeit vor der Eroberung Canadas durch die Engländer. Sie ist symbolisch auf zehn Zeilen geschrieben, wie folgt: die erste Zeile enthält das Wappen Frankreichs, darüber eine Streitaxt und dabei 18 Zeichen der Zehnzahl. Die Streitaxt, oder der Tomahawk ist das indianische Symbol des Kriegs, wie die Friedenspfeife das des Friedens. Es wird daher gesagt: „180 Franzosen unternahmen einen kriegerischen Zug". Die zweite Zeile enthält einen Berg, einen von dessen Gipfel aufsteigenden Vogel und einen Hirsch mit der Figur des Monds auf seinem Rücken. Der Berg war das Kennzeichen von Montreal; der Vogel bezeichnet den Aufbruch; die Zeile besagt demnach: „sie brachen von Montreal auf im ersten Viertel des Hirschmonats", der unserm Juli entspricht. Die dritte Zeile: ein Canoe und 21 Hütten; d. h.: „sie kamen zu Wasser, übernachteten jedesmal zu Lande und waren 21 Tage unterwegs". Die vierte Zeile: ein Fuß mit sieben Hütten oder Wigwams, bedeutet: „sie machten dann sieben Tage zu Lande ihren Weg". Die fünfte Zeile: eine Hand und drei Wigwams, über deren

einem zwei hängende Zweige, und die Figur der Sonne. Dies bedeutet: „sie waren in drei Tagemärschen zu dem irokesischen Stamme der Sonontuanen gekommen", deren Kennzeichen die zwei Zweige waren, und „sie kamen an die Ostseite des Dorfs", was durch die besondere Stellung der Hand und des Kennzeichens angedeutet ist. Die sechste Zeile: elf Zeichen der Zehnzahl, eine Hütte mit den vorigen Kennzeichen und ein schlafender Mann: „121 Sonontuanen wurden auf ihrem Ruhelager überrumpelt". Die siebente Zeile: eine Keule und elf Köpfe, fünf menschliche Gestalten über ebenso vielen Zeichen der Zehnzahl: „elf Sonontuanen wurden getödtet, 50 gefangen genommen". Die achte Zeile: ein Bogen, in dessen Umfange neun Köpfe und elf Wundzeichen darunter: „die Sieger hatten neun Todte und elf Verwundete". Die neunte Zeile: ein Pfeilregen, der sich in der Luft in entgegengesetzten Richtungen kreuzt: „das Gefecht war hartnäckig und man kämpfte gut". Die zehnte Zeile: Pfeile von einer einzigen Seite kommend: „die Besiegten flohen ohne weitern Versuch zum Widerstande". Die ganze Geschichte lautet also kurz so: „181 Franzosen rückten früh im Juli von Montreal aus, machten einen Weg zu Wasser von 21, zu Lande von sieben Tagen, überfielen 120 Sonontuanen von Osten her, tödteten nach lebhaftem Widerstande elf, nahmen 50 gefangen und schlugen die übrigen in die Flucht, wobei sie selbst neun Todte verloren und elf Verwundete hatten". 80.

Literarische Notizen.

Von einem anonymen Verf. erschien ein Gedicht „Marie Capelle". Ein französisches Journal sagt hierüber folgendes Beherzigenswerthe: „Der Verf. dieser Apologie ist schlauerweise anonym geblieben; auch ein Verleger oder Drucker ist nicht angegeben; die Angabe von Mailand als Druckort ist unzweifelhaft auch nur ein Mittel, die Neugierigen irre zu leiten. Solche Maßregeln der Vorsicht dürfen im Grunde nicht Wunder nehmen; denn es gibt nichts Skandalöseres als diese offen für die Aussprüche der Justiz dargelegte Verachtung, nichts Verstandloseres, als wenn man von verfolgten Opfern spricht in einem Lande, wo die Öffentlichkeit der Gerichte, die Institution der Jury und die Freiheit der Vertheidigung den Angeklagten alle nur möglichen Garantien darbieten. Diese an sich und selbst in ihrer Überspannung sehr entschuldbare Theilnahme, so lange das Urtheil nicht ausgesprochen ist, wird jetzt eine Beleidigung der Justiz, eine Art Attentat gegen die geheiligtste Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung. Handelte es sich um eine gewöhnliche weder durch Geist noch durch Erziehung ausgezeichnete Frau, so würde muthmaßlich der Ausspruch der Jury zu keiner andern Bemerkung Gelegenheit gegeben haben, als daß die Erdichtung mildernder Umstände nie so ungeschickt angewandt worden sei. Hier aber handelt es sich um eine Dame von Welt, um eine „âme d'élite", eine „femme incomprise", und das ganze von den unreinen Ausflüssen der modernen Literatur gemästete Publicum nimmt sich ihrer mit einem so lebhaften Mitgefühle an, als wäre sie eine Heroin von G. Sand oder Balzac. Wir wissen nicht, welches die endliche Entscheidung dieses monströsen Drama, dieses unentwirrbaren Gespinnstes von schamlosen Intriguen und geschickten Lügen sein wird; aber so lange wir darauf harren, scheint es uns, daß geistige Bildung und Talententwickelung die Verkehrtheit des Herzens im geringsten nicht entschuldigen, vielmehr nur verabscheuenswerther machen und die Strafe verstärken müßten, welche die beleidigte Gesellschaft fodert. Die erbärmlichen Verse dieser Näglichen Dichtung sind nur ein Widerhall der anstandlosen Stimmen, welche vielfach den Gerichtshof von Tulle compromittirt haben; das aber scheint aus diesen schändlichen Manifestationen klar hervorzugehen, daß die Ideen von Gut und Böse inmitten der Keckheiten unserer Epoche seltsamlich ineinandergeschmolzen sind, und daß die Gerechtigkeit mehr als jemals eine starke Hand haben muß, um ihr Gleichgewicht nicht zu verlieren. Ihre Thatkraft allein kann die Gesellschaft vor großen Unfällen bewahren, und wie sehr man auch wünschen muß, daß sie einst ihr Schwert in die Scheide stecken möge, um es nie wieder herauszuziehen, so muß man doch bekennen, daß dieser Augenblick von uns noch sehr fern ist." Man muß in die Register der Criminalfälle Frankreichs, in diese ganze wüste Masse von Treulosigkeit, Schande, Ehrlosigkeit, Brutalität, Intrigue, Wollust, Verrätherei, Habsucht, Prahlerei, Lüge, Aufgeblasenheit, thierische Wuth und Verrücktheit, wovon jede Nummer der Journale eclatante Beispiele aufsummt, einen ernst prüfenden Blick gethan haben, um in der Härte dieser Aussprüche ein gewisses Maß Humanität zu finden.

Von vielem Interesse sind die eben erschienenen: „Lettres inédites de Mlle. *Philpon*" (Mlle. Roland), gerichtet an ihre Freundin, Fräulein Cannet. Sie füllen die Lücken der Memoiren in dem Zeitraum vom J. 1772, als die Verfasserin 18 Jahr alt war, bis zum 27. Januar 1780 aus und enthalten manche interessante neue Nachrichten, welche zur Kenntniß des Lebens und der Gesinnung der Verfasserin von Bedeutung sind. Die politischen Ereignisse nehmen darin keine bedeutende Stelle ein; jedoch läßt die Art, womit Mlle. Philpon sie würdigt, ihre Freude über die Wiederherstellung der Parlamente, ihr Schmerz zu der Zeit, als Turgot in Ungnade fiel, ihre glühenden Sympathien für die Sache der Amerikaner den Enthusiasmus ahnen, womit sie die Revolution von 1789 begrüßte. Diese Briefe sind im Allgemeinen so elegant geschrieben und die darin behandelten Materien oft so schwierig, daß man fast glauben könnte, sie müßten der Briefstellerin viel Arbeit gekostet haben. Aber in den Manuscripten ihrer Briefe ist kaum eine ausgestrichene Stelle zu finden und die Handschrift so nachlässig, daß man kaum glauben kann, sie habe die Briefe erst concipirt und dann ins Reine geschrieben. Herausgeber der beiden Bände ist A. Breuil, Advocat am königlichen Gerichtshofe von Amiens.

In Lieferungen erscheint in Paris ein Werk unter dem Titel: „Les Français; costumes des principales provinces de la France", mit prächtigen in Aquarell colorirten Lithographien nach Originalzeichnungen von Gavarni, Monnier, E. Lami, Loubon, Pauquet, Génkole, Emy, und mit französischem, englischem, deutschem und italienischem in Farben gedrucktem Texte.

Hr. von Gouroff, ein seit 40 Jahren in Rußland ansässiger Franzose, hat den ersten Band seiner „Recherches sur les enfants trouvés et sur les enfants illégitimes" erscheinen lassen, eine Frucht langer Reisen und gewissenhaften Nachdenkens. Dieser Band enthält vortreffliche Belehrungen, unter andern merkwürdige Nachrichten über die Finanzen Rußlands. 5.

Literarische Anzeige.

Soeben ist erschienen:

Richard Savage

oder der Sohn einer Mutter.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von K. Gutzkow.

Im **Taschenbuch dramatischer Originalien**, herausgegeben von **Dr. Franck**, fünfter Jahrgang. (Preis dieses Jahrgangs, mit einem Bildniß und acht colorirten Costümbildern, elegant cartonnirt, 3 Thlr. 20 Ngr.)

Leipzig, im Januar 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 3. — 3. Januar 1841.

Der Roland von Berlin. Von W. Alexis. Drei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1840. 8. 6 Thlr.

Man hat merkwürdigerweise Willibald Alexis bald zu einem Nachahmer Walter Scott's, bald Tieck's machen wollen, ohne zu bedenken, wie gering die Verwandtschaft zwischen Tieck und Walter Scott ist, und daß, wer den Einen nachahmt, nicht wohl den Andern nachahmen kann. Oder welch eine Monstrosität wäre es, wenn sich ein dramatischer Dichter in irgend einer Tragödie etwa Goethe's „Iphigenia" und Shakspeare's „Lear" zugleich zum Muster nehmen wollte? Vielleicht sagt man, daß W. Alexis von Jenem dieses, von Diesem jenes angenommen habe, von dem Einem die stylistische Einkleidung, die Ironie u. s. w., von dem Andern die Technik, die Structur, die Art zu motiviren, zu schildern u. s. w. Aber da entstände doch immer ein wunderliches Gemisch, welches wir bei dem Verf. des „Cabanis", des „Hauses Düsterweg" keineswegs antreffen. Es ist wahr, W. Alexis hat den Vorwurf, daß er nichts als ein bloßer Nachahmer W. Scott's sei, durch seinen erste Romane, die er absichtlich in Scott'scher Weise schrieb, auf sich geladen und den Vorwurf, daß er Tieck nachahme, durch seine oft sehr markirt ausgesprochene Verehrung Tieck's und durch die ironische Weltanschauung in seinen kleinern Novellen hervorgerufen. Seine Walterscottiaden „Walladmor" und „Schloß Avalon" waren überkecke Pagenstreiche seines Talents, bloße Experimente, Folgen einer angestellten Wette; wer mir aber etwa den Homer in einem Epos so getreu nachahmte, daß die getäuschte Menge es weislich für ein Homerisches Product hielte, von dem würde ich mich gedrungen fühlen, zu sagen, daß sein Talent eigentlich kein Homerisches sei, sondern sich häufig in einer ganz andern Weise manifestiren werde; sein Talent habe sich da nur selbst belogen, aus sich selbst sich herausescamotirt und capricirt, aber schon die Lüge gäbe Zeugniß für die Größe des Talents. Und wahrlich, in W. Alexis' umfassendern Romanen späterer Zeit hat sich sein Talent eigenthümlich genug dargestellt; seine historischen Romane haben mit denen W. Scott's eben nur manche äußere, dem historischen Roman nothwendige Structurverhältnisse gemein, wie ja jedes Drama, sei es eins von Shakspeare, oder Sophokles, oder Schiller, mit dem andern Exposition, Katastrophe, Dialog, Ab- und Auftritte u. dgl. gemein hat, wie jedes Lied mit dem andern Stanzen und Verse. Wenn man aber Jeden, welcher historische Romane verfaßt, darum einen Nachahmer W. Scott's nennen wollte, weil dieser den eigentlichen historischen Roman geschaffen habe, so wäre das ebenso thöricht, wie wenn man Jeden, der eine historische Tragödie dichtet, darum einen bloßen Nachahmer Shakspeare's nennen wollte, weil das historische Drama in Shakspeare seinen früheſten und präciſeſten Ausdruck gefunden habe. Allerdings steht als genial producirende Kraft der Erfinder einer neuen Richtung höher als das Talent, welches sich in dieser Richtung, geschehe es auch in noch so selbständiger Weise, weiter bewegt. Aber in der geistigen Welt steht nichts unvermittelt und isolirt etwa als zufällige Erfindung einer augenblicklichen Inspiration; Shakspeare lehnt sich in seinen früheſten Arbeiten sehr genau an seine großen Vorgänger und Landes- und Zeitgenossen im dramatischen Fache an, und W. Scott fand die Elemente, aus denen er seinen historischen Roman aufbaute, überall hin zerstreut, in Dramen („Götz von Berlichingen"), historischen Skizzen und Schilderungen, welche sich dem Romane, und in Romanen, welche sich dem historischen Roman näherten, in reichlicher Zahl vor. Und wer wollte die Anfänge, die ungeschlachten Rudimente zu dem historischen Romane, wie ihn W. Scott ausbildete, in den deutschen Ritter- und Räubergeschichten, in den von Leonhard Wächter (Veit Weber) bearbeiteten Sagen, die zum Theil auch in England gelesen und übersetzt wurden, nicht wiedererkennen? Wo ist hier der Beginner, wo wird der Vollender sein?

W. Alexis ist unter den Romanschriftstellern, welche der Periode angehören, die man die Restaurationsperiode der deutschen Literatur zu nennen beliebt, sogar leicht der eigenthümlichste; schon sein Styl hat eine so ausgesprochene Manier, sein Gedankengang so seltsame Biegungen und Wendungen, seine Betrachtungs- und Auffassungsweise einen so merkwürdig melancholisch-ironischen Humor, welcher weder weint noch lacht, sondern zu beiden den Mund zu verziehen Anstalten trifft, daß man wol keinen Schriftsteller leichter aus anonymen Aufsätzen und den kleinsten Recensionen herauserkennt, als eben W. Alexis. Man begreift gar nicht, wie man einen Schriftsteller, der das „Haus Düsterweg" schrieb, einen Nachahmer W. Scott's oder gar Tieck's nennen konnte; man findet bei ihm we-

der die gemüthliche, wohlgenährte Behaglichkeit W. Scott's, noch die weibliche Grazie und das feine poetische Aroma in ironischen und nicht ironischen Dingen, welche Tieck's Dichtungen eigenthümlich sind. Die Personen, die in seinen Romanen auftreten, schwätzen eine große Summe von Gedanken und Reflexionsgeheimnissen aus, für die der Verfasser, nicht sie selbst verantwortlich sind. W. Alexis gehört, wenn auch nicht den Zerrissenen, doch den graugefärbten Unzufriedenen an, ist aber Diplomat genug, diese Unzufriedenheit hinter einer ironisch-gleichgültigen Miene zu verbergen. Er ist ein melancholischer Denker, was weder Tieck noch W. Scott sind; aber er macht auch, wie ein echter Melancholicus, hier und da einen ergötzlichen Sprung, welcher den Leser irre führt und irre führen soll; er ist epigrammatisch, spitzfindig, sophistisch, und das sind Tieck und W. Scott abermals nicht. Er wurzelt weder in der unmittelbaren Realität der Dinge wie W. Scott, noch in der unmittelbaren poetischen Anschauung wie Tieck, sondern sucht beide durch die Resultate seiner Stubenweisheit und Gelehrtenbildung zu vermitteln, was ihm oft in einer so überraschenden Weise gelingt, daß er der Naturwahrheit und der Dichtung zugleich nahe kommt. Große Poeten haben neben der männlichen Seele immer noch eine weibliche Seele besessen, unter den deutschen Dichtern am ausgebildetsten und vollkommensten Goethe; diese weibliche Seele ist auch in Tieck, erscheint bei W. Scott in der Form der Bonhomie und der Naivetät, ist aber bis auf wenige Spuren bei W. Alexis nicht zu finden. Daher ist seine gesammte Darstellungs- und Auffassungsweise von einer gewissen Derbheit und Herbigkeit nicht freizusprechen, die sich zuweilen ins Ungeschlachte und Unschöne verlieren. Wo ihm der Ausdruck des Zarten, Naiven, Gemüthvollen gelingt, sieht man doch immer, hier liege mehr ein Resultat des Studiums und des Nachdenkens als des natürlichen Instinctes vor. Mit seinem bewundernswerthen Verstande ist W. Alexis vielleicht mehr Künstler als Dichter, und war ersteres nie mehr als im „Roland von Berlin".

Der Verf. hat auch gegenwärtigen Roman, wie den „Cabanis", in den sandigen Mittelpunkt der Mark verlegt; man sieht, daß er sich wenig um den ihm gemachten Vorwurf kümmert, er wolle der W. Scott Preußens, oder im speciellern Sinne der Mark Brandenburg werden. Wollte W. Alexis wirklich mit W. Scott rivalisiren, so hätte er einen sehr unglücklichen Kampfplatz gewählt, denn Luft und Sonne sind hier keineswegs gleich. Das schottische Hochland mit seinen romantischen Thälern und Bergen, mit seinen Bewohnern und deren malerischen Trachten, mit seinen noch in sichtbaren Spuren überall sich kundgebenden historischen Erinnerungen, Sagen und Liedern — und hier die Mark mit ihren glatten und uniformirten Bewohnern und dem modernen Häusergeniste, Berlin genannt, worin so wenige und so dürftige Spuren an ein tüchtiges Alterthum erinnern — ein von den Deutschen dem Slaventhume, ein von der Natur dem Meere abgezwungenes Land. Gewiß, das Terrain kann auf den ersten Blick für den Romandichter kein unglücklicheres sein als dieses. Hier aber bewährt sich der große Künstler, als welchen wir W. Alexis in diesem Romane begrüßen müssen. Er hat in dem Alterthume Berlins, in seinen frühern Bewohnern, in seiner charakterlosen Umgebung, in seinen Ur- und Grundverhältnissen wirklich Poesie gefunden, entdeckt oder hineingelegt. Wem die als unpoetisch verrufene preußische Königsstadt traulicher, heimlicher, dichterischer entgegentreten soll, der lese diesen Roman; denn der Mensch ist einmal so ein poetischer liebenswerther Thor, daß ihm die Gegenwart erst durch die Poesie altgeschichtlicher Erinnerungen zur Poesie verklärt wird. Oder was wäre für den Menschen jeder gegenwärtige Moment seines Daseins ohne die poetisch nebelhafte Region seiner Vergangenheit, die hinter ihm liegt? Er ist ja überall nur durch Das, was er war, wie er einst sein wird durch Das, was er ist. Ebenso ergeht es dem Menschen mit Localitäten, Städten, Bevölkerungen. Der aber ist kein gewöhnlicher Künstler, welcher mit der Wünschelruthe seiner dichterischen Gestaltungskraft in einem, dem Anscheine nach so ärmlichen und dürftigen Boden wie Berlin jene Stellen aufzufinden vermag, unter denen, tief vergraben, Schätze der Poesie ruhen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur neuesten Literatur der deutschen Sprichwörter.

1. Die Sprichwörter und Sinnreden des deutschen Volks in alter und neuer Zeit. Zum erstenmal aus den Quellen geschöpft, erläutert und mit Einleitung versehen von J. Eiselein, weiland Oberbibliothekar der Universität Heidelberg. Freiburg, Wagner'sche Buchhandlung. 1840. 8. 2½ Thlr.
2. Sechstausend deutsche Sprüchwörter und Redensarten. Herausgegeben von J. M. Braun. Stuttgart, Köhler. 1840. 8. 20 Ngr. (16 Gr.)

Nr. 1. Mit nicht geringer Begierde wird Jeder, dem es um den großen, schwerlich jemals ganz zu hebenden Schatz der Sprichwörter zu thun ist, das ansehnliche Buch des Hrn. Eiselein, „weiland Oberbibliothekars der Universität Heidelberg", zur Hand nehmen. Welch ein vielversprechender Titel! Schon die Wörter Quellen und zum erstenmal müssen das Verlangen bis zur Ungeduld schärfen. Quellen der Sprichwörter des deutschen Volks in alter und neuer Zeit — was will dagegen das Geheimnißvolle der Quellen der größten Ströme Afrikas und Asiens sagen, denen man seit Jahrhunderten vergeblich nachforscht! Ref. mag es immerhin gestehen, daß der Titel auf ihn wirkte wie die glänzenden Verheißungen eines ansehnlich decorirten Schatzgräbers. Wie das Titelblatt, so erregt auch die Dedication: „dem einsichtsvollen und thätigen Oberschulrathe im Großherzogthum Baden, mit der Bitte, daß es ihm gefallen möge, dem gründlichen Unterricht in unserer Sprache allerwärts kräftig aufzuhelfen", die schönsten Erwartungen. Die Einleitung, reich verbrämt mit Citaten griechischer und lateinischer Autoritäten ꝛc., imponirt zwar anfangs, gibt aber schon öfter Veranlassung, den Werth der Stoffe näher zu betrachten, und man findet bald, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt. Schon S. XIII macht der arg schielende Satz stutzig: „Das erweislichе Alterthum der noch gangbarsten und gehaltvollsten Sprichwörter strigt 4—800 Jahre hinauf"; also nur bis ins 14. u. 10. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung? Der Gehalt unserer allgemeingültigen Sprichwörter steigt vielmehr hinauf bis zu den Culturanfängen der Menschheit bei den begünstigtsten Völkern; die Gangbarkeit derselben unter uns beginnt schon mit der Civilisation unsers Volks.

Das besondere, nur gewisse Dinge und Stände betreffende Sprichwort kann natürlich nicht älter sein als jene Dinge selbst; ein Sprichwort z. B. von Pfaffen und Beguinen, wider Kutten und Nonnen kann nicht vor diesen selber dagewesen sein.

Was die Quellen betrifft, so wird die Erwartung schon S. XIX ziemlich herabgestimmt: „Vor dem 12. Jahrhundert kommt das Compositum Sprichwort nicht vor, sonst würde es Graff in seinem althochdeutschen Sprachschatze gewiß angeführt haben." Darf man aber Benutzung ehrenwerther Quellenforscher für Quellenstudium ausgeben, oder dafür gelten lassen?

Wenngleich des Ref. mit allem Fleiße verfaßtes Buch: „Die Sprichwörter der Deutschen" (Leipzig 1837), vom weiland Oberbibliothekar so de haut en bas, weniger beurtheilt als bei Seite geschoben wird, so hindert das nicht, einerseits die große Belesenheit des Verfassers und den von demselben eingeschlagenen gelehrten Weg geziemend anzuerkennen; andererseits aber es auch desto mehr zu beklagen, daß dieser Weg mit so geringem kritischen Geschick angelegt und ebenso unlustig als beschwerlich zu durchwandeln ist.

„Zum erstenmale aus den Quellen geschöpft", soll nun aber nach S. XXXV nichts weiter heißen, als: 1) daß bei jedem Sprichworte die älteste Gewährschaft, die der Verf. kannte, angegeben worden ist; und 2) daß hier, nach des Verfassers Versicherung, jedes Sprichwort in der Form auftritt, in welcher er zuerst es gefunden hatte. Ersteres ist durchaus gleichgültig und letzteres unwahr, wie wir bald sehen werden. Wenn man also gleich auf der ersten Seite liest: „Wer A sagt muß auch B. sagen, Volksm.", so heißt das nichts weiter, als daß dies Sprichwort dem Verf. zuerst vom Hörensagen oder aus dem Volksmunde zugekommen ist; daß ihm also der Volksmund für die Quelle dieses Sprichworts gilt. Da ist es nun der wunderliche Fall, daß auf derselben Seite auch das Sprichwort: „Wo As (sic) ist, da versammeln sich die Raben", ebenfalls dem Volksmunde zugeschrieben wird, während man doch wol so gut als gewiß Luther's Bibelübersetzung für die bekannteste Quelle jenes Sprichworts anzusehen hat. Noch seltsamer ist es, daß auf derselben Seite der Verf. das Wort: „Hiute was, morgen As", in dieser zum Theil uralten Form, ebenfalls zuerst aus dem Volksmunde vernommen haben will; da würde man ja dem Verf. überlange Ohren zugestehen müssen, in dem Sinne wie man Königen lange Hände beilegt.

S. 52 will der Verf. den Hexameter: „Thyrsosstäbe tragt (sic) jeder, doch ist nur ein einziger Bachos", als ein Sprichwort des deutschen Volks, zuerst aus dem Volksmunde vernommen haben! So nun ist es mit dem „Volksmunde" beschaffen, als einer der Hauptquellen, woraus der Verf. zum ersten Male geschöpft hat.

Eine gar so wunderliche Quelle der Sprichwörter des deutschen Volks ist Shakspeare, welcher auch häufig mit dem Volksmunde vereint als Quelle aufgeführt wird; so auch Butler, aus dessen „Hudibras" zahllose Verse, nach Soltau's Übersetzung, mir nichts dir nichts, als Sprichwörter des deutschen Volks figuriren; z. B. S. 168:

Das Sprichwort sagt: klein Feu'r
Gibt süßes Malz, Herr Schweir.
Volksm. und Butler.

wo der englische Squire, als Hr. Schweir, eine seltsame Rolle spielt.

Wie unkritisch der Verf. aus seinen an und für sich zum Theil höchst unkritischen Quellen zum ersten Male schöpft, davon findet man S. 316 ein auffallendes Beispiel:

Wer lange will zu Hof reiten,
Häng' den Mantel nach den Seiten. Körte.

Nun heißt es aber bei Körte:

Wer lange will zu Hofe reiten,
Muß den Mantel tragen auf beiden Seiten.

Aus welcher unbenannten Quelle der Verf. hier seine schnurrige benannte Quelle verändert hat, mag Gott wissen; man sieht aber, wessen man sich bei solcherlei Schöpfen aus den Quellen zu versehen hat.

Was die auf dem Titel verheißenen „Sinnreden" betrifft, so ist aus dem Buche schwer zu sagen, was der Verf. darunter eigentlich verstanden wissen will, außer dem, was Seb. Frank unter Klugreden versteht. Als solche finden wir S. 199 das geistreiche Wort des Kronprinzen von Preußen, welcher in einem Wörterspiele bei Hofe die höhnisch aufgegebene Verbindung der Wörter „Napoleon und Bürstenbinder", zu nicht geringer Überraschung der hohen und höchsten Anwesenden, also sarkastisch vollbracht haben soll: „Er fürstete die Bürstenbinder und bürstete die Fürstenkinder." Dieses unter solchen Umständen wahrhaft großartige Witzwort des hochsinnigen Fürsten wird hier mitgetheilt als ein „Volksjocus über Napoleon"!

„Neben den Sprichwörtern trifft man in dieser Sammlung auch die sprichwörtlichen Redensarten der ältern und neuern Zeit an; ja, sogar einzelne Worte (sic) von seltener Formation oder Bedeutung" wie S. 240: Silouboirra, haeresis, Irrigiloubari, haeretici; „häufig vorkommende Reimverse, Spielereien und historische oder moralische Nachklänge; ferner endlich glossische und gnomologische Eklekta aus unserer frühesten hochdeutschen Sprache" (S. XXXVIII). Unter welche Rubrik nun solche Mittheilungen gehören wie S. 27: „Aeneas roch Lavendelduft und kannte seine Mutter! Blumauer", und unzählige dergleichen aus alter und neuer Zeit, das ist schwer zu sagen und wol nur zu erklären aus dem „schelmischen Gedanken, diese Waare an Orte einzuschmuggeln (sic), wohin sie sonst nicht käme" (S. XXXIX).

In der Schreibung unserer alten Sprache bediente sich der Verf. „unserer neuen Manier, soweit sie den Laut nicht sehr beschädigt." Er schreibt daher z. B.: „althochdeutsch zum allgemeinern Verständnisse in folgender Manier: Andoro Volk offanon; Worte sind Offenunga dero Gedanko" ꝛc. (S. XXXIX). Überhaupt hält er große Stücke auf den alterthümlichen Rost von 5—800 Jahren und erklärt im Epilog geradezu, daß er aus den Schriften der neuern Literatur nur deshalb wenig aufgenommen habe, weil sie „des nationalen, individuellen und kräftigen Charakters entbehren. Welch eine Zartheit, Biegsamkeit und organische Ausbildung früher; welch eine Rohheit, Verwilderung und Ungelenksamkeit in unserer heutigen Sprache"! Es ist also natürlich, daß er die kindlichen Bildungsformen vorzieht: lasse, lasset, laßt; trage, tragst, tragt; falle, fallst, fallt, wie sum, sus, sut; daß er lieber lext, närt, swes schreibt, als lehrt, nährt, weß; daß ihm hiute, gizimbrite, gitriuwe besser ins Ohr fällt, als heute, zimmerte, getreue, und daß er sich lieber vom Tiufel reiten läßt als vom Teufel.

Ob der Verf. nun auf diesem Wege seinen Zweck erreicht habe: „den großen Reichthum an deutschen Sprichwörtern, ihre Trefflichkeit (sic), ihren in jeder Beziehung gediegenen Inhalt und wohlausgeprägten Styl zur Zeit vor Augen zu stellen" (S. XLIV), kann man nicht anders als durchaus bezweifeln. Der Sprachforscher findet hier wenig oder gar keine Ausbeute, während der Sprichwörterfreund jedoch eine ganz hübsche Nachlese hier findet, welche er dankbar anzuerkennen hat; freilich wird ihm das bunte Allerlei, die gelehrte Geschmacklosigkeit, der ebenso unkritisch zusammengebrachte als unpraktisch behandelte Stoff den Gebrauch des sonst durch Druck und Papier wohlausgestatteten Buchs theils erschweren, theils verleiden.

Nr. 2. Die „Sechstausend deutschen Sprüchwörter und Redensarten" des Hrn. Professors Dr. Braun, sind weiter nichts als eine nicht eben geistreiche Auswahl aus der vorstehenden und der Körte'schen Sammlung, aus welcher letztern noch obenein die sprichwörtlichen Redensarten der deutschen Zechbrüder Wort für Wort nachgedruckt sind, unter dem ganz unpassenden Titel: „Sprüchwörter über das Trinken und Berauschen." Die geringfügigen eigenen Zuthaten des Verfassers be-

schränken sich auf eine ziemliche Menge bloßer gemeiner Redensarten, wie „in drei Teufels Namen!" (S. 170), welche er uns als sprüchwörtliche Redensarten auftischt. Das ganze schlecht gedruckte Machwerklein ist nur zusammengeschrieben zu Gunsten einer „Bibliothek des Frohsinns", welche Dr. Braun redigirt; das hat ihn jedoch nicht gehindert, sich in der Vorrede kühnlich aufs hohe Pferd zu setzen; es gehört aber bekanntlich mehr zum Reiten als zwei Beine über ein Pferd hängen.

Gelahrte Hasen sahet man im Schulgarn.

Wilhelm Körte.

Isländische Literaturzustände.

In keinem, dem Gebiete der europäischen Cultur angehörigen Lande steht wol die vorhandene Bildung zu den gegebenen Bildungsmitteln in einem solchen Verhältnisse wie auf Island. Bücher sind dort selten; deshalb findet ein allgemeiner Austausch der vorhandenen statt, den man gewöhnlich auf der Kirchfahrt bewerkstelligt. Die Werke, welche den jeweiligen Erborger am meisten ansprechen, werden nicht selten abgeschrieben. Die meisten Isländer schreiben correct und schön. Die Bibliothek von Reikiavik enthält ungefähr 8000 Bände, die über die ganze Insel hin verliehen werden, und da die Zahl der Familien jener fast gleich ist, so kann man hieraus den sichersten Maßstab entnehmen, wie weit die vorhandenen literarischen Schätze dem Bedürfnisse entsprechen. Was dagegen die Bildung des Isländers betrifft, so steht er mehr als irgend ein anderes Volk in der engsten Berührung mit der Vergangenheit, indem er sorgfältig die Geschlechtsregister bewahrt und den Ruhm oder die Schande in den Thaten seiner Vorfahren lebendig erhält. Diese Liebe für das Alterthum im Vereine mit einer genauen Beobachtungsgabe und einer unersättlichen Wißbegierde befähigt ihn gleichmäßig zum Lesen wie zum Schreiben der Geschichte. Man findet wahrscheinlich bei keinem Volke eine gleichmäßige Bekanntschaft mit den einheimischen wie der auswärtigen Ereignisse, als bei den Isländern. Dieser Umstand, der jeden Fremden in Verwunderung setzt, macht sie gewissermaßen zu geborenen Historikern, wobei ihnen ihre abgesonderte Lage die vollkommenste Unparteilichkeit sichert, während ihre gebildete und ausdrucksvolle Sprache einer solchen Aufgabe völlig entspricht. Man findet auf der Insel viele wandernde Geschichtserzähler, welche, wie die alten Barden, von Haus zu Haus wandern, ihre traditionnelle Gelehrsamkeit mittheilen und dadurch sich ihren Unterhalt erwerben. Die Poesie hat in der Literatur der Insel ihren frühern Standpunkt in neuerer Zeit nicht behauptet. Die melancholische Gemüthsanlage des Volks neben einer mehr auf die Außen- als auf die Innenwelt gehenden Geistesrichtung scheinen dichterische Erzeugnisse nicht zu begünstigen. Harte Verhältnisse und Mißgeschick haben hier das Ohr gegen die Harmonie der Töne abgestumpft, und Poesie wie Musik hört man deshalb in diesem Lande jetzt selten. Doch gibt es auch in diesem Bezuge ehrenvolle Ausnahmen. Unter diesen verdient vor Allen der ehrwürdige Johann Thorlakson eine Erwähnung; man besitzt von ihm sowol viele eigene Gedichte als auch eine Übersetzung von Milton's „Verlorenem Paradiese" in das Versmaß der Edda. Letzteres Werk ward in seiner kleinen dunkeln Wohnung unter ärmlichen Umständen neben mühevollen Geschäften vollendet ohne irgend eine Hoffnung, es je herausgegeben zu sehen. Das jährliche Einkommen Thorlakson's von seinen beiden Pfarreien betrug kaum eine Mandel Thaler, wovon er noch einen Assistenten zu bezahlen hatte. Doch werden die großen Verdienste dieses unter so entmuthigenden Umständen vollführten Werks allgemein anerkannt, wenn es auch mehr für eine Umdichtung, oder selbst für ein Originalerzeugniß anzusehen ist, als für eine Übersetzung. Es ist in dem Maße der „Voluspa" und anderer Gedichte der sämundischen Edda gehalten, deren er vollkommen Meister war; freilich entsprechen die kurzen gebrochenen Zeilen derselben dem Maße in der Weise des Originals nicht. Außerdem übersetzte er auch Pope's „Essay on man", der in Island erschien, und war in einem Alter von über 70 Jahren, trotz seiner zunehmenden Schwäche, über einer gleichen Bearbeitung von Klopstock's „Messias" begriffen. Er starb 1810, nachdem er kurz zuvor ein Geschenk der londoner Literary fund society erhalten hatte; aber leider wahrscheinlich zu spät, um die Armuth, die ihn sein Lebelang verfolgt hatte, zu erleichtern. 80.

Literarische Notizen.

Ein nicht uninteressantes Buch des Dr. Felix Voisin trägt den Titel „De l'homme animal". Voisin, Vorsteher einer Irrenanstalt, gehört zu den consequentesten Anhängern der Lehre des Gall und Spurzheim, er predigt und vertheidigt die detaillirte Phrenologie, indem er jeder Fähigkeit ein bestimmtes Hirnschädellocal zum Wohnsitze anweist. In dem angezeigten Werke betrachtet Voisin den Menschen in seiner Stellung, die er als erster Ring in der animalischen Kette einnimmt. Es sind nicht die Differenzen und Unterschiede zwischen Mensch und Thier, welche er untersucht, vielmehr die Analogien und Ähnlichkeiten, die Empfindungen und Fähigkeiten, die der Mensch mit dem Thiere theilt und instinktmäßig besitzt, wie die Liebe, der Muth, der Erhaltungstrieb u. s. f. Auf diesem Wege setzt er sich häufig dem Verdacht aus, Anhänger eines zu weit gehenden Epikuräismus und Sensualismus zu sein, er gibt sich aber außerordentlich viel Mühe, sich von diesem Verdachte zu reinigen. Er gibt zu, daß eine gute Erziehung Alles aus dem Menschen machen, eine schlechte Alles an ihm verderben könne, denn die Erziehung habe darauf zu halten, daß jede Localfähigkeit, wenn sie Gutes andeute, ausgebildet, wenn Schlechtes, unterdrückt werde; der Mensch sei so gut „modifiabel" wie die Pflanze, bei der es einen großen Unterschied bedinge, ob sie im Norden oder Süden gepflanzt und gezogen werde. Da mischen sich freilich weitbauschige Phrasen ein, wie diese: „Welcher Unterschied zwischen Menschen und Thieren! Wo sind die Menschen, welche genau Das sind, wozu die Natur sie gemacht hat? Wo sind sie, unter allen den Glücklichen dieses Jahrhunderts, welche als die Repräsentanten der Menschheit auftreten könnten? Was thun alle diese Könige, alle diese Fürsten, alle diese Bankiers, alle diese Obrigkeiten, diese Bischöfe, diese Ärzte, diese Mitglieder unserer Akademien, diese Männer der Wissenschaft, diese Generale, diese Deputirte, diese Gesandte, diese Künstler? Und was thun alle diese glänzenden Frauen, die unter verschiedenen Rangnamen ihre Existenz an die Existenz Jener knüpfen? Wie leben sie? woher kommen sie? was wollen sie? wohin gehen sie? haben sie von Dem, was sie sind, die mindeste Idee? kennen sie sich?" u. s. w. Hr. Voisin glaubt an die Richtigkeit seiner Ansichten und daß er ein wirkliches philosophisches System geschaffen habe, mit überraschender Naivetät. Lebhafte aber ungeregelte Einbildungskraft und gute Gesinnung sind ihm nicht abzusprechen.

Victor Hugo's „Orientales" sind von Pedro Antonio Oguelles y Querras, einem siebzehnjährigen jungen Manne aus Valencia, in castilische Verse übertragen worden. Die Übersetzung fand so großen Beifall, daß die ganze aus 400 Exemplaren bestehende Auflage binnen drei Tagen vergriffen und der Verfasser bestimmt wurde, eine zweite Auflage zu veranlassen.

Von E. de Salle erschien: „Pérégrinations en Orient, ou voyage pittoresque, historique et politique pendant les années 1837, 1838, 1839, 1840"; und von A. Dumesnil: „Histoire de l'esprit public en France depuis 1789; des causes de son altération et de sa décadence." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 4. —— 4. Januar 1841.

Der Roland von Berlin. Von W. Alexis. Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 3.)

Der Roman spielt in den Jahren 1442—48, als der Hohenzoller Friedrich der Andere Markgraf von Brandenburg war. Aus dieser Zeit, wie W. Alexis selbst durch die Feder eines berliner Correspondenten im „Morgenblatt" berichten läßt, gibt es keine Chronik, kaum lesbare Geschichtswerke, dagegen einzelne plattdeutsch verfaßte Urkunden in den alten berliner Stadtbüchern, die ihm zur innigern Grundlage dienten. Auch in diesem Romane ist der alte große Kampf um Rechte und Freiheiten dargestellt; einseitige aber dem bürgerlichen Gedeihen förderliche Stadtrechte und Stadtfreiheiten waren es ja zumeist, worauf die deutschen Städte dem Adel, der Geistlichkeit und den Fürsten gegenüber pochten, nicht die Freiheit und das Recht im allgemeinern und gewissermaßen abstracten Sinne. Die städtischen Gerechtsame wollte man wahren, eine Neigung, die auch jetzt noch nicht im deutschen Volke erloschen ist; es sollte Alles so bleiben, wie es durch gegenseitigen Vertrag beurkundet, verbrieft und gekauft war; auch nicht ein Punkt über dem J dieser Gerechtsame sollte gelöscht werden. Zu Friedrich's des Burggrafen von Nürnberg Zeit war die Mark von einer Menge adeliger Schnapphähne beunruhigt und wie im Kriegszustande, damals hatte man auch in die Litanei das Gebet eingeschoben:

Vor Köckeritze und Lüderitze,
Vor Krachte und vor Itzenblitze,
Bewahr uns lieber Herre Gott!

Burggraf Friedrich hatte unter diesen Schnapphähnen und Raubrittern aufgeräumt; aber an die Städte kam er noch nicht; diese, so verpflichtet sie ihm für die ihnen geleisteten Dienste gegen den Raubadel auch sein mußten, waren ihm nichtsdestoweniger widerspenstig; Berlin hatte ihm sogar, als er einmal Einlaß begehrte, die Thorschlüssel verweigert und die Stadt gesperrt. Bekanntlich war das Volk von Berlin ehedem sehr trotzig und aufsässig; es ist aber nach und nach durch die Klugheit und Energie der Fürsten, durch die große Zahl der Beamten, der Policeimänner und der dort casernirten Soldaten gebeugt und auf das steinharte und klippenreiche Eiland des malitiösen Witzes und einer versteckten Opposition exilirt worden. Friedrich der Andere, des obengenannten Friedrich's Sohn, vollendete, was der Vater begonnen; es gelang ihm durch eine unbezwingliche Hartnäckigkeit, die ihm den Zunamen „mit den eisernen Zähnen" eintrug, den Trotz der Berliner zu brechen und ihre Freiheiten, Gerechtsame und innere Verwaltung von seinem Willen und seiner Gnade abhängig zu machen. Bis es dahin gediehen, gab es viele Kämpfe, Streitigkeiten und Hin- und Herprotokolliren, und diese Zeit eben ist es, welche W. Alexis im „Roland von Berlin" dargestellt hat. Wir erblicken auf der einen Seite den Kurfürsten, in seiner eisernen Entschlossenheit und doch wohlwollenden Milde vortrefflich dargestellt, und den Adel, einig in seinem gegen die Städte Berlin und Köln gerichteten Streben, aber in seinem Bildungszustande nuancirt. Da ist erst der fränkische Adel, gewandt, gebildet, diplomatisch, hofmäßig, dann der märkische Landesadel, roh, täppisch, ungestüm, beschränkt; endlich noch die Reste aus dem frühern faustrechtlichen Zustande der Mark, Busso Voß, Köpkin Zarnekow, Wedigo Lüderitz, ungeschlachte Burschen, die sich dem gegenwärtigen geordnetern Zustande nur schwer oder gar nicht fügen und gelegentlich noch der Wegelagerei obliegen. Schon diese Mannichfaltigkeit der Schattirungen bringt viel Leben und Frische in die Färbung des Ganzen. Dem Adel gegenüber steht das Bürgerthum, beweglich und starr, hartnäckig und demüthig, auflodernd und temporisirend, alles dies aber immer zur unrechten Zeit, wie es in kleinen städtischen Republiken, wenn sie einem entschlossenen consequenten Willen entgegenzukämpfen haben, in der Regel der Fall ist. Hierzu kommt der noch gefährlichere, unter solchen Verhältnissen in so kleinlich angelegten städtischen Gemeinden gewöhnliche Umstand, daß keine Einigkeit, sondern das Gegentheil stattfindet, Neid, Haß, Misgunst, Rangsucht, Eifersucht, nicht blos der privilegirten Geschlechter untereinander, nicht blos zwischen den Geschlechtern und den Zünften, nicht blos zwischen diesen und dem Pöbel, sondern auch zwischen den beiden Städten Köln und Berlin, welche zwar durch eine lange Brücke verbunden waren, eine Zeit lang einen und denselben Bürgermeister hatten, aber eine der andern den Flor, den höhern Rang der Geschlechter oder die größern Gerechtsame beneideten und keine der andern in irgend einer Weise und billigem Förderung zu Willen lebten. So ist nun dergestalt, wie ein Gemeinwesen durch Unfrieden, Inconsequenz und innere Spaltungen dahin kommt, sich

dem Einzelwillen eines absoluten Fürsten anheimzugeben, bei dessen Energie Schutz zu suchen gegen eigene Unhaltbarkeit und Schwäche, von dessen Gnade und Einsicht eine festere, gebundenere, aber deshalb auch unfreiere Wiederherstellung zu erwarten und ihm die Gewalt zu geben über Leben und Tod, Leib und Gewissen, Rede und Schrift. Wir sehen in Friedrich mit großem Geschick die unerschütterliche Willenskraft, die einsichtsvolle Politik, den klaren Verstand, im Ganzen auch die Gerechtigkeitsliebe angedeutet, welche die Hohenzollern charakterisirt und wodurch es ihnen gelang, aus diesem kleinen Taschenstaate ein Reich erster Classe, eine politische Macht zu bilden. Zugleich sehen wir aber auch, und gewissermaßen mit Schreck, daß vor diesem eisernen absoluten Willen jede freie individuelle Form und Gestaltung verschwinden wird und muß, daß die Volkssache fortan eine Staatssache sein wird, daß Berlin selbst in seiner freien Entwickelung aus sich heraus gehemmt ist und gewissermaßen nur die Randverzierung zu dem Schlosse abgeben soll, welches Friedrich, unter hartnäckigem Widerspruche des Bürgermeisters von Berlin, Johannes Rathenow, an der Spree erbauen will, ein Zwing-Berlin in mildester und einschmeichelndster Form. Wir sehen jene schlaue beharrliche Politik, womit die deutschen Fürsten auch anderwärts die freilich oft kleinbürgerliche Freiheit der deutschen freien Reichs-, Handel- und Hansestädte untergruben und zertrümmerten, in diesem Romane widergespiegelt. Und so fällt der steinerne Roland von Berlin, der an der Nicolaikirche stand, vor des Bürgermeisters von Berlin Hause, und während er zerhämmert und gestürzt wird, verkündet der Ausrufer: „Im Namen des Markgrafen, unsers allergnädigsten Herrn, des Kurfürsten Friedrich's des Andern! In seinem Namen nehmen wir diesen Roland hinweg, als welcher das Sinnbild war des obersten Gerichts und Blutbanns, so dieser Stadt zustand, und von nun an steht er ihr nicht mehr zu; also soll auch dieses Bild hinführo nicht mehr stehn. Das ist sein Wille!" In andern Städten aber, denen Friedrich auch den Blutbann nahm, ließ er den steinernen Mann stehen, zum Zeichen Dessen, was die Städte einst waren. So steht er noch heute in Brandenburg vor dem Rathhause.

Der eigentliche Held und Träger, die Seele des Romans ist der standhafte, allen Parteien, dem Kurfürsten, den Kölnern, den Geschlechtern, den Zünften, dem Pöbel mit eiserner Kraft trotzende Bürgermeister, Johannes Rathenow. Die Theilnahme des Lesers, die hier und da durch zu weit gesponnene Breiten und minder anziehende Personen zerstreut oder ermüdet zu werden droht, wie ja in der Wirklichkeit auch durch so viele langweilige Tage und Nächte und triviale Persönlichkeiten der Reiz und das Interesse am Leben beeinträchtigt wird, frischt sich um so lebendiger bei dem jedesmaligen Wiedererscheinen dieser imposanten Persönlichkeit auf, die zu den gelungensten Figuren gehört, welche die deutsche Romanliteratur aufzuweisen hat. Es ist die moralische Größe in diesem alten Herrn, welche uns zwingt, Achtung vor ihm zu haben und mit immer gespannterer Neugier sein Schicksal und seine Handlungen zu verfolgen. Auf die Rechte der Stadt, auf das Recht des Bürgermeisters, die Rechte der Stadt zu wahren, heldenmüthig trotzend, ein Mann, unerfahren in jener diplomatischen Schlauheit der modernen Zeit, welche etwas Demoralisirtes und Knechtisches hat, voll Trotz und Mark, voll Kühnheit und Aufrichtigkeit, ohne Nachschwelf, ohne Praktiken, Kniffe und Rückhalte, der lebendige Roland des alten Berlins, hat er nicht blos den widerwärtigen und dem Gemeinwesen schädlichen Kampf mit der wetterwendischen, oft unvernünftigen Laune des Pöbels, dem Argwohn der Zünfte, der Misgunst der Patrizier, der schwankenden Stimmung Aller, womit sie bald dem Kurfürsten aufs unbändigste trotzen, bald ihn wieder zur Schlichtung ihrer Stadthändel herbeirufen, zu bestehen, sondern auch den Kampf mit dem Hannibal ante portas von Berlin, dem Markgrafen, der in Spandau Hof hält, von wo aus er die Stadt in nächster Nähe im Auge hat, bereit, jede Blöße, welche die Stadt bietet, zu benutzen und in die im Bollwerke der Privilegien und Verträge hervorgebrachte Bresche einzudringen, wie mit der schlauen und gewandten Diplomatie der kurfürstlichen Rathgeber. Wo Johannes Rathenow auftritt, entwickelt sich sogleich vollständiges dramatisches Leben, ergreifende psychologische Entwickelung, und es ist bewundernswerth, mit wie einfachen Motiven und Mitteln diese dramatischen Effecte und zugleich der in seiner Simplicität großartige Charakter Rathenow's vom Verf. hingestellt sind. Zuletzt, da es um die Freiheit Berlins geschehen ist, ergreift er den Wanderstab. „Was nimmst du mit in die Verbannung?" fragt ihn der Kurfürst — und der siebzigjährige Mann erwidert kurz: „Mein Recht, Herr!" Der Kurfürst seinerseits hat dem Bürgermeister gegenüber nicht minder Recht; aber sein Recht wird gegenüber dem Rechte des Bürgermeisters zum Unrecht, wie des Bürgermeisters Recht zum Unrecht gegenüber dem Rechte des Kurfürsten, und doch ist jeder in seinem Rechte; aber das alte der freien Stadt verschwindet in dem neuen Rechte der Hohenzollern. W. Alexis hat mit Consequenz diesen Gedanken seit langer Zeit verfolgt, daß auf jeder Seite das Recht sei und doch auf keiner, nämlich kein objectives allgemein gültiges, sondern ein subjectives, und daß Recht mit Recht kämpfen muß, damit ein neues Recht daraus hervorgehe. So ist Alles eitel und nichtig, aber doch in seiner Besonderheit wirklich und nothwendig. Und da W. Alexis dieses subjective Recht auf jeder Seite anerkennt, kann man nicht sagen, daß er ein zweideutiger und graufarbiger Partisan der Justemilieuprincipien sei, wenngleich seine Ansicht auf den ersten Blick etwas Zweideutiges und Graufarbiges hat und eine vollständige Versöhnung des Bruches, wie ein poetisches Werk erfodert, nicht zuzulassen scheint. Diese Versöhnung wird aber bewirkt durch das Schicksal, welchem sowol Rathenow wie der Kurfürst als Individuen verfallen. Auch dieser verläßt, 22 Jahre später, das Land, satt des Regierens, ohne Dank, ohne Abschiedsgruß, ohne Freud- oder Leidbezeigungen der Einwohner. Noch an der Grenze bitten ihn ein paar Kürrner, sich seinem Zuge anschließen zu dürfen, denn es lagerten da herum etliche Adelige, darunter der Busso Voß, und lauerten auf sie.

Da sieht er ein, wie wenig er den Zustand des Landes gebessert und das wilde räuberische Treiben gebändigt habe. Und er kommt an einen Grabhügel, der die Stelle bezeichnet, wo Johannes Rathenow und der Rathmann Konrad Ryke von Räubern angefallen und erschlagen worden, als sie vor der Herrschaft nach Sachsen fliehen wollten. Und man sagt ihm, das habe der Köpkin Zarnekow gethan, er sei aber gefangen und mit fünf Spießgesellen hingerichtet worden. Wehmüthig schüttelt da der Herr den Kopf und spricht: „So er niederschaute aus jener Welt auf diese Stelle, und grad itzt niederschaute, ich meine, das wäre ihm mehr Rache.“ Und als sähe er den eigenen Hügel vor sich, der seine müden Glieder decken solle, blickt er vor sich und so reiten sie weiter. An der Grenze wendet er sich noch einmal um, breitet wie unwillkürlich die Arme nach dem Lande, das er auf immer verließ, und seine Lippen bewegen sich wie zum Segen, die Worte hörte man nicht.

Das eigentlich romantische Interesse knüpft sich an ein anmuthiges Paar, welches sich in freundlicher Beleuchtung aus dem etwas düster und trübe gefärbten Ganzen hervorhebt, den strengen Eindruck der Gesammtgruppirung mildernd, an Henning Mollner und Elsbeth, des Bürgermeisters schmuckes Töchterlein. Henning Mollner gewinnt sogar eine geschichtliche Bedeutung für das Ganze, indem ihm die Städte Köln und Berlin für die Auslösung seines im Treffen bei Cremmen von den Adeligen gefangenen Vaters 47 Schock böhmische Groschen schulden; aber die Kölner weigern ihren Antheil. Das macht in den Rathsversammlungen, auf der Straße, bei dem Bürgermeister zumal unendlich böses Blut; Letzterer, die Foderung als Recht anerkennend, bezahlt ihm endlich die Summe aus dem eigenen Säckel, was ihm abermals schlimm gedeutet wird. Dafür weigert er dem Henning um so hartnäckiger seine Tochter Elsbeth; denn Henning ist in seinen Augen nicht ebenbürtig, dazu ein lustiger witziger Gesell, der viel tolle Streiche begeht, ein Liebling des Volkes, überall mit seinem Schabernack dazwischenfahrend. W. Alexis hat in ihm einen Repräsentanten des berliner Straßenwitzes und der Volksweisheit auf den Gassen aufgestellt, natürlich der gesundern, in sich tüchtigern Zeit entsprechend, wo der seichte oberflächliche Flaneurismus und die Sucht, Alles, auch das Heiligste zu bespötteln, noch nicht so widerlich ausgebildet waren wie jetzt; aber Henning hat etwas von einem berliner Gamin, nur ist er liebenswürdiger, gediegener, sittlicher, was sich denn auch darin beweist, daß er später, aus Verzweiflung über sein Liebesunglück, in die weite Welt geht, einen Krieg gegen die Türken mit ausgezeichneter Bravour mitmacht und vom Kaiser in den Ritterstand erhoben wird. Die thörichte Elsbeth! Sie hat Henning geliebt, sie hat es sich und ihm nur nicht gestehen wollen, und sie ist eine äußerst reizende Erscheinung in ihrem Kampfe zwischen Prüderie und liebender Hingebung, abweisendem Stolze und entgegenkommender und aufmunternder Zuneigung. Als Henning Mollner abwesend ist, fühlt sie, daß sie ihn liebt, aber ihr Vater hat geschworen, Henning solle Elsbeth nicht sein nennen, bis der steinerne Roland von seinem Gestelle springe und durch die Stadt spaziere. Nun aber ist Henning zurückgekehrt; der verhaßte und täppische Bräutigam der Elsbeth, der Sohn des reichen Kölner Bürgers Bartholomäus Schumm, ist bei einem Gelag von dem wilden Köpkin Zarnekow erstochen worden; Henning Mollner ist jetzt der Ritter vom Hahn; der Roland sprang von seinem Gestelle herab und spazierte durch die Gassen, denn sie luden ihn auf eine Schleife und zogen ihn durch die Straßen Berlins, um ihn in die Spree zu stürzen, und so endet diese Partie des Romans sehr freundlich, und Elsbeth wird die glückliche Mutter von des glücklichen Henning Ritter vom Hahn glücklichen Kindern. Mit einem Gefolge von fünf bis sieben derben Buben empfängt Henning den Kurfürsten im J. 1470, als dieser die Mark verläßt und der mildern fränkischen Sonne entgegenzieht, an der Grenze.

(Der Beschluß folgt.)

A summer in Brittany. By *T. A. Trollope*. London 1840.

Der Sommer, welchen Hr. Trollope in der Bretagne und, wie es scheint, sehr angenehm zugebracht hat, kommt auch den Lesern seines Buchs zugute. Es enthält viel Amusantes und nichts Langweiliges. Inzwischen ist auch wahr, daß dem Beschreiber mancher neue Stoff geboten wurde. Die Bretagne ist verhältnißmäßig eine am wenigsten bereiste, folglich am wenigsten beschriebene Provinz Frankreichs und außerdem ein Land von — besonders in seinem Innern — eigenthümlichem Charakter. Die Bretonen, namentlich die Niederbretonen, welche die Departements Morbihan und Finisterre bewohnen, sind eine offenbar celtische Race, haben noch jetzt eine Menge Eigenheiten, die an ihre Altvordern erinnern, und unterscheiden sich wesentlich von ihren Nachbarn, den Normannen. Sie sprechen ihre alte Sprache, eins der markirtesten französischen Idiome, und hängen fest an Tracht und Sitten. Statt der schlanken Gestalten, der ovalen Gesichter und der blauen Augen der Normannen haben sie schwarze Augen, kurze Statturen, runde Gesichter und starke Kinnbacken. Sie tragen Röcke von Kalb- oder Schaffellen, die Haare oder Wolle nach außen, und weite, am Knie gebundene Beinkleider. In ihren Gewohnheiten sind sie beträchtlich unsauber und in ihren Häusern ist das dergestalt der Fall, daß sogar ein Franzose dem Verf. sagte, man könne bei ihnen in den Drecklöchern auf der Flur ganz bequem die Beine brechen. Hören wir indessen, was der Verf. von ihren Hochzeitgebräuchen erzählt:

„Ich bemerkte in einem frühern Capitel, daß bei den niederbretonischen Landleuten der Schneider eine Hauptfigur spiele. Auch ist er es, der die zarten, einer Hochzeit vorausgehenden Unterhandlungen leitet. Sobald ein junger Landmann sich für ein Mädchen entschieden hat, sucht er den Schneider auf und macht ihn zum Vertrauten seiner Liebe. Dieser plénipotentiaire erhebt sich sofort nach der Wohnung der Begehrten und schlendert dort umher, bis sich Gelegenheit bietet, mit ihr unter vier Augen zu reden. Hat sich die geboten, so leitet er das Gespräch mit einigen bäuerlichen Gemeinplätzen ein und schwenkt dann geschickt auf den Gegenstand seines Kommens über. Seine Aufgabe besteht nun darin, Den, der ihn gesendet, als die vortheilhafteste Partie im Dorfe herauszustreichen und mit beredter Zunge alle Gründe geltend zu machen, von denen er aus Erfahrung weiß, daß sie bei solcher Gelegenheit schlagend sind. Ist ihm das geglückt, so hat er den Ältern beider Theile das Behufige mitzutheilen, und erfolgt von dieser Seite kein Widerspruch, so wird eine Zusammenkunft anberaumt.“

„Zur bestimmten Stunde führt der Schneider, einen wei-

sen Stab in der Hand, einen rosenfarbenen Strumpf am rechten, einen purpurrothen am linken Beine, den jungen Mann nebst dessen Vater oder sonst nächstem Verwandten nach dem Hause der Geliebten. Während hier die Alten das Weitere besprechen, verfügen sich die Jungen in irgend einen abgelegenen Theil des Hauses und besprechen das Nähere. Dieses Kopf an Kopf ist heilig. Niemand darf das Pärchen stören. Sobald sie selbst aber dem Kosen und Liebeln ein Ende gemacht, kehren sie Hand in Hand an die gesellige Tafel zurück. Weißbrot, Wein und Cognac werden aufgesetzt und die Verlobten essen mit Einem Messer und trinken aus Einem Glase. Ehe sie scheiden, wird eine zweite Zusammenkunft, ebenfalls im Hause der Braut, verabredet. Diese heißt Velladen oder die Schau. Da erscheinen beide Parteien in ihrem besten Sonntagsstaate und im Hause und um das Haus wird mit größter Sorgfalt gefegt, geordnet, geputzt. Man gibt sich alle erssinnliche Mühe, Reichthum zu zeigen, und Vieles, was absichtlich so gestellt ist, daß Niemand es füglich übersehen kann, gehört andern Leuten. Nachdem der Bräutigam mit den Seinigen angekommen, wird ein Langes und Breites hin und her gemäkelt, ehe man sich über die Bedingungen des Heirathscontracts vereinigt. Kaum ist das aber geschehen, so schlagen die Väter oder stellvertretenden Verwandten klatschend in die Hände und setzen den Hochzeittag an."

„Genau eine Woche vor dem Hochzeittage gehen die beiden Väter, jeder allein, zu ihren Freunden, sie zum Feste zu laden. Die Einladung geschieht meist in Versen, die vor den Hausthüren recitirt werden."

„Am Hochzeittage hat der Schneider wieder viel zu thun. Früh am Morgen erscheinen der Bräutigam, seine Verwandten und sein Schneider vor der Hausthür der Braut, wo deren Verwandte und deren Schneider sie bereits erwarten. Hier an der Schwelle beginnt ein Zwiegespräch der beiden Schneider in gereimter Rede. Der Wortführer des Bräutigams stellt seine Partei als Reisende vor, die um Gastfreundschaft bitten. Der Dichter auf Seiten der Braut erwidert: die Straßen seien voll Landläufer, und obgleich er hinsichtlich der Bitte nichts zu entscheiden habe, so wolle er doch freundschaftlichst rathen, sich zu packen. Da schrauben und necken sich denn die Schneider herüber und hinüber, bis endlich der Bräutigamsschneider den Zweck seines Kommens nennt und die guten Eigenschaften Dessen, dem er dient, ins hellste Licht setzt — daß er an einem Tage mehr pflügen könne als drei gemiethete Arbeiter und es ihm Spaß sei, einen umgestürzten Wagen allein aufzurichten. Auch erzählt er dessen Siege im Ringen und vergißt nie, daß der penbas in seiner Hand mächtiger sei als das Schwert in der Hand des Soldaten. Der Gegenkämpe schildert die Vollkommenheiten seiner Dame — daß sie leicht und geschmeidig sei wie die blütenbedeckten Zweige der Birke, und daß, wenn der Tanz beginne, sie, die schüchterne Jungfrau, mit der einen Hand die Hand ihrer Mutter, mit der andern die Hand einer Freundin fasse. Aber dieses vortreffliche Weibsstück, schließt er, ist nicht hier; schon längst hat sie des Vaters Haus verlassen."

„Ihr täuscht mich", ruft der Andere, „der Eibenbaum ist für den Kirchhof, die Rose für den Garten, junge Mädchen sind für den Geliebten. Jagt uns nicht in Verzweiflung, sondern führt an Eurer Hand sie hierher, die wir begehren, damit wir sie setzen beim hochzeitlichen Mahle an die Seite ihres Bräutigams im Angesichte ihrer Freunde." „Es scheint uns, wir müssen Euch nachgeben, Freund, Ihr seid so drängend", versetzt der Dichter der Braut, geht ins Haus, kommt mit einer alten Frau zurück und sagt: „Ist dies die Rose, die Ihr sucht?" „Nach dem ehrwürdigen Ansehen zu schließen", erwidert der Andere, „hat diese Dame ihre Aufgabe hienieden erfüllt, den Mann beglückt, der sie geliebt. Doch was sie beendet, muß eine Andere beginnen. Sie ist nicht, was ich suche." Hierauf geht der Andere wieder ins Haus und kommt mit einer jungen Ehefrau zurück. „Hier ist ein junges Mädchen", ruft er, „schön wie der Morgenstern. Ihre Wangen sind Rosen und ihre Augen Krystall. Ein Blick — und jedes Herz erkrankt. Das muß die Schöne sein, die Ihr sucht." „Wohl gleicht die zarte Wange und die jugendliche Frische der Frische und der Wange des Mädchens. Aber der Finger dort trägt Spuren des Umrührens — hat sie nicht oft schon Brei für einen Säugling gerührt?" „Ihr habt gewaltig scharfe Augen, Freund", antwortet der Andere und führt ein zehnjähriges Mädchen herbei; „wohlan, so sagt mir kurz und gut, ist sie es, die Ihr sucht?" „Sie ist genau, was die, die ich suche, vor acht Jahren war. Einst wird dieses schöne Kind die Wonne eines Mannes sein. Für jetzt aber muß sie noch eine Zeit lang am Spaliere hängen. Die hingegen, die ich suche, erwartet nur des Gärtners Korb, sie zur Tafel des hochzeitlichen Mahles zu tragen." Jetzt fügt sich der Wortführer der Braut. Sie an der Hand, sagt er: „So geschehe, was Ihr verlangt. Die Ihr sucht, verdient Ihr zu finden."

„Beide Familien treten nunmehr gemeinschaftlich ins Haus und der Schneider der Braut spricht: „Schaue das Mädchen, das du gewählt. Die Hände gefaltet, ihr Kinder! Mann, von heute an hast du ein Weib zu beschützen und zu beglücken. Laß sie uns nie, gleich einer Fremden, an der Thüre deines Hauses stehen sehen und weinen, denn die Thränen der Schwachen rächt Gott!" Sobald hierauf ein Gebet gesprochen und die Versammelten zur Theilnahme am Feste aufgefodert worden, sagt der Schneider des Bräutigams: „Tritt heran, Mädchen! Beuge deine Knie und beuge dein Haupt unter die Hände deines Vaters, damit er dich segne! Du weinst. Blicke auf deinen Vater und auf deine Mutter, sie weinen auch, und ihre Thränen sind ernster als die deinen. Sie sollen sich von einer Tochter trennen, die sie in der Wiege geschaukelt und auf den Armen gewiegt. Welches Herz sollte nicht trauern beim Anblick solchen Kummers! Doch auch diese Thränen müssen aufhören zu fließen. Zärtlicher Vater, siehe hier dein Kind. Blicke hier auf deine Tochter. Sie streckt die Arme nach dir aus. Und du, arme Mutter, lege deine Hände auf sie. Ein Gebet und ein Segen für die Tochter, die Euch verlassen soll. Und nun genug. Ihr habt sie befolgt, die Gebote Gottes. So stehe auf, Mädchen, umarme deine Ältern und erhebe dich in Kraft, denn von nun an gehörst du dem Manne!"

„Aus der Kirche, wohin der Zug jetzt aufbricht, geht es unmittelbar zum Feste, das bisweilen im Hause des Bräutigams, am häufigsten in einer benachbarten Auberge ausgerichtet wird. Geschieht jenes, bringt jeder Gast den Neuverheiratheten ein Geschenk, geschieht letzteres, bezahlt jeder seinen Theil zu den Kosten. Beim Aufbruche singt die junge Frau ein Klagelied, in welchem meist folgende Strophen vorkommen: „In frühern Tagen, den Tagen meiner Jugend, wie warm schlug mir das Herz! Lebt wohl, Gespielinnen, lebt wohl auf immer! Das Herz schlug mir so heiß! Für Gold nicht und nicht für Silber hätte ich mein armes Herz gegeben. Lebt wohl, Gespielinnen, lebt wohl auf immer! Weh mir, ich hab' es hingegeben für nichts. Weh mir, ich hab' es niedergelegt, wo der Freuden und der Vergnügungen keine mehr sind. Lebt wohl, Gespielinnen, lebt wohl auf immer! Geht, Mädchen, zieht auf die Märkte und zieht zum Ablaß! Ich darf ferner nicht mit euch gehen. Lebt wohl, Gespielinnen, lebt wohl auf immer! Seht ihr nicht, daß ich hier bleiben muß! Bin ich fortan doch nur eine Magd, ihr Mädchen, denn ich habe geheirathet. Lebt wohl, Gespielinnen, lebt wohl auf immer!"

74.

Literarische Notiz.

Léger-Noël, Verf. eines Bandes von Gedichten unter dem Titel „Amertumes et consolations", gab ein neues christlich trostseliges Buch heraus, welches den Titel führt: „Le livre de tous, ou foi, espérance, charité." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 5. — 5. Januar 1841.

Der Roland von Berlin. Von W. Alexis. Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 4.)

Es ist nicht thunlich noch rathsam, die übrigen Figuren des Romans, die sich in außerordentlicher Mannichfaltigkeit, Menge und Vielgestaltigkeit um die Genannten herum bewegen, anders als mit Namen anzuführen. Es sind aber die bedeutendsten: der Roßtäuscher Balzer Boytin, welcher die Stadt auf eigene Hand befehdete und später vom Kurfürsten zum Bürgermeister ernannt wurde, der gutgelaunte, joviale Niklas Perwenitz, Rathsherr von Altbrandenburg, der ungestüme und ungeschlachte Pawel Strobant, die Bürger und Rathsherren, Matthis Blankenfelde, Konrad Ryke, Thomas Wyns u. s. w., der Knochenhauer Bartz Kuhlemey, Bartholomäus Schumm, diese alle mit ihren Frauen oder sonstigem Anhange von Verwandten, die schon genannten Wedigo und Busso und der bösartige Wegelagerer Köpkin, die unheimliche Gertrud, die finstere Sybille des Rathenow'schen Hauses, der Jude Joel, die Salome mit den langen Ohrlappen, die rothe Hanne, der Barbier Hans Ferbitz, der Ritter Bredow mit seiner Tochter und seinem phlegmatischen Knechte u. s. w. Man erstaunt über die Fülle und Varietät dieser Gestalten, die von Fleisch und Blut, aber allerdings keine Salonfiguren sind und in Betracht ihrer Ungeschlachtheit und Derbheit in unsern Salons und ästhetischen Theecirkeln auch schwerlich Eingang finden dürften. Wir glauben dem Verf. gern, wenn er in der schon angeführten Correspondenz sagt:

Diese ehrenhaften Personen, diese kernigen Gestalten erquickten mich nach allen den krankhaften Figuren, mit denen ich in den Novellen der Gegenwart gelebt; das ist mir selten bei einem Romane passirt.

Die Schilderungen sind meist von großer Kraft und Lebendigkeit der Färbung, die aber zugleich etwas Düsteres und Unheimliches hat. Man denke sich die flache und monotone Umgegend von Berlin in ihrem damaligen verwilderten und verneste lten Zustande, voll Waldung, Dampf und Sumpf, und einen grauen und unfreundlich nebelhaften Himmel darüber, und man hat den klimatischen und localen Eindruck des Romans. Die Schilderung der märkischen Haiden betrachten wir als ein Meisterstück und theilen sie hier mit.

Die rohen Holzkreuze hier und da am Wege, wo Einer erschlagen war, und fromme Leute hatten es ihm errichtet, gaben Grund genug zur Furcht. Da bleichte wol gar im Dickicht ein weißes Gebein, und es waren keines Pferdes, keines Hundes und keines Wolfes Knochen. Oder sie hatten, wenn gute Leute einen Schnapphahn fingen und er gerichtet ward, an Ketten ein Glied von ihm am Baume aufgehängt. Auch Steinhaufen sah man dort. Wo ein Mann unter schlimmen Händen blutete, ist's Jedes, der vorübergeht, fromme Pflicht, daß er ein Steinlein hinwirft; denn wer errichtet dem armen Wicht einen Leichenstein! So werden aus den Steinlein große Haufen, und der fromme Wandersmann betet ein Ave Maria still für die Seele, und weiß doch nicht, wem es gilt, ob es ein Feind ihm war, oder ein Freund. Ach! schon zu Mitsommers Zeiten, wenn der Himmel klar ist und die Mittagssonne niederbrennt auf die Kiefern und die Haidefelder, ist die Einsamkeit doch gar schaurig. Wenn sich so kein Lüftchen regt, und die Kiefern schwitzen Harzdüfte aus, die die Sinne befangen, und die Wespen und Bienen summen um die violetten Haideblüten. Und ringsum weit kein Ton als der Specht, der gegen die Stämme hämmert, und dein eigener Fußtritt, lieber Wandersmann, der auf den glatten Kiefernadeln glitscht, und der Sand ist so heiß und du kommst nicht weiter. Dann wird dir recht bange auf der märkischen Haide, und du horchst, wenn ein Lüftchen geht und die Kieferwipfel wiegt, wenn die ausgedörrten rothen Stämme knarren und ein Eichhörnchen von Ast zu Ast raschelt. Dein Gaumen ist trocken, und du beißest in die Spitzen der frischen Kiefernnadeln, die eine betäubende Würze haben. Es ist aber keine Erquickung. Und das Wasser, wenn dein Auge es wo sieht, bietet dir auch keine Labung. Roth, grau und gelb schillert es aus der Tiefe entgegen, von Schilf und Binsen umkränzt, und weiße Mummeln schwimmen auf dem tückischen Wasserspiegel, und darunter singen die Frösche einen unheimlichen Gesang. Es wird da Alles unheimlich, aber das süße Märlein weilt hier nicht. — Und ist's schon so im Mitsommer, wie erst im Herbst, wie im Winter, wo das sparsame Laubholz sein grünes Kleid abgeworfen und der Sturm die braunen Blätter über die Haiden fegt! Der klare, frische, frostige Wintertag, das ist freilich ein Weihnachtsfest, und auch die Haiden feiern es mit. Da strecken aus der weißen Schneedecke die Kiefern ihre dunkelgrünen Arme und Häupter empor und schütteln sich in Hoheit. Aber es ist nicht immer Weihnachten im Winter. Das Himmelslicht ist mit düstern Schneewolken gedämpft, es rieselt kalt und naß herab, es droht unheimlich, und kalte Stürme reißen durch die Wolken und peitschen sie. Dann ist's in den Haiden schauerlich, und wen der Wind treibt und der Schnee ereilet, und er hat den Weg verloren und sucht nach einem Obdach, das er nicht weiß, und die Nacht kommt über ihn, dem sei Gott barmherzig. — Solch ein Nachmittag war's u. s. w.

Ein todtgestochenes Pferd ist eigentlich ein nichtsnutziges und unästhetisches Ding und die Aasgeier und andere fliegende oder kriechende Ungethüme, die darüber aus Gier und Hunger herfallen, haben eben auch nichts Poetisches. Sehen wir jedoch zu, wie W. Alexis eine Scene dieser

gerichtlichen Act schildert. Bd. 2, S. 175, lesen wir, wie folgt:

Und wo Hans Markgrafs Knochen gestanden, da wurde bald darauf eine große Mahlzeit gehalten. Keines Menschen Auge sah es; es thut's auch nicht gut, denn wir Augen zu sehen. Man doch der Himmel schon grau von den Motten, nun aber ward er schwarz. Die rothen Kirchenhähne schüttelten ihre Aste und von jedem flog eine Krähe auf, und sie krächzten schreiend in den Lüften, dann sitzt es wie Rache herab auf die alten Stätten, und wie Flügen einen rothen Fleck, bedecken sie mit ihren schwarzen Fittichen das rothe Pferd. Aber es erhoben wieder in den Lüften, und auf den hohen Kiefern schwebten sich andere Vögel mit krummen Schnäbeln und scharfen Klauen, sie stand auf das gemeine Gastgebot. Meister Habicht und Meister vom See. Und von den Eichen stiegen sie sich auf die Fichtenäste herab und die Krähen wurden ängstlich und flatterten auf und ab. Aber bemerkt die Krähen und die Krähen, die davongeflogen, kamen immer wieder und glaubten den Habichten kaum das kahle Recht, der erschienen ganz dunkle Punkte in höchster Luft; die zogen näher in großen Kreisen, und immer enger wurden sie, je näher sie kamen. Ängstlich flatterten die Krähen und die Habichte schwebten auf und hinüber, und wollten doch nicht von ihrem Fraß. Da schossen, wie aufgescheuchte Pfeile, daß sie ein Lüftchen umsauste, und gerade-linigten Augen und gebogenen mächtigen Schnäbeln, gierer Adler herab. War es, als stürze auf den Wolken ein Meteorstein nieder, glühend und glühend, und wo er hinfällt, klingt Sturm und Funke und Dampf auf. So schossen sie nieder auf das Aas, mit ihren Flügeln schlagend, daß das Gras wehte und der kahle Schnee aufflog, und ihre Krallen griffen in den Leib, daß es war, als zöttele sich noch einmal das tote Thier und versuche aufzustehen. Die Krähen flogen schreiend davon, daß es der Luft weh that, und das andere Raubgevögel krächzte und flatterte auf und kam wieder und wagte sich doch nicht heran. Es war ein Gezisch in den Lüften, Aas um ein Aas. Aber als die Nacht einbrach, und die Vögel unter den hohen Ästen und in den hohen Stämmen ihr Lager gesucht, und die Adler gesättigt aufflogen und mit Raubstücken ihre fernen Nester suchten, da schlichen die Füchse heran und betraten, was die Adler gelassen. Doch nicht lange, denn aus den Tiefen des Waldes heulte es unheimlich, daß Alles schwieg, was lebendig war, und in wilden Sätzen rauschte es durch das dürre Laub; die Füchse schlichen davon, denn die Wölfe kamen und zerrissen mit gräßlichem Gekeiche, was die Habichte und Adler und Füchse gelassen. Als der Morgen graute, war von Hans Markgrafs Pferd nichts übrig, als zerstückt und abgenagt Gebein. Sie hatten es hierhin und dorthin geschleppt.

Im Grunde ist in dieser Stelle auch nur eine Variation abgespielt auf des Verf. Leid- und Grundfrage: Wessen ist das Recht? Immer Dessen, welcher später kommt und der Stärkere ist. Oder haben wir hier eine Allegorie, worin angedeutet sein soll, wie die Starken des Landes, Einer nach dem Andern, die alten Volksrechte und Freiheiten zerreißen und hier und dorthin verschleppen, bis nichts als ein zerstücktes und abgenagtes Gerippe übrig geblieben ist? Dann wäre es aber eine grausenhafte Ironie, das Recht des Volks unter der Gestalt eines Aases, eines todtgestochenen Pferdes zu versinnbilden.

Doppeltes Interesse gewähret der Roman für Alle, welche mit dem gegenwärtigen Berlin bekannt sind und die schädlichen Orte und Löcher, welche der Roman schildert, mit den Prachtstellen der jetzigen Residenzstadt zu vergleichen [illegible]. W. Alexis schildert das [illegible] ästen Zierathen und Unrathe; er hat [illegible] en localen Verhältnissen der Stadt innig befreundet, darüber manches achtbare Wort in berliner Zeitungen fallen lassen, und so ist ihm die Lösung des Räthsels, welches ihm das alte Berlin als Sphinx aufgab, um so besser und leichter gelungen. Aber auch die Sitten des damaligen Berlins schildert er so lebendig und überzeugend, daß man fast glauben möchte, er sei bei dem Mummenschanz, den er (Bd. 1, S. 175 fg.) beschreibt, bei der englischen Schmauserei im Hause des Thomas Wyns, bei dem grotesken Hochzeitritte des Melchior Schramm, bei dem Festmahle, welches die Stadt dem Kaplan Zarnekow gab und das sich so blutig endete, wirklich ein Gast gewesen. Ebenso trefflich und lebendig schildert er die ausländischen Gastgebereien am kurfürstlichen Hofe, wobei die schwäbischen Ritter mit Verwunderung sahen, wie die märkischen Ritter schlangen, aber im Trinken thaten sie's ihnen gleich. Die griffen in die Schüsseln und küssen, als wär's eine Schlacht, wo Keiner zu spät kommen darf, und stießen mit ihren Ellenbogen, als gäbe es keine Nachbarn und Nachbarinnen. Nahm's aber auch Keiner übel, wenn ihr ein Knochen vom Hühnlein in die Schüssel fiel, das ihr Nachbar mit den Zähnen zerriß. Sie lachte und schob ihm dafür das ganze Gerippe von ihrem Teller auf seinen, und er mußt' es behalten. Herr Gans, was hatte der Dietrich Burkus gegessen, und Tilo Kracht auch, und die Kurfürstin hatte es mit absonderlichem Vergnügen gesehen und den Edelknechten zugewinkt, daß sie ihnen immer mehr aufmächtigen und ihnen sagten, sie essen ja gar nicht. Fritz Kricher wollt' es ihnen gleich thun, er konnt' es aber nicht, dafür trank er desto mehr, und hätte sie unter'n Tisch getrunken, wenn sich das nur geschickt. An einem bunten Schlachtgetümmel fehlt es auch nicht, und waren es die Berliner, welche vor ihren Thoren viel adelige Herren dabei gefangen nahmen; nutzte es ihnen aber nichts, sondern mußten doch, weil sie miteinander in Unfrieden waren und die Einen dies wollten, die Andern das. Grausenhaft aber ist die Scene, wie die Salome mit den langen Ohrlappen geköpft und die rothe Hanne mit glühendem Eisen zwischen den Zähnen gebrannt wird, und sie mit wundem Rücken auf kalter schneeiger Erde liegen und Flüche ausstoßen und gottlose Reden führen und auf Rache sinnen — leichtsinnig und boshaft, wie sie sind, leichtsinnig das lustige Weibsbild, die Salome, und boshaft die alte Wendin, die rothe Hanne.

Aber der Verf. muthet uns mit Sittenschilderungen, gedehnten Auseinandersetzungen und trivialen Gesprächen hier und da wahrlich zu viel zu. Kommen die Personen seines Romans einmal ins Gespräch, so ist da kein Aufhören und wäre es eine verlorene Stecknadel, über welche sie converstirten. Ein unendlich langweiliges Geschwätz dieser Art ist z. B. das Gespräch bei dem Feste im Hause der Familie Wyns zwischen der Hoppenradin und der Anna Rykin und mehren andern Klatschschwestern des alten Berlins. Bd. 2, S. 138—155, unterhalten sich die beiden Schnapphähne Busso und Wedigo, welche verfolgt werden, eigentlich über nichts weiter als über die Frage, wie sie ihren Verfolgern entrinnen möchten, oder ob es rathsamer sei, sich am nächsten Baume aufhängen

zu lassen. Es sind dies nicht die einzigen Beispiele, sondern es sind deren noch viele, bei denen man die Geduld, die der Verf. mit sich und seinen Romanfiguren gehabt, in der That bewundern muß. Den Styl betreffend, so ist dieser, wie schon aus mehren mitgetheilten Proben hervorgeht, alterthümlich und chronikenartig, oft sehr charakteristisch, naiv und dem Dargestellten entsprechend, aber er läßt sich nicht immer so leicht lesen und trägt zuweilen die Spuren des Gemachten und Mühsamen zu deutlich an sich. An Ungleichheiten und stylistischen Widersprüchen fehlt es nicht, wenn man auch die Kunst und zuweilen Künstelei, womit dieser gewiß nicht literarische und unserm Geschmacke gar nicht mundrechte Styl im Ganzen festgehalten ist, durchaus anerkennen muß. Wir glauben, daß das englische Buch: „Shakspeare and his friends", welches W. Alexis verdeutscht hat, dem Verf. unbewußt vorschwebte. Auch erinnern die witzigen Stichwörter, welche Henning in seiner Narrenverkappung mit Elsbeth auf der Maskerade und mit dem Schenkwirthe wechselt, an ähnliche Scenen in dem ebengenannten englischen Romane.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die in letzterer Zeit oft getadelten Koryphäen einer bereits ältern Periode: Tieck, Immermann, W. Alexis, durch die Trefflichkeit ihrer jüngsten Werke, die ihnen feindseligen Gemüther zum Schweigen gebracht oder wenigstens verwirrt haben. Es ist wie mit den Sternen, über die eine Wolke zieht, die Wolke ist vorüber, die Sterne sind wieder da und scheinen heller zu leuchten als zuvor. Vielleicht hat die heftige Kritik ihre guten Folgen gehabt und zu verdoppelten Anstrengungen aufgereizt, wie wenn man mit einem Eisen an einen Kohlenbrand schlägt, um ihn auszulöschen; aber er sprüht und spritzt nach allen Seiten hin nur um so hellere Funken aus. Hermann Marggraff.

Anastasius Grün beurtheilt von der „Bibliothèque universelle de Genève."

Die Octoberlieferung der „Bibliothèque universelle de Genève" bringt einen äußerst anerkennenden Bericht über Anastasius Grün. Wir kindlichen Deutschen, die wir mit unsern poetischen Leistungen noch nicht so gar lange im Auslande bekannt geworden, haben noch immer unsere Freude daran, wenn man uns in fremden Ländern und Sprachen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Und mit Recht! Jede einzelne Stimme mehr über uns ist auch ein Schritt mehr zu der allgemeinern Anerkennung, die wir verdienen, oder höchstens deshalb nicht verdienen, weil wir, zu bescheiden, zu demüthig in uns selbst, am meisten auf Das stolz sind, was dem Auslande erträglich nachzuthun uns gelungen ist, nicht auf Das, was wir aus der Fülle unserer eigenen Natur geschöpft, sondern was wir jenseit unser selbst gelernt haben. Es ist aber dem Lehrer nicht zu verdenken, wenn er gegen den Schüler, selbst wenn ihm dieser an Gemüth, Talent und innerer Kraft überlegen sein sollte, nicht den gehörigen Respect empfindet, so lange nämlich der Schüler dem Lehrer täglich in die Ohren raunt: „Was bin ich für ein erbärmliches Geschöpf gegen Sie, Hr. Professor, und was sind Sie für ein großer Mann!" „Wann wird es mir nur gelingen, so das Halstuch zu knüpfen wie Sie, oder einen so eleganten Rock zu tragen wie Sie, oder eine so angenehme Grisette mit so vielem Aufwande zu unterhalten wie Sie?" u. s. w. Börne und Heine gingen nach Frankreich, und vielfach sprachen sie über die Deutschen, als wären diese nur die Lampen- und Stiefelputzer der europäischen Civilisation, und die Franzosen, um uns populair auszudrücken, lachten sich heimlich ins Fäustchen. Börne selbst kam später von seinem Irrthum zurück, oder gab seine Polemik gegen die Deutschen, welche ihn und diese Frankreich gegenüber in eine ganz schiefe Stellung zu bringen drohte, klüglicherweise auf. Hoffentlich ist diese Zeit der Selbstverspottung deutscher Nation für immer vorbei. Hiermit ist nicht gesagt, daß wir nicht fortfahren sollten zu lernen, aber nicht sowol vom Auslande, als von uns selbst, von Dem, worin wir schon vor Jahrhunderten politisch kräftiger und selbständiger waren als jetzt; oder vielmehr, wir haben nur noch mancherlei üble Gewohnheiten und Strifligkeiten abzulegen, und um etwas von sich abzuschütteln, dazu braucht man in der Regel keines fremden Musters, keiner Beihülfe; wer nicht stark genug ist, etwas Lächerliches aus eigener Kraft von sich zu thun, der ist überhaupt ein Schwächling und ihm ist weiter nicht zu rathen und zu helfen, wenn auch das ganze Ausland mit allen seinen Tugenden und Künsten, Schwächen und Narrheiten zur Unterstützung verschrieben und herbeigeholt würde. Doch dies bei Seite! Man kann gerade jetzt, wo ein Wendepunkt zum Bessern im nationalen Bewußtsein des deutschen Volks einzutreten scheint — obgleich wir fürchten, das Geschrei sei abermals mehr Geschrei als Wolle, und obgleich wir meinen, daß die Franzosen das Bramarbasiren viel besser und geschickter treiben als wir — auf diesen Punkt nicht oft genug zurückkommen. Was den französischen Bericht über Anastasius Grün betrifft, so scheint er uns eher zu sehr als zu wenig lobend eingerichtet zu sein. Das bei den östreichischen Lyrikern, zumal bei Anastasius Grün, häufig stattfindende zu gekünstelte, zu gesuchte, zu kokette und süßliche Spiel mit Bildern, welche entweder zu weit über den verglichenen oder damit ausgeputzten Gegenstand hinausragen oder unverhältnißmäßig kleiner sind als er, hätte eine stärkere Rüge verdient als den gelinden Tadel, den der Verf. bei Gelegenheit des Gedichts: „Mein Frühlingslied", worin er übrigens eine „description singulièrement fraiche et très-ingénieuse" findet, in folgenden Worten ausspricht: „On y remarquera le luxe, quelquefois excessif, des images, et une ou deux expressions qu'un goût sévère taxera de mignardise: ce sont là les défauts que n'évite pas toujours le poëte." Vielleicht daß uns Deutschen dieser getadelte kleine poetische Bildertrödel auffallender ist als einem Ausländer, weil man uns seit Heine mit dieser Manier übersättigt hat. Leider deutet der Berichterstatter nur an, daß Anastasius Grün auch politische und freisinnige Gedichte verfaßt habe; wir sollten meinen, daß gerade diese, wären sie übersetzt worden, dem französischen Publicum den deutschen Dichter besonders interessant hätten machen müssen. Oder rechnet der Berichterstatter darauf, daß gerade die Gemüthlichkeit, rührende Anmuth, Innigkeit und Naturmalerei, wodurch die Gedichte, welche er übersetzt, sich charakterisiren, dem französischen Leser als ein ihm ziemlich fremdes Gebiet lyrischer Anschauung um so auffallender und darum auch anziehender sein würden? Der Berichterstatter scheint dies im Sinne zu haben, wenn er sagt: „Die französischen Poeten sind zuvörderst didaktische und beredsame Moralisten — — die Natur spielt in ihren Erregungen selten eine Rolle. Die deutschen verknüpfen Idee und Natur so enge, daß man oft das Bild von der Idee nicht mehr zu unterscheiden weiß; mit einem Worte, sie versenken sich in eine der reichsten Quellen der Poesie. Dies beruht so sehr in der nationalen Wesenheit, daß die deutsche Sprache ein gewaltiges Wortregister für diesen genauen und volksthümlichen Verkehr mit der Natur besitzt, während die französische Sprache gestandlich an landschaftlichen Ausdrücken, an Worten arm ist, welche die Thatsachen und Zustände der Natur bezeichnen, sei diese allein oder von Menschen beseelt. — Die Wörterbücher sind in dieser Hinsicht unabweisliche und naive Propheten:

greulichen Art schildert. Bd. 2, S. 175, lesen wir, wie folgt:

Und wo Hans Markeprang's Karren gestanden, da ward bald darauf eine große Mahlzeit gehalten. Keines Menschen Aug' sah es; es thut's auch nicht gut, derlei mit Augen zu sehen. War doch der Himmel schon grau von den Wolken, nun aber ward er schwarz. Die rothen Kieferbäume schüttelten ihre Äste und von jedem stieg eine Krähe auf, und sie kreisten schreiend in den Lüften, dann stieg es wie Nacht herab auf die alten Steine, und wie Fliegen einen süßen Fleck, bedeckten sie mit ihren schwarzen Fittichen das todte Pferd. Aber es rauschte wieder in den Lüften, und auf den hohen Kiefern schaukelten sich andere Vögel mit krummen Schnäbeln und schreiend blickten sie hinab auf das gemeine Geflügel. Waren's Habichte und Weiher vom See. Und von den Ästen ließen sie sich auf die Felsblöcke herab und die Krähen wurden ängstlich und flatterten auf und ab. Aber derweil die stritten und die Krähen, die davongeflohen, kamen immer wieder und gönnten den Habichten kaum das leckere Mahl, da erschienen zwei dunkle Punkte in höchster Luft; die zogen umher in großen Kreisen, und immer enger wurden sie, je näher sie kamen. Ängstlich flatterten die Krähen und die Habichte schauten auf und kreischten, und wollten doch nicht von ihrem Fraß. Da schossen, mit ausgebreiteten Flügeln, daß sie ein Lamm umspannten, und zornfunkelnden Augen und gebogenen mächtigen Schnäbeln, zween Adler herab. War es, als stürze aus den Wolken ein Mondstein nieder, zischend und glühend, und wo er hinfällt, fliegt Staub und Funke und Dampf auf. So schossen sie nieder auf das Aas, mit ihren Flügeln schlagend, daß das Gras wehte und der lockere Schnee aufflog, und ihre Krallen griffen in den Leib, daß es war, als rüttele sich noch einmal das todte Thier und versuche aufzustehen. Die Krähen flogen schreiend davon, daß es der Luft weh that, und das andere Raubgevögel kreischte und flatterte auf und kam wieder und wagte sich doch nicht heran. Es war ein Getös in den Lüften, Alles um ein Aas. Aber als die Nacht einbrach, und die Vögel unter den hohlen Ästen und in den hohlen Stämmen ihr Lager gesucht, und die Adler gesättigt aufstiegen und mit Raubstücken ihre fernen Nester suchten, da schlichen die Füchse heran und beuteten, was die Adler gelassen. Doch nicht lange, denn aus den Tiefen des Waldes heulte es unheimlich, daß Alles schwieg, was lebendig war, und in wilden Sätzen rauschte es durch das dürre Laub; die Füchse schlichen davon, denn die Wölfe kamen und zerrissen mit gräßlichem Geschrei, was die Habichte und Adler und Füchse gelassen. Als der Morgen graute, war von Hans Markeprang's Pferd nichts übrig, als zerstückt und abgenagt Gebein. Sie hatten es hierhin und dorthin geschleppt.

Im Grunde ist in dieser Stelle auch nur eine Variation abgespielt auf des Verf. Leib- und Grundfrage: Wessen ist das Recht? Immer Dessen, welcher später kommt und der Stärkere ist. Oder haben wir hier eine Allegorie, worin angedeutet sein soll, wie die Starken des Landes, Einer nach dem Andern, die alten Volksrechte und Freiheiten zerreißen und hier und dorthin verschleppen, bis nichts als ein zerstücktes und abgenagtes Gerippe übriggeblieben ist? Dann wäre es aber eine grausenhafte Ironie, das Recht des Volks unter der Gestalt eines Aases, eines todtgestochenen Pferdes zu versinnbilden.

Doppeltes Interesse gewähret der Roman für Alle, welche mit dem gegenwärtigen Berlin bekannt sind und die trübseligen Orte und Löcher, welche der Roman schildert, mit den Prachtstellen der jetzigen Residenzstadt zu vergleichen sich aufgefodert fühlen. W. Alexis schildert das alte Berlin bis auf die einzelsten Zierathen und Unrathe; er hat sich seit lange mit den localen Verhältnissen der Stadt innig befreundet, darüber manches achtbare Wort in berliner Zeitungen fallen lassen, und so ist ihm die Lösung des Räthsels, welches ihm das alte Berlin als Sphinx aufgab, um so besser und leichter gelungen. Aber auch die Sitten des damaligen Berlins schildert er so lebendig und überzeugend, daß man fast glauben möchte, er sei bei dem Mummenschanz, den er (Bd. 1, S. 175 fg.) beschreibt, bei der ergötzlichen Schmauserei im Hause des Thomas Wyns, bei dem grotesken Hochzeitritte des Melchior Schumm, bei dem Festmahle, welches die Stadt dem Köpkin Zarnekow gab und das sich so klutig endete, wirklich ein Gast gewesen. Ebenso trefflich und lebendig schildert er die anständigern Gastgebereien am kurfürstlichen Hofe, wobei die fränkischen Ritter mit Verwunderung sahen, wie die märkischen Ritter schlangen, aber im Trinken thaten sie's ihnen gleich. Die griffen in die Schüsseln und rissen, als wär's eine Schlacht, wo Keiner zu spät kommen darf, und stießen mit ihren Ellenbogen, als gäbe es keine Nachbarn und Nachbarinnen. Nahm's aber auch Keine übel, wenn ihr ein Knochen vom Hühnlein in die Schürze fiel, das ihr Nachbar mit den Zähnen zerriß. Sie lachte und schob ihm dafür das ganze Gerippe von ihrem Teller auf seinen, und er mußt' es behalten. Herr Gott, was hatte der Dietrich Barfuß gegessen, und Tilo Kracht auch, und die Kurfürstin hatte es mit absonderlichem Vergnügen gesehen und den Edelknechten zugewinkt, daß sie ihnen immer mehr aufnöthigten und ihnen sagten, sie äßen ja gar nicht. Fritz Kröcher wollt' es ihnen gleich thun, er konnt' es aber nicht, dafür trank er desto mehr, und hätte sie unter'n Tisch getrunken, wenn sich das nur geschickt. An einem bunten Schlachtgelärm fehlt es auch nicht, und waren es die Berliner, welche vor ihren Thoren viel adelige Herren dabei gefangen nahmen; nutzte es ihnen aber nichts, sondern unterlagen doch, weil sie miteinander in Unfrieden waren und die Einen dies wollten, die Andern das. Grausenhaft aber ist die Scene, wie die Salome mit den langen Ohrlappen gestäupt und die rothe Hanne mit glühendem Eisen zwischen den Zähnen gebrannt wird, und sie mit wundem Rücken auf kalter schneeiger Erde liegen und Flüche ausstoßen und gottlose Reden führen und auf Rache sinnen — leichtsinnig und boshaft, wie sie sind, leichtsinnig das lustige Weibsbild, die Salome, und boshaft die alte Wendin, die rothe Hanne.

Aber der Verf. muthet uns mit Sittenschilderungen, gedehnten Auseinandersetzungen und trivialen Gesprächen hier und da wahrlich zu viel zu. Kommen die Personen seines Romans einmal ins Gespräch, so ist da kein Aufhören und wäre es eine verlorene Stecknadel, über welche sie converfirten. Ein unendlich langweiliges Geschwätz dieser Art ist z. B. das Gespräch bei dem Feste im Hause der Familie Wyns zwischen der Hoppenradin und der Anna Rykin und mehren andern Klatschschwestern des alten Berlins. Bd. 2, S. 138—155, unterhalten sich die beiden Schnapphähne Buffo und Wedigo, welche verfolgt werden, eigentlich über nichts weiter als über die Frage, wie sie ihren Verfolgern entrinnen möchten, oder ob es rathsamer sei, sich am nächsten Baume aufhängen

zu lassen. Es sind dies nicht die einzigen Beispiele, sondern es sind deren noch viele, bei denen man die Geduld, die der Verf. mit sich und seinen Romanfiguren gehabt, in der That bewundern muß. Den Styl betreffend, so ist dieser, wie schon aus mehren mitgetheilten Proben hervorgeht, alterthümlich und chronikenartig, oft sehr charakteristisch, naiv und dem Dargestellten entsprechend, aber er läßt sich nicht immer so leicht lesen und trägt zuweilen die Spuren des Gemachten und Mühsamen zu deutlich an sich. An Ungleichheiten und stylistischen Widersprüchen fehlt es nicht, wenn man auch die Kunst und zuweilen Künstelei, womit dieser gewiß nicht literarische und unserm Geschmacke gar nicht mundrechte Styl im Ganzen festgehalten ist, durchaus anerkennen muß. Wir glauben, daß das englische Buch: „Shakspeare and his friends", welches W. Alexis verdeutscht hat, dem Verf. unbewußt vorschwebte. Auch erinnern die witzigen Stichwörter, welche Henning in seiner Narrenverkappung mit Elsbeth auf der Maskerade und mit dem Schenkwirthe wechselt, an ähnliche Scenen in dem ebengenannten englischen Romane.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die in letzterer Zeit oft getadelten Koryphäen einer bereits ältern Periode: Tieck, Immermann, W. Alexis, durch die Trefflichkeit ihrer jüngsten Werke, die ihnen feindseligen Gemüther zum Schweigen gebracht oder wenigstens verwirrt haben. Es ist wie mit den Sternen, über die eine Wolke zieht, die Wolke ist vorüber, die Sterne sind wieder da und scheinen heller zu leuchten als zuvor. Vielleicht hat die heftige Kritik ihre guten Folgen gehabt und zu verdoppelten Anstrengungen aufgereizt, wie wenn man mit einem Eisen an einen Kohlenbrand schlägt, um ihn auszulöschen; aber er sprüht und spritzt nach allen Seiten hin nur um so hellere Funken aus. Hermann Marggraff.

Anastasius Grün beurtheilt von der „Bibliothèque universelle de Genève."

Die Octoberlieferung der „Bibliothèque universelle de Genève" bringt einen äußerst anerkennenden Bericht über Anastasius Grün. Wir kindlichen Deutschen, die wir mit unsern poetischen Leistungen noch nicht so gar lange im Auslande bekannt geworden, haben noch immer unsere Freude daran, wenn man uns in fremden Ländern und Sprachen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Und mit Recht! Jede einzelne Stimme mehr über uns ist auch ein Schritt mehr zu der allgemeinern Anerkennung, die wir verdienen, oder höchstens deshalb nicht verdienen, weil wir, zu bescheiden, zu demüthig in uns selbst, am meisten auf Das stolz sind, was dem Auslande erträglich nachzuthun uns gelungen ist, nicht auf Das, was wir aus der Fülle unserer eigenen Natur geschöpft, sondern was wir jenseit unser selbst gelernt haben. Es ist aber dem Lehrer nicht zu verdenken, wenn er gegen den Schüler, selbst wenn ihm dieser an Gemüth, Talent und innerer Kraft überlegen sein sollte, nicht den gehörigen Respect empfindet, so lange nämlich der Schüler dem Lehrer täglich in die Ohren raunt: „Was bin ich für ein erbärmliches Geschöpf gegen Sie, Hr. Professor, und was sind Sie für ein großer Mann!" „Wann wird es mir nur gelingen, so das Halstuch zu knüpfen wie Sie, oder einen so eleganten Rock zu tragen wie Sie, oder eine so angenehme Grisette mit so vielem Aufwande zu unterhalten wie Sie?" u. s. w. Börne und Heine gingen nach Frankreich, und vielfach sprachen sie über die Deutschen, als wären diese nur die Lampen- und Stiefelputzer der europäischen Civilisation, und die Franzosen, um uns populair auszudrücken, lachten sich heimlich ins Fäustchen. Börne selbst kam später von seinem Irrthum zurück, oder gab seine Polemik gegen die Deutschen, welche ihn und diese Frankreich gegenüber in eine ganz schiefe Stellung zu bringen drohte, klüglicherweise auf. Hoffentlich ist diese Zeit der Selbstverspottung deutscher Nation für immer vorbei. Hiermit ist nicht gesagt, daß wir nicht fortfahren sollten zu lernen, aber nicht sowol vom Auslande, als von uns selbst, von Dem, worin wir schon vor Jahrhunderten politisch kräftiger und selbständiger waren als jetzt; oder vielmehr, wir haben nur noch mancherlei üble Gewohnheiten und Steifigkeiten abzulegen, und um etwas von sich abzustreifen, dazu braucht man in der Regel keines fremden Musters, keiner Beihülfe; wer nicht stark genug ist, etwas Lächerliches aus eigener Kraft von sich zu thun, der ist überhaupt ein Schwächling und ihm ist weiter nicht zu rathen und zu helfen, wenn auch das ganze Ausland mit allen seinen Tugenden und Künsten, Schwächen und Narrheiten zur Unterstützung verschrieben und herbeigeholt würde. Doch dies bei Seite! Man kann gerade jetzt, wo ein Wendepunkt zum Bessern im nationalen Bewußtsein des deutschen Volks einzutreten scheint — obgleich wir fürchten, das Geschrei sei abermals mehr Geschrei als Wolle, und obgleich wir meinen, daß die Franzosen das Bramarbasiren viel besser und geschickter treiben als wir — auf diesen Punkt nicht oft genug zurückkommen. Was den französischen Bericht über Anastasius Grün betrifft, so scheint er uns eher zu sehr als zu wenig lobend eingerichtet zu sein. Das bei den östreichischen Lyrikern, zumal bei Anastasius Grün, häufig stattfindende zu gekünstelte, zu gesuchte, zu kokette und süßliche Spiel mit Bildern, welche entweder zu weit über den verglichenen oder damit ausgeputzten Gegenstand hinausragen oder unverhältnißmäßig kleiner sind als er, hätte eine stärkere Rüge verdient als den gelinden Tadel, den der Verf. bei Gelegenheit des Gedichts: „Mein Frühlingslied", worin er übrigens eine „description singulièrement fraiche et très-ingénieuse" findet, in folgenden Worten ausspricht: „On y remarquera le luxe, quelquefois excessif, des images, et une ou deux expressions qu'un goût sévère taxera de mignardise: ce sont là les défauts que n'évite pas toujours le poëte." Vielleicht daß uns Deutschen dieser getadelte kleine poetische Bildertrödel auffallender ist als einem Ausländer, weil man uns seit Heine mit dieser Manier übersättigt hat. Leider deutet der Berichterstatter nur an, daß Anastasius Grün auch politische und freisinnige Gedichte verfaßt habe; wir sollten meinen, daß gerade diese, wären sie übersetzt worden, dem französischen Publicum den deutschen Dichter besonders interessant hätten machen müssen. Oder rechnet der Berichterstatter darauf, daß gerade die Gemüthlichkeit, rührende Anmuth, Innigkeit und Naturmalerei, wodurch die Gedichte, welche er übersetzt, sich charakterisiren, dem französischen Leser als ein ihm ziemlich fremdes Gebiet lyrischer Anschauung um so auffallender und darum auch anziehender sein würden? Der Berichterstatter scheint dies im Sinne zu haben, wenn er sagt: „Die französischen Poeten sind zuvörderst didaktische und beredsame Moralisten — — die Natur spielt in ihren Erregungen selten eine Rolle. Die deutschen verknüpfen Idee und Natur so enge, daß man oft das Bild von der Idee nicht mehr zu unterscheiden weiß; mit einem Worte, sie versenken sich in eine der reichsten Quellen der Poesie. Dies beruht so sehr in der nationalen Wesenheit, daß die deutsche Sprache ein gewaltiges Wortregister für diesen genauen und volksthümlichen Verkehr mit der Natur besitzt, während die französische Sprache geständlich an landschaftlichen Ausdrücken, an Worten arm ist, welche die Thatsachen und Zustände der Natur bezeichnen, sei diese allein oder von Menschen beseelt. — Die Wörterbücher sind in dieser Hinsicht unabweislliche und naive Prophetern:

wenn sie in irgend einem Gebiete von Ihren oder Sachen fast stumm sind, so kann man darauf wetten, daß dieses Gebiet im Lande wenig gekannt ist. Blättert in unsern Dichtern, sucht darin, was die bessern in so reichlicher Fülle darbieten, schöne oder liebenswürdige Gedanken, eine geistvolle oder tiefe Philosophie, eine beredte und liebliche Melancholie oder auch, je nach eurem Humor, eine tüchtige Ader von Spott oder komischer Kraft; aber ist es euch Bedürfniß, in jenen geheimnißvollen, traurigen oder heitern Eindrücken zu schwelgen, welche in kostbaren Stunden die Wunder der Schöpfung auf euch hervorgebracht, wenn ihr eine Poesie sucht, wo Natur und Mensch verschmolzen sind, so nehmt die Sänger Englands oder die Dichter Deutschlands zur Hand, und Anastasius Grün wird unter ihnen einer der willkommensten sein." In der Einleitung heißt es noch: „Diese Dichtungen haben in Deutschland einen großen Ruf und die literarische Meinung hat sie nahe zu den Liedern von Uhland rangirt, deren Volksthümlichkeit sie einst theilen werden." Der Berichterstatter hat hier das deutsche Wort „Lieder" gebraucht, welches bekanntlich, wo von deutschen lyrischen Dichtungen oder Melodien geredet wird, jetzt in Frankreich Salon- und Modeausdruck ist. Es wäre zu wünschen, daß das genfer Journal als Grenzwächter und Vermittler zwischen Frankreich und Deutschland für die literarischen Erzeugnisse des letztern öfter das Wort nähme. 70.

Bibliographie.

Alpina. Schweizerisches Jahrbuch für schöne Literatur. Herausgegeben von A. Hartmann, F. Krutter und G. Schlatter. 1ster Jahrgang. 1841. Mit 6 Radirungen von M. Disteli und H. Heß. 8. Solothurn, Jent u. Gaßmann. 1840. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Ariost's rasender Roland. Neu übersetzt von Hermann Kurtz. 2ter Band. Gr. 16. Stuttgart, Hoffmann. 1840. 15 Ngr. (12 Gr.)

Babel. Herausgegeben von dem Literaten-Verein in Paris. Deutsch von O. L. B. Wolff. I. Serie. 6ter Band. 8. Leipzig, Weber. 1840. 1 Thlr.

Beskow, B. v., Schwedische Tragödien. Übersetzt von A. Öhlenschläger. 3ter Theil. — Auch u. d. T.: Birger und sein Geschlecht. Tragödie. Aus dem Schwedischen von A. Öhlenschläger. 8. Leipzig, Weber. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Boz' sämmtliche Werke. Aus dem Englischen von H. Roberts und E. A. Moriarty. 27ster, 28ster Theil. Master Humphrey's Wanduhr. — Auch u. d. T.: Master Humphrey's Wanduhr. Humoristisches Lebensgemälde von Boz. Aus dem Englischen von E. A. Moriarty. Mit Federzeichnungen ꝛc. Gr. 16. Leipzig, Weber. 1840. 20 Ngr. (16 Gr.)

Braun v. Braunthal, Ritter, Lebensbilder und Lebensfragen. 8. München, Jaquet. 1840. 15 Ngr. (12 Gr.)

Castelli. Erzählungen von allen Farben. 6tes Bändchen. Gr. 12. 1840. 6 Bdchn.: 5 Thlr. 15 Ngr. (5 Thlr. 12 Gr.)

Classische Bibliothek der älteren Romandichter Englands ꝛc. herausgegeben von A. Diezmann. 25ster bis 28ster Band. — Auch u. d. T.: Die Geschichte des Tom Jones, eines Findlings. Von H. Fielding. Neu aus dem Englischen übertragen von A. Diezmann. 4 Theile. 8. Braunschweig, Westermann. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Südöstlicher Bildersaal. 3ter Band. Griechische Leiden. 2ter Theil. Herausgegeben vom Verf. der Briefe eines Verstorbenen. 8. Stuttgart, Hallberger. 3 Thlr. 19 Ngr. (3 Thlr. 15 Gr.)

Devrient, E., über Theaterschule. Eine Mittheilung an das Theaterpublikum. Gr. 12. Berlin, Jonas Verlagsbuchh. 1840. 10 Ngr. (8 Gr.)

Douai, C. D. A., Die Erlangung des Heils. Ein dogmatischer Versuch, zugleich mit Berücksichtigung der Unkirchlichkeit unserer Tage. Gr. 8. Leipzig, Fest. 15 Ngr. (12 Gr.)

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Ukert. 17te Lief. 1ste Abth. Geschichte Polens von Richard Roepell. — Auch u. d. T.: Geschichte Polens von Richard Roepell. Erster Theil. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 1840. Subscr.-Pr. für 2 Abth. 4 Thlr.

Gibbon's Geschichte des allmäligen Sinkens und endlichen Unterganges des römischen Weltreiches. Aus dem Englischen übersetzt von J. Sporschil. Taschenausgabe in 12 Bänden. 7ter bis 10ter Band. Gr. 16. Leipzig, O. Wigand. 1840. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Gr.)

van den Hage, Der Schaafhirt. Historischer Roman aus den Zeiten der Utrechter Stiftsfehde 1481 bis 1483. Aus dem Holländischen übersetzt von O. L. B. Wolff. 4ter Theil. 8. Leipzig, Weber. 1840. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Hahn-Hahn, Ida Gräfin, Gräfin Faustine. 8. Berlin, A. Duncker. 2 Thlr.

Hanke, Henriette, Der Braut Tagebuch. Gr. 12. Hanover, Hahn. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Hermann, K. F., Lehrbuch der griechischen Antiquitäten. 1ster Theil, die Staatsalterthümer enthaltend. — Auch u. d. T.: Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer, aus dem Standpunkte der Geschichte entworfen. 3te mehrfach veränderte und vermehrte Auflage. Gr. 8. Heidelberg, Mohr. 2 Thlr.

Jäger, F. G., Beiträge zur Geschichte des Münzwesens in Würtemberg. Gr. 8. Stuttgart 1840. 15 Ngr. (12 Gr.)

Krische, A. B., Forschungen aus dem Gebiete der alten Philosophie. 1ster Band. — Auch u. d. T.: Die theologischen Lehren der griechischen Denker. Eine Prüfung der Darstellung Cicero's. Gr. 8. Göttingen, Dieterich. 1840. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Ottenheimer, Henriette, Erzählungen. 8. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Reinhard, W., Lenchen im Zuchthause. Gr. 12. Karlsruhe, Bielefeld. 1840. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Sam Slick's Reden und Thun. Aus dem Yankee-Englischen übersetzt von E. A. Moriarty. 2ter Band. 8. Braunschweig, Westermann. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Schiller's Gedichte in allen Beziehungen erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt, nebst einer vollständigen Nachlese und Variantensammlung zu denselben u. s. w. Von Heinrich Viehoff. 3ter, 4ter Theil. Gr. 16. Stuttgart, Balz. 1840. 20 Ngr. (16 Gr.)

— — Supplemente zu Schiller's Werken. Aus seinem Nachlaß ꝛc. herausgegeben von K. Hoffmeister. 1ste Abth.: Nachlese und Variantensammlung. — Auch u. d. T.: Nachlese zu Schiller's Werken nebst Variantensammlung ꝛc. 3ter Band. Gr. 16. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1840. 15 Ngr. (12 Gr.)

Schoppe, Amalie, Gilles de Raiz oder die Geheimnisse des Schlosses Tiffauges. Historischer Roman (1440). 8. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Sieg, Herrmann von der, Das Räuberthal oder die Wolfensteiner, ein Lebensbild Geächteter, nebst einer Novelle: Der Bergknappe. Gr. 12. Siegen u. Wiesbaden, Friedrich. 1840. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Soulié, Fr. Eulalie Pontois. Aus dem Französischen von Ed. Brinckmeier. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1 Thlr.

—— Generalbeichten. Aus dem Französischen von Ed. Brinckmeier. 3ter Theil. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 1 Thlr.

Strahl, Ad., Ein Sommer in der Schweiz. Reisebilder aus den Alpen. Gr. 12. Leipzig, Volckmar. 1840. 1 Thlr.

Veuillot, L. Erinnerungen einer Pilgerfahrt durch die Schweiz. Nach dem Französischen. Gr. 12. Augsburg, Kollmann. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Wagner, W., Licht- und Schattenbilder. Gr. 12. Darmstadt, Heyer's Hofbuchh. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 6. — 6. Januar 1841.

Vie, correspondance et écrits de *Washington*, publiés d'après l'édition américaine et précédés d'une introduction sur l'influence et le caractère de Washington dans la révolution des États-Unis d'Amérique; par M. *Guizot*. Sechs Bände. Mit einem Atlas. Paris 1840.

Die Leser d. Bl. werden sich erinnern, schon vor längerer Zeit in öffentlichen Blättern die Nachricht aus Frankreich gefunden zu haben, daß die Regierung der Vereinigten Staaten Guizot, den berühmten französischen Staatsmann und Literaten, mit der Herausgabe der Schriften Washington's und der Abfassung einer Biographie desselben beauftragt und ihm deshalb alle dazu nöthigen Documente zugestellt habe. Es konnte nicht fehlen, daß diese Nachricht bei Manchen einigen Zweifel und Verdacht der Übertreibung rege machte; denn billig mußte man sich wundern, daß nordamerikanischer Nationalstolz sich so weit verleugnen sollte, daß er einen Ausländer mit einem Auftrage beehrte, der, als Act nationeller Pietät, von keinem ausländischen Schriftsteller mit der dazu erfoderlichen priesterlichen Weihe auf dem Altar des Vaterlandes verrichtet werden könnte. Die Folge hat auch jenen, durch das oben erwähnte Gerücht erzeugten Verdacht von Übertreibung nur zu sehr gerechtfertigt. Die Erscheinung des viel im voraus besprochenen Guizot'schen Werkes über Washington beweist nämlich, daß ihm kein anderer Auftrag geworden ist als der an unsern Historiker, Fr. v. Raumer ergangene, d. h. das Werk des Nordamerikaners Jared Sparks, das Leben und die Schriften Washington's enthaltend, französisch zu bearbeiten *), oder vielmehr bearbeiten zu lassen, denn es ist nur zu bekannt, daß viele Übersetzungen, die unter den Namen mehrer der berühmtesten französischen Schriftsteller erschienen — wie z. B. Cousin's und Guizot's — nicht von diesen selbst, sondern von andern Leuten gemacht wurden und die Namen jener berühmten Autoren, die vielleicht nur eine Einleitung oder Vorrede dazu schrieben, blos als Aushängeschild tragen. So auch hier. Von dem ganzen Werke, das in seinen ersten beiden Bänden die französische Übersetzung von Sparks' „Leben Washington's", in den folgenden aber eine für Frankreich berechnete Auswahl aus den von Sparks' veröffentlichten Briefen, Staatsschriften ꝛc. Washington's enthält, gehört nur die Einleitung, die einen Versuch über den nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg sowie den Einfluß und den Charakter Washington's enthält, Guizot an. Mit ihr werden wir uns daher allein beschäftigen, da das Hauptwerk selbst in der Raumer'schen Übersetzung und Bearbeitung schon eine Anzeige in d. Bl. gefunden hat. Wol fällt uns dabei Raumer's schönes Wort am Schluß seiner kurzen Vorrede zu der von ihm besorgten Übersetzung ein:

Der Inhalt spricht für sich selbst und erklärt sich selbst; daher konnte ich mich nicht entschließen, große Einleitungen, Betrachtungen und dergleichen beizufügen und eitel da den Lehrer spielen zu wollen, wo ich, gleich den hoffentlich zahlreichen Lesern, nur ein dankbarer Schüler bin.

Und wir könnten uns fragen, wozu noch eine Anzeige der Guizot'schen Einleitung, wenn das Hauptwerk schon abgethan ist. Doch man vergesse nicht, daß Raumer für Deutsche und Guizot für Franzosen schreibt, und daß, wenn des Erstern schönes Beispiel echt deutscher Bescheidenheit nicht blos ihn, sondern sein ganzes Volk charakterisirt und ehrt, so aus der Einleitung Guizot's noch nicht auf ein Erzeugniß eigener Eitelkeit und auf etwas Überflüssiges geschlossen werden darf, vielmehr in Betracht gezogen werden muß, daß der Franzose beiweitem mehr als der Deutsche eines vermittelnden und leitenden Helfers bedarf, der ihm eine fremde Eigenthümlichkeit begreiflich und zugänglich macht. Diesen Zweck hat jedenfalls auch Guizot's Einleitung, da sie überall das Verständniß der fremden Volksthümlichkeit an französische Denkweise und Ideen anknüpft und die Ergebnisse immer wieder auf französisches Leben und Denken zurückführt. Diese Seite des Guizot'schen Aufsatzes ist deshalb gerade für deutsche Leser die minder bedeutungsvolle; uns ist es viel mehr um die Ansicht Guizot's, des bedeutenden Staatsmannes und Historikers, über ein so großes Ereigniß und einen so hohen Charakter, wie die amerikanische Revolution und Washington sind, zu thun, als um deren Beziehung auf Frankreich; deshalb möge es uns auch erlaubt sein, Wesen und Charakter der nordamerikanischen Revolution im Reflex Guizot'scher Betrachtungsweise den Lesern d. Bl. vorzuführen.

*) Die deutsche Bearbeitung, über die wir in Nr. 274 u. 331 d. Bl. f. 1839 berichteten, führt den Titel: Leben und Briefwechsel Georg Washington's. Nach dem Englischen des Jared Sparks im Auszuge bearbeitet. Herausgegeben von Friedrich v. Raumer. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1839. Gr. 8. 5 Thlr.

Wie gemeinsam auch der Charakter sein mag, den die nordamerikanische Revolution in ihrer innern Berechtigung mit allen denen trägt, die mit Nothwendigkeit aus der historischen Entwickelung der Dinge entsprangen und nicht blos das Erzeugniß der Willkür waren, so unterscheidet sie sich doch wesentlich zu ihren Gunsten von fast allen durch zwei Eigenschaften: erstens dadurch, daß sie nicht blos im höhern social-politischen, im rein menschlichen Sinne nothwendig und folglich rechtmäßig war, sondern daß sie auch nach dem strengen Staatsrechte zu rechtfertigen ist und sich ebenso auf legale Weise fortentwickelte und vollendete, wie sie entsprungen war; sie verließ keinen Augenblick den Boden des Rechts; ihre zweite unterscheidende, mit der vorigen eng zusammenhängende Eigenschaft ist die Abwesenheit aller leidenschaftlichen Ausbrüche und der vorwaltende Charakter ruhiger Besonnenheit, welche die Leidenschaft nicht aufkommen läßt. Woher diese eigenthümliche Erscheinung? Man hat oft behauptet, bei den Amerikanern, als einem ganz neuen und jungen Volke sei eine Revolution ganz anders möglich gewesen als in den europäischen, alten Staatsgesellschaften, wo es größerer, die Leidenschaften in Anspruch nehmender Anstrengungen bedürfe, um alte, eingerostete Vorurtheile und Misbräuche zu verbannen. Bis zu einem gewissen Punkte mag dies wahr sein: das Joch der Vergangenheit lastete weniger schwer auf den Amerikanern. Dennoch aber war ihr socialer Zustand keineswegs ein so neuer, auf keinen Voraussetzungen und positiven Unterlagen beruhender. Ein ganz neues, d. h. erst kürzlich zu einer gesellschaftlichen Ordnung gelangtes Volk würde eine Revolution, wenn sie ja bei ihm denkbar wäre, nicht auf diese Weise vollbracht haben. Das Land der 13 Provinzen allein war neu, keineswegs aber die in demselben wohnende bürgerliche Gesellschaft. Die Handelnden waren dieselben, wie 100—150 Jahre früher in England; nicht die Darsteller, nur die Bühne war eine andere geworden; es waren noch immer die Alt-Engländer in Neu-England. Sie bewahrten das tiefe Gepräge der erblichen Gewohnheiten und Meinungen ihres Stammes, und zu ihren angeborenen Eigenschaften war nur eine größere Einfachheit und größere Energie gekommen, entstanden aus den Beschäftigungen und der Lebensweise, welche die Bewohnung und der Anbau eines noch uncultivirten Landes erzeugten. Daraus war eine einzig dastehende Vereinigung von den einfachen Sitten, wie wir sie nur den Urvölkern zuzuschreiben gewohnt sind, und von den Resultaten und den Überlieferungen der Jahrtausende alten Civilisation der Menschheit entstanden. So war der gesellschaftliche Zustand dieser neuen Staaten ein alter und sie hatten sich der Natur wieder genähert, ohne die Erwerbungen, welche der menschliche Geist im Verlauf der Zeit bis dahin gemacht, noch den Zusammenhang mit ihrer frühern Geschichte aufzugeben. Hierin liegt der Schlüssel zur Lösung des eigenthümlichen Problems, das uns ihre Revolution bietet. Feinde der Unordnung wie der Unterdrückung, demüthig und stolz, entschlossen und gemäßigt, hatten sie, als sie würdevoll und fast friedlich für ihre Unabhängigkeit und Freiheit aufstanden, nichts von der Unerfahrenheit und dem wilden Feuer der Nationen, die erst diese Güter erobern wollen und noch Neulinge auf der Bahn der Freiheit sind. Ehre und Überzeugung allein brachten sie gegen England unter die Waffen; nicht Verachtung gegen eine schwache Staatsgewalt und gegen verrufene Gesetze, nicht die Versuchung zum Aufruhr, die so häufig die Völker beschleicht, wenn sie Zeugen einer verdorbenen und entnervten Regierung sind. Nur der Geist des Selbstdenkens und Prüfens, welchen Misbräuche und Fehler erzeugten, und die aus dieser geistigen Bewegung hervorgehende staatsrechtliche Ansicht und Denkungsart hatten sie gewissermaßen zur Entdeckung ihrer Unabhängigkeit geführt; denn die Freiheit bedurfte bei ihnen weder eines philosophischen Beweises, noch war sie ihnen eine literarische Neuigkeit, sondern ein nationeller Stammbesitzartikel und ein Familiengefühl. So wurde aber auch bei ihnen die Freiheit nicht jene ausschließliche Idee, hatte nicht jenen negativen und destructiven Charakter, der mit dem Joch auch die Zügel zerreißt, die Leidenschaften gegen alle Ordnung und Regel losläßt und die Welt verwüstet, um sie zu befreien, wie man in alten und verdorbenen Staatsgesellschaften findet, wo die Freiheit vielmehr in einem Haß gegen allen Gehorsam und alle Autorität besteht, als in freier Selbstbeschränkung. Nichts von dem allen findet man bei den Amerikanern des vorigen Jahrhunderts. Ihr Gefühl für Freiheit war ernst und ihnen schon vor ihrer Trennung vom Mutterlande angeboren, und bestand nicht in jenem revolutionnairen Kitzel, der nur um des Zerstörens willen zerstört.

Wäre die Unterdrückung, welche die Colonien zum Aufstand brachte, eine gewaltsame Tyrannei gewesen, die ihrem Wüthen entsprechende Gefühle bei den Unterdrückten hervorgerufen hätte, so wäre Wiedervergeltung die Folge ihres Übermaßes gewesen; um zur Freiheit zu gelangen, würden die Amerikaner Rache geübt haben, denn auch sie waren Menschen. Hier aber muß man ihr günstiges Geschick bewundern. Gewiß, der Widerstand war ihnen erlaubt; sie waren dazu gezwungen, wollten sie nicht anders die geheiligten Principien ihres politischen Rechts und unverletzliche Wahrheiten, die sie mit der Muttermilch eingesogen, feig aufgeben. Dennoch waren sie zu demselben nicht durch die äußerste Nothwendigkeit getrieben; kein Philipp II., kein Alba, keine Scheiterhaufen, keine Schaffotte, keine jahrhundertlange Unbill, keine durch und durch demoralisirte Regierung griffen sie in ihrem innersten Sein und Wesen an und riefen sie zu leidenschaftlichem, gewaltthätigem Widerstande auf. Nur einem constitutionnellen Princip war die Regierung des Mutterlandes zu nahe getreten. Man kann nicht sagen, daß sie je die Amerikaner verfolgt hätte; sie hatte sie höchstens nicht immer in ihren Rechten respectirt. Die Amerikaner fanden, daß dies hinreichend sei, um sich dessen zu erwehren, und dies gereicht ihnen zur Ehre; aber dies machte auch, daß sie überlegen konnten, bevor sie handelten; sie griffen nicht mit einem Sprung zu den Waffen, sondern zogen die Klugheit zu Rathe, hielten ihren Zorn zurück, maßen ihren Widerstand ab, steigerten den Aufstand und schienen

darauf zu halten, jeden Schritt ihrer Revolution auf gesetzlichem Wege zu thun. Sie vollendeten sie wie eine Pflicht. Hinwiederum war auch nicht die Regierung, die sie bekämpften, unter ihren Augen wechselsweise übermüthig und schwach, mit aufregenden Ansprüchen administrative Plackereien und ausschweifende Repressivmaßregeln verbindend. Sie strafte nur wenig; denn von fern straft man nicht, sondern bekriegt man nur. Es war ein Bürgerkrieg, da beide Heere von demselben Volksstamme waren und wochrend langer Zeit sogar dieselbe Regierung und dieselbe Fahne hatten. Wenn aber das Meer zwei Zweige eines Volks trennt und man, um zu kämpfen, Soldaten zu einem weiten Feldzug einschiffen muß, so verliert der Bürgerkrieg viel von seiner schmerzlichen Schärfe; der weniger lebhafte Haß läßt sich dann nicht so leicht zu Verbrechen hinreißen; ja, die beiden streitenden Theile stehen vielmehr auf dem Fuße des Völkerrechts, was dem Kriege einen gemäßigtern Charakter gibt; der Sieger zeigt sich nicht unerbittlich und selbst die Gewalt erkennt noch Gesetze an. Von den glücklichen Umständen, welche die amerikanische Revolution so wenig revolutionnair machten, ist dies mit einer der wichtigsten.

So erklärt sich denn der unvergleichliche Charakter der Revolution von 1776. Man liest ihn, geschrieben und unterzeichnet von der Hand Derer selbst, welche diese gemacht haben, in der unsterblichen Unabhängigkeitserklärung, die gewissermaßen schon den ganzen Geist der amerikanischen Nation athmet. Hat man diese Erklärung gelesen, so begreift man auch, wie diese Revolution mit so viel Umsicht zu Werke gehen konnte, gleichsam eifersüchtig darauf bedacht, sich immer im guten Rechte zu zeigen und immer den höchsten Schiedsrichter auf ihrer Seite zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die neuen Entdeckungen im Süd-Polarkreise.

Lassen wir für einen Augenblick die Geschichte der Entdeckungen und den Zustand unserer Kenntniß von den beiden Polarkreisen, dem nördlichen wie dem südlichen, angehörigen Strecken vor dem geistigen Auge vorübergehn, so wird sich sogleich eine bemerkenswerthe Erscheinung darbieten. Es bedurfte zweitausendjähriger Land- und Seefahrten der kühnsten unter den Griechen, den Normannen, Portugiesen, Holländern, Engländern und Russen, um erst in unsern Tagen den letzten Ring der Kette um den Nordpol zu schließen, dessen nur von zwei großen Einfahrten, der Beheringsstraße und dem Sunde zwischen Spitzbergen und Grönland durchschnittene Landbank, in einem Abstande von etwa 20 Breitengraden vom Nordpole, ein vermuthlich offenes und inselloses Meer umschließt. Ganz anders das Verhältniß der mehr dem Flüssigen als dem Trocknen angehörigen Südhälfte der Erdkugel jenseits des Aequators. Dort gewährt das gewaltige Südmeer der so sehr fortgeschrittenen Schiffahrt einen weit leichteren Zugang als im Norden. In Folge dessen ist noch kein Jahrhundert seit Cook's erster Entdeckungsreise verflossen und schon kennen wir die Südhälfte der Erde in ihren höchsten Kreisen fast genauer als die seit so langer Zeit erstrebte und durchsuchte nördliche Polargegend. Ja, es scheint fast die Gewißheit aufzugehn, daß, gleichsam als Compensation des nördlichsten Polarmeeres, in der Nähe des Südpols ein, vielleicht bis an diesen reichendes Festland gelegen ist, welches eine bereits Antwort auf die bisher ungelöste Frage darbietet, weshalb im gleichen Breitengraden unsere Erdhälfte minder kalt ist als die südliche, in der man, bei dem sonst allenthalben mildernden Einflusse des in ihr vorwaltenden Flüssigen, doch eine größere Wärme als nordwärts vom Aequator vorauszusehen sollte. Diese eben angedeutete Erklärung ist es, welche als die Frucht der jüngsten noch unbeendigten nordamerikanischen Entdeckungsreise betrachtet werden darf, durch welche sich jenes kühne und unternehmende Volk seinen ältern Verdiensten muthig und ehrenvoll anschließt und von der ich jetzt reden werde.

Aus den mir vorliegenden Quellen, unter denen die wichtigste der amtliche Bericht des Capitain Wilkes ist, welchen dieser als Befehlshaber des aus vier kleinen Kriegsschiffen bestehenden amerikanischen Geschwaders am 10. März 1840 aus Sydney auf Neuholland an den Seeminister Hrn. Paulding abstattete, ergibt sich Folgendes. Der erste bekannte Seefahrer, welcher in die Gegend des gegenwärtig anscheinend entdeckten Südpollandes gekommen ist, war Capitain Cook auf seiner zweiten Entdeckungsfahrt von 1772—76. Der südlichste Punkt, welchen jener berühmte Seemann damals erreichte, aber durch Eisfelder und Eisberge, die schon unter 51° südl. Br. begannen, am Vordringen gehindert wurde, lag unter 73° südl. Br. und 352° östl. L. von Greenwich, nachdem er bereits früher in 61° südl. Br. und 95° östl. L., nebst Capitain Furneaux, unzweifelhafte Spuren der Nähe des Landes wahrgenommen hatte.

Auf Cook folgte nach einem halben Jahrhundert ein amerikanischer Walfischfänger, Capitain Palmer, der das kleine Schiff James Monroe von 60 Tonnen befehligte und mit demselben im Winter unsrer Erdhälfte von 1820—21, und nochmals in dem von 1821 zu 1822, von Yankee-Harbor auf Deception Island, einer der südshetländischen Inseln, ausfahrend, unter 62° südl. Br. festes Eis und hinter demselben Land entdeckte. Er segelte längs diesem Lande in einer Strecke von 15 Längengraden, von 296° bis 311° östl. L., gab demselben den Namen Palmer's-Land, sowie einer Einfahrt den der Washington-Straße, landete auf demselben und brachte Felsstücke von dort nach Hause.

Der nächstfolgende Seefahrer, der in diese Gegend gekommen ist, war der britische Walfischfänger Capitain Biscoe, der 1831 unter 67° südl. Br. und von 51° bis 64° östl. L. längs einem Festlande segelte und demselben den Namen Enderby's-Land beilegte. Diese Benennung rührte von der Enderby'schen Handelsgesellschaft her, welche ihn ausgesendet hatte, sowie auch 1837 das englische Schiff Eliza Scott, befehligt von Capitain Belleny, der am 9. Februar 1838 in 67° südl. Br. und 163° östl. L. mehre Inseln, deren eine zwei feuerspeiende Berge hatte und auf welcher er landete, gesehn zu haben berichtet. Am 2. März des nämlichen Jahres meldet noch der zuletztgenannte Seefahrer, in 65° südl. Br. und 117° östl. L. Land gesehn zu haben, das, wie er meint, von 93° bis 117° ununterbrochen sich fortsetzte.

Nachdem der amerikanische Flottencapitain Wilkes, von dem ich jetzt zu reden habe, am 24. December 1839 mit seinem Geschwader den Hafen von Sydney verlassen hatte, sah er am 19. Januar 1840 zuerst Land im Süden und Osten, als er sich in 66° 30′ südl. Br. und 164° 27′ östl. L. befand, konnte dasselbe aber wegen der vorliegenden Eisfelder nicht erreichen. Dieses fruchtlose Bemühen wiederholte sich am 28. Januar unter 66° 33′ südl. Br. und 140° 30′ östl. L., sowie auch am 8. und 10. Februar in 65° 3′ südl. Br. und 127° 7′ östl. L., und am 13. in 65° 11′ südl. Br. und 107° 45′ östl. L. Auf solche Weise setzte Capitain Wilkes seine Fahrt westwärts bis zum 21. Februar fort, mitten unter Eisbergen und in der Nähe einer 11—15 Meilen vom Lande sich hinziehenden, ganz undurchdringlichen Eisbank. Durch seine Verhaltungsbefehle verpflichtet, am 1. März zum Schutze der amerikanischen Walfischjäger wieder in Neuseeland zu sein, und bei der Erschöpfung und dem Erkranken seiner Besatzung durch die fast ununterbrochenen Stürme, bei so gefahrvoller Schiffahrt im Nebel unbekannter, von schwimmenden Eisbergen angefüllter Gegenden, sah sich Capitain Wilkes am genannten Tage genöthigt

dem Einzelwillen eines absoluten Fürsten anheimzugeben, bei dessen Energie Schutz zu suchen gegen eigene Unhaltbarkeit und Schwäche, von dessen Gnade und Einsicht eine festere, gebundenere, aber deshalb auch unfreiere Wiederherstellung zu erwarten und ihm die Gewalt zu geben über Leben und Tod, Leib und Gewissen, Rede und Schrift. Wir sehen in Friedrich mit großem Geschick die unerschütterliche Willenskraft, die einsichtsvolle Politik, den klaren Verstand, im Ganzen auch die Gerechtigkeitsliebe angedeutet, welche die Hohenzollern charakterisirt und wodurch es ihnen gelang, aus diesem kleinen Taschenstaate ein Reich erster Classe, eine politische Macht zu bilden. Zugleich sehen wir aber auch, und gewissermaßen mit Schreck, daß vor diesem eisernen absoluten Willen jede freie individuelle Form und Gestaltung verschwinden wird und muß, daß die Volkssache fortan eine Staatssache sein wird, daß Berlin selbst in seiner freien Entwickelung aus sich heraus gehemmt ist und gewissermaßen nur die Randverzierung zu dem Schlosse abgeben soll, welches Friedrich, unter hartnäckigem Widerspruche des Bürgermeisters von Berlin, Johannes Rathenow, an der Spree erbauen will, ein Zwing-Berlin in mildester und einschmeichelndster Form. Wir sehen jene schlaue beharrliche Politik, womit die deutschen Fürsten auch anderwärts die freilich oft kleinbürgerliche Freiheit der deutschen freien Reichs-, Handel- und Hansestädte untergruben und zertrümmerten, in diesem Romane widergespiegelt. Und so fällt der steinerne Roland von Berlin, der an der Nicolaikirche stand, vor des Bürgermeisters von Berlin Hause, und während er zerhämmert und gestürzt wird, verkündet der Ausrufer: „Im Namen des Markgrafen, unsers allergnädigsten Herrn, des Kurfürsten Friedrich's des Andern! In seinem Namen nehmen wir diesen Roland hinweg, als welcher das Sinnbild war des obersten Gerichts und Blutbanns, so dieser Stadt zustand, und von nun an steht er ihr nicht mehr zu; also soll auch dieses Bild hinführo nicht mehr stehn. Das ist sein Wille!" In andern Städten aber, denen Friedrich auch den Blutbann nahm, ließ er den steinernen Mann stehen, zum Zeichen Dessen, was die Städte einst waren. So steht er noch heute in Brandenburg vor dem Rathhause.

Der eigentliche Held und Träger, die Seele des Romans ist der standhafte, allen Parteien, dem Kurfürsten, den Kölnern, den Geschlechtern, den Zünften, dem Pöbel mit eiserner Kraft trotzende Bürgermeister, Johannes Rathenow. Die Theilnahme des Lesers, die hier und da durch zu weit gesponnene Breiten und minder anziehende Personen zerstreut oder ermüdet zu werden droht, wie ja in der Wirklichkeit auch durch so viele langweilige Tage und Nächte und triviale Persönlichkeiten der Reiz und das Interesse am Leben beeinträchtigt wird, frischt sich um so lebendiger bei dem jedesmaligen Wiedererscheinen dieser imposanten Persönlichkeit auf, die zu den gelungensten Figuren gehört, welche die deutsche Romanliteratur aufzuweisen hat. Es ist die moralische Größe in diesem alten Herrn, welche uns zwingt, Achtung vor ihm zu haben und mit immer gespannterer Neugier sein Schicksal und seine Handlungen zu verfolgen. Auf die Rechte der Stadt, auf das Recht des Bürgermeisters, die Rechte der Stadt zu wahren, heldenmüthig trotzend, ein Mann, unerfahren in jener diplomatischen Schlauheit der modernen Zeit, welche etwas Demoralisirtes und Knechtisches hat, voll Trotz und Mark, voll Kühnheit und Aufrichtigkeit, ohne Nachschweif, ohne Praktiken, Kniffe und Rückhalte, der lebendige Roland des alten Berlins, hat er nicht blos den widerwärtigen und dem Gemeinwesen schädlichen Kampf mit der wetterwendischen, oft unvernünftigen Laune des Pöbels, dem Argwohn der Zünfte, der Misgunst der Patrizier, der schwankenden Stimmung Aller, womit sie bald dem Kurfürsten aufs unbändigste trotzen, bald ihn wieder zur Schlichtung ihrer Stadthändel herbeirufen, zu bestehen, sondern auch den Kampf mit dem Hannibal ante portas von Berlin, dem Markgrafen, der in Spandau Hof hält, von wo aus er die Stadt in nächster Nähe im Auge hat, bereit, jede Blöße, welche die Stadt bietet, zu benutzen und in die im Bollwerke der Privilegien und Verträge hervorgebrachte Bresche einzudringen, wie mit der schlauen und gewandten Diplomatie der kurfürstlichen Rathgeber. Wo Johannes Rathenow auftritt, entwickelt sich sogleich vollständiges dramatisches Leben, ergreifende psychologische Entwickelung, und es ist bewundernswerth, mit wie einfachen Motiven und Mitteln diese dramatischen Effecte und zugleich der in seiner Simplicität großartige Charakter Rathenow's vom Verf. hingestellt sind. Zuletzt, da es um die Freiheit Berlins geschehen ist, ergreift er den Wanderstab. „Was nimmst du mit in die Verbannung?" fragt ihn der Kurfürst — und der siebzigjährige Mann erwidert kurz: „Mein Recht, Herr!" Der Kurfürst seinerseits hat dem Bürgermeister gegenüber nicht minder Recht; aber sein Recht wird gegenüber dem Rechte des Bürgermeisters zum Unrecht, wie des Bürgermeisters Recht zum Unrecht gegenüber dem Rechte des Kurfürsten, und doch ist jeder in seinem Rechte; aber das alte der freien Stadt verschwindet in dem neuen Rechte der Hohenzollern. W. Alexis hat mit Consequenz diesen Gedanken seit langer Zeit verfolgt, daß auf jeder Seite das Recht sei und doch auf keiner, nämlich kein objectives allgemein gültiges, sondern ein subjectives, und daß Recht mit Recht kämpfen muß, damit ein neues Recht daraus hervorgehe. So ist Alles eitel und nichtig, aber doch in seiner Besonderheit wirklich und nothwendig. Und da W. Alexis dieses subjective Recht auf jeder Seite anerkennt, kann man nicht sagen, daß er ein zweideutiger und graufarbiger Partisan der Justemilieuprincipien sei, wenngleich seine Ansicht auf den ersten Blick etwas Zweideutiges und Graufarbiges hat und eine vollständige Versöhnung des Bruches, wie ein poetisches Werk erfodert, nicht zuzulassen scheint. Diese Versöhnung wird aber bewirkt durch das Schicksal, welchem sowol Rathenow wie der Kurfürst als Individuen verfallen. Auch dieser verläßt, 22 Jahre später, das Land, satt des Regierens, ohne Dank, ohne Abschiedsgruß, ohne Freud- oder Leidbezeigungen der Einwohner. Noch an der Grenze bitten ihn ein paar Kärrner, sich seinem Zuge anschließen zu dürfen, denn es lagerten da herum etliche Adelige, darunter der Busso Voß, und lauerten auf sie.

Da sieht er ein, wie wenig er den Zustand des Landes gebessert und das wilde räuberische Treiben gebändigt habe. Und er kommt an einen Grabhügel, der die Stelle bezeichnet, wo Johannes Rathenow und der Rathmann Konrad Ryke von Räubern angefallen und erschlagen worden, als sie vor der Herrschaft nach Sachsen fliehen wollten. Und man sagt ihm, das habe der Köpkin Zarnekow gethan, er sei aber gefangen und mit fünf Spießgesellen hingerichtet worden. Wehmüthig schüttelt da der Herr den Kopf und spricht: „So er niederschaute aus jener Welt auf diese Stelle, und grad itzt niederschaute, ich meine, das wäre ihm mehr Rache.“ Und als sähe er den eigenen Hügel vor sich, der seine müden Glieder decken solle, blickt er vor sich und so reiten sie weiter. An der Grenze wendet er sich noch einmal um, breitet wie unwillkürlich die Arme nach dem Lande, das er auf immer verließ, und seine Lippen bewegen sich wie zum Segen, die Worte hörte man nicht.

Das eigentlich romantische Interesse knüpft sich an ein anmuthiges Paar, welches sich in freundlicher Beleuchtung aus dem etwas düster und trübe gefärbten Ganzen hervorhebt, den strengen Eindruck der Gesammtgruppirung mildernd, an Henning Mollner und Elsbeth, des Bürgermeisters schmuckes Töchterlein. Henning Mollner gewinnt sogar eine geschichtliche Bedeutung für das Ganze, indem ihm die Städte Köln und Berlin für die Auslösung seines im Treffen bei Cremmen von den Adeligen gefangenen Vaters 47 Schock böhmische Groschen schulden; aber die Kölner weigern ihren Antheil. Das macht in den Rathsversammlungen, auf der Straße, bei dem Bürgermeister zumal unendlich böses Blut; Letzterer, die Foderung als Recht anerkennend, bezahlt ihm endlich die Summe aus dem eigenen Säckel, was ihm abermals schlimm gedeutet wird. Dafür weigert er dem Henning um so hartnäckiger seine Tochter Elsbeth; denn Henning ist in seinen Augen nicht ebenbürtig, dazu ein lustiger witziger Gesell, der viel tolle Streiche begeht, ein Liebling des Volkes, überall mit seinem Schabernack dazwischenfahrend. W. Alexis hat in ihm einen Repräsentanten des berliner Straßenwitzes und der Volksweisheit auf den Gassen aufgestellt, natürlich der gesundern, in sich tüchtigern Zeit entsprechend, wo der seichte oberflächliche Flaneurismus und die Sucht, Alles, auch das Heiligste zu bespötteln, noch nicht so widerlich ausgebildet waren wie jetzt; aber Henning hat etwas von einem berliner Gamin, nur ist er liebenswürdiger, gediegener, sittlicher, was sich denn auch darin beweist, daß er später, aus Verzweiflung über sein Liebesunglück, in die weite Welt geht, einen Krieg gegen die Türken mit ausgezeichneter Bravour mitmacht und vom Kaiser in den Ritterstand erhoben wird. Die thörichte Elsbeth! Sie hat Henning geliebt, sie hat es sich und ihm nur nicht gestehen wollen, und sie ist eine äußerst reizende Erscheinung in ihrem Kampfe zwischen Prüderie und liebender Hingebung, abweisendem Stolze und entgegenkommender und aufmunternder Zuneigung. Als Henning Mollner abwesend ist, fühlt sie, daß sie ihn liebt, aber ihr Vater hat geschworen, Henning solle Elsbeth nicht sein nennen, bis der steinerne Roland von seinem Gestelle springe und durch die Stadt spaziere. Nun aber ist Henning zurückgekehrt; der verhaßte und täppische Bräutigam der Elsbeth, der Sohn des reichen Kölner Bürgers Bartholomäus Schumm, ist bei einem Gelag von dem wilden Köpkin Zarnekow erstochen worden; Henning Mollner ist jetzt der Ritter vom Hahn; der Roland sprang von seinem Gestelle herab und spazierte durch die Gassen, denn sie luden ihn auf eine Schleife und zogen ihn durch die Straßen Berlins, um ihn in die Spree zu stürzen, und so endet diese Partie des Romans sehr freundlich, und Elsbeth wird die glückliche Mutter von des glücklichen Henning Ritter vom Hahn glücklichen Kindern. Mit einem Gefolge von fünf bis sieben derben Buben empfängt Henning den Kurfürsten im J. 1470, als dieser die Mark verläßt und der mildern fränkischen Sonne entgegenzieht, an der Grenze.

(Der Beschluß folgt.)

A summer in Brittany. By *T. A. Trollope*. London 1840.

Der Sommer, welchen Hr. Trollope in der Bretagne und, wie es scheint, sehr angenehm zugebracht hat, kommt auch den Lesern seines Buchs zugute. Es enthält viel Amusantes und nichts Langweiliges. Inzwischen ist auch wahr, daß dem Beschreiber mancher neue Stoff geboten wurde. Die Bretagne ist verhältnißmäßig eine am wenigsten bereiste, folglich am wenigsten beschriebene Provinz Frankreichs und außerdem ein Land von — besonders in seinem Innern — eigenthümlichem Charakter. Die Bretonen, namentlich die Niederbretonen, welche die Departements Morbihan und Finisterre bewohnen, sind eine offenbar celtische Race, haben noch jetzt eine Menge Eigenheiten, die an ihre Altvordern erinnern, und unterscheiden sich wesentlich von ihren Nachbarn, den Normannen. Sie sprechen ihre alte Sprache, eins der markirtesten französischen Idiome, und hängen fest an Tracht und Sitten. Statt der schlanken Gestalten, der ovalen Gesichter und der blauen Augen der Normannen haben sie schwarze Augen, kurze Staturen, runde Gesichter und starke Kinnbacken. Sie tragen Röcke von Kalb- oder Schaffellen, die Haare oder Wolle nach außen, und weite, am Knie gebundene Beinkleider. In ihren Gewohnheiten sind sie beträchtlich unsauber und in ihren Häusern ist das dergestalt der Fall, daß sogar ein Franzose dem Verf. sagte, man könne bei ihnen in den Drecklöchern auf der Flur ganz bequem die Beine brechen. Hören wir indessen, was der Verf. von ihren Hochzeitgebräuchen erzählt:

„Ich bemerkte in einem frühern Capitel, daß bei den niederbretonischen Landleuten der Schneider eine Hauptfigur spiele. Auch ist er es, der die zarten, einer Hochzeit vorausgehenden Unterhandlungen leitet. Sobald ein junger Landmann sich für ein Mädchen entschieden hat, sucht er den Schneider auf und macht ihn zum Vertrauten seiner Liebe. Dieser plénipotentiaire erhebt sich sofort nach der Wohnung der Begehrten und schlendert dort umher, bis sich Gelegenheit bietet, mit ihr unter vier Augen zu reden. Hat sich die geboten, so leitet er das Gespräch mit einigen bäuerlichen Gemeinplätzen ein und schwenkt dann geschickt auf den Gegenstand seines Kommens über. Seine Aufgabe besteht nun darin, Den, der ihn gesendet, als die vortheilhafteste Partie im Dorfe herauszustreichen und mit beredter Zunge alle Gründe geltend zu machen, von denen er aus Erfahrung weiß, daß sie bei solcher Gelegenheit schlagend sind. Ist ihm das geglückt, so hat er den Ältern beider Theile das Behufige mitzutheilen, und erfolgt von dieser Seite kein Widerspruch, so wird eine Zusammenkunft anberaumt.“

„Zur bestimmten Stunde führt der Schneider, einen wei-

sen Stab in der Hand, einen rosenfarbenen Strumpf am rechten, einen purpurrothen am linken Beine, den jungen Mann nebst dessen Vater oder sonst nächstem Verwandten nach dem Hause der Geliebten. Während hier die Alten das Weitere besprechen, verfügen sich die Jungen in irgend einen abgelegenen Theil des Hauses und besprechen das Nähere. Dieses Kopf an Kopf ist heilig. Niemand darf das Pärchen stören. Sobald sie selbst aber dem Kosen und Liebeln ein Ende gemacht, kehren sie Hand in Hand an die gesellige Tafel zurück. Weißbrot, Wein und Cognac werden aufgesetzt und die Verlobten essen mit Einem Messer und trinken aus Einem Glase. Ehe sie scheiden, wird eine zweite Zusammenkunft, ebenfalls im Hause der Braut, verabredet. Diese heißt Velladen oder die Schau. Da erscheinen beide Parteien in ihrem besten Sonntagsstaate und im Hause und um das Haus wird mit größter Sorgfalt gefegt, geordnet, geputzt. Man gibt sich alle ersinnliche Mühe, Reichthum zu zeigen, und Vieles, was absichtlich so gestellt ist, daß Niemand es füglich übersehen kann, gehört andern Leuten. Nachdem der Bräutigam mit den Seinigen angekommen, wird ein Langes und Breites hin und her gemäkelt, ehe man sich über die Bedingungen des Heirathscontracts vereinigt. Kaum ist das aber geschehen, so schlagen die Väter oder stellvertretenden Verwandten klatschend in die Hände und setzen den Hochzeittag an."

„Genau eine Woche vor dem Hochzeittage gehen die beiden Väter, jeder allein, zu ihren Freunden, sie zum Feste zu laden. Die Einladung geschieht meist in Versen, die vor den Hausthüren recitirt werden."

„Am Hochzeittage hat der Schneider wieder viel zu thun. Früh am Morgen erscheinen der Bräutigam, seine Verwandten und sein Schneider vor der Hausthür der Braut, wo deren Verwandte und deren Schneider sie bereits erwarten. Hier an der Schwelle beginnt ein Zwiegespräch der beiden Schneider in gereimter Rede. Der Wortführer des Bräutigams stellt seine Partei als Reisende vor, die um Gastfreundschaft bitten. Der Dichter auf Seiten der Braut erwidert: die Straßen seien voll Landläufer, und obgleich er hinsichtlich der Bitte nichts zu entscheiden habe, so wolle er doch freundschaftlichst rathen, sich zu packen. Da schrauben und necken sich denn die Schneider herüber und hinüber, bis endlich der Bräutigamsschneider den Zweck seines Kommens nennt und die guten Eigenschaften Dessen, dem er dient, ins hellste Licht setzt — daß er an einem Tage mehr pflügen könne als drei gemiethete Arbeiter und es ihm Spaß sei, einen umgestürzten Wagen allein aufzurichten. Auch erzählt er dessen Siege im Ringen und vergißt nie, daß der penbas in seiner Hand mächtiger sei als das Schwert in der Hand des Soldaten. Der Gegenkämpe schildert die Vollkommenheiten seiner Dame — daß sie leicht und geschmeidig sei wie die blütenbedeckten Zweige der Birke, und daß, wenn der Tanz beginne, sie, die schüchterne Jungfrau, mit der einen Hand die Hand ihrer Mutter, mit der andern die Hand einer Freundin fasse. Aber dieses vortreffliche Weibsstück, schließt er, ist nicht hier; schon längst hat sie des Vaters Haus verlassen."

„Ihr täuscht mich", ruft der Andere, „der Eibenbaum ist für den Kirchhof, die Rose für den Garten, junge Mädchen sind für den Geliebten. Jagt uns nicht in Verzweiflung, sondern führt an Eurer Hand sie hierher, die wir begehren, damit wir sie setzen beim hochzeitlichen Mahle an die Seite ihres Bräutigams im Angesichte ihrer Freunde." „Es scheint uns, wir müssen Euch nachgeben, Freund, Ihr seid so drängend", versetzt der Dichter der Braut, geht ins Haus, kommt mit einer alten Frau zurück und sagt: „Ist dies die Rose, die Ihr sucht?" „Nach dem ehrwürdigen Ansehen zu schließen", erwidert der Andere, „hat diese Dame ihre Aufgabe hienieden erfüllt, den Mann beglückt, der sie geliebt. Doch was sie beendet, muß eine Andere beginnen. Sie ist nicht, was ich suche." Hierauf geht der Andere wieder ins Haus und kommt mit einer jungen Ehefrau zurück. „Hier ist ein junges Mädchen", ruft er, „schön wie der Morgenstern. Ihre Wangen sind Rosen und ihre Augen Krystall. Ein Blick — und jedes Herz erkrankt. Das muß die Schöne sein, die Ihr sucht." „Wohl gleicht die zarte Wange und die jugendliche Frische der Frische und der Wange des Mädchens. Aber der Finger dort trägt Spuren des Umrührens — hat sie nicht oft schon Brei für einen Säugling gerührt?" „Ihr habt gewaltig scharfe Augen, Freund", antwortet der Andere und führt ein zehnjähriges Mädchen herbei; „wohlan, so sagt mir kurz und gut, ist sie es, die Ihr sucht?" „Sie ist genau, was die, die ich suche, vor acht Jahren war. Einst wird dieses schöne Kind die Wonne eines Mannes sein. Für jetzt aber muß sie noch eine Zeit lang am Spaliere hängen. Die hingegen, die ich suche, erwartet nur des Gärtners Korb, sie zur Tafel des hochzeitlichen Mahles zu tragen." Jetzt fügt sich der Wortführer der Braut. Sie an der Hand, sagt er: „So geschehe, was Ihr verlangt. Die Ihr sucht, verdient Ihr zu finden."

„Beide Familien treten nunmehr gemeinschaftlich ins Haus und der Schneider der Braut spricht: „Schaue das Mädchen, das du gewählt. Die Hände gefaltet, ihr Kinder! Mann, von heute an hast du ein Weib zu beschützen und zu beglücken. Laß sie uns nie, gleich einer Fremden, an der Thüre deines Hauses stehen sehen und weinen, denn die Thränen der Schwachen rächt Gott!" Sobald hierauf ein Gebet gesprochen und die Versammelten zur Theilnahme am Feste aufgefodert worden, sagt der Schneider des Bräutigams: „Tritt heran, Mädchen! Beuge deine Knie und beuge dein Haupt unter die Hände deines Vaters, damit er dich segne! Du weinst. Blicke auf deinen Vater und auf deine Mutter, sie weinen auch, und ihre Thränen sind ernster als die deinen. Sie sollen sich von einer Tochter trennen, die sie in der Wiege geschaukelt und auf den Armen gewiegt. Welches Herz sollte nicht trauern beim Anblick solchen Kummers! Doch auch diese Thränen müssen aufhören zu fließen. Zärtlicher Vater, siehe hier dein Kind. Blicke hier auf deine Tochter. Sie streckt die Arme nach dir aus. Und du, arme Mutter, lege deine Hände auf sie. Ein Gebet und ein Segen für die Tochter, die Euch verlassen soll. Und nun genug. Ihr habt sie befolgt, die Gebote Gottes. So stehe auf, Mädchen, umarme deine Ältern und erhebe dich in Kraft, denn von nun an gehörst du dem Manne!"

„Aus der Kirche, wohin der Zug jetzt aufbricht, geht es unmittelbar zum Feste, das bisweilen im Hause des Bräutigams, am häufigsten in einer benachbarten Auberge ausgerichtet wird. Geschieht jenes, bringt jeder Gast den Neuverheiratheten ein Geschenk, geschieht letzteres, bezahlt jeder seinen Theil zu den Kosten. Beim Aufbruche singt die junge Frau ein Klagelied, in welchem meist folgende Strophen vorkommen: „In frühern Tagen, den Tagen meiner Jugend, wie warm schlug mir das Herz! Lebt wohl, Gespielinnen, lebt wohl auf immer! Das Herz schlug mir so heiß! Für Gold nicht und nicht für Silber hätte ich mein armes Herz gegeben. Lebt wohl, Gespielinnen, lebt wohl auf immer! Weh mir, ich hab' es hingegeben für nichts. Weh mir, ich hab' es niedergelegt, wo der Freuden und der Vergnügungen keine mehr sind. Lebt wohl, Gespielinnen, lebt wohl auf immer! Geht, Mädchen, zieht auf die Märkte und zieht zum Ablaß! Ich darf fernerhin nicht mit euch gehen. Lebt wohl, Gespielinnen, lebt wohl auf immer! Seht ihr nicht, daß ich hier bleiben muß! Bin ich fortan doch nur eine Magd, ihr Mädchen, denn ich habe geheirathet. Lebt wohl, Gespielinnen, lebt wohl auf immer!"

74.

Literarische Notiz.

Léger-Noël, Verf. eines Bandes von Gedichten unter dem Titel „Amertumes et consolations", gab ein neues christlich-trostseliges Buch heraus, welches den Titel führt: „Le livre de tous, ou foi, espérance, charité." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 5. — 5. Januar 1841.

Der Roland von Berlin. Von W. Alexis. Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 4.)

Es ist nicht thunlich noch rathsam, die übrigen Figuren des Romans, die sich in außerordentlicher Mannichfaltigkeit, Menge und Vielgestaltigkeit um die Genannten herum bewegen, anders als mit Namen anzuführen. Es sind aber die bedeutendsten: der Roßtäuscher Baltzer Boytin, welcher die Stadt auf eigene Hand befehdete und später vom Kurfürsten zum Bürgermeister ernannt wurde, der gutgelaunte, joviale Niklas Perwenitz, Rathsherr von Altbrandenburg, der ungestüme und ungeschlachte Pawel Strobant, die Bürger und Rathsherren, Matthis Blankenfelde, Konrad Ryke, Thomas Wyns u. s. w., der Knochenhauer Bartz Kuhlemey, Bartholomäus Schumm, diese alle mit ihren Frauen oder sonstigem Anhange von Verwandten, die schon genannten Wedigo und Busso und der bösartige Wegelagerer Köpkin, die unheimliche Gertrud, die finstere Sybille des Rathenow'schen Hauses, der Jude Joel, die Salome mit den langen Ohrlappen, die rothe Hanne, der Barbier Hans Ferbitz, der Ritter Bredow mit seiner Tochter und seinem phlegmatischen Knechte u. s. w. Man erstaunt über die Fülle und Varietät dieser Gestalten, die von Fleisch und Blut, aber allerdings keine Salonfiguren sind und in Betracht ihrer Ungeschlachtheit und Derbheit in unsern Salons und ästhetischen Theecirkeln auch schwerlich Eingang finden dürften. Wir glauben dem Verf. gern, wenn er in der schon angeführten Correspondenz sagt:

Diese ehrenhaften Personen, diese kernigen Gestalten erquickten mich nach allen den krankhaften Figuren, mit denen ich in den Novellen der Gegenwart gelebt; das ist mir selten bei einem Romane passirt.

Die Schilderungen sind meist von großer Kraft und Lebendigkeit der Färbung, die aber zugleich etwas Düsteres und Unheimliches hat. Man denke sich die flache und monotone Umgegend von Berlin in ihrem damaligen verwilderten und verneselten Zustande, voll Waldung, Dampf und Sumpf, und einen grauen und unfreundlich nebelhaften Himmel darüber, und man hat den klimatischen und localen Eindruck des Romans. Die Schilderung der märkischen Haiden betrachten wir als ein Meisterstück und theilen sie hier mit.

Die rohen Holzkreuze hier und da am Wege, wo Einer erschlagen war, und fromme Leute hatten es ihm errichtet, gaben Grund genug zur Furcht. Da bleichte wol gar im Dickicht ein weißes Gebein, und es waren keines Pferdes, keines Hundes und keines Wolfes Knochen. Oder sie hatten, wenn gute Leute einen Schnapphahn fingen und er gerichtet ward, an Ketten ein Glied von ihm am Baume aufgehängt. Auch Steinhaufen sah man dort. Wo ein Mann unter schlimmen Händen blutete, ist's Jedes, der vorübergeht, fromme Pflicht, daß er ein Steinlein hinwirft; denn wer errichtet dem armen Wicht einen Leichenstein! So werden aus den Steinlein große Haufen, und der fromme Wandersmann betet ein Ave Maria still für die Seele, und weiß doch nicht, wem es gilt, ob es ein Feind ihm war, oder ein Freund. Ach! schon zu Mitsommers Zeiten, wenn der Himmel klar ist und die Mittagssonne niederbrennt auf die Kiefern und die Haidefelder, ist die Einsamkeit doch gar schaurig. Wenn sich so kein Lüftchen regt, und die Kiefern schwitzen Harzdüfte aus, die die Sinne befangen, und die Wespen und Bienen summen um die violetten Haideblüten. Und ringsum weit kein Ton als der Specht, der gegen die Stämme hämmert, und dein eigener Fußtritt, lieber Wandersmann, der auf den glatten Kiefernadeln glitscht, und der Sand ist so heiß und du kommst nicht weiter. Dann wird dir recht bange auf der märkischen Haide, und du horchst, wenn ein Lüftchen geht und die Kieferwipfel wiegt, wenn die ausgedörrten rothen Stämme knarren und ein Eichhörnchen von Ast zu Ast raschelt. Dein Gaumen ist trocken, und du beißest in die Spitzen der frischen Kiefernnadeln, die eine betäubende Würze haben. Es ist aber keine Erquickung. Und das Wasser, wenn dein Auge es wo sieht, bietet dir auch keine Labung. Roth, grau und gelb schillert es aus der Tiefe entgegen, von Schilf und Binsen umkränzt, und weiße Mummeln schwimmen auf dem tückischen Wasserspiegel, und darunter singen die Frösche einen unheimlichen Gesang. Es wird da Alles unheimlich, aber das süße Märlein weilt hier nicht. — Und ist's schon so im Mitsommer, wie erst im Herbst, wie im Winter, wo das sparsame Laubholz sein grünes Kleid abgeworfen und der Sturm die braunen Blätter über die Haiden fegt! Der klare, frische, frostige Wintertag, das ist freilich ein Weihnachtsfest, und auch die Haiden feiern es mit. Da strecken aus der weißen Schneedecke die Kiefern ihre dunkelgrünen Arme und Häupter empor und schütteln sich in Hoheit. Aber es ist nicht immer Weihnachten im Winter. Das Himmelslicht ist mit düstern Schneewolken gedämpft, es rieselt kalt und naß herab, es droht unheimlich, und kalte Stürme reißen durch die Wolken und peitschen sie. Dann ist's in den Haiden schauerlich, und wen der Wind treibt und der Schnee ereilet, und er hat den Weg verloren und sucht nach einem Obdach, das er nicht weiß, und die Nacht kommt über ihn, dem sei Gott barmherzig. — Solch ein Nachmittag war's u. s. w.

Ein todtgestochenes Pferd ist eigentlich ein nichtsnutziges und unästhetisches Ding und die Aasgeier und andere fliegende oder kriechende Ungethüme, die darüber aus Gier und Hunger herfallen, haben eben auch nichts Poetisches. Sehen wir jedoch zu, wie W. Alexis eine Scene dieser

greulichen Art schildert. Bd. 2, S. 175, lesen wir, wie folgt:

Und wo Hans Markeprang's Karren gestanden, da ward bald darauf eine große Mahlzeit gehalten. Keines Menschen Aug' sah es; es thut's auch nicht gut, derlei mit Augen zu sehen. War doch der Himmel schon grau von den Wolken, nun aber ward er schwarz. Die rothen Kieferbäume schüttelten ihre Äste und von jedem stieg eine Krähe auf, und sie kreisten schreiend in den Lüften, dann stieg es wie Nacht herab auf die alten Steine, und wie Fliegen einen süßen Fleck, bedeckten sie mit ihren schwarzen Fittichen das todte Pferd. Aber es rauschte wieder in den Lüften, und auf den hohen Kiefern schaukelten sich andere Vögel mit krummen Schnäbeln und schreiend blickten sie hinab auf das gemeine Geflügel. Waren's Habichte und Weiher vom See. Und von den Ästen ließen sie sich auf die Felsblöcke herab und die Krähen wurden ängstlich und flatterten auf und ab. Aber derweil die stritten und die Krähen, die davongeflohen, kamen immer wieder und gönnten den Habichten kaum das leckere Mahl, da erschienen zwei dunkle Punkte in höchster Luft; die zogen umher in großen Kreisen, und immer enger wurden sie, je näher sie kamen. Ängstlich flatterten die Krähen und die Habichte schauten auf und kreischten, und wollten doch nicht von ihrem Fraß. Da schossen, mit ausgebreiteten Flügeln, daß sie ein Lamm umspannten, und zornfunkelnden Augen und gebogenen mächtigen Schnäbeln, zween Adler herab. War es, als stürze aus den Wolken ein Mondstein nieder, zischend und glühend, und wo er hinfällt, fliegt Staub und Funke und Dampf auf. So schossen sie nieder auf das Aas, mit ihren Flügeln schlagend, daß das Gras wehte und der lockere Schnee aufflog, und ihre Krallen griffen in den Leib, daß es war, als rüttele sich noch einmal das todte Thier und versuche aufzustehen. Die Krähen flogen schreiend davon, daß es der Luft weh that, und das andere Raubgevögel kreischte und flatterte auf und kam wieder und wagte sich doch nicht heran. Es war ein Getös in den Lüften, Alles um ein Aas. Aber als die Nacht einbrach, und die Vögel unter den hohlen Ästen und in den hohlen Stämmen ihr Lager gesucht, und die Adler gesättigt aufstiegen und mit Raubstücken ihre fernen Nester suchten, da schlichen die Füchse heran und beuteten, was die Adler gelassen. Doch nicht lange, denn aus den Tiefen des Waldes heulte es unheimlich, daß Alles schwieg, was lebendig war, und in wilden Sätzen rauschte es durch das dürre Laub; die Füchse schlichen davon, denn die Wölfe kamen und zerrissen mit gräßlichem Geschrei, was die Habichte und Adler und Füchse gelassen. Als der Morgen graute, war von Hans Markeprang's Pferd nichts übrig, als zerstückt und abgenagt Gebein. Sie hatten es hierhin und dorthin geschleppt.

Im Grunde ist in dieser Stelle auch nur eine Variation abgespielt auf des Verf. Leib- und Grundfrage: Wessen ist das Recht? Immer Dessen, welcher später kommt und der Stärkere ist. Oder haben wir hier eine Allegorie, worin angedeutet sein soll, wie die Starken des Landes, Einer nach dem Andern, die alten Volksrechte und Freiheiten zerreißen und hier und dorthin verschleppen, bis nichts als ein zerstücktes und abgenagtes Gerippe übriggeblieben ist? Dann wäre es aber eine grausenhafte Ironie, das Recht des Volks unter der Gestalt eines Aases, eines todtgestochenen Pferdes zu versinnbilden.

Doppeltes Interesse gewähret der Roman für Alle, welche mit dem gegenwärtigen Berlin bekannt sind und die trübseligen Orte und Löcher, welche der Roman schildert, mit den Prachtstellen der jetzigen Residenzstadt zu vergleichen sich aufgefodert fühlen. W. Alexis schildert das alte Berlin bis auf die einzelsten Zierathen und Unrathe; er hat sich seit lange mit den localen Verhältnissen der Stadt innig befreundet, darüber manches achtbare Wort in berliner Zeitungen fallen lassen, und so ist ihm die Lösung des Räthsels, welches ihm das alte Berlin als Sphinx aufgab, um so besser und leichter gelungen. Aber auch die Sitten des damaligen Berlins schildert er so lebendig und überzeugend, daß man fast glauben möchte, er sei bei dem Mummenschanz, den er (Bd. 1, S. 175 fg.) beschreibt, bei der ergötzlichen Schmauserei im Hause des Thomas Wyns, bei dem grotesken Hochzeitritte des Melchior Schumm, bei dem Festmahle, welches die Stadt dem Köpkin Zarnekow gab und das sich so blutig endete, wirklich ein Gast gewesen. Ebenso trefflich und lebendig schildert er die anständigern Gastgebereien am kurfürstlichen Hofe, wobei die fränkischen Ritter mit Verwunderung sahen, wie die märkischen Ritter schlangen, aber im Trinken thaten sie's ihnen gleich. Die griffen in die Schüsseln und rissen, als wär's eine Schlacht, wo Keiner zu spät kommen darf, und stießen mit ihren Ellenbogen, als gäbe es keine Nachbarn und Nachbarinnen. Nahm's aber auch Keine übel, wenn ihr ein Knochen vom Hühnlein in die Schürze fiel, das ihr Nachbar mit den Zähnen zerriß. Sie lachte und schob ihm dafür das ganze Gerippe von ihrem Teller auf seinen, und er mußt' es behalten. Herr Gott, was hatte der Dietrich Barfuß gegessen, und Tilo Kracht auch, und die Kurfürstin hatte es mit absonderlichem Vergnügen gesehen und den Edelknechten zugewinkt, daß sie ihnen immer mehr aufnöthigten und ihnen sagten, sie äßen ja gar nicht. Fritz Kröcher wollt' es ihnen gleich thun, er konnt' es aber nicht, dafür trank er desto mehr, und hätte sie unter'n Tisch getrunken, wenn sich das nur geschickt. An einem bunten Schlachtgelärm fehlt es auch nicht, und waren es die Berliner, welche vor ihren Thoren viel adelige Herren dabei gefangen nahmen; nutzte es ihnen aber nichts, sondern unterlagen doch, weil sie miteinander in Unfrieden waren und die Einen dies wollten, die Andern das. Grausenhaft aber ist die Scene, wie die Salome mit den langen Ohrlappen gestäupt und die rothe Hanne mit glühendem Eisen zwischen den Zähnen gebrannt wird, und sie mit wundem Rücken auf kalter schneeiger Erde liegen und Flüche ausstoßen und gottlose Reden führen und auf Rache sinnen — leichtsinnig und boshaft, wie sie sind, leichtsinnig das lustige Weibsbild, die Salome, und boshaft die alte Wendin, die rothe Hanne.

Aber der Verf. muthet uns mit Sittenschilderungen, gedehnten Auseinandersetzungen und trivialen Gesprächen hier und da wahrlich zu viel zu. Kommen die Personen seines Romans einmal ins Gespräch, so ist da kein Aufhören und wäre es eine verlorene Stecknadel, über welche sie conversirten. Ein unendlich langweiliges Geschwätz dieser Art ist z. B. das Gespräch bei dem Feste im Hause der Familie Wyns zwischen der Hoppenradin und der Anna Rykin und mehren andern Klatschschwestern des alten Berlins. Bd. 2, S. 138—155, unterhalten sich die beiden Schnapphähne Busso und Wedigo, welche verfolgt werden, eigentlich über nichts weiter als über die Frage, wie sie ihren Verfolgern entrinnen möchten, oder ob es rathsamer sei, sich am nächsten Baume aufhängen

zu lassen. Es sind dies nicht die einzigen Beispiele, sondern es sind deren noch viele, bei denen man die Geduld, die der Verf. mit sich und seinen Romanfiguren gehabt, in der That bewundern muß. Den Styl betreffend, so ist dieser, wie schon aus mehren mitgetheilten Proben hervorgeht, alterthümlich und chronikenartig, oft sehr charakteristisch, naiv und dem Dargestellten entsprechend, aber er läßt sich nicht immer so leicht lesen und trägt zuweilen die Spuren des Gemachten und Mühsamen zu deutlich an sich. An Ungleichheiten und stylistischen Widersprüchen fehlt es nicht, wenn man auch die Kunst und zuweilen Künstelei, womit dieser gewiß nicht literarische und unserm Geschmacke gar nicht mundrechte Styl im Ganzen festgehalten ist, durchaus anerkennen muß. Wir glauben, daß das englische Buch: „Shakspeare and his friends", welches W. Alexis verdeutscht hat, dem Verf. unbewußt vorschwebte. Auch erinnern die witzigen Stichwörter, welche Henning in seiner Narrenverkappung mit Elsbeth auf der Maskerade und mit dem Schenkwirthe wechselt, an ähnliche Scenen in dem ebengenannten englischen Romane.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die in letzterer Zeit oft getadelten Koryphäen einer bereits ältern Periode: Tieck, Immermann, W. Alexis, durch die Trefflichkeit ihrer jüngsten Werke, die ihnen feindseligen Gemüther zum Schweigen gebracht oder wenigstens verwirrt haben. Es ist wie mit den Sternen, über die eine Wolke zieht, die Wolke ist vorüber, die Sterne sind wieder da und scheinen heller zu leuchten als zuvor. Vielleicht hat die heftige Kritik ihre guten Folgen gehabt und zu verdoppelten Anstrengungen aufgereizt, wie wenn man mit einem Eisen an einen Kohlenbrand schlägt, um ihn auszulöschen; aber er sprüht und spritzt nach allen Seiten hin nur um so hellere Funken aus. Hermann Marggraff.

Anastasius Grün beurtheilt von der „Bibliothèque universelle de Genève."

Die Octoberlieferung der „Bibliothèque universelle de Genève" bringt einen äußerst anerkennenden Bericht über Anastasius Grün. Wir kindlichen Deutschen, die wir mit unsern poetischen Leistungen noch nicht so gar lange im Auslande bekannt geworden, haben noch immer unsere Freude daran, wenn man uns in fremden Ländern und Sprachen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Und mit Recht! Jede einzelne Stimme mehr über uns ist auch ein Schritt mehr zu der allgemeinern Anerkennung, die wir verdienen, oder höchstens deshalb nicht verdienen, weil wir, zu bescheiden, zu demüthig in uns selbst, am meisten auf Das stolz sind, was dem Auslande erträglich nachzuthun uns gelungen ist, nicht auf Das, was wir aus der Fülle unserer eigenen Natur geschöpft, sondern was wir jenseit unser selbst gelernt haben. Es ist aber dem Lehrer nicht zu verdenken, wenn er gegen den Schüler, selbst wenn ihm dieser an Gemüth, Talent und innerer Kraft überlegen sein sollte, nicht den gehörigen Respect empfindet, so lange nämlich der Schüler dem Lehrer täglich in die Ohren raunt: „Was bin ich für ein erbärmliches Geschöpf gegen Sie, Hr. Professor, und was sind Sie für ein großer Mann!" „Wann wird es mir nur gelingen, so das Halstuch zu knüpfen wie Sie, oder einen so eleganten Rock zu tragen wie Sie, oder eine so angenehme Grisette mit so vielem Aufwande zu unterhalten wie Sie?" u. s. w. Börne und Heine gingen nach Frankreich, und vielfach sprachen sie über die Deutschen, als wären diese nur die Lampen- und Stiefelputzer der europäischen Civilisation, und die Franzosen, um uns populair auszudrücken, lachten sich heimlich ins Fäustchen. Börne selbst kam später von seinem Irrthum zurück, oder gab seine Polemik gegen die Deutschen, welche ihn und diese Frankreich gegenüber in eine ganz schiefe Stellung zu bringen drohte, klüglicherweise auf. Hoffentlich ist diese Zeit der Selbstverspottung deutscher Nation für immer vorbei. Hiermit ist nicht gesagt, daß wir nicht fortfahren sollten zu lernen, aber nicht sowol vom Auslande, als von uns selbst, von Dem, worin wir schon vor Jahrhunderten politisch kräftiger und selbständiger waren als jetzt; oder vielmehr, wir haben nur noch mancherlei üble Gewohnheiten und Steifigkeiten abzulegen, und um etwas von sich abzustreifen, dazu braucht man in der Regel keines fremden Musters, keiner Beihülfe; wer nicht stark genug ist, etwas Lächerliches aus eigener Kraft von sich zu thun, der ist überhaupt ein Schwächling und ihm ist weiter nicht zu rathen und zu helfen, wenn auch das ganze Ausland mit allen seinen Tugenden und Künsten, Schwächen und Narrheiten zur Unterstützung verschrieben und herbeigeholt würde. Doch dies bei Seite! Man kann gerade jetzt, wo ein Wendepunkt zum Bessern im nationalen Bewußtsein des deutschen Volks einzutreten scheint — obgleich wir fürchten, das Geschrei sei abermals mehr Geschrei als Wolle, und obgleich wir meinen, daß die Franzosen das Bramarbasiren viel besser und geschickter treiben als wir — auf diesen Punkt nicht oft genug zurückkommen. Was den französischen Bericht über Anastasius Grün betrifft, so scheint er uns eher zu sehr als zu wenig lobend eingerichtet zu sein. Das bei den östreichischen Lyrikern, zumal bei Anastasius Grün, häufig stattfindende zu gekünstelte, zu gesuchte, zu kokette und süßliche Spiel mit Bildern, welche entweder zu weit über den verglichenen oder damit ausgeputzten Gegenstand hinausragen oder unverhältnißmäßig kleiner sind als er, hätte eine stärkere Rüge verdient als den gelinden Tadel, den der Verf. bei Gelegenheit des Gedichts: „Mein Frühlingslied", worin er übrigens eine „description singulièrement fraiche et très-ingénieuse" findet, in folgenden Worten ausspricht: „On y remarquera le luxe, quelquefois excessif, des images, et une ou deux expressions qu'un goût sévère taxera de mignardise: ce sont là les défauts que n'évite pas toujours le poëte." Vielleicht daß uns Deutschen dieser getadelte kleine poetische Bildertrödel auffallender ist als einem Ausländer, weil man uns seit Heine mit dieser Manier übersättigt hat. Leider deutet der Berichterstatter nur an, daß Anastasius Grün auch politische und freisinnige Gedichte verfaßt habe; wir sollten meinen, daß gerade diese, wären sie übersetzt worden, dem französischen Publicum den deutschen Dichter besonders interessant hätten machen müssen. Oder rechnet der Berichterstatter darauf, daß gerade die Gemüthlichkeit, rührende Anmuth, Innigkeit und Naturmalerei, wodurch die Gedichte, welche er übersetzt, sich charakterisiren, dem französischen Leser als ein ihm ziemlich fremdes Gebiet lyrischer Anschauung um so auffallender und darum auch anziehender sein würden? Der Berichterstatter scheint dies im Sinne zu haben, wenn er sagt: „Die französischen Poeten sind zuvörderst didaktische und beredsame Moralisten — — die Natur spielt in ihren Erregungen selten eine Rolle. Die deutschen verknüpfen Idee und Natur so enge, daß man oft das Bild von der Idee nicht mehr zu unterscheiden weiß; mit einem Worte, sie versenken sich in eine der reichsten Quellen der Poesie. Dies beruht so sehr in der nationalen Wesenheit, daß die deutsche Sprache ein gewaltiges Wortregister für diesen genauen und volksthümlichen Verkehr mit der Natur besitzt, während die französische Sprache geständlich an landschaftlichen Ausdrücken, an Worten arm ist, welche die Thatsachen und Zustände der Natur bezeichnen, sei diese allein oder von Menschen beseelt. — Die Wörterbücher sind in dieser Hinsicht unabweisliche und naive Prophetin:

nordwärts zu steuern und die durch 62 Längengrade fortgesetzte Untersuchung für diesmal aufzugeben. Von den Eisbergen und Eisfeldern brachte er beträchtliche Fels- und Granitmassen zurück und glaubt sich berechtigt, aus dem Gesehenen folgende Schlüsse zu ziehen:

1) Daß nach der Wahrnehmung von Land in einer Strecke von 40 Längengraden und der ähnlichen Lagerung des vorliegenden Eises auf dieser Strecke es ihm fast unzweifelhaft scheint, daß ein 70 Längengrade großes, von Osten nach Westen sich hinziehendes Festland des Südpols vorhanden ist.

2) Daß verschiedene Punkte des Landes zu gewissen Zeiten von der Eisbank befreit sind.

3) Daß diese Stellen von Seehunden besucht werden, deren er eine große Menge sah, welche dem Unternehmungsgeiste seiner Landsleute einen weiten Spielraum darbieten.

4) Daß die große Menge zum Geschlechte der Walen gehöriger Thiere, welche er gesehn, nebst dem reichlich vorhandenen Fraße derselben, ihn vermuthen lassen, diese Gegend sei ein Lieblingsaufenthalt derselben, vorzüglich des Walfisches mit Rückenflossen.

Eine auf der Rückfahrt nach Neuseeland gemachte wichtige Entdeckung des Geschwaders ist noch, daß die sogenannten Royal Company's Inseln, über deren vermeinte Stelle Capitain Wilkes ungehindert segelte, auf allen Karten um sechs Längengrade zu weit westwärts gelegt sind.

Die zurückgebrachten Naturerzeugnisse sind gering an Zahl. Dagegen wird berichtet, daß in der Nacht des 9. Februars das Südlicht unter 65° südl. Br. wahrgenommen wurde, sowie am 17. Februar unter 61° südl. Br. und 97° 39′ östl. L., am 22. in 58° 14′ südl. Br. und 103° 30′ östl. L., am 25. unter 53° südl. Br. und 117° 31′ östl. L., und endlich am 1. März 1840 unter 49° 30′ südl. Br. und 137° östl. L. von Greenwich. Von magnetischen Beobachtungen wird erwähnt, daß dieselben am 25. Januar auf dem Eise unter 67° 4′ südl. Br. und 147° 30′ östl. L. angestellt worden sind. Die Nadeln gaben dort eine Inclination von 87° 30′ und der Azimutal-Compaß war auf dem Eise so träge, daß, wenn man ihn erst schüttelte und darnach seine Richtung beobachtete, sich ein Unterschied von fast drei Punkten (points) zeigte. Die Abweichung betrug dort 12° 35′ östlich. Wenige Tage darnach und ungefähr hundert Seemeilen weiter westwärts hatte die Abweichung ganz aufgehört, von wo an sie dann auf der weitern Fahrt nach Westen rasch westlich wurde und wuchs. Hr. Wilkes glaubt demnach, ganz in der Nähe des magnetischen Südpols gewesen zu sein.

Die neuesten, aus Sydney vom 2. April geschriebenen Nachrichten von dem Geschwader, welches, sowie das von d'Urville befehligte französische, das unter 66° südl. Br. und 135° östl. L. 1839 ein von ihm Adele genanntes Land sah, glücklicher gewesen ist als Capitain Weddel im Jahre 1823, der keines ansichtig ward, obgleich er von allen am weitesten, bis zu 74° südl. Br. gedrungen ist, lauten befriedigend. Ein Schiff lag dort vor Anker, um auszubessern, und drei andere waren bei den Fidschiinseln, alle sollten aber wahrscheinlich bald darnach erst nach den Sandwichellanden und darauf nach der Nordwestküste von Amerika verseegeln, von wo aus binnen kurzem über Land wol die ersten Nachrichten in den Vereinigten Staaten wie in Europa erwartet werden dürften. I.

Literarische Notizen.

Der 27. Band der „Encyclopédie des gens du monde" zeichnet sich durch Mannichfaltigkeit und tüchtige Behandlung vorzüglich aus. In dem Artikel Homer hat Hr. Guigniaut, Mitglied des Instituts, alle über Homer bestehenden Ansichten zusammengedrängt und beleuchtet. Über das Hydrogen schrieb der berühmte Chemist Berzelius. Die Biographie William Huskisson's ist voller Interesse und entwickelt mit Verstand die Reformen, die Huskisson in den Finanzen und im Handel veranlaßte. Der Artikel über die Hieroglyphen ist von M. Brunet, den über Geschichte schrieben die Herren Schnitzler, Director der Encyklopädie, und Spach und charakterisiren darin auch speciell die vorzüglichsten Geschichtschreiber Frankreichs wie die der übrigen auch außereuropäischen Länder; ausgezeichnete Artikel sind auch die medicinischen von Dr. Ratier über Hippokrates, Homöopathie u. s. w. Der Aufsatz über Victor Hugo ist vom Mlle. Ozenne.

Ch. de Felez, Mitglied der Akademie, gab heraus: „Jugements historiques et littéraires sur quelques écrivains et quelques écrits du temps." Ein ähnliches Werk erwartet man unter dem Titel „Ecrivains modernes" von dem jungen talentvollen Chaudes-Aigues, auf das man als ein Ergänzungswerk zu den kritischen Arbeiten Sainte-Beuve's und Gustav Planche's im voraus aufmerksam gemacht hat. 5.

Literarische Anzeige.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, **zugleich ein Supplement** zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Dreissigstes Heft,
Bogen 61—70 des vierten Bandes.
Schulz bis Sklavenangelegenheit.

Druckpapier ½ Thlr.; Schreibpapier ½ Thlr.; Velinpapier ¾ Thlr.

Schulz (Wilh.). — **Schulze** (Friedr. Gottlob). — **Schulze** (Gottlob Lebrecht). — **Schütz** (Hugo Freih. v.). — **Schütze** (Joh. Stephan). — **Schwalbach** (Joh.). — **Schwarz** (Joh. Karl Ed.). — **Schwarzburg-Rudolstadt.** — **Schwarzburg-Sondershausen.** — **Schwarze** (Karl Friedr. Christoph). — **Schwarzenberg** (Joh. Daniel Wilh. Ludw.). — **Schweden.** — **Schwedische Literatur und Kunst.** — **Schweitzer** (Aug. Gottfr.). — **Schweitzer** (Christian Wilh.). — **Schweiz.** — **Scolari** (Edvige). — **Sedgwick** (Miß Anna). — **Seeromane.** — **Seidenbau.** — **Seidenstücker und die göttinger Unruhen.** — **Seidl** (Joh. Gabriel). — **Seinsheim** (Karl Aug., Graf v.). — **Sénancour** (Etienne P. de). — **Serbien.** — **Sermes** (Gerhard Herm.). — **Seuffert** (Joh. Adam). — **Severin** (Dmitri Petrowitsch v.). — **Seybold** (Friedr.). — **Seydelmann** (Karl). — **Seyffarth** (Gustav). — **Sheil** (Richard Lalor). — **Sibbern** (Frederik Christian). — **Sicilien.** — **Siebelis** (Karl Gottfr.). — **Sigalon** (Xavier). — **Sillig** (Karl Jul.). — **Simrock** (Karl). — **Sintenis** (Wilh. Franz). — **Sklavenangelegenheit.**

Leipzig, im December 1840.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 7. — 7. Januar 1841.

Vie, correspondance et écrits de *Washington* etc.; par M. *Guizot*. Sechs Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 6.)

Einmal das Werk der Unabhängigkeit und Freiheit vollbracht, war das Hauptaugenmerk des nordamerikanischen Volks, nicht den Freiheitsdrang bis zum Freiheitsschwindel auszuspinnen und die nothwendige Auflösung der zeitherigen politischen Formen zu einer Auflösung aller innern Verhältnisse, der rechtlichen Normen, der Sitte und der Religion zu steigern. Das allgemeine Streben nach Beendigung der Revolution war vielmehr hauptsächlich auf Consolidirung der neuen politischen Verhältnisse mittels der Gründung einer denselben angemessenen obersten Regierung gerichtet, und nichts ist ehrenwerther als die Anstrengungen, welche die Nation zu diesem Behufe machte. Bisher hatte sie in den scheinbaren Staatsgewalten, die während des Krieges gedient hatten, mehr eine scheinbare als eine wirkliche Regierung besessen. Glücklicherweise hatten die beiden gewöhnlichen Ursachen des Despotismus, der Aufstand und der Krieg, in dieser Revolution nicht ihre gewöhnlichen Wirkungen gehabt, aus Ursachen, die wir oben angegeben haben. Die Wohlfahrtsausschüsse dieser Revolution hatten nichts Dictatorisches und der Congreß legte sich mehr aufs Ermahnen als aufs Befehlen. Ohne es zu wagen, sich der Militairautorität hinzugeben, mistraute er doch auch der seinigen, und die Versammlungen der einzelnen Provinzen, die zugleich die Autorität des Congresses und des Heeres mit argwöhnischen Augen betrachteten, machten von ihren Rechten mehr einen localen Gebrauch, denn daß sie dieselben als eine Springfeder zum Getriebe einer gemeinsamen Regierung angewendet hätten. In den 13 Provinzen herrschte eine Art von Municipalgeist, wie er sich aus den Gemeindeverfassungen des Mittelalters entwickelt hat, der viel geeigneter zum Widerstande und zur Vertheidigung der Privatrechte, als zur Leitung des Angriffs und zur Rettung politischer Rechte war. Dadurch war die Centralgewalt immer wie in Schach gehalten. Jene unerschrockenen Männer, die dem Mutterlande die höchste Gewalt streitig zu machen wagten, getrauten sich selbst nicht, sie für sich zu behalten; sie verweigerten England das Besteuerungsrecht, ohne zu ihrem eigenen Besten Gebrauch davon zu machen; sie nahmen endlich alle Prärogativen der obersten Staatsgewalt in Anspruch, ohne doch selbst zu regieren.

Diese Skrupel und dieses Mistrauen stellten mehr als einmal den glücklichen Ausgang der Revolution in Frage. Allein die Zähigkeit, Ausdauer und Nachhaltigkeit des amerikanischen Charakters machte wieder gut, was jener Mangel an oberster durchgreifender Leitung verschuldet hatte. So kam es, daß endlich die Sache der 13 Provinzen siegte und das Glück des Ausgangs der Gerechtigkeit des Unternehmens entsprach. So kam es aber auch, daß die Nation im Augenblicke des Sieges zum deutlichen Bewußtsein ihrer schwachen Seite, d. h. der Centralgewalt, kam und die Nothwendigkeit, sie zu befestigen, oder vielmehr sie eigentlich erst zu erschaffen, fühlte. Die Union war nur ein Losungswort gewesen; das Föderativband bestand blos dem Namen nach, keine mächtige Einrichtung gab ihm die Weihe. Dabei hatten die Vereinigten Staaten kurz nach ihrer Begründung weder Heer, noch Finanzen, noch Diplomatie, und ihr politisches Leben schien gerade im Moment, wo sie als Nation anerkannt waren, auf die Neige gehen zu wollen. Gerade aber dieser so wenig tröstliche Zustand öffnete ihnen die Augen und spornte alle ihre Kräfte an, ihm Abhülfe zu bringen, koste es auch, was es wolle. Zwar neigten sich weder ihre Ansichten, noch ihre Gewohnheiten zu einer centralen Organisation; zwar trugen sie nur mit Widerwillen die praktischen Consequenzen der Staatseinheit; zwar schien ihnen Alles, was sie der Stärkung der gemeinsamen Nationalität zugestanden, ein Raub an der Local- und individuellen Freiheit: dennoch trug ihr gesunder Menschenverstand, welcher die Nothwendigkeit einer hinlänglich kräftigen Centralgewalt erkannt hatte, den Sieg über jene Lieblingsansichten und Vorurtheile davon. Das Resultat hiervon war die Constitution von 1787, jenes Werk, das man diesseits des Oceans für ein utopisches Machwerk, für einen demokratischen Traum hielt, das in der That aber für die Vereinigten Staaten ein Werk der Vernunft, ein Erzeugniß der Erfahrung, ein der Nothwendigkeit gebrachtes Opfer ist. Statt ein Erzeugniß des revolutionnairen Geistes zu sein, für welches man sie vielfältig fälschlich ansieht, ist sie vielmehr aus einer Reaction des gouvernementalen Geistes gegen die Anarchie hervorgegangen.

Der Charakter dieser Revolution und des nordamerikanischen Volkes überhaupt findet sich am schönsten und bedeutsamsten, und zwar in einer höhern Potenz in Washington personificirt.

Washington stammte von einer alten englischen Familie ab. Sein Urgroßvater war 1657 aus England ausgewandert und hatte sich in Virginien an den Ufern des Potomac als Pflanzer niedergelassen. Er gehörte also zur Generation der englischen Revolution, mit ihrem religiös-politischen Charakter. Washington erwuchs also unter denjenigen socialen, gewerblichen und Familienverhältnissen, unter denen sich der amerikanische Charakter am vollständigsten und schönsten entwickelte. Hätte ihn das Schicksal auf die Kreise des Privatlebens beschränkt, so würde er immerhin ein einsichtsvoller Landwirth geworden sein, von einfachem Wissen, strengen Sitten, gehorsam den Vorschriften der Religion, eifersüchtig auf seine Ehre, kräftig, thätig, Anstrengungen und Gefahren leicht überwindend, kalt in seinem Benehmen, Gehorsam findend in seinem Hause, Achtung in der ganzen Umgegend und Willfährigkeit bei Allen, welche die Richtigkeit seines Urtheils und die Kraft seines Willens kennen gelernt; aber er würde zeitlebens nicht gewußt haben, daß seine Eigenschaften in der Handhabung und Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ihren Höhepunkt erreichen und mit der Größe der Verhältnisse und Ereignisse, in und unter denen er sich bewegte, sich gleichmäßig entwickeln und erheben würden. Die bescheidenste Stellung, wenn sie übrigens nur nicht unwürdig war, würde ihm genügt haben; er genügte der höchsten, indem er durch seine Talente Allen gewachsen und durch seinen Charakter überlegen war. Wir übergehen seine erste Thätigkeit sowie sein erstes militairisches Auftreten im Kriege von 1755, und bemerken nur, daß er schon damals jene eifrige Sorgfalt um Bewahrung seiner persönlichen Würde, jenes gewissenhafte Gefühl der Verantwortlichkeit, von der er sich selbst dann nicht lossagte, wenn er in Gemeinschaft mit Andern handelte, endlich jene natürliche Überlegenheit über alle seine Umgebungen kundgab, die er während seines ganzen Lebens bewährte. Gegen die sich folgenden Eingriffe des Mutterlandes in die Rechte der Colonien ließ Washington, von der ersten unrechtmäßigen Einführung des Stempels an, seinen Widerstand, wie überhaupt das ganze Land, nur stufenweise wachsen, war aber gleich von Anfang dahin entschieden, daß das Unrecht auf Englands Seite sei und dieses zuerst nachgeben müsse. In diesem Punkte war er unbeugsam und nahm dessen ganze Consequenz, die bis zu einer erklärten Revolution gingen, über die er sich keine Täuschungen machte, an. Ohne diese Revolution zu wünschen, oder gar zum Ziel zu haben, obgleich er sie voraussah, billigte er doch alle Maßregeln und rieth zu ihnen, die bei der fehlerhaften Politik des Mutterlandes sie nothwendig herbeiführen mußten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Lieder von Hoffmann von Fallersleben. Erster Theil. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1840. 8. 1 Thlr.

Ob der Dichter, als er der Sammlung den Namen gab, an den lucus a non lucendo dachte, oder eine Selbstkritik übte, daß es von ihm unpolitisch sei, diese Lieder zu ediren, lassen wir dahingestellt. Genug, die Politik ist da, in vollem Maße, denn wer, der jetzt dichtet, hält sich von ihr frei? Es kommt nur darauf an, sie wieder frei zu machen, d. h. sie zu erheben aus dem Cliquen- und Factionsgeist zur unbefangenen Anschauung, sie aufzunehmen in die wahre Dichtung, die alle geistigen Hauche der Menschheit aufnimmt und zu ihren höchsten Zwecken verarbeitet. Es gilt den Groll, Geifer, die kleine engherzige Absichtlichkeit verwinden und den Unmuth nicht als ein todtes Residuum nach der Operation zurücklassen, sondern ihn zu lüften und zu durchgeistigen mit dem Humor oder einer allgemeinen Weltansicht.

Daß dies Hrn. Hoffmann's von Fallersleben Art ist, weiß man und die hier gesammelten Gedichte liefern nur einen neuen Beleg davon. In der „Vertraulichen Sitzung" erscheint Armin, der Cherusker, wieder im deutschen Vaterlande und findet es freilich anders, als er dachte, er wird nach seinem Paß gefragt und Jeder will von ihm wissen, erfahren, Jeder ihn brauchen. Er wird sogar zuletzt von einem Fürsten in den deutschen Adelstand und sportelfrei erhoben, woran er stirbt; aber es heißt doch nun:

Das Vaterland hat gerettet ein alter deutscher Edelmann.

An kräftiger, wohlgemuth deutscher Gesinnung fehlt es nicht und zugleich, beides waren in den letzten Tagen der deutschen Poesie seltene Richtungen geworden, an einem wohlgemuth gründlichen Zorn gegen das Philisterthum. Im Liede zum breslauer Schillerfeste heißt es, was der Mehrzahl unserer Musensöhne und wissenschaftlichen Candidaten als Motto in ihr testimonium maturitatis gesetzt werden könnte:

Brot ist des Jünglings Preisaufgabe
Und der Mann studirt es bis zum Grabe.

Ein gar erquickliches „Abendlied" in der stillen Innigkeit und Anspruchlosigkeit, wie wir viele Gedichte von Hoffmann besitzen, Musik selbst, ist folgendes — es componirt sich, dünkt uns, von selbst:

Abend wird es wieder!
Über Wald und Feld
Säuselt Frieden nieder,
Und es ruht die Welt.

Nur der Bach ergießet
Sich vom Felsen dort,
Und er braust und fließet
Immer, immer fort.

Und kein Abend bringet
Frieden ihm und Ruh',
Keine Glocke klinget
Ihm ein Rastlied zu.

So, in deinem Streben,
Bist mein Herz auch du:
Gott nur kann dir geben
Wahre Abendruh.

Von anderer Natur ist ein „Hanöversches Frühlingslied". Es hat wol noch keinen Componisten gefunden und componirt sich doch auch von selbst.

Ihr lieben guten Herzen,
Ihr scherztet allergernst;
Trotz allem Leid und Schmerzen
Ist Euch verhaßt der Ernst.

Die Nachtigallen jagen
Den Ernst jetzt über's Meer.
Was solche Vögel wagen,
Das wundert mich doch sehr.

Die Lieder sind nicht alle aus neuer Zeit. Viele gehören den Stimmungen aus einer weit frühern — soll ich glücklichern sagen? — an; als alle Deutsche noch denselben Empfindungen nachhängen durften wie „Blücher's Worte", die „Sehnsucht nach dem Auferstehen Kaiser Rothbart's" u. s. w. Das ist nun vorüber, wir sehnen uns nach Anderm, es ist aber bisweilen recht angenehm, auch jene elegischen Klänge wieder zu vernehmen;

der Grundton unserer Wünsche bleibt im Grunde genommen doch derselbe. Wie leicht wäre der Deutsche befriedigt!

Wie gemüthlich ist der deutsche Unmuth. Da lese man aus der ersten Sitzung des „Knüppel aus dem Sack!“ Das fühlt jeder mit; und auch das Klagelied:

Wann einst die Flaschen größer werden,
Wann einst wohlfeiler wird der Wein,
Dann findet sich vielleicht auf Erden
Die gold'ne Zeit noch einmal ein.

Doch nicht für uns! Uns ist geboten
In allen Dingen Nüchternheit —
Die gold'ne Zeit gehört den Todten,
Und uns nur die papierne Zeit.

Ach! kleiner werden unsre Flaschen,
Und täglich theurer wird der Wein,
Und leerer wird's in unsern Taschen —
Gar keine Zeit wird bald mehr sein.

Aber ebenso leicht weiß sich auch der Deutsche wieder zu trösten:

Nein sei dein Herz und stark dein Muth!
Dann bist du wohl gebettet
Und setzte dich der Menschen Neid
Hinaus in Wind- und Wellenstreit —
Auch Moses ward errettet!

Nicht unsre Zeit ist *deine* Zeit!
Die *deine* stets die beste!
Nein sei dein Herz und stark dein Muth,
Daß Gottes Lieb' auch Wunder thut
An deinem Osterfeste!

Hoffmann von Fallersleben ist kein Dichter, der eine neue glänzende Ader im deutschen Dichterboden gefunden, aber einer, der alle Gemüthsströmungen des deutschen Lebens in sich auffängt und ihnen Laute, Worte und Weisen leiht, daß Jeder sein innigstes Gefühl auf die einfachste Weise in seinen Liedern ausgesprochen fühlt. Daß er noch viele solche herzliche Lieder finden möge; dann steht es noch gut mit dem Volke, und er kann dem Europamüden zurufen, wie er S. 105 thut:

Den Mädchen und den Flaschen
Ward Eure Jugendfrische;
Ihr geht mit leeren Taschen
Beim Alter jetzt zu Tische.

Sehnsüchtig nach dem Schlummer
Sitzt Ihr in Eurer Kammer,
Und Euer letzter Kummer —
Es ist ein Katzenjammer. 41.

Einige Züge zur Charakteristik des Hofraths Johann Weitzel.

Weitzel's Tod war ein bedeutender Verlust für die Wissenschaften, die er durch seine Werke bereichert hat. Diese sind auch rücksichtlich der Darstellung und des Styls zum Studium unserer Muttersprache zu empfehlen.

Er bedarf keines Denkmals von Erz oder Stein. In seinen Schriften weht der Geist eines Mannes, welcher Wahrheit frei zu sagen den Muth hatte, wo Andere furchtsam schwiegen, oder Gefühle heuchelten, die ihnen fremd waren.

Weitzel's Nekrolog, gleich nach seinem Tode in der „Allgemeinen Zeitung“ abgedruckt, enthält das Merkwürdigste aus dem Leben dieses außerordentlichen Mannes, treu und gut dargestellt. Einige charakteristische Züge aus seinem Leben werden genügen, das entworfene Gemälde zu vollenden. Oft verkannt, verschmähete Weitzel, im Bewußtsein der Reinheit seiner Gesinnung, jede Erwiderung oder Widerlegung. „Was wollen Sie?“ pflegte er lächelnd seinen Freunden zu sagen. „Ich habe nichts hinterhalten und Alles gesagt, was ich sagen konnte und durfte. Dieses ist gedruckt und liegt zur allgemeinen Beurtheilung vor. Wer es zu widerlegen sich stark und berufen fühlt, kann seine Gründe geltend machen. Dann mögen Andere das Für und Wider nach ihrer Ansicht beurtheilen.“ Bei einer andern Gelegenheit sagte er: „Man hat mich beschuldigt, Anhänger oder Vertheidiger zweier entgegengesetzter Parteien zu sein. Beides ist unwahr. Ich sprach nur meine Überzeugung aus, und diese kam aus meinem Innern. Nie habe ich meine Grundsätze geändert oder sie nach den Zeitumständen modificirt.“

Sein Tadel, da wo er geboten war, sollte nur die That oder die Sache und das Unrecht, nie aber die Person treffen. Von seinen ausgezeichneten Leistungen im Gebiete der Staatswissenschaften liegen die Beweise klar vor unsern Augen. Als Lehrer an dem Lyceum zu Mainz hat er von seiner classischen Bildung und der unnachahmlichen Gabe, seine Erfahrung und Kenntniß Andern mitzutheilen, vielfache Proben abgelegt. Sein würdevolles Betragen, sein Ernst, der nie in Strenge ausartete, die er für schädlich hielt, erweckte bei seinen Schülern Zutrauen und Ehrfurcht. Die Schüler, welche alle Lehrer von ihren Sonderbarkeiten und lächerlichen Eigenschaften mit passenden Spitznamen bezeichneten, nannten ihn wegen seines antiken Charakters den Römer, ein Beiname, der wirklich die innere Festigkeit richtig bezeichnete, welche schon von frühester Jugend an in ihm vorherrschend war.

Bei diesen in ihm liegenden vorzüglichen Anlagen war es nicht zu verwundern, daß seine strenge Erziehung in der Jugend, der ihm ertheilte Unterricht, den er für mangelhaft erkannte, und der stete Kampf gegen drückende Verhältnisse, welche seinem Lebensplane entgegenstanden, statt ihn zu entmuthigen, seinem Charakter noch eine größere Festigkeit gaben, welche es allein möglich machte, Schwierigkeiten zu beseitigen, die Andere für unübersteigbar halten mußten. Von einem seiner vertrautesten Freunde wurde mir versichert, daß Weitzel in seiner Jugend schon fest entschlossen war, sich zu keinem einzelnen Fachstudium oder einer in sich abgeschlossenen Wissenschaft zu bestimmen. Er wollte Weltgeschichte und Naturphilosophie studiren. Da sein Freund andere Plane hegte, folglich in ertheilten Aufgaben nicht immer ein folgsamer und fleißiger Schüler war, so störte dieses doch nicht im mindesten ihre innigen Verhältnisse. Es geschah vielmehr, daß Weitzel, wenn er ihn mit einer andern Arbeit statt der verlangten überraschte, demselben sein Wohlgefallen zu erkennen gab, den Aufsatz einer genauen Prüfung unterwarf, ihn sich ganz zu eigen machte und die Verbesserungen andeutete, die er für nöthig fand.

Noch jetzt rühmen seine ehemaligen Schüler, seinem vorzüglichen Talente im Unterrichte unendlich viel zu verdanken. Seine Lehrmethode war die des Sokrates, nur daß er nicht wie dieser fragte, sondern, von einem festen Punkte ausgehend, einen Satz entwickelte und bewies, was er lehren und begreiflich machen wollte.

Der Medicinalrath Krancher zu Östrich, sein Jugendfreund, schrieb mir Folgendes, welches ich als vorzüglich charakteristisch mittheilen muß. „Der ganz unerwartete und schnelle Tod unsers edeln Freundes Weitzel hat mich tief erschüttert. Er war mir mehr als Freund; denn ihm verdanke ich das Gute, was ich in dem Wirkungskreise meines praktischen Lebens leisten konnte. Ich wäre genöthigt gewesen die Schule zu Mainz verlassen zu müssen, hätte uns nicht ein glücklicher Zufall, von dem oft die Richtung eines Menschenlebens abhängt, zusammengeführt. Ich war Schüler der ersten Classe zu Mainz, ohne in der lateinischen Sprache die nöthigen Vorkenntnisse zu besitzen. Nur versuchsweise zum Genusse eines Stipendiums aufgenommen, unter 90 Schülern der letzte, war es gewiß, daß ich bald aus der Schule verwiesen würde, wenn ich nicht das Fehlende nachholen könne. Dieses Wunder geschah wirklich. Sie werden es kaum glauben, daß Weitzel, ein gewisser E. und ich am Ende des Jahres, mit den ersten Prämien beladen, in die Heimat zurückkehrten. Unsere Professoren wußten nicht, was mit uns vorging. Weitzel und ich mußten oft ein Verhör bestehen, mit was wir uns beschäftigten, weil wir selten unsere

Schulaufgaben lieferten. Er antwortete dem Lehrer mit der Ihnen bekannten Ruhe: Leisten meine Freunde und ich Das, was Sie von den Schülern Ihrer Classe verlangen, so geht Sie das Andere nichts an. Leisten jene es nicht, so lassen Sie es mich wissen. Wir werden Sie zufriedenstellen. Es war merkwürdig genug. Man ließ uns ungestört. Bei den monatlichen Compositionen waren wir immer unter den ersten. Weitzel war unser Lehrer und Vorbild. Er wußte es, wie schlummernde Kräfte geweckt werden konnten. Unsere Ehrfurcht gegen ihn theilte Niemand, weil Niemand ahnete, was er uns war, welches Talent in ihm lag und damals sich schon mächtig entwickelte. Es bedurfte nur eines Wortes von ihm, und es galt uns wie der strengste Befehl, der gern und pünktlich befolgt wurde. Es war mir schmerzlich, als wir uns, besonderer Verhältnisse wegen, späterhin trennen mußten."

Man findet sehr häufig bei Denen, welche sich dem Lehrfache viele Jahre widmeten, sobald sie außer ihrer Sphäre sich bewegen, entweder eine gewisse Verlegenheit und Unbeholfenheit in der Unterhaltung mit Gleich- oder Höhergestellten, oder, was noch widriger ist, einen absprechenden Ton und ein unschickliches Auskramen von Sentenzen und Citaten, woran man augenblicklich den Pedanten erkennt, welcher, vom Katheder entfernt, in der Außenwelt stolpert und überall anstößt. Weitzel zeichnete sich auch hierin vortheilhaft aus. Mit den Gebräuchen der Gebildeten vertraut, äußere gesellschaftliche Verhältnisse ehrend, wußte er jeder Unterhaltung einen eigenthümlichen Reiz zu geben, der das Verlangen, seinen belehrenden Umgang öfter zu genießen, immer mehr steigerte. In den wöchentlichen Zusammenkünften, früher zu Mainz und später hier, mit einigen wahlverwandten Freunden fand ein wechselseitiger freier Austausch der Ideen statt. Ich bekenne es frei, daß ich in diesen vertraulichen Unterhaltungen Belehrung, Zerstreuung und oft Trost fand, wenn widrige Ereignisse und unverschuldetes Unglück mich verstimmt hatten.

Weitzel hat, ich wiederhole es hier, in seinen politischen Meinungen nach den Zeitumständen nie gewechselt. Was er einmal als wahr und nützlich erkannte, verleugnete er später nie. Allen, welche in zweifelhaften Angelegenheiten sich an ihn wendeten, trat er freundlich entgegen. Indem er mit der ihm eigenen Unbefangenheit und Ruhe die ihm vorgelegten Fälle und Zweifel genau erwog und beurtheilte, konnte man meistens gewiß sein; eine vielseitige Ansicht der Sache erhalten zu haben. Meinungsverschiedenheit in politischen und religiösen Angelegenheiten konnte ihn nicht von Freunden trennen, welche er als bieder und aufrichtig einmal erkannt hatte. Er empfahl nicht nur Toleranz, sondern er übte sie auch.

In Aufsätzen, von eigener Hand verfaßt, habe ich nie eine Correctur bemerkt. Sie bedurften der Feile nicht. Er hatte Das, was er mittheilen wollte, vorher im Zusammenhange überdacht. Daher schrieb er leicht und ohne Unterbrechung das Gedachte nieder. In der Einsamkeit auf eine Idee gerathen, welche einer näheren Prüfung und Ausarbeitung ihm würdig schien, zeichnete er auf ein Papierblatt ein oder zwei Worte auf, welche ihm zur Erinnerung dienten. Ob er dieses Festnageln plötzlich auftauchender Ideen Jean Paul abgesehen habe, glaube ich nicht.

Seine Religion bestand nicht in äußern Gebräuchen, sondern war in seinem Herzen, in seiner Überzeugung und in seinen Handlungen tief eingeprägt. Einfach, wenige Bedürfnisse kennend, fand er im Kreise seiner achtungsvollen Familie und im Umgange einiger bewährten Freunde Erholung und Zerstreuung. Die Stelle, die er als Bibliothekar hier bekleidete, gab ihm Muße, seinen Werken, deren Plan er auf seinem Landsitze Johannisberg in der Einsamkeit entworfen hatte, die letzte Feile zu geben.

Mit Scharfblick wußte er den socialen Zustand der Gegenwart in allen Einzelnheiten aufzufassen und aus diesem die Zukunft in der Perspective zu zeigen. Diese glückliche Combinations- und Divinations-Gabe ist besonders in seinen Werken: „Europa in seinem gegenwärtigen Zustande" und „Betrachtungen über Deutschland" zu finden, wenn man die Zeit, in der beide erschienen, und die jetzige miteinander vergleicht.

Möge der Wunsch mehrer Freunde des Verewigten bald erfüllt werden, daß eine neue Ausgabe seiner Schriften, wozu auch viele gehaltvolle Aufsätze in den rheinischen Blättern gehören, bald veranstaltet werde. Nach seinem Ableben fanden sich die Fortsetzungen seiner vorzüglichsten Werke: „Geschichte der Staatswissenschaften" und das „Merkwürdigste aus meiner Zeit und meinem Leben", im Manuscripte nicht vor, obgleich man glaubte, daß sie vollendet gewesen seien. Ob diese Vermuthung richtig war, dazu fehlt es an Gewißheit.

Was Weitzel ward, verdankte er sich allein, indem er aus eigener Kraft die Hindernisse, welche sich gegen ihn aufthürmten, zu beseitigen wußte. Er verfiel nicht in Einseitigkeit, sondern erlangte vielseitige Kenntnisse, indem er beharrlich den in seiner Jugend gefaßten Lebensplan festhielt.

Wiesbaden. Emmermann.

Literarische Notizen.

A. Constantin, der sich auf dem Titel des Buches selbst den „Auteur de la copie sur porcelaine de la Transfiguration" nennt, gab heraus: „Idées italiennes sur quelques tableaux célèbres." Constantin, bekannt als Porzellanmaler, verweilte sechs Jahre in Florenz und sieben in Rom, um die großen Meisterwerke der Kunst zu copiren, und machte sich besonders mit der Kunstweise Rafael's bekannt. Daß er ein Recht hat, über Gemälde zu urtheilen, mag man daraus erkennen, daß er z. B. vor Rafael's berühmtem Gemälde, die Transfiguration nach seiner Berechnung im Ganzen 1560 Stunden zugebracht hat; darum zeichnen sich auch seine Urtheile, gegenüber den Urtheilen der französischen Tageskritiker, durch Ernst und Gründlichkeit aus; sie verkünden aber auch den Mann von Geist und Geschmack; der Mann vom Handwerk ist überdies nirgend zu verkennen. In Paris hat er lange genug gelebt, um einzusehen, daß der Kunstgeschmack dort nur sehr schwächlich auf den gebrechlichen Füßen der Mode steht und daß man namentlich für das ideale Genre der Kunst, wenn das Ideal nicht verzerrt und carikirt ist, nicht den geringsten Sinn hat. Er beklagt den armen französischen Künstler, welcher vom Minister den Auftrag erhält, ein Mirakel zu malen, denn der Minister glaube an das Mirakel nicht, der Künstler auch nicht und das Publicum ebenso wenig. In Betreff der übrigen Gattungen der Malerei, so tadelt er die Künstler wegen ihres schlechten Geschmackes nicht; denn, sagt er, sie copiren ja nur die Modelle, welche die jetzige Gesellschaft ihnen darbietet, und so müssen sie freilich auf die natürliche und naive Grazie verzichten zu Gunsten der aristokratischen und manierirten Grazie, welche die einzige ist, die von den Salondamen erreicht werden kann. Das Ideal des Schönen, sagt er weiter, ist kein eitles Gebilde der Phantasie, sondern beruht auf festen Grundsätzen, auf Naturelementen, welche von der Zeit weder verändert noch zerstört werden u. s. w. Übrigens enthält das Buch manche interessante Nachrichten über Rafael und Michelangelo und außerdem eine kurze Übersicht der Fortschritte, welche die Porzellanmalerei gemacht hat. Der Styl hat viel Originalität.

Der Marquis de Salvo, der literarischen Welt bereits durch ein Werk: „Voyage en Sicile", bekannt, welches reich an Beobachtungen und elegant und leicht geschrieben ist, wird unter dem bescheidenen Titel „Papiers détachés" eine Reihenfolge von Anekdoten, Erlebnissen und Eindrücken herausgeben, von denen man sich um so mehr Interesse verspricht, da, wie man glaubt, der Verf. auch seine reichen politischen Beobachtungen und Erfahrungen darin mittheilen wird. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 8. — 8. Januar 1841.

Vie, correspondance et écrits de *Washington* etc.; par M. *Guizot*. Sechs Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 7.)

Was den Krieg betrifft, in dem Washington glänzte und dessen glücklicher Ausgang hauptsächlich seiner Leitung zuzuschreiben ist, so ist es schwierig, eine kurze Darstellung davon zu geben. Um mit den Soldaten von Fach zu reden, war es kein großer Krieg, sondern eine Reihe von kleinen Gefechten. Dennoch haben wenig große Kriege die Welt so sehr bewegt und ihr so große Dienste geleistet. Mit Recht konnte Lafayette zu Napoleon sagen: „Patrouillentreffen waren es, die die Rechte des Menschengeschlechts entschieden." Niemand mehr als Washington in diesem Kriege hat bewiesen, daß es in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten kein Genie ohne Geduld gibt. Die seinige mußte die härtesten Proben bestehen, auf die nur ein Mann, der zugleich für sein Heer und seine Sache verantwortlich ist, gestellt werden kann. Denn die bedeutenden Schwierigkeiten und Gefahren, welche Klima, Landesbeschaffenheit und der elende materielle Zustand des Heeres dem Anführer erzeugten, waren nur gering im Vergleich mit zwei andern Schwierigkeiten von Washington's Lage, einer militairischen und einer politischen. Washington war nämlich in der Lage, sein Heer nicht aufs Spiel setzen zu können. Und doch lehrt die Kriegsgeschichte aller Zeiten, daß die größten Feldherren nur dadurch entscheidende Erfolge erringen konnten, daß sie Alles auf einen Wurf setzten. Dies durfte Washington nicht, denn er hätte fürchten müssen, durch eine entscheidende Niederlage alle Hoffnung der amerikanischen Revolution auf glücklichen Ausgang zu vernichten. So waren dem Spielraum seines militairischen Genies engere Grenzen gesteckt und ihm die Anwendung strategischer Combinationen verboten, die andern Feldherren zu dem höchsten Ruhm verholfen. Mit seinen Truppen, die zu schwach, zu schlecht organisirt und zu wenig manoeuvrirfähig waren, mußte er hundert Gelegenheiten, einen großen Schlag zu thun, unbenutzt vorübergehen lassen, wenn irgend ein glücklicher Ausgang nicht mit Gewißheit vorauszusehen war; denn eine Niederlage hätte sein Land und seine Sache zu verlorenen gemacht. Daher in seiner ganzen strategischen Thätigkeit ein immerwährender Zwang, eine Selbstverleugnung und Aufopferung, die an der Spitze eines Heeres unerträglich sein müssen. An sich neigte sich Washington's Naturell in jeder gewagten Lage zu einer umsichtigen Kühnheit; deshalb gereicht es ihm zu um so höherm Ruhme, daß er jeder Versuchung zur Feldherrenglorie widerstand. Fast immer der Kühnste im Rath, unterwarf er sich doch der Meinung der Mehrheit, wenn sie auch das Wenigste wagte, und der so unternehmende Mann hat den Ruhm des vorsichtigsten Feldherrn hinterlassen. Indessen fühlte er von Zeit zu Zeit die Nothwenigkeit, die Kampflust seiner Soldaten und Mitbürger durch ein glänzendes Gefecht aufzufrischen, und dann führte er, nach monatelanger unfruchtbarer Defensive, mit der größten Umsicht ein Treffen herbei, das den kriegerischen Sinn des Volks wieder hob. Die andere Schwierigkeit, von der wir oben sprachen, lag in Washington's politischer Stellung. Der republikanische Geist ist immer mistrauisch. Daher flößte Washington's Militairgewalt selbst Denen Furcht ein, die sie retten sollte. Das nordamerikanische Volk war schon eifersüchtig auf seine Freiheit, ehe es sie errungen hatte, und die Centralregierung fürchtete immer usurpatorisch zu sein. Wie in jeder Versammlung gab es Parteien in ihr; so gespalten und furchtsam dazu, blieb sie lange Zeit hinter der Aufgabe zurück, zu deren Lösung sie berufen war. Es fehlte ihr nicht an Patriotismus, wol aber an Energie des Willens. Trotz mancher stummen Feindschaften fand Washington zwar immer persönliches Vertrauen bei ihr, jedoch nur selten kräftige Mitwirkung. Der Civilgewalt mit aufrichtiger Achtung unterthan, machte er ihr kein Recht streitig und verheimlichte ihr nichts. Seine Correspondenz besteht in immerwährenden Vorstellungen und Ermahnungen; sei es, daß er sich an den Congreß, an dessen Ausschüsse oder an einzelne Mitglieder wendet, oder sei es, daß er die Versammlungen der einzelnen Staaten und ihre Gouverneurs angeht, niemals wird er müde, ihnen aufs eindringlichste die Bedürfnisse des Heeres, die Fehler der Reglements, die Nothwendigkeit des Krieges, die Pflichten der Regierung vorzustellen und einzuschärfen. Wenn er zu ihnen spricht, nimmt er nicht Bedacht, ihre Verantwortlichkeit zu mindern; aber wenn er handelt, nimmt er Alles auf die seinige, sogar wol einen Theil Desjenigen, was auf ihre Verantwortlichkeit zu setzen war. Er nimmt den Tadel ohne Widerrede hin, wenn seine Unthätigkeit aus der Unzureichendheit der ihm bewilligten Mittel herrührt, wenn seine

Unglücksfälle nur aus der Vollziehung eines Befehls entstanden sind, den er nicht billigte. Alle persönlichen Gefühle scheinen in seiner Seele vor dem Pflichtgefühl verschwunden. Dieser Mann, dessen Charakter so ganz zum Befehlen gemacht war, der in sein Urtheil das höchste Vertrauen setzte, wußte doch Alles zu erdulden und jeden Widerspruch und Tadel hinzunehmen, er opferte seine persönlichen Interessen, ohne zu klagen, und selbst sein Ruf galt ihm weniger als die Sache, für die er kämpfte. Ein Gedanke war es, der ihn in der Mitte aller Widerwärtigkeiten und Hindernisse, die ihn umgaben, aufrecht erhielt: die Hoffnung, jene edle erhabene Hoffnung, die nur in einer ihrer Stärke und Hoheit gewissen Seele entstehen kann, die fest von der Gerechtigkeit und Heiligkeit ihrer Sache überzeugt ist.

Viele lassen sich durch diese ruhige Haltung und das strenge Urtheil Washington's, durch seinen Sinn für Ordnung, seine Wahrheitsliebe, seinen Geist, der nur nach dem Möglichen strebt und keiner Illusion und übereilten Entschlüsse fähig ist, verleiten, ihm ein kaltes Gemüth zuzuschreiben und alle seine Tugenden nur aus seiner sittlichen Kraft hervorgehen zu lassen. Allein die bloße sittliche Kraft kann Stoicismus erzeugen, keineswegs aber jenes innerlich glühende Vertrauen, das Washington unter allen Schlägen des Schicksals bewahrte. Dies kann nur aus dem Grundstoff einer tiefen, innigen Begeisterung entsprießen. Beweis davon ist seine Correspondenz.

Jenes Vertrauen, das er zu seiner Sache und sich selbst hatte, wurde durch die Folge gerechtfertigt. Die gerechte Sache triumphirte endlich und Washington stand als der eigentliche Befreier seines Vaterlandes da. Doch dieser Ruhm genügte ihm nicht; es war ihm noch eine höhere Bestimmung zugedacht: er sollte seinem Vaterlande auch eine Regierung geben, nachdem er es befreit, und es so zum zweiten Male retten.

Nach dem Frieden von der Bühne abgetreten und nicht unmittelbar an der Regierung der Union betheiligt, sah er, der trotz seiner Zurückgezogenheit nichts weniger als gleichgültig gegen jene war, mit Schmerz, wie sie in Schwäche versank und zu Grunde zu gehen drohte. Energisch enthüllte er das Übel seinen Freunden. Drei Dinge, die die Kraft eines Staates ausmachen, schienen ihm der Union zu fehlen: eine bestimmte Politik, Finanzen und ein Heer. Um diese drei Dinge zu erreichen, die er vor allen foderte, bedurfte es einer kräftigen Bundesgewalt. Alle einsichtige Männer stimmten ihm hierin bei. Selbst Diejenigen, die jede politische Centralisation als eine Beeinträchtigung der Rechte der einzelnen Staaten und des Volks fürchteten, selbst Die, welche immer die Rückkehr englischer Ideen und englischen Einflusses befürchtend, seit jener Zeit die republikanische, oder richtiger, im Gegensatz zur föderalistischen Partei, die demokratische Partei bildeten, selbst diese wollten damals die Constitution, und als sie vollendet war, begehrten sie Washington zu ihrem ersten Präsidenten.

(Der Beschluß folgt.)

Napoleon im Jahre 1813, politisch-militairisch geschildert von Karl Bade. Zwei Theile. Altona, Blatt. 1840. Gr. 12. 2 Thlr.

Endlich einmal wieder ein kritisches Werk über den Helden des Jahrhunderts! Es ist eine Wohlthat, zu sehen, wie auf das Heer von lobhudelnden, bewundernden Geschichtschreibern Napoleon's endlich ein recht sattelfester preußischer Artillerist seine trefflich eingeübten Geschütze richtet. Unglücklicherweise hatte sich auch unter den militairischen Schriftstellern dieselbe Unart, wie unter den politischen eingenistet, daß sie entweder für Napoleon oder für die Verbündeten vorurtheilend Partei nahmen. Besonders ist der Krieg von 1813 von Anfang an der Gegenstand der Verwirrung der Begriffe gewesen, seit Fain, Norvins, Odeleben, Plotho und andere durch ihre authentischen Berichte jeden Widerspruch zum Schweigen gebracht hatten. Jetzt ist ein Vierteljahrhundert darüber verflossen und ruhig wandert das Aut des Kriegers wieder durch die Akten. Frei ist jeder von der Nebenempfindung, mit welcher er in den großen Kampf eilte; diese Zeit liegt geschlossen hinter ihm.

Das vorliegende Werk des Hrn. Bade ist noch nicht geschlossen. Die große Katastrophe von Leipzig und die nachfolgenden Ereignisse bis zum Rheinübergange der Verbündeten dürften nach der bisherigen Behandlungsweise des Stoffs wol kaum in zwei Theilen wie die vorliegenden zu besprechen sein. Allein wir sehen aus dem bis jetzt Gegebenen, daß der Verf. ein ungetrübtes Auge zur Sache bringt, daß er keine Autorität ohne Prüfung derselben anerkennt, daß er mit dem echt deutschen beharrlichen, genauen Fleiße alle Quellen vergleicht, die nur irgend Werth für den Gegenstand haben, und daß er endlich mit genügenden Kenntnissen in seinem Fache — in der Kriegswissenschaft — ans Werk gegangen ist, eine Eigenschaft, die leider! selbst den gefeiertsten Werken der ersten Namen der preußischen Armee nicht überall zu vindiciren sein dürfte. Dabei hat freilich der Verf. den Vortheil, daß er seine Thaten nicht zu rechtfertigen hatte. Obwol Mitkämpfer im Kriege, war er weder Chef eines Generalstabes, noch Generalquartiermeister, noch sonst eine Person, auf welcher zu jener Zeit etwas mehr beruhte als die Führung einiger Geschütze; er hatte also auch keinen Nebel um die Ereignisse zu hüllen, weil ihm zu jener Zeit kein Nebel den freien Blick verhüllte; er folgte seinem patriotischen Drange, und kann nun, nach dessen Befriedigung, sich über die Heere und ihre Führer mit dem Schwerte des unparteiischen Richters stellen.

Im Tone hat der Verf. zwar nicht die feine Weise des Polybius, wenn er verschiedene Meinungen gegeneinander abwägt, oder Schlüsse aus vorhandenen Thatsachen auf bis jetzt von den Gegnern nicht zugestandene Fehler macht. Auch erkennt man in seiner Polemik nichts von der gewandten und galanten Geschliffenheit der französischen Militairschriftsteller; wol aber spricht sich überall der kräftige Verstand, die um jeden Preis nach Klarheit und Wahrheit ringende Dialektik des Deutschen aus. Wenn uns aber in der Form der Einleitung oder die Darstellung des Zeitraums vom Anfange des Jahres 1813, welcher die Rüstungen und die sittlichen Grundlagen, auf welchen sie von beiden Seiten betrieben wurden, des Raisonnements wegen nicht behagen will, so haben wir doch an dem Inhalt des Raisonnements nichts auszusetzen. Die sehr klare Darstellung der Bewegungen beider Armeen vor und während der Schlacht von Lützen leidet indeß an einem Mangel, dem wir bei den spätern Darstellungen von Situationen vor und während der militairischen Aufstellungen beider Heere nicht wieder begegnet sind. Der Verf. läßt es nämlich ganz zufällig sein, daß am 2. Mai der Angriff der Verbündeten bei Görschen auf das 40,000 Mann starke Corps des Marschall Ney gestoßen sei. Weder hätte Napoleon geahnet, daß die Verbündeten mit ihrer Hauptmacht auf dieser Seite angreifen würden, noch hätten die Verbündeten bei ihrem, die Durchbrechung der von Naumburg bis Leipzig reichenden Marschcolonne

Napoleon's beginnenden Angriff solche Massen sich gegenüber entwickelt.

Das Gefecht von Weißenfels am 1. Mai, in welchem Ney mit Winzingerode engagirt war, nach welchem der Letztere hinter den Floßgraben zurückging, der Erstere aber natürlich diesen und also die Flanke der Marschcolonne der Franzosen, die sich auf Leipzig wälzte, bewachen mußte, die hohe Wahrscheinlichkeit, daß Winzingerode sich, da er fast nur Cavalerie und Artillerie hatte, auf ein Hauptcorps zurückgezogen haben müsse, scheinen die Aufstellung des Ney'schen, vorher die Spitze der französischen Marschcolonne bildenden Corps da, wo die Verbündeten am 2. Mai es antrafen, um so natürlicher und unzufälliger zu machen, als Napoleon während des Engagements des Ney'schen Corps seinen Marsch auf Leipzig nicht einstellte, sondern fortsetzte. Vielmehr ist es unbegreiflich, wie die Verbündeten nach diesen Vorgängen und bei den Cavaleriemassen, die ihnen zu Gebote standen, der feindlichen Stellung nicht kundiger waren, als sie es beim Angriffe am 2. Mai bewiesen. Auch hat der Verf. unseres Erachtens die militairische Wichtigkeit des Besitzes von Leipzig für Napoleon, der keine Reiterei hatte, viel zu gering angeschlagen. Die so zahlreiche feindliche Cavalerie war ihm von dem Augenblicke an in seinem Rücken gefährlich, wo er Lindenau und die Flüsse hinter sich hatte. Die Aufstellung der Alliirten bei Altenburg und Zeitz war eine mißliche und sie hätten sich nach der Einnahme von Leipzig auch ohne Schlacht weiter nach der Elbe zurückziehen müssen.

Übrigens wagen wir zu behaupten, daß Napoleon am 28., 29., 30. April die Hauptstärke der Verbündeten noch nicht bei Leipzig, sondern hinter der Elster suchte. Gerade sein Marsch auf Leipzig deutet genau an, daß er sie in der Flanke umgehen wollte. Nach dem Angriff bei Weißenfels am 1. Mai erst wurde er unsicher und hielt den Rückzug Winzingerode's hinter den Floßgraben und nach der Elster zu möglicherweise für eine Finte, wodurch die Concentrirung auf Leipzig verdeckt werden solle. Daß ihm daher am 2. Mai der Angriff auf seine stark gedeckte rechte Flanke völlig unerwartet, ja ridicul erscheinen mußte, liegt auf der Hand.

Mit ungleich größerer Sicherheit hat der Verf. die Schlacht von Bautzen gezeichnet, allein wir können seiner Meinung, daß diese Schlacht unnöthig an sich gewesen sei, nicht beistimmen. Hielten sich auch bei der Annäherung Ney's auf dem rechten Flügel und im Rücken der Verbündeten diese zurückzuziehen müssen, so war die Schlacht an sich nicht überflüssig, durch welche das Heer der Verbündeten, nach des Verf. eigenem Geständniß, zum großen Theile vernichtet worden wäre, wenn nicht zufälligerweise Ney, während des Vordringens „auf richtiger Fährte" im Rücken Blücher's, plötzlich und eine halbe Stunde zu früh von Napoleon eine andere, mehr nach der Flanke Blücher's gerichtete Direction erhalten hätte. Dies war ein Zufall. Kam der Befehl eine halbe Stunde später, so war der rechte Flügel der verbündeten Armee verloren und der moralische Eindruck hätte unberechenbar werden können, wenn z. B. Blücher gefangen ward. Daß Napoleon Fehler in dieser Schlacht begangen hat — ist eine ganz andere Thatsache, die mit dem Hauptzwecke der Schlacht nichts zu thun hat. Die Verbündeten nicht zur Ruhe, ihre Rüstungen nicht zur Perfection kommen zu lassen, die Oder zu gewinnen, Östreich abzuschrecken, zu entmuthigen auf der einen, zu ermuthigen auf der andern Seite, rasch eine gebietende Stellung wieder zu gewinnen, das lag wol in Napoleon's Plan und darf, wenn man seine Miskennung des in Preußen und ganz Deutschland sich verbreitenden Volkskriegs für nicht so ganz ausgemacht annimmt, wie der Verf., durchaus nicht aus den Augen gelassen werden. Die Geringschätzung, mit welcher Napoleon gegen seine Rekrutenregimenter von den preußischen Landwehren spricht, könnte man ja auch wol anders erklären, als daß er sie wirklich gering achtete. Diese jungen Truppen sollten sich nicht überwinden lassen, sollten aus Ehrgeiz gegen das Gesindel feststehen.

Der zweite Theil des Werks, welcher die Gefechte und Schlachten nach dem Waffenstillstande zum Gegenstande hat und den Zeitraum bis zum 3. Sept. umschließt, enthält nach unserer Meinung die trefflichsten, gebildetsten und begründetsten Urtheile des Verfassers und es scheint das Werk und die Übung, zu urtheilen und darzustellen, gleichsam mit dem Material zu wachsen. Auch ohne Karten und Pläne ist die Situationszeichnung so klar, daß man ohne Mühe dem Gange der Ereignisse folgen kann, und es ist uns sehr erfreulich gewesen, diese Partien jenes Kriegs einmal recht wissenschaftlich und unparteiisch beleuchtet zu sehen. Wir zweifeln nicht, daß selbst Soldaten vom Fache aus diesen Darstellungen viel lernen und besonders das profitiren können, wie man klare und bestimmte Berichte über Situationen und Terrains ohne Zeichnungen macht. Zu den meisterhaften Darstellungen in dieser Hinsicht rechnen wir die der Schlacht von Dresden am 26. u. 27. Aug. mit ihren Folgen, die sie hatte und die sie hätte haben können, wenn Napoleon nicht nach dieser glänzenden Waffenthat die ungeheuersten Fehler durch die Aufopferung oder das Vergessen Vandamme's gemacht hätte.

Ungemein hat diese Darstellung sehr großartiger Kriegsereignisse unser Verlangen nach den weitern Begebenheiten in der großen Katastrophe von Leipzig gesteigert. Gelingt diese dem Verf. auf gleiche Weise, dann rechnen wir sein Werk zu denen, welche zur Feststellung der Geschichte jener Zeit und der richtigen Kritik der Ereignisse eine feste Bahn gebrochen und betreten haben und hoffen, daß dadurch eine ganze Bibliothek überflüssig gemacht werde, mit welcher der nicht der Kriegswissenschaft kundige Geschichtschreiber doch bis jetzt nichts anfangen konnte. Ganz geeignet ist dieses Werk, welches sich einer allgemeinen, fast populairen Verständlichkeit befleißigt und richtige Begriffe über den Krieg überhaupt auch dem Laien beibringen will, die in neuerer Zeit so verkehrten und übertriebenen Vorstellungen von dem überlegenen Genie Napoleon's zu berichtigen. Hier sieht man aus der Vogelperspective auf den großen Mann und erkennt alle seine ungeheuern Talente, aber auch seine in gleichem Verhältnisse großen Fehler und Schwächen. Nichts kühlt besser ab als ein solches Beleuchten der Blößen, die er in großer Menge gezeigt und welche seinen Sturz herbeigeführt haben. Von Feinden umstellt, ohne Ruhe ohne Rast, Tag und Nacht eilt er vom Degen zur Feder, vom Pferde zum Cabinet und bei allen Fehlern, die er beging, besonders bei allen Unterlassungssünden, die ihm vielleicht aus Bedürfniß nach Ruhe entschlüpften, muß man dennoch die Spannkraft seines Geistes und den Reichthum der ihm zu Gebote stehenden Mittel bewundern.

6.

Nur nicht nach Norden! Bemerkungen auf meinen Reisen in den Jahren 1839 und 1840. Aus den Memoiren des Grafen v. S***. Leipzig, Brockhaus. 1840. Gr. 12. 1⅓ Thlr.

Vorurtheile beruhen, nach Goethe's Äußerung, auf dem Charakter der Menschen und sind daher weder durch Evidenz noch Verstand, noch Vernunft zu bekämpfen. Mitunter ist ihnen aber von der ästhetischen Seite beizukommen. Gelingt es, ein Vorurtheil lächerlich zu machen, so muß die Pietät weichen, welche dasselbe hält und nährt. Nur der Fanatiker wird dann noch daran festhalten. Oft ist dieser Erfolg dadurch zu erreichen, daß man scheinbar dem Vorurtheil in seinen albernen Consequenzen huldigt und die gesunde Vernunft ansicht. Dann mag Mancher für letztere Partei nehmen, der im umgekehrten Falle ihren Angriffen unzugänglich wäre.

Eine vortreffliche Persiflage dieser Art enthält das vorliegende Buch. Nur nicht nach Norden! so deutete man die R R R R auf den Rockschößen des Napoleon'schen Fußvolks. Dem Verf. — einem Manne, der alten Adel und Stolz

darauf hat und eifriger Katholik ist — galt diese Warnung nicht. Er floh vor dem Zeitgeiste und der leidigen Aufklärung nach Rußland und theilt seine Ansichten und Erfahrungen in dem vorliegenden, für „Gleichgesinnte" geschriebenen Buche mit. Der adelige Herr, dem sonach eine Reihe von Aufsätzen über kirchliche und politische Gegenstände — an wirkliche Erlebnisse geknüpft — in die Feder gelegt wird, fühlt sich über die immer klarere Gewißheit, daß das Mittelalter vorbei und Adel und Kirche von dem frühern Standpunkte vertrieben ist, äußerst indignirt. Er bespricht zunächst die gemischten Ehen, die beklagenswerthe Leichtfertigkeit, mit der manche Katholiken dabei zu Werke gehen, die Besitzverhältnisse des Adels, seine Stellung im Staate und seine ständischen Rechte: Alles mit besonderer Beziehung auf den preußischen und polnischen Adel. Bei der Erörterung des Gesetzes über die Erbfolge der Rittergüter in der Provinz Preußen möchte man aber ungeachtet der geschickten Deduction den Schalk erkennen, da freie Theilbarkeit und Veräußerlichkeit angepriesen wird. Dann werden russische Zustände — wobei sehr interessante Schilderungen des Lebens in Petersburg eingeflochten sind — besprochen, von denen der Verf. aber nicht erbaut ist, da der Kaiser allen Unterthanen gleich nahe steht und der Adel des Palladiums des deutschen Adels — der Abgeschlossenheit — entbehrt, die alleinseligmachende Kirche aber trübe Aussichten hat. Deshalb sucht der Verf. im katholischen Süden Trost und geräth endlich nach Malta, wo er den Kummer hat, in den Ordenshäusern englische Offiziere zu finden, unter welche jeder Bürgerliche, der sich ein Patent kauft, gelangen kann.

Sämmtliche Aufsätze sind vortrefflich geschrieben und machen durch die geistvolle Behandlung ihres Gegenstandes das Buch zu einer interessanten und empfehlenswerthen Erscheinung. Das Beste ist aber die Tendenz: die Pfaffen- und Cavalierperspective ist im Contraste mit dem Standpunkte eines vernünftigen Menschen aus der Jetztwelt lächerlich geworden, und es geht also die Pietät, die man selbst gegen gefallene Größen hegt, dafür verloren. Daran ist aber für unsere Zeit gelegen. Selbst bei den Aufgeklärtern ist der Irrthum noch nicht ausgerottet, als sei der Adel eine Stütze des Throns, eine nothwendige Vermittelung zwischen Fürst und Volk (also letzteres zu unmittelbarer Berührung nicht gut genug), und wo man endlich die heutige Bedeutung des Instituts erkennt, scheint man nicht entschlossen genug, das Veraltete dem Zahne der Zeit zu überlassen, sondern macht Regenerations- und Umbildungsversuche. Der Verf. schildert so trefflich, wie der Deutsche an unpraktischer Gelehrsamkeit und mystischer Überschwenglichkeit klaubt und darüber die im wirklichen Leben drückenden Lasten gar nicht los wird. Fände er doch Gelegenheit, einen andern Charakterzug der Deutschen, der vielleicht ebenso schlimme Folgen hat — und von dem das Ausland nicht mit gleicher Achtung spricht wie von deutscher Gelehrsamkeit — öffentlich zu persifliren! 102.

Griechenland und Deutschland.

Als ein erfreuliches Zeichen des lebhaften Interesse, welches die Wissenschaft in Griechenland durch ihre vorzügliche Vertreterin, die Universität in Athen, an der deutschen Wissenschaft nimmt, muß die Sendung zweier Professoren der medicinischen Facultät an jener Universität, Landerer und Olympios, zu der Versammlung der Naturforscher in Erlangen im Sept. 1840 angesehen werden, sowie die nicht blos stumme und passive Rolle, welche jene Abgesandten der griechischen Wissenschaft bei dieser Versammlung deutscher Gelehrten gespielt haben. Die griechische Regierung hat durch diese Sendung unleugbar darthun wollen und bewiesen, daß sie für die fernere Entwickelung griechischer Wissenschaft viel von der deutschen Wissenschaft erwarte, Aufmunterung, Belebung, Nahrung und Pflege, wie ja auch bisher und in ihrem Anfangen die griechische Wissenschaft wenigstens sehr viel der deutschen verdankt; und gewiß ist auch die erstere berechtigt, wäre es selbst einzig und allein aus dem Gesichtspunkte der historischen Wiedervergeltung, ihre Erwartungen erfüllt zu sehen. Allerdings ist bis jetzt von Seiten der deutschen Gelehrtenrepublik nur wenig oder nichts geschehen, was von dieser Seite her jene Erfüllung nur entfernt verbürgen könnte; vielmehr hat man diesseits die steife Haltung eines vornehmen Adeligen vom ancien régime, im Verhältnisse zum neuen, willens- und thatkräftigen Bürgerthume, die passive Gleichgültigkeit und absichtliche Nichtachtung gegen die begonnene Wiedergeburt des alten Hellas und was sich aus dieser Wiedergeburt bereits entwickelt hat, consequent und mit dem Scheine, als wäre dies etwas Rühmliches, beibehalten. Von Einzelnen und Einzelnem ist hier ganz und gar nicht die Rede; und am allerwenigsten können hiergegen an und für sich die Reisen einzelner Archäologen und Hellenisten nach Griechenland angeführt werden, eben weil ihr unmittelbarer Zweck dabei nur dem alten Griechenland galt. Außerdem wüßten wir in der That, insofern es sich um Zeichen der Theilnahme und Anerkennung in Bezug auf griechische Wissenschaft der Gegenwart und ihre einzelnen Träger, nicht von Seiten einzelner Gelehrten Deutschlands, sondern der deutschen Gelehrtenrepublik im Ganzen und Großen, wenn auch einzelner Corporationen derselben, Universitäten u. s. w., handelt, in dieser Beziehung nichts weiter aus der neuesten Zeit, und namentlich seit 1833, wo ein deutscher Zweig auf den griechischen Stamm zu dessen Verjüngung gepflanzt ward, anzuführen, als die Ertheilung des Doctordiploms Seiten der philosophischen Facultät in Leipzig an den Director des Gymnasiums in Athen und Professor an der Ottouniversität daselbst, Gennadios, und die im Herbst 1840 bekannt gewordene Errichtung einer Professur der neugriechischen Sprache und Literatur an der Universität in Berlin, welche dem bekannten Hellenisten Franz übertragen worden ist. Möchte namentlich dieses letztere Beispiel auch anderwärts Nachahmung finden; besonders aber eine, Leben und Nahrung gebende und gegenseitig empfangende Wechselwirkung zwischen Deutschland und Griechenland sich immer mehr, auch Seiten Deutschlands auf nicht blos passive Weise, kund geben und immer fester gestalten, zum Gewinn für die deutsche Wissenschaft vom alten Hellas und zur Förderung griechischer Wissenschaft und griechischen Lebens der Gegenwart. Was die deutsche Wissenschaft der griechischen gilt, das hat die letztere noch vor kurzem bei Gelegenheit des Todes von Ottfried Müller in Athen bewiesen; es ist nun auch an der Zeit, Seiten der erstern dergleichen Zeichen nicht etwa blos als schuldige Opfer und verdiente Huldigungen gnädig und liebreich, nach Art der griechischen Götter von Seite der Sterblichen, anzunehmen, sondern vielmehr mit freundlichem Entgegenkommen und lebendiger Theilnahme zu erwidern. 17.

Notiz.

Auf dem Adelphitheater zu London hat man aus den Hauptincidentpunkten des Processes der Mad. Laffarge unter Zuthat verschiedener Details aus dem Gebiete der Sittenlosigkeit und des Verbrechens den Stoff zu einer dramatischen Vorstellung entlehnt. Zur Ehre für den sittlich-ästhetischen Geschmack Englands findet dieses Unternehmen bei den achtbarsten kritischen Stimmen die entschiedenste Misbilligung, sowol in Betracht seiner allgemeinen moralischen Bedeutung überhaupt, als wegen des unverantwortlichen Leichtsinns, mit dem man auf diese Weise über eine des letzten Ausspruches des Gesetzes harrende Persönlichkeit durch Dramatisirung ihres, in der Wirklichkeit schon genugsam tragischen Schicksals aburtheilt — ein Verstoß, welcher mit der Discretion und dem Rechtsgefühle des englischen Volks in schreiendem Widerspruche steht. Leider muß noch hinzugefügt werden, daß am nämlichen Abende, auf demselben Theater zu „Laffarge" als passendes Seitenstück „Jack Sheppard" gegeben wurde. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 9. — 9. Januar 1841.

Vie, correspondance et écrits de *Washington* etc.; par M. *Guizot*. Sechs Bände.

(Beschluß aus Nr. 8.)

Es möge uns hier erlaubt sein — auch um ein Beispiel der Darstellungsweise des Verf. zu geben — Guizot's eigene Worte über Washington's großes Unternehmen, mitteninne zwischen der föderalistischen und der demokratischen Partei eine Regierung und einen Bundesstaat zu gründen, anzuführen.

Mitten unter jener so bewegten und unruhigen Gesellschaft unternahm es Washington, ohne Ehrgeiz, ohne Selbsttäuschung, mehr aus Pflichtgefühl als aus Neigung, und mehr im Vertrauen auf die Wahrheit als auf den Erfolg, eine Regierung der That nach zu gründen, welche durch eine Constitution von gestern nur decretirt war.

Er trat, ausgerüstet mit einem unermeßlichen anerkannten Einfluß, den selbst seine Gegner gelten ließen, ans Staatsruder. Aber er war es, der jenes tiefgedachte Wort sprach: „Einfluß ist nicht Regierung".

In dem Parteikampfe beschäftigte ihn Das, was sich auf die innere Organisation des gesellschaftlichen Zustandes bezog, wenig. Es sind dies auch nur dunkle und verborgene Fragen, die sich nur den Speculationen des Philosophen offenbaren, wenn er vor seinen Augen die menschlichen Gesellschaften unter allen ihren Formen und in allen ihren Zeitaltern hat vorübergehen lassen. Washington war kein Mann der wissenschaftlichen Speculation. Im J. 1787, bevor er sich zur Versammlung nach Philadelphia begab, hatte er, um sich zu unterrichten, das Studium der Constitutionen der bedeutendsten alten und neuen Conföderationen vorgenommen. Die Resultate dieser Arbeit, die man in seinen Papieren fand, beweisen, daß er dabei mehr nach Thatsachen gesucht hatte, um die einfachen Begriffe seines Verstandes damit zu stützen, als daß er ins innerste Wesen dieser Bände eingedrungen war.

Mehr noch: schon seiner natürlichen Neigung nach war Washington mehr für den demokratischen Zustand der Gesellschaft gestimmt als für jeden andern. Viel mehr mit einem richtigen als umfassenden Geiste, sowie mit einem gerechten und ruhigen Herzen begabt, das zwar seine Würde wol fühlte, aber frei von allem leidenschaftlichen und hochfahrenden anspruchsvollen Wesen, und eifersüchtiger auf seinen guten Ruf als auf Herrschaft bedacht war, paßte die Billigkeit und Einfachheit der republikanischen Maximen und Sitten zu seinem Geschmack und befriedigte die Foderungen seiner Vernunft. Es war ihm nicht darum zu thun, mit den Anhängern der aristokratischen Regierungsweise darnach zu forschen, ob gelehrtere Combinationen, Classificationen, Privilegien, künstliche Schranken zur Aufrechthaltung der Staatsgesellschaft nöthig seien. Er lebte ruhig mitten unter einem souverainen und gleichheitliebenden Volke, in welchem er seinen legitimen Oberherrn sah und dem er sich ohne Widerstreben unterwarf.

Wenn aber die Frage vom socialen Gebiet auf das politische überging, wenn es sich um die Organisation der Regierung handelte, war er offen Föderalist, allen localen und demokratischen Anmaßungen widerstrebend, und der erklärteste Anhänger einer einigen und starken Centralgewalt.

Unter dieser Fahne erhob er sich, um sie zum Siege zu führen.

Indeß war seine Erhebung kein Parteisieg und verursachte Niemanden die Freuden noch die Schmerzen eines solchen. Nicht blos in den Augen des Publicums, sondern selbst seiner Gegner stand er außerhalb und über den Parteien. „Er war", sagt Jefferson, „der einzige Mann in den Vereinigten Staaten, der das Vertrauen Aller besaß. Es gab keinen andern, der für etwas mehr als ein Parteihaupt galt."

Immer war er darauf bedacht gewesen, sich dieses schöne Vorrecht zu erringen. „Ich will", sagt er, „meinen Geist und meine Handlungen, die das Ergebniß meines Nachdenkens sind, so frei und unabhängig wie die Luft erhalten". Ferner: „Wenn es mein unvermeidliches Schicksal ist, die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten zu führen, so werde ich ohne alle vorausgehende Verbindlichkeit, möge es einen Gegenstand betreffen, welchen es wolle, den Präsidentenstuhl besteigen". „Was man auch über mich schreiben möge, ich werde mich niemals rächen; ich weiß sogar nicht einmal, ob ich mich selbst irgend dagegen rechtfertigen werde". „Die Meinungsverschiedenheit in Sachen der Politik ist unvermeidlich und in einem gewissen Maße vielleicht nothwendig" u. s. w.

Aller Parteipolemik und den Leidenschaften und Vorurtheilen seiner Freunde wie seiner Feinde also fremd, wandte er seine ganze Politik an, um diese Stellung zu behaupten, und gab dieser Politik ihren rechten Namen, indem er sie die rechte Mitte nannte.

Es heißt viel, die rechte Mitte halten zu wollen; selbst ein geschickter und fester Wille genügt nicht immer hierzu. Washington glückte dies schwierige Unternehmen, ebenso sehr durch den natürlichen Zug seines Geistes und Charakters als durch seine eigene Absicht. Er stand in der That außerhalb der Parteien und sein Land gab nur der Wahrheit das Recht, wenn es dieselbe Meinung aussprach.

Als ein Mann der Erfahrung und des Handelns war er von aller Eingenommenheit fürs Systematisiren frei und traf mit seinen Gedanken doch immer auf bewundernswürdige Weise das Rechte. Keine Partei, der er sich hingegeben, kein im voraus verkündetes Princip beherrschte ihn. Daher findet sich nicht die mindeste Spur von logischem Rigorismus, oder von Verbindlichkeiten, zu denen ihn seine Eigenliebe veranlaßt, oder von geistiger Nebenbuhlerschaft in seinem Verfahren. Wenn er eine Ansicht durchsetzte und einen Erfolg errang, so implicirte ein solcher Sieg für seine Gegner weder eine Niederlage, noch eine durchgängige Verwerfung ihrer Ansicht. Denn nicht vermöge seiner geistigen Überlegenheit, sondern kraft der Thatsachen und der durch sie gegebenen Nothwendigkeit triumphirte er.

Dessenungeachtet war sein Triumph keineswegs eine That-

sache ohne sittliche Bedeutung, etwa das bloße Ergebniß kluger Geschicklichkeit, oder der Gewalt, oder des Glücks. Jeder Theorie fremd, hatte er einen festen Glauben an die Wahrheit und nahm sie zum Richtscheit seiner Handlungsweise. Er verfolgte niemals den Sieg einer Ansicht gegen die Anhänger der entgegengesetzten Meinung; aber er handelte auch ebenso wenig des bloßen Interesses halber und nur mit Rücksicht auf den Erfolg. Er that nichts, als wozu er Grund und Recht zu haben glaubte. So kam es, daß seine Handlungen, die durchaus keinen drückenden systematischen Charakter für seine Gegner hatten, doch einen sittlichen ehrfurchtgebietenden Charakter besaßen.

Übrigens war man aufs tiefste von seiner Uneigennützigkeit überzeugt, einer weitleuchtenden Eigenschaft, welcher die Menschen sich willig anvertrauen und welche eine unermeßliche Kraft verleiht, die die Gemüther anzieht und zu gleicher Zeit auch die Interessen beruhigt, indem sie sicher sind, nicht persönlichen und ehrgeizigen Absichten als Opfer oder Werkzeuge zu dienen.

Washington's erste Handlung, die Bildung seines Cabinets, lieferte den glänzendsten Beweis seiner Unparteilichkeit. Vier Männer wurden dazu berufen: Hamilton und Knox, föderalistischer, und Jefferson und Randolph, demokratischer Ansicht: Knox, ein redlicher Soldat, mittelmäßig und gelehrig; Randolph, ein hin- und herschwankender Geist, von zweideutiger Rechtschaffenheit und geringer Zuverlässigkeit; Jefferson und Hamilton, Beides ehrenwerthe, aufrichtige, leidenschaftliche, geschickte Männer, die wahren Häupter der beiden Parteien.

Hamilton gehört zu den Männern, die am besten die Lebensprincipien und die Grundbedingungen aller Regierung kannten; nicht etwa einer Regierung, wie sie nun eben sein mag, sondern einer Regierung, die ihres Namens und ihrer Aufgabe würdig ist. In der ganzen Verfassung der Vereinigten Staaten gibt es kein Element der Ordnung, Kraft und Dauer, zu dessen Einführung und Geltendmachung er nicht mächtig beigetragen hätte. Vielleicht hielt er die monarchische Regierungsweise für besser als die republikanische. Vielleicht hat er manchmal am Erfolg des Experiments gezweifelt, das man in seinem Vaterlande versuchte. Vielleicht war er auch durch seine lebhafte Einbildungskraft und das logische Feuer seines Gedankens oft zu ausschließlich in seinen Ansichten und zu ausschweifend in seinen Deductionen. Dennoch diente er, dessen Charakter ebenso ausgezeichnet als sein Geist war, der Republik auf die redlichste Weise und half treulich zu ihrer Begründung, nicht zu ihrer Schwächung. Seine Überlegenheit bestand in der Einsicht, daß nach dem natürlichen Gange und wesentlichen Gesetze der Dinge die Gewalt sich in den höhern Regionen der Staatsgesellschaft befindet, daß diese daher nach diesem Gesetze constituirt sein muß, und daß jedes entgegengesetzte System und Bemühung früher oder später zur Beunruhigung und Schwächung der Gesellschaft selbst führen muß. Sein Irrthum bestand darin, daß er auf zu beschränkte Weise, mit einer fast abergläubischen und ein wenig anmaßlichen Hartnäckigkeit an den Beispielen der britischen Verfassung hing; daß er ferner in diesen Beispielen dem Guten wie dem Bösen, den Principien wie den Misbräuchen dieselbe Autorität beilegte, und endlich der Mannichfaltigkeit der politischen Formen und der Biegsamkeit der menschlichen Gesellschaft weder einen hinlänglichen Spielraum noch hinlängliches Vertrauen zugestand. Es gibt Zeiten, worin das politische Genie darin besteht, das Neue nicht zu fürchten, indem man das ewig Bleibende achtet.

Die demokratische Partei — nicht die unruhige und rohe Demokratie des Alterthums oder des Mittelalters, sondern die große moderne Demokratie — hat keinen treuern und bedeutendern Repräsentanten gehabt als Jefferson. Stets war er warmer Freund der Humanität, Freiheit und Wissenschaft; festen Vertrauens auf Tugend und Recht; tief ergriffen von den Ungerechtigkeiten, welche die Mehrheit der Menschen erfahren hat, sowie der Leiden, welche sie erduldet, und unablässig mit einer bewundernswürdigen Uneigennützigkeit damit beschäftigt, jene Ungerechtigkeiten wieder gut zu machen und ihre Rückkehr zu verhindern; die Staatsgewalt nur wie eine verdächtige Nothwendigkeit betrachtend, fast wie ein Übel gegen ein Übel, und fortwährend strebend, sie nicht blos zu zügeln, sondern auch niederzuhalten; mistrauisch gegen alle Größe und allen persönlichen Glanz, gleichsam wie gegen eine nahe Usurpation; ein offenes, wohlwollendes, nachsichtiges, obgleich gegen die Gegner seiner Partei leicht eingenommenes und erregtes Herz; ein kühner, lebhafter, erfinderischer, wißbegieriger Geist, mehr durchdringend als voraussichtig, aber immer zu verständig, um die Dinge aufs Extrem zu treiben, und stets fähig, gegen drängende Übel und Gefahren mit einer Klugheit und Festigkeit aufzutreten, die, wenn er sie eher und in allgemeinerer Weise hätte aufbieten wollen, jene Übel und Gefahren würden verhindert haben.

Diese beiden Männer nun in einem und demselben Cabinet zu gemeinschaftlicher Thätigkeit zu vereinigen, war ein nichts weniger als leichtes Unternehmen. Die kritische Lage der Dinge bei Einführung der Constitution und das unparteiische Übergewicht Washington's allein konnten das Gelingen desselben bewirken. Washington arbeitete an der Vollbringung dieser Aufgabe auch mit der unbescheidlichsten Ausdauer und einer vollendeten Umsicht. Im Grunde gab er entschieden Hamilton und seinen Ansichten den Vorzug. „Einige Personen", äußert er in einem Briefe an John Adams, „betrachten ihn als einen ehrgeizigen und folglich gefährlichen Mann. Mag er ehrgeizig sein, ich gebe es gern zu; aber er besitzt jenen löblichen Ehrgeiz, der einen Menschen dazu antreibt, sich überall auszuzeichnen, wo er nur Hand anlegt. Er ist unternehmend, von schnell durchdringendem Verstand und einer umfassenden Urtheilskraft, die Alles gleich überschaut." Dies war aber erst 1798, in der Freiheit, die ihm die Zurückgezogenheit von den Staatsämtern gewährte, als sich Washington so aussprach. So lange er am Ruder und zwischen die beiden Staatssecretaire gestellt war, beobachtete er gegen beide eine außerordentliche Zurückhaltung und bewies ihnen dasselbe Vertrauen. Er hielt Einen wie den Andern für aufrichtig und fähig, und Beide dem Lande und ihm selbst unentbehrlich. Jefferson diente ihm nicht allein als verbindendes Glied mit der Volkspartei und als Mittel, um Einfluß auf sie, die bald zur Opposition wurde, zu erhalten, sondern er bediente sich desselben auch im Innern des Cabinets als Gegengewicht gegen die Tendenzen und besonders gegen die manchmal ausschweifenden und unüberlegten Worte Hamilton's und seiner Freunde. Er berieth und besprach die Angelegenheiten, die im Cabinet zur gemeinschaftlichen Verhandlung kommen sollten, zuvor mit jedem von Beiden besonders, um so im voraus allem Zwist vorzubeugen, oder ihn wenigstens zu mildern. Er wußte das Verdienst und die Volksthümlichkeit, die jeder bei seiner Partei genoß, zum allgemeinen Besten der Regierung und selbst zu ihrem gegenseitigen Vortheil zu wenden. Er ergriff geschickt alle Gelegenheiten, um sie zu gemeinsamer Verantwortlichkeit zu verpflichten. Und schienen einmal zu tiefer Zwiespalt und zu heftige Leidenschaften den Bruch drohend zu machen, so legte er sich in die Mitte, ermahnte, bat, und durch seinen persönlichen Einfluß, durch eine offene und rührende Inanspruchnahme des Patriotismus und der guten Gesinnung der beiden Nebenbuhler wußte er wenigstens den Ausbruch des Übels zu verzögern, wenn er es auch nicht hindern konnte.

Mit derselben Klugheit und Schonung wie die Personen behandelte Washington auch die Sachen, indem er, seine persönliche Stellung wahrend, keine unzeitige oder überflüssige Frage aufs Tapet brachte; indem er ferner, frei von der unruhigen Sucht, Alles zu regeln, Alles zu beherrschen, die großen Staatsbehörden, die Localregierungen und seine eigenen Beamten in ihrer Sphäre handeln ließ, und endlich niemals ohne klar ausgesprochene und praktische Nothwendigkeit seine Meinung und Verantwortlichkeit ins Spiel brachte.

Und diese so unparteiische, so gemessene Politik, die so achtsam war, nichts bloszustellen, weder die Sachen noch sich selbst, war keineswegs die einer unthätigen, schwankenden, unzusam-

zusammenhängenden Regierung, welche von allen Seiten Weisung und Antrieb sucht und erhält; niemals, im Gegentheil, gab es eine entschiedenere, thätigere, in ihren Ansichten bestimmtere und in ihrer Willensmeinung wirksamere Regierung als die Washington's.

So gelang denn das schwierige Werk, welches Washington unternommen. Doch darf man deshalb nicht glauben, daß er außer den innern Schwierigkeiten, die dasselbe an sich bot, keine andern, die in den äußern Verhältnissen lagen, zu überwinden gehabt hätte. Feindschaft und Mistrauen bauten ihm mehr als ein Hinderniß, und für Augenblicke konnte man sogar glauben, daß er in dem politischen Kampfe, welchen er kämpfte, unterliegen würde. Er entging mit nichten der schmerzlichsten und gewöhnlichsten der Prüfungen, welche alle Gewalthaber zu treffen pflegen, der Ungerechtigkeit der öffentlichen Meinung. Die Presse ersparte ihm keine der hämischen Verleumdungen, gegen die Jeder, der sich mit den öffentlichen Angelegenheiten befassen will, gepanzert sein muß. Doch nichts von alle dem hielt ihn auf, er wußte Alles zu überwinden. Die lebhafteste Opposition gab sich vor seiner Wiedererwählung zum Präsidenten kund, doch konnte sie die Einstimmigkeit derselben nicht verhindern. So regierte er acht Jahre das Land, dessen Heer er ebenfalls acht Jahre befehligt hatte, und legte dann, alt und müde, die Macht nieder, freiwillig kann man sagen, denn es stand ganz bei ihm, zum dritten Mal den Präsidentenstuhl zu besteigen, so sehr hatte sich die Nation gewöhnt, Washington's thätige Theilnahme an den Staatsgeschäften für nothwendig und von der Freiheit Nordamerikas unzertrennlich anzusehen. Allein er fühlte, daß die Stunde des Austritts aus den öffentlichen Geschäften gekommen sei. Die mannichfaltigste und lebhafteste Thätigkeit hatte niemals seine Neigung zum häuslichen Leben und den Beschäftigungen des Ackerbaues schwächen können. Sein zum Herrschen geschaffener Geist war es endlich müde, sich immer den Verhältnissen anzuschmiegen, nur Opfer zu bringen und allen ungestümen Anfoderungen gegenüber, wie sie gegen jede Regierung sich geltend machen, nur schonende Rücksicht zu zeigen. Ohne einen Augenblick aufzuhören, den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes die wärmste Theilnahme zu bewahren, fühlte er doch einigen Ekel gegen Staatsgeschäfte und ward wieder, was er beim Beginn seiner Laufbahn gewesen, ein Pflanzer. 43.

Die Böhmen in Ungarn. Historisches Gemälde aus dem Zeitalter Matthias I. Von Nikolaus Jósika. Aus dem Ungarischen übersetzt von Hermann Klein. Vier Bände. Pesth, Heckenast. 1840. Gr. 12. 4 Thlr.

Über die Eigenschaften Jósika's als Romanschriftsteller haben wir uns bereits in frühern Berichten ausgesprochen und darauf hingedeutet, daß die Kritik von der magyarischen Literatur keinen hohen Begriff haben könne, wenn Jósika als deren einziger oder vorzüglichster Repräsentant betrachtet werden müsse und als solcher bei den Deutschen eingeführt würde. Auch der vorliegende Roman: „Die Böhmen in Ungarn", beweist, daß Jósika nicht ohne Talent, aber daß dieses Talent zugleich ein rein äußerliches ist. Jósika gehört zu denjenigen erzählenden Talenten, welche ohne das Muster Walter Scott's gar nicht produciren würden und darum ganze literarische Existenz in der Nachahmung Walter Scott's beruht. Namentlich erinnert der vorliegende Roman in einzelnen Partien erstaunlich an „Ivanhoe", aber in einer so derben Manier, daß man ebenso oft an die deutschen Faustritter- und Räuberromane erinnert wird. Die Böhmen in Ungarn sind jene böhmischen Freibeuterscharen, welche in Wäldern und fast unzugänglichen Burgen ihr schändliches Wesen trieben und unter König Matthias, Sohn des Johannes Hunyadi, gedemüthigt und ausgerottet wurden. Der Übersetzer sagt in der Vorrede, daß sich in diesem Romane das Mittelalters ritterlicher Geist, in seiner lasterhaften Entartung und Extravaganz durch Komoróczi, in seiner edeln exaltirten Schwärmerei durch Elemér und endlich in seiner Vollkommenheit durch König Matthias repräsentiert, offenbaren solle. Der Verf. gibt sich auch unglaubliche Mühe, diese Repräsentanten recht markirt hervorzuheben, sodaß Elemér überall exaltirt, Komoróczi überall grundböse, König Matthias überall grundgut erscheint. Diese Grundsuppenmanier in der Charakteristik, um so zu sagen, hat uns den Geschmack an diesem Roman hauptsächlich verleidet. Aristoteles behauptet, daß weder der rein Gute, noch der rein Schlechte, sondern nur der zwischen Beiden in der Mitte stehende Charakter Held einer Tragödie sein könne. Sollte diese Regel nicht auch für den Roman gelten? Möglich, daß ein Genie, welches aus der Tiefe schöpft, über diese Aristotelische Regel kühn hinwegspringen darf, wie Shakspeare auch vielfach gethan hat; aber das mittelmäßige Talent sollte auch immer nur mittlere Sujets und Charaktere behandeln. In der Psychologie überall mangelhaft, weil zu einseitig, ist dieser Roman doch nicht arm an Erfindung und lebendiger Malerei, wo es eben darauf ankommt, nur das Äußerliche, das in die Sinne Fallende zu schildern, gleichsam nur die Draperie, das Costum des Gegenstandes, welcher geschildert wird. Auch die edeln Jungfrauen, wie die Zustände der Liebe, des Heldenmuths u. s. w. sind auf einer idealen schwindsüchtigen Höhe gehalten, auf der alle Natürlichkeit erlischt, und diese Idealistik paart sich wieder mit einer gewissen derben Körperlichkeit, durch deren Hinzutritt das Ganze noch jämmerlicher sich darstellt. Hierfür ein Beispiel. Der edle Elemér liebt Serene, die Tochter Giskra's, die bisher der Liebe unzugänglich war. Serene sitzt am Fenster ihres Gemaches. Da sieht sie aus dem Löwenzwinger zwei Löwen, einen männlichen und einen weiblichen, hervortreten, welche unter ihrem Fenster miteinander zu kosen anfangen. Hierzu bemerkt der Verf.: „Die Züge der edeln Tochter Giskra's verriethen in diesem Moment jenes unbestimmte Etwas, wofür es kein Wort, keinen Ausdruck gibt, was das Männerantlitz vor dem Mann, das Weiberantlitz vor dem Weibe sorgsam zu verbergen sucht: — wir möchten es den Geschlechtsgeist nennen." In diesem durch die Gegenwart der beiden Ungethüme und durch den in Serene erwachten Geschlechtsgeist doppelt gefährlichen Augenblicke erscheint Elemér, der Verehrer der Jungfrau. Diese erschrickt. Schon treffen die Löwen Anstalt, über Elemér herzustürzen. Der Jüngling weiß sich keinen andern Rath, als an dem Lattengitter emporzuklettern, das zu Serenens Fenster hinaufreicht, und Serene, von Mitleid verwirrt, streckt ihm die Hand entgegen und ist ihm behülflich, das Fenster zu erklimmen und in ihre Stube zu steigen. In ihrer Schlafkammer verbirgt sie ihn die Nacht über und noch länger, denn sie wäre des Todes, wenn der Vater, der sie oft besucht, einen Mann in ihrer Stube träfe. Man sieht, wie verbraucht die Hebel sind, die Jósika in Bewegung setzt. Die Jungfrau sagt weder ja noch nein, als Elemér ihr seine Liebe erklärt, aber ihr Benehmen und ihr Gesicht verrathen doch in deutlichen Spuren, daß sie ihn liebt. Und als Elemér ihre Hand zu seinen Lippen führt, zieht sie dieselbe verwirrt, doch „etwas zu spät" zurück und sagt verweisend: „Ihr mißbraucht meine Güte!" Hierbei bemerkt der Verf.: „Elemér schwieg, doch würde er den Kuß, den er der süßen Hand ge-

raubt, nicht um ein Jahr seines Lebens hingegeben haben" u. s. w. Ein ander Mal heißt es: „So nahe und dennoch allein! rief Elemér, von seinen Gefühlen überwältigt. Der unwillkürliche Ausruf des drängenden (!) Ritters enthielt eine solche Mischung ungeheuchelter Liebe und kindischen Ungestüms, daß sich die Jungfrau eines Lächelns nicht erwehren konnte. Ihr seid fürwahr die Ungeduld selbst — das ist sündhafte Ungenügsamkeit! Ruhe also, Herr Ritter, und blinder Gehorsam!" u. s. w. Oder eingeschobene Reflexionen wie diese: „Ein bebendes Ja, rosigen Lippen entschwebt, ist ein schaffendes Werde, das sein Werk beim Himmel beginnt; und wird dieses Ja vollends von schmachtenden hinsterbenden Augen, in denen eine zitternde Thräne glänzt, begleitet, folgt ihm der süße Druck eines weichen Armes, dann fließt das Herz mit dem Herzen ineinander, und die Seele gleichsam allem Übrigen entrückt, schmilzt in einem einzigen Gedanken zusammen, sie erwägt, sie prüft nicht — sie thut nur Eins — sie liebt! — Doch auch das Nein bietet Mannichfaltigkeiten dar" u. s. w. Hätte irgend ein deutscher Bettelromantiker diesen Roman geschrieben, so würden wir ihm mit wenigen Worten sein Recht gethan haben; einem magyarischen Freiherrn aber wie Jósika glaubten wir einige Perioden mehr schuldig zu sein. 16.

Brahmanismus und Buddhismus.

Eine Abhandlung Dr. Stevenson's aus Bombay, vorgelesen in der Versammlung der Asiatischen Gesellschaft zu London vom 21. Nov.: „Über die Vermischung des Buddhismus und Brahmanismus in der Religion der Hindus von Dekhin", sucht die frühere Herrschaft des erstern Religionssystems und die Fortdauer seiner Spuren in Indien nachzuweisen. Seine weite Verbreitung in Dekhin ist nicht nur durch die bekannten Grotten von Ellora, Karbi, Ajante und Salsette, sondern auch durch eine Menge anderer kleinerer Höhlen bestätigt, welche sich im ganzen Lande finden lassen und zum Theil buddhistische Reliquien enthalten. Höchst wahrscheinlich hatte früher der Buddhismus ein entschiedenes Übergewicht über den Brahmanismus. Jener war eine Religion der Vernunft im Gegensatze zur Tradition, welche von diesem vertreten ist. Alles, was der Vernunft widerstreitet, verwarf ersterer; die Brahmanen dagegen betrachteten sich verbunden, Alles, was durch die Tradition eingeschärft war, ohne Rücksicht auf seine Vernünftigkeit zu verrichten. Der Buddhismus scheint hinlänglichen Einfluß besessen zu haben, um die Abschaffung vieler Gebräuche der Brahmanen zu bewirken. Manche davon haben nie wieder zu Geltung kommen können, wie das Schlachten von Thieren an den zu Ehren der Vorfahren geweihten Festen, die Ehe mit dem Weibe eines verstorbenen Bruders und andere, die alle in den heiligen Büchern eingeschärft sind und vor Alters im Gange waren. Andere dagegen sind mit dem Aufkommen des Brahmanismus wiederhergestellt worden, wie die Feueropfer und die strengen Selbstpeinigungen der Sanyasas. Reiner Buddhismus besteht allerdings im heutigen Indien nicht mehr; zahlreich aber sind die Jains, eine mit den Buddhisten offenbar verbundene Sekte. Die Mahratten selbst leiten den Ursprung oder die Wiederherstellung ihrer Religion auf Sankara Acharya zurück, der vor ungefähr 1000 Jahren lebte und von ihnen als ein Avatara Sivas angesehen wird, erstanden, den Buddhismus zu vernichten. Ein eigenthümlicher Beweis für die Einwirkung dieses Letztern auf den Brahmanismus ist der Übergang der buddhistischen Heiligen Bithoba und Rokhami in Hindugottheiten; und noch auffallender ist die Metamorphose Buddha's selbst in einen Avatara Wischnu's, herabgesandt, um Irrthum zu verbreiten, damit nicht die Menschen in so großer Anzahl in den Himmel kommen sollen, daß sie die Götter belästigen. Um Bithoba und Rokhami in ihrem Aussehen mehr brahminisch zu machen, so werden sie ordentlich bekleidet, und zu dem Zwecke kauft man jährlich einen Anzug. Vor wenigen Jahren kam ein sonderbarer, mit diesem Gebrauche in Verbindung stehender Rechtsfall in einem Dorfe bei Punah vor. Dort wurden die abgetragenen Kleider der Götter das Eigenthum der Familie, die mit ihrer Bekleidung beauftragt worden war. Man konnte nichts Anderes erwarten, als daß die Abnutzung der Kleider unbedeutend sein werde. Dennoch waren sie gegen Ende jedes Jahres so abgetragen, daß man die Götter darin gar nicht sehen lassen konnte. Eine Untersuchung erwies, daß der listige Bekleider, um das Einkommen seines Dienstes zu erhöhen, sich bei Gelegenheit von Hochzeiten und Festen die Freiheit genommen hatte, die Kleider der Götter die Nacht über zu borgen und sie sorgfältig am nächsten Morgen zeitig genug wieder an Ort und Stelle zu bringen, um einer Entdeckung zuvorzukommen. Die That ward nicht abgeleugnet, aber die Sache ward von dem Richter, als nicht zu seiner Jurisdiction gehörig, abgewiesen. Viele jetzige Brahmanen sind den Ansprüchen Bithoba's feindlich gesinnt und versichern, daß sein großer Tempel zu Pandhapur ursprünglich ein Jaintempel war, der den Jains von einem Theile Brahmanen abgekauft worden sei, die noch jetzt den Nachkommen der ursprünglichen Besitzer einen Erbzins zahlen. Im Reiche des Mahadeo Rao Peschwa machte man einen Versuch, die Regierung zum Verbote jedes, in den Vedas oder Puranas nicht sanctionirten Cultus zu verbieten; aber dies Vorhaben ward durch Nana Farnavis vereitelt, der mit der Gegenpartei verbunden war. Ein anderer Grund, den Tempel von Pandhapur in Beziehung zu dem Buddhismus zu setzen, liegt in dem Umstande, daß innerhalb seiner Räume aller Kastenunterschied aufhört, was dem Brahmanismus gerade entgegenläuft, aber zu dem Buddhismus stimmt. Dieselbe Erscheinung findet sich in dem Tempel des Jagannath in Orissa, wo der Buddhismus in alten Zeiten vorherrschte, wie man aus den dort noch vorhandenen Überbleibseln abnehmen kann. Die Hindus halten keineswegs so unwandelbar an ihren religiösen Gebräuchen fest, als man gewöhnlich annimmt. Unter Anderm bringen viele von ihnen den mohammedanischen Pirs Geschenke dar und beten an mohammedanischen Gräbern. Stevenson sah selbst zu Punah 2 — 300 Hindus thätigen Antheil an der Feier des moslemitischen Festes Hassan und Hussein nehmen. Weitere Nachforschungen würden zeigen, daß dieses angeblich unwandelbare Volk beständigem Wechsel seiner religiösen Meinungen unterworfen gewesen ist.

Zum Schlusse der Abhandlung bemerkt Oberst Sykes, daß er selbst gleichfalls eine Schrift unter der Presse habe, welche in seltener Übereinstimmung mit der Ansicht Dr. Stevenson's, namentlich in Betreff der Identität Buddha's und Jagannath's stehe. Er hat verschiedene als Sivas ausgegebene Figuren gesehen, die ursprünglich Buddhas gewesen, aber von eifrigen Brahmanen in andere, dem Charakter ihres Cultus mehr entsprechende Formen umgewandelt worden sind. 80.

Literarische Notizen.

Der Verfasser von „Amour et foi", „Poésie catholique" und „Hymnes sacrées", Hr. Turquety, hat von seinen Skizzen, welche sein erstes Werk waren und selten geworden sind, unter dem Titel „Primavera" eine neue und beträchtlich vermehrte Ausgabe veranstaltet. Es heißt davon: „Wir haben hier ein dichterisches, aber zugleich auch eins der anziehendsten Werke der zeitgenössischen Literatur."

Als Complementband zu den vier Bänden J. Arago's „Voyage autour du monde" erschien: „Souvenirs d'un aveugle. Voyage autour du monde par *J. Arago* (Chasses; drames du voyage)", mit 15 Zeichnungen.

A. Cherbuliez, Prof. des Rechts, gab heraus: „Riche ou pauvre, exposition succincte des causes et des effets de la distribution actuelle des richesses sociales." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 10. — 10. Januar 1841.

Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben von Henrich Steffens. Erster und zweiter Band. Breslau, Max u. Comp. 1840. 8. 3 Thlr.

Erster Artikel.

Es ist ein interessantes Dreigestirn am Horizonte unserer biographischen Literatur aufgegangen! Drei verschiedenen Sonnensystemen der Geisteswelt angehörig, leuchtets doch so gleichmäßig hell, daß man nicht weiß, welchem der einzelnen Sterne man das schönste und klarste Licht zuschreiben soll. Der Name des Gestirns aber ist Friedrich Jacobs *), Moritz Arndt **) und Henrich Steffens. Wer kennt die Namen nicht? Wer ehrt die Männer nicht, an welche sie erinnern? Wer freut sich nicht, daß ihre Sterne gerade in diesem großen Jubeljahre der Erfindung der Buchdruckerkunst am Himmel der Literatur culminiren, während sie selbst noch unter uns weilen in Rüstigkeit und Kraft. Der Erste ein Bürge, daß das Leben, welches aus den Tiefen von Hellas und Latiums Vorzeit quillt, noch immer Jugendkraft und Frische habe und gebe — der Zweite ein biederer, deutscher Mann, wahr und er selbst von Kopf bis zur Zeh, in Wort und That des Vaterlandes treuester Sohn — der Dritte ein sinniges Nordlandskind, tief und klar wie das Meer, das die Küsten seiner Heimat bespült?! Ungern trennt Ref., was ein so glückliches Ungefähr zusammengeführt hat, während er auf der andern Seite es als Pflicht erkennt, die Freude, über solche ausgezeichnete Erscheinungen berichten zu können, auch mit andern Mitarbeitern d. Bl. zu theilen. Und so sei es denn nur versucht, das Lebensbild von Henrich Steffens den Lesern hier vorzuführen, „einfach und schmucklos", wie er es selbst aus der Erinnerung gezeichnet und ausgeführt hat, und zwar mit einer solchen Lebendigkeit und Frische, daß wir es dem Glühen einer Alpenspitze in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergleichen möchten. Möge das Dunkel der Nacht noch fern sein!

*) Personalien, gesammelt von Fr. Jacobs. Leipzig 1840. (Vergl. Nr. 275—277 d. Bl. f. 1840.)

**) Erinnerungen aus dem äußern Leben. Von E. M. Arndt. Leipzig 1840. (Vergl. Nr. 295—298 d. Bl. f. 1840.)

1. Die Kindheit. 2. Der Mutter Bild und Segen. Henrich Steffens ward am 2. Mai 1773, in demselben Monate, etwa drei Wochen früher als sein Freund L. Tieck, und an demselben Tage mit Hardenberg (Novalis), im kleinen Städtchen Stavanger, auf der rauhen Küste des westlichen Norwegens geboren. Er schien indeß schon bei seiner Geburt zur Wanderschaft prädestinirt; denn er war noch nicht drei Jahre alt, als die Ältern nach Trondhiem zogen, wo sie bis zum siebenten Lebensjahre unsers Henrich's — der übrigens noch fünf Geschwister, drei Brüder und zwei Schwestern hatte — verblieben. Beide Städte sah Steffens nie wieder, und die Erinnerung an sie steht daher „isolirt und fast märchenhaft" in seiner Erinnerung. Im J. 1779 ward sein Vater, der Regimentsarzt in dänischen Diensten war, nach Helsingör versetzt. An die Reise dahin knüpfen sich die ersten klaren Erinnerungen des Erzählers, und wir beginnen daher auch mit ihr unsere Mittheilungen mit seinen eigenen Worten, weil man ihm nicht nacherzählen kann, ohne seiner liebenswürdigen Individualität zu nahe zu treten, oder sie gar zu verwischen.

Die Ältern machten die Reise von Trondhiem nach Helsingör, also quer durch Norwegen, im December .... Ich saß in dem Schlitten mit einem Apotheker Bull, der die Reise mitmachte. Es war der Großvater des jetzt so berühmt gewordenen Violinisten Ole Bull .... Zu den Erinnerungen, die dem Knaben am meisten geblieben, gehörte das öftere Umwerfen der Schlitten. Einmal warf er so im Dunkeln um. Wir lagen in dem Schnee; ich mochte geschlafen haben, wache auf und rief lustig: „Das fünfte Mal!" Ich habe oft genug nachher gehört, wie nahe es daran war, das letzte Mal zu werden. Wir reisten nämlich durch Drivdalen, ein finsteres Thal des hohen Dovrepasses. Der Weg ging an einem Abgrunde vorüber, ein Fluß schäumte in der Tiefe, die Straße neigte sich dem Abgrunde zu, durch eine hohe Felsenwand auf der andern Seite gesperrt. Hier warf der Schlitten um, und wäre er nicht gegen einen der weit auseinander stehenden Pfeiler eines morschen Geländers gefallen, so wäre von Ole Bull so wenig wie von mir die Rede gewesen.

Die erste Zeit des Aufenthaltes in Helsingör war keineswegs sehr erfreulich für die übergesiedelte Familie: der Vater fand nicht die gehoffte Praxis und war deshalb nicht selten sehr verstimmt und mürrisch; die kränkelnde Mutter aber trauerte in tiefer Sehnsucht nach den kleinern Kindern, die sie wegen der Strenge der Jahreszeit in Stavanger unter der treuen Obhut einer erprobten

Wärterin hatte zurücklassen müssen. Henrich schloß sich in dieser Zeit zuerst mit völlig sich bewußter Innigkeit an seine fromme, still duldende Mutter an; er erkennt es dankbar, was er ihr gerade in dieser ersten Periode seines Lebens zu danken habe, und hat ihr Bild mit der Treue und Zartheit eines Meris oder Metzu aus der Erinnerung so schön entworfen und ausgeführt, daß wir uns nicht enthalten können, es durch Zusammenstellung der in der Erzählung zerstreut vorkommenden Züge zur Anschauung unserer Leser zu bringen. Bd. 1, S. 31 fg.:

Meine Mutter stammte aus einer der angesehensten Familien des Landes. Sie besaß in ihrer Jugend ausgezeichnete Schönheit und war das liebste Kind ihrer Altern. Aber die Neigung zu einem Manne ohne Vermögen, ohne bedeutende Aussichten, der sich nur durch einige persönliche Vorzüge bemerkbar machte, aber zu oft durch die Heftigkeit seines Charakters die enger Verbündeten von sich zurückstieß, verbitterte ihre Jugend, während die häufig und schnell aufeinander folgenden Wochenbetten ihre Gesundheit untergruben. Die Folge davon war eine Auszehrung, von welcher sie nie genas, obgleich sie erst im funfzehnten Jahre meines Alters starb. So weit meine Erinnerung aus der Kindheit reicht, kannte ich sie nur als eine blasse, hagere, schwächliche Frau; aber die zartesten weiblichen Züge, welche ich je sah, die stillen, schmerzvollen, noch nicht erloschenen Augen, voll Milde und Duldung, schweben mir noch wie heilige Träume der Jugend vor meiner Seele. Der Vater war als Arzt fast den ganzen Tag beschäftigt, die kranke, meist bettlägerige Mutter konnte die Erziehung der Kinder nicht besorgen — ja oft mußte der lärmende Schwarm von dem Krankenlager entfernt werden .... (Bd. 1, S. 35 fg.) Wenn sie aber einmal vorübergehend genas, wenn sie das Haus verlassen und an einer Landpartie Theil nehmen konnte, war in der Familie ein Festtag. Die wilden Knaben näherten sich ihr mit einer ruhigen Zärtlichkeit, und der gelindeste Verweis wirkte stärker als die härteste Strafe des Vaters .... Sie war fortdauernd der Mittelpunkt der Liebe und Sorge für die ganze Familie. Ich erinnere mich nie, eine heftige Äußerung, eine gebieterische Foderung von ihr gehört zu haben; und doch soll sie, als noch Jugend, Schönheit und Gesundheit ihr Leben erheiterten, sehr heftig gewesen sein .... (S. 131) Jegliche Regung der Andacht, ein jedes religiöse Gefühl verdanke ich meiner Mutter; recht inniglich muß ich sie den guten Engel meines Lebens nennen. Sie war es im tiefsten Sinne des Wortes; und wenn je, selbst im spätern Alter, das strafende Gewissen sich aus der Verworrenheit und den Verirrungen des Lebens erhob, so stellte es zu jeder Zeit mir ihre wehmüthig sorgende Gestalt vor die Seele, wie sie, durch die Sprache einer höhern Welt seit früher Kindheit mit mir verbunden, dann warnend winkte .... (S. 132) Ein Gefühl aus hoher, grenzenloser Achtung, unbeschränkter Hingebung und zartem Mitleiden gemischt, ergriff mich, wenn ich sie sah — ich konnte mich nach ihrem Anblicke wie nach dem einer Geliebten sehnen. Jede Bewegung, die leise Sprache der Kranken, ihre unbedeutendsten Worte übten über mich eine hinreißende Kraft aus, und die sanfteste Ermahnung, wenn sie von ihr kam, vermochte den heftigsten Zorn des Knaben zu bändigen .... (S. 135 fg.) Sie ahndete den nahen Tod und lebte nur noch für ihr höheres Leben; mir erschien sie als ein schon jenem Dasein geweihter Engel, der uns bald verlassen würde, aber zugleich uns dringend mahnte an den Tod zu denken und für jenen Augenblick zu leben, der uns Allen bevorsteht. Ich erinnere mich namentlich an zwei heftige und bedenkliche Anfälle ihrer Krankheit, die uns in Angst setzten: da öffnete sich das stille Heiligthum der Krankenstube .... wir Kinder mußten uns alle um das Krankenbette stellen, ich ein Gebet vorlesen; der Vater, tief bewegt, lehnte sich an das Bette, die Mutter richtete sich in die Höhe und die Kinder schluchzten. Aber wie eine tröstende Stimme aus einer seligen Welt klang dann, was sie von der nahe bevorstehenden Erlösung sprach, von der Freudigkeit, mit welcher sie dem Tode entgegensehe, und der Zuversicht, mit welcher sie uns, die Kinder, der Obhut Gottes anvertraute. Sie wandte sich das letztere Mal an mich, wie es später auch in ihrer Sterbestunde geschah, sie weihte mich dem Dienste des Herrn, sie sprach den Segen über mich .... laut weinend stürzte ich auf die Knie, ich wünschte mit der Mutter zu sterben, und dennoch durchdrang mich in diesem schmerzlichen Augenblicke ein seliges, ja freudiges Gefühl, und als ich die Mutter verließ, fühlte ich mich wie geweiht. Von dieser Zeit an wurde ich, auch als die gefährlichen Symptome der Krankheit nachgelassen hatten, öfter allein in die Stube der Mutter geführt .... Womit wir die Zeit zubrachten — es war nicht Gebet, nicht Belehrung, und doch beides .... Ich erinnere mich nicht, meine Mutter je in einer überspannten Stimmung gesehen zu haben — jene Seelenangst, in welche der Reuige versinken soll, kannte sie nicht, oder hatte sie längst überstanden; Alles, was sie sprach, war Friede und Freudigkeit, und selbst das, in religiöser Hinsicht nicht ganz glückliche Verhältniß zu meinem Vater wurde auf eine so zarte und schonende Weise berührt, daß sie dadurch den geheimen Zwiespalt, welcher sich in meiner Seele erhoben hatte, beschwichtigte .... Stilling's Jugend lernte ich in diesen Stunden kennen, und auch Fénelon's tiefer Geist trat mir, wie ein höherer Genius, dessen Bedeutung ich mehr ahnete, als begriff, entgegen. So war das Christenthum die innerste Angelegenheit meines Lebens geworden .... (S. 143) Einst hatte ich meiner Mutter versprochen ihr die Predigt (die Henrich in der Kirche gehört) wiederholen zu wollen; ich war überzeugt, daß das, was mir bei Schriften, welche ich durchlas und deren Inhalt mir klar wurde, gelungen war, mir auch bei Predigten, die ich hörte, gelingen müsse; und nun nahm ich mit Schrecken wahr, daß der hinreißende Eindruck der Rede gänzlich ihren Inhalt überwältigt hatte .... und so erschien ich weinend vor der Mutter, um ihr das Seltsame zu erzählen, was mir begegnet war, und wie ich verzweifelte, jemals eine Predigt wiederholen zu können. „Nimm dir's nur vor, Henrich," sagte die gütige Mutter, „denke recht lebhaft daran, daß du die Predigt nicht blos für dich, sondern auch für deine arme, kranke Mutter hörst, die leider keine Kirche besuchen darf, und es wird schon gelingen." Ihr Zureden tröstete mich .... Jeder Sonntag traf mich nun der Kanzel gegenüber; mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hörte ich dem Vortrage zu, und vergaß bei keiner Periode, daß ich sie der armen, kranken Mutter wie einen Segen in das Haus bringen sollte. Jetzt glaubte ich meiner Sache gewiß zu sein .... ich eilte nach Hause. Die Geschwister erschienen, und meine Rede quoll, fast jedesmal ohne Anstoß, aus der überfließenden Seele hervor. Selige Augenblicke, wenn ich die Thränen der Rührung und der Freude in den Augen der liebenden, glücklichen Mutter sah .... (S. 155 fg.) Es war der innigste Wunsch der Mutter, das heilige Abendmahl mit der Gemeinde in der Kirche zu genießen; doch mußte sich Vieles vereinigen, damit dieser Wunsch erfüllt werden konnte. Es war nur in der mildesten Sommerzeit, nur bei heiterm Wetter, nur in den kurzen, schnell vorübergehenden Augenblicken, wenn sie sich einmal vorzüglich wohl befand, möglich. Ich erinnere mich dieses, mir selbst so wichtige Ereigniß zweimal erlebt zu haben. Wenn die blasse Gestalt, die mir so theuer, die mir Alles war, mit schwankendem Schritte, von freundlichen Frauen unterstützt, sich dem Altare näherte, wenn ich, der jeden geheimen Zug des geliebten Antlitzes kannte und zu deuten wußte, das Gesicht wie verklärt sah, wenn aus den großen, schönen, sonst matten Augen die Freudigkeit des Himmels strahlte und sie nun hinkniete, dann war es, als hätte mein Wesen sich mit dem ihrigen verschmolzen. Ich zitterte, als träte mir ein Heiliges entgegen, dessen Nähe ich kaum ertragen konnte, wenn der Prediger sich der kranken Mutter näherte, wenn ihr das geweihte Brot gereicht wurde und die geweihten Tropfen über die blas-

sten Lippen flossen; dann schwanden die Thränen mir aus den Augen, ich glaubte selbst das Heiligthum genossen zu haben, und hatte keine Ruhe, bis ich der Mutter weinend in die Arme stürzte, damit sie, die Gesegnete, mich segnen möchte .... Mein Christenthum hatte nichts von der Manier irgend einer Schule, ja, ein frühzeitig erwachtes Gefühl stieß diese, wo sie sich vernehmen ließ, zurück, und ohne äußere Verbindung bildete sich das religiöse Gefühl in mir aus an der Seite einer Mutter, deren geheimster Trost die Liebe des Heilandes war.

Auch in Helsingör war indeß für die Familie Steffens keine bleibende Stätte: der Stab des Regimentes, bei welchem der Vater angestellt war, ward (1785) nach Röskilde verlegt; da jedoch in einem so kleinen Orte allzu geringe Aussicht auf Nebenpraxis gegeben war, erbat sich derselbe schon nach zwei Jahren die Versetzung zu einem andern Regimente, das in Kopenhagen stand, und fand Gewährung seines Gesuches. Auch hier, wo Henrich Steffens sich zuerst mit Entschiedenheit der wissenschaftlichen Naturforschung zuwandte, soll uns zunächst nur noch das Bild der Mutter beschäftigen, daß wir es, so viel als möglich, vollenden. Bd. 1, S. 242 fg.:

Seit wir nach Kopenhagen gekommen waren, hatte die Krankheit meiner Mutter schnell zugenommen. Sie verließ das Bette nie und wir sahen ihrem Tode entgegen .... Ich ward nach langer Zeit wieder einmal an das Krankenbette meiner Mutter gerufen. Wir sahen sie zwar alle Tage, wenn wir zum Morgengebete versammelt waren, aber die vertrauten Unterhaltungen, die mich in Röskilde beglückten, fanden in Kopenhagen nicht mehr statt. Zwar begleitete mich die Erinnerung an diese fortdauernd, die Gestalt der Mutter schwebte mir immer vor, und je mehr sie sich dem Grabe näherte, desto verklärter erschien sie mir. Aber die tiefe Innigkeit des religiösen Gefühls, wie es mich in der engern Umgebung der stillen Stadt durchdrang, war leider verschwunden. Ich fühlte keine Reue darüber; denn eine rastlose Thätigkeit war an die Stelle getreten, und ich glaubte in dieser Alles zu besitzen, was mich früher bewegte. Jetzt nun foderte meine Mutter mich auf, ihr die Gegenstände zu bringen, die mich so heftig erschüttert hatten, und ihr begreiflich zu machen, wodurch sie einen so heftigen Eindruck auf sie gemacht hätten. Mir war das sehr angenehm; es geschah mit der größten Lebhaftigkeit und die Mutter schien den Eindruck sehr wohl zu begreifen. Aber etwas Fremdartiges hatten meine Darstellungen für sie .... Von der Natur im Großen war die Rede, von den Thatsachen, die von gewaltigen Umwälzungen, die auf der Oberfläche der Erde stattgefunden haben, zeugten. Ich erzählte, wie diese Versteinerungen Reste von Thieren der Vergangenheit enthielten .... Aber es war nur von der Natur die Rede, von der Gewalt, mit welcher diese inmitten der scheinbaren Zerstörung und Unordnung ein stilles Gesetz der Bildung festzuhalten und zu verfolgen vermochte, welches innerhalb so enger Grenzen zuerst erkannt, mich weiter führen mußte und mir einen unendlichen zukünftigen Genuß versprach .... „Henrich", sagte sie mit einer schwachen Stimme, die mich ergriff, „wie kannst du so etwas Wundervolles erfahren, ja, so tief davon ergriffen werden, ohne an den Herrn zu denken, der Himmel und Erde bewegt hat, der die Sterne zusammenrollt wie ein Tuch, aber sich am tiefsten offenbart in der innersten Bewegung der Seele in sich selber, in der Reue des bekehrten sündhaften Gemüthes?" Sie warnte mich vor einer Beschäftigung, die mich von dem einzig wahren Ziele abzulenken drohte; sie beschwur mich, nicht zu vergessen, wozu ich von meiner Kindheit an bestimmt war; und als sie mich durch ihre Rede erschüttert sah, suchte sie mich zwar dadurch zu ermuntern, daß sie mich auf die stille, gesetzmäßige Ordnung der Schöpfung als auf eine Offenbarung Gottes aufmerksam machte; aber diese betrachtend zu verfolgen, meinte sie, wäre das Geschäft der Naturforscher. „Du aber bist bestimmt, sein unmittelbares Wort an die Menschen zu verkündigen." Sie sprach ruhig und mit schwacher Stimme. Die tiefe Gewalt, die sie von früher Kindheit an auf mich ausgeübt hatte, trat mächtig hervor, und ich verließ sie in großer Unruhe. — Dieser Moment eines innern Widerspruchs, den ich selbst erlebt habe und Jahre lang nicht zu unterdrücken vermochte, trat mir später mit geschichtlicher Bedeutung entgegen, als ich Pascal's Leben und Schriften kennen lernte. Eine Neigung, den Gegensatz nicht abzuweisen, sondern zu lösen, blieb mit klarerem oder dunklerm Bewußtsein die stille Aufgabe meines Lebens und ist es noch.

Bald nach dieser Unterredung, welcher die zärtlich besorgte Mutter dadurch noch weitere Folge zu geben suchte, daß sie ihrem Sohne die Schriften von Sturm („Religiöse Naturbetrachtungen") und Sander („Von der Güte und Weisheit Gottes in der Natur") zur Lesung empfahl, neigte sich ihr kurzer, prüfungsreicher Lebenstag zum stillen Ende. S. 270 fg.:

Meine Mutter starb, oder vielmehr erlöschte wie ein Licht. Das leise heranschleichende Sterben überwachte uns dennoch; denn obgleich es erwartet wurde, fanden keine Zeichen statt, die uns sein unmittelbares Herannahen angedeutet hätten. In Kopenhagen fand meine Mutter keinen Prediger, mit dem sie in ein so vertrautes Verhältniß treten konnte wie mit dem in Röskilde. Jetzt erschien einer, ihr das heilige Abendmahl zu reichen, und eine furchtbare Angst ergriff uns Kinder. Der letzte schwache Lebenshauch der Mutter gehörte noch unserm innersten Dasein zu; ich war tief erschüttert; war es doch das Heiligste, Tiefste, Innerste meines ganzen vergangenen Daseins, welches zu entweichen drohte. Alle Stunden jener andachtsvollen Unterhaltungen schwebten mir vor; das Gewissen sagte mir jetzt zum ersten Male, daß Ansichten, Meinungen, Hoffnungen mich immer mehr innerlich von der Mutter getrennt hatten; eine leise drohende Ahnung, daß mir das Heiligste immer fremder werden würde, erschütterte mich. Der Prediger trat tief bewegt aus der Krankenstube, und wir Kinder wurden hereingerufen. Wir umgaben das Bett, die Mutter lag ruhig und, wie es schien, schmerzlos da; sie erhob sich und segnete uns. Noch immer schweben mir die verklärten Züge vor: die schönen Augen glänzten, die anmuthigen Züge erhielten eine sonst nie gekannte Bewegung, eine fliegende Röthe färbte die Wangen, die sonst so matte Stimme erklang lauter als gewöhnlich und sie wandte sich an mich. „Henrich," sagte sie, „du sollst das Wort des Herrn verkündigen, er hat dich berufen und mit Gaben ausgerüstet; bleibe ihm, bleibe deinem Berufe treu, und dann segne dich Gott!" Sie sank zurück, die Augen schlossen sich; wir wurden aus der Stube geführt, und wenige Minuten nachher stand die Thüre offen, wir sahen die Leiche der Mutter, und ich kniete, erschüttert, laut weinend vor dem Bette derselben nieder. Alles, wozu mich Talent und innere Neigung berief, alle glänzenden Hoffnungen, die mir vorschwebten, waren in diesem Augenblicke verschwunden, und feierlich versprach ich, die Wünsche der Mutter zu erfüllen; ich erschien mir von diesem Augenblicke an zum Prediger geweiht. Was ist der Mensch! Das frische Leben behält sein Recht; aber dennoch trat mir diese Stunde oft, wenn ich mir vorwerfen mußte, daß ich das feierlich gegebene Versprechen nicht erfüllt hatte, strafend entgegen. Zwar sagt mir ein klares Bewußtsein, daß meine Mutter in Rücksicht meiner sich geirrt hatte, daß der erkannte Ruf Gottes durch das Talent ausgesprochen wird; aber immer trat wiederum mahnend die Todesstunde meiner Mutter mir vor die Seele. Mitten in dem Reichthume des geistigen Erkennens, inmitten der fröhlichsten Entwickelung schwebte ihr Bild und leuchtete mir entgegen, als wäre in diesem Moment des Sterbens das eigentlichste Leben, in diesem Dunkel des Grabes allein die durchsichtigste, hellste Wahrheit. Und wenn in allen

Verirrungen des Lebens, unter vielfältigen wissenschaftlichen Bestrebungen, oft zwar untergetaucht und unkenntlich, ein Kern religiöser Gesinnung mein ganzes Leben hindurch sich erhielt, wenn ich nie wagte, ich darf es behaupten, das Tiefste zum Gegenstande eines flachen Geredes zu machen, so verdanke ich es der Todesstunde meiner Mutter, die mir heilig geblieben ist, mein ganzes Leben lang.

Das ist das erste und zarteste Bild aus dem reichen Schatze der Erinnerungen von Henrich Steffens; andere, die mit kräftigerm Pinsel ausgeführt wurden, weil sie der Periode der Kraftentwickelung, dem reifern Jünglings- und ersten Mannesalter angehören, sollen in einem zweiten Artikel aufgestellt werden, zur Einladung an Alle, die den Sinn für das Reinmenschliche noch nicht verloren haben, in den ganzen, vollen Lebenskreis des Erzählers einzutreten. *) 37.

Aus Italien.

Erst seit wenigen Jahren hat man in Turin, unterstützt durch des Königs Munificenz, einen Waffensaal eingerichtet, der seiner Auswahl und seiner Menge nach leicht gegenwärtig der reichste von ganz Italien sein möchte. An Das, was in Italien während der Zeit seiner Umwälzungen verloren ging, namentlich was in Venedig abhanden kam, thut man gut, auch bei dieser Sammlung nicht zu denken. Wie reich das Land jedoch gewesen sein müsse, ergibt sich selbst aus dem Umstande, daß es dem Sammlereifer in so kurzer Zeit gelang, eine so bedeutende Anzahl von prächtigen Schilden, Helmen und Harnischen zusammenzubringen, kurz eine Sammlung zu vereinigen, die schon 1554 Gegenstände umfaßt. Einem Artilleriehauptmann, Graf Vittorio Seyssel d'Aix, ist die Aufsicht über diese Sammlung übertragen und mit großer Einsicht in das Eigenthümliche der verschiedenen Wehren und Waffen und in die wechselnden Bewaffnungsweisen hat er unter dem Titel „Armeria antica e moderna di S. M. Carlo Alberto" (Turin 1840) die ihm anvertrauten Schätze beschrieben. Dem Buche sind 10 Bildertafeln beigegeben, die jedoch mehr auf die mechanischen Eigenthümlichkeiten der Waffen Bezug haben als auf ihren künstlerischen Schmuck. In einem größern Werke verspricht der Verf. auch diesen zu berücksichtigen; und man darf Kunstfreunde im voraus darauf aufmerksam machen, da dieselben Künstler, welche paci für die Feier des Hochamtes arbeiteten, auch Dolche verzierten und in der Zeit der wiederaufblühenden Kunst ein geschmückter Degenknopf zuweilen mit dem Golde eines geplünderten Kirchenornates belohnt ward.

Über die Kunstgeschichte Friauls, die mit der Entwickelung der venetianischen Kunstweise so enge zusammenhängt, gibt es ein Werk vom Grafen Fabio di Maniago, das freilich jenseit der Alpen wenig gekannt sein mag. Der Verf. trug einen Theil seiner Nachrichten in die Beschreibung von Udine („Guida di Udine", Udine 1825) über; doch auch so haben sie sich kein größeres Publicum erworben. Jetzt ist unter dem Titel „Guida di Udine in ciò che riguarda le tre belle arti sorelle, scritta dal conte *Fabio di Maniago*. Ediz. seconda ricorretta ed accresciutta cui si aggiunge la Guida di Cividale" (S.-Vito 1839) eine neue Auflage erschienen, die wirklich leistet, was ihr Titel aussagt, und über eine von Reisenden noch weniger besuchte Gegend interessante Localnotizen beibringt. Durch die Pläne von Udine und von Cividale hat dieser Guida für die Besucher beider Städte eine wichtige Bereicherung erhalten, die auch auswärts wird geschätzt werden, wenn man auch sonst in dem Buche nichts als ziemlich magere Angaben zu finden gefaßt sein muß. In anderer Weise für die Ortsgeschichte Italiens belehrend sind die „Memorie per la vita di Giovanni II. Bentivoglio, del conte don *Giovanni Gozzadini*" (Bologna 1839), eine mit vielem Sammlerfleiße zusammengetragne Biographie des genannten Fürsten, der sich der Täuschung hingeben konnte, auf dem mürben Rost des veralteten bolognesischen Freistaates seine durch Feste und Spiele, durch Dichtkunst und Aufwand verkappte Tyrannis aufzurichten, und dem es selbst gelungen sein möchte, seinen Plan auszuführen, wenn er nicht schnöde bei Fremden die Hülfe gegen Mitbürger gesucht hätte, die ihm die zusammenbrechende Macht von Fürsten, die durch gleiche Mittel emporgestiegen waren, nicht mehr geben konnte. Einem Gegner wie Papst Julius II. mußte Giovanni II. Bentivoglio erliegen; aber daß er so schnell erlag (2. Nov. 1506), war selbst für seine Zeitgenossen überraschend. Durch Urkunden und reiche Mittheilungen über das Einzelne hat Giovanni Gozzadini diesen Zeitraum so großer Wechsel in der Geschichte des gelehrten Bologna erläutert und Geschichtsfreunde können daher auf diese reiche Fundgrube von Belehrung aufmerksam gemacht werden. Selbst Kupfer hat der Verf. zur Vervollständigung seines Zeitgemäldes gegeben, das in den rechten Händen zu geschichtlichen und auch zu künstlerisch vollendeten Werken ausreichenden Stoff bringt.

Die Erscheinungen der Elektricität beschäftigen die italienischen Physiker in vorzüglichem Grade. Sie suchen ererbten Ruhm zu bewahren und durch neuen zu mehren. Außer einer Geschichte der Elektricität („Storia di elettricità di *Antonio Carnevale-Arella*", Alessandria 1839), die sich ausschließlich an die Entdeckungen in der nicht galvanischen Elektricität hält, sind es namentlich die Untersuchungen von Zantedeschi zu Venedig, „Sulle correnti elettriche sviluppate per attrito", „Saggi dell' elettro-magnetico e magneto-elettrico" (Venedig 1839), desselben mit Dr. Fario gemeinschaftlich herausgegebene „Esperienze intorno alle correnti elettro-fisiologiche negli animali a sangue caldo" (zuerst abgedruckt im dritten Bande des „Memoriale della medicina contemporanea"), die auch der Ausländer Aufmerksamkeit verdienen, zumal da man über den letztern Gegenstand auch die „Esperienze sulla esistenza e le leggi delle correnti elettro-fisiologiche negli animali a sangue caldo dai professori *Fr. Puccinotti* e *L. Pacinotti*" (Pisa 1839) und Grimelli's „Osservazioni ed esperienze elettro-fisiologiche dirette ad instituire la elettricità medica" (Modena 1839) vergleichen kann.

Mit großer Auszeichnung ist in Genua ein Trauerspiel: „La famiglia Lercari, tragedia di *Paolo Giacometti*" (Genua 1840), aufgenommen worden, dem die vaterländischen Beziehungen Interesse gaben. Der nicht bedeutende geschichtliche Hergang im Leben des Doge Giamb. Lercaro (1561—63) ist von dem jungen Dichter völlig umgestaltet worden, der Eifersucht und Rache zu den Hebeln eines Mordes macht, der nach allen Gesetzen nie recht sein und, wie er hier vollbracht wird, dem jungen Helden keine Theilnahme zuwenden kann. Doch welche Fehler deckt nicht das Talent; und man muß sich freuen, dem Rauschen eines jungen zu begegnen, das über seine Verirrungen so glänzend zu bestechen weiß. Hr. Giacometti scheint Deutsch zu verstehen, sein zur Rache vererbter Dolch scheint aus einer deutschen Theaterrüstkammer entliehen. 2.

*) Den zweiten Artikel lassen wir im nächsten Monate folgen. D. Red.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Bericht vom Jahre 1840 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von dem Geschäftsführer der Gesellschaft **Karl August Espe.** Gr. 8. Geh. 12½ Ngr. (10 Gr.)

Die Berichte von 1835—39 haben denselben Preis.

Leipzig, im Januar 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 11. — 11. Januar 1841.

Wrangel's Reise an den Nordküsten Sibiriens.

Den Russen gehört das Verdienst an, die fast unzugänglichen Eiswüsten des nördlichen Sibiriens und den anstoßenden Theil des fast immer gefrorenen Polarmeeres, ohne Beistand fremder Entdecker, erforscht zu haben. Die zur Auffindung einer nordöstlichen Durchfahrt nach dem lockenden Indien von Engländern und Holländern seit der Mitte des 16. Jahrhunderts unternommenen Expeditionen trafen ohne Ausnahme auf unüberwindliche Hindernisse der Natur und mußten sich glücklich schätzen, nach Erduldung des Äußersten und beträchtlichen Menschenverlust, jedoch ohne Erreichung ihres Zweckes, nach mildern Breiten zurückkehren zu können. Die russische Regierung besaß allein die Mittel, um das Dunkel aufzuhellen, welches auf einem 800 Meilen langen, von der Seeseite unzugänglichen Küstenstriche lag. Die Eroberung Sibiriens und der Gewinn eines in vielen Beziehungen höchst merkwürdigen Handels lockte Russen bis in die unwirthlichsten Gegenden, trug zur Begründung kleiner Niederlassungen bei und schuf Stützpunkte für die auf Entdeckung ausziehenden Reisenden. In der Möglichkeit, sich des Rathes und Beistandes einer abgehärteten und kräftigen Bevölkerung bedienen zu können, lag für jede der sibirischen Expeditionen ein Vortheil, der den Erforschern der amerikanischen Nordküsten niemals geboten worden ist. Dem Befehle des mächtigen Autokraten zollt der Pelzjäger der weit entlegenen Eismeerküste denselben unbedingten Gehorsam wie der Bürger der Hauptstadt; er veranlaßt die Ausführung des scheinbar Unmöglichen, befördert Depeschen in 88 Tagen von Petersburg nach der 11,000 Werste entlegenen Mündung der Kolyma und rüstet Expeditionen aus, in Gegenden, wo kaum Einzelne ihr Leben zu fristen vermögen. Die durch Kaufleute zuerst unternommene Erforschung jener traurigen Länder wurde seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts auf Antrieb der Regierung fortgesetzt. Die Beauftragten haben stets die größte Ausdauer und kaltblütigen Muth unter den zahllosen Gefahren und Entbehrungen bewiesen, die von solchen Reisen unzertrennlich sind, indessen entsprachen die gewonnenen Resultate nur selten den Anstrengungen, indem ungünstige Umstände und besonders der Mangel an guten Instrumenten die Menge gewöhnlicher Hindernisse vermehrten. Kaiser Alexander befahl 1820 die Ausrüstung von zwei Expeditionen, deren Führung den Flottenlieutenants Anjou und Wrangel aufgetragen wurde. Dem Letztern stellte man als Aufgabe die Auffindung eines Festlandes, welches nördlich von Sibirien und folglich in einer Breite liegen sollte, wo vom Leben der Pflanzenwelt keine, von dem der Thiere nur geringe Spuren vorhanden sein können. Seit alten Zeiten ein Gegenstand märchenhafter Volkssagen, war dieses Land nur einmal von einem Kosacken (1763) angeblich gesehen worden, spätern Forschern aber stets entgangen. Die Aufnahme eines Striches der Nordküste Sibiriens, die von dem Eise des Meeres nur selten zu unterscheiden und ebenso wenig als dieses bewohnbar ist, bildete den andern Theil der auferlegten Pflichten. Ihre Erfüllung erheischte einen mehrjährigen ununterbrochenen Aufenthalt in Gegenden, die, den Einwirkungen eines furchtbaren Klimas ausgesetzt, zu den einsamsten und traurigsten der Welt gehören und, durch menschenleere Wildnisse von den civilisirtern Provinzen Sibiriens geschieden, an eigenen nützlichen Producten so ungemein arm sind, daß der dorthin ziehende Reisende gefaßt sein muß auf jede Entbehrung und auf Kämpfe mit der feindseligen Natur des höchsten Nordens, welche die schwache Existenz des Menschen fortdauernd bedroht. Das Leben einer kleinen Gesellschaft civilisirter und an Besseres gewöhnter Männer unter solchen Umständen, ihre Arbeiten und Entdeckungen, ihre Mühen und spärlich zugemessenen Freuden beschreibt ein durch drei berühmte Namen geziertes Werk *), welches durch wissenschaftlichen Gehalt, lebendige Darstellung einer uns mit Grausen erfüllenden Natur, Schmuck der Sprache und Ausdruck tiefen Gemüths die Aufmerksamkeit des Lesers bis zum Ende fesselt.

Ein weitverbreiteter Irrthum stellt das ganze Sibirien als eine ungeheuere, im größten Theile des Jahres gefrorene Wüste dar, welche kaum menschliche Ansiedelungen gestattet und eben nur mit Verbrechern und Missethätern bevölkert ist, die statt der Lebensstrafe das un-

*) Reise des kaiserlich russischen Flottenlieutenants Ferdinand von Wrangel längs der Nordküste von Sibirien und auf dem Eismeere, in den Jahren 1820 — 24. Nach handschriftlichen Notizen und Journalen bearbeitet vom Staatsrathe E. Engelhardt und herausgegeben von C. Ritter. Zwei Theile. Berlin, Bos. 1839. Gr. 8. 5 Thlr.

gleich furchtbarere Urtheil ewiger Verweisung erhielten und daher einen qualvollen und langsamen, aber immer vorzeitigen Tod erleiden. Auf die vorzugsweise bewohnten südlichern Provinzen jenes Landes paßt jedoch dieses Bild durchaus nicht. Zwar ist der Winter überaus kalt, allein die Dauer des Sommers und seine Wärme reichen hin, um eine üppige Vegetation zu entwickeln und die Früchte der fleißig angebauten Felder zu zeitigen. Klima und Boden befreunden dort den Menschen mehr als in den meisten unter gleichem Himmelstrich gelegenen Ländern des Nordens, und daher stehen weder Lebensgenuß noch Einrichtungen der Gesellschaft auf einer niedrigen Stufe. Wohlerhaltene Landstraßen verbinden die Städte und überall herrscht Sicherheit für Eigenthum und Leben, während große Dörfer und eine unbegrenzte Gastfreundschaft Reisen und bedeutenden Handelsverkehr erleichtern. Ein Netz von schiffbaren Flüssen verknüpft entlegene Provinzen und ihre allgemeine nördliche Richtung scheint von der Natur selbst angeordnet zu sein, um den Überfluß gesegneter Gegenden den ärmern zuzuführen. Eine verhältnißmäßig geringe Anstrengung und Benutzung der allmächtigen Dampfkraft würden genügen, um selbst die am Saume des bessern Gebietes liegenden Gegenden mancher jetzt schmerzlich vermißten Wohlthaten theilhaft zu machen, die dünn verstreueten Bewohner zu unterstützen und ihre Mühen besser zu lohnen. Jenseits des 50. Breitegrades nehmen Land und Himmel ein ungünstigeres Ansehen an. Bei Jakuzk (62° Breite) behauptet die arktische Natur ihr Recht, Garten- und Feldbau hören auf und werden durch minder sichern und ergiebigen Betrieb von Jagd, Fischfang oder Rennthierzucht vertreten. Die Bewohner der Umgegend unterliegen häufigem Mangel; ihr sieches Wesen, ihre armseligen Wohnungen, ihre dürftige Bekleidung deuten auf die wenigen Hülfsmittel des Landes und die Mislichkeit des Kampfes gegen eine den Menschen zurückweisende Natur. Daher siedeln sich hier auch nur die Ärmsten und Rohsten der Sibirier an, zwar in so geringer Zahl, daß die gesammte Bevölkerung dreier Kreise, Jana, Indigirka und Schigansk, die an Flächeninhalt Frankreich gleichkommen, kaum 1000 Seelen beträgt. Indessen ist dieser kalte Theil Asiens noch keineswegs der unfreundlichste und der Reisende begrüßt ihn bei der Rückkehr aus den nördlichsten Strichen mit dem freudigen Gefühle der Erlösung. In den geschütztern Thälern grünen im Sommer kleine Wiesen, einige Insekten schwirren um die dürftigen und schnellvergänglichen Blumen und selbst Singvögel beleben die freilich kurze Zeit des Wiedererwachens einer vom Frost gefesselten Natur. Die gewöhnlichen Bäume nordischer Gegenden vermögen allerdings nicht mehr zu hohen und kräftigen Stämmen zu erwachsen, aber immer noch schmücken niedrige Gebüsche von Pappeln und Weiden auf freundliche Weise die mit kahlen Felsbergen und öden Moorflächen wechselnden Vertiefungen des Bodens. Im Norden des 68. Grades der Breite verschwinden die letzten Spuren der Bäume; die Erde bleibt auch im Sommer gefroren, und in dem Verhältnisse, wie das Klima immer härter und der Boden unfruchtbarer wird, vermindern sich auch die Bewohner. An den unkenntlichen Pfaden, die hier die Stelle von Landstraßen vertreten, liegt in Entfernung einer Tagereise oft nur eine elende Hütte, ein sogenanntes Posthaus, wo eine Familie von Jakuten sich aufhält, bis Nahrungsmangel sie zur Entfernung treibt. Wilde Ströme, die in allen Richtungen sich durch die schroffen Gebirge Bahn gebrochen, hindern im Sommer die Verbindung und die tiefen und sehr breiten Flüsse der ersten Größe gestatten nur an wenigen Orten den Durchgang. Mit Schnelligkeit und Macht überfluten sie so oft das niedrige Land, daß kein Eingeborener es wagt, in ihrem Bereiche sich dauernd anzusiedeln, sondern sich ihnen nur nach langer Wanderung nähert, wenn die Zeit des Fanges solcher Fische eingetreten, die durch Meeresstürme oder Instinkt getrieben in dichten Zügen aufwärts steigen. Wo endlich die Berge zu Hügeln hinabsinken, beginnt eine weite bis an das Eismeer reichende Ebene. Unabsehbar dehnt sich da die Wüste aus; Moräste von 10 — 20 Meilen Breite, die nur im Winter mit Sicherheit betreten werden mögen, wechseln mit steinigen Flächen, wo der Lärchenbaum, durch Kälte zum Zwerge verschrumpft und durch den Sturm gedrückt, mit kaum fingerdickem Stamme am Boden hinkriecht. Ebenso aber, wie in der dürren Sandwüste Arabiens hervorbrechende Quellen die Oase mit ihrer nur relativ großen Fruchtbarkeit entstehen lassen, gibt es auch mitten in den gefrorenen Mooshaiden einzelne Stellen, wo unter dem Schutze eines Felsens auf trockenerm Boden eine spannenhohe Rose, der Feldthymian und das Vergißmeinnicht erblühen. Wo fast überall nur vergelbtes Sumpfmoos, schwarzer Torfmoor oder die Decke ewigen Eises sichtbar sind, da gilt ein solcher Platz einem Hesperidengarten gleich und wird vom genügsamen Eingeborenen des Landes dem Fremden als seltnes und schönes Wunder gezeigt. Man hält dort den Sommer für einen günstigen, der die Früchte der an geschützten Orten allein fortkommenden Preißelbeere reift und zur Vermehrung der spärlichen Wintervorräthe beiträgt. Der Mangel aller höhern Vegetation würde hier, wo der Sommer kaum sechs Wochen dauert und um die Mitte Augusts bereits empfindliche Kälte eintritt, dem Menschen jede bleibende Niederlassung verbieten, würfen nicht Flüsse und Meeresströmungen eine außerordentliche Menge von entwurzelten Bäumen an das Land, die aus den südlichen und südwestlichen Provinzen stammend, dem armen Hyperboräer den Stoff zur Erbauung seiner kleinen Hütte und zur Erhaltung des nie entbehrlichen Feuers liefern. Und selbst bei den einfachsten Ansprüchen findet dieser es schwer, einen Ort zur Ansiedelung zu entdecken, denn außer den Sümpfen nehmen den größten Theil der Oberfläche die sogenannten Tundras ein. Mit diesem Namen belegt man jene Ebenen, die landeinwärts an die mit ewigem Schnee beladenen Berge stoßen, auf der andern Seite sich in das Eis des Meeres verlieren, und ohne alle Vegetation dallegend, mit Steinen und Felsblöcken besäet sind. Das Auge ermüdet an der unsaglichen Einförmigkeit dieser wei-

ten Wüste, streift umsonst über Felsen und Eisstücke bis zum Horizonte, der nichts Besseres verspricht, und möchte sich von einem Anblicke abwenden, der an ein Leben ohne Freude und Hoffnung mahnend, auch den kräftigsten Menschen in Trübsinn zu versenken vermag. Der Wechsel der Jahreszeiten, wenn von ihm da die Rede sein darf, wo zwischen Ende und Anfang zweier Winter nur sechs mildere Wochen liegen, bringt keine freundliche Verwandlung über dieses ungeheuere Grab der Natur. In den etwas südlicher gelegenen Gegenden überrascht die zur geringen Vegetation in keinem Verhältnisse stehende Menge von Thieren den Beobachter, sie erheitert ihn während der Wanderung durch menschenleere Öden und ist dem herumstreifenden eingeborenen Jäger ein reicher Segen. Aus der Tundra sind hingegen alle Thiere gewichen; tagelanges tiefstes Schweigen umgibt den Reisenden, der sich und die kleine Zahl seiner Begleiter für die einzigen lebenden Wesen des weiten Umkreises halten muß. Hat ein solcher Gedanke auch unter minder abstoßenden Umgebungen stets etwas Grauenhaftes, so wird er da um so schwerer ertragen, wo die Natur den Menschen hülflos verläßt und die sorgfältigste Vorsicht allein den Tod durch Kälte und Hunger abwendet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Heinrich Fremond. Psychologisches Bild des Priesters, von Julius la Beaume. Aus dem Französischen übersetzt von L. v. F., geb. v. K. Zwei Theile. Berlin, Voß. 1840. 8. 2 Thlr.

Die neuerer Zeit mehrfach zur Sprache gebrachte Ehelosigkeit des katholischen Priesters ist der Grund und Boden dieses Romans, welcher in Frankreich günstige Aufnahme gefunden hat. Heinrich, ein junger Priester, ein strenger Eiferer gegen die Lüste der Welt, wird zum Beichtvater eines jungen Mädchens berufen, um sie für den Schleier zu gewinnen, da sie dem Ziele gemeiner Leidenschaften im Wege ist, und von diesem Augenblicke beginnt der Kampf des Priesters gegen den Menschen. Der Drang der Ereignisse macht ihn, um das Mädchen vor Gefahren zu schützen, fast unwillkürlich zu ihrem Entführer, und die Ehre vor der Welt ist zertrümmert, der innere Friede auf das heftigste erschüttert. Im nördlichen England finden sie ein Asyl; aber auch hier weiß die Verfolgung sie bald genug aufzufinden, und auf der höchsten, schrecklichsten Stufe geistigen und körperlichen Elends findet aller Zwiespalt, jeder Kampf, jede Leidenschaft ihre Lösung in den Worten Fremond's: „Wenn der Allmächtige ihr Leben erhält, wird Laura meine Gattin, vor Gott, der es mir gebietet, und vor den Menschen, die kein Recht haben, gottlose Gesetze zu geben." Laura genest, sie wird Gattin Fremond's, der Katholik geblieben, wenngleich er aufgehört hat Priester zu sein. Der noch folgende „Schluß" gibt einen Briefwechsel zwischen einem, in der Geschichte selbst thätigen Engländer und Laura's Bruder, einem Priester. Wir wollen es als einen feinen Zug bezeichnen, daß die Entwickelung auf protestantischen Grund und Boden verpflanzt ist, indem das innere, wie das äußere Schicksal in einem katholischen Lande, selbst in dem freidenkenden Paris, nur eine tragische Lösung finden konnte; wir finden es ferner ebenso fein als klug, daß auf jenem Boden jeder Conflict zwischen der katholischen und anglikanischen Kirche vermieden ist: nur ein schlichter Privatmann versucht, seine Überzeugungen und Ansichten vor dem katholischen Priester geltend zu machen. Dagegen sehen wir diese, in einem besondern Schluß dem Roman angehängte Controverse als einen ästhetischen Übelstand an, der vielleicht dem französischen Kunstphilosophen nicht als solcher erscheint: die beiden in der Vorrede mitgetheilten Recensionen schenken der Form dieses Romans sogar ihren Beifall. Dem Deutschen kann sie nicht genügen. Wenn, unter Verschleierung des Gegenstandes, auch der Mangel an Darstellung, sowie nicht völlige Klarheit in allen Verhältnissen, nicht besonders gerügt werden mag, so ist doch eine gewisse Unruhe in der Scenerie, der verwirrende Wechsel zwischen Relation, Dialog und Briefwechsel wenig wohlthuend, und das Springen von Vergangenheit auf Gegenwart in jenen Partien des Buchs, wo der Verf. referirt, erzeugt nicht selten Unverständlichkeit: es gibt dem Ganzen das Ansehn einer Disposition in solchem Maße, daß wir unwillkürlich auf den Gedanken kommen, Vieles müßte noch weiter ausgeführt, Anderes beiseite geschoben werden. Wir glauben, die Übersetzerin, welche sich überall als sehr gewandt bethätigt, konnte diese Darstellungsform, dem Deutschen ungefällig erscheinend, leicht ändern, ohne das Wesen des Buchs zu stören. Wollte man gegen diese Ausstellungen einwenden: das Buch sei nicht eigentlich als Roman zu betrachten, nicht einmal als solcher auf dem Titel bezeichnet, so möchte die Sache nur noch schlimmer werden. Halten wir daher nur die Frage: „Cölibat oder nicht?" fest, und wünschen wir den Intentionen des Verf. die beste Wirkung. Freilich stehen der Aufhebung des Cölibats so mannichfache Schwierigkeiten entgegen, daß ein solcher Schritt von der Kirche kaum erwartet werden darf, um so weniger, als vorzugsweise sie nicht eben geneigt ist, an Institutionen zu rütteln, wenn kein wesentlicher Gewinn dabei für sie zu Tage liegt. Allein, wie alle menschlichen Verkehrtheiten stets ihr Ende finden, so steht auch der Kirche eben gegenwärtig eine Macht gegenüber, welche zu bekämpfen sie bis jetzt kein Mittel gefunden hat, und vorliegendes Buch ist ein Ausfluß dieser Macht.

2. Die Raben und das Gespenst. Von Charles Reybaud. Aus dem Französischen von St.-Friedrich. Breslau, Verlags-Comtoir. 1840. 8. 1 Thlr.

Die beiden Erzählungen werden der Lesewelt wol schon aus deutschen Zeitschriften bekannt sein und sich gewiß Freunde erworben haben. Es ist daher, da man die ewigen Fortsetzungen in Tagesblättern nur ungern verfolgt, nicht zu zweifeln, daß diese Erzählungen in ihrer gegenwärtigen Gestalt eine freundliche Aufnahme, welche sie durch einfache Wahrheit und ansprechende Darstellung vollkommen verdienen, finden werden.

3. Der Missionnair. Romantische Darstellungen und Abenteuer aus Südamerika. Aus dem Holländischen von Eduard Heine. Halberstadt, Helm. 1840. 8. 1 Thlr.

Wenn der Missionnair, Herrenhuter und Holländer mit der Romantik den Begriff verbindet, daß sie viel Unglück, Tod und Gefahren, besonders in fremden Welttheilen, zum Gegenstande haben müsse, so kann gegen den Ausdruck auf dem Titel: „Romantische Darstellungen" nichts weiter eingewendet werden, als daß er eben nur eine subjective Ansicht bezeichne. Doch thut es Ref. leid, in der Erwartung, ein neues Feld der Romantik vorzufinden, getäuscht zu sein. Denn wie durchaus einseitig, verkehrt und gradezu unchristlich manche Missionnaire unter dem Vorwande eines göttlichen Rufes und Berufes bisher auch ihren Einbildungen Geltung zu verschaffen bemüht waren, so ist doch nicht zu verkennen, daß die Idee an sich, welche der Ausbreitung des Christenthums zum Grunde liegt, sowie die Bemühung, sie zu verwirklichen, durchaus romantisch ist. Man denke in letzterer Beziehung nur an die Apostel. Vorliegendes Buch kann jedoch auf irgend eine poetische Geltung kaum einen Anspruch machen. Der junge Missionnair wird uns hoffentlich nicht überreden wollen, daß der Glaube bei ihm zum Durchbruch gekommen sei, oder daß er auch nur eine besondere Einsicht im Gebiete der Pastoraltheologie zu Tage lege. Außerdem ist das Buch nichts weiter als ein Zusammen-

stellen bekannter Thatsachen und Reminiscenzen aus Reisebeschreibungen, und wenn seine Entstehung und Ausführung nicht allzu deutlich das Gepräge des Zufalls an der Stirn trüge, so könnte man ihm, als einer ganz neuen literarischen Erscheinung, die Eigenheit vindiciren, daß es keinen Schluß habe. Damit wäre denn die weiteste Aussicht aufgeschlossen, worin, wenngleich jenseits der Grenzen desselben, das „Romantische" des Buchs liegen mag.

4. Fortunio, der Indier in Paris, von Th. Gautier. Aus dem Französischen von A. Hippolit. Breslau, Verlags-Comtoir. 1840. 8. 1 Thlr.

Das Buch scheint eigentlich nur geschrieben zu sein, um dem letzten Capitel als Briefträger zu dienen. Dieses Capitel besteht nämlich aus einem Briefe Fortunio's an irgend einen Hindu, Namens Raddin Mantri, worin ein Bild europäischen Lebens und Seins, soweit Paris solches zu bieten vermag, aufgerollt wird. Wie arg nun „dem alten Europa, das sich jung glaubt", mitgespielt werden mag, so läßt sich doch nicht eigentlich behaupten, der Brief habe unrecht, denn es wird überall mindestens auf Philisterei hinauslaufen, wenn die Menschen sich genöthigt zu sein glauben, sich und Andere zu belügen. Das ist in Orten, welche sich „Weltstädte" nennen, gewöhnlich der Fall: nur sind wir nicht gewohnt, Philisterei zu nennen, was uns einen gewissen großartigen Maßstab aufnöthigt und mit Glanz entgegentritt. Einen solchen Maßstab und Glanz entfaltet denn auch der Verf. Das Buch ist eine europäische Orgie, die freilich vor der orientalischen Fortunio's wie ein zwischen Rausch und Ernüchterung Schwankender erscheint und noch wirksamer als Gegensatz sich zeigen würde, wenn man nicht hier und da an Übertreibung denken müßte. Das Buch liest sich übrigens, trotz der typographischen Gebrechen, in seinen brillanten Beschreibungen ganz angenehm, nur muß man von Kunstansprüchen abstehen. 34.

---

1. Der große Kurfürst und Kurfürst Friedrich Eisenzahn. Historische Erinnerungen bei Gelegenheit ihrer Thronjubelfeier von J. D. E. Preuß. Berlin, Duncker u. Humblot. 1840. Gr. 8. 2½ Ngr. (2 Gr.)
2. Die geschichtliche Bedeutung des 1. December 1840 mit Beziehung auf den großen Kurfürsten von Leopold v. Orlich. Berlin, Dümmler. 1840. Gr. 8. 5 Ngr. (4 Gr.)

Zwei preußische Schriftsteller, Männer von anerkannt redlicher Gesinnung und dabei von dem treusten Forschungseifer beseelt, haben zu gleicher Zeit durch patriotische Vorlesungen einen der Ehrentage des preußischen Staats gefeiert. Daß in beiden Vorträgen keine historischen Irrthümer vorkommen, braucht bei Männern, die so viele Jahre dem Studium dieser Perioden gewidmet haben, nicht ausdrücklich gesagt zu werden. Hr. v. Orlich ist ja durch sein Werk über den großen Kurfürsten hinlänglich bekannt, und auf Hrn. Preuß ließe sich der oft gebrauchte Terentianische Spruch: „Homo sum, humani nihil a me alienum puto" mit allem Rechte so anwenden: „Borussus sum, Borussorum nihil a me alienum puto." Seine Schilderung des Kurfürsten Friedrich Eisenzahn dürfte außerdem noch für die Leser des „Rolands von Berlin" von Willibald Alexis ein besonderes Interesse haben, da jener Kurfürst in dem genannten, vortrefflichen Buche eine Hauptrolle spielt. Aber zur besondern Zierde gereicht beiden Vorlesungen die Präcision der Darstellung, die Übersichtlichkeit der Facta und die geschickte Hervorhebung einzelner individuellen Züge. Solche Eigenschaften sichern den Vorträgen ein bleibendes Andenken bei den Zuhörern, statt daß die über Gebühr ausgedehnten Vorträge nur Langeweile im Augenblick erzeugen und hinterher Verdruß zurücklassen. Die auffallende Ähnlichkeit in der Lage des Kurprinzen Friedrich Wilhelm am Sterbebette seines Vaters Georg Wilhelm mit den letzten Tagen König Friedrich Wilhelm's III. von Preußen ist von beiden Verfassern kurz angedeutet worden, wird sich aber jedem Leser in einer sehr überraschenden Weise darbieten. 11.

Notizen.

Etymologie der Namen Tory und Whig.

Bis auf den heutigen Tag ist man in der Bestimmung des Ursprungs der beiden bekannten englischen Parteinamen Tory und Whig noch zu keiner allseitigen Übereinstimmung und Evidenz gelangt; es möchte aber aus historischen Rücksichten niemals mehr daran gelegen sein, ein sicheres Resultat hierüber zu erreichen, als gerade eben jetzt, da jene althergebrachten Bezeichnungen mehr und mehr vor denen der Liberalen und Conservativen in den Hintergrund zu treten scheinen. Rapin sagt in seiner „Dissertation sur les Whigs et les Tories", der Ausdruck Tory sei zuerst auf Räuber und Landstreicher in Irland zur Zeit Karl's I. angewendet worden, die zu seiner Zeit unter dem Namen der Rapparees bekannt gewesen seien; unter der Regierung Karl's II. habe man dann die Cavaliere als Tories, die puritanischen Roundheads als Whigs unterschieden, wobei jedoch keine genaue Bestimmung des Zeitabschnitts der Regierung Karl's angegeben ist, sodaß von der bloßen Constatirung des Factums noch kein Licht auf die Bedeutung der Worte fällt. Ein Correspondent des „Athenaeum" stellt die Behauptung auf, daß dieser Namen weder im Englischen noch im Schottischen nachzuweisender Ursprung im Gaelischen zu suchen sei. Die irischen Parteigänger Sir Phelim O'Neals wurden sowol von sich selbst wie von Andern bezeichnet als des Königs Freunde oder Partei, als Taobh-Righ, was Taorie ausgesprochen wurde, ein Wort, welches von derselben Partei im schottischen Hochlande gebraucht ward. Das Wort Co-thuigse, kurz Cuigse ausgesprochen, ist gleichfalls ein gaelischer Ausdruck und gilt von Leuten, die sich gegenseitig verstehen, über einen gegebenen Gegenstand gleiche Gesinnungen hegen, sich in einen Vertrag, eine Meinung zu vertheidigen, einlassen, soviel wie Covenanters. Es ward, vom schottischen Hochlande entlehnt, auf die Covenanters im Westen Schottlands übertragen und von den Verfolgten selbst, obgleich es einen Schimpf für sie enthielt, mit einem gewissen Stolze angenommen, worauf es endlich auf die Anhänger liberaler Gesinnungen in allen drei Königreichen überging.

Der verdienstvolle Reisende Major Rawlinson befand sich, einem an die geographische Gesellschaft gerichteten Schreiben zufolge, im Monat Juni zu Kabul und war im Begriffe, sich nach Kandahar zu begeben. Die indische Regierung will, wie er mittheilt, in kurzem eine große Karte von Afghanistan herausgeben, welche alle geographischen Ermittelungen der letzten Jahre enthalten wird. Rawlinson selbst hat Materialien zu einer Revision der vergleichenden Geographie des Sindhs und des Indus gesammelt. Endlich berichtigt er die zeitherige Annahme über die Lage der arabischen Hauptstadt Mansura in der Nähe von Hydrabad dahin, daß sie 180 Meilen davon in der Nähe des Sees Manschur liege, was eine bedeutende Veränderung in der Bestimmung aller ihrer Lage nach von jenem Orte abhängigen Punkte zu Folge haben muß.

Als eine literarische Merkwürdigkeit erwähnen englische Blätter den von dem Buchhändler Henry Bohn ausgegebenen Katalog, welcher, beinahe 5 Zoll stark, auf 2100 Octavseiten die Ankündigung von fast 25,000 Werken enthält und einen Kostenaufwand von über 2000 Pf. St. verursacht haben soll. Er übertrifft demnach noch das vor mehren Jahren von Longmans veröffentlichte Verzeichniß, welches bisher für das erste in seiner Art galt, beiweitem, wenn auch diesem vielleicht das Verdienst seiner ausgezeichneten Anordnung bleibt. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 12. — 12. Januar 1841.

Wrangel's Reise an den Nordküsten Sibiriens.

(Fortsetzung aus Nr. 11.)

In dem Bilde dieser traurigen Erdgegenden erscheint jedenfalls das Klima als der düsterste Zug. Armuth des Bodens, Beschränkung auf einfache Bedürfnisse, selbst Mangel sind zu ertragen und mit der Entwickelung der Völker nicht immer unvereinbar, wo erheiterndes Licht herrscht und der Sonnenstrahl wärmend herabfällt. Der Bewohner einer tropischen Sandwüste leidet häufig denselben Mangel der nöthigsten Bedürfnisse, der den Jakuten am Eismeere drückt, allein er fühlt die Übel nur halb unter dem Einflusse eines begünstigenden Himmels. Horden, die von jeher in den warmen Wüsten von Asien und Afrika gehaust haben, bemeisterten sich einer gewissen Bildung und bewahrten unter allen Entbehrungen einen Grad von geistiger und körperlicher Kraft, der sie sogar zur Rolle von Eroberern befähigte. Der arktische Mensch kämpft unter den erschwerendsten Umständen für die Erhaltung seines Lebens, das zum größten Theile in Nacht und Kälte verstreicht. Nichts heitert ihn auf bei der mühsamen Gewinnung seiner Vorräthe und den unabweislichen Arbeiten zur Sicherung gegen den furchtbaren Winter. Unempfänglich für milde Bewegungen, eilt er nach Erlangung des Unentbehrlichsten nach seiner halb unterirdischen Hütte, um sich in dumpfe und geistertödtende Ruhe zu versenken, nach welcher der Bewohner eines sonnigen Landes keine Sehnsucht fühlt. Wie er zu den erstarrten Umgebungen seines Wohnortes keine Anhänglichkeit empfindet, so scheidet er endlich auch ohne bedauernden Rückblick aus einem Leben, welches ihm nur Noth und Mühen brachte und, dem Laufe des arktischen Jahres vergleichbar, nach langer Winternacht wenige helle, kaum jemals wolkenlose Tage darbot. Neun volle Monate dauert der Winter im nördlichen Sibirien. Schon im September tritt eine Kälte ein, die man in Deutschland selbst während des Januars für außerordentlich halten würde; allein sie nimmt so zu, daß sie in den ersten Wochen des Jahres 43 Grad erreicht. Die mittlere Jahrestemperatur des kleinen Fischerdorfs Kolymsk ist 8 Grad Kälte! Im tiefen Winter hört die Luft fast auf athembar zu sein. Sie scheint zu dicht geworden, um in die Lungen dringen zu können, und bringt in ihnen und dem Munde empfindliche Schmerzen hervor. Die wenigen Thiere, die hier zu überwintern wagen, verschwinden dann in Höhlen oder Spalten des Eises, oder stehen wie leblos da. Die wilden Rennthiere suchen sich durch dichtes Zusammendrängen zu erwärmen und bemerken kaum noch den Jäger, und wenn der Rabe, der größte der dort ausharrenden fünf Arten von Vögeln, die dichte Luft mit sichtbarer Mühe durchschneidet, so bezeichnet ein Dunststreif seinen Weg und verräth, daß in ihm sich noch Lebenswärme befinde. Das wärmere Meer stößt an den offenen Stellen einen bläulichen Nebel aus, selbst der Schnee dampft und die Eisscheiben zerplatzen, die anstatt des bei geringerer Kälte schon zerspringenden Glases die engen Lichtlöcher der Hütten verschließen. Mit dem Ende Novembers beginnt die 38 Tage dauernde Winternacht. Nordlichter von großer Schönheit und Stärke machen sie zwar erträglich, indessen herrscht häufig eine sechszigstündige undurchdringliche Finsterniß, wenn Nordstürme mit unwiderstehlicher Gewalt die dichten Schneewolken fast auf dem Erdboden forttreiben. Im Februar und März erreicht die Kälte den äußersten Punkt und hindert dann selbst den unglaublich abgehärteten Eingeborenen an Versuchen, durch Jagd dem schrecklichen Mangel abzuhelfen, der in den meisten Jahren die zweite Hälfte des Winters begleitet. Kein freundlicher Frühling folgt auf diesen schrecklichen Zeitraum, denn die Natur bleibt erstorben bis zum Eintritte des kurzen und genußlosen Sommers. Den Übergang der einen Jahreszeit in die andere bezeichnen nicht die mannichfachen Erscheinungen, die das Frühjahr milderer Zonen begleiten. Weder dieses noch ein Herbst sind wirklich vorhanden, sondern bestehen nur in der Zeitrechnung der Eingeborenen, die vom Lenz sprechen, wenn die Sonne sich wieder über dem Horizonte zu zeigen beginnt, und den Anfang des Herbstes in die ersten Tage des Septembers setzen, wenn bereits die größten Flüsse zugefroren sind. Der sogenannte Sommer leistet keinen Ersatz für die Dauer und Härte des Winters. Die Strahlen der niedrigen Sonne fallen flach, ohne Wärme und belebende Kraft, auf die winterlichen Gefilde. Dennoch begrüßt der zwischen nie schmelzendem Eise aufgewachsene Mensch jener Gegenden die ersten lauen Tage mit einer sonst selten sichtbar werdenden Fröhlichkeit. Aber auch diese kurze Erholung soll ihm verbittert werden; bald stellen sich zahllose Mücken-

schwärme ein, welche den ruhigen Aufenthalt im Freien verbieten und die Rennthiere zur Wanderung nach der Meeresküste und ihren Eisbergen zwingen. Den Menschen bleibt keine Wahl als zwischen den beizenden Rauchsäulen glimmender Mooshaufen unthätig zu stehen, oder in der dumpfigen Hütte sich zu verbergen. So groß ist diese Plage, daß der ungewohnte Fremde in Versuchung kömmt, den Winter herbeizuwünschen, der mindestens dem in vierfache Pelze Verhüllten kurze Wanderungen zu Fuß und weite Reisen auf Schlitten gestattet. Obgleich der Wechsel in der atmosphärischen Temperatur weder groß noch plötzlich ist, so bringt er doch die furchtbarsten Erscheinungen hervor. Mit dem Aufbruche des jüngern Meereises beginnt ein Aufruhr, gegen welchen alle ähnliche Naturerscheinungen minder kalter Länder geringfügige heißen dürfen. Das Krachen der Eismassen gleicht dem ununterbrochenen Feuer von Reihen der schwersten Geschütze. Die schwersten Schollen werden durch das sturmbewegte Meer emporgehoben und stehen aufrecht, bis sie das eigene Gewicht zum Sturze zwingt, der Eisberge zertrümmert. Ein Kampf gegenseitiger Vernichtung, geführt durch Riesenkräfte, dauert fort, bis das Meer von seinen Fesseln sich befreit und die Mehrzahl der Schollen in lange Hügelreihen übereinander geschoben hat, die an der Küste einen, dem Pelzjäger mehr als alles Andere hinderlichen, ewigen Wall bilden.

Der Mensch hat vor allen Geschöpfen die Fähigkeit voraus, sich mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit fast jedem Klima anpassen zu können. Den am Eismeere lebenden Jakuten nennt selbst der sibirische Russe einen „eisernen Mann". Seine Abhärtung ist so groß, daß er bei 20 Grad Kälte im Freien zu schlafen vermag und durch das Erlöschen seines Feuers so wenig im Schlummer gestört wird als durch den Reif, der die unbedeckten Körpertheile bald überzieht. Allein ein schlimmerer Feind als die Kälte bedroht fast jährlich einmal sein Leben. Hat auch Jeder gelernt den Hunger geduldig zu ertragen, so übersteigt doch oftmals die Größe und Dauer der Entbehrung alles Maß. Nur in der kleinern Hälfte des Jahres ist Einsammelung von Vorräthen möglich. Eine Störung im gewöhnlichen Verlaufe natürlicher Erscheinungen, eine plötzliche Anschwellung der Gewässer, das Wegbleiben der Fische oder wandernden Rennthiere, vernichtet mit einem Schlage die Berechnung des hülflosen Eingeborenen, der auch unter begünstigenden Umständen nur mühsam sein Leben fristet. Selten vergeht ein Jahr ohne theilweises Elend, bisweilen aber verbreitet sich die gräßlichste Hungersnoth im weitesten Umkreise. Wo der Splint des Lärchenbaumes genossen wird, da mögen zur Zeit des größten Mangels zerstampfte Geweihe und Häute von Rennthieren willkommen sein, um den Magen anzufüllen, allein selbst von diesen ungenießbaren Dingen bleibt endlich nichts übrig. Haufenweise wandern zu solchen Zeiten die Ureinwohner nach den südlicher gelegenen Dörfern der Russen, aber die Anzahl, die den Mühen der langen Winterreise nicht erliegt und das Ziel erreicht, ist darum keineswegs gerettet. Zwar ist der Russe wohlhabender und vorsichtiger als seine rohen Nachbarn, allein auch er kämpft nicht selten mit Noth und ist wenigstens nicht im Stande, den neuen Gästen zu helfen. Die Regierung hat es wol versucht solchem Jammer durch Anlegung von Mehlmagazinen vorzubeugen, verkauft weit unter dem Preise und auf langen Credit, aber die Zufuhr aus den weit entfernten Gegenden des Kornbaues reicht nicht hin und selbst das geringe Kaufgeld vermag die mittellose Bevölkerung nicht zu erschwingen. Geben günstige Jahre die Nahrungsmittel in hinreichender Menge, so ändern sie nichts an ihrer rohen Beschaffenheit. Man lebt größtentheils von Fischen, die auf manche Art bereitet, bisweilen gefroren aufbewahrt werden und in Stücke geschnitten statt Scheidemünzen umlaufen. Der Mensch und die unentbehrlichen Zughunde sind gleichmäßig auf diese Nahrung angewiesen, deren Consumtion jedoch so ungeheuer ist, daß hundert Familien in Kolymsk jährlich an Häringen allein drei Millionen Stück verbrauchen. Mit weniger Sicherheit ist auf die nördliche Wanderung der Rennthiere im Sommer zu rechnen. Findet sie statt, so setzt sich die ganze Bevölkerung in Bewegung, damit ihr Das, was sie als einen Ernteſegen ansehen muß, nicht entgehe. Man lauert den Heerden an solchen Stellen auf, wo sie über Ströme setzen, und greift auf kleinen Kähnen die dichtgedrängten Thiere an, die, sich mit ihren Geweihen tapfer vertheidigend, bisweilen die Jäger tödten, jedoch häufiger zu Hunderten durch Lanzenstiche enden. Über der Erregung des Augenblicks vergessen die gelagerten Horden das früher Erlittene und die Drohungen der Zukunft; treu dem sich überall wiederholenden Charakter roher Völker, schweifen sie nicht selten, vom Anblicke des Überflusses verführt, unwirthlich aus.

(Der Beschluß folgt.)

Aus einem vertrauten Briefe über Kirchengeschichte und Zeitgeist.

Lesen Sie mit Aufmerksamkeit „Geschichte der christlichen Kirche in den drei ersten Jahrhunderten von A. F. Gfrörer" (Erster Band. Stuttgart, Krabbe. 1841. Gr. 8. 2¼ Thlr.). Ich rechne auf Ihren Dank, wenn ich Ihnen das Studium dieser Schrift empfehle; denn ich weiß im voraus, daß Sie ein solches Werk mit philosophischem Sinne auffassen und in seine Eigenthümlichkeit eingehen werden. Indessen erlauben Sie mir, gleichsam zur Rechtfertigung meines Rathes, einige Gedanken anzudeuten, die bei der Beschäftigung mit dieser neuesten Kirchengeschichte in mir geweckt wurden. Eine gelehrte Recension über ein gelehrtes Werk werden Sie von mir nicht erwarten; auch würde ich mich hüten, einem Gelehrten vom Fach eine Untersuchung anzurühmen, von welcher ich besorge, daß sie seine gewohnte Ruhe stören könnte. Wir, mein verehrter Freund, sind darüber einig, daß in einem guten Buche etwas Höheres als die Gelehrsamkeit, d. i. als die bloße Bekanntschaft mit dem frühern Zustande und den Ergebnissen der Wissenschaften zu suchen sei. Wir wollen die Bahnen des Geistes über bisherige Schranken hinausgeführt sehen. Daher fragen wir vor Allem, ob ein neues Buch über einen oft verhandelten Gegenstand nothwendig war? Und diese Frage ist, in Bezug auf Geschichte der christlichen Kirche, unstreitig zu bejahen.

In unserm Jahrhundert hat die menschliche Gesellschaft,

haben also auch ihre höchsten Blüten, die Wissenschaften, eine neue Gestalt, als Ausdruck der höhern Entwickelung, angenommen. Darum sind die Ansprüche der Zeit an die Geschichte überhaupt und vor Allem an die Geschichte der Kirche gesteigert. Die gelungensten frühern Bemühungen verrathen in dieser Beziehung eine Lücke, welche anzuerkennen und auszufüllen der Zeitgeist unabweislich fodert.

Ich sage: der Zeitgeist, und verhehle mir nicht, wie sehr der, nicht blos unschuldige, sondern ehrwürdige, erhabene Begriff dieses Wortes in unsern Tagen von Kapuzinern verketzert, von vermeinten Weltverbesserern abgötterisch entstellt — wie sehr das Wort von allen Parteien misbraucht wird. Viele sprechen vom Zeitgeiste, ohne etwas dabei zu denken. Einige sehen die Wirkung des Zeitgeistes in allen jenen blinden Leidenschaften, welche in unsern Tagen viel unnützen Lärm machen. Andere bärden ihm alle thörichten Versuche auf, wodurch die unbedeutendsten Menschen einen andern Zustand der Gesellschaft herbeiführen wollen, ohne daß die Herren sich des Zieles, noch weniger der Mittel und Wege bewußt wären. Wieder Andere suchen ihn in den Kämpfen und Formen, bei völliger Nichtachtung des Wesens. Und blicken sie auf den Kreis wissenschaftlicher und literarischer Thätigkeit, so meinen sie, es sei der Zeitgeist, der das oberflächliche Geschwätz der Journalisten, den Unsinn der Mystiker und Geisterseher, einen der Logik und Grammatik entsprungenen Schwulst unphilosophischer Querköpfe, die einseitige Abrichtung der Schulmeister, sowie endlich das Gespensterspiel wiedererstandener Jesuiten fodere oder verschulde. Von solchen Caricaturen des heutigen politischen und literarischen Treibens wendet der Denker sich mit Unwillen hinweg, als von einem sinnlosen Spiel ungezogener Schulknaben. Das Jahrhundert wird von einer höhern Idee beherrscht, nur fehlt freilich noch viel, daß diese ins Bewußtsein der Menge eingedrungen wäre. Der Zeitgeist ist die Lichtmasse, die sich über den Horizont des Jahrhunderts erhebt, gleich einer Sonne, welche alles Leben der Gesellschaft erzeugt und bildet und dessen einzelne Erscheinungen zu einem organischen Ganzen verbindet. Die Theile bedingen, stützen, fördern, veredeln sich gegenseitig. Die einzelnen Völker, die Welttheile selbst sind aus dem isolirten Zustande, aus der barbarischen Absonderung und Anfeindung, in den Bund gemeinschaftlicher Arbeit zur Verbreitung der materiellen und geistig-sittlichen Civilisation getreten. Auf gleiche Weise umschlingt ein gemeinschaftliches Band alle Wissenschaften; und der Pedantismus findet nicht mehr Gehör, wenn er auf Monopole und Privilegien Anspruch macht. Wol wird noch vielfach eine todte Kunst geübt, die sich an Versteinerungen der Vergangenheit mechanisch abmüht; was aber auf Leben Anspruch machen will, muß vom Zeitgeiste beleuchtet, erwärmt, zur innern Bewegung der Entwickelung beseelt sein.

Solche Betrachtungen, werden Sie sagen, führen uns weit weg von der Kirchengeschichte. Gleichwol hat meine Aufmerksamkeit auf diese mich zu jener geleitet. Erlauben Sie mir daher, noch etwas bei den Gedanken an den Zeitgeist zu verweilen.

Den Stand, die Bewegung und die Fortschritte jener Lichtmasse der Zeit zu kennen, ist Bedingung des Urtheils über Geschichte der Gegenwart wie über die Bedeutung wissenschaftlicher Bestrebungen in ihr. Darum schuf die wohlthätige Natur im innern Wesen der Individuen und der Völker eine lebendige Uhr, Stunden und Tage der Zeitsonne anzuzeigen. Leider ist das Zifferblatt dieser Uhr den gewöhnlichen Menschen verhüllt; sie kennen nur den Widerschein desselben, wie er, im Nebel ihrer egoistischen Leidenschaften als Verzerrung sich abspiegelt. Eigennutz der Hierarchie, träge Genußsucht der hohen Noblesse und der Gewinn anderer Speculanten auf menschliche Thorheit wollen die Uhr nicht nach der Bewegung des Zeitgeistes, sondern nach dem Stand der Dinge in der guten Zeit des Aberglaubens und der Feudalherrlichkeit, oder nach Convenienz der Börse gerichtet wissen. Sie sind daher bemüht, Censurnägel in den Widerschein des Zifferblattes zu schlagen, hoffend, dadurch den Zeiger der Uhr zum Stillstand zu zwingen. Und wenn bezahlte Thurmwächter solche Hemmung anbringen, Andere dazu schweigen, glauben die Nagelschmiede, es sei die Stabilität gewonnen. Aber die Gewalt der Dinge spottet solcher Anstalten; an einem schönen Morgen erwischt sie ihre Spur. Dann werden die Knechte der Routine überrascht: „bist hätten sie sich nicht vorgestellt; es müsse die Welt aus ihren Angeln sein". Warum hörten sie nicht auf die Warnung der Weisen, die ihnen die Überraschung voraussagten? Diese blickten auf die Uhr des Jahrhunderts und erkannten das Nahen einer neuen Zeit, sie verstanden auch die Männer, welche berufen waren, den Schutt wegzuräumen, durch den einer hellern Zukunft der Eintritt verwehrt werden sollte. Sie, mein Freund, wissen es, Ihnen sage ich nichts Neues, wenn ich erinnere, daß die heutigen Wehen der Gesellschaft die unvermeidlichen Geburtsschmerzen der Zeit sind, die neues Leben zur Welt bringt. Mit ihm wird die Menschheit ins männliche Alter treten — nicht eben durch die Größe der Einzelnen, sondern durch die allgemeinen, von der Willkür unabhängigen Verhältnisse; nicht einmal durch die einzelnen Gesellschaften oder Staaten, sondern durch die naturgemäße Wirkung Aller auf einander und auf ein Ganzes. Doch verräth sich auch im Einzelnen das Neugeborene: es gibt Völker, die ihren Schulmeistern über den Kopf gewachsen sind, daher beide sich nicht mehr verstehen. Die Gefahren und die Verwirrung des Streites in den politischen Verhältnissen liegen am Tage und werden dauern, bis die Herren den Zeitgeist anerkennen und sich seiner Leitung überlassen. Dieselbe Aufregung muß sich auch in den Wissenschaften offenbaren, da diese in lebendigem Zusammenhange stehen mit der Gesellschaft, deren Augen sie sein sollen, den innern Zustand zum Bewußtsein zu bringen. Darum haben in unsern Tagen alle Wissenschaften einen höhern Schwung genommen, wenn auch viele Bücher noch immer in den untern Sphären verweilen.

Wie sollte bei diesem allgemeinen Aufschwunge die Geschichte zurückbleiben dürfen, deren Aufgabe ist, die Gesellschaft in allen Phasen auf ihrer Entwickelungsbahn zu begleiten und zu verstehen?

Die politische Geschichte aber würde ein Körper ohne Seele sein, wenn sie nicht die Idee der Religion für den Lebensherd der Gesellschaft erkennen wollte. Indem ich dies sage, bin ich weit entfernt, den Jesuiten gewonnenes Spiel zu geben: im Gegentheil, diese arbeiten nur für die Hierarchie, ich beuge mein Haupt vor der Religion, die in allen Zeiten und unter allen Völkern den Staaten erst ihren Rang, ihre Würde und ihre geistig-sittliche Macht gegeben hat. Darum wird nur durch die Religion die Geschichte verständlich. Zu diesem Endzwecke aber muß die Religion in ihrer Wesenheit und Reinheit erkannt und von allen fremden Zusätzen des Aberglaubens und gemeiner Interessen unterschieden werden. Wer die Irrungen wechselnder Dogmatik, wer die Kette, welche die Hierarchie dem Menschengeiste anlegte, für Religion halten wollte, würde von der Erhabenheit der Religion keine Ahnung haben; die Geschichte der Gesellschaft müßte ihm als ein unerklärbares Räthsel erscheinen. Was könnte er in ihr sehen, wenn nicht ein Gewebe von Widersprüchen, einen sinnlosen Wechsel von Barbarei und einseitiger Bildung, von Laster und Tugend? In dieser Mannichfaltigkeit widersprechender Erscheinungen erkennt nur das religiöse Gemüth die Einheit der Anstalten zur Erziehung des Menschengeschlechtes.

Zum Verständniß der europäischen Geschichte gelangt man nur durch das Verständniß derjenigen Religion, welche dieser Geschichte ihren eigenthümlichen Charakter gab, wobei allerdings nicht zu übersehen ist, daß sie oft durch fremde Zusätze bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet wurde. So geschieht es, daß die Geschichte der Kirche zu Zeiten nur die Entfernung dieser von der Religion zu bemerken und den Widerspruch beider zu offenbaren hat.

Dies anzudeuten, mußte ich obige allgemeine Bemerkungen

vorausschicken. War ich so glücklich, meinen Gedanken einen verständlichen Ausdruck zu geben, und erinnern Sie sich derselben bei dem Studium des Werks des Hrn. Gfrörer, so werden Sie mit mir einig sein, daß dieses Buch einem Bedürfniß der Zeit entgegenkomme und beitragen könne, viele bisher ungelöste Fragen der Entscheidung näher zu bringen. Diese „Kirchengeschichte" zeichnet sich vor frühern Werken der Art vortheilhaft aus durch eine klare Darstellung der Bedingungen, welche die Entstehung der Kirche vorbereiteten. Nirgend findet man so belehrende Nachweisungen wie hier über den Geist der jüdischen Philosophie und über den Zustand der jüdischen Kirche zur Zeit der ersten römischen Imperatoren. Die Entstehung der christlichen Kirche zu erklären, verläßt der Verf. nie das Gebiet der Geschichte; er ruft nicht überschwengliche Voraussetzungen zu Hülfe, die von der Geschichte nicht erreicht werden können; und er hat Recht, denn die Thatsachen sprechen deutlicher als Doctrinen.

Ein anderer Vorzug des Werkes ist ein in dieser actenmäßigen Gründlichkeit vorher nie versuchter Bericht über die Entstehung der Hierarchie. Die Hierarchie lag nicht in der Absicht des Urchristenthums; sie pflanzte sich fort aus Gewohnheiten der Judenchristen und wurde anfangs von Heidenchristen bekämpft, bis römischer Herrschercharakter in ihr ein Mittel der Macht erkannte und sie mit großer Schlauheit zur Hauptsache machte. Der Verf. scheint zu glauben, daß gleichwol in den ersten Jahrhunderten die Hierarchie dem Christenthume große Dienste geleistet habe, weil ohne sie der neue Glaube sich nicht so gewaltig hätte verbreiten, vielleicht nicht hätte erhalten können. Darin nun möchte ich nicht einstimmen. Was die Hierarchie erhielt und verbreitete, war nicht die ursprüngliche Natur der neuen Lehre, es waren jüdische Einrichtungen, jüdische Fesseln, von denen das Christenthum seine Gläubigen befreien sollte; es war ein aus mosaischen und römischen Elementen gemischtes Kunstwerk, mit heidnischen Ceremonien verbrämt, der Menge den Übergang und den Priestern die Herrschaft zu erleichtern.

Meine Abweichung von der Ansicht des Verf. in dieser Beziehung hindert mich jedoch nicht, das Verdienst anzuerkennen, welches er sich erwarb durch unparteiische Darstellung des Kampfes der Heidenchristen gegen die Judenchristen, die jenen das ganze mosaische Gesetz aufdringen wollten — und wie diese nur Sieger wurden, als römische Herrscherknechte dabei ihre Rechnung fanden.

Indem der Verf. diesem Kampfe seine Aufmerksamkeit zuwendete, mußten ihm die nationellen Eigenthümlichkeiten in der lateinischen, sowie jene in der griechischen Kirche offenbar werden. Diese Eigenthümlichkeiten unbefangen dem Urtheil des Lesers zugänglich gemacht zu haben, ist ebenfalls ein Vorzug, wodurch sich diese „Kirchengeschichte" auszeichnet. Der praktische Sinn für Weltherrschaft in der lateinischen Kirche contrastirt merkwürdig gegen die metaphysischen Spitzfindigkeiten der Griechen. Während jene ihr Ziel mit Weltklugheit verfolgte, rief die griechische Kirche Platoniker, Gnostiker, indische und persische Lehren zu Hülfe und verwebte alle damals ausgebotenen überschwenglichen Ideen in das einfache Christenthum — vielleicht in der wohlwollenden Absicht, es dadurch zur Weltreligion zu erheben. Darum finden sich in den Schriften der griechischen Kirchenväter, von denen Hr. Gfrörer belehrende Auszüge gibt, Muster aller möglichen Versuche, das Unendliche und Unerforschliche in Bilder zur Beruhigung beschränkter Geister auszubeuten; es findet sich in den Gnostikern sogar der Urtypus der Hegel'schen Philosophie bis auf deren Manier.

Indem der Verf. alle Einflüsse auf die Kirche und alle ihre Metamorphosen offenlegt, befolgt er mit Ruhe, Unparteilichkeit, man möchte sagen mit einer gewissen Kälte die Aufgabe eines gewissenhaften, umsichtigen Berichterstatters; und überall blickt der historische Geist hervor in dem genauen Zusammenhange eines großen Gemäldes. Auf den denkenden Leser wirkt er um so belehrender, als der Verf. seine eigene Meinung dem Leser nicht aufdringt, sondern sie, wo es rathsam sein möchte, vielleicht zurückhält.

Von der „Kirchengeschichte" des Hrn. Gfrörer liegt nur der erste Band uns vor, der unter dem oben angegebenen Titel sich auf die ersten drei Jahrhunderte erstreckt. In folgenden Bänden wird die weitere Entwickelung erzählt werden. 78.

Stammbaum der Napoleon'schen Familie. Mit den wichtigern historischen Notizen. Von J. Günther. Jena, Mauke. 1840. 8. ¼ Thlr.

Der Verf. hat mit diesem Stammbaume jedenfalls nicht blos einem vorübergehenden, sondern einem allgemeinen Bedürfnisse abgeholfen. Es fehlte bisher an einer vollständigen genealogischen Übersicht der Familie Napoleon's, und es war daher nicht überflüssig, die darauf bezüglichen Notizen aus den einzelnen geschichtlichen und statistischen Schriften zusammenzustellen, vielmehr verdienstlich auch dann, wenn diese gegenwärtige Zusammenstellung nicht in allen Punkten für ganz vollständig sollte gelten können. Zugleich hat der Verf. die an sich wenigstens trockenen genealogischen Tabellen durch einzelne historische Notizen, die er ihnen eingestreut hat, interessant, sowie durch eine historische Einleitung und eine beigefügte Übersichtstabelle der wichtigsten Ereignisse aus Napoleon's Leben das Ganze brauchbarer zu machen gesucht. Übrigens hat derselbe nicht ganz streng daran, daß er nur einen Stammbaum der Familie Napoleon's geben wollen, sich gehalten, insofern er bei Aufführung des ersten Gemahls der Donna da Gloria, des Herzogs August von Leuchtenberg (S. 26), also eines Napoleoniden, dann auch deren zweiten Gemahl, der ebenso wenig, als sie selbst, Napoleonide ist, gleichwol aufführt. Die Vermuthung, daß Napoleon Bonaparte einer griechischen Familie (*Καλόμερος*) angehöre, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts mit andern Familien aus Maina in Morea nach Toscana auswandert sei und später nach Corsica sich gewendet habe, ist S. 2 gar zu schnell bei Seite geschoben und abgefertigt worden. Der Engländer Crake in seinen „Researches in Greece" erwähnt jene Thatsache von der Auswanderung einer Familie *Καλόμερος* aus Maina; und auch die Herzogin von Abrantes („Mémoires", Paris 1831, Th. 1, Cap. 3 und Th. 2, S. 400) theilt in dieser Hinsicht historische Daten mit. Minder genau ist übrigens die Übersetzung von *Καλόμερος* in Bonaparte oder Buonaparte (statt in bella parte, wie Dr. Günther S. 2 meint) keineswegs; denn in der neugriechischen Sprache bedeutet *καλος* nicht schön, sondern gut. 17.

Literarische Notizen.

Ed. Mennechet's „Histoire de France", welcher von der Akademie der Preis Monthyon zuerkannt worden, ist jetzt, allen Familienvätern gewidmet, in vier Bänden erschienen. Von vorübergehendem, aber pikantem Interesse dürften sein: „Révélations sur les erreurs de l'ancien testament, publiées par le docteur *Ch. de Cosson*"; „Études sur Napoléon, par le Lieutenant-colonel *de Baudus*" (Generaladjutant der Marschälle Bessières und Soult), 2 Bde.; „De la politique extérieure de la France au 29 octobre", von Gustav de Beaumont; „Du pain à tous", eine wahrscheinlich aufreizende Broschüre.

Petit de Baroncourt, Professor der Geschichte am königlichen Collegium Bourbon, gab heraus: „Histoire résumée du moyen-âge" (2 Bde.) und „Analyse raisonnée de l'histoire de France", mit dem Beisatze, letzteres Werk sei nach dem Plane der deutschen Handbücher gearbeitet. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 13. — 13. Januar 1841.

Wrangel's Reise an den Nordküsten Sibiriens.

(Beschluß aus Nr. 12.)

Nach Betrachtung einer solchen Natur und solchen Lebens fragt man sich erstaunt um die Gründe, welche den Menschen vermocht haben sich hier anzusiedeln, wo jeder Tag neue Kämpfe mit den Elementen und Entbehrungen bringt und der Leidende selbst auf den Trost fremder Theilnahme verzichten muß. Sind die Bewohner der Eismeerküsten Reste einer alten Bevölkerung, oder erst in neuern Zeiten durch unerrathbare Schicksale in diese furchtbaren Wüsten verschlagen worden? Die letztere von Wrangel aufgestellte Ansicht hat Manches für sich. Jene Traditionen, die, einem fernen Wetterleuchten vergleichbar, die Geschichte roher Völker auf Augenblicke erhellen und häufig eine bessere Vergangenheit derselben ahnen lassen, sprechen auch unter den Bewohnern des äußersten Nordens von wärmern und schönern Wohnsitzen der frühesten Vorfahren. Warum diese verlassen und mit Eiswüsten vertauscht wurden, verschweigt die Sage. Vielleicht sind jedoch diese Stämme nur die vom Elend verfolgten Reste einer großen Bevölkerung, die von jeher dieselben Gegenden bewohnte, wo wir sie noch finden, allein in uralten Zeiten ebenda einer genußreichern Existenz sich freute. Die Trümmern solcher vorweltlichen Thiere, die als grasfressende nur in mildern Zonen leben konnten, finden sich bekanntlich über das nördliche Asien in Menge zerstreut. Nirgend sind aber die Anhäufungen ihrer Knochen so groß als in den Küstengegenden zwischen der Lena und Kolyma, und das Aufsuchen von Mammuthszähnen ist dort der wichtigste Betrieb russischer Kaufleute. Die Frage, ob das Klima seinen milden Charakter gradweis oder plötzlich verloren, und ob die empfindlichere Schöpfung der Thier- und Pflanzenwelt mit einem Male vernichtet worden, oder langsam ausgestorben sei, ist noch keineswegs entschieden. Daß diese Revolution weder stürmisch noch mit Zerstörung der Oberfläche verbunden gewesen, ergibt sich aus vielfachen Umständen. Es ist nicht unmöglich, daß die Menschen diese Veränderungen ertrugen und ihren Nachtheilen durch Erfindungen zu begegnen lernten. Ein solcher Kampf mit der Natur konnte aber nicht ohne Einwirkungen auf sie bleiben, denn wie nach Entziehung der Wärme der leibliche Mensch verkümmerte, führte der zunehmende Druck des Elends geistige Abstumpfung herbei. In dieser unerfreulichen Gestalt tritt heutzutage der Eingeborene dort auf. Die unserm Geschlechte auch unter günstigen Verhältnissen beiwohnende Selbstsucht hat sich, wo jeder mühsam um sein Leben ringt, zur Ungeselligkeit und Feindlichkeit gesteigert; man betrachtet den Nachbar mit Widerwillen, weil seine Theilnahme die Gaben einer kargen Natur vermindert, mit Mistrauen, weil ihn die Noth zum Äußersten treiben könnte. Freiwillig hebt man die Verbindungen auf, da sie keinen Nutzen bringen, und unternimmt, in kleine Haufen aufgelöst, den Kampf mit den Verhältnissen. Der äußerste Druck veranlaßt endlich Vereinzelung; der Unglückliche, der sogar seine Zughunde und somit das Unentbehrlichste verlor, trennt sich von den Seinen, vertieft sich verzweifelnd in die Eiswüste, um als Glücksjäger, wie mit schrecklicher Ironie das Volk dort solche Flüchtlinge nennt, seinen verlorenen Wohlstand wieder zu erhaschen, oder ohne Zeugen umzukommen. Zu der Natur, der immer bedrohenden oder ungütigen, empfinden jene Völker weder Vertrauen noch Zuneigung. Jede ihrer Erscheinungen wird vom Aberglauben gedeutet, der die rohe Existenz noch unheimlicher macht. Furcht spricht selbst aus ihren unbedeutenden Versuchen zur Dichtung; ihre Lieder rühmen in hyperbolischer Sprache die Schönheit des Landes, nicht weil die Überzeugung des einsamen Sängers es verlangt, sondern weil der geringste Tadel die Mächte der Unterwelt, die Alles beherrschen, zum Zorne reizen könnte. Aus dem physischen Elend lassen sich die rohen Gewohnheiten dieser Völker ebenso leicht erklären als ihr Mangel an Gemüth. Der immer wiederkehrende Hunger macht die Banden der Familie zu lastenden Ketten; Ältern und Kinder äußern fast nie Zeichen einer gegenseitigen Zuneigung. Die Erstarrung der Außenwelt theilt hier dem Innern des Menschen sich mit; auf die kurze Gegenwart hingewiesen, kennt er weder den Genuß der Erinnerung, noch den Trost des Hoffens, und vegetirt ohne Empfänglichkeit für Freude und Leid, für Liebe und Haß.

Tröstend ist der Gedanke, daß äußere Verhältnisse allein es nicht vermögen ein Volk so zu erniedrigen, sondern daß der eigenthümliche Charakter, der jeder Menschenrace unverwischbar anhängt, dazu beitrage. Neben dem Jakuten wohnt, gleichen Einwirkungen unterworfen,

der Russe als ganz verschiedener und höher sich stellender Mensch. Durch die Örtlichkeit gezwungen, bauet er seine Hütte fast wie der Ureinwohner und muß wie dieser durch Jagd und Fischfang sich erhalten, aber er strebt nach häuslicher Ordnung und sucht sich kleine Genüsse zu verschaffen, nachdem er für den langen Winter gesorgt. Ihm ist Gatten- und Kinderliebe nicht fremd und ein gewisser Frohsinn verläßt ihn selbst unter schwereren Entbehrungen nicht. Unter dem härtesten aller Klimate hat er sich Sinn für Geselligkeit bewahrt und ist empfänglich geblieben für die bessern der menschlichen Gefühle. Unterstützt von der Regierung, schreitet Industrie und Handel in diesen entlegensten Provinzen des großen Reichs erfolgreich vorwärts, seit Russen, durch den Gewinn gelockt, sich zahlreicher angesiedelt haben. Mit ihren alten Volkssitten haben sie nach den kältesten Gegenden Sibiriens auch die Neigung zu Handelsreisen und Unternehmungen verpflanzt, die in den südlichen Provinzen alljährlich die größten Karavanen in Bewegung setzt, hier nach der Bucharei, dort nach China führt. In dem eisigen Jakuzk wird jährlich eine Messe abgehalten, wo die Anwohner des Eismeeres ihr Pelzwerk, das schon an Ort und Stelle drittehalb Millionen Rubel werth ist, gegen andere Bedürfnisse vertauschen. Selbst mit den mistrauischen Tschuktschen, die als unabhängiges Volk den äußersten Winkel von Asien behaupten, haben die Russen Verbindungen angeknüpft, die mittelbar über die Behringstraße bis Amerika reichen. An dem entferntesten Grenzpunkte, in Ostrownoje, einem nur wenige Tage im Jahre bewohnten Orte von einigen Hütten, treffen die Karavanen der Russen mit den wilden Horden zusammen, die zum Theil über die Flächen des Eismeeres auf Schlitten herbeikommen. Zwischen dem ewigen Eise eröffnet sich für drei Tage die Scene eines sehr geräuschvollen Lebens, des Tauschhandels und der Gelage, aber bald ziehen die Tschuktschen, die keine andere Verbindung mit ihren Nachbarn unterhalten, wieder heim und die russischen Kaufleute treten die lange Reise nach den größern Städten Sibiriens an, wo sie mit reichem Gewinne die eingetauschten Wallroßzähne oder das kostbare Pelzwerk verkaufen, das auf vielen Umwegen das westliche Rußland erreicht und vielleicht nach zwei Jahren die reichern Bewohner europäischer Hauptstädte schmückt. Bisweilen veranstalten die Russen Expeditionen über das gefrorene Meer nach den Küstenpunkten, wo die dem Elfenbein gleichgeschätzten Mammuthzähne sich finden, und andere Male besuchen sie die Orte, wo der Handel zwischen Moskau und dem nördlichen Asien seine Sammelplätze hat. Jakuzk, wo Alles den Stempel des öden Nordens trägt, aber die Mehrzahl der Einwohner russischer Abstammung ist, beginnt sich sehr zu heben und zeigt sogar die ersten Spuren von Luxus. An der Küste wohnen aber selbst die ärmern Russen nur ungern und ziehen fast immer nach mildern Gegenden zurück, wenn es ihnen gelungen ist durch Fleiß ein kleines Vermögen zu erwerben.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß eine wissenschaftliche Reise in einem solchen Lande die schwerste Aufgabe sei, die einem Manne gestellt werden kann. Zu den gewöhnlichen Sorgen solcher Unternehmungen gesellt sich noch die Gefahr des Mislingens, vielleicht des Todes, wenn bei Berechnung der Möglichkeiten die geringste Unvorsichtigkeit gewaltet hat. Das Land selbst bietet wenige Hülfsmittel; der Reisende muß mit denselben sich begnügen, da die Entfernung der productiven Provinzen jede größere Zufuhr verbietet. Auf die Ureinwohner ist wenig zu rechnen, denn theils sind sie so arm, theils mit Selbsterhaltung so beschäftigt, daß sie weder etwas verkaufen, noch sonst Dienste leisten können. Der Reisende muß gleich den Einwohnern in der günstigen Zeit für Einsammlung von Vorräthen sorgen und sich in allen Beziehungen zur eingeführten Lebensart bequemen, die Hundeschlitten leiten, den Fischfang treiben und vegetabilische Kost entbehren lernen. Die Beschaffenheit des Bodens erschwert die Reisen im Sommer, doch legt man dann wol kurze Wege auf einer Art sehr unansehnlicher langhaarter Pferde zurück. Nur auf dem Schnee fährt man mit größerer Schnelligkeit und daher ist der grimmig kalte Winter dort die eigentliche Zeit der Reisen. Hundert und mehr Hunde sind erfoderlich für eine kleine Gesellschaft, die sich mit Vorräthen wie für eine Seereise versehen muß. Sie bestehen fast nur in getrockneten Fischen, die auch den Zughunden als Futter dienen, erheischen aber einen ansehnlichen Zug von Schlitten. Um die Last zu vermindern, legt man unterwegs wol Magazine im Eise an, die aber die Rückkehrenden, trotz der vorsichtigen Verbergung, nicht selten von Bären geplündert wiederfinden. Das Gepäck darf nur gering sein; ein enges Zelt, aus Häuten verfertigt, eine Eisenplatte als Unterlage für das Feuer und einige Bärenfelle machen den wichtigsten Theil aus. Glücklich schätzt sich die Gesellschaft, wenn sie am Ende der beschwerlichen Tagereise an einem geschützern Orte das Zelt errichten kann, in welchem Alle dicht zusammengedrängt, meist in der unbequemsten Lage, ohne Lampe und oft ohne Feuer die Nacht verbringen, zufrieden, wenn das Übermaß der Kälte sie nicht zum häufigen Aufstehen und Herumlaufen nöthigt. Auf öden Flächen beraubt der Sturm sie dieses Schutzes und zwingt sie, in Felle verhüllt, geduldig das Ende des Unwetters abzuwarten. Noch weit mühsamer und gefährlicher sind die Reisen auf dem gefrorenen Meere, wo Eisschollen in früherer Zeit zu schroffen Hügeln aufgethürmt überstiegen werden müssen und stellenweis selbst ebenere Flächen so mit ausgewitterten Seesalzkrystallen überzogen und so rauh sind, daß man die Hunde mit einer Art von Schuhen, die kleinen Schlitten mit Kufen aus Walfischknochen versehen muß. Nur dem Compaß folgend, fährt die Gesellschaft über die gleichförmige Einöde, die ein drohender Himmel beschattet. Auf dem weißen Leichentuche des Schnees fesselt kein Gegenstand das Auge des Reisenden, der sich zuletzt gewöhnt jene merkwürdigen optischen Täuschungen als angenehmen Wechsel zu betrachten, die ihm bald hohe Inseln, bald malerisch geformte Felsen vorspiegeln. Den besten seiner Genüsse, ein wärmendes Feuer, darf er sich nur sparsam gestatten,

damit der kleine Vorrath des mitgenommenen Brennholzes vor Wiedererreichung der Küste nicht erschöpft werde. Doch sind diese Entbehrungen gering zu achten im Vergleich zu den Gefahren, die des kühnen Reisenden warten, der, wie Wrangel, gerade nach Norden vorzudringen sucht und der Gegend sich nähert, wo das Meer fast nie zu frieren scheint. Die kaum fußdicke Eisschicht schwankt, vom Meere gehoben, auf und ab; bei Veränderung des Windes dringt durch schnell gebildete Spalten ein schmuziges Seewasser empor und es bedarf nur eines Sturmes, um dies Ganze in lose Schollen zu zerreißen. In einer dieser unheimlichen Gegenden entging Wrangel durch ein Wunder dem unvermeidlichen Tode. Gewarnt durch die Vorboten des Seesturmes, suchte er festeres Eis zu erreichen, allein schon war die Trennung erfolgt und der Reisende mit seinen Begleitern auf einer Insel gefangen. Ein Orkan brach los; das tobende Meer schleuderte Scholle gegen Scholle und verminderte mit schreckender Schnelle das Eisstück, das die Unglücklichen trug. Hülflose Zeugen des entsetzlichen Kampfes entfesselter Naturkräfte, harrten sie durch drei peinliche Stunden der Entscheidung ihres Schicksals. Plötzlich ergriff endlich das Meer auch diese Scholle und warf sie mit furchtbarer Gewalt gegen das noch feststehende Eis. Das Wasser drang empor und der Augenblick des Untergangs war gekommen, da sprangen Alle, von derselben Verzweiflung ergriffen, zugleich in ihre Schlitten und flogen, ohne zu wissen wohin, über die versinkenden Bruchstücke. Der nächste Moment fand sie gerettet auf festerm Grunde und, im freudigen Dank sich ergießend, der Abend an der Küste.

Drei Jahre verlebte Wrangel mit seinen Gefährten Matiuschkin, Kosmin und Kyber in der Nähe des Eismeeres, zum Theil auf demselben. Die wissenschaftlichen Ergebnisse dieses heldenmüthigen Unternehmens hat ein schon lange erschienenes Werk dargelegt. Im Reiseberichte selbst gehen die erregenden Scenen der gefahrvollen Wanderungen am Leser vorüber. Bald erscheinen die Reisenden vereint, bald wieder getrennt auf gleichzeitig nach verschiedenen Richtungen unternommenen Zügen, jetzt hochbeglückt über den Genuß der Sommerwochen in einem Thale, wo — ein seltener Anblick! — Rennthiere friedlich zwischen niedrigen Büschen grasten, bald nachher, von winterlichen Stürmen umhüllt, im Kampfe um ihr Leben. Wir sehen sie gerettet die Felsen und Mooshalden des Festlandes gleich einer lieben Heimat begrüßen und folgen ihnen in die dürftige Hütte der Überwinterung, wo höheres Bewußtsein und geistige Bildung unter allen Schrecken der Jahreszeit sie aufrecht erhält. Ihr ernster religiöser Sinn gebietet Achtung, sie mögen nun auf dem Eismeere die aufgesparte Kerze anzünden, um den aus Eisblöcken geformten Altar zum Osterfeste zu schmücken, oder im Vertrauen, daß „Gott morgen helfen wird", nach mehrtägigem Mangel an aller Nahrung den harten Felsboden zum Nachtlager wählen. An die Erzählung der persönlichen Schicksale reihen sich die Schilderungen der Natur und der Menschen. Sie beweisen, daß jene Opfer nicht umsonst gebracht wurden, und hellen das alte Dunkel auf, das bisher auf jenen fernen und abschreckenden Gegenden gelegen hat. Der deutsche Leser aber preist bei dem Rückblicke das Schicksal, das ihn unter einem Himmel in das Leben treten ließ, der, wie das Greisenalter Shakspeare's, „zwar frostig, aber freundlich", jene Fähigkeit zur höhern Entwickelung nicht im Keime vernichtet, welche ursprünglich wol den meisten Völkern, wenn auch ungleich, ertheilt wurde. 77.

Fahrten. Erzählt von C. Dräxler-Manfred. Erlangen, Heyder. 1840. 8. 1⅙ Thlr.

Die erste Abtheilung dieser „Fahrten" beschreibt nicht die wirklichen Fahrten des Verf. selbst, sondern die imaginairen Reiseabenteuer des chinesischen Prinzen Duzim-Ochantey unter dem Titel: „Der fahrende Prinz." Es fällt von vornherein in die Augen, daß es hier auf eine Satire abgesehen ist. Die Form, worin diese Satire auftritt, ist sehr wohlfeil und bereits ziemlich abgenutzt; man kennt diese fahrenden Prinzen, welche auf Reisen ihre Begleiter und Günstlinge meist von der schlimmen Seite und außerdem eine Menge Lebensereignisse, Sitten und Stände kennen lernen, um zuletzt, abgeklärt und geprüft, treffliche Herrscher zu werden. Dräxler-Manfred's „Fahrender Prinz" ist also weder in der Form noch im Gedanken neu, halb Roman oder Märchen, halb Persiflage, die überall hin schlägt und weder Hoch noch Niedrig schont. Manches ist trivial, der Ton leicht, aber auch ziemlich trocken, die Satire hier und da ergötzlich und treffend, zuweilen, wie in den Seitenhieben auf irgend eine Buchhändlerfirma, aus zu großer Animosität, auch wol Verkennung der Verhältnisse hervorgegangen. Manches ist als Witz mittelmäßig und gut als Wahrheit, Anderes als Wahrheit schlimm und gut als Witz, noch Anderes eine boshafte Übertreibung.

Um eine Probe von Dräxler-Manfred's Witz zu geben, führen wir Folgendes an. Dem Prinzen erscheint der Geist eines Verstorbenen, um ihm wichtige Aufklärungen zu machen. Hierbei bemerkt der Verf.: „Da bei Prinzen die Erscheinung des Geistes seltener ist als bei andern Menschen, so geben sie bei solchen Vorkommenheiten und so lange sie noch Prinzen sind, zuweilen etwas auf seine Stimme." Man sieht, daß des Verf. Witz wenn auch nicht tief, doch keck genug ist. Eine Episode ist in einer nach Art der „Makamen" gereimten Prosa geschrieben, worin uns nur die Einkleidung folgender Stelle behagt hat: „Die Weisen haben den Spruch bewahrt, es sei das Feuer vierfacher Art. Eines das nicht trinkt aber ißt: das Feuer so das Holz frißt; das zweite das trinkt aber nicht ißt: das Feuer so der Samum vergießt; das dritte das weder trinkt noch ißt: das Feuer so der Stein verschließt; das vierte das trinkt und ißt, und das Feuer des Magens ist." Diesem satirischen Märchen folgt eine Abtheilung Gedichte unter dem Titel: „Sängerfahrt", die im Ganzen leicht und fließend sind, ohne besonders inhaltreich und originell zu sein. In dem Gedichte: „Ein afrikanisches Blatt", hat sich auch Dräxler-Manfred von der jetzt so häufigen Sucht, Freiligrath's Dichtweise nachzuahmen, hinreißen lassen. Man höre die Verse:

Von seinen Lippen floß die Rede süß wie Manna,
Sein Arm war löwenstark, sein Name war Makanna;

Oder:

Vom großen Fischfluß bis zum Ufer des Kelskamme,
Vom Amakosa- bis zum Amapondaflamm,
So weit die Büffelhaut sich schmiegt um Kafferhüften ꝛc.

Diese schwerreimsüchtige ethnographische und geographische Richtung der Lyrik fängt nachgerade doch an, sehr langweilig und lächerlich zu werden. Geographischer verfährt Dräxler-Manfred noch in der letzten Abtheilung seines Buchs, welche den Titel führt: „Meine Reisegeschichte", worin er in monotonen und strohdürren Reimen eine Reise durch Deutschland, nach

Paris und London beschreibt. Wie kann man die Poesie, die man eine von den Göttern stammende Sprache genannt hat, zu solchen Trivialitäten misbrauchen! Natürlich hört die Poesie in diesem Falle auf, Poesie zu sein, sie sinkt sogar unter das Niveau der Prosa, wenn man auch immerhin die Reimfertigkeit des Verf. anerkennen mag. Man höre folgende Strophen:

Schwergetäuscht zog ich von hinnen,
Doch mein Ärger, er verging,
Als mit seinen heitern Zinnen
Karlsruh freundlich mich umfing.

Musterhaft und zum Gefallen
Ist die Stadt, das Land gebaut,
Musterhaft der Fürst vor allen,
Der sie beide überschaut u. s. w.

Ref. erinnert sich hierbei unwillkürlich an eine gereimte geographische Beschreibung von ganz Deutschland, die er in seiner Jugend gelesen und woraus sein Gedächtniß folgende Strophen bewahrt hat:

Regierungsstadt ist Posen,
An breiter Wartha Bord,
Hier ist der Juden Gosen,
Fünftausend schachern dort.
Bombst macht des Weinbaus Proben
Zu weit nach Norden hin,
Sein Wein ist nicht zu loben,
Viel Säure steckt darin.

Dräxler-Manfred's Reime ständen nicht ein Zoll breit über diesen kläglichen Reimereien, wenn nicht hier und da eine boshafte Wendung oder ein Calembourg mehr Färbung hineinbrächte. So heißt es z. B. vom stuttgarter Buchhandel:

Nehmt Cotta aus der Masse
Mit noch zwei'n und setzet kühn:
Quedlinburg bei Gottfried Basse
Auf das ganze Stuttgart hin.

Oder von Kassel:

Gute Stadt, ich wünschte herzlich
Einen Strom dir groß und jach,
Denn du hast, und fühlst es schmerzlich,
Ach, nur einen reichen Bach!

Dergleichen zeit- und geistraubende Armseligkeiten und Spielereien können aber im Ganzen doch nirgend anderswo zu Tage gefördert werden als in dem an curiosen Gelüsten und originellen Trivialitäten überreichen Deutschland. 16.

Notizen.

Durch die letzten Überschwemmungen in Frankreich ist man veranlaßt worden, auf Mittel zu sinnen, wodurch man der Wiederkehr gleicher Unfälle, soweit es in menschlichen Kräften steht, vorbeugen könne. Prof. Colladon hat dem zufolge seine Ansichten über die Möglichkeit der Regulirung des Laufs der Rhone vorgelegt, durch welche man einigermaßen die Wassermasse, die sich aus dem Genfersee ergießt, überwachen könne. Diese besteht im Herbste durchschnittlich für die Secunde in 400 Kubikmetern Wasser. Der Damm, welcher See und Fluß voneinander trennt, kann, wenn er zur Schließung hergestellt wird, mehr als die Hälfte, ja bei ganz gehöriger Einrichtung mehr als drei Viertel des Wassers ausschließen. Die Wassermasse, die sich in der Secunde gegen zwei Meter weit bewegt, kommt in 24 Stunden nach Lyon. Nach Verlauf dieser Zeit kann man also hier bereits die Wirkungen jener Abschließung verspüren, die in weniger als 20 Stunden bewerkstelligt werden kann. Der erste Erfolg würde darin bestehen, daß die Zwischenflüsse Zeit gewönnen, sich zum Theil zu verlaufen. Nimmt man an, daß die Rhone bei der Brücke zu Morand 200 Meter breit ist und die Strömung in mittlerm Verhältnisse 2 Meter 27 Centimeter beträgt, so würde die Reduction von 300 Kubikmetern in der Secunde die Höhe des Flusses zu Lyon um ungefähr 20 Zoll sinken lassen. Das Zurückdrängen dieser Wassermasse würde im Laufe von 14 Tagen die Höhe der weiten Oberfläche des Sees nicht über 21 Zoll steigen lassen. Da sein Wasser immer der mittlern Höhe während der Regenzeit nahe kommt, so würde dieses Anwachsen keine mislichen Folgen haben und die Oberfläche nicht den höchsten Sommerstandpunkt erreichen. Außerdem würde ein besseres Verfahren in der Abdämmung des Sees dem Fallen des Wassers im Winter begegnen und dadurch den Uferbewohnern sehr nützlich werden, da die Schiffahrt während dieser Zeit keine so großen Störungen wie jetzt erfahren würde.

Die Vorbereitungen zu der Nigerexpedition machen rasche Fortschritte; sie sind so getroffen, daß die Dampfschiffe, die zu Anfang 1841 vollkommen fertig ausgerüstet sein werden, künftigen April in den Fluß einlaufen können, zu welcher Zeit die Ufer desselben verhältnißmäßig trocken und das Nigerdelta am mindesten ungesund ist. Capitain Allen, welcher bereits an der letzten Expedition Lander's Theil genommen hat, wird auch die bevorstehende begleiten. Ganz kürzlich hat derselbe eine interessante Reihe malerischer Ansichten des Flusses herausgegeben, die er auf seiner frühern Reise aufgenommen hat. Die Zeichnungen fanden bereits früher, als sie der geographischen Gesellschaft vorgelegt worden waren, volle Anerkennung und sind im Abdruck vortrefflich wiedergegeben. Sie sind von einer kurzen Beschreibung und einer Karte des Flusses nach dem gegenwärtigen Standpunkte seiner Kenntniß begleitet.

Beobachtungen, die von Maclear, Astronomen auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und von Lieutenant Murphy während der Euphraterpedition über die Abweichungen in den Pendelschwingungen angestellt wurden, ergaben, daß, während zu London das Pendel an einem mittlern solarischen Tage bei der Temperatur von 65° in vacuo und mittlerer Meeresfläche 86,400 Schwingungen macht, auf dem Cap unter denselben Umständen 86,332·92 erfolgen, ein Resultat, was mit den Experimenten, die Fallons angestellt hat, ganz zusammentrifft und von dem der Capitain Foster und Freycinet nur gering abweichen; zu Port William bei Bir am Euphrat und zu Bussora war das Ergebniß folgendes, je nach der verschiedenen Masse des Pendels:

	Port William.	Bussora.
Messingpendel . .	86,340·66	86,318·93
Kupferpendel . . .	86,341·30	86,317·96
Eisenpendel . . .	86,338·96	86,317·66
Mittlere Zahl:	86,340·31	86,318·20

47.

Bibliographie.

Brummer, B., Shakspeare's Affe, oder Leben und Lieben. Ein Lustspiel in 5 Aufzügen. 8. Amberg, Smith. 1 Thlr.

Das Preußische Soldatenthum. Französische Ansicht. Von einem Reisenden. Gr. 12. Leipzig, Fest. 10 Ngr. (8 Gr.)

Deutscher Musenalmanach für 1841. Herausgegeben von Th. Echtermeyer und A. Ruge. Mit Jos. Freih. v. Eichendorff's Bildniß. 16. Berlin, Simion. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Reinbeck, G. v., Situationen. Ein Novellenkranz. Nebst einigen Worten über die Theorie der Novelle. 8. Stuttgart, Beck u. Fränkel. 2 Thlr.

Theotima. 2te vermehrte Ausgabe. I, II. Lex.-8. Berlin, Wohlgemuth. 2 Thlr.

Weiß, J. J., Carlos della Fiarra, der gefürchtete und blutgierigste Räuber der Provinz Valencia, der Schrecken von ganz Spanien. Eine Räubergeschichte der neuern Zeit. 2 Theile. 8. Kassel, Meßner. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 14. — 14. Januar 1841.

Stille Lieder. Von Karl Beck. Erstes Bändchen. Leipzig, Engelmann. 1840. Gr. 12. ⅓ Thlr.

Der noch junge Dichter, welcher dem Publicum durch seine „Nächte. Gepanzerte Lieder" und durch seinen „Fahrenden Poeten" bekannt ist, hat sehr bald auf jene Productionen das vorliegende Bändchen erscheinen lassen, dessen Inhalt zum Theil, wenn wir nicht irren, schon in Zeitschriften mitgetheilt wurde. Es ist weder überflüssig noch zu misbilligen, wenn ein Dichter, zumal ein noch junger, sich durch rasch aufeinanderfolgende Productionen dem Andenken der poetischen Lesewelt gegenwärtig zu erhalten sucht, und beim lyrischen Dichter scheint ohnehin, einzelne Fälle abgerechnet, die Jugend die fruchtbarste Periode zu sein; doch aber können wir einen Zweifel nicht unterdrücken, ob der Verf. nicht in seinem eigenen Interesse besser gethan hätte, mit dieser Publication noch etwas zurückzuhalten, bis er wieder eine bedeutendere Sammlung zu bieten gehabt hätte. „Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen", sagt Goethe, freilich wol mehr ironisch, und ein kleiner auserlesener Blumenstrauß gilt wol jedem Verständigen mehr als ein Korb voll zusammengeraffter gemeiner Feldblumen; aber es will Ref. bedünken, daß der Verf. eben auch bei dieser dem Umfang nach so kleinen Gabe nicht mit allerstrengster Auswahl verfahren sei, daß er in der ungeduldigen Hast, seinen poetischen Verkehr mit dem Publicum nicht erlahmen zu lassen, des Horaz'schen Nonum prematur in annum, das auch wir nicht im strengsten Sinn fodern möchten, allzu sehr vergessen habe. Das Heftchen hat nämlich nur hundert, sehr splendid, d. h. weitläufig gedruckte Seiten und bricht überdies mitten in einem Lieder- oder Romanzencyklus ab, dessen Fortsetzung im zweiten Bändchen versprochen wird. Wenn jedoch der Dichter zu dieser hastigen Veröffentlichung durch die ungeduldige Begierde der Freunde seiner Muse gedrängt wird, so wollen wir gern unsere Ausstellungen fallen lassen und ihm zu einer heutzutage immer seltener werdenden Gunst Glück wünschen.

Die nächste Obliegenheit Dessen, der dieses Bändchen zu beurtheilen hat, dürfte sein, es mit den frühern Erzeugnissen desselben Dichters zu vergleichen und auszusprechen, ob und welche Fortschritte die Muse Beck's gemacht habe, ob sie sich von neuen Seiten darstelle, ob die Eigenthümlichkeit des Dichters sich durch Gleichheit der Elemente seiner Poesie, bei Verschiedenheit der Gegenstände und der äußern Formen, bewähre, ob er in künstlerischer, freier Handhabung der Form fortschreite, oder ob er in einer Manier stecken bleibe? Ein Unterschied im Ton und in den Gegenständen von den frühern Productionen wird schon durch den Titel angekündigt, ja vielleicht spricht sich in ihm das Bewußtsein oder die Absicht des Dichters nur zu deutlich aus: die „Stillen Lieder" sollen, dieser Gedanke drängt sich sogleich auf, einen Contrast bilden zu den kriegerisch lauten, lärmenden, brausenden und klirrenden „Gepanzerten Liedern". Und auch zu dem „Fahrenden Poeten" treten sie in einen Gegensatz, sofern es die Gesänge des im engen Kreise der Häuslichkeit und Liebe sich haltenden Dichters sind. Gewiß hat der Verf. einen Schritt zur richtigen Erkenntniß gemacht, wenn er durch diese „Stillen Lieder" anerkennt, daß die Poesie nicht allein im Maßlosschweifenden, Tumultuarischen, Excentrischen, nicht blos in der phantastischen Fahrt durch die weite Welt und durch die Labyrinthe der Weltgeschichte, nicht in der stürmischen Anregung politischer und socialer Probleme ihr Wesen und ihre Macht offenbare, daß sie ebenso herrlich und erhebend sich in beschränkter Sphäre, in individuellen Gefühlen, in bescheidener Mäßigung kund gebe. Der gewöhnliche Gang der Dichter scheint nun wirklich eher der zu sein, daß sie vom Beschränkten, Individuellen und Nahen zum Allgemeinen, Entfernten, Umfassenden aufsteigen, oder vielmehr, wenn sie Jenes mehr oder weniger erschöpft, sich dann mit geübten Kräften und reiferm Geiste zum Letztern wenden, dessen sie sich dann auch vermöge des Reichthums ihrer Kenntnisse, Anschauungen und Gefühle poetisch zu bemächtigen wissen. Der Verf. der „Stillen Lieder" dagegen hat, allerdings auch ganz subjectiv, mit größern, umfassenden Gegenständen, mit Lebens- und Weltfragen, wenigstens in seinem Sinn, angefangen; dabei fehlte ihm, wie in den frühern Anzeigen nachgewiesen wurde, die Reife des Geistes, die Klarheit der Anschauung, die Fülle der echten poetischen Bildkraft, und diesen Mängeln suchte er durch den Pomp der Sprache, durch höchste Anstrengung der Einbildungskraft, durch gesuchte Effecte abzuhelfen, und so bekamen jene Productionen etwas Hohles und Gemachtes, was einen minder geübten Geschmack blenden und bestechen konnte, was aber dem gebildetern Auge die wirklichen Vorzüge des Dichters

wol eher verhüllte und entrückte. Hat nun Beck zeigen wollen, daß ihm sein Talent auch in der entgegengesetzten Sphäre des Innigen, Heimlichen, Gemüthlichen zu Gebot stehe? sucht er nunmehr, so zu sagen, den Weg von Unten nach Oben? So scheint es uns, und der Vorsatz wenigstens ist löblich. Wie ist es mit dem Gelingen?

Dasjenige Gefühl, die Leidenschaft, welche besonders den modernen Lyrikern den reichsten, unerschöpflichsten und allgemein anziehendsten Stoff zu Liedern und Gesängen gegeben hat, ist die Liebe, in ihren so verschiedenen Stadien und Phasen, als noch gegenstandlose Liebe, als allgemeine, träumende Sehnsucht, als Empfänglichkeit für das Liebenswerthe noch ohne fixirte Wahl, als süße Ahnung einer zwei Gemüther verbindenden Sympathie, als plötzliches Auflodern einer schönen Flamme, als banges Zweifeln und Hoffen, als Seligkeit der Gewißheit der Erwiderung, als Wonne des immer wachsenden Einklangs der Seelen, als Befriedigung der fürs ganze Leben entscheidendsten Wünsche und Bestrebungen, als unwandelbare Treue und Anhänglichkeit, als Gemeinsamkeit der Freuden und Leiden, als Verschmelzen der Persönlichkeit mit der sie erst vervollständigenden und ergänzenden — aber auch als peinigende, unglücklich machende Leidenschaft, wenn äußere Verhältnisse, oder, noch schlimmer, wenn die Geliebte die Verwirklichung der sehnsüchtigen Träume verweigert, wenn Eifersucht das Herz stachelt, wenn Untreue den süßen Kelch vergiftet, wenn die Illusion verschwindet und der Gegenstand der Liebe aus dem idealen Glanze in das matte, graue Licht der alltäglichen Wirklichkeit herunterssinkt, wenn dem zuerst geliebten Wesen unmerklich ein anderes sich substituirt und das Herz zwischen alter Anhänglichkeit und zwischen neuer Neigung schwankt. Diese verschiedenen Motive, denen sich unzählige beifügen ließen, werden nur genannt, um einen Begriff davon zu geben, welcher unendlichen Variationen das Eine Thema der Liebe fähig ist, wobei von individuellen Eigenschaften und Verhältnissen noch ganz abgesehen wird. Bei diesem uralten, einfachen Thema kann immer noch jeder wahrhafte Dichter, wenn er wirklich aus der Fülle des Herzens dichtet, hoffen neu und originell zu sein, weil er Gelegenheit hat, seine innerste, wahrste Individualität kund zu geben und jede ausgezeichnete und tiefe Individualität sich von jeder andern unterscheidet; und umgekehrt ließe sich vielleicht auch behaupten: die Fähigkeit eines Dichters, im poetischen Ausdruck des Gefühls der Liebe bis auf einen gewissen Grad eigenartig und neu zu sein, könne in vielen Fällen als eine Probe seines poetischen Berufs überhaupt gelten.

Die Liebe ist nun auch der Gegenstand des größten Theils dieses Heftchens, denn von den fünf Abtheilungen, in die es zerfällt, enthalten zwei „Lieder der Liebe", nämlich „Ihr Tagebuch" und „Sein Tagebuch", und die dritte „Traumbilder", größtentheils verwandten Inhalts.

Indem Beck das Tagebuch des Liebenden und der Geliebten einander gegenüberstellt, geht er über die eigentliche Sphäre des subjectiven Lyrikers, der seine *eigenen* Gefühle singt, hinaus und streift an den Dramatiker oder Romandichter, welcher verschiedene Personen handelnd, leidend und redend auftreten läßt. Das mag nun, wenn es gehörig durchgeführt wird, allerdings ein Talent beurkunden, welches höher steht als der reine Lyriker, denn aus der eigenen Persönlichkeit heraustreten, setzt ohne Zweifel eine höherstehende poetische Productionskraft voraus; aber wer das Talent dazu wirklich hat, der thäte nach unserm Dafürhalten besser, eine andere Dichtgattung zu cultiviren, statt innerhalb der Lyrik ein solches opus supererogativum zu leisten. Ref. gesteht, daß ihm gar Manches, was in diese Gattung einschlägt, wo der Dichter sich in die Person von Frauen oder Mädchen versetzt, und zwar nicht nur erzählend und schildernd, sondern so, daß er ihnen das ganze, ihre weiblichen Gefühle aussprechende Lied oder Gedicht in den Mund legt, wenig behagt, und nennt, auf die Gefahr hin, von Vielen einer argen ästhetischen Ketzerei schuldig erklärt zu werden, den berühmten und viel gelobten Chamisso'schen Liedercyklus „Frauenliebe und -Leben" als Beispiel einer solchen, seiner Meinung nach nicht gelungenen Versetzung des Lyrikers in eine weibliche Individualität. Wenn der Lyriker auch einen kleinen Roman in Liedern und Gesängen veranschaulichen will und darf, so thut er in diesem Fall doch am besten, durchaus seine eigene Persönlichkeit beizubehalten, und der Triumph seines Talents, seiner Begeisterung wird es sein, wenn er uns in dem Spiegel der *seine* Gefühle schildernden Lieder zugleich das geistige Bild seiner gefeierten Geliebten, wenn auch nicht ins Einzelne ausgeführt, doch mit einigen lebenvollen Zügen umrissen, zu zeigen vermag.

Beck stellt das poetische Tagebuch der Geliebten, mit zwölf Liedern, voran, und wir haben diese genauer zu prüfen. Nach dem Gesammteindruck, den sie auf Ref. gemacht, kann er nicht finden, daß sich der Dichter mit besonderm Glück in eine weibliche Individualität hineinversetzt, eine solche poetisch anschaulich und ansprechend dargestellt habe. Von dem specifischen Unterschied der Liebe des Mannes und des Weibes hat der Verf. ohne Zweifel ein bestimmtes Bewußtsein; er suchte in seinen weiblichen Gedichten besonders die Sanftmuth und Naivetät der weiblichen Natur zu fassen und zu schildern, sowie auch ihre demüthige Passivität, dem Manne, dem stürmischen Geliebten gegenüber; aber wir glauben die Behauptung wagen zu dürfen, daß er hierbei nicht ganz gerecht gewesen gegen die Würde des weiblichen Gemüths und der weiblichen Liebe. Die Einfachheit und Naivetät streift manchmal ans Tändelnde und Kindische, und die unterwürfige Hingebung ist von der Art, wie sie sich ein etwas sultanisch stolzer und launischer Mann träumen und wünschen, aber wie eine sich selbst fühlende, edle weibliche Natur sie doch nicht leicht in Worten aussprechen dürfte. Nr. 1 heißt: „Sie sagen, es wäre die Liebe!" An dieser Überschrift, welche als Refrain jeder Strophe wiederkehrt, ist zu rügen der grammatische Fehler: *wäre* statt *sei*. Die erste Strophe lautet:

Ich kann die Sprache der Sterne,
Die Sprache der Rosen verstehn,
Ich hab mein Täubchen so gerne,
Ich weiß nicht, wie mir geschehn?

Was mir aus jedem Wörtchen lacht,
Zu schön, als daß ich's beschriebe —
Was mich so froh, so selig macht,
Sie sagen: es wäre die Liebe!

Die Überschwenglichkeit des ersten Gefühls der noch nicht recht bewußten Liebe rechtfertigt vielleicht eine entsprechende Überschwenglichkeit in der poetischen Veranschaulichung dieses Gefühls bis auf einen gewissen Grad, aber trotzdem scheint uns dies Gedicht zu vag und zusammenhanglos, und der in den folgenden Strophen geschilderte Traum ist offenbar nicht erlebt, sondern gemacht:

Mir träumte im schwellenden Grase
Vom goldenen Schmetterling,
Von einer Seifenblase,
Die farbig am Halme hing .....
Sie lächelten hüben und drüben,
Sie deuteten meinen Traum,
Sie flüsterten drüben und hüben:
Ich selbst sei der farbige Schaum ....
Der Halm, um den ich gegaukelt,
Ein Jüngling vom fernen Ort,
Vom Sturme hergeschaukelt,
Vom Sturme getragen fort ....

Das sind keine Anschauungen und Bilder, wie sie aus dem liebeseligen Gemüth emporsteigen, sondern es sind Erfindungen der Einbildungskraft, und zwar nicht eben glückliche. Ein Halm und eine Seifenblase sind Symbole für Liebende, die im Munde eines skeptischen Spötters vielleicht passend wären. In dem zweiten Gedicht: „Der Weiher", spricht sie den Wunsch aus, mit dem Geliebten im Weiher, worin der Liebesstern sich spiegelt, zu versinken. Wenn auch die Idee nicht neu, so sind doch die Verse fließend und einfach; nur stört, daß sie sich im letzten Vers selbst „ein Blümlein" nennt. Nr. 3: „Die Hand" ist eines der ansprechendsten Gedichte (mit Ausschluß der ersten Strophe):

Ich lauschte deinem trauten Wort;
Du drücktest mir die Hand.

Und als ich traurig ging von dir,
Daheim in meiner Kammer stand,
Gedacht' ich dein und drückte mir
Verstohlen selbst die Hand.

„Ein Traum" schildert das Schwanken zwischen Unruhe, Vorwürfen und Hoffnungen recht ansprechend. „Brust an Brust" spricht den Wunsch aus, mit dem Geliebten in Stein verwandelt zu werden:

Wir standen da, so warm, so jung,
Und doch, wie Säulen, todt, —
Im Auge Abenddämmerung, (?)
Im Antlitz Morgenroth.

Ich sah dich an in stummer Pein;
Mein innig Sehnen war:
Die Erde schlösse liebend ein
Dies seltne Säulenpaar.

„Bitte! Bitte!" In diesem Gedicht trägt die weibliche Unterwürfigkeit und Hingebung eine allzu grelle Farbe. „Der Namen" dünkt Ref. gar zu tändelnd. Sie bittet den Geliebten, sie nicht mehr „Lämmchen" und auch nicht mehr „Täubchen" zu nennen. Wäre sie jenes, so würde sie mit dem Glöcklein dem Herzen ihres Schäfers Frieden einläuten, wenn dieses, dem Geliebten, wie Noah's Taube, Friedenszweige bringen. Der Schäfer habe im Jahr gar viele Lieblingslämmchen; bei einem Täubchen denke man an eine ganze Taubenschar. Sie bittet ihn, sie „sein Flämmchen" zu nennen. Hierin ist, auch für ein Mädchen, gar zu wenig Logik und auch zu wenig Empfindung. „Zu Nacht." Von diesem Gedicht ist zu bezweifeln, ob es die richtige Mitte zwischen inniger, leidenschaftlicher Liebe und weiblichem Zartgefühl getroffen. „Der Papagei." Der Vogel wird beneidet, daß er, durch Zuckersamen zur Ruhe gebracht, den Schlaf gefunden, während sie, der Küsse Mohn entbehrend, um Mitternacht noch wache. Dem Gedichtchen fehlt eine rechte Spitze. „Wann kommst du wieder?" Sehnsucht nach dem Abwesenden ist das Thema dieses Liedes:

Drei lange Wochen bliebst du fort,
Schlaff hangt mein Haupt darnieder,
Und meine Seele ist verdorrt, (!)
Wann kommst du wieder?

Solche übertriebene Bilder sind nur erträglich, wenn sie mit der Sprache und dem Ton einer Poesie überhaupt zusammenstimmen, im Munde von Orientalen etwa, aber in stillen Liedern sind sie höchst störend. „Robinson und sein Lama." Sie wünscht sich, alter Zeiten und Lecturen gedenkend, das Lamm zu sein, das seinem Robinson (dem Geliebten) fromm und traut ins Auge schaute. Weder klar noch tief empfunden. „Täuschung" ist eine Klage, daß der Geliebte sie, die ihn schon auf ewig festzuhalten geglaubt, schnell vergessen habe. Man vermißt den tiefen Ausdruck des Kummers.

Weit günstiger ist der Eindruck, den das Tagebuch des Liebenden macht. Hier sind echte, lebhafte Gefühle ausgesprochen, zum Theil mit kräftiger Einfalt, zum Theil wol freilich auch in etwas gesuchter Art. Eine große Gabe der Erfindung innerhalb einer begrenzten Sphäre, eine tiefere Originalität und schärfere Plastik können wir zwar auch diesen Gedichten nicht nachrühmen, aber Frische und Empfindung sind unverkennbar, die Form fließend und gewandt, besonders wo der Dichter nicht willkürlich damit spielt. Besonders hervorzuheben sind: „Regen", „Heimweh", „Ich liebe dich". Dagegen lassen sich auch mancherlei Ausstellungen gegen Einzelnes erheben, gegen ungehörige Zusammenstellungen von gesuchten Bildern, gegen Nachlässigkeiten des Styls, gegen unästhetische Übertreibungen, wie z. B.: „ich möchte dich beißen, einzig Kind" u. s. w. „Heimweh" gibt einem nicht neuen Gedanken (Burns hat ihn unübertrefflich schön ausgesprochen!) eine neue, glückliche Wendung:

Der Heimat fern, mit nassem Blick,
So stand ich da, verwaist im Leben,
Doch sie erkor ein gut Geschick,
Die neue Heimat mir zu geben.

Ihr Herz, das ist mein Vaterland,
Ein banges Heimweh ist mein Lieben,
Ein Heimweh, das mit starker Hand
Zur theuern Stätte mich getrieben.

Die dritte Abtheilung enthält Traumbilder. Es wäre für die Poesie im Ganzen gut, wenn dies Genre nach und nach aufhörte und uns dafür lauter lebendige, wache Bilder geboten würden, die wahrlich deshalb nicht minder

tief und phantasiereich zu sein brauchten. Das Träumerische ist eine vermeintliche, aber unechte Potenzirung des Poetischen — ungefähr wie man auch schon den magnetischen Schlafzustand für einen höhern hat ausgeben wollen als den Zustand des wachen, freien Selbstbewußtseins; nur ist hierbei der Unterschied noch wohl zu beachten, daß der somnambule Zustand doch ein wirklicher ist, der Traum des Dichters aber selbst nur eine gemachte Fiction. Unserer Poesie thut viel mehr Kraft, Schärfe, Bestimmtheit und Klarheit, als träumerische Weichheit und Verschwommenheit noth. Im vorliegenden Fall ist jedoch der Titel „Traumbilder" eigentlich nur ein Titel, der nichts zur Sache thut; es ist nur ein anderer Name für Lieder schlechtweg. Es finden sich darunter einige recht schöne, z. B. „Schlaf wohl!" „Der Schmetterling" und „Die Schwalbe". Das letztgenannte möge hier eine Stelle finden.

O sieh die Schwalbe, Knabe mein!
Sie sitzt am Simse, tiefbekümmert,
Indeß dein schadenfroher Stein
Das Nest, das traute, ihr zertrümmert.

Du wirfst, mit kindlich offner (?) Lust,
Den Stein in die geweihten Hallen;
Sie schaut, mit Gram in junger Brust,
Die theuern, letzten Trümmer fallen.

Sie flattert fort, sie fliegt umher
Vereinsamt auf den weiten Auen:
Du weißt es nicht, es ist so schwer,
Die neue Heimat sich zu bauen.

Was Heimat ist, du ahnst es kaum!
Kommt dir die Mutter nicht entgegen?
Wird sie zu Nacht auf weichem Flaum
Dein Köpfchen nicht zur Ruhe legen?

Dann träumest du und schlummerst fest,
Wenn noch die Schwalbe schweift und irret,
Ach, und um ihr zerstörtes Nest
Mit heimatlosem Flügel schwirret;

Wenn ich in düstrer Mitternacht
Vereinsamt schweife vor den Thoren,
Und an das Vaterhaus gedacht,
Das ich verlassen und verloren.

Mit dem Gedicht „Der Zigeunerkönig" in sieben Nummern, fällt Beck einigermaßen aus dem Ton der „Stillen Lieder"; eine Erzählung, wie der Zigeunerkönig das Herz einer vornehmen Dame, unter deren Schloß er sich nächtlich zeigt, gewinnt und sie entführt. Diese plötzliche, überwältigende Liebe ist gar zu wenig psychologisch motivirt; es ist so dargestellt, als ob der Zigeuner sie mit der Gewalt seiner Blicke, wie die Klapperschlange den Vogel, fesselte und an sich zöge. Bedeutender und ansprechender als dies Hauptfactum sind die leichten Skizzen des Zigeunerlebens und -Treibens, ihrer Bräuche, ihrer Tracht und ihrer Erwerbsarten. Sehr prägnant ist der Vers:

Denn Schatten sind wir, trüb und zag,
Nicht festen Fuß im Leben habend,
Verschämt und klein am hellen Tag,
Doch fühlen wir uns stark am Abend.

Auch der folgende:

Der Sprosser schlägt den schönsten Klang,
Wenn Baum und Busch im Schatten schwimmen:
Ja, Schatten sind wir, Klang und Sang
Sind unsers Schicksals ew'ge Stimmen.

Hier und in dem unvollendeten Cyklus: „Ein ungarisches Wachthaus", hat der Verf. nationale Stoffe behandelt, was sehr anerkennungswerth ist; nur ist ihm darin Lenau zuvorgekommen, obgleich wol möglich ist, daß auch Beck von selbst auf diese Themata verfiel. Und nicht nur die Priorität der Zeit, sondern auch die tiefere psychologische und die kunstvollere Sprachdarstellung hat sein Landsmann vor Beck voraus. Die erste Nummer: „Das Wachthaus", kann als eine Art Fortsetzung von Lenau's „Werber" gelten, doch in minder poetischem Ton. Da das Gedicht unvollendet geblieben, kann kein Urtheil darüber gefällt werden.

Wenn der Übergang eines Dichters zu größerer Einfachheit immer ein Fortschritt genannt werden muß, so kann man nicht umhin, in diesen Liedern einen Fortschritt gegen die frühern Productionen zu erkennen. Der fremde, unwesentliche Putz ist mehr abgefallen und das eigene Wesen tritt deutlicher hervor; die verhältnißmäßige Magerkeit, welche dabei sichtbar wird, ist der frühern pompösen Aufgedunsenheit gewiß beiweitem vorzuziehen. Durch eine tüchtige geistige und ästhetische Gymnastik mag es Beck wol noch gelingen, manche dermalige Mängel seiner Poesie zu beseitigen und Gedichte und Lieder zu produciren, welche, von den Extremen gleich weit entfernt, der Ankündigung durch seltsame Titel nicht mehr bedürfen, weder „gepanzerte" noch „stille" Lieder heißen dürfen, weil es eben Lieder, echte und ungekünstelte Ausströmungen von Phantasie und Gemüth sind. 23.

Notiz.

Gutachten eines nürnberger Arztes über Kaspar Hauser.

Die Mähr von Kaspar Hauser ist zwar jetzt verstummt und man hat in Deutschland Wichtigeres zu thun, als sich um einen Findling zu bekümmern, von dem ohnehin schon zuviel Lärm gemacht worden ist. Aber es ist doch wol nicht ohne Interesse, über ihn das Urtheil eines angesehenen Arztes in Nürnberg, des damaligen Obermedicinalraths von Hoven (er ist am 6. Februar 1838 gestorben), aus der im vorigen Jahre erschienenen Selbstbiographie (S. 252—257) in der Kürze zu vernehmen. Dieser verständige und klare Arzt ist weit entfernt, den Kaspar Hauser einen Betrüger zu nennen, aber er erklärt unumwunden am Schlusse seiner Beleuchtung dieser Geschichte, daß er ihn für einen Betrogenen halte, „betrogen von der hohen Meinung von sich, die ihm seine nicht minder verblendeten Gönner und Beschützer und, ich möchte hinzusetzen, seine Liebhaber und Liebhaberinnen beibrachten. Diese hohe Meinung von sich machte ihn zu einem eiteln, stolzen, anmaßenden Menschen, und wenn er endlich zum Selbstmörder wurde (denn nach Hoven ist er als solcher gestorben, nicht als Verwundeter von fremder Hand), so war es seine gekränkte Eitelkeit, sein unbefriedigter Stolz, seine getäuschten Hoffnungen und Erwartungen, die ihn dahin führten. Sein Selbstmord gereicht daher ihm weniger zum Vorwurf als Denjenigen, die ihn so eitel, stolz und anmaßend machten. Zu diesen gehört vorzüglich Lord Stanhope, und es thut mir leid, ihm auch den trefflichen Feuerbach an die Seite stellen zu müssen." 11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 15. — 15. Januar 1841.

Über die Literatur der jüngsten Säcularfeier der Buchdruckerkunst.

Erster Artikel.

Unberechenbar, sowol in die Breite als in die Tiefe, ist die Bedeutung der Säcularfeste mächtiger, noch in der Gegenwart fortwirkender Ereignisse der Menschheit, d. h. nicht blos solcher Ereignisse, die, wie z. B. die Thronbesteigung Friedrich's des Großen oder die französische Revolution, dadurch die Fortentwickelung der Zeit mitgestalten, daß sie solche Ideen, welche in der Praxis des Lebens nothwendig geworden sind, nun für ganze Völker wie einen alldurchdringenden Lichtstrom verbreiten. Die Ereignisse, deren Säcularfeier ich hier meine, sind nicht blos Fortbildungsmomente der Völker, sondern Metamorphosen der Welt selber; — so die Reformation und die Erfindung der Buchdruckerkunst. Darum können jene Ereignisse ersterer Art überlebt werden, wobei die Zeit in ihrer gegebenen Grundgestaltung fortdauert, ja gerade in solcher Abwechselung ihre Haltung hat und mehr und mehr in die Breite und Tiefe befestigt. So gewiß es nun ist, daß die Säcularfeste solcher Ereignisse auch für uns von großer Bedeutung sind, so gewiß ist es jedoch auch, daß die Säcularfeste der allgemeinen Weltumgestaltung von noch größerer Bedeutung für uns sein müssen. Es tritt dann nicht blos eine höchst lebhafte Erinnerung ein, die freilich auch theilweise in das Praktische übergeht, sondern jene lebhafte Erinnerung ist zugleich auch das Bewußtsein unmittelbarster Gegenwart. Es entsteht eine große, mächtige Wirkung auf uns, denn es ist der Weltgeist selbst, der in eigenthümlicher Grundgestaltung sich bei dieser Gelegenheit als ein allgemeines Bewußtsein der Menschen laut und öffentlich anerkennt, als das Leben der Menschheit, das in unendlicher Vielseitigkeit doch eine bestimmte Grundrichtung angenommen hat. Wie eine solche Wirkung auch bei der dermaligen Säcularfeier der Buchdruckerkunst stattfand, haben wir Alle erlebt, freilich nur noch in erster Aufregung, deren nachhaltige Folgen noch jenseit aller Berechnung liegen. Über dieselben hier vorausgreifend Betrachtungen anzustellen erlaubt für jetzt weder Ort noch Gelegenheit. Welche wichtige Zeitmomente trafen sich doch gleichzeitig mit dieser Säcularfeier! Der Tod eines der mächtigsten europäischen Herrscher und die Thronbesteigung seines Nachfolgers, der mit laut tönendem Worte die Gemüther der Deutschen bewegt; der unerwartet thätig eingreifende Verein der vier Großmächte zur Regulirung des Orients; und endlich Deutschlands frisch erwecktes politisches Nationalgefühl und die daraus hervorgehende muthig gerüstete Gesinnung drohender französischer Anmaßung gegenüber. Alle diese wichtigen Momente müßten bei einer Betrachtung über die muthmaßlichen Folgen der Säcularfeier mitbetrachtet werden. Überlassen wir demnach dieses einer andern Untersuchung, wenn ja eine solche jetzt an der Zeit sein sollte, was jedoch bezweifelt werden kann. Reicht doch kaum alle unsere Aufmerksamkeit hin für die Mittel in der Fieberkrisis der Gegenwart.

Die Buchdruckerkunst hat eine so eigenthümliche Beziehung zur Literatur, indem diese letztere erst eigentlich den Ritterschlag durch die Erfindung der erstern bekommen hat, daß die Literatur ihrerseits sich nicht saumselig erweisen durfte, als es galt auch von dieser Seite aus seine Theilnahme an dieser Feier zu zeigen; und es ist auch geschehen; wie es denn die albernste Behauptung ist, daß die Literatur sich bei dieser Gelegenheit zurückgezogen habe. Es sei der Inhalt der hier zu liefernden Artikel, Dasjenige, was in dieser Hinsicht geleistet worden ist, zu besprechen.

Was wir bei diesen Leistungen der Literatur vor Allem anzuerkennen haben, ist die Solidität der meisten ihrer Productionen hinsichtlich ihres wissenschaftlichen Gehaltes, was besonders von den Monographien gilt. Die Bedeutung derselben, sowol im Allgemeinen als auch in den einzelnen Leistungen, werde ich in den folgenden Artikeln beleuchten. Hier sei von denjenigen Schriften die Rede, welche den Streit über die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Geschichte dieser Erfindung behandeln. Ehe ich jedoch auf eine Beleuchtung dieser Schriften eingehe, wird es gewiß nicht unpassend sein, erst etwas über die Erfindung und den Streit hinsichtlich derselben auszusprechen, weil es sonst nicht gut möglich wäre, einen festen Leitfaden bei dem Durchgehen der erwähnten Schriften in die Hände zu bekommen.

Die Wirksamkeit der Buchdruckerkunst ist ein historisches Factum, dessen Entstehung in die Mitte des 15. Jahrhunderts fällt. Diese Entstehung selbst ist demnach

für uns ein nachweisbares Ereigniß. Soll nun über dieses Ereigniß eine historisch-wissenschaftliche Einsicht gewonnen werden, so kann man nur auf einem historisch-kritischen Wege bei dieser Untersuchung verfahren, d. h. es muß gefragt werden: existiren ausdrückliche Zeugnisse, also vorzüglich Nachrichten als bestimmte Zeugnisse? Solche Zeugnisse existiren nun wirklich, und sogar in großer Anzahl. Ich will nur einige davon anführen. Zuerst ist hier wol zu nennen das Zeugniß von Peter Schöffer selbst, der in den Schlußschriften verschiedener von ihm gedruckter Werke ausdrücklich sagt, daß der Bücherdruck in Mainz erfunden worden sei; dies Nämliche sagte er ja auch zu Trithem in der wohlbekannten Stelle aus des Letztern „Annales monasterii Hirsaug". Auch ist sehr zu beachten das Zeugniß des Sohnes und Nachfolgers von Peter Schöffer, welcher Johan Schöffer 1505 ausdrücklich von Mainz schreibt: „in welcher Stadt auch anfenglich die wunderbare Kunst der Trucker-ey, und im ersten von dem Kunstreichen Johan Guttenberg, do mann zelt nach Christi unsers Herren Geburt, tausentvierhundertundfünffzig Jare erfunden" u. s. w. Diese Stelle befindet sich in seinem deutschen Livius, nämlich in der Dedication an Maximilian I. Daß sich aber diese Stelle in einer Dedication an Maximilian I. befindet, ist gerade von besonderer Wichtigkeit, wenn man bedenkt, wie bewandert Maximilian in Kunst und Wissenschaft war; welchen regen Antheil er an der Cultur seiner Zeit nahm; wie er sich persönlich um die verschiedenen Künste und Künstler bekümmerte; in welchem Verhältnisse er zu Burgund und Holland stand; und wie wenig es demnach bei ihm angewendet gewesen wäre Mainz auf Kosten Hollands hervorzuheben. Bekanntlich hat dieser Johan Schöffer auch in Vorreden und Schlußschriften zu später bei ihm gedruckten Werken Mainz als Erfindungsort angegeben, sich aber dabei die Unredlichkeit erlaubt, nicht Gutenberg, sondern Fust als Erfinder zu nennen. Daß er in den angeführten Dedicationsworten redlicher ist, kommt wol daher, weil er damals nicht wagte dem Kaiser eine Unwahrheit zu sagen. Daß übrigens Johan Schöffer über den Thatbestand der Erfindung gut unterrichtet gewesen sein mag, das sollte von rechtswegen kein verständiger Mensch leugnen. Außer den Nachrichten von der Schöffer'schen Seite, die unbestreitbar für authentisch gelten müssen, weil, sowie sie laut und öffentlich ausgesprochen wurden, sie eine allgemeine Anerkennung bei allen ihren Zeitgenossen fanden, nicht irgend einen entschiedenen Widerspruch von einem notabeln Schriftsteller, Verleger oder Buchdrucker das ganze 15. Jahrhundert hindurch erfuhren, obgleich schon zu jener Zeit die Buchdruckerei unter allen civilisirten Nationen und von Personen aus fast allen civilisirten Nationen ausgeübt wurde — außer diesen schon allein hinreichenden Zeugnissen will ich hier nur noch zwei anführen aus der großen Zahl historischer Nachrichten des 15. Jahrhunderts. Es sind die Nachrichten von Zell und Caxton. Zell's Nachrichten befinden sich bekanntlich in der berühmten Stelle der kölnischen Chronik, welche Nachrichten durch folgende Worte des Verfassers der Chronik eingeführt sind: „Dat begynne ind vortgank der vurß (vorgenannten) kunst hait mir muntlich vertelt der Ersame man Meyster Ulrich zell von Hanauwe, boichdrucker zo Cöllen noch zer zijt, anno MCCCCXCIX, durch den die kunst vuerst is to Cöllen komunen." Die wichtigsten Stellen aus jenen Nachrichten selbst sind aber folgende: „Item dese hoichwyrdige kunst vurß is vonden allererst in Duyschlant zo Mentz am Ryne." — „Mer der erste vynder der drückerye is gewest ein Burger zo Mentz ind was geboren von Straßburg, und hiesch jonker Johann Gudenburch." — „Item it syn ouch eyn deill vurwitziger man, und die sagen; man habe ouch vurmails boicher gedruckt, mer dat is uit ware; want mann vynt in geynen landen die boicher die to denselben ziiten gedruckt syn." Daß Ulrich Zell, dessen nachweisbar erstes zu Köln gedruckte Buch 1466 erschien, ein Zögling einer der ersten mainzer Officinen war, ist nicht wohl zu leugnen, weswegen auch sein Zeugniß mit für eines der bedeutendsten gilt. Wichtig ist auch das Zeugniß dieses Typographen dadurch, daß er der erste Typograph in Köln war, in einer Stadt, die in lebhaftem Verkehr mit den Niederlanden stand, und in welcher auch die ersten niederländischen Drucker ihre Kunst lernten. Das andere Zeugniß, welches ich vorhin erwähnte, ist das des William Caxton, des ersten englischen Typographen. Derselbe sagt in einem 1482 bei ihm erschienenen Buche: „Auch ist um diese Zeit (nämlich 1457) die Kunst des Buchdruckens zu Mainz in Deutschland erfunden worden — also aboute this tyme the crafte of emprynting was first founde in Magounce in Almagne." Dies Zeugniß des Caxton ist aber sehr bedeutend, wenn man seine Thätigkeit und seine Lebensumstände erwägt. Im J. 1412 war er geboren, dann bei einem londoner Kaufmanne zu einem großartigen Geschäftsverkehr herangebildet von demselben, der ihn auch in die Niederlande versendete. Dort zeigte er sich so bedeutend in Geschäften, daß er vom Könige von England den Auftrag bekam, nebst noch einem andern Engländer einen Handelsvertrag mit dem Herzoge von Burgund abzuschließen. Aber auch für die Literatur zeigte er sich dort thätig, indem er die Sagensammlung „Recueil des histoires de Troyes" ins Englische übersetzte und auch selbst zu Köln druckte, wo das Buch um 1471 erschien. In Köln hat er wahrscheinlich die Typographie gelernt, der er sich völlig widmete, und nach London zurückgekehrt, fortfährt als Literator und Typograph zu wirken. Beachten wir alle diese Umstände, so ist Caxton's Zeugniß eines der bedeutendsten.

Durch die hier beigebrachten Zeugnisse ist die Erfindung der Buchdruckerkunst, insofern sie ein geschichtliches Ereigniß ist, klar und sicher herausgestellt. Auch erhob sich gegen dieselben bis in die Hälfte des 16. Jahrhunderts hinein von keiner Seite her ein Widerspruch, der zu beachten gewesen wäre. Gerade von den Niederlanden aus war man gänzlich still, obgleich dies Land Gelegenheit genug gehabt hätte, sich auszusprechen, um so mehr, da selbst drei verschiedene aus Harlem gebürtige Buchdrucker im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts zu Vicenza,

Mainzer und Laurenz druckten. Auch keine der nicht wenigen im 15. Jahrhundert in den Niederlanden herausgekommenen Chroniken erwähnt von einer holländischen Erfindung oder einer sich darauf beziehenden Sage etwas.

Wenn wir das bis jetzt Gesagte gehörig überlegen, so muß sich wiederholt die Frage aufdringen: Worauf gründen denn eigentlich die Holländer ihre Ansprüche, da sie doch keine historischen Zeugnisse aufzuweisen haben, welche in dieser Sache nur allein entscheiden können? Es ist ja nicht ein einziges Document vorhanden, das nur irgend die geringste Beweiskraft habe; keine Acten, keine Bürgerregister oder Ähnliches sind da, die dergleichen beweisen könnten. Auch existirt nicht ein einziger alter Druck, aus dessen innerer Beschaffenheit mit Zuversicht könnte geschlossen werden, daß irgendwo vor Gutenberg's Erfindung mit Typen gedruckt worden sei; auch ist es geradezu unmöglich, aus der blos innern Beschaffenheit eines alten Druckes dergleichen zuversichtlichen Schluß zu ziehen. Somit muß man auf die eben aufgeworfene Frage immer antworten: es sei die harlemer Sage, welche die Stütze der holländischen Ansprüche bilde. Wie steht es aber nun mit dieser Stütze?

Vor der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts findet sich nicht die geringste Andeutung vor, daß eine Sage vorhanden sei, und man kann wenigstens hieraus schließen, daß sie, wenn sie ja vor jener Zeit existirt haben sollte, nur in Harlem und auch da nur als ein noch nicht zur Volkssage ausgebildetes Gerede Einzelner existirte. Das erste Zeugniß von dieser Sage findet sich in den funfziger Jahren des 16. Jahrhunderts, wo sie durch einen harlemer Rathsherrn, Joh. van Zuyren, zuerst geltend gemacht wurde, in einer Schrift, welche den Titel führte: „De prima et inaudita hactenus vulgo et veriore tamen artis typographicae inventione dialogus." Die Schrift selbst scheint verloren gegangen zu sein und nur die Einleitung derselben ist uns aufbewahrt. In dieser Einleitung sagt nun der Verf.: „Ut nihil dicam de ejus inventione prima, quam falso hactenus totus propemodum orbis unanimi consensu Moguntensibus ascripsit" — nicht zu gedenken ihrer ersten Erfindung, welche bisher die ganze Welt mit einstimmiger Übereinstimmung irrigerweise den Mainzern zugeschrieben hat. Also bis zu van Zuyren's Auftreten hatte noch Niemand die harlemer Sage geltend gemacht! Übrigens erfahren wir von van Zuyren weiter nichts, als daß es noch in der lebhaften Erinnerung der Ältern der damaligen Harlemer aufbewahrt sei, indem es ihnen von ihren Vorfahren überliefert wurde (quod adhuc in recenti patrum memoria haeret, a genitoribus suis sibi per manus traditum), daß die vielleicht noch rohen, aber doch ersten Fundamente (rudia fortasse sed tamen prima) der Buchdruckerkunst in Harlem erfunden worden seien. Die Geschichte vom Diebstahle findet sich nicht erwähnt. Er sagt nur, daß der Stadt Mainz hohes Lob gebühre, daß sie die von den Harlemern überkommene Erfindung zuerst in das öffentliche Leben eingeführt habe. Diese Stelle ist wichtig, denn van Zuyren hätte sich so nicht über Mainz aussprechen können, wenn schon zu seiner Zeit die Geschichte vom Diebstahl mit in die Sage wäre aufgenommen gewesen. Die zweite Nachricht von dieser Sage gibt uns 1561 der harlemer Buchdrucker Theodor Coornhert in der Dedication zu einer Übersetzung von Cicero's „Pflichten". Die Dedication ist an den Magistrat der Stadt Harlem gerichtet und offenbar in der Absicht geschrieben, seine Druckerei den Harlemern ans Herz zu legen, was aus folgenden Worten hervorgeht: „Denn es hat sich oft getroffen, daß die hiesigen Bürger, wenn sie zufällig miteinander sprachen, sich beklagten, daß Andere diese Ehre mit Unrecht genössen, und daß (so sagten sie, ohne daß Jemand widersprach) seitdem diese Kunst noch von Niemand in dieser Stadt geübt worden sei. Dadurch angeregt, habe ich mit meinen Genossen beschlossen eine Druckerei in dieser Stadt anzulegen, um die Stadt zu ehren, Jedermann nützlich zu sein und ohne Jemands Schaden Vortheil zu erlangen." Sehr auffallend ist der erste Theil dieser Stelle, wie auch Wetter bemerkt. Es druckte nämlich zu Harlem 1483 Jan Andriesz.oon und 1485 Jakob Bellaert, davon aber, sehen wir, weiß die Sage nichts. Sollte daraus nicht hervorgehen, daß die Harlemer die eben genannten ersten Buchdrucker Harlems für die ersten Buchdrucker der Welt hielten und somit die bekannte Sage entstand, welche Sage, wie wir aus van Zuyren's und Coornhert's Nachrichten sehen, ihren Grund im Volke und nicht in literarischen Nachrichten hatte: was wußte denn das Volk von der Geschichte der Typographie? Einen ganz gleichen Fall haben wir ja mit der strasburg-elsassischen Sage, welche Mentelin, den ersten Buchdrucker Strasburgs, zum Erfinder der Buchdruckerkunst machte. Wenn so etwas aber in Strasburg möglich war, warum nicht vielmehr in Harlem, wo dem Volke viel weniger von der wirklichen Erfindung zu Ohren kommen konnte? Übrigens sagt Coornhert, daß die Erfindung durch einen ungetreuen Knecht nach Mainz gebracht worden sei. Beide jedoch, nämlich Coornhert und van Zuyren, nennen den Namen des angeblichen Erfinders nicht, erwähnen auch nicht die Namen Laurenz Janszoon und Koster.

Ich habe mich bei den Nachrichten dieser zwei Männer deswegen etwas aufgehalten, weil sie die einzigen sind, welche bei Beurtheilung der Sage in Betrachtung kommen. Die Sage, wie sie später, namentlich bei Junius vorkommt, ist schon so ausgebildet worden, daß sie in ihrer neuern Aufstutzung alle historische Bedeutung verliert. Auch kommt erst bei Junius der Name Koster's als der des Erfinders vor. Daß eine solche Sage, wie wir sie in ihrer Einfachheit kennen, gegenüber den historischen Zeugnissen für die deutsche Erfindung, allein nicht Stich halten kann, mochte wol von den Holländern auch in der Stille eingesehen werden, und sie sahen sich daher auch nach historischen Documenten um, welche der nun einmal nichts beweisenden Sage einen Nachdruck geben möchten. Zuerst war es da in dieser Hinsicht nöthig, in alten Acten, Registern, Rechnungen und der-

gleichen nachzusuchen. Aber gerade hier gehen sie völlig leer aus; es hat sich in diesen Sachen nicht das Geringste auffinden lassen, woraus sich auch nur eine Andeutung ergäbe von einer Erfindung des Buchdruckes oder einem Druckverfahren vor den Mainzern. Wie ganz anders stehen in dieser Hinsicht die Mainzer da mit ihren strasburger Acten, mit dem Notariatsinstrumente Helmasberger's und noch so manchem andern Documente! Nicht einmal über den Helden der später ausgebildeten Sage, über den Lorenz Koster, haben jene Forschungen etwas auffinden können. Ferner sahen die Holländer ein, daß noch Documente anderer Art aufgesucht werden müßten, nämlich aus ihrer angeblichen Urofficin hervorgegangene Drucke, um durch solche die Sage stützen zu können. Jedoch auch hier sind sie nicht zum Ziele gelangt. Es existiren zwar einige alte niederländische Drucke aus dem 15. Jahrhunderte, die ziemlich roh, aber doch nicht roher als manche Drucke sind, die selbst nach Erfindung der Buchdruckerkunst gedruckt wurden; und doch hat man jene Roheit zum Beweis gemacht, daß die mit derselben behafteten altniederländischen Drucke die gesuchten Urdrucke seien. Die Drucke sind völlig undatirt; will man demnach durch dieselben die Existenz der holländischen Erfindung beweisen und damit folglich auch jene Sage begründen, so würde geradezu die Untersuchung auf den Kopf gestellt, denn, dies kann man getrost aussprechen, wäre die harlemer Sage nicht vorhanden, so würde es keinem Menschen eingefallen sein aus der Existenz dieser Incunabeln auf eine vorgutenbergische Erfindung zu schließen.

Wir sehen, es bleibt für die harlemer Ansprüche weiter nichts als die Sage in ihrer uns zuerst bekannt gewordenen Einfachheit. Was kann aber nun diese Sage gegen ein so vollständig bezeugtes Geschichtsereigniß, wie die mainzer Erfindung ist, beweisen? Nicht nach jener Sage sind diese Zeugnisse zu beurtheilen, sondern das durch diese Zeugnisse beglaubigte Ereigniß muß den Maßstab abgeben, wonach jene Sage zu reguliren ist.

Diese harlemer Stadtsage würde jedenfalls auch ganz unbeachtet geblieben sein, gleich der strasburg-elsasser von Mentelin, wenn sie nicht von dem Patriotismus der Holländer wäre aufgegriffen und ihr durch weitläufige, über dieselbe geschriebene Werke auch für die Literatur eine Bedeutung gegeben worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Weltgedanken von Franz Schuselka. Wien, Gerold. 1840. Gr. 12. ½ Thlr.

Der Titel verspricht mehr als die Schrift hält. Der Verf. knüpft allerlei Betrachtungen an die Welt, die Erde, das Weltmeer, Luft, Gebirge, Menschen, Völker und Geschichte, die freilich in blühender, etwas nachlässiger Sprache geschrieben, aber weder von irgend philosophischer Bedeutung noch selbst im gewöhnlichen Sinne geistreich zu nennen sind. Er hält sich im Ganzen auf dem Standpunkte der letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts, wo bei der beginnenden Aufklärung eine Weise des Besprechens mancher Gegenstände für neu und geistreich galt, in welcher heutzutage Niemand mehr „eine Belustigung des Witzes und des Verstandes" finden möchte. Der Verf. schildert die Größe des Weltalls, um dem Menschen seine Kleinheit vorzuhalten, die Gewalt der Naturkräfte aber, um das „vornehme Phlegma des zweibeinigen Geschlechts, dessen sehr ehrenwerthe Mitglieder durch den angenommenen Namen: Herren der Schöpfung, ein höchst komisches Beispiel von Selbstpersiflage gegeben haben", merkwürdig zu finden. Über den Mond spricht er, um zu dem „komischen Gedanken" zu kommen, daß den Seleniten, denen die funfzigmal größere Erde in der Scheibe funfzigmal größer erscheint als uns der Mond (wogegen wir beiläufig einige mathematische Bedenken haben), die Züge siegreicher Heere auf der Erde wie Ameisenhaufen vorkommen. Und so knüpft sich durchaus an blühende Phrasen über Welt und Menschen ein leeres Raisonnement, in welches hin und wieder Seitenblicke auf heutige Zustände eingewebt sind. Diese sind indeß durchaus von zahmer und gutmüthiger Natur, wenn nicht etwa in dem Tadel Chinas, das sich durch sein Abschließen gegen Cultur und Neuerung die Reinheit des monarchischen Princips bewahrt, eine der Censur entgangene Spitze liegt. Als Probe des Styls theilen wir folgende Zeilen mit: „Bis zur Riesenschlange vergrößert sich das ekle Gezücht des Gewürmes, und die grimmigste Wuth tobt in den Adern des Katzengeschlechts, von dessen Gebrülle Afrikas Fluren schaudervoll ertönen. Elefantenheerden machen die Erde beben, in den Strömen leben vierfüßige Flußpferde, während das Kameel, das Schiff der Wüste, wochenlang das Wasser entbehren kann." Daran wird Jeder genug haben. 102.

Notizen.

Das Orakel zu Delphi hörte bekanntlich, wie die meisten übrigen, unter Konstantin dem Großen auf. In den frühesten Zeiten gab es in Delphi nur eine einzige Pythia; als aber im Fortgang der Zeiten das Orakelsprechen gut ging, mußte man deren drei anstellen. Die Pythia wurde anfänglich jung zum Dienst gewählt; nachdem jedoch ein Thessalier die wahrsagende Jungfrau heimlich mit sich genommen hatte, um das Orakel stets in der Nähe zu haben, wurden von da an nur alte Mädchen, die älter als 50 Jahr sein mußten, dazu genommen. Man wählte sie aus dem niedrigsten Stande der Bewohner von Delphi, arm und ohne Erziehung; aber, was die Hauptsache war, sie mußte etwas wahnsinnig sein oder doch starke Anlage dazu haben. Die jetzigen Bewohner von Kastri (dem alten Delphi) meinten zu Dr. Fiedler (s. dessen „Reise durch alle Theile des Königreichs Griechenland", Bd. 1, S. 141), die Pythia sei die größte Lügnerin gewesen, und sagten mit Zufriedenheit, daß sie jetzt keine verrückte Jungfrau mehr im Dorfe hätten.

Die zum Königreich Griechenland gehörige Insel Skyros, eine der Nordsporaden, ist bekanntlich diejenige Insel, auf welcher nach der Heldensage Theseus vom Lykomedes, dem damaligen Beherrscher der Insel, hinterlistig umgebracht wurde. Die jetzigen Bewohner von Skyros wissen, wie der genannte Fiedler a. a. O., Bd. 2, S. 79, erzählt, recht wohl von dieser Ermordung des Theseus, und ärgern sich noch heute, daß dies auf ihrer Insel vorgefallen ist. Ebenso ist den jetzigen Skyrioten bekannt, daß Achilles von seiner Mutter Thetis ihrem Bruder Lykomedes, König von Skyros, anvertraut wurde, um dort, als Mädchen verkleidet, unter den Mädchen zu leben. Nichtsdestoweniger wurde von des Königs Tochter, Deidamia, und von Achilles Neoptolemos oder Pyrrhos geboren. Die Skyrioten ärgern sich und lächeln ein wenig über jene Verkleidung und meinen übrigens, Achilles habe noch mehr Unheil unter den Jungfrauen angerichtet. Übrigens sollen die skyriotischen Mädchen noch oft altgriechische Lieder von den Felsen mit wohlklingender heller Stimme, nicht quäkend durch die Nase, absingen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 16. — 16. Januar 1841.

Über die Literatur der jüngsten Säcularfeier der Buchdruckerkunst.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 15.)

Nach diesen kurzen Andeutungen über den Streit wegen der Erfindung wenden wir uns jetzt zu derjenigen Abtheilung der Säcularschriften, welche diesen Streit, wie auch die Erfindung selbst, betreffen.

1. J. D. F. Sotzmann, Gutenberg und seine Mitbewerber, oder die Briefdrucker und die Buchdrucker. (Historisches Taschenbuch, herausgegeben von Fr. v. Raumer. Neue Folge. Zweiter Jahrgang.)

Gewiß hat sich der Herausgeber des mit Recht so geschätzten „Historischen Taschenbuchs" auch dadurch ein Verdienst erworben, daß er den vorliegenden Aufsatz in dasselbe aufgenommen hat. Schon von Seiten der bloßen Unterhaltung aus muß dieser Aufsatz viele Leser gewinnen, indem der Verfasser desselben durch sein vielerlei Wissen und seine gewandten Paradoxien den Leser immer in Aufregung zu erhalten weiß. An Langeweile ist bei ihm gar nicht zu denken; gewiß eine Eigenschaft, die für ein Taschenbuch sehr schätzbar ist. Hier haben wir es jedoch mit seiner wissenschaftlichen Bedeutung zu thun, woran es ihm auch nicht fehlt.

Es kann bei einem Artikel, wie ich ihn hier liefere, nicht die Rede davon sein, eine Abhandlung, wie die vorliegende, kritisch zu durchgehen, sondern es wird schon hinreichen eines und das andere Bedeutende aus derselben zu besprechen. Es ist somit hier wol zuerst zur Rede zu bringen, wie sie sich zu der oben besprochenen Behauptung der Holländer verhält. Hier stoßen wir nun freilich gleich auf etwas sehr Wunderliches.

Der Verf. zeigt sich nämlich sehr unzufrieden mit der bisherigen Methode auf diesem Gebiete der Forschung. Er wirft den bisherigen Forschern nicht blos Parteilichkeit vor, sondern er behauptet auch, daß sie sich nicht zu einem höhern wissenschaftlichen Standpunkte hätten erheben können. Dieser vorgeworfene Mangel soll darin bestehen, daß sie nicht auf den Gedanken von einer gleichzeitigen Erfindung der Buchdruckerkunst an verschiedenen Orten gekommen seien. Da auf diesen Gedanken nun so ungemein viel ankommen soll, so wollen wir etwas bei ihm verweilen. Nahe genug lag er allerdings deswegen, weil er wirklich schon bei einem Streite über eine Erfindung, die mit in das Gebiet der Druckkunst einschlägt, ausgesprochen wurde, nämlich hinsichts der Erfindung des Kupferstiches. Hier findet die Ansicht (ob die richtige, ist hier nicht zu untersuchen) immer mehr Beifall, daß diese Kunst gleichzeitig auf selbständigem Wege in Italien und Deutschland erfunden worden sei. Sehen wir, was sich jetzt für die Anwendung dieses Gedankens auf die Typographie sagen läßt. Erstens müssen wir gestehen, daß er an sich selbst keinen logischen Widerspruch enthält. Ja, auch als eine Hypothese zu einer muthmaßlichen Bestimmung des Ortes und der Zeit der Erfindung, wenn hinsichtlich derselben ausdrückliche Nachrichten ermangelten, wäre er gewiß an seinem Platze. Erwägt man, wie die ganze Zeitrichtung und Zeitbildung zu dieser Erfindung hindrängte, wie zugleich zu jener Zeit eine nicht unbedeutende Zahl geübter Formschneider vorhanden war, welche, nachweisbar in den Niederlanden und Deutschland verbreitet, schon ganze Zeilen Schrift in Holz schnitten, ja, einige von ihnen die Schrift auf Holztafeln zu ganzen Büchern verfertigten: so müßte dieser Gedanke allerdings unsern Beifall gewinnen. Dabei hat er noch den großen Vorzug an sich, daß er zu einer freien, geistreichen Behandlung des Gegenstandes Gelegenheit gibt. Dies ist aber auch die Klippe zum Scheitern. Das letztere ist nun wirklich unserm Verf. begegnet, indem er, entfremdet einer unbefangenen Kritik und gemessenen historischen Methode, ein pis-aller einschlägt, wodurch der eigentlichen Untersuchung bequem ausgewichen wird.

Es ist wahr, die Buchdruckerkunst konnte gleichzeitig an verschiedenen Orten selbständigerweise erfunden werden; es konnte aber auch umgekehrt geschehen, daß nur durch einen Erfinder die Idee der Typographie zur Ausführung kam; und für diesen letztern Fall lauten alle ausdrücklichen Zeugnisse, deren Competenz nicht bestritten werden kann. Auf diese Zeugnisse kommt es aber an. Man verstehe mich nicht unrecht! Es könnte wol sein, daß hier und da ein Formschneider, ohne von Gutenberg's Erfindung etwas zu wissen, mit einzelnen Lettern zu drucken versucht hätte, was sich vielleicht auch einmal beweisen ließ; bis jetzt jedoch liegen für diesen Beweis noch keine Indicien vor.

Der Verf. sieht wohl ein, daß durch die Hypothese einer gleichzeitigen Erfindung noch nichts für die harlemer Ansprüche gewonnen ist, er sucht also seinen Satz noch auf andere Weise zu stützen. Hier hat er aber gar nichts Neues beizubringen vermocht; er macht es wie die Holländer und führt die niederländischen Incunabeln und die harlemer Sage an. Hinsichtlich der Incunabeln will ich nur noch bemerken, daß der eigenthümlich niederländische Charakter der Typen auch nicht einmal nach Harlem hinweist, sondern vielmehr nach Utrecht.

Zufolge der Behauptung, daß die Typographie von verschiedenen Personen selbständig erfunden worden sei, macht der Verf. auch den Albrecht Pfister in Bamberg zu einem solchen Erfinder, blos aus dem Grunde, weil derselbe ungefähr 1459 schon mit Typen gedruckt hat. Da nicht eine einzige historische Andeutung von einer bamberger Erfindung vorhanden ist, und da man sich es recht gut als möglich denken kann, daß Pfister die Buchdruckerkunst auf irgend eine uns unbekannte Weise von den Mainzern überkommen haben kann, so verdienen Behauptungen wie folgende: „Die gerechtere Nachwelt darf sich aber nicht länger sträuben, auch Pfister zu den Erfindern der Typographie zu zählen", keine besondere Widerlegung. Die Worte des Paul v. Prag beziehen sich auf die Pfister'sche Armenbibel: „Der Formschneider ist ein Künster (artifex), welcher in kupferne, eiserne oder hölzerne Tafeln von festem Holze (solidi ligni), oder anders (? aut altero), Bilder, Schrift und alles Beliebige sauber schneidet, um nachher Alles, was ihm beliebt, auf Papier oder Wand oder reines Bret mit Leichtigkeit abzudrucken; oder er ist ein Mann, der solches mittels Patronen thut; und zu meiner Zeit schnitt einer in Bamberg die vollständige Bibel (integram bibliam) auf Tafeln und brachte so die ganze Bibel in vier Wochen durch zarten Schnitt auf Pergament." Weil nun Paul v. Prag es nicht für nöthig gehalten hat, hinter die Worte „integram bibliam" noch pauperum zu setzen, so soll er darunter die 36zeilige Bibel verstanden haben, nach des Verf. Behauptung. In der ganzen Stelle kommt aber nicht ein einziges Wort vor, das sich auf Typographie beziehen ließe.

Hier will ich auch noch bemerken, wie völlig der Verf. das Wesen der Erfindung des Bücherdrucks verkennt, indem er die Erfindung der Typographie nur für eine weitere Ausbildung der Erfindung erklärt und diese letztere schon durch den Tafeldruck ins Leben treten läßt. Nur Derjenige, der nicht blos die Idee der Typographie ahnete, sondern der sie auch mit vollem Bewußtsein ergriff und zuerst realisirte, war der Erfinder der Buchdruckerkunst. Dieser Übergang von der Xylographie in die Typographie ist der freie Genius der Erfindung in seinen Thaten und Leiden historischer Persönlichkeit. Von diesem Standpunkte hätte der Verf. ausgehen sollen, um seinem geltend gemachten Gedanken von verschiedenen gleichzeitigen Erfindungsversuchen eine wissenschaftliche Stellung zu geben, ohne ihn in Beziehung auf namhafte Fälle als erwiesen anzunehmen. Vorgeschwebt hat ihm allerdings so etwas, darum wird auch sein Aufsatz für künftige Forschung von vielem Nutzen sein, ohne gerade diese Forschung selbst durch neue Resultate bereichert zu haben.

Nun aber auch genug des Tadels! Es kam hier nur darauf an, die gründliche historische Methode einem geistreichen Übermuthe gegenüber in Schutz zu nehmen. Manche gute Bemerkungen enthält dieser Aufsatz, namentlich über Gutenberg selbst. Nur historische Kritik darf man nicht in ihm suchen. Möge dieser Aufsatz recht fleißig studirt werden; des Verf. sonstige schöne Gaben sind mannichfach darin zerstreut.

2. *Léon de Laborde*, Débuts de l'imprimerie à Strasbourg, ou recherches sur les travaux mystérieux de Gutenberg dans cette ville etc. Paris 1840.

Reiches und vielseitiges Wissen, ausgezeichneter Geschmack, große technische Fertigkeit bis zum Talent gesteigert, ein lebhaft vordringender Geist und viele Gewandtheit im Ausdrucke der Sprache, welche sich bis zur Bedeutung des Styls erhöht: dies sind die ausgezeichneten Eigenschaften des Schriftstellers, mit dem wir es hier zu thun haben. Gewiß gehören diese Eigenschaften mit zu den höchsten, die namentlich ein Kunstschriftsteller haben kann. Welche treffliche schriftliche Arbeiten verdanken wir demnach auch diesem französischen Schriftsteller, der noch obendrein für uns Deutsche die seltene Tugend besitzt, daß er in unserer Literatur recht bewandert ist und unsere Sprache gut inne hat. Unter solchen Umständen kann man nur mit vieler Erwartung vorliegende Schrift in die Hände nehmen. Doch wird diese Erwartung nicht befriedigt. Es scheint ordentlich, als wenn alle die schönen Eigenschaften des Verf. mit einem Male rebellisch geworden seien und nun, statt einem höchsten, leitenden Sinne zu folgen, lustig, gedanken- wie sorgenlos in der Welt herumflatterten. Freilich sind sie noch da diese schönen Eigenschaften, aber wo ist die Oriflamme des heiligen Ernstes, um die sie sich zu stellen haben, damit ihr Streben Weihe und ihr Erstrebtes Dauer bekomme?

Die Absicht dieser Schrift ist eine Untersuchung und Beurtheilung der bekannten strasburger Actenstücke hinsichtlich Dessen, was aus ihnen für die Geschichte der Erfindung der Typographie zu erfahren ist. Nun ist es höchst auffallend, wie schwach diese Arbeit ausgefallen ist, ja, man kann sie geradewegs leichtsinnig nennen. Man sollte fast meinen, der Verf. habe den Inhalt dieser Acten, nachdem er sie abgeschrieben, nicht wieder angesehen, und er lege nun bei seinem Urtheile über dieselben nur Dasjenige zum Grunde, was ihm beim Abschreiben davon flüchtig eingefallen und im Gedächtnisse geblieben ist. Nach Wetter's tüchtiger, wenngleich auch im Resultate einseitiger Untersuchung deffelben Stoffes ist der Leichtsinn unsers Verf. fast unverzeihlich. Wie ganz anders, scharfsinniger und gründlicher, ist Sotzmann's Beurtheilung besagten Processes in dem eben besprochenen Aufsatze. Was nun der Verf., oberflächlich genug, aus diesen Acten entnommen hat, das benutzt er als Stoff zu einer Art romanhafter Darstellung von Gutenberg's Leben und Wirken in Strasburg. Daher auch Stellen wie folgende (S. 53):

Mais cette gêne, ou peut-être ce désordre, vient se rencontrer avec une plainte portée contre lui, devant le tribunal épiscopal, par une demoiselle noble, Ennelin à la porte de Fer, qui réclame l'exécution d'une promesse de mariage. Il y a dans les révélations de cette vie privée, un air dégagé de jeunesse et de liberté qui s'associe assez bien à ce que nous allons connaître de l'esprit de cet homme et de la nature de ses occupations.

Hier muß selbst das räthselhafte Fräulein Ennelin zur eisernen Thüre ein poetisches Motiv liefern. Auf diese Art glaubt nun der Verf. erwiesen zu haben, daß Gutenberg in Strasburg Druckversuche machte mit beweglichen Buchstaben, welche aber nur in Holz geschnitten gewesen seien.

Es ist natürlich, daß man bei den Streitigkeiten über die Erfindung der Typographie immer auf die strasburger Acten kommt. Die neueste und auch beste dieser Untersuchungen ist die eben genannte Sotzmann's. Aber auch er übersieht einen Hauptpunkt, obgleich er nahe daran war, näher als irgend ein Anderer; wie es denn in der That merkwürdig ist, daß bis jetzt diesen Punkt Alle übersehen haben. Hier ist jedoch nicht die Gelegenheit für eine nochmalige Untersuchung der Sache, welche Untersuchung schon eine Abhandlung für sich in Anspruch nimmt. Eine solche Abhandlung werde ich an einem andern Orte liefern, woselbst ich auch den Leichtsinn, den ich hier unserm Verf. vorgeworfen habe, nachzuweisen verspreche. Hinsichtlich jener Acten sei hier nur so viel bemerkt, daß überzeugend aus ihnen hervorgeht, Gutenberg habe sich schon in Strasburg auf eine geheimnißvolle Weise mit Druckversuchen mittels einer Presse beschäftigt, und daß man mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen kann, diese Versuche seien typographischer Natur gewesen.

Bekanntlich ist der Verf. ein Vertheidiger der harlemer Ansprüche, indem er daselbst die Buchdruckerkunst (imprimerie) von 1412 — 36 vollständig erfinden läßt. Ja, er hält sich so entschieden zu den holländischen Verfechtern, daß er die Niederländer auch zu den Erfindern der Druckkunst überhaupt (impression) macht. Er befolgt bei diesen Behauptungen die Methode, daß ihm alle ausdrücklichen historischen Nachrichten nur insofern gültig sind, als sie seinem Systeme entsprechen; denn dies System ist ihm hervorgegangen aus einer erleuchteten Grundansicht der artistischen Verhältnisse jener Jahrhunderte. Da nun Männern wie Peter Schöffer, Tritheim, Carton diese Inspiration nicht geworden ist, so sind ihre ausdrücklichen Zeugnisse von derjenigen Zeit, in welcher sie als Zeitgenossen und Augenzeugen lebten, nicht weiter zu beachten, wenn sie jenem, auf höhere Erleuchtung gegründeten Systeme entgegen sind. Daß diese Methode eine entschiedene Consequenz zu versprechen scheint, läßt sich nicht leugnen, ebenso wenig läßt sich auch leugnen, daß, wenn sie von einem Manne, wie Graf de Laborde ist, durchgeführt wird, sie sich gleich von Haus aus ungemein anregend erzeugen muß. Es läßt sich demnach auch erwarten, daß das von diesem ausgezeichneten Manne versprochene Werk, worin obiges System durchgeführt werden soll, bedeutend wirken wird, wenn auch das System selbst in seiner historischen Taktlosigkeit nicht gerettet werden kann. Nur ein paar berichtigende Bemerkungen will ich für jetzt machen.

Ich habe gesagt, daß des Verf. Methode eine entschiedene Consequenz zu versprechen scheine; doch genau angesehen ist dies nicht der Fall. Er läßt nämlich die Erfindung der Typographie noch gar nicht als eine Erfindung gelten, sondern blos als eine verbesserte Fortsetzung der Druckkunst. Nun ist aber gar nicht einzusehen, warum er die (nach seinen Worten) eigentliche Erfindung anno 1400 setzt, d. h. nach seiner Annahme, mit der Erfindung der Druckkunst mittels Farbe stattfinden läßt. So von allem wahrhaft bedeutenden Wesen abgesehen und nur den abstracten Begriff des Abdruckens eines zu diesem Zwecke gravirten Körpers im Auge habend, mußte er bis in das graue Alterthum zurückgehen und wenigstens mit den Babyloniern beginnen, die schon die Druckkunst, so abstract genommen, kannten. Das thut er aber nicht und er läßt die Druckkunst erst da erfunden werden, wo man zuerst den gravirten Körper färbte, um nicht einen eingedruckten, sondern einen blos farbigen Abdruck zu bekommen. Nun sieht aber jeder Mensch ein, der seine gesunden fünf Sinne hat und etwas Logik im Kopfe, daß der Übergang von der einfachen Xylographie zur Typographie viel auffallender war als der vom bloßen Abdruck zum gefärbten Abdruck. Wer nur etwas technologische Kenntnisse hat, kann dies aus den größern und geringern Schwierigkeiten erkennen, von denen beide Übergänge begleitet waren. Ferner ist es aber auch für den tiefer Blickenden, für Denjenigen, der gewohnt ist in der Geschichte der Kunstentwickelung einen inhaltvollen und immer neu gebärenden Geist zu erblicken, einleuchtend, daß beim Übergange der bloßen Druckkunst in die Typographie auch ein neues technisches Princip selbstschöpferisch in das Leben trat. Also weit entfernt, daß die hier bekämpfte Methode consequent wäre, ist sie im Gegentheil, nach allen vorliegenden Sachverhältnissen, inconsequent. Aber noch mehr, und was das Schlimmste ist, sie geht zuletzt auf eine inhalt- und lebenlose Ansicht hinaus, indem sie alles schöpferische, nur in der Göttlichkeit der individuellen Gestaltung beruhende Wesen des auftretenden Genies leugnet und bei ihren Betrachtungen sich nur an eine leblose, abstracte Äußerlichkeit hängt. Nicht die äußere, materielle Erscheinungsform, sondern das urkräftige Ergreifen und Gestalten einer solchen Erscheinungsform zum vollständigen Ausdrucke eines inwohnenden, neuen Lebens ist die Signatur der Erfindungen.

Nun die zweite Bemerkung: Es läßt sich gar nicht leugnen, daß in der Kunstgeschichte die Kunstwerke selbst die allerbeste Autorität sind, insofern es nämlich auf den wesentlichen Ausdruck des waltenden Kunstgeistes selbst ankommt. Das weiß man schon längst, und es wäre gerade nicht nöthig, sich mit einem solchen Satze aufzuspreizen. Kann man denn dies aber auch auf die Typographie anwenden? Nein! das kann man nicht; denn die Typographie ist keine Kunst, diese im strengsten Sinne genommen, nämlich ästhetisch. Jede solche Kunst ist sich selbst Zweck, sie will weiter nichts als ihr eigenes

Leben in ihren Producten darstellen; ihr Zweck und ihr Inhalt ist Repräsentation. Das ist ganz anders bei der Typographie; sie hat sich nicht selbst zum Zweck, sondern ihr höchster Daseinszweck ist es gerade, blos als Mittel zu dienen, wobei freilich die Anwendung eines Kunsttalentes noch gar nicht ausgeschlossen, ja sogar höchst wünschenswerth ist. Das Verhältniß so aufgefaßt, ist es doch wahrhaftig einleuchtend genug, daß man eine ganz falsche Methode einschlägt, wenn man für die historische Betrachtung die Druckkunst und die Buchdruckerkunst als wesentlich Eines und nur durch zeitlich eingetretene Modificationen verschieden annimmt und somit jenen ästhetischen Grundsatz, als oberste Autorität, auch für die Geschichte der Typographie anwendet. Ich habe schon in der vorigen Bemerkung gesagt, daß beim Übergange der bloßen Druckkunst in die Typographie sich ein neues technisches Princip manifestirte, hier ist nun noch hinzuzusetzen, daß zugleich damit auch ein neues geistiges Lebensprincip hervortrat. Von der erfundenen Typographie, die eine neue, selbständige Schöpfung des immer plastisch wirkenden Culturgeistes der Menschheit ist, wurde die vorgefundene Druckkunst nur als ein bloßer Stoff behandelt, damit die erwachende Seele sich einen angemessenen Körper bilde.

Mag man demnach die altniederländischen xylographischen Bildwerke noch so fleißig untersuchen (was an sich sehr löblich ist), so läßt sich doch unmittelbar aus ihrer bloßen Beschaffenheit kein Schluß bilden, woraus die Streitigkeiten über die Erfindung der Typographie entschieden werden können. Wollte man aber gar blos aus dem Vorhandensein jener Xylographien auf das Vorhandensein vormainzischer typographischer Drucke schließen, so müßte man, wenn man nur irgend logisch verfahren wollte, aus dem bloßen Vorhandensein babylonischer Stempel auch auf das Vorhandensein alter babylonischer Xylographien schließen.

(Der Beschluß folgt.)

Aquarelle aus dem Leben. Von August Lewald. Fünfter und sechster Theil. — Auch u. d. Titel: Neue Aquarelle aus dem Leben. Erster und zweiter Theil. Stuttgart, Cast. 1840. 8. 3 Thlr.

Nicht wenigen dieser Aquarelle sind wir bereits im Feuilleton der „Europa" begegnet, den kleinern Aufsätzen, „Farbenskizzen", gewiß sämmtlich. Es würde sehr überflüssig sein, hier die Charakteristik eines allbekannten und oft besprochenen Schriftstellers noch einmal niederlegen zu wollen; wenden wir uns daher zu den gebotenen Mittheilungen. Im ersten Theile sehen wir uns in Nürnberg, Weimar, Zobten und Bamberg um und begegnen überall hübschen Bildern. In Weimar machen wir uns den seltenen Spaß, Goethe's Haus ohne sonstige Beihülfe herauszufinden, und haben die Caprice, dem Bewohner desselben uns nicht vorstellen lassen zu wollen. Goethe, der so vielfach Angesprochene, hat dabei nichts verloren, Lewald vielleicht nicht viel, denn wenn irgend eine Persönlichkeit sich aus Beschreibungen und Bildnissen der Einbildungskraft scharf und wahr einprägte, so war es die Goethe'sche. Sie gehörte zu jenen Ausnahmen, die wir einmal nicht anders finden, als wir sie uns vorgestellt, wogegen z. B. Lewald's übrigens liebenswürdige Persönlichkeit schon mehr Schwierigkeiten darstellet. In Zobten lernen wir den Wohnsitz van der Velde's kennen, jenes Novellisten, der sehr schnell einen Ruf erlangte und nun schon ziemlich vergessen ist. Mit Unrecht, denn manche seiner Darstellungen sind dem Bessern in der deutschen Literatur wol beizuzählen, wenn ihnen im Allgemeinen auch das Ursprüngliche abgeht. Welchem Dichter aber wäre Ursprünglichkeit im ganzen Umfange des Wortes und Sinnes beizulegen! Übrigens hat Lewald Unrecht, wenn er van der Velde in dürftigen Umständen schildert. Reich hat ihn freilich die Feder nicht gemacht, allein er konnte davon sehr gut leben. In Bamberg kommt der Verf. eben an, als sich Berthier aus dem Fenster gestürzt hat. Unter den übrigen Bildern des ersten Theiles zeichnen wir noch „Das Paßbureau", „Beppo" und „Gelehrtes Volk" aus. — Im zweiten Theile sehen wir den Verf. mit behaglicher Vorliebe sich in Hamburg bewegen und finden uns durch manche sonstige Darstellungen auf das angenehmste unterhalten, z. B. durch „Das Musikfest in Heidelberg" und „Die Dampfreise". Vorzugsweise heben wir jedoch die in diesem Theile über den Dichter Rafael Bock gegebenen Nachrichten hervor. Wer kannte ihn, bevor Lewald diese Nachrichten in der „Europa" mittheilte? Nicht einmal die Zeit, welcher Bock eigentlich angehörte, die Blütezeit der deutschen Romantik, nannte seinen Namen. Als sein episches Gedicht „Aura" erschienen war und Ref., der noch jetzt keinem Gedichte vorbeigehen kann, nur erst so versuchsweise in dem Buche blätterte, hier und dort eine Stanze überlesend, da ward er auf das freudigste überrascht von dem melodiösen schimmernden Versbau; man mußte gestehen, so schöne Verse bis dahin kaum bei deutschen Dichtern gesehen zu haben. Man pries sich glücklich, als hätte man einen Schatz gefunden, denn von dem Dichter mit dem englischen Tauf- und tiefirdischen Geschlechtsnamen hatten weder mündliche Traditionen, noch die sonst so geschwätzigen Literaturblätter etwas verlauten lassen. Die Freude ward freilich sehr herabgestimmt, als nun das Gedicht in seinem ganzen Umfange aufgenommen wurde. Man konnte mit dem Inhalte durchaus nicht ins Klare kommen, zuletzt gestand man sich sogar ärgerlich, auch nicht ein Wort verstanden zu haben, und beklagte die verschwendete Blütenpracht. Es ist Ref. daher erfreulich, von Lewald zu vernehmen, daß dieses Gedicht nur eine Jugendarbeit Bock's sei, und da dasselbe jedenfalls nach den reifern Arbeiten des so unglücklich Abgeschiedenen begierig machen muß, da vorzugsweise die Gegenwart es als eine Pflicht zu betrachten hat, Alles, was Deutschland im Garten der Poesie nur mit Ehren sein nennen kann, ans Licht zu ziehen, so wird hier die Frage wol am rechten Orte sein: wie es eigentlich mit der intendirten Herausgabe des Bock'schen Nachlasses geworden sei? 34.

Literarische Notiz.

Zum Vortheil der im mittäglichen Frankreich durch Überschwemmung Verunglückten erschien: „Guerrières et sentimentales", von Mad. Fanny Dénoir. Eine andere Schriftstellerin, Mad. Louise Fusil, gab heraus: „Souvenirs d'une actrice" (2 Bde.), und die Herren Roger de Beauvoir, Paul de Musset, Léon Halévy, Alphonse Royer zwei Bände unterhaltenden Inhalts, die den Gesammttitel „Une arabesque" führen.

Vor kurzem erschien der zweite Band der interessanten „Galerie des contemporains illustres par un homme de rien", mit zwölf biographischen Notizen über Arago, George Sand, Broglie, Cormenin, Wellington, Molé, Ingrès, Metternich, Alfred de Vigny, Mohammed-Ali, Ibrahim Pascha, Garnier-Pagès. Binnen einem Jahre sind drei Ausgaben dieses Buches erschöpft worden. Die lithographirten Portraits von Lantè sind preiswürdig. Eine treffliche Arbeit über O'Connell wird die erste Lieferung des dritten Bandes bilden. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 17. — 17. Januar 1841.

Über die Literatur der jüngsten Säcularfeier der Buchdruckerkunst.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 16.)

3. *Léon de Laborde*, Débuts de l'imprimerie à Mayence et à Bamberg etc. Paris 1840.

Der Inhalt dieser schön ausgestatteten Schrift sind Untersuchungen über die bekannten Ablaßbriefe von 1454 und 1455. An diese Untersuchungen knüpft dann der Verf. seine Ansicht von den ersten Druckversuchen zu Mainz und Bamberg. Schade! daß wir auch hier nicht ins Einzelne folgen können. Ich will demnach nur einiges Allgemeine aussprechen. Überdies ist ja auch anzunehmen, daß sich dies interessante Buch schon in den Händen aller Sach- und Fachkenner befinden wird.

Bekanntlich herrscht über diese ältesten datirten Druckdenkmäler eine große Verschiedenheit der Ansichten, indem die Einen behaupten, sie seien mit Typen gedruckt, die Andern hingegen sie für Tafeldrucke halten. Indem ich dieses schreibe, liegen diese Druckwerke in verschiedenen guten Facsimiles vor mir, auch kenne ich einige derselben recht gut im Originale, und ich muß bekennen, daß es nicht möglich ist, aus der Untersuchung der bis jetzt bekannten Exemplare selbst etwas Entscheidendes aufzubringen. So lange nicht anderweitige historische Nachrichten hinzutreten, oder Exemplare aufgefunden werden, die unumstößliche Merkmale ihrer Verfertigungsart an sich tragen, so lange wird man wol die Sache auf sich beruhen lassen müssen.

Graf de Laborde hält diese Drucke für typographisch und bringt allerdings Gewichtiges für diese Ansicht bei. Gewiß muß es die Vertheidiger des Tafeldruckes bedenklich machen, wenn er fragt, was denn wol den Zeichner bewogen haben solle bei der Vorzeichnung der Schrift vom Handschriftlichen abzusehen und dem gedruckten Texte das Ansehen eines Typendruckes zu verleihen, was allerdings bei Tafeldrucken, so durchgeführt, nicht vorkommt. Wenn er freilich aber auch wieder behaupten will, die ersten Typographen hätten deswegen die Manuscripte nachzuahmen gesucht, um ihre Bücher als geschriebene zu verkaufen, so möchte man wirklich meinen, er wolle seine Leser zum Besten haben. Ganz recht hat er hingegen wieder, wenn er behauptet, daß man noch nicht berechtigt sei diesen Drucken den typographischen Ursprung abzusprechen, weil hier und da einige zusammen- und übereinanderhängende Buchstaben vorkommen. Man darf bei vorliegendem Falle die Typographie auf ihrem jetzigen Standpunkte nicht im Auge haben. Die Leute halfen sich damals, wie sie konnten.

Auch über den Verfertigungsort dieser Drucke ist man nicht einig. Ein Theil derselben ist ganz gewiß in Mainz verfertigt worden; darüber stimmt man auch überein. Eine andere Partie derselben ist aber stellenweise mit Buchstaben gedruckt, wie sie auch in Pfister'schen Drucken vorkommen, weswegen einige Bibliographen diese Ablaßbriefe aus der Pfister'schen Officin hervorgehen lassen. Sie können vielleicht recht haben, obgleich der Beweis selbst noch auf schwachen Füßen steht. Unser Verf. läßt jedoch sämmtliche vorhandene Exemplare in Mainz verfertigen und hat vielleicht auch recht. Vermuthung gegen Vermuthung! Wunderlich ist es aber nun, wie dieser originelle Mann — nicht etwa blos eine solche Vermuthung ausspricht — nein, wie er den Hergang der Entstehung uns förmlich erzählt, völlig so als wenn er mit dabei gewesen wäre. Es ist eine vollständige Novelle, in Motiven und Charakteren, der wir hier begegnen.

Ich habe schon bei der vorhergehenden Nummer bemerkt, daß der Verf. inconsequent ist, wenn er der Erfindung der Typographie die Selbständigkeit abspricht, indem sie nur eine zeitliche Vervollkommnung der Druckkunst sei. Ich sagte, daß er somit folgerichtig die Erfindung durch die Völker des Alterthums müsse machen lassen. Die Gründe dafür habe ich dort angegeben. Nun mag er wol selbst solch einen Einwurf befürchtet haben, und wir lesen daher S. 15 des vor uns liegenden Buches folgende Stelle:

L'usage de l'estampille a été connu de toute l'antiquité dans son emploi à sec, mais il était rarement appliqué en couleurs; cependant le moyen-âge en offrit des exemples; mais encore ici, bien que ce fût de la gravure en relief, du noir et une empreinte, il est nécessaire de distinguer l'impression par apposition à la main du relief noirci, sur la surface qui doit recevoir le noir, de l'impression par imposition du papier sur le relief noirci et fixé d'une manière immobile. L'un, dans son usage, d'ailleurs très rare, était forcément circonscrit, et ne menait à l'autre que

par une voie tellement détournée, qu'on doit chercher ailleurs l'origine de la découverte.

Das Wesentliche war, daß man ein Stück Pergament (oder dergleichen) mit einem zu diesem Zwecke gravirten Körper der Art in Berührung brachte, daß die gefärbte Gravirung sich auf das Pergament abdrückte. War der Körper klein und ließ sich gut anfassen, so legte man das Pergament unten hin und drückte den Körper darauf; war der Körper aber zu groß hierzu und sonst nicht dafür geeignet, so legte man ihn unten hin und drückte das Pergament darauf. Daß man über so Etwas nur noch Worte machen muß! Hierauf heißt es weiter:

J'ai dit que son usage était rare parce que je n'en connais aucun exemple dans l'antiquité, et que, dans le moyen-âge, ceux qu'on a produits jusqu'à présent présentent de l'incercitude. Le sceau de Jean Plebani, prêtre, en 1407, à Augsbourg, est authentique; mais on voit que sa date ne remonte pas au-delà de l'époque où l'impression se répandit en Europe.

Bei dieser Gelegenheit will ich mir eine Bemerkung über genanntes Siegel erlauben. Ich besitze eigenthümlich einen dieser so seltenen Abdrücke und bemerke dieses deswegen, weil die Copie bei Heller so schlecht ist, daß sie gar nicht berücksichtigt werden darf. Die Aretin'sche ist mir jetzt nicht zur Hand, um sie mit dem Originale vergleichen zu können. Gewöhnlich nimmt man die auf der Umschrift befindliche Jahrzahl für 1407. Dieser Annahme möchte ich nun widersprechen. Die Jahrzahl ist mit römischen Zahlen MCCCCA geschrieben, wo ich dann die letztere für eine Fünf nehme. Freilich hatte früher auch die arabische Sieben die Gestalt einer umgestürzten römischen Fünf A. Es zeigt demnach diese Jahrzahl eine Unregelmäßigkeit, so oder so. Nun kommt es mir nicht glaublich vor, daß der Stempelschneider in einer Jahrzahl, die ganz aus römischen Zahlen besteht, eine arabische Zahl angewendet haben sollte. (Auch die ganze Umschrift besteht aus römischen Buchstaben.) Mir wenigstens ist es bis jetzt ganz unbekannt, daß man auf solche Art römische und arabische Zahlen irgendwo ineinander gemengt habe. Viel wahrscheinlicher kommt mir die Unregelmäßigkeit vor, daß das Zeichen eine verkehrt stehende V ist. Die alten und ältesten Graviter nahmen es hierin nicht so genau, was auch Wetter bemerkt: „An mehren alten Münzen bemerkt man versetzte und sogar umgestürzte Buchstaben — —; da man auch in Steinschriften, welche doch nicht in verkehrter Richtung eingehauen sind, versetzte Buchstaben findet und mehr als ein Siegel aus dem Mittelalter nicht nur solche, sondern auch umgestürzte Buchstaben hat." Das Siegel mag nun von 1405 oder 1407, und in Metall oder Holz geschnitten sein (jedenfalls erhaben, das zeigt die Rückseite des Abdruckes); so ist es doch ein Beweis, daß schon zu so einer frühen Zeit die Formschneidekunst in Deutschland geschickt ausgeübt wurde; man würde es damals in den Niederlanden nicht besser gezeichnet und geschnitten haben. Es ist gar kein geringes Geschick, womit die Figuren in dem innern Raume desselben angebracht sind. Ferner ist der Abdruck stempelmäßig gemacht worden — daß es nicht mit dem Reiber geschehen ist, zeigt die Rückseite — er ist aber sehr gut gekommen und beweist dadurch, wie unwesentlich für die Kunst selbst unsers Verfassers Unterschied zwischen apposition à la main du relief noirci und imposition du papier sur le relief noirci ist, indem dieser Unterschied nur die ganz einfache Behandlung der Handhabung betrifft.

4. *Dorlan* (advocat, bibliothécaire de la ville de Schlestadt): Quelques mots sur l'origine de l'imprimerie, ou résumé des opinions qui en attribuent l'invention à Jean Mentel, natif de Schlestadt. Schlestadt 1840.

Der Verfasser dieser Schrift bemüht sich nachzuweisen, daß nicht Gutenberg, sondern Johan Mentelin der Erfinder der Buchdruckerkunst sei. Er bringt für diese Behauptung jedoch nichts Neues bei, sondern nur Das, was schon als unhaltbar berichtigt ist und was sich jetzt Niemand mehr die Mühe nehmen wird, noch einmal zu widerlegen. Das Büchlein, welches noch obendrein in der jetzigen unseligen Manier Phrasen machender französischer Advocaten geschrieben ist, ist ohne allen wissenschaftlichen Werth. Transeat! *)

A. E. Umbreit.

Goethe-Literatur.

1. Studien über Goethe, von J. St. Zaupèr. Zwei Bändchen. — Auch u. d. Titeln: Grundzüge zu einer deutschen theoretisch-praktischen Poetik aus Goethe's Werken entwickelt. — Aphorismen moralischen und ästhetischen Inhalts, meist in Bezug auf Goethe. Wien, Gerold. 1840. Gr. 12. 1½ Thlr.

Wir sind geneigt, jeden verständigen Beitrag zur Goethe-Literatur, brächte er auch nur Entfernt-Nutzbares und zündete er auch nur ein Licht mehr in dem glanzstrahlenden Ruhmestempel des Dichters an, willkommen zu heißen. So lange noch Jemand vorhanden ist, der in irgend einer, wenn auch nur vorübergehenden und flüchtigen geistigen Wechselwirkung zu Goethe gestanden hat, so lange dünkt es uns Pflicht, die Goethe-Literatur nicht abzuschließen, sondern auch noch diesen Zeugen zu vernehmen, damit der Nachwelt möglichst vollständige Acten über den größten deutschen Dichter, der dies nicht blos für uns ist, sondern auch wol für sie bleiben wird, überliefert werden. Zu solchen Zeugen gehört nun auch der Verf., wenn es auch nur ein paar kurze Sommertage waren, in welchen jene Wechselbeziehung lebendig blieb, von der wir sprechen, und wenn auch nichts mehr als ein paar Briefblätter und einige mündliche Äußerungen über poetische Intentionen vorhanden sein werden, in denen Goethe sich dem Manne hingab, der durch eifrige und liebevolle Studien sich ihm nahe zu bringen gewußt hatte. Hierin liegt der Beruf des Verf., nicht nur seine ältere, von Goethe selbst geschätzte und anerkannte Arbeit über den Geist der Goethe'schen Dichtung wieder bekannt zu machen, sondern auch derselben einen Band von „Aphorismen" über den Dichter, größtentheils Fortführungen seiner Gedanken, und in einem Anhange die Geschichte seiner Beziehungen zu Goethe, dessen Äußerungen im mündlichen Verkehr und seine wenigen Briefe an ihn hinzuzufügen. Der Verf. hat ein Recht zu diesem Buch, und das Buch ein Recht, wenigstens theilweise für

*) Ein zweiter Artikel folgt im nächsten Monate.

D. Red.

eine Scholie zu Eckermann zu gelten, und das ist mehr, als sich aus manchem andern Schritt über denselben Gegenstand sagen läßt.

Sollen wir nach diesem Vorwort auf einen Ausspruch über die Poetik des Verf. eingehen, obwol diese sich, als aus frühern Arbeiten bestehend, eigentlich dem Urtheil d. Bl. entzieht, so wollen wir nicht leugnen, daß ihr Werth uns nur beschränkt erscheint. Für den Kenner Goethe's ist sie nicht geschrieben; beim ersten Beginn Goethe'scher Studien kann sie einigen Nutzen bringen; ihre eigentliche Sphäre ist für den Halbkenner berechnet, der es nöthig hat, auf die Intentionen des Dichters hingewiesen zu werden. Dieser Kreis aber ist zugleich groß und nicht groß; groß der Zahl nach, nicht groß dem Geiste nach, und wenn man in Anschlag bringt, bei wie wenigen Gliedern desselben es der Mühe lohnt, eine Erkenntniß Goethe'scher Intentionen zu erstreben. Der Obermeister deutschen Gesanges hat diese Classe selbst immer gänzlich ignorirt.

Es ist überdies auch Gefahr vorhanden, daß der Verf., indem er eine praktische Poetik beabsichtigt, nichts lehrt als eine poetische Praktik, was gewiß nicht in seine Absicht fällt, oder, indem er manche wesentliche Ausführung bei Seite läßt, zu dem Glauben verleitet, es sei in Goethe nicht mehr zu finden, als er eben andeutet. Dies letztere zeigt sich in besonders gefährlicher Anwendung bei dem Abschnitt über Goethe's Dramatik, der durchaus unbefriedigend bleibt. Überhaupt aber ist der Rahmen dieser Poetik viel zu eng und viel zu formal, um für diesen Dichter irgendwie auszureichen. Auch ist das ästhetische Urtheil in der Zeit weit über den Standpunkt des Verf. hinausgerückt, und Schlegel's Ästhetik, der er anhängt, genügt den heutigen philosophischen Foderungen nur noch allenfalls in den Definitionen, die von anerkannter Trefflichkeit sind.

Größeres Interesse daher, als die Abtheilung des Werks, welche die „Poetik" enthält, gewährt uns die Aphorismensammlung und der Anhang, Goethe's Briefe enthaltend. Hier treffen wir auf Gedanken, Lebensmaximen, Weisheitsregeln und Kunstlehren, die man sich nicht oft genug wiederholen kann, wahrhaft goldene Sprüche, Anregungen zu fruchtbarem Nachdenken, Anweisungen zu naturgemäßer innerer Lebensentwickelung und zu ruhigem Genuß oder stiller Duldung, die dem größten Weisen zur Ehre gereichen würden. Nicht alle diese Gedanken sind ausschließlich Goethisch, aber alle sind des großen und lebenskundigen Dichters werth. Alle stehen weit über ähnlichen Sammlungen, z. B. über Rochefaucauld; denn, neben dem äußerlichen Dasein, neben dem Socialen, beuten sie die innere Existenz, das Leben des Schönheitssinnes von dem Hauptgesichtspunkte Goethe'scher Philosophie her, der natürlichen Menschenentwickelung, aus. „Das Menschliche ist immer der Anfang des Poetischen, welches nur der Gipfel des Erstern ist", dieser Gedanke auf S. 137 steht an der Spitze der ganzen Sammlung und zieht sich wie ein goldener Faden durch sie hin. Zusammenstellungen dieser Art, die Quintessenz einer weisen Lebensbetrachtung darbietend, haben für Viele einen eigenen Reiz; wir zählen uns zu den Freunden solcher Gedenkbücher, aber wir kennen keins von größerer, allgemeinerer und mannichfaltigerer Bedeutung als den vorliegenden Band Goethe'scher Gedanken, oder solcher, welche fernere Entwickelungen Goethe'scher Ideen darbieten. Bei dem Unternehmen, hiervon Einiges auszuziehen, ist es schwer, einen Anfang oder ein Ende zu finden; der Zufall mag uns leiten; der Grundgedanke Goethe'scher Weltweisheit ist doch: „Bilde aus dir heraus, damit du nichts verbildest; eigene dir etwas Bedeutendes an, nicht um es zu zeigen, sondern um es zu haben; und laß Jeden in Dem, was er besitzt, wenn er es naturgemäß besitzt, gelten. — Das Sicherste bleibt immer, nur das Nächste zu thun, was uns vorliegt. — Wir machen zu viel Voranstalten zum Leben. — Man verliert nicht immer, wenn man entbehrt. — Welch ein frühwissendes und spätübendes Geschöpf ist der Mensch. — Eigentlich ist es doch nur das Folgerechte, welches das Leben zum Leben macht. — Der elendeste Zustand ist der, nichts wollen können. Fühle dich und du bist Alles, was du wünschst. — Es ist ein närrisch Ding, daß durchs Reale das Ideale aufgehoben wird; der Abwesende nur ist eine ideale Person. — Es ist so Vieles gut, daß Alles nicht besser sein könnte; du willst von dem Apfel doch nicht, daß er wie Pfirsich schmecke! — Die beste Liebe ist am blödesten, wie die schlechteste am kühnsten. — Ich hasse das Laster, nicht die Person — in diesen Worten lauscht viel Täuschung. — Einer neuen Wahrheit ist nichts schädlicher als ein alter Irrthum. — Wozu dienen böse Ereignisse? Sich an ihnen zu prüfen! — Die Menschen sind immer thätig, daß etwas geschehe, nicht daß etwas fertig werde, denn dazu kommt es nicht. — Beschönige nichts, aber suche überall das Gute, das darin ist. — Die Freude des Einzigen über uns ist der höchste und sicherste Genuß des Lebens." Wie trostreich ist dieser Satz: „Die Leiden im Beruf, der Widerstand im Dienst, die Hindernisse in der Pflicht sind nichts Zufälliges, sondern ein Nothwendiges, Unausweichliches, Gewisses. Solche Übel als ein uns ausschließlich Drückendes anzusehen, heißt sich und die menschlichen Dinge nicht kennen." Und zum Schluß der schöne Spruch: „Heiter entsagen, leicht sich wiederherstellen, jeder Jahreszeit etwas abgewinnen, sein eigenes Leid beschwichtigen und emsig um sich sehen, wo irgend ein fremdes Leid zu lindern ist, Freude zu fördern sich Gelegenheit finde!"

Im Anhange finden wir Goethe's Briefe an den Verfasser. Sie sind von der bekannten Art. Im ersten dankt der Dichter für die Übersendung der Poetik; folgender Satz kommt darin vor: „Zur guten Stunde empfing ich Ihr Büchlein und sah nun, wahrhaft gerührt, mich vor mir selbst, in einer langen Reihe von Vorsätzen, Gefühlen, Gesinnungen und Thätigkeiten, fließend, vorüberziehen, wie sich freilich das Leben Dem, den es selbst durchgeführt hat, nicht darstellen kann." Später heißt es: „Zuvörderst aber sollen Sie gelobt sein, daß sie des Dichters sittliche Tendenz und Verfahrungsweise so gut ins Licht setzen. Das Publicum lernt niemals begreifen, daß der wahre Poet doch nur als verkappter Bußprediger das Verderbliche der That, das Gefährliche der Gesinnung an den Folgen nachzuweisen trachtet. Doch dies zu gewahren, wird eine höhere Cultur erfodert, als gewöhnlich zu erwarten steht. Wer nicht seinen eigenen Beichtvater macht, kann diese Art von Bußpredigt nicht vernehmen." In diesem einzigen Satz ist Goethe's ganze Selbstrechtfertigung gegen die Anklagen enthalten, welche vom moralischen Standpunkte aus gegen ihn versucht worden sind: es bedarf keiner weitern. In einem Briefe aus dem J. 1822 kommt diese Stelle vor: „Überhaupt kann ich wol sagen, daß ich von Allem, was seit 50 Jahren gegen mich gewirkt wird, großen Nutzen gezogen; denn ich lernte daraus meine Nation kennen, und dies ist auch jetzt der Fall, sofern etwas von meinen neuen Widersachern in meine Zelle gelangt. Ich lerne daran die Zeitgesinnung einsehen, die ich an Dem, was ich für die Zeit wirken wollte, am besten prüfen kann." Von 1823 ab werden die brieflichen Mittheilungen immer kürzer und beschränken sich endlich auf bloße Grüße, bis diese Correspondenz, wie so manche andere, frisch und eifrig begonnen, ganz erlischt. Mit ihr (Januar 1829) endet auch das Buch des Verf., dem wir für diese Mittheilung unsern besten Dank zu sagen haben, denn er gehört sichtbar zu den selbständigen und denkenden Verehrern des Dichters.

2. Goethe und Einer seiner Bewunderer. Ein Stück Lebensgeschichte von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Berlin, A. Duncker. 1840. Gr. 8. ½ Thlr.

Wir haben auch von diesem kleinen Schriftchen im Zusammenhang mit der Goethe-Literatur Rechenschaft zu geben. Der ritterliche Hr. v. Fouqué, der in jüngerer Zeit eine Art von Privilegium für curiose Bekanntmachungen erlangt hat, macht hier von diesem Privilegium Gebrauch. Der sonst schätzbare Verf. ist schon darum kein unbefangener Beurtheiler Goethe'schen Geistes, weil er, trotz mancher erfahrenen Zurechtweisung, noch immer Leier und Schwert in seinem Ruhm vereinigen will und das Schwert fortwährend über die Leier setzt.

andern Volke hingedrängt, ohne doch in ihr sonderliche Befriedigung zu finden. Denn ob sie richtig, ob sie irrig sei, müssen wir fast immer dahingestellt sein lassen, da es nur in höchst seltenen Fällen gelingt, eine historisch haltbare Spur jener Fortpflanzung, die noch dazu oft genug die Grenzen des nämlichen Stammes überschreitet, aufzufinden. Und so können wir es nur billigen, wenn die Verf., zufrieden, auf die wunderbare Erscheinung aufmerksam gemacht zu haben, sich aller Versuche enthält, „den Schleier, der noch über diesem Theile germanischer Vergangenheit liegt, zu lüften". Die Worte W. Grimm's, mit welchen sie ihre Bemerkungen schließt, enthalten vielleicht Das, wobei wir uns für immer beruhigen müssen.

Die germanischen Völkerschaften sondert die Verf. für ihre Betrachtung in drei größere Hauptmassen: die skandinavischen, die deutschen und britischen. Die letztern scheiden sich in Engländer und Schotten, die zweiten in Deutsche und Holländer; bei den skandinavischen Völkerschaften bilden die Isländer und Faröer, die Dänen und Norweger, und die Schweden drei Unterabtheilungen, deren zweite jedoch von der Verf. nicht so vollkommen, als sie wünschte, beleuchtet werden konnte, da ihr (S. IX) die Notizen über den jetzigen Zustand der Volkspoesie im eigentlichen Norwegen, in deren Besitz sie sich befand, nicht genügten und sie die einzige dort gemachte und gedruckte Sammlung von Volksliedern sich nicht zu verschaffen vermochte. Es versteht sich nach Dem, was wir bereits über den Plan des Werkes gesagt haben, von selbst, daß in diesem Theile, wo die Quellen reichlicher fließen, die Darstellung vorzugsweise eine geschichtliche ist. Bemerkungen allgemeinerer Art, namentlich über die Bildung der Sprache, dienen den einzelnen Abschnitten als Einleitung; von ihnen geht dann die Verf. zu der Darstellung der Geschichte der Volkspoesie über, welche sie durch die verschiedenen Stufen ihrer Entwickelung von ihrem ersten Erscheinen an bis zu ihrem jetzigen Zustande begleitet, der denn leider fast überall ein Zustand des Verkommens und Verkümmerns ist. Hierbei ist es nicht blos auf die geordnete Zusammenstellung der wichtigsten Notizen, die wir über die Schicksale der germanischen Volkspoesie haben, abgesehen, vielmehr ist es ein Hauptbestreben der Verf., ebensowol den Gesammtcharakter der Poesie eines jeden Volks, wie er im Ganzen und Großen sich erkennen läßt, als die Eigenthümlichkeiten, durch welche einzelne Zeiträume oder die einzelnen hervortretenden Gattungen ausgezeichnet sind, aufzufassen und darzulegen. Hierbei bietet sich die Gelegenheit zur vergleichenden Betrachtung der Dichtungsweise anderer Völker oft genug, und daß sie nicht unbeachtet gelassen worden, brauchen wir kaum zu erwähnen. Damit aber insbesondere der innere Zusammenhang der Volkspoesie, welchen hervorzuheben die einleitenden Bemerkungen bestimmt waren, auch im Einzelnen wahrgenommen werden könne, sind bei denjenigen Liedern, für die sich bei andern Völkern, sei es desselben oder eines andern Stammes, entsprechende fanden, diese fleißig nachgewiesen. Von den Liedern selbst, die als belegende, mit vieler Umsicht gewählte Beispiele an den schicklichen Stellen eingereiht werden, sind die nichtdeutschen in Übersetzungen, theils fremden, theils eigenen mitgetheilt. In den letztern — wir haben 15 aus dem Dänischen, ebenso viele aus dem Schwedischen, 7 aus dem Englischen, 18 aus dem Schottischen gezählt — bewährt sich das anerkannte Talent der Verf., treu, dichterisch und wirklich deutsch zu übertragen, von neuem, und wir gedenken dieses Lob nicht zu schmälern, wenn wir von zwei schottischen Liedern: „O will ye gae to the school brother" etc. und „O gin my love were yon red rose" etc. die Übersetzung W. Grimm's (in „Drei altschottische Lieder" ꝛc., 1813, einem Anhang zu den 1811 erschienenen „Altdänischen Heldenliedern") als treuer und den düstern tragischen Ton des erstern, wie die liebliche Anmuth des zweiten noch wahrer wiedergebend, der von der Verf. (S. 567 u. 594) mitgetheilten vorziehen.

Was nun über den Inhalt und die Tendenz dieser Abschnitte im Allgemeinen zu sagen nöthig schien, haben wir in dem Vorstehenden zusammengefaßt, da wir, wenn unsere Anzeige nicht über die Gebühr ausgedehnt werden soll, auch diese Abschnitte nicht Schritt vor Schritt durchgehen können, sondern uns auch bei ihnen nur auf einige Bemerkungen über einzelne Punkte beschränken müssen.

Bei der Charakteristik der altnordischen (isländischen) Volkspoesie, die uns in der Edda erhalten ist, theilt die Verf. die Thrymsquida in Chamisso's, das Lied von Sigurd's Ermordung und Brunhildens Tod in eigener Übersetzung, in der freilich die Stabreime aufgeopfert sind, mit und gibt so sehr zweckmäßig Beispiele von den beiden Hauptkreisen, in denen sich die Eddalieder bewegen dem der nordischen Götter- und der ursprünglich deutschen Heldensage. An Stuhr's Deutung der Thorsage „auf die physikalischen Anschauungen" der alten Normänner nimmt sie Anstoß, verwirft aber dabei (S. 164) diese ganze Deutungsart, ja wol überhaupt alles Deuten jener Mythen. Wir bedauern es, daß sie Uhland's Darstellung und (ebenfalls, wenn wir so sagen dürfen, physikalische) Auslegung der Thorsagen, die den ersten Theil seiner bis jetzt leider ohne Fortsetzung gebliebenen „Sagenforschungen" bildet, nicht gekannt hat, und sind fast überzeugt davon, daß sie durch dieses herrliche Buch auf andere Ansichten über die Nothwendigkeit einer Bedeutung, die dem Göttermythus überhaupt, scheine er auch noch so sehr ein bloßes Phantasiespiel, zu Grunde liegen muß, und über die Möglichkeit, diesen Sinn aufzufinden, gebracht worden wäre. Das wenigstens muß aus Uhland's Schrift, sollte auch Einzelnes darin zu gewagt erscheinen, wie uns dünkt, für Jeden zu voller Klarheit heraustreten, daß sich eine solche Deutung mit der Poesie gar wohl verträgt und diese nicht etwa unter jener zu Grunde geht.

Für die höchst interessanten Mittheilungen über die Volksdichtung der Bewohner der Faröer und die Übersetzungen färöischer Lieder werden die Freunde der Volkspoesie der Verf. um so dankbarer sein, als das Buch, aus dem sie geschöpft sind: „Faeroiske Qväder" u. s. w., die der Däne Lyngbye 1822 herausgegeben, schwerlich in Vieler Händen ist. Auf den Faröern leben die alten Götter- und Heldensagen in Liederform neben mannichfachen Gesängen

anderen Art noch heutiges Tages im Munde des Volks, dessen poetische Kraft sich übrigens noch immerfort, namentlich in Spott- und Scherzliedern schöpferisch beweist. Die Erhaltung ähnlicher Liederschätze auf den Orkneien, die der Verf. (S. 189) nicht unwahrscheinlich dünkt, möchten wir aber ebensowol, als daß daselbst noch ein Dialekt der nordischen Sprache bestehe, in Zweifel ziehen. Wenigstens versichert Arndt in seinen „Nebenstunden" (S. 261, 377, 380, 432), daß auf diesen nicht weniger wie auf den Shetlandsinseln die alte Sprache und die alten Lieder völlig untergegangen seien.

Die Abschnitte über die dänische und die schwedische Volkspoesie, für welche ein ungemein reiches Material vorlag, sind ausgezeichnet durch die Umsicht, mit welcher die Verf. die wesentlichsten Hauptpunkte hervorgehoben, und durch die sinnvolle, lebendige Weise, in der sie sie dargestellt hat. Nicht geringere Anerkennung verdient die Auswahl der Belege, eine Reihe der schönsten erfrischendsten Lieder, unter denen wir nur ein oder ein paar schwedische historische Volkslieder um so mehr vermißt haben, je größer das Lob ist, das die Verf. (S. 329) gerade diesen im Gegensatz gegen die dänischen und namentlich die deutschen Lieder derselben Art ertheilt. Von den übrigen theilen wir eins, ein dänisches, mit, theils um eine Probe von den Übersetzungen der Verf. zu geben, theils weil es eine Seite des Charakters der dänischen Poesie, die Milde und Zartheit, deren sie fähig ist, sehr schön bezeichnet, die von der Verf. (S. 240) gegen eine andere, die vielleicht überwiegen mag, gegen das Harte, Grausame, ja Rohe, doch wol zu sehr in den Schatten gestellt wird; daß es nicht das einzige sei, welches von jener Zeugniß gibt, können die Leser schon aus dem Buche der Verf. selbst, noch besser freilich aus W. Grimm's reichhaltiger Sammlung altdänischer Lieder ersehen. Wir bemerken nur noch, daß die dritte Zeile den, bei jedem Vers wiederholten Kehrreim enthält.

In Herrn Sverkel's Hof ein Tanzfest war,
Da tanzte Klein Christel mit fliegendem Haar.
So züchtig ist die Jungfrau, die mich bezwang!

Da tanzte der König und all' seine Mann,
Klein Christel stimmt ihnen ein Liedlein an.

Herr Sverkel streckt seine Hände nach ihr:
Komm her, klein Christel, und tanze mit mir!

Er drückt' ihr die Finger, er flüstert ihr zu:
„Klein Christel, sei mein Herzliebchen du!"

Er drückt' ihr den Finger, ihr Füßchen er trat:
„Schaff meiner Sehnsucht Mittel und Rath."

Der Tanz ging über den hohen Altan,
Da verlobt sich Klein Christel dem Rittersmann.

Herr Sverkel schlägt über sich seinen Scharlach,
Und gehet in seiner Mutter Gemach.

„Heil sei Euch, liebste Mutter mein,
Ich hab' mich verlobet der Christel klein."

„„Das verhüt' unsre Frau dort oben;
Daß Bruder und Schwester sich sollten verloben!

Nimmer könnt ihr kommen zusammen,
Geschwister seid ihr von Einem Stamme!""

„Nun sagt, meine Mutter, mir nichts verschweigt,
Wann habt Ihr lieb Klein Christel erzeugt?"

„„Die Zeit, da du warst nach Rom gegangen,
Da hab' ich die Rosenblume empfangen.

Die Zeit, da du warst am heiligen Grabe,
Den klaren Spiegel geboren ich habe.

An der Königin Hof, da wuchs sie auf,
Drum trägt sie Scharlach mit Marder drauf.""

„Nun gebt mir Rath, lieb Mutter mein,
Wie soll ich vergessen lieb Christel klein?"

„„Jag du den Hirsch, die Hindin im Wald,
Wirst du klein Christel vergessen alsbald!

Jag du den Hirsch und jag das Reh,
Vergeht dir wol der Sehnsucht Weh!""

Er jagte den Hirsch und jagte das Reh,
Nimmer verging ihm der Sehnsucht Weh.

So ward der Ritter in die Ferne getrieben,
Die Jungfrau ward in ein Kloster gegeben.

Kein kleiner Vogel geflogen kam,
Sie fragt' ihn nach ihrem Bräutigam.

Kein kleiner Vogel flog dahin,
Nach seiner Braut da fragt' er ihn.

Nicht ganz in demselben Maße wie die übrigen Abschnitte hat uns der über die deutsche Volkspoesie befriedigt. Er scheint uns, gegen jene gehalten, etwas dürftig zu sein, woran der Stoff die Schuld nicht trägt, der reich und mannichfaltig, sehr oft von großer Schönheit ist und theils an sich, theils wegen des bedeutenden, von der Verf. selbst nicht verkannten Einflusses, den gerade bei uns die Volkspoesie auf die Entwickelung und Gestaltung der Poesie überhaupt zu mehr als einer Zeit geübt hat, die größte Theilnahme heischen darf. Auch hat die Verf. diesen Stoff, namentlich insoweit er in Sammlungen vereinigt ist, recht wohl gekannt, und so glauben wir fast, daß ihr die Menge desselben etwas hinderlich gewesen sei und sie aus Scheu vor zu großer Ausführlichkeit sich mehr beschränkt habe, als uns billig scheint. Daß ihr mehre neuere hierher gehörige Schriften deutscher Gelehrten, durch deren Benutzung ihre Darstellung an Vollständigkeit, hier und da auch an Richtigkeit gewonnen haben würde, entgangen sind, hat in ihrer längern Entfernung von Deutschland seinen Grund und zugleich seine Entschuldigung. Eben deshalb möchten wir auch nicht, daß uns, wenn wir einige ergänzende und berichtigende Bemerkungen hier folgen lassen, die Absicht zu tadeln untergelegt werde.

Die Überreste des Hildebrandsliedes aus dem 8. Jahrhundert verdienten bei der ungemeinen Wichtigkeit, die sie schon deshalb für uns haben, weil sie nicht nur das älteste Denkmal unserer Volksdichtung überhaupt, sondern das Einzige sind, was uns aus der Zeit vor dem 12. Jahrhundert von Liedern der deutschen Heldensage erhalten ist, weit nachdrücklicher und ausführlicher erwähnt zu werden, als S. 347 geschieht. Und gewiß würde dies die Verf. auch gethan haben, wenn ihr Lachmann's Abhandlung über jene Bruchstücke bekannt gewesen wäre und ihr das schwierige Verständniß derselben erschlossen hätte. Dann mußte die wörtliche Übersetzung, die Lachmann gibt, aufgenommen werden, und der Anlaß zu einer Vergleichung der verschiedenen Art, wie dieselbe Sage beim Ausgang der alten epischen Dichtung in dem (S. 367) mitgetheilten

Hildebrandsliede des 15. Jahrhunderts behandelt ward, durfte nicht unbenutzt bleiben. Das lateinische Gedicht vom Walter von Aquitanien (herausgegeben von J. Grimm in den lateinischen Gedichten des 10. u. 11. Jahrhunderts 1830) war, als seinem Inhalt nach zur deutschen Heldensage gehörig, wenigstens zu erwähnen. — Nicht Liebeslieder, wie (S. 348) nach der früher üblichen Erklärung gesagt wird, sind unter Winiliot zu verstehen, welche abzuschreiben den Nonnen im J. 789 verboten ward, sondern nach J. Grimm (Deutsche Gramm. 2, 505) cantus plebejus, Lieder unter Gesellen gesungen, Volkslieder überhaupt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

Die Segnungen, die der Po mit seinen 30 Zuflüssen dem 300 Miglien langen Thale zwischen Apennin und Alpen zuführt, erkauft es neuerdings oftmals durch große Zerstörungen und Bedrängnisse. Im Laufe von fünf Jahrhunderten hat das Bett des Stromes sich um mindestens 21,000 Metres verlängert und sein Fall von Serravalle an, bis zu dem Punkte, wo er jetzt in das Meer eintritt, hat sich um die Hälfte des ursprünglichen vermindert, was mit den Verdämmungen und Verstopfungen des Strombettes zusammen die Nothwendigkeit herbeiführte, die Dämme bis zur Höhe von 9,90 Metres zu erhöhen. Dazu kommt, daß die Mündungen des Po so gelegen sind, daß die durch länger anhaltenden Scirocco zurückgedrängte Flut des Meeres, namentlich wenn sie mit einem, durch langen Regen oder durch Schmelzen des Gletschereises erhöhten Wasserstand des Stromes zusammentrifft, den Ablauf der Stromfülle völlig unmöglich machen, und daß selbst noch höhere Dämme dann vor Überschwemmungen und Unfällen nicht schützen, von denen der Herbst 1839 und auch der November 1840 traurige Beispiele geben. Die Verheerungen, welche die Lombardei im Herbste 1839 erlitt, sind jedoch dadurch von wohlthätigen Folgen gewesen, daß zwei des Wasserbaus kundige Ingenieure genauere Untersuchungen im ganzen Bereiche der Überflutungen anstellten, deren Berichte jetzt der öffentlichen Beurtheilung mit Vorschlägen zur Abhülfe vorliegen. Die Beobachtungen waren nicht ohne Gefahr; und namentlich muß der Eifer des Hrn. Giovanni Gagliardi gerühmt werden, der während der Zeit der Überschwemmung den Po bis zu seinem Ausflusse ins Meer bereiste, nachdem er früher schon mit einem Genieoffizier, Carlo Parea, den Ufern des Stroms große Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Beinah gleichzeitig mit Gagliardi's kühner Wasserfahrt untersuchte auch Ritter Configliacchi die Scene jener Verheerungen unterhalb Ferrara, und seine Beobachtungen theilte er Männern von Fach und Beamten mit. Die Vorschläge, die Hr. Gagliardi in seiner Schrift: „Piano di sistemazione del fiume Po proposto e diretto a garantire le popolazioni dalle incursioni delle acque ed a migliorare i terreni e la navigazione" (mit drei Karten, Mailand 1840), den Sachverständigen vorlegt, prüft der gelehrte Mathematiker Borgnis im Maiheft der „Biblioteca italiana", und während er dem Hauptgedanken (nämlich der Regulirung des Strombettes dadurch, daß man die vielen Ausflüsse, die jetzt das Delta bilden, durch ein geradliniges und wohlgefaßtes Strombett ersetzen müsse) beistimmt, bringt er doch Abänderungen in Vorschlag, die seine Ausführung erst ermöglichen. Gagliardi's geradliniges Strombett, das so breit jedoch sein müßte, als der Po jetzt ist, würde anfangen in Serravalle und in der Sacca dell' Abate bei Goro ins Meer münden. Die Länge des Kanals würde 23,800 Metres, etwa die Hälfte der jetzigen Länge, betragen und nach seiner Berechnung nur 5 Mill. östreichischer Lire kosten. Borgnis hat gegen diese Richtung des zu ziehenden Kanals, außer politisch strategischen Gründen, auch den im Niveau des Strombettes begründeten Einwand, daß der Po, von dem Augenblicke ab, wo er in Ficheruolo sich in Arme theilt, stets nach Norden seine Richtung nimmt; eine Richtung, die der Wasserbaumeister zu benutzen habe; dann, daß jenes von Gagliardi gewählte Land als mooriges schwerlich zu einer solchen Anlage sich eignen würde. Mit einem Kanal von nur fünf Miglien Länge, von Contarina bis in den Lago Val Salsa, glaubt Borgnis dieselben Vorzüge zu erreichen und zugleich die Mündung vor dem Wellenschlage des Meeres und den Stauchungen zu schützen; außerdem meint er, würde diese Linie der nördlichen Richtung der Ströme des adriatischen Meeres entsprechend sein und Bequemlichkeiten bieten, diesen bedeutenden Punkt durch ausreichende Vertheidigungswerke zu sichern. Venedigs und Triests Schiffahrt würden bei dieser Linie gewinnen, während die bisherigen Flußanwohner nicht verlören; und jedenfalls scheint es, daß dieses neue Strombett wohlfeiler ausfallen könnte als jedes andere in Vorschlag zu bringende. 2.

Literarische Notizen.

Man erwartet den vierten Band des in Lieferungen erscheinenden Werkes: „La France maritime", der auch eine genaue und umständliche Beschreibung der durch die Belle-Poule unternommenen Expedition nach St.-Helena bringen wird. Das ebengenannte Werk erregt immer mehr Theilnahme; es zählt zu seinen Mitarbeitern folgende: E. Corbière, E. Sue, A. Jal, Lesson, Pitre-Chevalier, Marmier u. s. w. A. Gréhan ist der Stifter dieses literarischen Unternehmens, welches unter dem besondern Schutze des Marineministers steht und den vollkommenen Beifall der Admirale Roussin, Rosamel und Duperré erhalten hat. Die Illustrationen sind nach den Zeichnungen der berühmten Marinemaler: Gudin, Isabey, Decamps, Le Poitevin, Morel Fatio u. s. w. gearbeitet.

In drei starken Bänden erschien: „Histoire de Malte, par *M. Mièye*, ancien consul de France à Malte, membre de la société statistique de Marseille etc."; der erste Band enthält die statistischen Nachrichten, der zweite die Geschichte von Malta bis 1798, der dritte umfaßt die Ereignisse, deren Schauplatz Malta in neuester Zeit war. Eine Karte von Malta und seinen Pertinentien und ein Plan von La Valette und seinen Forts sind dem interessanten Werke beigegeben.

Die Franzosen fahren unermüdlich fort, den Orient auszubeuten. Eben erst erschien: „Deux ans en Syrie et en Palestine" (1838—39), von Eduard Blondel; ferner: „De l'indépendance esclave et de l'indépendance libre, ou la question d'Orient, ramenée à sa loi naturelle, par *Gurol*."

Eine Broschüre von Jean Cynski, Hauptredacteur des „Nouveau monde", trägt den Titel: „Avenir des femmes." Die Verlagshandlung nennt sich Librairie sociale. 5.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen:

Don Juan. Ein Trauerspiel in fünf Acten von **S. Wiese.** 8. 1¼ Thlr.

Von demselben Verfasser sind früher in meinem Verlage herausgekommen: **„Theodor"**, ein Roman (1833, 1⅚ Thlr.); **„Hermann"**, ein Roman (1834, 1¼ Thlr.); **„Drei Trauerspiele"** (1835, 1½ Thlr.); **„Drei Dramen"** (1836, 1¼ Thlr.); **„Friedrich"**, ein Roman (1836, 1½ Thlr.)

Leipzig, im Januar 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 20. — 20. Januar 1841.

Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen mit einer Übersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften von Talvj.

(Fortsetzung aus Nr. 19.)

Das, wenn auch von einem Geistlichen gedichtete, doch volksmäßige Lied auf den Sieg, den Ludwig III. im J. 881 bei Saucourt über die Normannen erfocht, wird S. 349 mit Recht mitgetheilt, leider aber in Herder's Übersetzung, durch die es freilich recht bekannt worden, die aber an vielen Stellen fehlerhaft, an manchen ganz sinnlos ist. Das Lied ist so interessant und hat so großen Ruf erlangt, daß es uns nicht unzweckmäßig scheint, hier eine wörtliche Übersetzung einzuschalten, und zwar nach dem Text des einzigen von Hoffmann wiederentdeckten und in den „Elnonensia" 1837 bekannt gemachten Manuscripts, wie ihn W. Wackernagel in der zweiten Ausgabe seines vortrefflichen, von der Verf., wie es scheint, nicht gekannten, „Altdeutschen Lesebuches" (1839) mit einigen Verbesserungen der Lesart gegeben hat. Zur Vergleichung stellen wir Herder's Übersetzung daneben, nicht um das Andenken dieses großen, und namentlich um das Studium der Volkspoesie hochverdienten Mannes zu verunglimpfen; die mangelhafte Sprachkenntniß kann ihm nicht angerechnet werden, und an einigen jener Fehler ist der entstellte (Schilter'sche) Text, dessen er sich bediente, Schuld, den freilich O. L. B. Wolff noch 1830 in seiner verwahrlosten „Sammlung historischer Volkslieder" abdrucken ließ, auf welche die Verf. den Leser, der das Lied in seiner ursprünglichen Gestalt zu sehen wünscht, um so weniger neben Soltau's „Volksliedern" hätte verweisen sollen, als sie selbst vorher Docen's (1813) und Lachmann's (1825) berichtigende Texte erwähnt hat.

Das Ludwigslied.

Nach Herder's,	nach unserer Übersetzung.
Einen König weiß ich, Heißet Herr Ludewig; Der gern Gott dienet, Weil ers ihm lohnet.	Einen König weiß ich, Heißet Herr Ludwig; Der gern Gott dienet, Ich weiß, er ihm es lohnet.
Kind ward er vaterlos, Deß ward ihm sehr bos: Hervor holt' ihn Gott, Ihn selbst erzog.	(Als) Kind ward er vaterlos, Dafür ward ihm bald Ersatz, Es holte ihn der Herr, Sein Erzieher ward er.
Gab ihm tügende Frone Dienende; Stuţl hier in Franken: Brauch er ihn lange!	Er gab ihm Tugenden, Herrlich Gesinde (d. i. Ritter, die ihm als Herrn dienten), Stuhl hier in Franken, So brauche er dessen lange.
Den theilt er dann Mit Karlemann, Dem Bruder sein, Ohn allen Wahn.	Das theilte er dann Alsbald mit Karlemann, Seinem Bruder, Die Menge der Wonnen.
Das ward geendet, Da wollt Gott prüfen, Ob er Arbeiten Auch mochte leiden?	Als dies ward alles geendet, Wollt' ihn Gott versuchen, Ob er Mühen So jung ertragen möchte.
Ließ der Heidenmänner Über sie kommen; Ließ seine Franken Den Heiden dienen.	Er ließ heidnische Männer Über See gehen, Das Volk der Franken Der Sünden zu mahnen.
Die gingen verloren! Die wurden erkoren! Der ward verschmähet, Der ihnen mislebt.	Einige (wurden) bald verloren, Einige wurden erkoren; Pein duldete Der früher übel lebte.
Wer da ein Dieb was, Der deß genaß, Nahm seine Festung, Seit ward er Gutmann. *)	Der, der da ein Dieb war, Wenn er dann am Leben blieb, Nahm seine Buße, Seitdem ward er guter Mann.
Der war ein Lügner, Der war ein Räuber, Der ein Verräther, Und er geberd't sich deß.	Mancher war ein Lügner, Mancher ein Räuber, Mancher voll Falsches, Und er that Buße dafür.
König ward gerühret, Das Reich verwirret, Erzürnt war Christ, Litt dies Entgeltniß.	Der König war entfernt, Das Reich ganz geirret, Erzürnet war Christ, Leider dafür entgalt es.
Da erbarmt es Gott, Der wußt' all die Noth, Hieß Herr Ludwig Eilig herbeiziehn.	Doch erbarmte dessen Gott, Er wußte alle die Noth, Er hieß Herr Ludwigen Dorthin bald reiten.
„Ludwig, König mein, Hilf meinen Leuten, Es haben sie Normannen Harte bezwungen."	Ludwig, König mein, Hilf meinen Leuten, Es haben sie Nordmannen Harte bezwungen.
Dann sprach Ludwig: „Herr! so thu ich, Tod nicht rette mir es, Was du gebietest."	Da sprach Ludwig, Herr so thu ich, Der Tod wehre mir es denn, Alles das du gebietest.
Da nahm er Gotts Urlaub, Hob die Kundfahn auf: Reitet in Franken Entgegen den Normannen.	Da nahm er Gottes Urlaub, Hob er die Kampffahne auf, Ritt er dahin nach Franken Entgegen den Nordmannen.
Gott dankend, Diesem harrend, Sprach: „O Herr mein, Lange harren wir dein."	Gotte danketen, Die sein harrten, Alle sprachen: Herre mein, So lange warten wir dein.

*) Edelmann. H.

Nach Herder's,

Sprach dann mit Muthe,
Ludwig der Gute:
Tröstet euch, Gesellen,
Die mir in Noth stehn.

Her sandte mich Gott!
Thät mir selbst die Gnad,
Ob ihr mir Rath thut,
Daß ich euch führe.

Mich selbst nicht spar' ich,
Bis ich befrei euch:
Nu will ich daß mir folgen
All Gottes Holden.

Beschert ist uns die Hierfelst,
So lang es will Christ.
Er wartet unser Gebein,
Wacht selbst darein.

Wer nun Gottes Willen
Eilig will erfüllen;
Kommt er gesund aus,
Lohn ich ihm das;
Bleibet er drinne,
Lohn ich's den Seinen.

Da nahm er Schild und Speer,
Ritt eilig daher,
Wollt wahrlich rächen
Seine Widersacher.

Das war nicht lange,
Fand er die Normannen:
Gott Lob! rief er,
Seinen Wunsch sah er.

Der König reitet kühn,
Sang lautes Lied,
Und alle sungen:
Kyrie Eleison.

Sang war gesungen,
Schlacht ward begonnen,
Blut schien in den Wangen
Spielender Franken.
Da rächt Jeder sich,
Keiner wie Ludwig.

Schnell und kühn
War je sein Sinn,
Jenen durchschlug er,
Diesen durchstach er;

Schenkte zu Handen
Seinen Feinden
Trank bittren Leides,
So wichen sie Leides.

Gelobt sei Gottes Kraft,
Ludwig ward sieghaft;
Sagt allen Heiligen Dank,
Sein ward der Siegkampf.

nach unserer Übersetzung.

Da sprach laut
Ludwig der Gute:
Tröstet euch Gesellen,
Meine Nothstallen (d. i. Genossen).

Her sandte mich Gott,
Und mir selber gebot,
Wenn euch Rath taugte,
Daß ich hier föchte,
Mich selbst nicht schonte
Bis ich euch errettete.

Nun will ich, daß mir folgen
Alle Gottes Knechte;
Beschereet ist das Hiersein
So lange als Christ will,
Will er unsre Dahinfahet,
Deren hat er Gewalt.

Wer hier in Kräften
Thut Gottes Willen,
Kommt er gesund davon,
Ich lohne es ihm;
Bleibt er darin,
(So lohne ich es) seinem Geschlechte.

Da nahm er Schild und Speer,
Kräftiglich ritt er,
Wollte er das Wahre lehren
Seinen Widersachern.

Da war es nicht sehr lange,
Fand er die Nordmannen,
Gott sagte er Lob,
Er sieht was er begehrte.

Der König ritt kühn,
Sang das Lied des Herren,
Und alle zusammen sangen
Kyrieleison.

Sang war gesungen,
Kampf war begonnen,
Blut schien in den Wangen,
Es freuten sich des die Franken.
Da focht jeglicher Kämpfer
Nicht einer so wie Ludwig.

Schnell und kühn,
Das war ihm angeschlechtet.
Manchen durchschlug er,
Manchen durchstach er,

Er schenkte zu Handen
Seinen Feinden
Bitteres Leides;
So weh ihnen ewig des Lebens!

Gelobet sei die Gottes Kraft,
Ludwig ward sieghaft,
Sagte allen Heiligen Dank,
Sein ward der Siegeskampf.

Die letzte Strophe ist im Text zerrüttet, weshalb wir weder selbst eine Übersetzung wagen, noch auch Herder's ungenügende, ergänzende Übertragung mittheilen mögen. Daß der Meistergesang (das Minnelied) sich aus dem Volksliede im 12. Jahrhundert entwickelte, hat J. Grimm schon 1811 in seiner Schrift über den deutschen Meistergesang, deren die Verf. später erwähnt, gezeigt, und hätte (S. 353) schärfer hervorgehoben werden sollen; die ältesten Meisterlieder, namentlich das Lied des von Kürnberg: „Ez hât mir an dem herzen vil dike wê getân" ꝛc., stehen dem Tone des Volksliedes nahe und konnten für diese ursprüngliche Verwandtschaft ein Zeugniß abgeben. Freilich schied sich der Meistergesang bald vom Volksgesang, er trat sogar in Gegensatz zu ihm; daß aber der Geist des alten Minneliedes dem Nationalen so entfremdet, so fern gewesen sei, wie die Verf. annimmt, müssen wir leugnen, und ebenso wenig kann zugegeben werden, daß er ein schlechthin lügenhafter gewesen sei, was aus den Worten (S. 240), daß „die Troubadours und Minnesänger mit der ritterlichen Verehrung der Frauen kokettirten", hervorgehen würde, wenn sie wenigstens für die Minnesänger so unbedingt und unbeschränkt, wie sie ausgesprochen sind, gelten dürften. Für die Deutschheit und für die Wahrheit der Gesinnung derjenigen sogenannten Minnesänger, welche der Periode angehören, in welcher die lyrische Kunstdichtung des deutschen Mittelalters in der vollsten Frische und lebendigsten Kraft blühte, für die Dichter der Zeit, in welcher der Meistergesang zwar nicht allein, doch vorzugsweise Minnegesang war, müssen ihre Lieder Jedem zeugen, der sie mit unbefangenem Sinn und vollkommenem Verständniß liest. Wir verweisen statt aller andern auf die Lieder und Sprüche Walter's von der Vogelweide, denen allen ohne Ausnahme das Gepräge des edelsten, wahrsten, von jeder Eitelkeit und Ziererei entfernten Gemüthes, das sie schuf, aufgedrückt ist, und unter denen nicht allein diejenigen, welche sich auf die politischen Ereignisse jener Zeit beziehen, die innigste Vaterlandsliebe aussprechen; aus dem schönen Liede, das anhebt: „Ir wât sprechen willekomen", führt die Verf. ja selbst einige Zeilen an. Walter aber, wenn auch der größte unter den Lyrikern seiner Zeit, steht doch in dieser Gesinnung keineswegs als ein vereinzeltes Beispiel da; ja, auch selbst den spätern Meistersängern, die sich in Spitzfindigkeit verierten, oder denen, deren Lieder so trocken, so handwerksmäßig gemacht sind, daß nur selten Funken poetischer Kraft in ihnen durchleuchten, möchten wir selbstbewußte Unwahrheit am wenigsten vorwerfen. Uns dünkt, in Dem, was die Verf., namentlich an den beiden angeführten Stellen, über den sittlichen Geist des Mittelalters überhaupt und über den Zustand der Frauen insbesondere sagt, habe sie nicht hinlänglich darauf geachtet, daß das Mittelalter eine Zeit der schroffsten Gegensätze, daß ihm jenes vermittelnde Wesen, das, wenn es auch oft eben nichts weiter als Lauheit und Schlaffheit ist, unserer Zeit so oft nachgerühmt wird, fremd war, daß die ungeheuerste Härte und Grausamkeit, ja die wildeste Roheit mit der zärtesten Milde, der weichsten Hingebung, der feinsten edelsten Zucht nicht blos wechselten, nein, daß beide auch zu gleicher Zeit nebeneinander bestanden; und ebenso scheint uns, daß die Verf. den letztern Seiten des Charakters jener Zeit nicht genügendes Recht habe widerfahren lassen.

Daß auch in Deutschland zum Gesang von Liedern getanzt ward, wollen wir nicht leugnen, doch zweifeln wir, daß es so zu allen Arten von Liedern geschah, wie die Verf., nach Analogie der dänischen und schwedischen, auch der noch jetzt bestehenden (S. 191) faröischen Sitte (S.

365 fg.) anzunehmen scheint; die deutschen Lieder, die Reihen, die für den Tanz bestimmt waren, deuten gewöhnlich selbst auf diese ihre Bestimmung hin, wodurch schon andere von derselben ausgeschlossen erscheinen. Lachmann's Ansicht über die Entstehung unsers Nibelungenliedes ist der Verf. (S. 362) allerdings nicht unbekannt; wol aber ist dies mit dem glänzenden Beweise jener Ansicht der Fall, der in Lachmann's Anmerkungen zu den Nibelungen (1836) niedergelegt ist; einem Beweise, gegen den sich Vorurtheil und Unkenntniß stemmen mögen, dessen Kraft aber, wie wir aus Erfahrung wissen, selbst schwergläubige Seelen, sobald sie es nur über sich gewinnen konnten, unbefangen zu sein, willig nachgaben. Die Verf. nimmt Lachmann's Ansicht an, aber nicht ohne einigen Unwillen, daß ihr nun die Freude an einem schön gerundetern Ganzen zerstört sei, und deshalb bedauern wir es, daß sie die erwähnten Anmerkungen nicht gekannt hat; für die zerstörte Freude an einem Schein wäre ihr mehr als Ersatz durch die überführende Nachweisung von zwanzig Liedern geboten worden, deren jedes freilich einzeln für sich besteht, die aber doch in der gemeinsamen Sage, die sich durch sie hinzieht, ihren genügenden Zusammenhalt haben, und, was die Hauptsache ist, sie würde diese Lieder, in denen wir nun erst recht die völligste Ausbildung zu erkennen vermögen, zu welcher die epische Volksdichtung an der Grenze des 12. u. 13. Jahrhunderts gediehen war, ganz anders für ihr Buch benutzt, sie viel weiter in den Vordergrund gestellt haben, als es jetzt mit dem Nibelungenliede geschehen ist.

Auf die Beachtung des Einflusses, den der Meistergesang im 14. Jahrhundert auf die neu hervortretende Volkspoesie hatte, hätten die Liederanfänge der limburger Chronik, die S. 372 besprochen werden, hinführen können. Bei der nun folgenden Darstellung der Geschichte und des Charakters der deutschen Volksdichtung, wie sie seit jener Zeit erscheint und wol im 15. u. 16. Jahrhundert zu ihrer höchsten Blüte gelangt, ist der Abschnitt über das deutsche Volkslied, der sich im zweiten Bande von Gervinus' „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen" findet, nicht benutzt worden, wie denn die Verf. das ganze Werk nicht gekannt zu haben scheint. Gerade der erwähnte Abschnitt aber enthält sehr viele, nicht nur feine und geistreiche, sondern auch treffende und richtige Bemerkungen und läßt dem deutschen Volksliede eine weit gerechtere, weit vorurtheilsfreier anerkennende Würdigung zu Theil werden, als manche frühere Partien der deutschen Literatur in jenem Buche erfahren haben.

Umdichtungen weltlicher Lieder in geistliche kommen schon lange vor dem 16. Jahrhundert, nämlich schon im 14. vor, wie die von Wackernagel in dem zweiten Bande der „Altdeutschen Blätter" (S. 126) mitgetheilten zeigen. Bei Dem, was die Verf. über jene spätern (S. 319) sagt, konnte sie freilich das reichere Material nicht benutzen, das Ph. Wackernagel's nur eben, da wir dies schreiben, erschienene „Geschichte des deutschen Kirchenliedes" für die Kenntniß auch dieses nicht gerade schönsten Theiles der geistlichen Poesie, der doch für die Geschichte des Volksliedes nicht unwichtig ist, darbietet. Wir mögen aber die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, auf dieses höchst bedeutende, treffliche Werk aufmerksam zu machen, in welchem Alles, was von geistlicher deutscher Dichtung von den ältesten Zeiten an bis in das zweite Drittel des 16. Jahrhunderts herab erhalten ist, so weit es durch lange fortgesetztes eifriges Sammeln zu erreichen war, mit sorgfältigem, genauem Fleiße aus den möglichst reinsten Quellen niedergelegt worden ist. Selbst das Kirchenlied des Reformationszeitalters ist uns erst durch dieses Werk recht vollständig und in seiner echten Gestalt zugänglich geworden; dennoch glauben wir, daß in der Verf. schon durch die Vergleichung derjenigen Lieder des 16. u. 17. Jahrhunderts, die sich in Rambach's „Anthologie" finden, einige Zweifel an der Richtigkeit ihrer Meinung (S. 381), „daß das Kirchenlied erst in dem 17. Jahrhundert seine eigentliche Ausbildung erhalten habe", hätten entstehen können. Paul Gerhard ist gewiß ein herrlicher Dichter, durchdrungen vom Glauben und von poetischem Gefühl, aber neben seinen Kirchenliedern können sich auch nur einzelne andere seines Jahrhunderts halten; den meisten gebricht es an der Glaubensfreudigkeit, der lebensvollen Frische, der kernigen Kraft gar sehr, durch die nicht blos Luther's eigene, nein beiweitem die meisten Lieder der lutherischen Kirche aus Luther's Zeit überhaupt uns sogleich und unmittelbar an Herz und Seele rühren. Und gewiß war auf diese Lieder schon deshalb hier ein größeres Gewicht zu legen, weil sie dem Volkstone ungleich näher stehen als die des folgenden Jahrhunderts.

Der Schimpf- und Spottlieder aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges gedenkt die Verf. (S. 393); eines der besten dieser Art auf Friedrich von der Pfalz, den Winterkönig, hat J. Grimm in den „Altdeutschen Blättern" (Bd. 2, S. 138) bekannt gemacht. Das Verwelken der Volkspoesie nach dem dreißigjährigen Kriege wird (S. 381) vielleicht etwas zu grell geschildert; nicht nur, daß sich doch noch immer viele der alten Lieder eine geraume Zeit hindurch in einem viel weitern Raume unsers Vaterlandes im Munde des Volks erhielten, als auf den sie jetzt beschränkt sind (über welches letztere sich eine recht gute Bemerkung S. 387 findet); auch die poetische Schöpferkraft des Volks brachte in der zweiten Hälfte des 17. und bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch so manches hübsche frische Lied hervor; der Kriegs- oder Soldatenlieder gedenkt die Verf. selbst ein paarmal, und aus dem „Wunderhorn" ließen sich wol noch einige anderer Art, die gewiß in jener Zeit entstanden sind, hinzufügen. Gegen Dasjenige, was (S. 388 fg.) über das beinahe gänzliche Versiechen der dichtenden Kraft des Volks gesagt wird, das seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts fast überall in Deutschland eingetreten ist, sodaß nur wenige Gegenden ausgenommen werden können, läßt sich leider nichts einwenden. Ob es eine unumgängliche Nothwendigkeit sei, daß ein Volk, wie die Verf. von dem deutschen sagt, „die edeln Gaben einer aufgeklärten Erziehung, einer allgemeinen Anerkennung seiner Menschenrechte und einer regern Gewerbsthätigkeit mit seiner poetischen Empfänglichkeit austausche", diese Frage wollen wir ebenso dahingestellt sein

lassen wie eine andere, ob denn nämlich wirklich unser Volk bei dem Tausche gewonnen habe; möglich wenigstens ist es, daß sich der Gewinn einmal noch deutlicher zeigt, als wir ihn bis jetzt noch wahrzunehmen vermögen. Bei der allgemeinen Charakteristik, welche sich (S. 390 fg.) an die Geschichte der deutschen Volksdichtung anschließt, bedauern wir nur, daß die Verf. ebenso wie früher (S. 330) bei der skandinavischen Volkspoesie sich allzu sehr auf Andeutungen beschränkt hat, deren Ausführung ihr gewiß nicht schwierig, dem Leser aber höchst erwünscht gewesen wäre. In dem Heitern, Versöhnenden, Milden erkennen auch wir einen wesentlichen Charakterzug unserer Volkspoesie, doch scheint er uns nicht so unbedingt vorzuherrschen, daß nicht neben ihm auch das Finstere, Furchtbare, selbst das Grausame, Wildbarbarische erschiene. Wir verweisen, statt anderer Beispiele, nur auf diejenigen Lieder der letztern Art, die sich in J. G. Meinert's ausgezeichnet tüchtiger, von der Verf. übrigens sehr gut benutzter Sammlung der überaus merkwürdigen Lieder des Kuhländchens finden, wie S. 23 „Die blutige Hochzeit", S. 31 „Der Brautmörder", S. 111 „Müllertücke", S. 164 „Kindesmörderin", S. 257 „Die Mordältern".

Der Sammlung von Proben der deutschen Volksdichtung, welche die Verf. von S. 393—454 folgen läßt, sind namentlich bei den einzelnen Gattungen theils die Eigenthümlichkeit dieser letztern erläuternde, theils historische Bemerkungen eingeflochten. Die Sammlung selbst enthält schöne und an und für sich recht geschickt ausgewählte Lieder in verhältnißmäßig nicht geringer Anzahl; eine noch größere Menge mitzutheilen, was allerdings, wenn der Reichthum der deutschen Volkspoesie recht vollkommen vor Augen treten sollte, hätte geschehen müssen, hat die Verf. wol deshalb unterlassen, weil sie voraussetzen durfte, daß die Sammlungen, aus denen sie geschöpft hat, entweder schon in den Händen ihrer Leser seien, oder von Denen, die erst durch ihr Buch zum lebhaftern Studium der Volkspoesie angeregt würden, leicht erlangt werden könnten. Dennoch wünschten wir, namentlich mit Rücksicht auf die letztere Art von Lesern, daß die Verf., eben weil sie so zweckmäßig auszuwählen versteht, bisweilen (z. B. bei den Balladen, die gar zu spärlich bedacht sind) etwas reichlicher gespendet, daß sie wenigstens nicht ganze Arten von Liedern, besonders solche, die den Deutschen entweder allein eigen sind, oder in denen sich doch eine Seite ihres Wesens recht klar spiegelt, übergangen hätte. So durfte ein Beispiel der Lieder der Lanzknechte, die (S. 441) nur kurz erwähnt werden, auf keinen Fall fehlen; am besten hätte sich das eine (in Wackernagel's „Lesebuche", Bd. 2, abgedruckte) ganz vortreffliche Lied auf die Schlacht vor Pavia zur Aufnahme geschickt, das mit einer hübschen Anrufung der Liebsten:

Zart schöns Jungfräwelin,
Laß dir mein Herze empfohlen sein ꝛc.

beginnt, und dann erst auf den Hrn. Görg von Frondsperg und die Schlacht selbst übergeht.

(Der Beschluß folgt.)

Sein und Schein. Ein Roman von Wilhelm Francke. Leipzig, Kollmann. 1840. 8. 1⅔ Thlr.

Dieser Roman kann nicht mit Hamlet sagen: „Was über allen Schein trag' ich in mir", denn er trägt überhaupt nicht viel in sich, und es ist schwer zu bestimmen, wo in ihm der Schein aufhört und das Sein beginnt. Kann in einem Romane nachgewiesen werden, was Sein und was Schein ist? Schwerlich, wenigstens nicht auf die Weise, wie es der Verf. versucht. Wir muthmaßen, daß der Verf. entweder nur um einen Titel zu seinem Romane oder nur um einen Roman zu seinem Titel verlegen war, und aus dieser Verlegenheit ergab sich denn das traurige Resultat, daß der Roman dem geheimnißvollen Titel nicht entspricht. Er enthält eine ganz gewöhnliche Liebesgeschichte. Ein junger Mann, Namens Harden, verliebt sich in eine junge Dame; sie glaubt, daß er treulos ist, er, daß er Grund zur Eifersucht habe; sie trennen sich. Eine Engländerin, stolz und bis dahin der Liebe unzugänglich, lernt den interessanten und schwermüthigen Menschen in Deutschland kennen und faßt Neigung zu ihm; aber Harden hält an seiner ersten Liebe fest, und zuletzt thut sich dar, daß sowol er wie seine erste Geliebte durch einen Conflux von Umständen, durch den Schein, getäuscht worden sind, und die alte Liebe, gleichsam das Sein, tritt wieder in ihre alten Rechte. Kann irgend eine Erfindung dürftiger scheinen oder sein? Ebenso dürftig ist die Ausführung, ebenso dürftig das sprachliche Gewand. Originell ist Nichts darin, trivial dagegen Vieles, besonders wenn der Verf. reflectirt. Man lese z. B. folgende Betrachtung, welche den Anfang des zweiten Buchs bildet: „Der Mensch ist ein nach Vergnügen und Genuß verlangendes Geschöpf. Das endliche Ziel seiner Bestrebungen, seiner Arbeiten, seiner Entbehrungen und Erfahrungen, was ist es anders, als ein gemüthliches, sorgenloses, in Freude und Lust dahinfließendes Dasein? Und selbst Vergnügungen und Genuß sind nichts ohne Abwechselung. Eine Lust würde aufhören Lust zu sein, dauerte sie längere Zeit hindurch ununterbrochen fort" u. s. w. Der Verf. führt ein paar junge deutsche Edelleute nach England und Schottland und benutzt diese Gelegenheit, sie mit einem Briten über Shakspeare und das junge Deutschland conversiren zu lassen, aber in längst abgethanen bettelhaften Phrasen; Harden sagt einmal: „Und nun die Moral der jungen Deutschen, ich fürchte den Anstand zu verletzen und Abscheu zu erregen, wollte ich Ihnen einige Lehren daraus mittheilen." Der Verf. hat die Schriften der sogenannten Jungdeutschen gewiß nur in sehr oberflächlicher Weise kennen lernen, er kennt aber auch das Leben nicht, und die Liebesgeschichten, die er in den Sälen und Parkanlagen eines deutschen Bades vorgehen läßt, sind ebenso unnatürlich, als sie anwidern. Wer hat je gedacht, daß ein Baron einer gebildeten Dame, einer Engländerin sogar, einen Liebesantrag in folgender Weise und zwar mit einem komischen Seufzer machen könne: „So hoch ich auch ein von Ihrer Hand sauber geflochtenes Körbchen schätzen müßte, so fürchte ich doch, würden binnen kurzer Zeit eine Menge massiger gearbeiteter Körbe nach der Ehre geizen, Bekanntschaft mit dem englischen Fabrikat zu machen" u. s. w. Aus diesen Proben beurtheile man den Geist oder vielmehr die Abwesenheit des Geistes, woraus dieser Roman hervorgegangen ist. 16.

Literarische Notiz.

Ein neues Illustrations- und Sammelwerk erscheint unter dem Titel: „La Pléiade", eine Sammlung von Balladen, Novellen, Erzählungen, Legenden u. s. w., geschöpft aus dem französischen, englischen, deutschen, italienischen, spanischen, portugiesischen und arabischen Literaturschatze. Die deutsche Literatur hat die Ehre, den Reigen zu beginnen. Die erste Lieferung enthält „Léonore" nach Bürger, die zweite „Krespel" nach Hoffmann. Die Übersetzung ist von E. de Bedollière, die Illustrationen sind von Penguilly. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 21. — 21. Januar 1841.

Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen mit einer Übersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften von Talvj.

(Beschluß aus Nr. 20.)

Von eigentlichen Liedern im engern Sinne des Worts gibt die Verfasserin mit einer einzigen Ausnahme (S. 452) nur Liebeslieder. Gewiß mußten diese überwiegen, aber die andern Arten durften durch sie doch nicht beinah ganz verdrängt werden. Jetzt vermissen wir gänzlich Trinklieder, von deren Menge und Alter die Trunkenzech in Fischart's „Geschichtsklitterung" zeugt, die fröhlichen Schmaus-, namentlich die Martinslieder, die in den Liederbüchern des 16. Jahrhunderts bis in das 17. hinein eine so bedeutende Rolle spielen und die trotz der häufig eingestreuten lateinischen Floskeln doch echte Volkslieder sind; die Kinderlieder, die Lieder einzelner Stände, wie der Jäger, Bergleute, Soldaten, Handwerker, nicht einmal die Studentenlieder hätten ganz fehlen dürfen. Für den religiösen Volksgesang konnte Hoffmann's „Geschichte des deutschen Kirchenlieds bis auf Luther's Zeit" der Verf. mehre Belege bieten und zugleich zu einer genügendern Bemerkung über das alte geistliche Volkslied veranlassen, als die kurze S. 373 gegebene ist; auch für die spätere Zeit wären außer der kurzen Erwähnung der Weihnachtslieder (S. 458) einige Proben wünschenswerth gewesen, wie das wunderbar schöne Lied auf das Leiden Christi, das wir aus den „Münsterischen Geschichten, Sagen und Legenden" (Münster 1825) hier mitzutheilen uns nicht enthalten können:

Als Christus der Herr im Garten ging
Und da mit ihm sein Leiden anfing,
Da trauert das Laub, das grüne Gras,
Weil Judas sein Verräther was.

Er trägt das Kreuz mit gelassnem Sinn
Und fällt vor Schmerz zur Erde hin,
Ans Kreuze hing man Jesum bald,
Maria ward das Herze kalt.

Da kam ein blinder Jude gegangen,
Der führte ein Schwert in seiner Hand,
Er führte das Schwert wol hoch hinauf,
Stach Christus seine Seite auf.

Maria kam unter das Kreuz gegangen,
Sie sah ihr liebes Söhnlein hangen
An einem Kreuz, das war ihr nicht lieb,
Maria war von Herzen betrübt.

„Johannes, liebstes Jüngerlein mein!
Laß dir meine Mutter empfohlen sein,
Nimm sie zur Hand und führ' sie von dann,
Daß sie nicht schaut meine Marter an."

„Ach Herr, das will ich gerne thun
Ich will sie führen ganz so gut,
Ich will sie führen wol ganz so gut,
Wie ein Kind seine Mutter trösten thut."

Die hohen Bäume die beugen sich,
Die hohen Felsen die neigen sich.
Die Sonn' und Mond verlor ihren Schein,
Die Vögel lassen ihr Rufen sein.

Die Wolken schreien ach und weh,
Es heulet der Sturm, es brauset die See,
Die Gräber öffnen ihre Thür,
Und sieh, die Todten kommen herfür.

Nun merket an, wie Frau so Mann,
Wer dieses Liedlein singen kann,
Der sing' es Tages nur einmal,
Seine Seele wird kommen in des Himmels Saal.

Mit diesem westfälischen Liede stimmt merkwürdig genug eines der religiösen Lieder des Kuhländchens (siehe Meinert's Sammlung S. 266), an mehren Stellen wörtlich, überein. Zu den Liedern, welche geistliche, biblische Gegenstände, wir dürfen nicht sagen spottend, nur scherzend und lustig auffassen und darstellen, gehört die oben erwähnte Ausnahme, ein aus Schlesien ins Kuhländchen verpflanztes Lied, in welchem die Freuden des Paradieses mit dem fröhlichsten Humor recht weltlich geschildert werden; eine sehr beliebte Vorstellung, an die, nur rohere, vom Schlaraffenlande erinnernd, die sich auch in zwei schon von Meinert verglichenen Liedern des „Wunderhorn", von denen eins bairischen Ursprungs ist, und in einem münsterschen Liede (s. d. angef. Samml. S. 214), da freilich etwas dürftig, ausgeführt findet. Zu derselben Gattung gehört auch das folgende, etwas frechere, dem hier ein Platz vergönnt sein möge, da es unsers Wissens noch in keiner Sammlung gedruckt ist. Wir hörten es einst in Jena von Studenten aus Franken nach einer sehr hübschen Weise singen:

O du mein A und O
Liegst nun auf Heu und Stroh,
Und um das Jesuskind
Steht Ochs und Rind.

O du mein Jesulein
Wer wird dein Taufpath sein,

Denn so ein Jungfernkind
Find't kein'n so g'schwind.
Hundert Gulden Heirathsgut
Will ihm der Joseph geb'n,
Daß er als Zimmermann
Nohel kann leb'n.
Jesulein spricht, Quod non,
I werd kein Zimmermann,
I will's Lamm Gottes wer'n
Hosianna dem Herrn.
Jung und Alt, Groß und Klein,
Alles will zum Himmel 'nein,
Da möcht der Teufel
Der Pförtner sein!

Für die Mittheilung (S. 612 fg. im Nachtrag) der beiden zarten anmuthigen Lieder, „aus dem Munde der Sachsen in Siebenbürgen aufgenommen", welche die Verf. durch die Vermittelung eines Freundes erhielt, die wir aber nicht blos in der Übersetzung, auch im ursprünglichen Dialekte zu lesen wünschten, sind wir um so dankbarer, als uns andere Zeugnisse über das Bestehen und die Art des deutschen Volksliedes in jenem Lande bis jetzt noch nicht bekannt waren. In beiden finden wir Klänge, die uns auch sonst in deutschen Liedern begegnen, so in dem ersten die auch von der Verf. hervorgehobene Beschreibung der Linde, die zweite Zeile des weit verbreiteten, auch im Kuhländchen und im Münsterschen gesungenen, S. 419 abgedruckten Liedes: „Es stand eine Lind' im tiefen Thal", das schon in Fischart's (nicht 1552, wie die Verf. sagt, sondern erst 1575 zuerst erschienenen) „Geschichtsklitterung" erwähnt wird. In dem andern Liede hat uns der Vers

Wie viel sind wir miteinander gesessen,
Ach einziges Herzchen mein!
Gar manchen Schlaf haben wir vergessen,
Geschieden muß es sein,
Ach einziges Herzchen mein!

lebhaft an ein schweizerisches Lied, das wir nur eben nicht genauer zu bezeichnen vermögen, erinnert. Den Wunsch, daß in Siebenbürgen, das seine ersten deutschen Einwanderer schon im 12. Jahrhundert, noch etwas früher als das Kuhländchen empfing, dem deutschen Volksgesang, der sich dort, ebenso wie in diesem Striche von Mähren, abgetrennt von seiner Heimat, für sich erhielt und entwickelte, noch weiter nachgeforscht werde, müssen jene beiden Lieder in hohem Grade erregen. Ihre Beschaffenheit, nach der sie keineswegs wie mühsam gerettete vereinzelte Überreste eines längst entschwundenen Größern erscheinen, läßt an einem günstigen Erfolg ernstlicher Nachforschungen kaum zweifeln; auf die Wichtigkeit aber, welche die Mittheilung der gewonnenen Ausbeute für die Geschichte der deutschen Volkspoesie überhaupt haben würde, brauchen wir diejenigen unter unsern Lesern, die den Werth kennen, welchen die Sammlung der Lieder des Kuhländchens in diesem Bezuge hat, nicht erst aufmerksam zu machen.

Wir haben uns bei dem Abschnitte über die deutsche Volkspoesie zu lange verweilt, als daß wir daran denken könnten, die noch folgenden nur einigermaßen ausführlich zu besprechen. Wir bemerken daher über die Schilderung der holländischen Volkspoesie nur, daß bei ihr die Nachrichten und Lieder, welche Hoffmann's sorgfältige werthvolle Sammlung (die einzige gute, die wir besitzen, im zweiten Band der „Horae belgicae") enthält, zweckmäßig benutzt sind. Daß wir aber auch über die beiden letzten inhaltreichen Abschnitte, welche die Geschichte und Charakteristik der Volkspoesie der Engländer und Schotten enthalten, so rasch hinwegeilen müssen, thut uns wahrhaft leid. Die Art und Weise, wie die Verf. einen schon an und für sich höchst interessanten Gegenstand in diesem Abschnitte behandelt, hat uns außerordentlich angesprochen; man sieht es, wie vertraut die Verf. mit dem reichlichen Material ist, das ihr zu Gebote steht, und die schöne lebendige Darstellung selbst zeugt dafür, wie heimisch, wie behaglich sie sich hier fühlt. Ganz vornehmlich gilt dies von der Schilderung der schottischen Poesie, die recht durchdrungen von der herzlichen, wohlbegründeten Liebe ist, welche die Verf. zu dieser Poesie hegt, und wir gestehen, daß wir dieser Schilderung den Preis vor allen andern, auch den gelungensten Partien des trefflichen Buches zuerkennen. Nur wenige Punkte haben wir uns bei dem Lesen dieser Abschnitte angemerkt, wo wir mit der Verf. nicht ganz übereinstimmen können, so S. 508 die Bemerkung, daß wir „die Empfänglichkeit für die Schönheiten und überhaupt die Einflüsse der Natur bei keiner einzigen Nation in dem Grade wie bei den Engländern antreffen", die einer andern, wol richtigern S. 390, nach der die Lieder der Deutschen mit denen der Briten das tiefe freudige Naturgefühl gemein haben, einigermaßen widerspricht; so eine andere, S. 510, daß es nicht in der Natur eines lyrischen Ergusses liege, lange im Gedächtniß aufbewahrt zu werden, wogegen wir Beispiele aus der deutschen Volkspoesie beibringen könnten: so endlich die Scheidung in historische, romantische, lyrische Lieder, die eigentlich schon S. 330 aufgestellt war, aber S. 548 wiederkehrt, wo die Verf. durch die eigene Wahrnehmung, daß der Gegensatz zwischen historischen und romantischen Liedern bei den schottischen nicht recht Stich halte, auf die Mangelhaftigkeit der ganzen Eintheilung hätte hingeführt werden können. Wenn wir aber bei diesen Punkten die weitere Ausführung unserer eigenen Meinung gern zurückhalten, so fällt es uns viel schwerer bei denjenigen Stellen, die uns vorzugsweise gelungen und zugleich für eine abgesonderte Besprechung geeignet scheinen (wie z. B. das S. 476 über die Verbindung von Volksdichtung und Volksaberglauben Gesagte, die Bemerkungen über Veränderung und Stetigkeit der Volkslieder S. 536), eine solche ganz zu unterdrücken. Dennoch müssen wir dies thun, um so mehr als wir nothwendig noch eine etwas größere Stelle, als Beispiel der Darstellungsweise der Verf. mittheilen müssen, der wir ein schottisches Lied: „die unbeschreiblich rührende Todtenklage" einer Grenzerwitwe vorausschicken, das wir erst durch die schöne Übersetzung der Verf. haben kennen lernen. Es bezieht sich dasselbe „auf einen Vorfall unter Jakob V., der in derselben Expedition (1529), die John Armstrong und Andern seines Gleichen so verderblich ward, den Freibeuter Cockburne von Henderland über

der Thür seines eigenen Thurmes aufknüpfen ließ, und lautet so:

Mein Lieb baut' mir ein schönes Haus
Und ziert' es all mit Lilien aus;
Ein schmucker Haus ward nie erschaut,
Als mir mein treues Lieb erbaut.

Da kam ein Mann um Mittag her,
Und spürt' und holt' den König her;
Den König her, dieselbe Nacht,
Der meinen Herrn ums Leben bracht.

Genug nicht war's an seinem Blut,
Beschlag legt' er auf Hab und Gut;
Dem Tod entflohn die Diener mein,
In höchster Noth blieb ich allein.

Ich näht' sein Grabhemd, all die Nacht
Hielt ich allein die Leichenwacht;
Stimmt Leichenklag' an; Nacht und Tag,
Kein lebend Wesen kann mir nah'.

Auf meine Schultern ich ihn lud,
Ein Veilchen ging, ein Veilchen ruht',
Ich grub ein Grab, legt' ihn zu Ruh,
Deckt' ihn mit grünem Rasen zu.

Doch meint ihr nicht, mein Herz war wund,
Als Erd' ich warf auf den süßen Mund?
O meint ihr nicht, mein Herz war weh,
Als ich mich wandt' um wegzugehn?

Kein Lebender geht mich mehr an,
Seit Tod traf den geliebten Mann!
Mit 'ner Locke von seinem gelben Haar
Fesst' ich mein Herz auf immerdar.

An dieses Lied, in dem sich das tiefe innige Gefühl wunderbar ergreifend ausspricht, in dessen Ausdruck die schottische Poesie überhaupt so mächtig ist, möge sich das folgende Stück, das wir der allgemeinen Schilderung des Charakters dieser Poesie entnehmen, schließen:

Im Ganzen — sagt die Verf. S. 603 — theilen die schottischen Volkslieder die Vorzüge der englischen, ohne ihre Gebrechen, d. h. ihre Breite und eine gewisse Bänkelsängermanier zu haben, die gleich des Sängers Absicht zeigt, einen entschiedenen Effect hervorzubringen. An Einfachheit und glücklicher Charakterzeichnung sind sie den englischen gleich, und wie diese drücken sie eine tiefe Empfänglichkeit für Naturscenen auf dieselbe innige, bedeutsame Weise aus. Allein die Natur spricht in verschiedener Sprache zu den Schotten und Engländern und kann in beiden Ländern auch nur verschiedene Echos hervorrufen. Der Genuß der Natur ist bei den Engländern mehr von der heitern Art, während ein Nebelschleier die schönsten Landschaften Nordbritanniens verdüstert, und die süße, an Melancholie streifende Wehmuth, welche aus seinen Liedern tönt, im genauesten Einklang mit der äußern Welt umher steht. In engem Zusammenhange damit sind die zahlreichen Anspielungen der schottischen Balladen auf eine unsichtbare Welt. Geister erscheinen häufig; der Hexenglaube in seinen düstersten Zügen scheint oft hervor, und der finstere Einfluß unter- und überirdischer Wesen ist nicht selten. Die Volkspoesie Schottlands ist allerdings auch voll der lieblichsten Gemälde ländlichen Glückes; allein der größere Theil der ältern, wie überhaupt der romantischen Balladen endet tragisch. Kein Land in Europa hat solche finstere Fanatiker hervorgebracht als Schottland. Der Schotte pflegt sich nicht aufflackernden Leidenschaften oder einem gedankenlosen Enthusiasmus hinzugeben. Er denkt über die Lehren seiner geistlichen Führer nach; und lange und eifrig darüber brütend, wurzeln sich seine Irrthümer oder missverstandenen Begriffe tief ein und werden auf diese Weise unbesiegbar. Sein Enthusiasmus lodert nicht wie eine wilde Flamme auf, die nach und nach verlöscht, wenn sie ihr Maß von Zerstörung erfüllt hat. Er ist das heimlich schleichende Feuer, das langsam aber sicher verzehrt, und das, in einer Richtung gehemmt, sich eine andere Bahn bricht und nicht gänzlich gelöscht werden kann, da der Ort, wo es auskam, nicht mehr gefunden werden kann. Dasselbe tiefe, heimliche Gefühl charakterisirt die schottischen Lieder. Der Ausdruck der Liebe ist selten entschieden leidenschaftlich; sie sprechen auch die wilden Begierden nicht aus, die wir in einigen Oden des Alterthums und in den glühenden Liebesliedern des Südens und Ostens finden. Jedes Wort athmet die innigern, tiefern Regungen des Herzens, die nur mit dem Herzen selbst sterben, aber wir sehen sie eher zurückgedrängt als hervorgerufen, nur dann und wann bricht das verhaltene Gefühl in einigen tiefen langen, todeswehen Seufzern aus. Der einzige Punkt, in welchem die Schotten ihren südlichen Landsleuten vielleicht weichen müssen, ist in Betreff ihrer humoristischen Lieder. Die schottischen komischen Gesänge besitzen zwar eine unvergleichliche Naivetät und sind gewöhnlich weniger grob und unanständig wie die englischen, allein sie stehen ihnen zugleich an Witz und originellem Humor nach und haben wenig von der eigenthümlichen Frische, welche die englische komische Muse charakterisirt.

Wir schließen unsere über alles Maß gewachsene Anzeige, indem wir ganz kurz drei Wünsche aussprechen. Der eine ist, daß uns bald ein Buch zu Theil werden möge, was in derselben geschichtlichen und charakterisirenden Weise und ausgestattet mit reichlichen Beispielen für die Volksmelodien das Nämliche leiste, was das gegenwärtige Werk für die Volkslieder. Wir kennen die großen mannichfachen Schwierigkeiten, die bei der Abfassung eines solchen Buches zu überwinden sind, zu gut, als daß wir uns nicht sogleich die Betriebsamkeit Unberufener, die mit leichter Mühe hier und da zusammengerafftes Gut für den Markt scheinbar genug zusammenzustellen und zuzustutzen wissen, verbitten sollten. Ob die Verf. selbst unserm Wunsche zu entsprechen durch musikalische Kenntniß in den Stand gesetzt sei, wissen wir nicht, wir vermögen nicht einmal darüber aus den sparsamen, kurzen Stellen, in denen sie über die Melodien der Volkslieder spricht, eine Vermuthung aufzustellen. Desto gewisser kann sie unsern andern Wunsch, den wir schon beim Beginn unserer Anzeige ausgesprochen haben, erfüllen, daß sie uns nämlich nicht allzu lange auf die Fortsetzung und den vollständigen Abschluß ihres Werkes warten lassen möge. Der dritte Wunsch steht mit diesem in naher Verbindung: möge das Buch, für das wir der Verf. herzlich dankbar sind, die günstige Aufnahme finden, von der sie die Veröffentlichung der Fortsetzung abhängen läßt, möge es namentlich auch solche Leser erhalten, die den Werth und die Schönheit der Volkspoesie und ihre, wir dürfen sagen, wissenschaftliche Bedeutung noch nicht recht erkannt haben; sie für die erstere zu erwärmen, ihnen die letztere zu erschließen, und sie so in das Studium der Volkspoesie einzuführen ist es gewiß im höchsten Grade geeignet. 108.

Notizen.

Im J. 1836 reiste G. Catlin von Newyork ab, um sich nach dem „Hügel der Prairien" zu begeben, unter den am Missurifluß wohnenden Indianern, durch verschiedene abergläubische Sagen und durch den Steinbruch berühmt, woraus sie das Material zu ihren rothen Pfeifen entnehmen. Diese sehr ermüdende Reise dauerte acht Monate und erstreckte sich über Buffalo, De-

troit, die grüne Bai, die Hundswiese und die Fälle von St.-Antoine 2400 Meilen weit. Der Reisende hat jetzt über seinen Ausflug Bericht abgestattet. Von den Fällen von St.-Antoine an verfolgten die Reisenden ungefähr 110 Meilen lang den Fluß St.-Pierre, über den sie zweimal setzten; von da wandten sie sich nordwestlich und kamen durch ein unendliches Wiesenland von 120—130 Meilen Länge bis zum Fuße des Hügels. Das ganze Land ist mit fruchtbarem Erdreich bedeckt und durch Quellen von lebendigem Wasser befeuchtet. Der Hügel erhebt sich allmälig, durch eine Aufeinanderfolge von Terrassen, die durch sehr schwache Abhänge miteinander verbunden sind. Man kann wol 40—50 Meilen durchlaufen müssen, ehe man den Gipfel erreicht. Während dieses Weges erblickt man nach keiner Richtung einen Baum oder Strauch; der ganze Boden ist mit nichts als mit einem dichten Rasen von 5—6 Zoll Höhe bedeckt; von der andern Seite dacht sich der Hügel fast unmerklich bis zu den Ufern des Missuri ab, ohne irgend eine andere Vegetation als ebendenselben Wiesenteppich wahrnehmen zu lassen. Von der Spitze dieses Hügels geht die Aussicht zwar ins Unermeßliche, bietet aber keinen weitern Gegenstand dem Auge dar als den Ocean von Prairiern, der ihn umgibt und bedeckt, ohne daß irgend etwas Hervorstehendes diese einförmige Größe unterbräche. Der obere Theil des Hügels stellt eine perpendiculaire Wand von feinkörnigem Quarz dar, 25—30 Fuß hoch und des Erdreichs, womit sie bedeckt war, auf eine Ausdehnung von ungefähr zwei Meilen beraubt durch ein laufendes Wasser, die Quelle einer der großen Zuflüsse des Missuri. Dieser Quarz stellt sich in horizontalen Lagen dar, ist rosa oder grau gefärbt und erscheint auf der Oberfläche glasartig polirt und glänzend. An der Basis dieser Lagen ist eine flache Prairie, eine halbe Meile breit, welche in allen Richtungen von den Indianern benutzt und 5—6 Fuß tief durchgraben wird, um sich den Stein zur Fabrikation ihrer Pfeifen zu verschaffen. Eine große Menge von Steinbrüchen, älten und neuen, beweist, daß diese Benutzung schon seit Jahrhunderten beträchtlich gewesen sein muß. Dieses Mineral, in schieferartigen Lagen, unterscheidet sich von den bekannten Talken und Speckstreinen, läßt sich aber leicht schneiden und bearbeiten, ist von einförmig rother Farbe und bildet die besten Pfeifen. Am Fuße des Quarzwalles und auf dem Boden selbst, welcher den Indianern das Material zu ihren Pfeifen liefert, befinden sich fünf ungeheuere Gneißblöcke, die abgerundet sind, 15—25 Fuß Durchmesser haben und mit einem graulichen Flechtenmoose überzogen sind. Sie sind durch ihre mineralogische Natur von allen Felsblöcken verschieden, welche man in den Thälern des Mississippi und Missouri antrifft, und es ist unmöglich, ihren ursprünglichen Standort anzugeben, den man wenigstens auf mehre Hundert Meilen Entfernung annehmen muß. Der Reisende selbst scheint zu glauben, daß die Gebirge, von denen sie abgerissen, gänzlich verschwunden sind und sich auf dem amerikanischen Continente nicht mehr finden. Jedenfalls nehmen sie eine merkwürdige Stelle unter den singulairen Erscheinungen ein, welche die erratischen Felsblöcke auf so vielen verschiedenen Punkten der Erdoberfläche darbieten.

In England erschien eine „komische Grammatik („The comic latin grammar") zur Erlernung des Lateinischen mittels des Englischen", welche in kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebte. Das Ganze ist eine muthwillige und höchst drollige Satire auf die Schullehrer und ihren Pedantismus. Man höre einige Proben: Der Nominativ kommt vor dem Verbum, wie der Gaul vor dem Karren, der Lieutenant vor dem Fähndrich, der Policeidirector vor dem Inspector. Er entspricht der Frage wer — magister jurgatur: der Lehrer schimpft. Der Genitiv entspricht der Frage wessen — wessen Hosen, femoralia magistri: des Lehrers Hosen. Der Dativ entspricht der Frage wem — Portendo manus magistro: ich halte meine Hände dem Lehrer hin. Der Accusativ folgt dem Verbum, wie der Häscher dem Schuldner, der Fleischerhund dem Fleischer. Er entspricht der Frage wen — dirideo magistrum: ich lache den Lehrer aus (hinter dem Rücken). Der Imperativ ist ein dicker Schulbeamter, der muthwillige Knaben auseinanderjagt u. s. w. Das Ganze ist durch humoristische Zeichnungen erläutert und verdeutlicht — echt englisch! - 5.

Bibliographie.

Apotheose Friedrichs des Einzigen. Zur ersten Säcularfeier der Thronbesteigung des Königs. Gr. 4. Ansbach, Brügel. 1840. 10 Ngr. (8 Gr.)

Balzac, H. v., Der Israelit. Roman. Aus dem Französischen übertragen und mit einem Nachworte versehen von .....n. 3 Bände. Gr. 12. Leipzig, Belgische Buchh. 1840. 3 Thlr. 22½ Ngr. (3 Thlr. 18 Gr.)

Baum, J. W., Franz Lambert von Avignon. Nach seinen Schriften und den gleichzeitigen Quellen dargestellt. 8. Straßburg u. Paris, Treuttel u. Würtz. 1840. 1 Thlr.

Beckmann, F., Der Eckensteher Nante im Verhör. Komische Scene. 27ste Auflage. Kl. 8. Berlin, Rücker u. Püchler. 1840. 10 Ngr. (8 Gr.)

Berger, A., Beiträge zur Lehre vom Büchernachdruck. Gr. 8. Leipzig, G. Wigand. 10 Ngr. (8 Gr.)

Claudius, Die Bibel als ein Menschenwerk betrachtet. Umrisse zu einer Geschichte derselben, in Briefen an seine Freunde. Gr. 12. Paris, Renouard u. Comp. 17½ Ngr. (14 Gr.)

Corberon, Comte de, De la réaction gouvernementale en Hanovre. Aux partisans de l'ordre public et du bonheur général! Aux gardes avancées des vrais intérêts nationaux de l'Allemagne! In-8. Stolberg, Schmidt. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Ehret die Frauen. MDCCCXLI. (5ter Jahrg.) Mit 12 Stahlstichen. Lex.-8. London, Asher u. Com. 4 Thlr.

Der Freund des schönen Geschlechtes. Taschenbuch für das Jahr 1841. 38ster Jahrg. 16. Wien, Riedl's Wwe u. Sohn. 1840. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Hansemann, D., Kritik des Preußischen Eisenbahn-Gesetzes vom 3. November 1838. Gr. 8. Aachen, Mayer. 26¼ Ngr. (21 Gr.)

Klamerides, Über die Nothwendigkeit und die zweckmäßigste Einrichtung einer Verbindung der Consistorialverfassung mit der Presbyterial- und Synodalordnung in der evangelischen Kirche. Ein kirchenrechtliches Gutachten, mit besonderer Rücksicht auf die Kirchenverfassung in den östlichen Provinzen des Preußischen Staates verfaßt. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 25 Ngr. (20 Gr.)

Lamennais, F., Grundriß einer Philosophie. Deutsche Ausgabe. 3 Bände. Gr. 8. Paris, Renouard u. Comp. 4 Thlr. 15 Ngr. (4 Thlr. 12 Gr.)

Luthers, Dr. Martin, Deutsche geistliche Lieder nebst den während seines Lebens dazu gebräuchlichen Singweisen und einigen mehrstimmigen Tonsätzen über dieselben von Meistern des sechzehnten Jahrhunderts. Herausgegeben als Festschrift für die vierte Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst von C. v. Winterfeld. Mit eingedruckten Holzschnitten nach Zeichnungen von A. Strähuber. Roy.-4. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1840. 5 Thlr.

Nork, F., Ueber den Sonnencultus der alten Völker und seine geistige Bedeutung; als Beitrag zur Lehre der Unsterblichkeit. 8. Heilbronn a. N., Claß. 1840. 10 Ngr. (8 Gr.)

Pichler, Caroline, Sämmtliche Werke. 52ster Band. — Auch u. d. T.: Zeitbilder. 2ter Band. 8. Wien, Pichler's Wwe. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Taschenbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Eine Übersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von *J. G. Sommer*. (19ter Jahrg.) Mit 6 Stahlstichen. 12. Prag, Calve. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 22. — 22. Januar 1841.

Allgemeine wissenschaftliche Alterthumskunde; oder: Der concrete Geist des Alterthums in seiner Entwickelung und in seinem System von C. G. Haupt. Drei Bände. Altona, Hammerich. 1839. Gr. 8. 3 Thlr.

So lange wissenschaftliche und schriftstellerische Thätigkeit auf verhältnißmäßig Wenige beschränkt ist, gilt Pindar's Wort (Ol. 2, 94): „Weise ist, wer da Vieles weiß durch Natur u. s. w.“; sobald sie aber eine weite Ausdehnung erlangt hat, die Bildung allgemein geworden ist, die Philosophie wie im alexandrinischen Zeitalter auch von den Hetären als ein nothwendiger Theil einer guten Erziehung betrachtet und eifrig betrieben wird, zählt man die individuellen Meinungen nicht mehr, sondern Schulen treten an deren Stelle, man gruppirt sich nach Massen, und in dem Maße, als das Schreiben allgemein geworden ist, glaubt jeder Einzelne sich nicht anders als unter dem schützenden Panier eines Systems geltend machen zu können. So werden die Wissenschaften „philosophisch“ bearbeitet, und bald heißt nur die Behandlungsweise noch wissenschaftlich, welche innerhalb der Schranken eines Systems geschieht, und philosophisch das Denken, das sich innerhalb der Terminologien und Formeln einer herrschenden Schule bewegt. Ist vielleicht der Grund hiervon eine gewisse Sucht, mit Bildung und Gelehrsamkeit Ostentation zu treiben, die wir in Zeiten universeller Geistescultur wahrnehmen? Gewiß wird die tiefere Erkenntniß nicht dadurch gefördert, der Geist vielmehr allmälig in Fesseln eingeschmiedet, wie durch die Scholastik; aber der Blitz eines freien und originalen Geistes schlägt Klafter tief in den Boden ein, auf welchem Jahrhunderte lang Diejenigen, die — um bei den Worten der Pindar'schen Stelle zu bleiben — nur wiedergaben, was sie in der Schule gelernt hatten, den Staub aufregten: so viel höher steht die eigene freie Thätigkeit, das Selbstdenken, als das Wandeln auf fremder Bahn, auf der man freilich, wenn sie sehr betreten ist, sicher sein kann, nicht zu straucheln, aber auch sicher, nichts mehr zu finden. Am spätesten und nur selten wird eine Bearbeitung nach philosophischem Systeme auf die Geschichte angewandt. Kant stellte nur die Idee einer allgemeinen Weltgeschichte auf, ohne sich an diese selbst zu machen. Statt ihrer bietet sich die Philosophie der Geschichte dar und eröffnet dem speculativen Geiste ein passendes Feld, indem sie es mit der Idee selbst und der Einheit der Freiheit und Nothwendigkeit der menschlichen That, mit der Dialektik des logischen Begriffs zu thun hat. Hegel hat auf diesem Gebiete Herder trefflich zu benutzen gewußt und oft weiter nichts gethan, als den freiern Äußerungen desselben ein wissenschaftliches Gewand angezogen. Wird aber der Geschichte, sei es in einer directen Behandlung ihres materiellen Stoffs, oder in einer sogenannten Philosophie der Geschichte, der substantielle Theil eines philosophischen Systems zur Unterlage gegeben, dann dürfte dieses leicht ein Prokrustesbett werden, auf welchem Klio Gefahr läuft, sich die Knochen zerbrochen zu sehen. Denn der speculative Philosoph hat die Resultate meist schon in Händen, bevor er in die Geschichte eintritt, und nimmt von ihr oft nur eine Fernsicht. Aus der Ferne und mit einem Totalüberblick betrachtet, erscheint aber Manches verbunden zu sein, was dem näher Hinzutretenden sich durch tiefe Klüfte getrennt zeigt und gar nicht zueinander gehört. So auch in der Geschichte; daher die Leichtigkeit, mit der in philosophischen Zeitaltern, wie dem unserigen, der Gottheit ein Weltplan oder besser ein Schulplan zur Erziehung der Menschheit untergeschoben wird. Nach dem Hegel'schen, welcher doch derjenige sein soll, nach welchem der liebe Gott wirklich die Welt regiert und in dem sich auch die Hegel'sche Philosophie als letzte und höchste Entwickelungsphase des Geistes der neuern Zeit aufgezeichnet findet, ist es nach allen Seiten hin in der Welt immer so recht vernünftig und ganz den Absichten der Vorsehung gemäß zugegangen und müssen wir vor Allem dieselbe Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit, die wir schon im Reiche der Natur wahrnehmen, in den ungleich höhern Regionen des Lebens des Geistes erblicken, da die Natur in ihrem Schaffen einen bloßen Mechanismus, der Geist aber Freiheit zeige. Der große Mann muß gar kein Freund der Natur gewesen sein, da ihm jeder mystische Gedanke, in düsterer Zelle ausgeheckt, noch mehr von der Gottheit zeugt als z. B. ein majestätischer Wald mit seiner Pracht und Herrlichkeit. Es ist aber leichter, Gottes Weisheit und Vorsehung in der Natur, als z. B. in der Geschichte der Philosophie und in den sonstigen Werken des freien Menschengeistes kennen zu lernen, die oft gar nicht vernünftig und mit jenen Eigenschaften der Gottheit schwer zu vereinigen scheinen, gewiß aber nicht alle nothwendig

gewesen sind. In der Geschichte der Philosophie, die doch nach Hegel das Höchste ist, hätte mancher Lehrer, manche Doctrin fehlen können und die neuere deutsche Philosophie z. B. würde doch sein, was sie ist. Ebenso fragt es sich, ob Athen oder Karthago nicht hätte sein können, wenn kein Japan gewesen wäre? Nach der Consequenz der Hegel'schen Ideen gewiß nicht. Ich glaube es aber dennoch; ebenso glaube ich, daß das Christenthum ohne dieses oder jenes Religionssystem Hinterasiens, z. B. selbst ohne den Buddhaismus, gekommen wäre, scheint dieser gleich der spätern kirchlichen Gestaltung desselben zum Vorbilde gedient zu haben. Es war das Bedürfniß der Zeit, was das Christenthum weckte. In der Natur ist darum Gottes Hand unverkennbar und sie eine bessere Quelle des teleologischen Beweises für sein Dasein, als die Geschichte, weil dieser „todte Mechanismus", selbst ohne eigenen Willen, von Gottes unmittelbaren Gesetzen regirt wird. Die Geschichte dagegen ist das Product des freien Menschengeistes in seiner Bewegung. Ist diese frei, dann muß sie der menschlichen Natur gemäß mit Verirrung, mit Schlechtigkeit und Thorheit verbunden sein, es muß, wie wir es finden, eine stete Neigung des Bösen, über das Gute die Oberhand zu gewinnen, stattfinden, und das Räthsel ist gelöst; wollen wir aber diese als frei bezeichnete Bewegung einer perennirenden höhern Leitung unterstellen, die im moralischen Reiche Alles so füge und mit Nothwendigkeit geschehen lasse, wie wir im natürlichen, dann ist es schwer oder unmöglich, allenthalben die göttliche Gerechtigkeit und Vorsehung darzulegen, und jeder Versuch, die Freiheit der Menschen blos mit deren im göttlichen Weltplan begründeter Nothwendigkeit in Einklang zu bringen, gleicht den Bemühungen, die Quadratur des Cirkels zu finden.

Diese Bemerkungen oder Andeutungen, deren weitere Ergänzung dem Leser überlassen bleibe, stehen hier keineswegs müssig, da sie den Grundprincipien des Buchs, das wir in diesem Artikel zur Kunde des Publicums bringen, geradezu widersprechen. Für den Verf., einen eifrigen Anhänger und Verehrer Hegel's, hatte es einen großen Reiz, das Princip der schöpferischen Gotteskraft in der Geschichte bestimmt in seiner Entwickelung aufzuzeigen und dem Gange der göttlichen Vorsehung in der Weltgeschichte so mit denkender Vernunft zu folgen, daß der Plan der Vorsehung zum Verständniß komme. Ganz besonders und zunächst schienen ihm die Alterthümer einer solchen Bearbeitung zu bedürfen, und dies bestimmte ihn sich derselben zu unterziehen. Die hier angezeigten drei Bände bilden die erste aber in sich selbständige Abtheilung des ganzen Werks, dem eine zweite, mit dem besondern Titel: „Die drei Reiche (d. h. 1) Das Reich des Zeichens oder Bildes — Hinterasien; 2) Das Reich des Symbols — das übrige Asien von Indien bis Ägypten; 3) Das Reich des Mythus und der Sage — Griechenland und Rom), oder die Principien der alten Völker", seine Vollständigkeit geben wird. Diese zweite Abtheilung wird die statische, den Höhepunkt jeder Entwickelungssphäre, jedes centralen Reichs auffassende Darstellung von Dem enthalten, was in der ersten Hälfte historisch entwickelt und in seinen zeitlichen Momenten ausgelegt worden ist. Um das Schwankende des Sprachgebrauchs zu vermeiden, hat der Verf. sein Werk, wenigstens die ersten drei Bände, „den concreten Geist des Alterthums in seiner Entwickelung und in seinem Systeme" genannt. Es ist wahr, keine Wissenschaft hat bis jetzt an einer solchen Unklarheit in der Definition über ihr Wesen, an einer solchen Willkürlichkeit in der Feststellung des Verhältnisses ihrer einzelnen Sphären zueinander und in deren Begrenzung gelitten, wie diese. Man hat die Philologie in die Sprachwissenschaft gesetzt und diese nicht etwa für ein nothwendiges Mittel zur Kenntniß des realistischen Theils der Alterthumswissenschaft, sondern eben wegen dieser ihrer Wichtigkeit und Bedeutung für die Hauptsache, für Mittel und Zweck zugleich erklärt, wie auch der Verf. (Bd. 1, S. x) thut. Es kann aber nichts Mittel und Zweck zugleich sein. Man hat ferner zwischen Archäologie als Kunstgeschichte und Antiquitäten oder Alterthumskunde als Wissenschaft von dem Privat- und öffentlichen Leben der Alten einen Unterschied aufgestellt, und was dergleichen Willkürlichkeiten mehr sind. Bleiben wir hingegen dem Begriffe treu, den die Alten mit der Philologie verbanden, so ist dieselbe von der Alterthumskunde nicht getrennt, dieser weder über- noch untergeordnet, sondern mit ihr eins. Logos war ihnen der concrete, zum Wort gestaltete und in der Schrift niedergelegte Gedanke, das Wort nach Form und Inhalt, Logios und Philologos der Gelehrte, Philologie der Grammatik, Hermeneutik, Kritik, Mythologie, Rhetorik, Metrik, Literatur- und Kunstgeschichte umfassende Kreis des gelehrten, vorzugsweise „egkyklisch" genannten Wissens. Mit Recht hat daher schon zu Anfang dieses Jahrhunderts F. A. Wolf den Begriff der Philologie als Alterthumswissenschaft wiederhergestellt. Denn dies ist in der That der Punkt, auf welchem die Disciplin in ihrer gegenwärtigen Ausbildung angelangt ist. Sprachkenntniß (nicht Philologie, denn Logos heißt nicht Sprache, wollte man es in jener Zusammensetzung für „Wort" דבר nehmen, so wäre es der ursprünglich in „Philologie" liegenden Bedeutung widersprechend, aber sehr bezeichnend für Diejenigen, welche die Buchstaben- und Wortkritik zum Höchsten in dieser Wissenschaft erhoben haben) ist allerdings die Grundlage der Alterthumswissenschaft, aber sie bildet auch die Grundlage der Rechtswissenschaft, der Theologie, dient dem Ethnographen u. s. w. Sie macht als Linguistik ein Besonderes für sich aus, aus welchem Jeder nimmt, was er für seine Zwecke braucht: Chinesisch, Sanskrit, Hebräisch, Griechisch und Latein. In diesem Sinne sind alle Gelehrte mehr oder minder Philologen. Ungeachtet nun der Hr. Verf. diese Unbestimmtheit hat vermeiden wollen, so ist doch Das, was er über den Begriff der Wissenschaft sagt, wenig geeignet denselben festzustellen. Man höre:

Der Anfang ist das Nichts oder das reine Sein, das sich bestimmend zu dem bestimmten Sein wird, welches das Andersein des Seins oder das Dasein, der Keim und Inbegriff aller Kategorien oder Qualitäten oder Ideen ist, die sich selbst setzend und beschauend die Welt, das Materielle oder Concrete gebären; die Welt, in Natur und Geist für die Vorstellung

zertheilbar, hat ihr Bestehen und Leben in den Kategorien, und der die Kategorien seiner Vergangenheit suchende und beschauende Geist kommt dadurch wieder zu sich und reproducirt sich — da es ja eben das Wesen des Geistes ausmacht, sich unendlich zu entlassen und wieder zu sich zurückzukehren. Oder man könnte sagen: der Anfang ist das Absolute, der λόγος, der bei Gott und Gott selbst war und ist, der sich selbst als Subject verwirklichend das Object oder die Welt schafft, in der er durch die Natur und Völkergeschichte seines eigenen Wesens Kategorien auslegt oder verendlicht, hauptsächlich in Wort und That der Menschen adäquates Dasein gewinnt und in der Reproduction der Vergangenheit seiner That und seines Worts im menschlichen Geiste menschliches Selbstbewußtsein — das Andersein seines eigenen, absoluten Bewußtseins — hat. Das Ziel der Wissenschaft würde immer dies sein, daß sich der menschliche Geist in Bezug auf seine Vergangenheit in Gott oder dem göttlichen Geiste erfaßt und begreift.

Das ist wahrlich weit hergeholt und paßt auf alles Andere ebenso gut wie auf die Alterthumswissenschaft. Ist indeß auch für die Feststellung ihres Begriffs durch jene Auseinandersetzung wenig gewonnen, so dient sie dazu, auf die Arbeit des Verf. von vornherein einiges Licht zu werfen. Wir vermögen oder wagen vielmehr nicht, so lange wir nicht im Besitz der zweiten Abtheilung sind, über den historischen Werth derselben zu urtheilen, da so notizenartig und dürftig, dem magersten Compendium kaum genügend, die historische Entwickelung in Dingen wie Verfassung, Recht, Staatswirthschaft u. dgl. durchgeführt ist, eine ausführlichere Behandlung dieser Gegenstände in der zweiten Abtheilung versprochen wird. Sollte aber der Leser sich so lange gedulden, dann ist wieder nicht einzusehen, warum sie in dieser ersten Abtheilung überhaupt berührt sind, und es wäre jedenfalls besser gewesen, der Verf. hätte ein Jedes, Verfassung, Recht, Literatur, Kunst u. s. w. gleich in seiner Vollständigkeit behandelt. Seinem Hauptgedanken konnte er, unserm Dafürhalten nach, dabei doch getreu bleiben, d. h. das Mythische oder Religiöse, als den Fruchtkeim des ganzen antiken Lebens, seiner Darstellung zu Grunde legen und als bildendes und gestaltendes Princip durch alle sittlichen und geistigen Sphären hindurchführen. Dieser Gedanke macht wesentlich den Charakter von des Verf. Schrift aus. Noch von Keinem ist die Religion so als Fundament und Boden, in dem die Staaten des Alterthums wurzeln, aus dem alle Blüten derselben hervortreiben, dargestellt worden; aber hüten wir uns auch, der Religion oder dem Mythus zu viel zu vindiciren, wiewol sich gegen Manches ebenso wenig einwenden läßt, wie wenn Jemand in der Stiftung der heiligen Allianz eine Verwirklichung der christlichen Dreieinigkeitsidee erblicken wollte. Vor Allem müssen wir unterscheiden, was wirklich religiöser Glaube und was Fiction der Dichter war. Jener kann nichts eigentlich Unreines enthalten, die Päderastie demnach nicht durch die Religion sanctionirt sein, wie der Verf. will, wenngleich Ganymedes mit zum Zeus-Mythus gehört. Wachsmuth hat daher vollkommen Recht, wenn er von einer üppigen ausgearteten Lyrik der Griechen spricht. Für Dichter und Künstler war der Mythus ein bildsamer Stoff, der unter ihren Händen in ewig neuen Formen erschien. Nicht der Mythus bildete durch die Lyrik die Sittlichkeit, sondern die die Sittlichkeit ihrer Zeit zurückspiegelnden Dichter bildeten den Mythus ganz willkürlich nach den Eingebungen einer Phantasie, die vom Gifte des Orients und dessen schmuzigen Vorstellungen nicht mehr frei war.

Aber wir rennen in medias res und stoßen auf einen einzelnen Punkt, bei dem wir leicht erinnert werden könnten, daß wir außer Zusammenhang sprechen. Daher zum Anfang zurück! Hr. Haupt „das Gottesbewußtsein", d. h. das religiöse Element, als die bleibende Grundlage des ganzen Lebens im Alterthume betrachtend, ist von der Entwickelung desselben bei den ältesten Völkern ausgegangen, indem er sich angelegen sein ließ, im Mythischen dasselbe allenthalben hervorzuheben und diesem, als dem Moment der Formbestimmtheit der Religion in seiner historischen Erscheinung und Gestalt, Bedeutung zuzuerkennen. Das Ganze ist demnach als ein Versuch anzusehen, den Logos bis zu seiner Erscheinung in Fleisch, d. i. seiner Wirklichkeit in Christo in seinen Durchgangspunkten oder Entwickelungsmomenten vor unsern Augen hindurchzuführen. Im Alterthum — lehrt Hr. Haupt — war der λόγος nur erst in seinem Ansich. Er schuf sich diese Welt, wie einen Körper, um zum Fürsich zu kommen. Die Übergangssphäre zu diesem Ziele war eine dreifache: 1) die Sphäre des Zeichens oder Bildes (Hinterasien); 2) die Sphäre des Symbols (Vorderasien); 3) die Sphäre des Mythus und der Sage (Griechenland und Rom). Zur Erläuterung diene, was der Verf. selbst (Bd. 2, S. 4 fg.) als solche gibt:

Der Geist im engsten Zusammenhange mit dem blos Natürlichen weiter nichts als ein Gefühl oder Schauen und mit dem Endlichen und Natürlichen noch identisch, bildet, um zur Freiheit von diesem zu kommen, seinen Inhalt, den er als Empfindung und Anschauung und Vorstellung hat, in das Natürliche und Endliche ein, indem er es aus seiner Unmittelbarkeit entrückt, was zunächst auf eine äußerliche zufällige und gewaltsame Weise geschieht, wodurch dies Natürliche oder Endliche zum Merkmale, Zeichen oder Bilde gemacht wird. Denn das Zeichen ist irgend eine unmittelbare Anschauung, die aber eine Vorstellung von ganz anderm Inhalte vorstellt, als sie für sich hat. Das Zeichen oder Bild ist diejenige sinnliche Existenz, von welcher der Inhalt noch ganz unterschieden ist, nur mit Gewalt in Zusammenhang gebracht wird, welche den Inhalt nur erst bedeutet, ihn nur vorstellt. Die Zeichen erschaffende Geistesthätigkeit ist das productive Gedächtniß, und dies ist vorwaltende Geisteskraft der Völker jenes Reichs des subjectivobjectiven Geistes [Hinterasiens und der sogenannten wilden Völker in Amerika und Afrika — warum aber nicht der Menschheit auf ihrer Kindheitsstufe überhaupt?]; die Phantasie dagegen, symbolisirende, allegorisirende oder dichtende Einbildungskraft, herrschet vornehmlich im Reiche des Symbols. — Den Übergang vom Zeichen zum Symbol macht das Bild. Denn das Zeichen ist vom Symbole so verschieden als von einer Anschauung, deren eigene Bestimmtheit ihrem Wesen und Begriffe nach mehr oder weniger der Gedanke ist, den sie als Symbol ausdrückt. Hier hört also Willkürlichkeit, Gewalt, Zufälligkeit, Unangemessenheit auf. Das Endliche soll irgendwie mit dem Unendlichen in sichtbarem Zusammenhange stehen, soll derselben Kategorie theilhaftig sein, die geistige Bestimmtheit in sinnlicher Form an sich haben, den geistigen Inhalt als ein ruhendes Sein im Raum zur Anschauung bringen. Das Räumliche soll Vehikel der geistigen Idee sein. In der Sprache gibt sich ein Lautsystem und in dem Flexionssysteme (den Endungen) dies

Princip kund. Für die religiösen Ideen sind dergleichen Symbole die Lotusblume, der Phallus bei den Indiern, die Sphinx und unzählige andere bei den Ägyptern, der Martichordas, der Habicht bei den Persern. — Das innere Leben, das Wesenhafte der Naturobjecte, fand man in der Art den geistigen Bestimmtheiten entsprechend, als es dies wirklich ist. — Der Mythus ist eine concretere und adäquatere Manifestation des Geistes. Dieser schafft sich die mythische Welt, indem er im Verkehre mit der Außenwelt und zugleich in der Entfaltung seiner eigenen Bestimmtheiten zum Bewußtsein Dessen, was sein ewiger Inhalt ist, gelangt. Nicht das Sein im Raume, wie bei Zeichen und Symbol, sondern das Geschehen in der Zeit ist hier der wesentliche Ausdruck, womit der Geist seinen Inhalt vorstellt. In den Reichen des Zeichens und Symbols war das Räumliche, das Massenhafte, das Bestehen Hauptsache; die Völker selbst sind, wie ihre Wohnsitze, Massen, todten Körpern ähnlich; im Reiche des Mythus ist die Bewegung, der Proceß, die Individuisirung, die Persönlichkeit Hauptsache (die Griechen), und die plastische Individualität steigt zur ätherischen Höhe der göttlichen Idee — zunächst in ihrem ersten Lebenselemente, in der Kunst, wo sie die Schönheit als die mit ihrem Inhalte identische Form der Göttererscheinung gebärt. Diese Schönheit muß zuerst im Festen und Ruhenden, dann aber auch in der Bewegung und im Wechsel das Göttliche aus- oder zurückstrahlen (der Cultus als Kunst) und wird zuletzt auch in der Rede — in Poesie und Prosa — sich zur äußerlichen adäquaten Erscheinung bringen und somit den philosophischen Gedanken zum Sichselbstbegreifen des Geistes aus seinem dunkeln Schachte heraufördern. Daraus geht die zweite Sphäre des Mythus, die materielle der Sage oder Legende (das römische Reich) hervor.

In diesem beginnt mit Christus das Reich des Logos, indem das Gottesbewußtsein sich als Princip der Subjectivität erfassend die Individualität Christi in die Erscheinung setzte, Gott als Geist sich in Fleisch verwirklichte und über dieser individuellen Freiheit des Selbstbewußtseins die Welt der Objectivität zusammenschlug, sodaß die Welt der Subjectivität an ihre Stelle treten konnte:

In Christus — heißt es Bd. 3, S. 118 fg. — erfaßte sich am Schlusse der alten Welt das objectiv-subjective Gottesbewußtsein, es verband sich in ihm die orientalische Substanz mit der occidentalen Individualität, er ist das concrete Einssein der Menschheit mit Gott, ist der Urmensch als Gottmensch, der concrete λόγος, der Stern im Herzen der Völker, ihr Grundgedanke, Licht und Liebe in eins. In ihm trat dem relativen römischen, dem weltlichen Imperatorenworte, der intensivsten Macht der alten Welt, das ewige absolute Wort, in ihm dem die Welt bezwungen habenden, dem determinirtesten menschlichen Willen im Alterthume, der göttliche Wille entgegen, und trat als seine Negation in die Erscheinung, — Christus empfangen vom heiligen Geist — (worin liegt, daß das einzige Princip des Lebens Christi der göttliche Geist war, der seinen Willen und durch seinen Willen auch seine Natur bestimmte) — niedergefahren zur Hölle — (daß alles Böse auch vor Christi Erscheinung nur durch die Entgegensetzung gegen ihn Realität hatte, und daß diese Realität des Bösen als momentaner Triumph der Hölle der Grund war zu ihrem eigenen Untergange) — und am dritten Tage wieder auferstanden — (daß der λόγος befreit von der Sünde und den Schmerzen der Negation wieder zu sich selbst kam, und daß der Gottmensch als heiliger Geist verklärt in seiner Kirche gegenwärtig fortlebt) — beurkundet — (wir nehmen uns mit dem Texte bedeutende Freiheiten, weil der Hr. Verf., in Sprache und Styl noch viel nachlässiger als sein großer Lehrer, oft zu Papier bringt, was wir weder für Deutsch noch für Sätze anerkennen können; ein grämlicherer Kritiker, der weniger ausschließlich auf die Ideen sähe, könnte ihm hierüber mit vollem Rechte arg zusetzen; denn man muß dem Leser nicht zumuthen, daß er sich erst aus einem chaotischen Wortgewirr verständliche Sätze bilde!) — sein göttliches Bewußtsein durch Wunder ebenso, wie durch den Inhalt seiner Lehre, in welcher die Sünde ihre Bedeutung erhält, Demuth als Quell der Seligkeit, allgemeine göttliche Vaterhuld, gleiches Recht dem Weibe, Freiheit dem Sklaven u. s. w., und alles das verkündigt wurde und realisirt und concret erschienen ist, was die Weisen des ganzen Alterthums in lichten Augenblicken, wo sie in Andacht ihr Ich und ihr Wesen und damit das Wesen der Gottmenschheit schauten, prophetisch ausgesprochen hatten. Es waren damals alle Erscheinungsformen der göttlichen Idee erschöpft; Zeichen, Symbol, Mythus, Sage, Poesie, Geschichte u. s. w. hatten ihren Unterschied verloren, blinder Synkretismus herrschte in allen Sphären des geistigen Lebens, unsinniger Wunderglaube auf der einen und eisiger Unglaube auf der andern Seite — als die innige Sehnsucht des weiblichen Israels nach dem Messiaskinde endlich Gestalt gewann in der reinsten jungfräulichen Erscheinung israelitischer Weiblichkeit, und hierdurch Zeichen, Symbol, Mythus, Geschichte — in eine höhere Einheit verklärt wurden, und als deren Momente ebenso bestimmt und klar geschieden hervortraten, wie in der christlichen Lehre die Momente des Glaubens, welche in den vorchristlichen Religionsformen noch auseinanderlagen. Bild, Symbol, Mythus waren die unangemessenen Erscheinungsformen der göttlichen Idee. Der λόγος mußte nun die conforme Gestalt der Erscheinung haben. Christi Geschichte ist die nothwendige Form der Erscheinung der göttlichen Idee: hier ist Form und Inhalt identisch. Warum aber Gott das Andersein in der Menschheit zum nothwendigen Moment seines wahren Seins hat, dies endlich selbst auch ist durch Christi Lehre oder durch Christus als Licht und Liebe offenbar geworden. Licht und Liebe haben im Object ihr Bestehen und sind nur durch dieses und in diesem wie Christus im Vater.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Vincentius Ferrerius (gest. 1419), ein Dominikaner aus Valencia und Beichtvater des Papstes Benedict XIII., wurde 1455 unter die Heiligen versetzt, indem er nicht nur durch seine Predigten in Spanien, Frankreich und Italien große Celebrität erlangt hatte, sondern auch Blinde sehend, Lahme gehend, Todte lebendig gemacht und allerlei Krankheiten geheilt, wie auch 35,000 Juden und 8000 Sarazenen, nebst 100,000 ruchlosen Menschen zur Buße und zum christlichen Glauben gebracht haben soll, wobei erzählt wird, daß er, obgleich er nur in catalonischer Sprache gepredigt, dennoch von allen Zuhörern ohne Unterschied verstanden worden sei.

Paul Ämilius Sanctorius, Erzbischof von Urbino (gest. 1635), welcher Verschiedenes im Fache der Geschichte geschrieben und herausgegeben, war auch Willens, eine „Historiam sui temporis" erscheinen zu lassen, wovon Papst Urban VIII. Kenntniß erhielt und gesonnen war, ihn zum Cardinal zu machen. Als aber Sanctorius auf die vom Papste an ihn gerichtete Frage: „Was er wol in der Geschichte seiner Zeit von dem Papste schreiben wolle?", zur Antwort gab: „Heiliger Vater, nichts als die Wahrheit", änderte der Papst seine Gesinnung und unterließ die vorgehabte Beförderung.

Es ist dem Papste Leo X. zum Vorwurfe gemacht worden, daß er bei dem Beginnen der Reformation mit zu viel Gelindigkeit verfahren sei. Allein dieser wissenschaftlich gebildete Papst betrachtete die Sache von einer ganz andern Seite. Als Sylvester Prierias, apostolischer Ketzermeister, ihm Luther's Ketzereien aus dessen Werken nachzuweisen versuchte, antwortete der Papst ganz kalt: „Luther ist ein denkender Kopf (un bellissimo ingegno) und das sind nur Geschwätze neidischer Mönche." (Bandello in der Vorrede zu einer seiner Novellen, Th. 3, Nr. 25.)

25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 23. — 23. Januar 1841.

Allgemeine wissenschaftliche Alterthumskunde ꝛc. von C. G. Haupt. Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 22.)

Hieraus vermögen wir das Verhältniß abzunehmen, in welchem der Verf. mit seiner Alterthumswissenschaft zu den Fragen steht, die jüngst im Schooße der theologischen Kritik angeregt worden sind. Am bestimmtesten äußert er sich in dieser Hinsicht Bd. 3, S. 3, wo er als eine Frucht des tiefsten Studiums des Alterthums die Einsicht hinstellt, daß der historische Christus nicht als Totalität der Gedanken des Alterthums, sondern eher als ihr Gegensatz, als gänzliche Aufhebung derselben zu fassen, und daß ein mythischer Christus eine contradictio in adjecto sei. Wie hängt das aber mit seiner ganzen Ansicht vom Alterthume zusammen, durch welches sich ein fortwährender Regenerationsproceß der nach Erlösung ringenden Menschheit hindurchzieht. Mußten demnach der Verwirklichung derselben durch Christus viele, wenn auch unvollkommene, doch vorbereitende Erscheinungen vorausgehen? Und so ist es in der That. Es waren viele einzelne Versuche zur Zerstörung des Reichs der Endlichkeit und groben Materialität gemacht (z. B. die vom Verf. gar nicht erwähnte Stoa und viele einzelne Züge, die in den Schriften über die alexandrinische Zeit bis 100 Jahr v. Chr. zerstreut stehen), welche das Christenthum im rechten Moment zusammenfaßte. Überhaupt ist zu bedauern, daß der Verf. über den berührten Punkt eine Zurückhaltung beobachtet und sich in eine Dunkelheit und Unbestimmtheit der Sprache einhüllt, die mit der Würde der Wissenschaft sich schlecht verträgt. Es hat uns sogar oft scheinen wollen, als sei seine Meinung eine andere; doch wir sind nur berechtigt, uns an Das zu halten, was er selbst entschieden als solche angibt, nicht an Das, was wir etwa aus andern Stellen folgern möchten, weshalb wir bei dem Punkte nicht länger verweilen.

Indem er sich das Religiöse zum Hauptaugenmerke nahm und zur Grundlage seiner Alterthumswissenschaft machte, konnte der Hr. Verf. sich nicht auf das sogenannte classische Alterthum beschränken und mußte den Orient, die Wiege der Religion und Cultur, mit in den Kreis seiner Darstellung hineinziehen. Auch ohne jenes Vorherrschen des religiösen Princips in derselben wäre dies sehr wünschenswerth gewesen, da das ganze Alterthum hindurch zwischen Europa und dem Orient die genauesten und vielseitigsten Beziehungen stattfanden, und dieser, als früher civilisirt, eine nothwendige Einwirkung auf den rohern Westen ausüben mußte. Als in Griechenland noch der Pelasger mit der Zeltdecke und den Viehheerden umherzog und seine gestaltlosen und unbestimmten Naturgötter in Höhlen oder auf Bergen verehrte, da blühte in Indien, Mittelasien und Ägypten bereits eine glänzende und üppige Cultur, da wehte die phönicische Flagge in allen Häfen des mittelländischen Meers.

Hinterasien, China, das Reich des Zeichens, das noch jetzt das ursprüngliche Familienprincip treu bewahrt, dessen Beherrscher ein Gottmensch ist, wie der, übrigens von seiner Bestätigung abhängige Dalai-Lama und wie einst der Dairi von Japan war, dient dem Verf. zum Ausgangspunkte. An Sprache, Religion, Staatseinrichtung, Kunst und jeder Manifestation des Geistes sucht er nachzuweisen, wie dort das erste Reich, die erste Entwickelungsstufe des Lebens des concreten Geistes zu suchen ist. Der Mechanismus einer abgebrochenen und todten Sprache, in der jene Völker mehr oder weniger alle stehen geblieben sind, drückt den todten Mechanismus des Lebens bis aufs Kleinste aus. Die Umgangs- und Schriftsprache bezeichnet die Rangordnungen und das detaillirte Ceremoniel der Chinesen durch mechanisches unendlich vielfaches Verändern der Wörter, Fügungen, Stellungen und Aneinanderreihungen nach herkömmlichen Gesetzen, und die Kenntniß dieser formellen Gesetze macht einen wesentlichen Theil der Gelehrsamkeit aus, die im Dienste des Einen, des Sohns des Himmels steht. Dieser Eine ist geistlicher und weltlicher Oberherr, eine lebendige, unter den Menschen wohnende Gottheit, wie in Japan bis 1586 der Dairi oder Micaddo. Ein bewußtes Verhältniß zwischen Religion und Politik hat sich hier demnach noch nicht gebildet, sondern beide sind in substantieller, natürlicher Einheit und Unterschiedslosigkeit verblieben. Daraus, daß der Kaiser die Stelle der Gottheit vertritt, folgt aber noch nicht, daß es keinen eigentlichen Gott Chinas gebe, wie der Hr. Verf. meint, da die Vorstellung zu Grunde liegt, daß Himmel und Erde die obersten Götter (Tien und Tao) sind, wie bei den Griechen Uranos und Gäa, Kronos und Rhea, von denen alle Götter erzeugt wurden. King und Kwang, Kaiser und Kaiserin, gelten des-

halb für Himmel und Erde. Man kann gewissermaßen die Sonnenkinder der Peruaner, die Inkas, mit diesem sinnlichen Paare vergleichen: auch jene vereinigten die Eigenschaften von weltlichen Herrschern und höhern Wesen. Es war natürlich, daß Derjenige, der als Gründer eines Reichs auftrat, der Sitte, Gesetz, Ordnung und Künste einführte und die Menschen die Süßigkeiten der Cultur kosten ließ, bevor ein Priesterstand als Mittler zwischen Gott und Mensch sich gebildet hatte, von den dankbaren Kindern der Natur, die durch ihn der Wildheit entrissen, des Friedens und der Sicherheit theilhaft geworden und aus früherer Vereinzelung zu einem Gesammtleben verbunden waren, göttliche Verehrung erhielt und diese auf seine Nachfolger überging. So wurde der Sohn des Himmels nicht blos als Herr, sondern auch als Schöpfer und Erhalter der Welt angesehen und verehrt; als Mittelwesen traten die Naturkräfte, die Gestirne, die Erde zwischen die Menschen und den Herrn der Natur in die religiöse Vorstellung und es entwickelte sich daraus der Glaube an die Genien, die man für Mandarinen des Naturherrn hielt, weshalb der Kaiser die Feste bestimmt im Hofkalender, die Genien ernennt und absetzt, wie mit seiner Genehmigung in den Provinzen seine Stellvertreter.

Diese Deificirung und Anbetung des Herrschers ist aber nicht blos China nebst Japan eigenthümlich, sondern gehört dem ganzen Orient und im Alterthume auch Europa an, wie wir vorhin schon andeuteten, die natürliche Folge der Vereinigung weltlicher und priesterlicher Suprematie. Die alten Könige, welche zugleich Priester waren, hießen auch göttlich; in Macedonien hatte sich dieses alte Königthum erhalten, darum war es Alexander leicht, sich für Gottes Sohn erklären zu lassen; die meisten der Emporkömmlinge aus seinem Heere und deren Nachfolger ahmten das Beispiel nach, ohne daß es den damaligen Menschen sonderlich aufgefallen wäre, die durch ihre Heroen an diese Art von Gottmenschheit gewöhnt waren. Später wurden die römischen Kaiser vom Divus Julius an zu Göttern erhoben und als solche verehrt, und der Mohammedanismus rief durch das Khalifat für Westasien und Afrika die nämliche Erscheinung ins Leben, die der Buddhaismus dem östlichen in seinen Buddhas und regierenden Priestern (Dalai-Lama) gegeben hatte. Das Familienprincip war überall das ursprüngliche und bei den Juden lange ein kräftiges Moment im Staate, nicht weniger als bei den Chinesen und deren vermeintlichen Nachbildern, den Römern. Sein religiöses Gefühl hat der Mensch im Anfange überall auf gleiche Weise ausgesprochen, im Fetischismus, und zwar in den rohesten Formen und Gestalten desselben. Der Schlangendienst (mit Menschenopfern) war fast allen wärmern Ländern eigenthümlich und wurde in seiner greulichsten Gestalt von den Conquistadores in Mexico und Peru wiedergefunden; bei allen Völkern wurden unorganische und organische Gegenstände, Berge, Flüsse, Seen u. s. w. verehrt, bei allen, selbst bei den auf den höchsten Gipfel geistiger Bildung gestiegenen, wie bei den Griechen, Juden sich Spuren der gröbsten Fetischformationen, durch die man sich die göttliche Unendlichkeit zur Anschauung zu bringen suchte. Die einen, mit Phantasie, dichterischem Geiste und Kunstsinn begabt, wie Griechen, schufen edlere Gestalten, zu denen der Dichter die Umrisse lieferte, die der Künstler nachher ausführte; andere Völker erreichten einen geringern Grad der Kunstbildung und schufen weniger schöne Göttergestalten in Poesie und Plastik, wie Indier und Ägypter, noch andere, mit mehr trockenem Verstande begabt, vermochten es zu gar keiner schönen Kunst und somit auch zu keiner Kunstreligion zu bringen. Das Auskunftsmittel, welches sie gebrauchten, ihr religiöses Bewußtsein zu befriedigen, Identificirung der Gottheit mit dem sichtbaren weltlichen Herrscher, dem gemeinsamen Vater Aller, zeugt von einer außerordentlichen Trägheit der Phantasie und des speculativen Gedankens und in Verbindung mit ihrer Moral von einem nüchternen auf das nächste Bedürfniß und die äußere Ordnung gerichteten Verstande, der sie in praktischen und dem materiellen Leben nützlichen Künsten übrigens nicht zu verachtende Fortschritte machen und einen ziemlich hohen Grad der Cultur erreichen ließ. Daß das chinesische Volk, mit dem trockenen Moralgesetze nicht zufrieden, stets begierig nach fremden Religionssystemen die Arme ausgestreckt und der Buddhaismus schon vor Christi Geburt Eingang im Lande gefunden hat, auch das Christenthum bei ihm nicht ungern gesehen wird, ist bekannt. Nach dem Obigen ist nicht leicht einzusehen, warum das heitere Asien, dessen ganzes Dasein noch dazu ein abgeschlossenes und isolirtes, dessen Cultur gewiß nicht die früheste und dessen Einwirkung auf den Westen keine war, zum Ausgangspunkte genommen wurde. Es lag der Ansicht des Hrn. Verf. von verschiedenen ursprünglich über die Erde verbreiteten Menschenracen weit näher, anzunehmen, daß jede dieser Racen, jeder Volksstamm und jede Nation ihr eigenthümliches Leben zu entwickeln bestimmt war, die eine durch Klima, Boden, Anlage und sonstige Umstände zwar mehr begünstigt als die andere und darum nach der Herrschaft über die übrigen strebend, wie namentlich der kaukasische Stamm, einzelnen Zweigen von dem die Herrschaft der ganzen Erde scheint anheimfallen zu wollen, aber doch alle gleich berechtigt, keine bestimmt, das Fußgestell der andern, das Mittel ihrer Bildung zu sein. Allen Mythologien liegt etwas Gemeinsames, nach den bewährtesten Forschungen sogar die Ahnung eines eigenen Gottes zum Grunde; ebenso den ethischen Begriffen; eben dies widerräth, das System einer stufenweisen Fortbildung der Gottesidee vom Zeichen zum Mythus u. s. w. aufzustellen; eine unbefangene Anschauung lehrt, daß diese Momente sich bei allen Völkern ohne Unterschied finden: die Indier haben in den Puranas ihre Mythen, in den beiden großen Epopöen (Râmâyana und Mahâ-bhâra) ihren Sagenstoff; die Sage, welche allein für Rom vindicirt wird, spricht doch deutlich genug aus dem heroischen Epos zu uns, dessen Personen wir keineswegs so ohne Weiteres mit dem Verf. für alte Götter, physische und moralisch-politische Potenzen verschiedener Stämme, aber als mensch-

liche Charaktere aufgefaßte Bezeichnungen der Göttermacht, also mythisch-allegorische Figuren erklären möchten. Das Epos beruht auf der Volkssage, diese auf der That, auf historischem Grunde. Rom, das der Hr. Verf. als das Reich der Sage bezeichnet, möchte ich dieselbe geradezu absprechen. Es hatte keine Mythen, weil da, als es ins Dasein trat, die Zeit der Mythendichtung schon vorüber war, auch wenn der Römer Sinn dafür gehabt und materielle Bedürfnisse den praktischen Verstand, wie heutzutage in den Vereinigten Staaten, nicht ausschließlich in Anspruch genommen hätten. Aber auch von einer eigentlich vollständigen und zusammenhängenden Volkssage, einem Sagencyklus ist keine Spur (Äneas fremd, Quirinus sabinisch); was Niebuhr hierüber phantasirt, der sogar Fragmente von epischen Gedichten aus den Autoren zusammengelesen hat, dadurch muß sich Niemand bestechen lassen, sondern auf die sagenhafte Geschichte selbst sehen, die wahrlich trockene Prosa und nackte Wirklichkeit genug enthält. Mit weit größerm Rechte könnte Jemand behaupten, die fränkische Königsgeschichte von Clodwig bis Pipin oder die longobardische sei Dichtung; Gregor von Tours und Paulus Diaconus geben dazu noch mehr Grund als Livius. Was an der ältern römischen Geschichte fabelhaft ist, das ist aus Familieneitelkeit und Parteieifer hervorgegangen; eigentliche Sage ist es nie gewesen, wogegen schon das Unzusammenhängende, Anekdoten- und Histörchenartige spricht; später bei Benutzung der Familienschriften durch die Geschichtschreiber fand es seinen Weg in die Geschichte. Es war die Absicht des Hrn. Verf., in seinem Werke den Menschen nach dem vom Verstande aufgehobenen Einheitsverhältnisse mit Gott und der im Bewußtsein eingetretenen Trennung und Differenz vom Unendlichen, gleichsam durch verschiedene Acte eines Regenerationsprocesses zur Wiedervereinigung und Versöhnung mit Gott im Logos hindurchzuführen. Gab es aber ursprünglich eine solche „magisch-kräftige Einheit" mit Gott, ein natürliches Leben Gottes im Menschen und des Menschen in Gott? Ich glaube es nicht, außer da, wo gänzliche Verdammung stattfand; wenn aber, dann muß sehr früh Erwachen aus diesem Traumleben eingetreten sein, weil wir, auf so früher Stufe wir den Menschen auch antreffen, ihn allenthalben seiner Differenz mit einer mehr oder weniger bestimmt gedachten Gottheit sich bewußt finden. Es war wol ursprünglich nichts Anderes als die Furcht, was die Ahnung des Göttlichen in dem Menschen hervorbrachte, gewiß aber sehr früh; daher die Thätigkeit von Zauberern, Beschwörern, Propheten (Schamanen), welche wir auf der untersten Stufe allenthalben als Mittler, als Befragte der Götter, als Ärzte u. dgl. thätig finden. Für dem Verf. ist übrigens die Periode der unmittelbaren Gotteinheit der Zustand einer glücklichen Unwissenheit oder Bewußtlosigkeit; bei Schelling dagegen „die Periode der Natur", wie derselbe sie nennt, ein goldenes Zeitalter, das nicht allein in Unschuld und göttlichem Leben besteht, sondern auch mit der vollkommensten Seligkeit und Weisheit verbunden ist, also im Zustande der vollkommensten Tugend. Auch er nimmt drei Perioden an: die eben bezeichnete ursprüngliche, in welcher das Endliche noch nicht seinen Gegensatz im Unendlichen gesetzt hat; 2) die des Schicksals (das Alterthum), in welcher der wirkliche Widerstreit eintritt; 3) die der Vorsehung (des Christenthums), deren Charakteristisches freiwillige Unterwerfung des Endlichen und Versöhnung mit dem Unendlichen ist.

Ein anderer Grund, der den Verf. bestimmte von China als der ersten Stufe in der Entwickelung des Lebens des concreten Geistes auszugehen, scheint das Verlangen gewesen zu sein, am Schlusse des Alterthums eine Parallele zwischen Rom und China zu ziehen und zu erweisen, wie in dem Zeitpunkte, wo der Logos sich in Christus verkörperte, die römische Welt sich ganz zum Chinesenthume gestaltet hatte, die damalige Menschheit demnach dahin zurückgekehrt war, von wo sie einst ausgegangen war. Hr. Haupt nimmt gleich von vornherein zwischen der Naturgestaltung Italiens und Chinas eine auffallende Ähnlichkeit wahr (Bd. 3, S. 15): das auf sieben Hügeln gebaute Rom bietet ihm das Bild Griechenlands mikrokosmisch dar und zeigt zugleich das Nebeneinander der Aristokratie, das in Griechenland die einzelnen natürlich geschiedenen Staaten darstellten, in einem engen Raume zusammengedrängt. (Ich erinnere mich nicht, dies in der „Beschreibung Roms" von Bunsen, Platner u. s. w. bemerkt gefunden zu haben.) Italien scheint ihm alle Naturbestimmtheiten des Orients und Griechenlands im Kleinen zu enthalten; namentlich erinnern ihn der Umstand, daß kahles Bergland mit üppigen Fruchtebenen abwechseln, dort wieder blos Gebirgsland ist, hier See an See sich hinzieht, ferner die Küstenflüsse, das Meer auf drei Seiten und der vorherrschende Einfluß des Mittelmeers an China, wo Alles ganz ähnlich sei. Darum war auch Roms Anfang orientalisch (warum denn nicht auch der des übrigen Italiens? Liegt es nicht näher, das orientalische Element, welches der Verf. in Rom findet, aus Etrurien abzuleiten, wohin es direct aus dem Orient gekommen ist?), das orientalische Princip die ganze erste Periode hindurch bis zur Vertreibung der Könige in Religion, Staat, Sitte und Gesetz vorherrschend, und Schamanismus, Magismus und Mysticismus, Zeichen und Symbol hier wie in Hinterasien (Bd. 3, S. 5). Auch darin findet er Rom China ähnlich, daß es keine eigentlichen Mythen, sondern seinem Verstandesprincipe zufolge, wie dieses, nur Sagen gehabt habe, sowie in der großen Gewalt der Ältern über die Kinder, und er erkennt sogar in dem rex sacrorum, dem alleinigen Überreste der alten Königswürde, den japanesischen Dairi wieder, als ob nicht in allen alten Republiken nach Aufhebung der Monarchie ein hieratisches Königthum beibehalten wäre! Je näher gegen den Schluß des römischen Reichs, desto mehr häufen sich die Ähnlichkeiten mit China. Die bedeutendsten sind Vergötterung der Verfahren (Quintus u. A.), der Cäsaren schon bei Lebzeiten, das Hofceremoniel, die Bureaukratie, das Formelwesen der Moral und des Rechts; ferner Einrichtung öffentlicher Schulen, die nur steifer Abrichtung und todtem Formelwesen dienten, der

starre Despotismus, der das ganze Leben beengte; die Schutzgötter, die Familienpietät, der religiöse Indifferentismus und die Religionsmengerei. Da bei einem solchen Zustande der Dinge (Bd. 3, S. 82) der Einfluß der Religion auf die Moralität nur sehr gering sein konnte, so machte es der dadurch gefährdete römische Staat wie der chinesische, japanesische und koreatische, d. h. er gab strenge Gesetze, um durch formelle Rechtsbestimmungen den Mangel an natürlicher Sittlichkeit zu ersetzen. China und Rom, formell gleichen Principien unterthan, hatten sich, die Grenzländer in der Mitte ausgenommen, endlich in die Welt getheilt. Wie das kolossale China durch Bureauverwaltung und territorisches System zusammengehalten wurde und noch wird, so war es auch mit dem römischen Reiche in seiner Schlußperiode. In dieser, wo die Subjectivität das objective Gesetz geworden, die äußere Anerkennung zur Vergötterung gestiegen und der Alleinherrscher Gott war, nachdem alle Götter durch ihren Zusammenfluß in Rom sich nivellirt und aufgehoben hatten, die Bürger oder Freien aber im abstracten bis ins Einzelnste determinirten Personenrechte zu Personen und alles Ethos und Pathos entbehrenden Formen bestimmt worden waren, offenbarte sich der geschichtliche überall wiederkehrende Kreislauf des concreten Geistes im Rückgang in den ersten Anfang des Alterthums im chinesischen Reiche, durch welchen Rückgang, der jedoch wesentlich ein Fortschritt war, das System dann formell geschlossen wurde.

Der Leser steht hier auf dem Punkte, das System des Hrn. Haupt im Ganzen und Großen übersehen zu können. Da unter den Kaisern das Orientalische alle Lebenssphären der Römer durchdrang, der Hof seit Heliogabulus eine ganz orientalische Einrichtung erhielt u. s. w., müssen Züge der Ähnlichkeit sich darbieten. Aber sie sind allenthalben aufzufinden, wenn man sie aufsuchen will: so z. B. ist in der Geschichte von Tarquin dem Ältern, Servius Tullius und Tarquin II. das weibliche Princip mächtig, und allen Dreien wird theils durch weibliche Klugheit und Sehergabe, theils durch Liebe das Königthum vermittelt. Diese Sagen weisen nach Phrygien, wo dem Gordius das Mädchen, welches er am Brunnen findet, die Herrschaft vermittelt, die Geschichte vom Tode des Servius aber und dem Regierungsantritte des jüngern Tarquin, eine blutige Wahlverwandtschaftsgeschichte, nach Lydien an den Hof des Kandaules, wo die Königin dem Mörder ihres Gemahls ihre Hand und die Krone reicht. Weibliche Sehergabe und Zeichendeutung spielen in diesen Geschichten eine bedeutende Rolle: das ist etruskisch, und halten wir die Beziehung fest, welche wir zwischen Etrurien und Lydien aufgestellt haben, so ist die Ähnlichkeit so grundlos nicht; namentlich läßt sich daraus der in den Sagen hervorgehobene Einfluß des Weibes erklären, der an den altasiatischen Höfen groß war und den wir nachher am persischen Hofe wiederfinden. Doch wir führen dies nicht an, um damit etwas zu beweisen, sondern allein, um darzuthun, wie leicht sich Ähnlichkeiten auffinden lassen. So gleichen die Penaten oder Volksgenien und die Laren oder Hausgenien den persischen Fervers oder Schutzgöttern und die Familienpietät gegen die Vorfahren, die Todtenhäuser, Hypogäen und ihre Ausschmückung erinnern an das melancholische Ägypten, vieles Andern, besonders der wunderlichen Verwandtschaften zu geschweigen, welche die Etymologie durch ihre träumerischen Auslegungen aufgefunden hat, von denen der Verf. oft selbst nicht ganz frei scheint.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kurze Erzählung meiner Schicksale und Gefangenschaft von der Fürstin Dora von Aquilon. Nach den in französischer Sprache geschriebenen Originalen übersetzt von D. E. Moller. Hamburg, Niemeyer. 1840. 8. ⅔ Thlr.

Man weiß nicht, ob man dies Buch für eine Buchmacherei oder für eine Mystification des Publicums halten soll. Auf jeden Fall aber ist es ein ganz unnützes Buch. Denn es enthält die oft genug schon erzählte Geschichte der unglücklichen Prinzessin Dorothea Sophie von Celle, der Gemahlin des Erbprinzen, nachmaligen Kurfürsten Georg Ludwig von Hanover, bis zur Ermordung des Grafen von Königsmark, den man im Verdacht eines sträflichen Umganges mit jener Fürstin hatte, sowie die Verbannung der Letztern und Einschließung in das Schloß Ahlden. Das Interesse, welches jetzige Leser an jenen tragischen Begebenheiten aus den letzten 20 Jahren des 17. Jahrhunderts nehmen könnten, wird aber durch die steife, langweilige Schreibart geschwächt und durch die lächerliche Art, in welcher die Namen der handelnden Personen verstümmelt und abgekürzt worden sind. Man liest Barf statt Bernstorf, Schurz statt Schulenburg, Jeleb statt Knesebeck, Mack statt Molke und dergleichen mehr. Hatte denn der Übersetzer nach mehr als 100 Jahren vielleicht noch Rücksicht auf das jetzige Herrscherhaus zu nehmen? Und wozu ist dann ein „Verbrauchszettel" mit der Deutung der verstümmelten Namen beigeklebt worden? Schwerlich wird derselbe die unschmackhafte Waare verkaufen helfen.

Also auch kein Wort weiter über ein Buch, dessen Inhalt ein jeder Leser weit besser aus der im J. 1825 zu Berlin erschienenen Schrift: „Fredegunde, oder Denkwürdigkeiten zur geheimen Geschichte des hanöverschen Hofes", oder aus dem ersten Bande von Cramer's „Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora von Königsmark" (Leipzig 1836) erfahren kann. Auf dem Verbrauchszettel ist sogar das Schloß Ahlden (oder Ahlen) im Lüneburgischen, wo die unglückliche Prinzessin als Verwiesene lebte, „Aßden" genannt worden. 11.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Gedichte

von

Ludwig August Frankl.

8. Geh. 1½ Thlr.

Leipzig, im Januar 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 24. — 24. Januar 1841.

Allgemeine wissenschaftliche Alterthumskunde ꝛc. von C. G. Haupt. Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 22.)

Habe ich mich vorhin schon gegen diese Ansicht erklärt, welche China, das jetzt noch ungeschwächt bestehende und nebst Japan das civilisirteste Reich des ganzen Orients, für den Anfang der alten Welt, für die Wiege ihres Geistes erklärt, so ist hier noch Einiges aus historischen Gründen dagegen zu erinnern. Ungeachtet des angeblichen hohen Alters Fohi's oder Fuhi's (3000 Jahr v. Chr.), des Yking und der geheimnißvollen darin enthaltenen Kuas, ist doch durch Klapproth hinlänglich erwiesen, daß China erst um 800 sich zum Staat zu bilden anfing und in die Geschichte eintrat: von da ab entstanden allmälig die großen Städte und die starke Bevölkerung, welche das Land jetzt bedeckt. Ebenso ist es mit Japan; denn ungeachtet der ungeheuern Zahlübertreibungen, mittels deren die lächerliche Eitelkeit dieses Volks sich eine undenkbare Vorzeit gibt, ist es ziemlich gewiß, daß die Micaddo, jene incarnirten bis 1586 mit vereinter weltlicher und geistlicher Macht über Japan herrschenden Götter, mit denen das jetzige Geschlecht beginnt, erst seit etwa 666 v. Chr. regieren und Japan, wenn auch keine Colonie von China, doch seine Cultur erst von daher erhalten hat. Soll nun das Mongolenthum die erste Stufe der geistigen Entwickelung des Alterthums bilden und dieses auf den Gipfel seiner Bildung dahin zurückkehren, so müssen sich, abgesehen von dem Widerspruche, der hierin liegt, doch auch Keime nachweisen lassen, die, westwärts verpflanzt, in Indien, Persien, Ägypten (auch zwischen Ägypten und China findet eine Ähnlichkeit statt, die bereits von Mehren bemerkt worden ist) zu neuem Leben aufgingen. Statt dessen sehen wir, wie Indien für den ganzen Mongolenstamm bildend gewesen ist und demselben seine religiösen Ideen und einen Theil seiner Cultur zugeführt hat. Die buddhistische Religion (Schakia wurde schon 1027 geboren, war also ein Zeitgenosse König Salomo's) ist in ganz Hinterasien, in Siam, Tibet, der Tatarei und Mongolei der Pulsschlag alles Denkens und Lebens. China allein zählt 200 Millionen Verehrer Buddha's, das priesterliche magische Schamanenthum, das ein magnetisch zauberisches Wirken übt, ist buddhistisch (s'raman'a), und der Dalai-Lama in Hlassa, wie die andern in Tibet und unter den Mongolen regierenden Chutuchtus nahmen erst ihren Ursprung, als man nach dem Tode (713 n. Chr.) des letzten der 33 Patriarchen, die Buddha gefolgt waren, Niemanden würdig fand, um an die Spitze der Religion gestellt zu werden, und nur mit Benutzung der Lehre des Buddhismus; die Mächtigen seien Incarnationen einer stets wieder zur Erde zurückkehrenden Gottheit oder einer heiligen Person, einzelne einflußreiche Geistliche, die eine hierarchische Alleinherrschaft begründeten.

Mittelpunkt für den Orient ist vielmehr Indien, in dessen Hochgebirge man den Ursitz der Menschheit sucht, und wo, wenn auch die in diesem Werke festgehaltene Meinung, daß jede Zone von Anfang an die ihr gemäß organisirten Bewohner gehabt habe, die wahrscheinlichere sein sollte, der Mensch wenigstens sich am frühesten entwickelte. Indiens Cultur ist ungleich früher als die Chinas: als hier von den nordwestlichen Bergen nomadische Völker in die südlichen Ebenen herabstiegen und unter einem mit der Gottheit bald identificirten Stammesoberhaupte ein auf Ackerbau, agrarischen Cult und patriarchalische Vatergewalt gestütztes Staatsleben gründeten, als die Tscheu-Kues noch miteinander kämpften und das himmlische Reich noch nicht consolidirt war, hatte in Indien bereits Alles feste Gestaltung gewonnen. Die hier uralte Mondbahn von 28 Sternbildern wurde erst um 248 v. Chr. in China eingeführt. In Indien ist Brahma (der Hr. Verf. unterscheidet nicht zwischen Brahma und Brahman) allgemeine Bezeichnung der ursprünglichen Gottidee, der schaffende Urgeist ohne äußere Formbestimmtheit, das göttliche Wesen überhaupt. Erst die Natur des neuen Landes, in welches die indischen Einwanderer herabkamen, meint Hr. Haupt, habe dieser allgemeinen Gottidee die volksthümliche Bestimmtheit gegeben und in die Indiens Erdnatur entsprechenden Gegensätze von Siwa und Wischnu aufgelöst. Indem aber der Indier in diesen wie in hundert andern Gestaltungen mit seinen Gottideen die Naturgesetze und besonders die reiche ihn umgebende Natur in einen religiösen Zusammenhang setzte, verfiel sein Mythus in ein gehaltloses Phantasiespiel, das, mit allem Wirklichen willkürlich scherzend, dem Träumen sehr nahe kam. Der Eindruck, welchen Nordindiens wundervolle Natur auf den vom Himalaya (durch das Wischnuthor, die üppige Landschaft Antaverdi, Ursitz des Brahmanen-

priesterthums) herabsteigenden Kaukasier machte, soll denselben, nach dem Verfasser, von vornherein in eine phantastische Ekstase, in ein Traumleben versetzt und durch immer neuen Wechsel darin erhalten haben. Erst in Ägypten sollte das Erwachen beginnen, aber ein Erwachen mit verschlossenen Augen. Statt sich hier sogleich nach Ägypten zu wenden, richtet der Hr. Verf. zuvor auf Persien und dessen Lichtcultus seine Aufmerksamkeit, ohne uns doch den Zusammenhang des Parsismus mit den indischen Religionen aufzudecken, was wir als ein Beispiel von vielen anführen wollen, daß in dieser philosophischen Alterthumskunde, die nach Goethe's Ausdruck „gewaltig in Worten kramt", gemeiniglich vorausgesetzt wird, worüber gar keine Erläuterung vorangegangen ist. Angemessener wäre es wol gewesen, sogleich nach Ägypten überzugehen; denn Persien mit seinem Kriegsadel, mit seinen sieben den Amschaspands entsprechenden Fürsten, deren Erzämter und Stellung zum Könige sie den deutschen Kurfürsten vergleichbar machen, mit seinem nicht mehr priesterlichen, sondern weltlichen, weniger durch Priester als durch die Hofumgebung bestimmten Könige (Einfluß der Frauen, besonders der Königin Mutter, Atossa, Herodot 7, 3), seinem nicht mehr erblichen Priesterstande, steht Europa ungleich näher als Ägypten, das mit seiner strengen Kastenordnung nach Indien hinweist. Dieses wird auch im Buche angedeutet, indem es Bd. 1, S. 127 heißt: „In Indien war der Mensch ein Kind an der Brust der Natur, schwach und abhängig, weniger ernährt als berauscht, bemüht darin unterzugehen natürlich und geistig. Im strengern Iran, dem Urlande der Arier, beginnt der Westen den großen Weg der Befreiung des Menschengeschlechts anzutreten", und zwar, indem hier das Princip des Westens und Nordens, das männliche, d. i. Wille und Verstand, vor dem des Südens und Ostens, dem weiblichen, Sinnlichkeit und Gefühl, hervorzutreten anfange. Aber war es denn nicht auch der Verstand, was als das in China herrschende Princip genannt wurde, und war es nicht dies hier ausschließlich entwickelte Verstandesprincip, was den Verf. zu der Parallele zwischen Rom und China veranlaßte? Doch an dergleichen Unbestimmtheiten und Widersprüchen ist das Werk zu reich, als daß wir sie anführen könnten. Eine jetzt ziemlich allgemein gewordene Ansicht hat bekanntlich die alte persische Monarchie in drei der Zeit nach verschiedene Reiche zerfällt. In dem Urreiche, Aria oder Iran (Baktrien), sieht Hr. Haupt den Repräsentanten des priesterlich-religiösen Moments; Medien stellt die innere despotische Verfassung, Recht und Sitte, Persien das Reich als eine gegliederte und gesicherte ganz Vorderasien zusammenfassende Macht und ihr Selbstbewußtsein dar. Ich verstehe nicht recht, was für eine besondere Staatsform das unbestimmte „Macht" bezeichnet und wie sich demnach die persische „Macht" von der medischen „Despotie" unterscheidet. Doch bleiben wir bei dem Ersten, dem in dem Werke am meisten hervorgehobenen und am sorgfältigsten behandelten Momente stehen. Aus dem ungeschaffenen All, Zervane Akherene, von dem zunächst der Schöpfungsgedanke und das Schöpfungswort Honover ausging, entsprangen Ormuzd und Ahriman. Es ist bekannt, wie dieser dualistische Lichtcult ganz durch die Naturverhältnisse bestimmt und in diesen der Unterschied des Parsismus und der benachbarten Religionssysteme begründet war; es wird vom Verf. aber nicht übel ausgeführt, weshalb das Wesentlichste der Auseinandersetzung hier stehen mag. Nachdem er auf den wesentlichen Gegensatz des nördlichen Hochasiens mit seinen Nomaden und der südlichen Thalebene mit ihren ackerbauenden Stadtbewohnern in den ostpersischen Ländern aufmerksam gemacht hat, sowie auf den Contrast der kalten Bergregion mit den anliegenden Fluren des lieblichen Kabulthals, wo mit dem Keimen der Blüten befruchtende Mairegen eintreten, wo, statt der schwülen Sonnenluft am Ganges, europäischer Frühling mit jungen Laub- und Blumenteppichen herrscht, reine Alpenluft weht und europäischer Winter mit Schnee und Eis und frisches Bergwasser gefunden wird, fährt er fort:

Dies von drei Seiten in theilweis vulkanische Gebirge eingeschlossene Land, ein großes, feuer- und metallreiches, helles Gebirgsthal wurde durch die Einfälle der nahewohnenden Gebirgsvölker beständig beunruhigt, und dieser Umstand, verbunden mit eingetretenen Veränderungen des Klimas, war Veranlassung, daß der Sitz der Cultur bald in die südlichen Gegenden Irans überging. Die hellen Hochebenen in ihrem Contraste zu den wolkenreichen, finster überliegenden Gebirgsmassen blieben aber in fruchtbarem Andenken, als dies Volk sich über die Flächen Persiens ausgebreitet hatte, in denen sich den Blicken ein fortgesetztes Sonnen- und Lichtland aufthat, und es war das Princip der Lichtverehrung, was alle religiös politischen Verhältnisse gestaltete und das goldene Zeitalter dieses Volkes gründete, das mythisch durch den Heros Dschemschid bezeichnet ist.

Diese Begebenheit wird dann für den Wendepunkt in der Geschichte des Zendvolks, für das Centrum der medischen Sagenwelt, sowie die Naturbeschaffenheit der ältesten Wohnsitze für die Quelle der Mythen und des Cultus erklärt, Mythen und Sagen aber mit der Natur der erweiterten Wohnsitze für die Wurzel der Lebensverhältnisse dieses Volks. Des eigentlich Mythologischen und Symbolischen konnte in dieser Lichtreligion, ihrer Natur nach, nur Weniges sein, und mit dem Symbolischen mußte auch das religiöse Kunstwerk wegfallen: das abstracte geistige Princip war der bildlichen Darstellung ebenso zuwider wie dem eigentlich Mythischen. Die Wundergestalten auf den Ruinen von Persepolis scheinen alle entlehnt, und zwar aus dem Fabellande des Orients, aus der hohen Gebirgskette von Badaschan und Leschpar, die Baktrien von Indien und China scheidet und auf der Ost- und Nordseite durch die Wüste Kobi begrenzt ist. Hier bewachen jene Thiere, Sphinxe, Gryphen und andere das Gold und die Edelsteine. Von hier mag auch die siderische Bedeutung der in dem persischen Staats- und Religionswesen so wichtigen Siebenzahl stammen, deren Beziehung auf Sonne, Mond und die fünf Planeten wol nicht erst den Chaldäern gebührt, wie der Verf. meint (Bd. 1, S. 133), da Verehrung von Mond und Sonne nach dem Vendidad sehr alt ist. Hochasien, wie die Wüsten Arabiens sind aber das Vaterland des siderischen Cul-

tus, weil auf Bergen und weiten Flächen Gestirne das Gottesbewußtsein dem Natursohne am kräftigsten in die Seele rufen. Auch Mithras scheint siderisch zu sein und soll im Vendidad auf den Planet Venus bezogen werden. Der Verfasser hält ihn aber für den obersten Ized (guten Geist), höher als den der Sonne. Als Mittler zwischen Ormuzd und Ahriman stehend, sei er später als religiöser Mittler zwischen Menschheit und Gottheit im mystischen Cultus (die Mithra-Mysterien) vorgestellt, als die Sehnsucht nach concreter Einheit aller Gegensätze die Gemüther ergriffen hatte. Als nach der Ausbreitung des assyrischen Reichs (750 v. Chr.), Chaldäer und Mager, fremde und parsische Religionsvorstellungen, Sitten u. s. w. miteinander in Berührung getreten waren, wurde der Mithras des Zendvolks als Mithra zur mannweiblichen Naturgottheit der Assyrier, die im ganzen vordern Asien zu großer Wichtigkeit gelangte, wie wir weiter unten bald sehen werden.

Ägypten und Nubien, wohin der Verf. nun übergeht, wäre, wie schon bemerkt ist, zweckmäßiger gleich mit Indien zusammengestellt worden. Allein er leitet die zwischen beiden Ländern, ihrer Religion, Kunst u. s. w. stattfindende Ähnlichkeit, die so groß ist, daß sie noch in neuester Zeit die mit den Engländern nach Ägypten gekommenen Seapoys frappirte, nicht aus einer materiellen Verwandtschaft (s. dagegen Herodot III, 99, 101; Strabo XV, 691; Arrian, Ind. VI), sondern aus der Gleichheit der Erdnatur und des Klimas, des Nils mit dem Indus und Ganges, der Gluthitze und der Gebirge her. Daraus ließe sich nun wol die Pest in beiden Ländern, aber doch keineswegs ganz verwandte Institutionen, wie Kastenwesen u. dgl. m. erklären. Als erste und Hauptgottheit der nicht nilanwohnenden außermeroeschen Völker bezeichnet der Verf. den gehörnten Ammon, ursprünglich ein Fetisch. Diesem gesellte dann Meroe den Nil (Osiris) als Hauptgottheit zu, und zwar in der Eigenschaft des Sohns, nebst Isis, der fruchtbringenden Erde, als Gattin; auch Ammon wurde eine Gattin, die Satis, zugetheilt. So gestaltet erhielt Ägypten den Cult. Ammon ist darin wie der indische Brahma, das göttlich Allgemeine, der Gott unbestimmt und unerfüllt als Naturmacht; erst der Nil und die Erde (Isis) sind seine unmittelbaren Bestimmtheiten, Erscheinungen und Selbstoffenbarungen. Champollion sieht dagegen in Ammon erst eine Emanation des höchsten einheitlichen Gottes; denn die Einheit Gottes stellt auch er als Princip des ägyptischen Religionssystems auf. Aus diesem höchsten Wesen, das man sich als All, Äther oder sonst als unbestimmte Universalgottheit denken darf (wie denn überhaupt der den Mythologien zu Grunde liegende Begriff des einheitlichen Gottes von den alten Völkern sehr unbestimmt erfaßt und deshalb bald verwischt wurde), emanirten nach und nach verschiedene Trinitäten, die, je weiter sie sich von dem Urwesen entfernten, desto mehr an Gottheit verloren. Die erste derselben bilden Ammon (das geistige Licht), Muth (die Nacht), Intelligenz; die letzte besteht aus Osiris, Isis und Horus. Hr. Haupt sieht in Osiris den Geist Ägyptens in der Natur und Geschichte (Begriff und Idee); die particularen Gottheiten sind nur seine Bestimmtheiten in den einzelnen Ländern, die sich zu der Einheit seines Wesens ergänzen. Alle sind daher auf dieser spätern Stufe der Entwickelung Osiris, wie nach früherer Anschauung alle Ammon waren. In Horus erreicht Osiris die Spitze seiner geistigen Selbstoffenbarungen (Apoll), in Serapis endlich kehrt er wieder zu sich, in die finstere Substanz, die Nacht, das Todtenreich zurück. Unverkennbar und besonders hervorzuheben sind im Osiris-Mythus die Beziehungen auf Verbreitung der Cultur, namentlich des Ackerbaues, der ja mit der Naturbeschaffenheit Ägyptens auf das genaueste zusammenhängt. Indem dieser Mythus die Erscheinungen des Nil- und Sonnenlebens wie der Isis-Mythus die davon afficirte Erdnatur in ihren verschiedenen Momenten darstellte, war eine solche Beziehung unausbleiblich. So bedeutet der erste Tod des Osiris die Glutzeit im Frühling, vom März bis Juli, wo Typhon herrscht und Isis, das ägyptische Erdreich, dürstet, leidet und wehklagt; der zweite Tod aber die Acker- und Trauerfeste, wo Alles unter den Wellen begraben liegt, und die zweite Saat- und Erntezeit des alten Ägyptens im September und November. Darum war Osiris auch als Apis Sinnbild des segensreichen Jahres: der Stier ist ein allgemeines Bild des Flusses, das unserer Ansicht nach die Ägypter aus Indien mitgebracht haben werden, wie wir es in Griechenland wiederfinden. Die agrarische Grundlage dieses Cultus erinnert an China, namentlich die Ceremonie, mittels welcher ein neuer König bei seiner Einweihung den Apis mit aufgelegtem Joch durch eine Strecke Ackerland führen mußte, um eine Vorstellung von der schweren Mühe und Arbeit der Unterthanen zu erhalten, und hierauf im Apistempel den feierlichen Eid ablegte, den herkömmlichen Umfang des Jahres von 365 Tagen und die Zeit der Feste unabänderlich beibehalten zu wollen. Also auch siderische Beziehungen dieses Cultus. Über das Symbol, als Princip des ägyptischen Geisteslebens, als dessen Phänomene auch Hieroglyphen, Baudenkmäler (Vergleichung mit der gothischen Baukunst und deren Symbolik), namentlich Pyramiden, Sitten, Verfassung, Lebensordnung anzusehen sind, wie in Hinterasien diese Erscheinungen das Reich des Zeichens ausmachen, muß der Verf. (Bd. I, S. 177 fg.) selbst nachgesehen werden, da der Raum uns zwingt, uns auf die nothwendigsten Mittheilungen zu beschränken.

Einfluß des Ägyptischen auf andere Völker ist bald zu hoch, bald zu gering angeschlagen, auf die Israeliten (auch Phönicier und Nordafrikaner) läßt er sich wenigstens nicht leugnen. Bei jenen hat erweislich Annahme von Ägyptischem stattgefunden: die ganze mosaische Reform der Staatsverwaltung trägt ein ägyptisches Gepräge, wenngleich Israel sowol in seinem Cult des überweltlichen, einheitlichen Gottes, wie in Recht und Moral weit über die ägyptische Stufe hinausging. Die Bedeutung jedoch, welche Palästina als Focus der monotheistischen, schon aus Chaldäa mitgebrachten Idee erhielt, einer Idee, an

welcher sich die Poesie zu den Prophezeiungen vom Logos und der Erlösung durch die sichtbare Erscheinung Gottes entzündete, die Bedeutung ferner, welche es als ein Mittelpunkt erhielt, in den die Strahlen persischen Lichtes, griechischer Philosophie (die Stoiker am wichtigsten, ihre Moral, die Menschen Brüder und gleich), buddhistischer Anschauungen und die nicht seltenen Verkündungen orientalischer Theosophen von einem Gott, als gemeinsamen Vater aller Menschen, zusammenfielen, trat erst am Schlusse des Alterthums ein, weshalb wir über die Mittheilungen des Verf. von diesem Lande hinweggehen zu können glauben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Olivier Basselin.

Das Vaudeville, eine für ganz Frankreich höchst bezeichnende Dichtungsart, ursprünglich in Gesängen zum Lobe des Weins bestehend, dann zu dem Umfange von Dramen ausgedehnt, hat bekanntlich seinen ältesten Sitz in der Normandie. Die Gegend von Vire im Departement Calvados ist der Geburtsort des ersten Dichters in dieser Gattung, Olivier Basselin's, über welchen Miß Costello's „A summer amongst the bocages and the vines" folgende interessante Episode enthält.

„Er lebte gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts. Er war Besitzer einer Walkmühle in den tiefen Thälern von Vire: sie war seine Hofhaltung, hier versammelten sich um ihn die Unterthanen seiner Beredtsamkeit, die Sklaven seiner Dichtung. Seine Mühle war in blühendem Zustande, d. h. sie trug genug für seine mäßigen Bedürfnisse ein, und was kümmerte er sich um das ärgerliche Murren seiner Verwandten, die in ihn drangen, sein Vermögen zu vermehren und seine Vergnügungen aufzugeben! So lange seine Reben Frucht trugen, seine Gärten den festen Bedarf an Cider und Obstmost lieferten, war alles Andere keines Gedankens werth: er lachte und sang, sang und lachte wieder von Nachts bis Morgens, vom Morgen bis zum thauigen Abend. Und wer konnte es sich versagen, Theil zu nehmen an seiner Lust, wer das Ohr verschließen seiner bezaubernden Stimme? Niemand wenigstens in der ganzen Reihe der Vaux de Vire mit Ausnahme seiner natürlichen Feinde, der Mönche. Vielleicht weil sie gute Kenner und dabei gewahr waren, daß die Vaux sich ihres vin du bon rühmen konnten, fühlten sie sich unbehaglich und misgestimmt bei der Unmöglichkeit, an die Lustbarkeiten sich anschließen zu können, welche ihre minder frommen Nachbarn so reichlich genossen. Wie dem nun sein mochte, sie hörten nicht auf, gegen die Freude loszuziehen, deren Haupturheber der ärgerliche Müller-Minstrel war. Den frühern Barden, deren dichterischer Nachfolger er war, unähnlich, enthielt er sich, seine Feinde, die Mönche, in ihrer eigenen Münze, mit Tadel und Spott zu bezahlen, sondern trug fröhlich ihre üble Natur. Seine Familie, welche fürchtete, sein Vermögen möchte wesentlich unter Dem leiden, was sie für ausgelassenen Lebenswandel an ihm ansah, hatte ihn, demgemäß von priesterlichem Rath bearbeitet, en curatello gesetzt, d. h. unter die Obhut und die Aufsicht dieser Vormünder. Olivier hatte nicht allezeit, als verborgener Sänger, in den Vaux de Vire gelebt, sondern war bei bewegungsvollen Auftritten zugegen gewesen und hatte an dem durch die Ermunterungen der weisen und sanften Agnes Sorel und das ruhmvolle Beispiel der unglücklichen Heldenjungfrau erregten Enthusiasmus zu der Zeit, da Karl VII. für sein Geburtsrecht kämpfte, Theil genommen. Es wird berichtet, daß er mit in der berühmten Schlacht von Fourmigni gewesen sei, von welcher man noch zu Bayeux bei Besichtigung der Tapeten der Königin Mathilde eine trefflich gemalte Abbildung sieht — dieselbe Schlacht, die gleich wichtig für Frankreich war, wie unheilvoll für die Engländer, welche Schritt für Schritt unter den unseligen Heinrich VI. Alles verloren, was sein großer Vater gewonnen hatte. Der Dichter soll es inzwischen an Tapferkeit seinem Vorgänger, dem Minstrel Taillefer, nicht gleich gethan haben, sondern scheint, wie Horaz, auf den er sich gelegentlich bezieht, den Frieden dem Kriege vorgezogen zu haben. Seine Erziehung war nicht vernachlässigt gewesen. Die Umstände von Basselin's Tode sind bei keinem gleichzeitigen Geschichtschreiber erwähnt, und selbst sein eifriger Bewunderer, Le Hour, erwähnt ihn nicht. Gewiß ist, daß er sein Lebelang nicht nur lustig, witzig und froh war, sondern auch der Urheber gleicher Stimmung bei Andern, und dies bis zum Ende seiner Tage. Von der Zeit an, als seine lebensvollen Gesänge die Gastgelage durch das ganze Bocage hindurch erheiterten, verließ man die Contes und Fabliaux, die vordem allgewaltig herrschten, und nimmt man die Länge bei vielen der letztern in Betracht, so kann man nur mit eigener Genugthuung daran denken, wie glücklich eine lustige Gesellschaft gewesen sein muß, als sie, befreit von dem Drucke einer so lästigen Unterhaltung, den Champagner von Olivier's sprudelnden Baux de Vire begrüßte. Ungeachtet der Begeisterung, welche Basselin's Lieder im Bocage erregten, begannen sie doch erst Jahre lang nach seinem Tode in ganz Frankreich bekannt zu werden. Dies ist kaum befremdend, wenn man die Lage seines Wohnorts erwägt. Sobald aber es die Zeit gestattete, breitete sich eine Schar von Nachahmern aus; der Styl und die Weise Basselin's wurden allgemein angenommen und der ursprüngliche Dichter verlor sich in dem Haufen. Der Name voix-de-ville, oder vaudeville ward diesen Liedern gegeben, und Niemand fragte, woher der Ursprung. Die wunderliche Worterklärung, die Platz genommen hatte, erschien hinlänglich natürlich, daß nämlich diese Gesänge mots à la mode wären, ähnlich der passecaille der Spanier — Gesänge in der Stadt gesungen; oder in den Straßen — passerue. Die gelehrten Herausgeber von Basselin's Werken haben aber die Sache aufs Reine gebracht und dem Dichter die Ehre wieder errungen, die ihm gebührt, indem sie seinen rechtmäßigen Titel festgestellt haben als Vrai Père du Vaudeville."

Miß Costello fügt dem folgendes Gemälde von Basselin's Mühle in ihrem jetzigen Zustande bei: „Wir waren eine Zeitlang in den Thälern umhergegangen, als wir unsern Schritt zurückzulenken begannen und bei einer Ecke des Wegs uns auf einige gefällte Bäume neben einer niedlichen Brücke einer romantisch aussehenden, mit Stroh bedeckten Hütte gegenüber niedersetzten, welche mit dem hohen, grauen, von Rebengeländen umkränzten Felsen im Hintergrunde einen so lieblichen Anblick bot, daß ich sie zu zeichnen begann, mit um so größerm Interesse erfüllt, als ich an einer kleinen Tafel in der Fronte eine Inschrift bemerkte, welche sie als das erste Haus in der Rue de Basselin bezeichnete. Hier also, dachte ich, lebte wahrscheinlich der Dichter der Vaux, vielleicht gerade in diesem Hause; aber während ich der Sache nachdachte, bemerkte ein vorbeikommender Reiter meine Beschäftigung, stieg ab und belehrte mich mit vieler Artigkeit, daß ich mich hinsichtlich des Platzes versehen hätte; denn obgleich diese malerische Straße ihren Namen von dem Dichter hatte, so war doch die Mühle und das Haus, wo der Dichter geboren war und sang, auf der andern Seite der Straße. Ich bemerkte alsbald den Unterschied der beiden Gebäude. Man hat ein neues Haus an die Mühle angefügt, deren Strom hier ungestümer als sonstwo fließt, indem er über Steine wegstürzt, welche einen kleinen Wasserfall bilden. Ein Theil des ursprünglichen Gebäudes mit seiner steinigen Vorderseite, den niedrigen Thüren und dem hervorstehenden Gestocke ist geblieben. Unmittelbar entgegengesetzt steigt ein prächtiger Felsen empor: der Weg wird von diesem Punkte steiler und steiler und überrascht bei jedem Schritte aufwärts mit tausend Schönheiten. Hinter des Dichters Mühle erstreckt sich weit in die Baux hinein der Coteau des cordeliers, da wo einst das Kloster seiner pfäffischen Feinde stand, die seine Bewegungen besser überschauen konnten, als er es vermuthlich wünschte. Es kann nichts Romantischeres und Anmuthigeres geben als diese Lage." 80.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 25. — 25. Januar 1841.

Allgemeine wissenschaftliche Alterthumskunde ꝛc. von C. G. Haupt. Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 24.)

Das Monotheistische war übrigens von Anfang an Princip der semitischen Nationalität: ein Gott war es, dem die Bewohner von Babylon und Ninive ihre Stadt geweiht hatten, und ein Stammoberhaupt, später König und Herr (Bel, Pol, Pul u. s. w.) genannt, vertrat seine Stelle. Babylon bedeutet das Haus des Herrn (Bd. 1, S. 191), des Belus; Ninive Wohnsitz des Gottes, des Ninus. Ninus, ein Sohn des Bel, war das gestaltende Princip des assyrischen Staates. Alles Große, namentlich nach außen hin, hatte Ninus gethan, selbst das mächtige Babylon erobert und mit seinem Staate vereinigt, wo dann, nach dem Verf., Babylon als seine Frau unter der Person der Semiramis mythisch aufgefaßt und dargestellt wurde. Semiramis, das Princip des cultivirten Babylons, weiblich im Vergleich zum assyrischen, ist von nun an Stifterin und Urheberin alles Schönen, was die Babylonier hervorbrachten. Die Chaldäer, die Priester Babyloniens oder Assyriens — meint Hr. Haupt — hatten aus ihrer muthmaßlichen Heimat, den medisch-armenischen Bergen, Verehrung der leuchtenden Himmelskörper mit in die neuen Wohnsitze gebracht und hier an dem Sabäismus der benachbarten Araber verwandte Vorstellungen gefunden. Uns scheint es, daß sidetischer Cult in Babylonien uralt war. In demselben war Bel, dessen Dienst das Princip und den Mittelpunkt des ganzen politischen Lebens bildete, — die Sonne, und eine weibliche Naturgottheit, der Mond, zugleich das Princip des Fluß- und Meerwassers und der Erdfeuchtigkeit (Mylitta-Astarte), stand ihm zur Seite, mit einem Cultus, der bekanntlich in Babylon sehr ausartete. Der Handelsgeist der semitischen Völkerfamilie verschaffte diesem weiblichen Principe bei ihr (mit Ausnahme der Juden) eine bereitwillige Aufnahme, und es zeugt von dessen hohem Ansehen und Geltung, daß eine zahlreiche, mächtige Priesterschaft dieser beliebten Göttin durch ganz Vorderasien in den Besitz ausgedehnter Tempelgüter und Schätze kam. Diese Priesterschaft bildete aber nicht mehr, wie in Indien, dem verwandten Ägypten und auch wol die Magier des alten Iran und die Chaldäer in ältester Zeit, eine Kaste, sondern der jedesmal ein Tempelgebiet und Scharen von Priestern und Hierodulen regierende Oberpriester war nicht eigentlich aus priesterlichem Stamme, besaß auch kein erbliches Regiment und wurde von dem weltlichen Beherrschern des Landes gewählt. Auch in Phöniciens Staaten vermochte der Priesterstand, mächtig wie er war, sich nicht kastenmäßig abzusondern, und es zeigt sich hier, daß, je weiter nach Westen, je reger, thätiger und freier (dies ist besonders hervorzuheben) das Leben (s. oben unsere Bemerkung über Persien, wo die Magier nicht mehr Kaste und von der weltlichen Macht in einen engern Berufskreis zurückgedrängt sind), desto freier gestaltet sich das Verhältniß zwischen dem Cultus und dem Staate, was der Hr. Verf. anerkennend durch den Satz ausdrückt, „daß in Vorderasien die Verschlossenheit Hinterasiens und Ägyptens sich auflöse und deren Momente daselbst in freierer Form wiederkehren". Das religiöse Gefühl war hier übrigens noch so intensiv, daß man alles Gut und sich selbst an die Heiligthümer dahingab, ganze Städte göttliches Eigenthum und alle Einwohner, namentlich der weibliche Theil, Leibeigene (Hierodulen) der Gottheit wurden (Strabo XII, 43 von Zela; Dasselbe fand noch in Griechenland statt). So diente bei den semitischen Völkern, in ganz Vorderasien und auf dessen Inseln der Cultus dem Handel. Die Ausgelassenheiten, mit denen derselbe verknüpft war, sind vielleicht daraus zu erklären, daß das weibliche Princip, dem dieser Cultus gewidmet war, von den vorderasiatischen Völkern vorzugsweise als Liebe aufgefaßt wurde, während es, nach dem Verf. (Bd. 1, S. 201), eigentlich das innige Verhältniß von Licht und Liebe, wie es sich dem Naturſinne der Völker offenbart, darstellen sollte und darum nicht selbst als Mondgöttin erklärt werden muß, sondern den Mond nur zum Symbol hatte. Wie dem auch sein mag, so ist es außer Zweifel, daß als unmittelbare Gottheit des religiösen Gemüths dieses Wesen keiner kunstmäßigen Darstellung bedurfte: es genügte ein einfaches (vom Himmel gefallenes) Bild, wie es die Syrier, Araber, Phönicier, Cyprier, Punier hatten, vorn zugespitzt (lichtförmig) kegelförmig, hernach fischähnlich, durch welche letztere Gestalt das Überschwengliche ebenso ausgedrückt wurde, wie durch die Zusammensetzung aller möglichen Symbole und Zeichen, vermöge deren die Gottheit zu einem Pantheon ward. Die Ägypter und andern

hatten ähnlicherweise die Zwerggestalt zum Ausdrucke des Überschwenglichen und Geheimnißvollen gemacht.

In Arabien und Phönicien — das Leben des Arabers hat theils wegen des Umherschweifens, wenn auch zu Lande, theils wegen der Handelsthätigkeit Ähnlichkeit mit dem der Phönicier, jedenfalls wurde Liebe zu Freiheit und Unabhängigkeit dadurch rege erhalten — sind Kastenwesen, Hierarchie, Gebundenheit an die Natur und Despotismus völlig aufgelöst und darum bildet für den Verfasser der concrete Geist der beiden Völker einen vollkommenen Übergang zum griechischen Geistesleben.

Zu Griechenland, welches der zweite Band des Werkes umfaßt, wenden wir uns mit der Bemerkung, daß, wo schon Viel und Gutes geleistet wurde, dem Nachfolgenden schwerer wird zu genügen, als wo erst wenig vorgearbeitet worden ist. Die historische Magerkeit — denn geschichtliche Entwickelung soll diese erste Abtheilung des Buches doch sein —, welche beim Orient mit der größern Ruhe seiner kolossalen Massen zu erklären war, schwindet auch bei dem beweglichen und lebenvollen Griechenland nicht und schrumpft bei Italien zu einem Gerippe von Notizen zusammen. Diese, verbunden mit Anführung der Titel von Büchern, die der Hr. Verf., laut eigenem Geständnisse, meist nicht gelesen hat und nur durch Recensionen kennt, mit Einschaltung einzelner Originalstellen aus den Alten und Mittheilung aus neuern Journalen, selbst aus Zeitungen, z. B. über die Ausgrabungen bei Cäre, vermögen, wenn es so Alles im Texte zusammengedrängt ist, einem Buche zwar ein gelehrtes, aber kein eigentlich wissenschaftliches Ansehen zu geben. Dieses soll nun die Philosophie erreichen und die Dialektik bemüht sich, einen Gedanken oft auf das vielfachste gestaltend und einfache Wahrheiten in seltsame Formeln einer hieratisch-mystischen Sprache einkleidend, einen Mantel zu weben, dessen mit Hieroglyphen bekleidete Oberfläche Ehrfurcht gebietet. Ein verarbeiteter historischer Stoff muß aber auch ohne solche Bekleidung durch sich selbst Halt und Festigkeit haben; er muß wie ein kräftiger wohlgebauter Körper auf seinen eigenen Füßen stehen können und durch eine gewisse Rundung und Fülle uns sein inneres Leben verrathen. Es muß der Gedanke aus ihm reden, muß wie aus dem ausdrucksvollen Gesichte einer Statue gleichsam hervorspringen und Gedanken in der Seele des Beschauenden erwecken, und dazu gehört wiederum, daß der Bildner ihn mit dem Gedanken durchdrang; aber dieser darf nicht aufgedrängt, nicht hineingetragen sein, sondern insofern alle historische Darstellung, mag sie einen Zustand ruhend, also statistisch, oder im zeitlichen Fortschritt, historisch, auffassen, zur Aufgabe hat, etwas wirklich Gewesenes zu reproduciren und durch die möglich treueste Objectivirung zur Anschauung zu bringen, nicht aber einen rohen Stoff nach beliebiger Idee zu gestalten, muß der Gedanke in dem Stoffe vorhanden sein und von dem Geiste des Künstlers erkannt und ausgedrückt, nicht aber demselben wie eine schimmernde Draperie angehängt werden. Welcher ist nun der hierzu geeignete Geist? Gewiß nicht der des speculativen Philosophen. Schelling trug der Flug seiner mystischen Einbildungskraft zum Paradiese und zu einem goldenen Zeitalter zurück, und ein Windischmann und Andere wurden darin seine Nachfolger; Andere langten bei einem Zustande der Feindschaft, des Hasses und Kampfes Aller gegen Alle an; keine von beiden Ansichten ist haltbar, weil keine weder in der menschlichen Natur, noch in der Geschichte ihre Begründung findet. All unser Wissen ist empirisch und wird durch ein allmäliges Aneignen der Dinge erworben. Wer behauptet, es gebe noch einen andern Weg, die Speculation, um zur Erkenntniß zu gelangen, der macht den Menschen zu Gott, wenigstens zu mehr, als er seiner Natur nach sein kann, und belügt sich und Andere: philosophische Speculation ist ein waches und absichtliches Träumen, worin die Seele aus Worten sich unfaßliche Bilder webt; wer ihm sich hingibt, der ist in Gefahr, entweder der Mystik Jakob Böhme's oder dem leeren Wortgetöne des Scholasticismus anheimzufallen. Am wenigsten wird er die Geschichte verstehen, die auf der unbefangenen, klaren Auffassung wirklicher Zustände und Verhältnisse beruht. Jacobi war der Meinung, daß alles Reale nur durch eigene Offenbarung dem Bewußtsein sich mittheile, und dies dafür, wie das Auge für das Licht, organisirt sein müsse. Denkt man ans Alterthum, wie frisch, kindlich, gemüthlich und natürlich, vierge möchte man es mit den Franzosen nennen, hier noch Alles ist und wie viel zu viel Witz und Scharfsinn hier geschadet haben, dann wird man ihm ganz besonders in Bezug auf dasselbe vollkommen Recht geben. O. Müller war nichts weniger als Philosoph im Sinne Schelling's und Hegel's, er nahm, so viel ich aus ihm habe abnehmen können, keinen andern Weg der Erkenntniß an als den, der soeben als der dem Menschen mittels seiner Organisation angewiesene bezeichnet wurde; nichtsdestoweniger tragen seine Werke, wie die des Engländers Hume, den Charakter hoher Wissenschaftlichkeit und den Stempel des Geistes; was ist es nun, was seiner Behandlung der Alterthumswissenschaft allgemeine Anerkennung verschaffte, was selbst auf dem trüglichen Felde der Mythologie ihn zu einem ziemlich sichern Führer macht? Daß er mit frischem lebendigen Geiste die wirklichen Zustände desselben zu reproduciren vermochte und mit dichterischer Anschauung in den Sinn seiner Mythen eindrang.

Bei diesem zweiten Bande des Buchs wird man ganz unwillkürlich zu einer Zusammenstellung mit der letzten bedeutenden Leistung auf diesem Gebiete, nämlich mit Wachsmuth's „Hellenischer Alterthumskunde" veranlaßt. Wenn Hr. Haupt Herausstellung der geistigen Substanzen des Lebens der alten Völker als seine eigentliche Aufgabe ansieht, dagegen in der Darlegung neuer Gesetze und Kräfte des Alterthums und in der Eröffnung ihres Gebrauchs für die neue Zeit eine unwürdige und schmachvolle, dem Götzen der Gegenwart, dem Materialismus, dargebrachte Huldigung erblickt, so soll hier nicht weiter untersucht werden, ob in Betreff Griechenlands diese Aufgabe von ihm mehr als von seinem Vorgänger gelöst worden sei. Es genügt zu bemerken, daß in der Anordnung,

und Behandlung des Mythologischen und der Entwickelung der einzelnen Culte, als dem die Staaten durchdringenden Bildungsprincipe, vielleicht auch in der Darstellung der Geschichte der lyrischen Poesie Hrn. Haupt ein Vorzug vor Wachsmuth's umfangreicherem Werke nicht abzusprechen sein dürfte; dagegen kann es nicht unerwähnt bleiben und verdient stark hervorgehoben zu werden, daß der Hr. Verf. auf dem Gebiete des eigentlich Realistischen eine auffallende und nicht zu entschuldigende Gleichgültigkeit an den Tag gelegt hat. Erst aus dem Realen vermag auch das Geistesleben näher erkannt zu werden; das hätte Hr. Haupt wol bemerken sollen! Seine ganze Auseinandersetzung über die griechische Lyrik wird Dem unverständlich bleiben, der keine andere Mittel besitzt, sich über Griechenlands positive Zustände, die materielle Lage der einzelnen Staaten, ihre Verfassung, bürgerliche Kämpfe, über ihre Äsymneten und Tyrannen zu unterrichten. Die griechischen Lyriker sind zu sehr mit den bedeutendsten Personen ihrer Zeit verknüpft (Pindar ohne genaue Kenntniß seiner Zeit so schwer zu verstehen wie Dante, Simonides u. A.), zu sehr mit den politischen Ereignissen verflochten, als daß man sie ohne diese verstehen könnte. Das Mythische mag dazu dienen, daß wir in ihren Geist eindringen, aber verstehen können wir sie nur aus der Zeit und den Umständen, unter denen sie lebten. Was uns in dieser Hinsicht aber die Arbeit des Verf. bietet, vermag nicht den Schatten eines Vergleichs mit den Leistungen seines gründlichern und für scharfe Auffassung wirklicher Zustände weit mehr geeigneten Vorgängers auszuhalten. Hr. Haupt bemüht sich, uns auf mehren Seiten zu wiederholen und darzuthun, das geistige Leben Athens sei die Blüte der Entwickelung von ganz Hellas, aber von Athens eigener innerer Entwickelung, die doch immer die Hauptsache bleibt und ohne welche jenes gepriesene geistige Leben als eine unerklärbare Erscheinung dasteht, erfahren wir nichts. Er sagt uns ferner, daß Griechenlands ältester socialer Zustand an Kastenordnung und Priesterschaft gebunden gewesen sei; aber wo und wann, und wie dieselbe gesprengt wurde, davon kein Wort. Über die alte Phyleneinrichtung zu Athen, die doppelte ständische Eintheilung in Aigikoreis, Hopletes, Geleonten oder Teleonten und Ergades, und in Eupatriden, Demiurgen und Geomoren, die Phylen und Oben zu Sparta, die alten Curien und Tribus in Rom geht er hinweg, als ob hier Alles längst ins Reine gebracht wäre, oder dergleichen in einer philosophischen Auffassung der Geschichte gar keine Wichtigkeit haben könnte. So wird bei der Classeneinrichtung Solon's nicht einmal des Unterschiedes von οὐσία und τίμημα gedacht, wodurch Böckh dieselbe erst verständlich gemacht hat, und über die Verfassung des Servius Tullius führt Hr. Haupt blos das Buch von E. Huschke (Heidelberg 1837) an, mit dem Bemerken, es sei ihm noch nicht möglich gewesen, dasselbe zu benutzen, und Vieles dergleichen mehr. Aber auch in Verfassung, in Recht, Staatshaushalt und im Kriegswesen, von welchem letztern nicht einmal der Gedanke vorkommt, spricht sich der Geist eines Volkes aus, und es verdienen diese Dinge eine ebenso sorgfältige Behandlung wie die ausschließlich als Sphären des geistigen Lebens bezeichneten. Das römische Kriegswesen ist mindestens ebenso wichtig wie der römische Staatscensus, und gewiß weit lehrreicher, wenn man sich die Mühe gibt, es kennen zu lernen. Doch das Bestreben, das Positive kennen zu lernen, ist dem Hrn. Verf. eine dem Zeitgötzen und Materialismus dargebrachte Huldigung. Wohl uns, daß wir uns dem Positiven und seiner Erforschung in der Geschichte zugewandt haben! Ist er sich selbst darüber klar geworden, was er eigentlich will, dann ist jene seine Äußerung in der That schwer zu begreifen, da die geistigen Substanzen des Alterthums ohne die materiellen sich nicht begreifen lassen; selbst die Philosophie stand damals in genauerm Zusammenhange mit dem äußern Leben als jetzt; ein Versuch, das rein geistige Leben ohne dessen materielle Grundlagen darzustellen, muß darum nothwendig zu luftigen Hirngespinsten führen. Wie man in unserer, zur Scholastik und Mystik sich hinneigenden Zeit längst verlernt hat, die Politik als die Wissenschaft des Möglichen und unter Umständen Thunlichen zu betrachten, so fürchte ich, wird auf diesem Wege auch die Geschichte eine Wissenschaft von allen möglichen Voraussetzungen, Vermuthungen, Conjecturen, nur nicht von Dem werden, was wirklich gewesen ist. Dieses wird unter den mythologischen Deutungen sich immer mehr verwischen, Personen, wie in dem hier angezeigten Werke (Bd. 2, S. 115) Lykurg, werden sich mit Hülfe etymologischer Deutung ihres Namens zu mythischen oder allegorischen Figuren verflüchtigen und das Reich des Wirklichen wird allmälig zum symbolischen Ausdruck gewisser Ideen werden, welche die Speculation ihm unterlegt.

Das Religiöse wird auch für Griechenland als die Grundlage der Entwickelung des concreten Geistes vorangestellt und vom Verfasser mit vorzugsweiser Aufmerksamkeit behandelt. Griechenland über die Symbolwelt, die Stufe des Orients, dessen Anschauung noch Einheit der Natur und des Geistes ist, hinausgehend und zur Bildung der individuellen Subjectivität fortschreitend, verwandelte in Folge dieses freien Heraustretens aus der Natureinheit das Symbol in den Mythus und bildete ein politisches Leben, das aufhörte sklavischer Symbolabdruck der vergötterten äußern Natur wie im Orient zu sein. Was heißt aber Bd. 2, S. 96: „Die freie eigene That, von Persien ausgehend, tritt jetzt auf den Thron der Welt und schafft das Heroenthum und den griechischen Mythus?" Als Heroenthum und Mythus der Griechen sich bildete, standen sie mit den Persern noch in keiner Berührung, oder gab es vielmehr noch keine persische Monarchie; dergleichen Sätze gehören zur dialectus mystica dieser Alterthumswissenschaft. So hoch indeß Hellas sich über das orientalische Geistesleben erhob, so hing es in seinem Anfange doch noch eng mit demselben zusammen, und von Kleinasien ausgehend und von da Schritt für Schritt die Culte der Inseln, Lemnos, Samothrake, Delos u. s. w. und endlich des Festlandes in Betrachtung ziehend, sucht der Hr. Verf. mit vieler Sorgfalt nachzu-

wollen, wie in jener Periode des Anfangs das mythisch-religiöse Element als vornehmstes Bildungs- und Entwickelungsprincip sich von da aus verbreitet und in den einzelnen Ländern geäußert hat. Auf diese Periode des Zusammenhanges mit der orientalischen Stufe folgt die der innern Vollendung und Selbständigkeit, wo der Kampf der Anerkennung mit Persien gekämpft wird. Die dritte oder Schlußperiode ist vorzugsweise die der abstracten Wissenschaft und Gelehrsamkeit und in derselben tritt der Übergang zu dem folgenden Momente, dem römischen Reiche, ein. Wie der Orient mit allen seinen Gestaltungen die Basis bildete, auf welcher Griechenland sich erhob, so waren hinwiederum die übrigen griechischen Staaten nur bestimmt, Athen emporzuheben, waren vorbereitende Momente, die dazu dienen sollten, daß Athen sich in der reichsten und mannichfachsten Fülle der Geistesbildung entfalten konnte, „Athen, das die verwirklichte Vernunfterkenntniß, die concrete Freiheit der griechischen Volksgeister und die Vollendung des Antiken ist.“ Hier begegnen wir also wieder der Ansicht, die von keiner eigenen und selbständigen Entwickelung, von keinem freien Nebeneinanderbestehen der Völker weiß, sondern das eine immer als Mittel des andern ansieht; es ist, wie wenn man sagen wollte: die Portugiesen, Spanier, Holländer und Franzosen mußten das Meer versuchen und in fremden Erdtheilen Eroberungen machen, damit die Engländer die Seeherrschaft erwürben. Die Bedingungen zu dieser lagen aber in ihnen selbst, ihrer Insel, die sie auf das Seewesen hinleitete, und der ganzen Entwickelung ihrer Thätigkeit. Gegen die Ansicht des Hrn. Haupt streitet noch die Thatsache, daß, nachdem Athen längst zur Nullität, der Staat zur Machtlosigkeit wie die Bürger zur Charakterlosigkeit herabgesunken waren, andere griechische Völkerschaften, und zwar solche, die bisher nichts bedeutet hatten und kaum genannt waren, sich erhoben und Athen weit überragten. Es pflegen, wenn ein Volk sich überlebt hat und ein Zustand seiner Auflösung entgegengeht, frische Kräfte aus der Verborgenheit hervorzutreten, oft Barbaren, gemeiniglich doch nicht hochcultivirte, ungeschwächte Söhne der Natur, voll Willen und Kraft, Eifer und Bildsamkeit, in Griechenland Ätoler und Achäer. Diese, wenigstens die letztern, nicht die Athenienser, verkürzten den Abend Griechenlands. Ebenso waren es auch nicht eigentlich die Griechen, welche den Orient in die europäische Welt aufnahmen, sondern die Macedonier, wiederum Barbaren. Das griechische Princip würde für eine friedliche Vermischung mit dem orientalischen zu spröde gewesen sein und dasselbe zertrümmert haben: man erinnere sich nur an des Aristoteles Ansicht von den Orientalen als natürlichen Sclaven und den Hellenen als natürlichen Herren! Nicht so das königlich macedonische Princip; der gottgeborene König, unumschränkt in der Fülle der Macht gebietend, vermochte eine Verschmelzung der Gegensätze herbeizuführen; erst die daraus hervorgegangene macedonisch-griechisch-asiatisch-syrisch-ägyptische Welt war es, welche die orientalischen Elemente, Phönicien, Hamiel, Persien, Staatsverwaltung, Babylon, Künste u. s. w. in sich aufnahm und die Werkstücke bildete, aus denen später das alle Principien in sich vereinigende römische Weltreich zusammengesetzt wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Das „Quarterly review“ erhebt über des Kronprinzen von Hanover „Ideen und Betrachtungen über die Eigenschaften der Musik“ (Hanover 1839), die auch in der That viel Schönes und Gutes enthalten, eine große Lobrede. Aber merkwürdig ist die Stelle, wo der Berichterstatter, im Gegensatze zu der Klarheit, Einfachheit und Abwesenheit aller Prätension, die er an dem genannten Werkchen zu rühmen findet, im Allgemeinen in die Klage ausbricht: „daß eine so große Partie von der besten Literatur Deutschlands durch lange, plumpe, verwirrte Sentenzen und vornehmthuerisches Hochfliegen oder auch Niedertauchen in Nebel und Schlamm verunstaltet sei.“ Etwas Wahres ist daran, aber die Klage ist zu allgemein hingestellt, um ganz wahr zu sein. Es liegt nicht am deutschen Nationalgeiste — vielmehr zeichnet sich der Deutsche im Allgemeinen durch einen klaren Hausverstand aus, weshalb auch in Deutschland zuerst die Reformation, die nun allen Völkern zugute gekommen ist oder noch kommen wird, durchbrechen konnte, noch an dem Genius der deutschen Sprache, wenn einzelne verschrobene, mystische oder überphilosophische Köpfe eine tollgewordene Prosa schreiben; es liegt an der Verwirrung und der Geschmacklosigkeit dieser Köpfe selbst. Unser Spleen kann im gewöhnlichen Leben nicht wohl zur Erscheinung kommen, denn nur der Engländer hat das Recht, mit dem Spleen behaftet zu sein, ohne für einen Narren zu gelten; daher macht sich unser Spleen besonders im philosophischen Begriffs- und Erklärungswesen und im Style, wie der Spleen der Franzosen in nationaler Großsprecherei, Luft. Aber wir können uns immer noch Glück zu einer Sprache wünschen, die mit dem Poeten und für den Poeten dichtete, mit dem Philosophen und für ihn denkt, mit dem klaren Kopfe klar ist und mit dem Schwindelkopfe schwindelt und toll wird, in Summa: keinem allgemeinen tyrannischen Modegeschmacke verfallen, nicht des Individuums Herr, sondern sein Knecht ist. Und wer schreibt im Ganzen eine langweiligere Schachtelprosa als die Engländer? Ihnen kann man Lessing und Goethe und selbst von den Neuern mehre als Muster stylistischer und gedanklicher Einfachheit und Klarheit recht wohl empfehlen.

Unter den neuesten Versprechungen der englischen Presse sind zu nennen die vielleicht bereits erschienenen Werke: „Chronicles of life, a novel, by Mrs. *Cornwall Baron Wilson*“; „The thirst for gold, a novel, by Miss *Burdon*“ (Verf. von „Seymour of Sudley“, „The lost evidence“, „The friends of Fontainebleau“); „France and the French, by the author of Letters from St.-Petersburg“ (2 Bde.); „The prince and the page, a novel, edited by *Lady Lytton Bulwer*“; „An essay, on sex in the world to come, by the Rev. *G. D. Haughton.*“

Von Miß Ellen Pickering wird angekündigt: „Who shall be heir?“ eine Erzählung. Dieselbe Dame hat sich in letzter Zeit sehr thätig gezeigt. Es erschienen von ihr bald nacheinander: „The quiet husband“ (3 Bde.); „The fright“ (3 Bde.), wovon das „Athenaeum“ sagt: „Wir haben selten über eine in Anlage und Ausführung so fehlerlose Erzählung zu urtheilen gehabt als die uns vorliegende“; und „Nan Darrell; or the gipsy mother“ (3 Bde.). S.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 26. — 26. Januar 1841.

Allgemeine wissenschaftliche Alterthumskunde ꝛc. von C. G. Haupt. Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 25.)

Doch der Verf. versteht es nur von der Geistesbildung, wenn er sagt, daß Athen das ganze übrige Griechenland in sich aufnahm. Allerdings vereinte dieser merkwürdige Ort alle einzelnen Kunst- und wissenschaftlichen Richtungen der übrigen Stämme in seinen Mauern und führte sie zur Vollendung; aber doch nur so lange, wie die substantielle Grundlage bürgerlicher Freiheit, vollständiger Unabhängigkeit nach außen und gediegenen Wohlstandes dauerte. Wenn, als diese geschwunden, Athen noch ein Sitz der Wissenschaften war, so konnte es dies wegen der Anstalten sein, welche es nebst dem Rufe aus früherer Zeit ererbt hatte, war es aber nicht mehr oder nicht einmal in dem Grade wie andere Orte, z. B. Alexandria, welche durch königliche Freigebigkeit mit Bibliotheken versehen und zu Mittelpunkten gelehrter Studien erhoben waren. Der Funken, der die ganze griechische Geistesbildung erzeugt und belebend durchdringt, ist dem Verf. der Mythus. Er ist das gestaltende Princip des ganzen Lebens, schafft zunächst die Sprache, mittels der epischen Poesie die Theologie und das ethische Staatsprincip, entwickelt durch Gymnastik und Musik die Cultusformen, durch die Lyrik die Sittlichkeit, durch die Dramatik die Rechtsverfassung, für welchen Punkt aus Müller's Bearbeitung der „Eumeniden" des Äschylus u. s. w. eine ausführliche Beschreibung der attischen Gerichtsverfassung mitgetheilt wird, wodurch man sich recht angenehm überrascht sieht; durch die Dramatik endlich die bildende Kunst und durch diese die Wissenschaft. Ref. gesteht, nie an eine solche Macht und Wirksamkeit des Mythus gedacht zu haben. Die religiöse Vorstellung scheint zwar allenthalben die ethischen Principien, wenn auch nicht eigentlich erzeugt, denn sie beruhen vielmehr auf einem unmittelbaren Gefühle der Menschen von ihren gegenseitigen Pflichten, doch geregelt und sanctionirt zu haben, aber diese Kraft währte nur, so lange der Glaube lebendig blieb; dann trat das positive bürgerliche Gesetz an die Stelle; auch dieses bin ich nicht abgeneigt, in seinen Hauptbestimmungen, wo es mit der Sitte noch zusammenfällt, auf einen mythischen Ursprung zurückzuführen, als eine Art religiöser Satzung; aber in seiner Handhabung, Abänderung und Fortbildung sehen wir doch, außer in den Fällen, wo Sache und Gerichtsbarkeit geistlich war, und bei Mordklagen, wo religiöse Anschauung und religiöses Verfahren zu Grunde lag, weltliche Rücksichten vorwalten. Jedenfalls ist der Ausdruck: der Mythus habe durch die Dramatik die Rechtsverfassung entwickelt, ungeeignet, da wir doch, was bei Äschylus und Euripides in dieser Hinsicht vorkommt, für nichts weiter als Darstellung des in ihrer Zeit bestehenden Verfahrens halten können. Ref. hat es immer geschienen, als sei der eigentliche Mythus mehr ästhetisch, d. h. in Bezug auf Poesie und schöne Kunst aufzufassen und die ethischen und Rechtsprincipien ganz davon zu trennen und auf ein ursprünglicheres, reineres, mehr im Gefühl und im Gemüth oder in der Vernunft als in sinnlicher Anschauung beruhendes Gottesbewußtsein zurückzuführen. Der Mythus war eine Kunstgalerie für die Griechen, welche ihr dichterischer Geist mit immer neuen Bildern bereicherte, jedoch mehr zur Anschauung und zum ästhetischen Genuß als zu einer ernsten und praktischen Bestimmung. Die epische Poesie, welche den unbestimmten Naturanschauungen Namen und plastische Formbestimmtheit gab und die rohen Fetische zu menschlichen Figuren mit menschlichem Ethos und Pathos umbildete, hatte dem Mythus seine erste Gestaltung verliehen, außer insofern er aus der Fremde überkommen war, und die folgenden Lyriker und Dramatiker dichteten an ihm fort, bis auf dem Gipfel der dramatischen Kunst die Zeit der Poesie endigte und die der Prosa und Wissenschaftlichkeit ihren Anfang nahm. Die Entwickelung bis zu diesem Punkte sieht der Verf. eigenthümlicherweise wie ein aus freier Selbstbestimmung und einer Art von Theilung der Arbeit unter die verschiedenen Stammindividualitäten hervorgegangenes Werk an. Nach dieser Ansicht erfaßte das Volk seinen göttlichen Gedanken, den es als seine μοῖρα darzustellen berufen war; das Gefühl dieser seiner Bestimmung trieb es und zur Ausführung des Werks theilte es sich in drei Theile: die Äoler führten das Werk auf die erste, die Dorier auf die zweite Stufe, die attischen Jonier auf den Gipfel. Die Theilung der Arbeit zeigt sich zuerst in den Dialekten, der Poesie und der Kunst; sodann in der Wissenschaft, woran die Äoler keinen oder doch nur sehr geringen Antheil nahmen. Die Wissenschaft erzeugte die Prosa, die dem ionischen Volkscharakter so entsprach wie

beiden der Gegenstand der ersten prosaischen Darstellung, die Geschichte. Von der Geschichte ging die Prosa durch die Beredtsamkeit zur Philosophie, die Athen vollendete. Das Ende ist alsdann formeller Rückgang zu dem orientalischen Principe mit römischer Einwirkung. Es heißt später aber von Rom, es sei zu dem orientalischen Principe mit griechischer Einwirkung zurückgekehrt, und dies ist offenbar richtiger, da Griechenland von Rom zwar mit den Waffen bezwungen wurde, dieses aber geistig durchdrang, nicht umgekehrt, und ihm, bevor es mit dem römischen Ganzen zusammenfloß, die orientalischen Elemente schon beigemischt waren. Formell ist der Rückgang in den Ursprung, oder die Gleichheit zwischen Ende und Anfang, weil der Inhalt am Ende ein anderer ist als im Anfange, nämlich ein erfüllter, determinirter und reflectirter, in welchem der Übergang zu einer neuen, höhern Stufe sich ausgebildet hat. Dies ist ein Lieblingsgedanke des Verf., den er, wie wir bereits gesehen haben, später auch auf Rom wieder anwendet. Noch steht China, das nach des Verf. Ansicht den Grund- und Schlußstein des Alterthums bildet, unverändert; hüten wir uns, daß nicht auch wir in diesen Anfang zurückkehren!

Die Periode dieses Rückgangs der griechischen Welt in das orientalische Princip, das sogenannte Alexandrinische Zeitalter, ist übrigens vom Verf. gut aufgefaßt und wider Gewohnheit in wenigen Zügen scharf gezeichnet worden. Nur möchte ich in der Neigung zur Deificirung der Könige, welche dieses Zeitalter der Weltlichkeit, Äußerlichkeit und Zweckmäßigkeit, des Monarchismus und der stehenden Heere an den Tag legte, mit dem Verf. nicht das Verlangen und den Drang nach der Erscheinung des wahren, Objectivität und Subjectivität vereinigenden Gottes im Fleisch erblicken, als vielmehr den hündischen Sklavensinn der Zeit, der uns so oft in den abscheulichsten Zügen entgegentritt. Ebenso ist es Irrthum, wenn der Verf. sagt (Bd. 2, S. 277), Gleichgültigkeit gegen das Staatswesen habe damals das Familienleben wieder mehr in sich gestaltet und ausgebildet und auch auf dieser Seite einen Rückgang in das ursprüngliche Princip erzeugt. Die Gleichgültigkeit gegen das Staatswesen ist begründet. In solchen Zeiten, wo das Staatsprincip ganz kalt und unbarmherzig geltend gemacht wird, wo Geld und stehende Heere die einzigen Bedürfnisse des Throns, Geld und reiche Ämter die Losung der Individuen sind, Pöbel und Reiche, aber Alle gleich entwürdigt, einander gegenüberstehen, in solchen Zeiten gibt es keine Spur mehr von Gemeinsinn und Patriotismus. Aber der sich bildende Gegensatz ist keineswegs Familienleben, sondern was der Verf. dafür hält, ist das Vorherrschen von Privatbestrebungen, die aus dem Egoismus der Zeit entsprungen, in allen ihren Verhältnissen tief begründet und äußerlich durch die Atomisirung des Volks in Individuen ausgedrückt, sich nur um persönliche Interessen drehen. Eine Ironie solcher Zeit, eine Caricatur des Gemeinsinns, ist die Neuigkeitssucht, die den Alexandriner unter den Ptolomäern, wie später den Römer unter den Kaisern plagte, — das Kaffeehaustreiben der gegenwärtigen Italiener in Neapel. Wo man mit Buhlknaben und Hetären lebte, wie damals in der griechischen Welt, da konnte kein eigentlich eheliches Leben bestehen. Zu Rom wiederholt sich im Concubinat dieselbe Erscheinung. Der Cölibat, in einer Zeit, wo man viel braucht und selten so heirathen kann, daß durch das zugebrachte Vermögen die gedoppelten Anforderungen sichergestellt sind, so außerordentlich bequem, wurde immer beliebter, und es ist bekannt, was für eifrige und fruchtlose Versuche Augustus machte, Schließung von Ehen und Familienleben zu befördern. Der Geist der Zeit, weder durch Strafen noch durch Belohnungen zu beugen, schloß nur Convenienzheirathen. Der arme junge Mann suchte durch die Hand einer reichen Alten, das arme junge Mädchen durch die eines reichen Greises ihre Existenz zu sichern. Die sittlichen Zustände, wie sie sich in London, Paris und den größten Städten Englands und Frankreichs zu bilden anfangen, wo Convenienzheirathen die gewöhnlichen werden, die Übrigen, welche nicht so glücklich sind, eine solche schließen zu können, den Cölibat der Ehe vorziehen, werfen auf jene des alexandrinisch-römischen Zeitalters einiges Licht; es war demnach nicht das Familienprincip, zu dem man zurückgekehrt war, sondern die Bestialität, die freilich von einigen Philosophen auch der Anfang der Menschheit genannt wird. Bei sittlicher Zerrissenheit herrschte allgemeine Bildung, viel Gelehrsamkeit und die Wissenschaften waren Gemeingut geworden. Polygraphie war eine Krankheit damals wie jetzt. Eigentliche Religiosität herrschte im Volke nicht mehr. Während Menschen zu Göttern erhoben wurden, mußten natürlich die alten Götter als geistige Substanzen des religiösen Volksbewußtseins vom Throne herabsteigen und des sittlichen Einflusses beim Volke verlustig werden, dessen religiöse Bedürfnisse nun Orpheotelesten und Theurgen mit mystischen Ceremonien befriedigten. Doch wir wollen unsere Bemerkungen über diese Periode nicht weiter ausdehnen, als nöthig ist, um unsere Abweichung von einzelnen Ansichten des Verf., namentlich über die Rückkehr in den Anfang, die er z. B. auch in dem Verschwinden der griechischen Dialekte, dem Vorherrschen einer allgemeinen Büchersprache und in der durch allgemeine Bildung unter den Menschen verbreiteten Gleichförmigkeit erblickt, darzuthun; auch diese Zeit, wie die unmittelbar folgende römische mit ihren mechanischen Künsten, ihrem vorwaltenden Nützlichkeits- und Zweckmäßigkeitsprincip, war eine neue in der allgemeinen Entwickelung begründete Gestaltung, die wegen der Reife, des hohen Selbstbewußtseins und Verstandes, den man allenthalben wahrnimmt, mit dem Anfange am wenigsten gemein hat. Eilen wir nun aber zum Schlusse zu gelangen!

Über den dritten Band: „Rom", vermögen wir uns um so kürzer zu fassen, da wir die vom Verf. angegebenen Resultate der römischen Entwickelung gleich anfangs in der Zusammenstellung mit China mitgetheilt haben. In diesem Bande, der an Umfang (130 Seiten) nicht halb so stark als jeder der beiden vorhergehenden ist, steht Vieles, was überflüssig ist, nach weit mehr aber ist hinweggelassen, was nothwendig gewesen wäre. Überflüssig ist zum Beispiele der ganze den Etruskern angehängte, oder

vielmehr zwischen römische und etruskische Götter eingeschobene Abschnitt über die nordische Mythologie, in einem Auszuge, den sich Jeder aus Grimm weit besser machen kann. „Das scheint gewiß (Bd. 3, S. 29), daß auf die celtischen und iberischen Einwanderungen nach Italien, die auch durch alttitalische Namen, wie Alpes, Alba documentirt sind, die Hälfte der etruskischen Volkssubstanz und somit auch die Hälfte der geistigen Substanzen Etruriens zurückzuführen ist, und daß in dieser Vermischung der Plan der göttlichen Weltregierung, die Herausbildung der Menschheit zu Gott-Menschheit sich offenbart" (vgl. S. 127). Mag sein, aber da der Verf. diese Völker selbst und ihr geistiges Leben, ausgenommen ein paar Notizen über Germanen, nicht in den Kreis seiner Darstellung aufgenommen hat und nur im Allgemeinen ihnen die Bestimmung anweist, das Reich des Logos, der Vernunft und Freiheit zu begründen und, den echten Geist des Christenthums in sich aufnehmend, die Herrschaft der Welt und der Materie zu vernichten und das in ägyptische und indische Mysterien eingewebte Christenthum vom Occident fernzuhalten, so steht die Episode über die nordische Mythologie ziemlich zwecklos da; denn daß Etrurien das nordische Element in sein Religions- und Staatsprincip aufgenommen und mit seinem Lichte durchdrungen habe (Bd. 3, S. 29), wird wenigstens nicht erwiesen. Was diesem Bande fehlt, ist Ausfüllung der Lücken und Verbindung der höchst mangelhaften Notizen, die nur so obenhin zusammengetragen und aneinandergefügt und dann von der Dialektik mit ihren Gedanken durchschossen scheinen, um das Buch bald zu Ende zu bringen. So erhalten wir viele einzelne Stücke auf geringem Raume, und darin Vielerlei, z. B. „Roms Voraussetzung", „Erdnatur", die einzelnen Völker Italiens u. s. w. Dann in der ersten Periode, die bis zum Kaiserthume geführt wird: „den Satz oder das Königthum", „den Gegensatz oder die Republik", „das historische Werden", „das Resultat der Entwickelung"; und hierauf in der zweiten Periode oder Monarchie: „Sprache, Religion, Staatshaushaltung, Recht und Rechtsverfassung, Kunst und Wissenschaft, Poesie, bildende Kunst, Redekunst u. s. w."; endlich in der dritten Periode, der des Unter- oder Übergangs, 1) das System, worunter a) die Provinzen als äußere Momente des Übergangs, b) Religion und Philosophie als (innere?) Momente des Übergangs begriffen sind; 2) die Juden, das Christenthum, die Germanen. Mohammed und die Araber; — aber wir erhalten nichts Ganzes, nichts Befriedigendes, sondern dürftige Notizen. Das Beste ist der Schlußabschnitt: „Das Christenthum und die Juden." Sehr gut spricht der Verf. darin von dem Zustande der damaligen Geistesentwickelung der Juden, von ihrer Theologie und der dreifachen Richtung in derselben: der orthodoxen (Pharisäer), der rationalen (Sadducäer) der mystischen (Essäer), zeigt, wie das Christenthum das Höhere war, worin die Gegensätze Heidenthum und Judenthum aufgingen, wie das Judenthum den Anknüpfungspunkt für den Messias durch den Monotheismus darbot, und wie das römische Reich (orbis terrarum) nöthig war, um dem Eintritt des Christenthums den Weg zu bahnen. Der Hr. Verf. legt hier auf seinen Boden, beleuchtet die Frage: wie mit der Gerechtigkeit und Liebe des einzigen Gottes, der alle Völker mit gleicher Huld umfasse, die Verschiedenheit der Völker in Geistesbildung und Gotteserkenntniß vereinbar sei? preisswürdig von ihm gelöst worden (S. 112 — 117). Aber Bildung und Religionserkenntniß sind nicht die alleinigen Seiten, von denen Derjenige, der einen bestimmten Plan der Vorsehung bei den einzelnen Völkern nachweist, denselben zu rechtfertigen hat. Ganz verloren steht am Ende des Buches ein Fleckchen über Mohammed und die Araber. Was hat der mit der Alterthumswissenschaft zu thun? H.

Versuch einer Charakteristik Melanchthon's als Theologen und einer Entwickelung seines Lehrbegriffs von Fr. Galle. Halle, Lippert. 1840. Gr. 8. 2 Thlr.

Eine von der hochw. theologischen Facultät zu Halle im J. 1837 gekrönte Preisschrift, durch dreijährigen Eifer vermehrt und nach umfassendern Zielen ausgearbeitet: ein Büchlein, dessen treue Forschungen Ref. allen Freunden der Reformationsgeschichte bestens empfohlen und vor den zahlreichen Spenden, die um das Verständniß dieses Zeitraums sich bemühen, verdientermaßen ausgezeichnet haben möchte. Unter den künstlichen Modebildern des Tages, die den Gottestempel der Reformation in ein Bureau der auswärtigen Angelegenheiten um- und damit verzeichnen, die himmelragenden Säulen mit den Skizzen interessanter Persönlichkeiten und politischen Spinngeweben bedeckend, verweilen wir Athem schöpfend und erfrischt bei einer einfachen, weil aber die Bewegung des Dogma der wahrhafte Inhalt des 16. Jahrhunderts ist, in dieser Conception einer einfachen Idee ein tiefes Verständniß ausprägenden Studie. Daß die Grundsätze, auf denen die protestantische Dogmatik beruht, nicht minder von Melanchthon als von Luther herrühren, hat neuerdings auch Ranke hervorgehoben; indeß scheint — so viel bis jetzt wenigstens abzusehen — die „Geschichte der Deutschen" bei den vielen hin und herlaufenden Gesandtschaftsberichten und Reichstagsacten nicht Raum zu finden für die Erforschung dieser Grundsätze und Melanchthon's Antheil daran. Um so dankenswerther ist dieser „Versuch" — beiläufig gesagt ein höchst unglücklich gewählter Titel —, der nach einer allgemeinen Charakteristik Melanchthon's als Theologen die Veränderungen seines Lehrbegriffs namentlich in den Dogmen von der Gnade und der Prädestination und von der Gegenwart Christi im Abendmahle einer genauen Untersuchung unterwirft.

Indem wir die ausführlichere und auf die dogmenhistorischen Partien eingehende Beurtheilung den theologischen Blättern überlassen, deuten wir dieses Orts auf einen Gegenstand, der auch allgemeinere Interessen in Anspruch nehmen dürfte, auf die Freundschaft Luther's und Melanchthon's hin. Über den Beginn dieses Verhältnisses, wie Reuchlin seinen geliebten Freund, seinen Philipp, seine Mühe und seinen Trost mit dem Segen Abraham's nach Wittenberg gewiesen, wie Luther, den er unter allen Professoren zuerst aufsuchte, bei dem Anblicke des kleinen und schüchternen jungen Mannes nicht ein sonderlich Vertrauen gefaßt, gleich nachher aber, als er die schöne und gelehrte Antrittsrede gehört, von seinen Vorurtheilen zurückgekommen und nur die Sache an ihm gesehen, sind wir durch mannichfache Darstellungen zur Genüge unterrichtet. Auch bedarf es keiner Exposition über die innigen Beziehungen, die zwischen den Beiden jetzt sich anknüpften, da Luther keinen bessern Lehrmeister im Griechischen sich wünschte und meinte, dieses Griechlein übertreffe ihn noch in der Theologie und er werde der hohen Schule einst viele Martine ersetzen, da Melanchthon in der höchsten Bewunderung seines Elias, des

Komphäen wahrer und christlicher Erkenntniß, von den philologischen und philosophischen Studien, die er bisher beabsichtigt, mehr und mehr zu der Einfachheit des göttlichen Worte gezogen wurde. Luther ist die thätige aber hinausstrebende, Melanchthon die angeregte aber ordnende Kraft dieser Freundschaft; die die Universität, die keimende Kirche auf der eben aufgeschlossenen Bahn des Geistes führt; Luther, wie er selbst es ausdrückt, kämpft mit den Rotten und Teufeln und reutet die Dornen aus; Melanchthon fährt säuberlich stille daher und begießt mit Lust, und der Bilder für dieses Verhältniß gibt's eine reiche Blumen- und Dornenlese in den betreffenden Schriften. Wir wollen nur die meisterhafte Combination Ranke's erwähnen: „Die Schrift", sagt Melanchthon, „erfüllt die Seele mit wunderbarer Wonne, sie ist ein himmlisches Ambrosia. Das Wort Gottes, ruft Luther aus, ist Schwert und Krieg und Verderben, wie die Löwin im Wald begegnet sie den Kindern Ephraim" —, und daneben ein non plus ultra rationalistischer Naivetät aus Tischer's „Leben Melanchthon's" stellen, daß nämlich „beide Männer zu dem Reformationswerke erfoderlich gewesen, sowie zwei Mühlsteine dazu gehören, um Mehl zu geben, worin einer die Kraft des andern auffangen muß". Hier also auf diesem wohlbeackerten Felde war eben der Ort nicht zu neuen Entdeckungen: aber diese innige Gemeinschaft hatte auch gar nicht einen so ungetrübten Bestand, als man gewöhnlich in Bausch und Bogen annimmt, und es ist ein Verdienst der vorliegenden Schrift, daß Hr. Galle durch die leidigen protestantischen Vorurtheile über die allseitige Vortrefflichkeit des Zeitalters sich nicht hat abhalten lassen von einer offenen Darlegung auch der unerfreulichen Seiten. Es hängen diese Verstimmungen in der Freundschaft mit den theologischen Schwankungen Melanchthon's genau zusammen. Noch im J. 1521 war er der Ansicht gewesen, daß bei der Betreibung der heiligen Wissenschaft, wo es um puren Glauben und höhere Erleuchtung sich handle, alles Schlußwesen (die philosophischen, besonders die aristotelischen Studien) draußen zu lassen sei, er vergleicht seine bisherigen Bemühungen darum mit dem Versuche, einen Eselskopf mit Salpeter zu waschen, und edirt die „Wolken" des Aristophanes, um in Sokrates die ganze Sippschaft der Weltweisen dem verdienten Gelächter preiszugeben. Plötzlich, schon 1522, will er die theologischen Vorlesungen aufgeben, die er bisher als Baccalaureus gehalten; er käme sich, meint er, bei der Beschäftigung mit so hohen Dingen, wie der Esel im Sprüchworte vor, der die Mysterien verwaltet; für ihn passe es besser, wenn er die Studien der schönen Wissenschaften pflege und ihr Gedeihen befördere. Mit dieser gewaltigen Flucht Melanchthon's vor der Theologie, in die er offenbar aus Schrecken vor den zwickauer Schwemmgeistern geräth, war denn auch gleich eine gewisse Entfernung, eine entfremdete Stimmung gegen Luther gegeben, der kühn auf der einmal eingeschlagenen Bahn fortschritt und von Melanchthon ausdrücklich verlangte, er solle nicht mit der kindischen gräkischen Lection umgehen und dabei die bessere theologische nachlassen, damit er viel mehr Nutzen stiften könne. Jetzt finden sich in den Briefen bisweilen Klagen, daß Luther doch auch gar zu heftig und leidenschaftlich sei im Kampfe gegen seine Feinde, oft nur leeres Geschwätz und Persönlichkeiten einmische, da nur, was die Gemüther erbaue, Noth thue. „Was soll ich sagen, mein Friedrich?" urtheilt er über Luther's Streitschrift wider Herzog Georg. „Er ist hier auch nicht gelinder als sonst, und nach meinem Urtheil fehlt es der Schrift zu sehr an der würdigen Haltung. Die ganze Sache konnte mit mehr Bescheidenheit vertheidigt werden." Sein ganzes Leben zu Wittenberg wird ihm durch diesen Seelenkummer über die theologischen Sachen verbittert. „Ich lebe hier", schreibt er einmal, „nicht anders als in einer Wüste. Fast habe ich mit keinem Umgang als mit beschränkten Geistern, an denen ich auf keine Weise Gefallen finde. Darum sitze ich zu Hause wie ein lahmer Schuster." Es sollte noch schlimmer kommen. Denn je mehr Melanchthon, durch seine Professur (seit 1526) in die Theologie fast hineingezwungen, die ihm wünschenswerthe Mäßigung und Nachgiebigkeit in den kirchlichen Streitigkeiten geltend machte, und auch dem Glaubensinhalte nach mannichfach von den geltenden, orthodoxen Bestimmungen abwich, befand er sich neben dem eifrig darüber wachenden, in den letzten Lebensjahren kränklichen und mürrischen Luther in der übelsten Lage, die er seinem Camerarius als einen Sklavendienst in der Höhle des Cyklopen schildert, in der bängsten Sorge, er werde doch einmal wie Aristides von Athen verbannt werden: man muß es in dem Werke selbst nachlesen, wie er bei den Streitigkeiten des Cordatus (1536) und über die sogenannte kölner Reformationsformel nur mit Mühe einer förmlichen Anklage und Untersuchung seines Bekenntnisses entgangen. Der nüchternen Leichenrede, die er am Grabe Luther's gehalten, merkt man es gleich an, wie nicht der Schmerz über den unersetzlichen Verlust, sondern die Befreiung von der bisher getragenen Last das vorwiegende Gefühl des Tages gewesen, und bekannt — man möchte fast sagen berüchtigt ist ja eine spätere Äußerung: „Ich habe eine fast entehrende Sklaverei getragen, da Luther sich öfter von seiner Natur, der keine geringe Streitsucht eigen war, leiten ließ, denn daß er der Person und dem öffentlichen Wohle gedient hätte."

Darin stimmen wir übrigens dem Hrn. Verf. völlig bei, daß niemals, auch in den schwersten Tagen der Entzweiung nicht, die frühere Freundschaft in völlige Abneigung und Bitterkeit umgeschlagen, da „doch beide über das rechte Fundament, über den Glauben an die Erlösung durch Christum den Sohn des lebendigen Gottes stets einig gewesen". Nur wäre gerade hier, dünkt uns, der passende Ort gewesen, diese Form der Freundschaft in Beziehung zu setzen zu dem allgemeinen Charakter des Zeitalters, und nachzuweisen, wie damals alle Substanzen des gemüthlichen Seins auch von den leisesten Schwingungen des geistlichen Lebens, der Gemeinschaft in Gott, die ihr Alles und Eins war, in Bewegung gesetzt worden: eine Grundlage, die namentlich auch Dem, was jetzt als Liebe beliebt wird, dieser Vergötterung des Weibes, diesem Ineinanderschmelzen der Seelen, wobei der Glaube ein Beiläufiges, einen geistigern Gehalt und eine gediegenere Form verlieh. Denn hätten wir Hrn. Galle die homiletischen Reminiscenzen von dem Lande des Räthsels, in welchem Verkennung stattfindet, und dem Throne Gottes, wo der Schleier der Beschränkung fällt, gern und willig erlassen: gehören doch derartige Betrachtungen nicht einmal in eine christliche Predigt, sondern klingen beinahe wie jenes Lied, das da beginnt:

Nicht blos für diese Unterwelt
Schlingt sich der Freundschaft Band ꝛc. 81.

Notiz.

Matthias Corvinus' Denkmal.

In Ungarn beabsichtigt man die Errichtung eines Denkmals für den König Matthias Corvinus. Die Begeisterung, mit der man diesen Vorschlag im ganzen Lande aufgenommen hat, verscheucht jeden Zweifel, daß die Ausführung dieses Nationalwerks aus Mangel an Geld einen Aufschub erleiden werde. Der Betrag der bei den zu Pesth, Szegedin und Rimaszombal gebildeten Comités eingelaufenen Summen ist sehr befriedigend. Ferenczy, der erste ungarische Künstler seines Fachs, der sein reiches natürliches Talent in den Schulen Canova's und Thorwaldsen's gebildet, hat den ehrenvollen Auftrag, das Werk auszuführen und so zur Erhaltung des Andenkens eines der größten ungarischen Fürsten beizutragen, dessen hohe Eigenschaften in allen Kreisen bis zu seinen niedrigsten Unterthanen herab dermaßen gewürdigt werden, daß noch heutzutage der ungarische Bauer, wenn ihm Unrecht geschieht, ausruft: Meghalt Matyás Király, oda az igazság; d. h.: König Matthias ist todt und die Gerechtigkeit zu Ende. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 27. — 27. Januar 1841.

Noch Etwas zur Dante-Literatur.

Wir leben in der That in einer wunderbar rührigen Zeit, und wie im Physischen Entdeckung auf Entdeckung folgt und jeder neue Versuch, der nur leise angedeutet worden, sogleich von Vielen ergriffen und auf das sinnreichste ausgebildet und angewendet wird, so ist's auch in der gelehrten Welt. Jede neue Idee erzeugt Schulen und Kämpfe, jeder gelungene Versuch ruft tausend Nachahmer hervor und weckt neue Talente. So hat sich auch die rüstige Thätigkeit der Literatoren in Deutschland und Frankreich, besonders in den letzten Jahren, auf eine wunderbare Weise vielfältig mit Dante beschäftigt; und während vor 40 Jahren der Name des Dichters für unendlich Viele kaum existirte und auch den Wenigen, die seiner erwähnten, eine fast unbekannte Größe war, von der man auf Treu und Glauben italienischer Berichte allenfalls redete, aber nie ernstlich daran dachte, sich mit ihr zu beschäftigen, haben sich in neuerer Zeit Übersetzungen und Bearbeitungen gehäuft, über welche wir mehr als einmal Gelegenheit genommen haben, in diesen und andern Blättern zu berichten. Der Anstoß zur Beschäftigung mit Dante ist hauptsächlich von A. W. von Schlegel ausgegangen, und während es jetzt Mode werden will, ihn und die sogenannte romantische Schule zu verhöhnen, kann er, indem er sich der mächtigen, von ihm ausgegangenen Anregung erfreut, mit großer Ruhe auf solche Angreifer herabblicken, welche noch erst etwas Nachhaltiges, in die Zeit wahrhaft Eingreifendes und in ihr Zündendes hervorbringen sollen.

Doch es gilt einer neuen Übersetzung des Dante, welche ein junger, bisher unbekannter Mann, Hr. Graul in Dessau, versucht, und ehe wir seine Arbeit besprechen, wird es angemessen sein, eine Probe derselben hier mitzutheilen. Es liegen uns in dieser Übersetzung die Gesänge I—IV und bedeutende Stücke aus Gesang V, XIV, XXXII und XXXIII vor. Wir wählen aus Gesang V die Geschichte der Francesca da Polenta, nicht als ob dem Übersetzer diese Stelle mehr als jede andere gelungen wäre, manches einzelne viel glücklicher Übersetzte könnten wir anführen, sondern weil dieses Stück auch den Laien fast allgemein bekannt ist, entschieden zu den schwierigsten Aufgaben eines Übersetzers gehört, und weil sich der Werth einer Übersetzung nicht aus einzelnen abgerissenen Stellen, sondern nur aus größern Partien beurtheilen läßt.

Gesang V von Vers 73 an:

Ich sprach: o Dichter, gerne reden würde
Ich mit den Zweien, die zusammengehen,
Vom Wind getragen, eine leichte Bürde.

Die wirst du, sagt' er, wenn sie näher, sehen,
Dann bei der Liebe, die sie umtreibt, bitte,
So werden sie dir willig Rede stehen.

Die Stimm' erheb' ich, als nun ihre Schritte
Der Wind uns zubog: Kommt, gequälte Schatten,
Wenn ihr dürft, zum Gespräch in unsre Mitte.

Wie Tauben, die die Sehnsucht ruft zum Gatten,
Getragen von der Luft mit offnen Schwingen,
Zum süßen Nest enteilen ohn' Ermatten:

So aus der Schar, wo Dido weilte, dringen
Die beiden durch die bösen Lüfte eilig,
So mächtig war des Rufes zärtlich Klingen.

O gütig Wesen, das an so abscheulich
Umwölktem Ort uns anthut solche Ehre,
Die wir mit Blut die Erde färbten greulich,

Wenn unser Freund der Herr des Weltalls wäre,
Für deinen Frieden beugten wir die Kniee,
Da dich gejammert unsres Elends Schwere.

Was willst du hören und was reden? Siehe,
Wir reden gern und leihen gern die Ohren,
Indeß der Sturm ausruht von seiner Mühe.

Der flache Strich, den sich der Po erkoren,
Um die Begleiter friedlich zu entlassen,
Der trägt das Land, wo ich zur Welt geboren.

Die Liebe, die dem Edeln leicht zu fassen,
Zog diesen hier zum schönen Bau der Glieder,
Die ich verlor — mich kränkt's noch, welcher Maßen!

Die Liebe, die, wenn du geliebt wirst, wieder
Zu lieben zwingt, ergriff mich und begleitet
Mich, wie du siehst, selbst in die Hölle nieder.

Die Liebe hat uns Einen Tod bereitet.
Wann wird der Mörder zur Caina kommen?
Das sind die Worte, die ich mir erbeutet.

Als die gekränkten Seelen ich vernommen,
Senkt' ich das Antlitz, bis mein Meister fragte:
Was denkest du, was macht dich so beklommen?

Worauf ich: „O die Unglückselgen!" sagte.
„Manch süßes Bild, ach welch' sehnsüchtig Sinnen
Hat sie zum Pfad geführt, wo's nimmer tagte."

Drauf wandt' ich mich zum andern Mal zu ihnen:
Franziska, deine Qual rührt alle Saiten
Des Mitgefühls, daß schon die Thränen rinnen.

Doch in der süßen Seufzer ersten Zeiten,
Wodurch und wie — wenn du mir das willst nennen —
Ließ euch die Lieb' eur zweifles Sehnen deuten?

So kann, sprach sie, ein andrer Schmerz nicht brennen,
Als schöner Zeit Erinnrung, wenn wir leiden,
Und das wird auch dein Meister dir bekennen.

Doch wenn du dich die Liebe von uns beiden
Im ersten Keim zu schauen sehnst so mächtig,
So red' ich, zwar mit Thränen, doch mit Freuden.

Ergötzens halber lasen wir einträchtig,
Wie Lancilot besiegt ward vom Verlangen,
Wir waren einsam und ganz unverdächtig.

Das Buch verfärbte plötzlich unsre Wangen,
Die Augen macht' es hin und wieder rennen,
Doch nur Ein Punkt nahm unser Herz gefangen.

Denn als wir lasen, wie nach langem Brennen
Der Liebende der Lippe Lächeln küßte,
So küßte, der sich nie von mir wird trennen,

Die Wange (die Lippen?) mir mit zitterndem Gelüste.
Der Kuppler war das Buch und der's gedichtet!
Nun lasen wir nicht weiter, daß ich wüßte.

Indeß mich so der eine Geist berichtet,
Zerfließt der andr' in Thränen, plötzlich wank' ich,
Von Mitleid übermannt, als wie vernichtet,
Und wie ein Todter hinsinkt, also sank ich.

Auch ohne unsere Erinnerung wird jeder mit dem Dichter vertraute Leser wol die kleinen Schwächen und Mängel und die Ungenauigkeiten des Ausdrucks in dieser Übersetzung bemerken, ebenso aber hoffentlich auch die geistige Treue im Ganzen und Großen, die Richtigkeit des Tons und der Farbe. Doch nicht darauf, sondern auf Das, was diese Übersetzung vor allen frühern auszeichnet, möchten wir die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken. Die größten Meister in der Übersetzungskunst: A. W. v. Schlegel, Gries, Streckfuß u. A. haben bei allen ihren Übersetzungen aus dem Italienischen den Wechsel der weiblichen und männlichen Reime, in mehr oder weniger strenger Ordnung, für durchaus nothwendig erachtet, selbst bei solchen Dichtern wie Tasso, dem die Zierlichkeit und Vollendung der Form unendlich mehr galt als dem stets nur den Gedanken, das Bild und die Sache im Auge habenden Dante. Unter den Übersetzern des Dante selbst haben die, welche den Reim beibehalten, Kannegießer und Streckfuß, sich eben diese Freiheit genommen, oder vielmehr diese Mischung der Reime für das von der deutschen Sprache durchaus Gefoderte angesehen, was auch daraus erhellt, daß Kannegießer, welcher in der ersten Ausgabe seiner Übersetzung der „Hölle" allerdings nur weibliche Reime angewendet hatte, dies später, als unausführbar oder doch dem Originale zu viel Abbruch thuend, wieder aufgegeben hat, und nur die reimlosen Übersetzungen haben durchgängig den weiblichen Ausgang der Verse beibehalten, was freilich ohne den Reim auch leicht zu erreichen war. Hr. Graul nun nimmt jenes strenge System, welches Kannegießer nur versucht, nicht durchgeführt hat, wieder auf, und es fragt sich, ob er darin zu bestärken, oder ob ihm die Rückkehr zu minder strengen Grundsätzen zu rathen sei. Wir können nicht umhin uns für die Mischung, wohlverstanden für die gesetzlich geordnete Mischung, männlicher und weiblicher Reime zu erklären; nicht deswegen etwa, weil ja auch im Dante männliche Versausgänge vorkommen, denn was sind vielleicht 30—40 gegen 14,000? sondern weil es die Natur unserer Sprache zu fodern scheint. Sowie im Italienischen die unendlich vielen und wohlklingenden weiblichen Wortausgänge die ganze Poesie beherrschen, ebenso natürlich ist jener Wechsel unserer Sprache, in welcher die weiblichen Ausgänge, wenn auch ebenfalls sehr zahlreich, doch mit Ausnahme von den wenigen auf heit, ung u. s. w. an einer unerträglichen Monotonie leiden und fast alle auf stumme e ausgehen, was im Italienischen nur selten der Fall ist. Will man also in unserer an Reimen überhaupt und besonders an wohl- und volltönenden Reimen so armen Sprache das Gesetz der weiblichen Reime durchführen, so ist wol klar, daß der musikalische Effect dabei auf keinen Fall gewinnt; dagegen aber, was doch stets die Hauptsache bei jeder Übersetzung bleibt, Klarheit, Präcision des Ausdrucks und das enge Anschmiegen an das Original in tausend Fällen wird geopfert werden müssen, was auch selbst unser Übersetzer wol kaum in Abrede stellen wird. Und endlich wollte man es sich durchaus zum Gesetz machen, daß in der Übersetzung in formeller Hinsicht nichts vorkommen dürfe, was nicht auch im Original wäre, so ist nicht abzusehen, warum man nicht auch das Gesetz anerkennen wollte, welches die in Reimen schwelgenden Italiener sich wol auferlegen konnten: in einem oder demselben Capitolo oder Gesang in Terzinen den gleichen Reimklang nie zweimal vorkommen zu lassen; ein Gesetz, wogegen Dante selbst einigemale gesündigt hat, was aber doch im Deutschen vollkommen unausführbar sein möchte.

Auch die hier gegebene Probe bestätigt das oben Gesagte. Wir freuen uns im Ganzen darüber, wir erkennen, oft mit Bewunderung, die hier und da überraschend glücklich überwundenen Schwierigkeiten, müssen aber dabei doch bedauern, daß, und zwar wol nur in Folge des vom Übersetzer angenommenen Systems, manche eigenthümliche Worte und Wendungen, mancher kleine Zug des Originals hier verloren gegangen, den eine etwas freier sich bewegende Übersetzung wahrscheinlich erhalten hätte und wofür uns die des Reimes wegen nicht selten vorkommenden und fast unvermeidlichen Füll- und Flickwörter schlecht entschädigen. Wir erkennen im Ganzen in dieser Arbeit ein schönes Talent und im Verfasser einen ungewöhnlichen Muth, der auch vor den größten Schwierigkeiten nicht zurückbebt, wenngleich wir das Princip, daß Dante nur in dieser Art übersetzt werden dürfe, oder daß die vollkommen beobachtete Form mehr werth sei als Deutlichkeit und Treue, nicht anerkennen können.

Sehr sollte es uns freuen, wenn stimmfähige Männer von diesem Aufsatz Veranlassung nähmen, ihre Ansicht über diese Sache auszusprechen. Wie aber auch ihr Urtheil ausfallen mag, wir wollen es uns gern gefallen lassen, wenn es uns nur überhaupt gelungen ist die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf diese neue Arbeit zu lenken. 100.

Reise durch alle Theile des Königreichs Griechenland in Auftrag der königl. griechischen Regierung, in den Jahren 1834 bis 1837. Von Karl Gustav Fiedler. Zwei Theile. Leipzig, Fr. Fleischer. 1841. Gr. 8. 9 Thlr.

Wie wenig wir noch von dem neuen Griechenland wissen, können wir, wenn auch nur nach Einer Seite hin, aus der vorliegenden Reise ersehen. Vermehrt dieselbe unsere Kenntniß von dem Königreich Griechenland auch nur, wie gesagt, zunächst in Einer Hinsicht, so ist es doch nicht nur ein interessanter, sondern zugleich, und nicht allein für Griechenland ein höchst wichtiger Gegenstand, über welchen der Verf. in dieser Reise die mannichfaltigsten Aufschlüsse gewährt. Derselbe, früher königl. sächsischer Bergcommissair, erhielt nämlich im J. 1834 von der griechischen Regierung den Auftrag, der Gebirgsuntersuchung des Königreichs Griechenland sich zu unterziehen, in welcher Hinsicht damals weder von letzterer, noch sonst von Seite der Reisenden in jenem Lande etwas Besonderes geschehen war. Ein um so frischeres Feld hatte also der Verf. in bergmännischer Hinsicht, und mit um so größerm Eifer machte er sich an die Ausführung des Planes, dem jungen Staate neue, meist noch unbekannte und unbenutzte Hülfsquellen zu eröffnen. Der Zweck der Gebirgsuntersuchung selbst bestand darin, alle für den Staat nützliche Mineralproducte aufzusuchen und zugleich anzugeben, wie sie zu brauchen sein würden; auch erstreckte sich die Untersuchung auf Alles, was dem Staate mittelbar oder unmittelbar Nutzen bringen kann, mochte es metallhaltig, ein zu verarbeitendes Gestein, oder auch nur eine nützliche Erdart, mochte es in großer Quantität für wichtige Anlagen vorhanden sein, oder auch nur eine kleinere Quelle für eine Privatunternehmung eröffnen (Th. 1, S. IX). Die Ergebnisse seiner Untersuchung übergab er später der griechischen Regierung in 20 Haupt- und 11 speciellern Berichten, denen ein Generalplan folgte. Auf dieselben ist die vorliegende Reisebeschreibung gegründet, welcher, um sie allgemein interessant zu machen, neben den bergmännischen Untersuchungen, die natürlich den Hauptgegenstand bilden, auch alterthümliche, sowie geschichtliche und statistische Notizen beigefügt sind. Auch das naturhistorische Interesse ist gehörig bedacht worden; „denn", bemerkt der Verf. S. XI der Vorrede, „soll ein Überblick der griechischen Natur gegeben werden, so darf man sich nicht blos mit der anorganischen, den Meisten verborgenen Natur beschäftigen, sondern muß auch die dort lebenden Thiere, selbst die nur zum Besuch durchfliegenden Geschöpfe, bis auf die Käfer und Landconchylien, betrachten und darf die Pflanzenwelt nicht vergessen." Bei der deshalb gegebenen Übersicht der Gewächse Griechenlands, die der Verf., nach S. XI, mit möglichster Vollständigkeit zusammengestellt hat, hat derselbe, um nicht blos zur Kenntniß der dortigen Natur beizutragen, sondern überhaupt Griechenland, was sein Hauptzweck war, nützlich zu werden, zugleich die Einführung manchen Gewächses in Griechenland vorgeschlagen (S. XII). Im Allgemeinen bemerkt er von seinen hier gegebenen Schilderungen, daß sie „ein um so treueres Bild geben werden, da er nur mit Liebe zu seinem Fache und Das im Auge, was zu leisten war, ohne Enthusiasmus für Hellas nach Griechenland ging; sei er aber auch noch so glühend, er kühlt sich schon ab in der Sonnenglut auf dem verwüsteten, classischen Boden, von dem den Zerstörern nur Eins unerreichbar blieb: der schöne reine Himmel." Und, muß man hinzusetzen, die, namentlich von Klenze so schön und selbst so durchsichtig geschilderte Reinheit und Durchsichtigkeit der griechischen Luft, des λαμπρότατος αἰθήρ des Pindaros!

Nach diesen Bemerkungen muß man das vorliegende Buch im Allgemeinen beurtheilen; man vermag daraus abzunehmen, was man im Einzelnen darin finden werde und was man darin zu suchen habe. Der Gesammtinhalt der Reisebeschreibung umfaßt natürlich alle einzelnen Theile des Königreichs Griechenland, zwar nicht in der Ordnung, wie der Verf. dieselben besucht und geognostisch untersucht hat, sondern in einer, den innern Verhältnissen selbst entsprechenden Reihenfolge, insofern er, von Athen ausgehend, seine Mittheilungen zuerst über das griechische Festland, sodann über Morea, ferner Euböa, endlich über die Nordsporaden und die Cykladen zusammenstellt. Mitunter ist im Einzelnen die Zusammenstellung etwas lose und gar zu sehr ohne eine bestimmte Ordnung; indeß mag gerade darin der wesentliche Charakter der Reisebeschreibung und ein Vorzug, der mit der Unmittelbarkeit der Anschauung verbunden ist, nicht verkannt werden. Hin und wieder geht die Untersuchung des Verfassers tiefer in die, seinem Hauptzwecke allerdings naheliegenden Gegenstände selbst ein, z. B. in Betreff des Lauriongebirgs und des Thorikos (Th. 1, S. 36 fg.), über den Kopaisee und die Katawothren (Th. 1, S. 130 fg.); andererseits enthält die Reisebeschreibung manche, mit jenem Zwecke weniger eng zusammenhängende Mittheilungen, z. B. über die griechischen Taucher (Th. 1, S. 269 fg.), oder Historisches aus der neuesten Zeit, wie die Belagerung von Missolonghi im Frühjahr 1836 (Th. 1, 150 fg.) u. s. w. Aber immer bleibt der obenangedeutete Zweck der Hauptzweck, und diesem selbst Anderes, was der Verf. mit in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen hat, untergeordnet. Das, was diesem Zwecke dient, nebst den vom Verf. gemachten vielfachen, mit demselben mehr oder weniger genau in Verbindung stehenden Vorschlägen muß nun freilich zunächst aus den, die gedachten einzelnen Theile des Königreichs Griechenland betreffenden Mittheilungen herausgesucht und herausgefunden werden; indeß hat der Verf. die Ergebnisse seiner Forschungen zum Theil auch übersichtlich zusammengestellt, und gerade hier hat der Leser die beste Gelegenheit, die Reichhaltigkeit der von ihm gegebenen Aufschlüsse und die Wichtigkeit seiner Untersuchungen, sowie des vorliegenden Buches selbst, für Griechenland und für das Ausland mit einem Blicke zu überschauen. So findet sich gleich im ersten Theile von S. 511—858 eine „Übersicht der wichtigsten und bemerkenswerthesten Gewächse des Königreichs Griechenland", mit den Hauptabtheilungen nach ihrer Nutzbarkeit (Palmen, Forstgewächse — theils Nadelhölzer, theils Laubhölzer —, Fruchtbäume, Getreidearten, Gemüsearten, Küchenkräuter, Arzneikräuter, technische Gewächse und Blumen). Außer Demjenigen, was hierüber schon oben bemerkt wurde, ist hier noch zu erwähnen, daß der Verf. nicht blos ein trockenes Namenregister gibt, sondern auch über den Standort und die Benutzung der einzelnen Gewächse sich verbreitet und die mit vielen derselben von den Alten so sinnreich verbundene Mythe hinzufügt. In Betreff des Weinstocks, über griechische Weine im Allgemeinen, über die Bereitung des Weins und die Weincultur in Griechenland, die freilich noch Manches zu wünschen übrig läßt, ist die Mittheilung S. 571 fg. von besonderm Interesse. Der Verf. sagt 572 geradezu, daß „alle griechische Weine gut und die meisten vortrefflich sein könnten, wenn man den Weinstock und den Wein richtig behandelte"; auch gebe es vielleicht kein Land, bemerkt derselbe, was so viele, wesentlich verschiedene Weinsorten aufweisen könne wie Griechenland, sodaß, wenn man die Weine der Cykladen und Sporaden, von Euböa und Morea, kurz von ganz Griechenland genau beschreiben wollte, ein besonderes, nicht ganz dünnes Werk daraus werden würde. Auf der, freilich gegenwärtig nicht zum Königreich Griechenland gehörigen Insel Zante hat der Verf. S. 583 fg. nicht weniger als 40 Weinsorten aufgezählt.

Im zweiten Theile hat derselbe zunächst eine „Übersicht von Griechenlands geognostischen Verhältnissen" (S. 513 fg.) zusammengestellt; ferner „Folgerungen aus den geognostischen Verhältnissen für Brunnenbohrungen" (S. 532 fg.), sodann „Griechenlands merkwürdigste Höhlen" (S. 535 fg.), „vulkanische Gebilde, vulkanische Erzeugnisse und vulkanische Mineralproducte" (S. 541 fg.), „geognostische Verbreitung einiger nutzbaren Mineralproducte in Griechenland" (S. 552 fg.), endlich (S. 555 fg.) „Übersicht der Mineralproducte des Königreichs Griechenland" (brennbare Mineralkörper, metallische Mineral-

Körper, nützliche Gebirgsarten und Gesteine, erdige Mineralkörper, Salze und Mineralwässer). Zu dieser letztern Übersicht gehört die dem zweiten Theile beigegebene, illuminirte, geognostisch-bergmännische Karte des Königreichs Griechenland. Außerdem stellen die, den beiden Theilen beigefügten, sehr schön lithographirten Blätter Ansichten von Athen, vom großen Marmorbruch auf dem Pentelikon, vom Parnassos und Delphi, vom Innern des geborstenen Berges von Aegina, vom großen Thore zu Massene, vom Falle des Styx, von der verlassenen Stadt Sklathos und dem Ofen auf der Insel Skopelos, vom Thurme zu Agios Patros, auf der Insel Andros und dem sphäroidischen Granit bei Mollar auf der Insel Tino, nebst Gefäßen u. dgl., was in altgriechischen Gräbern auf Chiliodromia (einer der Nordsporaden), Andros und Naxos gefunden worden ist, dar. Die auf die ebengedachten Gräber bezüglichen Mittheilungen des Verfassers, namentlich über die Gräber auf Chiliodromia (Th. 2, S. 51 fg.), sind von eigenthümlichem Interesse, um so mehr, als die dort vorgenommenen Ausgrabungen für die Alterthumskunde manche schätzbare Beiträge liefern. Bei dieser Gelegenheit mag übrigens Ref. nicht unterlassen, zu Nutz und Frommen Anderer Folgendes mitzutheilen. Es hatte nämlich, wie uns der Verf. (Th. 2, S. 59) erzählt, der König Otto erlaubt, daß die aus jenen Gräbern ausgegrabenen, zur Beschreibung nöthigen alterthümlichen Gegenstände, wie Gefäße, ins Ausland mitgenommen werden durften. Sie wurden als Frachtgut abgesendet, davon aber in Triest auf der Sanität 11 der zartesten durch gewissenloses Aus- und Einpacken zerbrochen. Der Verf. warnt deshalb jeden Reisenden, entweder bei der Absendung, beim Aus- und Einpacken aller naturhistorischen oder alterthümlichen Gegenstände selbst zugegen zu sein, oder sie wenigstens an sehr sorgfältige und gewissenhafte Agenten zu empfehlen.

Wenn der Verf. der vorliegenden Reisebeschreibung durch das Königreich Griechenland früher so manchen Leser, der ihm mit lebhaftem Interesse folgte, nach Norden geführt hat, so kann es ihm hier nicht mißlingen, mit gleichem, wenn nicht mit noch höherm Interesse die Leser unter griechischem Himmel zu geleiten. Sie werden ihm auch hier gern folgen, mag er nun seit Jahrtausenden unbesuchte Gruben und länger noch verschlossene Gräber, oder Marmorbrüche und schwefeldampfende Solfataren, die Grotten von Sillaka und Antiparos, oder der Goldorangen Fülle zu Naxos, den Citronenwald bei Poros und den schwarzen Krater von Santorino u. s. w. betrachten, oder mag er die Leser selbst zum Grunde des Meeres an der Hand der Taucher, die auf Schwämme und Schnecken Jagd machen, führen. „Ich habe", so schließt der Verf. seine Vorrede, „die Blumen der Unterwelt mit denen der Oberwelt zu verbinden gesucht, auf daß es ein Kranz werde für Griechenland; was Nützliches, Wichtiges dort der Boden birgt, das ist mit Gottes Hülfe an den Tag gelegt. Die erste Schicht ist vollbracht, der Reinbruch ist gethan, holt die andern Tagwerke nach, rüstigen Steiger und Knappen! Glück auf!" — Von vielen Seiten her wird das Echo dies Glück auf! wiederholen, und auch Ref. stimmt mit vollem Herzen ein: Glück auf! 17.

Literarische Notiz.

Lamartine's „Jocelyn" erscheint jetzt bei Gosselin und Furne in einer illustrirten Ausgabe, in einer „Edition keepsake", und in 25 Lieferungen, dem Format und der Ausstattung nach ganz wie die schöne Ausgabe von „Paul et Virginie", welche Furner veranstaltete. Der leichtfertige Jules Janin schreibt dazu eine Einleitung und der Verf. selbst eine neue Vorrede. Die 50 Illustrationen sind nach den Zeichnungen von L. Marckl ausgeführt. Das Merkwürdigste aber ist eine Anpreisung des Gedichts im „Journal des débats". Wir führen einige Stellen daraus mit den französischen Worten an, weil die deutsche Sprache sich wenig für diesen lügnerischen Pomp eignet. Es heißt z. B.: „Après les Méditations, après les Harmonies, après cette longue et admirable suite d'élégies, où toutes les nobles et saintes passions du coeur de l'homme se confondent, d'une façon presque surnaturelle (!), avec ses croyances religieuses, Jocelyn est venu comme une halte nécessaire. (Non pas que le plus grand poëte de la France eût senti le besoin de s'arrêter; son inspiration est comme le soleil (!), qui ne s'arrête ni jour ni nuit. — — — Poëme, élégie, drame, roman, complainte du soir du feu, idylle des bois, cantique solennel, tout se rencontre dans ce poëme. Trouvez-vous un livre en ce monde, qui réunisse ainsi toutes les conditions du drame et du conte" — doch wir glauben, den Leser nicht weiter ermüden zu dürfen, und hoffen, daß dieser Auszug hinreichend sein wird, zu beweisen, mit welcher Selbstverleugnung alles kritischen Bewußtseins Frankreich seinen „größten" Dichter feiert! 5.

Literarische Anzeige.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Zweiunddreissigstes Heft,
Bogen 81 — 87, nebst Titel, womit die erste Abtheilung des vierten Bandes geschlossen ist.
Steinbüchel bis Czechényi.

Druckpapier ⅓ Thlr.; Schreibpapier ½ Thlr.; Velinpapier ¾ Thlr.

Steinbüchel (Anton v.). — **Steindruck.** — **Steininger** (Joh.). — **Steinkohlen.** — **Stempelschneidekunst**, s. am Ende des Werkes. — **Stengel** (Liborius). — **Stenographie.** — **Stenzel** (Gustav Adolf Harald). — **Stephan** (Martin). — **Sternberg** (Alex., Freih. v. Ungern-). — **Stieber** (K. H. Wilh. v.). — **Stickel** (Franz Ferd. Michael). — **Stieglitz** (Charlotte), s. **Rahel, Bettina und Charlotte Stieglitz.** — **Stieglitz** (Heinr.). — **Stieglitz** (Ludwig). — **Stjernelb** (Gustav Nils Algernon Adolf). — **Stiglmaier** (Joh. Baptist). — **Stockfleth** (Niels Joachim Christian Vibe). — **Story** (Joseph). — **Strafgesetzgebung** und **Strafsysteme**, s. am Ende des Werkes. — **Stralenheim** (Karl Aug. Wilh., Freih. v.). — **Strasburger Ereigniß.** — **Straß** (Joh. Friedr. — Karl Friedr. Heinr.). — **Strauß** (David Friedr.). — **Strauß** (Joh.). — **Strinnholm** (A. M.). — **Strombeck** (Friedr. Karl v.). — **Strowe** (Friedr. Georg Wilh.). — **Strowe** (Karl Ludw.). — **Struhr** (Peter Feddersen). — **Stüve** (Joh. Karl Bertram). — **Suckow** (Karl Adolf). — **Südamerika im letzten Jahrzehnd.** — **Suden** (Karl Friedr. Ferd.). — **Sué** (Eugène). — **Svanberg** (Jöns). — **Symbolstreit der Gegenwart.** — **Szaniawski** (Joseph Calasantius). — **Szaniecki** (Jan Olrych). — **Szechényi** (Stephan, Graf v.).

Leipzig, im Januar 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 28. — 28. Januar 1841.

Neue englische Literatur.

1. Queen Victoria, from her birth to her bridal. Zwei Bände. London 1840.

Königin Victoria, von der Wiege bis zum Altar, zwei Bände. Von wem? Wenn Ref. recht unterrichtet ist, von der Verf. des „Thaddeus of Warsaw", Miß Jane Porter. Wem dedicirt? Niemand. Und doch hätte das Buch Vielen dedicirt werden können, denn es duftet von Rosen und Veilchen und Weihrauch. Dawider ist nichts einzuwenden; Rosen, Veilchen, Weihrauch und sogar Hyperbeln sind an ihrem Platze, wenn die Rede von einer Frau und diese Frau eine Königin ist. Und sollte Königin Victoria zufällig nicht Alles sein, was das Buch sie sein läßt, so ist sie jung genug, es zu werden, und das wünscht Ref. für seinen bescheidenen Theil aus vollem Herzen. Das Hauptverdienst des Buchs dürfte darin bestehen, daß es an keinem wichtigen Ereignisse im Leben der hohen Frau vorübergeht, und wen die Neugier plagt, zu wissen, was Ihre großbritannische Majestät vom Augenblicke des Aufstehens bis zum Momente des Niederlegens thut, der lese und — er weiß es. Den Eingang macht eine Lobrede auf den Herzog von Kent, dessen militairische Glorie aber besser unberührt geblieben wäre. Vielleicht ohne seine Schuld gehörte er zu den soldatischen Mauerschwalben; allein ungeachtet der „Draper farce" protegirte er Stock und cat o'nine tails. Dann wird die Geburt der „petite reine" umständlich erzählt. Die Herzogin von Kent verleugnete in der Herzogin nicht die Mutter; sie reichte dem Kinde „den vollen Busen, den die Natur zur Mutterpflicht gegeben", denn sie glaubte an die Worte des deutschen Kleist; durch die Ammen

— — verbreiten sich des Pöbels Lastertriebe,
Das Vorurtheil, der Neid und die Tyrannenliebe.

Im J. 1828 wohnte die Prinzessin der ersten Hofassemblée bei und tanzte mit Donna Maria in derselben Quadrille. „Obgleich der Tanz Donna Maria's höchlich bewundert wurde, gaben doch alle Leute von feinem Geschmacke — all persons of refined taste — der bescheidenen Grazie der englischen Prinzessin den Vorzug." Das versteht sich. Demnächst eine Probe von Miß Porter's Logik und nebenbei ein Beleg, daß auch die klügste Mutter bisweilen eine unkluge Mutter sein kann. Das früheste Portrait der Prinzessin Victoria hat ein Hr. Fowler in Öl gemalt. Ref. hat es nicht gesehen, darf aber auf unzweifelhafte Autorität versichern, daß es ein miserables Machwerk war. So urtheilte auch Sir Thomas Lawrence, und als Präsident der königlichen Akademie verweigerte er demselben den nachgesuchten Platz in der Kunstausstellung. Die Herzogin von Kent schrieb deshalb an ihn. Er antwortete, daß er das Portrait zurückgewiesen, nicht, weil Hr. Fowler es gemalt, und nicht, weil es angeblich die Prinzessin Victoria darstellte, sondern weil daubs — Gurkenmalereien — von der Ausstellung der königlichen Akademie ausgeschlossen seien. Die Herzogin wendete sich an den König; der König befahl die Annahme, und der betreffenden Nummer des Katalogs ließ Sir Thomas die Bemerkung beidrucken: Auf Befehl Sr. Majestät. Die Herzogin hat das dem kühnen Präsidenten nie verziehen. Miß Porter findet das in der Ordnung. „Gewiß benahm sich der Präsident in dieser Angelegenheit höchst unliebenswürdig; er hätte dem Publicum die Entscheidung der Frage überlassen sollen." Wirklich? Hieße das nicht, ein Urtheil eher vollstrecken, als es gesprochen worden? Da es zur Zeit keinem Künstler gelungen ist, die Königin vollkommen treu abzubilden — eine Folge ihres Mundes — so höre man, wie Miß Porter sie beschreibt:

Die Schönheit der Königin ist von einer Art, die auf dem Throne kaum gewürdigt werden kann. Wäre Victoria als ein junges Mädchen, das eben aus der Erziehungsanstalt kommt, in die vornehme Welt eingetreten, hätte sie unbedingt für ausgezeichnet hübsch gegolten. Sie selbst hat mehre Male geäußert, „daß sie für eine Königin wol etwas zu klein sei", sie mißt genau fünf Fuß zwei Zoll. Aber in mehrfacher Hinsicht ist sie eine wahrhaft königliche Erscheinung. Das rührt zum Theil von der schönen Form ihres Kopfes, die in phrenologischer Beziehung die Kopfformen in ihrer Familie beiweitem übertrifft; die herrschenden und moralischen Fähigkeiten sind mit den intellectuellen und durchschauenden auf das herrlichste gemischt. Wohlwollen, Gerechtigkeit und Festigkeit sind ebenso vollkommen als edel entwickelt, und da sich hiermit ein volles Maß jenes seltenen Scharfblicks und jener wunderbaren Gedächtnißstärke vereinigt, die in ihrer Familie väterlicherseits die Stirnen charakterisiren, so berechtigt dieses Gemisch zu der begründetesten Hoffnung, daß, wenn unsere junge Königin in ihrem furchtbar schwierigen „Métier" erst einige Erfahrung erlangt hat, sie eine große Königin werden wird. Man sagt, das Organ der Selbstschätzung sei zu stark, das der Verehrung zu schwach ausgeprägt. Sei dem so; jedenfalls ist das für eine Herrscherin eine glücklichere Organisation als Anlage zu einem Schwanken, das nach allgemeinem Beifalle hascht und keinen findet.

Eine natürliche Folge des schön geformten Kopfes und einer mühsamen Erziehung ist der Gesichtsausdruck höchster Verständigkeit. Der Teint ist zart und durchsichtig; so oft Anstrengung oder Aufregung die gewöhnliche Blässe röthet, sind die Wangen köstlich gefärbt; die Nase ist eine wohlgebildete Adlersnase in verjüngtem Maßstabe, die Augen sind blau, haben aber scharfmarkirte Brauen — eine Schönheit, die im Hause Braunschweig nie gewesen ist seit der Abstammung von Augusta von Sachsen-Gotha, Prinzessin von Wallis. Der Kopf der Königin ist lieblich aufgesetzt; ihre Haltung gibt ihr ein echt königliches Ansehen und im Ganzen haben gewiß wenige für den Purpur Geborene gleich reiche Gaben aus der Hand der Natur empfangen.

Insoweit Sehen zum Urtheilen gehört, könnte Ref. diese Beschreibung anatomiren, denn auch er — er sagt es aber ohne Dünkel — hat zu wiederholten Malen Königin Victoria von Angesicht zu Angesicht geschaut. Doch wäre es immer nur Stimme gegen Stimme, und wer soll Schiedsrichter sein? Außerdem könnte Ref. der Verf. auf den gewählten phrenologischen Standpunkt nur unter der Voraussetzung folgen, daß die Chantrey'sche Büste genau „die Hügel und Thäler" des Originals hat. Und hat es die, so gesteht er aufrichtig, daß ihm das Organ des Wohlwollens entgangen und die Festigkeit ihm „wie aus Eisen geschmiedet" vorgekommen ist. Unstreitig trägt das Gesicht das Gepräge der Verständigkeit, doch „höre 'mal, John", heißt es in der englischen Posse: how does she look? „schweige mir von der Verständigkeit, die so kalt wie Eis und weiter nichts ist als Verstand."

2. Memoirs of the Princess Daschkaw. Zwei Bände. London 1840.

Prinzessin Daschkaw war vertraute Freundin Katharina's II. von Rußland, und da die von einer englischen Hand vorgelegten Memoiren viel über eine Kaiserin enthalten, die trotz aller Flecken auf dem Charakter des Weibes doch ein großes Weib war, so dürfte schon aus diesem Grunde das Werk in Deutschland bald dasselbe Interesse anregen, mit welchem es bereits von englischen Blättern besprochen worden.

Prinzessin Daschkaw stammt aus dem, in den Annalen Rußlands oft genug erwähnten Hause Woronzow und zur Zeit ihrer Geburt (1744) standen mehre ihrer nächsten Verwandten in Hofdiensten der Kaiserin Elisabeth. Das brachte die kleine Woronzow häufig an den Hof. Kaum 13 Jahre alt, wurde sie dem Prinzen Daschkaw vermählt, dem sie mit treuer Liebe angehangen zu haben scheint. Aber freilich war „der Bund ihrer Herzen" ein früh gelöster. Nach einer längern Abwesenheit von Moskau, wo sie sammt der Familie damals wohnten, kam der Prinz krank zurück. Seine junge Gemahlin, deren „interessanter Zustand" Vorsicht erheischte, nicht zu erschrecken, trat der Fürst bei einer Tante ab. Ein unbesonnenes Dienstmädchen benachrichtigte die Fürstin von der heimlichen Rückkehr des todtkranken Gatten. Besorgniß vergrößerte die Gefahr. Zu Fuß eilte sie durch die Straßen nach der Wohnung der Tante, und: „noch weiß ich nicht", erzählt sie, „wie es mir, der Athemlosen, möglich war, die Treppe zu den Gemächern meines Gemahls hinaufzukommen. Das aber weiß ich, daß ich bei meinem Eintritte ihn bleich auf das Lager hingestreckt sah. Ich sah es, stürzte leblos nieder und mußte in einer Sänfte heimgetragen werden." Der Fürst, der anfangs meinte, einen Geist erblickt zu haben, ließ sich ungesäumt nachtragen. Weil indessen seine Krankheit ansteckender Art, schrieb er ihr und entwortete sie ihm stündlich. Dessenungeachtet starb er und die Prinzessin versichert, daß, „nachdem sie 40 lange Jahre um ihn getrauert, sie jener Zeit mit Vergnügen gedenke".

Katharina war damals noch Großfürstin, Gemahlin Peter's, Neffen und präsumtiven Thronfolgers Elisabeth's.

Zu der Zeit, von welcher ich spreche — sagt die Fürstin — gab es im ganzen Kaiserreiche nur zwei Frauen, die sich einigermaßen ernsthaft mit Lectüre beschäftigten — die Großfürstin und ich. Das zog uns gegenseitig an.

Und der Großfürstin fehlte es auch nicht an Muße. Ihr Gemahl haßte und mied sie. Dafür schildert ihn die Fürstin, und wol mit Recht, als einen langweiligen Dummkopf. Die zwei hervorstechenden Züge seines innern Menschen waren eine starke Vorliebe für alles Militairische und eine unsinnige Bewunderung der Preußen, deren Herrscher er wörtlich „den König, meinen Herrn" nannte. Er war stets mit einer Rotte Offiziere umgeben, „größtentheils ehemalige Corporale oder Sergeanten in der preußischen Armee, entlaufene Söhne deutscher Schuhmacher, die sich aus der Hefe des Volks zum Corporalstocke emporgeschwungen." Mit diesen anständigen Gesellschaftern „bei Punsch, Thee und Taback" und bei lächerlichen Spielen verbrachte er seine meiste Zeit. Bisweilen, wenn in besonders guter Laune, nöthigte er die Fürstin Daschkaw zugegen zu sein. Doch konnte sie da ihre Verachtung gegen ihn selten so weit bemeistern, ihm nicht Antworten zu geben, über welche seine Vertrauten „die Augen weit aufreißen und unisono riefen: was für Spiritus das Weib hat!" Als die Kaiserin Elisabeth auf dem Todtbette lag, begriff die Fürstin die volle Gefahr, welche die Großfürstin bei der Thronbesteigung ihres Gemahls bedrohe. Sobald sie daher hörte, daß die Stunden der Kaiserin gezählt seien, fuhr sie zur Großfürstin. Es war eine bitterkalte Winternacht und die Großfürstin lag zu Bett. „Ehe Ihr ein Wort weiter sagt, was Euch zu so ungewöhnlicher Stunde hierher führt", fiel sie der Fürstin in die Rede, „so sucht Euch zu erwärmen. Ihr nehmt wirklich auf Eure Gesundheit, die uns Allen so kostbar ist, zu wenig Rücksicht." Dann befahl sie der Fürstin, sich zu ihr ins Bett zu legen, wickelte ihre Füße in einen ihrer eigenen Röcke und erlaubte ihr dann erst weiter zu sprechen. In dieser etwas komischen Juxtaposition verhandelten die beiden Frauen einen Plan zum Umsturze der russischen Thronfolge.

Peter gelangte ungehindert ans Regiment. Gleich nachher aber fing er an, Jedermann zu plagen und sich unangenehm zu machen. Namentlich wurde seine Leidenschaft für militairischen Putz einer Menge ehrenwerther alter Herren, die stets friedfertige Civilisten gewesen waren, außerordentlich lästig.

Ich konnte mich eines Lächelns nicht enthalten, als ich den greisen Fürsten Troubetzkoy, der wenigstens 70 Jahre zählte,

plötzlich in einen militairischen Charakter umgestaltet sah, jetzt zum ersten Male in voller Uniform, wattirt und ausgestopft, geschnürt und gesponnt, zu tödtlichem Kampfe gerüstet. Diese furchterregende Erscheinung war einer der waghalsigen Krieger am Hofe Peter's.

Schlimmere Leidenschaften bahnten den Weg zur Empörung, und ein kühner Streich der Prinzessin Daschkaw vollendete das Werk. Sie sondirte die Ismaeloffskygarde, fand sie günstig gestimmt und befahl ihr auszurücken, um die von Peterhoff rückkehrende Kaiserin-Gemahlin bei ihrer Ankunft in der Hauptstadt zu empfangen. Die Garde gehorchte, begrüßte Katharina mit Hurrahgeschrei, und da das Volk beistimmte, rief sie des Kaisers Gemahlin zur Herrscherin aus. Peter wurde verhaftet und bald darauf gemeuchelmörderisch ermordet. Die Prinzessin versichert, daß sie damit nichts zu schaffen, auch die Kaiserin nicht im entferntesten Theil daran gehabt. Mag sein. Doch stellt sie nicht in Abrede, daß die Orloff, denen sie alle Schuld beimißt, nach wie vor die unwürdigen Günstlinge der Kaiserin gewesen. Wie sie daher auch den Mord verschleiern möge, ein Verdacht bleibt auf der Fürstin, ein Schandfleck auf Katharinen.

Ref. würde hier noch flüchtiger vorübergegangen sein, wenn nicht das Zustandebringen dieser wichtigen Revolution an sich denkwürdig und das Hauptereigniß im Leben der Fürstin wäre. Als Wittwe machte sie 1769 eine Reise durch Europa und wiederholte solche einige Jahre später, vorzüglich im Interesse der Gesundheit und der Erziehung ihrer Kinder. In Frankreich wurde sie mit mehren ausgezeichneten Männern bekannt, unter Andern mit Diderot und Voltaire. Als sie bei Letzterm sich einführen ließ, fand sie ihn krank.

Er kam später ins Zimmer, von seinem valet de chambre unterstützt, kniete auf einen großen Armstuhl und blieb in sonderbarer unbequemer Stellung den ganzen Abend mir gegenüber. Möglich, daß dieser Zwang mich zum großen Theile in der Erwartung täuschte, die ich mir von meinem Besuche gemacht.

Bei den ersten Worten der Prinzessin war Voltaire's Benehmen gut Voltairisch.

Er brachte mich ganz aus der Fassung, als er den Arm mit theatralischer Grazie hob und im Tone des Erstaunens ausrief: „Was höre ich! Ist sogar ihre Stimme eines Engels Stimme?" Da ich gekommen war, ihn zu bewundern, hatte ich keinen Gedanken an die Möglichkeit solcher extravaganten Schmeicheleі, und ich glaube, ich sagte ihm das.

Unter ein anderes Reiseereigniß möchte Ref. schreiben: fiat applicatio.

In Danzig, wo wir einige Tage rasten wollten, wohnten wir im russischen Hôtel, dem angesehensten der Stadt. Beim Eintritte in das große Speisezimmer frappirte mich der Anblick zweier Gemälde, zwei von den russischen Truppen verlorene Schlachten darstellend, die Russen übereinandergeschichtet, todt und sterbend, oder knieend zu den Füßen der siegreichen Preußen und um Pardon bittend. Der Aufzug, in welchem hier meine Landsleute erschienen, hier im Angesichte von Reisenden aller Nationen schnitt mir ins Herz und ich stellte unserm chargé d'affaires, Hrn. Rebender, sehr ernsthaft zur Rede, wie er das Aushängen eines so abscheulichen Denkmals unserer Schande gestatten könne. Er antwortete ebenso ernsthaft, daß es gänzlich außer den Grenzen seiner Macht, solches zu verhindern. „Indeß sind Sie nicht die Einzige, Madame", sagte er, „die sich durch jene Schlachtstücke beleidigt fühlen; als Monsieur Orlof vor kurzem auf seiner Durchreise hier abgetreten war, drückte er sich darüber nicht minder unwillig aus." — Und warum, versetzte ich, warum kaufte er sie nicht um jeden Preis und warf sie ins Feuer? Wäre ich zum zwanzigsten Theile so reich wie er, würde ich es auf der Stelle thun. Da das nicht der Fall, will ich mir anders zu helfen suchen. — Sobald der Resident uns verlassen hatte, beauftragte ich die Herren Woltschkoff und Schtellin — Beide unserer Gesandtschaft in Berlin attachirt — mir einige Ölfarben zu kaufen, namentlich blau, grün, roth und weiß, und nachdem das Abendessen vorüber und wir, die Letzten im Zimmer, die Thüren verriegelt hatten, unterstützten mich jene Herren, die Beide den Pinsel zu führen verstanden, die verlorenen Schlachten zurückzugewinnen, indem wir ganz einfach das Blau und Weiß der Preußen *) in das Grün und Roth unserer russischen Helden verwandelten. Der doppelte Sieg kostete uns die ganze Nacht, und die guten Leute im Hause mögen sich nicht wenig gewundert haben, daß eine Dame sich mit zwei Herren einschließen und oft unbändig lachen konnte. Aber mein Einfall entzückte mich dergestalt, daß ich wie ein entlaufenes Kind war, bald außer mir vor Lust, bald zitternd vor Furcht. Um des folgenden Tages bis zur Stunde der Abreise das Zimmer für uns zu behalten, ließ ich meine Koffer hereinbringen und auspacken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Maria von Mancini. Von Sophie Gay. Übersetzt von Fanny Tarnow. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1840. 8. 2½ Thlr.

Das Verhältniß dieser Nichte Mazarin's zu dem Mjährigen Louis XIV. hat schon mehre novellistische Federn früherer und neuerer Zeit beschäftigt. Die Verfasserin gibt uns in diesen zwei Theilen, wie sie bemerkt, eine „historisch treue" Schilderung von Maria's Schicksal, und soweit Memoiren, Zeitungen u. dergl. vorliegen, dürfen wir dieser Versicherung Glauben schenken, da derselben überdem der Inhalt des Buches, der eine einfache pragmatische Fortschreitung darlegt, nicht widerspricht. Allein die Verfasserin durfte kaum wagen, an die langen Abhandlungen und dramatisch armen Situationen in den Romanen der Scudéry zu erinnern, denn in Berücksichtigung der Zeit und des Standpunktes unserer Literatur ließe sich eben von ihrem Buche Ähnliches sagen. Dazu kommt, daß sie für gut gefunden hat, die abenteuernde Königin von Schweden und Ninon de L'enclos, Erstere sogar zweimal, auftreten zu lassen, ohne daß ihre Erscheinung zu irgend einem wesentlichen Bezug erhoben wäre. Die Hauptaufgabe ist jedoch, zu zeigen, daß „die Liebe eines Monarchen zu einer Unterthanin stets ein Unglück sei"; ferner das traurige Bild hinzustellen, welches „das Versinken einer reinen, edeln, stolzen Seele, die sich in den Abgrund des Lasters stürzt, weil es ihr unmöglich gemacht wird, sich wieder zur Tugend zu erheben, in gefühlvollen Herzen erwecken muß." Diese Aufgabe müssen wir jedoch als nicht gelöst ansprechen. Das Vergessen des Königs mußte Maria freilich auf das tiefste erschüttern: allein aus der ganzen Darstellung der Verfasserin ist nicht zu folgern, daß es Maria unmöglich gemacht war, dem Pfade des Gemeinen auszuweichen, noch we-

*) Ja, das Blau und Weiß der Preußen: „the blue and white of the Prussians." Ist das nicht ein Irrthum? Ref. bekennt seinen Zweifel, ob die Armee des großen Fritz blau und weiß, oder bereits blau und roth uniformirt gewesen ist. Möge man ihm die Unwissenheit verzeihen! Sie ist stark, er gibt das zu; aber noch stärker ist es, daß der alte Fritz auf den Brettern des londoner Olympictheaters im „Tagsbefehle" eine rothe englische Gardeuniform trägt.

niger aber liegt in der Anlage des Buches für die Verfasserin ein Recht, die trostlose Versunkenheit, die empörenden Verirrungen Maria's nur in wenigen Zeilen auf der letzten Seite des letzten Capitels summarisch-historisch anzuführen. Ungeachtet dieser Ausstellungen ist das Buch als eine der bessern Erscheinungen mit Überzeugung zu empfehlen.

2. Die Liebhaberjagd. Novelle von Charles de Bernard. Der verliebte Löwe. Novelle von Frédéric Soulié. Aus dem Französischen übersetzt von Karl Ziegler. Lemgo, Meyer. 1840. Gr. 12. ½ Thlr.

„Die Liebhaberjagd" bethätigt einen gewandten Novellisten. Zweck und Mittel sind so scharf erwogen und festgestellt, gleichwol so leicht und sicher behandelt, als sei das Ganze nur so eben hingeschrieben. Es ist ein anziehendes Intriguenspiel, dem man vielleicht den Vorwurf macht, daß es so lahm und nüchtern endet. Allein darin kann die Ironie einen besonders reizenden Vorzug finden: solche Intriguen nämlich enden gewöhnlich noch kläglicher. — „Der verliebte Löwe" ist eine etwas leichte Arbeit. Der Verf. ist zu eilig, Feuilletons zu füllen, und hat daher nicht immer Zeit, den Grundgedanken seiner Conceptionen gehörig durchzudenken und künstlerisch hinzustellen. So müssen wir denn auch die Idee dieser Novelle vollkommen achten, vieles darin Liegende jedoch selber zwischen den Zeilen herauslesen.

3. Hollands romantische Geschichte. Erzählt von J. van Lennep. Zweite Abtheilung: Die Friesen in Rom. — A. u. d. Titel: Charietto und das sächsische Wesen. Zwei historische Novellen. Aus dem Holländischen übersetzt von J. H. F. Lerz. Aachen, Mayer. 1840. Gr. 12. 1½ Thlr.

Die Deutschen sind dafür bekannt, von der Literatur jedes Volkes, welches ihnen nur einigermaßen zugänglich ist, möglichst genaue Kenntniß zu nehmen, und wenn eine Universal- oder Goethe'sche Weltliteratur überhaupt möglich ist, so scheint der Deutsche vorzugsweise berufen, sie zu verwirklichen. Daß er bei einer solchen Richtung dennoch lange Zeit hindurch keine besondere Notiz von seinem nächsten Nachbar und Verwandten, dem Holländer, nahm, ist ganz einfach in der Thatsache begründet, daß der Holländer sich in andern Fächern zu consolidiren und zu bereichern bemüht war, als in der Unterhaltungsliteratur. Van Lennep hat zuerst wieder die Aufmerksamkeit der Deutschen rege gemacht; wenn es jedoch verstattet ist, von den vorliegenden beiden Novellen einen allgemeinen Schluß zu machen, so wäre Ref. fast zu der Behauptung geneigt, die geringe Productivität der Deutschen sei eben sowol als die Neigung zur Weltliteratur eine Triebfeder, sich mit einer gewissen Hast und Ängstlichkeit überall nach neuen Erscheinungen umzusehen. Van Lennep sucht die Romantik da, wo sie doch wol nicht zu Hause ist, er sucht sie wenigstens auf einem unfruchtbaren Felde, wenn er die in römischen und einigen andern Schriftstellern dürftig zerstreuten Nachrichten in ein Bild zu fassen sich bemüht. Jene Zeit, von welcher nichts übrig geblieben ist als einige Urnen und Metallsachen, ist für uns todt; die wenigen Sagen, die Bruchstücke einiger Schriftsteller treten uns nicht frei und warm und bekannt entgegen, sondern fast wie Scheu erregende Erscheinungen, da sie jedes Bezuges auf unser Sein, Thun und Treiben entbehren. So sind denn auch die beiden vorliegenden Novellen kaum geeignet, uns festzuhalten. Sie gehören jener Zeit an, wo das Christenthum schon hier und da Wurzel faßte, und wäre ihre Aufgabe etwa, den Kampf desselben mit dem Heidenthum, den Kampf der Götter gegen Gott, darzustellen, so möchten sie wol in den Bereich der Poesie oder Romantik sich erhoben haben; allein es handelt sich hauptsächlich nur um Grund und Boden. Eine spätere Zeit, diejenige nämlich, wo Holland durch seine Seemacht unter den Völkern sich bemerklich machte, bietet gewiß reichern und der Romantik zusagendern Stoff dar, und wir wollen erwarten, wie der Verf. sich in dieser Zeit bewegen wird. Dabei wird es ihm vielleicht auch gefällig sein, den Leser mit historischen Citaten und sonstigen Erläuterungen zu verschonen. Ein Gedicht — und die Novelle, wenn sie auch eine historische ist, bleibt immer ein Gedicht — muß von solchen Citaten, welche bei einer Abhandlung nothwendiges Requisit sein mögen, durchaus unabhängig sein, wenn es der Gefahr ausweichen will, für einen Zwitter angesehen zu werden. 34.

Notizen.

Die Geographische Gesellschaft zu London erhielt in ihrer Sitzung vom 23. Nov. 1840 eine Mittheilung über einen Ausflug, den Ainsworth in April d. J. von Mosul nach Al Hadhr gemacht hat. Nachdem er die Täuschung erfahren hatte, einige schroffe Hügel für diesen Ort anzusehen, entdeckte er am vierten Tage seiner Reise die wirklichen Ruinen, deren Anblick er als höchst überraschend und bezaubernd bezeichnet, theils wegen ihrer eignen Schönheit, theils wegen ihrer Lage, die durch den kurzen, aber treffenden Ausdruck des Ammianus: in media solitudine, vollkommen richtig geschildert ist. Die Reisegesellschaft fand dort Araber von dem Zweige Lamud des Schammarstammes, um ein Feuer von Kameelmist gelagert, welche ihr durch ihre Fragen nach der Lage der Schätze, die sie ihrer Ansicht nach zu suchen gekommen sei, sehr beschwerlich fielen, bis sie durch die Darlegung des wirklichen Zwecks der Reise, sowie durch ein unter ihnen verbreitetes Gerücht, den Reisenden folge ein Heer, beschwichtigt wurden. Ainsworth hatte mehr Muße zur Untersuchung der Ruinen als früher Dr. Roß, welcher bei seinem Besuche von den Arabern bis aufs Hemde ausgeplündert wurde und kaum mit dem Leben davonkam. Zudem sind bei der ununterbrochenen Veränderung, welcher diese Ruinen unterworfen sind, manche Theile derselben erst seitdem zum Vorscheine gekommen. Die Verschiedenheit in dem Charakter der Bauart erschwert eine genaue Bestimmung, wer der Erbauer von Al Hadhr gewesen sei. Auf der Vorderseite der Mauer finden sich zwei in Stein gehauene Inschriften, eine chaldäische und eine arabische, aber beide offenbar aus einer spätern Zeit als der der Erbauung. Die erstere erscheint als die Klage von Juden in der Gefangenschaft; die andere bekundet die Ausbesserung des Baues durch Mesud Ibu Modud Ibu Tamanki im 586. Jahre der Hegira, oder 1170 n. Chr. Der Name Al Hadhr scheint in Bezug auf das arabische Wort Hater zu stehen, welches die Stadtbewohner bezeichnet, im Gegensatze zu den Beduinen, den Nomadenstämmen. Einer ältern Ableitung nach aber bedeutet im Chaldäischen Huter oder Hater das Scepter und, davon übergetragen, den Sitz der Herrschaft. Auch scheint sicher der chaldäische Ursprung der Stadt anzunehmen zu sein.

Die Bestrebungen der Herren Montefiore und Cremieux auf ihrer orientalischen Reise haben sich nicht auf die rechtlich-politische Stellung ihrer Glaubensgenossen beschränkt, sondern auch auf die Interessen ihrer Bildung ausgedehnt. Namentlich gehört hierher die Errichtung von Schulen für israelitische Kinder zu Kairo, wo bisher in diesem Bezug eine traurige Vernachlässigung und in Folge davon Unwissenheit geherrscht hat. Cremieux hat ein Erfolg versprechendes Erziehungssystem eingerichtet, die Lehrgegenstände für die Knaben sind hebräische, arabische, französische und italienische Sprache, Arithmetik und Geographie; für die Mädchen die beiden erstern Sprachen nebst einiger Kenntniß der letztern und die verschiedenen Arten weiblicher Handarbeiten. Er hat dazu für seine Person jährlich eine Unterstützung von 6000 Francs bestimmt. Alle Franzosen von Auszeichnung zu Kairo, sowie der Oberrabbiner und andere vornehme Personen haben ihm ihre thätige Mitwirkung geliehen; Clot Bei hat die ärztlichen Dienste unentgeltlich übernommen. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 29. — 29. Januar 1841.

Neue englische Literatur.

(Fortsetzung aus Nr. 28.)

Im J. 1778 besuchte die Fürstin Daschkaw Schottland und brachte ihren Sohn für einige Zeit auf die Universität Edinburg unter Obhut des Rectors Robertson. „Die Namen Robertson", sagt sie, „Blair, Adam Smith und Ferguson sind ebenso viele Bürgen für das Vorrecht und Vergnügen, das ich in ihrer Gesellschaft genoß." Aber auch sie war Gegenstand allgemeiner Bewunderung, nicht blos wegen ihres Witzes und ihrer vielseitigen Kenntnisse, sondern gleich sehr wegen ihrer Herzensgüte, ihrer Offenheit und ihrer Mildthätigkeit. Bei ihrer Rückkehr nach Rußland empfing sie von Katharinen vielfache Beweise kaiserlicher Huld und wurde zuletzt von der allgewaltigen Herrin, die aus eigener Erfahrung sich überzeugt zu haben glaubte, daß Frauen für Geschäfte jeder Art ebenso gut passen wie Männer, zum „Director der Akademie der Künste und Wissenschaften" ernannt. Zu Ehren der Prinzessin sei es gesagt, daß sie die Ernennung ablehnte. Allein der Wille der Kaiserin war peremtorisch, die Fürstin mußte gehorchen. Sobald sie das einmal eingesehen, widmete sie sich ihren neuen Pflichten mit ihrer gewöhnlichen Raschheit und ihrem gesunden Verstande. Von dem berühmten Euler begleitet, nahm sie den Präsidentenstuhl ein und hielt eine Rede voll Beziehung und Salz. Die Akademie war in einem Zustande des Verfalls und der Bestechlichkeit. „Von heute an", sprach die Rednerin, „ist in der Akademie nichts mehr käuflich." Außerdem hatte die Akademie Schulden und kein Geld zu Druckwerken. Die Prinzessin ließ die Verhandlungen veröffentlichen „und die aus der akademischen Druckerei hervorgehenden Bücher 30 Procent unterm Ladenpreise verkaufen. Das setzte mich bald in den Stand, die Schulden zu bezahlen, die Gehalte der Professoren zu erhöhen und drei neue Lehrstühle für Mathematik, Geometrie und Naturgeschichte zu errichten, wo die Vorlesungen gratis waren." Kurz, ohne Beihülfe von außen brachte die Fürstin binnen Jahresfrist die Akademie zur Ordnung.

Die Prinzessin überlebte ihre Gebieterin, wurde unter Paul exilirt und von Alexander zurückgerufen. Von 1803 bis zu ihrem Sterbejahre 1810 wohnte sie meist auf ihrem Gute Troitskoe unweit Moskau und wurde hier von Miß M. Wilmot aufgesucht, einer jungen Engländerin, deren Ältern die Fürstin gekannt. Ihr vertraute sie die Memoiren zum Zwecke der Veröffentlichung, und als Mistreß Bradford hat die Empfängerin dem Auftrage genügt. Kurz vor dem Tode der Fürstin schreibt eine Schwester der Miß Wilmot an diese:

Ich wünschte, du könntest die Prinzessin sehen, wenn sie spazieren geht, oder Schau über ihre Unterthanen hält. Ein alter brauner Überrock und ein seidenes, zu Fetzen abgetragenes Tuch um den Hals machen ihren Anzug; und kein Wunder, daß das Tuch in Fetzen ist, denn seit 18 Jahren trägt sie es und will es tragen, so lange sie lebt, weil es ihrer theuern Mistreß Hamilton gehört hat. Sie ist über und über Original, in ihrer äußern Erscheinung, in ihrer Art zu sprechen, in Allem und Jedem, was sie thut. Wird eine Mauer aufgeführt, hilft sie den Maurern; beim Straßenbau leistet sie Handdienste, dann füttert sie die Kühe, componirt und schriftstellert; in der Kirche redet sie ganz laut, und predigt der Geistliche nicht fromm genug, weist sie ihn zurecht; in ihrem kleinen Theater spricht sie ebenfalls laut, und fallen die Schauspieler aus der Rolle, soufflirt sie ihnen; sie ist Doctor, Apotheker, Chirurg, Roßarzt, Zimmermann, Richter, Advocat — verrichtet, mit Einem Worte, täglich die heterogensten Dinge, correspondirt mit ihrem Bruder, der den ersten Posten im Staate bekleidet, mit Autoren, Philosophen, Juden, Dichtern, mit ihrem Sohne und mit ihren sämmtlichen Verwandten, und doch scheint die Zeit centnerschwer auf ihr zu liegen. Sie gibt mir stets die Idee einer Fee, und ich sage das nicht im Scherz, der Gedanke verläßt mich keinen Augenblick.

Angehangen sind, erst eine Zahl Briefe, dann ein Bericht der Herausgeberin über ihren Aufenthalt in Rußland. Letzterer allein würde das Werk empfehlen. Was meinen Leser und Leserinnen zu Folgendem:

Peter I. hatte die Gewohnheit, Edelleute, die sich ihm misfällig gemacht, mittels Ukase zu Narren zu erklären. Von diesem Momente an wurde der Unglückliche das Stichblatt des ganzen Hofes. Sagen durfte er, was er wollte, aber jeder durfte ihm Fußtritte oder die Hetzpeitsche geben, ohne daß er es hätte wagen können, sich zu revanchiren. Was er that, wurde lächerlich gemacht, seine Klagen wurden wie Scherze behandelt, seine Spöttereien verhöhnt und im glücklichsten Falle ihm versichert, daß er ein fabelhaft vernünftiger Narr sei. Die Kaiserin Anna trieb diese abscheuliche Grausamkeit noch weiter. Einmal verkündete sie, daß ein Prinz G—, zur Strafe für ein kleines Versehen, in eine Henne verwandelt worden sei. Demgemäß ließ sie in einen der Hauptsäle ihres Schlosses einen großen Korb stellen, mit Stroh gefüttert, dieses zu einem Neste ausgehöhlt und in dem Neste ein Schock Eier. Da mußte nun der Prinz zu gewissen Stunden, bei Todesstrafe, auf dem Neste sitzen und, damit dem Lächerlichen nichts fehle, das Gackern einer Henne nachahmen. Dieselbe Kaiserin hatte die Gräfin

Tschernicheff sehr gern und beorderte sie oft zu sich, ihr Spaß zu machen. Einst wurde die arme Dame krank und ihre Füße schwollen, daß ihr das Stehen Höllenqualen verursachte. Die Kaiserin sah das, allein ohne Gedanken an die Möglichkeit, daß eine Unterthanin in Gegenwart ihrer Herrin müde sein könne, fiel es ihr lange nicht ein, der Leidenden eine Erleichterung anzubieten. Eines Tages jedoch, wie die Gräfin, der Ohnmacht nahe, vergebens von einem Fuße auf den andern trat und sich dennoch zur Heiterkeit zwang, erbarmte sich die Kaiserin der armen Favorite und sagte: „Du kannst dich auf den Tisch dort stützen und Anna Iwanowna mag vor dich treten, damit ich dich nicht sehe."

Das Buch ist voll Beiträge für die Hofgeschichte Rußlands.

3. Travels to the City of the Caliphs. By *J. R. Wellsted.* Zwei Bände. London 1840.

Nur wenige Monate früher erschienen von demselben Verfasser „Travels in Arabia". Damit es nun nicht befremde, ihn schon wieder unter den Reisebeschreibern zu finden, gesteht er ehrlich, daß sein Theil an gegenwärtigem Werke vorzugsweise im Ordnen der von seinem Freunde, dem Marinelieutenant Ormsby, dar drei Jahre im Orient gelebt, ihm anvertrauten Materialien bestehe. So ist er demnach diesmal um eine Kleinigkeit mehr als Herausgeber, hat aber „seine Sache gut gemacht". Wenn übrigens dieses Werk den in Nr. 311 d. Bl. f. 1840 angezeigten „Travels in Koordistan", von J. Baillie Fraser (London 1840) zu schnell auf dem Fuße folgt, als daß der Herausgeber bei seinen Mittheilungen über Bagdad und namentlich über die daselbst 1831 herrschende Pest sammt den fast gleichzeitigen Drangsalen der Hungers-, Wassers- und Kriegsnoth muthmaßlich aus jenen geschöpft haben könnte, so ist damit Gelegenheit zur Vergleichung gegeben, und Ref. kann versichern, daß, so weit er selbst solche angestellt, sie bei vielfacher Abweichung in Einzelnheiten für das Glaubwürdige beider Werke im Allgemeinen das vortheilhafteste Zeugniß gibt.

Obwol „die Stadt der Khalifen", ungeachtet sie voran auf dem Titelblatte steht, nur den kleinern Theil des ganzen Buch füllt, indem die Ufer des persischen Golfs und des mittelländischen Meeres, Arabien und die Insel Socotra den meisten Raum einnehmen, so dürften doch frühere Eindrücke, Erinnerungen aus den Tagen des Märchenerzählens eine Menge Leser am liebsten bei Bagdad verweilen lassen. Auch will Ref. nicht leugnen, daß, obschon er das ganze Buch mit Vergnügen und mit Nutzen gelesen, doch der von Bagdad handelnde Theil ihm am besten gefallen hat. „Es sind geheime Zauber, die an Bagdad binden." Nach einer geographischen und geschichtlichen Beschreibung der einstigen Hauptstadt des Saracenenreichs und der jetzigen Metropole eines türkischen Pascha nähert sich der Verf. Bagdad.

Die Sonne ging auf, und wiewol noch viele Meilen entfernt, schien Bagdad vor uns in der Luft zu schweben. Die Rosenfarben des Morgens lagen auf seinen vergoldeten Domen, auf seinen Minarets und auf all den prunkenden Zeichen östlicher Herrschaft und östlicher Pracht. Es war eine Scene, in der das Auge schwelgte.

Moscheen, Karavanseraien, Schulen, Bäder und der Palast des Gouverneurs machen die öffentlichen Gebäude aus. Die Moscheen, gleich allen andern Häusern von Backsteinen, zählten 1830 an die hundert; doch waren sie nicht auffallend reich. Ein Viereck, von einem Dom überragt und mit einem Wasserbehälter zum Behuf der Abwaschungen nach dem Gebete, ist der gewöhnliche Baustyl. Außerdem hat jede Moschee einen zierlichen Thurm oder Minaret, die Spitze mit einer kleinen Galerie umgeben, von welcher der Muezzin die Moslem zum Gebete ruft.

Bei jeder Moschee befindet sich eine, durch freiwillige Beiträge erhaltene Schule, in welcher Knaben unentgeldlich in Lesen, Schreiben, der Lehre von Gott und im Koran unterrichtet werden — dies die ganze Erziehung, die ein Moslem für seinen Sohn nöthig glaubt.

Weder die Karavanseraien, noch der Gouvernementspalast sind bemerkenswerthe Denkmäler der Baukunst.

Mir bietet eine Stadt des Orients nichts Anziehenderes als die Bazars. Es sind enge Straßen, sei es, mit Backsteinen überwölbt, oder mit einem Dache von Gras, trockenem Laube und ausgespannter Leinwand, auf Querbalken ruhend, die von Haus zu Haus reichen.

Am Tage nöthigt die Hitze, in den vier Pfählen zu bleiben, aber

des Nachts tauchen hundert Flammen auf, aus Lampen oder von Fackeln, und verwandeln Alles in Leben und Luft. Die Läden zu beiden Seiten sind kleine Zimmer, ungefähr acht Fuß im Geviert und quervor offen. Meist einen Fächer in der Hand, sitzt der Eigenthümer auf der Flur, die gegen drei Fuß höher liegt als die Straße. Käufe von keiner besondern Wichtigkeit werden von der Straße aus abgeschlossen. Gilt es dagegen einen bedeutenden, viel Zeit erfordernden Handel, so setzt sich der Käufer neben den Verkäufer, Pfeifen und Kaffee werden gebracht und des hochwichtigen Handels mit aller Umständlichkeit gepflogen. Mit möglicher Ausnahme der Perser dürften die Krämer von Bagdad keinen in Osten an Gewandtheit nachstehen; auf den ersten Blick entdecken sie die schwache Seite ihres Kunden.

Jeder Handelszweig hat seinen besondern Bazar. Der reichste ist der der Tuchhändler, wo die kostbarsten Kleider von Surat Musselin, Shawls aus Kaschmir, Säbel aus Damascus und Teppiche aus Persien in verführerischem Glanze ausliegen. Auch Rosenessenz ist ein besonderer Artikel und kostet bisweilen die Unze an 35 Thaler.

Als ein Ganzes gefällt Bagdad beim ersten Eintritte nicht; die Straßen sind enge, dunkel, schmuzig und feucht. Doch soll das Abstoßende der Häuser nicht zu dem Glauben verleiten, daß die Inwohner arm oder wol gar in Noth.

Unter despotischer Regierung ist es zum System geworden, äußern Glanz zu meiden. Im Innern sind die Häuser oft kostbar und köstlich ausgestattet. Hohe Spiegel bedecken die Wände und die Zwischenräume sind geschmackvoll mit Perlmutter verziert.

Schnitzwerk, Kissen von schwerem carmoisinen Sammet, reiche Teppiche und seltene Pelze sind gewöhnliche Zuthaten. Dem Scheine nach ist der Fleiß in Bagdad heimisch, bei den Krämern wie bei den Kaufherren, bei diesen wie bei den öffentlichen Beamten. „Pflastertreter" hat Bagdad nicht. Und doch sind die Menschen dort von Natur träge. Die kleinsten Vergnügungen ziehen sie an; Kaffee, Pfeifen, Bret- und Schachspiel und das Anschauen gelernter Tänzer sind — ins Geheim — ihre größten Ergötzlichkeiten. Enthaltsam in Gesellschaft, mögen sie gern, sich selbst gegenüber, mehr als Ein Gläschen trinken und lieben auch

Opium und die berauschenden Körner einer besondern Hanfart. Gewänder von Purpur- oder Scharlachseide, Turbane von feinem weißen Musselin und weite Beinkleider mit Socken von glänzend-gelbem Leder sind der Anzug der höhern Stände; der Plebs begnügt sich mit einem Hemde und einem Gürtel um die Hüften. Indessen kann letzteres so übel nicht sein in einer Stadt, wo das Thermometer oft auf 124 Grad Fahrenheit Wärme steigt und bei blos 90 Grad die Menschen sich ganz gemächlich fühlen.

Bagdad, wie es 1830, ist auch zum größten Theile Bagdad, wie es 1840, denn immer mehr verschwinden die Spuren der von Pestilenz, Hungers-, Wassers- und Kriegsnoth angerichteten Verheerungen, und dürften auch noch Jahrzehnde vergehen, ehe ganz Bagdad wieder ist, was es gewesen, so ersteht es doch in jedem seiner Theile nach der frühern Form.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte Kaiser Friedrich's IV. und seines Sohnes Maximilian I. Von Joseph Chmel. Erster Band: Geschichte Kaiser Friedrich's IV. vor seiner Königswahl. Mit 48 urkundlichen Beilagen. Hamburg, F. Perthes. 1840. Gr. 8. 3 Thlr.

Wie eine an sich untergeordnete Figur eines Gemäldes durch ihre Stellung und Umgebung gehoben werden kann, so treten auch historische Personen, selbst wenn sie durch eigene Kraft nur einen kleinen Kreis menschlicher Thätigkeit beschreiben, durch Geburt, Stellung und gleichzeitige Ereignisse in den Vordergrund gedrängt, dem Blicke des aufmerksamen Beobachters so nahe, daß er sie nirgend aus dem Auge verliert, noch, ohne den Zusammenhang und das Verständniß des Ganzen aufzuopfern, verlieren darf. Ja, es läßt sich behaupten, um die Standpunkte gewisser Persönlichkeiten und um gewisse Zustände der Zeit gruppiren sich die Ereignisse dermaßen, daß man trotz der geringen Spannkraft der erstern und trotz der Betrübtheit der letztern dennoch in beiden eine Wichtigkeit und gleichsam einen Mittelpunkt der Ereignisse anerkennen muß, dem die Geschichte ihre Aufmerksamkeit nicht entziehen kann. Eine solche historische Person, die, um mit Rotteck zu reden, 53 Jahre lang auf die großen Weltbegebenheiten ihrer Zeit vom Throne herabschaute, war Kaiser Friedrich aus dem Hause Habsburg, von den östreichischen Schriftstellern der vierte*), von den deutschen Historikern, weil diese Friedrich den Schönen, den Gegner Kaiser Ludwig's des Baiern, als deutschen König nicht anerkennen, der dritte genannt. Seine Regierungszeit einen bedeutenden Theil der Übergangsperiode von dem Mittelalter in die neuere Zeit ausfüllend, war Zeuge von Begebenheiten, die für die Entwickelung des europäischen Staatensystems und für die Verhältnisse der Kirche, des Handels und der gesammten geistigen Cultur Europas bedeutungsvoller wurden, als es irgend eine Periode des frühern Mittelalters gewesen war.

Während nämlich im Westen die letzten Trümmer der maurischen Herrschaft von Ferdinand und Isabella (1492) hinweggeräumt wurden, im Nordosten Iwan Wassiljewitsch das Mongolenjoch von dem Nacken der Russen abschlug (1477), der Friede zu Oliva aber (1466) die Macht des deutschen Ordens für immer brach und die Elemente zum preußischen Staate für künftigen Ausbau in Bereitschaft legte, hatte sich die türkische Macht immer tiefer in den Boden des östlichen und südöstlichen Europas eingewühlt und Mohammed's II. Schwert von dem morschen Rumpfe des oströmischen Reichs das kolossale Haupt, Konstantinopel, abgeschlagen (1453): sein Fall erschütterte den Boden des christlichen Europas und Alle, die es hörten, erschraken. Während in England die beiden Hauptlinien des Hauses Plantagenet, Lancaster und York, in einem wahrhaft wüthenden Kampfe, den die Geschichte den der weißen und rothen Rose nennt, sich gegenseitig vertilgten (1455 — 85), um der aus Wales stammenden Familie Tudor das blutende Volk und das verwilderte Land zu überlassen; während der skandinavische Norden in Folge der kalmarischen Union in einer blutreichen Krisis lag, deren Entscheidung das nordische Übergewicht von dem mittelalterlichen Dänemark auf das jüngere Schweden zuletzt übertrug, die deutsche Hansa aber, von der Last der Jahre gebeugt, gegen die neue Entwickelung der nordischen Dinge vergeblich kämpfte, ging Frankreich aus einem verhängnißvollen Kampfe mit England und mit sich selbst siegreich hervor, sprengte glücklich das große burgundische Erbe zum Schaden Oestreichs auseinander, versetzte zuerst für Jahrhunderte hinaus den seit der Zeit immer entscheidungsvollen Kriegsschauplatz der abendländischen Mächte auf die italienische Halbinsel und stieß, arrondirt, wie es war, auf die habsburgische Hausmacht und auf das deutsche Reich, die beide zu keiner Zeit so zerrissen waren als gerade damals. Und hätte Ungarn nach einen Matthias Corvinus hervorgebracht, wie der war, der den Kaiser Friedrich ängstigte, und wäre es nicht genöthigt gewesen, sich mit der ganzen Energie seines Volks den Türken in den Weg zu werfen, nicht sowol um den östreichischen Herzogshut und das Zepter des deutschen Reichs gegen den Turban und den Halbmond zu vertheidigen, als vielmehr sich selbst und das Christenthum gegen die Lehre Mohammed's zu retten, wer weiß, was aus der früher und später so gefürchteten Macht der Habsburger geworden sein möchte. Während endlich Vasco de Gama die Europäer um das Cap der guten Hoffnung nach dem ersehnten Ostindien und zu dessen Schätzen führte (1486) und eine Handelsrevolution vorbereitete, die, durch Amerikas Entdeckung mächtig befördert, die Handelsmarine des stolzen Venedigs und der Hansa auf ein immer kleineres Fahrwasser beschränkte, während eine kirchliche Reformation sich ernstlich Bahn zu brechen suchte, deren Nützlichkeit und Beschützungsrecht aber Äneas Sylvius dem Kaiser Friedrich klüglich ausredete und bei dem entzückenden Anblicke der Fleischtöpfe Roms sich selbst gänzlich aus dem Sinne schlug, ohne deshalb die Dinge, die da kommen sollten und mußten, aufzuhalten, hatte die Buchdruckerkunst an die geistige Kraft der Menschheit einen Hebel gesetzt, dessen Stärke Alles übertraf, was seit Erfindung der Buchstabenschrift und Schreibekunst für die menschliche Vernunft und ihre Entwickelung geleistet worden war: denn diese sah von nun an ihre Monumente der Vergessenheit entrissen, und dies gab ihr den Muth, fester als je an die Göttlichkeit ihres Ursprungs zu glauben und die Nothwendigkeit ihres Triumphs zu vertheidigen. Das ist in kurzen Umrissen das Bild der Zeit, die Kaiser Friedrich sah.

Verstand aber Friedrich die Zeichen dieser inhaltschweren Zeit und suchte er mit klarem Blicke zu erforschen, was in ihrem Schooße verborgen liege? Das war allerdings seine Sache nicht. Er las lieber die Geschicke der Menschheit mit der andächtigen Miene eines Astrologen in den Gestirnen und spürte mittels seiner Destillirkunst mit den abergläubischen Grundsätzen eines Alchymisten den Geheimnissen der Natur nach. Oder ließ etwa dieser Monarch durch die Stürme, die die Existenz seines Hauses, ja Europas politische und kirchliche Zustände bedrohten, sich aus seiner Ruhe aufschrecken und zu einer kraftvollen Thätigkeit emporraffen? Keineswegs. Er trug ruhig die Lieblinge seiner Pflege, die Blumen, in ihr Winterasyl, wenn auch der betäubende Ruf erscholl: „Hannibal ante portas!" Oder fühlte er einen gleichen Ehrgeiz in sich, als gleichzeitig Heinrich VII. von England den erschütterten Thron mit kräftiger Hand befestigte, als Ferdinand der Katholische von Spanien mit Plan-

*) „Das Reichstagstheatrum" (Jena 1713) nennt ihn sogar, mit noch weniger Recht, Friedrich V.

mäßigkeit und Trug die drohende Übermacht seines Staates begründete, als Ludwig XI. von Frankreich mit wahrhaft teuflischer Kunst die für die Könige verführerische aller Sirenen, die Despotie, auf den Thron setzte und Matthias Corvinus von Ungarn durch glückliche Eroberungen und kluge Thätigkeit im Innern des Landes das Haus Östreich ebenso sehr zu gefährden als zu verdunkeln schien? Er vertraute ruhig dem Glücksstern seines Hauses und ließ den Dingen ihren Lauf. Haben etwa die vielen Reichstage — unter keiner Regierung ist in Deutschland so viel gereichstagt worden, als unter der seinigen — die er zusammenberief, des Reiches Einheit, Ehre und Macht gefördert? Nein. Sie waren beinahe ebenso viele Gelegenheiten zu zeigen, wie sehr Deutschland, zerrissen und durch Sonderinteressen getheilt, keines gemeinsamen Beschlusses oder wenigstens keiner gemeinsamen Ausführung fähig sei. Vermochten endlich die vielen Fehden zwischen Städten, Adel und Fürsten, die selbst dem Faustrechte des 13. Jahrhunderts alle Ehre gemacht haben würden, den Kaiser aus seiner Gemächlichkeit in Wien oder Linz aufzustören? Mit nichten. Er schenkte ihnen nur dann einige Aufmerksamkeit, wenn er Vortheil daraus ziehen zu können glaubte. Und dennoch hat dieser Monarch in der Hauptsache Alles erreicht, was unter den obwaltenden Umständen das Haus Östreich nur immer erwarten konnte. Er sah noch selbst unter seinem Sohne Maximilian I. die Anfänge der großen Macht Habsburgs im Hintergrunde entstehen; und schon 27 Jahre nach seinem Tode stellte der Gang der Ereignisse seinen Urenkel Karl V. als den mächtigsten Herrscher der christlichen Welt in den Vordergrund. Man hat Friedrich III. vielfach geschmäht; er läßt sich vertheidigen, wie es Bülau in seiner „Geschichte des europäischen Staatensystems" gethan hat: die Zustände der menschlichen Gesellschaft und die Gewalt, die in ihrer Entwickelungsnothwendigkeit liegt, sind mächtiger und weiser zugleich als der Mensch.

Ein Monarch nun, der einem so merkwürdigen Zeitalter angehört, ein Monarch, der wegen seiner Theilnahmlosigkeit und Ruheliebe mit der beweglichen, unruhigen und gefahrvollen Zeit scheinbar im Widerspruche stehend, dennoch nicht nur die Familienmacht der Habsburger zum Theil wiederhergestellt, sondern auch den Thron Deutschlands und ein europäisches Übergewicht seinem Hause in der Zukunft gesichert sieht, verdient wol keinen so untergeordneten Platz in der Geschichte, als ihm, wenn man seine Individualität an sich betrachtet, zu gebühren scheint. Wir dürfen es daher schon aus diesem Grunde als ein Verdienst ansehen, welches sich unser Verf. um die Geschichtswissenschaft erwirbt, daß er sich speciell mit der Geschichte dieses Fürsten und seiner Zeit beschäftigt und durch zahlreiche Urkunden aufzuhellen bemüht ist, dieses Verdienst wächst aber um ein Bedeutendes durch folgende Umstände. Erstlich dadurch, daß vermöge der bedeutenden Anzahl neuer Urkunden — Diejenigen, welche des Verf. „Materialien zur östreichischen Geschichte" (1832 — 40) und seine „Regesten Kaiser Friedrich's IV." kennen, werden ihre Anzahl und Bedeutsamkeit ermessen können — das vorliegende Werk seinem urkundlichen Werthe nach der „Historia Friderici III." von Aeneas Sylvius und Grunbeck's*) „Lebensbeschreibung Kaiser Friedrich's III." an die Seite gesetzt werden darf. Zweitens hatte der Verf. in Östreich mit Schwierigkeiten zu kämpfen, die wir in Deutschland nicht kennen, und er sah sich nicht sowol von dem in Östreich herrschenden Sinn für Geschichte unterstützt oder aufgemuntert, als vielmehr bewogen, durch sein Beispiel auf die Erweckung desselben hinzuwirken. Sein Fleiß endlich, aus Begeisterung für sein Lieblingsfach hervorgegangen und aufrecht erhalten, hat Mühen ertragen und Resultate gehabt, wofür ihm besonders die Geschichtschreiber der östreichischen Erblande dankbar sein müssen. Übrigens lernt man aus der Vorrede des ersten Bandes, daß der Verf. seine schwierige Aufgabe recht wohl kennt und weiß, wieviel immer noch zu thun übrig bleiben werde. Daher ist auch der Ton seiner Vorrede sowol als der des Buchs selbst bescheiden und von aller Ostentation weit entfernt. Nur das Eine möchten wir tadeln, daß der Verf. oft zu unbedeutende Specialitäten in die Darstellung aufgenommen, sich dieselbe dadurch auch stylistisch erschwert und so bewirkt hat, daß sein Buch theilweise von der Würde eines eigentlichen Geschichtswerks zu dem tiefern Range eines bloßen Urkundenbuchs herabgedrückt worden ist. Denn daß der Verf. der Geschichtswissenschaft vollkommen würdig zu schreiben verstehe, wenn er sich nicht durch urkundliche Kleinigkeiten beengt oder durch den Text der Urkunden beschränkt fühlt, das gibt die Schlußbetrachtung zu erkennen, die wir beinahe in jeder Hinsicht mit Vergnügen und besonders mit dem lebhaften Wunsche gelesen haben, daß sein Beispiel ähnliche Männer in Östreich erwecken und die historische Aufklärung daselbst fördern möge; denn diese Aufklärung ist sowol gegen politische als religiöse Obscuranten, eine Brut, die der Boden unserer Zeit in größerer Anzahl trägt, als sich die gutmüthige Leichtgläubigkeit der Deutschen zu überreden vermag, ebenso nothwendig als nützlich.

(Der Beschluß folgt.)

*) Grunbeck war geheimer Rath, Mathematikus und Geschichtschreiber Friedrich's und seines Sohnes Maximilian I. Sein Werk geht bis 1508 und ward herausgegeben von Moser (Tübingen 1721).

Literarische Notiz.

Von Henry W. Acland erschien: „The plains of Troy. Illustrated by a panoramic drawing taken on the spot, and a map constructed after the latest survey" (Oxford 1839). Diese panoramische Zeichnung, vom Tumulus des Aesyetes — *Αἰσυήταο γέροντος* — aufgenommen, die Karte und die begleitende Beschreibung werden von englischen Journalen den Alterthumskennern und Verehrern Homer's angelegentlichst empfohlen. Mr. Henry Acland ist muthmaßlich der jüngere Sohn des Sir Thomas Acland und noch Student zu Oxford. Trotz der Jugend des Verfassers ist seine Beschreibung der Localität zwar bescheiden aber nicht ohne Spuren gelehrten Studiums. Er sagt: „Die Zeichnung wurde während dreier Besuche in Troas in dem Jahre 1838 gemacht, ohne Absicht, sie zu publiciren; und in der Beschreibung, obgleich ich ein umfangreiches Tagebuch führte, zog ich vor, wo immer nur möglich, die Werke wohlbekannter Autoren zu citiren. Mein einziger Wunsch ist, daß beide, Zeichnung und Beschreibung, so unvollkommen sie auch sein mögen, den Liebhabern classischen Bodens, besonders Denen, welche die über diesen Gegenstand existirenden kostbareren und weitläufigern Werke nicht besitzen, einiges Vergnügen und einige Belehrung gewähren mögen." Mr. Henry Acland machte, wie aus einigen Andeutungen hervorgeht, seine Reise nach dem mittelländischen Meere in der Absicht, seine geschwächte Gesundheit wiederherzustellen. Um sich auf dem Grund und Boden des Homerischen Gedichts zu orientiren, kann nichts geeigneter sein als Mr. Acland's Zeichnung und Karte. Bei Gelegenheit einer Berichterstattung über das Werk führt das „Quarterly rewiew", als es auf eine Bemerkung über die Grabstätte des Achilles zu sprechen kommt, folgende charakteristische Anekdote an: „Wir hoffen, daß es Mr. Acland nicht so gegangen sein wird wie jenem Edelmann, welcher sich Collins' Grab zeigen ließ und aus Trauer und Bewunderung über des Dichters Asche die hellen Thränen vergoß. Da wandte sich der Todtengräber plötzlich zu ihm mit den Worten: Lord, Sire, bitte um Verzeihung; das hier ist das Grab Collins' des Schuhflickers; Collins der „Scollard" liegt drüben, ich kann mich nur nicht genau erinnern wo." S.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 30. — 30. Januar 1841.

Neue englische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 29.)

4. A narrative of missionary enterprises in the South Sea Islands; with remarks upon the natural history of the Islands, origin, languages, traditions, and usages of the inhabitants. By *John Williams*, of the London missionary society. London 1840.

Ein bereits in Tausenden von Abdrücken ausgetheiltes Vermächtniß eines Todten. Der Titel des Werks nennt dessen Inhalt. Nächst der persönlichen Geschichte des Verf. bringt es seine Beobachtungen über die physischen Eigenthümlichkeiten der Südseeinseln und das Resultat seiner Forschungen über den Ursprung, die Sprache, die Traditionen, die Sitten und Gebräuche der Südseeinsulaner. Das Hauptfeld seines Wirkens und Strebens waren theils die Hervepinseln, eine Gruppe von sieben, 5 — 600 Meilen westlich von Tahiti und wenig bekannt, ehe der Verf. und sein College Bourn sie 1823 besuchte, theils die Navigatorsinseln, eine Gruppe von acht, auf deren einer Hr. de Langle, Gefährte von Lapeyrouse, mit einer Zahl seiner Leute erschlagen wurde.

Als Williams 1817 sich der Mission anschloß, nahm er seinen Aufenthalt auf „Raiatea, unter den Societätinseln die größte und ziemlich im Mittelpunkte, ungefähr hundert Meilen von Tahiti". Das Werk gibt in einem Stahlstiche die Ansicht einer niedlichen Wohnung, The author's residence at Raiatea, und der Verf. sagt davon:

Das Gehäuse ist von Holz und die Räume zwischen den Pfosten, Säulen und Balken sind mit Zweigen durchflochten und mit aus Korallen gewonnenem Kalk beworfen. Ein wenig Nachdenken befähigte uns, dem Gebäude ein anständiges Äußere und ein comfortables Innere zu geben. Die Vermischung rothen Ockers mit Kalkwasser lieferte couleur de saumon für unsere Wände, und daraus, daß wir pulverisirte Holzkohle mit Kalk untermengten, gewannen wir ein splendides französisches Grau. Das schöne Laub der umhergepflanzten Bananen, Brot- und Cocaonußbäume verleiht dem Ganzen einen Anstrich von Nettigkeit und Eleganz. Und das beabsichtigte ich, denn schon als ich England verließ, stand der Entschluß in mir fest, mir ein nach Möglichkeit respectables Haus zu bauen. Der Missionnair zieht aus, Heiden zu bekehren, nicht selbst ein Barbar zu werden. Deshalb soll er nicht zu jenen niedersteigen, sondern sie zu sich emporheben.

Ref., der mit der London missionary society eine Zeit lang in Verbindung gestanden hat, kann hierbei aus seiner Erfahrung den Wunsch nicht unterdrücken, daß alle Missionnaire jene, noch überdies gar nicht neue Lebensregel beherzigen und — befolgen möchten. Der Missionnair, erlaubt sich Ref. hinzuzufügen, soll über das Jenseit nicht das Diesseit, über die künftige Welt nicht die gegenwärtige vergessen. Beide soll er im Auge behalten. Den Wilden, die ihn umgeben, soll er von einem großen Gott und von einer Fortdauer nach dem Tode sagen; aber er soll ihnen auch praktisch zeigen, daß das gegenwärtige Leben zum Genießen bestimmte Freuden hat, denn haben sie gelernt, was hier sich ziemt und schön ist, werden sie auch die Feier und Hoheit des dort besser begreifen. Wie schnell indessen das Niedersteigen geht, können selbst solche Geistliche, die keine Missionnaire sind, und wären es deutsche Landgeistliche, folgender, von Williams mitgetheilten Anekdote entnehmen.

Wir waren fast zehn Jahre auf der Insel, ohne Rindfleisch gekostet zu haben. Als wir daher unsern ersten Ochsen schlachteten, luden wir die zur Mission gehörigen Familien von den benachbarten Inseln zum Schmaus. Aber zu unserm nicht geringen Verdruß konnten wir insgesammt weder den Geschmack noch selbst den Geruch vertragen. Eine der Frauen brach in Thränen aus und jammerte bitterlich, eine solche Barbarin geworden zu sein, daß sie sogar den Geschmack an englischem Rindfleisch verloren.

Nach mehren vergeblichen Seefahrten zum Behuf des Auffindens der, dem Capitain Cook entgangenen, zur Hervegruppe gehörigen, großen Insel Rarotongs war Williams 1823 so glücklich, sie zu entdecken, und siedelte sich daselbst an. Hier wurde der Missionnair unter Anderm — Schiffsbauer, und seine einfache Erzählung von den mechanischen Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten und von seinem Mangel an Wissen und Material ist ebenso lustig als interessant. Mit Hülfe zweier Ziegenhäute errang er einen Blasebalg. In einer einzigen Nacht machten die Ratten alle seine Arbeit und Mühe zu Schande; sie fraßen das Leder, und anderes war auf der Insel nicht zu haben. Später gelang es ihm jedoch, mittels einer rohen hölzernen Construction sich „einen Zugwind anzuschaffen", und endlich genoß er die Freude, sein ungefähr 60 Fuß langes und 18 Fuß breites Schiff vom Stapel laufen zu sehen. Er nannte es den Friedensboten — the messenger of peace

Seit geraumer Zeit — schreibt er — hatte ich mich mit dem Gedanken beschäftigt, unsere Bestrebungen auf die Navi-

gators-Inseln und die Neuen Hebriden zu erstrecken, und davon bereits 1824 den Directoren der Missionary society Anzeige gemacht. Da ich nun auf den Herveyinseln das Evangelium fest begründet sah, dachte ich ernsthaft an eine Reise nach jenen entfernten Gruppen, theilte aber natürlich mein Vorhaben zuvörderst meiner Frau mit, und als diese hörte, daß die Inseln, die ich besuchen wolle, zwischen 1800 und 2000 Meilen entlegen seien und die Reise hin und zurück mich wol sechs Monate kosten dürfte, rief sie aus: und wie magst du glauben, daß ich in ein solches Vorhaben willigen könnte? Du wirst 1800 Meilen weit und sechs Monate von mir entfernt sein, unter dem wildesten Volke, das wir kennen, und solltest du bei dem Wagnisse ums Leben kommen, wäre ich mit meinen vaterlosen Kindern eine verlassene Wittwe, 20,000 Meilen entfernt von meinen Verwandten und von meiner Heimat.

Williams gab sein Vorhaben damals auf, doch blieb es „seinem Herzen immer nahe", und 1839 brachte er es zur Ausführung. An Bord eines Walfischjägers unternahm er die Reise nach den Neuen Hebriden, und am 20. Nov. 1839 berührte das Schiff eine zu der Gruppe gehörige Insel, Namens Erromanga. Getäuscht von dem Verhalten der Eingeborenen und von dem Wunsche getrieben, eine günstige Erinnerung zurückzulassen, beschloß Williams ans Land zu gehen. Das Weitere erzählt ein Schreiben des Schiffscapitains Morgan folgendermaßen:

— — Hr. Williams bemerkte mir, daß er mehre Knaben spielen sehe und das für ein gutes Zeichen halte, insofern als die Eingeborenen vermuthlich keine bösen Absichten hegten. Ich antwortete ihm, daß mir das auch so scheine, es mir aber noch lieber sein würde, wenn einige Weiber sich blicken ließen, denn haben die Eingeborenen Übles im Sinne, schaffen sie die Weiber beiseite, und Weiber waren längs der ganzen Bucht nicht zu sehen. Endlich bestiegen wir das Boot und Hr. Williams landete. Er bot den Eingeborenen die Hand, die sie jedoch nicht annehmen wollten. Dann rief er mir zu, ihm einiges Tuch aus dem Boote zu reichen, und er setzte sich nieder und vertheilte es unter jene, hierdurch ihr Vertrauen zu gewinnen. Dann gingen er, Hr. Harris und Hr. Cunningham die Bucht entlang, Hr. Harris voran. Nachdem sie ungefähr hundert Schritte gegangen, wendeten sie sich rechts, längs eines Holzes, und ich verlor sie aus den Augen. Hr. Harris war am weitesten. Weil ich nun vermuthete, daß die Leute uns gewogen seien, ging ich auch ans Ufer. Hier blieb ich zuvörderst, bis das Boot festgemacht war, und dann ging ich die Bucht hinab in derselben Richtung, die jene genommen. Aber ich war noch keine hundert Schritte gegangen, als die Bootsmannschaft mir zurief, nach dem Boote zu laufen. Ich sah mich um und sah Hrn. Williams und Hrn. Cunningham laufen, Hrn. Cunningham auf das Boot zu und Hrn. Williams gerade nach der See, ein Eingeborener war hart hinter ihm. Ich gelangte ins Boot, als eben zwei Eingeborene mir auf den Fersen saßen; doch hatte ich die vorher nicht bemerkt. Unterdessen hatte Hr. Williams das Wasser erreicht; da aber die Bucht steinig und steil war, fiel er rücklings nieder, und der Eingeborene schlug ihn mit einer Keule und wiederholte den Schlag viele Male. Gleich darauf kam ein anderer Eingeborener hinzu und schlug ihn ebenfalls; und bald nachher kam ein dritter und bohrte mehre Pfeile in seinen Leib.

So starb Williams, ein echter Missionair, und selbst seine Leiche mußte der Schiffscapitain den Wilden überlassen. Das Portrait des wackern Mannes ist dem Werke beigegeben.

5. The burial grounds in London. By *Walker*, M. D. London 1840.

Wenn die londoner Literatur je ein ernstes Buch besessen hat, so muß es vorstehendes über Londons Begräbnißplätze sein. Vor ungefähr Jahresfrist erstickte ein Todtengräber bei seiner Berufsarbeit. Da entstand die Vermuthung, daß der letzte Raum, welchen der Mensch bedarf, für seine „zwei Breter und sechs Bretchen", ihm in London zu karg zugemessen und auf zu kurze Zeit gegönnt werde, und es braucht nicht Alles wahr zu sein in den vom Dr. Walker diesfalls zusammengestellten Angaben, um jene Vermuthung zu einer fürchterlichen Wahrheit zu machen. Dr. Walker weist im Allgemeinen nach, daß in den Jahren 1814—37 auf den Gottesäckern innerhalb Londons nahe an eine halbe Million Leichen beerdigt worden sind, während der Raum kaum für ein Viertheil groß genug. Die solches Resultat begründenden Einzelnheiten lassen keinen Zweifel an den Gesundheit schädlichen Folgen, und es würde ans Unglaubliche grenzen, daß erst ein Todtengräber hat ersticken müssen, um das Übel zum Gegenstande öffentlicher Beachtung zu machen, wenn nicht auch in England „ein Tag dem andern folgte" und eine beaufsichtigende Gesundheitspolicei dort überhaupt sehr noth thäte. Ref. glaubt sich auf zwei oder drei Data beschränken zu müssen und für den Zweck gegenwärtiger Anzeige beschränken zu können.

Ein enges Gäßchen, St.-Clements-Lane, führt vom Strande nach Clare-Market.

Dieses Gäßchen — schreibt der Vers. — ist von allen Seiten mit Plätzen umgeben, von denen stets die Dünste vermodernder animalischer Materie aufsteigen. Die Rückfenster der Häuser auf der östlichen Seite sehen auf einen Begräbnißplatz in Portugal Street, der Greenground heißt; gegen Westen öffnen die Fenster auf einen Begräbnißplatz, der zur Enonkapelle gehört; am Ausgange des Gäßchens, wenige Schritte vom Strande, ist der Armenkirchhof, und mitten auf dem Strande befindet sich der Begräbnißplatz von St.-Clement Danes, sodaß in einer geraden Linie von ungefähr 200 Schritten vier Begräbnißplätze aneinanderstoßen, mehre Schlächterhäuser in nächster Nachbarschaft nicht zu erwähnen.

Und in welchem Zustande sind jene Ruhestätten? „Im Greenground dampfen häufig die Mauern von dem eingesogenen Effluvium." Auf dem zur Beerdigung bestimmten Platze der Enonkapelle würden 189 Särge eng nebeneinanderstehen können, und ließen sich diese sechsfach aufeinandersetzen, würden höchstens 1134 Leichen Raum finden. Statt dessen sind hier „innerhalb der letzten 16 Jahre über 10,000 Leichname" eingescharrt worden. Das ist im gewerbtreibenden und volkreichsten Theile Londons. Wenig besser steht es im fashionabeln Theile aus.

Die Buckinghamkapelle steht in Palace Street, vielleicht drei Minuten Wegs vom Buckinghampalaste. Zu dieser Kapelle gehörten zwei Grabgewölbe und ein Begräbnißplatz. Das eine Gewölbe ist unter der Kapelle, das andere unter zwei sehr großen Schulzimmern für Knaben und Mädchen. Der Eingang zu beiden Gewölben ist eine Fallthür, und diese befindet sich in dem Vorhause, welches die Schulzimmer von der Kapelle trennt.

Das Gewölbe unter den Schulstuben ruht auf hölzernen Pfeilern und hat ein kleines vergittertes Fenster nach der Straße. Um Licht einzulassen, bedarf es dessen nicht. Das fällt durch die Klinzen der Dielen in den Schulstuben zur Genüge herein, und jene Klinzen sind an einigen Stellen so groß, daß man vom Gewölbe aus die Kinder sehen kann. Letzteres ist geräumig, aber sehr nie-

brig; das Gewölbe unter der Kapelle ist von gleichem Umfange, aber noch niedriger, und in beiden Gewölben sind Särge auf Särge dergestalt geschichtet, daß hier und da wenige Zoll die Lebenden von den Todten scheiden. Der Geruch ist bisweilen so stark, daß die Lehrstunden ausgesetzt werden müssen.

Glücklicherweise hat commercielles Interesse es unternommen, durch Errichtung zweier ungeheuern Begräbnißplätze außerhalb Londons den Übeln zu steuern, welche von jener Überfüllung unzertrennlich sind. Wem daran liegt, die seltsame Verbindung von Grabesgedanken mit Handelsgedanken näher kennen zu lernen, dem empfiehlt Ref. einen „North London Kentish Town and Highgate Cemetery Company" überschriebenen Aufsatz im „European", einem neuen Wochenblatte für britische und Continentalliteratur. 74.

Geschichte Kaiser Friedrich's IV. und seines Sohnes Maximilian I. Von Joseph Chmel. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 29.)

Der Inhalt des Ganzen ist in zwei Bücher und diese sind wiederum in 16 Capitel getheilt. Zu den interessantesten und reichhaltigsten Capiteln gehören die über den Klerus, den Adel und das Städtewesen der östreichischen Erblande. Die beigedruckten Urkunden sind, da der geschichtliche Text noch nicht über die Grenzen der Erblande hinausreicht, nur von localem Interesse oder für ganz specielle Wissenschaftsfälle, z. B. des Lehnswesens, des Kirchenrechts brauchbar. Sechs Urkunden nur möchten wir besonders hervorheben, deren fünf von dem baseler Concil herrühren; die sechste ist Friedrich's Memorandenbuch, ein buntes Gemisch von häuslichen Rechnungen, Recepten, religiösen und abergläubischen Dingen, und zum Beweise dienend, wie die Sonderbarkeiten der Zeit bis in die höchsten Regionen der Stände hinaufreichten. Bemerkenswerth ist, daß die Buchstaben a, e, i, o, u mehrmals von des Kaisers eigener Hand vorkommen und gedeutet sind: als (alles) erdreich ist osterreich underthan, und Austriae est imperare orbi universo. Wir könnten hier nun abbrechen, da der urkundenartige Charakter des Buchs einzelne Mittheilungen zur Unterhaltung unmöglich macht. Allein wir sind es dem Fleiße und dem Charakter Hrn. Chmel's schuldig, unsere Leser durch eine Probe mit der Denkungsart desselben bekannt zu machen, zugleich aber auch um zu zeigen, daß wir, obschon dem Protestantismus huldigend, dennoch das Wahre und Wohlgemeinte gern anerkennen, wenn es auch von den kirchlichen Gegnern kommt. Wir entlehnen zu diesem Zwecke eine etwas längere Stelle aus der schon vorher rühmlich erwähnten Schlußbetrachtung. Nachdem der Verf. sein Bedauern ausgesprochen, daß es zur Zeit noch an einer unparteiischen Geschichte des Concils zu Basel fehle und er auch seinerseits sich nicht weitläufiger darüber verbreiten könne, fährt er in folgender Weise fort:

„So viel ist klar, daß der Wunsch nach einer gründlichen Verbesserung der Kirche fast allgemein und bei dem Großtheile der Nationen sehr dringend war. Das Verderben war vorzüglich darin, daß der Klerus über das Bedürfniß zahlreich und zu begütert war; es wurde ein Drängen und Jagen nach Pfründen und dem damit verbundenen Genuß, das dem Stande viele, aber nicht die besten und gebildetsten Individuen zuführte. Die Zahl der Kirchen und Klöster war bis ins Unglaubliche angewachsen, sehr viele dieser Corporationen hatten höchst bedeutenden Güterbesitz, waren aber dadurch auch auf eine betrübende Weise verweltlicht geworden. Die Bisthümer und Erzbisthümer wurden und waren Fürstenthümer und Herrschaften mit weltlichen Tendenzen. Dieses hatte nach und nach eine bittere und scharfe Opposition im Volke und den weltlichen Ständen hervorgerufen, die zuerst Spott und Hohn über das verkehrte Treiben veranlaßte, dann ungläubige Gesinnungen. Von den Personen ging die Opposition auf die Sachen über, d. h. die Verachtung und der Haß gegen den Klerus verursachte Anfeindung der Dogmen, es ward Das, was unwissende und unwürdige Priester ohne Salbung und ohne Kraft lehrten, von der indignirten Menge bezweifelt und hintangewiesen. Es waren nach und nach im Schooße der Kirche selbst Stimmen erwacht, die über das Unheil laut schrien. Wie es aber gewöhnliche Folge vergeblichen Strebens ist, daß, so lange die Ursachen dauerten, nämlich der weltliche Sinn, keine sichtbare Besserung in der Hierarchie erfolgte, hatten sich diese Stimmen mit der Kirche in Opposition gesetzt. Das Übel war immer ärger geworden, in der Hierarchie gab es zwiespältige Wahlen des Oberhauptes. Zur Heilung des Schisma wurde ein Mittel gebraucht, das auf der andern Seite eine Herabwürdigung der ganzen Verfassung der Kirche hervorbrachte. Die Absetzung der Päpste durch das Concilium hatte der Kirche einen furchtbaren Stoß gegeben, die Kraft des Glaubens war verschwunden. Und auf der andern Seite war das nämliche Concilium*), welches die Unverletzlichkeit und Heiligkeit des kirchlichen Oberhauptes zerstört hatte, gegen die ketzerischen Opponenten der Kirche consequent und beinahe bis zur Verleugnung der Rechtlichkeit, die selbst der Räuber fodern kann, strenge. Dieses traurige Benehmen gegen die Personen, denen man die versprochene Sicherheit schon aus Klugheit hätte gewähren sollen**), rief einen schrecklichen Sturm hervor. Bis zur Wuth wurde der Fanatismus der Anhänger dieser Opponenten gesteigert. Ein schreckliches Blutbad, ein unermeßliches Rauben, Sengen und Brennen war die Folge dieses Misgriffs. Man hatte die Nationalität beleidigt. Viele Tausende waren die Opfer dieses unseligen Krieges. Aber auf diesem Wege konnte keine wahrhafte und dauernde Heilung des Übels, keine Zurückführung der Feinde der Kirche erzielt werden. Man seufzte nach einer Reinigung der verweltlichten Kirche, nach einer Einigung der getrennten Parteien; Frieden und Glauben unter den feindlichen, ungläubig gewordenen Menschen sollte ein neues Concilium (zu Basel) auf die Dauer begründen und zurückführen. Es war ein kritischer Moment. Aus- und in sich selbst sollte, wie billig, die Kirche sich verbessern, es galt ja die Herrschaft über die Gemüther. Nicht fremdartige Einflüsse, nicht äußere Macht sollten die kirchlichen Angelegenheiten influenziren und schlichten. Der Kirche Grundpfeiler sind Einigkeit und Gehorsam, aus Liebe und Glauben entsprungen. Die christliche Hierarchie war aber nun berufen, auf dem Concilium zu Basel in schönster Harmonie an dem dringend nothwendigen, ja unvermeidlichen Werke zu arbeiten, zum Heil der Welt, die lange genug zerrüttet war, und nicht wußte, wovon sich zu halten. Das traurige Verhängniß der Kirche oder vielmehr der damaligen Hierarchie wollte nicht die Durchführung dieser friedlichen, aus dem Innern hervorgehenden, folglich dauernden und gründlichen Reform. Jene, welche in Einigkeit und Demuth an dem Friedenswerke hätten arbeiten sollen und durch Zustandebringung desselben Alles neu regenerirt hätten, welche damals am leichtesten die Vereinigung der griechischen Kirche mit der lateinischen dauernd durchsetzen konnten, und die Nationen begeistert hätten zur Vertheidigung des bedrängten orientalischen Reichs gegen die heranstürmenden Türken, gaben das traurige Beispiel des bittersten innern Streites. Wider sich selbst gekehrt, waren sie nicht im Stande, irgend etwas Großes und Bleibendes ins Leben zu setzen. Oberhaupt und Concilium war gegeneinander aufgetreten. Das letzte stellte die ganz verkehrte Lehre auf, daß das Concilium über den Papst sei und derselbe gleichsam der Untergeordnete. Dieses war eine gänzliche Verkehrung des bisherigen Verhältnisses; Haupt und Glieder zusammen geben den Leib, der, wenn

*) Das Concilium zu Kostnitz.

**) Es wird von Interesse sein, zu vergleichen, was Dr. Aschbach in seiner „Geschichte Kaiser Sigismund's" (Bd. 2) über den Wortbruch, den er gegen Huß beging, gesagt hat.

alle im gehörigen Verhältnisse und geordnet sind, gesund ist. Die Absetzung Papst Eugen's IV. war das Resultat dieser Lehre. Die europäischen Reiche waren durch diese traurige Wendung der Dinge tief erschüttert. Überall entstand Parteiung für oder wider das Concilium. Die Fürsten waren selbst durch diesen neuen Sturm alarmirt. Der Friede war dadurch ganz gestört, ja unmöglich gemacht. Nicht konnte dieser Riß mehr gut gemacht werden, denn von nun an kamen die äußerlichen Einflüsse dazu. Der Sieg wurde durch diplomatische Unterhandlungen errungen, dabei ging die Freiheit und Selbständigkeit verloren. Es ist der rechte Zeitpunkt der Regeneration versäumt worden, darum kam es nach ein paar Menschenaltern zum Abfall, in den zum Entsetzen Viele hineingerissen wurden, denn es mischte sich wieder das weltliche Princip ein und die Kirche verlor mit den Herzen auch die Güter, durch die sie sich leider zu sehr verweltlicht hatte."

Abgesehen nun von einigen sprachlichen Härten, abgesehen davon, daß der Verf. seinem kirchlichen Glauben nichts vergibt, muß rühmend anerkannt werden, daß sich in dieser Stelle eine richtige und ungetrübte Ansicht von den kirchlichen Zuständen jener Zeit und eine Milde des Urtheils ausspricht, die wir von dieser Seite her, namentlich in unsern Tagen, so selten zu hören gewohnt sind und wohlthuend absticht von den historischen Verdrehungen und Anathemen eines Görres, Boost und selbst von dem Tone, der sich in v. Bucholtz „Geschichte der Regierung Ferdinand's I." gegen die Protestanten vernehmen läßt. Nur blinde Parteilichkeit möchte Hrn. Chmel die gebührende Achtung versagen, und wir haben uns wirklich gefreut, seinen Namen unter den jüngst in Wien stattgefundenen Beförderungen erwähnt zu finden. Wir sehen der Fortsetzung seines Werkes mit Verlangen entgegen. 54.

Aus Italien.

Ein Schriftsteller, der ein biographisches Wörterbuch über berühmte Sarden herausgab, ist in dieselbe Verlegenheit gekommen, in der sich Medaillensammler befinden, die Schaumünzen auf nicht regierende Leute aufheben. Früherhin nannte man diese Classe kurzweg viri illustres; seit aber auch auf am Galgen gestorbene Spitzbuben, Staatsverbrecher u. s. w. Gedenkpfennige geschlagen wurden, trugen gewissenhafte Leute doch billigen Anstand, das illustres auf diese auszudehnen. Auch Ritter Tola nahm in seinem „Dizionario biografico degli uomini illustri di Sardegna, ossia Storia della vita pubblica e privata di tutti i Sardi che si distinsero per opere, azioni, talenti, virtù e delitti. Opera del cavaliere don *Pasquale Tola*" (3 Thle., Turin 1837—38) Leute auf, die ihren Beichtschein nur nach schwerer Absolution erhielten, und mochte Bedenken fühlen, als er das „illustri" geschrieben. Doch hat er mit Grund es beibehalten, indem Berühmtheit nicht überall nach gleichem Maßstab gemessen wird und in einem Lande, wo karthagische Grausamkeit, römische Verachtung, vandalische Mordbrennerei, später der griechischen Kaiser zerfallendes Regiment, die Roheit der Sarazenen, der eigenen Könige Unwissenheit, pisanische Habgier, genuesischer Geiz, aragonische Dürftigkeit und spanischer Hochmuth wechselsweise ihre Keime niedergelegt haben, die Elle, mit der überragende Größe gemessen werden soll, leicht andere Abtheilungen bedürfte, als die man an Bürger des Habelerlandes oder an nie in ihren Lebensgewohnheiten gestörte Hallinger anzulegen hat. Mühsam hat übrigens Ritter Tola in seinem Werke die magern Hülfsmittel benutzt, um mögliche Vollständigkeit zu erreichen, und man wird das Dargebrachte, auch ohne Berücksichtigung der löblichen Gesinnung, als etwas tüchtig Geleistetes anerkennen, wenn auch der verarbeitete Stoff an die Bemerkung der Frau von Stael über Deutschland erinnert: „La nature de ce pays est bien peu de chose."

In Bastia scheint der Marchese Pompeo Azzolino zu leben, der zu dem reichlichen Apparate zur Verständniß der Werke des Dante die neuesten Beiträge gegeben hat. Weniger die sprachlichen Eigenthümlichkeiten der „Göttlichen Komödie" macht der gelehrte Verf. sich zur Aufgabe, als die Deutung des durch Dante's Werke waltenden Hauptgedankens und schon das wird dem Buche bei den eifrigen und einsichtigen Lesern des Dichters, die so viele ähnliche Versuche kürzlich erscheinen sahen, Aufmerksamkeit schaffen. Beide Schriften, die Marchese Azzolino kürzlich erscheinen ließ: „Sul libro De monarchia di Dante Alighieri. Lettera al marchese *Giorgio Teodoro Trivulzio*" (Bastia 1839), und „Introduzione alla storia della filosofia italiana ai tempi di Dante per la intelligenza dei concetti filosofici della divina commedia" (Bastia 1839), zeichnen sich durch gelehrte Kenntniß der Periode, welcher der Verf. sich zugewandt hat, durch Frische und Unabhängigkeit des Urtheils und durch eine Wärme der Darstellung aus, die dem didaktischen Zwecke des Werkes doch keinen Eintrag thut. Man darf von der Geschichte des Philosophirens in Italien, mit der der Verf. beschäftigt ist, sich etwas Gediegenes und Eigenthümliches versprechen.

Auch Italien hat seine Howard, Julius und Toqueville. Mit dem humansten Eifer hat der Graf Petitti di Roreto, königl. sardinischer Staatsrath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Turin, von den verschiedenen Systemen der Gefangenenbehandlung Kenntniß genommen, um ihre Anwendung in Italien, wo sie zum größern Theil noch so sehr Noth thut, Denen ans Herz zu legen, welche dazu die Macht haben. Nicht sich mit der Kenntniß begnügend, die man durch Bücher gewinnen kann, ging Graf Petitti in den Gefängnissen selbst die Anwendbarkeit der verschiedenen Systeme zu beobachten, um seinen Vorschlägen die Bewährung geprüfter Beobachtungen beifügen zu können, und die Erfahrungen, die er in mehren Ländern Europas sammelte, geben seinen Anträgen den Charakter der Reife und Anwendbarkeit, den man häufig bei den wohlgemeintesten philanthropischen, jedoch kurzsichtigen Utopisten vermißt. In seiner dem Könige von Sardinien selbst gewidmeten Schrift: „Della condizione attuale delle carceri e dei mezzi di migliorarla. Trattato del conte *Don Carlo Ilarione Petitti di Roreto*" (Turin 1840), erklärt sich der Verf. unter der Voraussetzung, daß für die sorgfältigere Beaufsichtigung des heranwachsenden Geschlechts gesorgt werde, und daß man die entlassenen Sträflinge nicht völlig sich selbst überlasse, für das Auburn'sche System, d. h. für unbedingte Absonderung der Gefangenen bei Nacht und für schweigendes Zusammensein zur strengen Arbeit bei Tage, namentlich bei Gefangenschaft von langer Dauer. Daß dieses Schweigen bei den Gefängnissen Italiens, wie sie jetzt sind, noch durchaus nicht besteht, aber gewiß zu den wünschenswerthen Verbesserungen gehört, hat auf eine ergreifende Weise der Verf. einer einfachen, aber treu nach dem Leben erzählten Geschichte Giovanni Sabbatini in seiner „Diomira, racconto di una comare di campagna" (Modena 1840) seinen Lesern dargestellt. Diomira ist ein armes, durch einen vornehmen Verführer getäuschtes Mädchen, das ein Opfer seiner verrathenen Neigung wird. Die Geschichte, ob dem Leben nach erzählt oder erfunden, gilt gleichviel, rechtfertigt von Seiten ihrer Begebenheit nicht die Bekanntmachung; aber von Seiten ihrer Ausführung kann man die Studien nach dem Leben nicht verkennen. Auch die Scene, wo die in Untersuchung gekommene Diomira zu den Weibern, die gewöhnlich sich dort finden mögen, ins Polizeigefängniß gesteckt wird, ist ein solches Genrebild, dessen Wahrheit zu viele Züge verbürgen. Diomira geht nur geistig vernichtet aus diesem Hexenkessel heraus; andere, und darauf gründet Graf Petitti seine dringenden Anträge auf Abhülfe, kommen, den andern ähnlicher geworden um die Peinlichkeit einer mit jedem Blicke, jedem Athemzuge verletzten Scheu und bessern Regung sich durch Gleichstellung zu entziehen, in die Verhältnisse des Lebens zurück; sowie Nichtraucher, die ihr Schicksal in eine Rauchstube gebannt hat, zur eigenen Vertheidigung zu Rauchern werden und dann manchmal zu argen. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 31. — 31. Januar 1841.

Dr. Francia, Dictator von Paraguay, geschildert während eines vierjährigen Aufenthalts in dieser Republik, nebst den nöthigen Erläuterungen über die südamerikanische Revolution. Von J. P. u. W. P. Robertson. Aus dem Englischen von Le Petit. Drei Bände, mit einer Karte und einer Abbildung. Quedlinburg, Basse. 1839. Gr. 12. 4 Thlr.

Das Gemeinwesen von Paraguay, als ein Staat der besondersten Art, und der Charakter seines Befreiers, Gründers und Beherrschers, des düstern Francia, beide gehören gewiß zu den nach allen Seiten hin interessantesten Erscheinungen unserer Zeit. Völker- und Länderkunde, Geschichte und Psychologie sind bei der Aufklärung dieser Erscheinung auf gleiche Art betheiligt, und die Bekanntmachung des Berichtes, welchen die Herren Robertson, zuerst Gastfreunde, dann Geißeln und endlich Verbannte und Gefangene des Dictators darüber erstatten konnten, wurde in England und Deutschland sicher mit so viel Ungeduld erwartet, wie je ein Buch.

Die drei Bände dieses Berichts liegen jetzt vor uns, und wenn derselbe auch nicht allen möglichen Anfoderungen ein Genüge leistet, so gibt er doch so reiche Aufklärung über die beiden merkwürdigen Erscheinungen, den Staat von Paraguay und den Beherrscher desselben, daß er unsere Erkenntlichkeit in Anspruch nimmt. Die Erzählung ist nicht immer geschmackvoll, nicht immer klar und natürlich, sie könnte namentlich conciser sein; aber sie ist stets treu, wahrhaft und in ihrem Stoff anziehend. Ob die Unparteilichkeit der Berichterstatter, die jedoch keine sichtbare Tendenz verfolgen, den größten Werth dieses Berichts ausmache, wie behauptet worden ist, muß dahingestellt bleiben, so lange die Quellen zu ihrer Beurtheilung so dürftig fließen, als es zur Zeit der Fall ist.

Ist jedoch wahr, was die Herren Robertson von Dr. Francia berichten, so ist die Erscheinung dieses Mannes in dem historischen Kosmorama eines der interessantesten und lehrreichsten Bilder, auf die wir hinzudeuten wüßten. Die düstere, wilde, blutige und rücksichtslose Tyrannei, zu der dieser Mann, ursprünglich sanft, von wahrer Vaterlandsliebe beseelt und der gebildetste Geist seines Landes allmälig gelangt ist, wie seine Bestrebungen glückten, ist nicht blos ein warnendes Beispiel für Völker auf ähnlicher Stufe der Civilisation, sondern sie ist auch für den Freund der Geschichte dadurch bedeutend, daß sie ihm eine deutliche, fast handgreifliche Vorstellung von dem Wesen, der Entstehung und der Form der antiken Tyrannis gewährt, die wir sonst Mühe haben, bei unserm heutigen Culturzustande uns sinnlich zu vergegenwärtigen. Die Dionys, Phalaris und Kambyses sind für uns Gestalten ohne wahre Realität; wir gelangen schwerlich dazu, uns von ihrem ganzen Dasein eine klare Vorstellung zu bilden — hier haben wir ihre Wiederholung. Dieselben Listen, dieselbe Heimtücke, Gleißnerei und rücksichtslose Gewalt, der durch dieselben blutigen Mittel hervorgebrachte Schrecken erhebt hier wie dort einen Bürger zum unumschränkten Gewalthaber über Alle. So hat Dr. Francia's Erscheinung neben dem factischen ein hohes psychologisches Interesse geltend zu machen, und wir müssen den Verf. für die Details Dank wissen, die sie diesem letztern widmen. Ihr Werk, oft verworren und eigentlich schlecht geschrieben, gewinnt durch diese Details eine Anziehungskraft, die es sonst kaum darbieten würde.

Der Faden der Erzählung geht abwechselnd durch die Hände beider Brüder, verläuft zum Schlusse hin in Auszüge aus andern verwandten Schriften und endet mit Nachrichten von Bonpland und Rengger, ein Wechsel, der der Darstellung keineswegs günstig ist. Zuerst nimmt, nach einer Einleitung über den Freiheitskampf Südamerikas, J. P. Robertson das Wort und berichtet die Geschichte seiner Expedition über Rio und Buenos Ayres nach Paraguay. Im 22. Capitel erst gelangt er nach Assumpcion, nachdem er uns von den durchpilgerten Ländern und besonders von Buenos Ayres und Santa-Fé ein mit sichtbarer Vorliebe ausgeführtes reiches Bild gegeben hat. Bis dahin hat er nur von liebenswürdiger Gastfreundschaft und hoher Gutmüthigkeit zu sprechen; jetzt tritt er in das Reich der Tücke, brütender Tyrannei und wilder Begierden in einer zauberischen Naturumgebung ein. Zwar bei seiner Ankunft im J. 1813 findet er den spätern blutigen Gewalthaber, noch lauernd auf seine Estancia zurückgezogen, ohne Antheil an der Regierung, ja, diesen Antheil stolz verschmähend, mit Astronomie und Botanik beschäftigt, ohne Einfluß, einsiedlerisch und ohne Umgang. Interessant ist Robertson's erstes zufälliges Zusammentreffen mit dem Tyrannen. Der Verf. schießt auf einer Streiferei ein Feldhuhn neben seiner Estancia; Francia tritt auf den Schuß

hinaus und die Bekanntschaft macht sich unter Scherz und Laune. Robertson wird von Francia in sein Haus geladen; keine Spur jener blutigen Neigungen, jener herrschsüchtigen zügellosen Launen verrieth sich in der feinen, zwanglosen Conversation des Mannes, der jetzt, umgeben von astronomischen Instrumenten und einer kleinen dürftigen Bibliothek von etwa 300 Bänden, ausschließlich einsiedlerischen Studien obzuliegen schien und wenig Jahre nachher der unbeschränkte Gebieter seines Vaterlandes war. Jetzt schien ihm sein schlechter Himmelsglobus mehr werth zu sein als das schönste Königreich. In seiner kleinen, halbdunklen Sala lagen auf einem plumpen Tisch Papierhaufen, Bücher, Cigarren, eine Wasserpfeife — das Lieblingsgeschirr der Paraguayer — wild umher; keine Diele, keine Matte verzierte den Lehmfußboden und die Backsteinwände des Zimmers; einige uralte, wurmzerfressene Lehnstühle, ein irdener Wasserkrug, des Doctors Pferdegeschirr, eine Menge von Pantoffeln, Schuhe und Stiefeln bildeten die Umgebungen des künftigen Dictators. Von seinen geistigen Eigenschaften trat nichts hervor als die Eitelkeit auf seine Gelehrsamkeit, in der er sich, seinen rohen Landsleuten gegenüber, für einen Halbgott hielt, weil er den Euklid kannte und einige Brocken Französisch sprach. Dies war der Quell seiner Herrschbegier. Wie es geschah, daß aus diesem Mann in kurzer Zeit der Beherrscher von Paraguay emporwuchs, erfahren wir aus Robertson's Berichte eigentlich nicht — es ist der Fehler des Erzählers, daß er, was ihm bekannt ist, zu oft auch für seine Leser bekannt voraussetzt. Wir sehen nun plötzlich einen merkwürdigen wilden Nationalcongreß zusammentreten und diesen den Dr. Francia zum Supremo und Dictator auf Lebenszeit erklären, worauf seine Tyrannenlaufbahn sogleich beginnt. Gewaltliebe, finsterer Argwohn gegen Jeden und gegen Alles und die Manie, sich von England als Potentat anerkannt zu sehen, erklären alle seine spätern blutigen Thaten, von welchen wir noch zu sprechen haben werden.

Inzwischen diesem anziehenden Charakterbilde hindurch schildern uns die Gebrüder Robertson Land, Volk und Natur von Paraguay auf sehr befriedigende Weise. In dieser Beziehung wohnt dem Werke Vollständigkeit bei und läßt es nichts zu wünschen übrig. Im ersten Bande lernen wir das lebhafte, verkehrreiche und aufblühende Assumpcion, damals etwa von 10,000 Einwohnern bevölkert, mit seinen Klöstern, seiner langen Straße von Verandenn, seinem ländlichen Ansehen und seinen heitern, liebenswürdigen Einwohnern kennen, unter welchen die Hauptpersonen uns porträtartig oft mit wahrer Laune vorgeführt werden. Hierauf folgt eine Reise, „aguas abaxo", stromabwärts, nach Santa Fé, die in neun Tagen durch herrliche Naturscenen in wunderlichen vierruderigen Fahrzeugen zurückgelegt wird, während zu der Fahrt, Strom gegen, volle zwei Monat erfoderlich sind. Die ersten Speculationen in Paraguay: Thee glücken ungemein; späterhin wird uns eine Unternehmung im Detail berichtet, mittels welcher in etwa acht Monaten mit einem Capital von 200 Dollars nicht weniger als 80,000 Dollars gewonnen wurden, indem für 200 Dollars Gut aus Buenos Ayres in Assumpcion 4000 Dollars gelöst und diese, in Yerba, Theekraut, angelegt, in Buenos Ayres, nach Abzug aller Unkosten, 60,000 Dollars ergaben! Bei der Rückkehr des Erzählers nach Assumpcion war die alte Regierung des — später so furchtbar ermordeten — Präsidenten Yegros gestürzt und Francia stand an der Spitze des neuen Gouvernements [1813]. Der Congreß war von ihm zusammenberufen und seine Ernennung zum Supremo auf drei Jahr, später zum Dictator auf immer, erfolgt.

Der ganze Anblick des Landes war geändert, Vertrauen, Offenheit, die liebenswürdige Sorglosigkeit des Lebens waren verschwunden; Francia entfaltete schnell seine mistrauische, seine schmutzige Absperrungspolitik, die das Land aus dem glücklichsten Fleck der Erde zu einer wahren Hölle machte. Mit etwa 4000 Prätorianern, die er befoldete, kleidete, deren er die Röcke zuschnitt und die er im Einzelnen mit Brot, mit Pulver und Blei versorgte, hielt er die Bevölkerung, etwa 100,000 Seelen, in der furchtbarsten Tyrannei. Hier eine Probe davon, wie dies geschah. Die Angel seiner Gewalt war dieser Söldnerhaufen; außer ihr gab es keine Waffe im ganzen Lande. Um mit aber diesen Haufen gegen sich selbst zu neutralisiren, hatte er folgende Politik ersonnen. Zuerst ernannte er seinen höhern Offizier, als Capitaine, meist ganz verächtliche, rohe, unwissende Menschen, die aber streng auf blinden Gehorsam halten mußten. Bessere und tüchtigere Leute machte er unter ihnen zu Offizieren, und diesen schmälerte er auf Kosten ihrer Capitains; mehr noch zog er die Fähnriche an sich und gegen die Generalen war er die Nachsicht selbst. So hielt er durch Hoffnung und Furcht die ganze Soldateska in seinen Schlingen fest und mit ihr das Land. Fürwahr, eine treffliche Vorschule der Tyrannei, eine meisterhafte Politik, bei der der Chef seinen Untergebenen beständig zu fürchten und dieser jenen zu hassen genöthigt war.

Im dritten Capitel des zweiten Bandes beginnt die anziehende Geschichte der Jesuitenherrschaft in Paraguay, ein Reich ohne Gleichen in der Welt. Der Grundgedanke dieser Herrschaft bestand darin, daß die indische Urbevölkerung die Arbeitsmaschine der Padres wurde, von diesen aber gut genährt, gekleidet und selbst zu eigenem kleinem Besitz zugelassen wurde. Dies System, das so ziemlich den Ideen moderner französischer Staatsphilosophen, namentlich dem von Fourier, entsprach, schuf das Land der Missionen zu relativem Wohlstand, bevölkerte es mit kleinen blühenden Orten und gewöhnte den Indianer an Arbeit und Gesetzmäßigkeit. Die Verdrängung der Jesuiten, die in einer Nacht zusammengeschleppt und „aguas abaxo" eingeschifft wurden, zerstörte mit einem Schlage dies alte, mühsame Werk, und wir finden das Land der Missionen in dem kläglichsten Zustande, der sich denken läßt, die kleinen Orte verfallen, entvölkert, das Land in die alte Wildniß zurückgekehrt, Wege und Stege verschwunden, unterbrochen, die Schätze der Jesuiten in Nichts aufgelöst. Die Reise, welche Robertson in die Missionen macht, ist daher ein Bild wahrer Trostlosigkeit.

Der Reichthum Paraguays besteht in den Erzeugnissen,

den Wäldern, in denen das Theekraut wächst. Die Aufsuchung solcher Theewälder ist in mehren Capiteln auf die anziehendste Art geschildert. So gefahrvoll und mühsam ist dies Geschäft, daß sich gewöhnlich nur ruinirte Speculanten dazu bereit finden. Diese fahren stromauf bis in die Gegend von Villa real, dingen hier 10—20 Indianer, die sie mit Äxten, Messern und Lebensbedürfnissen besrachten, arbeiten sich mit diesen durch die Sümpfe in das hohe Land der Mbayá und Guayacurúindianer, wo die Yerba wächst, jagen den Tigern und Jaguarn einen noch unangebrochenen Yerbal ab und beginnen hier das Werk der Aufsammlung des Theekrauts. Ein allgemeines Freudengeschrei verkündet das Auffinden des gesuchten Fleckes, wo zwischen riesigen Orangenbäumen der kleine Yerbabaum in tausendfältiger Verschlingung wächst. Die feinen Stengel und Blätter des Baumes werden mühsam abgelöst, verbrannt, gedörrt, zu Pulver vermahlen und der Thee ist fertig. Das ganze Geschäft dauert, unter täglicher Gefahr, Noth und Entbehrung ungefähr sechs Monat. Kehrt der Yerbasammler glücklich zurück, so hat er etwa 33 Pf. St. verdient, die in zwei Monaten im Spiel und mit Putzsachen, kostbarem Pferdegeschirr und Waffen verzehrt sind, die die Leidenschaft des Gaucho sind. Im folgenden Jahre ist er so arm, wie vorher — zieht wieder als Knecht in den Yerbal, wo die Todesluft der Sümpfe ihn endlich hinopfert.

Der Fäden der Erzählung geht nun an den jüngern Robertson über. Hier lernen wir die Banda oriental und Artigas näher kennen, der nach einer halbwilden Abenteurerlaufbahn in der Haft seines Feindes Francia endet. Nach einer anziehend beschriebenen Reise „aguas arriba" erreicht Robertson Corrientes, vereinigt sich mit seinem Bruder und beginnt seinerseits die Erzählung seiner Verhältnisse mit dem Dictator. José Gaspard Francia ist 1758 geboren und würde daher jetzt 82 Jahre zählen. Ursprünglich für die Kirche bestimmt, studirte er zu Cordova de Tucuman, ergriff aber hier den Advocatenstand, in dem er es durch Scharfsinn, List und Uneigennützigkeit allen seinen Collegen zuvorthat. So fand ihn die Revolution 1809, und vier Jahre später war er Señor Excellentissimo, Supremo und Dictador. Zu welcher Versteinerung des Herzens, zu welchem unerhörten Despotismus der sonst tugendhafte Mann in dieser Laufbahn schnell gelangte, davon erzählt uns der dritte Band besonders die schaudervergendsten Beispiele; Nero, Caligula und Ali von Janina waren in der That nur schwache Vorbilder des Despoten Francia, wenn die Berichte der Verf. Wahrheit enthalten. Will man das ganze Maß dieser beispiellosen Tyrannei überblicken, so darf man sich nur daran erinnern, daß 1815 seine Janitscharen Befehl hatten, auf Jeden zu schießen, der nur nach dem Gouvernementshause, das der Tyrann bewohnte, hinzublicken wagte, und daß er von seiner Tigerwuth nicht eher ausruhte, als bis wörtlich in ganz Paraguay auch nicht ein Mensch übrig war, der durch Vermögen, Erziehung oder Bildung sich von dem rohen Haufen unterschied. Dabei erlangte die Staatsverfassung den höchsten Grad von Verworrenheit, der sich denken läßt. Das Staatsoberhaupt muß jedem seiner Dragoneros (Leibwache) Pantalon, Schuhe und Beinkleider an und die Absperrung des Reichs erreichte den höchsten Gipfel. Endlich ward er des Unterhalts seiner Gefangenen in den gräßlichen Staatsgefängnissen müde und nun begannen seine Hinrichtungen, Niedermetzelungen. Das erste Opfer war Don Greg. Zelaya, und wie nach einmal gekostetem Blut der Tiger unersättlich ist, so folgten ihm der Baltas, Challber, Peyros, der ehemalige Präsident, Caballero der alte, so launig geschilderte Staatsschreiber von Paraguay, mehre Offiziere und endlich die ganze Colonie Bonpland's, aus 400 Köpfen bestehend. Die Einzelheiten dieser Greuelthaten sind zu gräßlich, um dabei länger zu verweilen. Wir wollen nur einer einzigen gedenken. Ein ehrlicher bigoter Altspanier, den man gewöhnlich nur den Pelado (Kahlkopf) nannte, war von Francia's Wüthen gegen die Mönchsorden so gereizt, daß er in einem unbewachten Augenblick ausrief: „Die Franziskaner sind zwar heute vertrieben, doch wer weiß, an wen die Reihe des Gehens morgen kommt." Natürlich wurde diese Äußerung dem Tyrannen hinterbracht. Er forderte den Pelado vor: „Wann die Reihe des Gehens an mich kommt, lese ich nicht — rief er — im Buche der Zukunft; aber das weiß ich, daß Ihr mir vorangeht." Und sofort ward der Pelado ergriffen, zu dem Banquillo (Bänkchen) vor dem Gouvernementshause geführt, und Francia theilte drei Patronen an seine Wache aus. Die Schützen fielen schlecht, und vom Fenster her, an dem Francia dem Schauspiele wollüstig zusah, erhielten sie Befehl, das Opfer mit den Bajonneten abzuschlachten. Frau und Kinder wurden hierauf als Bettler vertrieben. Dies blieb von nun an der gewöhnliche Modus der Hinrichtung, auf welche der Tyrann nie mehr als drei Patronen verwandte. So starben Peyros, Iturbide, Caballero und 40—50 andere nach der Verschwörung des Baltas, bis es still in Paraguay ward.

Wir eilen über diese Greuel hinweg, um zum Schluß der schönen Naturscenen und der reichen statistischen Nachrichten zu gedenken, welche der dritte Band liefert, auf welche wir jedoch den Leser selbst verweisen müssen. Durch später gesammelte Nachrichten führen die Verf. die Geschichte der Regierung des Dictators bis 1831 fort, von wo ab selbst ihnen alle Nachrichten aus diesem, wie vom Erdenrund verschwundenen Lande mangeln. Eine gute Karte von Paraguay und dem Laufe des Parana und eine Abbildung des Dictators sind dem ersten Bande beigegeben. Immerhin wird das Werk der Herren Robertson, wenn ihm auch eine künstlerische Darstellung durchaus fehlt, mit Dank hingenommen werden müssen und für ein vielseitig anziehendes Buch gelten können. 39.

Toussaint L'Ouverture zu Jour.

Die Negerrevolution scheint sich aus dem Gebiete der Politik in das der schönen Literatur hinüber ausdehnen zu wollen. Während in Paris Mlle. Rachel ihren ersten Versuch im neuromantischen Drama mit einem Stücke macht, welches die Verherrlichung behandelt, ist in London binnen Kurzem der zweite Roman erschienen, welcher denselben Gegenstand zur Grundlage hat: „The hour and the man" (Die Stunde und der Mann) von Miß Harriet Martineau. Derselbe gehört zu den ausgezeichnetsten Er-

scheinungen der historischen Romanenliteratur in England, indem er zwar in den Fehler verfällt, seinen Helden — Toussaint L'Ouverture — auf einen erhabenern Standpunkt moralischer und geistiger Bildung hinaufzuschrauben, als den natürlichen Verhältnissen entspricht, dagegen aber eine vortreffliche Schilderung der mit der größten Sorgfalt studirten historischen Verhältnisse enthält. In Bezug auf diese historische Gewissenhaftigkeit verdient besonders eine am Schlusse des Werkes stattfindende Mittheilung aus einem Reisetagebuche über einen Besuch an dem letzten Aufenthaltsorte Toussaint's, der Festung Jour im Departement des Doubs, eine nähere Erwähnung.

„Wir begannen unsere Bestiegung des Jura bei schönem Wetter und erfreuten uns an einer Reihenfolge interessanter Gegenstände, bevor wir das Ziel unsers Ausflugs erreichten. Von Jougne aus drangen wir durch Thäler vor, von welchen eines enger war als das andere. Der trübe Anstrich, den die ganze Gegend hat, würde Eindruck genug auf uns gemacht haben, wären unsere Gedanken nicht von dem Bilde des großen Negers erfüllt gewesen und dadurch zur Anschauung jeglichen Dings mit seinen Augen gestimmt. Die Scene ist genau so, wie ich sie in meiner Erzählung beschrieben habe, nur daß jetzt eine gute Straße, die seit Toussaint's Zeit angelegt ist, auf den Felsen führt. Wir erreichten den Hofraum des Schlosses ohne Schwierigkeit über zwei Zugbrücken und Fallgitter hinweg. Ungeachtet der anfänglichen Einwendungen des die Stelle des abwesenden Commandanten vertretenden Lieutenants bekamen wir Alles zu sehen, was wir wünschten, und untersuchten Toussaint's Zelle durch und durch. Worte vermögen ihren abschreckenden Anblick nicht zu schildern. Es waren nur drei Leute vorhanden, welche einige Kenntniß hinsichtlich des gefangenen Negers zu haben behaupteten. Der Soldat, der unser Hauptführer war, schien ein Etwas von ihm gehört zu haben. Ein ganz alter Mann in dem Dorfe, an den wir gewiesen wurden, konnte uns nur eine, mir schon bekannte Thatsache erzählen, daß man Toussaint einige Zeit vor seinem Tode seines Diners beraubt habe. Eine zum Kochwesen auf der Festung gehörende Frau behauptete, Alles über ihn zu wissen, hatte ihn aber nie gesehen, und zu ihrer Behauptung kein anderes Recht, als daß ihr erster Mann bei dem Angriffe auf S.-Domingo umgekommen war. Inzwischen erwies sie uns den guten Dienst, uns das Grab zu bezeichnen. Die Erzählung der Frau war wahrscheinlich die, welche man am Orte vorerzählt hatte, um Besuchern weiter erzählt zu werden; denn sie ist sowol mit sich selbst, als mit bekannten Thatsachen im Widerspruche. Ihr Bericht ging dahin, Toussaint sei auf dem Schiffe von S.-Domingo entführt worden, auf welchem ihm Leclerc ein Bankett gegeben habe, indem dieser, ohne daß derselbe es während des Speisens gemerkt, die Anker gelichtet habe. Sogleich diese erste Ungereimtheit zeigt, wie viel Glauben in ihre übrige Erzählung zu setzen sei. Sie erklärte, der Commandant Ribaut habe von der Regierung Befehl gehabt, den Gefangenen gut zu behandeln, sein Diener sei bis zuletzt bei ihm geblieben; er sei mit Büchern reichlich versorgt worden, der ganze Umfang der Festung habe ihm frei gestanden, und gewöhnlich habe er seine Zeit in des Commandanten Hause zugebracht, wo er des Abends Karte gespielt habe. Am letzten Abende seines Lebens habe er sich beim Kartentische unter dem Vorwande von Unwohlsein entschuldigt, seinen Diener abgewiesen, obgleich man in ihn gedrungen habe, die Nacht nicht allein zu bleiben; man habe ihn, mit Feuer, einem Fauteuil, Fackeln und einem Buche versehen, verlassen und am Morgen todt in seinem Stuhle gefunden; die Ärzte hätten bei der Untersuchung des Körpers erklärt, sein Tod sei durch das Zerreißen eines Blutgefäßes im Herzen verursacht worden. Die Unrichtigkeit des letztern Umstands ist ebenso bekannt, wie die des erstern. Übrigens weicht diese Quelle von allen übrigen in der Aussage ab, daß Mars Plaisir bis zum letzten Tage bei seinem Herrn verblieben sei, und wir fragen uns, warum Toussaint die Nächte in seiner schrecklichen Zelle zubringen mußte, wenn man ihm bei Tage so viele Gunst erwies, und wie es käme, daß keine Nachforschung der regen Wißbegierde von ganz Europa und Westindien den Aufenthalt L'Ouverture's zu entdecken vermochte, wenn er, ein Neger, täglich den Augen der ganzen Festungsbesatzung, aller Dorfbewohner und aller Reisenden auf dieser Straße, welche nach den Wällen heraufzublicken pflegen, bloßgestellt war. Die dritten Mittheilungen erhielten wir von einem pfiffigen, gesprächigen Knaben, der uns die am Orte herrschenden Sagen erzählen konnte, aber bei seiner Jugend auch nichts weiter. Er zeigte uns den Platz, wohin man in der Winterszeit einen Ofen zu setzen pflegte; ebenso bezeichnete er den Ort neben dem Herde, wo die Streu geweitet worden war, auf welcher Toussaint lag. Er erklärte, daß Toussaint in Abgeschlossenheit gelebt habe und gestorben sei; man habe ihn auf jener Streu todt und kalt gefunden; doch sei das Feuer noch nicht ganz erloschen gewesen." 86.

Bibliographie.

Birch-Pfeiffer, Charlotte, Johannes Guttenberg. Original-Schauspiel in 3 Abtheilungen. 2te Auflage. Mit 1 Ansicht der Statue Guttenbergs in Mainz. Nebst einer kurzgefaßten Geschichte der Buchdruckerkunst, von ihrem Ursprunge bis zur Gegenwart, und einem Programme der Festlichkeit am 24., 25. und 26. Juni in verschiedenen deutschen Städten. 16. Berlin, Krause. 1840. 15 Ngr. (12 Gr.)

Delitzsch, F., Der Flügel des Engels. Eine Stimme aus der Wüste im vierten Jubel-Fest-Jahre der Buchdruckerkunst. Gr. 8. Dresden, Naumann. 1840. 11¼ Ngr. (9 Gr.)

Dumas, A., Der Schiffs-Capitain. Ein historisch-romantisches Gemälde. Nach dem Französischen. 8. Leipzig, Lauffer. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Eginhardt, Mathilde, Novellenkranz. 3 Bände. 8. Altenburg, Pierer. 1840. 3 Thlr. 22½ Ngr. (3 Thlr. 16 Gr.)

Francolm, J. A., Das rationale Judenthum. 8. Breslau, Friedländer. 1840. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Gersdorf, Wilhelmine v., Erzählungen. 28ster Band. — Auch u. d. T.: Natalie. Eine Novelle. 8. Leipzig, Lauffer. 1840. 1 Thlr.

Gottschalck, F., Genealogisches Taschenbuch für das Jahr 1841. 16. Berlin, Reimer. 1 Thlr.

Hasse, F. C. A., Kurze Geschichte der Leipziger Buchdruckerkunst im Verlaufe ihres vierten Jahrhunderts. Einladungsschrift der Universität Leipzig zu der bei der vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst von ihr veranstalteten Festlichkeit. Aus dem Lateinischen übersetzt. Nebst einigen xylographischen Beilagen. Gr. 8. Leipzig, Teubner. 1840. 10 Ngr. (8 Gr.)

Heinrich, A., Novellen. Schicksalsfügungen oder der Hazardspieler. Der blinde Harfner. 2te mit 2 Bildern vermehrte Ausgabe. Gr. 12. Leipzig, Künzel. 1840. 1 Thlr.

Herloßsohn, C., Böhmen von 1414—24. Historisch-romantisches Gemälde in 2 Abth. 2te Abth. — A. u. d. T.: Der blinde Held. 2 Bände. 8. Leipzig, Taubert. 4 Thlr.

— —, Zeit- und Lebensbilder. Novellen, Humoresken, Ironien und Reflexionen. 4ter Band. — Auch u. d. T.: Die Sylvesternacht. 8. Leipzig, Taubert. 1840. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Lenhart, J. J., Carlsbads Memorabilien vom Jahre 1325 bis 1839. Gr. 8. Prag. 1840. 2 Thlr. 20 Ngr. 2 Thlr. 16 Gr.

Marlow, F., Gutenberg. Drama in fünf Aufzügen. Gr. 8. Leipzig, Böhsenberg. 1840. 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 Gr.)

Nefflen, J., Gedichte für das Volk. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Gr. 12. Stuttgart, Wachendorf. 1 Thlr.

Paulus in Bremen. Von einem Candidaten der Theologie aus Stade. Gr. 12. Hanau, König. 6 Ngr. (4 Gr.)

Rüttger, J., Gedichte. Gr. 12. Mannheim, Bensheimer. 1840. 25 Ngr. (20 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 32. — 1. Februar 1841.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Taschenbücherschau für das Jahr 1841.

Vierter und letzter Artikel. *)

13. Schneeglöckchen. Mit Beiträgen von Bürkner und Robert.

Ihrer äußern Verfassung nach stehen die „Schneeglöckchen" hinter den übrigen Taschenbüchern; ihr innerer Gehalt thut es den meisten zuvor. Robert Bürkner, ein junger, hoffnungsvoller schlesischer Dichter, liefert zwei Novellen. Phantasie, Empfindung und Geschliffenheit des Geistes ist diesem Talente nicht abzusprechen, aber auch der Einfluß französischer Romantik auf das deutsche Gemüth nicht zu verkennen — die psychologische Caprice zerstört die Dichtung. Die erste Erzählung „Liebeslaunen" ist ein starker Beweis davon. Zwei junge tieffühlende und liebesstarke Gemüther werden hier dargestellt; sie stehen eben im Begriffe, zu ihrer Vereinigung alle Vorurtheile und Hindernisse gemeiner Wirklichkeit zu bewältigen, als sich plötzlich ihre reine und heiße Leidenschaft dadurch auflöst, daß die Geliebte über die ärmliche Leibwäsche des Geliebten geräth, — der Liebeszauber verendet an einem übel geflickten Hemde. Wäre nur nicht das Verhältniß so rein und idealisch, wären die Charaktere nicht so edel dargestellt worden, so voll Intensivität, so möchte dergleichen Entzauberung gelten, aber in dieser Weise ist der Ausgang eine Caprice, welche die Dichtung zerstört und ebenso unwahr als unschön ist. Ohne dieses Gebrechen erzählt er jedoch die zweite Novelle „Die Meisterstochter". Sie hat sociales und psychologisches Interesse. Die vielen Charaktere halten und entwickeln sich kräftig, die Situation ist natürlich, anziehend und der Schluß versöhnend, denn alle Wirren und Verhältnisse kommen wahrhaft zur Ordnung. Die drei übrigen Erzählungen sind aus dem Französischen nach Scribe, Soulié und Gratiot übersetzt. Der Übersetzer nennt sich François Robert; nach Vollendung des Styls, wie nach Geschmack in der Auswahl, dürfte es aber kein Anderer als Herr R. Bürkner sein, der hier sein Talent für geistiges Wiedergebären bekundet. Daß es indessen zulässig sei, die Effecte französischer Leidenschaft und französischer Zustände in deutschen Musenalmanachen vorzutragen, daran möchten wir stark zweifeln, zumal alle diese überrheinischen Pointen und Lebensbilder uns jährlich über die Gebühr zugeführt werden. Acht Lithographien sind dem Büchlein beigefügt; sie bezeugen wiederum, wie Hr. Bürkner für dasselbe Alles, der Verleger gar wenig gethan hat.

14. Huldigung den Frauen. Herausgegeben von J. F. Castelli.

Sechs einschmeichelnde Stahlstiche zieren den Almanach. Mit den Gedichten und Erzählungen ist indessen den Frauen keine zu große Huldigung geschehen. Luise Beck liefert eine Erzählung, „Der Fluch"; es ist ein loses, schauerliches Durcheinander, voll abgeschwächter Romaneffecte, ein literarischer Fluch, den die Dichterin ihren Leserinnen auftischt. Ebenso unwürdig, namentlich in einem Frauenalmanach Platz zu finden, ist die Novelle Straube's: „Die Wahnsinnige von Freiberg". Die deutschen Frauen sollen sich hier an der Brutalität eines abscheulichen Schwedenanführers des dreißigjährigen Krieges und seiner verlassenen und verrückt gewordenen Geliebten erbauen. Dem folgt eine zweite Wahnsinnsnovelle, mit ein wenig mehr psychologischer Tiefe, von Stelzhammer, sie nennt sich „Der Mechaniker". „Die Stadt im Meere", von Langer, und „Der höchste Preis", von Sandor, haben einiges dichterische Interesse. Nach diesem Miswachs tritt Hr. Castelli mit einer Erzählung: „Die Heirath", hervor; sie ist voll Wahrheit, Leben und Spannung. Die liebliche, idyllische Erzählung von Alexander Schindler: „Nebeleben in Kürtz", macht den Beschluß. Sie hat uns fast die Unbill, welche den deut-

*) Vgl. den ersten bis dritten Artikel in Nr. 309, 323 und 343 d. Bl. f. 1840. D. Red.

schen Frauen in den Wahnsinnspoesien geschehen, vergessen lassen; wer sie zuletzt liest, wird das zierliche Büchlein ungern aus der Hand legen. In den Gedichten begegnen uns fast alle bekannte östreichische Dichter, doch gerade Ausgezeichnetes haben sie hier nicht gespendet.

15. Taschenbuch der Liebe und Freundschaft gewidmet. Herausgegeben von L. Storch.

Dieses Taschenbuch bringt vortreffliche Erzählungen. Die Novelle „Die Leibeigenen", von Gustav v. Heeringen, zeichnet sich durch anmuthige Erzählungsweise und spannende Situationen aus. Eine schöne Sängerin, der Glanz und der Stolz des petersburger Theaters, ist, ohne es zu wissen, immer noch die Leibeigene eines russischen Großen. Sie erfährt dieses Schicksal von ihrem alten, herrschsüchtigen Herrn in einem Augenblicke, als sie von ihm keine andern als väterliche Huldigungen annehmen will. Der rachgierige Alte verstümmelt das weiche, üppige Haar seiner schönen und trostlosen Sklavin und schickt sie unter die Heerden und rohen Genossen ihres Geburtsdorfes. In gleichem Verhältnisse zu diesem Grafen steht aber auch ein reicher und angesehener Bankier Petersburgs; er ist durch seinen Herrn emporgehoben worden, aber allnächtlich muß er vor ihm erscheinen in Knechtsgestalt, und der Graf freut sich seiner Herrschaft, seiner grausamen Willkür. Der Tod des alten Tyrannen ändert Alles. Seine beiden Erben haben besondere Herzensinteressen, den Bankier aus seinem Sklavenjoche zu spannen, sowie die schöne Sängerin zurückzurufen; denn einer dieser jungen Edelleute war ihr Geliebter, der ihr jetzt freudig Herz, Hand, Freiheit und Reichthum bietet. Nicht minder schön erzählt ist die kleine Skizze von Ludwig Bechstein, „Die Stute des Wechabiten". Ludwig Storch nimmt das Interesse seiner Leser in Anspruch durch eine Erzählung, „Der Schutzgeist". Sie bewegt sich in dem Nachtgebiete der menschlichen Natur, ist aber durch ihren klaren Ausgang entfernt, in die Phantasterei des Magnetismus und Hellsehens auszuarten. Die lyrischen Gaben des Almanachs sind beachtenswerth. Franz Dingelstedt und Ludwig Bechstein treten hier auf. Gedichte von Ph. H. Welker verrathen ein schönes Talent; auch die Lieder von Kawaizynsky dürfen nicht unerwähnt bleiben.

16. Vergiß mein nicht. Taschenbuch von C. Spindler.

Die Reihe der Stahlstiche, welche hier beigefügt, zeigt kaum einen auf, der nicht verzeichnet wäre; alle Gestalten leiden an ungemessenen, spindelartigen Beinen und langen, ungesunden Leibern. Spindler bekundet in den drei Erzählungen des starken Bändchens aufs neue sein schönes Talent für lebensvolle und anschauliche Erzählung; nur fällt auch hier, wie gewöhnlich, die künstlerische, organische Einheit weg; die Geschichten zerfallen in Geschichten und Episoden. Niemand wird jedoch den Almanach ohne Unterhaltung und Anregung lesen. Die erste Erzählung nennt sich „Die Engelehe". Ein junger Schweizer heirathet, ohne es zu wissen, seine leibliche Schwester, ein treffliches Mädchen; ehe er aber Blutschande auf sich und seine Gattin ladet, wird ihm das schreckliche Geheimniß enthüllt und die Ehe in Entsagung fortgesetzt: vor der Welt aber ist Alles Geheimniß. Zu der zweiten Novelle: „Das Diamantenelixir", muß der Dichter bedeutende Studien gemacht haben, wiewol gerade die Masse historischen Stoffes die Überwältigung und organische Gestaltung verhindert hat, besonders stört sich gegenseitig das Interesse der Geschichte und des Märchens. Umrisse aus dem Leben des Magisters Raphael von Reichelsheim bilden den Gegenstand der Erzählung: sie zerfallen in mehre Capitel. Raphael, ein Schüler des Theophrastus Paracelsus, soll seinem Meister während der Sterbestunde durch Anwendung des Elixirs auf fernere hundert Jahre das Leben sichern; aber der Schüler wird durch ein Stelldichein bei einer eigensinnigen Geliebten aufgehalten und läßt so ohne seinen Willen den Meister versterben. Das Elixir ist jetzt in des Schülers Hand, er wendet es auf sich an und erhält dadurch seine körperliche Jugend, obgleich sein Gemüth fortaltert; sein äußeres Leben tritt mit dem innern in einen bösen Contrast. Dieses ethische Moment, das den fabelhaften Lebensschicksalen des berühmten Doctors eine große Vertiefung geben mußte, hat der Dichter nicht gründlich genug benutzt. Er wendet sich lieber zur Geschichte und geht in den Schilderungen auf, die das Leben und Treiben der damaligen Naturpriester und Schwarzkünstler darbieten. Das Zusammentreffen mit Faust, Helena und dem Mohren Mephistophel ist von vielem psychologischen Interesse, auch stellt es die deutsche Faust-Sage nach ihrer geschichtlichen Seite in ein vielleicht wahres Licht. Am Lebensende Raphael's tritt das ethische Moment der Erzählung wieder hervor. Raphael verwünscht seine Jugend, er ist sehr unglücklich, denn sein Herz ist alt: er will sterben und flucht dem Elixir, als ihn der gütige Himmel durch einen Blitzschlag von seiner irdischen Bürde wunderbar erlöst. Die dritte, kurze Erzählung nennt sich „Freund Omnibus". Ein anspruchsloser Humor und leichte, gemüthliche Erzählungsweise zieren das artige Genrebild.

17. Jeschurun. Taschenbuch für Schilderungen und Anklänge aus dem Leben der Juden. Aufs Jahr 5601. Herausgegeben von Maien und Frankenberg.

Dieses Taschenbuch will in dichterischer Darstellung Anklänge aus dem vergangenen und gegenwärtigen Leben der Juden bringen, nicht um nationale und religiöse Absonderung zu begünstigen, sondern die getrennten, aber für allgemeine Humanität warm schlagenden Herzen einander näher zu bringen; ein wahrhaftiger und löblicher Gesichtspunkt! In diesem Sinne hat der mit Geist und Begeisterung geschriebene Aufsatz von J. Kaufmann in dem Almanache eine besondere Bedeutung; er löst eigentlich die große und die Parteien erhitzende Judenfrage von Grund aus. Die Völker, die Naturgeister der Geschichte, emancipiren sich ihm allein auf der Stufe des allgemeinen, absoluten Geistes: Alle haben dieses Streben, aber auch die historische Berechtigung dazu, und mit ihr den Anspruch auf Duldung, Liebe und Rück-

sicht. Die Schilderungen des böhmischen Dorfjuden, die Hr. Kaufmann an seine geschichtlich-dichterischen Betrachtungen knüpft, sind ebenso geistreich wie anschaulich entworfen; die flüchtigen Skizzen bekunden ein schönes Talent. Wiewol wir die Eigenthümlichkeit und Wirksamkeit Gabriel Riesser's nicht hinlänglich kennen, so scheint uns doch der biographische Abriß seines Lebens nach Form und Inhalt nicht genügend, wie ihn hier K. Sidori gibt. Hr. Maien trägt uns eine Novelle: „Das Opfer", aus dem jüdischen Leben der Gegenwart vor, die sich durch ihre Gefühlswärme wie durch Charakteristik auszeichnet. Dr Arndt schildert glücklich das Leben des Hausirers David Isaac zu Breslau; wir konnten nicht ohne Theilnahme von diesem herrlichen Alten scheiden. In den Briefen eines „Denkenden Kleinstädters", von S. Frankenberg, wird die Erziehung und das Jugendleben der deutschen Juden mannichfach angeregt. Rappaport gibt uns ein Bruchstück aus einem noch ungedruckten Epos, „Die Gesetzgebung", voll schöner Gedanken. Karl Beck tritt mit zwei kurzen aber kraftvollen Scenen aus dem Leben auf, die seinem Geiste wie seiner Gesinnung Ehre bringen. Daß die Herausgeber nicht verschmäht haben, die schon breitgetretene und keine wahrhaften Anregungen enthaltende geistliche Legendenpoesie aufzunehmen, wundert uns. Dem Buche ist das Bildniß Dr. Riesser's beigegeben.

18. Vielliebchen. Von A. von Tromlitz.

Das Taschenbuch erscheint zum letzten Male mit Dichtungen des beliebten Autors, der es gründete. Es enthält dem größten Theile nach eine historisch-romantische Erzählung, „König Przemysl Ottokar II.", die der Dichter auf dem Krankenbette, unter Todesahnungen, dictiren mußte. Auch in dieser Situation ist seine Muse eine noch frucht- und phantasiereiche. Der Charakter Ottokar's ist dargestellt, sowie ihn die Geschichte andeutet. Die Gestalten und Begebenheiten, welche das Bild füllen, sind entweder gleichfalls geschichtlich oder doch mit vielem Geschick erfunden. Das dramatische Gedicht „Die Belagerung von Antwerpen", wahrscheinlich aus einer frühern Zeit des Verstorbenen, offenbart viel Gemüthsinnigkeit, Fluß und Grazie der Formen, aber wol ist nicht zu verkennen, daß dem Dichter das Pathos der tragischen Muse fehlt. „Der Schuß", eine Novelle, ist ein ansprechendes Genrebildchen in der gemüthvollen und leichten Weise, wie sie dem Dichter immer zur Hand stand. Dem Almanach sind noch einige Gedichte älterer und neuerer Zeit beigefügt, welche die Verehrer des Verstorbenen gewiß mit Interesse aufnehmen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Clemente Cardinali.

Unter den italienischen Gelehrten, welche zur Aufhellung einzelner Partien der Alterthumskunde durch Sammlung und Beleuchtung vaterländischer Denkmäler beigetragen haben, nimmt der auch jenseit der Alpen als Epigraph rühmlich bekannt gewordene Clemente Cardinali eine vorzügliche Stelle ein. Im J. 1789 zu Velletri geboren, hatte er schon 1797 das Unglück, seinen Vater zu verlieren, der Rechtsgelehrter war und in einiger Wohlhabenheit lebte. Die Familie gerieth darauf durch die französische Invasion in große Dürftigkeit. Aber die Seelenstärke der Witwe erlag diesen Schlägen des Schicksals nicht. Unterstützt durch die frühreife und entschlossene Thätigkeit ihres ältesten Sohnes Luigi, welchen schon das 16. Jahre seines Alters zum Versorger der Seinigen machte, fand sie Mittel, um dem jüngern Sohne eine seiner Herkunft angemessene Erziehung zu verschaffen. Zum Studium der Rechte wurde Clemente nach Macerata geschickt, bald aber nach dem Rathe eines Gönners, des Cardinals Leonardo Antonelli, wieder heimgerufen, weil die Marken damals gerade von den französischen Waffen bedroht wurden. In die administrative Laufbahn eingetreten, bekleidete er nacheinander verschiedene Ämter, zuerst in der Provinz Campagna, später in den Legationen Ferrara und Bologna, wo er sich auch 1823 verheirathete. Er wurde von dort auf seinen Wunsch wieder in die Provinz Marittima und Campagna versetzt und nahm seinen Wohnsitz in seiner Geburtsstadt Velletri, zuerst als Ispettore del registro, nachher als Municipalrath. Auf seinen Antrieb vornehmlich geschah es, daß der Papst die Marittima zu einer besondern Provinz mit der Hauptstadt Velletri machte; Monsignore Geraldo Maciotti wurde zum Vicelegaten ernannt und unentgeltlich, wie dieser sein Chef, übernahm Clemente die Secretariatsgeschäfte der Legation. Seine unbestechliche Redlichkeit und seine unermüdete Thätigkeit erwarben ihm später einen Sitz in der Congregazione governativa und eröffneten ihm dadurch einen Wirkungskreis, in welchem er seine Vaterlandsliebe und seinen beharrlichen Eifer in Verfolgung gemeinnütziger Zwecke durch manche nützliche Einrichtung an den Tag legte. Er gründete eine öffentliche Bibliothek, deren Leitung er selbst übernahm. In Verbindung mit Grazioli und dem ältern Clemente de' Borgia erlangte er den Wiederaufbau der seit 30 Jahren wegen ihres gänzlichen Verfalles dem öffentlichen Gottesdienste entzogenen Parochialkirche des heiligen Michael. Sein Werk ist auch die Erneuerung der Volskischen Gesellschaft, welche seitdem unter seiner Leitung mehre Bände antiquarischer Untersuchungen herausgegeben hat. Auf diese Weise machte er sich Bahn zu dem Ruhme, welchen er als Gelehrter erwerben sollte; zu eigenen Forschungen fand er aber erst spät hinlängliche Muße, da die Geschäfte seines öffentlichen Berufs und die Sorge für eine zahlreiche Familie lange Zeit seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahmen. Oft, wenn er mit Freunden von seinem ungestillten Verlangen nach einer wissenschaftlichen Thätigkeit redete, hielt er scherzend als einen Spiegel sich das Beispiel Tiraquello's vor, der jedes Jahr die Welt mit einem Buche und mit einem Bürger beschenkt habe; doch dieser, pflegte er sich zum Trost hinzuzufügen, hatte einen König, welcher ihn frei hielt, auch selbst mit den Kosten des Druckes. Man muß sich hierbei erinnern, daß die italienischen Gelehrten genöthigt sind, den Verlag ihrer Bücher selbst zu übernehmen und daher den Druck größerer Werke nicht ohne eigenes Vermögen oder freigebige fremde Unterstützung zu Stande bringen können. Im J. 1814 war Luigi Cardinali mit der Sammlung derjenigen antiken Inschriften beschäftigt, welche in irgend einer Beziehung zur Localität oder Geschichte Velletris stehen. Clemente, welcher dieses ganze Jahr in Rom zubrachte, unterließ nicht, dem Bruder bei seinem umfassenden und schwierigen Unternehmen nach Kräften behülflich zu sein. Als er im Herbste der Ernte wegen sich wieder nach Velletri begeben hatte, überraschte ihn Luigi durch Übersendung eines fertigen Bandes, welcher die Frucht ihrer gemeinsamen Bemühungen enthielt. In der Dedication foderte er ihn mit brüderlichen Worten auf, sich zu ermannen und auf der ruhmwürdigen Bahn, die er nunmehr schon betreten, rüstig fortzuschreiten. Diese Ermunterung scheint einen Funken in Clemente's Seele geworfen zu haben, welcher bald zur Flamme ward. Er gab sich hinfort den antiquarischen Studien mit so großem Eifer hin, daß er nach und nach mehr als 70 Abhandlungen und größere Schriften veröffentlichte und bei seinem Tode ein noch ungedrucktes Werk, welches alle übrigen an Umfang über-

trifft, unvollendet zurückließ. Seine erste epigraphische Arbeit war die Bekanntmachung zweier beschriebenen Marmortafeln, welche in Form eines Briefes das „Giornale enciclopedico" von Neapel im Jahrgange 1818 aufnahm. In den „Opuscoli letterarj bolognesi", welche Luigi Cardinali, damals Director des Registro in Bologna, in der auf seinen Antrieb von Nobili neuerrichteten und später nach Pesaro verlegten typographischen Anstalt drucken ließ, gab Clemente 1819, außer einer alten christlichen Inschrift, eine Sammlung von 500 unedirten Inscriptionen heraus, denen er 1821 in dem vom Fürsten Pietro Odescalchi besorgten „Giornale di scienze, lettere ed arti" 50 andere und 1827 im dritten Bande der von seinem Bruder redigirten „Memorie romane di antichità e belle arti" noch 60 folgen ließ. Clemente, welcher selbst damals noch sein Amt in Bologna hatte, besorgte dort, während Luigi nach Rom in eine andere Wirksamkeit versetzt wurde, allein die Revision jener veliternischen Inscriptionen, welche 1821 nach zweijähriger Arbeit beträchtlich bereichert und in dem erläuternden Theile umgearbeitet zu Rom in einem starken Quartbande herausgegeben wurden. Dies ist das Werk, durch welches zuerst der Name Cardinali den Archäologen jenseit der Alpen bekannt wurde. Der junge dänische Gelehrte Kellermann, welcher den Muth gehabt hatte, eine Riesenarbeit zu unternehmen, die vollständige Sammlung aller lateinischen epigraphischen Monumente, und von seiner Regierung sowie von der berliner Akademie der Wissenschaften unterstützt, seinen Nachforschungen in Rom bis zu seinem frühzeitigen Tode mit der gewissenhaftesten Sorgfalt oblag, trat in freundschaftliche Beziehung zu Cardinali und nahm an dessen nächsten Publicationen thätigen Antheil. Diese waren 1825: „Osservazioni intorno agli antichi marmi scritti che ricordano navi romane", und 1827: „Elenco delle coorti ausiliarie e sociali degli antichi romani tratti da' marmi scritti", Vorläufer des größern und umfassendern Werkes, welches nach langjährigen mühevollen Untersuchungen zu Velletri 1835 unter dem Titel: „Diplomi imperiali de' privilegi accordati a militari raccolti e commentati" erschien, und jene seltenen Inschriften in Bronze, welche gemeinlich „Missiones honestae" genannt wurden, zusammenstellt und in weitgreifenden Commentaren erläutert. Der Ruf, welchen ihm diese von Labus, Cavedoni und andern Männern des Faches in öffentlichen Anzeigen vielgepriesene Arbeit erwarb, brachte ihm von verschiedenen gelehrten Gesellschaften Diplome ein; auch die französische Akademie ernannte ihn zu ihrem Mitgliede. Von Seiten der päpstlichen Regierung wurde ihm ein Zeichen der Anerkennung dadurch gegeben, daß der Camerlengo Cardinal Giustiniani ihm die Aufsicht über alle Ausgrabungen und über die Erhaltung der antiken Denkmäler in der Provinz übertrug. Von Clemente Cardinali finden sich 28 einzelne epigraphische Aufsätze zerstreut in den „Acten der römischen archäologischen Akademie", in dem „Bolletino" des Instituts für archäologische Correspondenz und in den „Römischen Ephemeriden". Ein Anzahl anderer Abhandlungen enthält vorzugsweise chronologische Erörterungen. Außerdem schrieb Clemente verschiedene Recensionen und kritische Aufsätze, z. B. über Borghesi's, Fea's, Corsini's Werke, über die spanische Aera zur Berichtigung der von Scaliger aufgestellten Ansicht, Denkwürdigkeiten der Päpste und über die Schätzungen und Lustren; ein zu Gabio aufgefundenes Fragment der Fasten theilte er der römischen archäologischen Akademie, ein anderes bei Ostia ausgegrabenes dem Hrn. Dorow mit. Das Hauptwerk aber, welchem er unablässig seine literarische Thätigkeit widmete, sind die noch ungedruckten: „Correzioni de' fasti consolari di Teodoro Jansonio detto l'Almelovenio." Nur eine Probe von dieser fleißigen Arbeit ist im vierten Bande der zu Pesaro erschienenen „Memorie romane" mitgetheilt worden; sie liefert 42, auf das unverwerfliche Zeugniß der Lapidarmonumente gestützte Berichtigungen der häufig Namen verfälschenden oder Magistratspersonen hier einschiebenden, dort auslassenden Fasten Almeloveen's, für einen Zeitraum von 25 Jahren. In Bezug auf dieses sein Lieblingswerk theilte Clemente das Schicksal jenes andern berühmten Epigraphen, des Gaetano Marini, der nicht lange genug lebte, um die Arbeit, welcher er seine größten Anstrengungen gewidmet hatte, die Sammlung der christlichen Inschriften, an das Licht zu stellen. Die übrigen Aufsätze Clemente's über verschiedenartige archäologische Gegenstände, plastische Monumente und Münzen, oder auf jenen Gebieten, welche die Italiener mit dem Namen der belle lettere und der scienze esatte bezeichnen, dürfen hier um so eher übergangen werden, als sie für ihn nur Nebenbeschäftigungen waren und zur Bereicherung der Wissenschaften nicht wesentlich beitrugen. Clemente Cardinali besaß einen regen, für alles Gute und Schöne empfänglichen Sinn, war ein unermüdlicher Arbeiter und ein Mann voll Lebensmuth und Thatlust. Mit Gewandtheit wußte er sich in Menschen und Angelegenheiten zu schicken; wo sich fördernd eingreifen ließ, kannte er kein Besinnen, und wo er helfen konnte, half er gewiß. In Alles, was er unternahm, legte er seine ganze Seele. Mit demselben Eifer, mit welchem er in der Congregazione governativa für das allgemeine Wohl kämpfte, trieb er seine Studien und leitete dramatische Vorstellungen im Hause der Borgia oder schrieb Verse zur Erheiterung seiner Freunde. Er liebte es „das Mißliche beherzt beim Schopfe zu fassen" und quälte sich niemals mit der Besorgniß, ob auch das Begonnene sich würde zu Ende führen lassen. In seinem 51. Lebensjahre ereilte ihn der Tod sehr unerwartet, da eine stets kräftige Gesundheit ihm ein hohes Alter zu verheißen schien. Schmerzlich betrauert von seiner Gattin, seinen sechs Söhnen und einem zahlreichen Freundeskreise, verschied er sanft am 22. November 1839 in seinem väterlichen Hause zu Velletri. 49.

Literarische Notiz.

Eine in Deutschland noch wenig oder gar nicht gekannte englische Dichterin ist Miß Barrett. Ein Weib dieser Art, zugleich Dichterin und gelehrter Blaustrumpf, kann auch in der That in Deutschland gegenwärtig nicht leicht aufkommen. Elisabeth Barrett hat bereits 1833 eine Übersetzung des Äschyleischen „Prometheus" geliefert, und es ist gewiß ein schwieriges Unternehmen für eine Frau, nicht blos den dunkelsten und großartigsten Dichter der Griechen zu fassen, sondern sogar zu übersetzen. Eine Frau aber, welche Äschylus zu ihrem Lieblingsdichter wählt — mag sie ihn auch begreifen und übersetzen, so gut oder schlecht wie sie will — muß jedenfalls mit seltenen Geistesgaben ausgerüstet sein. Schon die Kühnheit verdient Anerkennung. Die Übersetzung ist allerdings sehr häufig rauh, ohne deshalb treu zu sein. Viele Seltsamkeiten haben sich aus dem Studium, welches Elisabeth Barrett dem Äschylus gewidmet hat, auch auf ihre eigenen Dichtungen übertragen, die besonders an sprachlichen Härten reich sind. Einzelne dagegen sind wieder makellos, kräftig und schön und bekunden die echte Dichterin. Hierunter das Gedicht „Cowper's grave" mit dem Anfange:

It is a place where poets crown'd
May feel the heart's decaying —
It is a place where happy saints
May weep amid their praying —
Yet let the grief and humbleness,
As low as silence languish;
Earth surely now may give her calm
To whom she gave her anguish etc.

Schon ihre Verenglisirung des Äschyleischen „Prometheus" begleitete sie mit einem Anhange eigener Gedichte. Der Titel hieß: „Prometheus bound. Translated from the Greek of Aeschylus, and miscellaneous poems" (London 1833); 1838 erschien von ihr: „The Seraphim and other poems" und 1839 „The romaunt of the page." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 33. — 2. Februar 1841.

Taschenbücherschau für das Jahr 1841.

Vierter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 32.)

Poetische Jahrbücher.

19. Rheinisches Jahrbuch. Herausgegeben von F. Freiligrath, C. Mazerath und K. Simrock. Zweiter Jahrgang.

Die vorzüglichsten Talente des Rheinlandes haben auch hier wiederum zusammengewirkt, sodaß das „Jahrbuch" als keine unbedeutende Erscheinung auftritt. Zuerst die Novellen. Joseph v. Eichendorff erzählt „Die Glücksritter". So sehr wir auch die wunderbare Fülle der Phantasie bewundern und den Gemüthsreichthum, der einen solchen Wechsel von schönen Traumbildern ausschütten kann, so vermissen wir doch in all diesem Drängen glänzender Schatten die Idee, ohne welche eine Dichtung unserer klaren, geistesreichen Zeit nicht mehr passiren kann. Bei allem äußerlichen Zauber durften die Herausgeber, und besonders Mazerath nach seinen gesunden Kritiken, diese „Glücksritter" nicht aufnehmen. Die andere Novellendichtung, wahrscheinlich von Mazerath selbst, nennt sich „Die Verlobung". Sie ist nicht minder schön und glänzend erzählt; ihr Gegenstand ist der Conflict des liebenden Herzens mit der Pflicht. Ein junger Maler entbrennt in die reiche Gestalt eines schönen Mädchens, das er malen mußte; ihr Besitz wird seine Leidenschaft: er verlobt sich mit ihr, da er erst Geld und Ruhm erwerben muß, ehe er sie heirathen kann. Bald aber ist er entzaubert, das hehre Bild hat keinen Geist, der sein hochfliegendes und poetisches Herz befriedigen könnte. Fern von ihr, sinnt er über sein Misgeschick, als er einer jungen gräflichen Witwe begegnet, voll Gemüthsinnigkeit und feiner Bildung. Der Maler und die Gräfin lieben sich, es ist ihre erste Liebe, und doch ist sie reif und wahr. Aber die Pflicht, das Gelöbniß des Malers, tritt zwischen Beide, sie können sich nur ihre Herzen, nicht ihre Hände geben, eine Lage, die ihre Neigung in mannichfache und vom Dichter trefflich analysirte Chancen bringt. Endlich geschieht es jedoch, daß der Maler vom Zufall seiner Pflicht entbunden wird, und — ja, und anstatt daß sich die Liebenden, wie es eine gesunde Poesie und die Vernunft verlangt, nur durch die Ehe für immer und ganz besitzen, ziehen sie es vor in einem platonischen Verhältnisse zu bleiben — der junge, heißblütige Maler wird der erste Habitué in dem Salon der zärtlich und entschieden liebenden Gräfin. Diese altromantische und unpoetische Caprice vernichtet die Schönheit und den Eindruck der Dichtung, sie drückt dem ganzen „Jahrbuch" einen Flecken auf. Levin Schücking liefert eine Charakterschilderung der poetischen Frauen. Wiewol wir nicht alle Behauptungen und Wahrnehmungen unterzeichnen möchten, die dieser feine, anmuthige und geistreiche Schriftsteller ausspricht, so dünkt uns doch, er habe im Allgemeinen eine Zeiterscheinung in unserer Frauenwelt aufgefaßt und dargestellt, die für unsere Sitten- und Bildungsgeschichte, für die Beleuchtung unsers höhern socialen Lebens höchst interessant und belehrend ist. Die kleine Abhandlung ist mit Geist, ja mit Gelehrsamkeit geschrieben, der Styl voll Grazie und Phantasie, Vorzüge, die überhaupt alle diese rheinischen Talente vor uns kalten und spitzen Norddeutschen voraushaben. Herr Mazerath liefert auch dieses Jahr Kritiken über die vorzüglichsten Erscheinungen der Romanliteratur aus dem verflossenen. Sie sind sämmtlich meisterhaft geschrieben, voll tüchtiger Doctrin und, nach unserm Bedünken, von scharfem und richtigem Urtheile. Nur dürften die poetischen Sünden des Romans „St.-Roche" nicht gründlich analysirt sein. Das „Jahrbuch" fährt ferner fort uns einige Romanzen aus Immermann's epischem Gedichte „Tristan und Isolde" mitzutheilen, die Mazerath durch eine kurze, aber warm und glänzend geschriebene Charakteristik des Verstorbenen einleitet; wir möchten sie allerdings ein wenig strenger und in Bezugnahme auf die vorjährige Kritik des Schreibers gefaßt wünschen. Die diesjährigen Fragmente des Epos beweisen wiederum, wie Immermann ein reichbegabtes Dichtergemüth war. Es gehörte nicht allein Immermann's Talent, sondern auch seine künstlerischen Ansichten, seine eigenthümliche Richtung dazu, um mit Glück eine solche Nachdichtung zu schaffen, denn bei aller Originalität ist sie dies doch. Ein Gemüth, in unser modernes Leben getaucht, und wäre es auch ein dichterisches, hat nie diese ursprüngliche Einfalt, diese Naivetät der Empfindung, um ein solches romantisches Epos aus sich selbst zu gebären, aber wol den Willen und das Talent, durch Kunst und Manier die Alten nachzuahmen, glücklich und säuberlich. Die Hirsch-

jagd, ein herrliches Bild voll concreter Wahrheit, wird Jedermann ansprechen, aber dem Ganzen seine antike Schönheit herauszuempfinden, das dürfte nur ganz gebildeten, oder Immermann's Geistesverwandten gelingen. Ein zweites episches Bruchstück gibt K. Simrock in einer Übersetzung aus Wolfram von Aschenbach's „Parcival". Die Übersetzung scheint sehr gelungen, wie es sich von dieser Hand erwarten läßt, obschon eine solche Arbeit für das „Jahrbuch" immer ein sehr wohlfeiler Kauf sein möchte. Der lyrischen Gaben werden mancherlei geboten. Ein einfaches, anspruchloses Liedchen an Alfons de Lamartine, das wir kaum erwähnen würden vor dem vielen Trefflichen, das aber ein ganz besonderes Glück gemacht hat, das — „Rheinlied" von N. Becker ist hier anzutreffen, denn es war ursprünglich allein für diese Zeitschrift bestimmt. Warum aber hat dieses Lied so viel Anspruch gewonnen? Weil es die lebendige und allgemeine Empfindung zu treffen wußte. Das mögen sich unsere Dichter zu Herzen nehmen; ihre Empfindungen und ihre Lieder sind theils traditionelle, theils zu individuelle, persönliche. Die rheinischen Dichter, welche zu dieser Sammlung beigesteuert, sind sämmtlich begabte Geister, die Herausgeber stehen obenan; aber alle haben sie hier en miniature gemalt, Herz und Liebe, oder — der Rhein! Nur L. Schücking eröffnet sich einmal in einem Gedichte an Freiligrath eine weitere Aussicht und G. Kinkel singt eine herrliche Ode ans Vaterland.

20. Alpina. Schweizerisches Jahrbuch für schöne Literatur. Herausgegeben von A. Hartmann, F. Krutter und G. Schlatter.

Das Jahrbuch ist mit sechs Radirungen von Distelli und Heß verziert, die technisch sehr gelungen. Wenn der Almanach ein sprechendes Zeugniß von dem schweizerischen Kunstleben ablegen soll, so ist dieses Zeugniß wahrhaftig kein glänzendes. Zuerst, was die Erzählungen betrifft. Rohe, äußere Wirklichkeit mit hausbackener, oft pueriler Reflexion verbrämt, Uncultur in der Darstellungsweise und Unmuthsblöße der Sprache haben wir diesen Erzählungen im Allgemeinen zum Vorwurfe zu machen: hier ist keine gestaltende Poesie, keine gebildete, noch weniger tiefsinnige Lebensanschauung, höchstens eine kahle, gebrauchte, dürre Moralpointe. Es ist dies wol ein Beweis, wie der schweizerische Geist unter seinen kleinen politischen und spießbürgerlichen Fehden an der allgemeinen Vertiefung des deutschen Geistes wenig Antheil nimmt. Als ein litterarisches Curiosum muß das ländliche Bild von Jeremias Gotthelf „Wie Joggeli eine Frau nimmt" gelten. Joggeli, ein reicher, junger Bauer, zieht als Messerflicker verkleidet durchs Land, um eine brave Hausfrau zu suchen; das ist ganz gut. Der Leser muß aber mit Joggeli alle schmuzigen Bauernwirthschaften durchstöbern, den gemeinsten Bauerndialekt sprechen, durch Kuh- und Schweinedünger waten, kurz er muß an der reellen, überall zu findenden, gemeinen Bauerwirklichkeit Theil nehmen, damit sich der Held die wirthschaftlichste Frau aussuchen kann. Wenn das Poesie ist, wenn das Schönheit oder Interesse bietet, wenn das erheben, oder erfreuen, oder anregen soll, so muß es die grelle, unsaubere Wirklichkeit noch viel mehr thun! „Das Eintagsleben", Novelle von A. Hartmann, in welcher wenigstens einige Spuren von Phantasie, schließt mit der groben Reflexion, daß jede ideale Auffassung des Lebens einem Träumer wohl anstehe, „wir Andern aber wissen zu distinguiren, und halten es mit dem Reellen". G. Schlatter erzählt ein Märchen „Von den drei Unzufriedenen"; es ist noch am glücklichsten erzählt mit seiner ethischen Pointe. Die Schlußnovelle von Hartmann: „Die Stecknadel", stellt geradezu Unsinn dar. An eine Stecknadel, die selbst wiederum durch einen gekochten Fisch zum Vorschein kommt, nachdem sie ins Wasser geworfen, knüpft sich eheliches Misgeschick, warum dies aber — das weiß Gott, wir haben es nicht erfahren können. Und wie fein und gewandt erzählt Herr Hartmann! Einen großen Theil der „Alpina" bilden Gedichte, sie haben mehr Bedeutsamkeit als die Erzählungen. Zu erwähnen ist hier das Epos von Ettmüller „Adalgis", Uhland und Gustav Schwab gewidmet. Die Darstellung ist objectiv und voll Kraft, aber ohne wahrhafte Durchbildung der Form. Dem reihen sich drei Balladen von Follen an, die Dichtertalent und auch Bildung verrathen. Auch der Reflexionspoesien Wagner's von Laufenburg ist zu gedenken. An poetischem Gehalt und formaler Vollendung dürfte jedoch das dramatische Bruchstück „Gellmer", von Franz Krutter, die bedeutendste und glücklichste Production dieser Schweizermuse sein. Wir wünschen, daß uns dieselbe künftiges Jahr von tiefsinnigern Lebensräthseln erzähle, diesmal waren sie sehr platt.

21. Jahrbuch der Novellen und Erzählungen für 1840. Von E. v. Bülow.

Dieses artige Bändchen dürfte Niemand leicht ohne Befriedigung aus der Hand legen. Nicht allein daß der Verfasser mit Anmuth zu erzählen weiß, seine Erzählungen haben auch einen wahrhaft dichterischen Gehalt, es liegt ihnen eine ideale Auffassung des Lebens und der Menschennatur zum Grunde. „Das Gewissen" heißt die erste Novelle; wiewol sie in einzelnen Theilen etwas gedrängter hätte gefaßt werden können, schildert sie doch vortrefflich ein Gemüth, dessen Gebrechen der Mangel sittlicher Energie ist. Sie veranschaulicht den Fluch jener Schwäche, die dem Menschen wol zur Sünde, doch nicht zur Sühne und Erhebung die Kraft verleiht. Die zweite Erzählung: „Sehen ist nicht glauben", ist nach Colley Grattan bearbeitet. Feine Zeichnung und psychologische Züge verhindern indessen nicht, daß der Leser den Mangel eines geschichtlichen Interesses vermißt; diese Erzählung ist die schwächste Partie des Buches. „Traum um Traum", ein liebliches Märchen, ungemein anziehend erzählt, mit einer ethischen Pointe, befriedigt durch seinen heitern, glücklichen Schluß. Das Ausgezeichnetste des Buches ist unstreitig „Die Jugend des armen Mannes im Tockenburg". E. v. Bülow hat diese Lebensgeschichte des armen Schweizers nach einer von demselben eigenhändig geschriebenen und 1789 durch H. Füßli herausgegebenen Biographie bearbeitet. Er nennt sie mit Recht ein Idyll,

denn sie zeigt gar schön auf, wie auch der einfache Naturmensch bei einem frischen und unverdorbenen Sinne edle Empfindungen und ein reines, sanftes Herz besitzen kann. Die Erzählung, deren Bearbeitung unserm Verf. außerordentlich gelungen, erinnert in ihrem Verlaufe sehr an den jetzt längst vergessenen Roman: „Simplicissimus", einem der ersten, die unsere Literatur aufzuweisen hat. Den Schluß des Almanachs macht eine Erzählung „Der Mönch". Der Leser wird hier auf den erhebenden Gedanken zurückgeführt: daß der Kampf mit dem Irdischen, mit den Leidenschaften nicht Verleugnung, sondern Verklärung und Verherrlichung des Irdischen sein muß. Möge der Dichter fortfahren uns alljährlich durch einen Novellenkranz zu erfreuen.

22. Sonnenblumen. Almanach historischer und moderner Novellen. Von Fr. Adami.

Dichterisch verklärte Historie haben wir in dem Buche nicht gefunden, auch eigentlich nicht Erzählungen, mit socialen und die Gegenwart erhellenden Lichtern, wie der Titel verspricht. Hr. Adami ist ein belesener und gewandter Mann, wenn auch kein Dichter, so viel ist gewiß. Die unpoetischen Knalleffecte der französischen Novellenliteratur sind ihm an der Hand, und aus ihnen componirt er, bald mehr, bald weniger frei seine modernen Novellen. Freilich mußte in dieser Weise das Interesse, welches sich an dergleichen Originale knüpft, ganz verschwinden; hier lernen wir nicht mehr die französische Gesellschaft, südliche Leidenschaften kennen, hier werden keine psychologischen Räthsel gegeben und gelöst, sondern verbrauchte Novellencoups ausgesponnen ohne jene feine und geistreiche Reflexion, ohne selbst einmal das Gemüth des Lesers wahrhaft zu bewegen. Mord, Verbrechen, zumal schändliche Treulosigkeit sind die Hauptmotive zu den sieben Erzählungen. In der ersten mordet ein italienischer Bedienter seiner Herrin stillen Anbeter aus Eifersucht, dann sich selbst; auch die Dame gibt sich aus Verzweiflung den Tod. Ehelicher Betrug und doppelter Tod ist der Gegenstand der zweiten Novelle, die Hr. Adami eine Criminalnovelle nennt; — ja, er hat recht, denn er ist in doppelter Bedeutung ein moderner Criminaldichter! Die dritte Geschichte ist empörend. Hier gelangt ein Graf hinter seiner Gemahlin Liebesverhältniß, indem er zufällig den Boten desselben, eine Taube, erlegt. Ohne sich gehörig unterrichten zu lassen, nimmt er eine furchtbare Rache. Nachdem er den Nebenbuhler kalt in die Brust geschossen, der sein Verwandter ist, muß das unglückliche Weib des Nachts ein Wasserbassin abdämmen, den gemordeten Jugendfreund darin eigenhändig begraben und das Wasser wieder darüber leiten. Und als sie nach einem elenden Dasein von zehn Jahren stirbt, fragt sie der Gemahl höhnend auf dem Sterbebett, ob sie vielleicht wünsche ins Bassin begraben zu werden. In Greuel und Unnatur geht es so fort bis auf die letzte Erzählung, die wol menschlicher, aber ohne innere Bedeutung ist.

23. Herbstrosen. Von Mathilde von Stambke.

Es ist das zweite Mal, daß dieser Almanach erscheint. Die Gabe gestaltender Phantasie und Gewandtheit ist der Dichterin nicht abzusprechen, aber ihr fehlt, wie den meisten Frauen, wenn sie aus ihrer Gemüthspassivität hervortreten wollen, die Klarheit eigener Erkenntniß und der Welt überhaupt — das Wissen fehlt. Die erste Novelle: „Die Grafen Werdenfels", ist davon der deutlichste Beweis. Ein Paar von Zwillingsbrüdern erliegen hier einer Naturbestimmung, nach der sie sich lieben müssen, nach der sie, bei einer Trennung von mehr als 100 Meilen, miteinander physisch und geistig im innigsten Rapport stehen, sodaß dem Einen zu Paris übel wird, wenn es dem Andern zu Wien passirt. Natürlich lieben sie auch blind leidenschaftlich ein und dasselbe Mädchen, werden deshalb sehr unglücklich, sodaß der eine gegen die Türken fechten gehen muß. Beide sterben in ebendemselben Augenblicke, als dem Einen in Griechenland eine Kugel die Brust durchbohrt: der Andere sinkt von dieser Kugel in Wien darnieder. Das ist jedoch romantischer Unsinn, der gegen die Wissenschaft und gegen die Kunst sündigt, denn diese feiert gerade das Fest des freien, sittlich sich bestimmenden Geistes, während die Poesie des Aberglaubens und des Naturzwanges den Menschen zum Sklaven physischer Mächte stempelt und das göttlichste Erdtheil des Sterblichen, die innere und selbstwirkende Kraft, aufhebt. Und erst der Schluß dieser ganz verfehlten Dichtung! Hier bricht die Dame Stambke in die Kanzelstockel aus: „Selig sind, die da glauben und nicht schauen", als wenn diese leider zu häufig gemisbrauchte Phrase ihre dichterische Schnurre besiegeln könnte! Das klingt wol, aber — bedeutet gar nichts in diesem Falle. Die phantastische Effectmacherei, die das Gemüth höchstens in eine leere Bewegung versetzt, ist in der zweiten Novelle vermieden. „Propertia de Rossi" ist dem Gehalte nach wahrer und darum beinahe eine anmuthige Erzählung. Daß die Heldin der Geschichte mit ihrer Liebe nicht im Kloster verkümmert, wie wir eigentlich von der Romantik der Dichterin erwarteten, sondern ungeachtet aller Hindernisse zurück ins Leben und in die Arme ihres Geliebten flieht, ist löblich, aber als großer Fehler in dem Organismus der Novelle muß gelten, daß sie gar nicht erst beginnen, oder doch auf jeder Seite enden würde, wenn die auftretenden Personen nur ein wenig redselig sein wollten. Sollte Mathilde v. Stambke fortfahren ihre „Herbstrosen" zu pflegen, so dürften wir ihr auch rathen, die Überschwenglichkeit ihres Styls zu mäßigen, die häufig die Darstellung stört. Aber dieser Rath mag wol vergeblich sein, denn: le style, c'est l'homme! 101.

Schlesische Zustände im ersten Jahrhunderte der preußischen Herrschaft. Ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte Schlesiens, in vertrauten Briefen eines dem Tode Entgegengehenden. Breslau, Schulz und Comp. 1840. 8. 1½ Thlr.

Die „vertrauten Briefe" auf dem Titel und die Autorschaft „eines dem Tode Entgegengehenden" haben uns auf den ersten Blick nicht für dies Buch eingenommen. Denn der Geschichtskundige erinnert sich nur mit Unmuth an das famose Libell, die „Vertrauten Briefe" über Preußen aus dem J. 1807,

und der Literator wird an einer gesuchten Nachahmung der „Briefe eines Verstorbenen" Anstoß nehmen. Indeß müssen wir gestehen, daß wir uns bei näherer Kenntniß mehr mit dem Buche ausgesöhnt haben, obschon wir nicht einsehen, weshalb diese Briefe, die gar nichts Verfängliches oder Skandalöses enthalten, wie jene berliner Briefe, hier „vertraute Briefe" genannt sind, ebenso wenig finden wir, mit Ausnahme des letzten Briefes, Spuren von einer gewissen Todesahnung oder Gedanken, die etwa auf einen dem Tode entgegengehenden Autor schließen lassen. Das Buch ist nichts als ein statistisch-topographisches Gemälde von Schlesien, welches, um doch nicht zu trocken oder langweilig zu sein, das jetzt nothwendige Beiwerk von Eisenbahnangelegenheiten, Turnsachen, Emancipation der Frauen, Censur, Wassercuren, Zuchthäusern und Strafanstalten, Realschulen, Gymnasien, gemischten Ehen und allerhand kosmopolitischen Streifzügen erhalten hat. Denn der Verf. hat nicht wollen für einen bloßen Touristen gelten, er will vielmehr zeigen, daß ihn die Bedürfnisse und Ansichten der Zeit interessiren, obschon wir altfränkisch genug sind, eine solche Reisebeschreibung, wie Thümmel's „Reise in das mittägliche Frankreich" oder Goethe's „Italienische Reise", dieser modernen Art der Mittheilung und Besprechung de omni scibili et quibusdam aliis vorzuziehen. Dabei wollen wir nicht leugnen, daß jene Bemerkungen des Sterbenden mitunter manches Gute enthalten und von richtiger Betrachtung zeugen, wohin wir freilich seine Erörterung über das deutsche Unterrichtswesen, wo „man den Wald fast nicht vor den Bäumen sieht" (S. 37), ebenso wenig rechnen können, als seine Lobpreisung Lorinser's, der bekanntlich vom Gymnasialwesen sehr wenig verstand, den für einen dem Tode Entgegengehenden unchristlichen Haß gegen den Humanismus und seine Verunglimpfung der drei schlesischen Rectoren Arletius, Bauer und Scheller. Mochten diese Männer, die der Sterbende Pedanten nennt, auch nicht die Fertigkeit haben, so schnell mit dem Worte bei der Hand zu sein als er, so segnet doch jetzt noch eine große Anzahl dankbarer Schlesier ihr Andenken. Wird ihnen aber vom Sterbenden ihre Vorliebe für Griechisch und Latein als Pedantismus ausgelegt, so ist es im Gegentheil auch nicht zu billigen, daß der Sterbende seine Muttersprache so sehr hintenansetzt, daß er sich mit Vorliebe französischer Ausdrücke, als Crayon, Niveau, Ostentation, Renommee, Culminationspunkt, Rivalität, Reservoir u. dgl. bedient hat. Unter andern auffallenden Äußerungen setzen wir nur die über die Altlutheraner (S. 279) her: „Ich halte selbst Cavalleriesäbel für nothwendige Requisiten, sobald die Bornirtheit das Niveau der Unschädlichkeit überschreitet."

Den Hauptttheil des Buches bildet, wie gesagt, eine Reisebeschreibung durch Schlesien. Es soll dieselbe kein Panegyrikus auf die preußische Regierung sein, aber sie mußte es werden, wo die Thatsachen so laut sprechen als in Oberschlesien und in der Grafschaft Glatz. Die Briefe über diese Landestheile sind die gehaltreichsten in der Sammlung, sie bewahrheiten die großen Anstrengungen der preußischen Regierung für Landescultur, Sittlichkeit, Reinlichkeit, Schulwesen und Wegebau, aber sie zeigen auch, welche geringe Fortschritte unter diesen schmutzigen, polnischen Stämmen die Germanisation gemacht hat, wie so oft alle mildern Humanitätstheorien an der Praxis zu Schanden geworden sind und wie Diebstahl und Faulheit nur durch den Prügel oder Batog bestraft werden kann. Der Verf. sagt sogar, daß das Band zwischen Slawe und Batog von der Natur geschaffen zu sein schiene, denn keine Nation der Erde verstehe ein solches Instrument so gut zu flechten als der Slawe (S. 335). Aber auch von dem übrigen Schlesien kann mit vollem Rechte gesagt werden, daß die ersten hundert Jahre der preußischen Herrschaft für das Land höchst segensreich gewesen sind. Das beweiset sowol die in den ersten zehn Briefen gegebene Übersicht der allgemeinen gesellschaftlichen, wissenschaftlichen, rechtlichen und mercantilischen Zustände, als die Schilderung der einzelnen Städte, Breslau, Glogau, Hirschberg, Schmiedeberg, Landshut, Oppeln und andere, unter denen sich namentlich die von Breslau durch Ausführlichkeit und Umfassung aller städtischen, socialen und literarischen Zustände auszeichnet. So reihen sich denn an Städte und Gegenden die Beschreibungen statistisch und mercantilisch wichtiger Dinge, als der Baumwollenwebereien, des Leinewandhandels, der Schafzucht, des Postwesens, der Landescultur, des Wein- und Bergbaus, der Tuchwirthschaft, der Runkelrübenfabrikation, der verschiedenen Bäder Schlesiens, seiner Gebirge (der 25. Brief enthält die Koppen- und Kammfahrt), der Wasserheilanstalt zu Gräfenberg und vieler anderer Gegenstände, durch die ein mit Schlesien noch wenig bekannter Leser sich ganz gute und ausreichende Belehrung verschaffen kann. Die historischen Erinnerungen sind nicht übersehen, der Schlachten aus den Kriegen Friedrich's II. und aus dem Befreiungskriege ist überall gebührend gedacht. Ebenso wenig ist das Geistige und Wissenschaftliche unberücksichtigt geblieben. Der Sterbende übersieht nicht leicht einen Ort, wo ein schlesischer Schriftsteller geboren ist, und gibt über Männer als Opitz, Günther, Garve, Manso, Schön, Schall, Kopisch, Menzel, Wachsmann, Laube und Andere ein Urtheil ab, welches in den meisten Fällen wohlbegründet genannt werden kann. „Außer den in Nowack's „Schlesischem Schriftstellerlexikon" namentlich angeführten Schriftstellern", sagt der Verf., „gibt es aber daneben noch eine Menge Leute, die sich Literaten nennen, ohne jedoch an ihren Früchten sich recht erkennen zu lassen. Sie leben wie die Lilien auf dem Felde; sie säen nicht, sie ernten nicht und unser himmlischer Vater ernähret sie doch." Nicht billigen aber können wir es, daß der Sterbende einen der jüngern schlesischen Schriftsteller, Heinrich Wuttke, gar nicht erwähnt hat, indem derselbe für die Geschichte seines Vaterlandes, zunächst durch eine historische Darstellung Schlesiens unter der preußischen Herrschaft, gewiß noch Ausgezeichnetes leisten wird. Da der Sterbende auch der Unechtheit des Gierth'schen „Tagebuchs über die Geschichte der Herzogin Dorothea Sibylla von Brieg" (S. 324) erwähnt hat, so mußt Wuttke hier als Der genannt werden, der diese Entdeckung zuerst mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit gemacht hat. *) Oder wollte der Sterbende mit Absicht dieser Forschungen nicht gedenken, die manchen Schlesiern, besonders einem berühmten Historiker in Breslau, so höchst unangenehm sind?

Die breslauer Theater und die im Lande wandernden Schauspielergesellschaften, die musikalischen Leistungen, die Liebe im Volke zum Dichten und Singen, und die Kunstsammlungen werden in den Briefen des Sterbenden nicht übergangen. Am Comfort auf Reisen, an gutem Essen und Trinken findet derselbe gleichfalls Behagen und wir freuen uns, ihn, wenn er Lübener Zwieback zum Frühstück ißt und vom besten Grünberger trinkt, noch den irdischen Dingen so zugewendet zu wissen. Sonst weiß er von der schlesischen Küche, von den vielen Suppen, dem zu stark gekochten Fleische und dem gar zu massenhaften Essen gerade nicht viel zu rühmen. Rec. kann über die Richtigkeit dieser Vorwürfe aus eigener Kenntniß nicht urtheilen und ein namhaftes Kochbuch ist ihm gerade auch nicht zur Hand. 11.

Literarische Notiz.

Von dem Verfasser der „Tales of an arctic voyager" erschien: „Palmario, or, the merchant of Genoa" (3 Bde.); und von S. Smith: „The prelate" (2 Bde.), wovon der „Argus" sagt: „Es ist nicht möglich, ein paar Seiten dieses Buches durchzulesen, ohne sich nicht mächtig angezogen zu fühlen von den kräftig gezeichneten Charakteren, die darin aufgeführt sind." 5.

*) Vgl. Nr. 217 d. Bl. f. 1839 und Nr. 126 f. 1840. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 34. — 3. Februar 1841.

Puschkin.

1. Alexander Puschkin's Dichtungen. Aus dem Russischen übersetzt von Robert Lippert. Zwei Bände. Leipzig, Engelmann. 1840. 8. 2½ Thlr.
2. Gedichte von Alexander Puschkin, aus dem Russischen übersetzt von E. v. O. Berlin, Gropius. 1840. 8. 1 Thlr.
3. Alexander Puschkin's Novellen. Für das Deutsche bearbeitet von Dr. Tröbst und D. Sabinin. Erstes Bändchen. Jena, Hochhausen. 1840. Gr. 12. ¾ Thlr.

Soll auch jedes Kunstwerk für sich selbst zum Publicum sprechen, so hat doch die Poesie sehr oft eine Ausnahme von dieser Anfoderung begehrt. Sie hängt zu eng mit allen Beziehungen des Menschen zusammen, als daß wir bei der Betrachtung eines dichterischen Werks über die Glaubens-, Staats- oder Zeitverhältnisse des Dichters hinwegsehen dürften; Poesie, die lyrische zumal, leider aber in unsern Tagen auch die epische und dramatische, ist selten etwas Anderes als die Verklärung der Persönlichkeit, und steht gar der Dichter uns so fern in Allem, was Sprache, Nationalität, Sitte und Denkweise betrifft, so wird es ganz unmöglich, ihn und seine Gaben als Abgetrenntes und Selbständiges zu genießen; wir können den russischen Poeten nur als ein Glied im gesellschaftlichen und politischen Systeme seines Vaterlandes uns denken. So betrachten wir die Verpflanzung Puschkin's in die deutsche Literatur fast als eine politische Maßregel Rußlands, das seine Fühlfäden und Saugarme um jedes Interesse der europäischen Civilisation zu schlingen strebt. Es ist eine Eroberung anderer Art, die versucht wird; die literarische Achtung Deutschlands soll gewonnen werden. Nehmen wir dies an als Zeugniß, wie sehr das Übergewicht eines geistig lebenden Volks von der materiellen Gewalt im dunkeln Bewußtsein gefühlt wird! Aber die geistigen Huldigungen dürfen uns nicht einschläfern. Wir haben (nicht lange her) gesehen, daß Lob und Anerkennung trefflich als Köder dienen kann, und daß man unsere Literatur, unsere Philosophie, ja unsern Freiheitssinn zu hegen und pflegen verspricht, — wenn wir dies Alles nur unter die Fittige eines fremden Protectorats flüchten. Aber der Sinn des Volks trifft von selbst auf das rechte Ziel und die Magnetnadel seiner Wachsamkeit zeigt unwillkürlich nach Norden. Jede neue Manifestation des Nordens uns gegenüber begrüßen wir mit Freudigkeit; denn Niemand vermag besser als Rußland selbst die Unmöglichkeit darzuthun, daß seine und unsere Volksthümlichkeit sich je in einem Bündnisse verschmelzen.

Wir haben schon oben die vorliegenden Übersetzungen als eine Anfrage an unsere Sympathien bezeichnet; — und die Antwort ist auch hier ein lautes, entschiedenes Nein! Auch Puschkin, dieser gefeiertste aller russischen Dichter, kann uns nicht den Beweis liefern, daß die Grenzen des gebildeten Europas bis jenseit Moskaus zu verrücken seien; und noch viel minder kann er es bewähren, daß bereits eine eigenthümliche russische Poesie ins Dasein gekommen sei. Jede Nationalliteratur gestaltet sich zur Selbständigkeit nur durch die Idealisirung der Nationalität selbst; wo ist aber das russische Volksthum, das edle, geistig große, durchbildete, frei und bewußt aufstrebende, das in seiner Selbstspiegelung uns einen großen Gedanken der Menschheit darstellen könnte? In den Palästen der Knesen, jener Menschenclasse, die äußerlich überall dieselbe Glätte, in Rußland aber noch obendrein die Spuren übereilter Abfeilung trägt? oder in den chinesischen vierzehn Rangstufen des Staatsdienstes? Man suche in Puschkin's eigenen Werken nach der geistigen Nationalität! wir finden überall nur Anläufe, nirgend ein Ganzes und Umschlossenes; nur in den einfachen Tönen der klagenden Lyrik vom Don und der Wolga tritt uns etwas Selbständiges entgegen; denn die Klage um das Entbehren ist ja überall der Anfang des Erstrebens. Bis die Jahrhunderte, die da kommen, die Unabhängigkeit eines mächtigen Mittelstandes gegründet haben, glauben wir nimmer an eine russische Literatur. Denn diese entspringt nur aus den Erlebnissen des Volks; was aber ist das innerliche Leben einer Nation, da wo die Masse der Niederen nichts, die wenigen Hohen alles sind.

Die Gebilde der Puschkin'schen Muse sind alle aus russischem Stoffe geformt; sie haben die kleinen funkelnden Augen, die slawischen Gesichtszüge, aber sie reden, denken und handeln deutsch, französisch, englisch; und es wird uns unheimlich zu Muthe, denn wir fühlen bis ins Innerste den Contrast der Leute und ihrer Sitte. Allen diesen Formen, dieser Denkweise sind wir schon begegnet, und es thut uns doppelt leid, sie hier wieder anzutreffen, weil

sie schon auf ihrem heimischen Boden uns unangenehm berührten. Die Literaturen und die Bildungsformen der drei Hauptvölker Europas sind bereits so reich in ihrer üppigen Mannichfaltigkeit, daß wir uns nicht wundern, wenn zuweilen jene Poesie des Überdrusses und der zwecklosen Kränklichkeit hervorbricht, die in Byron ihren Höhepunkt erreicht hat; aber was sollen wir dazu sagen, wenn eine Literatur mit dem Überdrusse beginnt! Wir haben in Puschkin einen Gypsabguß des englischen Lords und seiner Übersättigtheit; er hat alle Genüsse, alle Eitelkeiten der Sinne bis zum Grunde abgetrunken und klagt die Welt nun des Mangels an, weil er zu viel hatte. Mag der russische Graf das mit sich abmachen; welch ein Recht hat aber der slawische Dichter, mit der Fäulniß der hohen Kaste eine noch jungfräuliche Literatur zu weihen? Man lese die sieben Bücher des Gedichts „Onägin"; ist es nicht Byron's „Don Juan", als schwächerer Thee zum zweiten Mal aufgegossen? Man lese den „Graf Nulin"; überall gibt man unserm Hohn die Sitten eines Volkes preis, das wir ja eben erst in seinen Dichtungen zu verehren lernen sollten! „Die Zigeuner", wieder der Überdruß am Leben, an den Städten, an der Civilisation; aber erst wo das Großen und Herrlichen übervoll ist, wäre eine Befugniß zu diesem Widerwillen vorhanden! Dieses Gedicht, sowie „Poltawa", rühmt man uns als echt national: aber das erste ist es nicht, es trägt die Unwahrheit in sich; vom zweiten mögen wir es nicht glauben, denn es ist ein Muster abschreckender Rohheit.

Beobachten wir die Reihenfolge, die in der Übersetzung von Lippert sich findet, so sollten wir zuerst über den „Gefangenen im Kaukasus" sprechen. Ein Russe ist bei den Tscherkessen kriegsgefangen; ein kaukasisches Mädchen verliebt sich in ihn. Er aber liebt sie nicht; warum? Rathet doch. Er ist schon verliebt? vermählt? hat ein Gelübde gethan? Alles das nicht; das wäre naiv, menschlich. Nein; unser Russe ist zu blasirt (man verzeihe den fremden Ausdruck; ich freue mich, daß es keinen deutschen dafür gibt),

Er lernte Welt und Menschen kennen;
Verrath nur konnt' er Freundschaft nennen,
Und hohlen Traum die Liebe.

Daher antwortet er der Tscherkessin:

In meiner glühend wilden Brust
Lebt nur die Flamme böser Lust.
— — — — — —
Gepeinigt von den Höllenstrafen
Verraths und schnöder Eifersucht u. s. w.

Ist das der richtige Gegensatz russischer und freier Bergnatur? Nimmermehr; die Salons der Excellenzen machen das Volk nicht aus.

„Die Zigeuner." In diesem Gedicht ist wirkliche Poesie, aber sie kann sich nicht rein von den Schlacken erhalten. Ein Russe, Aleko, ein Verbannter, kommt ins Zigeunerlager; auch er ist blasirt. Die schöne Zigeunerin liebt ihn, wird ihm untreu; da ermordet er sie, wie es die Civilisation mit sich bringt. Die Zigeuner verstoßen ihn nun ebenfalls, denn sie haben Scheu vor Blutvergießen. Dieser Contrast der wahren und falschen Natur ist ganz vortrefflich durchgeführt; aber Aleko selbst, der Russe, ist wieder ein unechter Salonsmensch, er ist, was man will, aber kein Russe; und der Kampf einer hervorragenden Natur gegen die gesellschaftlichen Bande verlangt andere Motive und eine andere Lösung. Aleko flieht die Civilisation, er lebt ein Zigeunerleben und fühlt sich endlich wohl dabei. Die Bildung, die Geistesbildung sind ihm nur Ketten! So wird, denn der Dichter spricht hier in eigener Person und nicht aus der Seele Aleko's, die Fessel der gesellschaftlichen Rücksichten mit der geistigen Errungenschaft der ganzen Menschheit vermachselt! Ein freiheitstrebender Jüngling findet seine innere Beruhigung in dem Posten eines Bärenführers bei den Zigeunern, und sein Glauben an Liebestreue wird als ein Rest aus der Cultur dargestellt, der ihn der glücklichen Zigeunerei unwürdig macht.

„Der Springbrunn von Baktschissarai." Durchaus Byron'sche Manier, auf einen tatarischen Stoff angewandt, die die Gelegenheit zur herrlichsten Gestaltung darbot.

„Das Räuberbrüderpaar." Es erinnert stark an den „Prisoner of Chillon"; doch steht es höher als das vorhergehende.

„Poltawa." Ein Stück russischer Geschichte, in Verse gebracht, ohne poetische Einheit, ohne Tiefe. Was noch einiges höhere geistige Interesse erregen könnte, die Liebe der jungen Maria zu dem alten Mazeppa, ist psychologisch ganz unerklärt gelassen und steht lediglich als widrige Verirrung der Seele da. Und welcher gräßliche, welcher henkermäßige Geist geht durch das Ganze! Solche Ahnen, solche Sitten der Vorzeit sollte ein Volk vergessen oder in Trauer umflaren, statt sie nackt darzustellen, mit der Behauptung, das sei Poesie! Blut, Mord, Gemeinheit, Verrath, nirgend ein höheres Motiv, so heißt der Inhalt dieses Gedichts; und dafür kann das Hervortreten einer bedeutenden Dichterkraft uns nicht schadlos halten. Sollen wir es für echt eigenthümlich gelten lassen, daß im zweiten Gesang dieses Gedichts die Zeichnung des Henkers, der doch nur ein Statist ist, so aufmerksam ausgeführt ist:

Das Blutgerüst steht in der Mitten;
Dort wandelte, voll gier'ger Lust,
Der Henker schon mit hast'gen Schritten,
Der nahen Beute sich bewußt.
Bald sucht er, prüfend mit der Hand,
Sich an des Beiles Wucht zu letzen,
Bald über des Gerüstes Rand
Die rohe Menge zu ergötzen.
— — — — —
Darauf faßt der böse Henker wild
Und schadenfroh die Opfer beide;
Er tritt an des Schaffottes Rand
Und rüttelt sie mit straffer Hand,
Wie zu des Volkes Augenweide.

Oder sollen wir auch hier wieder einen Nachklang verzerrter französischer Romantik finden?

„Graf Nulin." Eine unbedeutende Geschichte, gut genug, damit die vornehme Welt an einem langweiligen Abend darüber lächelt.

„Mährlein vom mächt'gen König" u. s. w. Ich weiß

nicht, wieviel hieran russisch-nationell ist; das Mährchen ist aus Bestandtheilen zusammengesetzt, die sich mehrfach auch in deutschen und französischen Mährchen aus alter Zeit finden.

„Boris Godunoff", Trauerspiel in fünf Aufzügen. Diesem Stücke fehlt gänzlich seine Abrundung und Geschlossenheit, die das Drama fodert; es endet mit dem Tode Godunoff's und der Thronbesteigung des falschen Demetrius. Ein Sterbebett, ohne daß das Schicksal unsichtbar oder sichtbar die Hand im Spiele hat, ein Lager, auf dem ein Mensch nach den gewöhnlichen Gesetzen der Natur verscheidet, ist kein Endziel für eine dramatische Handlung. Übrigens ist der Gang des Stücks lebendig und klar; ohne Straucheln und ohne Abweichung nach irgend einer Seite schreitet es rasch der Lösung zu. Die Charaktere haben einen großen Vorzug, sie sind wahr und consequent; nur von Demetrius selbst läßt sich dies nicht behaupten, und die Offenheit, die er der Marina zeigt, das Geständniß seines Betrugs, ist durchaus nicht in Harmonie mit Dem, was er in den frühern Scenen von seinem Innern zeigt. Auch bleibt das Vertrauen, das ein Wendepunkt der ganzen Tragödie werden mußte, durchaus ohne weitere Folgen, und Marina erscheint nicht wieder. Wir müssen annehmen, daß Puschkin einen zweiten Theil zu diesem Stücke im Sinne hatte, dessen Ausführung sein Tod verhinderte. Von hohem Interesse ist es, dieses Stück mit dem Riesentorso, den uns Schiller in seinem „Demetrius" hinterlassen, zu vergleichen; der deutsche Genius darf sich des leichten Sieges kaum rühmen. Welche Tiefe, welche Seelenforschung, welche urkräftige Poesie in dem Werke Schiller's! welche Charaktere, Demetrius und Marina! wie erschütternd und wahr die Verknüpfung und der Umschwung des Schicksals, als endlich Demetrius sich selbst für einen Betrüger erkennt! Da bewährt sich die echte Meisterschaft gegenüber der gewöhnlichen Aufgreifung eines historischen Stoffes.

(Der Beschluß folgt.)

Steuermann Johannes Smidt. Memoiren eines Seemanns. Herausgegeben von Heinrich Smidt. Drei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1840. Gr. 16. 4 Thlr.

Die Deutschen sind keine Seekönige, viel eher Landkrebse, sie haben wenig Beziehungen zur See, nur mercantilische, sie haben keine Kriegsflotte, keine Colonien, daher ist es natürlich, daß ihrem Seeleben die eigentliche Größe, das nationelle Element, die Poesie fehlt. Die Deutschen sind Binnenländer bis auf einen Landstreifen, der mit Strandbewohnern bevölkert ist; die Meere, welche an Deutschlands Küsten stoßen, öffnen sich nur schmal und unbestimmt und mehr nur in Form von Busen nach dem Ocean hin; da ist es kein Wunder, wenn die Seeromane bei uns nicht gedeihen wollen. Heinrich Smidt hat dazu wol einige Fertigkeit, auch einigermaßen Berechtigung, da er, so viel wir wissen, früher mit einem deutschen Handelsschiffe nach Westindien gereist ist. Er deutet auch selbst darauf hin und gibt sich den Anschein, als wären in diesem Buche die Memoiren seines Großvaters Johannes Smidt verarbeitet. Wir halten sie nur für ein Gebilde seiner Phantasie, für einen Roman, ganz gut für das gewöhnliche Publicum berechnet, welches seine geistige oder bessere geistlose Nahrung aus den Leihbibliotheken zu entnehmen pflegt. Die in diesen Memoiren aufgehäuften Thatsachen sind doch gar zu wunderbar, wenn man auch Alles, was auf einer Seereise möglicherweise geschehen könnte, als geschehen und als Maßstab annehmen wollte; und doch wieder so wenig außerordentlich, so alltäglich, so altbekannt, wenn man Das, was in unsern Robinsonaden, unsern Land- und Seeromanen bereits an Erfindungen aufgespeichert ist, in die Perspective seines Gedächtnisses rückt. Da gibt es Schiffsempörungen und die Empörer werden zu Piraten und die Piraten zu Colonisten, welche sich auf irgend einer bisher nur von dem Verf. entdeckten Insel des Oceans ansiedeln; da gibt es eine Doña, die Tochter des Oberrichters von Cuba, welche sich in den als Piraten verdächtigten und gefangen gesetzten Johannes Smidt verliebt, ihn heirathet, und so wild, so ungestüm, so eifersüchtig sie auch war, plötzlich gar demüthig und zimperlich wie eine deutsche sentimentale Pfarrerstochter sich darstellt. Und sollte man es glauben, Johannes Smidt hatte schon eine Braut, Marie, ein deutsches Mädchen; aber die liebe Unschuld geräth unter die Mitglieder jener Piratencolonie, weiß jedoch durch Sittsamkeit, Keuschheit, Würde und klugen Verstand diesen unbändigen Männern so zu imponiren, daß sie gleichsam dasselbe für diese Colonie wird, was Bellevue für die alten Deutschen war. Der gute Johannes Smidt hatte sich lange genug auf dem Meere nach ihr umgesehen, erblickt aber nichts als das leere Schiff, worauf sie gefahren, und darin einen Brief von Marien gefunden, worin sie mit vielen und rührenden Worten erklärt, sie werde, wenn dieser Brief Jemanden in die Hände falle, längst schon todt sein; auch nimmt sie darin einen herzbrechenden Abschied von Johannes Smidt. Erst in Hamburg und bereits mit Doña Isabella da Montalvi vermählt, bedeutet ihn einer seiner frühern Seekumpane, Marie möchte doch wol noch am Leben sein, er solle sie nur aufsuchen; und er sucht sie auf mit einem Schiffe, das er Marie getauft hat, und die liebe gute Isabella, seine Frau, begleitet ihn und allerdings finden sie das wüste Eiland, wo aber ein Kampf mit den Piraten und Colonisten entsteht und die wieder aufgefundene Marie für ihren frühern Verlobten sich mit Blut und Leben aufopfert ꝛc. Auch die Darstellung ist hausbacken genug, um jenem Publicum zu gefallen, auf dessen Geschmack dieser Roman in jedem Momente seiner Existenz berechnet ist. 16.

Correspondenznachrichten.

München, im Januar 1841.

Dem Vernehmen nach soll die seit etwa zwei Jahren in der Georg Franz'schen Buchhandlung hier herauskommende Monatsschrift „Deutsche Blätter für Literatur und Leben" mit dem neuen Jahr zu erscheinen aufgehört und München dadurch das einzige literarische Unternehmen dieser Gattung noch eingebüßt haben, welches im Auslande genannt ward und genannt zu werden verdiente. Dies würde, wenn es gegründet wäre, nicht blos uns, sondern allen Wohlgesinnten, für den schriftstellerischen Ruf des Vaterlandes sich Interessirenden aufrichtig leid thun. Von dreien zum Theil zwar auswärtigen, vermöge ihrer amtlichen Stellung hier angesessenen Literatoren: C. F. von Eisenhart, A. von Maltitz und Fr. A. von Zu Rhein (Letzterer von Geburt ein Franke) gestiftet, hat dieses Unternehmen doch gar bald eine ganz nationale Richtung gewonnen, weil, hocherfreut über das Auftauchen eines zuvor gänzlich mangelnden, würdigen Organs der Mittheilung, die ersten Männer Baierns demselben uneigennützig und mit Eifer sich anschlossen. Maximilian, Herzog in Baiern, Verfasser mehrer novellistischen Productionen und einer geschätzten Reise durch Ägypten und Syrien; Franz v. Baader und Fr. W. J. v. Schelling, die Philosophen; C. v. Martius, G. H. v. Schubert, J. G. Zuccarini und Fr. v. Kobell, die Naturforscher und Dichter; C. F. Neumann, der chinesische Reisende und Verfasser der Schrift über die Tschers

lassen; Friedrich Thiersch und Fr. v. Paula Hocheder, die Philologen; Fr. Graf v. Pocci, der gemüthliche Märchendichter und Zeichner; ferner K. Aurbacher, Aloys Bössel, Fr. Bock, Karl Weichselbaumer, Ernst Förster; endlich Fr. Rückert und E. v. Schenk, die Hauptrepräsentanten unserer lyrischen und dramatischen Dichtkunst — alle diese nebst vielen Andern, von Auswärtigen aber de la Motte Fouqué, Tiedge, Feuchtersleben, v. Hammer-Purgstall, Alexander v. Sternberg, Ludwig Bechstein, Eduard Gehe, Kaltenbrunner, Fr. Koelle, Rudolf und Hermann Marggraff, K. A. Frankl u. s. w., schmückten und erfreuten die „Deutschen Blätter" mit ihren Beiträgen, welche demnach als ein Sammelplatz der verschiedensten Bestrebungen, als ein unbegrenztes Feld wissenschaftlich-belletristischer Unterhaltung sich gestalteten. So würde denn, bei solchem Reichthum der Kräfte, bei solcher Gediegenheit des Inhalts, das Aufhören des Unternehmens noch auffallender erscheinen, wenn dreierlei Umstände, die Erbfeinde alles in dieser Gattung hier entstehenden Neuen, nicht einigermaßen zu dessen Erklärung beitrügen. Diese Umstände sind: 1) der allgemeine Miscredit, welcher auf allen in Baiern erscheinenden Hervorbringungen von Alters her mehr oder weniger zu ruhen scheint; sodann 2) der Mangel an einem großartigen Buchhändlerverkehr und durch solchen unterstützter, thätiger und nachhaltiger Fürsorge der bairischen, namentlich münchner Verleger, und endlich 3) die brotneidische Feindseligkeit einer gewissen Schriftstellerzunft, die allem Edlern und Bessern in der Journalistik, als einen Eingriff in ihre Rechte, nach Kräften entgegenzuwirken sucht. Von diesen Einflüssen sind denn auch die „Deutschen Blätter" unsers Wissens nicht verschont geblieben, da der ausländische Buchhandel nur sparsam und zögernd ihnen Zutritt gab, der Verleger selbst aber, alles ruhmredige Geschrei vermeidend, dies Widerstreben mit zu wenig Energie bekämpfte und wenige Wochen nach dem ersten Erscheinen schon durch Hülfe gewisser obscurer Blätter das Gerücht allgemein sich verbreitet fand, es habe das neue, „wichtigthuende, überfeine, aristokratische", oder wie immer sonst je nach dem Standpunkte des Gegners, gescholtene Unternehmen bereits wieder eingehen müssen. Mit dem Allen soll indessen keineswegs gesagt werden, daß in Baiern keine guten schöngeistigen Werke erscheinen, daß keine thätigen Verleger, keine redlichen Journalisten hier zu finden sind. Nur auf das Mistrauen des Auslandes, ob gerecht oder nicht, haben wir hinweisen, nur der Umstände gedenken wollen, welche die Thätigkeit der Verleger erschweren, nur auf den Misbrauch aufmerksam machen, der auch hier, wie anderwärts, mit der Tagesschriftstellerei getrieben wird. In dieser Beziehung aber mag es der Erwähnung nicht unwerth erscheinen, daß selbst der münchner Correspondent der augsburger „Allgemeinen Zeitung", welcher von den geringsten Lebensvorfällen, von jedem Stadtgeschwätz, von jeder neuen Oper, jedem in unsern Gasthöfen absteigenden, nur irgend namhaften Fremden umständlich Nachricht gibt, welcher mit dem, von einem bairischen Hausknecht über den französischen Athleten Dupuis auf dem königlichen Hoftheater kürzlich davongetragenen Sieg im Ringen beinah zwei Spalten füllte — daß dieser also, oder wenn nicht er, doch die „Allgemeine Zeitung" — das Entstehen und Erscheinen der „Deutschen Blätter", eines in Literatur und Leben tief eingreifenden, von der Hauptstadt ausgehenden, durch die vornehmsten Schriftsteller des Landes verherrlichten Organs der Öffentlichkeit, völlig unbeachtet ließ, ja dieses zum Ruhm Münchens mit nicht geringen Opfern geschaffenen, hier einzigen Organs der Art niemals auch nur mit einer Sylbe in seinen Berichten gedacht hat. Wenn dies nun nicht Absicht — und wer dürfte solches behaupten wollen — sondern nur Vergeßlichkeit oder Zufall ist, so wird man wenigstens bekennen müssen, daß jene überdiemaßen andauernd und dieser nicht minder boshaft gewesen sei, indem durch sie der „Allgemeinen Zeitung" zwei Jahre lang ein Gegenstand der Besprechung entzogen wurde, dem sonst, zumal in neuerer Zeit und für gewisse Verlagswerke, jene beredte Stimmführerin stets so bereitwillig ihre Spalten öffnet! 100.

Literarische Anzeige.

An alle Buchhandlungen und Subscribenten ist versandt worden:

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste,

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Karten.

Erste Section (A—G). Herausg. von J. G. Gruber. 33ster und 34ster Theil.

Zweite Section (H—N). Herausg. von A. G. Hoffmann. 17ter und 18ter Theil.

Dritte Section (O—Z). Herausg. von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. 13ter und 14ter Theil.

Es ist mir möglich geworden, dieses Jahr sechs Bände zu liefern, die wieder reich sind an den wichtigsten und interessantesten Artikeln, wie nachstehende Übersicht zeigt, die einige der bedeutendsten nennt:

Aus der ersten Section: Eiserne Maske von *Jacob*; Ekhummescha von *Richter*; Ekklesia von *Meier*; Elektricität von *Kämtz*; Elephantenorden von *Gottschalck*; Eleusinien von *K. O. Müller*; Ellipse von *Grüson*; Elsass von *Stramberg*; Emancipation von *Scheidler*; Emden von *Gittermann*; Empedokles von *Steinhart*; Empyreuma von *Döbereiner*; Enclaven von *Dedekind*; Encyklopädie von *Hammer-Purgstall*; Engbrüstigkeit von *Gmelin*; England und Englische Kirche von *Eiselen*; Englische Krankheit von *Rosenbaum*; Englische Kunst von *Fink*.

Aus der zweiten Section: Indien von *Benfey*; Indier von *Pöppig*; Indig von *Kurrer*; Indogermanischer Sprachstamm von *Pott*; Indre von *Klaehn*; Infusio von *Theile*; Infusoria von *Burmeister*; Ingi von *Wachter*; Inn und Innerösterreich von *Schreiner*; Innocenthus von *Kühl* und *Daas*; Ino von *Schincke*; Inquisition von *Röse*; Insecta von *Burmeister*.

Aus der dritten Section: Pasigraphie von *Pässler*; Pasquill und Pass von *Buddeus*; Passah von *Leyrer*; Passau von *Hormayr*; Passion von *Diedrich*; Passionsbrüderschaft von *Fischer*; Passionswoche von *Franke*; Passow von *Eckstein*; Patagonien von *Pöppig*; Patente von *Karmarsch*; Pathologie von *Klose*; Patricier von *Rein*; Patristik von *Retlberg*; Paul I. (Kaiser von Rußland) von *Düring*; Paulus von *Witte*; Pausanias von *Siebelis*; Pavia von *Heymann*.

Der Pränumerationspreis ist für jeden Theil in der Ausgabe auf Druckp. 3⅚ Thlr., auf Velinp. 5 Thlr.

Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

Leipzig, im Januar 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 35. — 4. Februar 1841.

Puschkin.

(Beschluß aus Nr. 34.)

„Balladen." Hier zeigt sich, nach unserm Bedünken, der Dichter am meisten original. „Der Woiwode", „Budris", „Die beiden Raben" sind ganz vortrefflich, Stoff, Sprache, Behandlung, Alles stimmt überein.

„Eugen Onägin." Dies Gedicht ist als „Roman in acht Büchern" bezeichnet. Es ist „Onägin" dasjenige Gedicht Puschkin's, worin jene entlehnte Satire, jene Alles überhauchende Ironie der Überreiztheit sich am gründlichsten offenbart. Das Ganze hat im Grunde keinen andern Inhalt, als daß ein weltgesättigter Dandy die Liebe eines Landfräuleins zurückweist, hernach aber, da er sie als die Gemahlin eines Fürsten in der großen Welt wiederfindet, ihr seine Liebe plötzlich zuwendet und nun von ihr weggestoßen wird. Dieser Stoff konnte nur dann zu acht Büchern ausgesponnen werden, wenn nach Art des Byron'schen „Don Juan" alle Gegenstände der vornehmen Weltanschauung darein verwebt wurden. Daher kommt es denn auch, daß manche Strophen der Schere der russischen Censur anheimfielen; es ist aber noch genug für unsere Erkenntniß stehen geblieben .... In dem sechsten Buche des „Onägin" finden sich auch die Strophen (26 — 37), worin ein Duell zwischen einem Dichter und seinem Freunde mit meisterlicher Hand dargestellt ist; jene berühmten Strophen, worin fast jede Zeile auf das spätere, unglückliche Schicksal Puschkin's paßt und die deshalb um so erschütternder auf uns wirken. Auch Puschkin starb von Freundeshand, im grundlosen, thörichten Zweikampf um ein Weib, das nur ihn liebte; auch er starb, ehe seine Muse, entkleidet aller irdischen Thorheit, aller vornehmen Gemeinheit, rein und edel den Flug zur Unsterblichkeit erhob!

„Der steinerne Gast." Eine Bearbeitung der Sage vom Don Juan, ohne tiefere Begründung, daher ohne eigenthümlichen Werth.

So weit gehen die beiden Bände der Lippert'schen Bearbeitung. In der Übersetzung von E. v. O. finden wir außerdem noch eine ausgezeichnete Ballade: „Der schwarze Shawl", und zwei Gedichte: „An die Verleumder Rußlands" und „Der Jahrestag von Borodino", über die wir uns am liebsten alles Urtheils enthalten möchten. Beide scheinen aus der Periode zu sein, als Puschkin von den Gesinnungen, die z. B. in seinen „Zigeunern" wehen, zurückgekommen war und die Stelle eines Kammerjunkers am Hofe des Kaisers erhalten hatte. Poetischer Werth geht ihnen ab, dagegen spricht sich ein hocherregtes Nationalgefühl aus. Dies wäre gewiß nur theilnehmend anzuerkennen, wenn nicht in den beiden Gedichten aller Patriotismus sich lediglich auf die Gewalt der Waffen, auf die Erfolge des Kriegs, auf die Bezwingung Polens begründet hätte. Allein der Ruhm roher materieller Macht kann heutzutage nirgend Anklang finden; der Geist und seine Waffen sind es, die unsere Zeit als Gründer und Förderer eines Volksthums verehrt. Wer unser Interesse für Rußland erwecken will, der schildere uns, was es für die Civilisation der Welt und die Freiheit geistiger Forschung gethan, nicht aber, welche Schlachten es gewonnen, welche Provinzen es erobert. Die Erstürmung von Praga oder Oktschakow wird nie dazu helfen, unsere Sympathie zu erstürmen! Die Mündungen der Kanonen, die Spitzen der Bayonnete sind nicht die Hebel der Geschichte.

Die Novellen von Puschkin, so weit sie in der Bearbeitung enthalten sind, können durchaus keinen Anspruch auf dichterische Bedeutung erheben; sie sind nicht viel besser als Anekdoten, die zuweilen eine rasche lebendige Darstellung bewähren. Indessen sind sie uns doch schätzbar, als Beitrag zur Kenntniß der russischen Sitten, die wir hier ohne alle poetische Färbung, im Colorit der Wahrheit anzuschauen hoffen dürfen. Wir wünschten, daß sie recht viele Leser fänden. Nur zwei Bemerkungen wollen wir uns erlauben. Auffallend ist es, wie sehr das Spiel als Ingredienz des täglichen Lebens in diesen Novellen hervorgehoben ist; auf solche Weise geübt, wird es zum bittern Ernste, zum Ableiter aller starken und bewußten Ideen. Ist wirklich die Spielsucht im Nordosten Europas so verbreitet, daß sie als das tägliche Brot der Lebensfreude erscheint? oder tragen nur persönliche, zufällige Erfahrungen die Schuld solcher Darstellungen? Wir überlassen den Kundigen die Entscheidung. Die Novelle „Der Postmeister" enthält ebenfalls einige Züge, deren Wahrheit wir dahingestellt sein lassen. Wir führen nur ein paar Stellen an:

Was ist denn ein Postmeister? Ein wahrer Märtyrer der vierzehnten Classe, den nur sein Amt vor Schlägen sichert, und auch das nicht immer.

Ich war damals noch jung und voll Feuer, und war nicht wenig erzürnt auf den niedrigen und kleinlichen Postmei-

ster, wenn er das Gespann, das eigentlich für mich zurecht gemacht war, an den Wagen eines durch sein hohes Amt glänzenden Herrn spannte. Auf gleiche Weise konnte ich mich lange nicht an den Brauch gewöhnen, daß während der Mahlzeit beim Gouverneur der Bediente nach dem Range präsentirt. Jetzt scheint mir beides in aller Ordnung zu sein.

Derselbe Arzt, welcher den kranken Husarenoffizier besucht hatte, curirte den Postmeister und versicherte diesem, der junge Mann sei ganz gesund gewesen und habe ihm schon damals das boshafte Vorhaben (die Tochter des Postmeisters zu entführen) verrathen; doch habe er (der Arzt) geschwiegen, aus Furcht vor der Peitsche (des Husaren)!

Es bleibt uns nun noch übrig, von den vorliegenden Übersetzungen als solchen zu reden. Die des Hrn. Lippert liest sich zum großen Theile recht gut, es fehlt aber nicht an nachlässigen Stellen. Die von E. v. O. ist schon in d. Bl. besprochen. Die Bearbeitung der Novellen endlich scheint uns gelungen zu sein.

Indem wir hier diese Recension schließen, können wir nicht unterlassen, ein schmerzliches Bedauern über das so frühe, so entsetzliche Ende des Dichters auszusprechen. Gewiß, hätte sich Puschkin's Geist geläutert; gewiß hätte er Bedeutendes im Drama, in der Ballade noch geleistet: denn ein tiefer Seelenschatz von Poesie läßt sich nirgend in ihm verkennen; wäre es ihm nur vergönnt gewesen, den Schatz auch in reiner Fülle zu heben! Nach Dem aber, was wir bis jetzt von Puschkin kennen, dürfen wir ihn nicht als einen nationalen Dichter anerkennen; er ist russisch blos in einzelnen Zügen, im Ganzen ist er ein Dichter jener Classe, deren Geistesbildung kein Vaterland hat. Es ist ein Unglück für die russische Literatur, daß ihre Poeten in Palästen zu Hause sind und auf das Volksleben herabsehen, statt mitten unter ihm zu wandeln und sein Fühlen und Denken, sein Leiden und Handeln in dem eigenen Geiste zu erleben. Erst dann, wenn einst die ostslawische Muse in die Regionen der Nation selbst herabgestiegen sein wird, kann sie sich zur echten Nationalität emporheben. Daß dieses aber möglich werde, dazu bedarf es noch vorher, wir wiederholen es hier, daß die Nation selbst sich erhebe durch Bildung eines markigen Mittelstandes und bürgerlicher Selbständigkeit; und so wie dies nur das Werk der voranwandelnden Zeit sein kann, so wird auch die russische Literatur sich noch langen Bestrebungen hingeben müssen, ehe sie als ebenbürtig in den Kreis ihrer europäischen Schwestern eintreten kann. 68.

A disquisition on the scene, origin, date etc. of Shakspeare's Tempest. By *Joseph Hunter*. London 1840.

„Wenn man von irgend einem Drama Shakspeare's", sagt ein englisches Journal, „die Hoffnung haben konnte, es in Frieden zu genießen, ohne von den Commentatoren belästigt zu werden, so ist es „Der Sturm". Schien es uns doch, als habe uns der Autor Alles erzählt, was gewußt werden konnte oder was zu wissen nothwendig war; schien es uns doch, als sei der Text so frei von Verunstaltung, daß er selbst dem gewöhnlichsten Leser klar sein müsse, und daß er dem Herausgeber wenig Gelegenheit biete, mit lästigem Scharfsinn die Schwierigkeiten, welche ein unwissender Setzer herbeiführte, noch zu vermehren; schien es uns doch, als könne in einem Werke von so rein imaginativem Gepräge, wo uns Scene, Fabel, Personen wie Schöpfungen der Phantasie erschienen waren, nicht der geringfügigste Boden entdeckt werden, auf welchem sich eine geschichtliche Discussion oder eine antiquarische Beweisführung aufbauen lasse. Aber wir täuschten uns. Wir, ein bemühter Verehrer des Shakspeare'schen Genius, zufrieden damit, uns selbst über die bezaubernden Visionen seiner Poesie zu vergessen und unsern Verstand mit Dem, was wir aus den unbegrenzten Schätzen seiner Weisheit auffammelten, zu bereichern, wir konnten in der That wenig vermuthen, welcher Erfindungen diese schmarotzernde Sippschaft von Schriftstellern fähig ist, welche, ohne Talent, ein Originalwerk hervorzubringen, immer nach einer Gelegenheit späht, ihre Lucubrationen in der Form von Noten oder Winken, oder Angaben, oder Untersuchungen, oder Erläuterungen, oder Forschungen den Productionen unsterblicher Autoren anzuhaken. — — Der Reviewer Joseph Hunter gehört zu dieser Race von Literaten. Er nahm zu seinem Gegenstande den „Sturm", der sich in seinen Händen und in der besondern Art seiner Behandlung als ein sehr fruchtbares Sujet ausgewiesen hat. — — Indem er das Eine voraussetzt, das Zweite leugnet, das Dritte unterschiebt, über Jedes disputirt und aus einer Menge von alten Bänden zur Unterstützung aller seiner Ansichten Autoritäten herbeischleppt, ist es ihm möglich geworden, einen Octavband von 200 und einigen Seiten zusammenzubauen" u. s. w. Man denkt hierbei unwillkürlich an die vielen einheimischen Commentatoren deutscher Dichter, deren unerbetene Mühwaltungen oft nur dazu gedient haben, den commentirten Text in einen Schleier zu hüllen, der die ursprünglichen Züge kaum noch erkennen läßt. So geschah es besonders mit beiden Theilen des Goethe'schen „Faust", woran sich die Erklärer ihr subjectives Müthchen gekühlt haben. Indeß verfahren die englischen Commentatoren mehr philologisch, die deutschen mehr philosophisch entwickelnd; jenen kommt allerdings zu statten, daß ihnen alte und vielfach corrumpirte Ausgaben des Shakspeare Gelegenheit geben, ihren Scharfsinn im Emendiren, Interpretiren und Substituiren anderer Lesarten zu üben und zu bethätigen, während unsere Setzer und Correctoren eine Ausgabe des Goethe'schen „Faust" hergestellt haben, welche keine orthographischen, grammatikalischen und verbalen Zweifel übrig läßt.

Joseph Hunter gibt sich vorzüglich die unnütze Mühe, uns über die Localität des „Sturm" Gewißheit zu verschaffen. Er versichert uns, daß Prospero's Eiland nicht Bermuda war, und er braucht zu diesem Nachweis ein mit langer Elle gemessenes Capitel. Ariel erzählt dem Prospero, daß er des Königs Schiff in ein „deep nook" gelenkt habe:

allwo
Du einst um Mitternacht mich aufriefst, Thau
Zu holen von den stürmischen Bermudas.
(To fetch dew from the still-vex'd Bermoothes.)

Da versteht sich doch von selbst, daß, wenn Ariel von Prospero's Insel nach der Insel von Bermuda geschickt wurde, die Insel, wohin Prospero ihn schickte, nicht die Insel sein könne, von welcher er ihn entsendet. Shakspeare bezeichnet keine bestimmte Insel; er wußte, daß in einem Drama von so hoher Phantasie der höchste Moment der Schönheit, wie des Schreckens eben auf dem Unbestimmten und Unendlichen der Scenerie beruht; aber er gibt uns wenigstens zu verstehen, daß die Insel irgendwo im mittelländischen Meere lag. Wir führen die darauf bezügliche Stelle in der Schlegel'schen Übersetzung an:

Der Rest der Flotte endlich,
Den ich zerstreut, hat wieder sich vereint,
Und kehrt nun auf der mittelländ'schen Welle
Voll Trauer heim nach Napel.

Zwar hat Thomas Moore in einer poetischen Epistel an Lord Strangford gedankenlos etwas von Bermuda, Shakspeare und Ariel hingekritzelt, aber er ist auch wahrscheinlich die erste und

letzte Person vom einzigen Interesse gewesen, welche, nach dem Bedürfniß eines Augenblicks, Prospero's Insel mit einer Insel im atlantischen Meere verwechseln konnte.

Aber der Erklärer des „Sturm" begnügt sich nicht blos damit, nachzuweisen, wo das Drama nicht spielt, er weist sogar nach, wo es spielt. Das ist eine gar wichtige Entdeckung, zu groß, als daß Hrn. Hunter's Bescheidenheit gestattete, sie auf sich zu nehmen. Er sagt: „Ich fühle mich verpflichtet anzuerkennen, und ich thue es mit vielem Vergnügen, daß ich diese Jahre früher die erste Vermuthung von einem Manne erhielt, dessen genaue Bekanntschaft mit Büchern und deren Inhalt Allen bewußt ist, welche ihn zu kennen das Vergnügen haben — ich meine Hrn. Rodd, den höchst scharfsinnigen, liberalen und ehrenhaften Buchhändler, wohnhaft in der Great Newport Street. Durch diese große Entdeckung, welche der Buchhändler Rodd vor Jahren gemacht und Hr. Hunter jetzt veröffentlicht hat, erfahren wir, daß die Localität des Dramas auf der Insel Lampedusa zu suchen ist. Warum? Einmal liegt Lampedusa auf dem Wege zwischen Algier und Neapel, sodann hat einmal auf Lampedusa ein Zauberer gelebt, und lebt nicht ein Zauberer auch auf Shakspeare's Insel? Man glaubte, daß Lampedusa von Gespenstern heimgesucht sei, und ist nicht Shakspeare's Insel von Geistern bewohnt? Auf Lampedusa war, wenn wir Coronelli glauben wollen, Schlaf und Ruhe durch furchtbare Erscheinungen verbannt, und ist nicht Shakspeare's Insel

Voll Töne und süßer Lieder, die ergötzen
Und Niemand Schaden thun?

Auf Lampedusa sind, wie Cruftius sagt, die Nächte durch Gespenster und schauerliche Träume gestört, welche mit todähnlichem Schrecken Jeden überkommen, der dort eine Nacht lang bleibt, und erzählt nicht Caliban, daß auf Shakspeare's Insel die Träume, erzeugt „durch tausend klimpernde Instrumente", von so ausgesuchter Schönheit waren, daß „when he waked, he cried to sleep again?" Demnach kann man doch die Scene von Prospero's Exil und Zauberei bestimmen, es war eine Insel 120 Meilen südlich von Sicilien, 70 WSW. von Malta, 60 Meilen entfernt von der Küste der Barbarei, unter 12° 24' östl. Länge und 35° 40' nördl. Breite. Auch der Umfang der Insel wird von Hrn. Hunter angegeben. Was hat die Poesie mit der Feldmessung zu thun? Aber unser pedantischer Commentator geht in seiner unsinnigen antiquarischen Beweisführung noch weiter. Man höre, was er sagt: „Eine Übereinstimmung, zu außerordentlich, wenn sie rein zufällig wäre, findet sich noch zwischen der Hauptbeschäftigung Caliban's und der dem Ferdinand aufgelegten Arbeit einerseits, und einem Umstande, welcher Lampedusa betrifft, andererseits. Caliban's Geschäft ist, Brennholz zu sammeln. Es mag für den Bedarf Prospero's bestimmt gewesen sein. Aber Ferdinand wird dazu verurtheilt, „ein paar tausend Klötze aufzuschichten". Das sieht nicht wie die Erfindung eines zu eigener Lust und Vergnügen arbeitenden Dichters aus. Ich würde nach irgend einem Vorbilde suchen, fände ich es nicht in dem Factum, daß Malta von Lampedusa aus mit Brennholz versorgt wird. Daß die von Ferdinand aufgeschichteten Holzklötze zu diesem und keinem andern Gebrauche bestimmt waren, erhellt aus den Worten Miranda's: „When this burns" u. s. w. Trösten wir uns mit diesem lächerlichen Bajazzo der Interpretirkunst jenseit der See, wenn wir der vielfachen Thorheiten gedenken, welche viele unserer Interpreten und hin und her deutelnden Dolmetscher poetischer Werke in Deutschland begangen haben! Oder findet man es minder seltsam, wenn Göschel, welcher den einzelnen Momenten im Goethe'schen „Faust" christliche und neutestamentliche Principien unterschob, von dem Bunde Dietrichs und der Nachtlampe, welche Faust in der Kerkerscene in Händen hält, behauptete, sie bezeichneten verschiedene Geistesthätigkeiten, deuteten auf Eigenmacht und Selbsthülfe moralischer und intellectueller Kraft; aber das Nachtlämpchen sei das Nachtlämpchen seichter Verstandesaufklärung, der matte Schein verunglückter Wundmale u. s. w. Nur ist der Nonsens bei dem deutschen Erklärer des „Faust" mehr innerlicher, bei dem englischen Erklärer des Shakspeare mehr äußerlicher Natur; daher wirkt er bei jenem mehr tragisch, bei diesem lächerlich.

Das „Quarterly review" sucht Hrn. Hunter und seinen Gewährsmann, den Hrn. Buchhändler Rodd, dadurch lächerlich zu machen, daß sie, da sie diese geographische Frage angeregt, nun auch die historische Frage erledigen möchten. „In welchem Jahre kehrte Prospero zurück, um sein mailändisches Herzogthum wieder zu übernehmen? Es muß nach 1522 gewesen sein, denn in diesem Jahre wurde Bermuda entdeckt und Prospero spricht von Bermuda. Es muß vor 1616 gewesen sein, denn in diesem Jahre starb Shakspeare. In welchem Jahre innerhalb dieses Zeitraums regierte ein mailändischer Herzog Namens Prospero? Sodann, wessen Nachfolger war er? Und wer war sein Nachfolger? Welche Kriege hat er geführt? Wen hat er geheirathet? War er ein conservativer oder liberaler Fürst? Wann ist er gestorben? Wo liegt er begraben? Wie viel Kinder hat er erzeugt? Ist der gegenwärtige König von Neapel ein Abkömmling von Ferdinand und Miranda?" Es ist zu vermuthen, daß die beiden Herren auf diese verwickelten Fragen nie eine Antwort geben werden.

Malone und die ältern Erklärer nehmen an, daß Shakspeare bei der Abfassung dieses meisterhaften Gedichts den Schiffbruch, welchen Sir George Somers an den Riffen von Bermuda erlitt, im Sinne gehabt habe. Wahrscheinlich hatte Shakspeare Stithe's „History of Virginia" gelesen, ehe er das Stück schrieb. Stithe erzählt, daß, als Sir George Somers 1609 die Insel Bermuda verließ, Christopher Carter, Edward Waters und Edward Chard zurückblieben, eine Art Herrschaft stifteten und später über die Oberherrlichkeit in Streit geriethen. Könnte dieses Ereigniß nicht zu den komischen Episoden zwischen Stephano, Trinculo und Caliban entfernten Anlaß gegeben haben? Hiermit ist Hr. Hunter freilich nicht einverstanden; er meint, daß Shakspeare die Idee und die Details zu seinem Schiffbruch der Übersetzung verdanke, welche John Harrington von dem „Sturm" im einundvierzigsten Gesange des Ariost lieferte. Wir führen die von Hunter angezeigten Parallelstellen auf:

Shakspeare.

Put the wild waters in this roar allay them.

Harrington.

Allay the waters when they do highest rise.

Shakspeare.

The cry did knock against my very heart.

Harrington.

'T was lamentable then to hear their cries.

Shakspeare.

Blessedly holp hither.

Harrington.

And called it a good and blessed storm.

Shakspeare.

Wastes with berules da it.

Harrington.

But eating berries, drinking waters clear.

Shakspeare.

Blow, till thou burst thy wind, if room enough.

Harrington.

To steer out roomer, or to keep aloof.

Shakspeare.

His bold head
Bove the contentious waves he kept.

Harrington.

But still above the waters kept his head.

Ohne leugnen zu wollen, daß John Harrington's Übersetzung auf Shakspeare gewirkt haben könne, so ist es auch wol sehr

erklärlich, daß zwei Dichter, die einen und denselben Gegenstand beschreiben, z. B. einen Mann, welcher sich durch Schwimmen rettet und natürlich seinen Kopf über dem Wasser hält, häufig in Gedanken und Ausdrücken Einer des Andern Copie zu sein scheinen werden. Doch all dergleichen verliert sich gar zu sehr ins Kleinliche, als daß wir länger dabei verweilen möchten. So könnte man vielleicht auch durch Parallelstellen darthun, daß Shakspeare Dryden's Übersetzung von dem Sturm im ersten Buche der „Äneide" gelesen und studirt haben müsse. Leider ist jedoch das alibi zu leicht nachgewiesen, da Shakspeare wenigstens 15 Jahre früher starb, ehe Dryden geboren wurde.

In einem alten Manuscript, welches in Collier's Hände gekommen ist, befindet sich aber eine alte Ballade, welche alle Details des Shakspeare'schen Stückes enthält. Sie ist bisher nicht zur Kenntniß des größern Publicums gelangt, wird daher von dem „Quarterly review" mitgetheilt, ist an sich leidlich hübsch und enthält nicht weniger als 30 sechszeilige Strophen. Miranda heißt in dieser Ballade Ida, Prospero aber Geraldo und der Bruder, der den Thron usurpirte, Benormo statt Antonio. Für Mailand finden wir Aragon. Geraldo und Ida flüchten und landen auf der Zauberinsel:

Geraldo and his daughter faire,
The onelie two that landed there,
Were savde by myracle;
And, sooth to say, in dangerous houre,
He had some more than human powre,
As seemeth by what befell.

He brought with him a magicke booke,
Whereon his eye did oft times looke,
That wrought him wonders great etc.

Später wird uns treuherzig versichert, daß Geraldo seine Zauberkünste schon in Aragon gelernt, aber, so lange er daselbst verweilte, nicht daran gedacht habe, sie anzuwenden. Die Vorgänge bei dem Schiffbruch werden anschaulich lebendig geschildert.

But gilded ore and silken saile
Might not against the storme prevaile:
The windes blew hie and loude.
The sailes were rent, the ores were broke,
The ship was split by lightning stroke
That burst from angrie cloude.

Als später Benormo seinen Bruder Geraldo erblickt, ruft er:

Brother, forgive my crime!
I sweare, since that u(a) happie time,
I have ne tasted peace.
Returne and take againe your crowne etc.

Darauf die Antwort:

„Never", Geraldo said, „will I
Ascend that seat of soverainty;
But I all wronge forgett.
I have a daughter, you a son,
And they shall raigne o'er Arragon,
And on my throne be sett."

Alfonso, Benormo's Sohn, heirathet Ida und die Ballade schließt:

Alfonso ruled for many a yeare:
His people loode him farre and neare,
But Ida lovde him best.

Vieles spricht für die Priorität dieser Ballade, dagegen höchstens ein gewisser moderner Anstrich in Haltung und Composition; aber jede Ballade nimmt, durch das wiederholte Recitiren und Abschreiben, etwas von dem Tone und der Sprache späterer Zeiten an. Möglich wäre es indeß, daß sowol Shakspeare wie der Balladendichter ihr Sujet nach einem gemeinsamen spanischen Originale bearbeitet haben.

Kehren wir zu Hunter zurück. Malone betrachtet den „Sturm" als eins der spätern Dramen Shakspeare's und setzt es in das Jahr 1611, Chalmers sogar in das Jahr 1612. Hr. Hunter, der in jeder Hinsicht einzig ist, behauptet dagegen, daß es mehr eine Jugendarbeit und um das Jahr 1596 geschrieben sei. Warum? Francis Meres gibt in einer 1598 veröffentlichen Abhandlung „Palladis Tamia" einen Katalog der Shakspeare'schen Stücke. Unter ihnen erwähnt er eins unter dem Titel: „Love's labours won"; und da jetzt unter den Werken Shakspeare's kein Drama dieses Titels existirt, so nimmt Hr. Hunter an, daß dies ein zweiter, aber fallen gelassener Titel des „Sturm" gewesen sei. Diese Meinung unstützt er damit, daß die schweren Arbeiten, das Aufschichten von Holz u. s. w., denen sich Ferdinand unterziehen mußte die „Labours of love" gewesen seien; und daß das „won" sich dadurch rechtfertige, daß Ferdinand die Hand der Miranda erhalten habe. Nichts kann einfacher und faßlicher sein als dies, und nichts, wie es uns scheint, alberner. Ferdinand selbst widerlegt den Commentator, wenn er sagt:

— — Dies niedre Tagwerk
Wär' so beschwerlich als verhaßt mir; doch
Die Herrin, der ich dien', erweckt das Todte
Und macht die Mühn zu Freuden.
(And makes my labours pleasures.)

Unter den Manuscripten, welche Warburton thörichterweise der Sorge seiner Köchin anvertraute, von dieser aber zum Feueranzünden gebraucht wurden, befanden sich zwei dem Shakspeare zugeschriebene Stücke, das eine betitelt: „Duke Humphrey", und ein zweites, dessen Titel nicht angegeben wird. Wie, wenn dies „Love's labours won" gewesen wäre? Auch folgte auf Shakspeare eine fanatische und gegen alles Theaterwesen erbitterte Generation, welche wol manches ältere Drama absichtlich untergehen ließ. Man könnte auch annehmen, daß der Titel: „Love's labours won", der zweite Theil des Titels von „Love's labours lost" gewesen sei, wie der Beurtheiler im „Quarterly review" sagt, besonders da bei Meres beide Titel unmittelbar aufeinander folgen. Indeß ist diese Conjectur wol auch zu keck, wie der Beurtheiler selbst zugibt. Gegen die Annahme Hunter's, daß der „Sturm" ein früheres Werk des Dichters sei, spricht Alles; desto mehr Beweise lassen sich finden nicht blos für das von Malone angegebene Datum, sondern sogar für Chalmers' Angabe, welche die Entstehung des Dramas in eine noch spätere Zeit setzt. Gonzalo hält z. B. eine Rede, welche, fast wörtlich, aus Florio's Übersetzung der Montaigne'schen „Essais" genommen ist, und diese ist nicht vor 1603 erschienen. Das Stück kann also nicht bis zum Jahre 1596 geschrieben worden sein. Auch erwäge man, was weiter oben über Stithe's „History of Virginia" gesagt worden. So viel steht fest, daß das Stück vor dem Prinzen Karl, der Lady Elisabeth und dem Pfalzgrafen, zur Vermählungsfeier der beiden Letztern im Anfange des Jahres 1613 aufgeführt wurde, und es ist anzunehmen, daß das Drama ausdrücklich dazu gedichtet war, um einen Theil der Festlichkeiten bei ihrer königlichen Hochzeit zu bilden. Der pomphafte, festliche Charakter des Stücks, die Schilderung einer zarten und reinen Liebe zwischen zwei jungen Seelen, denen gewünscht wird:

Ehre, Reichthum, Eh'bescherung,
Lange Dauer und Vermehrung,

alles Dies hilft diese Annahme nur bestätigen.

An Hunter's Buche ist nichts weiter zu loben, als daß er eine alte Lesart wiederhergestellt hat. In der ersten Ausgabe des „Sturm" vom Jahre 1623 heißt es:

In the lime grove that weather fends our cell.

Für line haben alle neuern Ausgaben lime; line aber ist das alte Wort für linden, und allerdings scheint die Lesart lindengrove hier weit besser zu passen. 70.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 36. — 5. Februar 1841.

Börne und seine jüngsten Schilderer.

1. Börne's Leben von Karl Gutzkow. Supplement zu Börne's sämmtlichen Schriften. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1840. 8. 1½ Thlr.
2. Heinrich Heine über Ludwig Börne. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1840. 8. 2 Thlr.

Schwerlich kann man sich zwei Schriften denken, die, auf demselben literarischen Felde gewachsen, doch in Tendenz, Gesinnung, Ansichten und Auffassungsweise voneinander verschiedener wären als die beiden oben angeführten. Wären wir boshaft, so würden wir sagen: „Seht da die Früchte euerer sogenannten jungen Literatur! Gibt es Einen Gegenstand, worüber diese Leutchen einig wären? Fallen sie nicht jetzt, nachdem das äußerliche Band der literarischen Cameraderie, das einzige, das sie früher vereinte, zerrissen ist, wie wilde Thiere übereinander her, um sich gegenseitig zu zerfleischen und Ehre und guten Leumund zu rauben? Gibt es wol einen sichereren Beweis ihrer Nichtigkeit als die Personalitäten, in die mehr oder weniger alle ihre Schriften aufgehen, und die gegenwärtig nur um so greller erscheinen, als sie jetzt in ihrer Nacktheit hervortreten, während sie früher im Dienste großer zeitbewegender Ideen waren, welche ihre Erbärmlichkeit verdecken halfen!" So würden wir sprechen, wenn es uns nur darum zu thun wäre, einseitig die Schattenseite hervorzuheben; ja, wir müßten so sprechen, wenn wir blos Heine's Buch gelesen hätten, das in der That das sonderbare Phänomen gewährt, von allen Seiten Schatten zu werfen und doch von keinem Lichte beschienen zu werden. Indeß — wir müssen es unparteiisch gestehen — gegen Gutzkow's Biographie Börne's wäre eine solche Redeweise ungerecht, wie sehr ihr auch noch die Schwächen ihrer Schule ankleben mögen, und welches Vorurtheil auch der Umstand, daß sie zur Rivalin von Heine's Schrift geworden, scheinbar gegen sie erregen mag; sie ist in der That besser, als die Gesellschaft vermuthen läßt, in der sie sich hier durch Zufall befindet. Zweierlei ist es vorzüglich, wodurch sich ihr Verfasser über seinen literarischen Nebenbuhler, ja, wenn man seine frühere literarische Thätigkeit in Betracht zieht, über sich selbst erhebt: die Gesinnung, welche dieselbe eingegeben hat, und der Ton, der mit wenigen Ausnahmen in ihr herrscht. Wir sind keine Verehrer von Börne's späterer literarischer Wirksamkeit, aber gefreut haben wir uns nach der Lesung von Heine's Broschüre, daß ein Anderer gekommen ist, der diejenige Seite von Börne's Individualität, die immer untadelhaft gewesen, die aber Heine gerade am meisten zu verdächtigen sucht — wir meinen die moralische — in ein Licht gestellt hat, das sie über jeden Zweifel erhebt; gefreut haben wir uns darüber nicht blos deswegen, weil Börne's böswillige Gegner dadurch widerlegt werden, sondern weil es überhaupt Jeden, der nicht haßt, um zu hassen, wohlthun muß, eine jedenfalls bedeutende Persönlichkeit von der Seite in der öffentlichen Meinung rehabilitirt zu sehen, welche selbst ihren Fehlern eine gewisse Berechtigung gibt, indem sie dieselben nicht als Laster, sondern nur als die unter den gegebenen Verhältnissen natürliche Kehrseite eines in seinem Innersten doch achtungswerthen Charakters, als Irrthümer erscheinen läßt, für die zwar ihr Urheber immer verantwortlich bleibt, die aber nicht vermögen, uns ein écrasez l' infâme über ihn aussprechen zu lassen.

Es möge uns daher erlaubt sein, Gutzkow's Schrift etwas näher ins Auge zu fassen; wir werden mit der Heine'schen dafür um so kürzer verfahren, als es peinlich ist, die Verirrungen eines bedeutenden Talents ins Einzelne zu verfolgen.

Gutzkow sagt in seiner Vorrede, daß er anfangs nur eine Charakteristik Börne's zu geben beabsichtigt; daß ihm diese aber durch die Reichhaltigkeit des Materials unter der Hand zu einer Biographie wurde. Versteht man unter Biographie eine Geschichtserzählung, in der das objective Moment vorherrscht, so scheint uns diese Benennung für den Charakter des vorliegenden Buchs nicht hinlänglich bezeichnend; die subjective Auffassungs- und Beurtheilungsweise ist darin noch zu vorherrschend, der Verf. kann persönlicher Sympathien und Antipathien noch zu wenig Herr werden, als daß er uns eine Geschichte von Börne's Leben hätte geben können. Zwar ist es anzuerkennen, daß er in Bezug auf Börne Das nicht versäumt hat, was er in der Vorrede selbst in seiner Eigenschaft als Biograph von sich prädicirt und was die erste Foderung an einen solchen bildet, nämlich die psychologische Entwickelung seines Helden; aber das ist ihm abzustreiten, daß er dem entwickelten Charakter

sie schon auf ihrem heimischen Boden uns unangenehm berührten. Die Literaturen und die Bildungsformen der drei Hauptvölker Europas sind bereits so reich in ihrer üppigen Mannichfaltigkeit, daß wir uns nicht wundern, wenn zuweilen jene Poesie des Überdrusses und der zwecklosen Kränklichkeit hervorbricht, die in Byron ihren Höhepunkt erreicht hat; aber was sollen wir dazu sagen, wenn eine Literatur mit dem Überdrusse beginnt! Wir haben in Puschkin einen Gypsabguß des englischen Lords und seiner Übersättigtheit; er hat alle Genüsse, alle Eitelkeiten der Sinne bis zum Grunde abgetrunken und klagt die Welt nun des Mangels an, weil er zu viel hatte. Mag der russische Graf das mit sich abmachen; welch ein Recht hat aber der slawische Dichter, mit der Fäulniß der hohen Kaste eine noch jungfräuliche Literatur zu weihen? Man lese die sieben Bücher des Gedichts „Onägin"; ist es nicht Byron's „Don Juan", als schwächerer Thee zum zweiten Mal aufgegossen? Man lese den „Graf Nulin"; überall gibt man unserm Hohn die Sitten eines Volkes preis, das wir ja eben erst in seinen Dichtungen zu verehren lernen sollten! „Die Zigeuner", wieder der Überdruß am Leben, an den Städten, an der Civilisation; aber erst wo das Großen und Herrlichen übervoll ist, wäre ein Befugniß zu diesem Widerwillen vorhanden! Dieses Gedicht, sowie „Poltawa", rühmt man uns als echt national: aber das erste ist es nicht, es trägt die Unwahrheit in sich; vom zweiten mögen wir es nicht glauben, denn es ist ein Muster abschreckender Rohheit.

Beobachten wir die Reihenfolge, die in der Übersetzung von Lippert sich findet, so sollten wir zuerst über den „Gefangenen im Kaukasus" sprechen. Ein Russe ist bei den Tscherkessen kriegsgefangen; ein kaukasisches Mädchen verliebt sich in ihn. Er aber liebt sie nicht; warum? Rathet doch. Er ist schon verliebt? vermählt? hat ein Gelübde gethan? Alles das nicht; das wäre naiv, menschlich. Nein; unser Russe ist zu blasirt (man verzeihe den fremden Ausdruck; ich freue mich, daß es keinen deutschen dafür gibt),

Er lernte Welt und Menschen kennen;
Betrath nur kannt' er Freundschaft nennen,
Und hohlen Traum die Liebe.

Daher antwortet er der Tscherkessin:

In meiner glühend wilden Brust
Lebt nur die Flamme böser Lust.
— — — — — —
Gepeinigt von den Höllenstrafen
Verraths und schnöder Eifersucht u. s. w.

Ist das der richtige Gegensatz russischer und freier Bergnatur? Nimmermehr; die Salons der Excellenzen machen das Volk nicht aus.

„Die Zigeuner." In diesem Gedicht ist wirkliche Poesie, aber sie kann sich nicht rein von den Schlacken erhalten. Ein Russe, Aleko, ein Verbannter, kommt ins Zigeunerlager; auch er ist blasirt. Die schöne Zigeunerin liebt ihn, wird ihm untreu; da ermordet er sie, wie es die Civilisation mit sich bringt. Die Zigeuner verstoßen ihn nun ebenfalls, denn sie haben Scheu vor Blutvergießen. Dieser Contrast der wahren und falschen Natur ist ganz vortrefflich durchgeführt; aber Aleko selbst, der Russe, ist wieder ein unechter Salonsmensch, er ist, was man will, aber kein Russe; und der Kampf einer hervorragenden Natur gegen die gesellschaftlichen Bande verlangt andere Motive und eine andere Lösung. Aleko flieht die Civilisation, er lebt ein Zigeunerleben und fühlt sich endlich wohl dabei. Die Bildung, die Geistesbildung sind ihm nur Ketten! So wird denn der Dichter spricht hier in eigener Person und nicht aus der Seele Aleko's, die Fessel der gesellschaftlichen Rücksichten mit der geistigen Errungenschaft der ganzen Menschheit vermählen! Ein freiheitstrebender Jüngling findet seine innere Beruhigung in dem Posten eines Bärenführers bei den Zigeunern, und sein Glauben an Liebestreue wird als ein Rest aus der Cultur dargestellt, der ihn der glücklichen Zigeunerei unwürdig macht.

„Der Springbrunn von Baktschissarai." Durchaus Byron'sche Manier, auf einen tatarischen Stoff angewandt, die die Gelegenheit zur herrlichsten Gestaltung darbot.

„Das Räuberbrüderpaar." Es erinnert stark an den „Prisoner of Chillon"; doch steht es höher als das vorhergehende.

„Poltawa." Ein Stück russischer Geschichte in Verse gebracht, ohne poetische Einheit, ohne Tiefe. Was noch einiges höhere geistige Interesse erregen könnte, die Liebe der jungen Maria zu dem alten Mazeppa, ist psychologisch ganz unerklärt gelassen und steht lediglich als widrige Verirrung der Seele da. Und welcher gräßliche, welcher henkermäßige Geist geht durch das Ganze! Solche Ahnen, solche Sitten der Vorzeit sollte ein Volk vergessen oder in Trauer umflaren, statt sie nackt darzustellen, mit der Behauptung, das sei Poesie! Blut, Mord, Gemeinheit, Verrath, nirgend ein höheres Motiv, so heißt der Inhalt dieses Gedichts; und dafür kann das Hervortreten einer bedeutenden Dichterkraft uns nicht schadlos halten. Sollen wir es für echt eigenthümlich gelten lassen, daß im zweiten Gesang dieses Gedichts die Zeichnung des Henkers, der doch nur ein Statist ist, so aufmerksam ausgeführt ist:

Das Blutgerüst steht in der Mitten;
Dort wandelte, voll gier'ger Lust,
Der Henker schon mit hast'gen Schritten,
Der nahen Beute sich bewußt.
Bald sucht er, prüfend mit der Hand,
Sich an des Beiles Wucht zu letzen,
Bald über des Gerüstes Rand
Die rohe Menge zu ergötzen.
— — — — — —
Drauf faßt der böse Henker wild
Und schadenfroh die Opfer beide;
Er tritt an des Schaffotes Rand
Und rüttelt sie mit straffer Hand,
Wie zu des Volkes Augenweide.

Oder sollen wir auch hier wieder einen Nachklang verzerrter französischer Romantik finden?

„Graf Nulin." Eine unbedeutende Geschichte, gut genug, damit die vornehme Welt an einem langweiligen Abend darüber lächelt.

„Mährlein vom mächt'gen König" u. s. w. Ich weiß

nicht, wieviel hieran russisch-nasional ist; das Märchen ist aus Bestandtheilen zusammengesetzt, die sich mehrfach auch in deutschen und französischen Märchen aus alter Zeit finden.

„Boris Godunoff", Trauerspiel in fünf Aufzügen. Diesem Stücke fehlt gänzlich jene Abrundung und Geschlossenheit, die das Drama fodert; es endet mit dem Tode Godunoff's und der Thronbesteigung des falschen Demetrius. Ein Sterbebett, ohne daß das Schicksal unsichtbar oder sichtbar die Hand im Spiele hat, ein Lager, auf dem ein Mensch nach den gewöhnlichen Gesetzen der Natur verscheidet, ist kein Endziel für eine dramatische Handlung. Übrigens ist der Gang des Stücks lebendig und klar; ohne Straucheln und ohne Abweichung nach irgend einer Seite schreitet es rasch der Lösung zu. Die Charaktere haben einen großen Vorzug, sie sind wahr und consequent; nur von Demetrius selbst läßt sich dies nicht behaupten, und die Offenheit, die er der Marina zeigt, das Geständniß seines Betrugs, ist durchaus nicht in Harmonie mit Dem, was er in den frühern Scenen von seinem Innern zeigt. Auch bleibt das Vertrauen, das ein Wendepunkt der ganzen Tragödie werden mußte, durchaus ohne weitere Folgen, und Marina erscheint nicht wieder. Wir müssen annehmen, daß Puschkin einen zweiten Theil zu diesem Stücke im Sinne hatte, dessen Ausführung sein Tod verhinderte. Von hohem Interesse ist es, dieses Stück mit dem Riesentorso, den uns Schiller in seinem „Demetrius" hinterlassen, zu vergleichen; der deutsche Genius darf sich des leichten Sieges kaum rühmen. Welche Tiefe, welche Seelenforschung, welche urkräftige Poesie in dem Werke Schiller's! welche Charaktere, Demetrius und Marina! wie erschütternd und wahr die Verknüpfung und der Umschwung des Schicksals, als endlich Demetrius sich selbst für einen Betrüger erkennt! Da bewährt sich die echte Meisterschaft gegenüber der gewöhnlichen Aufgreifung eines historischen Stoffes.

(Der Beschluß folgt.)

Steuermann Johannes Smidt. Memoiren eines Seemanns. Herausgegeben von Heinrich Smidt. Drei Bände. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1840. Gr. 16. 4 Thlr.

Die Deutschen sind keine Seekönige, viel eher Landkrebse, sie haben wenig Beziehungen zur See, nur mercantilische, sie haben keine Kriegsflotte, keine Colonien, daher ist es natürlich, daß ihrem Marcleben die eigentliche Größe, das nationelle Element, die Poesie fehlt. Die Deutschen sind Binnenländer bis auf einen Landstreifen, der mit Strandbewohnern bevölkert ist; die Meere, welche an Deutschlands Küsten stoßen, öffnen sich nur schmal und unbestimmt und mehr nur in Form von Busen nach dem Ocean hin; da ist es kein Wunder, wenn die Seeromane bei uns nicht gedeihen wollen. Heinrich Smidt hat dazu wol einige Fertigkeit, auch einigermaßen Berechtigung, da er, so viel wir wissen, früher mit einem deutschen Handelsschiffe nach Westindien gereist ist. Er deutet auch selbst darauf hin und gibt sich den Anschein, als wären in diesem Buche die Memoiren seines Großvaters Johannes Smidt verarbeitet. Wir halten sie nur für ein Gebilde seiner Phantasie, für einen Roman, ganz gut für das gewöhnliche Publicum berechnet, welches seine geistige oder bessere geistlose Nahrung aus den Leihbibliotheken zu entnehmen pflegt. Die in diesen Memoiren aufgehäuften Thatsachen sind doch gar zu wunderbar, wenn man auch Alles, was auf einer Seereise möglicherweise geschehen könnte, als geschehen und als Maßstab annehmen wollte; und doch wieder so wenig außerordentlich, so altbekannt, so alltäglich, wenn man Das, was in unsern Robinsonaden, unsern Land- und Seeromanen bereits an Erfindungen aufgespeichert ist, in die Perspective seines Gedächtnisses rückt. Da gibt es Schiffsempörungen und die Empörer werden zu Piraten und die Piraten zu Colonisten, welche sich auf irgend einer bisher nur von dem Verf. entdeckten Insel des Oceans ansiedeln; da gibt es eine Doña, die Tochter des Oberrichters von Cuba, welche sich in den als Piraten verdächtigten und gefangen gesetzten Johannes Smidt verliebt, ihn heirathet, und so wild, so ungestüm, so eifersüchtig sie auch war, plötzlich gar demüthig und zimperlich wie eine deutsche sentimentale Pfarrerstochter sich darstellt. Und sollte man es glauben, Johannes Smidt hatte schon eine Braut, Marie, ein deutsches Mädchen: auch die liebe Unschuld geräth unter die Mitglieder jener Piratencolonie, weiß jedoch durch Sittsamkeit, Keuschheit, Würde und klugen Verstand diesen unbändigen Männern so zu imponiren, daß sie gleichsam dasselbe für diese Colonie wird, was Bellebe für die alten Deutschen war. Der gute Johannes Smidt hatte sich lange genug auf dem Meere nach ihr umgesehen, endlich aber nichts als das leere Schiff, worauf sie gefahren, und darin einen Brief von Marien gefunden, worin sie mit vielen und rührenden Worten erklärt, sie werde, wenn dieser Brief Jemanden in die Hände falle, längst schon todt sein; auch nimmt sie darin einen herzbrechenden Abschied von Johannes Smidt. Erst in Hamburg und bereits mit Doña Isabella da Montalvi vermählt, bedeutet ihn einer seiner frühern Seekumpane, Marie möchte doch wol noch am Leben sein, er solle sie nur aufsuchen; und er sucht sie auf mit einem Schiffe, das er Marie getauft hat, und die liebe gute Isabella, seine Frau, begleitet ihn und allerdings finden sie das wüste Eiland, wo aber ein Kampf mit den Piraten und Colonisten entsteht und die wieder aufgefundene Marie für ihren frühern Verlobten sich mit Blut und Leben aufopfert ꝛc. Auch die Darstellung ist hausbacken genug, um jenem Publicum zu gefallen, auf dessen Geschmack dieser Roman in jedem Momente seiner Existenz berechnet ist. 16.

Correspondenznachrichten.

München, im Januar 1841.

Dem Vernehmen nach soll die seit etwa zwei Jahren in der Georg Franz'schen Buchhandlung hier herauskommende Monatsschrift „Deutsche Blätter für Literatur und Leben" mit dem neuen Jahr zu erscheinen aufgehört und München dadurch das einzige literarische Unternehmen dieser Gattung noch eingebüßt haben, welches im Auslande genannt ward und genannt zu werden verdiente. Dies würde, wenn es gegründet wäre, nicht blos uns, sondern allen Wohlgesinnten, für den schriftstellerischen Ruf des Vaterlandes sich Interessirenden aufrichtig leid thun. Von dreien zum Theil zwar auswärtigen, vermöge ihrer amtlichen Stellung hier angesessenen Literatoren: C. F. von Eisholz, A. von Maltitz und Fr. A. von Zu Rhein (Letzterer von Geburt ein Franke) gestiftet, hat dieses Unternehmen doch gar bald eine ganz nationale Richtung gewonnen, weil, hocherfreut über das Auftauchen eines zuvor gänzlich mangelnden, würdigen Organs der Mittheilung, die ersten Männer Baierns demselben uneigennützig und mit Eifer sich anschlossen. Maximilian, Herzog in Baiern, Verfasser mehrer novellistischen Productionen und einer geschätzten Reise durch Ägypten und Syrien; Franz v. Baader und Fr. W. J. v. Schelling, die Philosophen; C. v. Martius, G. H. v. Schubert, J. G. Zuccarini und Fr. v. Kobell, die Naturforscher und Dichter; C. F. Neumann, der chinesische Reisende und Verfasser der Schrift über die Tscher-

lassen; Friedrich Thiersch und Fr. v. Paula Hocheder, die Philologen; Fr. Graf v. Yorck, der gemüthliche Märchendichter und Zeichner; ferner K. Aurbacher, Aloys Bössel, Fr. Bock, Karl Weichselbaumer, Ernst Förster; endlich Fr. Rückert und E. v. Schenk, die Hauptrepräsentanten unserer lyrischen und dramatischen Dichtkunst — alle diese nebst vielen Andern, von Auswärtigen aber de la Motte Fouqué, Liedge, Feuchtersleben, v. Hammer-Purgstall, Alexander v. Sternberg, Ludwig Bechstein, Eduard Gehe, Kaltenbrunner, Fr. Koelle, Rudolf und Hermann Marggraff, K. A. Frankl u. s. w., schmückten und erfreuten die „Deutschen Blätter" mit ihren Beiträgen, welche demnach als ein Sammelplatz der verschiedensten Bestrebungen, als ein unbegrenztes Feld wissenschaftlich-belletristischer Unterhaltung sich gestalteten. So würde denn, bei solchem Reichthum der Kräfte, bei solcher Gediegenheit des Inhalts, das Aufhören des Unternehmens noch auffallender erscheinen, wenn dreierlei Umstände, die Erbfeinde alles in dieser Gattung hier entstehenden Neuen, nicht einigermaßen zu dessen Erklärung beitrügen. Diese Umstände sind: 1) der allgemeine Miscredit, welcher auf allen in Baiern erscheinenden Hervorbringungen von Alters her mehr oder weniger zu ruhen scheint; sodann 2) der Mangel an einem großartigen Buchhändlerverkehr und durch solchen unterstützter, thätiger und nachhaltiger Fürsorge der bairischen, namentlich münchner Verleger, und endlich 3) die brotneidische Feindseligkeit einer gewissen Schriftstellerzunft, die allem Edlern und Bessern in der Journalistik, als einen Eingriff in ihre Rechte, nach Kräften entgegenzuwirken sucht. Von diesen Einflüssen sind denn auch die „Deutschen Blätter" unsers Wissens nicht verschont geblieben, da der ausländische Buchhandel nur sparsam und zögernd ihnen Zutritt gab, der Verleger selbst aber, alles ruhmredige Geschrei vermeidend, dies Widerstreben mit zu wenig Energie bekämpfte und wenige Wochen nach dem ersten Erscheinen schon durch Hülfe gewisser obscurer Blätter das Gerücht allgemein sich verbreitet fand, es habe das neue, „wichtigthuende, überfeine, aristokratische", oder wie immer sonst je nach dem Standpunkte des Gegners, gescholtene Unternehmen bereits wieder eingehen müssen. Mit dem Allen soll indessen keineswegs gesagt werden, daß in Baiern keine guten schöngeistigen Werke erscheinen, daß keine thätigen Verleger, keine redlichen Journalisten hier zu finden sind. Nur auf das Mistrauen des Auslandes, ob gerecht oder nicht, haben wir hinweisen, nur der Umstände gedenken wollen, welche die Thätigkeit der Verleger erschweren, nur auf den Misbrauch aufmerksam machen, der auch hier, wie anderwärts, mit der Tagesschriftstellerei getrieben wird. In dieser Beziehung aber mag es der Erwähnung nicht unwerth erscheinen, daß selbst der münchner Correspondent der augsburger „Allgemeinen Zeitung", welcher von den geringsten Lebensvorfällen, von jedem Stadtgeschwätz, von jeder neuen Oper, jedem in unsern Gasthöfen absteigenden, nur irgend namhaften Fremden umständlich Nachricht gibt, welcher mit dem, von einem bairischen Hausknecht über den französischen Athleten Dupuis auf dem königlichen Hoftheater kürzlich davongetragenen Sieg im Ringen beinah zwei Spalten füllte — daß dieser also, oder wenn nicht er, doch die „Allgemeine Zeitung" — das Entstehen und Erscheinen der „Deutschen Blätter", eines in Literatur und Leben tief eingreifenden, von der Hauptstadt ausgehenden, durch die vornehmsten Schriftsteller des Landes verherrlichten Organs der Öffentlichkeit, völlig unbeachtet ließ, ja dieses zum Ruhm Münchens mit nicht geringen Opfern geschaffenen, hier einzigen Organs der Art niemals auch nur mit einer Sylbe in seinen Berichten gedacht hat. Wenn dies nun nicht Absicht — und wer dürfte solches behaupten wollen — sondern nur Vergeßlichkeit oder Zufall ist, so wird man wenigstens bekennen müssen, daß jene überdiemaßen andauernd und dieser nicht minder boshaft gewesen sei, indem durch sie der „Allgemeinen Zeitung" zwei Jahre lang ein Gegenstand der Besprechung entzogen wurde, dem sonst, zumal in neuerer Zeit und für gewisse Verlagswerke, jene verehrte Stimmführerin stets so bereitwillig ihre Spalten öffnet! 168.

Literarische Anzeige.

An alle Buchhandlungen und Subscribenten ist versandt worden:

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste,

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von

J. S. Ersch und **J. G. Gruber.**

Mit Kupfern und Karten.

Erste Section (A—G). Herausg. von J. G. Gruber. 33ster und 34ster Theil.

Zweite Section (H—N). Herausg. von A. G. Hoffmann. 17ter und 18ter Theil.

Dritte Section (O—Z). Herausg. von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. 13ter und 14ter Theil.

Es ist mir möglich geworden, dieses Jahr sechs Bände zu liefern, die wieder reich sind an den wichtigsten und interessantesten Artikeln, wie nachstehende Übersicht zeigt, die einige der bedeutendsten nennt:

Aus der ersten Section: Eiserne Maske von *Jacob*; Ekkhummescha von *Richter*; Ekklesia von *Meier*; Elektricität von *Kämtz*; Elephantenorden von *Gottschalck*; Eleusinien von *K. O. Müller*; Ellipse von *Grüson*; Elsaß von *Stramberg*; Emancipation von *Scheidler*; Emden von *Gittermann*; Empedokles von *Steinhart*; Empyreuma von *Döbereiner*; Enclaven von *Dedekind*; Encyklopädie von *Hammer-Purgstall*; Engbrüstigkeit von *Gmelin*; England und Englische Kirche von *Eiselen*; Englische Krankheit von *Rosenbaum*; Englische Kunst von *Fink*.

Aus der zweiten Section: Indien von *Benfey*; Indier von *Pöppig*; Indig von *Kurrer*; Indogermanischer Sprachstamm von *Pott*; Indre von *Klaehn*; Infusio von *Theile*; Infusoria von *Burmeister*; Ingi von *Wachter*; Inn und Innerösterreich von *Schreiner*; Innocentius von *Külb* und *Danz*; Ino von *Schincke*; Inquisition von *Röse*; Insecta von *Burmeister*.

Aus der dritten Section: Pasigraphie von *Pasa'er*; Pasquill und Pass von *Buddeus*; Passah von *Leyrer*; Passau von *Hormayr*; Passion von *Diedrich*; Passionsbrüderschaft von *Fischer*; Passionswoche von *Franke*; Passow von *Eckstein*; Patagonien von *Pöppig*; Patente von *Karmarsch*; Pathologie von *Klose*; Patricier von *Rein*; Patristik von *Rettberg*; Paul I. (Kaiser von Rußland) von *Düring*; Paulus von *Witte*; Pausanias von *Siebelis*; Pavia von *Heymann*.

Der Pränumerationspreis ist für jeden Theil in der Ausgabe auf Druckp. 3⅝ Thlr., auf Velinp. 5 Thlr.

Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

Leipzig, im Januar 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 35. — 4. Februar 1841.

Puschkin.

(Beschluß aus Nr. 34.)

„Balladen." Hier zeigt sich, nach unserm Bedünken, der Dichter am meisten original. „Der Woiwode", „Budris", „Die beiden Raben" sind ganz vortrefflich, Stoff, Sprache, Behandlung, Alles stimmt überein.

„Eugen Onägin." Dies Gedicht ist als „Roman in acht Büchern" bezeichnet. Es ist „Onägin" dasjenige Gedicht Puschkin's, worin jene entlehnte Satire, jene Alles überhauchende Ironie der Überreiztheit sich am gründlichsten offenbart. Das Ganze hat im Grunde keinen andern Inhalt, als daß ein weltgesättigter Dandy die Liebe eines Landfräuleins zurückweist, hernach aber, da er sie als die Gemahlin eines Fürsten in der großen Welt wiederfindet, ihr seine Liebe plötzlich zuwendet und nun von ihr weggestoßen wird. Dieser Stoff konnte nur dann zu acht Büchern ausgesponnen werden, wenn nach Art des Byron'schen „Don Juan" alle Gegenstände der vornehmen Weltanschauung darein verwebt wurden. Daher kommt es denn auch, daß manche Strophen der Schere der russischen Censur anheimfielen; es ist aber noch genug für unsere Erkenntniß stehen geblieben .... In dem sechsten Buche des „Onägin" finden sich auch die Strophen (26 — 37), worin ein Duell zwischen einem Dichter und seinem Freunde mit meisterlicher Hand dargestellt ist; jene berühmten Strophen, worin fast jede Zeile auf das spätere, unglückliche Schicksal Puschkin's paßt und die deshalb um so erschütternder auf uns wirken. Auch Puschkin starb von Freundeshand, im grundlosen, thörichten Zweikampf um ein Weib, das nur ihn liebte; auch er starb, ehe seine Muse, entkleidet aller irdischen Thorheit, aller vornehmen Gemeinheit, rein und edel den Flug zur Unsterblichkeit erhob!

„Der steinerne Gast." Eine Bearbeitung der Sage vom Don Juan, ohne tiefere Begründung, daher ohne eigenthümlichen Werth.

So weit gehen die beiden Bände der Lippert'schen Bearbeitung. In der Übersetzung von E. v. O. finden wir außerdem noch eine ausgezeichnete Ballade: „Der schwarze Shawl", und zwei Gedichte: „An die Verleumder Rußlands" und „Der Jahrestag von Borodino", über die wir uns am liebsten alles Urtheils enthalten möchten. Beide scheinen aus der Periode zu sein, als Puschkin von den Gesinnungen, die z. B. in seinen „Zigeunern" wehen, zurückgekommen war und die Stelle eines Kammerjunkers am Hofe des Kaisers erhalten hatte. Poetischer Werth geht ihnen ab, dagegen spricht sich ein hocherregtes Nationalgefühl aus. Dies wäre gewiß nur theilnehmend anzuerkennen, wenn nicht in den beiden Gedichten aller Patriotismus sich lediglich auf die Gewalt der Waffen, auf die Erfolge des Kriegs, auf die Bezwingung Polens begründet hätte. Allein der Ruhm roher materieller Macht kann heutzutage nirgend Anklang finden; der Geist und seine Waffen sind es, die unsere Zeit als Gründer und Förderer eines Volksthums verehrt. Wer unser Interesse für Rußland erwecken will, der schildere uns, was es für die Civilisation der Welt und die Freiheit geistiger Forschung gethan, nicht aber, welche Schlachten es gewonnen, welche Provinzen es erobert. Die Erstürmung von Praga oder Oktschakow wird nie dazu helfen, unsere Sympathie zu erstürmen! Die Mündungen der Kanonen, die Spitzen der Bayonnete sind nicht die Hebel der Geschichte.

Die Novellen von Puschkin, so weit sie in der Bearbeitung enthalten sind, können durchaus keinen Anspruch auf dichterische Bedeutung erheben; sie sind nicht viel besser als Anekdoten, die zuweilen eine rasche lebendige Darstellung bewähren. Indessen sind sie uns doch schätzbar, als Beitrag zur Kenntniß der russischen Sitten, die wir hier ohne alle poetische Färbung, im Colorit der Wahrheit anzuschauen hoffen dürfen. Wir wünschten, daß sie recht viele Leser fänden. Nur zwei Bemerkungen wollen wir uns erlauben. Auffallend ist es, wie sehr das Spiel als Ingredienz des täglichen Lebens in diesen Novellen hervorgehoben ist; auf solche Weise geübt, wird es zum bittern Ernste, zum Ableiter aller starken und bewußten Ideen. Ist wirklich die Spielsucht im Nordosten Europas so verbreitet, daß sie als das tägliche Brot der Lebensfreude erscheint? oder tragen nur persönliche, zufällige Erfahrungen die Schuld solcher Darstellungen? Wir überlassen den Kundigen die Entscheidung. Die Novelle „Der Postmeister" enthält ebenfalls einige Züge, deren Wahrheit wir dahingestellt sein lassen. Wir führen nur ein paar Stellen an:

Was ist denn ein Postmeister? Ein wahrer Märtyrer der vierzehnten Classe, den nur sein Amt vor Schlägen sichert, und auch das nicht immer.

Ich war damals noch jung und voll Feuer, und war nicht wenig erzürnt auf den niedrigen und kleinlichen Postmei-

ster, wenn er das Gespann, das eigentlich für mich zurecht gemacht war, an den Wagen eines durch sein hohes Amt glänzenden Herrn spannte. Auf gleiche Weise konnte ich mich lange nicht an den Brauch gewöhnen, daß während der Mahlzeit beim Gouverneur der Bediente nach dem Range präsentirt. Jetzt scheint mir beides in aller Ordnung zu sein.

Derselbe Arzt, welcher den kranken Husarenoffizier besucht hatte, curirte den Postmeister und versicherte diesem, der junge Mann sei ganz gesund gewesen und habe ihm schon damals das boshafte Vorhaben (die Tochter des Postmeisters zu entführen) verrathen; doch habe er (der Arzt) geschwiegen, aus Furcht vor der Peitsche (des Husaren)!

Es bleibt uns nun noch übrig, von den vorliegenden Übersetzungen als solchen zu reden. Die des Hrn. Lippert liest sich zum großen Theile recht gut, es fehlt aber nicht an nachlässigen Stellen. Die von E. v. O. ist schon in d. Bl. besprochen. Die Bearbeitung der Novellen endlich scheint uns gelungen zu sein.

Indem wir hier diese Recension schließen, können wir nicht unterlassen, ein schmerzliches Bedauern über das so frühe, so entsetzliche Ende des Dichters auszusprechen. Gewiß hätte sich Puschkin's Geist geläutert; gewiß hätte er Bedeutendes im Drama, in der Ballade noch geleistet: denn ein tiefer Seelenschatz von Poesie läßt sich nirgend in ihm verkennen; wäre es ihm nur vergönnt gewesen, den Schatz auch in reiner Fülle zu heben! Nach Dem aber, was wir bis jetzt von Puschkin kennen, dürfen wir ihn nicht als einen nationalen Dichter anerkennen; er ist russisch blos in einzelnen Zügen, im Ganzen ist er ein Dichter jener Classe, deren Geistesbildung kein Vaterland hat. Es ist ein Unglück für die russische Literatur, daß ihre Poeten in Palästen zu Hause sind und auf das Volksleben herabsehen, statt mitten unter ihm zu wandeln und sein Fühlen und Denken, sein Leiden und Handeln in dem eigenen Geiste zu erleben. Erst dann, wenn einst die ostslawische Muse in die Regionen der Nation selbst herabgestiegen sein wird, kann sie sich zur echten Nationalität emporheben. Daß dieses aber möglich werde, dazu bedarf es noch vorher, wir wiederholen es hier, daß die Nation selbst sich erhebe durch Bildung eines markigen Mittelstandes und bürgerlicher Selbständigkeit; und so wie dies nur das Werk der voranwandelnden Zeit sein kann, so wird auch die russische Literatur sich noch langen Bestrebungen hingeben müssen, ehe sie als ebenbürtig in den Kreis ihrer europäischen Schwestern eintreten kann. 68.

A disquisition on the scene, origin, date etc. of Shakspeare's Tempest. By *Joseph Hunter*. London 1840.

„Wenn man von irgend einem Drama Shakspeare's", sagt ein englisches Journal, „die Hoffnung haben konnte, es in Frieden zu genießen, ohne von den Commentatoren belästigt zu werden, so ist es „Der Sturm". Schien es uns doch, als habe uns der Autor Alles erzählt, was gewußt werden konnte oder was zu wissen nothwendig war; schien es uns doch, als sei der Text so frei von Verunstaltung, daß er selbst dem gewöhnlichsten Leser klar sein müsse, und daß er dem Herausgeber wenig Gelegenheit biete, mit lästigem Scharfsinn die Schwierigkeiten, welche ein unwissender Setzer herbeiführte, noch zu vermehren; schien es uns doch, als könne in einem Werke von so rein imaginativem Gepräge, wo uns Scene, Fabel, Personen wie Schöpfungen der Phantasie erschienen waren, nicht der geringfügigste Boden entdeckt werden, auf welchem sich eine geschichtliche Discussion oder eine antiquarische Beweisführung aufbauen lasse. Aber wir täuschten uns. Wir, ein demüthiger Verehrer des Shakspeare'schen Genius, zufrieden damit, uns selbst über die bezaubernden Visionen seiner Poesie zu vergessen und unsern Verstand mit Dem, was wir aus den unbegrenzten Schätzen seiner Weisheit auffammelten, zu bereichern, wir konnten in der That wenig vermuthen, welcher Erfindungen diese schmarotzernde Sippschaft von Schriftstellern fähig ist, welche, ohne Talent, ein Originalwerk hervorzubringen, immer nach einer Gelegenheit späht, ihre Lucubrationen in der Form von Noten oder Winken, oder Angaben, oder Untersuchungen, oder Erläuterungen, oder Forschungen den Productionen unsterblicher Autoren anzuhaken. — — Der Reviewer Joseph Hunter gehört zu dieser Race von Literaten. Er nahm zu seinem Gegenstande den „Sturm", der sich in seinen Händen und in der besondern Art seiner Behandlung als ein sehr fruchtbares Sujet ausgewiesen hat. — — Indem er das Eine voraussetzt, das Zweite leugnet, das Dritte unterschiebt, über Jedes disputirt und aus einer Menge von alten Bänden zur Unterstützung aller seiner Ansichten Autoritäten herbeischleppt, ist es ihm möglich geworden, einen Octavband von 200 und einigen Seiten zusammenzubauen" u. s. w. Man denkt hierbei unwillkürlich an die vielen einheimischen Commentatoren deutscher Dichter, deren unerbetene Mühwaltungen oft nur dazu gedient haben, den commentirten Text in einen Schleier zu hüllen, der die ursprünglichen Züge kaum noch erkennen läßt. So geschah es besonders mit beiden Theilen des Goethe'schen „Faust", woran sich die Erklärer ihr subjectives Müthchen gekühlt haben. Indeß verfahren die englischen Commentatoren mehr philologisch, die deutschen mehr philosophisch entwickelnd; jenen kommt allerdings zu statten, daß ihnen alte und vielfach corrumpirte Ausgaben des Shakspeare Gelegenheit geben, ihren Scharfsinn im Emendiren, Interpretiren und Substituiren anderer Lesarten zu üben und zu bethätigen, während unsere Setzer und Correctoren eine Ausgabe des Goethe'schen „Faust" hergestellt haben, welche keine orthographischen, grammatikalischen und verbalen Zweifel übrig läßt.

Joseph Hunter gibt sich vorzüglich die unnütze Mühe, uns über die Localität des „Sturm" Gewißheit zu verschaffen. Er versichert uns, daß Prospero's Eiland nicht Bermuda war, und er braucht zu diesem Nachweis ein mit langer Elle gemessenes Capitel. Ariel erzählt dem Prospero, daß er des Königs Schiff in ein „deep nook" gelenkt habe:

allwo
Du einst um Mitternacht mich aufriefst, Thau
Zu holen von den stürmischen Bermudas.
(To fetch dew from the still-vex'd Bermoothes.)

Da versteht sich doch von selbst, daß, wenn Ariel von Prospero's Insel nach der Insel von Bermuda geschickt wurde, die Insel, wohin Prospero ihn schickte, nicht die Insel sein könne, von welcher er ihn entsendet. Shakspeare bezeichnet keine bestimmte Insel; er wußte, daß in einem Drama von so hoher Phantasie der höchste Moment der Schönheit, wie des Schreckens eben auf dem Unbestimmten und Unendlichen der Scenerie beruht; aber er gibt uns wenigstens zu verstehen, daß die Insel irgendwo im mittelländischen Meere lag. Wir führen die darauf bezügliche Stelle in der Schlegel'schen Übersetzung an:

Der Rest der Flotte endlich,
Den ich zerstreut, hat wieder sich vereint,
Und kehrt nun auf der mittelländ'schen Welle
Voll Trauer heim nach Napel.

Zwar hat Thomas Moore in einer poetischen Epistel an Lord Strangford gedankenlos etwas von Bermuda, Shakspeare und Ariel hingekritzelt, aber er ist auch wahrscheinlich die erste und

letzte Pastor vom einiger Unterschied gewesen, welche, nach dem Bücklinken eines Augenblicks, Prospero's Insel mit einer Insel im atlantischen Meere verwechseln konnte.

Aber der Erklärer des „Sturm" begnügt sich nicht blos damit, nachzuweisen, wo das Drama nicht spielt, er weist sogar nach, wo es spielt. Das ist eine gar wichtige Entdeckung, zu groß, als daß Hrn. Hunter's Bescheidenheit gestattete, sie auf sich zu nehmen. Er sagt: „Ich fühle mich verpflichtet anzuerkennen, und ich thue es mit vielem Vergnügen, daß ich viele Jahre früher die erste Vermuthung von einem Manne erhielt, dessen genaue Bekanntschaft mit Büchern und deren Inhalt Allen bewußt ist, welche ihn zu kennen das Vergnügen haben — ich meine Hrn. Robb, den höchst scharfsinnigen, liberalen und ehrenhaften Buchhändler, wohnhaft in der Great Newport Street. Durch diese große Entdeckung, welche der Buchhändler Robb vor Jahren gemacht und Hr. Hunter jetzt veröffentlicht hat, erfahren wir, daß die Localität des Dramas auf der Insel Lampedusa zu suchen ist. Warum? Einmal liegt Lampedusa auf dem Wege zwischen Algier und Neapel, sodann hat einmal auf Lampedusa ein Zauberer gelebt, und lebt nicht ein Zauberer auch auf Shakspeare's Insel? Man glaubte, daß Lampedusa von Gespenstern heimgesucht sei, und ist nicht Shakspeare's Insel von Geistern bewohnt? Auf Lampedusa war, wenn wir Coronelli glauben wollen, Schlaf und Ruhe durch furchtbare Erscheinungen verbannt, und ist nicht Shakspeare's Insel

Voll Töne und süßer Lieder, die ergötzen
Und Niemand Schaden thun?

Auf Lampedusa sind, wie Cruftus sagt, die Nächte durch Gespenster und schauerliche Träume gestört, welche mit todähnlichem Schrecken Jeden überkommen, der dort eine Nacht lang bleibt, und erzählt nicht Caliban, daß auf Shakspeare's Insel die Träume, erzeugt „durch tausend klimpernde Instrumente", von so ausgesuchter Schönheit waren, daß „when he waked, he cried to sleep again?" Demnach kann man doch die Scene von Prospero's Exil und Zauberei bestimmen, es war eine Insel 120 Meilen südlich von Sicilien, 70 WSW. von Malta, 61 Meilen entfernt von der Küste der Barbarei, unter 12° 24' östl. Länge und 35° 40' nördl. Breite. Auch der Umfang der Insel wird von Hrn. Hunter angegeben. Was hat die Poesie mit der Feldmessung zu thun? Aber unser pedantischer Commentator geht in seiner unsinnigen antiquarischen Beweisführung noch weiter. Man höre, was er sagt: „Eine Übereinstimmung, zu außerordentlich, wenn sie rein zufällig wäre, findet sich noch zwischen der Hauptbeschäftigung Caliban's und der dem Ferdinand aufgelegten Arbeit einerseits, und einem Umstande, welcher Lampedusa betrifft, andererseits. Caliban's Geschäft ist, Brennholz zu sammeln. Es mag für den Bedarf Prospero's bestimmt gewesen sein. Aber Ferdinand wird dazu verurtheilt, „ein paar tausend Klötze aufzuschichten". Das sieht nicht wie die Erfindung eines zu eigener Lust und Vergnügen arbeitenden Dichters aus. Ich würde nach irgend einem Vorbilde suchen, fände ich es nicht in dem Factum, daß Malta von Lampedusa aus mit Brennholz versorgt wird. Daß die von Ferdinand aufgeschichteten Holzklötze zu diesem und keinem andern Gebrauche bestimmt waren, erhellt aus den Worten Miranda's: „When this burns" u. s. w. Trösten wir uns mit diesem lächerlichen Bajazzo der Interpretirkunst jenseit der See, wenn wir der vielfachen Thorheiten gedenken, welche viele unserer Interpreten und hin und her deutelnden Dolmetscher poetischer Werke in Deutschland begangen haben! Oder findet man es minder seltsam, wenn Göschel, welcher den einzelnen Momenten im Goethe'schen „Faust" christliche und neutestamentliche Principien unterschob, von dem Bunde Dietriche und der Nachtlampe, welche Faust in der Kerkerscene in Händen hält, behauptete, sie bezeichneten verschiedene Geistesthätigkeiten, deuteten auf Eigenmacht und Selbsthülfe moralischer und intellectueller Kraft; aber das Nachtlämpchen sei das Nachtlämpchen seichter Verstandesaufklärung, der matte Schein verringerter Vernunft u. s. w. Nur ist der Nonsens bei dem deutschen Erklärer des „Faust" mehr innerlicher, bei dem englischen Erklärer des Shakspeare mehr äußerlicher Natur; daher wirkt er bei jenem mehr tragisch, bei diesem lächerlich.

Das „Quarterly review" sucht Hrn. Hunter und seinen Gewährsmann, den Hrn. Buchhändler Robb, dadurch lächerlich zu machen, daß sie, da sie diese geographische Frage angeregt, nun auch die historische Frage erledigen möchten. „In welchem Jahre kehrte Prospero zurück, um sein mailändisches Herzogthum wieder zu übernehmen? Es muß nach 1522 gewesen sein, denn in diesem Jahre wurde Bermuda entdeckt und Prospero spricht von Bermuda. Es muß vor 1616 gewesen sein, denn in diesem Jahre starb Shakspeare. In welchem Jahre innerhalb dieses Zeitraums regierte ein mailändischer Herzog Namens Prospero? Sodann, wessen Nachfolger war er? Und wer war sein Nachfolger? Welche Kriege hat er geführt? Wen hat er geheirathet? War er ein conservativer oder liberaler Fürst? Wann ist er gestorben? Wo liegt er begraben? Wie viel Kinder hat er erzeugt? Ist der gegenwärtige König von Neapel ein Abkömmling von Ferdinand und Miranda?" Es ist zu vermuthen, daß die beiden Herren auf diese verwickelten Fragen nie eine Antwort geben werden.

Malone und die ältern Erklärer nehmen an, daß Shakspeare bei der Abfassung dieses meisterhaften Gedichts den Schiffbruch, welchen Sir George Somers an den Riffen von Bermuda erlitt, im Sinne gehabt habe. Wahrscheinlich hatte Shakspeare Stithe's „History of Virginia" gelesen, ehe er das Stück schrieb. Stithe erzählt, daß, als Sir George Somers 1609 die Insel Bermuda verließ, Christopher Carter, Edward Waters und Edward Chard zurückblieben, eine Art Herrschaft stifteten und später über die Oberherrlichkeit in Streit geriethen. Könnte dieses Ereigniß nicht zu den komischen Episoden zwischen Stephano, Trinculo und Caliban entfernten Anlaß gegeben haben? Hiermit ist Hr. Hunter freilich nicht einverstanden; er meint, daß Shakspeare die Idee und die Details zu seinem Schiffbruch der Übersetzung verdanke, welche John Harrington von dem „Sturm" im einundvierzigsten Gesange des Ariost lieferte. Wir führen die von Hunter angezeigten Parallelstellen auf:

Shakspeare.

Put the wild waters in this roar allay them.

Harrington.

Allay the waters when they do highest rore.

Shakspeare.

The cry did knock against my very heart.

Harrington.

'T was lamentable then to hear their cries.

Shakspeare.

Blessedly holp hither.

Harrington.

And called it a good and blessed storm.

Shakspeare.

Watche with berries in it.

Harrington.

But eating berries, drinking waters clean.

Shakspeare.

Blow, till thou burst thy wind, if room enough.

Harrington.

To steer out roomer, or to keep aloof.

Shakspeare.

His bold head
Bove the contentious waves he kept.

Harrington.

Bad still above the waters kept his head.

Ohne leugnen zu wollen, daß John Harrington's Übersetzung auf Shakspeare gewirkt haben könne, so ist es auch wol sehr

erklärlich, daß zwei Dichter, die einen und denselben Gegenstand beschreiben, z. B. einen Mann, welcher sich durch Schwimmen rettet und natürlich seinen Kopf über dem Wasser hält, häufig in Gedanken und Ausdrücken Einer des Andern Copie zu sein scheinen werden. Doch all dergleichen verliert sich gar zu sehr ins Kleinliche, als daß wir länger dabei verweilen möchten. So könnte man vielleicht auch durch Parallelstellen darthun, daß Shakspeare Dryden's Übersetzung von dem Sturm im ersten Buche der „Aneide" gelesen und studirt haben müsse. Leider ist jedoch das alibi zu leicht nachgewiesen, da Shakspeare wenigstens 15 Jahre früher starb, ehe Dryden geboren wurde.

In einem alten Manuscript, welches in Collier's Hände gekommen ist, befindet sich aber eine alte Ballade, welche alle Details des Shakspeare'schen Stückes enthält. Sie ist bisher nicht zur Kenntniß des größern Publicums gelangt, wird daher von dem „Quarterly review" mitgetheilt, ist an sich leidlich hübsch und enthält nicht weniger als 30 sechszeilige Strophen. Miranda heißt in dieser Ballade Ida, Prospero aber Geraldo und der Bruder, der den Thron usurpirte, Benormo statt Antonio. Für Mailand finden wir Aragon. Geraldo und Ida flüchten und landen auf der Zauberinsel:

Geraldo and his daughter faire,
The onelie two that landed there,
Were savde by myracle;
And, sooth to say, in dangerous houre,
He had some more than human powre,
As seemeth by what befell.

He brought with him a magicke booke,
Whereon his eye did oft times looke,
That wrought him wonders great etc.

Später wird uns treuherzig versichert, daß Geraldo seine Zauberkünste schon in Aragon gelernt, aber, so lange er daselbst verweilte, nicht daran gedacht habe, sie anzuwenden. Die Vorgänge bei dem Schiffbruch werden anschaulich lebendig geschildert.

But gilded ore and silken saile
Might not against the storme prevaile:
The windes blew hie and loude.
The sailes were rent, the ores were broke,
The ship was split by lightning stroke
That burst from angrie cloude.

Als später Benormo seinen Bruder Geraldo erblickt, ruft er:

Brother, forgive my crime!
I sweare, since that u(a) happie time,
I have no tasted peace.
Returne and take againe your crowne etc.

Darauf die Antwort:

„Never", Geraldo said, „will I
Ascend that seat of soverainty;
But I all wronge forgett.
I have a daughter, you a son,
And they shall raigne o'er Arragon,
And on my throne be sett."

Alfonso, Benormo's Sohn, heirathet Ida und die Ballade schließt:

Alfonso ruide for many a yeare:
His people loode him farre and neare,
But Ida lovde him best.

Vieles spricht für die Priorität dieser Ballade, dagegen höchstens ein gewisser moderner Anstrich in Haltung und Composition; aber jede Ballade nimmt, durch das wiederholte Recitiren und Abschreiben, etwas von dem Tone und der Sprache späterer Zeiten an. Möglich wäre es indeß, daß sowol Shakspeare wie der Balladendichter ihr Sujet nach einem gemeinsamen spanischen Originale bearbeitet haben.

Kehren wir zu Hunter zurück. Malone betrachtet den „Sturm" als eins der spätern Dramen Shakspeare's und setzt es in das Jahr 1611, Chalmers sogar in das Jahr 1613. Hr. Hunter, der in jeder Hinsicht einzig ist, behauptet dagegen, daß es mehr eine Jugendarbeit und um das Jahr 1596 geschrieben sei. Warum? Francis Meres gibt in einer 1598 veröffentlichen Abhandlung „Palladis Tamia" einen Katalog der Shakspeare'schen Stücke. Unter ihnen erwähnt er eins unter dem Titel: „Love's labours won"; und da jetzt unter den Werken Shakspeare's kein Drama dieses Titels existirt, so nimmt Hr. Hunter an, daß dies ein zweiter, aber fallen gelassener Titel des „Sturm" gewesen sei. Diese Meinung unstützt er damit, daß die schweren Arbeiten, das Aufschichten von Holz u. s. w., denen sich Ferdinand unterziehen mußte die „Labours of love" gewesen seien; und daß das „won" sich dadurch rechtfertige, daß Ferdinand die Hand der Miranda erhalten habe. Nichts kann einfacher und faßlicher sein als dies, und nichts, wie es uns scheint, alberner. Ferdinand selbst widerlegt den Commentator, wenn er sagt:

— — Dies niedre Tagwerk
Wär' so beschwerlich als verhaßt mir; doch
Die Herrin, der ich dien', erweckt das Todte
Und macht die Mühn zu Freuden.
(And makes my labours pleasures.)

Unter den Manuscripten, welche Warburton thörichterweise der Sorge seiner Köchin anvertraute, von dieser aber zum Feueranzünden gebraucht wurden, befanden sich zwei dem Shakspeare zugeschriebene Stücke, das eine betitelt: „Duke Humphrey", und ein zweites, dessen Titel nicht angegeben wird. Wie, wenn dies „Love's labours won" gewesen wäre? Auch folgte auf Shakspeare eine fanatische und gegen alles Theaterwesen erbitterte Generation, welche wol manches ältere Drama absichtlich untergehen ließ. Man könnte auch annehmen, daß der Titel: „Love's labours won", der zweite Theil des Titels von „Love's labours lost" gewesen sei, wie der Beurtheiler im „Quarterly review" sagt, besonders da bei Meres beide Titel unmittelbar aufeinander folgen. Indeß ist diese Conjectur wol auch zu keck, wie der Beurtheiler selbst zugibt. Gegen die Annahme Hunter's, daß der „Sturm" ein früheres Werk des Dichters sei, spricht Alles; desto mehr Beweise lassen sich finden nicht blos für das von Malone angegebene Datum, sondern sogar für Chalmers' Angabe, welche die Entstehung des Dramas in eine noch spätere Zeit setzt. Gonzalo hält z. B. eine Rede, welche, fast wörtlich, aus Florio's Übersetzung der Montaigne'schen „Essais" genommen ist, und diese ist nicht vor 1603 erschienen. Das Stück kann also nicht bis zum Jahre 1596 geschrieben worden sein. Auch erwäge man, was weiter oben über Stithe's „History of Virginia" gesagt worden. So viel steht fest, daß das Stück vor dem Prinzen Karl, der Lady Elisabeth und dem Pfalzgrafen, zur Vermählungsfeier der beiden Letztern im Anfange des Jahres 1613 aufgeführt wurde, und es ist anzunehmen, daß das Drama ausdrücklich dazu gedichtet war, um einen Theil der Festlichkeiten bei ihrer königlichen Hochzeit zu bilden. Der pomphafte, festliche Charakter des Stücks, die Schilderung einer zarten und reinen Liebe zwischen zwei jungen Seelen, denen gewünscht wird:

Ehre, Reichthum, Eh'bescherung,
Lange Dauer und Vermehrung,

alles Dies hilft diese Annahme nur bestätigen.

An Hunter's Buche ist nichts weiter zu loben, als daß er eine alte Lesart wiederhergestellt hat. In der ersten Ausgabe des „Sturm" vom Jahre 1623 heißt es:

In the lime grove that weather fends our cell.

Für line haben alle neuern Ausgaben lime; line aber ist das alte Wort für linden, und allerdings scheint die Lesart linden-grove hier weit besser zu passen. 70.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 36. — 5. Februar 1841.

Börne und seine jüngsten Schilderer.

1. Börne's Leben von Karl Gutzkow. Supplement zu Börne's sämmtlichen Schriften. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1840. 8. 1½ Thlr.
2. Heinrich Heine über Ludwig Börne. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1840. 8. 2 Thlr.

Schwerlich kann man sich zwei Schriften denken, die, auf demselben literarischen Felde gewachsen, doch in Tendenz, Gesinnung, Ansichten und Auffassungsweise voneinander verschiedener wären als die beiden oben angeführten. Wären wir boshaft, so würden wir sagen: „Seht da die Früchte euerer sogenannten jungen Literatur! Gibt es Einen Gegenstand, worüber diese Leutchen einig wären? Fallen sie nicht jetzt, nachdem das äußerliche Band der literarischen Cameraderie, das einzige, das sie früher vereinte, zerrissen ist, wie wilde Thiere übereinander her, um sich gegenseitig zu zerfleischen und Ehre und guten Leumund zu rauben? Gibt es wol einen sichereren Beweis ihrer Nichtigkeit als die Personalitäten, in die mehr oder weniger alle ihre Schriften aufgehen, und die gegenwärtig nur um so greller erscheinen, als sie jetzt in ihrer Nacktheit hervortreten, während sie früher im Dienste großer zeitbewegender Ideen waren, welche ihre Erbärmlichkeit verdecken halfen!“ So würden wir sprechen, wenn es uns nur darum zu thun wäre, einseitig die Schattenseite hervorzuheben; ja, wir müßten so sprechen, wenn wir blos Heine's Buch gelesen hätten, das in der That das sonderbare Phänomen gewährt, von allen Seiten Schatten zu werfen und doch von keinem Lichte beschienen zu werden. Indeß — wir müssen es unparteiisch gestehen — gegen Gutzkow's Biographie Börne's wäre eine solche Redeweise ungerecht, wie sehr ihr auch noch die Schwächen ihrer Schule ankleben mögen, und welches Vorurtheil auch der Umstand, daß sie zur Rivalin von Heine's Schrift geworden, scheinbar gegen sie erregen mag; sie ist in der That besser, als die Gesellschaft vermuthen läßt, in der sie sich hier durch Zufall befindet. Zweierlei ist es vorzüglich, wodurch sich ihr Verfasser über seinen literarischen Nebenbuhler, ja, wenn man seine frühere literarische Thätigkeit in Betracht zieht, über sich selbst erhebt: die Gesinnung, welche dieselbe eingegeben hat, und der Ton, der mit wenigen Ausnahmen in ihr herrscht. Wir sind keine Verehrer von Börne's späterer literarischer Wirksamkeit, aber gefreut haben wir uns nach der Lesung von Heine's Broschüre, daß ein Anderer gekommen ist, der diejenige Seite von Börne's Individualität, die immer untadelhaft gewesen, die aber Heine gerade am meisten zu verdächtigen sucht — wir meinen die moralische — in ein Licht gestellt hat, das sie über jeden Zweifel erhebt; gefreut haben wir uns darüber nicht blos deswegen, weil Börne's böswillige Gegner dadurch widerlegt werden, sondern weil es überhaupt Jeden, der nicht haßt, um zu hassen, wohlthun muß, eine jedenfalls bedeutende Persönlichkeit von der Seite in der öffentlichen Meinung rehabilitirt zu sehen, welche selbst ihren Fehlern eine gewisse Berechtigung gibt, indem sie dieselben nicht als Laster, sondern nur als die unter den gegebenen Verhältnissen natürliche Kehrseite eines in seinem Innersten doch achtungswerthen Charakters, als Irrthümer erscheinen läßt, für die zwar ihr Urheber immer verantwortlich bleibt, die aber nicht vermögen, uns ein écrasez l' infâme über ihn aussprechen zu lassen.

Es möge uns daher erlaubt sein, Gutzkow's Schrift etwas näher ins Auge zu fassen; wir werden mit der Heine'schen dafür um so kürzer verfahren, als es peinlich ist, die Verirrungen eines bedeutenden Talents ins Einzelne zu verfolgen.

Gutzkow sagt in seiner Vorrede, daß er anfangs nur eine Charakteristik Börne's zu geben beabsichtigt; daß ihm diese aber durch die Reichhaltigkeit des Materials unter der Hand zu einer Biographie wurde. Versteht man unter Biographie eine Geschichtserzählung, in der das objective Moment vorherrscht, so scheint uns diese Benennung für den Charakter des vorliegenden Buchs nicht hinlänglich bezeichnend; die subjective Auffassungs- und Beurtheilungsweise ist darin noch zu vorherrschend, der Verf. kann persönlicher Sympathien und Antipathien noch zu wenig Herr werden, als daß er uns eine Geschichte von Börne's Leben hätte geben können. Zwar ist es anzuerkennen, daß er in Bezug auf Börne das nicht versäumt hat, was er in der Vorrede selbst in seiner Eigenschaft als Biograph von sich prädicirt und was die erste Foderung an einen solchen bildet, nämlich die psychologische Entwickelung seines Helden; aber das ist ihm abzustreiten, daß er den entwickelten Charakter

„von innen heraus", d. h. nach seiner objectiven Gültigkeit, ohne Vergunst und Abgunst beurtheilt habe; das Urtheil Gutzkow's bleibt in dieser Schrift fortwährend ein individuelles, während seine Schilderung von Börne's Geistesleben an sich sich zu einer allgemein gültigen erhebt. Daß aber die Schilderung allein eine Biographie im höhern Sinne ausmache und das Urtheil nur Nebensache sei, dazu wird uns Gutzkow selbst wol nicht überreden wollen; seine langen raisonnirenden Excurse würden selbst gegen eine solche Ansicht sprechen. Aus diesem Standpunkte des Gutzkow'schen Urtheils ist es denn nun gekommen, daß seine Schrift — die Darstellung des Thatsächlichen abgerechnet — mehr den Charakter eines Panegyrikus als einer Biographie trägt, und daß sie in ihrer Vorliebe häufig das de mortuis nil nisi bene, über das, als einen philisterhaften Grundsatz, sich Heine in seiner Genialität ganz wegsetzt, in ein de mortuis nil nisi bonum verwandelt. Hätte sich Gutzkow in der Charakteristik seines Helden auf die Rechtfertigung von dessen Gesinnung beschränkt, so würde sein Werk, ohne es zu wollen, zu einer wahren „Rettung" geworden sein; so aber will er nicht blos das Wesen von Börne's Individualität, seine Gesinnung, sondern auch die ganze Art, wie sich dieselbe im zeitlichen Leben äußerte, mit einem Wort, die Erscheinung Börne's im Ganzen und Einzelnen gerechtfertigt wissen und erkennt höchstens nebenbei einzelne Schwächen und Irrthümer in ihm an, ohne sie weiter seinem Charakter in Anrechnung zu bringen.

Den Schlüssel zu dieser Auffassungsweise gibt uns Gutzkow's Wort in seiner Vorrede:

> Ich bin immer erschrocken, wenn ich Einen unbedingt verurtheilen hörte; denn meine eigene Lebensentwickelung zeigte mir nur zu sehr, daß wir in unserm Gemüth von der ganzen Welt abweichen können, ohne deshalb Ursache zu haben, uns weniger gut und gerecht zu erscheinen.

Die subjective Berechtigung wird hier implicite als das Entscheidende, Maßgebende für die Beurtheilung eines Charakters erklärt, und „Börne's Leben" ist nur die praktische Anwendung dieses Axioms, dem wir uns aufs entschiedenste widersetzen müssen; um so entschiedener, als der ausschließliche Cultus der Subjectivität alles Positive in Leben, Wissenschaft und Kunst zu vernichten und an die Stelle von Sitte, Erkenntniß und fester Form im besten Falle nur die Willkür, die Ansicht und pikante Originalität, leider aber nur zu oft auch Zügellosigkeit, Skepticismus und völlige Formlosigkeit zu setzen droht. Die Unhaltbarkeit dieses Axioms — das in der That das Princip des ganzen Thun und Treibens der sogenannten jungen Literatur bildete — ist nicht besser als praktisch durch solche Naturen zu zeigen, deren Subjectivität nicht blos als in sich einig und consequent, sondern selbst in ihrer Abstractheit als achtungs- und anerkennenswerth erscheint, die aber dennoch objectiv total verwerflich bleiben. Das schlagendste Beispiel hiervon ist Robespierre, dessen Charakter in der That — wie die neueste Geschichtsforschung mit der größten Wahrscheinlichkeit dargethan hat — in seinem Fond redlich, uneigennützig, mäßig, kurz von der besten Gesinnung beseelt war, was aber doch nicht hinderte, daß ein furchtbarer Irrthum ihn in einen Fanatismus verkehrte, dessen Folgen gewiß nicht weniger schlimm gewesen sind, als wenn sie aus der verworfensten Gesinnung entsprungen wären. Man bedenke, daß nicht blos das Laster, sondern auch der Fehler, der Irrthum schuldvoll und sträflich werden kann, wenn auch der moralische Werth und die Zurechnungsfähigkeit des Sünders und des Irrenden immerhin grundverschiedene sein mögen.

Die Anwendung davon auf Börne ist leicht: man kann immer seiner im Grunde sittlichen Natur, seinen reinen Gesinnungen, seinem tiefen Gemüth und allen schönen Grundzügen seiner Seele alle Anerkennung widerfahren lassen und dennoch einen großen Theil seiner Thätigkeit verwerflich finden; man kann über mehre seiner Werke den Stab zu brechen gezwungen sein und doch noch immer seine Person achten. Wir huldigen im Allgemeinen gar nicht dem Grundsatz: nicht der Person, nur der Sache, hinter den sich so oft die Charakterlosigkeit flüchtet; denn nur sehr selten ist es möglich, die Person von der Sache, d. h. die Moralität der Person von der Sache zu trennen. Wo dies aber der Fall ist, wie bei Börne — dessen Einsicht zwar, nicht aber dessen unmittelbarer Gesinnung man das Verwerfliche seiner Thaten zum Vorwurfe machen kann —, da machen auch wir mit Freuden jenen Grundsatz zu unserer Devise, und das um so lieber, als derselbe uns desto unparteiischere Würdigung der Sache gestattet.

Wir haben schon im Vorbeigehen erwähnt, daß die psychologische Entwickelung des Charakters von Börne's Person, Das, was Gutzkow das „Hineinleben in die Denk- und Fühlweise Anderer", das „Verfolgen der Adern und Geflechte in fremden Seelen" nennt, ihm sehr gelungen sei, insbesondere ganz vorzüglich in der Schilderung des Knaben und Jünglings Börne. Wir nehmen dieses Urtheil nicht zurück; nur eine bestimmtere Fassung sei uns erlaubt, indem wir es auf den Charakter der Person Börne's, nicht aber auf dessen Schriften beziehen. Es ist dies ein wichtiger Punkt, der, wie ich glaube, den Schlüssel zum Charakter der vorliegenden Biographie liefert. Gutzkow ist nämlich bei seiner Charakteristik Börne's weit mehr von dem unmittelbaren Eindruck von dessen Persönlichkeit, als von den Erzeugnissen seiner literarischen Thätigkeit ausgegangen. Die unmittelbare Persönlichkeit Börne's ist ihm die Basis nicht blos seiner Ansicht über denselben, sondern auch seiner Forschung und der Analyse von dessen ganzer Erscheinung. Mit der größten Liebe und psychologischer Feinheit geht er auf alle Überlieferungen über Börne's Individualität ein, die, wie er selbst sagt, er durch seine persönlichen Verhältnisse zu erhalten den Vortheil hatte, und bildet sich daraus ein Bild von dessen Charakter, um dann von diesem aus seine literarische Wirksamkeit zu charakterisiren und zu beurtheilen. Diese Methode möchte wol ganz die richtige sein, wenn der Charakter eines Mannes, dessen Wirksamkeit eine rein literarische war, sich am deutlichsten in seinem Umgange ausspräche, sowie, wenn man annehmen dürfte, daß einzelne, wenn auch noch so schätzbare Über-

lieferungen uns vollständig seine unmittelbare individuelle Erscheinung zu charakterisiren vermöchten. Beiden Voraussetzungen müssen wir aber bei Börne durchaus widersprechen, und bei ihm, wie bei den meisten Persönlichkeiten, die sich nicht wie Goethe in ihrer Unmittelbarkeit selbst geschildert haben, kann es als Princip gelten, daß ihre Thaten den Grund bilden müssen, von dem aus ihre Persönlichkeit erst erklärt und begriffen werden kann. Doppelt muß dieses gelten, wenn, wie bei einer literarischen Wirksamkeit, diese Thaten solche sind, in denen sich der Geist unmittelbar ausspricht. Diese mußten auch die Operationsbasis — um uns dieses Ausdrucks zu bedienen — zur Biographie Börne's abgeben. Nicht daß wir hiermit sagen wollten, Gutzkow habe diesen Theil seines Materials unbeachtet gelassen; nein, er kommt sehr oft im Einzelnen darauf zurück; nur das behaupten wir, daß derselbe nicht seiner Bedeutung nach verarbeitet und in Anwendung gebracht worden ist. Hieraus erklärt sich auch die Erscheinung, daß wir zwar ein psychologisch recht gut motivirtes Bild von Börne's Person, aber nur eine sehr unvollständige und unzusammenhängende Charakteristik von seiner literarischen Wirksamkeit erhalten; und doch bildet diese die größere und wichtigere Hälfte der Totalität seiner Erscheinung; und selbst ein noch so gut motivirtes Bild von seiner unmittelbaren Persönlichkeit muß unvollständig und folglich unwahr bleiben, wenn diese andere Hälfte nicht in ihrer ganzen Würde und Bedeutung hervortritt. Insbesondere mangelhaft scheint uns die Würdigung von Börne's schriftstellerischer Thätigkeit bis zum J. 1830, des Abschnitts, den wir — trotz der größern Sensation, die seine „Briefe aus Paris" machten — für den bedeutendern im ganzen literarischen Leben Börne's halten, da sein Geist in demselben in seinen natürlichen Grenzen und ungetrübt von Einflüssen und Ereignissen der Zeit blieb, denen er wol der Energie seiner Gesinnung, aber nicht der dazu nöthigen Energie selbstbewußten Erkennens und Handelns nach gewachsen war.

Hiermit kommen wir auf einen Punkt — einen Hauptpunkt in der Würdigung Börne's, wie wir glauben —, der von dem Verf. eben in Folge der untergeordneten Stellung, die er Börne's Schriften in seiner Biographie anweist, nicht hinlänglich bemerkt und folglich nicht, wie es sich gehörte, hervorgehoben worden ist, und der uns doch hauptsächlich den Weg zur richtigen Auffassung von Börne's Wirksamkeit in seinen letzten Lebensjahren zeigt. Wir meinen den auffallenden Contrast, der sich zwischen den Schriften Börne's vor 1830 und denen nach diesem Zeitpunkte in Betreff von Kunstform, Erfassung und Durchdringung des Stoffes, bewußter Haltung, Stimmung, Herrschaft über den Gegenstand, sowie über das eigene Gemüth, vorzüglich aber in Betreff der Wahl des Gegenstandes offenbart. Wie kam es, muß man fragen, daß das zarteste Gemüth plötzlich zur boshaftesten Laune, der sinnigste Geist zum flatternden Esprit, der Scharfsinn zur Sophisterei, die Consequenz zum willkürlichsten Eigensinn, die feste Haltung zum Widerspruch mit sich und Andern, die Schärfe zur hysterischen Reizbarkeit, die Begeisterung zur tobenden Leidenschaft, die tiefe Sittlichkeit gewissermaßen zu einem Jesuitismus der Tugend ward, dem zu seinem edeln Ziele, der politischen Freiheit, alle Mittel und Wege recht schienen? An all dieser Umwandlung, antworten Freunde wie Feinde Börne's — jene, um ihn zu rechtfertigen, diese, um das Sündenregister des Liberalismus von 1830 noch zu vermehren — an all dieser Umwandelung war nur die Revolution jenes Jahres schuld, die nach den Erstern Börne zu einem erneuten Leben erweckte, nach den Letztern aber erst recht die bösen Seiten seines Charakters entwickelte und herauskehrte. Die letztere Meinung hat die Zeit bereits gerichtet; der erstern aber gegenüber, die Börne hohe politische Ideen organischer Art, eine tiefe Ansicht vom Staate und den bestehenden politischen Verhältnissen zuschreibt, die in ihm einen politischen Heros sieht und die Anregung, die er in seiner Sphäre hervorbrachte, mit der von Lessing, Voltaire und Rousseau parallelisirt, fragen wir: Wie kam es, daß ein Geist von angeblich so tiefer politischer Einsicht, so „ein politischer Genius", durch die ganze so wichtige und den tiefer Blickenden im Grunde weit mehr anregende Zeit von 1815 bis 30 — in welcher die schlangenmäßig in Deutschland wachsende und sich entwickelnde Reaction den Patrioten, der an den Zeitereignissen einen tiefern Antheil nimmt und mehr als ein dramatisches oder blos spirituelles Interesse, mehr als eine fieberhafte Anregung des Gemüths durch Hoffnung und Furcht sucht — nicht zu größerer Energie hingerissen wurde als durch die Periode unverhoffter Erfolge von 1830 — wie kam es, daß Börne in dieser Zeit des Ringens mit der Reaction nicht mehr Antheil der Politik widmete als irgend ein anderer deutscher Tagesschriftsteller, der zwar mit lebhaftem Interesse den Zeitereignissen folgte, aber ihnen nicht vornehmlich sich hingab? Warum bedurfte es erst der Julirevolution, um ihn zu politischer Thätigkeit zu erwecken? Warum bedurfte es der Katastrophen und all der revolutionnairen Aufregung jener Jahre, um Börne's Begeisterung auf den höchsten Grad zu bringen und sie in die ungemessenste Leidenschaftlichkeit überschlagen zu lassen? Der einfache Grund dieser Erscheinung ist der, daß der Antheil, den Börne den Zeitereignissen widmete, weder der des auf Ergründung ausgehenden Forschers, noch der des praktischen Staatsmannes, sondern nur der des geistreichen Zuschauers, des politischen Dilettanten war, dem es mehr um ein pathologisches Interesse als um selbstthätiges Eingreifen zu thun ist.

In diesem Verhältnisse scheint uns die erschöpfendste Erklärung des großen Widerspruchs von Börne's eigenster Natur mit den verschiedenen Äußerungen seiner Geistesthätigkeit in seinen letzten Lebensjahren zu liegen, zugleich aber auch ein moderirender Maßstab sowol gegen die Verunglimpfungen seines Charakters, wie gegen die übertriebenen Lobsprüche seiner politischen Wirksamkeit gegeben zu sein.

Betrachten wir den ganzen Entwickelungsgang von Börne's Charakter und Geistesthätigkeit, wie ihn Gutzkow schildert, so müssen wir uns eingestehen, daß er weder

zum Mann strenger Wissenschaft, noch zum praktischen Menschen seiner Natur nach gemacht war; das gemüthliche Element, die Betrachtung der Dinge vom unmittelbaren reinmenschlichen Standpunkte, die Beurtheilung derselben nach dem subjectiven Maßstabe reiner Gesinnung war so vorwiegend bei ihm, daß er weder die objective Ruhe des wissenschaftlichen Forschers, noch den aufs Praktische gerichteten Sinn des Geschäftsmannes sich anzueignen vermochte. Daraus erklärt sich auch schon seine Unentschlossenheit in der Wahl eines bestimmten Berufs, ferner die Lauheit, die er bei all seiner geistigen Regsamkeit in seinen Fachstudien zeigte, sowie endlich der Wechsel, den er ohne eigentlichen innern Antrieb in denselben eintreten ließ. Börne war ja überhaupt gar kein Mensch, der für Das, was wir Beruf nennen, gemacht war; sein aufs Reinmenschliche in seiner größten und schönsten Ausdehnung gerichteter Sinn konnte sich unmöglich in den engen Grenzen eines beschränkten Berufslebens befriedigt fühlen, er mußte die Schranken desselben überspringen, und doch mußte er sich auch jeden Augenblick in seinem reinen, stofflosen Gemüthsleben unbefriedigt und zu den niedern Kreisen des menschlichen Daseins herabgezogen fühlen: er konnte nur Humorist werden; und nur der schrankenlose Beruf, den der Humor ertheilt, konnte sein Beruf werden. Vollkommen unterschreiben wir in dieser Beziehung, was Gutzkow S. 248 von ihm sagt:

> Er hatte die Waffen, um verheerend zu wirken, er hatte Witz und Satire genug, um unter Voraussetzung der deutschen Verhältnisse mit Voltaire zu wetteifern; aber sein Gemüth zog ihn zu Rousseau hin, dem er auch in dem edeln Gebrauch des Spottes, als der letzten Waffe der Indignation über bösen Willen und böse That, ähnlich ist. Jede Zeile seiner Schriften verräth den Menschenfreund, der entfernt von Eitelkeit oder selbstsüchtigen Zwecken sein großes Talent nur unter der Form des Berufs kannte. Er wollte die Menschen aufklären und glücklich machen.

In der That, keine Parallele ist geeigneter, uns Börne's Erscheinung ad hominem zu erklären, als jene mit Voltaire und Rousseau, deren Naturen — freilich mit allen den Widersprüchen, die daraus hervorgehen müssen — in ihm vereinigt scheinen. So ließ ihn der Voltaire'sche Esprit nie zu einer so einseitig abgeschlossenen Weltansicht wie Rousseau gelangen, während ihn die Rousseau'sche Gemüthlichkeit hinderte, in die kalte Schärfe und Zweckberechnung Voltaire's zu verfallen; so kam es aber auch, daß er nicht, wie Rousseau den Franzosen, den Deutschen ein neues Evangelium der Freiheit zu geben, noch wie Voltaire durch berechnetes Schweigen, gewissenloses Meinungswechseln, heuchlerisches Schmeicheln und rechtzeitiges Loswettern, hinterlistiges Bücken und schamloses in die Brust Werfen, mit einem Worte, daß er nicht durch alle die Hülfsmittel der Klugheit, Intrigue, Wetschlagenheit und Hinterlist auf Einen Zweck loszusteuern und ihn zu erreichen wußte. Diese heterogenen Elemente mußten, in einem Geiste vereinigt, entweder wenn eines das Übergewicht erhielt, zu den greulichsten Explosionen führen, oder sie mußten, wenn sie im Gleichgewicht sich befanden, in einen Humor aufgehen, der als drittes Element wieder jene beiden in ihren rechten Schranken hielt. Dies letztere war der Fall in der frühern Periode Börne's, das erstere in der seit 1830, seit welchem Zeitpunkte das Voltaire'sche Element in ihm das Übergewicht bekam und alle die schönen Eigenschaften des andern oft bis zur Carikatur verzerrte. In jener frühern Periode zeigte sich Börne's Humor in seiner schönsten Blüte, während wir in den Erzeugnissen der spätern uns nicht helfen können nur eine grasse Ausartung desselben zu erblicken und diese durchaus verdammlich zu finden. Eine Ausartung des wahren Humors waren diese Erzeugnisse, weil sie, die ganze Natur desselben verkennend, ihn zum Mittel für einen äußerlichen Zweck herabwürdigten. Daß Börne seiner innersten Natur nach Humorist in der edelsten Bedeutung des Worts war, werden diejenigen seiner Verehrer bestimmt gern zugeben, welche die Bedeutung dieses Berufs erkennen. Nur Die, welche nach dem unmittelbaren Erfolg rechnen, welche glauben, daß ein Dichter um so mehr für sittliche und wissenschaftliche Zwecke wirken könne, wenn er sie unmittelbar verfolge, und welche nicht einsehen, daß ein Dichter vor allen den poetischen Anforderungen genügen müsse, nur diese werden in dem anscheinend zwecklosen Berufe eines Humoristen etwas Erniedrigendes sehen und es — gehören sie zu den liberalen Genialen — für philisterhaft ausschreien, wenn man sagen wollte, Börne würde Ausgezeichneteres geleistet haben, hätte er sein Talent nicht in den Sold eines Parteigeistes gegeben. Und doch müssen wir offen bekennen, dieser Meinung zu sein, selbst auf die Gefahr hin, von Gutzkow zu denjenigen „literarischen Halblingen" gezählt zu werden, „deren Beruf es zu sein scheint, allen originell sich entwickelnden schriftstellerischen Persönlichkeiten das Leben zu verkümmern, Jedes zu bemäkeln und den Satz aufrecht zu erhalten, daß selbst das Ausgezeichnetste in der Welt nicht ohne Widerspruch sein dürfe". Soll dies ein Verdammungsurtheil gegen Die sein, welche auf seinen Abwegen den Genius nicht anerkennen und die empirische Nothwendigkeit selbst einer fehlerhaften Entwickelung nicht gelten lassen, sondern der Natur ihre Ansichten als Gesetze vorschreiben und die Entwickelung einer Persönlichkeit nach einem gewissen Leisten, ganz abstrahirend von den gegebenen Verhältnissen, vor sich gehen lassen wollen: so stimmen wir gern damit überein. Soll es aber bedeuten, daß man auch das Fehlerhafte in einem Charakter, weil es natürlich ist, nicht blos als mit dem Guten desselben nothwendig verbunden in Bausch und Bogen hinnehmen, sondern es sogar als etwas Ausgezeichnetes, nur für den Pöbel der Philister zu hoch Stehendes achten müsse: so protestiren wir ernstlich gegen diese Doctrin, nach welcher auch ein Lacenaire wie jeder von Natur consequente Bösewicht gerechtfertigt wäre. Übrigens gehören Gutzkow und Börne selbst — man denke nur an die Weise seiner Beurtheilung und Auffassung von Goethe — am allerwenigsten zu Denjenigen, welche diese Lehre praktisch etwa befolgt hätten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 37. —— 6. Februar 1841.

Börne und seine jüngsten Schilderer.

(Fortsetzung aus Nr. 36.)

In Beziehung auf Börne erkennen wir mit Freuden an, daß selbst die Ausartungen seiner spätern Muse aus den einmal gegebenen Elementen seines Charakters und der äußern Verhältnisse, sowie aus dem Entwickelungsgange, den einmal sein Geist eingeschlagen, ganz naturgemäß entstanden sind, daß sein Charakter eine Totalität bildet, an der nichts zuzusetzen und wegzunehmen ist, ohne ihn zu zerstören, und daß man eben diese Totalität seiner Erscheinung wol tadeln, aber nicht, als unberechtigt, verwerfen kann; aber Niemand soll uns auch hindern, eben die Ausartungen seines Geistes aus ihren natürlichen Ursachen zu erklären und nach dem daraus gewonnenen objectiven Maßstabe ihnen diejenige Würdigung angedeihen zu lassen, die sie verdienen. Wäre dies nicht erlaubt, so wäre es völlig unmöglich, ein biographisches Portrait mit dem natürlichen Schatten zu entwerfen; man müßte nothwendig in das Verfahren so vieler Goethomanen verfallen, die, durch die in sich abgeschlossene Entwickelung ihres Meisters verführt, in seinen verschiedenen Werken höchstens ein mehr oder minderes Verdienst nach der Bedeutendheit ihrer Art zugeben, sonst aber alle in ihrer Art für gleich vortrefflich halten. Ein Verfahren, dem auch Gutzkow in Betreff Börne's nur zu nahe gekommen ist und mit dem er uns ein Conterfei geliefert hat, in dem zwar das Architektonische der Umrisse ganz richtig ist, wo aber schon in der Farbengebung einige Einförmigkeit hervortritt, durch den Mangel an Schatten aber gar Alles in einem gleichen, folglich falschen Lichte erscheint.

Doch wir kehren zu Börne selbst zurück, um die weitere Anwendung dieser unserer Ansicht auf ihn zu machen. Wir erklärten oben, daß das innerste Wesen seiner Natur ihn zum Humoristen machen mußte, daß der Kampf des Gemüthslebens, der reinen Menschlichkeit gegen das gemeine Leben sein eigentlicher Beruf war, den er auch bis zu seinen „Briefen aus Paris" treulich erfüllt und in dieser Berufserfüllung die deutsche Literatur mit Werken beschenkt hat, die in ihrer Sphäre, in ihrer Art wahrhaft classisch sind. Das aber ist das eigentlichste Wesen des Humors, daß er immer seine ideale Richtung festhalten muß, und nie, in allen Stürmen des Gemüths nicht, jene hohe innere Heiterkeit und Ruhe verlieren darf, die ihn über das niedere Treiben erhebt, daß er dagegen, sowie er Zwecken des gemeinen Lebens dienstbar wird, noch mehr, wenn er der Leidenschaft anheimfällt, aufhört Humor zu sein und bestenfalls zur gewöhnlichen Satire wird, noch häufiger aber auch zum gemeinen Schmähgeiste herabsinkt. So lange nicht mächtige Ereignisse auf Börne einwirkten, blieb er auch immer Herr seines Geistes; als aber die Explosion von 1830 ganz Europa in seinen Grundfesten erschütterte, als die Donner des polnischen Aufstandes Deutschlands Atmosphäre durchzitterten, da wurde auch Börne hingerissen von Freude und Hoffnung und verlor das Gleichgewicht wie so Viele. Ein anderes Leben erwachte in ihm, und Geister, die bisher in ihm geschlafen hatten, oder beim ruhigern Laufe der Dinge von andern Geistern im Gleichgewicht gehalten worden waren, gewannen die Oberhand und rissen ihn ins politische Getümmel, wo er die ruhige Ansicht der Dinge und noch mehr die Besinnung und den Zügel seiner selbst verlor. Börne war ein Mann von vielem und scharfem Verstande; mächtiger aber als dieser in ihm war seine Phantasie, die hinwiederum in seinem Gefühle ihren Herrscher fand. Börne war durch und durch Gefühlsmensch, Mensch des subjectiven Lebens; in theoretischer Hinsicht sprach sich dies als Gesinnung, in praktischer im Gemüthsleben aus; seine Phantasie in Verbindung mit seinem scharfen Verstande bildeten es zum Humor aus. Allein sobald der durchdringende Verstand dem Gefühle nicht mehr die Wage halten konnte, sobald die Umstände dasselbe zur Leidenschaft steigerten, dann ging es mit der Phantasie durch und schlug aller richtigen Einsicht ins Gesicht. Das principium movens in Börne war immer der unmittelbare Eindruck, nicht der vermittelnde Verstand; in ruhigen Zeiten blieben beide in leidlichem Vernehmen, aber in Zeiten der Aufregung überwältigten Sympathien und Antipathien alle bessere Einsicht. Da ward jenes Voltaire'sche Element in ihm überwiegend, d. h. seine Leidenschaft ließ die Geister des Witzes und der Satire spielen, um sich zu rächen, um zu verwunden, um endliche Zwecke zu erreichen, unbekümmert darum, ob der Witz auch mit der Wahrheit Hand in Hand ging.

Das eben ist der Hauptvorwurf, den man Börne machen kann, daß er in diesem Zustande der Leidenschaft

gegen alle bessere Einsicht blind ward, daß er die Wahrheit verleugnete, die objective Wissenschaft für klein und schwach hielt, nur den endlichen Zweck im Auge behielt und im Genügenlassen an der Güte der Gesinnung gegen die Güte der Mittel gleichgültig ward. Fern sei es von uns, hierher einzelne Paradoxen und Hyperbeln, die sich Börne erlaubte, ziehen und sie zum Beweise für unsere Beschuldigungen brauchen zu wollen. Äußerungen wie die vom Verbrennen der göttinger Bibliothek, vom Fortschicken der Könige, wenn selbst nur ihre Nase dem Volke nicht gefiel, u. dgl. m. sind das Allerunschuldigste in Börne's Schriften und nur ein Pedant kann Ärgerniß daran nehmen. Nein, nicht so in die Augen fallende, mehr verborgen liegende, aber durchgehende Züge und Ansichten sind es, welche jenen Vorwurf begründen.

Vor allen ist hier seine einseitige Ansicht der politischen Freiheit zu nennen, der er alle übrigen Güter des geistigen Lebens, alle höhere Freiheit, wissenschaftliche wie sociale, religiöse wie sittliche zu opfern bereit war. Dieses Abstractum der politischen Freiheit, das seine Leidenschaft sich gebildet, machte ihn gleichgültig gegen die übrigen Kreise der menschlichen Geistesthätigkeit und beherrschte ihn so, daß diese ihm nur als indifferente Mittel zur Erreichung seines Zweckes dienten. Will man den Beweis dafür? Gutzkow liefert ihn in Dem, was er über Börne's spätere Ansicht über die Religion und sein Verhältniß zu Lamennais sagt. Da heißt es S. 258:

Wenn Börne dem katholischen Principe in der Kirche vor dem lutherischen den Vorzug gab, so war es wol nur daher, daß dieses einst seine Stütze in den Fürsten fand, jenes einen eigenen Schwerpunkt anspricht und, wie die neuesten Zeiten genugsam beweisen, nicht scheut, den Großen der Welt zu missfallen. Börne würde sicher, hätte er die neuesten Ereignisse erlebt, in der Sache vielleicht für Preußen, in der Form wol für die Bischöfe gestimmt haben. Die neue sociale Bewegung der sogenannten jüngern Literatur, das Leben Jesu von Strauß, nahm er mit sehr getheilter Empfindung auf. Alles, was er gegen erste geschrieben und gegen letzteres gesagt haben soll, hat wol hauptsächlich den Rückhaltsgedanken, daß durch eine solche Wendung des Neuerungsgeistes die Sache der Freiheit verallgemeinert und der Widerspruch gegen die herrschenden Thatsachen auf ein Gebiet gespielt wird, wo über dem Streben nach dem Ganzen vielleicht das Einzelne verloren gehen könnte.

Ferner S. 263:

Richtiger ist der demokratische Gesichtspunkt, aus welchem Börne die berühmte Schrift Lamennais' (die „Worte eines Gläubigen") beurtheilte. Die Revolution war hier zur Pflicht der Religion gemacht; den Königen war die Anlehnung an die Bibel genommen;

und S. 268:

Börne's Artikel im „Réformateur" setzten die Gedankenreihe fort, welche Lamennais in ihm angeregt hatte. Er wog die politische Bedeutung der beiden christlichen Confessionen gegeneinander ab und kehrte, durch Heine's „Salon" dazu veranlaßt, auf das Zeitalter der Reformation zurück. Was er über Luther, die Fürsten und das Volk sagt, verräth den einseitigen politischen Standpunkt, von dem Börne sich nie trennen konnte und der ihn mitten in seinen religiösen Debatten so beherrschte, daß er wol äußerte: „Und doch ist es besser, wenn die Wahl sein sollte, lieber keine Religion als keine Freiheit zu haben." Von dem Satze ausgehend, daß die Wahrheit hienieden doch nicht gefunden würde und wir an Symbole verwiesen wären, schlug er die Irrthümer des Katholicismus deshalb höher an als die Philosopheme des Protestantismus, weil in jenem die Priester, als Stellvertreter der himmlischen Ordnung, dem Volke näher ständen wie hier.

Ist irgend etwas im Stande, uns den Grundgedanken, der Börne in seinen spätern Jahren ausschließlich beherrschte, deutlich zu machen, zugleich aber auch zu zeigen, wie ihm alles Andere an sich nichts, sondern nur insofern galt, als es seine Lieblingsidee förderte, so sind es diese Stellen. Die Idee der politischen Freiheit war bei ihm ganz fix geworden, und ihr zu Liebe wird derselbe Mann, der noch kurz zuvor geäußert hatte, daß ihn das Geld dauere, was ihn seine Taufe gekostet, zum Anhänger der religiösen Ansichten Lamennais'; ihr zu Liebe opferte derselbe Mann, der, wie Gutzkow berichtet, im vertraulichen Gespräche äußerte:

Ich glaube zwar nicht, daß die neuen Ideen ohne Blut ins Leben zu führen sind; aber daß im schlimmsten Falle Alle geopfert werden müssen, die eine abweichende Meinung haben, einem solchen Terrorismus widerstrebt mein Gefühl, und ich könnte nie die Ungerechtigkeit billigen, sonst vielleicht gute Menschen zu morden, weil sie anders zu denken und zu meinen wagen als ich. Robespierre und St.-Just meinten zwar, das Gefühl kommt in jenen Fällen nicht in Frage, sondern die Nothwendigkeit; allein damit nahmen sie den jesuitischen Grundsatz an, daß der Zweck das Mittel heilige. Ich muß bekennen, daß ich glaube, diese Nothwendigkeit könne nie existiren —

ihr zu Liebe opferte derselbe Mann seine religiöse Überzeugung auf, blos weil er in ihr kein so wirksames Mittel für seinen Zweck fand, und huldigte damit demselben jesuitischen Grundsatz, den er in den eben angeführten Worten so bestimmt verwirft. „Sonst vielleicht gute Menschen" hat er freilich nicht „gemordet, weil sie anders zu denken und zu meinen wagten als er"; dazu fehlt ihm die Energie der äußern Thatkraft; aber auf die leidenschaftlichste, ja oft boshafteste Weise gemishandelt, rücksichtslos seiner gewiß bessern Einsicht und seinen mildern Gefühlen geopfert hat er sie; zu einer religiösen Meinung hat er sich bekannt, die ihm seiner ganzen Entwickelung und Eigenthümlichkeit nach widerwärtig sein mußte. Wäre es nicht die Leidenschaft gewesen, die ihm zu diesem Verfahren den Impuls gab, man müßte ihn der Heuchelei beschuldigen; von einem Jesuitismus der politischen Freiheit, der zu Erringung derselben selbst die religiöse Unfreiheit als Mittel nicht verschmähte, der den Teufel des politischen Absolutismus durch den Beelzebub des geistlichen auszutreiben suchte; von diesem Jesuitismus, der seiner bessern innersten Natur ganz fremd war, durch den er mit sich selbst in den schreiendsten Widerspruch gerieth, ist er nicht freizusprechen. Nur eine fixe Idee, die ihn ausschließlich besessen hatte, konnte sein reizbares Gemüth bis zu einer Leidenschaftlichkeit steigern, die ihn zu den offenbarsten Ungerechtigkeiten hinriß.

Diese einseitige fixe Idee von politischer Freiheit bildet das *πρωτον ψευδος*, den Grundfehler von Börne's späterm Handeln, aus dem sich alle seine Übertreibungen, Verkehrtheiten, Ungerechtigkeiten ableiten lassen; sie gibt aber auch zugleich den Maßstab für Börne's moralische Beurtheilung. Der tiefste Vorwurf, den man ihm machen kann, ist nicht gegen seine sittliche Würde, gegen

seine innerste Gesinnung gerichtet, sondern gegen seine Einsicht; ja, man muß anerkennen, daß nur bei der Kraft, die das Bewußtsein reiner und edler Gesinnung verleiht, ein Irrthum zu solchen Ausartungen, die immer das Gepräge der Überzeugungstreue haben, führen konnte. Ein Mann von geringerm sittlichen Kern würde nimmermehr einen Irrthum mit solcher Aufopferung und Rücksichtslosigkeit verfolgt haben. Damit soll nicht gesagt werden, daß Börne für diesen Irrthum nicht verantwortlich werde, im Gegentheil zeigt dieses Beispiel recht deutlich, wie ein intellectueller Fehler zum ethischen Fehler werden kann, für den das Subject immer verantwortlich bleibt; aber diese Verantwortlichkeit für den objectiven Fehltritt steht erst auf der zweiten Linie, auf der ersten bleibt die subjective Berechtigung der Gesinnung immer stehen.

Daß übrigens Börne's politische Ansichten, seine Ansicht vom Staat ziemlich oberflächlich und in der That nur die eines politischen Dilettanten war, ergibt sich auch, wenn es nicht schon durch die Folgen klar würde, aus seiner direct ausgesprochenen Meinung, sowie aus Gutzkow's eigenen Äußerungen. Nach Letzterm war Börne's Ansicht vom Staat ungefähr die des „Contrat social" Rousseau's, und an einer andern Stelle sagt er:

Die praktischen und politischen Ideen Börne's blieben auch damals immer dieselben. Er wollte ein einiges Deutschland, das von der Vielherrschaft seiner Fürsten dadurch befreit wäre, daß keiner seine Souverainetät dem Wohl des Ganzen gegenüber geltend machen dürfe. Er verlangte von Preußen, daß es seinen Schwerpunkt nicht in Rußland, sondern in Deutschland suche; er verlangte von Östreich, daß es seiner Politik des Stillstandes und seinen aufhaltenden Einflüssen auf die süddeutschen Höfe entsage; er verlangte von diesen selbst und von den Schirmherren, Östreich und Preußen, die freieste Entfaltung des constitutionnellen Systems. Erst wenn für diese Hoffnungen sich durchaus kein guter Wille bei den Fürsten zeigen wolle, *dann* war ihm die Republik lieber als jede andere Verfassung, die dem Bürger nicht gestatte, für sein irdisches Wohlergehen nach freiestem Menschenrechte zu sorgen. Es ist kein Zweifel, daß dies Börne's politisches Glaubensbekenntniß von seiner praktischen Seite war.

Ist dies nicht die Ansicht des gewöhnlichen Liberalismus in Deutschland, im Grunde ganz gutmüthig und richtig, aber zu allgemein und zu wenig motivirt, um dem Vorwurfe der Trivialität und Oberflächlichkeit entgehen zu können? Am schlagendsten wird aber Gutzkow in Dem, was er von dem „denkwürdigen Einflusse Börne's auf die politische *Bildung* des deutschen Volks", von der „*überzeugenden* Klarheit seiner Auseinandersetzungen", von Börne's „politischen Ideen *organischer Art*" sagt, durch die fortwährenden Widersprüche in Börne's politischen Urtheilen und durch sein eigenes (Gutzkow's) Urtheil über das Wesen der „Briefe aus Paris" widerlegt. Wer erkennt wol in folgenden Worten Börne's den exaltirten Anhänger der Doctrinen der Julirevolution, den schwärmerischen Theilnehmer an den Bewegungen der Jahre 1830 fg. wieder?

Offen gesagt — schrieb Börne im September 1830 aus Paris — ich freue mich nicht über das revolutionnaire Wesen in Deutschland. Gewonnen wird doch nichts dabei; nichts durch Gewalt, denn die ist noch nicht auf Seiten des Volks; nichts durch Belehrung unserer Staatsmänner, denn die sind nicht zu bessern, und:

Diejenigen, welche für die Volkssouverainetät streiten, welches wünschenswerthe Gut erwarten sie von dem Siege? Soll Herrschaft sein, ist es besser, sie ist in den Händen eines Einzigen als in den Händen Vieler, besser, sie ist unwandelbar, als daß sie wechsele. Nähme das ganze Volk an der Regierung Theil, Mann für Mann, Seele für Seele: dadurch würde die Freiheit nicht gesichert. Es kann das Volk sein eigener Tyrann sein und es ist es oft gewesen —

könnte nicht diese ganze Stelle in dem „Berliner politischen Wochenblatte" stehen? Und Gutzkow endlich charakterisirt die „Briefe aus Paris" ganz treffend folgendermaßen:

Die beiden ersten Bände seiner Briefe geben über alle seine persönlichen Begegnisse auf der Reise und den Winter über in Paris den vollständigsten Aufschluß; denn sie sind ein Tagebuch, ein zusammengeheftetes Journal, eine Art Zeitschrift, die alle Reize und alle Nachtheile der periodischen Literatur vereinigt. Frisch, lebendig, aber auch voller Widersprüche und ohne eine andere Einheit, als die einer geistreichen, glühend hoffenden Persönlichkeit. Überhaupt ist der richtigste Gesichtspunkt, um Börne's sechs Bände pariser Briefe zu beurtheilen, der, daß man sie eine zusammengeheftete Zeitschrift nennt, mit allen Tugenden und allen Fehlern des Journalismus. Sie gaben Nachrichten, die nicht selten sehr begründet, nicht selten aus der Luft gegriffen sind; sie bauen Schlußfolgerungen auf, die schon vom nächsten Tage widerlegt werden; sie sind abgerissen im Styl, im Gedanken, sie wollen nichts sein als das Echo des Tages, aufgefangen in einer Menschenbrust, die vor Freude und Zorn, vor Liebe und Haß, vor Hoffnung und Verzweiflung zu zerspringen droht. Man ist in diesen wunderbaren Briefen nie auf sicherm Boden, man wandelt wie über glühende Kohlen; Irrlichter locken uns in finstre Moorgründe; freundliche weiße Engelsgestalten winken uns hinter den Büschen wieder heraus. Nicht einmal als Barometer der persönlichen Temperatur Börne's möchte man diese Briefe gelten lassen; sie sind eine *Zeitstimmung*, sie sind ein Daguerrotyp dreier fieberner Jahre, hier zierlich das Kleinste wunderbar wahr treffend, dort Alles wie in schwarze Tusche verwischend, ohne bunte Lichtübergänge, schwarz und weiß, je nach der Parole des politischen Glaubensbekenntnisses.

Aber, wird hier jeder Unbefangene fragen, wie kann man einen Mann, dessen ganze Bedeutung in seiner Subjectivität und in der Äußerung derselben, nicht aber in der objectiven Gültigkeit seiner Urtheile und Ansichten liegt; einen Mann, der groß ist durch den originellen Zauber seiner Darstellung, durch den Glanz seines Witzes, das Ergreifende seines Humors, die Reinheit seiner Gesinnung, die Tiefe seines Gemüths, nicht aber durch die Tiefe seiner Einsicht, die Richtigkeit seiner Auffassung, das Umfassende seiner Erkenntniß und das Treffende seiner Aussprüche — wie kann man einen solchen Mann zum politischen Heros, zu einem socialen Reformator machen? wie konnte er seinen Beruf und das Misverhältniß seiner Kräfte zu dem Ziele, nach dem er strebte, so verkennen, daß er sich an einem Unternehmen versuchte, dem er offenbar nicht gewachsen war? Die einzige Antwort auf die letztere Frage liegt in dem reizbaren, für alles Hohe und Edle empfänglichen Gemüth Börne's bei mangelhafter materieller Befähigung zur politischen Thätigkeit. Börne fühlte seine subjective Berechtigung zum politischen Kampfe, merkte aber nicht, daß ihm die objective mangelte. So schuf er Werke,

deren politischer Gehalt sich nicht über das gewöhnliche Niveau erhebt, deren literarischer Werth aber unter der politischen Tendenz leidet. Ihre ganze Bedeutung liegt daher nur in ihrer Originalität, die sie zu einem merkwürdigen Document für die Persönlichkeit ihres Verfassers wie für die Stimmung jener Zeit macht. Wir kommen hier auf die Behauptung zurück, Börne würde nach seiner Eigenthümlichkeit weit mehr für seinen Zweck, Erringung politischer Freiheit, geleistet haben, hätte er diese nicht zu seinem directen Ziel gemacht, und wäre er im Bereich der schönen Literatur geblieben und hätte er in seiner schönen Seele den Zügel gegen seine Leidenschaft gesucht, den ihm seine Einsicht gewähren konnte. Die Mauern unsers politischen Jerichos fallen nicht mehr vor dem Posaunenstoße der Leidenschaft, wie weiland die Mauern des palästinensischen; es bedarf der angestrengtesten ausdauernden Arbeit, nicht einer Begeisterung, die bei den ersten Widerwärtigkeiten in Mismuth übergeht; die Festung muß nach allen Regeln der Kunst belagert, Ausfälle abgeschlagen, die Mauern durch Minen untergraben, Gegenminen vermieden und erst, wenn Bresche geschossen ist, zum Sturm geschritten werden. Dies ist freilich mitunter langweilig, und wem blos das dramatische oder die allgemein menschliche Gemüthsbewegung, nicht das Interesse des Berufs dabei zum Impuls dient, wird bald verdrießlich werden und ermatten, ehe er etwas erreicht hat. Man vergleiche nur die Weise anderer bedeutender Männer, die ähnliche Tendenzen wie Börne verfolgten, und man wird erkennen, welches der eigentliche Beruf Börne's war, zugleich sich aber auch überzeugen, daß er durch Übernahme einer Aufgabe, der er nicht gewachsen war, seinen Beruf verfehlte. Börne wollte ein politischer Reformator werden und sank dadurch noch unter sein Niveau. Voltaire und Rousseau — um der übrigen anregenden Geister des sogenannten philosophischen Jahrhunderts zu geschweigen — wurden dies in der That; aber welch andere Wege schlugen sie ein; wie wenig suchten sie unmittelbar auf die Masse des Volks zu wirken, und um wie sicherer war ihre mittelbare Wirksamkeit. Freilich erst nach ihrem Tode traten die Folgen derselben augenscheinlich ins Leben; aber kann dies ihren Antheil am Werke der socialen und politischen Reform mindern? Wie ausgebreitet war nicht die Thätigkeit Beider! Neben Romanen, Schauspielen und andern belletristischen Werken verschmähte es der Eine nicht, eine Theorie des Staats aufzustellen und dem Erziehungswesen speciell ein Buch zu widmen; und erst die Thätigkeit des Andern! Da sehen wir neben dramatischen Werken satirische Gedichte, neben Romanen philosophisch-kritische Untersuchungen über die heterogensten Gegenstände, neben Pamphleten historische Werke, die, wie oberflächlich sie immerhin sein mögen, doch einer geistreichen Behandlung der Geschichte die Bahn brachen. Wir haben oben gesagt, daß Börne von den entgegengesetzten Eigenschaften dieser beiden Geister zu viel gehabt habe, um Das zu werden und zu leisten, was jeder von ihnen that; wir bleiben dieser Überzeugung treu, müssen aber hier noch hinzufügen, daß ihm hierzu auch noch eine Eigenschaft abging, die jenen Beiden gemeinsam war, nämlich die Energie der äußern Thätigkeit, d. h. jener Thätigkeit, welche nicht blos arbeitet, um einem gemüthlichen Bedürfniß zu genügen, sondern aus Lust am objectiven Schaffen. Jene erstere Art zu schaffen war aber wesentlich die Börne's, der immer einer gemüthlichen Anregung, eines pathologischen Interesse zu seiner Thätigkeit bedurfte. Es kommt uns nicht von fern in den Sinn, dies zu tadeln; nur das tadeln wir, daß eine Individualität so mißbarer Art sich in eine Bahn warf, für die sie nicht geschaffen war. Noch deutlicher wird dies, wenn man die Schriften solcher Männer, die unmittelbar politisch wirksam waren, neben Börne's Arbeiten ähnlicher Art stellt. Welch ein unendlicher Abstand zwischen Sieyes' „Qu-est ce que le tiers état?", Paul Ludwig Courier's Pamphleten und Börne's Aufsätzen in der „Balance", im „Réformateur" u. dgl.! Um nur bei dem Letztern stehen zu bleiben, der auch seiner Individualität nach mehr Berührungspunkte mit Börne darbietet, welche unermüdliche Ausdauer zeigt er nicht bei anscheinend vereinzelter Thätigkeit, welche durchgehende scharfe Dialektik in der losen Form des Flugblattes, welche berechnete Mäßigung neben scheinbarer Licenz, welche Ruhe in seinem treffenden Witz! Wie schlagend und durchdringend war aber auch die Wirkung, die er bei seinen Zeitgenossen hervorbrachte; wie nachhaltig sein schriftstellerischer Ruhm, da selbst seine Feinde ihn für unübertrefflich als Pamphletisten anerkennen mußten! Ein anderer Vergleich mit zwei spätern Pamphletisten, von denen Börne dem einen sogar befreundet war, Cormenin und Lamennais, läge noch näher, wenn es des weitern Beweises bedürfte, zu zeigen, daß Börne für diesen Beruf der praktische Sinn abging, der sich in den trockenen Stoff zu vertiefen und ihn klug zu seinen Zwecken bei aller Erregtheit des Gemüths zu verarbeiten versteht. Neben diesen Menschen, die bei aller leidenschaftlichen Wuth echt französisch noch hinreichend den berechnenden Verstand zu bewahren wissen, kommt uns Börne wie ein nordischer Berserker vor, der, seiner nicht mehr mächtig, in blinder Wuth Feinde und Freunde trifft und gerade da am meisten sich verfährt, wo er einmal seine Sympathien und Antipathien hinter die berechnende Klugheit zurücktreten läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Über „The interdict, a novel, by Mrs. *Steward*" sprechen sich die englischen Journale fast ohne Ausnahme sehr anerkennend aus. „Diese Erzählung", sagt das „Monthly chronicle", „entwickelt eine große Gewalt in der Schilderung der Leidenschaften und des individuellen Charakters und ist auch glücklich in der Erfindung." Tait's „Edinburgh magazine": „Die Erzählung, abgesehen von ihren Verdiensten als Roman, zeigt intime Bekanntschaft mit den feinsten Schattirungen und verwickeltsten Punkten des ursprünglich irischen ländlichen Charakters." „Court magazine": „Die Verfasserin steht allein unter den andern irischen Schriftstellern des heutigen Tages, da sie Kraft des Pathos und Lebendigkeit n der sorgsamen Schilderung der Naturscenerie mit den niedlichen und komischen Gemälden, die gewöhnlich die Stapelwaare er irischen Erzählungen sind, zu verbinden weiß. Diese Vorgänge verleihen der Novelle eine magische Färbung" u. s. w. δ.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 38. — 7. Februar 1841.

Börne und seine jüngsten Schilderer.

(Fortsetzung aus Nr. 37.)

Noch einmal, wir wollen Börne damit keinen Vorwurf machen, daß er nicht gewesen ist wie Jene; es wäre thöricht, Trauben zu lesen von den Dornen und Feigen von dem Weinstock; aber daß er dies selbst verkannte, daß er sein reizbares Gemüth in politischen Kämpfen aufrieb, ohne mehr als der immer nach neuem begierigen Menge einen vorübergehenden Kitzel zu bereiten; daß seine blinden Anhänger das Verfehlte in seinen Werken über das Vollendete setzen, dies wollten wir rügen. Jedem dagegen, der Börne seiner wahren Eigenthümlichkeit nach auffaßt, in ihm Das sieht, was er wirklich war, von diesem Standpunkte aus seine vortrefflichen Leistungen anerkennt und seine verwerflichen mit Milde aus jener Eigenthümlichkeit zu erklären und zu entschuldigen sucht, werden wir mit Freuden beistimmen und gern für Börne gegen seine Feinde die Nachsicht gelten lassen, die Gutzkow für Goethe gegen Börne S. 169 mit ebenso viel Einsicht als Billigkeit in Anspruch nimmt; eine Stelle, die man mit vollem Rechte folgendermaßen umwenden könnte:

Erst in der heftigen Aufregung, welche die pariser Briefe bei ihrem Erscheinen erregten, ließ sich die Kritik zu offenbaren Ungerechtigkeiten hinreißen. Sie verwandelte Das, was man an Börne bedauern muß, in offenbar Hassenswürdiges; sie machte aus Dem, was Börne dem ganzen Verlauf seiner Bildung nach nicht leisten konnte, Etwas, das er seiner ganzen Natur nach nicht leisten wollte.

Desgleichen müssen wir der Vergleichung Börne's mit Swift, die Gutzkow S. 307 fg. anstellt, im Wesentlichen unsere vollkommene Beistimmung geben; diese Parallele ist, bis auf den Punkt, wo Börne Leidenschaft abgesprochen und „immer würdevolle Ruhe" zugeschrieben wird, ganz treffend; treffender als alle andern, die man mit Börne versucht hat. Nur ist es unbegreiflich, wie Gutzkow nach dem oben angeführten Urtheile über Börne's „Briefe aus Paris" und nur zwei Seiten vor jener Parallele mit Swift sagen kann:

Wenn es die Aufgabe unserer Literatur sein sollte, sich in eine encyklopädische Thätigkeit zu zersplittern und nur noch die Thatsachen der Geschichte und des Völkerlebens widerzuspiegeln, dann würde Börne für diese Richtung werden, was Goethe für die schöne Literatur aus rein formellem Gesichtspunkte ist. Aber auch selbst dann, wenn die Literatur sich einer speculativern Begründung ihrer Principien unterordnen sollte, würde Börne seine Stellung als Vertreter des reinsten Ausdrucks unmittelbarer Verstandeswahrheit, eine Stellung von großer supplementarischer Bedeutung, behaupten. Oder, was das Wahrscheinlichste ist, wenn die deutsche Literatur sich vereinfachen und ihre gegenwärtige Anarchie von künstlerischer Formenschönheit beschworen werden sollte, selbst dann wird Börne sich erhalten; denn, ob er gleich nicht Dichter war, so wußte er doch die Stoffe der Dichtkunst weise zu sichten. Er empfiehlt diejenigen Formen und Behandlungsweisen, die dem Volke verständlich sind; er vertritt der ästhetischen Selbstgenügsamkeit den Weg und fodert, daß der Dichter sich dem Ideale, nicht das Ideal seiner Eitelkeit opfert. In allen diesen Beziehungen, mag die Zukunft nun das Schicksal unserer Literatur entscheiden, wie es die Musen wollen, hört Börne's Zusammenhang mit ihr nicht auf. Seine Schriften stecken unserer Literatur kein Ziel auf; aber sie werden ein Weg bleiben, den sie nicht wird umgehen dürfen, um zu irgend einem zu gelangen.

Die beiden ersten Annahmen verkennen auf der einen Seite das eigenthümlich Tüchtige an Börne, das weder mit encyklopädischer Thätigkeit, noch vorzugsweise mit der Verstandeswahrheit etwas zu thun hat, während sie ihm auf der andern Seite nebst den Schlußworten eine ungemessene Bedeutung geben; viel richtiger scheint uns die dritte Behauptung. Nicht minder muß es befremden, wenn Gutzkow Börne mit Lessing vergleicht, in der Art, wie Letzterer sich anregend und umwälzend zur Literatur verhielt. Man kann ein großer Verehrer des Erstern sein, ohne ihn für einen Reformator oder gar Revolutionnair in der Literatur zu halten; vor allen Dingen, was hat er denn umgebildet und umgestoßen? Bei Lessing fällt es in die Augen. Andere übertriebene Behauptungen Gutzkow's, wie z. B. Börne habe seinen Überzeugungen nie den Geschmack geopfert (was gleich zwei Seiten darauf von Gutzkow selbst widerlegt wird); oder Börne's Witz sei immer wohlgezogen gewesen; er habe sich bei der Bilderstürmerei gegen Goethe nie vom Fanatismus gegen Goethe fortreißen lassen (während Gutzkow die Seite darauf das Gegentheil sagen muß); er habe endlich seine Gegner nie auf Kosten der Wahrheit noch ihrer persönlichen Stellung angegriffen u. dgl. m., bedürfen keine Rectification, da jede Seite aus Börne's „Briefen aus Paris" sie berichtigt.

Noch einen Ausspruch Gutzkow's über Börne müssen wir speciell anführen, da er mit dem ganzen Bilde vom Charakter des Letztern, wie es aus Gutzkow's Buche selbst hervorgeht, unvereinbar ist. Derselbe sagt nämlich S. 219:

Börne's politischer Grundgedanke war der, daß ihm die Gleichheit noch höher stände als die Freiheit. Börne hielt diese Überzeugung für so tief in der Menschenbrust begründet,

daß er daraus den Grund herleitete, wie Napoleon die Franzosen fast zwanzig Jahre hindurch beherrschen konnte, Napoleon nahm ihnen die Freiheit, aber er ließ ihnen die Gleichheit. Er schuf zwar einen neuen Adel, aber Jeder konnte in ihn aufgenommen werden. Die Franzosen hatten zwar keine andern Rechte mehr als das eine, Soldat zu werden und sich für den Kaiser erschießen zu lassen; aber wenn dies Recht mehr für eine Pflicht angesehen werden sollte, so traf sie als solche Alle. Eine Sklaverei wird leichter vergessen, wenn Niemand von ihr ausgenommen ist.

Hätte Gutzkow in diesem Ausspruche über Börne Recht — was wir zu des Letztern Ehre nicht zugeben können —, so müßten wir zugestehen, daß Alles, was wir über die reinen Gesinnungen, die tiefe Gemüthlichkeit Börne's u. s. w. gesagt haben, nichtige Phantasien seien und daß sein Charakter ebenso niedrig wie seine Einsicht gewesen sei. Denn kann man sich eine gemeinere Ansicht als die oben ausgesprochene denken? Freilich bildet sie die Grundtendenz aller revolutionnairen Bewegungen in Frankreich und einen Grundzug im Charakter des französischen Volks, wird aber darum um nichts lobenswürdiger, sondern wirft nur einen um so grellern Schatten auf das angebliche Streben der Franzosen nach Freiheit. Worauf beruht denn auch diese Ansicht? Auf richtiger Erkenntniß vom Zweck des Staatslebens, vom Wesen wahrer Humanität, vom Ziel aller Civilisation unmöglich, ein einziger Vergleich von England mit Rußland und der Türkei in der neuern Zeit, von dem occidentalischen Kaiserthum des Mittelalters mit dem byzantinischen, von Griechenlands und Italiens Republiken mit den großen Despotien Vorderasiens muß das Gegentheil beweisen. Die ganze Geschichte liefert den Beweis, daß die wahre Freiheit auch nothwendig zur rechten und einzig möglichen Gleichheit führt, nicht aber umgekehrt; ja sie beweist ferner, daß sogar ein minderer Grad von Gleichheit neben größerer Freiheit der wahren Cultur förderlicher ist als vollkommene Gleichheit bei mangelnder Freiheit. Erkenntniß des Wesens der Dinge kann es also nicht sein, die zu jenem Ausspruch führen kann; die einzige Quelle desselben kann nur in einer gemeinen Gesinnung, in dem niedrigen Gefühl des Neides liegen, der lieber ein höheres Gut aufgeben läßt, damit nur der Andere an niederern Gütern mehr besitze. Einen solchen gemeinen Sinn, der in der ägyptischen Herrschaft Mohammed Ali's sein Ideal sehen müßte, können wir Börne unmöglich zutrauen; Leidenschaftlichkeit, oberflächliche Kenntniß, Einseitigkeit in Verfolgung der einmal vorgefaßten Meinung, ja sogar Liebloſigkeit im Urtheil, alles dies wollen wir ihm eher zutrauen als gemeinen Charakter und niedrige Gesinnung. Wahrlich, Gutzkow hat dadurch, daß er Börne den Gedanken zuschreibt: „Eine Sklaverei wird leichter vergessen, wenn Niemand von ihr ausgenommen ist", ihm eine größere Schmach angethan als irgend einer seiner wüthendsten Feinde. Hätte er Recht, so wäre der ganze Börne durch dies einzige Wort gerichtet.

Noch haben wir in unserm Aufsatz eine Anklage nicht berührt, die so häufig gegen Börne gemacht worden ist, wir meinen die Beschuldigung des Franzosenthums und des Hasses gegen Deutschland. In Betreff des letztern Vorwurfs stimmen wir gern in das Urtheil ein, was Gutzkow nach Menzel's Vorgang S. 220 u. 221 fällt; von dem erstern aber können wir ihn unmöglich freisprechen und müssen eben in ihm die „als Krankheit zurückgetretene Liebe zum Vaterlande" erkennen. Wären nicht schon seine directen Aussprüche hinreichend, seine Gallomanie zu beweisen, so würden dies tausend kleine Züge thun, unter andern das immerwährende Bestreben, alle Schwächen der Franzosen zu bedecken, allen ihren Schattenseiten eine gute Seite abzugewinnen, ihre Lichtseiten um so mehr hervorzuheben, dagegen aber alles Deutsche auf die parteilichste, oft hämische Weise in den Hintergrund treten zu lassen. Am auffallendsten ist uns diese Parteilichkeit in Börne's französisch, also für Franzosen geschriebener vergleichender Charakteristik Uhland's mit Béranger erschienen, und wir können nicht leugnen, daß uns dieser Zug der Gallomanie am widrigsten an Börne auffällt; es ist dies die einzige Seite, die uns an seinem Charakter fatal berührt. Bloßer Zorn gegen sein Vaterland ließe sich durch Leidenschaftlichkeit, durch Vorurtheil für das politische Leben der Franzosen, durch seine einseitigen Freiheitsideen entschuldigen; aber diese oft absichtliche Ungerechtigkeit gegen Deutschland auch in nichtpolitischer Hinsicht, die weiter geht, als irgend die Befriedigung der Leidenschaft fodern könnte *), jene Gallomanie, die wirklich in Franzosenleckerei übergeht, mit einem Worte, jener Mangel an Gefühl für die Ehre des Vaterlandes wird nicht blos ein Vorwurf gegen seinen Kopf, sondern auch gegen sein Herz. Mag es immerhin eine „Krankheit" sein; diese Krankheit kommt aus dem Herzen.

Wir wollen, um dies Gefühl, das uns hierbei beschleicht, deutlicher zu machen, Diejenigen, welche anderer Ansicht sind, gar nicht an das ganz entgegengesetzte Benehmen der Franzosen in diesem Punkte erinnern, denn unsere jungen Gallomanen scheinen Alles, nur nicht das point d'honneur in Sachen des Vaterlandes von den Franzosen annehmen zu wollen; nur auf eine Stelle aus Gutzkow's Buche selbst wollen wir aufmerksam machen, die, zwar ein anderes Gefühl — die Liebe des Vaters zum Kinde — über das der politischen Freiheit stellend, doch die klarste Argumentation gegen Börne's Vaterlandsverachtung enthält, da man mit dem größten Rechte die Vaterlandsliebe an die Stelle der Kindesliebe setzen kann. Die erwähnte Stelle befindet sich S. 113—115 und lautet folgendermaßen:

Wenn bei Börne Fälle eintraten, wo die Idee der Freiheit mit dem Geschmack collidirte, so wird man nicht zweifelhaft sein, daß er der ersten das Vorrecht einräumte. Er ging, wie man an dem vorigen Beispiel sehen konnte, hart daran; „aber", sagt er, „in einer wüsten, kahlen, menschenleeren Zeit greift das Herz nach jeder Nahrung, daß es sich nur fülle, daß es nur fortbestehe." Indessen gab es doch einen Maßstab, der ihm noch höher stand als der politische; das war der moralische (und unter diesen Maßstab gehört auch die Pietät gegen das Vaterland). Man verstehe mich recht!

*) Warum, fragen wir bei dieser Gelegenheit unter Anderm, hat Börne so viele Schmähungen gegen sein Vaterland in französischer Sprache geschrieben? Das Vorgeben, die Deutschen aufrütteln zu wollen, fällt hier ganz weg, und man wird dabei nur an jene unkindliche Handlung Ham's erinnert, die schon die Bibel brandmarkt.

Die moralischen Maßstäbe sind in Verruf gekommen, seitdem sie von der Pruderie und der Scheinheiligkeit angelegt wurden. Börne's moralischer Maßstab war ein weit höherer; es war das Maß des Gemüths und der Ehre (in Sachen des Vaterlandes wahrlich nicht). Das Malhonnette, Unhonorige war ihm tief verhaßt. Wir werden später, bei Entwickelung seines Charakters, auf diesen Adel des Herzens und eine ganz eigenthümliche Form, in der er sich bei ihm aussprach, zurückkommen; hier interessirt uns nur die Anwendung desselben auf seine Kritik. Börne verachtete z. B. den Schiller'schen „Wilhelm Tell". Dieser gepriesene Held der schweizerischen Freiheit war ihm schon in seiner Wage nicht nur ein Philister, sondern sogar ein schlechter, unedler Mensch. Börne konnte entschuldigen, daß Jemand für die Freiheit seines Vaterlandes vielleicht einen Mord beging, vielleicht einen falschen Eid schwor; aber er konnte nicht entschuldigen, daß Jemand, um Allen dienlich zu sein, sein Kind opfert. Daß Tell den Apfel vom Haupt seines Kindes schoß, empörte ihn: er ruft aus: „Tell hätte nicht auf seinen Sohn schießen dürfen und wäre aus der ganzen schweizerischen Freiheit nichts geworden!" Etwas Trübes liegt, genau gepräft, allerdings auch in dieser Ideenverbindung, doch hängt sie mit andern dunkeln Gemüthsstimmungen zusammen, die wir später entwickeln werden; wenigstens beweist dieser Ausspruch, daß Börne kein starrer Begriffsmensch war, kein kalter Terrorist, wie man ihn zu schildern pflegt, sondern ein sanftes Gemüth, dem die Liebe eines Vaters zu seinem Kinde noch höher ging als die Liebe zur Freiheit.

Warum, ist hier die ganz natürliche Frage, ging Börne nicht auch die Pietät gegen das Vaterland über die Liebe zur Freiheit? Heine sagt einmal bei Gelegenheit von unziemlichen Kritiken gegen Goethe, man müsse, wolle man diesen Heros angreifen, dies immer mit gezogenem Hute thun; wenn auf irgend etwas, so ist dies Wort auch auf die Angriffe aufs eigene Vaterland anzuwenden, sie dürfen nur mit Ehrerbietung geschehen. Man sagt zwar immer, Börne's Schmähungen seien im Grunde nur Zeichen seiner verdeckten Liebe zum Vaterlande; es ist aber doch eine sonderbare Art, Einem seine Liebe zu beweisen, wenn man ihm ins Gesicht speit und schlägt. Mit Recht erklärt sich Gutzkow mit kräftigen Worten gegen jenen blinden Franzosenhaß, der alle Anregung, die uns von jenseit gekommen ist, alle die Güter socialer und politischer Art, die Frankreich der civilisirten Welt erkämpft hat, verkennt; warum rügt er aber nicht mit ebenso kräftigen Worten Börne's Verkennen des eigentlichsten Wesens des deutschen Charakters? Verdient Deutschland bei seinen eigenen Kindern nicht dieselbe Achtung wie Frankreich? Wenn er sagt: „Börne hatte von jeher Frankreich in zwei Theile getheilt. Der eine war jenes eroberungslustige, geldsüchtige, übermüthige Frankreich, das die Freiheiten aller Völker würde mit Füßen getreten haben, wenn sich nur ein neuer Napoleon gefunden hätte. Der andere war ihm jenes Frankreich, das ihm die Bestimmung zu haben schien, die Frage unsers Jahrhunderts zu lösen", so hat er indirect damit ein hartes Urtheil über Börne gefällt; denn wenn Börne dies einsah, warum erklärte er sich nicht ebenso energisch gegen die destructive Tendenz und die Tyrannei, die Frankreich gegen andere Völker immer bewiesen hat, sobald es die Macht hatte? Es war dies eine Pflicht für ihn, um so mehr, als er nur dadurch der andern Tendenz Frankreichs rückhaltslos die ihr gebührende Anerkennung verschaffen konnte. Nur durch unbedingtes Verwerfen jener ersten Richtung konnte er sich die Berechtigung erwerben, von ihr zu Gunsten der andern zu abstrahiren. Darin liegt aber seine Ungerechtigkeit, daß er in abstracto recht gut jenes doppelte Frankreich kannte, in concreto es aber nicht gelten ließ, sondern blos die belle France feierte. Es ist schade, daß Börne nicht mehr lebt; der gegenwärtige Augenblick könnte ihm den Beweis ad hominem liefern, daß jene selbstsüchtige, freche, alles Recht und Billigkeit verachtende, nur in äußerer Größe sich gefallende Tendenz im Charakter der Franzosen beiweitem mehr ihre innerste Natur ist als jener kosmopolitische Anflug, der so viele gemüthreiche Menschen verführte.

Doch genug hiervon. Wesentlicher für die Beurtheilung des Börne'schen Charakters ist es, sich über die Ursachen dieser sonderbaren Erscheinung einer in Haß verkehrten Liebe zum Vaterlande klar zu werden. Die Einen sehen den Grund davon in Börne's jüdischer Herkunft, welche ihm nie ein eigentliches Vaterland und folglich auch das innige Gefühl für dasselbe habe gewähren können; die Andern klagen Börne's boshaften Charakter an; die Dritten endlich sehen darin nur eine mit Bewußtsein vorgenommene Maske. Der ersten Meinung kann man entgegenstellen, daß Börne so durch und durch von allem jüdischen Particularismus frei war, so ganz in der modern-christlichen Weltanschauung lebte und mit seinem Wesen in ihr aufging, einen so durch und durch unjüdischen Entwickelungsgang in seiner Geistesbildung genommen hatte, daß von den unterscheidenden Merkmalen des jüdischen Charakters so gut wie nichts in ihm wahrzunehmen war. Lieferten selbst seine Schriften vor 1830 nicht in jeder Hinsicht den schlagendsten Beweis für diese Ansicht, so würde die sentimentale Reizbarkeit in seinem Charakter, die Verehrung Jean Paul's und seine Neigung zum Humor und dem beschaulichen Leben, sowie seine Abneigung gegen alles eigentliche Geschäftsleben hinreichen, jene erste Meinung zu widerlegen. Höchstens könnte man jene gallige Bissigkeit und Verbitterung, die er oft zeigt, seiner Geburt zuschreiben; aber auch dieser nur insofern, als sie ihn mit Verhältnissen in Conflict brachte, die einen Christen nicht berührt haben würden, nicht aber, als ob sie seinem Charakter an sich ein jüdisches Gepräge verliehen hätte. Hätte Börne dieses gehabt, er würde ganz anders gegen die ihn drückenden Verhältnisse sich benommen, ganz anders seine Freiheitsideen verfochten haben. Die pariser Briefe und alle seine spätern Schriften sind in dieser Beziehung fast noch beweisender als seine frühern. Nie würde ein echter Jude mit solcher Unklugheit, Unbesonnenheit, Unkenntniß der materiellen Verhältnisse, solchem Mangel an Berechnung, solcher Rücksichtslosigkeit, aber auch solcher Uneigennützigkeit und Selbstaufopferung blos für eine fixe Idee, für ein ideales Gut aufgetreten sein. Börne schrieb nicht so, weil er Jude war, sondern trotzdem, daß er als solcher geboren war. Die zweite Anklage verdient, nachdem Gutzkow uns das innerste Wesen von Börne's Gemüth so schön dargestellt, keine Widerlegung. Die dritte Meinung endlich wird durch eben dieselbe Charakteristik widerlegt; einer sol-

chen Berechnung und consequenten Verstellung — wenn auch zum besten Zwecke — war Börne's in sich lebendes Gemüth und sein nicht vom Verstande, sondern vom Gefühle beherrschter Charakter nicht fähig. Wie wenig findet sich überhaupt in Börne's sämmtlichen Schriften, was über den unmittelbaren Gemüthserguß hinausgeht, was durch etwas Anderes als die Subjectivität seines Urhebers seinen besondern Werth erhielte. Börne war so durch und durch in seiner Unmittelbarkeit befangen, daß es ihm absolut unmöglich gewesen wäre, auf die Dauer anders zu erscheinen, als er war. Eben dieses befangene Gemüthsleben Börne's, die durchaus subjective Richtung seines Geistes, nebst der eigenthümlichen, fast weibischen Reizbarkeit seines Charakters war es, die mit seiner oberflächlichen kosmopolitischen Weltansicht zu jener Erscheinung der Gallomanie allein und auf ganz natürlichem Wege führte. Diese Weltansicht theilte Börne mit tausend und aber tausend Deutschen, und sie war in ihm auf dieselbe natürliche Weise, durch den politischen Entwickelungsgang unsers Vaterlandes, durch die bewegenden Zeitereignisse und die herrschenden Zeitideen entstanden wie bei jenen: es war der gewöhnliche Liberalismus, wie er seit dem Befreiungskriege in verschiedenen Nuancen in ganz Deutschland herrschte. Daß er in so vielen andern Geistern ganz andere Früchte trug und nur in dem einzigen Börne die Erscheinungen hervorbrachte, die wir kennen gelernt haben, lag allein daran, daß die Andern keine Börne waren, daß sie eben nur die abstracte Ansicht mit Börne theilten, keineswegs aber die übrigen Eigenschaften seines Charakters — gute wie schlimme — mit ihm gemein hatten.

Eben diese Eigenthümlichkeit des Börne'schen Charakters und jene einmal von seinem Geist vorgefaßte kosmopolitische Ansicht sind die beiden Hauptfactoren, aus denen sich sein Haß gegen Deutschland und seine Vorliebe für Frankreich entwickelte. Sein Geist mußte ihm nothwendig in Frankreich das Land der Verheißung für seine Ideen erkennen lassen und es zum Ausgangs- und Zielpunkt aller seiner Hoffnungen machen, während die Treue seiner Gesinnung, wie die nervöse Reizbarkeit seines Charakters, die Begeisterung seines Gemüths, wie die Verbitterung seines Herzens seinen Witz, seine Satire, seinen Humor bis zu der Leidenschaftlichkeit steigerten, die jenen Ideen in den pariser Briefen ꝛc. ihre eigenthümliche Form gab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Johannes Stegmaier, Schultheiß in Magenheim. Ein biographischer Beitrag zur Sitten- und Rechtsgeschichte im schwäbischen Volke. Stuttgart, Krabbe. 1840. 8. 1/3 Thlr.

Ein nützliches, praktisches Büchlein, recht eigentlich aus dem Leben geschrieben. Johann Stegmaier, ein einfacher württembergischer Landmann, sittlich erzogen und kräftig an Seele und Leib, seines Handwerks ein Wagner, hatte von 1809—15 mit Auszeichnung unter den Truppen seines Landesherrn gedient, worauf er sich dann als Bauer in seiner Heimat niederließ. Seine Tüchtigkeit machte, daß er Obmann des Bürgerausschusses und 1819 zum Schultheiß in seinem Geburtsorte gewählt wurde. Hier entwickelte er in der Handhabung der Polizei, in der Verwaltung der Gemeindehaushaltung und in der Sorge für die Gerechtigkeitspflege, soweit dieselbe ihm als Schultheiß zustand, eine so gesegnete Thätigkeit, wirkte so nützlich für Kirche und Schule und stand in so hoher Achtung bei seinen vorgesetzten Behörden, daß sein Name selbst nach seinem Tode (1833) den besten Klang behielt. Von dem „Schulzen im Wald" sprach das Volk noch lange hinterher. Auch sogar der Undank, welchen er erfuhr, und die Anfeindungen, welchen in einer kleinen Landgemeinde von Seiten unverständiger Bauern ein Vorstand ausgesetzt ist, können Solchen, die in ähnlichen Verhältnissen stehen, lehren, wie der tüchtige Mann durch Consequenz und Rechtlichkeit doch über sie Herr zu werden versteht. Das Büchlein verdient Allen, die sich für Verbreitung von Volksschriften interessiren, bestens empfohlen zu werden. H.

Notiz.

Die zweite allgemeine Versammlung für das J. 1840, welche die Geographische Gesellschaft zu Paris im vergangenen December hielt, war von vielem Interesse. Der Baron de Las Cases berichtete über seine neue Reise nach St.-Helena und theilte auch einige geologische Beobachtungen über den Boden der Insel mit, der nur zum Theil als vulkanisch betrachtet werden darf und dessen Umfang den gegenwärtigen Umfang von Paris nicht übertrifft. Über eine andere Stätte des kaiserlichen Exils, über die Insel Elba, verbreitete sich Hr. Roux de Rochelle. Derselbe hielt einen sehr interessanten und übersichtlichen Vortrag über die wichtigsten geographischen Entdeckungen und Reisen der jüngsten Zeit: über die Reise um die Welt, welche Dumont d'Urville auf den Schiffen l'Astrolabe und la Zélée in 38 Monaten vollbrachte und über des amerikanischen Offiziers Charles White Entdeckungen in den Südmeeren, welche mit denen Dumont d'Urville's concurriren. Abenteuerlicher war die Weltumseglung, welche das französische Fahrzeug Le Dunkerquois vollführte. Es segelte den 30. Mai 1839 von Frankreich ab, umschiffte das Cap Horn und ist bereits in Frankreich wieder angekommen. Das Schiff Venus, befehligt von Dupetit-Thouars und beauftragt, den Walfischfang zu beschützen, kam mit vielen scientifischen Beobachtungen zurück, von denen ein Theil auf 21 Karten verzeichnet ist. Der Engländer James Roß hat in einer Tiefe, bis wohin man noch nicht gelangt war, Sondirungen gemacht und wichtige Erfahrungen daraus gezogen. Im nördlichen Amerika sind bis über den Hafen Simpson hinaus Entdeckungen gemacht worden. Von den Landreisen sind zu erwähnen: Sercey's Gesandtschaftsreise nach Persien und die besondern Arbeiten eines von den Attachés, des Hrn. de Beaufort; die umfangreichere Reise der Herren Texier, La Bourdonnaye und La Guiche in denselben Gegenden, die Excursion des Grafen Caraman nach Palmyra, der neue Besuch des Hrn. von Abbadie bei seinen abyssinischen Freunden, die Auswanderung der 5000 Holländer, welche vor der englischen Herrschaft am Cap flüchteten und sich in das Innere zurückzogen, um dort eine unabhängige Republik zu stiften u. s. w. Er besprach auch in der Kürze die vorzüglichsten Werke, welche das Jahr 1840 auf dem Gebiete der Geographie entstehen sah, besonders die Werke, welche in Folge der französischen Occupation von Algier entstanden sind, des Capitains Carvette und Gaillard's Arbeiten über Algerien, die interessante Broschüre: „Abd-el Kader et sa nouvelle capitale", deren anonymer Verf., Hr. von Avezac, bei dieser Gelegenheit vom Berichterstatter verrathen wurde, u. s. w. Gabriel Lafond las einige Auszüge aus seiner 15jährigen Reise um die Welt, Felix Flachenacker geistvolle, etwas romantische Erinnerungen an eine Ausflucht in die Barbarenstaaten. Die Zeit erlaubte nicht, noch Hrn. Avezac zu hören, der über eine bisher noch unbekannte afrikanische Völkerschaft berichten wollte. S.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 39. — 8. Februar 1841.

Börne und seine jüngsten Schilderer.

(Fortsetzung aus Nr. 38.)

Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin, noch einige Bemerkungen über Börne's Verhältniß zur sogenannten jungen Literatur, zu der man ihn häufig gezählt hat, beizufügen. Insofern diese Literaten nicht auf streng wissenschaftlichem Wege, sondern durch unmittelbares Eingehen aufs und Ausgehen vom Leben zu wirken suchten; insofern sie ferner zu diesem Zweck besonders auf die Fragen, welche die Gegenwart bewegten, sich warfen und dabei vorzüglich das Moment der Subjectivität vorwalten ließen; insofern sie endlich zu diesem Behuf diejenigen Zweige der Literatur cultivirten, welche, den Übergang von der Poesie zur Prosa, von der Wissenschaft zum Leben vermittelnd, nicht eine so abgeschlossene Form verlangen wie streng wissenschaftliche oder künstlerische Schöpfungen — insofern man dies für die charakteristischen Merkmale der jungen Literatur halten wollte, würde Börne allerdings zu ihr gehören; aber nicht er allein, sondern Unzählige vor und nach ihm, welche zu dieser Literaturschule zu rechnen noch Niemanden eingefallen ist. Jedermann wird nämlich einsehen, daß die eben angeführten Merkmale nur die äußere Form einer Gattung der Literatur angeben, die schon lange existirt und der verschiedenartigsten Entwickelung, je nach der geistigen Substanz, die in ihr waltet, fähig ist. Fragen wir nun nach dieser positiven Substanz, der Grundansicht, der Gesinnung, die in den Werken der jungen Literatur waltet, so scheint es, als ob sie etwas ganz Unerfaßbares wäre, so schwer hält es, dem innern geistigen Gehalt nach etwas Gemeinsames in ihnen zu entdecken, und so sehr gehen sie jetzt ihrem innersten Wesen nach auseinander. Nur eine Zeit lang, in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrzehnds zeigte sich in ihnen eine gemeinschaftliche Tendenz, die durch den von Frankreich ausgegangenen Umschwung der socialen und politischen Verhältnisse angeregt, oder vielmehr ganz hervorgerufen war. Die Julirevolution mit den durch sie hervorgerufenen politischen, socialen, religiösen und philosophischen Ideen war es, die das principium movens der jungen Literatur bildete und ihr, so lange die in ihr ruhenden Gegensätze sich noch nicht scharf entwickelt hatten, den Schein einer gewissen Homogenität gab. In dieser äußerlichen Beziehung nun ist Börne wesentlich zu dieser literarischen Schule zu rechnen, denn keine Schriften sind wol mehr Kinder jenes Ereignisses als diejenigen der Börne'schen Werke, die am meisten Aufsehen erregten; und wie sehr sich auch sein Charakter von dem Heine's in jeder Hinsicht unterscheiden mag, in diesem Punkt stand er mit ihm auf gleichem Boden.

Die französische Farbe jener leichtern Gattung der Literatur überhaupt, die wir oben in der Kürze näher bezeichnet haben, ist eine Erscheinung, deren natürliche Erklärung zwar in dem ganzen Gange unserer politischen und socialen Entwickelung aufs einleuchtendste geschrieben steht, die aber Jeden, der die Bedeutung jener literarischen Sphäre und ihren Einfluß aufs Leben zu würdigen versteht, mit geheimem Schmerz erfüllen muß; denn durch sie wird das echte deutsche Volksleben nach und nach in seinem innersten Wesen alterirt und ihm ein Miasma eingeimpft, das mit der Zeit den ganzen Volkskörper inficiren muß, wenn nicht die Naturkraft zur rechten Zeit noch dagegen energisch reagirt und es auswirft. In der Poesie ist uns dies — Dank sei es Lessing, Klopstock und Goethe — gelungen; wird es auch in den Fächern der Unterhaltungs- und Tagesliteratur ꝛc., die am unmittelbarsten in das Volksleben eingreift, der Fall sein? Wir wollen es wenigstens hoffen, und es möge uns hier erlaubt sein, die bedeutendern unserer Literaten, Diejenigen, die genug eigene Kraft besitzen, um etwas Originelles zu leisten, aufzufodern, sich von der Bevormundung, welche die französische Belletristik und Journalistik noch immer auf sie übt, zu emancipiren. Wer an diesem, ins innerste Leben unserer socialen Literatur eingreifenden verderblichen Einfluß der französischen Literatur zweifelt, den verweisen wir auf den vortrefflichen Aufsatz über das deutsche Journalwesen, den Gichne in einem der diesjährigen Bände der „Deutschen Vierteljahrschrift" veröffentlicht hat; er lese ferner unsere belletristischen Zeitschriften, um zu sehen, wie sie sich alle mehr oder weniger von dem Abhub der französischen Tafel nähren und ihren Lesern oft das erbärmlichste französische Gebäck auftischen, gegen das diese nur um deshalb keinen Ekel empfinden, weil ihre Magen und Gaumen seit Jahren an dieses Spülicht gewöhnt sind; er betrachte endlich die Barbarei in der Sprache*), die durch dieses fortwährende

*) Das non plus ultra in dieser Beziehung bietet in diesem Augenblick das officielle Organ des deutschen Bundes, die „Frankfurter Oberpostamtszeitung", deren Sprache aufs

zum Mann strenger Wissenschaft, noch zum praktischen Menschen seiner Natur nach gemacht war; das gemüthliche Element, die Betrachtung der Dinge vom unmittelbaren reinmenschlichen Standpunkte, die Beurtheilung derselben nach dem subjectiven Maßstabe reiner Gesinnung war so vorwiegend bei ihm, daß er weder die objective Ruhe des wissenschaftlichen Forschers, noch den aufs Praktische gerichteten Sinn des Geschäftsmannes sich anzueignen vermochte. Daraus erklärt sich auch schon seine Unentschlossenheit in der Wahl eines bestimmten Berufs, ferner die Lauheit, die er bei all seiner geistigen Regsamkeit in seinen Fachstudien zeigte, sowie endlich der Wechsel, den er ohne eigentlichen innern Antrieb in denselben eintreten ließ. Börne war ja überhaupt gar kein Mensch, der für Das, was wir Beruf nennen, gemacht war; sein aufs Reinmenschliche in seiner größten und schönsten Ausdehnung gerichteter Sinn konnte sich unmöglich in den engen Grenzen eines beschränkten Berufslebens befriedigt fühlen, er mußte die Schranken desselben überspringen, und doch mußte er sich auch jeden Augenblick in seinem reinen, stofflosen Gemüthsleben unbefriedigt und zu den niedern Kreisen des menschlichen Daseins herabgezogen fühlen: er konnte nur Humorist werden; und nur der schrankenlose Beruf, den der Humor ertheilt, konnte sein Beruf werden. Vollkommen unterschreiben wir in dieser Beziehung, was Gutzkow S. 248 von ihm sagt:

Er hatte die Waffen, um verheerend zu wirken, er hatte Witz und Satire genug, um unter Voraussetzung der deutschen Verhältnisse mit Voltaire zu wetteifern; aber sein Gemüth zog ihn zu Rousseau hin, dem er auch in dem edeln Gebrauch des Spottes, als der letzten Waffe der Indignation über bösen Willen und böse That, ähnlich ist. Jede Zeile seiner Schriften verräth den Menschenfreund, der entfernt von Eitelkeit oder selbstsüchtigen Zwecken sein großes Talent nur unter der Form des Berufs kannte. Er wollte die Menschen aufklären und glücklich machen.

In der That, keine Parallele ist geeigneter, uns Börne's Erscheinung ad hominem zu erklären, als jene mit Voltaire und Rousseau, deren Naturen — freilich mit allen den Widersprüchen, die daraus hervorgehen müssen — in ihm vereinigt scheinen. So ließ ihn der Voltaire'sche Esprit nie zu einer so einseitig abgeschlossenen Weltansicht wie Rousseau gelangen, während ihn die Rousseau'sche Gemüthlichkeit hinderte, in die kalte Schärfe und Zweckberechnung Voltaire's zu verfallen; so kam es aber auch, daß er nicht, wie Rousseau den Franzosen, den Deutschen ein neues Evangelium der Freiheit zu geben, noch wie Voltaire durch berechnetes Schweigen, gewissenloses Meinungswechseln, heuchlerisches Schmeicheln und rechtzeitiges Loswettern, hinterlistiges Bücken und schamloses in die Brust Werfen, mit einem Worte, daß er nicht durch alle die Hülfsmittel der Klugheit, Intrigue, Verschlagenheit und Hinterlist auf Einen Zweck loszusteuern und ihn zu erreichen wußte. Diese heterogenen Elemente mußten, in einem Geiste vereinigt, entweder wenn eines das Übergewicht erhielt, zu den greulichsten Explosionen führen, oder sie mußten, wenn sie im Gleichgewicht sich befanden, in einen Humor aufgehen, der als drittes Element wieder jene beiden in ihrem rechten Schranken hielt. Dies letztere war der Fall in der frühern Periode Börne's, das erstere in der seit 1830, seit welchem Zeitpunkte das Voltaire'sche Element in ihm das Übergewicht bekam und alle die schönen Eigenschaften des andern oft bis zur Caricatur verzerrte. In jener frühern Periode zeigte sich Börne's Humor in seiner schönsten Blüte, während wir in den Erzeugnissen der spätern uns nicht helfen können nur eine grasse Ausartung desselben zu erblicken und diese durchaus verdammlich zu finden. Eine Ausartung des wahren Humors waren diese Erzeugnisse, weil sie, die ganze Natur desselben verkennend, ihn zum Mittel für einen äußerlichen Zweck herabwürdigten. Daß Börne seiner innersten Natur nach Humorist in der edelsten Bedeutung des Worts war, werden diejenigen seiner Verehrer bestimmt gern zugeben, welche die Bedeutung dieses Berufs erkennen. Nur Die, welche nach dem unmittelbaren Erfolg rechnen, welche glauben, daß ein Dichter um so mehr für sittliche und wissenschaftliche Zwecke wirken könne, wenn er sie unmittelbar verfolge, und welche nicht einsehen, daß ein Dichter vor allen den poetischen Anforderungen genügen müsse, nur diese werden in dem anscheinend zwecklosen Berufe eines Humoristen etwas Erniedrigendes sehen und es — gehören sie zu den liberalen Gentalen — für philisterhaft ausschreien, wenn man sagen wollte, Börne würde Ausgezeichneteres geleistet haben, hätte er sein Talent nicht in den Sold eines Parteigeistes gegeben. Und doch müssen wir offen bekennen, dieser Meinung zu sein, selbst auf die Gefahr hin, von Gutzkow zu denjenigen „literarischen Halblingen" gezählt zu werden, „deren Beruf es zu sein scheint, allen originell sich entwickelnden schriftstellerischen Persönlichkeiten das Leben zu verkümmern, Jedes zu bemäkeln und den Satz aufrecht zu erhalten, daß selbst das Ausgezeichnetste in der Welt nicht ohne Widerspruch sein dürfe". Soll dies ein Verdammungsurtheil gegen Die sein, welche auf seinen Abwegen den Genius nicht anerkennen und die empirische Nothwendigkeit selbst einer fehlerhaften Entwickelung nicht gelten lassen, sondern der Natur ihre Ansichten als Gesetze vorschreiben und die Entwickelung einer Persönlichkeit nach einem gewissen Leisten, ganz abstrahirend von den gegebenen Verhältnissen, vor sich gehen lassen wollen: so stimmen wir gern damit überein. Soll es aber bedeuten, daß man auch das Fehlerhafte in einem Charakter, weil es natürlich ist, nicht blos als mit dem Guten desselben nothwendig verbunden in Bausch und Bogen hinnehmen, sondern es sogar als etwas Ausgezeichnetes, nur für den Pöbel der Philister zu hoch Stehendes achten müsse: so protestiren wir ernstlich gegen diese Doctrin, nach welcher auch ein Lacenaire wie jeder vom Natur consequente Böswicht gerechtfertigt wäre. Übrigens gehören Gutzkow und Börne selbst — man denke nur an die Weise seiner Beurtheilung und Auffassung von Goethe — am allerwenigsten zu Denjenigen, welche diese Lehre praktisch etwa befolgt hätten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 37. — 6. Februar 1841.

Börne und seine jüngsten Schilderer.

(Fortsetzung aus Nr. 36.)

In Beziehung auf Börne erkennen wir mit Freuden an, daß selbst die Ausartungen seiner spätern Muse aus den einmal gegebenen Elementen seines Charakters und der äußern Verhältnisse, sowie aus dem Entwickelungsgange, den einmal sein Geist eingeschlagen, ganz naturgemäß entstanden sind, daß sein Charakter eine Totalität bildet, an der nichts zuzusetzen und wegzunehmen ist, ohne ihn zu zerstören, und daß man eben diese Totalität seiner Erscheinung wol tadeln, aber nicht, als unberechtigt, verwerfen kann; aber Niemand soll uns auch hindern, eben die Ausartungen seines Geistes aus ihren natürlichen Ursachen zu erklären und nach dem daraus gewonnenen objectiven Maßstabe ihnen diejenige Würdigung angedeihen zu lassen, die sie verdienen. Wäre dies nicht erlaubt, so wäre es völlig unmöglich, ein biographisches Portrait mit dem natürlichen Schatten zu entwerfen; man müßte nothwendig in das Verfahren so vieler Goethomanen verfallen, die, durch die in sich abgeschlossene Entwickelung ihres Meisters verführt, in seinen verschiedenen Werken höchstens ein mehr oder minderes Verdienst nach der Bedeutendheit ihrer Art zugeben, sonst aber alle in ihrer Art für gleich vortrefflich halten. Ein Verfahren, dem auch Gutzkow in Betreff Börne's nur zu nahe gekommen ist und mit dem er uns ein Conterfei geliefert hat, in dem zwar das Architektonische der Umrisse ganz richtig ist, wo aber schon in der Farbengebung einige Einförmigkeit hervortritt, durch den Mangel an Schatten aber gar Alles in einem gleichen, folglich falschen Lichte erscheint.

Doch wir kehren zu Börne selbst zurück, um die weitere Anwendung dieser unserer Ansicht auf ihn zu machen. Wir erklärten oben, daß das innerste Wesen seiner Natur ihn zum Humoristen machen mußte, daß der Kampf des Gemüthslebens, der reinen Menschlichkeit gegen das gemeine Leben sein eigentlicher Beruf war, den er auch bis zu seinen „Briefen aus Paris" treulich erfüllt und in dieser Berufserfüllung die deutsche Literatur mit Werken beschenkt hat, die in ihrer Sphäre, in ihrer Art wahrhaft classisch sind. Das aber ist das eigentlichste Wesen des Humors, daß er immer seine ideale Richtung festhalten muß, und nie, in allen Stürmen des Gemüths nicht, jene hohe innere Heiterkeit und Ruhe verlieren darf, die ihn über das niedere Treiben erhebt, daß er dagegen, sowie er Zwecken des gemeinen Lebens dienstbar wird, noch mehr, wenn er der Leidenschaft anheimfällt, aufhört Humor zu sein und bestenfalls zur gewöhnlichen Satire wird, noch häufiger aber auch zum gemeinen Schmähgeiste herabsinkt. So lange nicht mächtige Ereignisse auf Börne einwirkten, blieb er auch immer Herr seines Geistes; als aber die Explosion von 1830 ganz Europa in seinen Grundfesten erschütterte, als die Donner des polnischen Aufstandes Deutschlands Atmosphäre durchzitterten, da wurde auch Börne hingerissen von Freude und Hoffnung und verlor das Gleichgewicht wie so Viele. Ein anderes Leben erwachte in ihm, und Geister, die bisher in ihm geschlafen hatten, oder beim ruhigern Laufe der Dinge von andern Geistern im Gleichgewicht gehalten worden waren, gewannen die Oberhand und rissen ihn ins politische Getümmel, wo er die ruhige Ansicht der Dinge und noch mehr die Besinnung und den Zügel seiner selbst verlor. Börne war ein Mann von vielem und scharfem Verstande; mächtiger aber als dieser in ihm war seine Phantasie, die hinwiederum in seinem Gefühle ihren Herrscher fand. Börne war durch und durch Gefühlsmensch, Mensch des subjectiven Lebens; in theoretischer Hinsicht sprach sich dies als Gesinnung, in praktischer im Gemüthsleben aus; seine Phantasie in Verbindung mit seinem scharfen Verstande bildeten es zum Humor aus. Allein sobald der durchdringende Verstand dem Gefühle nicht mehr die Wage halten konnte, sobald die Umstände dasselbe zur Leidenschaft steigerten, dann ging es mit der Phantasie durch und schlug aller richtigen Einsicht ins Gesicht. Das principium movens in Börne war immer der unmittelbare Eindruck, nicht der vermittelnde Verstand; in ruhigen Zeiten blieben beide in leidlichem Vernehmen, aber in Zeiten der Aufregung überwältigten Sympathien und Antipathien alle bessere Einsicht. Da ward jenes Voltaire'sche Element in ihm überwiegend, d. h. seine Leidenschaft ließ die Geister des Witzes und der Satire spielen, um sich zu rächen, um zu verwunden, um endliche Zwecke zu erreichen, unbekümmert darum, ob der Witz auch mit der Wahrheit Hand in Hand ging.

Das eben ist der Hauptvorwurf, den man Börne machen kann, daß er in diesem Zustande der Leidenschaft

gegen alle bessere Einsicht blind ward, daß er die Wahrheit verleugnete, die objective Wissenschaft für klein und schwach hielt, nur den endlichen Zweck im Auge behielt und im Genügenlassen an der Güte der Gesinnung gegen die Güte der Mittel gleichgültig ward. Fern sei es von uns, hierher einzelne Paradoxen und Hyperbeln, die sich Börne erlaubte, ziehen und sie zum Beweise für unsere Beschuldigungen brauchen zu wollen. Äußerungen wie die vom Verbrennen der göttinger Bibliothek, vom Fortschicken der Könige, wenn selbst nur ihre Nase dem Volke nicht gefiel, u. dgl. m. sind das Allerunschuldigste in Börne's Schriften und nur ein Pedant kann Ärgerniß daran nehmen. Nein, nicht so in die Augen fallende, mehr verborgen liegende, aber durchgehende Züge und Ansichten sind es, welche jenen Vorwurf begründen.

Vor allen ist hier seine einseitige Ansicht der politischen Freiheit zu nennen, der er alle übrigen Güter des geistigen Lebens, alle höhere Freiheit, wissenschaftliche wie sociale, religiöse wie sittliche zu opfern bereit war. Dieses Abstractum der politischen Freiheit, das seine Leidenschaft sich gebildet, machte ihn gleichgültig gegen die übrigen Kreise der menschlichen Geistesthätigkeit und beherrschte ihn so, daß diese ihm nur als indifferente Mittel zur Erreichung seines Zweckes dienten. Will man den Beweis dafür? Gutzkow liefert ihn in Dem, was er über Börne's spätere Ansicht über die Religion und sein Verhältniß zu Lamennais sagt. Da heißt es S. 258:

Wenn Börne dem katholischen Principe in der Kirche vor dem lutherischen den Vorzug gab, so war es wol nur daher, daß dieses einst seine Stütze in den Fürsten fand, jenes einen eigenen Schwerpunkt anspricht und, wie die neuesten Zeiten genugsam beweisen, nicht scheut, den Großen der Welt zu missfallen. Börne würde sicher, hätte er die neuesten Ereignisse erlebt, in der Sache vielleicht für Preußen, in der Form wol für die Bischöfe gestimmt haben. Die neue sociale Bewegung der sogenannten jüngern Literatur, das Leben Jesu von Strauß, nahm er mit sehr getheilter Empfindung auf. Alles, was er gegen erste geschrieben und gegen letzteres gesagt haben soll, hat wol hauptsächlich den Rückhaltsgedanken, daß durch eine solche Wendung des Neuerungsgeistes die Sache der Freiheit verallgemeinert und der Widerspruch gegen die herrschenden Thatsachen auf ein Gebiet gespielt wird, wo über dem Streben nach dem Ganzen vielleicht das Einzelne verloren gehen könnte.

Ferner S. 263:

Richtiger ist der demokratische Gesichtspunkt, aus welchem Börne die berühmte Schrift Lamennais' (die „Worte eines Gläubigen") beurtheilte. Die Revolution war hier zur Pflicht der Religion gemacht; den Königen war die Anlehnung an die Bibel genommen;

und S. 268:

Börne's Artikel im „Réformateur" setzten die Gedankenreihe fort, welche Lamennais in ihm angeregt hatte. Er wog die politische Bedeutung der beiden christlichen Confessionen gegeneinander ab und kehrte, durch Heine's „Salon" dazu veranlaßt, auf das Zeitalter der Reformation zurück. Was er über Luther, die Fürsten und das Volk sagt, verräth den einseitigen politischen Standpunkt, von dem Börne sich nie trennen konnte und der ihn mitten in seinen religiösen Debatten so beherrschte, daß er wol äußerte: „Und doch ist es besser, wenn die Wahl sein sollte, lieber keine Religion als keine Freiheit zu haben." Von dem Satze ausgehend, daß die Wahrheit hienieden doch nicht gefunden würde und wir an Symbole verwiesen wären, schlug er die Irrthümer des Katholicismus deshalb höher an als die Philosopheme des Protestantismus, weil in jenem die Priester, als Stellvertreter der himmlischen Ordnung, dem Volke näher ständen wie hier.

Ist irgend etwas im Stande, uns den Grundgedanken, der Börne in seinen spätern Jahren ausschließlich beherrschte, deutlich zu machen, zugleich aber auch zu zeigen, wie ihm alles Andere an sich nichts, sondern nur insofern galt, als es seine Lieblingsidee förderte, so sind es diese Stellen. Die Idee der politischen Freiheit war bei ihm ganz fix geworden, und ihr zu Liebe wird derselbe Mann, der noch kurz zuvor geäußert hatte, daß ihn das Geld dauere, was ihn seine Taufe gekostet, zum Anhänger der religiösen Ansichten Lamennais'; ihr zu Liebe opferte derselbe Mann, der, wie Gutzkow berichtet, im vertraulichen Gespräche äußerte:

Ich glaube zwar nicht, daß die neuen Ideen ohne Blut ins Leben zu führen sind; aber daß im schlimmsten Falle Alle geopfert werden müssen, die eine abweichende Meinung haben, einem solchen Terrorismus widerstrebt mein Gefühl, und ich könnte nie die Ungerechtigkeit billigen, sonst vielleicht gute Menschen zu morden, weil sie anders zu denken und zu meinen wagen als ich. Robespierre und St.-Just meinten zwar, das Gefühl kommt in jenen Fällen nicht in Frage, sondern die Nothwendigkeit; allein damit nahmen sie den jesuitischen Grundsatz an, daß der Zweck das Mittel heilige. Ich muß bekennen, daß ich glaube, diese Nothwendigkeit könne nie existiren —

ihr zu Liebe opferte derselbe Mann seine religiöse Überzeugung auf, blos weil er in ihr kein so wirksames Mittel für seinen Zweck fand, und huldigte damit demselben jesuitischen Grundsatz, den er in den eben angeführten Worten so bestimmt verwirft. „Sonst vielleicht gute Menschen" hat er freilich nicht „gemordet, weil sie anders zu denken und zu meinen wagten als er"; dazu fehlt ihm die Energie der äußern Thatkraft; aber auf die leidenschaftlichste, ja oft boshafteste Weise gemishandelt, rücksichtslos seiner gewiß bessern Einsicht und seinen mildern Gefühlen geopfert hat er sie; zu einer religiösen Meinung hat er sich bekannt, die ihm seiner ganzen Entwickelung und Eigenthümlichkeit nach widerwärtig sein mußte. Wäre es nicht die Leidenschaft gewesen, die ihm zu diesem Verfahren den Impuls gab, man müßte ihn der Heuchelei beschuldigen; von einem Jesuitismus der politischen Freiheit, der zu Erringung derselben selbst die religiöse Unfreiheit als Mittel nicht verschmähte, der den Teufel des politischen Absolutismus durch den Beelzebub des geistlichen auszutreiben suchte; von diesem Jesuitismus, der seiner bessern innersten Natur ganz fremd war, durch den er mit sich selbst in den schreiendsten Widerspruch gerieth, ist er nicht freizusprechen. Nur eine fixe Idee, die ihn ausschließlich besessen hatte, konnte sein reizbares Gemüth bis zu einer Leidenschaftlichkeit steigern, die ihn zu den offenbarsten Ungerechtigkeiten hinriß.

Diese einseitige fixe Idee von politischer Freiheit bildet das πρωτον ψευδος, den Grundfehler von Börne's späterm Handeln, aus dem sich alle seine Übertreibungen, Verkehrtheiten, Ungerechtigkeiten ableiten lassen; sie gibt aber auch zugleich den Maßstab für Börne's moralische Beurtheilung. Der tiefste Vorwurf, den man ihm machen kann, ist nicht gegen seine sittliche Würde, gegen

seine innerste Gesinnung gerichtet, sondern gegen seine Einsicht; ja, man muß anerkennen, daß nur bei der Kraft, die das Bewußtsein reiner und edler Gesinnung verleiht, ein Irrthum zu solchen Ausartungen, die immer das Gepräge der Überzeugungstreue haben, führen konnte. Ein Mann von geringerm sittlichen Kern würde nimmermehr einen Irrthum mit solcher Aufopferung und Rücksichtslosigkeit verfolgt haben. Damit soll nicht gesagt werden, daß Börne für diesen Irrthum nicht verantwortlich werde, im Gegentheil zeigt dieses Beispiel recht deutlich, wie ein intellectueller Fehler zum ethischen Fehler werden kann, für den das Subject immer verantwortlich bleibt; aber diese Verantwortlichkeit für den objectiven Fehltritt steht erst auf der zweiten Linie, auf der ersten bleibt die subjective Berechtigung der Gesinnung immer stehen.

Daß übrigens Börne's politische Ansichten, seine Ansicht vom Staat ziemlich oberflächlich und in der That nur die eines politischen Dilettanten war, ergibt sich auch, wenn es nicht schon durch die Folgen klar würde, aus seiner direct ausgesprochenen Meinung, sowie aus Gutzkow's eigenen Äußerungen. Nach Letzterm war Börne's Ansicht vom Staat ungefähr die des „Contrat social" Rousseau's, und an einer andern Stelle sagt er:

Die praktischen und politischen Ideen Börne's blieben auch damals immer dieselben. Er wollte ein einiges Deutschland, das von der Vielherrschaft seiner Fürsten dadurch befreit wäre, daß keiner seine Souverainetät dem Wohl des Ganzen gegenüber geltend machen dürfe. Er verlangte von Preußen, daß es seinen Schwerpunkt nicht in Rußland, sondern in Deutschland suche; er verlangte von Östreich, daß es seiner Politik des Stillstandes und seinen aufhaltenden Einflüssen auf die süddeutschen Höfe entsage; er verlangte von diesen selbst und von den Schirmherren, Östreich und Preußen, die freieste Entfaltung des constitutionellen Systems. Erst wenn für diese Hoffnungen sich durchaus kein guter Wille bei den Fürsten zeigen wolle, *dann* war ihm die Republik lieber als jede andere Verfassung, die dem Bürger nicht gestatte, für sein irdisches Wohlergehen nach freiestem Menschenrechte zu sorgen. Es ist kein Zweifel, daß dies Börne's politisches Glaubensbekenntniß von seiner praktischen Seite war.

Ist dies nicht die Ansicht des gewöhnlichen Liberalismus in Deutschland, im Grunde ganz gutmüthig und richtig, aber zu allgemein und zu wenig motivirt, um dem Vorwurfe der Trivialität und Oberflächlichkeit entgehen zu können? Am schlagendsten wird aber Gutzkow in Dem, was er von dem „denkwürdigen Einflusse Börne's *auf die politische Bildung* des deutschen Volks", von der „*überzeugenden* Klarheit seiner Auseinandersetzungen", von Börne's „politischen Ideen *organischer* Art" sagt, durch die fortwährenden Widersprüche in Börne's politischen Urtheilen und durch sein eigenes (Gutzkow's) Urtheil über das Wesen der „Briefe aus Paris" widerlegt. Wer erkennt wol in folgenden Worten Börne's den eraltirten Anhänger der Doctrinen der Julirevolution, den schwärmerischen Theilnehmer an den Bewegungen der Jahre 1830 fg. wieder?

Offen gesagt — schrieb Börne im September 1830 aus Paris — ich freue mich nicht über das revolutionnaire Wesen in Deutschland. Gewonnen wird doch nichts dabei; nichts durch Gewalt, denn die ist noch nicht auf Seiten des Volks; nichts durch Belehrung unserer Staatsmänner, denn die sind nicht zu bessern, und:

Diejenigen, welche für die Volkssouverainetät streiten, welches wünschenswerthe Gut erwarten sie von dem Siege? Soll Herrschaft sein, ist es besser, sie ist in den Händen eines Einzigen als in den Händen Vieler, besser, sie ist unwandelbar, als daß sie wechsele. Nähme das ganze Volk an der Regierung Theil, Mann für Mann, Seele für Seele: dadurch würde die Freiheit nicht gesichert. Es kann das Volk sein eigener Tyrann sein und es ist es oft gewesen —

könnte nicht diese ganze Stelle in dem „Berliner politischen Wochenblatte" stehen? Und Gutzkow endlich charakterisirt die „Briefe aus Paris" ganz treffend folgendermaßen:

Die beiden ersten Bände seiner Briefe geben über alle seine persönlichen Begegnisse auf der Reise und den Winter über in Paris den vollständigsten Aufschluß; denn sie sind ein Tagebuch, ein zusammengeheftetes Journal, eine Art Zeitschrift, die alle Reize und alle Nachtheile der periodischen Literatur vereinigt. Frisch, lebendig, aber auch voller Widersprüche und ohne eine andere Einheit, als die einer geistreichen, glühend hoffenden Persönlichkeit. Überhaupt ist der richtigste Gesichtspunkt, um Börne's sechs Bände pariser Briefe zu beurtheilen, der, daß man sie eine zusammengeheftete Zeitschrift nennt, mit allen Tugenden und allen Fehlern des Journalismus. Sie gaben Nachrichten, die nicht selten sehr begründet, nicht selten aus der Luft gegriffen sind; sie bauen Schlußfolgerungen auf, die schon vom nächsten Tage widerlegt werden; sie sind abgerissen im Styl, im Gedanken, sie wollen nichts sein als das Echo des Tages, aufgefangen in einer Menschenbrust, die vor Freude und Zorn, vor Liebe und Haß, vor Hoffnung und Verzweiflung zu zerspringen droht. Man ist in diesen wunderbaren Briefen nie auf sicherm Boden, man wandelt wie über glühende Kohlen; Irrlichter locken uns in finstre Moorgründe; freundliche weiße Engelsgestalten winken uns hinter den Büschen wieder heraus. Nicht einmal als Barometer der persönlichen Temperatur Börne's möchte man diese Briefe gelten lassen; sie sind eine *Zeitstimmung*, sie sind ein Daguerrotyp dreier fiebernder Jahre, hier zierlich das Kleinste wunderbar wahr treffend, dort Alles wie in schwarze Tusche verwischend, ohne bunte Lichtübergänge, schwarz und weiß, je nach der Parole des politischen Glaubensbekenntnisses.

Aber, wird hier jeder Unbefangene fragen, wie kann man einen Mann, dessen ganze Bedeutung in seiner Subjectivität und in der Äußerung derselben, nicht aber in der objectiven Gültigkeit seiner Urtheile und Ansichten liegt; einen Mann, der groß ist durch den originellen Zauber seiner Darstellung, durch den Glanz seines Witzes, das Ergreifende seines Humors, die Reinheit seiner Gesinnung, die Tiefe seines Gemüths, nicht aber durch die Tiefe seiner Einsicht, die Richtigkeit seiner Auffassung, das Umfassende seiner Erkenntniß und das Treffende seiner Aussprüche — wie kann man einen solchen Mann zum politischen Heros, zu einem socialen Reformator machen? wie konnte er seinen Beruf und das Misverhältniß seiner Kräfte zu dem Ziele, nach dem er strebte, so verkennen, daß er sich an einem Unternehmen versuchte, dem er offenbar nicht gewachsen war? Die einzige Antwort auf die letztere Frage liegt in dem reizbaren, für alles Hohe und Edle empfänglichen Gemüth Börne's bei mangelhafter materieller Befähigung zur politischen Thätigkeit. Börne fühlte seine subjective Berechtigung zum politischen Kampfe, merkte aber nicht, daß ihm die objective mangelte. So schuf er Werke,

deren politischer Gehalt sich nicht über das gewöhnliche Niveau erhebt, deren literarischer Werth aber unter der politischen Tendenz leidet. Ihre ganze Bedeutung liegt daher nur in ihrer Originalität, die sie zu einem merkwürdigen Documente für die Persönlichkeit ihres Verfassers wie für die Stimmung jener Zeit macht. Wir kommen hier auf die Behauptung zurück, Börne würde nach seiner Eigenthümlichkeit weit mehr für seinen Zweck, Erringung politischer Freiheit, geleistet haben, hätte er diese nicht zu seinem directen Ziel gemacht, und wäre er im Bereich der schönen Literatur geblieben und hätte er in seiner schönen Seele den Zügel gegen seine Leidenschaft gesucht, den ihm seine Einsicht gewähren konnte. Die Mauern unsers politischen Jerichos fallen nicht mehr vor dem Posaunenstoße der Leidenschaft, wie weiland die Mauern des palästinensischen; es bedarf der angestrengtesten ausdauernden Arbeit, nicht einer Begeisterung, die bei den ersten Widerwärtigkeiten in Mismuth übergeht; die Festung muß nach allen Regeln der Kunst belagert, Ausfälle abgeschlagen, die Mauern durch Minen untergraben, Gegenminen vermieden und erst, wenn Bresche geschossen ist, zum Sturm geschritten werden. Dies ist freilich mitunter langweilig, und wem blos das dramatische oder die allgemein menschliche Gemüthsbewegung, nicht das Interesse des Berufs dabei zum Impuls dient, wird bald verdrießlich werden und ermatten, ehe er etwas erreicht hat. Man vergleiche nur die Weise anderer bedeutender Männer, die ähnliche Tendenzen wie Börne verfolgten, und man wird erkennen, welches der eigentliche Beruf Börne's war, zugleich sich aber auch überzeugen, daß er durch Übernahme einer Aufgabe, der er nicht gewachsen war, seinen Beruf verfehlte. Börne wollte ein politischer Reformator werden und sank dadurch noch unter sein Niveau. Voltaire und Rousseau — um der übrigen anregenden Geister des sogenannten philosophischen Jahrhunderts zu geschweigen — wurden dies in der That; aber welch andere Wege schlugen sie ein; wie wenig suchten sie unmittelbar auf die Masse des Volks zu wirken, und um wie sicherer war ihre mittelbare Wirksamkeit. Freilich erst nach ihrem Tode traten die Folgen derselben augenscheinlich ins Leben; aber kann dies ihren Antheil am Werke der socialen und politischen Reform mindern? Wie ausgebreitet war nicht die Thätigkeit Beider! Neben Romanen, Schauspielen und andern belletristischen Werken verschmähte es der Eine nicht, eine Theorie des Staats aufzustellen und dem Erziehungswesen speciell ein Buch zu widmen; und erst die Thätigkeit des Andern! Da sehen wir neben dramatischen Werken satirische Gedichte, neben Romanen philosophisch-kritische Untersuchungen über die heterogensten Gegenstände, neben Pamphleten historische Werke, die, wie oberflächlich sie immerhin sein mögen, doch einer geistreichen Behandlung der Geschichte die Bahn brachen. Wir haben oben gesagt, daß Börne von den entgegengesetzten Eigenschaften dieser beiden Geister zu viel gehabt habe, um Das zu werden und zu leisten, was jeder von ihnen that; wir bleiben dieser Überzeugung treu, müssen aber hier noch hinzufügen, daß ihm hierzu auch noch eine Eigenschaft abging, die jenen Beiden gemeinsam war, nämlich die Energie der äußern Thätigkeit, d. h. jener Thätigkeit, welche nicht blos arbeitet, um einem gemüthlichen Bedürfniß zu genügen, sondern aus Lust am objectiven Schaffen. Jene essere Art zu schaffen war aber wesentlich die Börne's, der immer einer gemüthlichen Anregung, eines pathologischen Interesse zu seiner Thätigkeit bedurfte. Es kommt uns nicht von fern in den Sinn, dies zu tadeln; nur das tadeln wir, daß eine Individualität so mißbarer Art sich in eine Bahn warf, für die sie nicht geschaffen war. Noch deutlicher wird dies, wenn man die Schriften solcher Männer, die unmittelbar politisch wirksam waren, neben Börne's Arbeiten ähnlicher Art stellt. Welch ein unendlicher Abstand zwischen Sieyes' „Qu'est ce que le tiers état?", Paul Ludwig Courier's-Pamphleten und Börne's Aufsätzen in der „Balance", im „Réformateur" u. dgl.! Um nur bei dem Letztern stehen zu bleiben, der auch seiner Individualität nach mehr Berührungspunkte mit Börne darbietet, welche unermüdliche Ausdauer zeigt er nicht bei anscheinend vereinzelter Thätigkeit, welche durchgehende scharfe Dialektik in der losen Form des Flugblattes, welche berechnete Mäßigung neben scheinbarer Licenz, welche Ruhe in seinem treffenden Witz! Wie schlagend und durchdringend war aber auch die Wirkung, die er bei seinen Zeitgenossen hervorbrachte; wie nachhaltig sein schriftstellerischer Ruhm, da selbst seine Feinde ihn für unübertrefflich als Pamphletisten anerkennen mußten! Ein anderer Vergleich mit zwei spätern Pamphletisten, von denen Börne dem einen sogar befreundet war, Cormenin und Lamennais, läge noch näher, wenn es des weitern Beweises bedürfte, zu zeigen, daß Börne für diesen Beruf der praktische Sinn abging, der sich in den trockenen Stoff zu vertiefen und ihn klug zu seinen Zwecken bei aller Erregtheit des Gemüths zu verarbeiten versteht. Neben diesen Menschen, die bei aller leidenschaftlichen Wuth echt französisch noch hinreichend den berechnenden Verstand zu bewahren wissen, kommt uns Börne wie ein nordischer Berserker vor, der, seiner nicht mehr mächtig, in blinder Wuth Feinde und Freunde trifft und gerade da am meisten sich verfährt, wo er einmal seine Sympathien und Antipathien hinter die berechnende Klugheit zurücktreten läßt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Über „The interdict, a novel, by Mrs. *Steward*" sprechen sich die englischen Journale fast ohne Ausnahme sehr anerkennend aus. „Diese Erzählung", sagt das „Monthly chronicle", „entwickelt eine große Gewalt in der Schilderung der Leidenschaften und des individuellen Charakters und ist auch glücklich in der Erfindung." Tait's „Edinburgh magazine": „Die Erzählung, abgesehen von ihren Verdiensten als Roman, zeigt intime Bekanntschaft mit den feinsten Schattirungen und verwickeltsten Punkten des ursprünglich irischen ländlichen Charakters." „Court magazine": „Die Verfasserin steht allein unter den andern irischen Schriftstellern des heutigen Tages, da sie Kraft des Pathos und Lebendigkeit in der sorgsamen Schilderung der Naturscenerie mit den niedlichen und komischen Gemälden, die gewöhnlich die Stapelwaare der irischen Erzählungen sind, zu verbinden weiß. Diese Übergänge verleihen der Novelle eine magische Färbung" u. s. w. S.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 38. — 7. Februar 1841.

Börne und seine jüngsten Schilderer.

(Fortsetzung aus Nr. 37.)

Noch einmal, wir wollen Börne damit keinen Vorwurf machen, daß er nicht gewesen ist wie Jene; es wäre thöricht, Trauben zu lesen von den Dornen und Feigen von dem Weinstock; aber daß er dies selbst verkannte, daß er sein reizbares Gemüth in politischen Kämpfen aufrieb, ohne mehr als der immer nach neuem begierigen Menge einen vorübergehenden Kitzel zu bereiten; daß seine blinden Anhänger das Verfehlte in seinen Werken über das Vollendete setzen, dies wollten wir rügen. Jedem dagegen, der Börne seiner wahren Eigenthümlichkeit nach auffaßt, in ihm Das sieht, was er wirklich war, von diesem Standpunkte aus seine vortrefflichen Leistungen anerkennt und seine verwerflichen mit Milde aus jener Eigenthümlichkeit zu erklären und zu entschuldigen sucht, werden wir mit Freuden beistimmen und gern für Börne gegen seine Feinde die Nachsicht gelten lassen, die Gutzkow für Goethe gegen Börne S. 109 mit ebenso viel Einsicht als Billigkeit in Anspruch nimmt; eine Stelle, die man mit vollem Rechte folgendermaßen umwenden könnte:

Erst in der heftigen Aufregung, welche die pariser Briefe bei ihrem Erscheinen erregten, ließ sich die Kritik zu offenbaren Ungerechtigkeiten hinreißen. Sie verwandelte Das, was man an Börne bedauern muß, in offenbar Hassenswürdiges; sie machte aus Dem, was Börne dem ganzen Verlauf seiner Bildung nach nicht leisten konnte, Etwas, das er seiner ganzen Natur nach nicht leisten wollte.

Desgleichen müssen wir der Vergleichung Börne's mit Swift, die Gutzkow S. 307 fg. anstellt, im Wesentlichen unsere vollkommene Beistimmung geben; diese Parallele ist, bis auf den Punkt, wo Börne Leidenschaft abgesprochen und „immer würdevolle Ruhe" zugeschrieben wird, ganz treffend; treffender als alle andern, die man mit Börne versucht hat. Nur ist es unbegreiflich, wie Gutzkow nach dem oben angeführten Urtheile über Börne's „Briefe aus Paris" und nur zwei Seiten vor jener Parallele mit Swift sagen kann:

Wenn es die Aufgabe unserer Literatur sein sollte, sich in eine encyklopädische Thätigkeit zu zersplittern und nur noch die Thatsachen der Geschichte und des Völkerlebens widerzuspiegeln, dann würde Börne für diese Richtung werden, was Goethe für die schöne Literatur aus rein formellem Gesichtspunkte ist. Aber auch selbst dann, wenn die Literatur sich einer speculativern Begründung ihrer Principien unterordnen sollte, würde Börne seine Stellung als Vertreter des reinsten Ausdrucks unmittelbarer Verstandeswahrheit, eine Stellung von großer supplementarischer Bedeutung, behaupten. Oder, was das Wahrscheinlichste ist, wenn die deutsche Literatur sich vereinfachen und ihre gegenwärtige Anarchie von künstlerischer Formenschönheit beschworen werden sollte, selbst dann wird Börne sich erhalten; denn, ob er gleich nicht Dichter war, so wußte er doch die Stoffe der Dichtkunst weise zu sichten. Er empfiehlt diejenigen Formen und Behandlungsweisen, die dem Volke verständlich sind; er vertritt der ästhetischen Selbstgenügsamkeit den Weg und fodert, daß der Dichter sich dem Ideale, nicht das Ideal seiner Eitelkeit opfert. In allen diesen Beziehungen, mag die Zukunft nun das Schicksal unserer Literatur entscheiden, wie es die Musen wollen, hört Börne's Zusammenhang mit ihr nicht auf. Seine Schriften stecken unserer Literatur kein Ziel auf; aber sie werden ein Weg bleiben, den sie nicht wird umgehen dürfen, um zu irgend einem zu gelangen.

Die beiden ersten Annahmen verkennen auf der einen Seite das eigenthümlich Tüchtige an Börne, das weder mit encyklopädischer Thätigkeit, noch vorzugsweise mit der Verstandeswahrheit etwas zu thun hat, während sie ihm auf der andern Seite nebst den Schlußworten eine ungemessene Bedeutung geben; viel richtiger scheint uns die dritte Behauptung. Nicht minder muß es befremden, wenn Gutzkow Börne mit Lessing vergleicht, in der Art, wie Letzterer sich anregend und umwälzend zur Literatur verhielt. Man kann ein großer Verehrer des Erstern sein, ohne ihn für einen Reformator oder gar Revolutionnair in der Literatur zu halten; vor allen Dingen, was hat er denn umgebildet und umgestoßen? Bei Lessing fällt es in die Augen. Andere übertriebene Behauptungen Gutzkow's, wie z. B. Börne habe seinen Überzeugungen nie den Geschmack geopfert (was gleich zwei Seiten darauf vom Gutzkow selbst widerlegt wird); oder Börne's Witz sei immer wohlgezogen gewesen; er habe sich bei der Bilderstürmerei gegen Goethe nie vom Fanatismus gegen Goethe fortreißen lassen (während Gutzkow die Seite darauf das Gegentheil sagen muß); er habe endlich seine Gegner nie auf Kosten der Wahrheit noch ihrer persönlichen Stellung angegriffen u. dgl. m., bedürfen keine Rectification, da jede Seite aus Börne's „Briefen aus Paris" sie berichtigt.

Noch einen Ausspruch Gutzkow's über Börne müssen wir speciell anführen, da er mit dem ganzen Bilde vom Charakter des Letztern, wie es aus Gutzkow's Buche selbst hervorgeht, unvereinbar ist. Derselbe sagt nämlich S. 219:

Börne's politischer Grundgedanke war der, daß ihm die Gleichheit noch höher stände als die Freiheit. Börne hielt diese Überzeugung für so tief in der Menschenbrust begründet,

daß er daraus den Grund herleitete, wie Napoleon die Franzosen fast zwanzig Jahre hindurch beherrschen konnte, Napoleon nahm ihnen die Freiheit, aber er ließ ihnen die Gleichheit. Er schaf zwar einen neuen Adel, aber Jeder konnte in ihn aufgenommen werden. Die Franzosen hatten zwar keine andern Rechte mehr als das eine, Soldat zu werden und sich für den Kaiser erschießen zu lassen; aber wenn dies Recht mehr für eine Pflicht angesehen werden sollte, so traf sie als solche Alle. Eine Sklaverei wird leichter vergessen, wenn Niemand von ihr ausgenommen ist.

Hätte Gutzkow in diesem Ausspruche über Börne Recht — was wir zu des Letztern Ehre nicht zugeben können —, so müßten wir zugestehen, daß Alles, was wir über die reinen Gesinnungen, die tiefe Gemüthlichkeit Börne's u. s. w. gesagt haben, nichtige Phantasien seien und daß sein Charakter ebenso niedrig wie seine Einsicht gewesen sei. Denn kann man sich eine gemeinere Ansicht als die oben ausgesprochene denken? Freilich bildet sie die Grundtendenz aller revolutionnairen Bewegungen in Frankreich und einen Grundzug im Charakter des französischen Volks, wird aber darum um nichts lobenswürdiger, sondern wirft nur einen um so grellern Schatten auf das angebliche Streben der Franzosen nach Freiheit. Worauf beruht denn auch diese Ansicht? Auf richtiger Erkenntniß vom Zweck des Staatslebens, vom Wesen wahrer Humanität, vom Ziel aller Civilisation unmöglich, ein einziger Vergleich von England mit Rußland und der Türkei in der neuern Zeit, von dem occidentalischen Kaiserthum des Mittelalters mit dem byzantinischen, von Griechenlands und Italiens Republiken mit den großen Despotien Vorderasiens muß das Gegentheil beweisen. Die ganze Geschichte liefert den Beweis, daß die wahre Freiheit auch nothwendig zur rechten und einzig möglichen Gleichheit führt, nicht aber umgekehrt; ja sie beweist ferner, daß sogar ein minderer Grad von Gleichheit neben größerer Freiheit der wahren Cultur förderlicher ist als vollkommene Gleichheit bei mangelnder Freiheit. Erkenntniß des Wesens der Dinge kann es also nicht sein, die zu jenem Ausspruch führen kann; die einzige Quelle desselben kann nur in einer gemeinen Gesinnung, in dem niedrigen Gefühl des Neides liegen, der lieber ein höheres Gut aufgeben läßt, damit nur der Andere an niederern Gütern mehr besitze. Einen solchen gemeinen Sinn, der in der ägyptischen Herrschaft Mohammed Ali's sein Ideal sehen müßte, können wir Börne unmöglich zutrauen; Leidenschaftlichkeit, oberflächliche Kenntniß, Einseitigkeit in Verfolgung der einmal vorgefaßten Meinung, ja sogar Liebllosigkeit im Urtheil, alles dies wollen wir ihm eher zutrauen als gemeinen Charakter und niedrige Gesinnung. Wahrlich, Gutzkow hat dadurch, daß er Börne den Gedanken zuschreibt: „Eine Sklaverei wird leichter vergessen, wenn Niemand von ihr ausgenommen ist", ihm eine größere Schmach angethan als irgend einer seiner wüthendsten Feinde. Hätte er Recht, so wäre der ganze Börne durch dies einzige Wort gerichtet.

Noch haben wir in unserm Aufsatz eine Anklage nicht berührt, die so häufig gegen Börne gemacht worden ist, wir meinen die Beschuldigung des Franzosenthums und des Hasses gegen Deutschland. In Betreff des letztern Vorwurfs stimmen wir gern in das Urtheil ein, was Gutzkow nach Menzel's Vorgang S. 220 u. 221 fällt; von dem ersteren aber können wir ihn unmöglich freisprechen und müssen eben in ihm die „als Krankheit zurückgetretene Liebe zum Vaterlande" erkennen. Wären nicht schon seine directen Aussprüche hinreichend, seine Gallomanie zu beweisen, so würden dies tausend kleine Züge thun, unter andern das immerwährende Bestreben, alle Schwächen der Franzosen zu bedecken, allen ihren Schattenseiten eine gute Seite abzugewinnen, ihre Lichtseiten um so mehr hervorzuheben, dagegen aber alles Deutsche auf die parteilichste, oft hämische Weise in den Hintergrund treten zu lassen. Am auffallendsten ist uns diese Parteilichkeit in Börne's französisch, also für Franzosen geschriebener vergleichender Charakteristik Uhland's mit Béranger erschienen, und wir können nicht leugnen, daß uns dieser Zug der Gallomanie am widrigsten an Börne auffällt; es ist dies die einzige Seite, die uns an seinem Charakter fatal berührt. Bloßer Zorn gegen sein Vaterland ließe sich durch Leidenschaftlichkeit, durch Vorurtheil für das politische Leben der Franzosen, durch seine einseitigen Freiheitsideen entschuldigen; aber diese oft absichtliche Ungerechtigkeit gegen Deutschland auch in nichtpolitischer Hinsicht, die weiter geht, als irgend die Befriedigung der Leidenschaft fodern könnte *), jene Gallomanie, die wirklich in Franzosenleckerei übergeht, mit einem Worte, jener Mangel an Gefühl für die Ehre des Vaterlandes wird nicht blos ein Vorwurf gegen seinen Kopf, sondern auch gegen sein Herz. Mag es immerhin eine „Krankheit" sein; diese Krankheit kommt aus dem Herzen.

Wir wollen, um dies Gefühl, das uns hierbei beschleicht, deutlicher zu machen, Diejenigen, welche anderer Ansicht sind, gar nicht an das ganz entgegengesetzte Benehmen der Franzosen in diesem Punkte erinnern, denn unsere jungen Gallomanen scheinen Alles, nur nicht das point d'honneur in Sachen des Vaterlandes von den Franzosen annehmen zu wollen; nur auf eine Stelle aus Gutzkow's Buche selbst wollen wir aufmerksam machen, die, zwar ein anderes Gefühl — die Liebe des Vaters zum Kinde — über das der politischen Freiheit stellend, doch die klarste Argumentation gegen Börne's Vaterlandsverachtung enthält, da man mit dem größten Rechte die Vaterlandsliebe an die Stelle der Kindesliebe setzen kann. Die erwähnte Stelle befindet sich S. 113—115 und lautet folgendermaßen:

Wenn bei Börne Fälle eintraten, wo die Idee der Freiheit mit dem Geschmack collidirte, so wird man nicht zweifelhaft sein, daß er der ersten das Vorrecht einräumte. Er ging, wie man an dem vorigen Beispiel sehen konnte, hart daran; „aber", sagt er, „in einer wüsten, kahlen, menschenleeren Zeit greift das Herz nach jeder Nahrung, daß es sich nur fülle, daß es nur fortbestehe." Indessen gab es doch einen Maßstab, der ihm noch höher stand als der politische; das war der moralische (und unter diesen Maßstab gehört auch die Pietät gegen das Vaterland). Man verstehe mich recht!

*) Warum, fragen wir bei dieser Gelegenheit unter Anderm, hat Börne so viele Schmähungen gegen sein Vaterland in französischer Sprache geschrieben? Das Vorgeben, die Deutschen aufrütteln zu wollen, fällt hier ganz weg, und man wird dabei nur an jene unkindliche Handlung Ham's erinnert, die schon die Bibel brandmarkt.

Die moralischen Maßstäbe sind in Verruf gekommen, seitdem sie von der Pruderie und der Scheinheiligkeit angelegt wurden. Börne's moralischer Maßstab war ein weit höherer; es war das Maß des Gemüths und der Ehre (in Sachen des Vaterlandes wahrlich nicht). Das Malhonnette, Unhonorige war ihm tief verhaßt. Wir werden später, bei Entwickelung seines Charakters, auf diesen Adel des Herzens und eine ganz eigenthümliche Form, in der er sich bei ihm aussprach, zurückkommen; hier interessirt uns nur die Anwendung desselben auf seine Kritik. Börne verachtete z. B. den Schiller'schen „Wilhelm Tell". Dieser gepriesene Held der schweizerischen Freiheit war ihm schon in seiner Wage nicht nur ein Philister, sondern sogar ein schlechter, unedler Mensch. Börne konnte entschuldigen, daß Jemand für die Freiheit seines Vaterlandes vielleicht einen Mord beging, vielleicht einen falschen Eid schwor; aber er konnte nicht entschuldigen, daß Jemand, um Allen dienlich zu sein, sein Kind opfert. Daß Tell den Apfel vom Haupt seines Kindes schoß, empörte ihn: er ruft aus: „Tell hätte nicht auf seinen Sohn schießen dürfen und wäre aus der ganzen schweizerischen Freiheit nichts geworden!" Etwas Trübes liegt, genau geprüft, allerdings auch in dieser Ideenverbindung, doch hängt sie mit andern dunkeln Gemüthsstimmungen zusammen, die wir später entwickeln werden; wenigstens beweist dieser Ausspruch, daß Börne kein starrer Begriffsmensch war, kein kalter Terrorist, wie man ihn zu schildern pflegt, sondern ein sanftes Gemüth, dem die Liebe eines Vaters zu seinem Kinde noch höher ging als die Liebe zur Freiheit.

Warum, ist hier die ganz natürliche Frage, ging Börne nicht auch die Pietät gegen das Vaterland über die Liebe zur Freiheit? Heine sagt einmal bei Gelegenheit von unziemlichen Kritiken gegen Goethe, man müsse, wolle man diesen Heros angreifen, dies immer mit gezogenem Hute thun; wenn auf irgend etwas, so ist dies Wort auch auf die Angriffe aufs eigene Vaterland anzuwenden, sie dürfen nur mit Ehrerbietung geschehen. Man sagt zwar immer, Börne's Schmähungen seien im Grunde nur Zeichen seiner verdeckten Liebe zum Vaterlande; es ist aber doch eine sonderbare Art, Einem seine Liebe zu beweisen, wenn man ihm ins Gesicht speit und schlägt. Mit Recht erklärt sich Gutzkow mit kräftigen Worten gegen jenen blinden Franzosenhaß, der alle Anregung, die uns von jenseit gekommen ist, alle die Güter socialer und politischer Art, die Frankreich der civilisirten Welt erkämpft hat, verkennt; warum rügt er aber nicht mit ebenso kräftigen Worten Börne's Verkennen des eigentlichsten Wesens des deutschen Charakters? Verdient Deutschland bei seinen eigenen Kindern nicht dieselbe Achtung wie Frankreich? Wenn er sagt: „Börne hatte von jeher Frankreich in zwei Theile getheilt. Der eine war jenes eroberungslustige, geldsüchtige, übermüthige Frankreich, das die Freiheiten aller Völker würde mit Füßen getreten haben, wenn sich nur ein neuer Napoleon gefunden hätte. Der andere war ihm jenes Frankreich, das ihm die Bestimmung zu haben schien, die Frage unsers Jahrhunderts zu lösen", so hat er indirect damit ein hartes Urtheil über Börne gefällt; denn wenn Börne dies einsah, warum erklärte er sich nicht ebenso energisch gegen die destructive Tendenz und die Tyrannei, die Frankreich gegen andere Völker immer bewiesen hat, sobald es die Macht hatte? Es war dies eine Pflicht für ihn, um so mehr, als er nur dadurch der andern Tendenz Frankreichs rückhaltslos die ihr gebührende Anerkennung verschaffen konnte. Nur durch unbedingtes Verwerfen jener ersten Richtung konnte er sich die Berechtigung erwerben, von ihr zu Gunsten der andern zu abstrahiren. Darin liegt aber seine Ungerechtigkeit, daß er in abstracto recht gut jenes doppelte Frankreich kannte, in concreto es aber nicht gelten ließ, sondern blos die belle France feierte. Es ist schade, daß Börne nicht mehr lebt; der gegenwärtge Augenblick könnte ihm den Beweis ad hominem liefern, daß jene selbstsüchtige, freche, alles Recht und Billigkeit verachtende, nur in äußerer Größe sich gefallende Tendenz im Charakter der Franzosen beiweitem mehr ihre innerste Natur ist als jener kosmopolitische Anflug, der so viele gemüthreiche Menschen verführte.

Doch genug hiervon. Wesentlicher für die Beurtheilung des Börne'schen Charakters ist es, sich über die Ursachen dieser sonderbaren Erscheinung einer in Haß verkehrten Liebe zum Vaterlande klar zu werden. Die Einen sehen den Grund davon in Börne's jüdischer Herkunft, welche ihm nie ein eigentliches Vaterland und folglich auch das innige Gefühl für dasselbe habe gewähren können; die Andern klagen Börne's boshaften Charakter an; die Dritten endlich sehen darin nur eine mit Bewußtsein vorgenommene Maske. Der ersten Meinung kann man entgegenstellen, daß Börne so durch und durch von allem jüdischen Particularismus frei war, so ganz in der modern-christlichen Weltanschauung lebte und mit seinem Wesen in ihr aufging, einen so durch und durch unjüdischen Entwickelungsgang in seiner Geistesbildung genommen hatte, daß von den unterscheidenden Merkmalen des jüdischen Charakters so gut wie nichts in ihm wahrzunehmen war. Lieferten selbst seine Schriften vor 1830 nicht in jeder Hinsicht den schlagendsten Beweis für diese Ansicht, so würde die sentimentale Reizbarkeit in seinem Charakter, die Verehrung Jean Paul's und seine Neigung zum Humor und dem beschaulichen Leben, sowie seine Abneigung gegen alles eigentliche Geschäftsleben hinreichen, jene erste Meinung zu widerlegen. Höchstens könnte man jene gallige Bissigkeit und Verbitterung, die er oft zeigt, seiner Geburt zuschreiben; aber auch dieser nur insofern, als sie ihn mit Verhältnissen in Conflict brachte, die einen Christen nicht berührt haben würden, nicht aber, als ob sie seinem Charakter an sich ein jüdisches Gepräge verliehen hätte. Hätte Börne dieses gehabt, er würde ganz anders gegen die ihn drückenden Verhältnisse sich benommen, ganz anders seine Freiheitsideen verfochten haben. Die pariser Briefe und alle seine spätern Schriften sind in dieser Beziehung fast noch beweisender als seine frühern. Nie würde ein echter Jude mit solcher Unklugheit, Unbesonnenheit, Unkenntniß der materiellen Verhältnisse, solchem Mangel an Berechnung, solcher Rücksichtslosigkeit, aber auch solcher Uneigennützigkeit und Selbstaufopferung blos für eine fixe Idee, für ein ideales Gut aufgetreten sein. Börne schrieb nicht so, weil er Jude war, sondern trotzdem, daß er als solcher geboren war. Die zweite Anklage verdient, nachdem Gutzkow uns das innerste Wesen von Börne's Gemüth so schön dargestellt, keine Widerlegung. Die dritte Meinung endlich wird durch eben dieselbe Charakteristik widerlegt; einer sol-

chen Berechnung und consequenten Verstellung — wenn auch zum besten Zwecke — war Börne's in sich lebendes Gemüth und sein nicht vom Verstande, sondern vom Gefühle beherrschter Charakter nicht fähig. Wie wenig findet sich überhaupt in Börne's sämmtlichen Schriften, was über den unmittelbaren Gemüthserguß hinausgeht, was durch etwas Anderes als die Subjectivität seines Urhebers seinen besondern Werth erhielte. Börne war so durch und durch in seiner Unmittelbarkeit befangen, daß es ihm absolut unmöglich gewesen wäre, auf die Dauer anders zu erscheinen, als er war. Eben dieses befangene Gemüthsleben Börne's, die durchaus subjective Richtung seines Geistes, nebst der eigenthümlichen, fast weibischen Reizbarkeit seines Charakters war es, die mit seiner oberflächlichen kosmopolitischen Weltansicht zu jener Erscheinung der Gallomanie allein und auf ganz natürlichem Wege führte. Diese Weltansicht theilte Börne mit tausend und aber tausend Deutschen, und sie war in ihm auf dieselbe natürliche Weise, durch den politischen Entwickelungsgang unsers Vaterlandes, durch die bewegenden Zeitereignisse und die herrschenden Zeitideen entstanden wie bei jenen: es war der gewöhnliche Liberalismus, wie er seit dem Befreiungskriege in verschiedenen Nuancen in ganz Deutschland herrschte. Daß er in so vielen andern Geistern ganz andere Früchte trug und nur in dem einzigen Börne die Erscheinungen hervorbrachte, die wir kennen gelernt haben, lag allein daran, daß die Andern keine Börne waren, daß sie eben nur die abstracte Ansicht mit Börne theilten, keineswegs aber die übrigen Eigenschaften seines Charakters — gute wie schlimme — mit ihm gemein hatten.

Eben diese Eigenthümlichkeit des Börne'schen Charakters und jene einmal von seinem Geist vorgefaßte kosmopolitische Ansicht sind die beiden Hauptfactoren, aus denen sich sein Haß gegen Deutschland und seine Vorliebe für Frankreich entwickelte. Sein Geist mußte ihm nothwendig in Frankreich das Land der Verheißung für seine Ideen erkennen lassen und es zum Ausgangs- und Zielpunkt aller seiner Hoffnungen machen, während die Treue seiner Gesinnung, wie die nervöse Reizbarkeit seines Charakters, die Begeisterung seines Gemüths, wie die Verbitterung seines Herzens seinen Witz, seine Satire, seinen Humor bis zu der Leidenschaftlichkeit steigerten, die jenen Ideen in den pariser Briefen ꝛc. ihre eigenthümliche Form gab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Johannes Stegmaier, Schultheiß in Magenheim. Ein biographischer Beitrag zur Sitten- und Rechtsgeschichte im schwäbischen Volke. Stuttgart, Krabbe. 1840. 8. 1/3 Thlr.

Ein nützliches, praktisches Büchlein, recht eigentlich aus dem Leben geschrieben. Johann Stegmaier, ein einfacher württembergischer Landmann, sittlich erzogen und kräftig an Seele und Leib, seines Handwerks ein Wagner, hatte von 1809—15 mit Auszeichnung unter den Truppen seines Landesherrn gedient, worauf er sich dann als Bauer in seiner Heimat niederließ. Seine Tüchtigkeit machte, daß er Obmann des Bürgerausschusses und 1819 zum Schultheiß in seinem Geburtsorte gewählt wurde. Hier entwickelte er in der Handhabung der Policei, in der Verwaltung der Gemeindehaushaltung und in der Sorge für die Gerechtigkeitspflege, soweit dieselbe ihm als Schultheiß zustand, eine so gesegnete Thätigkeit, wirkte so nützlich für Kirche und Schule und stand in so hoher Achtung bei seinen vorgesetzten Behörden, daß sein Name selbst nach seinem Tode (1833) den besten Klang behielt. Von dem „Schulzen im Wald" sprach das Volk noch lange hinterher. Auch sogar der Undank, welchen er erfuhr, und die Anfeindungen, welchen in einer kleinen Landgemeinde von Seiten unverständiger Bauern ein Vorstand ausgesetzt ist, können Solchen, die in ähnlichen Verhältnissen stehen, lehren, wie der tüchtige Mann durch Consequenz und Rechtlichkeit doch über sie Herr zu werden versteht. Das Büchlein verdient Allen, die sich für Verbreitung von Volksschriften interessiren, bestens empfohlen zu werden. H.

Notiz.

Die zweite allgemeine Versammlung für das J. 1840, welche die Geographische Gesellschaft zu Paris im vergangenen December hielt, war von vielem Interesse. Der Baron de Las Cases berichtete über seine neue Reise nach St.-Helena und theilte auch einige geologische Beobachtungen über den Boden der Insel mit, der nur zum Theil als vulkanisch betrachtet werden darf und dessen Umfang den gegenwärtigen Umfang von Paris nicht übertrifft. Über eine andere Stätte des kaiserlichen Exils, über die Insel Elba, verbreitete sich Hr. Roux de Rochelle. Derselbe hielt einen sehr interessanten und übersichtlichen Vortrag über die wichtigsten geographischen Entdeckungen und Reisen der jüngsten Zeit: über die Reise um die Welt, welche Dumont d'Urville auf den Schiffen l'Astrolabe und la Zélée in 38 Monaten vollbrachte und über des amerikanischen Offiziers Charles White Entdeckungen in den Südmeeren, welche mit denen Dumont d'Urville's concurriren. Abenteuerlicher war die Weltumseglung, welche das französische Fahrzeug Le Dunkerquois vollführte. Es segelte den 30. Mai 1839 von Frankreich ab, umschiffte das Cap Horn und ist bereits in Frankreich wieder angekommen. Das Schiff Venus, befehligt von Dupetit-Thouars und beauftragt, den Walfischfang zu beschützen, kam mit vielen scientifischen Beobachtungen zurück, von denen ein Theil auf 21 Karten verzeichnet ist. Der Engländer James Roß hat in einer Tiefe, bis wohin man noch nicht gelangt war, Sondirungen gemacht und wichtige Erfahrungen daraus gezogen. Im nördlichen Amerika sind bis über den Hafen Simpson hinaus Entdeckungen gemacht worden. Von den Landreisen sind zu erwähnen: Sercey's Gesandtschaftsreise nach Persien und die besondern Arbeiten eines von den Attachés, des Hrn. de Beaufort; die umfangreichere Reise der Herren Texier, La Bourdonnaye und La Guiche in denselben Gegenden, die Excursion des Grafen Caraman nach Palmyra, der neue Besuch des Hrn. von Abbadie bei seinen abyssinischen Freunden, die Auswanderung der 5000 Holländer, welche vor der englischen Herrschaft am Cap flüchteten und sich in das Innere zurückzogen, um dort eine unabhängige Republik zu stiften u. s. w. Er besprach auch in der Kürze die vorzüglichsten Werke, welche das Jahr 1840 auf dem Gebiete der Geographie entstehen sah, besonders die Werke, welche in Folge der französischen Occupation von Algier entstanden sind, des Capitains Carrette und Gaillard's Arbeiten über Algerien, die interessante Broschüre: „Abd-el Kader et sa nouvelle capitale", deren anonymer Verf., Hr. von Avezac, bei dieser Gelegenheit vom Berichterstatter verrathen wurde, u. s. w. Gabriel Lafond las einige Auszüge aus seiner 15jährigen Reise um die Welt, Felix Fiachenacker geistvolle, etwas romantische Erinnerungen an eine Ausflucht in die Barbareskenstaaten. Die Zeit erlaubte nicht, noch Hrn. Avezac zu hören, der über eine bisher noch unbekannte afrikanische Völkerschaft berichten wollte. S.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 39. — 8. Februar 1841.

Börne und seine jüngsten Schilderer.

(Fortsetzung aus Nr. 38.)

Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin, noch einige Bemerkungen über Börne's Verhältniß zur sogenannten jungen Literatur, zu der man ihn häufig gezählt hat, beizufügen. Insofern diese Literaten nicht auf streng wissenschaftlichem Wege, sondern durch unmittelbares Eingehen aufs und Ausgehen vom Leben zu wirken suchten; insofern sie ferner zu diesem Zweck besonders auf die Fragen, welche die Gegenwart bewegten, sich warfen und dabei vorzüglich das Moment der Subjectivität vorwalten ließen; insofern sie endlich zu diesem Behuf diejenigen Zweige der Literatur cultivirten, welche, den Übergang von der Poesie zur Prosa, von der Wissenschaft zum Leben vermittelnd, nicht eine so abgeschlossene Form verlangen wie streng wissenschaftliche oder künstlerische Schöpfungen — insofern man dies für die charakteristischen Merkmale der jungen Literatur halten wollte, würde Börne allerdings zu ihr gehören; aber nicht er allein, sondern Unzählige vor und nach ihm, welche zu dieser Literaturschule zu rechnen noch Niemanden eingefallen ist. Jedermann wird nämlich einsehen, daß die eben angeführten Merkmale nur die äußere Form einer Gattung der Literatur angeben, die schon lange existirt und der verschiedenartigsten Entwickelung, je nach der geistigen Substanz, die in ihr waltet, fähig ist. Fragen wir nun nach dieser positiven Substanz, der Grundansicht, der Gesinnung, die in den Werken der jungen Literatur waltet, so scheint es, als ob sie etwas ganz Unerfaßbares wäre, so schwer hält es, dem innern geistigen Gehalt nach etwas Gemeinsames in ihnen zu entdecken, und so sehr gehen sie jetzt ihrem innersten Wesen nach auseinander. Nur eine Zeit lang, in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrzehnds zeigte sich in ihnen eine gemeinschaftliche Tendenz, die durch den von Frankreich ausgegangenen Umschwung der socialen und politischen Verhältnisse angeregt, oder vielmehr ganz hervorgerufen war. Die Julirevolution mit den durch sie hervorgerufenen politischen, socialen, religiösen und philosophischen Ideen war es, die das principium movens der jungen Literatur bildete und ihr, so lange die in ihr ruhenden Gegensätze sich noch nicht scharf entwickelt hatten, den Schein einer gewissen Homogenität gab. In dieser äußerlichen Beziehung nun ist Börne wesentlich zu dieser literarischen Schule zu rechnen, denn keine Schriften sind wol mehr Kinder jenes Ereignisses als diejenigen der Börne'schen Werke, die am meisten Aufsehen erregten; und wie sehr sich auch sein Charakter von dem Heine's in jeder Hinsicht unterscheiden mag, in diesem Punkt stand er mit ihm auf gleichem Boden.

Die französische Farbe jener leichtern Gattung der Literatur überhaupt, die wir oben in der Kürze näher bezeichnet haben, ist eine Erscheinung, deren natürliche Erklärung zwar in dem ganzen Gange unserer politischen und socialen Entwickelung aufs einleuchtendste geschrieben steht, die aber Jeden, der die Bedeutung jener literarischen Sphäre und ihren Einfluß aufs Leben zu würdigen versteht, mit geheimem Schmerz erfüllen muß; denn durch sie wird das echte deutsche Volksleben nach und nach in seinem innersten Wesen alterirt und ihm ein Miasma eingeimpft, das mit der Zeit den ganzen Volkskörper inficiren muß, wenn nicht die Naturkraft zur rechten Zeit noch dagegen energisch reagirt und es auswirft. In der Poesie ist uns dies — Dank sei es Lessing, Klopstock und Goethe — gelungen; wird es auch in den Fächern der Unterhaltungs- und Tagesliteratur ꝛc., die am unmittelbarsten in das Volksleben eingreift, der Fall sein? Wir wollen es wenigstens hoffen, und es möge uns hier erlaubt sein, die bedeutendern unserer Literaten, Diejenigen, die genug eigene Kraft besitzen, um etwas Originelles zu leisten, aufzufodern, sich von der Bevormundung, welche die französische Belletristik und Journalistik noch immer auf sie übt, zu emancipiren. Wer an diesem, ins innerste Leben unserer socialen Literatur eingreifenden verderblichen Einfluß der französischen Literatur zweifelt, den verweisen wir auf den vortrefflichen Aufsatz über das deutsche Journalwesen, den Giehne in einem der diesjährigen Bände der „Deutschen Vierteljahrsschrift" veröffentlicht hat; er lese ferner unsere belletristischen Zeitschriften, um zu sehen, wie sie sich alle mehr oder weniger von dem Abhub der französischen Tafel nähren und ihren Lesern oft das erbärmlichste französische Gebäck auftischen, gegen das diese nur um deshalb keinen Ekel empfinden, weil ihre Magen und Gaumen seit Jahren an dieses Spülicht gewöhnt sind; er betrachte endlich die Barbarei in der Sprache*), die durch dieses fortwährende

*) Das non plus ultra in dieser Beziehung bietet in diesem Augenblick das officielle Organ des deutschen Bundes, die „Frankfurter Oberpostamtszeitung", deren Sprache aufs

Leben in französischer Anschauungs- und Ausdrucksweise eingerissen ist.

Wie selten endlich bekommt man selbst ein Originalerzeugniß eines unserer Literaten zu lesen, das nicht in französischer Auffassungsweise die Dinge betrachtet, aus französischen Kategorien seine Begriffe holt, in französischer Diction spricht, französische Zustände lobt, nach französischen Principien urtheilt, mit einem Worte durchaus in französischen Formen und Ideen sich bewegt. Wir sehen es wohl ein, daß es schwer ist, diesen Fesseln sich zu entwinden: das ausgesprochenere sociale Leben Frankreichs, die beiweitem größere Ausbildung und Selbständigkeit seiner darauf bezüglichen Literatur, sowie das Gewicht, welches ihm der Umstand verleiht, daß es sich einmal im Besitz der Herrschaft über das sociale Leben und dessen Literatur befindet, alles dies sind Hindernisse, die nur von einem Genie, oder durch das Zusammentreffen günstiger Umstände, oder endlich durch das Zusammenwirken bedeutender Talente zu überwinden sind. Börne wäre seinen geistigen Anlagen nach der Mann dazu gewesen, und doppelt ist es deshalb zu bedauern, daß Umstände wie Entwickelungsgang ihm nicht gestatteten, der Gründer einer eigenthümlichen deutschen socialen Literatur zu werden, wie Lessing der Gründer der deutschen literarischen Kritik wurde. Sein Humor, sein Witz, seine Satire, alle Vorzüge seines Styls und seiner Darstellung wären nebst der Tüchtigkeit seiner Gesinnung die trefflichsten Elemente zur Vollbringung jener Aufgabe gewesen, die er gewiß gelöst haben würde, wenn ihm nicht eine Hauptsache abgegangen wäre: bewußtes Durchdringen der deutschen Verhältnisse und Zustände, zu welchem er seinem Lebensgange und seiner Stellung nach nicht gelangen konnte. Dieses ist überhaupt der mangelhafte Punkt bei den meisten unserer Literaten, ganz im Gegentheil zu den französischen, welche an der Quelle selbst, im socialen Verkehr, ihr Volk und seine Zustände kennen lernen, während die deutschen ihre Kenntniß erst aus zweiter Hand, aus der geschriebenen Tradition, der Literatur, nehmen. Daher auch der große Einfluß der französischen socialen Literatur: sie gewährt ein vollkommenes, abgeschlossenes, lebensvolles Bild eines Nationallebens, dessen fertig überlieferte Formen sich der deutsche Literat mit leichter Mühe aneignen und in ihnen nachahmend schaffen kann, während es ihm, wollte er originell sein, die größte Mühe kosten würde, das eigene Nationalleben zu durchdringen und die dazu geeignete Form der Darstellung zu schaffen. Wollten unsere Literaten nur mit demselben Eifer — oder vielmehr mit größerm, weil die Aufgabe schwieriger ist — wie die französischen aus dem eigenen Nationalleben ihre Nahrung ziehen, statt sich mit dem schon im Magen der französischen literarischen Bienen verdauten Honig zu begnügen; wollten sie sich die Mühe nehmen, in eigenthümlich deutsche Verhältnisse und Zustände einzudringen, so würden sie eine andere Stellung und eine andere Wirksamkeit der Nation gegenüber erringen, als sie jetzt als Nachahmer der Franzosen besitzen. Eins ist hierbei nicht zu übersehen, wenn man nicht ungerecht gegen unsere Landsleute sein will, nämlich daß es den Franzosen bei ihrem concentrirten, scharf ausgesprochenen und offen daliegenden Nationalleben viel leichter wird, sich mit ihm in ein Verhältniß zu setzen, als dem Deutschen bei den verschwimmendern, zerstreutern und verdecktern Elementen seines Nationallebens. Die Aufgabe ist darum für den Deutschen schwerer, aber auch um so ehrenvoller; unlösbar jedoch ist sie nicht, das wird Der zugeben, welcher den Stoff kennt, welcher in diesem Bereich noch seines Bearbeiters wartet. Hierin gerade liegt der gerechte Vorwurf, der im allgemeinen der jungen Literatur zu machen ist, daß sie die Fragen des französischen Nationallebens aufgegriffen und verarbeitet hat, während sie die eigenthümlich deutschen bei Seite ließ. Nur auf ein — so viel Ref. erinnerlich ist, noch gar nicht hinlänglich hervorgehobenes und beachtetes — Verhältniß sei es hier erlaubt, beispielsweise aufmerksam zu machen, um zu beweisen, wie viel eigenthümlicher für die Bearbeitung fruchtbarer Stoff im deutschen Nationalleben verborgen liegt: wir meinen den Widerspruch, der zwischen der socialen und politischen Cultur auf entgegengesetzte Weise in der Aristokratie und Demokratie Deutschlands herrscht. Während wir einerseits französische Manieren, Gewohnheiten, Formen, Sprache durch das ganze gesellige Leben unserer höhern und höchsten Classen herrschen sehen, sind diese doch die geschworensten Feinde des ganzen politischen Lebens Frankreichs. Umgekehrt finden die französischen politischen Ideen den größten Anklang bei der Masse des Volks, das auf der andern Seite deutsche Sitte und deutsches Wesen treu bewahrt hat. Welche unendliche Menge verschiedener Erscheinungen sich aus dem Conflicte und den verschiedenen Combinationen jener einander entgegengesetzten socialen und politischen Factoren ergeben muß, liegt am Tage, und Roman wie Lustspiel, Kritik wie Schilderung, Pamphlet wie Journalistik würden reichhaltigen Stoff zur Verarbeitung in denselben finden.

Doch wir kehren von dieser Abschweifung in das Gebiet der sogenannten socialen Literatur, zu der uns das französische Element in Börne's spätern Geisteserzeugnissen veranlaßte, zu diesem zurück, um unsere oben ausgesprochene Ansicht über dessen Stellung zur jungen Literatur in aller Kürze weiter dahin zu bestimmen, daß, wenn er auch hinsichtlich jenes französischen Elements auf einem Boden mit jenem Kreise von Literaten stand, er doch in Betreff seiner Gesinnung und Ansicht, seiner Gefühle und Neigungen, seines Strebens und Wollens, also in Betreff des wahren sittlichen und geistigen Gehalts seiner Werke, von allen mehr oder minder verschieden, ja einer Nuance jener Schule, deren Eigenthümlichkeit eben in Abwesenheit

---

lebhafteste an den Deutschfranzosen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erinnert; da gibt es unter Anderm keine Obersten mehr, sondern blos Colonels; keine Nachweisungen, sondern Renseignements; selbst das deutsche „Dachboden" klingt nicht vornehm genug, es muß Grenier heißen; ja, kürzlich meldete besagte Zeitung sogar — um die Sprachbarbarei noch durch Unsinn zu krönen — mehre französische Pairs hätten im Pairsgerichtshofe „sich perhorrescirt"! Man ist versucht zu fragen, ob mehr Trägheit, oder Unwissenheit, oder Geschmacklosigkeit der Grund dieser zwecklosen Sprachmengerei ist? Wahrscheinlich alle drei zusammen.

aller Gesinnung, aller bestimmten Ansicht und alles sittlichen Gehalts besteht, geradehin in allem Wesentlichen entgegengesetzt war. Denn während Börne nie sich suchte und die eigene Persönlichkeit nie zum Zweck seines Handelns machte, war eben das Überheben des leeren Individuums, der Cultus des subjectiven Geistes, das Streben nach inhaltsloser Genialität das eigentliche Wesen des sogenannten jungen Deutschlands. Das Band, was Börne mit diesen Literaten vereinigte, war mehr ein negatives und äußeres als positives und inneres; die Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen und die daraus hervorgehende Sehnsucht nach einer Umgestaltung des socialen und politischen Zustandes hatten es erzeugt und die erschütternden Ereignisse des Jahres 1830 ins Dasein gerufen. So lange jene negative Stimmung und die Aufregung der Zeit fortdauerte, hielt es so leidlich zusammen; sobald die Zeiten aber ruhiger wurden und jene Sehnsucht in bestimmten Gestaltungen sich zu realisiren suchte, zeigte sich der Mangel eines einenden positiven Elements aufs deutlichste; Diejenigen, welche man als Glieder einer Schule ansah, geriethen untereinander in die heftigste Opposition, und wenn das Was schon ihnen nicht ganz deutlich war, so brachte das Wie noch größere Verwirrung hervor. Wir wollen hiermit nicht im geringsten einen Tadel gegen die sogenannte junge Literatur aussprechen und ihre Zerfallenheit etwa zum Thema einer Philippika gegen sie machen — der Tadel käme zu spät und könnte nur Die treffen, welche die verschiedenen Elemente, die durch äußere Umstände sich momentan zu einer Schule vereinigten, nicht ahnten und deswegen ein erkünsteltes Zusammenhalten einer natürlichen Befeindung vorzögen —: hier ist es uns nur darum zu thun, Börne's natürliches Verhältniß zu dieser Schule in seinem wahren Wesen anzudeuten, um sein späteres Misverhältniß zu einem bedeutenden Theil derselben zu erklären. Was Gutzkow's Buch anlangt, so könnte die Hervorhebung dieses Punktes bei einer Anzeige desselben ganz unmotivirt erscheinen, da es gar keine Veranlassung dazu gibt; für die Beurtheilung von Heine's Schrift ist er aber unumgänglich, da er den Schlüssel zu deren Verständniß gibt. Wir anticipirten diesen Punkt nur deshalb, um alles zusammen zu haben, was die objective Erscheinung Börne's betrifft; auf sie aber einzugehen, konnte uns nur Gutzkow's, nicht Heine's Buch Veranlassung geben.

Wir können die Anzeige von Gutzkow's „Leben Börne's" nicht schließen, ohne ihm für die gemessene Weise, in der er seiner schwierigen Aufgabe sich entledigt, sowie für das Licht, das er dadurch über Börne's Persönlichkeit verbreitet hat, unsern Dank zu sagen. Gutzkow ist derjenige von seinen ehemaligen Genossen, welcher bis jetzt am meisten durch Schaffung positiver Werke die Versprechungen, welche diese Schule machte, zu erfüllen gesucht hat; er am meisten zeigt in seiner literarischen Thätigkeit eine Fortbildung, welche, nicht einseitig auf dem frühern Standpunkt verharrend, durch spätere Leistungen die Schwächen der frühern vergessen macht und durch Entwickelung des frühern niedrigern Standpunktes zu einem höhern, wenigstens die subjective Berechtigung des erstern zu erweisen sucht. Möge er es daher nicht übel nehmen, wenn wir unsere Ansprüche an ihn mehr und mehr steigern und immer vollendetere Gestaltungen von ihm verlangen, in denen keine zufälligen Excurse, keine Ergüsse subjectiver Laune, keine willkürlich eingeschalten Nebenwerke, die mit dem Ganzen in keinem formellen Zusammenhange stehen, uns in dem Genusse desselben stören. Daß es Gutzkow an richtiger Auffassung, Scharfblick, treffendem Urtheil neben glücklicher Combination und geistreicher Darstellung in Allem, was gegebene Verhältnisse und empirische Erscheinungen betrifft, nicht fehlt, wenn er seine Subjectivität nur unbefangen zu erhalten weiß, dies zeigt auch das vorliegende Buch. Gern setzten wir, wenn uns der Raum nicht mangelte, einige Stellen her, die dies auf schlagende Weise bekunden, unter andern die die politischen Verhältnisse Deutschlands betreffenden S. 90 u. 92, und 116 u. 117. Überhaupt haben wir uns bis jetzt immer sehr gewundert, daß die meisten Literaten das Feld der historisch-politischen Wissenschaften so sehr vernachlässigen, da doch Politik und Geschichte der neuesten Zeit ihnen einen unermeßlichen Stoff liefern müßten. Daß die Censur nicht ein unbedingtes Hinderniß abgebe, dieses Feld zu bebauen, zeigt die Geschicklichkeit, mit welcher andere, nicht minder heikelige Gegenstände trotz der Wachsamkeit der Preßpolicei bearbeitet werden. Es bleibt daher nur zu vermuthen, daß das anhaltendere Studium des Materiellen, welches jene beiden wissenschaftlichen Gebiete erfodern, der Grund sei, weswegen sie bis jetzt von unsern Literaten so wenig ernstlich in ihr Bereich gezogen worden sind. An der Literaturgeschichte haben sie sich eher versucht; es würde aber wahrlich ebenso sehr der Mühe lohnen, unter andern die Complication der verschiedenen waltenden Elemente in der neuesten Geschichte Deutschlands, politischer, administrativer, juristischer, literarischer, socialer und materieller Art, ihr gegenseitiges Bedingen und die Resultate, die sich aus ihrer Wechselwirkung ergeben, klarer und geistreicher geschildert und gewürdigt zu sehen, als in unsern gewöhnlichen Geschichten geschieht, die einseitig nur das politische Moment zu berücksichtigen pflegen.

Bei dieser Erwartung nun, die wir von Gutzkow hegen, und bei dem Lobe, das wir dem Tone, der in seinem Buche waltet, im Ganzen haben spenden müssen, halten wir es gerade um so mehr für Pflicht, unser Erstaunen über den Ausfall gegen Gervinus S. 223 auszudrücken. Wir lassen die Frage, wie weit das Materielle der Gervinus gemachten Vorwürfe begründet sei, und ob diese in eine Biographie Börne's überhaupt gehören, ganz unerörtert: aber das glauben wir mit Recht behaupten zu können, daß die Persönlichkeiten, mit denen Gutzkow Gervinus überschüttet, nicht im geringsten zur Sache gehören und der Ton, in dem dies geschieht, Gutzkow's ebenso sehr als Gervinus' unwürdig sind. Unbegreiflich ist es in der That, wie Gutzkow, nachdem er persönliche Feinde von sich und Börne kurz nebenbei und mit Zurückhaltung berührt hat, nun auf einmal in einem langen besondern Excurs auf Gervinus, der Börne ganz und gar blos vom doctrinai-

ren, wenn auch einseitigen Standpunkt betrachtet hat, Gift und Galle speit, ihm vorwirft, daß er früher Commis gewesen und seinen Haß gegen Börne auf die Krähwinkeleifersucht zwischen Frankfurtern und Darmstädtern zurückführt, welche Letztere deswegen ein Gegenstand des Spottes bei den Erstern seien, weil sie den Buchstaben R nicht aussprechen können!! Es thut uns dies um so mehr leid, als Gutzkow's Gegnern durch solches Verfahren ein gerechter Vorwand zu Angriffen gegeben wird. Am meisten endlich verliert durch solches Verfahren die gerechte und scharfe Kritik an Gewicht, welche Gutzkow gegen das ähnliche — wenn auch in unendlichem Grade schlimmere — Verfahren Heine's gegen Börne richtet.

Wir sind hiermit an dem Buche des Letztern angekommen, um unser Urtheil über dasselbe abzugeben. In der That eine kitzliche Sache; denn man schwebt in der steten Gefahr, entweder den todten Börne oder den lebenden Heine zu verunglimpfen. Wir wünschten zu Heine's eigenem Besten, er hätte diese Schrift nicht herausgegeben, denn seinen Feinden kann sie nur schlagende Argumente gegen seinen Charakter wie gegen seine literarische Bedeutung liefern; seine Freunde aber werden sich gezwungen sehen, ihn ganz oder zum Theil zu verleugnen, um nicht als seine Mitschuldige angesehen zu werden, sodaß die Gegner Heine's gewonnenes Spiel bei der großen Masse haben und sie gegen ihn einnehmen werden, da große Unbefangenheit dazu gehört, nach dem Misbrauch, den Heine hier wieder einmal mit seinem großen Talent getrieben, noch seine echten Leistungen als solche anzuerkennen und nicht auch sie aus derselben unreinen Quelle abzuleiten. Und doch, wie sehr auch Heine in diesem Buche gefrevelt haben mag, es ist mehr das Erzeugniß einer grenzenlosen Eitelkeit, eines nichts achtenden Leichtsinnes als raffinirter Bosheit und berechneter Absicht. Gerade daß er sich selbst am meisten durch dasselbe schaden muß, daß er an seinem eigenen Talent sich dadurch am ärgsten versündigt, gerade dies beweist, daß es beiweitem mehr aus Kopflosigkeit als aus Böswilligkeit hervorgegangen ist. Wie dem aber auch sein und welche Motive dem Buche zu Grunde liegen mögen, Heine bleibt für das Thatsächliche in demselben verantwortlich und darf sich nicht beschweren, wenn Andere, die rigoristischer denken, nicht so rücksichtsvoll sind, seine Worte überall für vollwichtige baare Münze nehmen und für deren Richtigkeit und Gehalt den Verfertiger und Ausgeber derselben aufs strengste verantwortlich machen. Gutzkow gehört doch wahrlich nicht zu solchen Rigoristen, er pflegt gewiß nie nach der Elle gedankenloser Moral zu messen, er war nie parteiisch gegen Heine gesinnt und versagt ihm auch jetzt nicht die ihm gebührende Anerkennung — und doch, wie sieht er sich genöthigt, sich gegen dieses jüngste Erzeugniß von Heine's literarischer Thätigkeit zu erklären! Dem aufrichtigsten Verehrer Heine's möchte es schwer fallen, gegen das Urtheil, welches Gutzkow in der Vorrede seines Buchs über des Letztern Schrift ausspricht, etwas Erhebliches vorzubringen. Man lese „Heine über Börne" und urtheile dann, ob Gutzkow ihm zu viel gethan, wenn er sich unter Anderm folgendermaßen ausspricht:

Das überlang verzögerte Erscheinen dieses Buches erlaubte, daß ich erst noch die Schrift lesen konnte: „Heinrich Heine über Ludwig Börne." Sie ist vor einigen Tagen erschienen und scheint den Zweck zu haben, die in Deutschland herrschende verschönte Stimmung über den vielverkannten, ungestümen, aber edeln Todten wieder zu zerstreuen, meiner Biographie desselben im voraus jeden Glauben zu nehmen und um einem Namen, von dem allmälig der irdische Dunst des Vorurtheils sich zu verziehen anfing, wieder aufs neue einen Gestank von Persönlichkeiten zu verbreiten, der jede Beschäftigung mit ihm widerlich machen muß, sei's auch zum Theil auf Kosten Dessen, der diesen Unrath in die Öffentlichkeit auf seinen Schultern hineinträgt! Wer die Schrift von Hrn. Heine gelesen hat, und an Börne kein tieferes Interesse nimmt, wird sagen: Seht, da zerren sich die beiden undeutschen Menschen gegeneinander auf, der Todte an dem Verwesenden, der Jakobiner am Narren, die Revolution an ihren eigenen Excrementen! Diese Schrift des Hrn. Heine ist eine große Unannehmlichkeit für Börne, ein Unglück für Den, der sie schrieb, und fast ein Todesurtheil für die Sache, der Beide gedient haben.

Ich werde nie meine Feder eintauchen, um gegen Hrn. Heine zu schreiben. Wir tauchten sie ja in unser eigenes Blut! Es gibt viele Freunde der neuern Literatur, die es schmerzlich bedauern, daß unter den Gliedern derselben keine Einigkeit herrscht. Sie wollen für Ideen streiten, sagen sie, und schlachten sich der eigenen Eitelkeit! Ich weiß es, daß diese Selbstbefehdungen der jüngern Literatur den Feinden derselben ein großes Vergnügen gewähren und würde mich nie dazu verstanden haben, über Hrn. Heine auszusprechen, was ich über ihn seit Jahren empfinde. Aber hier gilt es einer höhern Pflicht. Er hat durch seine in ihrer Veranlassung ganz unerklärliche Schrift auf die Bahn, die mein Buch über Börne zurücklegen sollte, so viel Hindernisse gestreut, er hat auf die Region, in der sich mein Buch bewegt, so vielen widerlichen Hautgout ausgedunstet, daß ich gezwungen bin, im Interesse Börne's und seiner Freunde gegen ihn aufzutreten. Ohne Beziehung zu Börne hätt' ich Hrn. Heine's Buch bemitleiden können; als Biograph des Angegriffenen werd' ich es widerlegen müssen.

Deutschland wird nicht begreifen, was Hr. Heine mit seiner Schrift eigentlich bezweckte. Der Titel: „Heine über Börne", verräth allerdings deutlich, daß das ganze Buch der Selbstüberhebung gewidmet ist und der Gegenstand desselben das Axiom sein solle: Heinrich Heine geht doch über L. Börne, ein Axiom, das in lapidarer Kürze allerdings den Titel abwerfen kann: „Heinrich Heine über Ludwig Börne!" Aber warum bleibt diese Entscheidung nicht der Kritik, nicht den Zeitgenossen oder der Nachwelt überlassen? Wem sind die Rangstreitigkeiten nicht schon bei größern Namen, wie Schiller und Goethe, zuwider gewesen? Würde Goethe je ein Buch sich nur haben denken können: Goethe supra Schiller! Ich sage supra; denn daß Hr. Heine an de dachte, möchte ich zu seiner Ehre nicht glauben. Supra ist nur kindisch und eitel, de aber wäre lächerlich und anmaßend.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Als dem Könige Ferdinand von Spanien sein Geheimschreiber Quintana sagte: der König Ludwig XII. habe sich darüber beklagt, daß er ihn zweimal hintergangen habe, antwortete er: „L'ivrogne en a menti; je l'ai trompé plus de dix fois."

Der Papst Sixtus V. ließ ein prächtiges Gebäude aufführen, in dessen obern Stockwerken eine Bibliothek, in den untern ein Zeughaus sich befand. Dieses Gebäude hatte die Inschrift: Subjecit arma litteris. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 40. — 9. Februar 1841.

Börne und seine jüngsten Schilderer.

(Beschluß aus Nr. 39.)

Die Schrift des Hrn. Heine kommt in vieler Hinsicht zu spät. Zu spät — weil Börne todt ist und man solche Verleumdungen, wie sie hier gedruckt sind, nur von einem Lebenden sollte auszusprechen wagen. Zu spät — weil Börne's Grab längst so dicht mit der freundlichen, versöhnten Anerkennung der deutschen Nation bewachsen ist, daß die Brennesseln des Hrn. Heine auf dem geweihten Platze keinen Raum übrig finden. Zu spät — weil Hr. Heine die deutsche Nation wegen einer Frage beunruhigt glaubt, die uns diesseit des Rheins sehr gleichgültig ist. Hr. Heine weiß nicht, daß man sich jetzt in Deutschland mit den wichtigsten Erörterungen über Kirche und Staat, mit den Untersuchungen über Protestantismus und jesuitische Reactionen, über Preußens und Rußlands Zukunft, über hundert wichtige Culturfragen, nur nicht mehr mit seinen „Reisebildern" beschäftigt. Es hat etwas Rührendes! Hr. Heine ging vor zehn Jahren nach Paris und bildet sich ein, daß Deutschland noch immer auf Vollendung des Perioden harrt, den er gerade angefangen hatte, als sein Fuß das hamburger Dampfschiff betrat, welches ihn nach Havre transportirte. Er glaubt, wir knusperten noch immer an den kleinen Gedichten und Novellen der damaligen Taschenbücher, an seinem Streit mit Platen, an seinen Salonwitzen, an einem Bilde, das er von Hrn. v. Raumer brauchte und ähnlichen, großartigen Leistungen, von denen er (S. 363) sagt: „Meine Leistungen sind Monumente, die ich in der Literatur Europas aufgepflanzt habe, zum ewigen Ruhme des deutschen Geistes." Weil Hr. Heine glaubt, daß wir um diese Monumente wie die Zwerge noch immer mit staunender Bewunderung herumgingen, so hielt er eine Schrift über seine persönlichen Differenzen mit Börne für ein Unternehmen, dessen Erscheinung man nicht zu motiviren brauche.

Ob sich Hr. Heine für witziger, poetischer, unsterblicher als Börne hält, kann dem Biographen des letztern gleichgültig sein. Immerhin mag er ein Buch schreiben, dessen Thema in folgenden Worten (S. 240) ausgesprochen liegt: „Börne's Anfeindungen gegen mich waren am Ende nichts Anderes, als der kleine Neid, den der kleine Tambourmaitre gegen den Tambourmajor empfindet: er beneidete mich ob des großen Federbusches, der so keck in die Lüfte hineinjauchzt, ob meiner reich gestickten Uniform, woran mehr Silber, als er der kleine Tambourmaitre mit seinem ganzen Vermögen bezahlen konnte, ob der Geschicklichkeit, womit ich den großen Stock balancire, ob der Liebesblicke, die mir die jungen Dirnen zuwerfen, und die ich vielleicht mit etwas Koketterie erwidere!" Allein diese Schilderung der eigenen Liebenswürdigkeit, des „fetten Hellenismus" seiner schönen Gestalt, der Liebesblicke, die ihm die jungen Dirnen des Palais royal zuwerfen, mußte nicht auf Kosten eines Mannes geschehen, dessen sittliche und politische Bedeutung, publicistische Tiefe und römische Charakterfestigkeit, dessen schönes edles Gemüth und zarte Hingebung an Schmerz und Unglück, dessen Herz in allen seinen Lebensfunctionen ihn gegen Hrn. Heine als einen Riesen erscheinen läßt, der ganz ruhig die Hand auf die „europäischen Monumente" des Hrn. Heine legen und sagen kann: „Siehst du, ich bin doch größer als du!"

Hr. Heine erzählt uns seine Berührungen mit Börne. Er erzählt, wie er ihn gefunden, im seidenen Schlafrock, mit der Pfeife im Munde, schwerhörig, heute krank, morgen gesund. — Auch diese Beschreibungen sind zum Theil wahr, theils ergötzen sie, weil sie aus dem Bestreben hervorgehen, zu zeigen, daß Hr. Heine schöner gebaut, corpulenter, liebenswürdiger, kurz ein Mensch wäre, den man mit Börne gar nicht vergleichen könne. Mislich aber ist es mit den Äußerungen, die er Börne in den Mund legt. Diese füllen oft in einem Zuge mehr als sechs bis sieben Seiten. Sollte Hr. Heine schon vor zwanzig Jahren die Absicht gehabt haben, seine Memoiren zu schreiben und über die Äußerungen der Menschen, mit denen er umgeht, schon so lange Buch führen? Nein, es ist unmöglich. Diese langen Tiraden, die oft witzig, oft durch ihre Länge ungenießbar sind, kann Börne nicht gesprochen haben. Hr. Heine, der ein so schwaches Gedächtniß hat, daß er sogar Dasjenige, was ihm das Theuerste war, seine Grundsätze, mit der Zeit vergaß, Hr. Heine sollte den Kopfrechner Dase an Intensität des Erinnerungsvermögens übertreffen? Gegen die Echtheit dieser Diatriben müssen wir also von vornherein protestiren. Sie sind ohne Zweifel durch einen schlagenden Einfall Börne's angeregt, aber in dieser Form ohne Widerrede von Heine ebenso erfunden, wie die Reden, die Cornelius Nepos Imperatoren halten läßt, die auch größer waren als er.

Alle Welt wird mit mir darin übereinstimmen, daß Das, was Börne bei Hrn. Heine redet, ihn eben nicht im liebenswürdigsten Lichte erscheinen läßt. Nicht nur, daß er sich wie ein unsinniger Coupe tête in seinem politischen Fanatismus geberdet, er ist auch lasciv, gewöhnlich und nicht selten beinahe gemein. Diese Lüge in dem Buche des Hrn. Heine hat mich — nächst der empörenden Mishandlung eines edeln weiblichen Gemüths — am tiefsten gekränkt, um so mehr, als vielleicht Börne sich wirklich gehen ließ, wenn er mit der saloppen Gesinnungslosigkeit, der witzelnden Blasirtheit und dem bekannten bauchgrimmenden Ennui des Hrn. Heine zusammenkam. Wir sind Menschen und Börne war sogar ein guter Mensch. Wenn er in Hrn. Heine's Gegenwart manches Lascive und Triviale sprach, so that er aus Gefälligkeit gegen den Mann, der ihn besuchte. Er war zu gutmüthig, um Hrn. Heine eine andere Sprache vorzuschlagen, als welche dieser in seiner Unterhaltung gewohnt ist. Es sind wahrhaft häßliche Dinge, namentlich über Christen- und Judenthum, die Hr. Heine Börne in den Mund legt. Wenn sie nicht ganz erfunden sind, so beweisen sie nur, wie freundlich Börne in seinem Wesen war, wie wenig er den Streit liebte und mit wie zarter Aufmerksamkeit er Denen entgegenkam, die ihn besuchten. Womit sollte er Hrn. Heine unterhal-

ten? Er schätzte den jungen Mann, er setzte große Hoffnungen auf seinen Styl, er glaubte ihn aufmuntern zu müssen, und ging harmlos auf die albernen Talmudwitze ein, an denen Hr. Heine mehr seinen Humor genährt hat, als an unserm großen Jean Paul, den er in diesem Buche einen „confusen Polyhistor" nennt! Ja, um die Wahrheit ganz zu sagen, man muß wissen, daß zwei getaufte Juden von so lachlustiger Natur, wie Börne und sein Schatten, tausend Gelegenheiten finden, an den drolligsten Vorkommnissen innerhalb der Synagoge und des Ghettos ihren Witz zu üben. Es ist recht betrübend für mich, daß ich manchem Israeliten vielleicht weh thue, wenn ich bekenne, daß mir nichts Ungezügelteres vorgekommen ist, als wenn zwei jüdische aufgeweckte Köpfe sich gegenseitig in witzigen Einfällen zu überbieten suchen. Der arme Börne (Hr. Heine nennt ihn in seinem ganzen Buche nicht anders) ließ sich vor dem jungen Manne, der ihn besuchte, mehr als billig gehen und dieser benutzt jetzt dessen problematische Äußerungen, um über Börne einen häßlichen gelben Nebel zu verbreiten. Möchte diese Aufklärung des wahren Sachverhältnisses ihn von dem Andenken des trefflichen, gerade in seinem häuslichen Gespräche immer gewiegten und besonnenen Mannes für immer verscheuchen!

Der politische Theil der mit Börne gepflogenen Unterredungen des Hrn. Heine bezweckt, Ersteren als einen republikanischen Narren, Letztern als einen Royalisten, oder wie man es von den ausgesöhnten Legitimisten in Frankreich nennt, als einen Rallirten hinzustellen. Börne ist nach Hrn. Heine ein Sansculott, er dagegen nur ein philosophisch-gemüthlicher Beobachter des Laufes der Begebenheiten, Börne gehört zur Partei des Berges, Hr. Heine zur Partei des „Sumpfes". Ich habe die zahme, royalistische Widerrufspolitik des Hrn. Heine mit Vergnügen gelesen, denn sie läßt hoffen, daß man die Policeiactuarstelle, welche Börne früher in Frankfurt bekleidete, vielleicht ihm überträgt und ihm dadurch Gelegenheit verschafft, sich im Vaterlande von dem geringen Gewicht, das man noch auf seine Worte legt, selbst zu überzeugen. Allein man bedenke: die erwähnten Gespräche mit Börne sind alle zu einer Zeit gehalten, wo Hr. Heine selbst einer der unternehmendsten Jakobiner war, zu einer Zeit, wo seine Schriften mit der Marseillaise begannen und der Parisienne aufhörten; zu einer Zeit, wo seine Pamphlets nur verstümmelt erscheinen konnten, weil kein deutscher Druckherr wagte, seine Finger zum Aufbau all der staatsgefährlichen Mausfallen und Guillotinen, die in diesen Raisonnements drohten, herzugeben. Nun ist nicht zu leugnen (und mein Buch wird darüber mit Ernst und Aufrichtigkeit urtheilen), daß Börne in den Tagen nach der Julirevolution sich der Hoffnung auf einen gewaltsamen Umschwung der Begebenheiten mit rücksichtsloser Leidenschaft hingab; allein was ist edler, wahrer und redlicher: diese Ansichten auch innerhalb seiner vier Wände vertheidigen, oder sie, wie es bei Hrn. Heine der Fall war, nur zur interessantern Draperie seines Styles zu benutzen und nach einigen Jahren, in Hoffnung auf die frankfurter Policeiactuarstelle, sie als nie dagewesen leugnen? Das dritte Wort in Hrn. Heine's „Französischen Zuständen" ist die Tricolore, die Guillotine, das Ça ira u. s. w., bei Börne war es auch das dritte Wort in der Conversation. Gesetzt, sie wären Beide in einem betrübten Irrthum befangen gewesen, wer war redlicher, Börne oder sein Judas?

Hr. Heine hat die Absicht, die patriotischen Erhebungen seit 1830 als lächerlich hinzustellen. Große Anfänge, die klein enden, fodern leicht den Witz heraus. Allein auch hier muß der Spötter Berechtigung haben und Hr. Heine, der Jahre lang um die Gunst der republikanischen Partei in Paris buhlte, hat diese nicht. Wenn über das Mißlingen des hambacher Festes ein Mann von deutschem Gefühl, Sinn für Gemeinwohl, ein Freund gesetzmäßiger Freiheitsentwickelung frohlockt, so wird man ihm vielleicht mit getheilter Empfindung zuhören; allein Hr. Heine sollte ein Recht haben, die süddeutsche politische Bewegung, die Vorfälle in Rheinbaiern und das Associationswesen der deutschen Handwerker zu bespötteln? Er hat es einmal deshalb nicht, weil er früher seine Schriften mit den grellsten revolutionnairen Farben überpinselte, und zweitens auch darum nicht, weil ein Herz ohne Gefühl, ein Charakter ohne Stetigkeit, ein Streben ohne Gesinnung überhaupt nicht berufen ist, in ernsten Fragen, die das Gemeinwohl berühren, eine Ansicht für oder gegen auszusprechen. Wer so tief, wie Hr. Heine, im Irdischen, Materiellen, in der Blasirtheit des Jahrhunderts verkommen ist, dem kann nicht einmal das Frohlocken über eine gescheiterte Unbesonnenheit gestattet werden. Alle deutschen Ehrenmänner, die den Gang der Begebenheiten seit 1833 billigen, werden darin einig sein, daß sie nimmermehr zum Organ dieser Billigung Hrn. Heine wählen möchten. Der deutsche Sinn ist einmal so. Börne mit seiner Übertreibung steht uns immer noch ehrenwerther da, als Hr. Heine mit seinem Widerruf.

Die gänzliche Unfähigkeit unsers leidigen Gewährsmannes, sich in die Tiefe eines edeln Gemüthes zu versenken, beweisen die schnöden Trivialitäten, die Hr. Heine über die religiöse Stimmung, die Börne am Abend seiner Tage für vieles Gescheiterte tröstete, sich erlauben zu dürfen glaubt. Auch über diese Erscheinung werden nachstehende Blätter sich wahrer aussprechen, sowie denn überhaupt mein Buch auch die einzig als wahr annehmlichen Aufschlüsse über das Zerwürfniß zwischen Börne und Hrn. Heine enthalten dürfte. Hr. Heine hat der Wahrheit durch seine Schrift zuvorkommen wollen; aber ich denke, da jene nach der Lüge erscheint, wird ihm das Aufräumen der Gegnerin um so leichter werden.

Ich gestehe, daß ich für das Unterhaltende und Witzige in der Schrift des Hrn. Heine nicht unempfindlich bin. Er wird für das Formelle in seinen Büchern wenig so dankbare Leser haben, wie mich. Hr. Heine ist ein munterer Kopf, der, ohne wissenschaftliche Bildung, mit einer, weniger poetischen als poetisirenden Gabe ausgestattet ist, die ihm erlaubt, an den Dingen mehr Seiten wahrzunehmen, als sich der Beobachtung des Verstandes auf den ersten Blick darbieten. Weniger Poet, als poetischer Dilettant aus der romantischen Zeit, weiß er den Gegenständen seiner Beobachtung eine phantastische Appretur zu geben, die von einem angeborenen Sinn für das Naive, das Detail, das Unwesentliche, Specielle unterstützt wird. Ohne sittliche Selbsterziehung, von den Schmeicheleien seiner Umgebung früh gehätschelt, angewiesen auf Lebenserneuten, die er nicht zu säen brauchte, ein verwöhntes Kind der Familiencoterie, schlenderte er mit nachlässiger Indifferenz durch ein menschliches Dasein, das ihm der Zufall sanft genug bettete, blieb bei jeder Albernheit, die ihm das Leben der Straße bot, stehen und glossirte die Menschen, ihre Sitten, ihre Meinungen, ihre Schicksale, ihren Glauben. Nie hat Hr. Heine aus dem Kreise des kleinlichsten Egoismus heraustreten können, nie empfand er für das, „Was, wie Goethe sagt, der ganzen Menschheit zugetheilt ist". Zieh man ihn der Unwahrheit, nannte man ihn gesinnungslos, häufte man Vorwurf auf Vorwurf — es ließ ihn gleichgültig, wenn man ihm nur — den Witz einräumte! Und in der That, das Talent, sich im fernen Paris in eine dunkle, versteckte Stube einzuschließen und von dort aus über die Lächerlichkeiten von tausend Menschen, denen er im Leben begegnete, spottend nachzugrübeln: dies Talent besitzt er meisterhaft. So muß ich gestehen, hab' ich Vieles in seinem Buche über Börne belacht. Aber nun denke man sich, wenn man gezwungen werden soll, auf Kosten edler Menschen zu lachen! Wenn man mitten in einem spaßhaften Satze vor der beleidigenden Wendung desselben erschrickt und für einen Autor erröthet, der nicht mehr erröthen zu können scheint! Als ich von Hrn. Heine's Witz gebrandschatzt wurde, auch über Edle zu lachen, da war es mir, als bekäme man von einem Restaurant eine Fleischspeise mit pikanter, appetitreizender Sauce, striche diese mit dem Messer fort und würde dann plötzlich von einem infamen Faulgeruch angedunstet, den die Kapern und Champignons verdecken sollten, oder man nähme einen Bissen in den Mund und müßte ihn aus Schreck über ein langes, durchsichtiges, rothes Haar an der Gabel wieder fallen lassen!

Solche Schrecken bietet fast jede Seite der Schrift des Hrn. Heine dar.

Auch ohne meine Rüge wird man die Mishandlung einer edel gebildeten Dame, die Börne in treuer Anhänglichkeit ihr Leben gewidmet hat, empörend finden. Das Verhältniß Börne's zu Madame W. (es ist in meinem Buche thatsächlich dargestellt) gehört zu jenen schönen Begegnungen edler Seelen, die zum Glück der Dichter und Weisen nicht blos von ihnen nur zum Gegenstand ihrer Schöpfungen gewählt wurden, sondern die oft sie selber beglückten und ihnen ein einsames Dasein verschönerten. Ganz Frankfurt, hierüber gewiß competent, stimmt darin überein, daß Börne's Verhältniß zu Mad. W. ein ebenso wohlthätiges für den verlassen und einsam in der Welt stehenden Unverheiratheten, wie seiner Natur nach rein und sittlich war. Hr. Heine wahrlich sollte einer der Ersten sein, der das Poetische einer solchen Beziehung mehr als Andere zu würdigen wüßte. Statt dessen bringt er diese Dame an den Pranger der Publicität. Er entwürdigt ihr Leben, er bezweifelt ihre Sittlichkeit, er schändet sie mit der Lasciviät seines gemeinen Witzes. Eine Frau, die ihn durch nichts gekränkt haben kann, als durch ihre liebende Verehrung für Börne, ihr Gatte, der der dritte in einem Seelenbunde war, für dessen Verständniß die alltäglichen Begriffe unsers Lebens nicht ausreichen, alle diese Beziehungen werden hier von dem frechen Spott des Hrn. Heine besudelt, daß sie wie die Cloake eines ebenso unsittlichen Verhältnisses aussehen, als in dem Hr. Heine, Zeitungsnachrichten zufolge, selber leben soll. O wie tief ist die Würde unserer Literatur gesunken! Ein Schriftsteller, der sich einbildet, „europäische Monumente" errichtet zu haben, kann sich darin gefallen, kleine Kothhaufen aufzubauen, wie die Gamins der Straße! Wenn dieser zügellose Misbrauch der Presse fortfrißt, welches sittliche weibliche Gefühl wird nicht zittern vor einer Berührung mit Dichtern und Schriftstellern? Hingebungen, wie sie Goethe, Bürger, Tieck, Schlegel fanden, werden aus Furcht, öffentlich gebrandmarkt zu werden, aussterben und der Poet wird auch darin der ärmste werden, daß kein Frauenherz mehr seinem Frieden traut, und ihm, wie Hrn. Heine's, des großen Sittenrichters, Beispiel lehrt, nichts übrig bleibt als eine Wahl unter den Nachtvögeln des Palais royal.

Ich bin zu Ende. Hr. Heine schließt sein Buch mit einer von ihm schon abgenutzten Allegorie fast wie ein Testament. Er sagt: „Ich werde dick und fühle eine sonderbare Müdigkeit des Geistes." So wird auch bald, nach solchen Büchern, der schöne Ruhm, den er in der Literatur des Tages behauptete, sein Auge schließen und von Hrn. Heine nichts mehr übrig bleiben, als ein ödes, nur mit spärlichem Grün bewachsenes Gewesen! Börne's letzte Schrift zeigte ihn uns edler, verklärter als je. Selbst seine Feinde gewannen ihn lieb, als er sein letztes kleines Buch geschrieben und starb. Hrn. Heine's letzte Schrift aber zeigt ihn uns vollkommen in einer moralischen Auflösung. Börne war kein Dichter und schrieb wie ein Prophet. Hr. Heine affectirt, ein Dichter zu sein, und schreibt wie ein Gamin. Börne war nicht frei von Irrthümern, aber im Feuer seiner Überzeugung härtete sich ein stählerner Charakter. Hr. Heine schwimmt im Meer der Lüge und wird sich allmälig ganz verdunsten in das „goldene Nichts" der Eitelkeit. Börne stritt gegen die Lebenden und versöhnte sich mit den Todten. Hr. Heine fürchtet die Lebenden und erst, wenn sie sterben, bekämpft er sie. Börne griff seine Feinde an: Hr. Heine nur die Gattinnen und Freundinnen seiner Feinde. Börne stritt, als er noch lebte, gegen Hrn. Heine: Hr. Heine wartete und antwortete dann erst, als Börne gestorben war!

Zum Schluß möge es uns erlaubt sein, die Leser durch einige Heine'sche Ideen — komische Curiosa, mit denen Heine seine Leser zu regaliren und seine Gegner, die sie wirklich für Ideen, Vernunftgedanken halten, zu äffen nie unterläßt — aufzuheitern und sie für die Polemik, die sie bis jetzt mit anhören mußten, zu entschädigen. Wir meinen Heine's Theorien über Nazarenerthum und Hellenenthum, über die magern und fetten Leute, und über „die große Passion", hinsichtlich deren Heine sich folgendermaßen vernehmen läßt:

Wie in seinen Äußerungen über Goethe, so auch in seiner Beurtheilung anderer Schriftsteller, verrieth Börne seine nazarenische Beschränktheit. Ich sage nazarenisch, um mich weder des Ausdrucks „jüdisch" noch „christlich" zu bedienen, obgleich beide Ausdrücke für mich synonym sind und von mir nicht gebraucht werden, um einen Glauben, sondern um ein Naturell zu bezeichnen. „Juden" und „Christen" sind für mich ganz sinnverwandte Worte im Gegensatz zu „Hellenen", mit welchem Namen ich ebenfalls kein bestimmtes Volk, sondern eine sowol angeborene als angebildete Geistesrichtung und Anschauungsweise bezeichne. In dieser Beziehung möchte ich sagen: alle Menschen sind entweder Juden oder Hellenen, Menschen mit ascetischen, bildfeindlichen, vergeistungssüchtigen Trieben, oder Menschen von lebensheiterm, entfaltungsstolzem und realistischem Wesen. So gab es Hellenen in deutschen Predigerfamilien, und Juden, die in Athen geboren und vielleicht von Theseus abstammen. Der Bart macht nicht den Juden, oder der Zopf macht nicht den Christen, kann man hier mit Recht sagen. Börne war ganz Nazarener, seine Antipathie gegen Goethe ging unmittelbar hervor aus seinem nazarenischen Gemüthe, seine spätere politische Exaltation war begründet in jenem schroffen Ascetismus, jenem Durst nach Märtyrthum, der überhaupt bei den Republikanern gefunden wird, den sie republikanische Tugend nennen und der von der Passionssucht der frühern Christen so wenig verschieden ist. In seiner spätern Zeit wendete sich Börne sogar zum historischen Christenthum, er sank fast in den Katholicismus, er fraternisirte mit dem Pfaffen Lamennais und verfiel in den widerwärtigsten Kapuzinerton, als er sich einst über einen Nachfolger Goethe's, einen Pantheisten von der heitern Observanz, öffentlich aussprach. — Psychologisch merkwürdig ist die Untersuchung, wie in Börne's Seele allmälig das eingeborene Christenthum emporstieg, nachdem es lange niedergehalten worden von seinem scharfen Verstand und seiner Lustigkeit. Ich sage Lustigkeit, gaîté, nicht Freude, joie; die Nazarener haben zuweilen eine gewisse springende gute Laune, eine witzige eichkätzchenhafte Munterkeit, gar lieblich capriziös, gar süß, auch glänzend, worauf aber bald eine starre Gemüthsvertrübung folgt: es fehlt ihnen die Majestät der Genußseligkeit, die nur bei bewußten Göttern gefunden wird.

Auch nach Bornheim sind wir miteinander hinausgefahren, am Sabbath, um dort Kaffee zu trinken und die Töchter Israel zu betrachten... Es waren schöne Mädchen und rochen nach Schalet, allerliebst. Börne zwinkerte mit den Augen. In diesem geheimnißvollen Zwinkern, in diesem unsicher lüsternen Zwinkern, das sich vor der innern Stimme fürchtet, lag die ganze Verschiedenheit unserer Gefühlsweise. Börne nämlich war, wenn auch nicht in seinen Gedanken, doch desto mehr in seinen Gefühlen, ein Sklave der nazarenischen Abstinenz; und wie es allen Leuten seines Gleichen geht, die zwar die sinnliche Enthaltsamkeit als höchste Tugend anerkennen, aber nicht vollständig ausüben können, so wagte er es nur im Verborgenen, zitternd und erröthend, wie ein genäschiger Knabe, von Eva's verbotenen Äpfeln zu kosten. Ich weiß nicht, ob bei diesen Leuten der Genuß intensiver ist als bei uns, die wir dabei den Reiz des geheimen Unterschleifs, der moralischen Contrebande, entbehren; behauptet man doch, daß Mohammed seinen Türken den Wein verboten habe, damit er ihnen desto süßer schmecke.

In großer Gesellschaft war Börne wortkarg und einsylbig, und dem Fluß der Rede überließ er sich nur im Zwiegespräch, wenn er glaubte, sich neben einem gleichgesinnten Menschen zu befinden. Daß Börne mich für einen solchen ansah, war ein Irrthum, der späterhin für mich sehr viele Verdießlichkeiten zur Folge hatte. Schon damals in Frankfurt harmonirten wir nur im Gebiete der Politik, keineswegs in den Gebieten der Philo-

sophie, oder der Kunst, oder der Natur — die ihm sämmtlich verschlossen waren. Vielleicht entfallen mir späterhin in dieser Beziehung einige charakteristische Züge. Wir waren überhaupt von entgegengesetztem Wesen, und diese Verschiedenheit wurzelte am Ende vielleicht nicht blos in unserer moralischen, sondern auch physischen Natur.

Es gibt im Grunde nur zwei Menschensorten, die mageren und die fetten, oder vielmehr Menschen, die immer dünner werden, und solche, die aus schmächtigen Anfängen allmälig zur ründlichsten Corpulenz übergehen. Die erstern sind eben die gefährliche Sorte, die Cäsar so sehr fürchtete — ich wollte, er wäre fetter, sagt er von Cassius. Brutus war von einer ganz andern Sorte, und ich bin überzeugt, wenn er nicht die Schlacht bei Philippi verloren und sich bei dieser Gelegenheit erstochen hätte, wäre er ebenso dick geworden, wie der Schreiber dieser Blätter — „Und Brutus war ein braver Mann."

Da ich hier an Shakspeare erinnert werde, so ergreife ich die Gelegenheit, mich für eine alte Lesart zu erklären, die den Hamlet „fett" nennt. — Bedauernswürdiger Prinz von Dänemark! die Natur hatte dich dazu bestimmt, in glücklichster Wohlbeleibtheit deine Tage zu verschlendern, und da fällt auf einmal die Welt aus ihren Angeln, und du sollst sie wieder einnehmen! Armer dicker Dänenprinz! — —

Ich hoffe, es wird Niemand misdeuten, weshalb ich obige Particularitäten aus Börne's Privatleben hervorhebe. Sie sollen nur zeigen, daß es noch ganz besondere Mißstände gab, die mir geboten, mich von ihm entfernt zu halten. Das ganze Reinlichkeitsgefühl meiner Seele sträubte sich in mir bei dem Gedanken, mit seiner nächsten Umgebung in die mindeste Berührung zu gerathen. Soll ich die Wahrheit gestehen, so sah ich in Börne's Haushalt eine Immoralität, die mich anwiderte. Dieses Geständniß mag befremdlich klingen im Munde eines Mannes, der nie im Zelotengeschrei sogenannter Sittenprediger einstimmte und selber hinlänglich von ihnen verketzert wurde. Verdiente ich wirklich diese Verketzerungen? Nach tiefster Selbstprüfung kann ich mir das Zeugniß geben, daß niemals meine Gedanken und Handlungen in Widerspruch gerathen mit der Moral, mit jener Moral, die meiner Seele eingeboren, die vielleicht meine Seele selbst ist, die beseelende Seele meines Lebens. Ich gehorche fast passiv einer sittlichen Nothwendigkeit, und mache deshalb keine Ansprüche auf Lorberkränze und sonstige Tugendpreise. Ich habe jüngst ein Buch gelesen, worin behauptet wird, ich hätte mich gerühmt, es liefe keine Phryne über die pariser Boulevards, deren Reize mir unbekannt geblieben. Gott weiß, welchem ehrwürdigen Correspondenzler solche saubere Anekdoten nachgesprochen wurden, ich kann aber dem Verfasser jenes Buches die Versicherung geben, daß ich, selbst in meiner tollsten Jugendzeit, nie ein Weib erkannt habe, wenn ich nicht dazu begeistert ward durch ihre Schönheit, die körperliche Offenbarung Gottes, oder durch die große Passion, jene große Passion, die ebenfalls göttlicher Art, weil sie uns von allen selbstsüchtigen Kleingefühlen befreit und die eiteln Güter des Lebens, ja das Leben selbst, hinopfern läßt! Was aber unsern Ludwig Börne betrifft, so dürfen wir kühn behaupten, daß es keineswegs die Begeisterung für Schönheit war, die ihn zu seiner Mad. W. hinzog. Ebenso wenig findet das Verhältniß dieser beiden Personen seine moralische Rechtfertigung in der großen Passion. Beherrscht von der großen Passion, würden Beide keinen Anstand genommen haben, selbst ohne den Segen der Kirche und der Mairie, beieinander zu wohnen; das kleine Bedenken über das Kopfschütteln der Welt hätte sie nicht davon abgehalten ... Und die Welt ist am Ende gerecht und sie verzeiht die Flammen, wenn nur der Brand stark und echt ist, und schön lodert und lange ... Gegen eitel verpuffendes Strohfeuer ist sie hart, und sie verspottet jede ängstliche Halbglut ... Die Welt achtet und ehrt jede Leidenschaft, sobald sie sich als eine wahre erprobt, und die Zeit erzeugt auch in diesem Falle eine gewisse Legitimität ... 106.

Bibliographie.

Buek, J. G., Genealogische und biographische Notizen über die seit der Reformation verstorbenen hamburgischen Bürgermeister. Bey Veranlassung des Vereins für hamburgische Geschichte gesammelt. Mit Facsimile's der Unterschriften. Gr. 8. Hamburg, Meißner. 1840. 2 Thlr.

Conradi, K., Kritik der christlichen Dogmen nach Anleitung des apostolischen Symbolums. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 2 Thlr.

Das südwestliche Deutschland, seine Stimmung, seine Ansichten und Wünsche, in Beziehung auf die gegenwärtigen politischen Conjuncturen. Gr. 8. Karlsruhe, Müller. 1840. 15 Ngr. (12 Gr.)

Kiesewetter, R. G., Guido von Arezzo. Sein Leben und Wirken. Aus Veranlassung und mit besonderer Rücksicht auf eine Dissertation: sopra la vita, le opere ed il sapere di Guido d' Arezzo, von Luigi Angeloni. Nebst einem Anhange über die dem heiligen Bernhard zugeschriebenen musikalischen Tractate. Gr. 4. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1840. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Köhler, G., Zur Geschichte der Buchdruckerei in Görlitz. Eine Festschrift. 4. Görlitz. 1840. 10 Ngr. (8 Gr.)

Langenschwarz, M., Das todte Parlament. Gedicht in 130 Canzonen. Neue, wohlfeile Ausgabe. Gr. 8. Darmstadt, Dingeldey. 1840. 10 Ngr. (8 Gr.)

Meyern, W. F., Dya-Na-Sore, oder: Die Wanderer. 3te, vollständige Original-Auflage. 5 Bände. Gr. 16. Wien, Klang. 1840. 2 Thlr.

Morgenland und Abendland. Bilder von der Donau, Türkei, Griechenland, Ägypten, Palästina, Syrien, dem Mittelmeer, Spanien, Portugal und Südfrankreich. Vom Verfasser der Cartons. 1ster, 2ter Band. Stuttgart und Tübingen. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Müllem, G., Naturblüthen. Gr. 12. Düsseldorf, Stahl. 1840. 25 Ngr. (20 Gr.)

Nachtbilder aus dem Ritter- und Räuberleben und der Geisterwelt. 3tes, 4tes Bändchen. 8. Mergentheim, Neue Buch- und Kunsth. 1840. 15 Ngr. (12 Gr.)

Pistorius, H. A., Das christliche Leben in Liedern. — Der Wintertrieb. Gr. 12. Dresden, Naumann. 1840. 15 Ngr. (12 Gr.)

Der Prozeß Lafarge beleuchtet nach Preußischem Strafrechte durch J. D. H. Temme und G. A. Roerner. Gr. 8. Berlin, A. Duncker. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Rödenbeck, K. H. S., Tagebuch oder Geschichtskalender aus Friedrichs des Großen Regentenleben (1740—1786) mit historischen und biographischen Anmerkungen, zur richtigen Kenntniß seines Lebens und Wirkens in allen Beziehungen. 1ster Band. Enthaltend die Jahre 1740 bis 1759. Gr. 8. Berlin, Plahn. 1840. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Schliephake, T., Kaiser Heinrich der Vierte. Ein Trauerspiel. Gr. 12. Mannheim, Schwan u. Götz. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Serrius, F. C., M. Joachim Schläter, oder die Reformation in Rostock. Nach den Quellen bearbeitet. Gr. 8. Rostock, Schmidtchen. 1840. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Sölti, Der Religionskrieg in Deutschland. 2ter Theil. Des Krieges Fortgang und Ende. Auch u. d. T.: Elisabeth Stuart, Gemahlin Friedrich's V. von der Pfalz. 2ter Theil. Gr. 12. Hamburg, Meißner. 1840. 2 Thlr. 3½ Ngr. (2 Thlr. 3 Gr.)

Spahn, C., Frühlingsklänge. 2te Ausgabe. 8. Essenberg, Schöne. 1840. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Terrorius, E., Duo-Gesang zu N. Becker's Rheinlied. Gr. 8. Leipzig, Schreck. 5 Ngr. (4 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch. — Nr. 41. — 10. Februar 1841.

Quadriga. Von Ludolf Wienbarg. Vermischte Schriften. Erster Band. Altona, Aue. 1840. 8. 2 Thlr.

Quadriga! ein classisch lautender Titel, welcher eine nicht ungünstige Vorbedeutung für den Inhalt des Buchs sein dürfte, in dem vier Abhandlungen, dem ersten Anblick nach von sehr verschiedener Tendenz, nämlich: 1) „Das Studium der Alten", 2) „Geist der norwegischen Verfassung", 3) „Hanover und die deutschen Doctrinaire", 4) „Die Kunst und ihre Ausstellung", zu einer Buchseinheit verknüpft und zusammengejocht sind. Der Verf. selbst gibt im Vorwort eine Art Entschuldigung dieser Zusammenstellung von scheinbar Heterogenem und bittet, das Buch als vier zusammengebundene Flugschriften anzusehen. Indessen ist doch eine gewisse Einheit darin nicht zu verkennen, und wir finden diese angedeutet in dem Vorwort (S. XIV):

Durch die Politik erzielt man Männer, stolze und männliche Gesinnungen; durch Religion, Wissenschaft, Kunst, Poesie: Menschen, Sinn- und Ebenbilder des Höchsten. Und die Pfleger des Göttlichen sollen dafür sorgen, daß keine einzelne Richtung in sich erstarre, daß nicht dem Menschen der Bürger, der Jugend das Alterthum, der Natur die Kunst feindlich entgegentrete — daß die Welt im ewigen Flusse der Selbstverjüngung verharre. Seid aber, deutsche Götter, vor allem erst Männer!

Im Vorworte gesteht der Verf., daß er kein Politiker, kein Parteimann, kein Staatsmann und Demagog, auch nicht Philosoph und Gelehrter im strengern Sinne sei, wol aber zum Dichter und Künstler Anlage habe, obwol er noch Nichts im höhern Sinne geschaffen. Erst seit einiger Zeit habe er erkannt, daß Das, was ihm am meisten am Herzen liege, einer realen Unterlage im Volks- und Staatsleben bedürfe, seitdem habe er auch den Liberalismus, ohne sich für ihn zu enthusiasmiren, mehr schätzen, die Nothwendigkeit seiner Bestrebungen einsehen gelernt; doch aber habe er die politischen Aufsätze nicht als Advocat desselben, sondern als Dilettant der Geschichte geschrieben und gehalten. Sein Wunsch geht auf ein deutsches freies Bürgerthum; die politische Schule ist nothwendig, um Männer zu bilden, und Männer machen den Kern und Stamm eines Volks aus, dem dann die höchsten Blüten und Früchte der Humanität entsprießen sollen. Wenn der Verf. ebenfalls im Vorworte gesteht, daß er bei Besprechung der hanoverschen Angelegenheiten sich mit einem gewissen Spott über die ewigen nutzlosen Protestationen auslasse und wenig Respect vor einem „hohlen Rechtsbegriffe" an den Tag lege (unter welchem Licht ihm das Recht der hanoverschen Verfassung in der That erscheine), so kann man zwar recht wohl begreiflich finden, wie Einer jene Angelegenheiten trostlos und ennuirend nennen und sich mismuthig davon abwenden, aber nicht, wie ein Freund des freien Bürgerthums die Mittel geringschätzen kann, die zu einem von ihm selbst gutgeheißenen Zweck führen sollen, wie er die allein noch möglichen Manifestationen, ja vielleicht die letzten Zuckungen eines Geistes verspotten kann, den er kräftiger belebt wünscht. Man kann vielleicht in der Geschichte, aber man kann nicht in der Politik parteilos bleiben, oder mit einer solchen Parteilosigkeit wird man ein Doctrinaire — ein Titel, welchen Wienbarg den Anhängern des Grundgesetzes, und zwar nicht als einen Ehrennamen ertheilt. Doch wir gehen jetzt zu den einzelnen Aufsätzen über.

Der erste: „Das Studium der Alten" (S. 1—125), beschäftigt sich in sehr lebendiger und geistreicher Weise mit einem Gegenstande, welcher zu den Lebensfragen unserer Zeit gehört. Hätte es nur dem Verf., der in vielen Stellen ein großes Talent der Darstellung beurkundet, gefallen, seine Composition noch etwas zusammenhängender und klarer zu machen, seinen Styl noch etwas mehr zu reinigen und zu glätten! Doch der Eifer für die Sache mag das zum Theil entschuldigen. Die vorgetragenen Gedanken und Ansichten sind jedenfalls sehr beachtenswerth; große Schwierigkeit dürfte es indessen haben, selbst wenn man sich über die Grundsätze im Allgemeinen vereinigte, die Anwendung derselben und ihre Grenzen in der Wirklichkeit festzustellen.

Gegen die classischen Studien, oder freilich, wie man sagt, gegen das Übermaß und gegen eine falsche Betreibung derselben sind neuerer Zeit von drei Seiten her Einwendungen gemacht worden. Eine ängstliche Religiosität wollte die Grundlage der Bildung unserer männlichen Jugend nicht mit den Schriften der heidnischen Griechen und Römer gelegt wissen; nicht sowol gegen das Studium der classischen Sprachen erklärte sie sich, als vielmehr gegen die Nährung des jugendlichen Geistes mit den Vorstellungen und Gesinnungen nicht christlicher Dichter, Historiker und Philosophen, die man den Schülern

allzu unbedingt als Muster anpreise, deren Mängel man ihnen selten oder nie durch Vergleichung mit dem Maßstab und Standpunkt des Christenthums bemerklich mache, und die sie leicht verleiten, die Form über den Gehalt zu setzen. Die zweite Seite, von welcher her auf Einschränkung der classischen Studien gedrungen wird, ist, in verschiedenen Abstufungen, das Lager der Realisten, der Industriellen, der Männer der materiellen Interessen. In einem Zeitalter der Fabriken, der Eisenbahnen, der Handels- und Geldaristokratie gelte es hauptsächlich, den Jüngling mit positiven, unmittelbar fürs Leben brauchbaren, realistischen Kenntnissen auszurüsten, ihm die Welt der Gegenwart durch Erlernung der wichtigsten lebenden Sprachen zu öffnen, statt sein Gedächtniß mit todten Schätzen der Vergangenheit anzufüllen und ihn zu einem Fremdling im jetzigen Leben zu machen. Die Erwiderungen der sogenannten Humanisten nach beiden Seiten hin wollen wir übergehen; die Controverse ist ja vielfach durchgesprochen worden. Aber unter den Freunden der Humanität selbst auch erheben sich Gegner gegen die dermalige Betreibung der classischen Studien, und als Repräsentant dieser mag Wienbarg mit seinem Aufsatze gelten. Er sagt:

Warum müssen unsere Jünglinge ihre besten Jahre mit Erlernung jener todten Sprachen und jener Wissenschaften verbrauchen, welche auf abgestorbene Verhältnisse und Zustände sich beziehen? ... Durch welches Ziel und durch welche Erfolge rechtfertigt ihr die Summe von Zeit und Kräften, welche die sogenannten classischen Studien auf unsern höhern Bildungsanstalten verschlingen? ... Wo sind denn die Resultate dieser Studien? Was hat die Humanität durch sie gewonnen? ... sagen wir, Studien der Humanität sind solche, welche die geistigen und sittlichen Kräfte der Menschheit zeitgemäß fördern sollen: wie heißen denn die nachweislich auf solche Weise geförderten Männer der Gegenwart und der Vergangenheit, die Dichter, Philosophen, Redner, Feldherren, überall die productiven Talente, welche ihre Erfolge dem Studium des Alterthums zuschreiben müßten? Ich sage umgekehrt, es scheint Thatsache zu sein, daß die meisten Notabilitäten der neuesten Geschichte ... entweder gar keine, oder ziemlich mittelmäßige Philologen gewesen sind.

Mehre der ausgezeichnetsten Männer der neuern Geschichte werden als Belege aufgeführt: Luther, Shakspeare, Spinoza, Rousseau, Friedrich II., Kant, Napoleon, Schiller. Ein paar Ungenauigkeiten sind hier dem Verf. entschlüpft, welche wir, ohne den Vorwurf der Pedanterie zu fürchten, rügen müssen: Luther fertigte seine deutsche Bibelübersetzung nicht nach der Vulgata (wie Wienbarg sagt), sondern nach dem griechischen und hebräischen Urtext, was ihm allerdings sauer wurde, da er beide Sprachen erst später erlernte; auch erholte er sich vielfach bei seinen gelehrtern Freunden Raths; und das Lesen weltlicher Autoren überließ er nicht so ganz dem Erasmus und Melanchthon, man weiß vielmehr, daß er den Virgil und Plautus ins Kloster mit sich nahm. Auch der Satz: „daß Shakspeare, der Sohn des Leinwebers, kein Griechisch und Latein lernte, ist bekannt", bedarf einiger Berichtigung. Erstlich war Shakspeare's Vater Wollhändler, und sodann berichtet Ben Jonson, daß Shakspeare „etwas weniges Latein" verstand; ein eigentlicher Philolog war er freilich nicht.

Von andern ausgezeichneten Männern gibt der Verf. zwar zu, daß die classischen Studien einen überwiegenden Einfluß auf sie ausgeübt, von Winckelmann, Johannes v. Müller und Goethe, aber er behauptet, dieser Einfluß sei einerseits mehr „das Resultat einer entsprechenden Geisterbewegung" (unabhängig von den Studien des Alterthums) gewesen, andererseits aber sei dadurch vielleicht mehr verdorben als gut gemacht und gewonnen worden; „wie, wenn an Winckelmann, dem Antiquar, ein deutscher Rousseau verloren gegangen wäre! Ja, wenn Goethe selbst über den Propyläen des Alterthums seinen schönern Ruhm, Perikles und Propyläenerbauer der jungen Welt zu sein, eingebüßt hätte?" Durch die genannten Männer sei die im Eingang aufgeworfene Frage, wozu die classischen Studien nothwendig seien, keineswegs gelöst, und es wiederhole sich das Problem: durch welches Ziel und welche Erfolge sich die überwiegende Beschäftigung mit den classisch-philologischen Studien rechtfertigen lasse für jene Mittelstandsregion der Geister, auf welche doch einmal der Zuschnitt unserer Bildungsanstalten berechnet werden muß. Die Philologen, welche die Philologie um ihrer selbst treiben, werden als Richter in dieser Sache perhorrescirt; sodann wird auch die Behauptung, daß die classischen Studien die unerläßliche Vorbereitung für die Universitätsstudien seien, zu entkräften gesucht, durch die Erwägung einerseits, daß durch den Fleiß und die Gelehrsamkeit der bisherigen Zeiten die zur Vorbildung nöthigen, positiven Materialien alle gesammelt und angeschafft seien und nicht von jedem Einzelnen neu zusammengelesen werden müssen, und andererseits durch die Aussicht, daß in den unmittelbaren Lebenswissenschaften der Sieg des Geistes über die Materie immer entschiedener zu werden und eine völlige Reorganisation derselben nach einfachen Principien sich vorzubereiten scheine. Es sei die allgemeine Tendenz der jetzigen Menschheit, in ihrem Verhältniß zu Gott, Natur und geselligem Verein das bisherige, seit Jahrtausenden gesammelte und zur Abstrusität wissenschaftlicher Form verknetete Chaos endlich einmal durch die ewigen Marksteine der gesunden Vernunft zu begrenzen und den herrlichen Gottesgarten der Erde mit einigen wenigen, erhabenen und fruchtreichen Grundsätzen anzubauen. Der Verf. hofft auf innere akademische Revolutionen und Reinigungen, Medicin, Jurisprudenz und Theologie werden bald die fremden, unverdaulichen Stoffe ausstoßen und selbständige, nicht mehr hauptsächlich gelehrte Wissenschaften werden; auf heimischem Boden werden, früher oder später, Allen zugänglich, die Schätze der Wissenschaft liegen, und dann werde es den wirklich Berufenen gestattet sein, sich in freier Liebe, statt nothgedrungen, dem Alterthume zuzuwenden. Was aber sei von einem Erziehungssystem zu halten, das nur durch gelehrte Barbarei zur Humanität führe, oder führen solle? „Kein wahrhaft gebildetes Volk wird seine Muttersprache so verachten, daß es den Grund der Bildung in einer fremden Sprache legt." Nachdem Wienbarg sehr beredt und energisch die Opfer an Zeit, leiblicher und geistiger Gesundheit, Lebenssinn, Geistesfrische geschildert, welche das classische Stu-

dem Volke, obwol er den mannichfachen Gewinn anerkennt, den man, besonders in frühern Zeiten, im Mittelalter, daraus gezogen, kommt er zu der „tragischen Alternative, worein man uns versetzt, entweder das Alterthum oder die Jugend verderben zu lassen", und wenn es keinen Ausweg gebe, so ruft er dem Alterthum fahre wohl! zu. Den Ausweg aber, durch Übersetzungen die Bekanntschaft mit dem Alterthum zu vermitteln, verwirft er, weil dabei doch der eigentliche, ursprüngliche Geist der Originale verloren gehe. „Das Alterthum durch Übersetzungen erhalten wollen, heißt es aufgeben."

Aber, fährt er fort, kann man keinen ernsten, unmittelbaren Umgang pflegen mit den Geistern des Alterthums, ohne die drohende Gefahr, zum Pedanten oder Gespenste zu werden? Nein! das Alterthum trägt nicht die Schuld an der Unterdrückung der Jugend. „Seinem Geiste widerspricht die Sklaverei, die Entziehung der Mutterbrust unserer Sprache" u. s. w. Der gesunde Verstand, sowie der richtig gefaßte Geist des Alterthums stelle folgende Foderungen: 1) daß das Studium der alten Sprachen, wie gegenwärtig das der neuen, freigelassen werde; 2) daß die deutsche Muttersprache aufrichtig als die einzig wahre elementarische Basis aller niedern und höhern Bildung anerkannt; 3) die unfruchtbare und geisttödtende Pedanterie der bisherigen grammatischen Methode aufgegeben; und 4) nicht Knaben und Knäblein, sondern nur gereiftere Jünglinge dem Alterthum zugeführt werden.

Dabei stimmt Wienbarg zusammen mit der Foderung: den Geist des Alterthums müsse man studiren, und zwar, ohne es scheinen, vor allen Dingen den im Alterthum waltenden Naturgeist; aber den Naturgeist finden wir wol viel eher an den Brüsten unserer heiligen, alten Muttersprache wieder, als im Studium der Griechen, die ja auch nicht unmittelbar aus der Hand der Natur als Solche hervorgegangen; eine höhere Bedeutung aber habe der Geist der Kunst, welchen man die zweite Natur der Griechen nennen könne; „die Geschichte der Griechen entfaltete die ganze Menschheit und steht auf allen Punkten mit dem vollen Kreise des Menschlichen in Berührung". „Beschämung, Beispiel, Lehre, Aufmunterung finden wir im classischen Alterthum, und dies oder nichts sollen wir im Alterthum suchen." „Studirt die Alten, um jugendlich zu dichten und zu leben!" „Der Weg über Griechenland und Rom in die Gegenwart ist ein Umweg, aber ein Umweg, der sich lohnt."

Der Raum gestattet nicht, den ganzen Gedankengang des Aufsatzes zu verfolgen, und wir machen nur noch aufmerksam auf die anziehende Charakterisirung der drei Perioden der humanistischen Studien, der italienischen, der holländischen und deutschen. Der letztgenannten läßt der Verf. in vielen Punkten Gerechtigkeit widerfahren, macht ihr aber (mit einiger Übertreibung vielleicht, doch nicht ohne Grund) zum Vorwurf, daß sie an die Stelle des lebendigen und lebendig wirkenden Alterthums, an die Stelle der vollkommen erhaltenen, ganzen, imposanten Gestalten, gelehrte Systeme und Hypothesen, mit künstlichstem Scharfsinn und innerster gelehrter Dialektik restaurirte Torsos setze. „Es sind nicht die Alten mehr, denen man im Alterthum begegnet, es sind die Ansichten unserer Professoren über die Alten und über das Alterthum. Man sucht die Athener und findet Böckh; man sucht die Römer und stößt auf Niebuhr"; und dann wird ein Wort Goethe's angeführt, worin sich dieser über die Zerstörungen großer Thaten und Persönlichkeiten durch die historische Kritik beklagt. Der Aufsatz schließt mit den Worten: „Allen, die vom Alterthum mehr wissen als ein Schulknabe, und von ihm mehr wollen als ein Gelehrter, allen diesen widme ich diese Zeilen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Stillschweigen und die Zeichensprache in den Trappistenklöstern.

— — — Nein,
Was du zu reden hast, in dieser Welt!
Das Grab ist stumm!

Klopstock.

Ein solcher Zuruf verhallt als leerer Schall vor den Ohren der Trappisten, deren Sprache im Himmel ertönt und die folglich auf Erden verstummen müssen; denen Schweigen geboten ist, als wären sie allein und verlassen mitten in dieser Einöde, um auch durch diese Entäußerung ihre Selbstbeobachtung zu erleichtern. Für Menschen haben sie die Sprache verloren, um sie allein anzuwenden Gottes Lob zu singen. Stillschweigen in Betreff aller weltlichen Verhältnisse ist eines der Grundgesetze des Ordens, und selbst die ausbrechende Feuersbrunst müßte schweigend gelöscht werden. Abbé de Rancé behauptete, sprechen oder gotteslästern sei Dasselbe, sich bei diesem Urtheil auf die Worte der Bibel berufend: „Sedebit solitarius et tacebit."

Sieht man den Trappistenchor im Refectorium, so beängstet sich unwillkürlich die Meinung auf, in einer Gesellschaft kranker Taubstummer zu sein, die sich etwa im Lazarethgewande zusammengefunden hätten. Was sie einander mittheilen, geschieht durch Hand- oder Fingerbewegungen, ohne welche Einer von dem Andern wie durch unübersehbare Sandflächen getrennt wäre, und die noch schneller und weniger verwickelt sind als Sicard'sche, indem sie dadurch oft ganze Phrasen ausdrücken. So mancher Trappist, der in seiner Jugendzeit, voll irdischer Weltlust, eine schöne Hand an das Herz preßte und in ein noch schöneres Auge wonnetrunken sah, dem die innere Stimme aus süßer Erfahrung damals zuflüsterte:

Blicke sind beredte Zeichen,
Die an Kraft den Worten gleichen;
Blicke sind ein Alphabet,
Das die Liebe schnell versteht!

heftet jetzt sein Auge fest an den Boden, ohne auch nur seinen nächsten Mitbruder darin lesen zu lassen. Das Stillschweigen — so ist sein heutiger Glaube — demüthigt den Geist, zieht ihn allmälig von der Welt ab und bildet in dem Herzen eine wünschenswerthe Einöde. Durch das Schweigen wird viele Zerstreuung vermieden und immer mehr jener Zustand vorbereitet, welcher dergestalt mit Gott versöhnt, daß er den reuigen Sünder nicht minder in seine Arme nimmt, wie eine zärtliche Mutter ihr Kind trägt. Man muß verstummen, um den Wahrheit verkündenden Meister im Innern zu vernehmen, jene Stimme des Geistes, welche die Seele unserer Seele ist.

Nur bei der Selbstanklage im Capitel oder bei der Beichte wird den Mönchen das Sprechen gestattet; außerdem dürfen sie kein Wort verlauten lassen, weder den Namen Jesu, noch jenes düstere Memento mori! beim Begegnen, das ihnen irrthümlich zugeschrieben wird. Man hat Beispiele, wie sogar bei offenbarer Lebensgefahr viele Mönche ihr Stillschweigen nicht zu brechen wagten. So wird von einem Conversbruder erzählt,

daß ihn bei der Feldarbeit ein wüthender Stier zu Boden rannte und ihm die Hörner wiederholt in den Leib bohrte, ohne den Mönch dadurch zu bewegen, nach Hülfe zu rufen oder auch nur einen Laut von sich zu geben.

Und weshalb solches Grabesverstummen? Weil das geringste Gespräch dem Einsiedler Ideen ins Herz zurückrufen könnte, die ihn ehemals quälten und die er für alle Zeiten vergessen haben sollte, wenn Vergessen nicht noch schwieriger wäre als Verschmerzen. Das innerliche Gesammeltsein — so behaupten mystische Asceten — erweitert bei jeder, selbst bei der gottesfürchtigsten Mittheilung durch gesprochene Worte, und die eigentliche Stärke besteht im Schweigen, sowie in der Zuversicht auf Gott: in silentio et in spe erit fortitudo vestra. Wie wenig überhaupt haben Andere des Gesprächs ihrer Mitmenschen nöthig! Non est loquendum, sed gubernandum.

Da die Rede es nicht darf, so müssen bei den heutigen Trappisten bloße Zeichen eine Sprache schaffen, um dadurch die unvermeidlichsten Verbindungen des engen Zusammenlebens zu erhalten und gewisse Pflichten mit Ordnung und Einklang erfüllen zu können. Jene Zeichen sind seit Jahrhunderten in allen Klöstern, denen theilweises oder gänzliches Stillschweigen durch die Regel vorgeschrieben worden, ein und dieselben und keineswegs willkürlich nur für dieses oder jenes Convent bestimmt. Sie zeigen sich als Auskunftsmittel, wodurch der spanische Trappist den englischen, der französische den deutschen sogleich versteht. Überall, in allen Ländern, fordert man durch übereinkommende, gleichmäßige Gliedbewegung, was man theils bei der Arbeit und in der Kirche, theils beim Studium oder für den innern Klosterdienst bedarf; ja selbst für bloße Begriffe bestehen leicht faßliche Hand- und Fingerdeutungen als Verständnißbehelf, den unsere heutigen Taubstummeninstitute zunächst von den Trappisten entlehnt zu haben scheinen.

Hat der Mönch ein Buch zu fordern, so streckt er die linke Hand aus und berührt sie mit zwei Fingern der Rechten, als wollte er in einer Schrift blättern. Verlangt er das Missale, so fügt er dieser Bewegung noch ein Kreuzeszeichen bei, das dagegen auf die Stirn gemacht wird, soll man ihm die Evangelien geben, und auf die Brust, wenn er die Epistel wünscht. Nachdem das allgemeine Zeichen für jedes Buch gemacht worden, nach mit zwei Fingern ein Haar über dem Ohre anfassen, heißt die Ordensregel fodern; die Hymnen, wenn man den Daumen und den nächsten Zeigefinger in einen Kreis zusammenschließt; den Psalter, sobald die flache Hand so auf den Kopf gestützt wird, um eine Krone nachzuahmen. Jenes Buch, woraus die Nocturnen abzulesen sind, deutet man außerdem durch das Berühren der Kinnlade an, sowie das Antiphonarium durch das Beugen des Daumens in der Form alter Kirchennoten. Wer Brot verlangt, bildet durch den Daumen und die beiden nächsten Finger eine Rundung. Um Gemüsesuppe zu fodern, kreuzt der Mönch zwei Finger und zieht dann den obern schnell zurück, als wären Kräuter zu schneiden. Für den Käse werden beide Hände in Halbmondgestalt wie zum Käsepressen zusammengedrückt. Wer Milch will, saugt am kleinen Finger; der Wasser Verlangende schließt zuerst die Finger und reibt sie dann aneinander; Äpfel und Birnen heißt es, sobald alle Finger der Hand eine Rundung bilden.

Jedes Kleidungsstück, jedes Küchengeräth und Werkzeug hat sein besonderes Merk; aber nicht minder haben dies auch geistliche Würden und Zustände, wie etwa Apostel, Erzbischöfe, Märtyrer, Beichtväter, Äbte, Mönche, Kleriker, Chorherren, Laienbrüder und dann alle Klosterbeamten, d. h. der Prior, Unterprior, Schaffner oder Procurator, Gastmeister, Novizenmeister, Gärtner, Krankenwärter, Almosenier und Refectorist, der Speicheraufseher, Bibliothekar und Sacristan. Um bemerklich zu machen, daß ein Gegenstand unbekannt ist, wischt man die Lippen mit dem Finger. Wer gleichzeitig an Daumen und Zeigefinger kaut, deutet Essen überhaupt an; Trinken dagegen, wenn der gekrümmte Finger die Lippe berührt. Auch auf andere Genüsse, selbst die abwesenden und die verschiedenen Seelenempfindungen läßt sich hindeuten. Das Gute ist eine Handbewegung gegen das Herz; es will Verbergen sagen, wenn der Arm eine Hand bedeckt; bei Warm bläst man auf die Finger; bei Kalt heben sich die gebogenen Hände wie zum Wärmen empor. Die Augen mit der Hand bedecken, heißt Schande oder Unwissenheit; in die geöffnete Hand sehen, lesen verneinen, alle Finger ausgestreckt zeigen, den eingezogenen Daumen ausgenommen; fasten, den Mund mit fünf Fingern schließen; sehen, einen Finger auf das Auge legen. Nicht die Telegraphenbewegungen der Hand allein indeß sind für die Trappistischen bedeutungsvoll; auch die Miene des Refectoriums spricht in ihren Tönen eine Sprache, welche wenigstens von den Klosterbeamten verstanden wird. Zwei Schläge derselben rufen den Patrr Kellermeister, drei den Pförtner, vier den Koch, fünf den Kleiderbewahrer, sechs den Vorsteher des Refectoriums, während ein einziges anhaltendes Schellen dem Arzt oder Krankenwärter gilt.

Auf solche Weise bleibt demnach kein Trappist, selbst seinen Conventsbrüdern gegenüber, völlig ohne Gedankenaustausch; er weiß sich verständlich zu machen, ohne die Lippen zu bewegen, ohne seine Stimme erschallen zu lassen. Doch sogar eine Mittheilung dieser Art darf immer nur selten, nur in den allerdringlichsten Fällen stattfinden, weil man sich nicht zerstreuen soll, sondern alles Sinnen und Trachten ausschließlich auf Einen Gegenstand zu richten hat, auf das dunkle, zwar unerforschliche, aber zu ahnende Jenseits. Denn glücklich sind Diejenigen, die Gott von der Welt zurückgezogen hat und die in Stille und Einsamkeit, wie unter den Flügeln seines Schutzes, das Ende dieser Tage des Misgeschicks und der Unruhe erwarten! — — so denkt der gläubige Mönch.

Fast allgemein ist die Ansicht verbreitet, als ob solch trappistisches Stillschweigen zu streng sei; man behauptet, daß ein traulich mitgetheiltes Wort der geistigen Erbauung keineswegs schaden könne, ja einer bisweilen lächerlichen Pantomime vorzuziehen bliebe. Abbé de Rancé indeß, der Reformator des Ordens, den man überall als Mann von ebenso viel Geist als Frömmigkeit kannte und gelten ließ, urtheilte anders, und zwar unstreitig als gründlicherer Sachkenner wie die meisten seiner etwaigen Widersacher. Er wußte, daß ein nöthiges Wort zwar unnöthige herbeiführt, und daß es leichter ist, gänzlich zu schweigen, als rechtes Maß im Sprechen zu halten. Falsch wäre es übrigens, den bloßen Zeichen Nachtheile und Übelstände beizumessen, wie sie etwa das laute Wort anregt, indem die Unterredung durch Gliedmaßenbewegung weit weniger Reize und weit mehr Schwierigkeiten darbietet als jene einer lebendigen Sprache. Auch könnte der Mißbrauch mit einem Wörterbuche nicht weit getrieben werden, das absichtlich unvollkommen gelassen ist, da es nur Hauptworte hat und ohne Artikel, ohne Adjective und ohne Abwandlungen des Zeitworts seine Anwendung findet.

Die Ordensregel wurde jedoch nicht blos für geistige Erbauung und Beschaulichkeit eingesetzt, sondern auch für die materielle, wenngleich noch so spärliche Existenz der Klostergemeinde. Dies zugegeben, begreift es sich, daß einzelne Conventualen nothwendigerweise von der strengen Befolgung des Stillschweigens dispensirt werden mußten. Zu den sprechenden Mönchen gehören demnach außer dem Abte, der erste Superior, der nöthigenfalls mit Gästen und Religiosen reden darf, aber nicht aller Orten, weil in dem Capitel, in dem Refectorium, dem Schlafsaale, in der Kirche und dem Corridor oder Klostergange unverbrüchliches Stillschweigen herrschen muß. Ferner hat, wie mir gesehen, der Großmeister die Verpflichtung, sich zwar mit den Fremden zu unterhalten, nie aber mit den übrigen Conventualen. Es spricht der Hausschaffer theils zu Fremden, theils zu Handwerkern, wie es sein Amt erheischt, und endlich muß nicht minder der Novizenmeister das Wort ergreifen, da er die Ankömmlinge zu unterrichten hat, was keineswegs durch bloße Zeichen geschehen kann. 110.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 42. — 11. Februar 1841.

Quadriga. Von Ludolf Wienbarg. Vermischte Schriften. Erster Band.

(Fortsetzung aus Nr. 41.)

Auf eine Reform, ja eine Regeneration in der Bildung der deutschen Jugend hat es Wienbarg abgesehen, und in der That, er bringt triftige Gründe für seine Foderung vor, Gründe, die sich jedem Nachdenkendern, wenn auch nicht so stark und schroff, aufdrängen müssen. Ganz richtig stellt er das Dilemma: Treibt man die classischen Studien um ihrer selbst willen? Dann, bei wie Wenigen verhältnißmäßig lohnen sich die darauf verwendeten Jahre! Treibt man sie aber nur als nothwendige Bedingungen, Mittel, Vorbereitungen für andere Zwecke — in welchem Misverhältniß stehen dann die Mittel und die Zwecke! Die Antwort aber auf jene dilemmatische Frage wird im Allgemeinen so lauten: Um ihrer selbst willen werden die classischen Studien betrieben von den Philologen, den Gelehrten; und diesen lohnt sich, wenn sie anders Beruf dazu haben und ihre Carriere machen, ihr Bestreben materiell dadurch, daß sie durch ihre Wissenschaft ihre Versorgung im bürgerlichen Leben finden, als Lehrer oder als Vermehrer des wissenschaftlichen Schatzes überhaupt, — ideell aber dadurch, daß sie einen geistigen Beruf haben, der sie so sehr als nur irgend einer ausfüllt und befriedigt. (Ob dieser Beruf auch objectiv ein so wohlthätiger und ein nothwendiger sei, ist hiermit nach nicht beantwortet.) Um des Zwecks einer allgemeinen, nach den jetzigen Verhältnissen erfoderlichen Vorbildung willen werden sie dagegen betrieben von der überwiegenden Mehrzahl der Schüler der gelehrten Bildungsanstalten, von denen, die später ein bestimmtes, anderes Fach ergreifen wollen oder müssen. Daß nun die Philologen, die Gelehrten, aufhören sollten, sie, die das Verständniß des Alterthums durch Studium der Quellen zu vermitteln und lebendig zu erhalten haben, das wird kein Verständiger verlangen; eine Schmach wäre es für ein gebildetes Volk, wenn man mit Vorbedacht und Absicht jene Schachte verschütten wollte und damit die Abhängigkeit von Autoritäten einführen. Nein! die classische Philologie möge blühen in ausgezeichneten Gelehrten, welche ihre verschiedenen Zweige nach ihrer Neigung und ihrem Talent pflegen und fördern sollen, und auch diejenigen Kräfte wollen wir nicht für ganz verloren halten, welche sich auf trockenere, unfruchtbarere Gegenstände, auf grammatische Subtilitäten, auf Kritik und Herstellung verdorbener Texte, auf Ermittelung gewisser Namen und Localitäten u. s. w. wenden; denn „Eines schickt sich nicht für Alle", und die Vorarbeiten des geduldigen, wol auch etwas pedantischen Wählers fördern manchmal den mit großartigerm Überblick, mit lebendigerm Sinn begabten Forscher und Historiker. Und wer will auch im Einzelnen die Grenzen ziehen, wo die Gründlichkeit in Pedanterie, die Treue und Genauigkeit in Subtilität sich verläuft? Wer wollte dem construirenden oder destruirenden Scharfsinn eines Schleiermacher, Böckh, O. Müller, Niebuhr, ein gebieterisches: „Bis hierher und nicht weiter!" zurufen? Wenn man nun die Verbannung der Philologen nicht wünschen kann, ohne den gerechten Vorwurf der Barbarei auf sich zu laden, so liegt der Gedanke nahe, ob nicht den Philologen eine andere Stellung und Thätigkeit anzuweisen wäre, als sie bisher inne hatten? Uns scheint, man unterschied und unterscheidet nicht gehörig zwischen dem philologischen Gelehrten und dem philologischen Lehrer, sondern man nimmt beides als so ziemlich gleichbedeutend und unzertrennlich; man betrachtet es als die nächste Aufgabe des Meisters classischer Studien, seinerseits wieder Schüler zu Meistern heranzubilden, und nicht: die Summe seiner Entdeckungen und Anschauungen dem Leben der Gesammtheit, der allgemeinen Bildung, fruchtbar zu machen. Es ist, möchten wir beinahe sagen, wie wenn die Mediciner alle Lehrer der Heilkunde, statt ausübende und heilende Ärzte, die Theologen alle Lehrer der Theologie, statt Pfleger des religiösen Lebens, die Juristen insgesammt Professoren des Rechts, statt Richter und Advocaten werden wollten. Man hat einmal die Philologen, in verschiedenster Abstufung vom lateinischen Collaborator bis zum immens gelehrten Archäologen und Mythologen, und man kann nicht von dem Gedanken loskommen, daß die Überlieferung ihres Wissens an die Knaben und Jünglinge ihr eigentlicher Beruf sei. Ein gewisses Maß philologischer Kenntnisse erfodern nun auch die einzelnen Berufswissenschaften wirklich und mit Nothwendigkeit, und um Lehrer und Schüler zum Eifer anzuspornen, steigert man die Anfoderungen gern auch über das unumgänglich nothwendige Maß hinaus, nach dem an sich richtigen Grundsatz, daß Alles, was man einmal betreibe, auch mit Tüchtigkeit und Ernst betrieben

werden müsse. Aber die philologische Vorbildung geht bei den Meisten später ziemlich zu Grunde; nur dürftige classische Reminiscenzen bleiben haften und der classisch Geschulte unterscheidet sich allerdings häufig in spätern Jahren wenig mehr durch ein eigenthümliches Gepräge von einem Andern, der eine mehr praktische Schule durchs Leben gemacht hat. Bei diesen die philologischen Studien einzuschränken — das ist wol das Problem und die Foderung, weil ihnen dieselben viel nützliche Zeit wegnehmen, ihnen in der Jugend zur Plage werden, und nachmals nichts nützen, wol gar die freie Lust an classischer Bildung verleiden. Gegen diese Foderung erhebt sich gewaltig die Macht des Herkommens, der Tradition; so viele treffliche Männer, Förderer der Humanität, Zierden der Wissenschaft sind durch die classischen Studien gebildet worden! Aber dagegen stellt sich der Einwurf und die Frage: durch dieselben? oder nicht vielmehr ungeachtet dieser Art des Studiums? Dies läßt sich schwer entscheiden; treffliche Köpfe arbeiten sich immer durch, und mit solchen Inductionen wird nichts bewiesen. Gegen diese Namen lassen sich auch andere für die gegentheilige Behauptung anführen. Wichtiger vielleicht und eher zu einer Entscheidung führend ist die Untersuchung: Fördert die philologische Bildung die Jünglinge von mittlerm Geistesmaße bedeutend? Sind die classisch geschulten Deutschen deswegen bessere Sprecher, Redner, Schriftsteller, Denker und praktischer, sicherer im Leben? Hier wäre erstlich zu beweisen, daß die Deutschen (der höhern Stände, welche meist eine classische Bildung genossen) es überhaupt in jenen Stücken andern Völkern zuvorthun, und dann, daß sie dies ihrem Bildungsgang verdanken. Beides dürfte nicht so leicht sein. Wahr ist, ein ordentlich gebildeter Deutscher schreibt Wörter aus den alten Sprachen nicht so leicht unorthographisch wie z. B. ein Franzose, aber seine Sprache schreibt er im Durchschnitt, bei größerer Bildung, schlechter als jener die seinige; er spricht sie nicht besser, er denkt, im gewöhnlichen Leben, nicht logischer, er ist nicht praktischer und schwerlich geschmackvoller. Die tiefern, geistigen Eigenschaften, welche die Deutschen auszeichnen, sind eher dem Genius der Nation als der classischen Bildung zuzuschreiben. Latein und Griechisch sind sehr schöne und sehr logische Sprachen, aber der deutsche Styl wird in der Regel durch die langjährige Erlernung derselben wenig verbessert, vielmehr wird er dadurch verunstaltet, schwerfällig, unnatürlich, und es bedürfte oft eines eigenen Cursus, damit der deutsche Jüngling nur wieder seine Muttersprache recht lernte. Man beruft sich nun auch zu Gunsten der classischen Studien auf das englische Erziehungssystem, wo die alten Sprachen und Autoren auch das Fundament des Unterrichts ausmachen; Wienbarg sagt, der starke Nationalcharakter bilde dort ein Gegengewicht gegen nachtheilige Einflüsse, und wir möchten hinzusetzen: der historische Sinn, in welchem dort diese Studien betrieben werden, verleiht ihnen größere Lebendigkeit; das Studium der vaterländischen Sprache, Literatur und Beredtsamkeit liegt dort weniger brach; und endlich: die ausgezeichnetsten Genien des neuern Englands tragen doch eben kein classisches Gepräge, und wenn seine Redner häufig ihre Reden mit Stellen aus lateinischen und griechischen Autoren und Dichtern schmücken, so sind dies doch am Ende keine wesentlichen Bestandtheile weder ihrer Beredtsamkeit noch ihrer Bildung, und Citate aus Shakspeare oder Milton, wenn solche durchaus nothwendig sind, machen wol den gleichen Eindruck. Wir glauben, bei den meisten Männern heutiges Tages, welche eine vieljährige philologische Schulbildung erhalten haben, dann aber sich einem bestimmten Fache widmeten, wäre das Maß classischer Bildung, welches ihnen blieb, mit einem weit geringern Aufwande von Zeit und Kräften zu erreichen gewesen. Aber soll man sich denn überall mit einem Minimum begnügen? Soll man den Knaben und Jünglingen gar keine Kraftanstrengung zumuthen? Das ist keineswegs unsere Meinung! Vielmehr recht frühe gewöhne man den Knaben an ernste Anstrengung, aber dann setze man ihm auch ein Ziel, gebe ihm einen Gegenstand, wofür er sich interessiren, den er einigermaßen fassen und übersehen kann! Und dies gerade fehlt meist bei der Art, wie die Philologie mit der Jugend betrieben wird. Es ist vielleicht nicht zu viel behauptet, daß Mancher für den Zwang zum philologischen Lernen in seinen Jugendjahren durch lebenslängliche Trägheit sich zu entschädigen sucht! Denn eine Sprache, gar eine fremde Sprache, ist für den jugendlichen Geist etwas so Formelles und Abstractes, daß nur ein höchst glückliches Lehrtalent ihm den trockenen Gegenstand anziehend machen, daß fast nur ein frühreifer Knabe mit wirklicher Lust und Liebe sich solchem Unterrichte zuwenden kann.

Eine der befestigtsten Ansichten — oder sollen wir Vorurtheile sagen? — ist, daß die frühe philologische Bildung dem Geiste eine gewisse Sicherheit gebe und vor Oberflächlichkeit bewahre. Daß dies höchst schätzbare Vortheile wären, wird Niemand bestreiten; ebenso wenig, daß einem sonst gebildeten und energischen Geiste classische Studien höchst förderlich und zu gewissen Zwecken auch unentbehrlich sind; aber bewegen sich unsere Philologen, diejenigen, welche diesen Ehrentitel ganz besonders in Anspruch nehmen, im Leben wirklich mit jener gerühmten Sicherheit? zeigen sie, Andern gegenüber, ein imponirendes Gefühl von Überlegenheit? weiß nicht oft ein leerer Kopf ihnen gegenüber sich geltend zu machen, und stellt sie nicht gar leicht ein gebildeter Mann, jedoch ohne philologische Kenntnisse, ganz in Schatten? Die Oberflächlichkeit ist freilich ein Fehler unserer Zeit: aber die Philologie wird ihr schwerlich einen Damm setzen: sie ist die Folge theils vielleicht von einer allgemeinen Verweichlichung, aber wol auch ebenso sehr davon, daß der sogenannte Gebildete von Allem etwas wissen soll und will, und daher oft nicht Zeit hat oder sich nimmt, irgend Etwas gründlicher zu studiren oder überhaupt sein eigenes Nachdenken zu üben und anzustrengen. Darum würde man der Oberflächlichkeit eher entgegenwirken, wenn man den Kreis Dessen verengerte, was man dem Gebildeten zu wissen, was man dem Knaben zu lernen zumuthet; wenn man den Fleiß auf eine engere, dem jugendlichen Interesse gemäßere Sphäre con-

centrirte. Hierüber positive Vorschläge zu machen, ist freilich schwierig, zumal da die Ordnung der Bildungsanstalten, das Erziehungssystem, mit so vielen sonstigen Einrichtungen, Sitten und Vorurtheilen zusammenhängt. Wienbarg sieht ganz richtig ein, daß, so lange das jetzige Prüfungssystem herrschend bleibt, eine durchgreifende Änderung in der Art der classischen Studien kaum denkbar ist. Indeß verdienen doch die vier von ihm bezeichneten Punkte alle Erwägung und wir kommen daher noch einmal darauf zurück.

Zuerst nehmen wir den zweiten Punkt vor: daß die deutsche Muttersprache *aufrichtig* als die einzig wahre, elementarische Basis aller niedern und höhern Bildung anerkannt (und als solche in alle ihre Rechte eingesetzt) werde. Die gewöhnliche Meinung ist: Deutsch können die Knaben ja ohnehin, da brauche man sie eigentlich nur die Orthographie zu lehren, wozu etwa noch ein paar dürftige Übungen im Aufsatz kommen, auf die kein großes Gewicht gelegt wird. Die Grammatik, welche als Logik der Sprache etwas Allgemeines und Abstractes, daher für den Geist des Knaben schwer zu fassen ist, wird nun noch überdies bei Gelegenheit einer *fremden* Sprache dem Schüler beigebracht und erscheint ihm darum als etwas doppelt Fremdes. Leicht entsteht im lateinischen Schüler die Vorstellung: nur die lateinische Sprache (nicht die deutsche) habe so seltsame und schwere Regeln. Und weil die Regeln, oft falsch abstrahirt und formulirt, so schwer haften, wird der philologische Unterricht vom siebenten oder achten bis ins 14. oder 16. Jahr hauptsächlich nur grammatisch betrieben, es wird ins Lateinische und Griechische übersetzt, lateinische und griechische Verse gemacht, der Inhalt, der Geist der wenigen Autoren, zu deren Durcherponiren die Zeit reicht, beinahe ganz bei Seite gelassen und erst in den letzten paar Jahren zu einer mehr historischen und anschaulichen Methode übergegangen. Neben dieser philologischen Hetze bleibt deutsche Sprache, Grammatik und Literatur vernachlässigt; Lehrer und Schüler betrachten sie als Nebenfächer, die dafür kärglich bestimmte Zeit als eine Erholungszeit; die vaterländische Literatur, von manchen Philologen mit Ungunst betrachtet, wird nur genascht, statt studirt und angeeignet, und im besten Fall bestimmt der Zufall und nicht eine überlegte Methode dies Studium. Statt dessen sollten deutsche Sprache, Grammatik und Styl mit Ernst gelehrt, Verstand und Gedächtniß gleichmäßig dabei geweckt und geübt, und in den Schülern allmälig Lust und Verlangen angeregt werden, auch andere Sprachen kennen zu lernen, theils um ihrer selbst und der Vergleichung mit der Muttersprache willen, theils um mittels derselben mehr Wissensstoff sich anzueignen, den Kreis der Anschauung zu erweitern. Hiermit wäre auch das Wesentliche vorbereitet zur Erfüllung der andern vom Verf. gestellten Foderungen, daß die Pedanterie der ganz grammatischen Methode beseitigt, die Schüler in gereiftern Jahren erst mit dem Alterthum bekannt gemacht und die alten Sprachen, ebenso wie das Studium der neuen Sprachen jetzt schon, freigegeben werden. Ist der jugendliche Geist überhaupt an Ernst, an Ausdauer, an Anstrengung gewöhnt, und ist er daran gewöhnt, durch eigenes freies Interesse, statt durch äußere Motive geleitet und angetrieben zu werden, so wird er, gehörig vorbereitet und erstarkt, überraschend schnelle Fortschritte in den classischen Studien machen, wenn ihm zugleich mit dem Buchstaben auch der Geist aufgeht und jede Anstrengung sogleich auch ihren Lohn mit sich führt. Wie schnell erlernt man nicht in reifern Jahren eine lebende Sprache so weit, um die besten Erzeugnisse ihrer Literatur genießen zu können! Man hält uns entgegen: dazu hilft aber doch sehr viel die Kenntniß des Lateinischen (und Griechischen), welche meist zuvor schon erworben ist. Daran ist etwas Wahres; aber die allgemeine Grammatik soll ja in keinem Fall fehlen, und das Gedächtniß muß theils überhaupt tüchtig geübt, theils kann es auch, unseres Erachtens, ganz wohl schon frühe mit einem gewissen Schatz von Wörtern bereichert werden.

Der Raum verbietet, noch länger bei diesem wichtigen Thema zu verweilen und die Ansichten des Verf. genauer zu prüfen; wir erlauben uns nur noch die eine Bemerkung, daß die edle Einfachheit und Natürlichkeit, welche die Alten, gegenüber den Modernen, unbestreitbar auszeichnet, den Philologen doch selten wahrhaft zugute kommt. Die Modernen können sich ihrer aus den verschiedensten Elementen und historischen Traditionen bunt gemischten Bildung, deren Reflex ihre Sprache ist, in den seltensten Fällen entschlagen — wenn sie es thun, so stehen sie als halbe Fremdlinge in der Gegenwart da —, und Diejenigen, die mit unfreiem Geist die Einfachheit der Alten nachahmen wollen, verfallen nur ins Gezwungene und Geschraubte. Die Reinheit des Geschmacks durch die classischen Studien herstellen zu wollen, erscheint uns überhaupt nur als ein täuschendes Palliativmittel; der reinere Geschmack und Styl wird sich von selbst da einstellen, wo die Verhältnisse und Institutionen des öffentlichen und häuslichen Lebens, die Bestrebungen der Einzelnen und der Gesammtheit natürlich, gesund, in ihrer Entwickelung ungehemmt sind. In gewissen Perioden that man vielleicht wohl daran, sich im Alterthum nach Fermenten der Bildung und Strebsamkeit umzusehen; die Verdienste der Männer, welche die verschütteten Quellen wieder aufgruben, sind groß und bleibend; aber jetzt sollte weniger unsere Sorge sein, neue Geistesnahrung herbeizuschaffen, als vielmehr die vorhandene gesund zu verdauen!

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Leben und Abenteuer John Davys. Von Alexander Dumas. Nach dem Französischen von W. L. Weschè. Drei Theile. Leipzig, Kollmann. 1840. 8. 3¾ Thlr.

Wie ein Franzose, welcher in der Literatur seines Vaterlandes einen gewissen Ruf erworben, dazu kommt, englische Seeromane zu copiren, ist schwer zu sagen, wenn der Name des Verfassers nicht etwa eine Mystification ist. Copirt aber hat er: John Davys zeigt sich, gleich den englischen Romanen, in drei vollen Theilen; der Geburt des Helden geht die Geschichte des Vaters und der Mutter voran, die übrigens zu dem interessantesten Theile des Buches gehört. Sodann

wird der Held geboren und erzogen, kommt als Midshipman auf den Tribent, und hier sehen wir gar merkwürdigerweise Personen und Ereignisse, die wir schon einmal ebenso in einem englischen Romane gelesen haben. Die Liebesgeschichte auf einer griechischen Insel hat einige hübsche, wenn auch eben nicht neue Züge, und das Ende derselben ist, durch zu späte Rückkehr des Helden, tragisch. Im Grunde kam es nur auf diese Geschichte an; alles Frühere ist schon insofern rein überflüssig, als es einen ganz unverhältnißmäßigen Raum einnimmt und nur darauf berechnet scheint, richtig drei volle Theile herzustellen. Daß wir Robert Peel und Lord Byron als Schüler, Letzteren sogar als Reisenden sehen; daß wir Bekanntschaft mit Ali Pascha machen; daß wir längst bekannte Geschichten aus der griechischen Vorzeit und Gegenwart vernehmen müssen, macht die Sache nicht besser, da das Alles nicht in das Räderwerk des Romans selbst eingreift. Der Übersetzer sagt auf dem Titel: Nach dem Französischen; wieviel daher von dem Gesagten auf Rechnung des Verfassers oder Übersetzers zu bringen ist, wissen wir nicht; wol aber glauben wir, daß häufig vorkommende Sünden gegen Grammatik und Orthographie unmöglich allein dem Setzer aufzubürden sind.

2. Papst und Kaiser. Nach dem Französischen des Dinocourt frei bearbeitet von G. H. F. de Castres de Tersac. Zwei Theile. Leipzig, Hinrichs. 1840. 8. 1⅝ Thlr.

Es war nicht genug, daß wir Deutschen uns bisher eine Überschwemmung von Erzeugnissen der französischen Literatur mußten gefallen lassen, wir haben nun auch die deutschen Exercitien eines Franzosen zu bewundern. Ein de Castres de Tersac lebt in Folge der Revolution von 1789 als Emigrant und unerschütterlicher Anhänger der Bourbons in Deutschland; ist der Übersetzer ein Sohn desselben, so beweist dieses Beispiel von neuem, wie schwer den Franzosen die deutsche Sprache werden muß, da selbst ein in Deutschland geborener sich nur unbehülflich damit abmüht. Der Roman behandelt den Kampf zwischen Staat und Kirche, wie er am grellsten unter Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor hervortrat, und es ist unverkennbar die Absicht, den Leser gegen den römischen Stuhl einzunehmen, wie denn nebenher auch von dem gekrönten Artillerielieutenant und von Frankreichs jetziger Gestalt mit Geringschätzung gesprochen wird. Vielleicht hat der Verf. geglaubt, sein kirchliches und politisches Glaubensbekenntniß freier aussprechen zu können, wenn er die Scene seines Romans nach Deutschland verlegte, und gewiß auch meinte der freie Bearbeiter, in diesem Roman einen den Deutschen wichtigen Stoff entdeckt zu haben, da Köln und Posen einige Streitfragen anregen. In wiefern das Original von Interesse sein kann, weiß Ref. nicht; die freie Bearbeitung ist durchaus farblos und bietet, neben dem Primanerdeutsch, Zweifelanlässe in Menge. Weder die deutsche Treue, noch ein romantisches Liebesverhältniß, noch ein schauderhafter Intriguant und Jude sind vermögend, den Leser nur einigermaßen festzuhalten, und das Ganze muß als eine verfehlte Erscheinung angesprochen werden.

3. Die Wanderung in Großpolen und Masovien. Historische Erzählung aus der neuesten Zeit. Leipzig, O. Wigand. 1840. 8. 1⅓ Thlr.

Dieses Buch mit dem unschuldigen Titel gibt weder Vater noch Pathen an, sondern nur einen Vormund. Nach jenem Titel ließe sich nun etwa eine historisch-topographisch-romantische Erzählung erwarten: dem ist aber nicht so! Das Buch behandelt vielmehr einige neuere Versuche, Polen gegen alle Fremdherrschaft, zunächst gegen Rußland, zu entzünden, und zeigt, ohne das vielleicht zu wollen, deutlich genug die einem solchen Unternehmen entgegenstehenden Hindernisse in der Apathie eines großen Theils des Adels: Bürger und Landmann zählen dort nicht. Hier bemühen sich freilich zwei junge Männer den Landmann in Harnisch zu bringen; wo aber der Mensch kein Vaterland hat, sondern nur an eine Scholle geschmiedet ist, da mag wol einmal eine rohe Aufregung möglich sein, doch Einheit und Beharrlichkeit nur, wo Gewalt sie erzeugt und unterhält. Das zeigt sich denn auch in diesen Erzählung, die übrigens in Kleinlichkeit und Abgerissenheit sich fortbewegt und kaum ein Interesse zu erwecken vermag, es müßte denn in, nicht einmal nothwendiger, Bestätigung der bekannten Thatsache wurzeln, daß in Polen noch immer Befreiungselemente schlummern, denen sein Besieger jede Aufmerksamkeit zuwendet. 34.

Miscellen.

Die Geschichte der Bianca Capello ist im „Conversations-Lexikon" zu lesen. Eine umständlichere Nachricht jedoch von der Art und Weise, wie Bianca und ihr Gemahl, Francesco, Großherzog von Toscana, das Leben verloren, ist dort nicht zu finden, wol aber da, wo man sie so leicht nicht suchen sollte, nämlich in Vol. XII der Leyser'schen „Meditat. ad Pand.", S. 190—192, woselbst nach den angeführten Quellen erzählt wird: Bianca, Willens den Bruder ihres Gemahls, den Cardinal Ferdinand, durch Gift aus dem Wege zu räumen, veranstaltete demselben auf einer ihrer Villen, wohin den von Rom nach Florenz reisenden Cardinal der Weg führte, ein prächtiges Mahl, bei welchem sie unter Anderm ein Lieblingsgericht ihres Gastes, kleine Torten, auftragen ließ. Der Cardinal, welcher eine Warnung erhalten hatte, sich vor Bianca, die selbst in der Küche thätig und mit Zubereitung der Speisen beschäftigt gewesen, in Acht zu nehmen, genoß, außer ein wenig Brot, gar nichts. Beim Nachtische setzte nun Bianca dem Cardinal eine der kleinen Torten vor mit den Worten: „Koste, mein Bruder, wieder einmal von diesen Törtchen, die du sonst so gerne gegessen hast, und versuche, ob sie denselben Wohlgeschmack haben wie ehehin!" Je mehr sie aber in den Cardinal mit freundlicher Nöthigung drang, desto mehr weigerte sich dieser von der dargebotenen Speise etwas zu genießen. Sein Bruder, der Großherzog, dies bemerkend und unkundig der dem Cardinal bereiteten Nachstellungen, wollte letzterm mit gutem Beispiel vorangehn, schnitt sonach ein Stück ab von einer der seinem Bruder vorgesetzten Torten und verzehrte es gemüthlich. Ein Schauder ergriff darob seine Gemahlin Bianca, und mit dem Ausrufe: „Es ist vorbei!" aß sie selbst ein Stück von der todbringenden Torte. Der Großherzog starb noch in derselben Nacht und fünf Stunden nachher Bianca.

Parysatis, die Mutter des Cyrus und Artaxerxes, rieth Dem, welcher mit einem Könige freimüthig reden wolle, Worte von Byssus zu gebrauchen. So erzählt Plutarch in den Denksprüchen von Königen und Feldherren. Wol aber noch mehr hat ein Solcher, welcher Königen nahe steht, auf seine Handlungen acht zu geben. David Rivault, Lehrer und Staatssecretair Königs Ludwig XIII. von Frankreich (gest. 1616), war bei diesem sehr beliebt. Als er aber einmal einen Hund, dem der König seine Gunst besonders geschenkt, mit den Füßen von sich gestoßen hatte, weil derselbe während der Lectionde beständig an ihn hinaufsprang, wurde der König darüber so erzürnt, daß er Rivault mit Schlägen mishandelte und davonjagte.

Andreas Rivinus, Doctor der Medicin zu Leipzig und dabei ein vorzüglicher Philolog (gest. 1656), ließ seinem ältesten Sohne bei der Geburt die altrömischen Taufnamen: Quintus Septimius Florens geben, weil er, als der Knabe zur Welt kam, gerade des Quintus Septimius Florens Tertullianus Gedichte mit Anmerkungen herausgab. Dieser Täufling ist nachher ein berühmter sächsischer Rechtsgelehrter und Schriftsteller, auch Assessor im Oberhofgerichte zu Leipzig geworden und 1713 gestorben. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 43. — 12. Februar 1841.

Quadriga. Von Ludolf Wienbarg. Vermischte Schriften. Erster Band.

(Beschluß aus Nr. 42.)

Der zweite Aufsatz handelt vom Geist der norwegischen Verfassung und ist theils referirend, theils raisonnirend. In der Kürze wird die Entstehung der jetzt ein Vierteljahrhundert alten Verfassung erzählt und sodann ausführlicher ihre einzelnen Bestimmungen durchgegangen und ihr Geist charakterisirt. Das größte Lob, der wesentlichste Vorzug derselben ist nach Wienbarg, daß sie ganz aus einem Guß, frisch aus dem nationalen Leben und den Bedürfnissen gegriffen, fremde Theorien und abergläubisch verehrte historische Vorurtheile und Traditionen vermeidet, daß sie ganz den Anfoderungen eines freien Bürgerthums entspricht. Besonders hervorgehoben und gerühmt werden dann folgende Punkte: daß, wie überhaupt in Norwegen kein Adel mehr ist und kein neuer geschaffen werden darf, so auch die Verfassung nichts von zwei Kammern weiß, — denn die beiden Abtheilungen des Storthing, das Lagthing und das Odelsthing, gehen aus denselben, ganz demokratisch, aber mit weiser Vorsicht gegen Wahlunfug geordneten Wahlen sämmtlicher Grundbesitzer und der nicht ganz mittellosen Stadtbürger hervor und bilden im Grunde nur ein Ganzes, mit gleichen Interessen; daß dem Storthing die gesetzgebende Gewalt so gut wie gänzlich übertragen, dem Regenten nur ein retardirendes, kein absolutes, Veto eingeräumt ist; daß das Storthing ausschließlich das Recht der Naturalisation hat; daß die Beamten, besonders die der Justiz, wahrhaft unabhängig gestellt sind; daß das Storthing durch keine vorgeschriebene Geschäftsordnung gebunden ist u. s. w., und endlich auch die Bestimmungen über Verantwortlichkeit der Rathgeber des Königs, welche weit bündiger gefaßt ist als in andern Verfassungen, ohne daß doch der Regent zu einer „heiligen Puppe" würde. Es wird berichtet, wie der dermalige König, Karl Johann, zu wiederholten Malen Propositionen auf Abänderungen verschiedener wichtiger Punkte der Verfassung, im Sinne des monarchischen Princips, gestellt, aber diese jederzeit bescheiden, jedoch fest und bestimmt abgelehnt worden seien. In dem Artikel, und noch mehr im Anhang wird dann das Zweikammersystem, dessen Veranlassung und Basis der Adel, energisch besprochen und gemisbilligt, und gezeigt, wie die beiden französischen Revolutionen dadurch von ihrem eigentlichen Ziel abgelenkt worden, daß der Grundsatz des aristokratischen Vorrechts, der durch den Aufschwung des freien Bürgerthums verdrängt werden sollte und konnte, in verschiedenen Formen doch wieder Einfluß und Geltung erlangte. Die mit großer Lebhaftigkeit entwickelten Ansichten des Verf. sind jedenfalls interessant, besonders gegenüber der sonst aufgestellten Behauptung, daß in Frankreich der Adel factisch aufgehoben sei. (Diese Behauptung wird unterstützt durch das Gesetz, daß das Führen von Adelstiteln nicht strafbar sei, mithin Jedem freistehe, sich selbst zu adeln.)

Die Freunde des freien Bürgerthums werden es dem Verf. nicht verargen, wenn er mit ganz besonderer Vorliebe die junge norwegische Verfassung betrachtet und rühmt, und sie werden mit ihm viele ihrer Bestimmungen, sie werden besonders die selbständige Lebenskraft beneiden, mit welcher sie besteht und sich entwickelt. Aber läßt er sich nicht durch diese Vorliebe zur Ungerechtigkeit in Beurtheilung anderer Verfassungen hinreißen? Alle Ehre den Stiftern der norwegischen! Aber sie waren auch ungemein begünstigt durch die Zeitumstände, deren Dringlichkeit kein so langes Dingen und Markten gestattete, und besonders auch dadurch, daß die Befriedigung der Ansprüche eines alten, bevorrechteten Adels von selbst wegfiel. Und dann, so eine schöne Sache es um die volle Bürgerfreiheit im Innern ist — der Werth derselben sinkt doch bedeutend, wo die politische Selbständigkeit nicht durch die Kraft der Nation garantirt ist! und erst vor einem Vierteljahrhundert wurde Norwegen abgetreten! Gegenüber von Schweden wird nun wol Norwegen seine Unabhängigkeit, als gleichstehendes Schwesterkönigreich, behaupten; aber wird es, vereint mit Schweden, großen Ereignissen Widerstand leisten können? Das ist das Trautige bei der neuesten Geschichte und Politik, daß man kleinere politische Organisationen, wenn sie auch an sich noch so schön und erfreulich wären, nicht ohne Besorgniß ansehen kann, weil ihnen immer droht, von den großen Massen verschlungen zu werden. Doch wer weiß, ob sich nicht, wenn Natur und Volksgesinnung sich vereinigen, die Wunder aus den Zeiten der Perser- und der Schweizerkriege wiederholen?

„Hanover und die deutschen Doctrinaire" ist der dritte Aufsatz betitelt, welcher mit dem vorangehenden insofern in engem Zusammenhange steht, als jener eine Verfassung

schildert, wie sie (nach des Verf. Ansicht) sein soll und Zukunft in sich hat, dieser dagegen es mit einer Verfassung zu thun hat, wie sie nicht sein soll, mit einer Verfassung, welche nach Wienbarg nicht sowol durch äußere Ungunst und den Willen Einzelner, als durch ihre eigene Unvollkommenheit, durch ihren Mangel an Lebenskraft, an tief ins Volksleben eingreifenden Wurzeln zu Grunde gegangen ist.

Man hat immer nur — sagt der Verf. im Eingang — die Hand vor Augen, welche das Verfassungswerk bei Seite schob, und sieht den Finger in den Wolken nicht. Man steift sich auf den abstracten Rechtsbegriff, auf die bloße Form, mit gleichgültiger Absehung von einem lebendigen, positiven Inhalt derselben, und man fällt, mit dem Staatsgrundgesetze und nach demselben, in die leere Hülse hinein.

Wienbarg tadelt die hanoversche Verfassung wegen ihres, den Anfoderungen des freien Bürgerthums und einer lebendigen Politik nicht entsprechenden Geistes, er tadelt sie als das Machwerk von einseitigen, wenn auch wohlmeinenden, Theoretikern (Dahlmann insbesondere), er wirft ihr vor, daß sie keine warmen Freunde im Volke gehabt habe und auch nicht gehabt haben könne, er beklagt sich über die Art des Zustandekommens, wobei die freie Vertragsform misachtet worden; er wirft den Ständen ihre Langsamkeit und Schläfrigkeit und besonders lebhaft ihre absolute Verdammung der Urheber der Unruhen in Göttingen vor. Zwar nimmt auch er die rohe Gewalt und den Aufruhr keineswegs in Schutz, aber er glaubt, daß man doch in der hanoverschen Ständekammer über diejenigen, welche den ersten Impuls zur Aufnahme des Verfassungswerks gegeben, hätte milder urtheilen und sie nicht ganz und gar verleugnen und ausstoßen sollen. Die Passivität, mit welcher dann die Ständeversammlung von dem neuen Regenten sich auflösen ließ, entgeht natürlich auch seiner Kritik nicht; nur kann er sich nicht wundern über dies Ende einer Verfassung, welche nie rechtes Leben gezeigt habe. Nach all diesem kann er auch den verschiedenen Protestationen der Magistrate, der Corporationen und der Einzelnen, wennschon er die zu Grunde liegenden Gesinnungen achtet, keinen großen Werth beilegen; und auch die Schriften der sieben Professoren von Göttingen, worin sie ihr Benehmen erklären und rechtfertigen, befriedigen ihn durchaus nicht, und zwar darum nicht, weil sie nicht auf den politischen Boden sich stellten, nicht aus den lebendigen Gesinnungen des Volks herausschrieben, sondern nur ihre individuellste Stellung, nur ihr subjectives Gewissen ins Auge gefaßt und vertheidigt und so die allgemeinern Grundsätze beinahe preisgegeben haben sollen. Die Schriften von Jakob Grimm und von Dahlmann werden besprochen und zu zeigen gesucht, wie daraus hervorgehe, daß die beiden, persönlich so höchst ehrenhaften Männer, dem eigentlichen politischen Sinn und Leben fremd, daß sie gegen den Inhalt der Verfassung beinahe gleichgültig gewesen, nur auf die Rettung der Form gedacht haben. Von Jakob Grimm wird das Wort angeführt: „Wer verabscheut mehr als ich Alles, was man politisches Treiben nennt? Es hat mich nie aus der Ferne berührt!" und von Dahlmann eine Erklärung, der zufolge er im Grunde doch die vollkommene Unterthanentreue, ohne Ausnahme und Vorbehalt zu leisten, sich verpflichtet geglaubt, nachdem durch den Tod Wilhelm's IV. das Königthum mit allen seinen Rechten unbestreitbar an dessen Nachfolger übergegangen. Wienbarg findet darin leere, unfruchtbare Distinctionen und gründet auf solche Ansichten den Namen Doctrinaire, welchen er den Anhängern des Staatsgrundgesetzes gibt.

In wie Manchem der Verf. Recht haben mag, der ganze Aufsatz macht doch einen etwas verletzenden Eindruck. Ist jetzt, so muß man wol fragen, wo der öffentlichen Meinung nicht gestattet ist, sich nach jeder Seite hin frei auszusprechen, wo die wärmsten Gefühle erst abgekühlt werden müssen, ehe sie aus der schwellenden Brust entlassen werden dürfen, ist jetzt, in einer Zeit der ängstlichen Selbstsucht, der geeignete Zeitpunkt, um die Handlungsweise von Männern aufs strengste zu prüfen und zu beurtheilen, welche ihrem Gewissen genügt und mit Aufopferungen genügt haben? Wir glauben dem Verf. gern, daß sein Tadel nach der einen Seite nicht als eine Apologie für die andere Seite gemeint ist, aber doch werden diese Vorwürfe begierig aufgegriffen werden. Und warum hat sich Wienbarg so ausschließlich an die Schriften der Sieben gehängt, warum hat er nicht auch die Protestationen der Magistrate berücksichtigt? Diese, sowie viele andere Schritte der Hanoveraner beweisen doch unwidersprechlich, daß das aufgehobene Staatsgrundgesetz den einsichtsvollern und aufgeklärtern Bürgern etwas galt, daß sie dafür Anstrengungen zu machen und Opfer zu bringen geneigt sind. Wienbarg selbst gibt zu:

Es ist nun immer nicht gesagt, daß die neuesten negativen und positiven Schritte und nachträglichen Bemühungen zur Rettung des Staatsgrundgesetzes erfolglos sein sollten. . . . Man erwartet nun die Entscheidung der Bundesversammlung . . . die erkennen soll, daß eine moralisch todte Verfassungsmaschine, welche durch den Druck einer einzigen Feder in Gang gebracht und wieder gehemmt wurde, ein unantastbares Rechtsleben darstellt. Erfolgt dies Erkenntniß, so hat Hanover seine Maschine wieder, und es bliebe dann nichts übrig zu wünschen, als eben, daß sie sich durch constitutionnellen Geist oder überall durch Geist beseelen ließe.

Das Staatsgrundgesetz ist unter nicht günstigen Verhältnissen zu Stande gebracht worden, wie Jedermann weiß, und daher konnte es auch nicht so ausfallen wie z. B. die norwegische Verfassung. Die Bestimmungen, welche in einem Land ohne Adel möglich waren, konnten in Hanover ohne eine vorangegangene Revolution keine Anwendung finden. Die Stellung zum deutschen Bunde und dessen Gesetzgebung schnitt Anderes ab; daher wurde freilich das Maß politischer Rechte und Freiheit für das Volk ein sehr bescheidenes und konnte auch keinen großen Enthusiasmus entzünden. Aber doch war ein Fortschritt gemacht gegen die Verfassung von 1819 und dies wird bestätigt durch die Anhänglichkeit so vieler Bürger an das Staatsgrundgesetz, welches mindestens einen auf Vertrag begründeten Rechtszustand zu garantiren schien und mit der Zeit gewiß tiefere Wurzeln getrieben haben würde. Wienbarg spottet über das Machen von Verfas-

fungen; aber auch die norwegische wurde ja, freilich von geschickten Händen, gemacht, und andererseits ist er auch kein Bewunderer der historisch gewordenen Verfassungen, wie z. B. der englischen. Das Menschliche, sei es ein historisch sich Entwickelndes oder ein mit Überlegung Geschaffenes, bleibt immer unvollkommen, und diese Überzeugung wird besonders auf dem Gebiete der Politik aufs nachdrücklichste bestätigt. Auch das Staatsgrundgesetz hatte gewiß seine großen Unvollkommenheiten; aber wer wagt zu leugnen, daß es trotzdem hätte in günstigen Zeiten anwachsen und Früchte tragen können? Wienbarg wirft den „legislativen Anglomanen" vor, daß die Entwickelung von innen heraus, die sich selber Formen schafft, und nicht andere und mehre, als sie bedarf, ihnen vermöge ihrer vornehmen und überstudirten Gelehrtennatur, wie alles Frische und Geniale in der Menschheit, ein Gegenstand der Furcht und der Verachtung sei. Aber er erlaube uns die Gegenbemerkung, daß dieser Begriff von Entwicklung ein abstracter und idealer, ein solcher ist, dem die Wirklichkeit nirgend ganz entsprochen hat und entspricht; daß mit dem Guten und Nothwendigen überall auch das Schlimme und Willkürliche aufwuchert, und daß alles Leben, besonders das politische, ein Streben und Suchen nach dem nie ganz gewonnenen Gleichgewicht bleibt. Innere Entwickelung und entgegenkommende Nachhülfe von außen müssen sich begegnen; letztere kann große Misgriffe begehen; aber man tadle sie nicht zu hart, man verwerfe sie nicht, wo der Wille gut war und sie das politische Bewußtsein des Volks auch nur um einige fördernde Begriffe bereicherte.

Der vierte Aufsatz: „Die Kunst und ihre Ausstellung", betrachtet die Bedeutung und Stellung der Kunst in der gegenwärtigen Zeit, jedoch nur in kurzer und rhapsodischer Weise. Der Verf. sieht in der Kunst ein Element und den Ausdruck der öffentlichen Bildung, und warnt davor, daß man sie nicht einseitig von der industriellen Seite oder als einen bloßen Luxus ansehe. Dann folgen interessante Bemerkungen über Vortheile und Nachtheile der Kunstausstellungen, deren Geschichte flüchtig skizzirt ist.

Das Buch enthält sehr viele anregende und beherzigenswerthe Gedanken und zeugt von einem ernsten Sinn. Der Styl würde gewinnen, wenn er hin und wieder minder bilderreich und überschwänglich wäre. Leider ist das Buch durch viele, zum Theil sinnstörende Druckfehler verunziert. 23.

Historisch-romantische Schilderungen aus der westlichen Schweiz von Franz Kuenlin. Vier Bändchen. Zürich, Orell, Fueßli u. Comp. 1840. Gr. 12. 3⅓ Thlr.

Vier Bände Stückwerk auf einmal, von einem bis dahin wenig bekannten Verfasser, sind doch offenbar zu viel, oder es ist hier abermals auf den großen Magen des Publicums, der am liebsten in Masse genießt und verdaut, speculirt worden. Das Buch enthält zur Hälfte Reiseskizzen aus der westlichen Schweiz, besonders aus dem Canton Freiburg, zur Hälfte kleine Erzählungen, Sagen, novellistische Umrisse. Der Verf. erscheint im Ganzen als ein Mann von tüchtiger, wackerer, frischer Gesinnung, der von einer gewissen warmen Naturreligion erfüllt und beseligt ist, womit seine Abneigung gegen alles pfäffische Wesen, gegen alle religiöse Intoleranz sehr wohl bestehen kann. Er erzählt einfach, anspruchlos und nicht ohne Geschick, aber seine Sujets haben den Fehler, daß sie fast sämmtlich ziemlich inhaltlos und an sich uninteressant sind. Daß ein junger Landmann eine schmucke Dirne liebt und diese jenen, daß sie aber gezwungen wird, sich mit einem reichen alten Manne zu verloben, daß der junge Liebhaber aus Verzweiflung in den Krieg zieht, als Offizier zurückkehrt, sein Liebchen verheirathet findet, den französischen Kriegszug nach Rußland mitmacht und gegen die Russen bleibt, während jene sich in der Heimat abgrämt und stirbt — das ist eine so oft verarbeitete trivial jämmerliche Geschichte, daß sie in neuer Bearbeitung, selbst wenn ihr ein specieller Fall und eine schweizerische Localität zum Hintergrunde dienten, weder unterhalten noch rühren kann. An dieser Inhaltlosigkeit und Althergebrachtheit, um so zu sagen, leiden auch des Verf. Erzählungen, welche er in frühere Jahrhunderte hinaufgerückt hat. Dagegen wird man manche Sage, wie die unter dem Titel „Der Schildknappe" mitgetheilte, mit einigem Vergnügen lesen. Anziehender waren für Ref. die ohne großen stylistischen Aufwand geschriebenen Reiseschilderungen, obgleich man auch in ihnen auf manches Unbedeutende stößt. Besonders beschäftigte sich Kuenlin damit, aus dem Munde des Volks alte Märchen und Sagen zu sammeln, und es ist unglaublich, wie noch jetzt der Spuk- und Kobold sglaube in den Gemüthern dieser Bergbewohner festgewurzelt ist. Um das Volk genauer kennen zu lernen, sind diese Sagen ihrer Gesammtheit nach nicht ohne Werth, aber im Einzelnen meist sehr unbedeutend, und da sie sich fast auf ein Haar ähnlich sehen und eine Sage immer die Hauptzüge der andern wiederholt, auch ermüdend. Die schabernäckigen, possenreißenden Geisterchen spielen darin die Hauptrolle. Der Besuch des Berges Moleson und eines Karthäuserklosters ragen unter des Verf. Reisedarstellungen am meisten hervor. Besondern Werth haben die Reigen und Volkslieder, die der Verf. im welschen Dialekt des Cantons Freiburg und mit Begleitung einer deutschen oder französischen Übersetzung mittheilt. Der Schluß des Molesonreigens z. B. lautet in der Ursprache:

Necui l'ia faite la tzanschon?
L'ié l'ermaillí dé Molèson,
E liá lé fillé dé Bullo,
Qe l'an faite in allan amon,
Schu Molèson, schu Molèson.

Nach des Verf. französischer Übertragung:

Qui a fait la chanson?
C'est l'ermaillí (armaillí, Sennhirt) de Molèson,
Et les filles de Bulle,
Qui l'ont faite en allant en haut
Sur Molèson, sur Molèson.

Ein wegen des muntern Volkswitzes interessantes Spottlied ist das mit dem Anfange:

Nous syron Prinschou de Savoye,

und mit dem Refrain:

O, vertuschou, gar, gar, gar
O, rantanplan, garda dèvan.

Der Verf. übersetzt das Lied wie folgt:

Unser Fürst von Savoyen
ist, bei Gott, ein gutes Kind,
ein Heer von achtzig Bauern
er errichten thät.
O, vertuschou (ventregris) u. s. w.
Ein Heer von achtzig Bauern
er errichten thät,
Und als General des Heeres
Christophel von Carignan.

und als Seitenstück des Heeres
Quartiermeister von Carignan;
ein Esel mit Rüben beladen,
um das Heer zu verproviantiren.

Ein Esel mit Rüben beladen,
um das Heer zu verproviantiren,
und für alle Cavalerie,
vier kleine weiße Schweine.

Und für alle Cavalerie
vier kleine weiße Schweine,
und für alle Artillerie
vier blecherne Kanonen.

Und für alle Artillerie
vier blecherne Kanonen.
Als wir auf dem Berge waren,
großer Gott, wie ist die Welt so groß!

Als wir auf dem Berge waren,
großer Gott, wie ist die Welt so groß!
Fenern wir geschwinde ab
und nehmen dann Reißaus.

O, ventregris u. s. w.

Der Verfasser bemerkt hierzu: „Die Savoyer sind, wie man im Volke glaubt, große Rübenesser und ihre Schweine meistens weiß behaart. Da sie bei Eroberung der Waadt durch die Berner im J. 1536 keinen Widerstand leisteten, so könnte dieses Reigenlied sich vielleicht auf jenes wichtige Ereigniß beziehen." 16.

Handbuch für Reisende in Dänemark, Norwegen, Schweden, Rußland, Polen und Finnland von K. Theod. Wagner. Leipzig, Hinrichs. 1840. 8. 1½ Thlr.

Das vorliegende Handbuch ist eine Fortsetzung der in der nämlichen Buchhandlung erschienenen und sieben Bändchen umfassenden „Reisen" von Stein (1827—29). Es ist eine selbständige Arbeit, nach einem für Deutsche berechneten Plane und unter Benutzung eigenthümlicher Quellen und Hülfsmittel, namentlich des „Hand-book for travellers in Denmark, Norway, Sweden and Russia" (London 1839). Manches beruht auf eigenen Anschauungen und Beobachtungen, z. B. ein Theil Dessen, was über Rußland und besonders über Petersburg mitgetheilt wird, wo der Verf. in den J. 1831—35 war; für den Abschnitt über Kopenhagen benutzte derselbe die Beiträge des Dr. Schäfer in Bremen, welcher 1839 die genannte Hauptstadt besuchte. Bei jedem der, auf dem Titel des Buchs aufgeführten Länder ist Deutschland als der Ausgangspunkt für den Reisenden angenommen, und dann folgen die Verbindungswege zwischen den einzelnen der durchwanderten nordischen Länder (und zwar Rußlands in seinen Endpunkten Petersburg und Moskau). Im besondern nimmt der Verf. nicht nur auf die dem Fremden sich zunächst aufdringenden Bedürfnisse und auf die Kenntniß Dessen Rücksicht, was ihm in dieser Beziehung vor allen Dingen zu wissen Noth ist (wie Geldsorten, Zeit und Art des Reisens, Reiserouten, Gasthäuser, Zollwesen u. s. w.), sondern er verbreitet sich bei der Darstellung der einzelnen Routen und Touren, wie er sie hier macht und beschreibt, zugleich auch über Das, was die Länder und Orte für den Fremden charakterisirt, d. h. über die Merkwürdigkeiten derselben in historischer und andern Beziehungen. Die Darstellung selbst ist anziehend und vielfach anregend und gewährt mannichfache Belehrung. Der Verf. hat bei seinem Handbuche gebildete Reisende, denen er dasselbe vorzugsweise bestimmt hat, vor Augen und er bezweckt dabei für Alle Bildung und Kenntniß der betreffenden Länder, wenigstens in ihren Hauptpunkten und Haupttheilen. Wir können das Handbuch, da es diesen Zweck an sich auch erreicht, nur empfehlen. 17.

Aus Italien.

Mit den gebührenden Lobsprüchen macht die „Biblioteca italiana" (Maiheft 1840) auf das Werk des Dr. Gherardini: „Voci e maniere di dire italiane addotte a' fedeli vocabolaristi" (Mailand 1838—40), aufmerksam, dessen erster, sehr starker Band in fortschreitender Gediegenheit leistet, was seine ersten Ankündigungen verhießen. Schon früher ist auch in diesen Blättern erwähnt worden, wie sorgfältig erwägend Dr. Gherardini nicht sich damit begnügt, die grammatischen Beziehungen der Wörter zu erörtern, sondern wie er namentlich darauf bedacht ist, durch gewählte und vollständig gegebene Beispiele die Bedeutung der Wörter festzustellen, mit einer Genauigkeit, die in allen frühern italienischen Wörterbüchern völlig vermißt ward. Daher kam es, daß Wörter, besonders veraltete, in einer Weise gebraucht wurden, zu der weder Ableitung, noch, wenn diese ungewiß war, frühere Verwendung einen Anhalt gaben. Es erinnerte dieser Mißbrauch an die Leute, die in der Faschingszeit in einen Kleiderladen gehen und ohne Überlegung, was gerade in ihre Hände fällt, sich auf den Leib hängen, mögen sie sich ausnehmen, wie sie wollen. Das Werk verspricht freilich sehr unfänglich zu werden, wenn es in der Weise, wie es angefangen ist, fortgesetzt werden soll. Denn nicht mit verkürzten Proben begnügt sich Gherardini, sondern in ihrer Ganzheit gibt er die Stellen, und eben dadurch gewinnen viele, die bisher nur halb und kaum verständlich waren, in ihrer Zusammenstellung mit andern Klarheit und Bedeutung. Selbst das Wörterbuch der Minerva, aus dem wiederum vielgepriesene abgeleitet sind, wird durch dieses Verfahren berichtigt und auf die Probe gestellt; diese Allgemeinheit der Prüfung bewahrt den Verf. vor dem Vorwurfe, der Monti's „Proposta" mehrmals gemacht wurde, daß nur den Toscanern dadurch nicht sowol Belehrung als Zurechtweisung gegeben werden solle. Auf die Wurzeln der Sprache zurückgehend, hat der Verf. begreiflich oft die Schreibung, wie sie jetzt durch den Gebrauch angenommen ist, bestreiten müssen; aber noch scheint er nicht ganz mit sich selbst einig, ob er dem historischen Elemente in der Schreibung oder dem etymologischen einen Vorzug zugestehen solle. Durch das Herkommen gebunden, vernachlässigt er sogar selbst früher aufgestellten Sätze. Leider bemerkt man, daß die Grundsätze der Etymologie, die ziemlich überall die wächserne Nase der Sprachforscher ist, bei den Italienern fast regellos in Anwendung gebracht werden, und wo sie im Stich läßt, herrscht daher vollständige Willkür. Abandonare schreiben einige mit einem b, andere schreiben abbandonare. Noch fehlen die Graff den Italienern, die mit Handschriften dem Worte nachgegangen wären, soweit hinauf es sich finden läßt. Denina, der in diese Frage sich gemischt hat, brachte eine völlig unzulässige hibride Etymologie vor. Doch auch Gherardini weiß keine genügende; der geschichtliche Grund des Vorzugs einer Schreibart vor einer andern würde hier eintreten. Sie zu begründen, werden Arbeiten wie die vorliegende beitragen; doch sie selbst läßt noch diese Lücke, denn mit größerer Sorgfalt wendet der Verf. sich der Bedeutung zu.

Am 15. Febr. 1840 starb zu Genua der durch botanische Werke bekannte Professor Domenico Viviani. Zu Legnaro, im Genuesischen, 1772 geboren, gehörte Viviani nach einer in bezeugten Verhältnissen hingebrachten Jugend seit 1803 dem botanischen Lehrstuhl von Genua, dem er durch eine Menge von Schriften, unter denen die über lybische, corsische, ägyptische Pflanzen die allbekanntesten sein möchten, eine verbreitetere Anerkennung verschaffte. Giamb. Canobbio hat einen wissenschaftlichen Abriß seines Lebens in dem Maiheft der „Biblioteca italiana" für 1840 gegeben. 2.

Hierzu Beilage Nr. 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 1. 12. Februar 1841.

Geschichte Siciliens in der frühern Zeit und im Mittelalter. Von J. G. v. Hoyer. Quedlinburg, Basse. 1838. Gr. 8. 2½ Thlr.

Wenn man die Geschichte und den heutigen Zustand der Insel Sicilien betrachtet, so möchte man fast glauben, der Fluch, den einstens die über den Raub ihrer Tochter Proserpina erbitterte Ceres ausgesprochen haben soll, wie wir aus Homer, Ovid und Diodorus Siculus wissen, sei nicht blos eine mythische Fiktion, sondern in der That eine furchtbare Drohung gewesen, welche die Götter des Alterthums dem Gedächtnisse und dem höhern Walten der ihnen folgenden Weltregierung zur dereinstigen Verwirklichung übergeben hätten. Oder, um eigentlicher zu reden, muß sich nicht Jeder, der die Herrlichkeiten der Natur und der Kunst des alten Siciliens auch nur oberflächlich kennt, die Frage vorlegen, wie ist es möglich, daß das große und schöne Eiland wie in seinem Volksleben so selbst in seiner ehemals wahrhaft bewunderungswürdigen Zugungskraft der Natur in eine Verdumpfung hat verfallen können, daß kaum der Schatten ehemaliger Herrlichkeit noch übrig geblieben ist? Wie ist es möglich, fragt man ferner, daß ein Land, von dessen Lobe besonders das Alterthum mit Recht voll ist, noch kein Nationalwerk seiner Geschichte aufzuweisen habe, wie der gelehrte Sicilier Gaglio zu Ende des vorigen Jahrhunderts klagte — Gregorio und Giovanni di Blasi haben durch ihre Verdienste diese Klage noch nicht zum Schweigen gebracht — und daß trotz der 683 Werke, die unser Verf. über die Topographie, Geographie und Geschichte Siciliens zusammengezählt haben will, der Wissenschaft hier noch in vieler Beziehung eine terra incognita vorliegt? Mußte ja noch 1827 der Engländer Smyth in seinem Werke: „Sketch of the present state of the island of Sardinia" beweisen, daß Sicilien größer sei als Sardinien. Man ist versucht auf jene Fragen zu antworten: das hat der Feind gethan; und zwar theils der Feind im eigentlichen Sinne des Worts, indem eine Jahrhunderte dauernde ausländische Herrschaft das nationale Leben erdrückte, das Land von der übrigen civilisirten Welt abschnitt und absog, theils in bildlicher Bedeutung, indem der böse Dämon des Aberglaubens, der Unwissenheit und der Adelsherrschaft alles geistige und materielle Gedeihen zur Unmöglichkeit machte und die frühere Rührigkeit des Volks lähmte. Daraus ging nothwendig zugleich sittliche Entartung, die von klimatischen Zuständen befördert ward, hervor; und diese zerstört nicht blos den Lebensnerv des Menschen, sondern legt sich auch, wie der Rost an das Metall, immer nagend an die Schöpfungen der Natur an. Um der Güte der Natur würdig zu werden, bedarf man der Thätigkeit, und um der Fülle ihrer Gaben nicht zu unterliegen, der sittlichen Stärke. Die Hände in den Schooß zu legen, ist dem nie rastenden Wirken der Natur ein Greuel; sie rächt die Undankbarkeit ihres trägen Sohnes zuerst dadurch, daß sie ihn verweichlicht, und dann, daß sie ihm vor den Augen ihre Vorrathskammern verschließt und darben, ja mitleidslos verhungern läßt, weil es ihm an Kraft und Weisheit gebricht, sie zu öffnen. Dies lehrt Siciliens Geschichte!

Eine Geschichte Siciliens aber zu schreiben ist nicht so leicht, als es bei dem ersten Anblicke scheinen könnte; und diese Schwierigkeit gehört auch zu den Gründen, die dieser ein solches Unternehmen zu keiner befriedigenden Reife haben gedeihen lassen. Und deutlicher gesagt, auch unser Verf. hat diese Aufgabe keineswegs gelöst, sondern höchstens einen lesenswerthen Beitrag zur Lösung derselben geliefert. Aber den Werth muß man seinem Buche unbedingt zugestehen, daß es die Aufmerksamkeit des wissenschaftlich gebildeten Publicums in Deutschland auf die Geschichte jenes schönen und merkwürdigen Eilandes zu richten geeignet ist und unter demselben Kenntnisse zu verbreiten vermag, die nicht zu den gewöhnlichsten gehören, zumal da wir, so viel uns bekannt ist, in der neuern deutschen Literatur kein Werk besitzen, was in der Ausdehnung Siciliens Geschichte behandelte, in welcher wir sie in dem vorliegenden Buche lesen. Unsere Literatur hat zwar in den neuern Zeiten manche Beiträge zur Aufklärung des Alterthums und der Neuzeit Siciliens, theils für das gelehrte, theils für das gebildete Publicum bestimmt, aufzuweisen, z. B. Reyhalides, Mannert, der Verfasser der „Wanderungen durch Sicilien und die Levante" (Berlin 1834), und Parthey, „Siciliae antiquae tabula emendata" (Berlin 1834); aber das Ganze der Aufgabe ist noch nicht erfüllt. Ihre Schwierigkeiten sind: Größe des Zeitumfanges (mehr als 2500 Jahre), Mangel an politischer Einheit (nur historische Monographien besonders über die Republiken des alten Siciliens können zum Ziele führen), die Menge der Völkerschaften, die theils gleichzeitig, theils nacheinander ihr Wesen oder Unwesen daselbst trieben (Sikaner*), Sikuler, Phönizier, Griechen, Karthaginienser, Römer, Araber, Normänner, Deutsche, Franzosen, Spanier, Neapolitaner), mangelhafte Kenntniß der Geschichtsquellen bei den Ausländern, Gefahren für Reisende, die an Ort und Stelle sehen und untersuchen wollen, Leichtgläubigkeit oder Eitelkeit der Eingeborenen, die für historische Autoritäten gelten, und endlich politische Beschränkungen, welche der geschichtlichen Wahrheit ihre ebenso natürlichen als nothwendigen Rechte verkümmern. Bedenkt man, was insbesondere das Alterthum betrifft, daß Poesie und Kunst ein reiches und glänzendes Leben auf dieser Insel entwickelt hatten, das einer gelehrten Durchforschung noch vielfach bedarf, so wird man unserer Behauptung beizustimmen sich gedrungen fühlen, daß eine umfassende und zugleich genügende Geschichte Siciliens zu schreiben, in der That keine leichte Sache sei.

Der Verf. hat seine sicilische Geschichte, die eine etwas dürftige Einleitung eröffnet, von der Zeit der Griechen und Karthager bis auf den Tod Ferdinand's des Katholischen (gest. 1516) in sieben Zeiträume getheilt, eine Eintheilung, die sich sehr natürlich an die verschiedenen Völker und Regentenfamilien anknüpfen ließ, die in Sicilien geherrscht haben. Das Ganze leidet jedoch an Einseitigkeit. Die Kriegsgeschichte, die freilich dem Verf., als General, am meisten aus leicht begreiflichen Gründen zusagen mußte, ist vorzugsweise erzählt, und dieses persönliche Interesse macht es unstreitig auch erklärlich, daß z. B. die Geschichte des zweiten punischen Krieges einen beiweitem größern Raum einnimmt als nothwendig war; dagegen ist von Literatur, Kunst, Verfassungsformen u. s. w. so gut wie gar keine Rede. Der historische Apparat des Verf. ist entweder sehr mangelhaft gewesen oder er hat ihn nicht benutzt, um Neues zu Tage zu fördern; denn sein Werk gibt nur Das, was dem Kenner der Geschichte bereits bekannt ist. Mannert's neunten Theil seiner „Geographie der Griechen und Römer" finden wir nirgend erwähnt, obschon aus diesem Werke besonders für die Einleitung manches Brauchbare hätte entlehnt werden können. Bei Erwähnung des weltberühmten Übergangs über die Alpen, den Hannibal zuerst unter den Alten mit einer Armee ausführte, hätte einfach auf Ukert's „Geographie" verwiesen werden sollen, von dem die ganze Literatur, die sich über diese chorographisch so zweifelhafte und deshalb vielfach erklärte Thatsache gebildet hat, bis auf eine kleine Nachlese zusammengestellt worden ist; dies würde jedenfalls zweckmäßiger gewesen sein als das bloße Anführen einiger neuern Werke, wodurch der Leser

*) Den mythischen Cyklopen, der historisch zweifelhaften Lästrygonen wollen wir nicht gedenken, nicht erwähnen, daß auch Rhodier und Kretenser auf Sicilien Colonien gegründet haben sollen.

nicht einmal erfährt, daß über die Sache sehr abweichende Ansichten sich gebildet haben, deren Grund hauptsächlich in den Widersprüchen zwischen Polybius und Livius zu suchen ist. Was die Geschichte Siciliens am Ausgange des Mittelalters betrifft, so machen wir bei dieser Gelegenheit vorzüglich unsere gelehrten Leser aufmerksam auf ein Buch, das in Deutschland wenig oder gar nicht bekannt zu sein scheint, auch bei dem Verf. findet sich keine Spur davon; es führt den Titel: „Vidas de Españoles celebres por Don *Manuel Josef Quintana*" (Madrid 1807). In dieser aus mehren Bänden bestehenden biographischen Sammlung befindet sich auch die Lebensbeschreibung des Roger de Lauria*), der unter Karl von Anjou eine bedeutende Rolle spielte und auch von dem Verf. öfters erwähnt wird. Diese Biographie hat einen um so größern historischen Werth, da der Verf. außer einer Reihe von Historikern auch Handschriftliches benutzte. Er sagt nämlich: „Varios documentos inéditos de aquel tiempo comunicados al autor." Übrigens würde es uns nicht schwer fallen, noch manche derartige Bemerkungen zum Texte des vorliegenden Buchs zu liefern, wenn wir hier lediglich gelehrte Zwecke zu verfolgen hätten. Die Darstellung ist übersichtlich, die Sprache ziemlich gut, der Pragmatismus aber gering.

Bei den Alten, welche zur Zeit der Römer Sicilien genau kannten, nur nicht ganz richtig auf ihren Karten zeichneten, finden sich verschiedene Namen dieser Insel. Dieser Fall ist überhaupt im Alterthume sehr häufig; die Inseln des ägäischen Meeres insbesondere bieten eine Menge Beispiele dar. Ein Name blieb im gemeinen Leben und in der geographischen Wissenschaft vorzugsweise gebräuchlich, während die übrigen, mit ihrem Ursprunge in der Regel bis in die Mythenzeit hinaufreichend, nur noch einen Platz bei den Dichtern und in der Geschichte der Geographie behielten. Dergleichen Benennungen waren meistentheils entlehnt entweder von der örtlichen Lage oder von der äußern Gestalt oder von der klimatischen Beschaffenheit, seltener von gewissen Persönlichkeiten, obschon die Griechen diese letztere Ableitung beiweitem am häufigsten vorzogen; dies hing theils mit ihren Ansichten über die Mythe zusammen, theils mit dem Umstande, daß sie überhaupt schlechte Etymologen waren. Wer die eben ausgesprochenen geographisch-etymologischen Grundsätze erproben will, darf nur die vielen alten Namen, z. B. von Italien darnach beurtheilen und sie werden Stich halten. So lassen sich denn auch die verschiedenen Namen Siciliens theils auf seine Gestalt, theils auf Volksindividualitäten zurückführen. Wir finden bei den Alten *Τρινακρια*, *Τριναχια*, *Θρινακια*, *Τρινακρις* und *Τριναχις*. Die Weglassung des ρ schreibt Strabo dem Euphemismus zu. Die verschiedene Schreibart rücksichtlich des Anfangsbuchstabens rührt daher, daß Einige nicht von *τρεις ἀκραι* ableiteten, d. h. das Land mit drei Vorgebirgen, das Dreieck, weshalb die Lateiner die Insel auch Triquetra nannten, sondern von *θρινας*, der Dreizack, das bekannte Symbol der Meeresherrschaft. Von dem alten Volke der Sikaner ist die Benennung Sicania abgeleitet, die sich noch bei Thucydides findet. Aber alle ältern Namen Siciliens wurden in der historischen Zeit dadurch verdrängt, daß, da die Griechen daselbst als herrschendes Volk die Siculi vorfanden, sie es nun das Land der Sikuler nannten (*Σικελία*) und die Römer adoptirten diesen Namen nur mit einer kleinen dialektischen Verschiedenheit (Sicilia). Und die Herrschaft, die Rom auch durch seine Sprache über den Westen der Erde errang, hat dieses Wort zum alleinherrschenden gemacht. Was wir übrigens in dieser Beziehung bei unserm Verf. lesen, ist sehr dürftig zu nennen. Er hätte am besten gethan, wenn ihm einmal eine ausführlichere Untersuchung und Darstellung der Sache nicht zweckmäßig schien, sich wenigstens an Das zu halten, was Thucydides in den ersten Capiteln des sechsten Buchs mit gewohnter Präcision und Belehrung darüber gesagt hat.

*) Der Name wird dialektisch verschieden geschrieben. Einige Italiener schreiben Loria, andere del' Oria; die Catalonier Luria, die Franzosen und Castilianer Lauria.

Schon die Alten rechneten Sicilien zum geographischen System Italiens. Die Meinung, daß dieses Eiland einstens mit der italischen Halbinsel zusammengehangen habe, war allgemein unter ihnen verbreitet. Die Geographen Strabo, Pomponius Mela, Plinius, der Historiker Diodorus Siculus, die Dichter Virgil, Ovid, Silius Italicus, Lucan und Statius erwähnen dieses jedenfalls vorhistorische Factum, wenn es anders je stattgefunden hat. Daß der gelehrte und überaus fleißige Cluver in seiner „Sicilia antiqua" sich in dieser Angelegenheit auch auf Thucydides beruft, dazu scheint ein Misverständniß der Stelle Veranlassung gegeben zu haben, die sich bei diesem Historiker Buch 6, Cap. 1, zu Ende findet. Unser Verf. hat diesem Gegenstande gar keine Aufmerksamkeit geschenkt, obgleich er nicht ohne Interesse für ihn sein durfte. Übrigens gab das berühmte Werk des Hrn. v. Hoff: „Geschichte der Erdveränderungen" u. s. w. gute Materiallien, wenn der Verf. die Stellen der Alten entweder nicht kannte oder keiner neuen Prüfung unterwerfen wollte.

Wenn in der Einleitung gesagt wird: „Der erste Ausbruch des Ätna, von dem die Kunde bis auf unsere Zeit gekommen ist, erfolgte etwa im Jahre 40 nach Chr. Geb. unter der Regierung Caligula's", so ist dies ein arger Verstoß gegen die geschichtliche Wahrheit, den man dem Verf. kaum zutrauen sollte. Der Ätna war den Griechen unter allen Vulkanen am meisten bekannt; sie sahen ihn gleichsam als den Repräsentanten der feuerspeienden Berge an. Daher wir auch öfters in den Schriften der Alten Nachrichten von seinen Eruptionen erhalten. Seinen Namen nennt zuerst Hesiod. Des ältesten Ausbruchs gedenkt der Geschichtschreiber Diodor (V, 6), ohne indeß eine Zeit anzugeben. Von drei Ausbrüchen spricht Thucydides (III, 116): „*τρις γεγενῆσθαι τὸ ῥεῦμα ἀφ' οὗ Σικελία ὑπὸ Ἑλλήνων οἰκεῖσαι.*" Von diesen drei Ausbrüchen geschah der jüngste 415 v. Chr. Geb., und die athenienſische Expedition gegen Syrakus war Zeuge dieses Naturphänomens. Livius, Julius Obsequenz und Orosius erwähnen noch drei oder vier Eruptionen v. Chr. Geb., sodaß man den Ausbruch, den der Verf. als den ersten bezeichnet und dessen Sueton im Leben des Caligula (Cap. 51) gelegentlich gedenkt, als den neunten ansehen darf. Einige haben sogar 17 Ausbrüche v. Chr. aus den alten Schriftstellern aufzählen wollen. Daraus geht übrigens so viel hervor, daß bei den Alten des Ätna ziemlich oft Erwähnung geschieht und daß deshalb die Angabe des Verf. als ein starker Verstoß gegen die Geschichte angesehen werden muß.*) Die Stellen der classischen Schriftsteller hat Cluver in seiner „Sicilia antiqua" gesammelt (S. 97).

Wir könnten nun leicht noch manche Berichtigung oder Erweiterung Dessen, was in unserm Buche erzählt wird, mittheilen, wenn dies wesentlich zur Unterhaltung beizutragen vermöchte; wir könnten auch von dem herrlichen Syrakus berichten, das unstreitig die glänzendste Stadt des griechischen Alterthums war und dessen Geschichte Arnold (Gotha 1816) recht gut geschrieben hat, aber von unserm Verf. nicht benutzt worden zu sein scheint; wir könnten ferner von dem uralten und blumenreichen Enna (Castro Giovanni) Manches erzählen, wo einst Ceres ihren Lieblingssitz aufgeschlagen hatte, den Eingeborene und Ausländer hoch verehrten; wir könnten dann reden von Gelas Größe, von Messanas herrlicher Lage, von Catanas üppiger Gegend und seinen Gefahren und Zerstörungen durch den Aetna, von dem Emporblühen des alten Panormus (Palermo) durch die Normänner, von dem karthaginiensischen Lilybäum, wo Hamilkar Barkas, Hannibal's Vater, allen Angriffen der Römer trotzte, zur Abwechselung wol auch von Eryx und den gefälligen Schönen in dem Tempel der Venus Erycina, die mit ih-

*) Oder sollten etwa Bartels' „Briefe über Calabrien und Sicilien" die Veranlassung zu diesem Fehler gegeben haben? Dieser spricht nämlich (Bd. 2, Brief 23) von den verschiedenen Eruptionen des Ätna seit der christlichen Zeitrechnung und beginnt, wie natürlich, mit dem Jahre 40 n. Chr. Dann läge dem Fehler wenigstens eine Nachlässigkeit zum Grunde.

ren zarten Händen den römischen Senatoren den Ernst oder die Falten von der Stirn glätteten: wir müssen es uns versagen, um noch den nöthigen Raum für eine Beschreibung des volkreichen und üppigen Agrigentum (Girgenti) zu gewinnen, vorzüglich aus dem Grunde, weil seine Schwefelminen in diesen Tagen zu einem Conflicte in der politischen Welt Veranlassung gegeben haben, der den Blick der civilisirten Welt nach jener sonst wenig genannten und gekannten Gegend gerichtet hat. Auch lasen wir unlängst in d. Bl. Nachrichten über den heutigen Zustand und die Verhältnisse dieser Gegend; es dürfte darum nicht ohne Interesse sein, zu vernehmen, was das Alterthum von ihr uns berichtet hat. Völlig Erschöpfendes wird man übrigens von uns bei dieser Gelegenheit nicht erwarten wollen, da wir uns dann zu sehr in das Gebiet der Gelehrsamkeit verlieren müßten.

Die Nachrichten der Alten über Agrigentum sind weder sehr zahlreich noch, einen einzigen Historiker ausgenommen, besonders ausführlich, und auf die Umgegend nehmen sie beinahe gar keine Rücksicht. Die meiste Ausbeute in dieser Beziehung gewähren Diodor von Sicilien *), Polybius, Strabo, der ältere Plinius; einige Notizen geben Livius, Cicero in den Reden gegen Verres, Herodot, Thucydides und Diogenes von Laerte. Die zahlreichen Münzen können als Hülfsmittel gebraucht werden. Durch Benutzung dieser Quellen und Hülfsmittel sowol als durch Untersuchungen, die an Ort und Stelle vorgenommen wurden, sind Monographien entstanden, die theils größern Werken einverleibt, theils selbständig auftretend gute Beiträge zur Kenntniß des alten Siciliens geliefert haben. Zu den schon oben angeführten Werken fügen wir hier noch Empedokles von Sturz, Riedesel, Bartels' „Briefe über Calabrien", Klenze („Der Tempel des olympischen Jupiter zu Agrigent", Stuttgart 1821).

Agrigentum (griechisch Ἀκραγας, nach dem gleichnamigen Berge, an dessen Fuße es lag, oder nach dem kleinen Flusse, der in seiner Nähe sich befand) ward von Gela gegründet 556 vor Chr. Geb., als diese Stadt in ihrer größten Blüte stand. Die außerordentliche Fruchtbarkeit der Gegend, die günstige Lage zum Handel und der Fleiß der griechisch-dorischen Bewohner erhoben diese neue Stadt in kurzer Zeit zu einer Größe, Wohlhabenheit und Pracht, daß sie in ihrer blühendsten Periode einen Umfang von zwei geographischen Meilen hatte und mit Syrakus wetteifern konnte. Ihre Einwohnerzahl wird uns von zwei Schriftstellern, Diogenes von Laerte und Diodor, angegeben, aber so abweichend, daß offenbar in dem Texte entweder des einen oder des andern Schriftstellers ein Fehler obwalten muß. Denn während der Erstere eine Bevölkerung von 800,000 Seelen angibt, schätzt sie der Letztere nur auf 200,000. Man hat verschiedene Vorschläge gemacht, um den Text jener beiden Gewährsmänner zu einiger Übereinstimmung zu bringen; allein schon Wesseling hat mit Recht die Bemerkung ausgesprochen, daß auf diese Weise nichts zu erreichen sei, da die Manuscripte keinen der Änderungsversuche unterstützten. Und auch der neueste Herausgeber des Diogenes hat nicht zu helfen gewußt. Überhaupt bieten die statistischen Angaben der Alten sehr oft Schwierigkeiten dar und man wird aus ihren Schriften bald inne, daß ihnen die Wissenschaft der Statistik fehlte. Als die Karthaginienser die Schönheit und Wichtigkeit Siciliens kennen gelernt und deshalb um jeden Preis den Besitz desselben zu erringen suchten, konnte es nicht fehlen, daß sie ihr Augenmerk gar bald auf Agrigentum richteten, namentlich um es zur Basis ihrer weitern Operationen zu machen. Allein der erste Versuch, den sie in Folge der Verbindung unternahmen, in die sie mit dem Perserkönig Xerxes getreten waren — er wollte durch diese Diversion jede Unterstützung, die Seiten der sicilischen Griechen den Stammgenossen des Festlandes geleistet werden könnte, unmöglich machen — schlug fehl. Die beiden Tyrannen, Gelo von Syrakus und Theron von Agrigentum, vernichteten das Heer der Karthaginienser und nahmen deren eine so große Anzahl gefangen, daß sie den Agrigentinern bei der Ausführung der Verschönerungsplane, die sie für ihre Stadt im Sinne hatten, wesentliche Dienste leisteten, theils als Arbeiter in den Steinbrüchen, theils als Handlanger bei den Bauten selbst. Die Bauluft, der Reichthum und der Geschmack der Agrigentiner hatte bereits Gebäude aufgeführt, die noch in ihren Trümmern die größte Bewunderung erregen, als sie auf den Gedanken geriethen, durch einen riesenhaften Tempel des Jupiter Olympius ihren bisherigen Bauunternehmungen und Prachtgebäuden gleichsam die Krone aufzusetzen. Und dieser Tempel ist es, den das Alterthum anstaunte und dessen Überreste den Archäologen unserer Zeiten noch das Vergnügen gewährt haben, zu zeigen, wie herrlich die alte Kunst überhaupt, wie bewunderungswürdig Akragas insbesondere mit seinen Denkmälern des Geschmackes und des Unternehmungsgeistes gewesen sein müsse. Unter den Alten hat diesen Tempel namentlich Diodor, unter den Neuern vorzüglich Klenze beschrieben. Aber nicht ohne Weisheit sagten die Griechen: der Blitz des Zeus trifft zumeist das Erhabene und stolz Emporragende. Gleich als hätte Jupiter selbst keine Freude an diesem stolzen, ihm zu Ehren unternommenen Riesenwerke gehabt, noch ehe das Dach aufgesetzt war, kamen die Karthaginienser, nahmen die Stadt ein, plünderten sie und nöthigten die Bewohner zum Auswandern (Olymp. 93, 3). Und in der That beginnt seit der Zeit der Verfall von Agrigentum, seine Unglückstage häufen sich. In den Kämpfen Karthagos mit Dionys von Syrakus und mit den Römern im ersten und zweiten punischen Kriege ward die Stadt einmal theilweise niedergebrannt, wieder aufgebaut, dann genommen und wiedergenommen: ihre Herrlichkeit blieb nur noch in ihren Trümmern sichtbar. Aber die Kraft und der Reiz der Natur waren stärker als der Zorn des Schicksals. Seine Gewalt vermochte ihren Günstling nie völlig zu verderben. Der dritte punische Krieg nennt Agrigentums Namen wieder, Strabo sah es noch in einiger Blüte, während alle übrigen Städte auf der Südküste Siciliens gänzlich zu Ruinen aufgelöst waren, es hat alle Stürme der spätern griechischen, arabischen, normännischen und französischen Herrschaft überstanden, jedoch, um mich so auszudrücken, den Haushalt seiner Existenz auf das alte sikanische Kamikos wiederum eingeschränkt, von dessen Mauern einstens seine Größe anfing. Am längsten, möchte man sagen, hatte Jupiter seinen Zorn gegen die Agrigentiner gehegt, von denen einer ihrer eigenen Mitbürger, der Philosoph Empedokles, sagte, „sie schwelgen, als ob sie morgen sterben sollten, und bauen, als ob sie ewig zu leben gedächten"; denn jener Tempel des olympischen Zeus stürzte 1401 völlig zusammen und die entarteten Agrigentiner klimmen jetzt Pygmäen ähnlich an diesen Riesentrümmern ihrer ehemaligen Größe empor. Das ist Siciliens Geschichte!

Karl Zimmer.

*) Dieser Historiker ist es, der ausführlich und mit Entzücken von Agrigentum spricht. Bartels hat den wichtigsten Theil Dessen, was dieser Historiker berichtet, einem seiner Briefe in einer ziemlich schlechten Übersetzung einverleibt. Es ist besser, man liest den Urtext.

Geheime Mittheilungen aus den Zeiten des französischen Kaiserreichs. Nach Emile Marco de St.-Hilaire's „Souvenirs intimes du temps de l'empire", von J. Sebastiano. Zürich, Schulthess. 1839. Gr. 8. 2/3 Thlr.

Über dies Buch haben wir zuvörderst zu sagen, daß man sich nicht durch den deutschen Titel irre führen lassen darf. „Geheime Mittheilungen" lassen bisher ungekannte Aufschlüsse, ungedruckte Briefe u. dgl. erwarten, die man jedoch in diesem Buche vergebens sucht. Den Ausdruck „Souvenirs intimes" hätte der Übersetzer daher durch ein anderes Wort wiedergeben sollen, etwa durch „Kriegs- und Lagerscenen", denn blos solche enthält das Buch und gerade gar nichts Geheimes. Das Ganze ist überhaupt nur eine Compilation aus Memoiren und andern Büchern über Napoleon; wie viel Eigenes der französische Verfasser hinzugethan hat, vermögen wir nicht zu bestimmen, da Hr. Sebastiano hierüber ebenso wenig Aufschluß gegeben hat

als über den Hrn. von St.-Hilaire selbst. Wir kennen aus der Geschichte des französischen Kaiserreichs nur einen General dieses Namens, der bei Austerlitz schwer verwundet wurde, der aber aus leicht begreiflichen Gründen nicht der Verfasser dieser Skizzen sein kann, von dem wir uns erinnern im „Magazin für die Literatur des Auslandes" vor einiger Zeit die, ziemlich sonderbare „Geschichte eines Pfefferkuchenbegens" gelesen zu haben.

Abgesehen hiervon, ist das Buch gar nicht uninteressant und muß sich im Französischen recht angenehm lesen, wie man selbst aus der nicht überall gelungenen Übersetzung schließen kann. Napoleon erscheint in demselben überall in der höchsten Glorie, seine Absichten sind durchaus großartig, völkerbeglückend und edel, er will keinen Krieg, er führt ihn nur gezwungen. Solche Tiraden wird man einem französischen Schriftsteller nicht übel nehmen, aber schlimm ist es, wenn deutsche Gevibenten sie mit gefalteten Händen nachbeten. Man muß es also dem Franzosen immer noch zum Verdienst anrechnen, daß er die Tapferkeit der preußischen Freiwilligen bei Lützen einigermaßen anerkennt, und darf es dem gekränkten Nationalstolze allenfalls nachsehen, daß er den Marschall Soult zum Sieger über Wellington in der Schlacht bei Toulouse gemacht hat. Empfand denn aber der Übersetzer nicht einige historische Gewissensbisse, als er diese Unwahrheit niederschrieb?

Das Hauptverdienst des vorliegenden Buchs ist, daß es uns ein recht anschauliches Bild vom Kaiser Napoleon unter seinen Soldaten, in ihren Bivouaks und Baracken und in den Schlachten, die sie für ihn führen mußten, gegeben hat. Wir sehen ihn zuerst im Lager von Boulogne, wie er sich vertraulich mit einem alten Artilleristen aus der Provence unterhält, einen jungen Gardisten aus seiner Dose Taback nehmen läßt, nicht schilt, wenn ihn die Kanoniere Bürger General nennen, an den Spielen und Tänzen der alten Soldaten lebendigen Antheil nimmt und darüber aus vollem Halse lachen konnte, Belohnungen und Standeserhöhungen austheilt, aber auch wieder mit Ernst und Strenge und so richtiger Kenntniß Dessen, was er selbst le moral de l'armée zu nennen pflegte, bei einem mörderischen Zweikampfe einschreitet, der zwischen den Gardegrenadieren und den Soldaten eines Linienregiments stattgefunden hatte. Mit vieler Anschaulichkeit ist auch die Scene beschrieben (meist nach Constant's „Denkwürdigkeiten"), wo Napoleon eine Anzahl Fahrzeuge im offenen Meere mustern will, der Admiral Bruix aber sich weigert, diesen Befehl auszuführen, und dafür von Napoleon mit der größten Härte behandelt wird. Die üblen Folgen treten sogleich ein, das Meer verschlingt mehr als 200 Menschen, Napoleon, der sich selbst in einen Kahn wirft, kann sie nicht retten, obschon er die augenfälligsten Beweise von Muth und Todesverachtung an den Tag legt. Die Vertheilung der Kreuze der Ehrenlegion im Lager bei Boulogne ist von einer Augenzeugin, der Herzogin von Abrantes, im siebenten Theile ihrer Memoiren besser geschildert worden als von St.-Hilaire.

Der zweite Abschnitt gibt Scenen aus dem Kriege mit Östreich im J. 1805. Heiter und ergötzlich ist die erste Scene zwischen Napoleon und seiner Gemahlin Josephine, die ihm in den Krieg, wenigstens bis nach Strasburg, folgen will, dort aber in einem solchen Zustande der Ermattung ankömmt, daß sie gern ihren Vorsatz aufgibt. Darauf folgt die Übergabe von Ulm, der Einzug in Wien und Napoleon's Besuch im Bivouak der Grognards der großen Armee, wie sich die alte Garde nannte, in der sehr kalten Nacht des 1. Dec. 1805, ein treffliches Genrebild und eine der besten Partien des Buchs, sowie die Musterung derselben nach der Schlacht, durchaus theatralisch und eines großen Mannes unwürdig ist seine Unterhaltung mit den gefangenen russischen Offizieren. Die Zusammenkunft mit Kaiser Franz von Östreich und Savary's gleich darauf folgende Mission an den Kaiser Alexander wird man lieber im zweiten Bande der Memoiren des genannten Generals als hier in unvollständigen Excerpten lesen.

Die Schilderungen vor und in der Schlacht bei Lützen sind wohlausgeführte Schlachtgemälde mit aller Abwechselung, deren nur ein so großartiger Gegenstand fähig ist. Dahin gehören Bessières' Tod, der seinen Herrn so innig betrübte, die Nacht vor dem Schlachttage und die Gespräche der Soldaten über das Morgengebet des Kaisers, seine unerschütterliche Haltung mitten unter dem furchtbarsten Kugelregen und Bombenhagel, in halber Schußweite von den feindlichen Geschützen, und daneben die Plaudereien seiner Garde, der er nicht Stillschweigen gebietet, sondern nur von Zeit zu Zeit flüchtige Worte dazwischenwirft, die Anstrengungen der jungen Conscribirten, die Wechselfälle des Kampfes — alles dies läßt uns mit Interesse bei diesen Ereignissen verweilen. Dasselbe gilt von Napoleon's Besichtigung des Schlachtfeldes, wo er einen jungen preußischen Freiwilligen, der „die Hand nicht lassen wollte von der gewichsten Fahne" kaum bemerkt und ihm zuruft, er wäre würdig ein Franzose zu sein. Gleich darauf hört man einen Knall, ein junger Conscribirter, dem soeben das Bein abgelöst worden war, hat versucht sich selbst zu erschießen — weil der Kaiser an ihm vorbeigegangen war, ohne ihn nur eines Blicks zu würdigen, und doch den Preußen angeredet habe. Sogleich springt Napoleon vom Pferde, wirft sich auf den blutigen Knaben und sucht, wiewol vergebens, ihn zu beleben, forscht auch, jedoch ohne Erfolg, in seinen Kleidern, um seinen Namen aus denselben zu erfahren. Man begreift leicht, wie sehr ein solches Benehmen eine siegreiche Armee zum höchsten Enthusiasmus für den Feldherrn erwecken mußte.

Der vierte Abschnitt: „St.-Helena", enthält nichts als bekannte, oft gelesene Dinge und dabei viele Unwahrheiten, besonders gehässige Insinuationen gegen Hudson Lowe. Es ist hier nicht der Ort, sie zu widerlegen.

Werden nun gleich heutzutage die Anforderungen an deutsche Übersetzer französischer Schriften aus dem Gebiete der Magesliteratur sehr niedrig gestellt, so müssen wir doch Hrn. Sebastiano es zum Vorwurfe machen, daß er sich nicht einmal die Mühe gegeben hat, französische Ausdrücke, wie der „grand Cordon" (eines Ordens), das „Ancienne (nie) Régime" über die „Renonciation Rußlands" in unsere Sprache übertragen, und mit halb französischen, halb deutschen Ausdrücken, wie „Generalfriede", „Offizier General", „General Hauptquartier", allzu freigebig gewesen ist. Falsch ist ferner die Benennung des würtembergischen „rothen" statt des „goldnen" Adlerordens, und die Schreibung Dolgorowski und Clark statt Dolgorucki und Clarke. Endlich dürfte Hr. Sebastiano in einige Verlegenheit gerathen, wenn er das „steinerne Kreuz" auf dem Denkmale Gustav Adolf's bei Lützen (S. 244) nachweisen sollte oder sich darüber verantworten, daß die französische Kaisergarde am 12. Mai 1813 vor dem Könige von Sachsen ein „Spalier von Pirna bis an das königliche Schloß" gebildet hat (S. 211). Es ist aber das pirnaische Thor von Dresden gemeint, und Hrn. Sebastiano's geographische Kenntniß zeigt sich hier, wie auch sonst, eben nicht im besten Lichte. 11.

Literarische Notizen.

A. de Kermangny, ein junger gentilhommeartiger Schriftsteller, hat einen Roman unter dem Titel veröffentlicht: „L'esclave des galères, ou Malte sans ses chevaliers." Der Verf. reiste nach Malta, nur um den Grund und Boden kennen zu lernen, auf welchem sein Roman spielen sollte, und hielt sich dort mehre Monate auf. Es gelang ihm auch, mehre interessante noch nicht herausgegebene Manuscripte aufzufinden und ihren Inhalt für seinen Roman zu benutzen.

Der Baron Charles Dupin gab ein kleines Buch unter dem Titel heraus: „Bien-être et concorde des classes du peuple français", mit der Zugabe von Rathschlägen, gerichtet an die Classe der pariser Arbeiter. Die Schrift enthält ebenso interessante als unterrichtende Fakten. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 44. — 13. Februar 1841.

Robert Burns.

1. Lieder und Balladen von Robert Burns. Übertragen von Heinrich Julius Heintze. Braunschweig, Westermann. 1840. Gr. 12. 1½ Thlr.
2. Gedichte von Robert Burns. Übersetzt von Philipp Kaufmann. Stuttgart, Cotta. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.

In Edinburg hat man dem Sänger der schottischen Nationalgefühle einen griechischen Tempel als Erinnerungsmal errichtet. In London wollen die Engländer ihren Shakspeare auf die Spitze einer Trajanssäule stellen! Damit seine Größe ihren Augen entrückt werde? Robert Burns, der schlichte Landmann, freilich in seiner Freiheit ein König, aber doch durch und durch ein Schotte, ein Sänger, in dem alle Wonne- und Wehmuthsschauer seines Vaterlandes vibriren, und wenn er sich schüttelt, werden sie Lieder, den in eine kalte, glatte, classische Säulenhalle gebracht! Was soll er da, mit seiner Liebe und seinem Schmerz, seiner Wärme und Glut, einer Empfindungsfülle, die der antiken Welt fremd ist! Wenn seine Gefühle gleich den richtigen, gemessenen Ausdruck fanden, so ist dies Nichtzuviel und Nichtzuwenig doch himmelweit von der antiken Classicität entfernt, die man in krystallisirte Formen des Schönheitsgefühls einschließt. Seine Schönheit ist eine andere, es ist die, daß er für die natürlichsten einfachsten Gefühle eine Sprache fand, daß sie dem Naturlohne sich von selbst gab, die wieder zu jedem Gemüthe spricht, zum rohen Menschen und zum hochgebildeten. Diese Laute sind freilich durch die ganze Welt verständlich, und das könnte man classisch nennen, wenn man will; allein sie sind auch wieder die ganz eigenthümlichen Stoßseufzer und Jubelrufe seiner eigenthümlich schottischen Heimat. Oft ruht ihre Wirkung gerade darin, daß sie des gebildeten Sprachausdrucks ermangeln und Laute, Interjectionen bleiben. Er wird verständlich Jedem, wer dafür Empfängniß hat, aber es ist nicht um des plastischen Ausdrucks willen, den seine Poesie errungen. Nebel und Geisterhauch seines Vaterlandes schwebt und flüstert trotz seiner kernigen Ausdrucksweise in den Liedern, und diese Mischung gerade ist es, die dem Dichter einen so wunderbaren Reiz verleiht.

Wenn die Briten nicht geschickt sind in Art und Weise, wie sie ihren großen Geistern Denkmäler errichten, so gebührt ihnen dafür der Ruhm, daß sie keinen Ruhm ohne ein Nationaldenkmal lassen. Mag sein, daß sie die Todten nutzen für ihr lebendiges Land, die Erinnerungen zu pikanten Staffagen für die Gegenwart, als kostbaren Schmuck auf dem historischen Sonntagskleide, das sie von dem Auslande tragen, doch ist es gut, ein berühmter Todter in England und Schottland zu sein. Volk und Land sind stolz auf ihn. Wie lange muß ein großer Geist in Deutschland begraben liegen, bis das deutsche Volk auf ihn stolz wird, und wie lange dauert es, bis man ihm Denkmäler setzt. Vielleicht ließe sich das als Norm annehmen: bis man vergessen hat, wo seine Gebeine ruhen. So den Todten; aber den Lebendigen geht es denen in England auch wie anderwärts? Verkümmern, verkannt und geringgeachtet, gerade die genialsten, um auf ihrer Todtenbahre erst die Apotheose zu erfahren? Nicht mehr als anderwärts. Die Engländer haben ihre Chatterton und Otway, wie wir unsere Kepler, Günther, Kleist u. s. w. Aber ihre Shakspeare, Byron, Scott, lebten in Ehren und Ansehen, wie wir denn auch bei uns nicht nach Genien zu suchen brauchen, welche wegen der Ansprüche auf das ewige Leben hienieden nicht um zeitliches Wohlleben verkümmert wurden. Darin sind die Loose gleichmäßig über alle Länder ausgestreut. Wir fanden nur noch nicht das Gesetz, weshalb dieser Genius zur herrlichen Staude aufblüht und so seinen schönsten Blütenduft ausathmet, während jener mit Füßen getreten und zerquetscht seinen Odem aufgibt, den wir dann als seine Erbschaft gierig auffangen. Es ist auch noch nicht ermittelt, wer mehr wirkt auf sein Volk, ob der im Leben Anerkannte und Gefeierte oder der Märtyrer.

Die Märtyrer der Poesie aber haben den Vorzug, daß alle jüngern Dichter, denen es nicht gut geht, sich für sie interessiren. Indem sie selbst, für den Fall, daß sie nicht reussiren, sich wenigstens auf das Märtyrthum vorbereiten, ist es klug, dasselbe mit aller möglichen Glorie auszustatten. Daher die vielen Tasso, daher Chatterton, Otway, Camoens, Heinrich Kleist in allen möglichen dichterischen Apotheosen. Nach diesen Dichtungen über Dichter sollte man glauben, daß die höchsten Offenbarungen der Poesie aus den Höhlen des Jammers und von den Kreuzwegen der Verzweiflung und Zerknirschung

ausgegangen seien. Und dem ist doch nicht so. Die ewigen Lichtströmungen Homer's, aus einer klaren, befriedigten, von Natur und Gott gesättigten Seele, vibriren auch durch die ganze mittelalterliche und moderne Dichterwelt. Nehmt eine große Wage, und in die eine Schale die Sterbetöne gethan aus gebrochener Brust, und in die andere die Hallelujas aus der vollen gutbewußten, die Jubelgesänge des Übermuths, die Lerchentöne der Heiterkeit, ich glaube doch, daß die letztere Schale schwerer ist. Ja, es ist eine Poesie des Schmerzes, aber die der ewigen Heiterkeit, der Gottzufriedenheit hat den Vorrang.

Robert Burns, der Schotte, war einer der Märtyrer der Poesie, und es wäre befremdlich, daß gerade er von keinem Dichter, weder einem Dramatiker noch einem Romandichter zum Sujet aufgegriffen wurde, wenn nicht die Gründe auch gleich zu Tage lägen. Es ist zu viel Innerliches und zu wenig pikant Glänzendes in seinem Leben. Ein französischer Dramatiker, was sollte der mit dem schottischen Bauer, der unter Grafen und Herzögen immer der schlichte Landmann blieb, der sich nicht herauslog zu mehr, der im Vollgefühl seiner Schmerzen doch eigentlich nie zerrissen war, und wenn er durchaus dran war, zu verzweifeln, sich nicht vorspiegelte, daß in ihm der Welt Ungerechtigkeit und Undank repräsentirt sei; sondern er wußte, er war es allein für sich, und die große Welt draußen zog er nicht in seinen kleinen Jammer hinein. Ja, er griff nicht einmal, wo es ihm zum schlimmsten ging, nach der Giftbüchse, oder dem Dolche, oder setzte sich eine Kohlenpfanne in sein Schlafzimmer. Um das Maß der Baarheit und Blosheit von moderner Interessantheit voll zu machen, in solchen Augenblicken des Unmuthes stahl er sich in Kneipen zu schlechten Zechbrüdern und trank Branntwein. Er dichtete sogar Lieder auf diesen schlechten Sorgenbrecher. Wäre dramatisch nur irgend etwas aus ihm zu machen gewesen, hätten ihn die romantischen Jungfranzosen sich nicht entgehen lassen; was sollte man aber mit solchem Menschen anfangen, den der Umgang mit der schottischen Haute-Volée, die Liebschaften mit Ladies des höchsten Namens nicht aus seiner Bauernhaut herausbrachte, und der so wenig zu einem Weltbewußtsein gedieh, daß er sich nicht einmal des gewöhnlichen schottischen Aberglaubens entäußern konnte.

Dramatisch ist sein Leben einmal nicht; auch nicht für andere Nationen als Franzosen. Aber des Novellistischen liegt viel darin, nur fehlte seinen eigenen Landsleuten der rechte Mann, um das psychologische Geäder zu ergiebiger Ausbeute zu verfolgen. Scott ehrte den großen Landsmann durch einige bewundernde Verse in seinem „Letzten Minstrel", aber als Romanendichter würde ihm das eine Etwas abgegangen sein, um einen Burns, aus sich selbst herausconstruirt, zum Helden eines Romans zu machen. Wir Deutsche hätten einen Mann, der, wenn er in der Frische seiner Kraft mit derselben Lust, mit der er den portugiesischen Märtyrer sich zum Vorwurfe zu eines Dichters Tode nahm, den schottischen Sänger aufgefaßt, gewiß ein schönes, tief ergreifendes Gemälde geliefert hätte. Tieck verehrt, wie man weiß, Robert Burns, und gerade in ihm hätte er die Eigenschaft wieder gefunden, welche er an Camoens besonders heraushebt: daß er der echte Nationaldichter seiner Nation gewesen, einer, in dem sich alle Radien des Ruhms, der Ehre und des Nationalgefühls widerspiegeln.

Und einem solchen Dichter, der den Gegenstand von innen auffaßt, hätten die interessanten Äußerlichkeiten nicht gefehlt. Ja, Burns' Leben ist reich an charakteristischen Zügen, wenn man es so auffaßt, von der gemüthlich psychologischen Seite, reich von Anbeginn bis zu seinem Ausgange. Denke dir den Dichter, geboren in einer Lehmhütte, die der arme Vater selbst gezimmert und geklebt, und diese Hütte stürzt, wenige Tage nach seiner Geburt, in einem heftigen Sturmwinde ein. Die Mutter muß in einer Scheune mit dem Säuglinge Unterkunft suchen; und der Dichter, der, als echter Schotte, in jeder Erscheinung der ihn umgebenden Natur eine Bedeutung sucht, erklärt sich daraus seine eigene leidenschaftliche, stürmische Natur. Die Mutter, trotz ihrer Dürftigkeit, wie eine Schottin gebildet; denn Geschichte und Sage der Vorzeit leben in Schottlands Hütten und Palästen mit den Stammbäumen der Familien fort; es ist ein Volk, das, seines Volksthums sich bewußt, trotz Armuth und Elend, den Stolz auf seine Ahnen nicht vergißt. Von dieser Mutter wird der Knabe aufgewiegt in den Traditionen und glorreichen Erinnerungen der Vorzeit. So beleben sich ihm schon früh die Plätze seiner Knabenspiele mit Geistern und Gespenstern, bis in ihm selbst der Funke glimmt, die Poesie, die er in Berg und Thal, in Strauch und Quell, in der Ruine und in der blauen Bergferne findet, fortzusetzen und den liederreichen Stimmen, die zu ihm tönen, in Liedern aus frischer Brust zu antworten. Nun belebt sich ihm Alles, Alles, das Unbedeutendste spricht zu ihm. Und dieses reiche poetische Leben mitten in der drückendsten Armuth. Er will nicht Erwerb, Ruhm, Glanz, nicht einmal um Anerkennung ist es ihm zu thun; er will sich nur mit sich und seinen Nächsten verständigen. Am Pfluge und in der Scheune von früh bis Abends, um der bedrängten Familie Nahrung zu schaffen, beim kümmerlichsten Mahle nach vollendetem Tagewerk, das ihm kaum zu dem Morgen neu beginnende Kraft gibt, geht ihm doch der Muth nicht aus; seine poetischen Träume versteigen sich nicht in Eldorados. Denn, was er singt, er hat es, sieht es, fühlt es. Aber die Stürme der Leidenschaft brechen von einer andern Seite aus. Sein weiches Herz fühlt sich leicht von schönen Augen verwundet und sein warmblütiger Sinn begnügt sich nicht mit dem gebildeten Schmachten. Er ist ein Sohn der Natur geblieben und trachtet nach dem Genuß. Er schleicht oft auf „bösen Wegen", und ein großer Theil seiner Lieder vertraut uns sein Bangen, sein Hoffen und sein Entzücken. Zu Sangeslust, zu Familienjammer, zu harter Arbeit und Noth, zu bösen Gläubigern und der rauschenden Lust in der Schenke noch herzzerreißende Gefühle und Schmerzen, die jede Liebe umschließt, um wie viel mehr solche, wo die Verhältnisse gegen ankämpfen. Endlich eine ernsthafte Neigung, ein Bund aufs Leben geschlossen, in heimlicher

Weil nach den besondern Einrichtungen der schottischen Gesetze geweiht und gekräftigt; aber ein rauher Vater zerreißt es und raubt dem Gatten die Gattin, die schon ein Kind unterm Herzen trägt. Da erwacht seine Mannes-kraft und er ruht nicht, bis er das geliebte Weib dem Vater dauernd abgerungen.

Sind das nicht schon Bilder, Scenen und Katastrophen voll ergreifender Kraft zu einem bürgerlichen Roman! Wie viel Ausstattung dazu findet sich in seinen Liedern, wenn wir sie aufmerksam in dieser Beziehung verfolgen. Und nun ändert sich plötzlich die Scene. Was er nicht gewollt hat, ist geschehen. Seine Lieder sind weit bekannt, Gemeingut seiner Nation geworden; sein Ruf ist verbreitet durch die Insel. Er wird als ein Lion in die höchsten Cirkel des Landes gezogen. Man reißt sich um ihn in der Hauptstadt. Aber es ist noch eine bessere Zeit. Nicht als eine bloße Curiosität wird er angegafft. Der schottische Nationalsinn lebt auch in der großen Gesellschaft. Man bewundert den Dichter um des Vaterlandes willen, das er durch seine Lieder verherrlicht, um seiner selbst willen, denn er bleibt im Geräusch und Glanz der Gesellschaft derselbe schlichte Mann von seiner väterlichen Flur. Uneingeschüchtert vom Glanz, steht er männlich stolz da unter den Höchsten, und es ist eben diese männliche Würde und Unbefangenheit, die das Interesse an ihm steigert. Sein sinniges Auge, seine klare, bündige Rede, seine natürlichen Urtheile, die sich durch nichts einschüchtern lassen, bestechen ebenso die Frauen, als es seine Lieder zu ihrem Preise bereits gethan. Er braucht durch Edinburgs Straßen nicht in nächtlichem Bangen zu schleichen, fürchtend, daß der Hofhund ihn verräth. Die verschwiegene Thüre öffnet sich wol von selbst und eine freundliche Hand führt ihn durch die dunkeln Gänge. Und er bleibt auch da derselbe. Er kehrt auf seine Fluren und zu seinen ländlichen Schönen zurück; freilich nicht befriedigt, aber nicht verzehrt von eitler Sehnsucht nach dem Glücke, das er gekostet.

Vor seiner Verheirathung lastet der Druck der Armuth und der Verhältnisse besonders hart auf ihm. Er glaubt sich verfolgt von dem Vater seiner Frau, der sie ihm vorenthält. Er glaubte, nach Einigen, er müsse vor diesen Verfolgungen ins Ausland, nach Amerika fliehen. Nach Andern hegte er die Furcht, daß der Vater sich gerade diesem Entfliehen widersetze, um seine Rache an ihm zu vollziehen. Schon hat er sein ewiges Abschiedslied an die geliebte Heimat gedichtet und sich verborgen gehalten vor Freund und Feind, als ein Zufall ihn zurückhält. Das Glück scheint ihm plötzlich zu lächeln. Er hat nicht daran gedacht, mit seiner Sangesgabe Geld zu machen; aber Freunde sorgen für ihn und er erhält eine Summe, die weit über seine Vorstellungen geht. Doch was ist Geld in der Hand eines solchen Dichters! Er erhält zwar sein Weib vom Vater zurück, aber er hat in den Pachtungen, die er übernimmt, kein Glück. Da sorgt man aufs neue für ihn. Er selbst hat nie daran gedacht, seine edinburger Freunde zu einer Versorgung für sich zu benutzen; aber sie denken und sorgen für ihn. Es ist viel Fürsprache und Gunst da, aber gerade keine günstige Gelegenheit. Also, in Erwartung des Bessern, verschafft man ihm einen kleinen Posten beim Steueramt. Er versucht es, dem Amte neben seiner Pachtung vorzustehen, aber diese wird ruinirt, da er ihr nicht mehr die gehörige Sorgfalt widmen kann, und er muß sie verlassen, um mit Weib und Kind von einem Amte, das 70 Pf. Sterl. abwirft, zu leben.

Wir sehen den liebeglühenden, schwermüthigen und kindlich heitern Dichter als — eine Art Visitator. Zu allem Andern paßte er eher. Er muß Accise auf den Talg berechnen und Bierfässer visiren. In den wilden, romantischen Felsufern des Solway-Firth muß er nächtlich umherstreifen. Da, wo die Helden und Geister seiner vaterländischen Sagen hausten, muß er das Ohr spitzen und den Athem anhalten, um auf die Tritte der Schmuggler zu horchen. Er muß sich mit ihnen in den Schenken, wo er sie trifft, herumzanken! „Die Welt wußte für einen solchen Mann kein schicklicher Geschäft!" ruft Lockhart in seiner Biographie des Dichters. Aber das Geschick suchte ihn noch bitterer heim. Statt der Beförderung, auf die man ihn vertröstet, drohte ihm Absetzung. Burns mußte den Anfang der französischen Revolution erleben. Sein warmes Herz faßte die ersten Freiheitstöne des auferstandenen Volkes mit derselben Frische und Begeisterung auf wie die Töne der Lerche auf seinem Felde, wie das Murmeln des Wasserfalls aus seinen Bergen, wie das Heulen des Windes aus den Felsklüften, das ihm die Stimmen der Vorzeit zutrug, er hörte darin eine Stimme der urewigen Natur und jauchzte den Brüdern überm Meer zu. Er that mehr und ließ sich in eine gefährliche Correspondenz mit dem Nationalconvent ein, was von Spähern denuncirt wurde. Der scharfe Verweis, den er erhielt, „es sei seine Sache, zu handeln und nicht zu denken", drückt ihn zum ersten Male ganz darnieder. Jammer und Noth dazu in seiner Familie; ihm fehlt die Kraft, sich zu erheben, „er sucht", drücken seine englischen Biographen sich bescheiden aus, „in der Verzweiflung seine alten Gewohnheiten wieder auf". Ob seine Ehe überhaupt eine glückliche geworden, steht dahin. Die vielen Stoßseufzer geplagter Ehemänner in seinen Liedern lassen es bezweifeln. Dazu der Tod einer geliebten Tochter, und der Märtyrer erliegt, 37 Jahr alt, im Jahre 1796 seinen Leiden.

Drängt sich hier nicht für den Dichter, der ihn zu fassen weiß, der Stoff zu einem novellistischen Charaktergemälde von selbst zusammen? Das Ende erscheint freilich trostlos; doch wie oft muß der Dichter sich mit Visionen helfen, und hier ist sie gegeben. Der arme Dichter, der geplagte Steuerrevisor schwärmt für die Freiheit des Menschengeschlechts. Daß diese, wie sie geworden, den Zustand der Dichter auf Erden nicht gebessert hat, ist eine Sache für sich. Aber in dem Gegensatze selbst, daß gerade der mit tausend Wurzeln an seinem eigenthümlichen Vaterlande haftende Schotte Heil und Segen in einer Revolution träumt, deren Geschäft es war, diese nationalen Wurzeln durchzuschneiden, liegt eine lockende

Aufgabe für die Dichtung. Robert Burns war schon zu seinen Vätern gegangen, als in demselben Lande, unter ganz ähnlichen Verhältnissen sich auch eine poetische Natur aus der Dürftigkeit erhob, der Ettrichschäfer James Hogg. Seine Poesie war eine andere und ging einen andern Weg, seine Schicksale sind aber fast dieselben. Aber gerade in dem Gegensatze zwischen Hogg und Burns liegt eine Apotheose des Letztern. Wie dieser einfach und Landmann blieb, blähte sich der Schäfer auf und wollte erstlich Burns und dann ein berühmter Mann sein. Sein Talent ist ehrenwerth, aber, daß er selbst das Bewußtsein desselben mit sich herumtrug, carikirte seine Erscheinung und macht ihn zur besten Folie für seinen Vorgänger. Wenn man früge, wozu aber die traurige Wirklichkeit in eine Dichtung übersetzen, so wüßte ich freilich nichts Anderes zu antworten, als: ein ausgezeichneter Dichter, den, außer seinem Vaterlande, noch zu Wenige kennen, würde uns näher treten und die Vertrautheit mit seiner Persönlichkeit würde uns Deutsche zumal mit seinen Liedern befreunden, welche mit ihren urfrischen natürlichen Grundtönen der Deutschen alten Sangeslust so verwandt sind. Und Alles, was diese wieder fördert, ist wohlgethan.

(Der Beschluß folgt.)

Flüchtige Skizzen aus Ost und Süd, gesammelt auf einer Reise nach Wosnesensk, Odessa, Konstantinopel, Smyrna, Athen und Korfu, von L. v. Wrangel. Mit 8 lithographirten Ansichten und Plänen. Danzig, Gerhard. 1840. Gr. 8. 3½ Thlr.

„Flüchtige Skizzen" nennt sie der Verf., aber diese flüchtigen Skizzen sind höchst interessant und, trotz der Flüchtigkeit der von ihm gemachten Reise, sehr lehrreich und unterhaltend. Zwar möchte man dies von der Reisebeschreibung insofern, als sie es zunächst mit der Reise nach Wosnesensk im J. 1837 zu den dort vom Kaiser von Rußland veranstalteten Militairübungen zu thun hat, gerade nicht sagen; denn in dieser Hinsicht enthält die Reisebeschreibung gar viele, nur für den Militair oder den an dergleichen Interesse nehmenden Leser anziehende und vielleicht gar wichtige Details; andererseits aber ist der Verf. in der Beschreibung der dortigen Festlichkeiten mitunter gar zu kleinlich und zu officiell-höfisch, als daß man nicht schnell über dies Alles wegzukommen suchen sollte. Um so interessanter ist dagegen der übrige Theil der Reisebeschreibung, namentlich was die Reise von Odessa nach Konstantinopel u. s. w., sowie den Aufenthalt des Verfassers in letzterer Stadt und in Athen anlangt. Die Flüchtigkeit, mit welcher derselbe diese ganze Reise machte, die Kürze seines Aufenthalts in den genannten beiden Städten, hat für ihn selbst den nachtheiligen Einfluß, den Beides vielleicht bei Andern geäußert haben würde, keineswegs gehabt; dazu hat er, wie man leicht abnehmen kann, neben einem gewissen Grade von Bildung und einem gerade hier nicht gewöhnlichem Sinne für die Eigenthümlichkeiten fremder Länder, Städte und Völker ein gewisses Talent, die Zeit zweckmäßig zu benutzen, eine gute Auffassungsgabe und einen offenen Blick für Das, was sich ihm in jenen Beziehungen darbietet. Dabei ist er gerecht, eben jenen Eigenthümlichkeiten gegenüber, unbefangen und mild in seinen Urtheilen, wie wir es im Allgemeinen gerade hier nicht mit Bestimmtheit glaubten voraussetzen zu dürfen; und auch von dieser Seite her hat die ganze Darstellung des Verfassers einen anziehenden, wahrhaft wohlthuenden Charakter gewonnen, sodaß wir deshalb diese Skizzen allen Denen, die über jene interessanten Städte und Gegenden sich unterhalten und belehren lassen wollen, zur Lecture empfehlen können. Auf das Einzelne ist hier nicht der Ort, weiter einzugehen; aber schon im Allgemeinen bilden, neben den, in solcher Weise vielleicht noch nie gesehenen Übungen bei Wosnesensk mit Cavalleriemassen und den Festgelagen eines glänzenden Hofes, das Erscheinen fremder Prinzen in Konstantinopel (der Verf. reiste nämlich in dem Gefolge des Prinzen August von Preußen, des Herzogs Maximilian von Leuchtenberg u. s. w.), die neuern Formen, zu welchen sich die Pforte bequemte, um diese hohen Gäste ehrend zu empfangen, die Audienz bei dem Sultan Mahmud, Seestürme und das Begegnen zweier gegeneinander manövrirenden Flotten, die Festlichkeiten am griechischen Hofe u. s. w., einen Kranz von interessanten Begebenheiten; und dabei hat ja schon auch an sich eins Wanderung im Orient, wo „die glanzvolle Pracht einer üppigen Natur den Busen mit Wonne schwellt und die Überreste einer hochgefeierten Vergangenheit ein lehrreiches Studium bereiten" (S. III), ebenso ihre eigenen Reize, wie die Betrachtung des Staaten- und Völkerlebens zweier, jetzt in einer wichtigen Entwickelungsperiode begriffenen Nationen, der Türken und Neugriechen, in hohem Grade anziehend sein muß. Namentlich, wie schon oben bemerkt, in Betreff des Aufenthalts des Verfassers in Athen und der Ausflüge desselben in die Umgebungen dieser Stadt, sowie in Ansehung der ganzen, wenn auch nur flüchtigen Reise durch Griechenland enthalten die „Skizzen aus Ost und Süd" manches höchst Interessante über die dortigen Verhältnisse und Zustände, über das Land und über das Volk, besonders über die Stadt Athen, die alte mit ihren ehrwürdigen Überresten der Vorzeit und die im Entstehen begriffene neue. Vornehmlich in Ansehung dieses Theils der Skizzen haben wir den Vorzug der Gerechtigkeit des Urtheils des Verfassers, den nicht alle Reisende in Griechenland sich verdienen, anerkennen müssen. 17.

Literarische Notizen.

Von dem belletristischen Werke: „Le foyer de l'opéra", erschienen der dritte und vierte Band oder die zweite Lieferung. Jener enthält Soulié's Roman: „Le lion amoureux", der bereits im „Journal des débats" mitgetheilt worden, hier aber mit einigen neuen Capiteln vermehrt ist und einen von Soulié's bessern Romanen genannt werden darf; dieser, außer zwei Beiträgen von A. Luchet und J. Lecomte, eine geistvoll und mit reizender Leichtigkeit erzählte Novelle von Charles Ballard, unter dem Titel eines „Album d'un jaloux".

Gosselin's „Bibliothèque d'élite" ist jetzt um ein auch für uns Deutsche interessantes Werk vermehrt worden, welches den Titel führt: „Ballades et chants populaires de l'Allemagne", neue Ausgabe von Sébastien Albin. Der Übersetzer ist bereits durch mehre literarische Arbeiten bekannt, welche seine gründliche Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur darthun. Die Sammlung umfaßt zunörderst die alten im Schooße des Volks entstandenen und vom Volke gesungenen Lieder, sodann lyrische Productionen von Dichtern, welche die volksthümliche Weihe erhalten haben, endlich von den Gedichten der gegenwärtigen Periode diejenigen, welche am meisten verbreitet sind. Außer einer Vorrede und einer historischen und literarischen Notiz umfaßt dieser Band ungefähr 400 Balladen und Lieder, die nach ihrem Datum geordnet sind. Es ist Plan, in dieser „Bibliothèque d'élite" allmälig die Volkslieder der verschiedenen Nationen zu vereinigen. Zunächst erscheint eine Sammlung französischer Lieder, zusammengestellt und geordnet von Roux de Lincy. L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 45. — 14. Februar 1841.

Robert Burns.

(Beschluß aus Nr. 44.)

Mit Übersetzungen seiner Lieder ist es nicht allein gethan. Wer kann diese Lieder übersetzen! Wir können Shakspeare, Milton, auch, was schwieriger, Byron in dem deutschen Kleide wiedererkennen, von Burns erhalten wir nur eine Andeutung. Es ist ja mit der Zauber des Idioms, die ungemeine Natürlichkeit, welche in der schottischen populairen Sprache ruht, was diesen Liedern ihren eigenthümlichen Reiz leiht. Dafür etwas Entsprechendes, entweder willkürlich Erfundenes, oder aus unsern Mundarten zu suppliren, würde den Zweck verfehlen. Wenn es schon in Prosa den Übersetzern Scott's mislang, wo sie es versucht, um wie viel ärger würde der Fehlgriff in einem Liede sein, das wie ein Hauch hinschweben muß.

Es hat dies zum Glück auch keiner der Übersetzer versucht, die alle, von einem richtigen Takt durchdrungen, an ihre Arbeit gingen. Ihre Aufgabe war, die reinen Gedanken und Gefühle des Sängers in den reinsten und einfachsten Lauten unserer Sprache wiederzugeben. Alles Gezwungene, Gesuchte, eine zu ängstliche Treue müßte die Wirkung stören. Um deshalb, verhehlen wir es uns nicht, werden, auch in den gelungensten Übersetzungen, nur die Lieder auf Deutsche von Wirkung sein, welche einen Kern im Gedanken haben, oder die wieder als mächtige Lyrik zu jedem Gefühle sprechen. Als Beispiel der ersten Gattung nennen wir Burns' berühmtes „Hans Gerstenkorn", das schon früher in Deutschland bekannt ward; als Beispiel der zweiten sein hinreißendes „Mein Herz ist im Hochland". Beide sind, so viel uns bekannt, im Tone glücklich von allen Übersetzern getroffen worden. Einige Lieder werden, wo das locale Interesse das poetische ganz überwiegt, gar nicht zu übersetzen sein; für die Mehrzahl derselben kann das Interesse in Deutschland nur erst später erwachsen, wenn das Publicum für den Dichter sich selbst zu interessiren wird angefangen haben.

Warum auch soll dieser Dichter plötzlich in seiner Totalität uns vorgeführt werden? Denke man doch an den langen Gang, den es kostete, Shakspeare bei uns einzubürgern. Wäre ein Übersetzer sogleich mit seinen historischen Stücken und Lustspielen vor das deutsche Publicum getreten, und etwa mit der gewissenhaften Treue der Tieck und Schlegel, was hätte dies damals für Wirkung gehabt? Es bedurfte vielfacher Übergänge. Es war ganz zweckmäßig, daß ein Schröder zuerst mit Bearbeitungen anfing, und erst nachdem für „Romeo und Julie"; für „Lear" und „Hamlet" ein Publicum gewonnen worden, durfte man weiter fortgehen und auf das Fundament der Bewunderung die Anfoderungen an das feinere Verständniß lehnen. Es ist uns daher eher bis jetzt schon zu viel als zu wenig von Burns übersetzt, und ein fingerdickes Büchlein mit seinen, einem Jeden verständlichsten und anklingendsten Liedern dürfte eher ins Publicum dringen als dicke Bände. Aber die vielen Übersetzer, die zugleich aufgetreten sind, dachten vielleicht weniger an diese Einbürgerung der Lieder ins Volk und in die Musik, als wir deutsche Übersetzer ans Werk zu gehen pflegen, die, das große gebildete Publicum vor Augen, in philologischer Gewissenhaftigkeit nichts unterschlagen möchten.

Ein allgemeines Urtheil über diese verschiedenen Übersetzungen abzugeben, ist schwierig. So viel uns bekannt, existiren jetzt vier, die von Gerhard, von Freiligrath und die uns hier speciell vorliegenden von Heinrich Julius Heintze und Philipp Kaufmann. Alle diese Übersetzer sind in einzelnen Liedern auf gleiche Weise reussirt, einigen ist dieses Lied, andern jenes mehr geglückt. Gerhard's Übertragung ist bereits in Nr. 38 u. 39 f. 1840 d. Bl. gewürdigt. Dem berühmten „An eine Maasliebe" scheint dieser Übersetzer etwas Präciöses hineingedichtet zu haben, was ihm fremd ist, in andern rein lyrischen Ergüssen, auch in den schalkhaften, ist er dagegen so glücklich gewesen, daß man die Übersetzung nicht merkt; sie eignete sich zum Componiren. Die wenigen, die wir von Freiligrath sahen, weniger treu, verriethen den Liederdichter, der aus eigener Brust den Stoff wieder überdichtet. Zwischen Heintze und Kaufmann fällt es uns aber schwer, einen Ausschlag zu geben. Kaufmann, der Übersetzer des Shakspeare, hatte längst den Ruf in sich gefühlt, Goethe munterte ihn auf, und der bekannte englische Kritiker Carlyle schreibt darüber an jenen:

Daß —— damit beschäftigt ist, unsern vielgeliebten Burns zu übersetzen, ist ein Ereigniß, das kein Brite ohne Interesse vernehmen wird. Möge dieser Naturſänger und Nationaldichter auch unter Ihnen günstige Aufnahme finden. In diesen schottischen Waldklängen, könnten sie in einer fremden Sprache hervorgerufen werden liegen Töne der ewigen Melodien, die

um so rührender sind wegen ihrer Natürlichkeit. Von allen Briten, besonders von allen Schotten, werden Burns' Gedichte gelesen und wieder gelesen, gesprochen und gesungen von Kindheit auf. Für die Übersetzung liegt eine Hauptschwierigkeit in den idiomatischen Wendungen, in dem zarten Ausdrucke und in der naiven ländlichen Anmuth des schottischen Dialekts, die in sofern vor allen Sprachen die deutsche darzustellen und getreu nachzubilden vermag. Meine besten Wünsche begleiten Herrn Kaufmann bei diesem schwierigen Unternehmen.

Goethe ist schon geraume Jahre todt, und Jahre vor seinem Tode schrieb er jene Notiz an Carlyle; also, sieht man, hat der letztgenannte Übersetzer sich die Sache nicht leicht gemacht, wenn sie erst vor kurzem zum Druck reif wurde. Man sieht auch der Arbeit die Mühe des Arbeitens mehr als der des Herrn Heintze an. Im Ganzen scheint diese fließender, sangbarer, während man in jener mehr die Pietät für den Dichter, das ängstliche Streben, keinen Gedanken, keinen Ausdruck, womöglich kein Wort auszulassen gewahrt. Um deshalb ist sie indeß nichts weniger als steif. Er hat wacker sich durchgearbeitet nach der möglichen Freiheit, welche seinem Mitbewerber wohlfeiler in den Weg gekommen scheint, indem er sich Das erlaubte, was man in der Regel keinem poetischen Übersetzer verdenkt. Es hat mehr an das deutsche Ohr, als an den englischen Wortsinn gedacht. Aber Ref. will damit keinen unumstößlichen Ausspruch gethan haben. Ihm schien es das Resultat einer Vergleichung mehrer Lieder, die von Beiden übersetzt sind; möglich daß ein anderer Leser, der auf andere stößt, entgegengesetzt urtheilt. Oft sind auch in demselben Liede einzelne Verse von Diesem, andere von Jenem glücklicher verdeutscht. Der Eindruck, den beide Übersetzungen machen, ist ein günstiger, urtheile und wähle nun der Leser nach eigenem Wohlgefallen. Der Ref. hat genug gethan, wenn er einige Proben aus beiden herausgreift.

Heintze übersetzt:

Herzig Mädchen, willst du gehn,
Willst du gehn, willst du gehn
Herzig Mädchen, willst du gehn
In die Aberfeldy-Birken.

Auf blum'ger Au der Sommer winkt;
Am klaren Bach er spielt und blinkt;
Komm, gehn wir, eh die Sonne sinkt
In die Aberfeldy-Birken u. s. w.

Kaufmann sagt:

Herzig Mädel, willst du gehn,
Willst du gehn, willst du gehn,
Herzig Mädel, willst du gehn
Zur Birk' von Aberfeldy.

Der Sommer glänzt auf blum'ger Haid,
Thauperlen der Krystallbach streut;
Laßt ziehn uns hin in Lust und Freud
Zur Birk' von Aberfeldy.

Beide haben fast wörtlich übersetzt, wie man beim Vergleich mit dem Texte sieht:

Bonny lassie, will ye go, will ye go, will ye go,
Bonny lassie, will ye go to the birks of Aberfeldy?

Now winter blinks on flowery braes
And o'er the chrystal streamlet plays,
Come, let us spend the lightsome days
In the birks of Aberfeldy.

Abgesehen von dem der lassie mehr entsprechenden Mädel als Mädchen, hat sich doch Kaufmann von dem chrystal streamlet verführen lassen zu den „Thauperlen, die der Krystallbach streut", was für das deutsche Lied ein viel zu vornehmer Ausdruck ist; auch möchten seines Mitbewerbers „Aberfeldy-Birken" dem Sinne besser entsprechen als seine „Birk von Aberfeldy". Denn die Sommer- und Liebeslust ist nicht unter einem Birkenbaum, sondern in dem Birkenwäldchen gedacht. Dagegen wechselt das Verhältniß im dritten Verse. Kaufmann sagt:

Hoch von des Abhangs Felsenwall
Tief donnernd stürzt der Wasserfall,
Daß zitternd bebt vom Widerhall
Die Birk von Aberfeldy.

wogegen Heintze hier den Krystall vorbringt:

Aufsteigt das Thal zum luft'gen Wall,
Dumpf brausend schäumt der Flutkrystall,
Wo duftig stehn am Wasserfall
Die Aberfeldy-Birken.

wohingegen dieser wieder buchstäblich getreuer ist:

The braes ascend like lofty wa's,
The foaming stream deep-roaring fa's,
O'er hung wi' fragrant spreading shaws,
The birks of Aberfeldy.

In dem lustigen Findlayliede geben wir dem präcisen Ausdrucke, den Kaufmann gefunden, den Vorzug vor der andern Übertragung. Der kurze schlagende Ernst bei dem schelmischen Inhalte hat etwas Banges, Geheimnißvolles, wie es hier wohl paßt. Man mag noch denken, es wird anders als wir denken, wogegen der Muthwille in der Heintze'schen Übersetzung mit der Thüre ins Haus fällt. Kaufmann übersetzt:

Wer ist an der Kammerthür? —
Ei, wer denn sonst als Findlay. —
Geht, ihr dürft nicht bleiben hier. —
Ich darf wol, sprach Findlay. —

Was schleicht wie ein Dieb ihr an? —
Komm und sieh, sprach Findlay. —
Ihr fangt hier noch Unheil an. —
Freilich wol, sprach Findlay. —

Steh ich auf und laß euch ein —
Laß mich ein, sprach Findlay —
Schlaf ich wol nicht wieder ein —
Freilich nicht, sprach Findlay. —

Kämt ihr erst herein ins Haus —
Will ins Haus, sprach Findlay —
Ging vor Tag wol nicht hinaus? —
Freilich nicht, sprach Findlay. —

Wenn die Nacht ihr bleibet hier —
Bleibe hier! sprach Findlay —
Fürcht' ich nur, kommt wieder ihr —
Freilich wol, sprach Findlay. —

Was geschieht im Kämmerlein —
Laß geschehn! sprach Findlay —
Ewig muß verschwiegen sein —
Freilich wol, sprach Findlay.

In der Heintze'schen Übersetzung verscheucht die zu breite Deutlichkeit den geheimnißvollen Eindruck des Liedes. Es bleibt da auch gar nichts mehr zu errathen; sonst ist sie schlagend und lustig:

Wer ist an meiner Kammerthür?
Er seht mich doch, 's ist Findlay!
Dann macht Euch fort, Ihr taugt nichts hier!
O ja gar viel, sprach Findlay.
Was schleicht Ihr hier, wie Diebsgezücht?
So komm und sieh, sprach Findlay;
Treibt Unfug schon, bevor's noch licht?
Ich möcht' es gern, sprach Findlay u. s. w.

Und wie oft beschäftigt den Dichter dieses selbe Thema, das Warten vor der Kammerthür eines geliebten Mädchens, und der kalte Herbstwind schneidet ihm durch die Glieder:

O laß mich ein nur die Nacht!
Nur die, die, die Nacht!
Aus Mitleid, ach, nur die Nacht!
Steh auf und laß mich ein, Kind.

Auch auf das berühmte Freierlied vom Duncan Grey und seiner Mag, die taub war wie die Allsaklippe, läßt sich das vorige Verhältniß zwischen den beiden Übersetzern anwenden. „Hans Gerstenkorn" ist von beiden so glücklich aufgefaßt, daß wir keinen Unterschied zu finden wissen. Heintze's Anfang lautet:

Drei Könige gab's, gar groß an Macht,
Einmal im Morgenland,
Die schwuren hoch Hans Gerstenkorn
Den Tod von ihrer Hand.

Sie warfen ihm mit einem Pflug
Wol manche Scholl aufs Haupt,
Und schwuren hoch, Hans Gerstenkorn
Des Lebens sei beraubt.

Doch da erschien der heitre Lenz,
Und linder Regen kam:
Hans Gerstenkorn stand wieder auf,
Was Alle Wunder nahm.

Kaufmann's so:

Drei Könige im Morgenland
Die hatten einst gedroht
Mit einem hohen, heil'gen Eid
Hans Gerstenkorn den Tod.

Mit einem Pfluge pflügten sie
Ihm Schollen auf sein Haupt,
Und schwuren drauf, des Lebens sei
Hans Gerstenkorn beraubt.

Doch freundlich kam der holde Lenz
Mit warmem Regenfall,
Da macht Hans Gerstenkorn sich auf
Und überrascht sie all.

„Mein Herz ist im Hochland" trifft sich in einer deutschen Übersetzung wie von selbst. Beide Übertragungen klingen wie Musik, doch schmeichelt die Kaufmann'sche mehr meinem Ohr. Die erste Strophe muß fast bei allen Übersetzern dieselbe werden. Die dritte bei Kaufmann lautet:

Fahrt wohl, ihr Gebirge,
Hochglänzender Schnee,
Fahrt wohl, grüne Thäler
Am bläulichen See,
Fahrt wohl, dunkle Wälder,
Wild hängende Hut,
Ihr stürzenden Bäche,
Laut brausende Flut!

Ob beide Übersetzer mehr auf ein weibliches Publicum gerechnet haben? Von den vielen Liedern, die Burns zum Unpreise böser Frauen hinterlassen hat, — fast so viel als zum Preise der hübschen Mädchen — suche ich nach mehren umsonst. Zum Beispiel nach dem barock komischen „Willie Wastle dwalt on Tweed". Freilich verstießen Verse wie der folgende gegen alles ästhetische Gefühl schöner Leserinnen. Ich versuche ihn zu übersetzen:

Sie hat ein Aug, sie hat nur eins,
Die Katz hat zwei von der Couleur;
Fünf grüne Zähn' und noch ein Stumpf,
'Ne Zung — kein Mühlrad plappert mehr.
Ein Ziegenbart um ihren Mund
Und Nas' und Kinn kommen immer näh'r.
Solch ein Weib als Willie hat,
Keinen Pfifferling dafür!

Kaufmann hat doch wenigstens das prächtige Spottlied „What can a young lassie do wi' an auld man" zu übersetzen sich nicht gescheut, und die Klagen der jungen Frau über den alten Mann haben im Deutschen einen recht verständlichen Ausdruck gefunden:

Des Morgens, da klagt er,
Des Abends, da plagt er,
Und hüstelt und brüstelt,
Und wüstelt mich an.
Ist dämmlich und döslich,
Sein Blut kalt und fröslich.
O traurig die Nacht ist
Mit solch altem Mann.

Mag sich indeß keine Schöne dadurch abschrecken lassen den Dichter zu lieben, der ein so zarter Verehrer ihres Geschlechts ist als Einer, und in seinem stolzen Liede: „Ich hab mein Weib allein" (nach der Heintze'schen Übersetzung) von sich spricht:

Ich bin keine Herrlichkeit —
Und dien' als Knecht auch Niemand;
Mein Schwert ist gut und breit,
Mich zu schlagen rath ich Niemand.
Frisch, froh und frei bin ich,
Und gräme mich um Niemand;
Schiert Niemand sich um mich
Scher ich mich auch um Niemand.

41.

Der böhmische Veteran. Franz Barsling's Leben, Reisen und Kriegsfahrten in allen fünf Welttheilen. Nach mündlichen und schriftlichen Mittheilungen bearbeitet vom Verfasser des „Alten Sergeanten", Gustav Rieck. Erste Lieferung. Schweidnitz, Franke. 1840. Gr. 8. ¼ Thlr.

Das Glück, welches „Der alte Sergeant" gemacht hat, ist zu verführerisch gewesen, als daß man es nicht noch einmal versuchen sollte. Und so hat denn Hr. Rieck sich dazu den ehemaligen englischen Soldaten Franz Bersling, einen geborenen Böhmen, auserlesen. Nun läßt sich zwar aus der vorliegenden ersten Lieferung nicht viel abnehmen, aber interessant ist sie wenigstens nicht. Denn wie kann wol ein gemeiner, ungebildeter Soldat Schlachten wie die bei Fleurus, Landrecy, Charleroi von seinem untergeordneten Standpunkte aus nur mit einiger Genauigkeit beschreiben? Sein Amt war, sein Geschütz gut zu bedienen, aber nicht sich umzuschauen. Alle übrigen Erlebnisse, Betrachtungen und Unterhaltungen sind von höchst gewöhnlicher Art und wir fürchten beinahe, daß diese Speculation ebenso wenig gelingen werde als die eines leipziger Buchhändlers, der 1827 einen zweiten jungen Feldjäger producirte, nachdem Goethe im Jahr zuvor einen jungen Feldjäger einigermaßen zu Ehren gebracht hatte, worauf derselbe eigent-

lich nur wenig Anspruch machen konnte. Denn es kann weder für die beiden Feldjäger noch für Berstling ein sehr günstiges Zeichen sein, daß sie es in so vielen Feldzügen gar nicht über den Gemeinen hinausgebracht haben. Ein Irrthum des Herausgebers ist auf S. 79 zu berichtigen, wo der General Bonaparte der „Abkömmling einer italienischen Familie" genannt wird. Er hat doch wol lange genug der Corse geheißen. 11.

Die Ludovicia und das Nationalmuseum zu Pesth, nach Miß Pardoe.

Die Ludovicia zu Pesth ist, nach der in dem lehrreichen und gehaltvollen Werke der Miß Pardoe „The city of the Magyar" gegebenen Beschreibung, ein großes viereckiges Gebäude mit einem achteckigen Hofe im Innern, welches ursprünglich zu einer Militairlehranstalt für den jungen ungarischen Adel bestimmt war und in Folge einer Bewilligung des Reichstags errichtet ward, zu der noch eine Schenkung der Königin Ludovica, Gemahlin Franz II., kam, indem diese bei Gelegenheit ihrer Krönung als Souverainin von Ungarn, wobei es Nationalsitte ist, eine Summe als Krönungsgeschenk darzubringen, außer den ihr verabreichten 250,000 Gulden noch 50,000 Gulden als Beisteuer zur Vollendung der Anstalt bestimmte. Zum Andenken an diese Freigebigkeit beschloß der Reichstag, dem Gebäude den Namen Ludovicia zu geben. Ebenso gaben mehre ungarische Adelige große Summen zur Förderung des Unternehmens, und der Erzherzog Palatin machte zu demselben Zwecke eine Schenkung von 10,000 Gulden. Soweit ging Alles gut, und das Gebäude ward errichtet. Ein sehr reicher Patriot, Graf Butler, bewilligte eine weitere Schenkung von 50,000 Gulden unter der Bedingung, daß die ganze Erziehung der Zöglinge in ungarischer Sprache betrieben werde. Viele Magnaten traten diesem Ansinnen mit großen Summen bei, während der Reichstag, voll Eifer für die Förderung des Werks 400,000 Gulden bewilligte, um die unmittelbaren Bedürfnisse der Anstalt, die binnen wenigen Monaten eröffnet werden sollte, zu bestreiten. Allein die Regierung widersetzte sich den Wünschen der Nation und erklärte, daß die Studien der adeligen Cadetten in deutscher Sprache betrieben werden sollten. Dieser Widerspruch erregte den Unwillen der Ungarn dermaßen, daß die Magnaten mit ihren Schenkungen zurückhielten, und der Reichstag versetzte dem Unternehmen den Todesstoß dadurch, daß er seine anfängliche Bewilligung mit der Erklärung zurücknahm, er werde seine Unterstützung nie zu der Umwandlung junger ungarischer Adeliger in deutsche Offiziere leihen. Der Anblick dieses geräumigen, durchgängig fertigen Gebäudes, das bei aller Frische und Vollendung, die seinen Ursprung in der nächsten Vergangenheit bekunden, still, leer und einsam dasteht, hat etwas sehr Niederdrückendes. Er ist melancholischer als der einer Ruine: bei dieser umgibt ein ehrwürdiger Anstrich das altergraue Werk von Jahrhunderten; aber diese Öde in einem Prachtgebäude der Gegenwart erweckt eine Mißstimmung, die schwer zu besiegen ist. Jetzt befindet sich nun das pesther Museum darin, welches man einstweilen bis zur Erbauung des dafür bestimmten Gebäudes hierher gebracht hat. Das Nationalmuseum ward von dem verstorbenen Grafen Franz Széchényi gegründet, der 1802 seine schöne Bibliothek nebst einer trefflichen Sammlung ungarischer Münzen dem Lande schenkte. Seinem Beispiele folgten mehre andere Magnaten, und der einmal gegebene Anstoß ließ die Sammlung durch Schenkungen aus allen Theilen des Königreichs rasch anwachsen. Auch der zur Erbauung des Museums erforderliche Boden ward bewilligt, und der Bau war bereits begonnen, als die schreckliche Überschwemmung von 1838 alle getroffenen Anstalten für den Augenblick vernichtete. Einer der anziehendsten Theile des Museums ist die Waffensammlung, in welcher viele Stücke geschichtlichen Werth haben. Es befinden sich darin der Commandostab des Nikolaus Palfy; der mit Elfenbein besetzte Sattel Ludwig's II., auf dem er in der unglücklichen Schlacht bei Mohacz ritt; die vollständige Rüstung Stephan Bathory's mit ihren Rococoverzierungen; ein riesiges Schwert mit Kreuzgriff, zweischneidig und fünf Fuß lang, das einem der Arpads gehört haben soll; Schwert und Streitaxt des Fürsten Rakoczy; verschiedene ungarische Buzojanyoks, deren manche mit Gold, Silber oder Elfenbein ausgelegt sind; eine Anzahl alter Waffen verschiedener Nationen, mit kostbaren Steinen verziert; türkische Dolche, Säbel und Pistolen von jeder Form und Größe, die bei der Wiedereroberung Ofens erbeutet worden sind; ein kurzes, ganz schmuckloses Schwert mit eisernem Griffe, ungefähr anderthalb Fuß lang und vier Zoll breit, mit einem Paar tiefer Scharten in einer der scharfen Schneiden, mit welchem, wie man versichert, Marie Stuart hingerichtet worden sein soll. Dasselbe Behältniß enthält zwei Überbleibsel der „guten alten Zeit": zwei Menschenschädel, an welchen der obere und der niedere Knochen des Gebisses durch ein eisernes Schloß zusammengeschlossen waren. Bei dem einen hatte das Marterwerkzeug die Zähne, gegen welche es drückte, durch den Rost weggefressen, während sie bei dem andern vollkommen erhalten waren. Das Schloß konnte auf keiner Seite weggenommen werden, ohne den Knochen auszubrechen. Man hat diese Reliquien in einem Kerker zu Ofen gefunden.

Miß Pardoe's Zweck bei Abfassung ihres Buchs war, ihren eigenen Worten nach, auf Belehrung und Wahrheit, nicht auf bloße Unterhaltung gerichtet, und demgemäß erspart sie dem Leser die Details königlicher Empfangsfeierlichkeiten, der Bälle, Gastmahle, Concerte und Moden, die in den Tagebüchern anderer Reisebeschreiberinnen lästig zu fallen pflegen. 80.

Notiz.

Hr. Dr. Gambihler aus Nürnberg hat im vorigen Herbst eine Reise nach London unternommen und als Freund der Musik in der dortigen Moorfieldscapelle den Sarg Karl Maria von Weber's aufgesucht. Nach langem Umherleuchten und Herumtappen in dem unterirdischen Gewölbe fand er endlich unter der großen Zahl aufgestellter oder eigentlich übereinander gestellter Särge mit Hülfe zweier Chorknaben und des Meßners den Sarg unsers großen Landsmannes, der, wie er sagt, einem Violinkasten ganz ähnlich ist. Eine kleine Metallplatte auf demselben trägt Weber's Namen und eine kurze lateinische Inschrift des Inhaltes, daß ein Engländer, dessen Name genannt ist, dem Andenken dieses musikalischen Genies die Platte gewidmet habe. In wenigen Jahren, bemerkt Gambihler, wird der Sarg mit seinen Nachbarn zerfallen und bei der jezeitigen Räumung des Gewölbes Weber's Asche spurlos verschwinden. Er fodert deshalb durch einen Aufsatz in der Zeitschrift „Europa" die Deutschen auf, den Sarg auf deutschen Boden zu schaffen und durch ein, wenn auch nur mäßiges Denkmal die Stelle zu bezeichnen, wo die irdischen Reste des deutschen Meisters der Tonkunst ruhen. Die Sache dürfte wol in Deutschland Anklang finden, da es keinen gebildeten Deutschen gibt, dem nicht Weber's „Freischütz" und „Oberon" Stunden hohen Genusses verschafft hätten und fortwährend verschafften. Zunächst jedoch müßte der neue Ruheort bestimmt werden, welchen Weber's Asche in Deutschland erhalten soll; die unbedeutenden Kosten des Herbeischaffens des Sarges würden dann durch die Musikfreunde bald gedeckt sein. Wir glauben, daß es zunächst an Eutin wäre, Weber's Geburtsstadt, oder an Dresden, wo er seinen „Freischütz" componirte, diesen im Sinne der Ehre unsers deutschen Namens und der wohlverdienten Dankbarkeit gegen Weber's Genie gemachten Vorschlag zu ergreifen und zu verwirklichen. Zugleich möchten wir die Redactionen deutscher Blätter ersucht haben, von der Sache Notiz zu nehmen und sie in ihren Spalten zu unterstützen. 111.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 46. — 15. Februar 1841.

Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken, aus den Quellen bearbeitet von Heinrich Wilhelm Bensen. Erlangen, Palm. 1840. 8. 2¾ Thlr.

Heutzutage erfreut sich die Geschichte des Reformationszeitalters einer besonders häufigen Bearbeitung. Einmal wol aus dem allgemeinern Grunde, weil jene Zeit mit der unserigen so Vieles gemein hat, daß man fast überall Analogien ziehen kann, und dann wol auch darum, weil manche Ideen und Fragen unserer Zeit ihrem Ursprunge nach auf jene Zeit hinweisen, sodaß man das Bedürfniß fühlt, die Richtigkeit einer streitigen Ansicht auch auf dem historischen Felde zu erhärten.

Von allen Seiten werden neue Denkmale, neue Documente entdeckt, unbekanntere Begebenheiten, Persönlichkeiten hervorgezogen, andere in ein neues Licht gestellt. Kurz, die Aufklärung über jene Zeiten nimmt immer mehr überhand. Dies gilt nicht blos von der literarischen und religiösen Seite des Reformationszeitalters, sondern auch von der politischen. Eben über diese bemüht sich unsere Zeit besonders, neues Licht zu verbreiten. Die politischen Tendenzen der Reformationszeit waren früher vor den religiösen beinahe ganz zurückgetreten. Wurden sie berücksichtigt, so geschah es von dem Standpunkte aus, welchen die protestantische Hoftheologie eingenommen hatte; aber die eigentliche Bedeutung, welche den politischen Bestrebungen jener Zeit zu Grunde lag, blieb lange ganz übersehen. Und doch waren sie beinahe gerade so in das Blut der Nation eingedrungen als die religiösen Bestrebungen: sie waren nicht minder volksthümlich als die Reformation, und für das gesammte Leben der Nation wären sie von nicht minder heilsamen Folgen gewesen als jene, wenn es ihnen geglückt wäre, Realität zu gewinnen. Denn sie bestanden in nichts Geringerm, als den alten Zustand der germanischen Freiheit wieder ins Leben zu rufen, eine Einheit der Nation herzustellen durch die Niederdrückung der Fürstengewalt, durch die erneuerte Bedeutung der Kaiserwürde — Ideen, die schon seit dem 14. Jahrhundert sich Bahn zu brechen suchten, und als deren gewaltigste, aber auch letzte Kraftäußerung der Bauernkrieg angesehen werden muß.

Der Bauernkrieg theilt gleiches Schicksal mit allen den Unternehmungen, denen zwar eine großartige Idee zu Grunde lag, die aber in der Ausführung scheiterten. Man würde ihn in den Himmel erheben, hätte er einen glücklichen Ausgang gehabt; so aber scheut man sich nicht, den ganzen Aufstand ein tolles, planloses Unternehmen zu schelten, das kein besseres Ende verdient hätte. Man erging sich in Declamationen über die Greuel, welche die Bauern verübt, die allein schon beweisen könnten, was für ein Zustand hätte eintreten müssen, wenn sie die Oberhand gewonnen. Und doch, bei näherer Betrachtung, schrumpfen diese angeblichen Greuel beinahe zu einem Nichts zusammen, in Vergleich mit den Schändlichkeiten, welche die Soldateska legitimer Herrscher verübt, wie z. B. unter Philipp II. in den Niederlanden, oder im dreißigjährigen Kriege, oder in den Kriegen Ludwig's XIV., ja selbst in Vergleich mit den Grausamkeiten, welche die siegenden deutschen Fürsten gegen die überwundenen Bauern begingen.

Man war ferner gewohnt, in dem Bauernkriege nichts als Ausbrüche der Wuth über den Druck, der Rache an den bisherigen Drängern zu sehen; daß aber in jenen Bewegungen auch ein höherer Gedanke mitgewirkt habe, daß sich in ihnen Ideen der Zeit abspiegelten, die nach langjähriger Gährung endlich einmal zum Durchbruch zu kommen strebten, daran dachte lange Zeit Niemand. Stumpf in seinen „Denkwürdigkeiten zur fränkischen Geschichte" hatte zwar einige Notizen mitgetheilt, welche mehr Licht über jene Verhältnisse verbreiteten; sie scheinen aber gleiches Schicksal mit den schätzbaren „Materialien zum Bauernkrieg" getheilt zu haben, nämlich so ziemlich unberücksichtigt geblieben zu sein. Erst in neuerer Zeit hat Öchsle durch seine „Beiträge zum Bauernkrieg", in denen sich außer andern werthvollen Sachen auch die Reformationsentwürfe der Bauern befinden, schätzbare Materialien geliefert, daß die Möglichkeit gegeben war, den Bauernkrieg auf eine neue, würdigere Weise darzustellen.

Das vorliegende Werk endlich — eine pragmatische Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken — dessen Verf. sich schon durch eine „Geschichte der Reichsstadt Rotenburg an der Tauber" rühmlich bekannt gemacht hat, macht unstreitig Epoche in diesem Theile der Geschichte. Denn nicht nur bringt es für eine Gegend des Aufstandes, für Ostfranken, ganz neue, aus ungedruckten und zum Theil bisher unbenutzten Quellen geschöpfte Thatsachen bei, sondern es gewinnt auch für den Charakter des ganzen Krieges, für dessen große geschichtliche Bedeutung einen ganz

neuen Standpunkt. Ostfranken bildete den Mittelpunkt des Aufstandes, besonders in Bezug auf die Tendenzen hinsichtlich der Reichsreform; eine Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken dringt daher in das Herz desselben ein, ihm scheinen die übrigen Aufstände als untergeordnete sich anzureihen.

Wir glauben den Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir den Inhalt des Werks in kurzem referiren: nur hier und da wollen wir unsere Bemerkungen einfließen lassen. Der Verf. sieht in dem Bauernkriege nichts als eine Reaction der Gemeinfreien gegen die Gewalt, welche durch eine Reihe von Jahrhunderten die Fürsten, die Edelleute, die Pfaffen und zum Theil auch die Städte über sie ausgeübt. Es ist ein Wiederaufwachen des Bewußtseins der alten germanischen Freiheit, welches die Bauern zu Conföderationen zusammentrieb, nicht anders, wie Fürsten und Edelleute Conföderationen zu gegenseitiger Unterstützung, zur Wahrung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit geschlossen. In der Einleitung, wo er diese Ansicht ausspricht, setzt er die Geschichte der bäuerlichen Verhältnisse, von der Zeit an, als sie noch Freie gewesen, bis zu den Zeiten unmittelbar vor dem Bauernkriege auseinander: er zeigt die Künste, wodurch es jenen Ständen gelungen, die Gemeinfreien unter das Joch zu bringen, und die Bedrückungen, die sich im Laufe der Jahrhunderte immer vermehrten und vergrößerten. Dann entwickelt er, im Gegensatze zu diesen Zuständen, das Aufkommen der oppositionellen Tendenzen, zuerst der religiösen, dann der politischen, welche eine Reformation des Reichs mit Einschränkung der Fürstengewalt und Herstellung der alten Kaiserwürde bezweckten, wie Ulrich v. Hutten und Sickingen; endlich gehe er zu den einzelnen Aufständen der Bauern selbst über, die noch vor dem Jahre 1525 erfolgten.

Ref. hätte gewünscht, daß der Verf. zur Erhärtung seiner Ansicht über den Charakter des Bauernkriegs, der wir beistimmen, in seiner Darstellung mehr Rücksicht darauf genommen hätte, wie sich jene politischen Ideen, die eine Rückkehr zu den altgermanischen Verhältnissen wollten, allmälig im Volke entwickelten. Leicht hätte er dies gekonnt. Die Nationalliteratur des 14. und 15. Jahrhunderts, besonders die Erzeugnisse der Volkspoesie hätten ihm genug Beispiele an die Hand geben können, seit wie langer Zeit jene Erinnerungen an die altgermanische Freiheit im Volke erwacht waren. Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts, als die classische Literatur Eingang in Deutschland gefunden, nahmen auch die Humanisten jene Ideen auf. Die hervorragendsten unter ihnen beschäftigten sich mit deutscher Geschichte, besonders mit der ältern — überall, in allen ihren Schriften ist ein Hindeuten an jene alten freien Zustände zu entdecken. Hiermit hängt auch ihre Opposition gegen das römische Recht zusammen. Man kann sagen: in dem größten Theile der Nation, und eben auch in dem gebildetsten war das Bedürfniß einer Wiederaufnahme der altgermanischen Verhältnisse erwacht.

In den ersten sieben Paragraphen werden die politischen Verhältnisse in Rotenburg, die Stellung des patrizischen Senats zu der Gemeinde, die Gährung, die sich in dieser befand, die ersten Anfänge der Reformation in Rotenburg, die Ankunft und die Einwirkung Dr. Carlstadt's in die dortigen Verhältnisse, die Empörung der Bauern im rotenburger Gebiete, die Unterstützung, die sie von der Gemeinde erhielten, und die Änderung der Verfassung zu Gunsten der Gemeinde sehr anschaulich auseinandergesetzt. In den drei folgenden wird der Aufstand im Taubergrund und im Odenwald und die Thaten der Bauern daselbst erzählt. Der elfte Paragraph enthält die weinsberger That. Diese betrachtet der Verf. auf eine ganz neue Weise. Einmal sieht er in ihr blos ein Mittel, welches die Anführer anwendeten, um die Schranken der Furcht und Scheu niederzureißen, welche die Bauern doch immer noch gegen ihre frühern Herren hatten. Man hatte bisher eine gewisse Zurückhaltung beobachtet: die Bauern konnten sich einer gewissen Scheu vor dem Herrenstande noch nicht erwehren. Diese wollten die Hauptleute einmal mit einem kräftigen Schlage beseitigen. Und dies war die That von Weinsberg,

Sie ist — sagt der Verf. (S. 143) — die bekannteste Begebenheit des Bauernkriegs, aber auch die, welche meistens am wenigsten richtig vorgestellt wird. Als die Erzählung von ihr wie ein Todesschrei durch ganz Deutschland drang, wurde es Parteisache, das Verfahren der Bauern als höchst furchtbar und blutdürstig zu bezeichnen. Hierin stimmte die gemäßigte Partei, welche blos eine kirchliche Reform bezweckte, mit der überein, welche gar keine wollte. Denn jene sah ihre Sache gefährdet, wenn sie nicht die Beschuldigung glänzend von sich wies, eine so verletzende That zu billigen. Fast alle frühern lutherischen Geschichtschreiber folgten dem ersten Impuls und überboten sich darin, die Grausamkeit der Sache hervorzuheben. Daher bedarf es hier einer scharfen historischen Kritik.

Das Erste nun, worauf der Verf. aufmerksam macht und was allerdings die That ganz anders als bisher erscheinen läßt, ist die Thatsache, daß die Bauern mit der Besatzung von Weinsberg, dem Grafen von Helfenstein und seinen Rittern zuerst unterhandelten, ja sie sogar in ihre Brüderschaft zu bringen suchten. Der Graf Helfenstein wies die Unterhandlungen mit der Bauerschaft keineswegs zurück: aber freilich nur in der Absicht, um Zeit zu gewinnen. Und während daß die Unterhandlungen mit den Bauern gepflogen wurden, ließ sich die Besatzung von Weinsberg keineswegs abhalten die Bauern auf ihrem Zug nach Neckarselm anzufallen und ihnen so viel Schaden zuzufügen als möglich war. Dies schon erbitterte die Bauern: es kam aber noch etwas hinzu.

Als das Heer der Bauern den Entschluß gefaßt hatte, Weinsberg zu stürmen, schickte es zuerst zwei Herolde nach der Stadt.

Sie kamen an die Mauern heran und riefen: „Eröffnet Schloß und Stadt dem hellen christlichen Haufen, wo nit, so bitten wir um Gottes willen, thut Weib und Kind aus ihr: denn beide, Schloß und Stadt, werden den freien Knechten zum Stürmen gegeben.“ Graf von Helfenstein war geneigt, sich mit den Herolden zu unterreden. Ehe er aber noch in Begleitung einiger Bürger vor die Stadt kommen konnte, war Dietrich von Weiler, einer von der Besatzung, der Herolde ansichtig geworden. Er rief ihnen von den Mauern Drohworte zu, und befahl, jedem Kriegsgebrauch zuwider, seinen Reisigen auf die Herolde zu schießen. Der eine stürzte schwerverwundet

nieder, raffte sich aber wieder auf und entrann mit den andern in dem Hain der Belagerer.

Bedenkt man nun diese Dinge und erwägt man, daß kurz vorher der Truchseß von Waldburg nach dem Treffen bei Leipheim den Prediger Jakob Wehe hinrichten ließ, so erscheint das grausame Verfahren der Bauern nur als Wiedervergeltung. Und doch lag dieses nicht einmal im Plane der Anführer oder der Mehrzahl der Bauern. Es ist gewiß, daß nicht einmal der zehnte Theil des Bauernheeres um die That wußte. Nur der Haufe des Jäcklein Rohrbach war es, der darauf drang, den Grafen von Helfenstein sammt der Besatzung durch die Spieße zu jagen, und es auch ausführte. Auch steht die That zu Weinsberg ganz einzig da in der ganzen Geschichte des Bauernkriegs in diesen Gegenden. Einzelne Grausamkeiten, von einzelnen Bauern begangen, mögen wol vorgekommen sein; allein von der Gesammtheit der Bauern gingen niemals Grausamkeiten aus. Im Gegentheile: die Hauptleute bemühten sich überall, Ordnung und Ruhe zu erhalten, und wo möglich alle Excesse zu verhüten. Übrigens war die Rache, welche die Bauern an dem Grafen von Helfenstein und seinen Genossen nahmen, beiweitem noch nicht so arg als die des Truchseß von Waldburg. Er ließ die Gefangenen lebendig braten, das ist doch wol etwas ärger, als Einen durch die Spieße jagen.

(Der Beschluß folgt.)

Köche und Kocherei.

Ein englischer Philosoph hat seinen, mir im Augenblicke entfallenen Namen schon dadurch unsterblich gemacht, daß er den Menschen a cooking animal, ein kochendes Geschöpf, definirt hat. Möglich, daß die volle Stärke und Richtigkeit dieser Definition nicht sofort einleuchtet; eine minutenlange Betrachtung wird sie in ihr vollstes Licht stellen. Ein ausschließend sprechendes Geschöpf kann der Mensch nicht heißen, denn Papagei und Starmatz besitzen gleich ihm die Fähigkeit zu articuliren. Ein denkendes Geschöpf par excellence ist der Mensch nicht, denn das leidet keinen Zweifel, daß der Elefant, der Hund und das Pferd — anderer Thiere zu geschweigen — ebenfalls denken. Ein hausbauendes Geschöpf läßt der Mensch zum Unterschiede von andern Geschöpfen sich deshalb nicht nennen, weil im Punkte der Hausbauerei jeder Vogel und jeder Biber seine glücklichen Rivale sind. Aber ein kleidertragendes Geschöpf? Nein, auch darauf hat der Mensch keinen bevorzugten Anspruch. Es gibt ein kleines Insekt, die Kleidermotte, das webt sich ein Kleidchen aus Wolle und fütterts mit Seide so geschickt wie der berliner Freitag, und trägts mit einem air, so graziös wie der londoner d'Orsay. Also bleibt der Mensch das kochende Geschöpf, denn kein anderes kocht sein Futter. Dieses exclusive Unterscheidungszeichen ist seit Anbeginn der Welt vom gesammten Menschengeschlechte gehörichelt worden. Mag indessen auch dem 19. Jahrhundert der Ruhm gebühren, das Zeitalter der Orden, der Monumente und des Papiergeldes zu sein, — der Ruhm schweizerischer Kocherei gebührt ihm nicht, am wenigsten in Sachsen, wo es zwar gut ist, daß man nicht lebt, um zu essen, man aber auch wirklich nur ist, um nicht zu verhungern. Wie Griechen und Römer sich aufs Kochen verstanden, ist schon aus dem Athenäus und neuerdings aus den „Gastrologischen Spaziergängen" im „Morgenblatt" zu ersehen. Das aber, wenn ich nicht irre, steht weder im Athenäus noch im „Morgenblatt", daß ein Meister der griechischen Köche die Kunst verstand, ein Schwein zu fewiren, rechts gebacken, links gebraten und inwendig gefüllt, ohne es angeschnitten zu haben. Der Erfinder trieb die Grausamkeit auf die unmenschliche Höhe, seine Kunst ein langes Jahr geheim zu halten. Dann geschah es ihm ganz recht, daß ein Küchenjunge ihm that, wie ein Schneidersson der Königin Victoria zweimal gethan, sich in sein privatissimum versteckte, sein Geheimniß erlauschte und es veröffentlichte. Der Unmensch hatte das Schwein aus einer, unterm Schulterblatte angebrachten sehr kleinen Wunde sich langsam verbluten lassen, auf demselben Wege die Eingeweide stückweise ausgezogen, die Fülle durch die Gurgel hinabgedrückt, und während er die linke Seite bratete, die rechte mit einer Gerstenmehlkruste bedeckt und so die unversehrt erhaltene nachher gekocht. Auch soll die griechische Kochkunst verstanden haben, einer stockgemeinen Mohrrübe durch Einsalzen, Schmoren und der Himmel weiß was den Geschmack jedes beliebigen Fisches oder Fleisches zu geben.

Doch lassen wir das griechische Heidenthum und wenden uns zur modernen Christenheit. Da tritt „riesiggroß, aus der Küche Schoos", der berühmte Vatel hervor, Koch des in seiner Art berühmten Prinzen von Condé. Vatel hatte noch gültigeres Recht als der dresdner Winckelmann, sich Professor der edeln Kochkunst zu nennen, von deren Würde und Bedeutsamkeit er tief durchdrungen war. Mad. Sévigné hat seinen Tod beschrieben und dieser Tod ist unstreitig einer der heroischsten Tode, die je gestorben und von Feder und Druckerschwärze, oder von Pinsel und Grabstichel verewigt worden sind. Ludwig XIV. war nach Chantilly gegangen, Condé zu besuchen. Vatel, welchen die scharfsinnige Sévigné einen Mann nennt, ausgezeichnet durch seinen Geschmack und dessen Fähigkeiten der Beherrschung eines Staates gewachsen gewesen, — Vatel war Feuer und Flamme. „Der König", erzählt die Sévigné, „kam Donnerstag Abend an. Die für ihn aufgetragene und mit Jonquillen bestreute Collation war genau, was sie sein mußte. Dann wurde das Souper servirt. Aber auf zwei Tafeln fehlte der Braten, denn Vatel hatte für mehr Gäste anrichten müssen, als erwartet worden waren. Das schlug ihn so darnieder, daß man ihn mehre Male ausrufen hörte: „Ich habe meinen guten Namen verloren; die Schande kann ich nicht ertragen!" Später sagte er zu Gourville: „In meinem Kopfe kocht Alles durcheinander; seit 12 Nächten habe ich kein Auge zugethan; ich beschwöre Sie, mir in meinen Arrangements beizustehen." Gourville that, was er vermochte, Vatel zu beruhigen und zu unterstützen; aber daß der Braten gefehlt hatte — obgleich nicht auf des Königs Tafel, sondern auf zwei der 25 Nebentische —, das spottete jedem Trostspruche. Gourville meldete es dem Prinzen; der Prinz eilte zu Vatel und sagte zu ihm: „Alles trefflich arrangirt, Vatel; es konnte nichts Entzückenderes geben als das Souper Seiner Majestät." „ „Die Güte Eurer Hoheit!" ", versetzte Vatel, „ „fällt auf einen Unwürdigen; ich weiß, daß auf zwei Tischen der Braten fehlte." " „Durchaus nicht!", entgegnete der Prinz, „beruhigen Sie sich und Alles wird herrlich gehen." Es schlug Mitternacht; die Feuerwerke mißglückten; ein dicker Nebel verhüllte sie; sie hatten 16,000 Francs gekostet. Um vier Uhr Morgens machte Vatel die Runde; Alles schlief. Da begegnete er einem Unterlieferanten, der soeben mit zwei Ladungen Fische angekommen war. „Wie!" rief Vatel, „ist das Alles?" „ „So ist's, mein Herr!", antwortete der Andere, der nicht wußte, daß Vatel nach allen erreichbaren Seehäfen geschickt. Vatel wartete eine kurze Zeit; die Ausgesendeten kamen nicht; sein Kopf verwirrte sich; er stürzte zu Gourville. „Gourville!" rief er, „ich kann die Schande nicht überleben!" Gourville lachte; aber Vatel ging auf sein Zimmer, stemmte den Griff seines Schwertes gegen die Thür und stieß es, nach zwei vergeblichen Versuchen, sich ins Herz. In diesem Momente trafen die Fische ein. Vatel sollte sie vertheilen. Man lief nach seinem Zimmer, pochte, erhielt keine Antwort, schlug die Thür ein und fand ihn in seinem Blute. Jemand eilte, den Prinzen von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen. Der war erst in Verzweiflung, dann

weinte er, dann verfügte er sich voll Trauer zu Seiner Majestät. Einige tadelten Vatel, Andere lobten seinen Muth, der König aber sagte, er habe nun seit fünf Jahren die Reise verschoben, weil er die große Störung vorhergesehen, die sie veranlassen würde, und bemerkte hierauf dem Prinzen, wie er nur zwei Tafeln hätte haben sollen und nicht deren so viele, und daß er das nie wieder thun möchte; doch alles Das war zu spät für den armen Vatel."

Vatel verdiente den Ehrentitel eines chef de cuisine; aber eine jüngere Zeit hat ihm Ebenbürtige gezeugt. „Nur Zwei will ich nennen, die groß vor Allen", Ude und Carême. Louis Eustache Ude, von Geburt Franzose, war, wie er in seinem großen Werke „Der französische Koch" der Nachwelt berichtet: „Koch des unglücklichen Ludwig XVI. von Frankreich, später des Grafen von Sefton und zuletzt Haushofmeister des Herzogs von York." Wie hoch er seine Kunst anschlug, läßt sich einigermaßen daraus abnehmen, daß er den Dienst des Grafen von Sefton verließ, lediglich weil dessen ältester Sohn, Lord Molyneux, die Suppe nachgesalzen. „Die Kocherei", schreibt Monsieur Ude, „ist eine Kunst, die von Jedem, der es darin zur Vollkommenheit bringen will, viel Zeit, viel Verstand und viel Thätigkeit erfodert. Musik, Tanzen, Fechten, Malen und dergleichen mechanische Künste wissen von Professoren, die noch nicht 20 Jahre alt. In der Kochkunst ragte noch Keiner unter 30 Jahren hervor. Täglich sehen wir in Concerten und Akademien junge Männer und junge Frauen ausgezeichnete Talente entwickeln; in der Kochkunst kann nur die vollendetste Erfahrung Jemand zum Range eines ersten Professors erheben. Welche Wissenschaft erheischt tieferes Studium als die Kocherei? Und warum sollten wir nicht stolz sein auf Kochkenntnisse? War nicht zu allen Zeiten, durch alle Jahrhunderte Kocherei die Seele der Feste? Wie viele Ehen sind bei einem Diner geschlossen worden! Wie viel glückliche Stunden im Gefolge eines guten Souper gewesen!" In Übereinstimmung mit dem Geiste dieser Bemerkungen sagte Monsieur Ude eines Tages zu Sir Humphry Davy: „Ah, Homfredevi, de society of the Royal Institution shall not nevare be complet till dere is one chair of cookery."

Eine vielleicht noch höher stehende Celebrität ist Monsieur de Carême. Er stammt aus einer Familie von Köchen; sein ältester Ahn war Mundkoch des lustigen Papstes Leo X. und erhielt von diesem für die Erfindung einer eigenthümlichen Fastensuppe den Namen: Jean de Carême. Der Abkömmling des Jean de Carême ist gegenwärtig chef de cuisine des Baron Rothschild in Paris. Noch jung, entwickelten sich seine angeerbten Talente und sein Ruhm verbreitete sich dergestalt über ganz Europa, daß der Kaiser von Rußland und mehre andere Souveraine sich um seine Dienste bewarben. Er gab Georg IV., damals Regent, den Vorzug, hielt aber nur acht Monate aus, weil, wie er beim Fortgehen äußerte, „es eine Bauern-Wirthschaft sei". Keinenfalls durfte er über Mangel an Anerkennung klagen, denn die vornehme londoner Welt zahlte für die von der Tafel des Regenten in die Küche zurückgekommenen Pasteten fabelhaft hohe Preise. Zuletzt engagirte er sich, wie erwähnt, beim Baron Rothschild für einen Jahrgehalt, den kein Monarch zahlen wollte. In Lady Morgan hat er seine Dichterin gefunden. Sie wurde von Rothschild zum Diner gebeten. „Bis dahin", schreibt sie, „kannte ich die Leistungen Carême's nicht aus eigener Erfahrung. Ich sollte sie erst kennen lernen, diese Verbesserungen in seiner Kunst, die, wie er sich selbst ausdrückt, „das Erzeugniß der Intelligenz eines gefeierten Praktikanten" sind. Das Herz schlug mir, als das Diner angekündigt wurde. Zerfetzungen der feinsten Fleischspeisen, mit chemischer Genauigkeit zu silbernem Thau aufgelöst,

On tepid clouds of rising steam,

bildeten die Grundbasis. Jede Fleischart duftete ihr natürliches Aroma; jedes Gemüs hatte sein natürliches Grün. Weniger Genie, als dieses Diner zugerüstet, hat epische Gedichte geschrieben, und wenn Köche gleich Sängerinnen gekrönt würden, so wäre kein Kranz der Pasta oder Sontag, obgleich sie Himmelskinder sind, redlicher verdient als ein Lorber auf der Stirn Carême's für dieses Meisterstück intellectueller Vollkommenheit der Kunst, die Maßstab und Prüfstein moderner Civilisation. Von guter Kocherei hängt gute Gesundheit, von guter Gesundheit die Erhaltung einer guten Constitution und von beiden Alles ab, was das Gebäude der menschlichen Gesellschaft Herrliches besitzt. Da ich neben Hrn. Rothschild saß, nahm ich Gelegenheit, nach der Suppe — denn wer hätte vorher ein Wort gewagt? — gegen ihn zu äußern, daß ich meines Platzes an einer von Carême beschickten Tafel mich um deswillen nicht ganz unwürdig glaube, weil ich mich vorher theoretisch mit seinen Verdiensten bekannt gemacht habe. „Recht schön", versetzte Hr. Rothschild lächelnd, „er seinerseits hat auch ihre Werke gekostet; hier der Beweis." Und fürwahr, ich erröthe wie Sterne's anklagender Geist, indem ich die Thatsache niederschreibe. Hr. Rothschild wies auf eine Säule der sinnreichsten Zuckerbäcker-Architektur und die Spitze trug — meinen Namen in Zucker. Mein Name in Zucker! Ihr Quarterly und ihr Blackwood, und du, falsches treuloses Westminster, ihr, die ihr meinen geächteten Namen stets mit Galle geschrieben, stellt euch vor: Lady Morgan, in Zucker! — Ich that, was ich im Sturme meiner triumphirenden Aufregung zu thun vermochte, ich bat um die Vergünstigung, dem berühmten und schmeichelnden Künstler vorgestellt zu werden, und versprach, im Fall ich das Publicum wieder mit meiner müßigen Zeit behelligte, seinem Genie und meinem Gefühl für seine Verdienste, kochende wie schriftstellernde — denn er hat ein Buch über seine Wissenschaft geschrieben —, eine Seite des Tributs zu widmen. Nach dem Kaffee wurde mir Carême in der Vorhalle des Schlosses von seinem Gebieter vorgestellt. Er war ein gebildeter Mann, frei von Pedanterie, und als wir uns gegenseitig über unsere verschiedenen Werke viel Schönes gesagt, verbeugte er sich und stieg in seinen Wagen, der zur Rückkehr nach Paris seiner wartete." Soweit Lady Morgan, und nun zum Beschluß und nebenbei als Beleg, daß die Definition: kochendes Geschöpf, auf alle Menschen paßt, gleichviel ob reich oder arm, die Anekdote von dem schottischen Schuster, dessen Frau in einer wohlhabenden Familie Köchin gewesen war und der, von einem Freunde bald nach der Hochzeit gefragt, wie er mit seiner jungen Frau zufrieden sei, schmunzelnd antwortete: „Eh, man, she is a prime ane. Dashit, I believe she would make a stew out o' bend-leather, and a hashie out o' insoles."

74.

Literarische Notiz.

A. Soumet, Verf. der Tragödien „Clytemnestre", „Elisabeth de France", worin er Schiller's „Don Carlos", aber unglücklich, verarbeitet, des Gedichts „Les embellissements de Paris", des gekrönten Gedichtes „La vaccine" (!) u. s. w., hat eine religiöse Epopöe unter dem Titel „La divine epopée" erscheinen lassen. Die Erlösung der Hölle ist das Sujet, dies in der Kürze der Inhalt: Jesus Christus, von unauslöschlichem Mitleid für die schuldigsten Geschöpfe ergriffen, beschließt, sein Erlösungswerk auch auf die Hölle auszudehnen. Er steigt mitten unter die Verdammten herab, um dort mit seinem Blute ein neues Evangelium zu schreiben. Die Passion Jesu Christi bringt der Hölle dasselbe Heil, was sie der Erde brachte. Der Heiland vollführt in diesen Regionen der Verzweiflung das Bekehrungswerk und der bereuende Satan steigt demüthig und unter Thränen zu Gottes Thron empor. Der Gedanke ist neu und pikant, wenn man will zu pikant für ein religiöses Heldengedicht, aber ein religiöses Gedicht zu dieser Zeit in Frankreich ist doch immer eine beachtenswerthe Seltenheit. Das Gedicht wird seiner poetischen Schönheiten und seines glänzenden Styls wegen gerühmt.

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 47. — 16. Februar 1841.

Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken, aus den Quellen bearbeitet von Heinrich Wilhelm Bensen.

(Beschluß aus Nr. 46.)

Im §. 12 wird die Theilnahme Heilbronns, Wimpfens u. s. w. und der Zug der Bauern nach Gundelsheim erzählt, wo sich alle ihre Scharen sammelten und wo man für den spätern Gang des Krieges sehr folgenreiche Beschlüsse faßte. Hier nimmt nun der Verf. Gelegenheit, von der innern Verfassung des Bauernheeres zu sprechen. Die bisherigen Siege der Bauern waren durch ihre Masse, durch die Raschheit der Begebenheiten hervorgebracht worden: die innere Einrichtung des Bauernheeres war noch sehr mangelhaft. Von jeder Gemeinde, die sich angeschlossen, wurde von dem obersten Rathe des Heeres eine Anzahl Leute verlangt, die den Kriegsdienst leisten mußten: aber nur auf vier Wochen, dann konnte die Mannschaft zurückgehen und wurde durch andere Leute ersetzt. Das war eine schlechte Einrichtung, welche jede kriegerische Haltung des Heeres unmöglich machte. Jede Kriegsübung ging für das Ganze zusammen verloren.

Das Schlimmste aber war der Mangel an Einheit und Gehorsam im Heere. Es hatte sich ein oberster Kriegsrath gebildet, der aus den obersten Hauptleuten und geschäftskundigen Männern, sogenannten Räthen, zusammengesetzt war und der bisher nach gemeinschaftlicher Berathung alle Unternehmungen und politischen Unterhandlungen geleitet hatte. Aber die zweckmäßigsten Beschlüsse wurden oft vor der Ausführung vereitelt, weil sie gegen irgend ein Vorurtheil des gemeinen Mannes anstießen. Piane mußten aufgegeben, selbst Zusagen gebrochen werden, wenn sie der Menge zuwider waren. Deshalb trat das Bedürfniß eines obersten kriegserfahrenen Feldherrn, der Einheit und Ordnung in die zerstreuten Wagnisse brächte, die entgegengesetzten Meinungen beherrschte, täglich mehr hervor. Aus der Mitte der bisherigen Anführer konnte er nicht genommen werden, denn diese würden dem höher gestellten Bruder kaum gehorcht haben.

Wendel Hippler, der Kanzler des Heeres, der gescheiteste und weitsehendste unter den Anführern, durchschaute vollkommen die Lage der Dinge und die Gebrechen des Bauernheeres. Auch suchte er überall abzuhelfen. Er trug darauf an, daß der Felddienst bis zu Ende des Kriegs verlängert würde, und daß man alle Landsknechte, die sich bei dem Heere zahlreich eingefunden hatten, auf gemeine Kosten in den Dienst nähme, damit man eine Kerntruppe gewönne, welche dem Landvolk zum Muster und zur Unterweisung im Kriegswesen dienen könne. Sodann schlug er zum obersten Feldhauptmann den Götz von Berlichingen vor, ein Name, der weit und breit bekannt war, und der, wie es schien, das Bedürfniß eines tüchtigen Oberhauptes befriedigte. Von diesen Vorschlägen Wendel Hippler's wurde der erste verworfen, theils wegen der Trägheit der Einen, die bald wieder zu Hause zu sein wünschten, theils wegen des Eigennutzes der Andern, die die Beute nicht mit den Landsknechten theilen wollten — ein großer Misgriff: denn nun fochten die Landsknechte in den Reihen ihrer Gegner. Der zweite Vorschlag Hippler's, nämlich Götz von Berlichingen zum obersten Hauptmann zu machen, wurde angenommen. Diesen Mann scheint uns der Verfasser sehr richtig geschildert zu haben. Ein Fehderitter jener Zeit, wol tapfer, bieder, aber für keine höhern Ideen empfänglich, in den Vorurtheilen seines Standes befangen, nimmt er die Hauptmannsstelle bei den Bauern nur gezwungen an, weil es sonst um ihn geschehen gewesen wäre. Aber nie war er mit ganzem Herzen bei der Sache. Er konnte weder seinen Stand vergessen, noch sich zu höhern Tendenzen aufschwingen, die durch die Unternehmungen der Bauern verwirklicht werden konnten. Durch Götzens Theilnahme war daher gar nicht erreicht, was Hippler damit erreichen wollte. Denn seine Zweideutigkeit blieb den Bauern nicht verborgen: sie konnten kein Zutrauen zu ihm fassen, und so vermochte er unmöglich das Ansehen zu gewinnen, das er als oberster Feldherr und Leiter der Bewegung genießen mußte. Nur ein Mann wie Franz von Sickingen wäre hier am Platze gewesen. Götz mit seinen beschränkten Begriffen taugte nicht für die ihm angebotene Stellung. Das Erste übrigens, was er that, war, daß er bei den Hauptleuten auf größere Ordnung drang. Diese waren auch ganz damit einverstanden. Es wurden Declarationen über die zwölf bekannten Artikel erlassen, welche von dem guten Willen der Hauptleute das beste Zeugniß ablegen können. So sollte Niemand ohne Befehl plündern oder auf Raub ausgehen. Zinsen, Gülten und Schulden sollten bis zur Reichsreform bezahlt werden. Jedes Privateigenthum sollte geachtet werden. Niemand solle sich persönliche Beleidigungen erlauben. Jedermann solle der Obrigkeit seiner Gemeinde gehorsam sein und sich keiner verschuldeten Strafe entziehen. Bei gewaltsamer Widersetzung werden die Hauptleute mit harten Leibesstrafen gegen den Schuldigen verfahren.

Allerdings war ein Theil des Bauernheeres mit dergleichen Verordnungen keineswegs zufrieden: Berlichingen sank immer mehr in Ansehen, er wurde mit immer mistrauischern Augen angesehen, beinahe konnte man ihn als Gefangenen betrachten. Endlich beschloß das Heer, mit aller seiner Haufen auf Würzburg hinzuziehen. In dieser Stadt (§. 13) und in dem bischöflichen Gebiete war unterdessen auch der Aufruhr ausgebrochen und hatte sich in kurzem über die ganze Landschaft verbreitet. In Rotenburg an der Tauber (§. 17) waren nämlich die Verhältnisse soweit gediehen, daß die radicale Partei die Oberhand gewann und mit der Bauerschaft ein Schutz- und Trutzbündniß schloß.

Bei diesen Verhältnissen, da unterdessen auch in andern Gegenden Frankens, im Bambergischen, im Nürnbergischen, in dem Gebiete des Markgrafen von Ansbach überall Aufstände erfolgt waren, stiegen im Bauernheere großartige Entwürfe auf. Man wollte zuerst auf Würzburg ziehen, hier in Verbindung mit der empörten Bürgerschaft das Schloß Frauenberg erstürmen, von da das Gebiet des Markgrafen überziehen, dann sich in den Besitz von Nürnberg setzen: und hätte man es so weit gebracht, so war ganz Ostfranken in den Händen der Bauern. Die Theilnahme der übrigen Stände außer den Fürsten war um so mehr zu erwarten, da auch die Verbesserung ihrer Verhältnisse im Plane der Bauern lag; eine große Anzahl des niedern Adels besonders war in die Brüderschaft aufgenommen worden. Es war vorauszusehen, daß die Fürsten alle Bedingungen hätten eingehen müssen, die ihnen vorgeschrieben wurden. Aber diesen großartigen Plan vereitelte der Widerstand, welchen der unbezwingliche Frauenberg leistete (§. 18). Die Belagerung des Frauenbergs nennt der Verfasser nicht mit Unrecht das Centrum des Bauernkriegs: sie bildete den Wendepunkt für den Gang der Begebenheiten. Die Besatzung erbot sich zuerst, die zwölf Artikel der Bauern anzunehmen, ja auch in die erfolgende spätere Reformation zu willigen, nur das Schloß wollte sie nicht übergeben. Ein Theil der Hauptleute war für diese Anträge, aber ein anderer Theil und besonders die Würzburger drangen durchaus auf die Übergabe der Festung. Da sich die Besatzung nicht dazu verstehen wollte, so begann man die Belagerung. Und das war der entscheidende Moment im Bauernkrieg. Denn vier Wochen lag man vor der Feste, ohne nur irgend einen Vortheil zu gewinnen, trotz aller Anstrengungen; und unterdessen ließ man den Fürsten Zeit, Truppen zu werben und die Bauern von allen Seiten wie mit einem Netze zu umspannen. Schon rückte der Truchseß von Waldburg an der Spitze des schwäbischen Bundes herbei; durch einige Niederlagen, die er den Bauern in Schwaben beigebracht, hatte er großes Schrecken verbreitet. Das Heer in Würzburg glaubte nun dagegen Maßregeln treffen zu müssen.

Ehe der Verf. zu dem Wendepunkte der Ereignisse kommt, stellt er zuerst die diplomatischen Bestrebungen der Bauern dar, ihre Verhältnisse zu den Reformatoren und ihre Entwürfe zu einer Reichsreform. Die fränkischen Bauern zeichneten sich vor allen andern sehr vortheilhaft dadurch aus, daß sie ganz klar wußten, was sie wollten, und daß sie namentlich gar keine religiöse Schwärmerei bei sich aufkommen ließen. Dr. Carlstadt, welcher von Rotenburg in das Lager der Bauern nach Würzburg kam und dort predigen wollte, wurde zurückgewiesen: „man brauchte seine Sektirerei nicht". Ebenso wenig wollte man von einer Verbindung mit Thomas Münzer und den Thüringern etwas wissen. Aber mit Luther und Melanchthon suchte man sich in ein freundschaftliches Verhältniß zu setzen.

Das Benehmen Luther's im Bauernkrieg wird vom Verf. sehr treffend dargestellt. Luther ging von dem christlichen Standpunkte aus, den ihm die Bibel gebiete, d. h. von der Annahme, der Christ müsse Alles ertragen, was die Obrigkeit über ihn verhänge: denn alles Leiden, was auf dieser Erde über uns hereinkommt, ist nur der Durchgang zu einem höhern Dasein. Eine Widersetzung gegen die Obrigkeit galt ihm daher als unchristlich. So wenig er also auch die Bedrückungen des armen Landvolks von Seiten der Fürsten billigen mochte, so sehr er im Gegentheile wider diese loszog, weil ihre Schinderei den Aufstand des Landvolks hervorgerufen, so wenig konnte er mit dem Beginnen der Bauern übereinstimmen, welches ihm gegen das Evangelium zu sein schien. Er mahnte sie anfangs ab von ihrem Unternehmen, wußte ihnen aber nichts dafür zu bieten, was sie hätte befriedigen können. Denn sein Wunsch, daß die Sache gütlich ausgemacht würde, war eben ein bloßer Wunsch. Nach den Excessen aber, die Münzer in Thüringen verübte, nach der That zu Weinsberg, was Alles von den Gegnern ihm zur Last gelegt wurde, wurde er wüthend gegen die Bauern, weil er glaubte, daß sie ihm seine Reformation zu Grunde richteten, und er schrieb nun jenes heftige Schriftchen gegen die räuberischen und mörderischen Bauern, in denen er den Fürsten den Himmel verhieß, wenn sie nur recht viele von den Aufrührern todtschlügen.

Das Benehmen Luther's scheint dem Verf. noch durch seine heftige Gemüthsart zu entschuldigen, aber „Melanchthon beweist eine Schwäche des Charakters und einen Mangel an Rechtsgefühl und politischem Verstand, wie man es nicht einmal dem Magister verzeihen kann". Er geht von dem Grundsatze aus, daß die Obrigkeit thun dürfte, was sie wollte, denn was die Obrigkeit thue, daran thue sie recht. Kein Unterthan habe etwas darein zu reden. Man sieht, daß Melanchthon noch weiter geht als Luther. Dieser scheute sich nicht, den Fürsten zu sagen, daß sie elende Buben wären, welche das Amt, das ihnen der Himmel übertragen, auf die schlechteste Weise verwalteten. Melanchthon aber stempelt alles Thun der Obrigkeit eo ipso schon zu einem rechtlichen. Wir sind ganz mit Dem einverstanden, was der Verfasser am Schlusse des §. 19 sagt:

Während die alte katholische Kirche die Unterdrückungen der einzelnen geistlichen oder weltlichen Fürsten, der Lehre wenigstens nach, niemals billigte, sondern die Rechte der Menschen und des Volks, selbst den Kaisern gegenüber, kräftig und meistens siegreich vertheidigte, haben sich die evangelischen Reformatoren den Vorwurf zugezogen, unter den Germanen zuerst

den Knechtssinn und die Gewaltherrschaft förmlich gepredigt und gelehrt zu haben.

Im §. 20 behandelt der Verfasser die Entwürfe der Bauern zu einer Reichsreform, mit denen sich eine zu diesem Ende besonders niedergesetzte Commission zu Heilbronn beschäftigte. Die Seele dieser Commission scheint Wendel Hippler gewesen. Die Verfassungsentwürfe der Bauern hat schon Ochsle mitgetheilt, der Verf. gibt sie im Anhange nach einer neuen Abschrift. Der Hauptplan war die Herstellung der Einheit des deutschen Reichs, die Niederhaltung der Fürstengewalt, ohne daß man sie gänzlich abthun wollte, und das Hervorheben der übrigen Stände, besonders der Gemeinfreien.

Die Hauptrichtung des Verfassungsentwurfs — sagt der Verf. (S. 230) — ist sehr klug verstreckt, doch würde der Erfolg der Ausführung kein anderer gewesen sein, als dem Kaiser wieder an die Spitze eines Reiches von freien Gemeinden und großen Grundbesitzern zu stellen, wie es zur Zeit Karl's des Großen war. Denn wenn dem Klerus sein Reichthum mit der Möglichkeit der Ausnutzung genommen war, wenn den Fürsten die Gerichtsherrschaft, die indirecten Steuern, die Zölle und selbst alle Vortheile des römischen Rechts entrissen waren, so wurden sie wieder auf einfache Grundbesitzungen reducirt. Daß sie in allen Rechtssachen vor dem Gesetze dem Ärmsten gleich stehen sollten, war ohnehin verlangt. Daß unter der Form der Communen nach göttlichem und natürlichem Rechts eine Niederhaltung der Patrizier und der Aristokratie verstanden war, begreift sich leicht. In demselben Maße aber, wie die Macht der Fürsten und Herren vermindert und die Freiheit der Gemeinden gehoben wurde, mußte auch das Ansehen der Kaiser wieder zunehmen. Was für den Kaiser Ludwig IV. und andere die freien Städte gewesen waren, die treueste Stütze gegen die Fürstengewalt, das würden im vergrößerten Maßstabe sämmtliche Stadt- und Landgemeinden geworden sein.

Vom §. 21 an verfolgt der Verf. wieder den Gang des Kriegs. Zuerst schildert er die Unternehmungen des Truchsess von Waldburg in Schwaben, den Ausgang des thüringer Aufruhrs u. s. w. und die Maßregeln, welche die Versammlung der Bauern in Würzburg ergriff, um dem drohenden Sturme zu begegnen. Es gehörte dazu der Landtag, den sie nach Schweinfurt ausschrieben. Sie luden alle Stände von Ostfranken ein, Abgeordnete dahin zu senden, um über eine Reformation des Reichs sich mit ihnen zu berathen. Vorher schon hatten sie wiederholte Verordnungen erlassen, daß sie nicht gesonnen wären alle Obrigkeit abzuthun: im Gegentheile, jeder Bauer solle der Obrigkeit seines Orts auf das strengste gehorchen; im Lager zu Würzburg waren sogar mehre Galgen aufgerichtet, um die Übelthäter daran zu hängen. So wenig tumultuarisch war das Unternehmen der Bauern, daß sie ohne die Zustimmung der Nation eigenmächtig keine Änderungen vornehmen wollten. Aber schon war der rechte Zeitpunkt für den Landtag, der einige Wochen früher von großer Wichtigkeit hätte sein müssen, versäumt. Schon hatten die Bauern Niederlagen erlitten: ihre jetzige Berufung an die Nation und die Stände des Reichs um Beschickung eines Landtags schien ein Zeichen von Furcht zu sein. Niemand beschickte den Landtag, außer die Bauern selbst. Auch ward fast gar nichts beschlossen; unvertretene Dinge ging man wieder auseinander.

Ehe nun der Verfasser zu der letzten Katastrophe des Bauernkriegs kommt, geht er noch die Verhältnisse in den übrigen Theilen Ostfrankens durch: in Nürnberg namentlich, Bamberg und im Gebiete des Markgrafen von Ansbach. Die Klugheit des nürnberger Raths und zugleich die Mäßigung, die er bei der Unterdrückung des Aufstandes bewies, wird sehr schön dargestellt. Der Markgraf Kasimir von Ansbach erscheint als ein schlauer, rücksichtsloser Despot, der kein Mittel versäumte, die fürstliche Gewalt auf alle Seiten hin auszudehnen und zu erhöhen. Er war es auch, der die grausamste Rache an seinen empörten Bauern nahm.

In den letzten Paragraphen kommen nun die Schlachten von Königshofen, von Sulzdorf und Ingolstadt, welche den Krieg entschieden, und die Art und Weise, wie die Fürsten und Edelleute ihren Sieg über die Bauern benutzten. Ihr Streben ging darauf aus, den Stand der Gemeinfreien auf immer zur Wiedererhebung seiner Ansprüche auf altgermanische Freiheit unfähig zu machen. Alle Freiheitsbriefe mußten ausgeliefert werden. Das Wirksamste aber war die Entziehung des Rechts, die Waffen zu führen.

Im letzten Paragraphen gibt der Verf. noch einen kurzen Überblick über die Geschichte der Gemeinfreien nach dem Bauernkrieg bis auf unsere Zeit.

Dies in kurzem der Inhalt des Buches. Wir konnten nicht Alles berühren, nicht einmal andeuten, was uns neue und von den bisherigen abweichende Forschung zu sein schien, weil es diese Anzeige zu weit ausgedehnt hätte. 112.

Die beiden Schwestern. Scenen aus dem Familienleben. Von Mde. Junot d'Abrantes. Nach dem Französischen von W. L. Weschè. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 1840. 8. 2 Thlr.

Das Buch gibt mehr als der Titel verspricht. Wir finden nämlich noch „Salomith, eine jüdische Geschichte", und „Die Peri, ein Feenmärchen". Salomith ist eine Zeitgenossin Christi. Ein junger Deutscher entweicht aus den Reihen römischer Krieger und findet bei Salomith's Vater ein Asyl in Nazareth. Der junge Heide, dem alten Israeliten und seiner Tochter gegenüber, gibt ein schönes Bild, über welches durch das Licht der Lehre Christi ein zauberhafter Glanz ausgegossen ist. Die Person des Heilandes selbst wird ebensowol aus Pietät der Verfasserin als aus poetischen Gründen stets in einer gewissen Ferne gehalten, und nur, als er am Kreuze die Wahrheit seiner Sendung besiegelt, ist er in nächster Nähe, denn nun ist es ein leidender, sterbender Mensch. Wir Andern, denen die Bibel leicht zugänglich, das Lesen derselben sogar Pflicht ist, finden es vielleicht auffallend, hier die ganze Bergpredigt und das Gleichniß vom verlorenen Sohne wiederzufinden; allein in Frankreich ist das gewiß an der rechten Stelle, weniger für für das Volk, denn das liest eben nicht viel, als für solche Kreise, denen das Lesen Unterhaltung sein soll, die daher zu den Gebildeten sich rechnen. Einem großen Theile der Christenheit ist die Bibel verschlossen; wir müssen daher annehmen, daß diese liebe Christenheit noch roher und dümmer sei, als das jüdische Volk und die Heiden damals, wo Christus und die Apostel Zöllnern und Sündern und gemeinen Griechen und Römern das Wort Gottes predigten, welches von demjenigen, was seit Jahrhunderten von den Kanzeln zu vernehmen war und ist, häufig nur mit Einschränkungen behauptet werden mag.

Vielleicht kommt es eben daher, daß die Christenheit nun dümmer und roher ist, als damals Juden und Heiden waren. Doch — freuen wir uns der Verfasserin, welcher das Christenthum eine so heilige Angelegenheit war, daß ihr dasselbe in einem recht märchenhaften Lichte erschien, und rechten wir nicht mit ihr, wenn viele der in der Erzählung liegenden Motive ungenügend entwickelt, sogar ganz unbenutzt gelassen sind. — In den „Beiden Schwestern" ist die Geschwisterliebe wahr und einfach gezeichnet, und eben das muß es uns vergessen machen, daß die Erzählung einen auffallenden Widerspruch enthält. Der Vater hat der jüngern Tochter jede Neigung entzogen; er behandelt sie stets härter und ungerechter, weil ihre Geburt seiner Gattin, die er über Alles liebte, den Tod gab. Auf seinem Sterbebette hören wir dagegen, er sei nicht Vater des Kindes. Vielleicht hegte die Verfasserin den Gedanken, es sei ihm bei dem Tode der Gattin nicht Zeit gelassen für den Zorn, welchen ihre Untreue wecken mußte, daher habe er diesen mit einem lebenslangen Haß auf die Zeugin ihrer Schwäche übertragen. Allein dies ist so wenig angedeutet, daß entweder die Liebe des Marquis zu seiner Gattin als eine Unwahrheit erscheint, oder seine Aussage auf dem Sterbebette. — Das Feenmärchen müssen wir als eine in Frankreich bedeutende Erscheinung ansprechen. Wie es dort bisher mit den Märchen so ziemlich allgemein beschaffen war, sehen wir neuerdings aus den Bestrebungen A. Lewald's: grelle Formen und Farben, selten mit etwas Geist und Leben angeschminkt, treten in den meisten ältern Franzosenmärchen zu uns heran. Hier ist das anders! Eine Peri, die weiße Rose, wird für ein Vergehen verdammt, fünf Jahre lang auf der Erde zu leben, und fesselt die Hülle eines sterbenden Mädchens, der einzigen Tochter des Grafen von Arcourt, wieder an das irdische Dasein. Ihr versinkt mit dem neuen Leben die ganze Vergangenheit und Arthur de Bauregard liebt sie leidenschaftlich. Ihr Verhältniß ist schön und wahr gezeichnet; ihre Vereinigung ist kein Glück. Arthur liebt nur leidenschaftlich: „ihm ist die Gefallsucht der Frauen weniger unangenehm als die Vollkommenheit, die er an Blanche sieht, denn moralische Überlegenheiten sind unerträglich." Endlich sind die fünf Jahre dahin. Blanche bleibt mehre Stunden bei Arthur allein: „was er in der geheimnißvollen Unterhaltung erfahren, weiß man nicht. Sie geht nach ihrem Schlafzimmer; man hört Lärm darin; man eilt herbei und Blanche ist nirgend zu finden." Arthur verläßt Frankreich. „Wir Menschen", sagt er endlich, „begreifen immer zu spät die außergewöhnlichen Herzen." So mag denn auch die Verfasserin in ihrem verhängnißvollen Leben oft genug unverstanden geblieben sein. So mag es Leute geben, die aus einer Parallele zwischen Fouqué's „Undine" und diesem Märchen von diesem wenig oder nichts übrig lassen. Wie aber ein geistreicher Freund einmal bemerkte, daß gar viele Schriftsteller an dem Fehler kränkelten, nichts verschweigen zu können, so zeigt sich auch die Verfasserin in ihren Schriften und namentlich in diesem Buche noch immer mit einem unendlichen Schatze in der Brust, und das ist einer schriftstellernden Frau sehr hoch anzurechnen. Außerdem gehört sie zu jenen Frauen, die in manchen Dingen Unrecht haben können; es ist uns nur nicht möglich, ihrer Liebenswürdigkeit, begründet in der edelsten Gesinnung, der reinsten Herzensgüte, zu widersprechen, da wir fürchten müssen, mit dem Widerspruche die Liebenswürdigkeit zu zertrümmern.

34.

Bibliographie.

Blumauer, A., Virgil's Aeneis travestirt in neun Gesängen. Mit 32 Skizzen von Franz Seitz. 1stes Heft. Gr. 16. Leipzig, Köhler. 10 Ngr. (8 Gr.)

Böttger, A., Teutsche Kriegslieder. Gr. 12. Leipzig, L. O. Weigel. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Crüger, A., Der Ursprung des Nibelungen-Liedes oder der Sage von den Volsungen und von Sigurd dem Fafnis-Tödter. Nebst einer Nachricht von den gothischen Verschanzungen, südlich der Ostsee, als Erläuterung des Gothenzuges. Eine historische Andeutung insbesondere für die Besitzer der Pracht-Ausgaben des Nibelungen-Liedes. Mit 1 Tafel Münzen-Abbildungen. Gr. 4. Landsberg a. d. Warthe, Volger u. Klein. 17½ Ngr. (14 Gr.)

Delarosa, L., Eugen von Waldenhorst, der lebendig Begrabene, oder: Bruderhaß und Weibertreue. Romantische Räubergeschichte aus dem Anfange dieses Jahrhunderts. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Dumas, A., Pauline. Roman aus dem Französischen. Gr. 12. Jena, Hochhausen. 1 Thlr. 7½ Gr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Egypten, wie es jetzt ist. Das Land, seine Bewohner und der Herrscher desselben. Von *r. 8. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr.

Hallei, F., Der Abt von St. Sever oder: Die Verfolgten. Romantische Ritter- und Klostergeschichte. 8. Nordhausen, Fürst. 27½ Ngr. (22 Gr.)

Klein, J. L., Maria von Medici. Trauerspiel. 8. Berlin, Klemann. 2 Thlr.

Loden, A., Der schwarze Robin, oder: König und Räuber: Historisch-romantisches Räubergemälde. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

— —, Rolgar, der Fischer von Longueroc oder: die Ermordung des Grafen Karl von Flandern zu Brügge. Romantisches Gemälde der Vorzeit. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

— —, Zampa, der furchtbare Pirat, und seine gefürchtete Schaar. Romantische Seeräubergeschichte. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr. 2½ Ngr. (1 Thlr. 2 Gr.)

Neuberth, J., Original-Beiträge zur Geschichte des Somnambulismus. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Nolte, A., Das Jahr 1809. Historischer Roman. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Prutz, R. E., Ein Märchen. Gedicht. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 15 Ngr. (12 Gr.)

Rellstab, L., Erinnerung an den dritten August in Gedichten. Nebst einer Abbildung Sr. verewigten Majestät im Sarge. 8. Berlin, Trautwein. 1840. 10 Ngr. (8 Gr.)

Schiller's, F. v., sämmtliche Werke vollständig in allen Beziehungen erklärt von Schlegel. Mit Schiller's Büste und Facsimile. 3te Auflage. 16. Leipzig, Polet. 1840. 15 Ngr. (12 Gr.)

Schröder, W., Album des Gutenberg-Festes zu Hannover im Jahre 1840. Herausgegeben von den Hofbuchdruckern Gebrüdern Jäneke. Gr. 8. Hannover, Hahn. 1840. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Tanne, F., Der Tod des Grafen Günther von Hohenstein oder die Zerstörung der Schnabelburg. Historisch-romantisches Gemälde aus Nordhausens Vorzeit. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Thal, K. v., Die Hunde von Kunring. Historisch-romantische Rittergeschichte des dreizehnten Jahrhunderts. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Thalheim, F., Der treue Knappe am Kreuz oder: Der blutige Gang zur St. Johanniskapelle. Rittergeschichte aus der grauen Vorzeit. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Die europäische Triarchie. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 1 Thlr.

Umbreit, A. E., Über die Eigenhändigkeit der Malerformschnitte. Gr. 8. Leipzig, Anst. f. Kunst u. Literatur. 1840. 11¼ Ngr. (9 Gr.)

Waitz, G., Über das Leben und die Lehre des Ulfila. Bruchstücke eines ungedruckten Werkes aus dem Ende des 4. Jahrhunderts, im Namen der Gesellschaft für ältere Deutsche Geschichtskunde herausgegeben und erläutert. (Mit 1 Facsimile.) Gr. 4. Hannover, Hahn. 1840. 1 Thlr.

Wohlgemuth, E., Rante auf der Frankfurter Messe. Lokal-Scherz. 8. Frankfurt a. d. O. 1840. 5 Ngr. (4 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 48. — 17. Februar 1841.

Politische, kirchliche und literarische Zustände in Deutschland. Ein journalistischer Beitrag zu den Jahren 1838 und 1839 von Franz von Florencourt. Leipzig, Tauchnitz jun. 1840. 8. 1⅙ Thlr.

Herr v. Florencourt ist längere Zeit hindurch Mitarbeiter der „Literarischen und kritischen Blätter der Börsenhalle" gewesen und bietet dem Publicum in dem vorliegenden Buche eine Sammlung der bedeutendern von ihm für jene Zeitschrift verfaßten Aufsätze dar. Die erste Abtheilung derselben betrifft die kölnisch-preußische Angelegenheit und bespricht den „Athanasius" von Görres, Leo's „Sendschreiben an Görres", und die Rintel'sche Vertheidigung des Bischofs von Köln. Die zweite Abtheilung behandelt die hanoversche Verfassungsfrage und knüpft sich an die Schriften von Dahlmann, Grimm und Ewald, an das „Hanoversche Portfolio", und einige über jene Frage erschienene minder bedeutende Broschüren. Die dritte Abtheilung endlich enthält Berichte über verschiedenartige Schriften, über Hitzig's „Schriften über belletristische Schriftstellerei als Lebensberuf", König's „Deutsche Briefe", v. Gentz' Schriften, v. Stein's „Briefe an Hrn. v. Gagern", über Adam v. Müller's Schriften, über Gedichte von Friedrich Begomann und über zwei kleine Schriften über den Rationalismus.

Eine Sammlung und besondere Herausgabe in periodischen Blättern bereits erschienener Arbeiten bedarf gewiß immer einer besondern Rechtfertigung. Nur in den seltenern Fällen verdienen es die für die rapide Zeitschriftenlecture meist auch rapide gearbeiteten Bestandtheile jener Blätter, auf diese Weise der Vergessenheit entzogen zu werden. Der Journalistik ist es nur um Wirkung für den Augenblick zu thun; bleibende Bedeutung können nur wenige ihrer Producte haben. Hr. v. F. ist sich nun eines redlichen und festen Strebens, durch seine Arbeiten Nutzen zu stiften, bewußt und glaubt, der in der vorliegenden Sammlung sich aussprechende Charakter werde hier und da anregen und zu kräftigern, bedeutendern Bestrebungen anfeuern können. Ein solcher Zweck wird sein Unternehmen gewiß zu rechtfertigen im Stande sein.

Die einzelnen mitgetheilten Aufsätze sind Recensionen, die indeß aus kritisirenden Relationen des Inhalts anderer Bücher meist in selbständige Abhandlungen über den Gegenstand der letztern übergehen. Um daher nicht Recensionen zu recensiren, werden wir uns nur an die Ansichten des Hrn. v. F., an den Charakter seiner Schrift, durch den er zu wirken hofft, halten. In sämmtlichen Aufsätzen spricht sich nun zunächst ganz unverkennbar aus, daß Hr. v. F. von Dem, was er schreibt, selbst auf das innigste überzeugt ist. Er ist wahr: denn dieselbe Anschauungsweise liegt allen seinen zu verschiedener Zeit und stückweise geschriebenen Aufsätzen zum Grunde. Solche Wahrheit ist selten: sie setzt moralische Festigkeit und geistige Klarheit voraus. Abgesehen von absichtlichen Färbungen und Fälschungen der eigenen Überzeugung, ist bei den meisten Tagsschriftstellern bloße Reminiscenz, bloße Phantasiebewegung, ein blos seines geistreichen Anstrichs wegen gefallender und adoptirter Gedanke von der eigenen Überzeugung und dem echten und wahren geistigen Resultate nicht zu unterscheiden. Großen und bleibenden Eindruck hat aber immer nur jene Wahrheit gemacht. Bloße Parteischriften können solchen Eindruck nicht hervorbringen. Der Parteischriftsteller ist genöthigt nach einem schon gegebenen Resultate hinzuzielen. Diese Nothwendigkeit macht die Erreichung des Eindrucks der Wahrheit immer unmöglich. Sie hat unsere Philosophie bis jetzt verhindert trotz aller Höhe der Speculation in den praktischen Gebieten eine wirkliche Überzeugung zuwege zu bringen: glauben wird man nur an Systeme, welche freimüthig genug sind, nicht gerade die gegenwärtigen Zustände als Spitze der Vernünftigkeit herauszubringen. Jene Freimüthigkeit und Wahrheit ist nun dem Hrn. v. F. eigen: er darf darum überzeugt sein, daß seine Arbeiten wenigstens zu genauerm Nachdenken anregen. Die Arbeit des Parteischriftstellers legt man leicht ohne weitere Berücksichtigung zur Seite: einer wirklichen Überzeugung kann man aber eine nähere Prüfung nicht leicht versagen.

Zunächst bespricht Hr. v. F. die kölnische Angelegenheit. Seine Ansicht ist hier der Sache der Protestanten keineswegs unbedingt günstig. Er findet auch hier blinden Parteigeist zu tadeln und misbilligt die angewandten Zwangsmaßregeln, die er für unnöthig hält. Die katholische Kirche ist nach seiner Ansicht so lange in ihrem Rechte geblieben, als sie keinen äußern Zwang in Anspruch nahm und sich auf Gewissenszwang beschränkte. Die protestantische Kirche habe sich ruhig auf den Streit um Proselyten einlassen können: der Staat sei dabei nicht

gefährdet gewesen. Der Gewissenszwang hat indeß in der katholischen Kirche mehr zu bedeuten, als bei den kühlern und skeptischen Protestanten: er ist hier eine gefährliche Macht. Theils muß sich der Staat gegen diese Macht, sobald sie auf dem Gebiete der wichtigsten sozialen Elemente wirken will, vertheidigen, theils ist er es gerade auf diesem Gebiete den Unterthanen schuldig, sie von den Fesseln jenes Zwanges nicht geradezu erdrücken zu lassen. Auch können wir nicht unbedingt gelten lassen, was Hr. v. F. über den den Katholicismus vor dem Protestantismus auszeichnenden Charakter sagt. Es ist richtig, daß man in katholischen Ländern einen leichtern und zufriedenern Glauben hat und von den geistigen Spaltungen des protestantischen Glaubens nichts weiß. Diese lebensfrohere Ansicht ist gewiß ein Vorzug südlicher Länder: der kühlere Norden, in dem der Verstand überwiegt, konnte jenen Nachtheilen nicht entgehen. Vorzüge und Nachtheile treffen aber immer nur den für geistige Leiden und Freuden überhaupt empfänglichen Theil des Volkes: zu der „materiellen Verthiertheit des norddeutschen Pöbels, der in den Kirchen gedankenlos schläft und dessen Gewissen nur von Hunger und Policei repräsentirt wird", läßt sich gewiß ein süddeutsches Gegenstück auffinden.

Den verhältnißmäßig größten Theil des Buchs nehmen die Deductionen des Hrn. v. F. über die hannoversche Verfassungsfrage ein. Diese haben bereits bei ihrem ersten Erscheinen die Aufmerksamkeit des Publicums erregt, in ihnen findet sich die politische Ansicht des Hrn. v. F. am vollständigsten ausgesprochen, wir werden daher vorzugsweise bei ihnen verweilen. Hr. v. F. schildert den Quietismus und Indifferentismus des hannoverschen Volks mit den lebhaftesten Farben: einem solchen Volk habe an seiner Verfassung und an politischen Rechten nichts gelegen sein können. Eine absolute Regierung, die sich eines zu hauten Drucks enthalten und für die dringendsten materiellen Bedürfnisse gesorgt, habe hingereicht das Land zu beglücken. So sei die Aufhebung der Verfassung von 1833 ein Schritt zur Wahrheit, die Zerstörung einer Lüge gewesen. Dennoch findet Hr. v. F. einen despotischen Gewaltstreich darin; er meint, nach dem unzweifelhaften Sinne des §. 13 der Verfassung, zufolge dessen der neue Regent vor der Huldigung sich über die Haltung der Verfassung zu reversiren gehabt, habe die Kammer nicht auseinandergehen, sondern das ihre Vertagung befehlende Rescript zurückweisen und protestiren müssen. Neben der vollsten Anerkennung der Freimüthigkeit der sieben göttinger Professoren werden aber Andere, insonderheit die hannoversche Opposition, welche durch Clauseln und Reservationen ihr Gewissen retten wollen, wegen ihrer Gesinnungslosigkeit und Zaghaftigkeit scharf mitgenommen. Es ist ein Nationalzug des Deutschen, daß er gern auf gemäßigte und ungefährliche Weise liberal ist: er setzt sich freilich gewöhnlich damit zwischen zwei Stühlen nieder, allein er wird von dieser Liebhaberei nicht eher geheilt werden, als bis auch der gemäßigte Liberalismus mit äußerer Gefahr verbunden sein wird.

Es kann unsere Absicht nun nicht sein, in einer schon so oft besprochenen Frage zu polemisiren. Nur den Gesichtspunkt wollen wir bezeichnen, aus welchem derartige Deductionen zu würdigen sind.

Sehr häufig reißt man die Frage ganz aus dem Zusammenhange, in welchem sie entstand, heraus und verpflanzt sie auf ein Gebiet, auf dem die neuen liberalen Ideen ihre Herrschaft üben. Es ist klar, daß auf diesem Gebiete die Frage zu einer Streitfrage, und zwar zu einer völlig unauflöslichen wird, daß sie hier nur Trostlosigkeit erzeugt und daß alle Vermittelungsversuche blos Halbheiten und Achselträgereien, die es mit keiner Partei verderben wollen, herbeiführen. Man wird daher überhaupt die Festigkeit des Bodens, auf dem die Frage zu einer Streitfrage wird, zu prüfen haben; und hier wäre es denn zu wünschen, daß Diejenigen, welche noch immer an seine Festigkeit und Sicherheit glauben, erst einsähen, wie ihnen in der That der Boden unter den Füßen geschwunden ist.

(Der Beschluß folgt.)

Die dramatische Poesie der Deutschen. Versuch einer Entwickelung derselben von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. Beitrag zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Von Jos. Kehrein. Zwei Bände. Leipzig, Hinrichs. 1840. Gr. 8. 2¾ Thlr.

Ein fleißig gearbeitetes, nach Unbefangenheit strebendes, von Kenntnißreichthum des Verf. vielfach zeugendes Werk wird in unserer Zeit nicht selten doch der Anerkennung entbehren, die ihm bei diesen Eigenschaften zugebilligt werden sollte, ja fast unfehlbar scheinen könnte. Wenn hierin in den meisten Fällen ein Vorwurf für die Gesinnung der Zeitgenossen liegen muß, so können doch auch Umstände eintreten, welche die Schuld davon auf das Werk selbst zurückwerfen, und zum beiweitem größten Theile glauben wir, trägt vorliegendes Literaturwerk, dem wir die obigen Prädicate nicht versagen mögen, die Gründe in sich, aus welchen es auf jene Anerkennung wenig oder gar keinen Anspruch hat. Zwar wird es stets eine verdienstliche Arbeit bleiben, die Ergebnisse älterer und neuerer literarhistorischer Forschungen zusammengestellt und, was namentlich die große Anzahl der neuern dramatischen Producte anlangt, über dieselben einen Überblick gegeben zu haben, der hinsichtlich seines Umfangs, wie seiner Genauigkeit wenig zu wünschen übrig läßt, wie es in diesem Buche der Fall ist; ja, das Verdienst einer solchen Arbeit wird noch um so höher angeschlagen werden können, je verwickelter solche übersichtliche Kritiken in neuerer Zeit und nur in Zeitschriften erschienen sind, wo sie dem Bereiche der dauernden Literatur in der Regel schnell entrückt zu sein pflegen. Allein das Studium der historischen Wissenschaften hat andererseits sich zu einem Standpunkte herangebildet, wo nicht mehr die Enarrirung der Einzelheiten in zusammenhängender Reihenfolge, selbst wenn mitunter ein Halt gemacht und zu Anfang oder am Schlusse einer Periode ein allgemeinerer Überblick der in ihr hervortretenden Richtungen und Wendungen damit verbunden wird, hinreichen kann, sondern wo eine geistige Durchdringung des geschichtlichen Stoffes, ein Nachweisen oder doch Andeuten der Bewegungen des Geistes in der Geschichte und ein dem gemäßes Auffassen auch des Einzelnen in Anspruch genommen wird.

Dieses vergeistigende Element ist es, was wir hauptsächlich in dem Buche vermissen. An dessen Stelle, wenn man so will, hat uns der Verf. eine 27 Paragraphen lange Einleitung und im Laufe der Darstellung selbst eine Anzahl einzelner Abschnitte gegeben, in welchen er auf die Wendungen der Literarischen Cultur überhaupt, auf die besondern Zeitrichtungen, der

Poesie im Allgemeinen ebenso Bedacht nimmt, als er in jener Einleitung eine Art Poetik in nuce gleichsam als Basis für nachfolgende historische Erörterung gibt. Das Eine wie das Andere ließe sich rechtfertigen, ja loben, wenn es uns einen Ersatz für jenes Desideratum gewähren könnte; so aber steht es — wiewol namentlich die Aperçus über die wissenschaftliche Cultur einzelner Perioden an sich recht gelungen zu nennen sind — so trocken schematisch da, daß man die wahrhaft belebende geistige Kraft in beiderlei Hinsicht erst recht vermißt. Um namentlich von jener Einleitung zu sprechen, so gibt der Verf. als dazu benutzte Werke S. 35 folgende an: Aristoteles' und Horaz' Poetik, Lessing's „Hamburgische Dramaturgie", Schlegel's „Dramatische Vorlesungen", Hillebrand's „Literar-Ästhetik", die „Ästhetik" von Weber, Goethe's Aufsatz „Über epische und dramatische Dichtung" und Schiller's Aufsatz „Über die dramatische Kunst", und endlich Wackernagel, „Über die dramatische Poesie". Will Jemand eine Geschichte der Poetik schreiben, so ist es recht löblich, obgleich noch lange nicht zureichend, wenn er die vorstehenden Schriften zuvor gelesen hat; was aber daraus entsteht, wenn man zum Behufe einer auf zwei Bogen enthaltenen Übersicht über die einzelnen Zweige der Poesie und die Bestandtheile des Dramas insbesondere jene Lectüre dergestalt anwendet, daß mit einem Satze des Verf. durchschnittlich ein anderer irgend eines der Genannten alternirt, ja daß (wie in §. 20) ganze Seiten mit Übersetzungen aus Horaz angefüllt werden, davon kann man sich in besagter Einleitung näher überzeugen. So beginnt z. B. §. 14 also: „Lehren und Beispiele über andere Leidenschaften hat die Tragödie mit der Epopöe (?) und Komödie gemein; denn am Ende sollen alle Gattungen der Poesie uns ergötzen und eben durch die Ergötzung zum Schönen uns hinleiten, uns bessern. „„Der hat alle Stimmen für sich u. s. w."" sagt Horaz (Vs. 343)."

In §. 15 werden als Hauptfoderungen bei der Tragödie, wie überhaupt bei der dramatischen Poesie, in Betracht gezogen: die Fabel, die Charakteristik, der Ausdruck, die Gesinnung und die äußere Darstellung. Über die „Gesinnung" aber spricht sich der Verf. in §. 20 folgendermaßen aus: „Was nun den vierten Punkt, die Gesinnung und die Sitten betrifft, so ist das Meiste schon bei der Charakteristik und dem Ausdruck geäußert worden. Worte und Gedanken müssen den Personen angemessen sein, die Personen müssen sich vollständig aussprechen, d. h. in Worten ihren Charakter darlegen, sich vollkommen zeichnen. Hier gibt uns Horaz (Vs. 312 fg.) die wichtige, zur Charakteristik überhaupt gehörige Lehre." Nach dieser Stelle folgt eine Warnung an junge Dichter vor hohlen Idealen, dann wieder eine Stelle aus Horaz, dann eine kurze Amplification derselben, und dann eine noch viel längere Stelle aus Horaz, womit der Paragraph über die „Gesinnung" schließt.

Wir müssen gleichwol, doch ohne dadurch unser oben ausgesprochenes Urtheil alterirt zu sehen, anerkennen, daß mitten zwischen diesen trivialen Gemeinplätzen einer- und reichlichen Citaten andererseits oft Winke und Bemerkungen über dramatische Praxis, um uns dieses Ausdrucks zu bedienen, eingestreut sind, die von richtigem Gefühle und genauer Kenntniß der Schwächen namentlich des neuern Dramas zeugen. In diesem Sinne, als Paränese oder Hodegetik für angehende Dramatiker kann diese Einleitung recht gut empfohlen werden; allein so wenig jene Einzelnheiten zu einer günstigern Beurtheilung der Auffassung des Ganzen führen können, so sehr laufen sie in dieser sporadischen Beimischung gerade dem Zwecke einer didaktischen Einleitung über die Bestandtheile der dramatischen Poesie, unserer Ansicht nach, zuwider. Im übrigen können wir aus dem Charakter dieser ersten Paragraphen ein Urtheil über die ganze Auffassungsweise des Verf. ziehen, das in der That bei genauerer Lectüre des Hauptwerks sich allenthalben bestätigt findet; der Verf. zeigt ein gesundes Gefühl für dramatische Schönheit und Kunstrichtigkeit, nur bisweilen in der Anwendung auf besondere Dichtungswerke, namentlich der neuesten Zeit, eine zu große Nachsicht mit einzelnen schwachen Leistungen, er besitzt aber andererseits zu wenig philosophische Durchbildung, oder — wer mag das aus dem Buche allein entscheiden? — zu wenig Selbstvertrauen, um in den meisten Fällen auf eigenen Füßen zu stehen, daher er fast durchgehends die Ansichten Anderer, wie sie ihm gerade von dem Standpunkte des gesunden Menschenverstandes aus richtig erschienen, in den Text, oft unter wunderlicher Zusammenstellung kritischer Antipoden, aufnimmt, und was endlich den auf Studium allein beruhenden Theil historischer Entwickelung anlangt, so hat er sich zwar fern von der Oberflächlichkeit gehalten, welche hierin allerdings für unsere Zeit nicht selten ist, allein die Auswahl der ihm überhaupt zugänglichen Quellen ist nicht immer lobenswerth und nur die Geschichte der neuesten dramatischen Poesie ist in diesem Betracht mit einer sehr vorzüglichen Gründlichkeit behandelt, wie denn hier die meiste Autopsie vorhanden zu sein scheint. Wir hoffen dieses Urtheil durch eine kurze Übersicht des Ganzen und durch theilweises Eingehen auf Einzelnheiten genügend zu motiviren.

Die erste Periode der deutschen dramatischen Dichtkunst rechnet der Verf. bis zur ersten schlesischen Dichterschule, etwa bis 1625, und den ersten Zeitabschnitt derselben bis zu den englischen Komödianten und Jak. Ayrer, ungefähr bis 1600. Was hier gegeben ist, reducirt sich, einen sehr gut abgefaßten einleitenden Paragraph über die politischen und culturgeschichtlichen Verhältnisse des ganzen Zeitraums abgerechnet, im Wesentlichen auf ein Aggregat von allerhand einschlagenden Notizen, denn dann ausführlichere Details über die einzelnen Dichter, besonders Hans Sachs folgen. Aber gleich in jenen Anfängen sieht man den Mangel an Concentration; es werden die bekanntern Maler auch Italiens und der Niederlande, Plastiker und Musiker, sodann die bedeutendsten Minnesänger und Meistersänger namhaft gemacht, aber auch nur eben namhaft gemacht: und so wenig dies ist, so ist es doch zuviel, wenn man bedenkt, daß ein allgemeiner und zwar recht gelungener culturgeschichtlicher Überblick schon vorausgegangen ist. Aus jenem Notizenaggregat über Mysterien u. dgl. gelangen wir §. 42 zunächst zu Hans Volz und Rosenblüt. Über Beide ist jedenfalls auf drei Seiten, im Verhältnisse zu spätern wie Hans Sachs, der auf 28 Seiten besprochen wird, zu wenig gesagt. Nimmt man aber hinzu, daß der Verf. S. 39 selbst gesteht, daß er Gottsched's „Nöthigen Vorrath" nicht selbst eingesehen habe, so kann man die Oberflächlichkeit ahnen, mit welcher Rosenblüt, dessen Dramen bis jetzt einzig aus diesem Buche bekannt sind, behandelt ist. Zwar sind eine große Anzahl Literarhistoriker citirt und aus ihnen auch das Urtheil über Rosenblüt, das sehr kurz ausgefallen ist, geschöpft, allein die Angabe, man kenne von ihm 10 Stücke, von denen 6 gedruckt seien (und zwar 1540 fg.; daß sie bei Gottsched a. a. O. stehen, ist nirgend erwähnt), das fernere Anführen, in einer leipziger Handschrift sollen andere Stücke enthalten sein, auch solle der Dichter noch Tragödien und Komödien geschrieben haben, dies alles ist theils so ungenügend, theils so falsch, daß Ref. hierzu, sowie zur Berichtigung der auch sonst über diesen Gegenstand gewöhnlich aufgestellten Angaben folgendes, auf Autopsie Berühendes anzuführen sich veranlaßt findet:

Sieht man von den einzeln im 16. Jahrhundert gedruckten Stücken ab, welche v. d. Hagen in seinem „Grundrisse" namhaft macht, und von welchen schwerlich anzunehmen ist, daß sie die Grundlage eines der Urtheile bilden, welche man in den neuern Literaturwerken über Rosenblüt findet, so sind überhaupt nur sieben Fastnachtspiele dieses Dichters und zwar sechs durch Gottsched im zweiten Theile seines „Nöthigen Vorraths zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst" veröffentlicht worden. Fünf derselben befinden sich in der dresdener Handschrift, welche außer ihnen nur noch zwei Fastnachtspiele („Vom König von Engelland" und „Der Bauer mit dem Fleischgaden"), dagegen eine ziemliche Anzahl lyrischer und erzählender, auch satirischer Gedichte desselben Meisters enthält. Diese letztere Sammlung bildet auch einen Hauptbestandtheil einer zweiten, münchner

Handschrift, aus welcher neuerlich Rud. Marggraff in seinem Büchlein über den Künstlermaskenzug in München ein Stück „Dy Großliebhaber vaßnacht" mitgetheilt hat, wie denn dieselbe überhaupt über 50 Fastnachtspiele Rosenblüt's, mit Inbegriff der schon früher gedruckten, enthält. Jene Sammlung nicht-dramatischer Gedichte Rosenblüt's existirt endlich noch in einer leipziger Handschrift, in welcher sich aber durchaus keine Fastnachtspiele befinden. Von Tragödien und Komödien Rosenblüt's außer den eben gedachten dramatischen Erzeugnissen findet sich nirgend eine Spur. Es ist übrigens unrichtig, wenn der Verf. nach v. d. Hagen zwei Stücke „Von drei in ein Haus entronnen" und „Von zwei Eheleuten" als in der dresdener Handschrift befindlich anführt. Unter diesen Titeln existiren überhaupt in keiner der beiden, Dramatisches enthaltenden Handschriften dergleichen; es führt blos Gottsched im ersten Theile des mehrgedachten Werkes dieselben Fastnachtspiele, welche er im zweiten Theile unter 5 und 3 als „Die Küchenspeise" und „Von dem Jüngling" abdruckt, unter jenen Überschriften auf; womit zugleich die von dem Verf. ausgesprochene Vermuthung, das Spiel „Von zwei Eheleuten" sei identisch mit dem ohne Überschrift bei Gottsched unter 4 mitgetheilten zusammenfällt; dies letztere hat vielmehr in der dresdener Handschrift den Titel: „Vom geistlichen Gericht", in der münchner den: „Der alt official". Aus dem allen ergibt sich, daß noch über 40 ungedruckte Fastnachtspiele in diesen beiden Manuscripten enthalten sind, ungerechnet die bedeutende Anzahl nicht-dramatischer Gedichte Rosenblüt's, von welchen nur wenige Proben in einigen Zeitschriften des vorigen Jahrhunderts abgedruckt sind, und die noch größere Anzahl sogenannter Priameln, hinsichtlich deren jedoch die Autorschaft Rosenblüt's nicht allenthalben feststeht.

Wir übergehen, was der Verf. zur Charakterisirung und Lebensgeschichte anderer Dichter des ersten Zeitabschnitts, namentlich des Hans Sachs sagt, von dessen dramatischen Werken er ein genaues Verzeichniß nach der kemptener Ausgabe (S. 98—107) gibt und wo wir S. 95—97 das Urtheil von Gervinus über seinen dramatischen Werth abgedruckt finden, und wenden uns zu dem zweiten Zeitabschnitte, welcher die literarischen Bestrebungen bis Opitz umfaßt (1600—25). Hier ist Jak. Ayrer die Hauptfigur und in dem Urtheile über seine einzelnen Leistungen erscheint der Verf. selbständiger als anderwärts. Die zweite Periode datirt der Verf. von der ersten schlesischen Dichterschule bis zur ersten Regeneration der neuern deutschen Literatur, ungefähr von 1625—1720. Die Einleitung, soweit sie sich von Einzelnheiten fernhält, ist hier wieder sehr zu rühmen, und auch von letztern z. B. die in §. 85 mitgetheilte Ansicht Harsdörfer's über den Zweck des Trauerspiels recht interessant zu nennen. Gryphius, der hier zuerst in die Reihen tritt, ist im Ganzen gut behandelt, doch hätte die Untersuchung über die Originalität oder Übertragung des von Peter Squenz behandelten Stoffes, der bekanntlich mit der Episode in Shakspeare's „Sommernachtstraum" identisch ist, wol genauer geführt werden können, als es S. 180 und 187 mit einem Citate aus Koberstein geschehen ist, zumal bei den tüchtigen Forschungen Bredow's über Gryphius, die aber überhaupt wenig benutzt scheinen. In den Angaben über Gryphius' Lebensverhältnisse sind nur zwei Data richtig, das seiner Krönung zum Dichter, und das seines Todes; Gryphius ist aber nicht, wie es dort heißt, am 2., sondern am 11. Oct. 1616 geboren, er ging nicht 1636, sondern 1638 aus seinem Vaterlande, und er kehrte nicht 1647, sondern 1650 als Landsyndikus in seine Vaterstadt zurück. Um von derlei Einzelnen abzusehen, so hat der Verf. diese zweite Periode noch in zwei Zeitabschnitte, den der ersten (1625—60) und den der zweiten schlesischen Dichterschule (1660—1720) getheilt; schon hier, noch mehr aber in der dritten Periode, welche der Verf. von der ersten Regeneration der neuern deutschen Literatur bis zur zweiten (1720—70) datirt — das Wort: Regeneration ist hier entweder zu wenig oder zu viel sagend, je nachdem man den Fortschritt der geistigen Bildung oder den Erfolg der Bestrebungen einzelner ausgezeichneter Männer im Auge hat — scheint die Behandlung des Stoffes oft etwas zu kurz zu sein. So werden Lessing's Verdienste um das Drama nur in zwei Paragraphen abgehandelt, und während der Verf. bei ältern und andern überhaupt auch das einzelnste Product nicht unerwähnt läßt, fertigt er die einzelnen Lustspiele Lessing's mit dem Sätzchen ab (S. 258): „Die besten sind wol: „Die alte Jungfer" und „Der Schatz"; auch „Die Juden" haben hier und da viel gute Laune." Also ein, für seine Zeit und Lessing's Ansichten so bezeichnendes, wie der fünfactige „Freigeist", und ein so eigenthümliches und gleichfalls sehr charakteristisches, wie das dreiactige „Der junge Gelehrte", des gleichfalls dreiactigen „Misogyn" noch gar nicht zu gedenken, werden bei einem Meister des deutschen Dramas übergangen, um zwei kleine, nur einen Aufzug enthaltende Lustspiele zu nennen! Wir sagen zwei, denn woher der Verf. die Notiz haben muß, daß Lessing „Die alte Jungfer" geschrieben habe, können wir nicht begreifen, wol aber aus dem Angeführten den Schluß ziehen, daß er Lessing's Werke wahrscheinlich gar nicht in Händen gehabt, geschweige die dramatischen gelesen hat. Auch des Fragments „Faust" wäre wol beiläufig zu gedenken gewesen. Doch mag sich Lessing mit Goethe trösten, dessen Lust- und Singspiele in einem einzigen Paragraphen (11, S. 26) gedacht wird, und zwar mit Übergehung von nicht minder als vier nicht der kleinsten und unbedeutendsten: „Die Fischerin", „Claudine von Villa Bella", „Erwin und Elmire" und „Die Aufgeregten". Also nicht einmal die dramatischen Werke unsers größten Dichters hat Hr. Kehrein für nöthig gefunden, auch nur namhaft zu machen!

Was es unter diesen Umständen für Erfolg haben könnte, dem Verf. auch noch in die neuere und neueste Geschichte des deutschen Dramas zu folgen (er macht noch eine Epoche bei der „festen Gestaltung der romantischen Schule", um 1800), ist nicht wohl einzusehen. Wir glauben ihm gern, wenn er in der Vorrede versichert, über 1200 Bände von solchen Dichtern gelesen zu haben, deren *erstes* dramatisches Product im 19. Jahrhundert erschienen; wir wollen auch hier nicht einen solchen Anspruch an Vollständigkeit machen, als bei den eben gerügten Punkten; wir erkennen endlich an, daß das oben von gesundem Urtheil des Verf. Gesagte auf diesen Abschnitt um so mehr Anwendung leide, je mehr er hier selbst gesehen und selbst geurtheilt haben mag und je mehr er diesen Zeitabschnitt, vielleicht nicht immer mit Recht, sehr weitläufig behandelt; aber ein näheres Eingehen auf diese Fälle von Einzelnheiten würde so der eben ausgesprochenen Ansicht über den Werth, welcher denselben zum beiweitem größten Theile beizulegen, wie dem Zwecke und den Grenzen unsers Berichts widersprechen. Unser Gesammturtheil aber scheint durch das Gesagte zur Genüge begründet zu sein. 29

Literarische Notiz.

Die 1838 zu Dijon u. s. f. gemachten wichtigen Manuscriptentdeckungen in Bezug auf die Templer erscheinen unter dem Titel: „Règle et statuts secrets des templiers, précédés de l'histoire de l'établissement, de la destruction et de la continuation moderne de l'ordre du temple, publiés sur les manuscrits inédits des archives de Dijon, de la bibliothèque Corsini à Rome, de la bibliothèque royale à Paris et des archives de l'ordre; par *C. Maillard de Chambure*, conservateur des archives de Bourgogne" (Paris, Brockhaus und Avenarius). Französische Journale erwähnen als Empfehlung, daß der Minister des öffentlichen Unterrichts von diesem an ganz neuen Aufschlüssen reichen Werke 30 Exemplare bestellt hat. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 49. — 18. Februar 1841.

Politische, kirchliche und literarische Zustände in Deutschland. Ein journalistischer Beitrag zu den Jahren 1838 und 1839 von Franz von Florencourt.

(Beschluß aus Nr. 48.)

Ruhiger Glaube und zufriedene Überzeugung sind ein unmittelbares Geschenk Gottes. Der Mensch soll beide nicht sich selbst verdanken. Vermißt er sich durch eigene Geisteskraft solche Güter erringen zu wollen, so geht es ihm wie dem Alchymisten, der einen Menschen schaffen wollte und ein Phantom zu Stande brachte, das ihn fortan verfolgte und quälte. Der Mensch gelangt statt zur Wahrheit und Befriedigung zunächst nur zum Skepticismus, zum Zersetzen und zum Verneinen des Guten und Wahren. Beim Weiterforschen ist hinter den Zweifeln kein Heil zu erwarten: der Mensch wird entweder aus der Öde und Leere des Gebiets, in welches er sich gewagt, zurückfliehen, den geistigen Funken in sich tödten und sich auf den positiven Boden des Glaubens hinabfallen lassen, oder er wird am Ende im Drange nach Wahrheit eine Formel, ein Schema, wie es zur Gliederung des menschlichen Geistes paßt, für den Schlüssel zur Wahrheit, und ein Gebäude von Erkenntnissen, welches seinem kurzen Blicke als das All in sich fassend erscheint, für die Wahrheit selbst halten. Jenem Skepticismus neigte sich der Geist der Zeit am Ende des vorigen Jahrhunderts zu: die Menschen hingen ihm um so lieber nach, als freier Gebrauch des Geistes rühmlich, die Frucht des Nachdenkens aber im schlimmsten Falle eine Verirrung und nichts Sträfliches zu sein schien. So entstand in der Politik der Liberalismus; ein prüfendes Zersetzen der Gliederung, in welche die socialen Elemente nach göttlicher Einrichtung geordnet sind, und ein Erheben subjectiven Meinens und Wünschens über das Gesetz solcher Anordnung. Der Staat, die Gemeinde, die Familie müssen sich, um ihrem Typus zu entsprechen, zur Individualität durchgearbeitet haben; der Einzelne muß in ihnen Sonderwillen und Sonderinteressen dem sittlichen Ausdruck des Ganzen unterordnen. Lediglich vermöge seiner Persönlichkeit besitzt der Einzelne geistige und körperliche Kräfte: ebenso hat der Staat, sobald er Individualität und Persönlichkeit erlangt hat, geistige und materielle Kräfte, die die Thätigkeit des Staatskörpers leiten und bestimmen. Diese Kräfte bilden eine Macht, und in ihrer Anwendung stellen sie sich als Rechte dar. Für diese Rechte hat die Weltregierung im Königthum ein Subject geschaffen. Staaten, denen das Königthum fehlt, fehlt das Haupt; sie machen den Eindruck eines zerstückten, unvollständigen Körpers. Die Grenzen der Macht des Königthums bestimmen sich nach dem Maße jener Kräfte: die Grenzen ihrer Anwendung sind durch Moral und Ehre gezogen. Dem rohen und sittlich schwachen Menschen imponirt lediglich die irdische Größe des Regenten: er verehrt selbst dessen menschliche Gebrechlichkeiten. Sein Erscheinen, seine unbedeutendste Handlung im Privatleben ist ihm Gegenstand der Feier und Verehrung, und das Erhaschen eines Strahles von dem irdischen Schimmer gilt ihm für Ehre und Glück. Der freie und unbefangene Blick erkennt dagegen im Königthume eine Einrichtung der göttlichen Weltregierung, deren Werth durch den irdischen Glanz nicht gehoben wird. Das Prüfen und Forschen mit dem gemeinen Verstande führt aber leicht dahin, die Existenz von etwas Höherm hinter der irdischen Größe zu leugnen, und — wahrlich eine geringe Arbeit — diese alsdann anzufechten. Diese Größe und Machtfülle scheint zunächst gefährlich: die Geschichte lehrt ja Beispiele ihres Misbrauchs. Sie scheint ein zufällig errungenes, eifersüchtig bewahrtes und auf Kosten der Freiheit immer vergrößertes irdisches Gut zu sein: und unter dieser Voraussetzung ist es sogar ein bescheidenes Verlangen, Garantien gegen ihren Misbrauch in Anspruch zu nehmen. Diese Voraussetzung ist aber falsch, sie ist ein Erzeugniß der liberalen Skepsis, welche neben dem Materiellen und Fühlbaren nichts Höheres anerkennt. Sie mischt daher den Gedanken an gemeines Interesse in eine erhabene und heilige Einrichtung, setzt diesem ein gleich gemeines selbstsüchtiges Interesse gegenüber und fodert Garantien — in der That nicht gegen ein zu besorgendes Unrecht, sondern für den Sieg in einem Kampfe jener Interessen. Sie setzt Mistrauen an die Stelle des Vertrauens und ist, als falsch und unwahr, nur im Stande, falsche und unnatürliche Folgerungen zu erzeugen. Wie bescheiden und mäßig diese Folgerungen auch anfangs klingen und wie geringfügig und erträglich die Concessionen auch scheinen mögen, welche sie vor dem monarchischen Princip zunächst in Anspruch nehmen: sie sind in der That von der schwersten Bedeutung. Man hat damit

die rechtliche Stellung, welche das philosophische Staatsrecht der Monarchie beilegen muß, bereits verschoben, denn man hat neben dem Willen des Staats als Individuums auch den subjectiven und zufälligen Ansichten Einzelner eine mehr oder minder entscheidende Stimme beigelegt und sonach die völlige Einheit aufgelöst. Die mögliche Einhelligkeit der Regierungen und Repräsentativversammlungen, wodurch man jene Spaltung der Einheit heben wollte, stellt immer das Princip nicht wieder her. Meistens ist freilich die Stimme der Staatsgewalt die überwiegende, allein ihr Überwiegen beruht nicht mehr auf ihrer inneren Bedeutung, sondern hängt von dem zufälligen und veränderlichen Einflusse ab, den sie gerade auf die verschiedenen Subjectivitäten übt. Die weitern Concessionen, welche der Liberalismus fodern muß, werden aber unerträglich sein: und wo man einmal mit dem Fodern und Concediren begonnen hat, da steht es sehr dahin, ob man damit nicht fortfahren und wohin man am Ende gelangen werde. Der Liberalismus theilt sich in eine Menge Abstufungen, welche unter sich mehr zusammenstoßen, jedoch die Extreme einer gemäßigten Ansicht und blinder Zerstörungswuth miteinander verbinden. Leicht und unmerklich geht man von einer Stufe zur andern über. Wer heute für freisinnig gilt, kann in einiger Zeit schon bedeutend hinter den Vordersten zurück sein. Zu dem Extreme, zu dem sie consequenterweise kommen müßten, schreiten freilich die Wenigsten vor: die Meisten bleiben gemäßigt. Die Gründe dieser Mäßigung sind dann aber folgende drei. In Manchen überwiegt noch die bessere Sinnesweise, sie können sich von der richtigen, tief im Gemüthe wurzelnden Ansicht nicht losreißen. Andere wollen liberal sein und es doch mit der höchsten Gewalt nicht verderben; sie hüten sich daher weiter zu gehen, als sie es ohne Gefahr zu können glauben; noch Andere, die Doctrinaire, lassen sich vom Eigennutz leiten, bleiben stehen, sobald ihr und ihres Anhangs Interesse befriedigt ist, und erklären jeden weitern Fortschritt, der ihnen wieder schaden könnte, für gefährlich. Selbst die Aufrichtigsten werden unbewußt von diesen Gründen geleitet: das Gemüth zeichnet ihrem Verstande das Resultat vor, welches er rechtfertigen soll. Sie haben für ihre Mäßigung keine andere als — philosophisch immer bedeutungsleere — Zweckmäßigkeits- und Nützlichkeitsgründe. Man kann ihnen nichts zugeben, als daß ihre geringere Verirrung erträglicher sei als die größere Anderer. Sie sind nur minder aufrichtig dabei. Sie fodern anscheinend unverfängliche Dinge, wissen aber sehr wohl, daß Niemand ihre Foderungen für unverfänglich hält, daß man vielmehr Einschränkungen der höchsten Gewalt, oder Garantien, d. i. die Befugniß zum Gebrauche von Mitteln, deren Anwendung die Staatsgewalt fürchten soll, als den Zweck des Verlangten sehr wohl erkennt. Möchte das Beispiel Frankreichs für Deutschland ein warnendes sein! Dort hat der liberale Skepticismus die Heiligkeit des Königthums vollständig vernichtet und es zu einer irdischen, durch Glücksfälle errungenen Größe herabgesetzt. Diese muß dann mit allen irdischen Interessen, die sie beeinträchtigt, kämpfen. Daher der durchgängige Streit des Eigennutzes und der materiellen Interessen, in dem die Classen des Volks unter sich und mit der Regierung stehen. Diese stützt sich auf den dritten Stand, in dem sie die eifersüchtige Selbstsucht entfesselt und dem sie die gewaltigste Furcht gegen Umwälzungen, wobei er verlieren könnte, eingeflößt hat. So ist mit der moralischen Grundlage des Ganzen die moralische Kraft der einzelnen Institutionen geschwunden. Der dritte Stand richtet in den Geschworenengerichten über Verbrechen, in denen er Angriff auf seine Güter und seine Geltung sieht: die blutig scharfen Strafgesetze müssen der Rache dienen. Das Volk aber verzweifelt an der Heilsamkeit politischer Reformen und sinnt auf sociale Umwälzungen.

Nach diesen Bemerkungen werden wir wenigstens den richtigen Gesichtspunkt für die staatsrechtliche Lage des hanoverschen Verfassungsstreites gewinnen können. Jene rationalistisch liberale Theorie, auf deren Gebiet auch Hr. v. F. die Frage verpflanzt, gibt der sie veranlassenden Begebenheit allerdings eine ganz andere Gestalt. Sie raubt — und in diesem Punkte vereinigen sich ihre verschiedenen Schattirungen — dem Königthume seine Bedeutung und macht es zu einem mit der executiven Gewalt bekleideten Amte. Daneben sollen das Volk repräsentirende Versammlungen die Staatsgewalt — die bald mehr bald minder dem Volke vindicirt wird — Namens des Volks üben. Damit sind denn verschiedene Subjecte gegeben, unter denen Verträge und einseitig nicht zu lösende daraus abfließende Rechtsverhältnisse möglich sind. Wenn indeß dieser Theorie auch in bewegten Zeiten Concessionen gemacht sind, so ist sie doch noch weit davon entfernt, in Deutschland das Staatsleben praktisch zu beherrschen. Nach der richtigen Ansicht von der monarchischen Staatsgewalt ist diese untheilbar. Sie macht ihre Grundsätze und einzelnen nicht blos ausführenden Maßregeln dem Volke durch eine ständische Versammlung zugänglich, welche indeß keineswegs Regierungsrechte des Volks übt, sondern zwischen diesem und dem Regenten eine Vermittelung bildet, in welcher die Interessen des Volks zur Erwägung gebracht werden. Die nähern Grundsätze hierüber beruhen aber nicht auf Verträgen, denn diese setzen bereits eine Trennung der Einheit der höchsten Gewalt voraus, sondern gehen lediglich von der höchsten Autorität aus. Der Regierungsnachfolger erlangt die höchste Gewalt nicht, wie Hr. v. F. annimmt, durch die Huldigung, denn diese ist nur ein Act der Anerkennung eines schon ohnehin bestehenden Verhältnisses. Ob daher die Verweigerung der Huldigung irgend im Stande wäre, der höchsten Gewalt, insonderheit in Ansehung der Zurücknahme von Concessionen, welche einer in Deutschland nicht für praktisch zu haltenden Theorie im Drange der Zeiten gemacht wurden, Schranken vorzuschreiben, dürfte kaum noch die Frage sein.

Können wir diesemnach die Ansichten des Hrn. v. F. im Ganzen nicht theilen, so treffen wir wenigstens in dem entschiedenen Tadel jenes schwankenden und halben Liberalismus mit ihm zusammen, der nach dem Ruhme freimüthiger Opposition trachtet und es dennoch

mit der Macht nicht verderben will. Ist entschiedene Opposition sträflich, so ist eine solche Halbheit noch obenein verächtlich.

In dem übrigen Theile des v. F.'schen Buches möchten — denn über F. v. Gentz möchte es bald nicht mehr der Mühe verlohnen, noch etwas zu sagen — die Andeutungen über das öffentliche Wirken des Freiherrn v. Stein, der dem Hrn. v. F. neben Goethe das erhabenste Vorbild unserer Zeit ist, und die Erörterungen über Journalistik und die nun bald verwundene rationalistische Richtung in der Theologie das meiste Interesse erregen. Nach dem Inhalte und der Mannichfaltigkeit der Aufsätze lassen sich Auszüge nicht mittheilen. Von allen gilt das oben abgegebene allgemeine Urtheil. Etwas ganz Unbedeutendes haben wir nicht darunter gefunden, und wenngleich wir mannichfach von den Ansichten des Hrn. v. F. abweichen, so müssen wir doch die besondere Herausgabe der in der vorliegenden Sammlung enthaltenen Artikel für gerechtfertigt erklären. 102.

Geschichte der arbeitenden und der bürgerlichen Classen. Von Adolf Granier v Cassagnac. Nach dem Französischen und mit einem Vorwort begleitet von H. H. Braunschweig, Westermann. 1839. Gr. 8. 2 Thlr.

Ganz füglich konnte dies Buch unübersetzt bleiben. Wenn auch in vielen Einzelnheiten der unverkennbare Fleiß seines Urhebers beachtungswerthe Materialien zusammengesucht und daraus mitunter scharfsinnige Bemerkungen gefolgert hat, so war dies doch den Gelehrten zur weitern Benutzung zu überlassen, da das Ganze des Buches in seiner Grundanlage und Ausführung unhistorisch ist und der wahren Gestaltung der Dinge Gewalt anthut, darüber eine ganz schiefe und unhaltbare Ansicht aufstellt und deshalb nur dazu beitragen kann, die ohnehin unklaren Vorstellungen und Meinungen über den Gegenstand noch mehr zu verwirren. In Deutschland besitzen wir bereits gründlichere und gediegenere Werke über den Ursprung und die Ausbildung der Stände, und der Übersetzer selbst hat nicht blos in der Vorrede auf die ganz falsche Schilderung der Gemeinden, sondern auch in einem Nachtrage auf eine Menge geschichtlicher Unrichtigkeiten aufmerksam zu machen nicht umhin gekonnt, welche aber beiweitem nicht ausreichen, auch mehr Einzelnheiten als die Auffassung im Ganzen betreffen. Nur vorweg ein paar Proben der übereilten Schlußfolgerungen des Verf. Weil im alten römischen Rechte die Bürgen und Hinterbürgen des vor Gericht Geladenen vas und subvas heißen, ist ihm dies Beweis genug, daß die Römer schon 500 Jahr vor Christi Geburt Vasallen und Aftervasallen gehabt haben und daß die ganze Feudalverfassung des Mittelalters nur eine Wiederholung des Rechtszustandes gewesen sei, der schon 1500 Jahr früher im Wesentlichen bestanden habe. Weil das preußische Allgemeine Landrecht von 1794 in Th. 2, Tit. 5, §. 196 sagt: „Sklaverei soll in den königlichen Staaten nicht geduldet werden", ruft der Verf. aus: es gab überall Sklaven, in Frankreich noch im 12. Jahrhunderte, in Preußen, wunderbar, im Jahre 1750!!

Der Grundgedanke des Verf. ist: Es hat von jeher und ursprünglich zwei verschiedene Geschlechter von Menschen gegeben, Edle und Roturiers, von denen die erstern von den Freien und die letztern von deren Sklaven abstammen, und in denen die verschiedenartige Sitte, Gesinnung und Charakter durch das Blut, wenn auch unter den mannichfaltigsten Einwirkungen der Zeiten und der Verhältnisse fortgeerbt hat, sodaß nur Der die Geschichte und ihre Ereignisse recht verstehen kann, welcher die Verschiedenheit dieser beiden Menschenarten, ihren Gegensatz, ihre gegenseitige Einwirkung und die besondere Richtung stets vor Augen hat, welche sie ihrer eigenthümlichen Natur nach verfolgen müssen. Nur erst, nachdem eben diese und der Standpunkt, welchen eine jede darnach eingenommen hat, durch die Geschichtskenntniß zur deutlichen Anschauung gebracht worden ist, kann und darf die Politik hinzutreten, indem sie für die Gegenwart und Zukunft Anordnungen trifft, welche diesem Entwickelungsgange überall entsprechen und ihn weiter fördern. Eine Politik hingegen, welche auf abstracten Grundsätzen, auf allgemeinen Rechtsbegriffen und philosophischen Ideen über das Wesen und die Bestimmung der Menschheit beruht, ist eine blos ideale Wissenschaft und keine Kunst der Praxis. Um daher die Menschen, zumal in Frankreich, über ihre geschichtliche Rechtsbestimmung und die Befugnisse aufzuklären, die sie in Anspruch zu nehmen haben, liefert der Verf. die Geschichte der Menschheit in zwei abgesonderten Theilen, von denen der erste: „Die Geschichte der Bürgerlichen", vorliegt, und der andere: „Die Geschichte der Adeligen", bald folgen soll.

„In meinen Augen", sagt der Verf., „sind die edeln und die Sklavengeschlechter die beiden Hälften der Geschichtsüberlieferung, welche diese treu und ganz darstellen, mag man sie in ihrer höchsten Allgemeinheit oder in ihrer örtlichsten Besonderheit betrachten. Legt man diese Erscheinung zum Grunde, so gelangt man zu einem raschen, ergreifenden und vollständigen Verständnisse alles Einzelnen im Völkerleben: Gesetze, Familie, Politik, Kunst, Alles sieht man werden, keimen, aufblühen. Was hat man sich nun unter dieser Thatsache der edeln und der Sklavengeschlechter zu denken? Dies Geheimniß ist nichts Anderes, als dies Buch selbst."

Weil die Sklaverei bei allen Völkern im grauesten Alterthume gefunden wird, also eine uralte Erscheinung ist, folgert der Verf. daraus, „daß sie niemals von den Menschen eingesetzt, gegründet, geschaffen worden, daß sie also nach dem Ausdrucke der Rechtsgelehrten nicht positiven Rechtes, sondern eine Veranstaltung des natürlichen oder göttlichen Rechts sei" (S. 25). Ob dem Verf. wol nicht in den Sinn gekommen sein mag, daß neben dem Rechte von selbst das Unrecht vorhanden sei, daß vielerlei Unrecht von den Menschen zu allen Zeiten begangen worden, daß die Erkenntniß und das Verständniß des Rechtes den Kindern und den Menschen nirgend angeboren werde, daß die Entwickelung und Sichtung der Rechtsbegriffe eine anstrengende und nur mühsam fortschreitende Arbeit der Vernunft sei, und daß eben darum in den Zeiten der Kindheit der Völker der Ausbildung des Rechts ein Zustand überall vorhergehen müsse, in welchem das Recht nicht waltet, sondern in welchem das Bedürfniß, die Gewalt und der Besitz dessen Stelle einnimmt, sodaß selbst bei fortschreitender Aufklärung das Unrecht noch häufig dem Rechte vorangeht und der Besitz oder das Herkommen dafür gilt? So lange die Menschen keine Vorstellung von der Würde der Menschheit, dem Wesen der Persönlichkeit und dem Unrechte der Freiheit hatten, so lange konnten sie keinen Anstoß und Abscheu bei der Sklaverei finden; je mehr jene erkannt werden, desto tiefer und allgemeiner wird nothwendig der Widerwille gegen diese. Denn das ist die Macht der Vernunft, daß sie nicht duldet, was mit ihr unverträglich ist. Das ist die Größe unsers Heilandes und das Alles umgestaltende Wesen seiner Religionslehre, was außer ihm Niemand, kein Sokrates und kein Plato eingesehen und verkündet hatte, daß Gott der Vater aller Menschen, sie alle untereinander Brüder und Kinder der ewigen Weisheit und Liebe seien. Mit dem Christenthume ist die Sklaverei daher unverträglich. Auch auf dem Wege der Rechtsausbildung hätte die Menschheit dahin kommen müssen; aber das Christenthum hat diesen Weg um Vieles abgekürzt. „Das Christenthum hat gerade darin eine Bedeutung in der Gesellschaft, eine Geltung in der fortschreitenden Entwickelung, weil es die Lehre von der Gleichheit der Gesellschaft eingepflanzt hat, welche sich vor ihm nirgend fand, weder bei den Juden, noch bei den Heiden."

Der Verf. selbst zerstört aber sein Axiom von der Ursprünglichkeit der Sklaverei durch seine Schilderung ihrer Entstehung. Denn ihm nach sind es vornehmlich fünf Quellen gewesen, denen sie ihren Ursprung verdankt: die väterliche Gewalt, die Verheirathung, Kriegsgefangenschaft oder Unterjochung, Asylrecht und Verschuldung mit Einschluß des Spieles. Allein wenn auch unleugbar die väterliche und maritalische Gewalt eine unbegrenzte gewesen ist, jene wenigstens unbedingt über Leben und Tod, so ist doch nirgend dieselbe mit der herrlichen Gewalt verwechselt, sondern beide immer genau unterschieden worden. Auch konnten ja die Väter nicht ewig leben; wenn man daher auch die Kinder insgesammt als deren Angehörige betrachtete, so wurden sie doch durch den Tod des Vaters frei. Vermöge des Erstgeburtsrechts, das seinen zureichenden Grund hat, besonders unter Völkern, welche eine Landtheilung vorgenommen haben, kann es wol Familienrecht werden, daß die Ehre und Würde des Anführers der Erstgeburt folgt und alle übrige Familienglieder ihm unterwürfig bleiben, aber doch niemals als Sklaven, sondern eben als Stammgenossen und Familiaren, wie sich dies in Europa am längsten in den Clans der schottischen Hochländer erhalten hat. Hätte der Verf. dorthin seinen Blick gerichtet, würde ihm sogleich die ungeheuere Verschiedenheit der celtisch-germanischen Welt von der griechisch-römischen eingeleuchtet haben, welche es ganz unmöglich macht, die Einrichtungen in beiden zusammenzuwerfen und als gleichartig zu behandeln. Wol treffen sie in einzelnen Stücken und Zügen überein, lassen daher auch Analogien zu; aber aus wesentlich verschiedenen Verhältnissen und Ursachen müssen wesentlich verschiedene Erfolge hervorgegangen sein. Aus morgenländischen und römischen Zuständen die Gestaltung des germanischen Europa ableiten und erklären zu wollen, kann darum nur in einzelnen Einrichtungen und mit großer Vorsicht geschehen; es zu verallgemeinern und auf umfassende Zustände anzuwenden, muß unausweichlich irre führen, wie es dies hauptsächlich ist, was den Verf. irre geleitet hat.

Wenn sonach die Sklaverei aus der Familie nirgend hervorgegangen ist, namentlich bei den Germanen die Freigeborenen, Freigelassenen und Sklaven stets auf das genaueste unterschieden worden sind, und wenn Krieg, Schuldenmachen und Verbrechen oder Verfolgung nur Menschenwerk sind, mithin auch Alles, was sie in Beziehung darauf als geltendes Recht festgestellt haben, so wird jedes Bedenken verschwinden, einzugestehen, daß die Sklaverei mit Allem, was sie angeht, lediglich eine positive Rechtsanstalt, eigentlich eine Unrechtsanstalt sei. Immer aber ist hierbei noch vorausgesetzt, daß die Menschen von Hause aus frei und gleich waren, bevor sie Kinder zeugen, Gefangene machen, im Spiele Andere gewinnen oder sie verkaufen konnten. Mit der von der Natur ausgehenden Theilung des menschlichen Geschlechts in zwei verschiedene Arten, eine edle und eine niedrige, ist es also durchaus Nichts. Es muß einen ganz andern Grund haben, wenn wir in der Geschichte die Erscheinung gewahr werden, „daß sich überall zwei Parteien feindlich gegenüberstehen, die patrizischen Geschlechter und die plebejischen, wie man zu Rom sagte, die Adeligen und die Bürgerlichen, wie wir sagen".

Allerdings ist der Kampf zwischen der Aristokratie und Demokratie älter als alle Geschichte; ja, man kann in der That sagen, daß die Ausführung eben dieses Kampfes den wesentlichen Stoff der politischen Geschichte abgibt. Es bedurfte nicht der Aufsammlung so vieler Beispiele, als der Verf. (S. 66) zusammenstellt, daß auch bei den Griechen und Römern das Vorurtheil der Geburt die tiefsten Wurzeln geschlagen hatte und so allgemein herrschend war, daß selbst ein Plato und Aristoteles davon durchdrungen wurden und sich nicht davon losmachen konnten. Schon der heilige Ambrosius rügte diese Eitelkeit nachdrücklich: „Was rühmest du dich deiner adeligen Abstammung? Auch den Stammbaum eurer Hunde seid ihr gewohnt zu untersuchen und die Abstammung eurer Pferde zu rühmen. Was will es sagen, daß Jemand von diesem oder jenem Vater oder Mutter erzeugt worden sei? Was hilft das dem Wandel? Nicht dem Adel, sondern dem Wandel wird die Palme zu Theil."

So lange unter den Menschen noch der thierische Theil von ihrer Persönlichkeit die Oberhand hat, waltet in der That derselbe Grund für sie ob, Werth auf ihre Stammbäume zu legen, wie sie es bei ihren Pferden und Hunden thun. Ein starker Arm, eine breite Brust, eine dicke Hirnschale erben fort, wie schnelle Beine und eine feine Nase. Aber die Vernunft kann nicht forterben, weil sie selbst sich ihrer nur mächtig wird durch ihre Ausbildung und Entwickelung. Indem sie sich selbst gewinnt und die Herrschaft im Menschen, macht sie nicht nur sich frei von den körperlichen Einwirkungen, sondern drückt den Stempel ihrer Freiheit selbst dem menschlichen Leibe auf. Die rohen Völker haben fast die gleiche Gesichtsbildung, wie in einer Heerde Schafe eins dem andern gleich sieht; je gebildeter die Völker werden, auf je verschiedener Stufe der Ausbildung die Einzelnen da stehen, desto unähnlicher werden auch die Gesichtsbildungen und desto mehr entfernen sie sich von dem Winkel des Thierkopfes. Wenn unter den Menschen die Vernunft ihr Regiment gewonnen hat, können sie auf ihre Stammbäume nur noch wie auf die Schaukelpferde blicken, auf denen sie in der Jugend durch die Welt zu reiten meinten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Der junge Luther in St.-Louis.

In St.-Louis fand der Reisende Brunner im Hause seines Agenten einen jungen acht Monate alten Löwen, der zu Ehren des wittenberger Reformators den Namen Luther erhalten hatte und durch seine unschuldigen Schwänke und Sprünge viel Freude machte. Er lief im ganzen Hause frei herum; und der Reisende versichert, daß man den Löwen das culturfähigste aller unvernünftigen Thiere nennen könnte, ein Urtheil, in welchem ihm wol nicht Jeder beistimmen möchte, denn die Bildung, welche sich der Hund z. B. aneignet, ist ihm doch nimmer beizubringen. Allgemein aber nimmt man dort an, daß der Löwe nicht aus Lust morde, und man sah dort große, erwachsene Löwen in den Straßen herumgehen, ohne daß sie einen Menschen oder ein Thier beleidigt hätten. Man sorgte nur dafür, daß sie 1) niemals hungerten und 2) nur mit Fleisch von getödteten Thieren genährt wurden, mithin 3) nie zum Selbstwürgen Veranlassung erhielten. *)

Wer hätte wol denken können, daß die schon fast 50 Jahr alten „Jäger" von Iffland noch verboten werden könnten? Und doch ist es, nach einigen Berichten, seit Jahr und Tag am Rhein der Fall, weil darin das Thema einer gemischten Ehe den Knoten schürzt. Freilich stellte Iffland hier die Schwierigkeiten auf, welche sich bei einer Ehe zwischen einem sich zu der reformirten Kirche bekennenden Mädchen und einem in dem lutherischen Begriffe erzogenen Jünglinge bei der alten Oberförsterin zeigten, und trifft also den jetzigen nun auch fast vergessenen Streit gar nicht, aber dessenungeachtet dürfen „Die Jäger" nicht mehr dort erscheinen. Gerade umgekehrt sollte es sein, denn der alte Oberförster weiß der Frau, wie man sagt, den Daumen aufs Auge zu drücken und ihr die mangelnde Raison vortrefflich beizubringen. 20.

*) Sam. Brunner's „Reise nach Senegambien und den Inseln des grünen Vorgebirges" (Bern 1848), S. 75 und 76. Es ist dies Buch die neueste und sehr vorzügliche Quelle über die Niederlassungen am Senegal, an der Gambia, und die genannten Inseln.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 50. — 19. Februar 1841.

Johann Jakob Wagner's Kleine Schriften, herausgegeben von Philipp Ludwig Adam. Zwei Theile. Ulm, Stettin. 1839. Gr. 8. 3½ Thlr.

Vor 28 Jahren erschien vom Verf. der hier gesammelten kleinen Schriften eine „Mathematische Philosophie", welche darauf ausging, die Mathematik in Sprache zu verwandeln, oder vielmehr die Mathematik als ursprüngliche Reflexion, d. h. als Sprache, zu zeigen, welche Zahlen und mathematische Figuren als Symbole gewisser Begriffe aufstellte und demnach eine Hieroglyphenschrift bilden sollte. In der Mathematik, hieß es, werde die Ursprache des Geistes wieder hervorgehoben und die individuelle Sprache der Redeorgane zurückgedrängt, Mathematik sei allgemeine Sprache und Schrift; Zahlen seien Worten gleich, denn Sprache sei blos die klimatisch und national gewordene Arithmetik, und alle Worte seien gleich den Zahlen als Brüche zu achten, in welchen die erste Einheit untergegangen ist, aber als ihr gemeinschaftlicher Zähler wieder hervorgerufen werden kann; alle Sprache sei Bruchrechnung, die Functionen der Bruchrechnung seien Functionen der Sprache; das Reflectiren sei physisch ein Organisiren, ideell ein Construiren, das rechtwinklige Kreuz sei die Methode, Construiren heiße Kreuzigen u. s. w. Zufolge dieser Annahme ergab sich: Mathematik als Sprache fixirt die Reflexion in festen Punkten, ist also Lexikon oder Topik, durch die Wechselbestimmung innerhalb dieser Punkte, welche auch als Sprachwurzeln erscheinen, werden die Erkenntnisse der Dinge erschöpft. Topik aber und Heuristik sind für die mathematische Philosophie oder philosophische Mathematik Organon. Kabbala ist nicht etwas Nationales und Eigenthümliches, sondern etwas ganz Allgemeines, welches nur zufällig bei der hebräischen Sprache sich noch gerettet hat. Auch von dem Alphabet der ersten Ideen gab der Verf. Proben — wie Sehne mit dem Bogen die natürliche Hieroglyphe der Begattung oder vielmehr der Ehe, der Sinn des Vierecks Gleichgewicht und seine Metapher Sein, der Sinn des Dreiecks Proceß und seine Metapher Werden sei u. s. w. Dieses Alphabet sei für die objective Natur in ihrem Kristallnet von derselben Gültigkeit, wie für die subjective in ihren Gedanken.

Ein Rec. damaliger Zeit schloß seine Anzeige dieses Inhalts und anderes darauf Bezüglichen mit der Frage: „Verlangen unsere Leser noch mehr solche negri somnia?" Der Herausgeber vorliegender kleinen Schriften des Verf. spricht dagegen: in J. J. Wagner's „Organon der menschlichen Erkenntniß" (ein späteres Werk, 1830 erschienen) sei das Weltgesetz zur Darstellung gekommen, und das Höchste, was Menschengeist zu leisten vermag, nämlich das Schauen des Universellen, wirklich geleistet worden, demnach die Wissenschaft durch W. dahin gekommen, als Weltwissenschaft mit dem Weltsysteme alle übrigen Systeme als bloße Producte einseitiger Gesichtspunkte zu erkennen, auch nicht nur die Lösung jeder wissenschaftlichen Aufgabe möglich zu machen, sondern sogar noch die Poesie in die Gewalt des wissenschaftlichen Geistes zu geben, sodaß sie fürder nicht mehr eine Naturgabe sei, sondern jedes freien Geistes sittliches Eigenthum werde.

Zwischen diesen sehr abweichenden Urtheilen über Werke des Verf. wagt gegenwärtiger Ref. nicht zu entscheiden, zumal ihm das „Organon" — wahrscheinlich ähnlichen Inhalts mit der „Mathematischen Philosophie" — unbekannt geblieben, auch keine Spuren der Einwirkung desselben auf die neuern Richtungen der philosophischen Speculation sich wahrnehmen lassen. Ohnedem folgt aus beiden Urtheilen nichts Sicheres. Daß philosophische Lehren mit dem gesunden Menschenverstande in Widerspruch gerathen, ist kaum ungewöhnlich, ja von einigen ihrer Verkündiger ist sogar ein solcher Widerspruch als Zeichen echter Speculation betrachtet worden. Daher dann auch bei Anhängern solcher Lehren die Behauptung, es sei vollständige Lösung aller philosophischen Aufgaben durch ihre Philosophie zu Stande gebracht, was Andere wiederum verneinen und worüber die größere oder geringere Anzahl der Behauptenden und Verneinenden keinen Ausschlag geben kann. Wollten wir unserm Verf. selbst folgen, so müßten wir auf die Seite der Verneinenden treten, indem er sagt:

Ich will aufrichtig reden: es ist kein wahres System der Philosophie möglich, und man soll sich von keiner Verheißung mehr täuschen lassen (Th. 1, S. 375).

Abgesehen von solchen schwer auszugleichenden Gegensätzen, finden die Leser vorliegender kleinen Schriften viel Anregendes, Geistreiches und Treffendes. In dem Aufsatz über Ansichten der deutschen Poesie fragt der Verf.:

Was sind Classiker? Blumenblätter der Pflanze Nationalcultur. Diese aber ist einseitig; daher differiren die Classiker jedes Volks. Doch hält man sie für die lebendige Regel, und die Classiker der Griechen und Römer halten sogar für alle Völ-

ter gelten. Nun aber soll sich keine Blume um die andere kümmern; Autorität kann also in fremden Classikern für uns nicht sein, doch erregten sie uns und wir erzogen uns an ihnen. In den Tagen Friedrich's II. wollten uns sogar die Franzosen ihre Classiker aufdringen, aber wir wiesen sie zurück. Von Griechen und Römern erzogen, bildeten wir uns selbst Classiker und sind nun erwachsen.

Klopstock und Goethe werden als Repräsentanten antiker, Wieland und Goethe als Repräsentanten moderner Deutschheit aufgeführt. Wir hätten sonach Goethe als einen Doppelrepräsentanten, was man sich lieber gefallen läßt, als Wieland für einen Repräsentanten eigener Modernität anzunehmen, der doch zu französischer Art und Weise bedeutend hinüberneigt. Goethe's „Faust" gilt dem Verf. als Nationalpoesie, was historisch durch die Masse von Commentaren erhärtet werden könnte, welche dies Werk erfahren; aber statt des Lobes der Commentare lesen wir die Worte:

Faust hieß in der ersten Ausgabe Fragment. Er war es aber keineswegs, denn die Idee war vollständig ausgesprochen; und wie Faust sich dem Satan verschreibt, oder von ihm geholt wird, oder wie es Gretchen weiter ging, konnte höchstens den Leser von Spießens Romanen interessiren. War der Gegensatz von Magie und Zeitwissenschaft lebendig ausgesprochen, so war der ganze Faust vollendet, und der Dichter bewies durch die unglücklichen Zusätze seiner neuen Ausgabe, daß er sich selbst nicht mehr verstand, indem er seinem Faust die ihm völlig fremde Hiobsidee noch anhängte. Je trefflicher ein Dichter ist, destoweniger sollte es ihm verstattet sein, bei einer neuen Ausgabe etwas Bedeutendes zu ändern.

In der That, die Warnung ist nicht zu verachten, denn obwol der Faustdichter sein Erstes und Letztes als ein Ganzes darbietet und die Erklärer sich kreuzigen, dies zu finden und den Gesammtsinn zu enträthseln, haben eigentlich zwei Poeten verschiedener Richtung und verschiedenen Geschicks daran gearbeitet, die Jugend und das Alter, der lebendige Sturmdrang und die besonnene Reflexion, und das bringt Doppelhelden zuwege, einen Doppelfaust und einen Doppelmephistopheles.

Artig ist der Gedanke, einen Gradus ad Parnassum für deutsche Poeten zu schreiben, von welchem (S. 38 fg.) das erste Capitel mitgetheilt wird, dessen Anfang so lautet:

Daß man müsse zum Poeten geboren sein, ist eine falsche Meinung, welche schon durch das Beispiel so vieler Poeten in deutschen Unterhaltungsblättern widerlegt wird, als welche unmöglich alle geboren sein können. Ein deutscher Poet thut zuerst reimen, und dieses führt ihn von selbst auf das Leimen, und so kommt er zu Versen, er weiß nicht wie, zumal die deutsche Sprache jetzt so hoch cultivirt ist, daß sie dem Poeten die Reime reichlich von selbst darbietet. Für Gedanken braucht der Poet gar nicht zu sorgen, weil jedes Wort ist wie eine Marzipanfigur des Zuckerbäckers, die ihre Devise im Leibe hat.

Weiter wird bemerkt, ein Gedanke könne schlecht und recht ausgesprochen werden, z. B. „in der Heimat ist gut sein"; er könne auch gelehrt ausgesprochen werden, die heimatlichen Verhältnisse hätten sich in unsere Natur hineingelebt, und wir in sie. Da nun die heimatlichen Verhältnisse theils auf Natur und Liebe, theils auf bürgerliche Verhältnisse des Standes und Fortkommens hinauslaufen, so möge der Poet sie leiden und leben lassen in der Gegend um die Vaterstadt, bei Vater und Mutter, Brüdern und Schwestern, Onkeln und Tanten und Vorfällen, die sich zugetragen, nach dem Exempel von Matthisson's „Kinderjahren", woraus er aber Nichts stehlen solle. Der Verf. gibt von Behandlung des genannten Thema ein doppeltes Beispiel, eines klagend, wie Ovid in Pontus, das andere spottend, wie Meister Urian, der sagt, daß er auf seiner Reise überall solche Narren gefunden habe wie zu Hause, und deshalb wol hätte können zu Hause bleiben. Ein rechter Poet muß beides singen und sagen können. Im Aufsatze über die Poesie als wahrhaft freie Kunst wird der Gedanke dahin fortgeführt: jede Vorstellung habe ihre Idee, und diese werde gefunden, wenn der Gegenstand der Vorstellung in seiner universellen Bedeutung ergriffen ist. An der Klippe, nur den Begriff aufzufassen statt der hohen Idee, scheitern fast alle dramatische Versuche der neuern Zeit. Iffland in seinem „Spieler" und Ducange in den „Drei Tagen aus dem Leben eines Spielers" nehmen die Spielwuth nur in ihrem Begriff als blinde Leidenschaft und in ihren für Familienglück zerstörenden Folgen, keiner steigert sie zur Idee. Diese wäre, wie bei den alten Germanen, das Wagen, die Wagsucht, mit welcher jedes endliche Dasein bei seiner Geburt unter die schon geborene Endlichkeit eintritt. Man müßte ein Organon haben, welches lehrte, die Erkenntniß von der Vorstellung auf den Begriff und von diesem auf die Idee zu bringen und beide in das objective Gewand sinnlicher Anschauung zu kleiden, welches Bedürfniß Schiller fühlte und in seinem Briefwechsel mit Goethe einmal bestimmt aussprach.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte der arbeitenden und der bürgerlichen Classen. Von Adolf Granier von Cassagnac. Nach dem Französischen und mit einem Vorwort begleitet von H. H.

(Fortsetzung aus Nr. 49.)

Wie in so vielen Stücken, so zeigte sich auch hierin die Vorherrschaft der Vernunft bei unsern Urvätern. So überaus hoch sie ihre Freiheit achteten, so war es doch gemeines Recht bei ihnen, daß nur nach vier Ahnen gefragt wurde, d. h., daß sie Jeden für ebenbürtig ansahen, der von freigeborenen Ältern abstammte. Denn allerdings hegten auch sie die Meinung, daß, wer einmal Sklave geworden, dadurch eine Schmach erleide, eine Entwürdigung seiner Persönlichkeit, eine Capitisdiminution, welche er in seinem ganzen Leben nicht mehr verwinden könne, und welche durch Erziehung und Beispiel selbst noch auf seine nächste Nachkommenschaft sich fortpflanze. Es ist ganz natürlich, daß da, wo die Freiheit der Person das ganze Staatsbürgerthum in sich faßte, der Sklave hingegen rechtlos war, die Freiheit für ein um so höheres und makellos zu erhaltendes Gut angesehen wurde, je unmittelbarer sich der Edle und der Sklav einander gegenüberstanden, und je unbedeutender die Zahl der in der Mitte stehenden Freigelassenen und Halbbürger war. Bis die Völker sich mischten und ihre Rechte auf fremden Boden verpflanzten, war ja jeder Fremde, weil schutzlos, auch Sklav. Das aber erzeugt von Hause aus einen ganz verschiedenen Stand der Dinge, wie bei den Griechen unter den Achajern und Dorern, so in den römischen und deutschen Staaten, daß das Zahlenverhältniß zwischen den Herren und Sklaven ein sehr verschiedenes war. Die Deutschen, ein armes Volk, hatten nie eine Überzahl von Sklaven. Daraus folgt von selbst, daß sie noch weniger Freigelassene unter sich hatten. Die große Mehrheit bei ihnen war immer die Freigeborenen. Ebenso unrichtig es in Betreff Roms ist, wenn der Verf. die Patrizier

aus den Hochgeborenen und die Plebejer aus Freigelassenen und Sklaven entspringen läßt, noch weit unrichtiger ist es, wenn derselbe unter den germanischen Völkern den Bürger- und Bauerstand als die Nachkommen der Freigelassenen betrachtet. Die geringe Zahl der Freigelassenen und ihrer Nachkommen würde gegen die Überzahl der Freigeborenen nie haben so aufkommen können, daß daraus ein eigener bürgerlicher Stand hätte werden können, wenn nicht die Mehrzahl der Freigeborenen sich selbst jenen angeschlossen hätte, indem sie ihre bürgerlichen Vorzüge aufgab und im Rechte sich jenen gleichstellte. Die erste Ursache hiervon war das Aufhören der Gefolge, nachdem die Völker sich in den eroberten Ländern festgesetzt hatten. Wohin sollte diese Masse von nachgeborenen Söhnen der angesessenen Edeln? Zwar vergrößerte sich das Gefolge der Könige und die Leute desselben trugen Beneficien zum Lohne und zu Lehen davon. Allein dies konnte doch immer nur eine kleine Anzahl im Verhältnisse zu den übrigen sein, welche ihren Unterhalt auf andere Weise zu gewinnen suchen mußten. Eine andere noch wirksamere Ursache war die Bedrückung der Grafen und königlichen Beamten, ganz besonders im Heerbanndienste, überhaupt die Rechts- und Schutzlosigkeit der Schwächern und Ärmern in einer Zeit, wo der Königsbann alles öffentliche Ansehen fast in sich verschlungen hatte, gleichwol nach außenhin immer ohnmächtiger wurde, verwaltet und gehandhabt zu werden. Dies war die schreckliche Zeit, in welcher der größere Theil der Freien sich den Mächtigern zu ergeben und im Hörigkeitsverhältnisse von mancherlei Art zu treten nicht ausweichen konnte und damit die gemeine bürgerliche Freiheit zu Grabe getragen wurde. So hat sich, nachdem die Lehen und Staatsämter erblich geworden waren, ein ganz neuer hoher und niederer Adel gebildet, in welchem nur der allerkleinste Theil aus alten Semperfreien bestand, der größere Theil aus Leuten oder Dienstmannen, und ein nicht unbedeutender Theil aus Freigelassenen oder Ausländern.

Gerade das ist ein großer Fehler des Verf., daß er den heutigen Adel als eine Institution eines und desselben Wesens mit dem uralten Adel der germanischen Völkerstämme behandelt und gleichsam als eine Fortsetzung desselben; daß er ganz darüber hinweggeht, daß jene alten Geschlechter längst ausgestorben sind, bis auf einige wenige Überreste; und daß er übersieht, wie der neue Adel auf einer ganz andern Grundlage ruht wie der alte. Überall ist die Religion der Philosophie und der Rechtslehre vorangegangen; überall ist jene die erste Führerin der Völker gewesen; überall hat sie den Stiftern der Staaten oder Denen, welche durch ihre Wohlthaten die Menschen in einen neuen bessern Zustand versetzten, in kindlicher Vorstellungsweise göttliche Verehrung zuwege gebracht; überall hat diese Art der Verehrung die Heiligkeit alles Dessen nach sich gezogen, was dem Vergötterten angehörte, insonderheit die Heiligkeit des Geschlechts. Wie der Verf. ausführt, daß der Titel: divus nur denjenigen Geschlechtern in Rom beigelegt wurde, deren Abstammung von einem Gotte abgeleitet wurde, und daß unter pietas das Band des verwandtschaftlichen Verhältnisses zwischen Vater und Sohn zu verstehen sei, ebenso beruhte bei den Deutschen die Verehrung ihrer Othelinge (Athalinge, Adelinge) und ihre Aussonderung aus den die Nation ausmachenden Freilingen auf der religiösen Heiligkeit ihres Geschlechts, weswegen auch jede Vermischung mit demselben für eine Todsünde gehalten wurde. Obgleich nun in den meisten Gegenden Jahrhunderte zwischen dem Untergange der Adelingsgeschlechter und dem Emporkommen des neuen hohen Adels lagen, welchem die Auslöschung der Volksbürgerrechte und deren Vereinigung in der königlichen Macht, und wiederum die Plünderung dieser durch die hohen Staatsbeamten vorausgehen mußte, bis diese ihre Würden erblich und damit auch eigenthümlich an sich zu bringen vermochten; so war doch die Idee des Adels als eines bevorzugten und ausschließlichen Standes schon eine bekannte Sache im Lande und lebte mit allen ihren abgöttischen Zuthaten von selbst wieder auf, als diese hohen Würdenträger die Titel der ehemaligen Fürsten annahmen und erhielten, mithin ihren Ehrenplatz einnahmen. Als der niedere Adel später zu den Landesherren in ähnliche Verhältnisse trat wie die Reichsfürsten und Barone zum Kaiser und den Königen, wurde die ganze Adelsidee auch auf ihn angewendet. So hat ohne alle Geschlechtsfolge zwischen dem alten und neuen Adel doch allerdings das Wesen der Sache wieder Wurzel geschlagen und um so vielfältiger gewuchert, da die Herrscher einerseits und das Volk andererseits zu ohnmächtig geworden waren, ihn in seinen angemessenen Schranken zu halten, bis der Übermuth und die Anmaßungen des Adels und der mit ihm gemeinschaftliche Sache machenden Geistlichkeit die Herrscher endlich nöthigten, zu dem dritten Stande ihre Zuflucht zu nehmen und mit dessen Beistande sich jener zu erwehren.

Solchergestalt ist es dahin gekommen, daß der Verf. nun im Sinne und Geiste der Aristokratie alles Ernstes (S. 57 u. 67) spricht: „So erklärt es sich leicht, daß die Nachkommenschaft der ehemaligen Sklaven, von den Freien unterschieden durch sittliche Begriffe, durch körperliche Arbeit, eine elende Bekleidung und ungesunde Nahrung, sich untereinander fortpflanzend in Armuth und Erniedrigung zuletzt ausartete und sich verminderte.“ „Wenn diese ewige und durchgängige Verwerfung des Geschlechts der Freigelassenen die erhabensten und erlauchtesten Häupter mit dem Vorwurfe ihrer Geburt verfolgte, so urtheile man, ob sie den niedrigen, armen und herabgewürdigten Proletar verschont haben werde. Die edle Familie hielt ihn von ihrem Herde, die bürgerliche Gesellschaft von ihren Vorrechten entfernt. Abgesondert von den übrigen Menschen wurde er geboren, lebte und starb er; und wie man von gewissen Strömen erzählt, die zwei zusammen in einem Bette fließen, ohne ihre Gewässer zu vermischen, so das Proletariat und der Adel, die Freigelassenen und die Geschlechter; sie wandelten nebeneinander her, berührten sich, stießen nahe zusammen, ohne jemals sich zu vereinigen und ineinander überzugehen.“

Leider ist diese Schilderung nur zu sehr aus dem Leben gegriffen. Leider ist es wahr, daß zwischen der Aristokratie und Demokratie niemals ein wahrer Friede, sondern nur Waffenstillstände in dem fortdauernden Kriege auf Tod und Leben bestanden haben; leider ist es wahr, daß eine aufrichtige Versöhnung und eine die innere friedliche Ausbildung des Staatslebens sichernde Ruhe niemals zu Stande kommen kann, so lange diese Zwietracht und diese innerste Verfassung fortdauert. Der Verf. selbst aber verräth wider seinen Willen die Ursachen dieser Staatskrankheit, indem er das Zusammenhalten der Geschlechter und die Ausschließung aller Andern, und als Grund hiervon jene Vorzüglichkeit des Blutes benennt, welche ein Überbleibsel heidnischer Abgötterei sich in der Vorstellungsweise noch erhalten hat, wie so manches andere Vorurtheil. Er selbst also zeigt den Regierungen das einzig mögliche Mittel an, dieses immer gefährlicher werdende politische Fieber zu beschwichtigen, nicht durch eine gewaltsame Vernichtung eines Theiles des Staatskörpers, nicht durch die Aufhebung des Adels, weder durch eine gewaltsame, noch durch eine künstliche, wie Aussterben, Erschöpfung, Entwürdigung, sondern dadurch, daß ihm seine wahre und richtige Stellung angewiesen, derselbe von allen schädlichen Auswüchsen und Vorurtheilen gesäubert und insonderheit der Aberglaube einer Bevorzugung durch das Blut und einer darauf gegründeten Absonderung vertilgt wird.

Der Verf. thut dem öffentlichen Wohle noch einen größern Dienst, indem er nicht blos jenes verrathen hat, sondern zugleich auch die Mittel, worauf die Fortdauer dieser so lange erhaltenen Ausschließung gebaut wird, und den Zweck, für welchen dieselbe beabsichtigt wird. Diese ganze Stelle lautet so: „Ehe wir uns an die Begriffe und den Verstand der arbeitenden Classen wenden, hat es uns folgerecht geschienen, uns an ihre Vorurtheile und Leidenschaften zu wenden. Das schlimmste Übel in der That, das seit 40 Jahren die Arbeiter plagt, ist ihr Widerwille, daß sie nur Arbeiter sein sollen, und eine Art von Überzeugung, welche schlechte Geschichtschreiber, schlechte Pu-

öffiziere, schlechte revolutionnaire Meinung ihnen eingeflößt haben, als sei der Stand des Lohnarbeiters ein herabwürdigendes und ungesetzmäßiges Verhältniß, welches die Gewaltthätigkeit und Habsucht der Großen dem Volke im Laufe der Zeit aufgezwungen, und welches um jeden Preis zu zerbrechen das Bewußtsein der Menschenrechte fodere; weit gefehlt, daß es irgend ein Sittengebot geben könne, sich ihm zu unterziehen, irgend einen Vortheil, es zu regeln. Das Beispiel der constituirenden Versammlung, welche die Livreen, das Beispiel des Conventts, welcher das Dienstverhältniß abschaffte, und alle jene Erinnerungen allgemeiner Verbrüderung, welche zum ersten Male mit dem Namen der Bürger ohne Unterschied den Reichen wie den Armen, den Herzog wie den Lakei begrüßte und am Ende doch die Ungleichheit der Sache nur unter der Gleichheit des Worts verdeckte, haben in den arbeitenden Classen jene Bewegung, jene fieberhafte Unruhe zurückgelassen, welche getäuschte Hoffnungen und ein betrogener Ehrgeiz in ihrem Gefolge haben, und worin das Gelüste nach Dem, was man nicht ist, zusammentrifft mit dem Ekel an Dem, was man ist. Wir möchten also, wenn es möglich ist, den arbeitenden Classen begreiflich machen, daß sie an Niemanden die Gesellschaft zu rächen haben; daß es sich weder darum für sie handelt, Ketten zu sprengen, noch Sklaverei abzuschütteln, noch Tyrannen zu züchtigen; daß ihre Dienstbarkeit und Unterdrückung nur in Melodramen, komischen Opern und Trinkliedern sich gefunden; daß die Geschichte zeigt, daß die arbeitenden Classen sich, wie alle andere, von selbst und allmälig gebildet haben; daß sie durch alle Zeitalter hindurch, wie alle übrige gesellschaftliche Erscheinungen, ihren Glücksstern und ihren Unstern, ihre guten und ihre schlimmen Jahre gehabt; daß aber ihre Lage, wie die Lage Aller, von Jahrhundert zu Jahrhundert zum Bessern fortgegangen ist; daß sie im Mittelalter unvergleichlich glücklicher waren als im Alterthum, und heutzutage unvergleichlich glücklicher sind als im Mittelalter; endlich daß, wie schon gesagt, der Stand des Arbeiters ein regelmäßiger, natürlich, sittlich und rechtlich begründeter ist, ein Stand, der von selbst, unabhängig, ohne allen Zwang und Gewaltthätigkeit entsprungen ist, der sich durch die Geschichte nach ihm eigenthümlichen Gesetzen, denen nichts Hartes, Grausames, Tyrannisches anhaftet, entwickelt hat, ein Stand, der durch seinen Ursprung und seine Dauer, das Zeugniß der Gegenwart und die Andeutungen der Zukunft sich als einen wesentlichen Bestandtheil des allgemeinen Systems der menschlichen Gesellschaften ausweist, als eine harmonische Note in dem großen Concerte der Bedürfnisse, der Schmerzen, der Freuden und der Geschicke Aller."

(Der Beschluß folgt.)

Briefe und Bilder aus dem Großherzogthum Baden und dem Elsaß von Karl Jäger. Zwei Bände. Leipzig, Fritzsche. 1841. Gr. 12. 3 Thlr.

Wahrheit und Dichtung, Geschichte und Roman, Thatsächliches und Räsonnement, Alles mehr oder weniger untereinander vermischt; aber man kann immerhin darauf schreiben: Recipe! und man wird sich Unterhaltung, nebenbei wol auch Belehrung daraus erholen, sollte auch bisweilen der Gebrauch des Mittels unangenehme Wirkungen in Kopf, Herz und Magen zurücklassen. Unsere Zeit ist nun einmal so, daß sie viel erträgt und viel verträgt, und daß sie viel zu ertragen und zu vertragen gibt; und unsere Literatur, namentlich die sogenannte belletristische mit ihren kritisch-didaktischen Tendenzen, kann nicht hinter der Zeit zurückbleiben wollen, wie sie es denn auch wirklich und von Herzen gern — nicht will. Vielmehr saugt sie nur gar zu gern Gift statt Honig und bietet es dann nun auch ungescheut dar, weil es leider! an Solchen gar nicht fehlt, die sich an dem Gifte des Tadels, der Satire und Verleumdung über Andere nur gar zu sehr ergötzen. Man muß diese Bemerkung auch über die vorliegenden „Briefe und Bilder" machen, insofern auch hier die verletzende Wahrheit oft nur zu rücksichtslos über Personen, denen der Verf. Rücksichten schuldig war, gesagt wird. Und man muß eben dies, wo es nun öffentlich geschieht, auch öffentlich rügen, zur Ehre des deutschen Charakters und der in ihm liegenden Ehrlichkeit und Biederkeit, die wir uns — da sei Gott für! — doch ja nicht durch die Frivolität frecher Gemüthlosigkeit rauben lassen wollen, mit der man den Deutschen so gern von gewissen Seiten her im Großen und Kleinen alles echt Deutsche mit der Wurzel zu entreißen bemüht ist. Doch dies Alles, wie sehr es auch hier mehr oder weniger seine Anwendung leidet, bei dieser Gelegenheit auch nur gelegentlich, aber ein für alle Mal! Im Übrigen ist, wie schon bemerkt, Manches aus den „Briefen und Bildern" über Baden und Elsaß zu lernen, sowol was deren öffentliche Verhältnisse und Zustände anlangt, als in andern mehr dem Privatleben zugewandten Beziehungen, und auch manche literarisch-ästhetische Aufschlüsse (z. B. in Betreff des Schiller'schen Gedichts „Der Gang nach dem Eisenhammer") werden hier dem Leser geboten. In novellistischer Hinsicht, denn auch Novellen finden sich hier, möchten wie die Erzählungen: „Le grognard", aus der Napoleonischen Zeit, und „Die Bettlerin von Algier" besonders auszeichnen. Der Verf. hat ein gutes Darstellungstalent, das in der Schule des bewegten Lebens, in welcher er gewesen, gehörige Ausbildung, gesunde Nahrung und reichen Stoff hat finden können. 17.

Notizen.

Neuester römischer Index.

Die mit der Abfassung des Index der verbotenen Bücher beauftragte Congregation zu Rom hat neuerdings in denselben aufgenommen: eine Übersetzung des Neuen Testaments in das Piemontesische; „Die italienische Schweiz"; einen „Brief von Beltrami an einen Freund"; Zaccheroni's Einleitung, Anmerkungen u. s. w. zu Dante; den „Versuch über Kosmogonie und Kosmologie" von Nic. Calcaterra; das „Gemälde der streitenden Kirche", ein nachgelassens Werk des Felix Amat, Erzbischofs von Palmyra; „Gedanken eines Lombarden über den Geist der Gesellschaft"; George Sand's „Lelia"; „Italien oder Entdeckungen der Italiener in Künsten und Wissenschaften".

Gedächtnißfeier französischer Dichter.

Während am 16. Jan. wie gewöhnlich auf dem Théâtre français Molière's Geburtstag durch Aufführung zweier seiner Komödien, worunter „Le malade imaginaire", gefeiert wurde und die königlichen Theater in Begriff waren, sämmtlich eine außerordentliche Vorstellung zu Gunsten der Sammlung für das Denkmal dieses Dichters zu veranstalten, fand zur Feier des Geburtstags Racine's an seinem Geburtsorte La Ferté-Milon, im Departement Aisne, die Stiftung einer Société Racinienne statt, welche ihre jährlichen Versammlungen am Johannisfeste, dem Namenstage des Dichters, halten soll.

Vauban's schriftlicher Nachlaß.

Der Ausschuß für schriftliche Denkmäler der französischen Geschichte hat von Miguet einen Bericht über die ungedruckten Handschriften des Marschalls Vauban über Gegenstände der politischen Ökonomie, die man neuerdings unter den Familienschriften des Hrn. Hue de Coligny entdeckt hat, erhalten, von welchen eine über Truppenwerbung einen neuen Beitrag zu dem Ruhm des großen Kriegers liefern soll, sodaß der Minister Villemain die Absicht der Regierung, sie herauszugeben, verkündigt hat. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 51. — 20. Februar 1841.

Johann Jakob Wagner's kleine Schriften, herausgegeben von Philipp Ludwig Adam. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 50.)

Der ausführlichste Aufsatz im ersten Theile enthält Ideen über Musik, welche schon seiner Zeit in der „Allgemeinen musikalischen Zeitung" abgedruckt waren. Empfängliche Leser können ihre Einsichten dadurch erweitern und berichtigen; denn der Verf. ist ein sogenannter Kenner der Kunst, d. h. sie sagt ihm etwas, und er hört es gern; was sich beiweitem nicht von allen Philosophen und Dichtern behaupten läßt. Treffend ist der Ausspruch:

Alle hörbare Musik ist gerade nur so viel werth, als unhörbare in ihr enthalten ist, das ist ebenso gewiß, als daß die unsichtbare Kirche vor allen sichtbaren die wahre ist.

Ref. erklärt sich hieraus die großen Wirkungen, welche die Griechen von ihrer Musik rühmten und welche man in neuern Weltverhältnissen vergebens aufsucht. Wir haben nämlich ungleich mehr hörbare Musik als die Alten, und was diese darin leisten konnten, muß uns ärmlich erscheinen; aber unhörbare Musik hatten die Alten mehr, und weil sie dieses in die hörbaren Laute und Klänge hineinsangen, erhöhte sich die Gewalt der hörbaren. Über das Verhältniß der Vocal- und Instrumentalmusik äußert der Verf., es seien für die Erforschung der Tonverhältnisse Instrumente nothwendig, welche diese Verhältnisse kalt und seelenlos dem Ohre vorhalten, und es könnte der Gesang ohne diese Tonlehrer niemals Musik und als Musik sich selbst bewußt werden. Dazu genügen freilich musikarme und wenige Instrumente, wie bei den Griechen die Lyra, bei uns Neuern das Clavier, aber das letztere ist ein besserer Professor, und wir sind daher musikgelehrter. Für die Composition bestimmt der Verf. mit Recht die Gemüthseite des Lebens als das eigentliche Gebiet der Musik, und damit sind sämmtliche Gefühle nach ihren Arten und Graden bezeichnet, aber der ohne Gefühl vorübergehende Gedanke und der zur Erkenntniß führende Begriff ausgeschlossen. Daraus entsteht ein von den Componisten zu oft vergessenes Gesetz, daß Alles in der Poesie, was nur Reflexion ist, nicht componirt werden kann und soll, weswegen Göthe's „Claudine von Villa Bella", die doch ein Singspiel heißt, fast jeder Composition Trotz bietet. Viel schlechtere Dichter haben bessere Singspiele gefertigt und haben glücklichere Compositionen gefunden.

Über das Wesen der Philosophie verbreitet sich ein Programm von 1804 und nennt als Problem der Wissenschaft das Wesen der Dinge, wie es sich in der Erkenntniß abspiegelt, welches von Denen am meisten der Lösung nahe gebracht scheint, welche die Erkenntniß mit der Objectivität als wesentlich Eins setzen. Inzwischen wenn das Absolute in den Gegensatz hineingezogen wird, ist seine Absolutheit vernichtet; wird aber der Gegensatz aufgehoben, indem das eine Glied desselben in der Absolutheit des andern untergeht, so ist das Reale nichts, wenn das Ideale absolut ist, und umgekehrt. Im mathematischen Ausdruck der Ideen ist auch die organische Form des Universums oder das Weltgesetz gegeben, und es gibt außer solchem Weltgesetze keine andere Wissenschaft als eine solche, welche die Darstellung jenes Weltgesetzes in diesem oder jenem Gebiet des Besondern nachweist. Diese Mathematik ist die einzige allgemeine Wissenschaft oder Philosophie. Sie ist bis dahin nicht volksthümlich, soll es aber werden. In der scholastischen Form war sie Jahrhunderte lang nur Mittel gewesen, das der abendländischen Christenheit neue Christenthum aus dem Gemüthe in den Verstand zu übersetzen. Für das Bedürfniß der gegenwärtigen Cultur hat der Verf. sein „Organon der menschlichen Erkenntniß" geschrieben. Doch verlangt er zur Erreichung seines Zweckes eine Veränderung des Gymnasialunterrichts, indem das römische und griechische Sprachstudium für allgemeine Bildung des Bürgers unserer Zeit einen sehr untergeordneten Werth habe, und Vielwisserei auf den Gymnasien einzuführen absolut nothwendig sei. In dem „Organon" ist die Formel des Erkennens und Seins, oder der reine Ausdruck des Weltgesetzes in einer Formel aufgestellt, aus welcher sich sogar die Mathematik selbst ableiten läßt. Der Verf. gewann dadurch nach seiner Überzeugung die Form des Systems und der Demonstration für alle Erkenntniß, die Übereinstimmung der also organisirten Erkenntniß mit dem Wesen der Dinge oder die Wahrheit durch die Identität dieser Construction für alle möglichen wissenschaftlichen Aufgaben die Einheit und Ergänzung aller sogenannten verschiedenen Wissenschaften zu Einer Weltansicht, die Versöhnung der Schule mit dem Leben. Im zuerst genannten Gewinn liegt nun auch die Forderung für das System des Unterrichts, nämlich eine Dichterschule, als praktisches Collegium für die Vorträge der Philosophie, wobei der Vortrag über das

„Organon" selbst das theoretische Collegium ausmacht. Die Poesie kann nämlich als Product desselben Menschengeistes, der die Philosophie hervorgebracht, nicht in den Ideen oder Weltformen selbst, sondern nur in ihrer Darstellung von der Philosophie differiren, indem die Poesie jede Idee durch das Glas der Vorstellung hindurchsehen läßt, dagegen der Philosoph dieses Glas zerschlagend die Idee in ihrem unsichtbaren geistigen Wesen aufsucht. Durch factische und praktische Exempel und einleuchtende Theorie wird der Verf. dies künftig in einer Dichterschule zeigen.

Der zweite Theil vorliegender Sammlung beginnt mit einem Aufsatz: „Wissenschaft und Kunst in welthistorischer Ansicht", dessen Anfang lautet:

Daß die Philosophie, seitdem sie Speculation ist, d. h. seitdem sie das innere Leben des Geistes, losgerissen vom äußern Anschauen, zur selbständigen Allgemeinheit zu bilden und dadurch das existirende Universum zu umfassen versucht, der Wahrheit sowol als der Schönheit ermangele und eine bleibende Gestalt auf diesem Wege nimmer erreiche,

sei ein Resultat der Schriften des Verf. Die Wissenschaft habe jetzt folgende Probleme zu lösen: 1) die Functionen an sich mit organischer Vollständigkeit darzustellen, Methodik oder Organon; 2) die Functionen der Intelligenz als Völker und Zeiten zu entwickeln — Weltgeschichte; 3) die Functionen der Natur als Gestalten zu zeigen, Naturgeschichte; 4) das Leben der Welt als welt- und naturhistorisch zugleich, oder die Functionen des allseitigen Lebens des Weltgeistes darzustellen. Dies sind die vier Theile des vom Verf. aufgestellten Systemes, dessen Construction sich überhaupt in der Vierzahl entwickelt. Nach S. 396 ist Krause in seinem „Entwurf des Systems der Philosophie" (1804) dem Verf. am nächsten gekommen. Mehre Recensionen von Schriften aus dem Anfange unsers Jahrhunderts versetzen uns in die Verhältnisse und Bestrebungen damaliger Zeit und können zur Vergleichung mit der Gegenwart manchen belehrenden Anlaß darbieten. 28.

Geschichte der arbeitenden und der bürgerlichen Classen. Von Adolf Granier von Cassagnac. Nach dem Französischen und mit einem Vorwort begleitet von H. H.

(Beschluß aus Nr. 50.)

Freilich kann kein Adel ohne arbeitende Menschenclassen bestehen. Sieht man indessen von den schönen Redensarten ab, welche deren Erhaltung betreffen, so will alles übrige doch nichts Anderes sagen, als: Ihr Menschen aus diesen Classen habt sehr unrecht gehabt, mit eurem bürgerlichen Zustande unzufrieden gewesen zu sein, oder der Wiederherstellung des ancien régime euch zu widersetzen. Die Idee von Menschenrechten und von der persönlichen Würde des Menschen ist, weil sie nur auf Begriffen beruht, ein hohles Wort, das in die Staatsverwaltung keinen Eingang finden darf, welche selbst immer nur das Ergebniß der Zeitbegebenheiten ist und in welcher also der Besitz von Gerechtsamen durch Rechtsgrundsätze durchaus nicht gestört oder beeinträchtigt werden darf. Bleibt ruhig bei eurer Arbeit, zu der ihr von Natur bestimmt seid, murrt nicht über die Lasten, welche die Zeit auf eure Schultern gelegt hat, seid mit Dem zufrieden, was euch übrig gelassen worden ist, trachtet nicht nach einem Staatsbürgerthume, von welchem ihr ausgeschlossen worden seid, und ehret die Gerechtsame der Familien, welche zu bürgerlichem Ansehen von der Vorsehung durch ihre Geburt berufen sind! In Frankreich würde die Antwort auf diese Provocation sehr leicht sein. Sie würde lauten: Die Revolution und die Charte sind ebenfalls Zeitereignisse; der durch sie eingeführte Rechtsstand ist eben darum, weil sich jeder Theil im Besitze befindet, ein wohlbegründeter; jede Unzufriedenheit damit ist eine Auflehnung gegen die Vorsehung und jeder, auch noch so entfernte Angriff darauf eine Empörung gegen das waltende Recht und Gesetz. Denn wie viele Zeit und welche Anstrengungen es bedürfe, daß eine Erscheinung zu Stande komme, darnach kann gar nicht mehr die Frage sein, wenn die Thatsachen selbst den Rechtstitel abgeben und aus dem Besitze das Recht zum Besitze wie das Recht des Besitzes erwächst. Dann ist das Gewordene allein das Rechte und das Untergegangene hat nothwendig Unrecht; die Gewalt allein entscheidet und gibt das Gesetz der Rechtsgeltung; wer in der einen Hand das Schwert führt, trägt in der andern den Reichsapfel. Da ist also alles Zurückgehen in die Geschichte und alle Berufung auf historisches Recht leeres Strohdreschen. Das Recht fällt mit den Thatsachen zusammen; nur der Erfolg allein entscheidet, was zu jeder Zeit Recht ist, und es ist an und für sich Unrecht, sich dagegen auf ein älteres Recht zu berufen, das sich nicht zu erhalten vermocht hat.

Will man dieses nicht, behauptet man, daß in der Gegenwart auch ein Unrecht zur Wirklichkeit habe kommen können, so muß man eine Rechtsregel anerkennen, welche über den Thatsachen steht und an welcher diese zu prüfen sind. Dann muß man auch anerkennen, daß keine Zeit dieser Prüfung im Wege steht, daß es ebenso erlaubt ist, zu untersuchen, ob die Vergangenheit sich im Rechte erzeugte, als dies mit der Gegenwart geschehen darf, und daß das Unrecht nie zum Rechte werden konnte, wie lange es auch dafür angesehen worden sein und gegolten haben möge; dann hat zwar Jedermann die Vermuthung der Rechtlichkeit und jeder Besitz die Voraussetzung der Rechtmäßigkeit für sich, aber sobald der Gegenbeweis geführt ist, darf die bestehende Gewalt keinen Anstand nehmen, das Rechte in sein Recht einzusetzen und die Ungerechtigkeit zu unterdrücken, weil die Gewalt selbst nur eine rechtmäßige sein kann, welche unumwunden anerkennt, daß es ihr Beruf sei, der Schutz und Schirm alles Rechten zu sein. Alsdann nur haben historische Untersuchungen über die Rechtmäßigkeit der Gestaltungen in der Zeit ein Verdienst und einen Werth, vorausgesetzt, daß sie selbst treu und redlich sind.

Aber aus Einzelnheiten allgemeine Folgerungen ziehen, nur einseitig solche Thatsachen anführen, welche dem schon im voraus festgestellten Endzwecke entsprechen, und die übrigen entgegengesetzten verschweigen, auf solche Weise eine Geschichte zusammensetzen, welche nur halb wahr und eben deswegen im Ganzen unwahr ist, das heißt die Geschichte verfälschen, misbrauchen und die Sachen verwirren, um im Trüben vielleicht Fische zu fangen, vielleicht mächtige Fische, denen der Köder schmeckt, welche indessen im klaren Wasser nicht anbeißen würden. Dies Kunststück ist jetzt zu sehr im Schwange, und der Verf. treibt dasselbe mit zu scheinbarer Geschicklichkeit, als daß es nicht Pflicht wäre, es aufzudecken.

Zu diesen Kunststücken gehört denn auch die Verächtlichmachung des Bürgerstandes durch die ihm beigelegten Benennungen und Gliederungen. Gegen die Bezeichnung der arbeitenden Classen haben wir nichts einzuwenden, zumal der Verf. auch die Gelehrten und Künstler darunter begreift, obgleich er Geschichte und Politik nur den Adeligen vorbehält, weil nur diese allein selbst eigentlich im öffentlichen Leben leben und darüber aus Erfahrung mitsprechen können. Denn daß es im Bürgerstande auch Rentiers gibt, ändert dessen eigentliche Bestimmung nicht, welche allerdings die Arbeit und die Verbesserung des Zustandes mittels derselben ist. Ebenso wenig verwerfen wir es, daß derselbe (S. 135) von dem bürgerlichen Eigenthume und der bürgerlichen Familie das Hauptkennzeichen in der Beweglichkeit angibt, wie umgekehrt die Unveränderlichkeit als den Charakter des adeligen Vermögens und des Adelsgeschlechts. Denn, wenn schon er selbst berichten muß, daß von

den ältesten Zeiten her selbst das adelige Grundeigenthum (Allodium) veräußerlich gewesen ist und die Substitutionen eine spätere Veranstaltung zur Erhaltung des Adels sind, so ist es doch ganz richtig, daß diese letztern dem Adel so durchaus unentbehrlich sind, daß er ohne dieselben von selbst zu Grunde zu gehen nicht verhüten kann. Dahingegen gehört es zu den zu rügenden Kunststücken, daß der Verf. den ganzen Bürgerstand in solche Leute eintheilt, welche arbeiten und durch die Arbeit sich erhalten, und in solche, welche nicht arbeiten wollen, daß er also eine ganze Classe von Personen ihm zutheilt, welche seinem Berufe und seinem eigenthümlichen Wesen fremd sind; ferner, daß er die arbeitende Classe mit dem verächtlichen Namen der Proletaire belegt; endlich, daß er die Nichtarbeitenden in Bettler, Huren und Diebe eintheilt, also einerseits alle Vermögende, die von ihren Einkünften leben, wegläßt, andererseits jenen Auswurf der Menschheit dem Bürgerstande allein einschwärzt. So lange der Adel begütert ist, hat er freilich keine Bettler aufzuweisen; aber längst schon sind hungrige Hidalgos, dienende Schlachtschützen und französische Glücksritter Gegenstände des komischen Dramas gewesen, und in Deutschland sind in neuerer Zeit ansprechende Edelleute ein trauriger Ernst geworden. Wenn der Verf. sonst das Register Derer hätte durchgehen wollen, welche am Hofe von Frankreich und an andern Höfen ihren Leib verkauft haben, würden ihm vornehme Schönheiten in Menge begegnet sein. Die dänischen und normännischen Seeräuber, die Wegelagerer in Deutschland und Frankreich und mehre berühmt gewordene Räuber von Adel würden ihm das dritte Capitel haben füllen können. Mäßigkeit, Zucht und Redlichkeit sind an keinen Stand gebunden; doch ersetzen sie vorzugsweise den Hütten so manche Entbehrung, welche den Palästen fremd ist.

Wenn der Verf. (S. 7) sagt: „Wir bekümmern uns nicht um den Sinn, den das Wort: Proletar seiner lateinischen Abstammung entlehnt. Die Leute, die keine Grundeigenthümer sind, es nie gewesen, denen man nicht versprechen darf, daß sie es einst sein werden, diese im Dunkel der Armuth lebenden Leute ohne ein vom Vater auf Sohn sich anhäufendes Vermögen, für die alle häusliche Überlieferungen sich darauf beschränken, daß sie ihr tägliches Brot zu verdienen genöthigt sind: diese Leute sind die Proletarier." Eine schöne Begriffsbestimmung! Wäre der Verf. doch bei dem römischen Wortsinne stehen geblieben! da würde ihm wenigstens beigekommen sein, daß die Proletarier nur eine Classe der römischen Plebejer ausmachten und daß alle Plebejer echte römische Staatsbürger, keine Freigelassenen waren.

So unrichtig es nun ist, daß die Freigelassenen und deren Abkömmlinge die Stifter der arbeitenden Classen sind, ebenso unrichtig ist es, diese mit den Hörigen zu verwechseln, oder von denselben im Allgemeinen auszusagen, daß die Noth sie genöthigt habe, ihre Arbeit zu verdingen. Schon der Begriff des Peculiums führte darauf, daß Sklaverei und Armuth nicht gleichbedeutend gewesen ist; und die Freigelassenen waren in der Regel wol Leute, die Etwas einzubrocken hatten. Erst als vermöge der Ausbreitung des Christenthums die Freilassungen massenweis erfolgten, mußte daraus unausbleiblich eine Vermehrung der Dürftigen und Bettler erwachsen, deren es jedoch auch schon vorher gegeben hatte.

Da die Entstehung der Municipien viel älter ist als diese Epoche, so kann es schon darum nicht richtig sein, dieselbe den Freigelassenen, noch weniger bloßen Proletariern beizumessen. In Rom selbst erhielten ja die Plebejer ebenso gut Grundeigenthum als die Patrizier. Auch von den Stadcommunen spätern Ursprunges sind zumal in Frankreich, wo Römer und Burgunder freie Leute geblieben waren, obschon geringer geschätzt nach dem Wehrgelde als die Franken, Freigelassene sicher die geringste Zahl der ersten Einwohner. An und für sich hat überhaupt das Stadtrecht weder mit der persönlichen Freiheit der Bürgerschaft, noch mit der Gerichtsbarkeit zu schaffen. Alle Mediat- und die meisten Landstädte hatten keine Gerichtsbarkeit und hörige Einwohner; erst nach und nach brachten sie jene an sich und wurden von ihrer Verpflichtungen entbunden. Das Wesen der Gemeinde besteht in der Eigenschaft der moralischen Persönlichkeit, in der Bildung einer Körperschaft mit eigener Verwaltung ihrer innern Angelegenheiten und dem öffentlichen Rechte der Persönlichkeit in ihren äußern Verhältnissen. Dazu bedurfte sie eines öffentlichen Siegels zur Beglaubigung der in solcher Eigenschaft abgefaßten Schriften. Dies besagt die Verleihung des Siegels, keineswegs die eigene Gerichtsbarkeit (S. 82).

Sehr recht urtheilt der Verf., daß in der Städteverfassung es einen großen Unterschied habe machen müssen, ob sie als römische Municipien fortbestanden haben, oder spätern Ursprunges sind, und im letztern Falle wieder, ob sie ihre ursprüngliche, nach Zeit und Umständen gestaltete Verfassung beibehalten oder früher oder später die Verfassung einer andern Stadt angenommen haben. Sehr richtig urtheilt er, daß auch die Ausbildung der Städteverfassung einer fortschreitenden Umbildung unterliege; daß, sowie überhaupt der Culturzustand, so auch der öffentliche Zustand der Städte, durch die einbrechende Völkerwanderung für mehre Jahrhunderte unterbrochen, aufgehalten und in eine ganz andere Richtung gebracht worden sei (S. 300), zumal die Wuth der Barbaren vorzüglich auf die Städte gerichtet war; endlich, daß durch die seit dem Mittelalter gemachten Fortschritte der dritte Stand zu einer Ehre und einem Ansehen gelangt ist, wie sie von ihm früher nie besessen wurden. Keineswegs aber ist hiermit gesagt, daß dies etwa schon des Guten zuviel, oder die Sache hiermit abgemacht sei. Die Richtung einer Bewegung verändert sich nicht, wenn nicht eine äußere Macht darauf einwirkt; außerdem verfolgt sie unablässig ihren Lauf. Auch ist die Verbesserung und Vollendung der Gemeindeverfassung noch nicht das endliche Ziel des politischen Lebens der Völker, sondern jene selbst ist nur eins von den einflußreichen und wirksamen Mitteln zur Ausbildung des Organismus der Staaten, welche nur dann erst gedeihen und ihrer Bestimmung genügen können, wenn sie nicht mehr ein durch eine federnde Gewalt in Bewegung erhaltener Mechanismus, sondern eine vermöge organischer Bildung und Thätigkeit in jedem einzelnen Theile belebte und zusammenwirkende Gesammtheit geworden sein werden. Wie in dem menschlichen Körper aus gleichartigen Elementen Gruppen, aus Gruppen Gebilde und Werkzeuge, und aus den Gebilden Systeme werden, von denen jedes sein eigenes Leben durch Thätigkeit und Empfänglichkeit für das Ganze erhält, indem es dessen Leben zu ernähren mitwirkt und wiederum aus ihm ernährt wird, so müssen auch im Staate alle Unterthanen durch die Familie, durch Körperschaften, Gemeinden und Stände den Staatskörper bilden, in denen jeder Einzelne seine Individualität bewahrt und die Verschiedenartigkeit jeder dieser Zusammensetzungen sich ausbildet, aber keine derselben die andere hemmen, belästigen und berauben darf, sondern alle für sich nur so viel schaffen und wirken, daß ununterbrochen dadurch das Wohlsein Aller erhalten und gesichert wird. Stände müssen bestehen; auch ist an sich nichts gegen einen Adel zu sagen, welcher in Wahrheit den ersten Mitstand vorstellt und sich nicht von den übrigen Ständen trennt, sondern vielmehr für sie lebt. Vergleicht man die Regierung mit dem Gehirne und ihre Beamten mit den Nerven, den Adel mit dem Herzen und dem Blutsysteme, den dritten Stand aber mit dem Unterleibe und Gefäßsysteme, den Gelehrtenstand endlich mit den Sinneswerkzeugen, so wird man leicht abnehmen, daß das Blut nicht zu Kopfe steigen, noch den Milchadern mehr Nahrungsstoff aussaugen dürfe, als diese vermöge ihrer eigenen Betriebsamkeit ihm zuführen und an ihn absetzen. So wird der ganze Leib gesund bleiben, so lange jeder Theil seinen Obliegenheiten treu nachkommt und sich nicht auf Unkosten anderer auszubreiten trachtet. Der Bürger aber ist im vollkommensten Rechte, wenn er begehrt, nicht blos Bürger seines Orts, sondern mittelbar auch Staatsbürger zu sein. W.

Dr. Lardner.

Nichts kann deutlicher für die Popularität eines Schriftstellers sprechen als die jährliche Wiederholung von neuen Ausgaben eines seiner Werke durch eine ununterbrochene Reihe von Jahren hindurch, wie sie vor Kurzem Dr. Dionysius Lardner's „The steam-engine" zum siebenten Male erlebt hat; noch dazu, wenn das Werk, wie das erwähnte, der Natur der Sache nach nicht einmal zur bloßen Unterhaltungsliteratur gehört. Es hat mit dieser Popularität Lardner's gleiches Bewandniß wie mit jeder andern, und doch auf der andern Seite seine eigenthümliche. Hätte er 20 Jahr früher oder später gelebt, so wäre es fraglich, ob er zu gleicher Auszeichnung sich emporgerungen hätte. Er ward von dem Strome der Popularität emporgetragen, weil seine Zeit gerade in die Periode fiel, zu der die Abhandlungen zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, die Volksbibliotheken, die Popularlehranstalten, die Vorlesungen jeder Art für das große Publicum in England in Schwung kamen, und Lardner ist ebenso entschiedener, wie verdientermaßen einer der vollthümlichsten Schriftsteller dieser Zeit geworden. So widersprechend es auch vielleicht scheinen mag, so kann man doch mit ziemlicher Sicherheit die Behauptung aufstellen, daß der Hauptanstoß zu seiner Erhebung in dem Mangel an früher Jugendbildung liegt, womit natürlich zugleich das Zugeständniß einer großen natürlichen Lebendigkeit des Geistes und eines bedeutenden Talents verbunden werden muß. Früher durch Verhältnisse an der Benutzung höherer Lehranstalten und Erlangung wissenschaftlicher Bildung verhindert, kam er als ein Mann von schon reifem Verstande auf das College zu Dublin; von ernstem Eifer durchdrungen, die verlorene Zeit wieder einzubringen, machte er sich mit einer Energie und einem Enthusiasmus an sein Studium, die für sein ganzes späteres Leben bezeichnend waren. Um die Kosten auf dem College zu bestreiten, ward er bald Tutor seiner Mitstudenten und dadurch frühzeitig genöthigt, die Kenntnisse, die er sich selbst eben erst erworben hatte, Andern mitzutheilen. Gerade dadurch aber kam er in die beste Schule zur Aneignung einer schnellen und angenehmen Mittheilungsfähigkeit seiner Wissenschaft, durch die er seine spätere Berühmtheit erlangte. Er selbst hat oft zugestanden, daß er bei dem Versuche, Andere über Schwierigkeiten aufzuklären, selbst die ersten klaren Begriffe über viele schwierige Punkte bekommen habe, und sogar einige seiner schätzbarsten Werke habe er zu dem ausdrücklichen Zwecke unternommen, um sich während der Bearbeitung und Fertigung zum Drucke die Wissenschaft des behandelten Gegenstandes zu eigen zu machen. Die wirkliche Beschränktheit seiner Kenntnisse sowol, als die bald nach ihrer Erwerbung stattfindende Anwendung waren es somit, die seinen mündlichen und schriftlichen Vorträgen den geistreichen Anstrich und die glückliche Klarheit verliehen, wodurch seine Werke sich auszeichnen. Da er selbst eben erst allen Reiz der Neuheit einer errungenen Wissenschaft empfunden hatte, so konnte er mit um so größerer Frische über den Werth, das Interesse und die Schönheit seines Gegenstandes sich verbreiten; und da er selbst eben erst den Schwierigkeiten seines Wegs begegnet und über die auf ihm befindlichen Steine des Anstoßes gestolpert war, so konnte er um so behutsamer jüngere Wanderer durch die Gefahren desselben hindurchleiten. Belege zu dieser Charakteristik lassen sich in jedem Versuche finden, den Lardner unternommen hat. Als Tutor auf dem Collège war er bei den jüngern Leuten beliebt; die ältern Studenten wendeten sich, ihn vorbeigehend, an tiefer gebildete Leute. Als er Lehrer an der londoner Universität geworden war, wurden seine Vorlesungen über die Elementarpartien seiner Wissenschaft besser abgewartet als die seinigen; dagegen, wenn es die Entwickelung der tiefern Abstractionen in der Mathematik galt, war Niemand von leichtern Händen als er; während er in letzter Eigenschaft ohne Gleichen dastand, konnte er sein Auditorium die schönen und seinen Weil Stunden lang seinen Worten lauschen machen, wenn er die Construction des Eisenbahnsystems erklärte, oder die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Bahnen beschrieb. Das Hauptmerkmal seiner Wirksamkeit im Vortrage bestand in kurzem darin, daß er Jedem, der, mit einigem Talent begabt, einige Stunden seine Aufmerksamkeit schenken wollte, jeden Punkt der Kunst und der Wissenschaft ebenso anschaulich zu machen vermochte, als er es ihm selbst war. Ein neuer Beweis für Lardner's geistige Eigenthümlichkeit ist endlich sein erwähntes Werk: „The steam-engine". Die erste Ausgabe war von sehr geringem Umfange, enthielt wenig Belehrung bei einer beträchtlichen Zahl von Irrthümern, zeichnete sich aber durch Klarheit und Schärfe der entwickelten Ansichten aus. Die nächste war, bei Erweiterung der Kenntnisse des Verfassers, reichhaltiger. Jeder folgenden fügte er eine Auswahl der gerade im Schwunge befindlichen populairen Fragen aus dem Maschinen- und Bauwesen hinzu, und jede derselben erinnert an die sonderbare Aufeinanderfolge entgegengesetzter Meinungen, denen seine glänzende Darstellung Beliebtheit verschaffte, indem er seltsame Beweisführungen und unterhaltende Paradoxien daran knüpfte. Als endlich diese piquanten Gegenstände seiner Aufsehen machenden und geistreichen Erörterungen durch klare, handgreifliche Thatsachen, wie die Reise des Great-Western-Schiffs, der Erfolg der Great-Western-Bahn und die schroffen Steigungen und scharfen Curven der Grand-Junction-Bahn ihre Lösung gefunden hätten, entschloß er sich, die sechs vorhergehenden Ausgaben bei Seite zu werfen und in dieser siebenten ein neues, dem Geiste der Gegenwart entsprechendes Werk herzustellen. Dessenungeachtet wird diese letzte Arbeit Lardner's schwerlich den Erfolg haben, den ein bloßer Abdruck der werthvollern Theile der frühern Ausgaben gehabt haben würde. Der Versuch, das Buch noch populairer zu machen, indem es noch leichter lesbar werden sollte, hat der Klarheit und Vollkommenheit der frühern Darstellung Eintrag gethan und die Absicht, einen Gegenstand dieses Gebiets nach Art der leichtern Unterhaltungslecture zu behandeln, konnte nur zu einem verfehlten Resultate führen; denn Leute, die nur zum Vergnügen lesen, nehmen keine Abhandlungen über Dampfmaschinen zur Hand, und solche, welche wirklich Belehrung über die erfoderlichen Principien und über den Maschinenbau wünschen, verlangen scharfe Ideen und die gehörigen Grunderläuterungen, während sie jede leichtere Behandlung für trivial halten müssen.

86.

Literarische Notizen.

Andriveau-Goujon gab heraus: „Carte comparative des trois grandes puissances: France, Angleterre, Russie, pendant le dernier siècle, 1740—1840." Eine französische Zeitung macht hierbei die Bemerkung: „Es ergibt sich aus dieser geschichtlich treuen Arbeit, daß Rußland seit 100 Jahren nicht aufgehört hat, in beiden Erdhälften neue Provinzen und ganze Staaten zu erwerben, ohne irgend etwas von seinen Eroberungen einzubüßen; daß England seine Besitzungen auf allen Punkten der Erde in einem erstaunlichen Verhältniß vermehrt hat, während Frankreich hingegen alle jene ausgedehnten Erdstriche, die es in Asien und Amerika besaß, einbüßte und durch die Eroberung von Algier nur eine sehr schwache Entschädigung für so viele Verluste erhielt."

Von Hrn. de Chantrobert erschien eine „Notice historique sur le général Hoche" mit einem Anhange, worin die Correspondenzen, die Proclamationen des Generals und Auszüge aus wenig gekannten Memoiren mitgetheilt sind.

5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 52. — 21. Februar 1841.

Die deutsche Bürgerschule. Schreiben an einen Staatsmann von Karl W. E. Mager. Stuttgart, Sonnewald. 1840. Gr. 8. 1¼ Thlr.

Wenn Zwei miteinander streiten — Individuen oder Parteien —, so trägt es sich sehr häufig zu, daß sie in Hitze gerathen und einander misverstehen, sich herüber und hinüber beschuldigen und scheiten, sich gegenseitig keine Gerechtigkeit mehr widerfahren lassen, sich „das Leder wund hauen" und die unglückliche Sache, um welche es sich handelt, dermaßen hin- und herzerren, versäumen oder mishandeln, daß gerade sie zum leidendsten Theile wird, die doch ursprünglich gefördert werden sollte. In diesem Stadium befindet sich der Streit über die Bürgerschule, einer der Zankäpfel des Tags, über welchen sich die Realisten und Humanisten in den Haaren liegen. Es ist nicht zu leugnen, daß es höchst wünschenswerth, daß es ein wahres Bedürfniß ist, die Frage auf das Reine zu bringen, daß unausbleibliche und bedeutende Nachtheile drohen, wenn man sowie bisher vom Bedürfniß sich forttreiben läßt ohne Compaß, forterperimentirt, Halbes, Verkehrtes gründet, jedenfalls störend in Bestehendes eingreift, um vielleicht morgen schon wieder andern Richtungen zu folgen. Es handelt sich um die wichtige Frage, welche Bildung der Nachwuchs des Bürgerstandes, die nicht für den Gelehrtenstand, sondern für die Classe der Gebildeten bestimmte Jugend erhalten soll. Wer nun etwas weiß oder zu wissen glaubt, wodurch eine richtige Ansicht der Sache gewonnen oder doch vorbereitet werden möge, und wer es zugleich mit der letztern gut meint, sollte sich bestreben, vor allen Dingen recht klar und überhaupt so zu reden, daß er wo möglich die Erhitzten zu ruhiger Überlegung und Beurtheilung zurückführe oder doch für solche gewinne, das Verwirrte auseinanderlege, die Misverständnisse aufkläre. Allein Hr. Dr. Mager, so scharf er dem Gegenstande nachgedacht hat und so glücklich er dabei gewesen zu sein glaubt und ist, fährt mit lautem Geschrei zwischen die Streitenden; durchspickt seine Rede mit endlosen Invectiven; zaust bald Diesen bald Jenen; läßt es nicht an gelegentlichen Bescheidenheitsphrasen fehlen, die jedoch nur einer schrankenlosen Anmaßlichkeit zur wunderlichen Folie dienen; erklärt unter vornehm-submisser Verbeugung, daß er leicht irren könne und seiner Sache freilich noch nicht gewiß sei, und geberdet sich dann, als ob er sich ganz allein darauf verstände; zieht eine Menge Dinge herein, die nicht zur Sache gehören; bringt, was er Gutes und Sachförderndes zu sagen hat, in einem solchen Wortschwalle vor, daß es sich in demselben fast verliert; thut nicht wenig, die Hitze des Streites zu unterhalten, neue Misverständnisse zu erregen, und haut und stößt mit einem Worte so um sich herum, sticht und irrlichtelirt dermaßen, wiederholt sich und besonders seine Unanständigkeiten so zum Übermaß, als ob er es darauf angelegt hätte, zu erbittern statt zu überzeugen, Widerspruch hervorzurufen statt Anerkennung für das Richtige und Wahre zu gewinnen, dem Leser die Lecture zu verleiden und ihn zu veranlassen, das Buch lange vor dem Ende zuzuschlagen und aus der Hand zu legen. Doch ist anzuerkennen, daß sich Hr. Dr. Mager viel Mühe gegeben hat, geistreich zu schreiben, genial zu erscheinen; sein Buch ist ideenreich, und da wir nun außerdem unsers Theils nicht zu den Streitenden gehören, da uns an der Sache und nur an ihr liegt, so wollen wir das Gute hervorheben, was sein Buch über dieselbe enthält, sofern davon an diesem Orte die Rede sein darf, wollen ihm dadurch, so viel an uns ist, zur verdienten Beachtung helfen und zu verhüten suchen, daß ihm das Geschick zu Theil werde, dessen es seiner Schwächen und der Unbesonnenheit seines Verfassers halber werth ist. Der Inhalt läßt sich eintheilen in Klares und Unklares, in Erfreuliches und Anwiderndes, in Edles und Gemeines, in Gescheites und Geschwätz, in Gedanken und Impertinenzen, Vernunft und Declamation, oder aber in Dinge, welche die Leser d. Bl., die nur Schul- oder Staatsmänner, Schulgesetzgeber, und die Niemand interessiren können, oder doch nur Leute ohne Verstand, Bildung und Geschmack. Natürlich werden wir uns nur die Aufgabe stellen, aus Dem, was sich für die Leser d. Bl. eignet, die guten Körner herauszusuchen, wobei wir es aber dennoch nicht vermeiden können, manches wenigstens problematisch zu Nennende mit zu berühren und schließlich auf den Unfug zurückzukommen, den Hr. Mager beginnt.

Er will durch seine Schrift der Auffoderung eines Staatsmannes genügen, seine Ansicht „von Wesen und Bestimmung der sogenannten Real- oder höhern Bürgerschule" darzulegen. Er glaubt nun zwar, wie er sich

ausdrückt, dem Begriffe der Sache auf der Spur zu sein, gesteht aber, sich dessenungeachtet in nicht geringer Verlegenheit zu befinden, weil er seine Ansicht mit einem — nicht gar zu reifen, geordneten und klaren — Gedankenganzen von größtem Umfange so eng und fest verflochten sieht und so wenig weiß, wie er einzelne Fäden aus dem ganzen Gewebe glücklich und unverletzt herausziehen soll. Die Lösung seiner Aufgabe däucht ihm um so weniger leicht, da die Pädagogik als Wissenschaft in einer Weise noch nicht bearbeitet und dargestellt ist, der er seine Zustimmung geben könnte. Er nimmt sie als „Theorie der Culturerwerbung für Alt und Jung, für Individuen, sowie für ganze Stände und Nationen", sodaß „nicht nur die Jugendlehrer, sondern auch alle höhere Beamte in den verschiedenen Systemen des Staatsorganismus ebenfalls Pädagogen, freilich auch noch etwas Anderes sind", denn „es wäre ebenso unrichtig, in den politischen, rechtlichen, kirchlichen, militairischen und sonstigen Kreisen des Staatslebens nur Erziehung zu sehen, als das pädagogische Element darin zu übersehen". Schwerlich wird aber die Welt der Auffassung Hrn. Mager's ihre Zustimmung geben, und dürfte auch ganz recht bei ihrer Ablehnung haben; denn wie sie ihm die Pädagogik bisher viel zu eng gefaßt, indem sie dabei nur an Erziehung und Unterricht der Kindheit und des jugendlichen Alters gedacht hat, so wird sie urtheilen, er habe den Begriff derselben viel zu weit ausgedehnt, bringe hinein, was im ganzen Umfange des menschlichen Daseins als pädagogisches Element im eigentlichen und uneigentlichen Sinne bezeichnet werden könne, und führe, von der Gefahr der Begriffs- und Sprachverwirrung abgesehen, nicht einen Zoll breit weiter, da doch Das, was man bisher Pädagogik genannt, in der Culturerwerbungstheorie Hrn. Mager's jedenfalls wieder als scharf gesonderte und umgrenzte Abtheilung würde auftreten müssen. Es bleibt Hrn. Mager natürlich unverwehrt, seine Theorie aufzustellen und auch Pädagogik zu nennen, wenn er es nicht lassen kann, seinem Kinde einen unpassenden Namen zu geben; allein so viel liegt wol auf der Hand, daß er, indem er ein Ding im Begriff richtiger bestimmen will, ein ganz anderes an die Stelle setzt, sodaß unsers Bedünkens die Welt durch Hrn. Mager hier nicht um eine neue und nützliche Entdeckung, eine richtigere Definition, eine scharfsinnige und fördernde Idee, sondern nur um eine der Bocksbeuteleien reicher wird, welche die Staubwolke bilden, mit welcher der deutsche Gelehrtenwind den Leuten so viel Sand in die Augen treibt. Bei Dem, was wir weiter folgen lassen werden, darf Hr. Mager jedoch mehr auf Zustimmung hoffen.

Er will nämlich die Bürgerschule nicht blos als Lehr-, sondern auch als Erziehungsanstalt betrachten, und nicht nur als Erziehungsanstalt für einen Theil der Jugend, sondern zugleich als eins der Organe des Staats- und und Culturlebens. Sodann ist sein Ideengang der folgende. Die echte Pädagogik bedarf der Grundlagen der echten Psychologie, an der es freilich auch noch fehlt, und der Geschichte, die — gleichfalls noch nicht in Rücksicht auf Pädagogik bearbeitet ist; denn obwol man stets von Veränderung, Fortschritt u. s. w. geredet, hat man die Veränderungen im menschlichen Wesen selbst, im Gemüthe, im Bewußtsein übersehen; sodaß denn die Pädagogik „zur Zeit noch in der üblen Lage ist, das Diejenigen sie lehren sollen, welche sie lernen sollen".

Man sieht, Hr. Mager sucht das Ziel, den Begriff der Sache, dem er auf der Spur zu sein glaubt, auf ungebahnten Wegen, denn er hat weder die Grundlagen der Pädagogik, wie er sie sich denkt, noch diese selbst, was er auch ausdrücklich gesteht, fertig, und die Bezugnahme darauf ist daher jedenfalls mislich, wenn er durch sie auch nur den Gesichtspunkt bezeichnen will, den er, wenn er von der Bürgerschule spricht, zu nehmen sich bemüht. Er thut deshalb auch sicher wohl, zu erklären, nicht dafür bürgen zu wollen, daß er nicht zuweilen die Richtung verliere, „wie das auf ungebahnten Wegen wol begegnet", wir setzen hinzu, besonders dann begegnet, wenn man mit großer Hast vorwärtseilt (zu einer „gewissen Hast" bekennt er sich auf der ersten Seite), bald hier, bald dort abschweift und Seitensprünge macht. Folgen wir nun, ohne uns um diese zu kümmern, Hrn. Mager auf seinem Wege zum Ziele.

Was für den Fluß die Quelle, das ist für jede Institution das Bedürfniß, welches sie gegründet. Wo für ein auf dem Boden der Societät hervorquillendes Bedürfniß nicht eine entsprechende Situation geschaffen wird, die es befriedige und einfriedige, sieht ein Unbehagen, Unordnung und vielleicht Untergang in Aussicht. Jede Institution verdient nur so lange zu stehen, als das Bedürfniß besteht, welches sie hervorgerufen. Was in der Gesellschaft als Institution auf das Recht der Existenz Anspruch macht, muß sein und leisten, was nichts außer ihm zu sein und zu leisten vermag. Die Volksschulen und Gymnasien stehen fest, auch die Existenz der technischen Schulen scheint gesichert, während die der Universitäten dagegen in ihrer gegenwärtigen Gestalt in Frage gestellt ist. Die Real- oder höhere Bürgerschule existirt zwar, wenn auch mangelhaft, in den weitesten Kreisen als Begriff, hat auch mehr oder weniger bereits äußere Realität, gleicht jedoch einer herumirrenden Seele, die einen Leib sucht und ihn nicht bilden kann, weil man ihr die Elemente dazu entweder ganz und gar verweigert, oder aber solche Elemente anweist, aus denen sie sich keinen angemessenen Körper schaffen kann, welcher Tendenz zumal die Studienphilologen entgegengetreten, die sich unverschämt ein Privilegium der Humanität anmaßen und diese lächerlicherweise in die Beschäftigung mit griechischer und römischer Sprache und Literatur setzen. Der Anspruch der Bürgerschule, die da Bildungsanstalt, Humanitätsschule sein will, auf eine freie, selbständige Existenz wird durch eine Analyse der jetzigen Zeit gerechtfertigt, aus welcher sich ergibt, daß in der letztern ein Bedürfniß vorhanden sei, welches weder durch die Gelehrten-, noch durch die allgemeine Volks-, noch durch die sogenannte niedere Gewerbsschule befriedigt werden kann. Im orientalischen Staate hat der Einzelne gar keine Selbständigkeit, im modernen steht das Indi-

einem selbständig dem Staate gegenüber. der Grieche stand in der Mitte; der Staat war seine Mutter und er der Säugling an der Brust; der Mensch gehörte in Griechenland nicht sich selbst, sondern dem Ganzen. Für dieses wurde der Grieche gebildet, ein Schöner und Guter zu werden. Bis auf Aristoteles und die Alexandriner war im griechischen Culturysteme von keiner Gelehrsamkeit die Rede, nur von Bildung. Wollen wir nun für die Bildung des griechischen Schönen und Guten ein Analogon suchen, so werden wir es weder in der Gelehrtenschule, die ein Product des Mittelalters und der neuern Zeit ist, noch in der Volksschule finden, die nur lehrt, was der griechische Elementarlehrer lehrte; sondern es wird noch eine andere Anstalt geben müssen, wenn wir eine Classe von Bürgern haben wollen, die, ohne Gelehrte zu sein, doch Schöne und Gute sind — Gentlemen, wie der Engländer sagt — und diese Anstalt ist eben die Bürgerschule. Im Mittelalter, das durch das Christen- und Germanenthum bestimmt war, verschwand die höhere, freie, bürgerliche Bildung, beim Adel trat Unwissenheit, bei der Geistlichkeit, den Doctoren und Magistern Gelehrsamkeit an die Stelle. Es bildete sich ein abgesonderter Gelehrtenstand. Die Kirche legte den Keim zur Volksschule, den die Reformation zum fröhlichen Wachsthume brachte. Für die reichern und angesehenern Bürger machte sich ein Bedürfniß nach einer höhern Bürgerbildung geltend, und da einheimische Bildungsmittel ebenso wenig vorhanden waren als eine tiefere Einsicht in das Wesen der Bildung überhaupt, so fielen die Bürgerschaften natürlich auf Anlegung lateinischer Stadtschulen und ließen ihre zu Handwerkern, Künsten und Gewerben bestimmten Söhne denselben Unterricht genießen, den auch die für den geistlichen oder Gelehrtenstand bestimmten jungen Leute genossen, welches Verfahren ebenso verständig war, als es thöricht ist, es unserer Zeit zu empfehlen. Die damalige Vorbildung zum Gelehrten war viel dürftiger, als heutzutage die Vorbildung zu den bürgerlichen Gewerben sein kann und darf. Unsere Bürgerschulen müssen intensiv und extensiv viel mehr leisten, als die lateinischen Schulen des Mittelalters und die des 16. Jahrhunderts geleistet haben, und woran hätten die mittelalterlichen reichern Bürger sich bilden sollen als an der lateinischen Grammatik? Den Gedanken, daß die allgemeine Vorbildung des Bürgers zugleich eine Vorbildung auf das Betreiben irgend eines Industriezweigs sein soll, konnte das Mittelalter nicht fassen. Zu einer humanen Bildung fehlten die Elemente. Der Fortgang der Bildung hat dafür gesorgt, daß die Grundlage aller mittelalterlichen höhern Bildung — die lateinische Kirchen-, Staats- und Rechtssprache — hat weggeworfen und die heutige Bildung auf andere Grundlagen gestellt werden können. Die Zeit von der Reformation bis zur Revolution ist in Beziehung auf die socialen Zustände wie auf die Bildung eine der Perioden, in welchen Altes noch nicht verschwunden oder umgebildet, Neues noch nicht fertig ist. In der Gegenwart strahlt uns ein ganz verändertes leuchtendes Bild entgegen, sofern wir, wenn auch nicht vollkommen, doch besser sind als Das, was gewesen. Unsere Zeit ist beschäftigt, sich das altgriechische Element zu assimiliren, und wenn dieses in dem christlich-germanischen Elemente aufgegangen sein wird, muß ein Product hervorgehen, das an Vollkommenheit Alles übertreffen wird, was bis jetzt die ewige Sonne beschienen. Die antike Sklaverei, die mittelalterliche Leibeigenschaft ist vernichtet; die Staatsbürgerschaft, im Alterthume und Mittelalter das Vorrecht Weniger, ist jetzt allgemeiner Besitz, der Adel nur noch ein ausgeleerter Balg, der Absolutismus des 17. und 18. Jahrhunderts verschwunden, der Bürgerstand gelangt zu der ihm gebührenden Anerkennung und Stellung, Alle sind Krieger (wenigstens in der Schweiz und in Preußen), es gibt, wie keinen Adel, so keinen Soldatenstand mehr. Noch erfreulicher ist der Blick auf unser Culturleben, das Leben in Wissenschaft, Kunst, Religion, Philosophie — welche in keiner frühern Zeit höher geschätzt, auf höhern Werth gebracht worden sind als in unsern Tagen — und endlich der Aufschwung der Industrie, welche Grundlage und Voraussetzung aller Cultur und selbst ein hochwichtiges integrirendes Moment im System der Cultur, selbst Cultur ist, nicht aber in einen Gegensatz mit den „idealen Gütern" gebracht werden darf, und nur krank und unwahr werden kann, wie alles Andere, die Beschäftigung mit der lateinischen und griechischen Sprache und Literatur auch. Wir sehen eine durchaus neue Gliederung in den zu einem Volke vereinigten Menschen, eine Gliederung, welche vollkommener ist als Das, was Alterthum und Mittelalter gekannt haben. Wie der moderne Staat auf die Intelligenz gegründet ist, so auch die Organisation der Bürger in Stände, so endlich auch die Organisation des Unterrichts. Wir stehen auf einem absolut neuen Boden, und zwar so sehr, daß unsere Sprache bis jetzt noch keine Wörter gebildet hat, um die neuen Verhältnisse zu bezeichnen, denn die alten Eintheilungen in Adel, Geistlichkeit, Bürger, Bauer, oder in Nähr-, Wehr- und Lehrstand passen nicht mehr. Die drei vorhandenen Stände lassen sich nur auf ungefähre Weise als gemeinen Mann oder Volk, Gebildete und Gelehrte bezeichnen. Volk ist die Gesammtheit Derjenigen, die, aus was immer für einem Grunde, an der Erwerbung einer höhern Bildung verhindert und für ihren und der Ihrigen Lebensunterhalt auf die Arbeit ihrer Hände angewiesen sind. In der Volks- oder Elementarschule, die jedoch in Stadt und Land wieder etwas Verschiedenes ist, hat die ganze Jugend des Vaterlands ihre erste Menschenbildung zu empfangen. Ist dieser Proceß vollendet, so sendet sie diejenigen ihrer Zöglinge, die Gelehrte werden sollen, der untersten Classe der Gelehrtenschule zu, überläßt diejenigen, welche die Bildung der Gebildeten erwerben wollen, der Real- oder (höhern) Bürgerschule, und übergibt diejenigen Kinder, welcher gemeiner Mann, Volk bleiben wollen, einer Schule, welche (mag sie faute de mieux deutsche Schule heißen) mit der Volksschule Gebäude und Lehrer theilt. Die Städte bedürfen für die Handwerkslehrlinge dann noch einer Art von Schulen, die in wenigen Stunden außer der Arbeitszeit solche Dinge

lehren, deren die Arbeiter als Arbeiter bedürfen. Diejenigen Schulen, welche unentschieden zwischen einer Schule für den gemeinen Mann und die Gebildeten schwanken, können nur schaden, weil sie sowol dem Volks- als dem Bürgerschulwesen die Möglichkeit gesunder Entwickelung nehmen, weil die Bildung des Volks und der Gebildeten specifisch verschieden ist, wie auch eine unausfüllbare Kluft zwischen der der Gebildeten und der Gelehrten ist und stets sein wird. Das Gymnasium soll eine Schule des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs sein, Denkkünstler bilden, Männer, die nicht nur Sprachen und Wissenschaften, sondern wesentlich das Lernen gelernt, über ihr Lernen und den Mechanismus des Lernens ein Bewußtsein haben. Weil der Inhalt der Gelehrtenbildung der reichste ist, wird auch die formale Bildung des Gelehrten die reichste sein. Wird auch die höhere Bürgerschule eine Schule der Verstandesbildung sein müssen, so wird doch, da sie einen sehr beträchtlichen Theil des Inhalts unserer Cultur nicht überliefert, die formale Bildung, welche sie gewähren kann, nicht diejenige Vollkommenheit haben können, welche das Gymnasium zu geben die Pflicht hat. Die griechischen Gebildeten, Schönen und Guten waren nicht ohne mancherlei Kenntnisse, lernten aber nicht, um Kenntnisse zu haben, sondern um sich zu bilden und nebenbei um ihre Kenntnisse in Kriegs- und Friedensgeschäften, sowie zum eigenen Wohle zu benutzen. Es kann nichts Ähnlicheres geben in gewissem Sinne als der griechische und der heutige Gebildete, und wenn eine Anstalt auf Erden ein Recht hat, sich auf Griechenland zu berufen, so ist es die werdende Bürgerschule. Die Beschäftigungen und Lebenskreise, in denen wir die heutigen Gebildeten zu suchen haben, sind die der Volksschullehrer, Apotheker, Wundärzte, größere Landwirthe, Forstmänner, Kaufleute, Künstler u. s. w. Der heutige Staat, nachdem er die zur Zerstörung des Feudalismus nothwendige Phase des Absolutismus durchlaufen, hat das Bestreben, Einiges von Dem, was im griechischen Staate bestanden, wieder in sich aufzunehmen: unsere Monarchien haben die Tendenz, zugleich res publicae zu sein. Da das System allgemeiner Bevormundung theils vergangen, theils nicht mehr haltbar, ein Theil der Rechtspflege, der Verwaltung u. s. w. in die Hände der Bürger gelegt ist, und nur solche Dinge, die in unsern Zeiten nur durch Männer von gelehrter Bildung übersehen werden können, den eigentlichen Staatsbeamten überlassen bleiben, so hat der Staat das Recht und die Pflicht, Diejenigen, welche einen Theil der öffentlichen Geschäfte übernehmen, Geschworne, Schiedsmänner, Stadträthe, Bürgermeister, Landräthe, Landwehroffiziere, Deputirte zu Landtagen u. s. w. sind, auch in solcher Geistes- und Gemüthsverfassung sehen zu wollen, daß sie diese Geschäfte würdig führen können, weshalb eben neben den Gymnasien höhere Bürgerschulen anzulegen sind, neben welchen es dann noch Anstalten zum Zweck der sachlichen Bildung der Species der Gebildeten für den nähern Beruf — Schullehrerseminarien, landwirthschaftliche, Forstschulen u. s. w. — geben muß, sowie die Gelehrten ihre allgemeine Bildung durch das Gymnasium, die sachliche durch die Universität empfangen. Die Erwerbung einer vollständigen Gelehrtenbildung ist den Gebildeten theils unmöglich, theils nicht wünschenswerth; das letztere nicht, weil unsere heutige Sittlichkeit und Cultur, unsere religiösen, ethischen, intellectuellen, politischen, socialen Vorstellungen und Institutionen nicht nur andere, sondern auch vollkommener sind als die des Alterthums und des Mittelalters; weil das specifische Gelehrtenstudium doch darauf hinauslaufen muß, die Gegenwart zu verstehen und auf sie vernunftmäßig zu wirken; weil unsere Gebildeten sich heutzutage auf demselben Wege in unsere Sittlichkeit und Cultur hineinleben können, auf welchem sich die Griechen, die ohne Gelehrtenbildung vortreffliche gebildete Menschen wurden, in die ihrige hineingelebt haben, nur daß die Bildung unserer Gebildeten etwas mehr wird besagen müssen als die Bildung der griechischen; weil nur ausgezeichnete Geister mit wahrhaftem Nutzen für sich und die Welt über die vaterländische und zeitgenössische Bildung hinausgehen können; weil der Staat, die bürgerliche Gesellschaft, die Familien, die Individuen selbst ihre sämmtlichen Interessen gewahrt sehen, wenn die Gebildeten eine Bildung empfangen, die zwar keine Gelehrte aus ihnen macht, sie aber befähigt, nicht nur als gute Christen und brave Volksgenossen zu leben, wie es für den gemeinen Mann hinreicht, sondern ihnen auch die Mittel gibt, an dem modernen Culturleben in Religion und Kunst Theil zu nehmen, diejenigen öffentlichen Geschäfte zu übernehmen, welche der Staat seinen nichtbediensteten Bürgern übergeben hat oder noch übergeben wird, und ihre Privatgeschäfte mit Einsicht und Erfolg zu führen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Der Major Poussin gab heraus: „Considérations sur le principe démocratique qui régit l'Union américaine." Der Verf. hat durch einen langen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten und durch viele dieses Land betreffende wichtige Werke eine gründliche Kenntniß der dortigen Sitten und Gewohnheiten erlangt. Er hat vorzüglich das bekannte Werk Tocqueville's zur Grundlage genommen, verfolgt es Schritt für Schritt und kritisirt oder billigt es. Auch durch Poussin's Werk bestätigt sich die allgemeine Ansicht von den hohen Verdiensten der amerikanischen Demokratie. Es ist um so mehr als eine Ergänzung des Tocqueville'schen Werkes zu betrachten, da es viele Fragen behandelt, mit denen sich Tocqueville nicht beschäftigen konnte.

Mlle. du Puget, welche sich durch mehre Übersetzungen aus dem Schwedischen und Isländischen bekannt gemacht hat und namentlich Tegnér's Poesien, Fryxell's „Geschichte Gustav Adolf's" und die Edda ins Französische übersetzte, hat, nebst einem eigenhändigen Schreiben, vom Könige von Schweden die goldene Medaille erhalten. Mlle. du Puget ist zugleich eine der vorzüglichsten Jugendschriftstellerinnen Frankreichs; sie schrieb z. B. „Petits contes" für Kinder von drei bis sieben Jahren und gibt eine „Bibliothèque de la jeunesse" heraus, von der jetzt eine zweite Ausgabe erscheint. S.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 53. — 22. Februar 1841.

Die deutsche Bürgerschule. Schreiben an einen Staatsmann von Karl W. E. Mager.

(Fortsetzung aus Nr. 52.)

In dem zweiten Abschnitt verbreitet sich der Verf. über die Organisation der Bürgerschule, die Methode ihres Unterrichts, die Mittel und Wege, die möglichen Wirkungen der neuen Anstalt und fügt endlich, nachdem er fortwährend polemisirt hat, noch einen ausdrücklich wider die Gegner und falschen Freunde der „echten" Bürger- wie auch der echten Gelehrtenschule (den Humanismus, den Realismus, das pädagogische Justemilieu) gerichteten Schlußabschnitt hinzu. Auch hier fördert er viel wahre, helle und manche neue Ideen zu Tage, bringt manches Unklare zur Klarheit, tritt manchem Vorurtheil glücklich entgegen. Dies Alles werden die Leser bei Dem, was wir vom Kern seiner Ansichten über das Bedürfniß, das Wesen und die Bestimmung der Bürgerschule mitgetheilt, — sollten sie auch etwa seinen Optimismus nicht ganz theilen, hier oder da Unreifes oder Excentrisches sehen oder muthmaßen zu müssen glauben — theils erkannt, theils wenigstens vermuthet haben; denn sie werden in Anschlag bringen und wir wollen zum Überfluß daran erinnert haben, daß wir ja nur einen Umriß gaben und geben konnten, der das Ausgeführte nur andeutet, dem die lebendige Ansprache vom letztern fehlt, der wenig oder nichts von Dem hat, wodurch dasselbe genauer begründet, verdeutlicht, Einwürfe beantwortet. Mit einem Worte, der Verf., der ebenso sehr den einseitigen Humanisten, als den, wie er sie nennt, schmuzigen Realisten und Utilisten entgegentritt, stehe auf einem freien hohen Standpunkte, bekundet einen lebendigen, strebsamen, neue Richtungen nicht ohne Erfolg sich bahnenden Geist und tüchtige positive Kenntnisse, weiß die Sprache sehr gewandt zu handhaben, wenn auch sein Ausdruck nicht selten nachlässig und bisweilen unedel ist, und hat, wie uns däucht, die Frage über die Bürgerschule einen Schritt weiter gebracht, was die Hauptsache und ihm um so mehr zum Verdienst anzurechnen ist, da die Ansichten über dieselbe noch so sehr unklar und verworren sind. Die nicht eben schwere Bemühung, ihm einzelne Irrthümer, Übertreibungen oder Excentricitäten nachzuweisen, müssen und können wir füglich den Blättern überlassen, die der Kritik von Schulschriften gewidmet sind. Wir brauchten es nicht einmal zu sagen, da er es selbst sagt, daß er nicht hoffen dürfe, überall das Rechte getroffen zu haben, sprechen es aber aus, um nicht durch unsere Anerkennung zu täuschen, oder die Täuschung verstärken zu helfen, in welche der Ton, den er annimmt, wie es doch scheint, hineinzuführen bestimmt ist, als wäre ein großer Reformator in ihm aufgestanden. Wir verneinen dies um so bestimmter und kommen auf seine Riese-Goliath-Sprache zurück, theils weil wir dadurch auf das integrirende polemische und politische Element des Buchs, dessen Betrachtung noch erübrigt, hingeführt werden, theils weil wir uns beizutragen gedrungen fühlen, bei Hrn. Mager oder doch bei Andern, die sich ihm nachzutreten geneigt fühlen möchten, die Einbildung zu zerstören, als wäre der Ton des bramarbasirenden Kraftgenies in der Literatur ein wirksamer oder auch nur ein erlaubter. Wirksam ist derselbe aber nicht, schon weil zu wenig echtes Selbst-, Kraft- und Überlegenheitsbewußtsein, zu viel geheimes Schwächegefühl, Selbstgefälligkeit und Eitelkeit in ihm sich ausspricht, weil er nicht von einem unerschütterlichen Glauben und einem heiligen aus solchem hervorgehenden Eifer, sondern von der sprudelnden Gereiztheit zeugt, die aus Rechthaberei, der Begier, ein Großer zu sein, und der Vorempfindung, man werde doch nur ein Kleiner erachtet werden, entspringt; weil er nicht kernhaft derb, sondern wortreich belfernd, renommistisch, weil sein Donner kein wirklicher, sondern nur ein gemachter ist. Die Illusion währt nicht lange, man muß bei ihm bald genug an den Theatermaschinisten denken, und die natürliche Folge ist die, daß der Eindruck um so gewisser verfehlt wird. Beginnt man zu lesen oder blättert vor der Lecture im Buche, so glaubt man, so zu sagen, das Brüllen eines Löwen zu vernehmen, und fängt wol an jenes Grauen zu empfinden, das die Nähe des gewaltigen Thiers einzuflößen pflegt. Nun macht es Hr. Mager freilich keineswegs wie im „Sommernachtstraum" der ehrliche, in einer Löwenhaut erscheinende Handwerker, sagt nicht selbst, man möge sich nur ja nicht fürchten, er sei kein wirklicher Löwe, sondern nur Saug, der Schreiner; und was Wunder, wenn der Mangel solcher Vorsicht zuwege brächte, daß die Leute davonliefen, d. h. vom Weiterlesen sich abschrecken ließen? Wir wollen indeß das Fehlende ergänzen und sagen, man bleibe nur ja ganz ruhig, es hat durchaus nicht

so gar viel auf sich mit diesem dräuenden leuenden Verfasser; auf unser Wort, er ist kein Löwe, kein Unnahbarer, sondern blos der Dr. Mager. Und hört ihn ja ruhig an bis zu Ende, weist ihn nicht mit rücksichtsloser Strenge zurück, bedenkt, daß Derjenige, der sich in einer so gehässigen, bittern, gallichten, bissigen Stimmung befindet, der von einer Gereiztheit beherrscht wird, die ihn so manches Schlechterwogene, ihn sogar in den Schein unlauterer Sinnesart Versetzende, am meisten ihm selbst Schadende sagen läßt, am Ende mehr zu bedauern als zu schelten ist; bedenkt, daß ihn einigermaßen entschuldigt, was ihm sonst zum Vorwurfe gereicht, die Eitelkeit nämlich, in welcher er nun einmal glaubt, ein nicht eben unbedeutendes, in der Sache und den Gegnern weit überlegenes Genie zu sein, allein Recht zu haben und im Lichte der Erkenntniß zu wandeln; bedenkt, daß man einen guten Kern um einer schlechten Schale willen nicht wegwerfen soll. Freilich aber soll man uns auch von anderer Seite das Spiel nicht wiederholen, uns einen guten Kern in solcher Schale zu bieten; denn wir geben unsern ernstlichen Protest gegen den Ton keineswegs auf, in welchem Hr. Mager zu reden sich erlaubt; er beleidigt die anständige Gesellschaft, in welcher er verlautet, verunehrt unsere edle deutsche Literatur und benachtheiligt die Sache, an deren Förderung recht sehr gelegen ist. Hr. Mager mag es uns glauben, wir haben an jugendlicher Keckheit unsere herzliche Freude, aber die seinige ist noch gar zu fern von der kräftigen Mannheit, die denn doch noch besser wäre, führt ihn aufs Eis, macht ihn vorlaut; und finden wir das auch sehr natürlich, ja entschuldbar, so ist es doch wiederwärtig. Er mag es uns glauben, daß seine endlosen, eisenfresserischen Ausfälle, sein gespreiztes Daherschreiten auf hohem Kothurn, sein vornehmes Absprechen und Selbstberäuchern und Klebäugeln unter dem unglücklichsten Bemühen von der Welt, sich den Schein der Anspruchlosigkeit zu geben, den widerwärtigsten Eindruck machen, daß er durch echte Bescheidenheit, der er viel weniger auf der Spur ist wie dem Begriffe der Bürgerschule, durch Ruhe, Feinheit, auf starke Gründe und eine feste Überzeugung gestützte Sicherheit viel weiter gekommen sein würde. Durch Aufblasen entsteht, verstärkt sich keine Kraft. Wer Lehrer sein will — in der Schule und als Schriftsteller — dem darf es am Gleichmaße des Geistes, an Geduld und Duldsamkeit nicht fehlen. Wir sind weit entfernt, keine Polemik, keinen Nachdruck der Rede gelten lassen zu wollen; ja, wir wollen sogar eine Berechtigung der Grobheit anerkennen, sofern dieselbe wahrhafte Begeisterung und ethischen Zorn zur Grundlage hat, denn es ist Überfeinheit, Grobwerden unter allen Umständen für ein Zeichen des Unrechthabens anzusehen. Aber Zanken, zumal wo es schlechterdings unnütz, gänzlich am unrechten Orte ist, nur in ordinairer Hitze und Leidenschaftlichkeit Grund und Anlaß hat, ist kein rechtes gedrungenes nutzbares Kriegführen, ein Strohfeuer ist kein echtes, selbst ein Luther misbrauchte das Grobheitsrecht, das wir ihm zugestehen, und Dr. Mager ist nicht Dr. Luther in der Sache der Schulreformation. Seine Grobheit ist eine völlig deplacirte, effectlose, burschikose, bekehrt die Gegner nicht, gegen welche sie angewendet wird — und zu belehren wünscht sie Hr. Mager —, bringt die Meinung gegen sie nicht in Harnisch, sondern hat eher die Wirkung, den Mishandelten die Gunst wieder zuzuwenden, die ihnen manches wider sie vorgebrachte Sachliche zu entziehen geeignet sein könnte; nimmt höchstens einige Schwachköpfe ein, erobert aber die Überzeugung und den Beifall der Selbstdenkenden nicht, misfällt ohne allen Zweifel allen gesitteten Leuten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Napoleon's Asche in Paris! Ansichten über Zeitfragen von J. F. Drinhaus. Darmstadt, Jonghaus. 1840. Gr 12. 1/6 Thlr.

Gelehrte und Buchhändler, die literarischen Producenten und die literarischen Handelstente sehen mit Geringschätzung auf die kleinen dünnen, sehr dünnen Büchlein herab, die man Broschüren, Flugschriften nennt. Beiden scheint die Fabrikation dieser leichten, fliegenden Waare ohne gehörigen literarischen Ballast ein unwürdiges, für Wissenschaft und Kasse wenig rentirendes Geschäft. Die Fabrikation dieser Kleinigkeiten ist indeß weit wichtiger, ihre Wirkung weit bedeutender, als man gewöhnlich glaubt, weshalb der hohe Bundestag, um Giftmischerei und Quacksalberei möglichst zu verhüten, diese Waare vorzugsweise unter Policeicontrole gestellt hat. Flugschriften sind Pillen, als solche oft bitter, Laxirmittel, Blutreinigungs-, Besänftigungsmittel, die in kleinen Dosen dem Volke zur rechten Zeit gegeben, von geschickten Händen gemischt, mit den nöthigen Ingredienzen, Rhabarber ꝛc. versehen, weit mehr wirken als die Quartflaschen trefflich destillirter Gelehrsamkeit, die der Fleiß des gründlichen deutschen Gelehrten verschreibt. Das Volk vertirt diese großen Gaben nicht in succum et sanguinem, es erwürgt daran, es läßt die Gaben, die ihm in Pfunden geboten werden, unbeachtet und greift nach den kleinen Pillenschachteln; aber leider sind die Heroen der Wissenschaft durch die Gewalt der Umstände zurückgedrängt, Quacksalber treiben Pfuscherei, wo früher Schleiermacher, E. M. Arndt u. A. wirkten.

Diese „Zeitfragen" sind ein Wischiwaschi eines Kaffeehauspolitikers, der zu der Race der wiederkäuenden Thiere gehört, ohne irgend eine Säure, Bitterkeit oder Schärfe, ein Schlaftrunk ohne Pfeffer und Salz für politische Kinder, denen vielleicht der Puls etwas unruhig ging. Salbadereien über Deutschlands Einheit, Constitutionen, über Preußens Stellung zu Deutschland, zu Europa, ohne irgend einen neuen Gedanken. Die alte Geschichte wird uns wiedererzählt, daß die Freiheit Deutschlands gerade in der Uneinigkeit desselben bestanden habe und bestehe, worin wir beipflichten und hinzufügen, daß im 18. Jahrhundert in gewisser Hinsicht mehr Freiheit in Deutschland war wie im 19. Der aus Halle vertriebene Philosoph Wolff wurde mit offenen Armen in Marburg aufgenommen; Thomasius', Paul Gerhard's und Anderer Leben bieten ähnliche Beispiele; im 19. Jahrhundert irren deutsche Gelehrte, die sich der Machthaber Misfallen zugezogen, Jahre lang ohne Obdach, ohne Anstellung umher, an die Stelle deutscher Reichsfreiheit ist eine allgemeine Acht, ein alle Fürsten und Völker fesselnder Bann getreten. Dann wärmt die Beschränktheit des Publicisten den alten Kohl wieder auf, daß die Reformation bei Deutschlands Einheit unmöglich gewesen. Die Idee wird sich, wenn die Zeit gekommen ist, immer Bahn brechen, die Idee ist mächtiger als alle Bande irdischer Gewalt. Eine Verfassung, die an den drei gewaltigen Ankern, Steuerbewilligungsrecht, Preßfreiheit und Sicherheit der Person (Habeas-Corpus-Acte) ruht, — die versteht der Zeitfrager doch wol unter dem

fremdartigen Wort „Constitution" — hält der Verf. nicht eher für zuträglich, bis eine politische Volksbildung (und zwar durch die Schulen!! o he, o weh!) begründet ist. Wir rathen dem Verf. ja zuerst schwimmen zu lernen, ehe er ins Wasser geht, damit er nicht ertrinke. Von Preußen sagt der Zeitfrager, „daß dieser Staat im Allgemeinen, namentlich im südlichen Theile unsers gemeinsamen Vaterlandes numerisch wenige Sympathien findet". Der Grund liegt nach dem Verf. keineswegs „an dem Respect vor Preußen, denn was man fürchtet, kann man nicht lieben", sondern, man höre und staune, „in der Verschiedenheit des Bodens, des Klimas, der geographischen Lage, der Norden ist protestantisch, der Süden katholisch"; wo bleiben da die Protestanten in Franken, Schwaben und der Pfalz, die Katholiken in Schlesien, Westpreußen, in Westfalen? Nein, der Grund liegt eben in der Furcht vor Preußen, wodurch, mit den Worten der „Hallischen Jahrbücher", „bei dem hochmüthigen Servilismus des Preußenthums Preußen allen Credit in dem übrigen freien Deutschland zu verlieren fürchten muß"; in der Bereitwilligkeit, mit der Preußen in frühern Zeiten durch das nun gestürzte Großinquisitoriat die Obervormundschaft über Deutschlands Geistesfreiheit übernehmen wollte; eine Furcht, so groß, so weit verbreitet, daß die großartigen Bemühungen Preußens für die materiellen Interessen dieser Besorgniß für geistige Freiheit nicht die Stange halten konnten. Eine „Constitution" betrachten die Bewohner Preußens nach dem Verf. als ein zweideutiges Geschenk (womit indeß die berühmte Denkschrift der ostpreußischen Stände vom 7. Sept. nicht recht in Einklang zu bringen ist), weil das Gute, welches durch die Repräsentativverfassungen in Frankreich und Belgien hervortrat, „*großentheils* in Preußen erstrebt werde, ohne daß man die damit verbundenen Nachtheile als Zugabe erhalten hätte". Allerdings sind Licht und Schatten nahe beieinander, das helle, erwärmende Sonnenlicht incommodirt blöde Augen, der befruchtende Regen durchnäßt den Dandy. Frankreich und Belgien, diese beiden jüngst geborenen, noch unerzogenen und ungezogenen Kinder der Freiheit, die noch in den Windeln liegen, noch auf der A-B-C-Bank in der politischen Schule sitzen, kennt der Zeitfrager, der in der Schule der Freiheit großgezogene Sohn der Freiheit, unter dem Schutze freisinniger Institutionen zum kräftigen Mann herangewachsen, England, das weltbeherrschende, kennt der Publicist nicht, wie die meisten mit pariser Ragout oder Haller'schen Kohlsalat genährten deutschen Publicisten und Staatsmänner. Doch schlägt gerade Murhard (im „Staatslexikon" in dem Artikel über Englands Verfassung) vor: junge Staatsmänner, wie Gesellen auf die Wanderschaft, nach dem Lande zu schicken, wo „die Repräsentativverfassung zuerst und bis jetzt *allein* wohlschmeckende Früchte trägt". Das ganze Raisonnement des Verf. über Repräsentativverfassungen mit seinen Hindeutungen auf Belgien und Frankreich fällt zusammen, weil er nur die A-B-C-Schützen der Freiheit, recht tüchtige, vollkräftige, pausbackige Jungen, deren Ungezogenheiten dem Verf. nicht behagen, kennt. Der Verf. zeigt sich als ein echter Philister, als ein griesgrämiger Alter, dem die wilden Bocksprünge kräftiger Jugend misfallen; hübsch ehrbar soll es überall hergehen. Die ungezogensten wilden Jungen aber werden in der Regel die thatkräftigsten für das praktische Leben brauchbarsten Jungen; aus jugendlichen Schlafmützen darf man nicht *Männer* zu ziehen hoffen. Er findet Preußens Glück in der weitern Ausbildung der Provinzialstände, wiewol dieselben, wie er zugibt „bis jetzt noch nicht die Wünsche und Erwartungen des Volks befriedigt haben".

„Deutschlands Bedürfniß einer Seemacht", die Nothwendigkeit einer Nationalflagge, seine dadurch bedingte ehrenwerthe Stellung dem Auslande gegenüber ist schon anderweitig mit weit mehr Umsicht durch den Dr. v. Reden in der „Hamburger neuen Zeitung" entwickelt. „Belgiens Zukunft" erscheint dem ehrbaren Zeitfrager in düsterm Lichte. „Schon fangen die Leidenschaften an in seinem Innern zu toben", Petitionen zu Gunsten der flamändischen Sprache, Neigung zu Deutschland, Beweis belgischer Selbständigkeit sind ihm „krankhafte Zuckungen." Er ist fest überzeugt, daß nie ein Land weniger reif für eine Constitution als Belgien." Hier schlägt der Publicist, dem die Geschichte Belgiens unbekannt ist, dem die belgische Freiheit nur ein Product der Juliusrevolution ist, einen gewaltigen Purzelbaum, indem er nicht weiß, daß Belgiens Freiheit, Belgiens Volkssouverainetät uralt ist, wie von Rothomb in seiner berühmten Schrift über Belgien nachgewiesen.*) Habsburgs ganze Macht war nicht vermögend, Brabants Freiheitssinn zu brechen, Philipp's II. und Joseph's II. Eingriffe in die Regierungsform scheiterten an dem festen Willen Brabants; beide sahen sich genöthigt, der unwiderstehlichen Gewalt althergebrachter Sitten und Meinungen nachzugeben, die landständischen Rechte, die alten Landesgrundverträge zu ehren. Brabants Freiheiten haben sich bis auf die französische Revolution erhalten, weil Adel (hier weniger zahm geworden durch Hofdienst und Hofluft als anderswo, weil kein Hof im Lande) und Volk gemeinschaftlich für des Landes Rechte standen. Die lütticher Revolution von 1787 gegen die Eingriffe des Bischofs ist älter als die französische. Der Willkürherrschaft ist es nie gelungen, in diesen Gegenden den uralten Freiheitssinn niederzudrücken.

In der „Rheingrenze" wird das alte Lied von den natürlichen Grenzen gepfiffen, wonach Frankreich herauszuzahlen hat, Notabene wenn es zahlen will. Dann folgt ein Schlaflied, politische Kinder hinsichts Rußlands Hegemonie einzulullen, denn „daß Rußland einen Einfluß ausübt, ist *sicher*, aber *billig* zugleich, weil sämmtliche Großmächte in gemeinschaftlicher Wechselwirkung stehen, zum Wohl der Völker stehen müssen". Der Verf. freut sich dann noch „über das persönlich liebevolle Verhältniß, in dem die kaiserliche Familie mit Fürstenfamilien Deutschlands, namentlich mit dem biedern und exemplarischen preußischen Königshause steht"; eine Freude, die wir theilen, wiewol wir indignirt sind über die Geistesarmuth eines Tropfes, der als Publicist nichts weiter zum Preise eines so erlauchten Fürstenhauses beizubringen weiß, als „exemplarischen" Lebenswandel. Wir hatten genug am Pauperismus des Büchleins, weshalb wir den letzten Artikel über „Fortschritte des Pauperismus in Europa" nicht gelesen. Wer *Zeitfragen* nicht geistreicher, scharfsinniger und gründlicher zu beantworten weiß, sollte lieber schweigen.

W. Lüders.

Romanenliteratur.

1. Das Leben kein Traum. Roman in drei Bänden von Jean Charles. Stuttgart, Metzler. 1840. 8. 2⅔ Thlr.

Vielleicht fällt es so schwer nicht, wie der Verf. etwa glauben mag, aus seinem Romane selbst den Beweis zu führen, das Leben sei doch ein Traum. Doch wollen wir kurz referiren! Ein junger Mensch will verhungern, indessen rettet ihn eine Tasse Kaffee und in Folge derselben tritt er als Dichter und als eine Art Instructor bei einem ungeschlachten Landadeljüngling auf. Hier wird er mit drei jungen Damen, von denen die letzte ein Judenmädchen ist, in ein Liebesverhältniß verstrickt, und da er sie doch nicht alle drei bewältigen kann, so überredet er die erste zur Entsagung, die zweite verführt er und mit der dritten philosophirt und schwärmt er. Diese stirbt; die zweite wird glücklich verheirathet und die erste, von einem Amtsschreiber verführt, stirbt in Folge der Entbindung. Das hat der junge Mann Alles erlebt, „und", schließt der dritte und letzte Band, „der Held ist noch nicht 24 Jahr alt." Die Jugend des Verfassers bezeugt denn auch neben manchen recht

*) Wir widersprechen uns hier nicht, wenn wir die Belgier oben politische Kinder nannten. Die Belgier sind durch französische Bureaukratie und durch den Zwangsverband mit Holland des Gebrauchs der Freiheit entwöhnt; aber die Idee der Freiheit, der Volksrechte, die Praxis ist uralt, war in Belgien nie erloschen.

frischen und hübschen Partien das ganze Buch schon dadurch, daß man nicht erfährt, was es denn eigentlich will. Daher mag es kommen, daß dasselbe in lauter, nur höchst dürftig zusammenhängende Episoden zerfällt, also auf das Prädicat „Roman" keinen Anspruch hat. Als eine große Unbeholfenheit muß es daneben bezeichnet werden, daß im ersten Bande jeden Augenblick auf folgende Capitel und Bände wegen weiterer Entwickelung und Aufklärung verwiesen wird. Das versteht sich ja von selbst; die folgenden Capitel und Bände wären sonst höchst überflüssig! Wenn übrigens der Verf. wirklich Jean Charles heißt, so ist gegen einen ehrlichen Namen nichts einzuwenden; glaubt er dagegen mit dem Studium Jean Paul'scher Schriften auch ein Recht erworben zu haben, seinen deutschen Namen zu französiren, so muß daran erinnert werden, daß die zufälligen Schwächen des guten deutschen Legationsraths Richter in Baireuth keinen Grund zur Nachahmung für ihn bieten.

2. Pauline und die Mississippier von George Sand. Aus dem Französischen übersetzt von Ernst Susemihl. Leipzig, Kollmann. 1840. 8. 1¼ Thlr.

Mit der ersten Erzählung klopft die Verfasserin sehr bescheiden bei dem Theaterpersonale an, und da in Paulinens Freundin, Laurentia, eine schöne und edle Schauspielerin dargestellt ist, desgleichen in dem alten Lavalée ein würdiger Schauspieler, so mußte man der Verfasserin mit dankbarer Achtung entgegenkommen. Sie konnte daher ihre Absicht, für das Theater wirken zu wollen, schon deutlicher in den „Mississippiern" darlegen, und indem dieses durchweg in dramatischer Form gehaltene Banquierstück eine „Erzählung" genannt wird, hatten Künstler und Kenner die beste Gelegenheit, ein Auge zuzudrücken, sogar manches Gute hervorzuheben und die debutirende Dichterin zu ermuntern. Sie versuchte daher mit „Cosima" ihr Heil vor dem Theaterpublicum und es ist ihr bekanntlich kein Lorber dabei erblüht. Die diesem Stücke vorgeworfenen und vielfach ausgesprochenen Mängel haften auch in vollem Maße auf den „Mississippiern"; überall fehlt der dramatische Puls und der Dialog ist geradezu schleppend. Doch soll hier nicht näher darauf eingegangen werden, denn die Verfasserin hat eine „Erzählung" geben wollen und kann daher wenigstens dasselbe Recht ansprechen, welches unter Anderm nicht wenige deutsche Dichter in der Erklärung vindiciren, ihr Stück sei nicht für die Bühne geschrieben. Übrigens gewährt das Buch eine angenehme und geistreiche Unterhaltung.

3. Novellen von Wilhelm Robert Heller. Dritter Band. Dresden und Leipzig, Arnold. 1840. 8. 2 Thlr.

Unter den in diesem Bande gegebenen Unterhaltungsgegenständen sind nur der erste und letzte, „Der Guerillahäuptling" und „Die Fabrikarbeiterin" als Novellen anzusprechen. „Die Liebe zweier Kinder" besteht aus Tagebuchreminiscenzen, und „Der Maulthiertreiber von St.-Pierre" erhebt sich eben nicht über eine bekannte Anekdote hinaus. „Der Guerillahäuptling" macht uns mit einer Seltenheit bekannt, nämlich mit einer Spanierin, welche Vaterland und Familie vergißt, um der Liebe zu einem Franzosen zu huldigen. Der allgemeine Haß gegen diese Nation wird nur durch den Guerillahäuptling repräsentirt. Dieser und sein Schicksal sind freilich in der Novelle die Hauptsache; doch steht er auch jenem Liebesverhältnisse so nahe, daß seine Handlungen, sogar sein Untergang dadurch bestimmt werden, und da dasselbe, wie schon gesagt, außerdem noch zu den Seltenheiten während des spanisch-französischen Krieges gehört, so erscheint es uns viel zu ruhig behandelt. Überhaupt gehört Robert Heller zu jenen glücklichen Novellisten, die durch nichts aus der Bahn gelenkt werden: er wird jeden Gegenstand, auch das Ungeheuerste, darstellen, ohne eigentlich etwas zu verderben. Doch ist seine Ruhe nicht die göttliche der Begeisterung, vielmehr des Verstandes, und wir finden es daher leicht erklärlich, daß die Holländer ihm bereits Aufmerksamkeit zugewendet haben. Er würde, wie wir glauben, in der Intrigue, der Satire, der Ironie, wovon er bereits schöne Proben gab, glücklich sein. Darum halten wir „Die Fabrikarbeiterin", wenn auch der Anlaß aller darin entwickelten Situationen nur als ein gewöhnlicher Novellenstoff bezeichnet werden muß, für die beste Novelle in diesem Bande.

4. Der Pirat im Golf von Barritaria oder Nordamerikas Seeräuber. Aus dem Englischen übersetzt von L. v. Alvensleben. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1840. 8. 2½ Thlr.

Wie es Leute gibt, die während eines langen Lebens in den mannichfaltigsten Verhältnissen thätig waren, ohne daß man sagen könnte, sie hätten jemals etwas Redenswerthes gethan, so beschenkt uns auch die Literatur nicht selten mit Werken, in denen, trotz aller Bestrebungen des Verfassers, doch nirgend eine Thätigkeit sichtbar wird. Zu diesen Büchern gehört denn auch der vorliegende Roman, und zwar in einem Grade, daß er selbst den ordinairsten Räuberromanen nachsteht. Er läßt eine Masse von Menschen aller Art an uns vorübergehen, aber auch nur vorübergehen; überall auf Land und Meer geschieht etwas, nur wissen wir nicht recht, was und weshalb es geschieht; Naturschilderungen, Beschreibungen von Gegenden und Örtlichkeiten sind genug vorhanden, ohne daß es uns möglich würde, daran irgend eine klare Vorstellung vom Gegenstande zu knüpfen. Außerdem müssen wir bei gar vielen Ereignissen unwillkürlich sagen: sie seien, wenn nicht unmöglich, doch höchst unwahrscheinlich. Wenn Hr. v. Alvensleben sich einmal mit Übersetzungen beschäftigen will, so kann es ihm nicht an Gelegenheit fehlen, seine Kräfte an bessern Gegenständen zu bethätigen. 34.

Literarische Notizen.

Vanhuffel, Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften, gab heraus: „Documents inédits concernant l'histoire de France, et particulièrement l'Alsace et son gouvernement sous le règne de Louis XIV", aus der Bibliothek des Königs, den Archiven des Königreichs u. s. f. gezogen, mit Erklärungen und biographischen Notizen versehen; ferner Patu Dehautchamps eine Schilderung des Vendeerkrieges unter dem Titel: „Dix années de guerre intestine", und G. von Eichthal eine Broschüre unter dem Titel: „De l'unité européenne."

Von Antonin Macé's „Cours d'histoire des temps modernes" erschien der zweite Theil mit dem Epigraph: Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem. Dieser Band beantwortet meist alle Fragen der Literatur und Geschichte, welche der zweite Theil des von allen Facultäten des Reichs adoptirten Programms für das wissenschaftliche Baccalaureat aufstellt. Man rühmt an dem Werke Einfachheit und Klarheit wie die Methode, und die gewissenhafte Gelehrsamkeit überhaupt.

Achille Jubinal, der schon früher die Tapeten der alten Abtei von La Chaise-Dieu in seinem vom Institute gekrönten großen Werke herausgegeben hat, veranstaltete neuerlichst von dem Todtentanz aus dem 15. Jahrhundert, welcher als Fresko die Mauern der alten von Clemens VI. gestifteten Kirche schmückt, ein schönes Facsimile, welches ungefähr 10 Fuß Länge hat, und gab eine detaillirte Erklärung dazu. Vorausgeschickt sind interessante Untersuchungen über die Denkmäler dieses Genre, ihren Ursprung, ihre Geschichte, ihre Bibliographie u. s. w. Dieser schöne Stich, nach Art der „römischen Volumina" auf Leinwand gezogen, stellt 63 Personen dar, die meisten in den kostbaren Costumen der Zeit Ludwig's XI., die andern sind grimassirende Gerippe, ähnlich denjenigen des dem Holbein zugeschriebenen Todtentanzes. In einer infernalischen Runde ziehen sie den Papst, den Kaiser, den König, endlich die ganze Welt hinter sich her. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 54. — 23. Februar 1841.

Die deutsche Bürgerschule. Schreiben an einen Staatsmann von Karl W. E. Mager.

(Fortsetzung aus Nr. 53.)

Wir möchten uns um keinen Preis in eine so anstands- und würdelose Polemik wie die unsers Doctors einmischen, wollen weder für Thiersch, den Hr. Mager am meisten, fast auf jeder Seite hudelt, und der leider einen solchen Ton durch seinen eigenen provocirt hat, Partei nehmen, auch da nicht, wo uns sein Gegner Unrecht gegen ihn zu haben scheint, noch die Sache des „süddeutschen Liberalismus", dem zunächst die Ausfälle Hrn. Mager's gelten, zur unsern machen, oder Hrn. v. Rotteck gegen ihn in Schutz nehmen, gegen welchen er Angriffe vom Zaune bricht und dessen Andenken durch solche Ausfälle nicht geschadet werden kann, der, wenn er noch lebte und eine Entgegnung für werth gehalten, den Anstand nicht verleugnen haben würde, wie er denn im Streite nie zu Verdrehungen und Misdeutungen sich erniedrigte, nie seine Freude daran hatte, den Gegnern Rippenstöße zu versetzen, wovon der Charakter der Polemik Hrn. Mager's besteht, an dessen eigenes Bewußtsein wir nun appelliren wollen, ohne uns auf die Sachen mehr einzulassen, als eben unumgänglich ist.

Wir haben bereits einen und den andern Selbstwiderspruch berührt, in welchen er geräth, wie wenn er die Absicht verkündet, die Gegner bekehren zu wollen, und dann, statt die Kraft des überzeugenden Worts, die Stärke seiner Argumente zu erproben, oder es mit der Milde gewinnender Rede zu versuchen, damit anfängt, die Gegner in das Gesicht zu schlagen, und mit Losdreschen auf sie fortfährt und beschließt. Man mag das nennen, wie man will, aber Bekehren kann es doch unmöglich heißen. Hr. Mager kann schwerlich in Abrede stellen, daß seine Polemik die äußerste Grenze des Übermuths erreicht, und doch erklärt er, obwol seine Schrift zum Schutze der Wahrheit geschrieben worden, habe sie doch nicht den Muth, Spinoza's veritas norma sui et falsi auf sich anzuwenden. Was liegt hierin aber Anderes, als das Eingeständniß, daß er sich in Dem, was ihm Wahrheit ist, nicht sicher fühlt, und hätte ihn das nicht gerade dahin führen müssen, die Schärfe oder doch die äußerste Schärfe zu meiden? Wer zu viel beweisen will, beweist nichts, und wer im Tadel übertreibt, vermindert oder zerstört den Eindruck desselben. Ist es aber nicht offenbare Übertreibung, wenn Hr. Mager, um aus vielen Beispielen eins auszuwählen, sagt: „Hr. Thiersch kann nicht drei Zeilen schreiben, ohne über Menschen oder Dinge zu irren." Und wie reimt sich dies damit, daß er auf einer andern Seite sagt: „Natürlich sind wir nicht der Meinung, daß bei uns eitel Licht sei, bei den Gegnern eitel Finsterniß: jeder menschliche Irrthum enthält zugleich etwas Wahres und besteht nur durch dieses Wahre." Sehr richtig! Und diese Wahrheit spricht Hr. Mager aus, kennt sie also, hat sie sich desto weniger wahrhaft angeeignet, denn er schreibt und behandelt dabei die Gegner genau, als wenn „eitel Finsterniß" bei ihnen, „eitel Licht" bei ihm wäre. Da ist denn doch die Leidenschaft und ihre Verblendung, so zu sagen, mit Händen zu greifen; und das ist sie gleichfalls, wo Hrn. Mager's Diatriben in ein wirkliches Schimpfen, ein kleinliches Aufstechen, ein, um nicht mehr zu sagen, recht ordinaires Herunterhunzen ausarten, während er, zur Veranschaulichung des Sprüchleins vom Balken im Auge am eigenen Beispiele, den eigenen Fehler an Thiersch als „Gassenjungenart" S. 66 tadelt, ihn S. 67 wiederholt und zugleich einfließen läßt, daß den Schuldigen (Thiersch) die verdiente Strafe bereits (durch Schmitthenner) ereilt habe. Also auch noch eine Ilias post Homerum! Welche Lust am Büttelgeschäft! Und was soll und wird die heranwachsende Jugend, in deren Hände solche Streitschriften oft genug fallen, dazu sagen, und welchen Eindruck muß es auf sie machen, wenn sie Lehrer, gefeierte Lehrer unter denselben, Bildungsmangel beweisend, über ihre (der Jugend) Bildung in solchem Tone zanken, sich einander herunterreißen hört, sich katzbalgen sieht, ohne Rücksicht auf die guten Sitten, zu welchen die Lehrer sie bilden wollen, ohne Spuren jener Selbstbeherrschung, welche sie durch die Lehrer lernen soll? Ja, wenn hier ritterliche Zweikämpfe bestanden würden! Aber es sind Raufereien, Borerkämpfe. So schämt Euch doch, Ihr Herren, und habt wenigstens Achtung vor der Jugend, deren Bildung Ihr Eure Thätigkeit widmet, der Ihr vor Allen Achtung schuldig seid, wenn Ihr vor den Erwachsenen keine Scheu tragt.

Nicht ganz so bissig vielleicht, aber ebenso leidenschaftlich, vorlaut und übermüthig spricht Hr. Mager vom süd-

deutschen Liberalismus, dem constitutionnellen Wesen, den Koryphäen desselben. Gesetzt, daß er in allen seinen hier in Betracht kommenden Äußerungen Recht hätte, macht er sich doch jedenfalls einen häßlichen Flecken durch die Roheit und Trivialität derselben. Es wird ihm, wenn er z. B. Rotteck geradezu wie einen dummen Jungen behandelt, nur zu einer sehr geringen Entschuldigung gereichen, daß es dem Schulmanne nicht ganz leicht sein mag, den Schulmeisterton abzulegen. Wie man auch von Rotteck als Schriftsteller urtheilen mag, so wird, von den Freunden des Junker- und Pfaffenthums abgesehen, nur von Wenigen geleugnet werden, daß seine Ansichten und seine Vertretung derselben schon als Gegengewicht gegen schlechte und unheilvolle Tendenzen und Principien ein wohlthätiges und wichtiges Element in den neuern nationalen Entwickelungen gewesen ist und als solches gewirkt hat; und jedenfalls kann darüber nur eine Meinung sein, und ist darüber nur eine Meinung, daß er ein Ehrenmann, ein deutscher Mann und feuriger Patriot, ein Überzeugungstreuer, ein Geprüfter und Bewährter, ein Charakter war in einer Zeit, wo Charakter sehr nöthig und nicht ebenso häufig wie Brombeeren ist; daß er nicht blos Bücher geschrieben hat, sondern ein Buch, das eine That war und dessen wahrer Bedeutung Hrn. Mager's Scharfsinn freilich nicht auf die Spur gekommen ist; und daß er überhaupt noch etwas mehr als Bücherschreiben gethan hat, im Auslande den Zierden deutscher Nation zugezählt und im Inlande weithin hoch geehrt, freilich auch und zwar zumeist von Seiten der Reactionaires und Finsterlinge, der Junker und Pfaffen gehaßt, von den Feinden selbst aber trotzdem geachtet ward. Wenn nun Jemand einen solchen Mann wie einen Schulbuben hudelt, mit gesuchter übervornehmer Verachtung von einem Rotteck redet, so wird natürlich gefragt: wer spricht denn so, wie heißt er, wer ist er, was hat er gethan? Im vorliegenden Falle lautet die Antwort: Mager, Dr. Mager; er hat ein paar Schulschriften geschrieben und im Friedensjahre 1827 in der Artillerie gedient, wie man aus seiner neuesten Schrift von ihm erfährt, in welcher er dem Begriffe der Bürgerschule auf die Spur gekommen; er hat in selbiger noch mehr Schriften angekündigt, und würde bei seiner Unbedeutenheit die Frage nicht veranlaßt haben, wenn er sich gekannt und wirklich lieb gehabt hätte; denn er hat, ein Doctor der Philosophie, noch nicht gelernt durch rechtzeitiges Schweigen ein Philosoph zu bleiben, er hat, ein Lehrer, noch viel wichtige und nöthige Dinge nicht gelernt, die ein Lehrer wissen sollte, nämlich unter Anderm dem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren lassen, Männer achten, unnöthigen Hader meiden, schonungswürdige Gefühle schonen, besonnen statt ohne Einsicht, kopflos und unter handgreiflichen Widersprüchen reden. Er läßt sich herab zu dem Bekenntnisse, Achtung vor der allgemeinen Meinung zu hegen, „was Hunderttausende für wahr und recht halten", sagt er, „das kann nicht ganz grundlos, wol aber kann meine abweichende Meinung irrig sein". Vortrefflich gesagt, aber o weh! Hunderttausende achten Rotteck, theilen seine Ansichten, lesen seine Schriften mit Zustimmung oder doch mit Anerkennung ihrer Tendenz, ihres Geistes, der in ihnen sich aussprechenden Gesinnung; zum wenigsten die Hälfte der Nation, zumal der Gebildeten in ihr steht auf der Seite des constitutionnellen Liberalismus, und wo bleibt nun die Übereinstimmung zwischen dem vortrefflichen Dictum Hrn. Mager's und den Ausdrücken des Hohns, der Verachtung, den muthwillig an den Haaren herbeigezogenen Ausfällen, womit er überhäuft, was Hunderttausenden wahr und recht und ehrwürdig ist. O der Ironie des Schicksals! Kaum hat er den Adel todtgesagt unter Lobpreisung Preußens, und was geschieht? Kaum hat er in das Horn der begünstigten Meinung gestoßen, auch seinerseits dem Liberalismus, den Constitutionen einen Streich versetzt, einige der wohlfeilen und gefälligen, gefahrlosen, preußisch vornehmen, misgünstigen Urtheile darüber repetirt, und seine Meinung zeigt sich so recht sonnenklar als eine irrige; kaum hat er in die Welt hineingeschrieben, während in den süddeutschen Staaten das Verständniß manchmal gefehlt, habe in Preußen der Bürger den Staat verstanden und gewisse Foderungen nicht gemacht, und diese Foderungen treten hervor mit einer Klarheit, Bestimmtheit, Gewalt, einem Gewicht, daß die Gesinnung, die Allgemeinheit der Gesinnung, welche sie hervortrieb, durch nichts mehr abgeleugnet werden kann, und allein schon die königsberger Verhandlungen beweisen, wie weit und wie tief der so schnöde, so geringschätzig behandelte und abgewiesene Liberalismus in den preußischen Gemüthern verbreitet, in sie eingedrungen oder vielmehr in ihnen zurückgeblieben ist. Denn wohl zu merken, der constitutionnelle Liberalismus ist am Ende doch eine Consequenz des preußischen Regenerationssystems aus den Jahren der französischen Übergewalt, das ohne Volkszustimmung verlassen wurde; und dies ist nun klar geworden wie der Tag. Mag man sich drehen und winden, wie man will, noch so fein oder sophistisch distinguiren, noch so zuversichtlich betheuern, die Preußen hätten bereits alles Gute, das durch das Repräsentativsystem kommen könne, verachteten die papiernen Constitutionen und fühlten sich vollkommen befriedigt in den Formen ihres Staatslebens: es ist zu klar geworden, es ist der Liberalismus, es sind die constitutionnellen Ideen, die auch in Preußen die Mehrheit der Gebildeten beherrschen, die bisher nur geschmäht und gescholten sind von einer geringen, lärmenden, radotirenden Minorität, die ebenso unedelmüthig als arrogant die Gunst misbrauchte, die für ihre Ansicht eine Art von Redefreiheitsmonopol gewährte.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Gedanke über Geschichtschreibung.

Geschichtswerke sind im Allgemeinen zweierlei Art, einmal Producte Solcher, welche Theil an den Ereignissen genommen, die sie beschreiben, oder mindestens zu der Zeit gelebt haben, wo jene Ereignisse sich zugetragen, und zweitens, aus dergleichen Schriften unter Benutzung anderer Documente zusammengestellte Erzählungen, deren Zweck es ist, ein lebendiges Zeitgemälde, eine philosophische Ansicht menschlicher Leidenschaften und Motive oder eine Sammlung politischer und geselliger Maximen

zu liefern, je nachdem die erzählten Vorfälle zu Illustration des Einen oder des Andern dienen können oder dienen sollen. Geschichtswerke erster Art gelten für Originale; die der zweiten Gattung könnten Copien heißen.

Wird Jemand gefragt, welche von beiden Gattungen ihm die glaubwürdigste dünkt, nennt er in der Regel die Originale. Er würde aber gleich wenig oder gleich sehr irren, wenn er die Copien nennte. Als Sir Walter Raleigh seine Weltgeschichte schrieb, hörte er einen Zank unter seinem Fenster. Bald nachher besuchte ihn ein Freund und erzählte den Zank auf eine Weise, die mit Dem, was der Geschichtschreiber selbst gehört, schlechterdings nicht übereinstimmte. Ein anderer Freund kam dazu, und was dieser über den Zank berichtete, war weder, was der Erste erzählt, noch was Sir Walter gehört hatte. Da wollte Letzterer sein Heft ins Feuer werfen, „denn", sagte er, „wenn ein unbedeutender Vorfall der letzten Stunde von drei Ohrenzeugen verschieden erzählt wird, wie kann ich hoffen, einen der Wahrheit treuen Bericht von Dingen zu geben, die zum Theil vor drei Jahrtausenden geschehen sind?" Wäre diese geschichtliche Anekdote auch unwahr, würde sie doch um nichts weniger wahrscheinlich sein. Sully erzählt etwas Verwandtes. Nach der Schlacht von Aumale hatte Heinrich IV., leicht verwundet, sich zu Bett gelegt und seine Oberoffiziere um sich versammelt. Man sprach vertraulich von den Gefahren des Tags, und „sonderbar", schreibt Sully, „unter uns Allen waren nicht Zwei, die in Betreff irgend einer Hauptsache miteinander übereinstimmten". Dabei macht der englische Übersetzer von Sully's Memoiren die Anmerkung, daß, obgleich die von Sully erzählten militaria von einer Menge Schriftsteller, auch von Zeitgenossen erzählt würden, doch nicht bei Zweien die Beschreibungen allenthalben gleichlauteten. Dasselbe ist mit den Berichten über die Flucht der französischen Königsfamilie im Juni 1791 der Fall. Die eigene Beschreibung Ludwig's XVIII. wird widersprochen, und es scheint wirklich, daß, je wie einer zur Rechten oder Linken des Wagens gestanden, er nur links oder rechts gesehen hat. Beweisbeispiele solcher Art ließen sich unzählige anführen; doch wozu? Wer liest heutzutage nicht wenigstens Ein belletristisches Journal; welches belletristische Journal ist heutzutage ohne Correspondenzen, und aus welchem Orte der bewohnten Erde wird heutzutage nicht correspondirt? Also muß Jedermann einen Correspondenzartikel aus seinem Wohnorte gelesen und darin Ereignisse geschildert gefunden haben, die entweder, seines Wissens, sich ganz anders zugetragen oder die er selbst ganz anders beschrieben haben würde. Das überhebt weiterer Beweisführung. Es wäre indessen ungerecht, die unter sich variirenden Berichterstatter von vornherein in ihren Motiven zu verdächtigen. Sie berichten von den individuellen Standpunkten aus, von welchen sie das Ereigniß mit angesehen. Daher die Verschiedenheit der Ansicht, wie bekanntlich unter hundert Menschen, die einen und denselben Regenbogen sehen, jeder einen andern sieht; denn unter hundert sind nicht zwei, in deren Augen die Sonnenstrahlen sich genau in dem nämlichen Winkel brechen. Dennoch sieht jeder einen Regenbogen. Nun ist es aber auch andem, daß nicht alle Erzähler der Wahrheit treu bleiben wollen oder können. Manche können nicht, weil die Leuchte ihres Verstandes zu dunkel brennt und ihre Beobachtungsgabe eine schwächliche ist. Manche wollen nicht, eben weil sie nicht wollen, und da kommt nichts darauf an, ob Interesse oder Vorurtheil ihren Willen beherrscht. Dabei liegt es in der Natur der Sache, daß die Verschiedenheit der Angaben sich in demselben Grade mehren muß, in welchem die betreffenden Gegenstände, statt sichtbare Vorfälle zu sein, eine unsichtbare Reihe politischer Bewegungen sind. Man findet das oft in Einem Zeitungsblatte bestätigt. Die Folgen machen sich in der zusammentragenden Geschichtschreibung geltend. Hier sollen die Originalangaben gegeneinander abgewogen und diejenigen verworfen werden, die sich geradezu als falsch herausstellen oder am wenigsten glaublich sind. Ein philosophischer Geist, der überdies in kühler Entfernung von den Ereignissen schreibt, kann sich über die Vorurtheile erheben, die auf Schilderung von Charakteren und Handlungen influirt haben. Das ist aber auch ziemlich Alles, was er gegen die Originalschriftsteller voraus hat. Hinsichtlich der Thatsachen ist er an sie gewiesen, und da kann es geschehen, daß, indem er das mindest Wahrscheinliche verwirft, er das mindest Wahre wählt, denn Wahrheit und Wahrscheinlichkeit gehen nicht immer Hand in Hand. Daher muß eine auf das Princip vergleichender Glaublichkeit basirte Wahl oft irre führen. Zweitens ist Entfernung von Ereignissen keine unbedingte Schutzwehr gegen Parteilichkeit. In der Regel hat Jeder seine vorgefaßten Meinungen, seien es politische, religiöse oder moralische. Die bestimmen ihn unwillkürlich bei Auswahl der Thatsachen und schieben ihm Farben unter, welche die Wahrheit des Gemäldes stark entstellen. Mitford und Gillies haben jeder eine Geschichte Griechenlands geschrieben. Beide sind gelehrte und brave Männer; aber der eine ist Aristokrat, der andere Demokrat. Demgemäß sieht Mitford in der Größe Griechenlands eine Folge des bisweiligen Übergewichts der Aristokratie, und Gillies folgert Dasselbe aus dem bisweiligen Übergewichte der Demokratie.

Eine dritte Quelle vielfacher Irrthümer, namentlich der neuern Historiographen, besteht darin, daß die Erzählung, wie sie's nennen, fließen soll. Da verschwemmt sothaner Fluß nicht selten Ereignisse, Charaktere, Unterhandlungen und die ganze Zeitphysiognomie. Vergleiche man nur unsere eleganten, lebendigen Geschichtserzählungen mit den einfachen, demüthigen Chroniken, aus denen sie compilirt worden, und die der Geschichte angethane Gewalt springt in die Augen. In Walter Scott's „Erzählungen eines Großvaters" kommt bei König Robert Bruce's Heereszug in Irland folgende Stelle vor: „Eines Morgens wurde Bruce von den Engländern und ihren irischen Verbündeten hart gedrängt. Er hatte nämlich seinem Heere geboten, den Rückzug schleunigst fortzusetzen, denn inmitten eines ihm feindlich gesinnten Landes gegen viel zahlreichere Truppen eine Schlacht zu wagen, wäre höchst unklug gewesen. In Begriff, sein Roß zu besteigen, hörte König Robert das verzweiflungsvolle Geschrei eines Weibes. „Was gibt's?" fragte er und erfuhr von seiner Umgebung, daß eine arme Frau, eine Wäscherin, die eben ein Kind geboren, weil sie zu schwach, mit dem Heere zu ziehen, zurückbleiben solle, daß sie so laut schreie, weil sie fürchte, den Irländern in die Hände zu fallen, die für sehr grausam gälten, daß es aber an Wagen oder sonstigen Mitteln fehle, sie und ihr Kind fortzuschaffen, und daß daher, falls das Heer seinen Rückzug fortsetze, Beide nothwendig zurückbleiben müßten. Da schwieg der König einen Augenblick, schwankend zwischen dem Gefühl der Menschlichkeit, welches die Noth der armen Frau in ihm angeregt, und zwischen der Gefahr, welcher ein Anhalten sein Heer aussetzen würde. Endlich blickte er im Kreise seiner Offiziere umher und Feuer sprühte aus seinen Augen. „Nein, meine Herren", rief er, „nie soll es heißen, ein Mann, den ein Weib geboren und eines Weibes Pflege groß gezogen, könne eine Mutter sammt Säugling der Gnade von Barbaren preisgeben. Im Namen Gottes, Überzahl und Gefahr sei, welche sie wolle, lieber will ich mit Edmund Butler fechten, als diese armen Geschöpfe verlassen. Hemmt daher den Rückzug und führt das Heer in Schlachtordnung!" Diese Anekdote hat einen sonderbaren Schluß: „Als der englische General, wohlwissend, daß der schottische König einer der besten Feldherren seiner Zeit, ihn Halt machen und eine Schlacht anbieten sah, meinte er, Robert müsse bedeutende Verstärkung erhalten haben, und mochte ihn deshalb nicht angreifen. Und so hatte Bruce Gelegenheit, die arme Frau und ihren Säugling wegzuschaffen und seinen Rückzug bequem fortzusetzen, ohne daß der gemachte Halt ihm Schaden brachte." So schreibt Walter Scott. Barbour, in seinem Heldengedichte „The Bruce" erzählt den Vorfall etwas anders, in Prosa folgendermaßen: „Dort lagerten sie zwei oder drei Tage und rüsteten sich dann weiter zu ziehen. Und wie sie Alle gerüstet waren, hörte der König ein Weib schreien. Flugs fragte er, was es sei? „Es

ist doch Mitleid, Herr", antwortete einer, „das ihm Kindes wegen bekommen hat und zurückbleiben muß, deshalb schreit sie so jämmerlich." Da sagte der König: „Fürwahr, es wäre traurig, müßte sie in solchen Umständen zurückbleiben, denn ich meine, es gibt keinen Mann, der einer solchen Frau sich nicht erbarmte." Dann hielt er sein ganzes Heer an und gebot ein Zelt aufzuschlagen, hieß die Frau eiligst hineingehen und befahl andern Weibern bei ihr zu bleiben, bis sie entbunden worden, und dann ritt er seines Wegs. Ehe er aber fortritt, ordnete er an, wie sie nachgeschaffen sei. Und es war eine große Artigkeit, daß ein solcher König und ein so mächtiger all sein Volk in solcher Weise anhielt um eines armen Waschweibes willen. Hierauf zogen sie weiter nordwärts durch ganz Irland." Dies ist die Quelle, aus welcher Walter Scott seine Darstellung geschöpft hat, und welche Freiheit er sich mit dieser Quelle genommen und was er ihr beigemischt, um die Erzählung „fließend" zu machen, liegt auf der Hand. Auch ließt es sich gut; nur ist es nicht Geschichte, sondern Dichtung.

Hume's „Geschichte von England" genießt anerkannten Ruhm. Dennoch fehlt es ihr nicht an, gleichviel durch was veranlaßten, Abweichungen von der Wahrheit. Zwei Beispiele statt vieler. „Von seinem Urtheile bis zu seinem Tode", berichtet Hume von Karl I., „schlief der König so ruhig wie immer, obschon der Lärm der am Schaffotte beschäftigten Arbeitsleute sowie anderer, die Hinrichtung betreffenden Vorbereitungen ununterbrochen in seinen Ohren klang." Nun weiß man, daß der König vor dem Palaste in Whitehall enthauptet wurde, und Herbert, des Königs Begleiter, erwähnt in seinen Memoiren ausdrücklich, daß der König im St.-James-Palaste gewohnt und erst am Morgen seiner Hinrichtung nach Whitehall gekommen sei. Die zwischenliegende Entfernung machte das Hören des Lärms unmöglich. Hume hat das übersehen, oder vielmehr, nicht sehen wollen. Er bezieht sich auf die Autorität des Clement Walker, und Walker sagt zwar so, widerspricht sich aber schon auf der nächsten Seite, wo er anführt, daß der König an jenem Morgen von St.-James nach Whitehall gegangen sei. Dazu kommt, daß in Herbert's Manuscript, das in der Advocates' library zu Edinburg sich befindet, wo Hume Bibliothekar war, die betreffende Stelle von Hume mit Bleistift angestrichen worden ist, er folglich gewußt hat, wie die Sache sich verhalten. Zweites Beispiel. Da, wo Hume von Karl's II. Versteck in der Eiche zu Boscobel spricht, bemerkt er, mehre Soldaten, in Aufsuchung Karl's begriffen, seien so nahe an ihm vorübergegangen, „daß er selbst gehört, wie eifrig sie den Wunsch ausgedrückt, sich seiner zu bemächtigen". Auch erwähnt er, Karl habe 24 Stunden in der Eiche gesessen. Der König hingegen erzählt — und man sollte meinen, der hätte es wissen können — er habe einen Tag, von früh bis Abend, in der Eiche zugebracht und in bedeutender Entfernung Soldaten gesehen, die den Wald von Flüchtlingen gesäubert, ohne vermuthlich auch nur mit einem Gedanken an ihn zu denken. Wie Karl's Aufenthalt in der Eiche ein nach Hume's Angabe in England hundertmal abconterfeites Wirthshausschild, so ist Ludwig's XVI. Abschied von seiner Familie ein historisches Tableau, „beschrieben, besungen, gemalt und gestochen", und — keine Sylbe davon wahr, laut eigenhändigen Zeugnisses der Herzogin von Angoulême.

Eine andere Classe historischer Unwahrheiten sind die sogenannten Mots berühmter Leute. Fliehend aus der Schlacht von Cressy, ruft Philipp von Valois bei seiner Ankunft vor den verschlossenen Thoren der Feste Braye: „Ouvrez, ouvrez, c'est la fortune de la France!" Da das gar nicht übel klingt, haben alle Geschichtschreiber es aufgenommen. Nur Froissart, der Originalerzähler des Vorfalls, sagt, der König habe ganz zahm, aber sehr natürlich ausgerufen: „Ouvrez, ouvrez; c'est l'infortuné roi de la France."

Ein geschichtliches Stereotyp sind die Worte Franz I., die er vom Schlachtfelde von Pavia seiner Mutter schrieb: „Alles ist verloren, nur die Ehre nicht." Neuerlich ist nachgewiesen worden, daß Franz vom Schlachtfelde weg seiner Mutter gar nicht, sondern erst später geschrieben hat, und da heißt es in dem noch vorhandenen Briefe nach dem Berichte von der verlorenen Schlacht: „Was das Nähere meines Unglücks anlangt, so ist mir nichts geblieben außer Ehre und Leben." Das ist allerdings die Idee des Mot; sie verliert aber viel von ihrem Marke dadurch, daß sie nicht als Ausbruch eines königlichen, vom Unglück getroffenen Gemüths erscheint.

In ähnlicher Weise soll Heinrich IV. nach der Schlacht von Arques an Crillon geschrieben haben: „Hänge dich, braver Crillon; wir haben geschlagen und du warst nicht dabei." Verschiedene Briefe Heinrich's an Crillon existiren noch, und einer derselben fängt an: „Hänge dich." Der datirt aber lange vor der Schlacht von Arques. Heinrich schrieb ihn bei der Belagerung von Amiens und er ist keineswegs kurz. Abgesehen daher, daß die Stärke des Mot durch die Länge des, einen zurückgetriebenen Ausfall berichtenden Briefs beträchtlich gemindert wird, bleibt daran kaum noch etwas Bemerkenswerthes, sobald man erfährt, daß: hänge dich, eine von Heinrich's Lieblingsphrasen war. Sie findet sich in seinen Briefen an Biron, Harambure u. A. Wenn alles dies den Glauben an die Wahrheit der historischen Thatsachen erschüttert, wie steht es da um die Behauptung eines neuern Geschichtschreibers, daß die Geschichte eine durch Beispiele lehrende Philosophie sei? Antwort: — — —. 74.

Notizen.

Barrère als Schriftsteller.

Der vor kurzem zu Tarbes im Departement der Obern Pyrenäen verstorbene Bertrand Barrère war sowol Mitglied der 1789 einberufenen Reichsstände, als auch des Convents gewesen. In letzterm führte er bei Beginn des Processes Ludwig's XVI. den Vorsitz und ward dem zufolge während der Restauration als Königsmörder aus Frankreich verbannt. Er war fast der letzte von den Girondisten; in ihrer Blütenzeit führte er den unbeneidenswerthen Titel eines Anakreon der Guillotine. Außer andern bemerkenswerthen Rollen, die er während der Revolution, des Consulats und der kaiserlichen Herrschaft spielte, trat er auch als Schriftsteller und Journalist auf. Während der constituirenden Versammlung gab er eine Zeitung unter dem Titel „Le point du jour" heraus, eine der ersten literarischen Früchte der Revolution; später, 1804, das „Mémorial antibritannique". Er übersetzte, wie man sagt, auf das Ansuchen Napoleon's den Ossian ins Französische; ebenso einige Werke Tasso's; auch verfaßte er ein Werk über die Rechte der Neutralen und einen Seecodex. Ein Correspondent der „Times" nimmt auch die gewöhnlich als von Napoleon herrührend bezeichnete Benennung der Engländer als eine „Krämernation" für ihn in Anspruch.

In Belgien sind vom November 1839 bis November 1840 320 Originalwerke erschienen und zwar 218 in französischer, 92 in flämischer, 6 in lateinischer und 4 in deutscher Sprache. Im J. 1839 betrug die Zahl 300. Die erstern vertheilen sich ihrem Inhalte nach folgendermaßen: belgische Geschichte 52; Literatur 63; Biographien 11; Numismatik 4; Grammatik und Lexikographie 14; Literaturgeschichte 1; öffentlicher Unterricht 9; Ascetik 9; Medicin, Chirurgie, Gesundheitslehre und Anatomie 15; Strategie 3; Bibliographie 6; politische und religiöse Flugschriften 10; Gesetzgebung 10; Statistik, Staatswirthschaftslehre 15; Mathematik 6; schöne Künste 4; Heraldik 2; Mineralogie 1; Taschenbücher und Almanachs 17; periodische Sammelschriften 24; verschiedenen Inhalts 24. Die Summe der hier aufgeführten Zahlen, wie sie im „Athenaeum" aufgeführt sind differirt aber um minus 20 von der oben angegebenen und entspricht nicht dem Gesammtbetrage von 1840, sondern dem von 1839. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 55. — 24. Februar 1841.

Die deutsche Bürgerschule. Schreiben an einen Staatsmann von Karl W. E. Mager.

(Beschluß aus Nr. 54.)

Man kommt nicht recht dahinter, was Hr. Mager eigentlich unter süddeutschem Liberalismus versteht, oder was er davon tadelnswerth findet. Es scheint, er habe wenigstens zumeist die französirenden Ansichten einer untergeordneten Fraction, eines Theils vom Troße der süddeutschen Liberalen im Sinn, die aber als so gut wie vorübergegangen zu betrachten sind, wie die Ansichten auch nur der Mehrheit der süddeutschen Liberalen waren, und am wenigsten Rotteck Schuld gegeben werden können, den er doch wieder hauptsächlich auf dem Korne hat. Es erhellt daher nur so viel aus dem wüsten und haltlosen Gerede, daß er das Qui bene distinguit, bene docet gänzlich versäumt, keine Ahnung von der Wahrheit zeigt, daß jedes System, und so auch namentlich das constitutionnelle, an seinem Orte und zu seiner Zeit gut ist, seine Vorzüge besitzt, ja daß die deutsche Wissenschaft das constitutionnelle Princip zu dem ihrigen gemacht, es auf den Thron gehoben; daß seine Vorstellungen von denselben die verworrensten von der Welt sind, daß er dem Liberalismus als Schuld aufbürdet, was vielleicht diesem oder jenem Anhänger, oder gar was den Gegnern desselben zur Last fällt, und mit einem Worte, daß seine Angriffe alle denkbaren Eigenschaften des Gehässigen, Einseitigen und Perfiden haben. Wir wollen dies durch ein paar Exempel erläutern. So rühmt er das volksthümliche preußische Heerwesen, wonach Alle Krieger sind, und tadelt sodann das in den „quasiconstitutionnellen" süddeutschen Staaten bestehende System, aus welchem die „stupid-egoistische Gesinnung" des süddeutschen Liberalismus hervorgehen soll. Er nennt es weiter „baare Thorheit, wollte man den Liberalismus noch für fähig halten, Gründe, die aus der Natur und dem Begriffe der Sache fließen, zu begreifen", wendet sich aber mit, aus dem Nutzen und Schaden der Dinge hergenommenen Gründen an die „am wenigsten borirten Führer der süddeutschen Liberalen" und schließt mit der Insinuation, daß dieselben von vornherein entschlossen sein möchten, „Felonie am Reiche zu begehen". Jastein, Welcker, Rotteck, Pfizer, Schott, Römer und wie sie sonst heißen, die Führer des süddeutschen Liberalismus, und Felonie am Reiche begehen! Man traut doch in der That seinen Augen kaum, wenn man dergleichen liest. Und soll man sich mehr über die Frechheit, die Ignoranz oder die Verdrehung wundern? Jedermann weiß es doch, daß das in Süddeutschland bestehende Heersystem vom Liberalismus mit nichten geschaffen ist, daß gerade die „borirten" Führer der Liberalen an seiner Umwandelung kräftigst gearbeitet, sich laut und wiederholt gegen dasselbe erklärt und ein volksthümliches gefodert haben. Jedermann kennt, um nur paar bestimmte Thatsachen hervorzuheben, Welcker's bezügliche Motion, Rotteck's so vielfach ausgesprochene und ausgeführte Ansichten über ein volksthümliches Heerwesen und dessen Nothwendigkeit; Jedermann weiß es, daß eben Rotteck den Grundsatz vorangestellt und nach allen Seiten zu begründen, zu empfehlen sich bemüht hat: die ganze Nation — d. h. der streitfähige Theil derselben — bildet das Heer oder die bewaffnete Macht: und Hr. Mager bezüchtigt ihn und seine Meinungsfreunde, sie „fänden es bequemer, für ein paar hundert Gulden einen armen Teufel die Muskete tragen zu lassen, als sie selbst zu tragen, wie es die Preußen und Schweizer thun."

Man kann sich nach solchen Wahrheits-, Beurtheilungs- und Gerechtigkeitsproben nicht mehr wundern, wenn Hr. Mager nicht etwa diesem oder jenem Liberalen, oder dem großen Haufen unter den Constitutionnellen, sondern diesen überhaupt die Oberflächlichkeit — sie ist es wahrlich nicht, die ihnen den tiefen Haß von gewisser Seite erregt — Schuld gibt, die Mängel des französisch-englischen parlamentarischen Systems gar nicht zu ahnen, oder zu glauben, „was Wunder damit gewonnen sei, wenn man die fürstlichen Diener in Staatsdiener umgetauft hat". Man kann sich nicht mehr wundern, wenn er die Schuld des Quasiconstitutionalismus hervorhebt und sie den Liberalen aufbürdet, indem er die Sache so stellt, als wäre der Quasiconstitutionalismus eben Das, was sie wollten, während sie ihn doch fortwährend bekämpfen und eben darum in der Opposition, oder auch verfolgt, sind suspendirt, removirt, pensionirt, incarcerirt u. s. w., während sich die Kapfern, die bei jeder Gelegenheit dem Liberalismus in die Waden fassen und Preußen und dessen Institutionen und Regimentsprincipien preisen, sonderlichen Leiden oder Fährlichkeiten nicht aussetzen. Er wünscht und will praktische und theoretische Theilnahme des Volks

an den allgemeinen Angelegenheiten und sagt kein Wort davon, daß eben die Constitutionnellen hierauf mit allen Kräften hinarbeiten, eben hierin von Seiten des Anticonstitutionalismus Widerstand finden; weiß es recht gut, geht aber sacht darüber hinweg, daß eben jene Theilnahme in den constitutionnellen Ländern offenbar allgemeiner und lebendiger ist als im absolutistischen Preußen, und übersieht gänzlich, was so nahe liegt, daß er eben nur von den Liberalen, wie die Sachen stehen, erwarten kann, daß sie in seine auf Förderung politischer Bildung gerichteten Vorschläge einzugehen geneigt sind — von ihnen, die er auf jede Weise mishandelt. Er beklagt es, daß nur gar wenige Gebildete in den preußischen Städten im Besitz eines Exemplars der Städteordnung oder des Landrechts sein dürften, daß die meisten Deutschen ihre Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten auf das Lesen einer Zeitung beschränken, klagt über die Misère des deutschen Zeitungswesens! Wenn er nun hätte sehen wollen oder vor Leidenschaft und Vorurtheil können: hier stand er dicht vor der Erkenntniß der Mängel des in Preußen einige Jahre daher befolgten Systems, das er blind lobhudelt, hier mußte sich ihm die Betrachtung aufdrängen, welch ein Widerspruch zwischen der Schöpfung und der Erhaltung und Pflege der liberalen preußischen Institutionen stattfindet. Warum hat denn die Städteordnung ihren Zweck, die Volkstheilnahme zu wecken, nur in einem so geringen Maße erreicht, warum sind unsere Zeitungen so jämmerlich, warum ist die politische Bildung der Masse der Nation so mangelhaft, und weiter, warum haben die Constitutionen Quasiconstitutionen immer mehr werden müssen, warum hat kein wahres constitutionnelles Leben erwachen können, warum fehlt es an Öffentlichkeit und Preßfreiheit, an einem kräftigen aufgeklärten Nationalgefühle, und was der ähnlichen Fragen mehr sind? Haben das die Liberalen verschuldet? Hat Welcker die Censur empfohlen, hat Rotteck die Zeitungsmisère herbeigeführt, haben Schott oder Pfizer das Volksgefühl gedämpft, haben die Constitutionnellen die Constitutionen gelähmt, das hannöversche Grundgesetz gestürzt, die Hannoveraner im Stich gelassen, mit einem Worte, haben sie wirklich alles Böse gethan, sind alle Fehler von ihnen ausgegangen, alle Gebrechen des deutschen Wesens ihre Schuld? Wir wollen hier weder das nord- noch das süddeutsche System loben, noch den leicht erweislichen Satz ausführen, daß die constitutionnelle Staatsform in Sachsen, Baden, Würtemberg bei großen Hemmnissen zu manchen günstigen Ergebnissen geführt, die nicht constitutionnelle manche Schattenseite gezeigt, ob auch Hr. Mager so wenig von dieser als von jenen weiß, sondern nur auf die Thatsache hinweisen, wie die schlimmsten jener Gebrechen darin ihren Grund haben, daß nach dem Jahre 1815, auf welches man von Königsberg aus nun wieder zurückgehen möchte, der bisherigen Entwickelung in Preußen eine andere Richtung gegeben wurde, daß man hier das absolutistische, in Süd- und Westdeutschland das constitutionnelle System erwählte und auszubilden suchte, daß somit ein Gegensatz zweier Systeme eintrat, von denen das eine das andere niederhalten wollte, daß eine unselige Verstimmung, ein Verderben drohendes Mistrauen die Folge war. Mangel an Verständniß war von jeher Deutschlands Schwäche, es ist ein unberechenbares Unglück, daß in den übrigen deutschen Staaten Verstimmung gegen Preußen eintrat. Sie kann, obwol sie im Abnehmen ist, Deutschland noch theuer zu stehen kommen. Und gerade sie ist und wird hervorgerufen, genährt, verbittert, das Einverständniß, das noch 1815 wie nie unter den deutschen Volksstämmen stattfand, ist nur zu sehr gestört, namentlich durch Schuld der Leute, die wie Hr. Mager auftreten, wie er reden, höhnen, schelten; und so lange ihr verderbliches Treiben währt in den literarischen und politischen Kreisen, kann es zu keinem echten Einvernehmen, keiner Versöhnung der zwiespältigen Elemente, keiner gegenseitigen Achtung und Förderung kommen, kann keins der beiden entgegenstehenden Systeme zu ruhigem Bestande, zur naturgemäßen Entwickelung gelangen. Möchte der süddeutsche Liberalismus noch so voll von Irrthümern stecken, er müßte, abgesehen davon, daß man Irrthümer durch Bravaden u. dgl. nicht ausrotten kann, geschont werden, und wenn es nur um der Rheinlande willen wäre, welche nun einmal von ihm inficirt sind; und wenn das absolutistische System noch weit erfreulichere Resultate geliefert hätte und frei wäre von allen den Mängeln und Fehlern, von denen es nicht frei ist, so dürfen seine Freunde nicht mit dem, bei ihnen nur zu häufigen, von stets undienlicher eitler Selbstgefälligkeit und Selbstverblendung begleiteten, alles Eigene überschätzenden, alles Fremde mit schnöder Verachtung behandelnden großsprecherischen Übermuthe auftreten, wenn nicht ernste Gefahren, empfindliche Nachtheile für Preußen und Deutschland die bösen Früchte der schlechten Aussaat sein sollen.

Doch wir berühren das weitschichtige Capitel nur obenhin, um eine Frage zu motiviren, die wir an Hrn. Mager zum Schluß zu stellen haben. Er beschuldigt Thiersch, das natürliche Wachsthum des gemeinen Mannes und des Bürgerstandes zum Frommen der Junker und Pfaffen gehemmt wissen zu wollen, als wozu die von ihm vorgeschlagene Herabdrückung des Volksunterrichts das wirksamste Mittel sein würde, fähret dann in den ungemessensten Ausdrücken über ihn her und schließt damit, ihn einen Landes- und Volksverräther zu nennen, ihn des größten Verbrechens zu beschuldigen „was der Mensch begehen kann", und die Vergleichung mit Ephialtes noch zu gut für ihn zu erachten, weil er aller seiner Niederträchtigkeit noch die Heuchelei hinzufüge. Wie nun, wenn wir Hrn. Mager behandeln wollten, wie er Thiersch behandelt, in ähnlicher Weise misdeuten und consequenzmachen, nur den bösesten Willen bei ihm voraussetzen, die von ihm gegebene Veranlassung und Blöße benutzen und ihn, wol mit weit mehrem Schein, des Landes- und Volksverraths bezüchtigen wollten, weil er Mistrauen, Haß und Erbitterung zwischen Preußen und Nichtpreußen, Constitutionnellen und Absolutisten errege; abermals Ansichten, Gesinnungen, Zustände und Männer denuncire, auf denen mächtige Feindschaft schon hinlänglich lastet und

denen die Mittel der vollkommen freien Vertheidigung benommen sind; weil er genau wie die Junker und Pfaffen Männer anfalle, die sich freilich den Haß derselben verdient, und also, indem er daneben wider Junker und Pfaffen mit Worten fechte, seinen Anfällen die Heuchelei hinzufüge; weil er die Gesinnung von mindestens der Hälfte des gebildeten Deutschlands verdächtige, die Staatsformen mit giftiger Gehässigkeit angreife, in denen sich das politische Dasein der Hälfte der deutschen Nation bewegt, in deren gesichertem Bestehen und natürlichem Wachsthume die Hälfte der Nation die Bürgschaft ihres Rechts, ihrer Freiheit und ganzen Wohlfahrt erblickt und ehrt; weil er durch seine Angriffe die eben bezeichnete Kluft erweitern, den bestehenden Zwiespalt unversöhnlicher machen helfe und somit Felonie am Reiche begehe, indem er den äußern Feinden und den innern in die Hände arbeite, den Feinden des Bürgerthums und seines natürlichen Wachsthums, die das Junkerthum wieder emporbringen möchten, die dazu gerathen und sich hergegeben haben, daß der ungescheuteste, den ganzen Rechtszustand Deutschlands in Frage stellende Eingriff in Verfassung und Recht gewagt worden — gewagt worden unter Äußerungen über den Liberalismus, die liberalen Ideen, die Constitutionen beschönigt worden durch Äußerungen über dieselben, gerade wie man sie von ihm, Hrn. Mager, vernimmt.

Doch wir sind weit entfernt von seiner Ungerechtigkeit und Leidenschaft und lassen es bei der Beschuldigung bewenden, daß er eifere, aber mit Unverstand. Wir bezüchtigen ihn nicht „teuflischen Sinnes", wie er solchen, in der That mehr Lächeln als Unwillen erregend, Thiersch andichtet, sondern schreiben ihm allenfalls nur den Sinn eines „dummen Teufels" zu, was wir insofern können, als er so vielfach sich selbst und seinen Zwecken schadet, als er in seiner Hast und Hitze gänzlich übersieht, wie viel wirksamer er von seinem Standpunkte aus den falschen Humanismus bekämpfen konnte, und was das Lächerlichste von Allem ist, übersieht — daß er selbst ein eingefleischter Liberaler ist. Denn wenn er sich einmal gehörig instruiren und ruhig prüfen will, so wird er finden, daß er — wie verschieden manche seiner Ansichten von denen mancher süddeutschen Liberalen in unwesentlichern Punkten sein mögen — gerade in den wesentlichen mit ihnen zusammentrifft, gerade Das erstrebt, was sie erstreben, und von klugen Loyalisten vielleicht den ärgsten und feinsten „Demagogen" zugezählt werden würde. Daß man uns jedoch ja nicht misverstehe: wir meinten das Unsere zur Abwehr häßlichen Unfugs thun zu müssen, wollen aber dessenungeachtet Hrn. Mager's Buch der Beachtung empfohlen haben. Es ist wirklich Schade, daß er es einigermaßen ungenießbar gemacht; wir bitten indeß Diejenigen, die es mit der Sache gut meinen, ernstlich, es nicht etwa um der Thorheiten und Insolenzen seines Verfassers willen zu übersehen, der doch guten Ideen auf die Spur gekommen, die zu verfolgen der Mühe werth ist. 26.

Skizzen aus dem Leben und der Natur. Vermischte Schriften von H. Hauff. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Cotta. 1840. Gr. 8. 3⅗ Thlr.

Der Verf. ist dem Publicum durch seine Thätigkeit für das „Morgenblatt" bereits bekannt. Theils in diesem Blatte, theils in andern, hat er zahlreiche Aufsätze niedergelegt, von denen er in den vorliegenden zwei Bänden eine gesammelte Auswahl darbietet. Diese Sitte des Sammelns und Edirens des früher für periodische Blätter Geschriebenen ist freilich schon oft — und in einzelnen Fällen gewiß mit Recht — getadelt: einem völlig unbedingten Tadel möchten wir indeß nicht beistimmen. Nach der Einrichtung der periodischen Blätter, nach der Art und Weise, wie man sie liest, erregen selbst die bessern der darin enthaltenen Aufsätze verhältnißmäßig geringe Aufmerksamkeit: es stört, daß man sie nur in abgerissenen Stücken bekommt, und sie werden meist früher vergessen und weniger beachtet, als sie es verdienen. Dergleichen bessere Arbeiten dem Vergessen zu entziehen ist dann — so nahe ein solches Unternehmen an bloßer Buchmacherei herzustreifen scheint — löblich und verdienstlich; und es ist uns angenehm, auch das Unternehmen des Hrn. Hauff im Ganzen ein löbliches und verdienstliches nennen zu können. Wir finden hier manche Aufsätze im Zusammenhange wieder, welche in der That eine Aufmerksamkeit verdienen, die ihnen bei der rapiden und zerstückten Lectüre belletristischer Blätter nicht leicht zu Theil werden konnte.

Die Sammlung enthält Schilderungen aus der Literatur, dem gesellschaftlichen Leben und Darstellungen aus der Naturwissenschaft. Auf Alles paßt das eben ausgesprochene günstige Urtheil freilich nicht. Einzelnes z. B. die Skizzen „Mabeton", „Die Rheinfahrt", „Indiscretion", die Geschichte von den Elefantenweibchen „Miß Djeck", und Manches von den „Literarischen Grillen" ist nicht bedeutender als was die bessern Zeitschriften im Durchschnitte liefern: es hätte daher wol seinen Zweck mit dem einmaligen Erscheinen in periodischen Blättern erfüllt haben können. Die übrigen Aufsätze aber, und zwar der beiweitem größere Theil der Sammlung, sind von bedeutenderm Interesse. Die Verschiedenartigkeit der behandelten Gegenstände ist dabei nach der Entstehung des Buchs erklärlich. Der Verf. behandelt in bunter Reihenfolge die verschiedensten Themata: das Theater, deutsche Dramatik, den Mond, die natürliche Verschiedenheit und die Urzeit des Menschengeschlechtes, den Geisterglauben, den heutigen Standpunkt der Geologie. Alle diese Darstellungen stehen durch Schärfe der Gedanken, Klarheit der Schilderung und Reinheit und Lebendigkeit der Sprache weit über den gewöhnlichen Schreibereien, mit denen die deutsche Journalistik noch so oft ihre Leser abfindet. Besonders beachtenswerth sind die Abhandlungen über deutsche Dramatik und den Grund ihres Verfalls — auch hier der Mangel eines Mittelpunkts deutscher Nationalität. Man wird mit Bedauern inne, wie viel die Franzosen hier vor uns voraus haben. Eben weil es eine gemeinsame deutsche Lebensbildung nicht gibt, sondern nur Locales und classenweise Abgetheiltes, schuf sich eine eigene Theaterwelt, in der Personen, Handlung und Sprache vorkommen, wie sie in der Wirklichkeit nirgend zu finden sind, die aber für das Theater einmal conventionell feststehen. Das Locale hat aber, aus leicht begreiflichen Gründen, über eine bloße Spaßmacherei nicht hinauskommen können.

Die Aufsätze über geologische Gegenstände liefern endlich die hauptsächlichsten Resultate der wissenschaftlichen Forschung in übersichtlicher und zusammenhängender Darstellung. Sie folgen der Richtung der Zeit, welche das Feld allgemein zugänglicher Erörterung auch auf Gegenstände erweitert, deren Behandlung sonst einer zunftmäßigen Gelehrsamkeit vorbehalten blieb. Soviel sich gegen diese Richtung in manchen Beziehungen einwenden läßt, in Ansehung der hier gewählten Gegenstände können wir sie nicht tadeln. Oft scheint ja eine Darstellung blos deshalb minder streng wissenschaftlich, weil sie ansprechend und lesbar geschrieben und von gelehrtem Prunke frei ist. Sonach

glauben wir das vorliegende Sammelwerk als eine nicht blos vorübergehend unterhaltende, sondern auch als eine anregende und belehrende Lectüre empfehlen zu können. 102.

Notizen.

Über des geistreichen und um eine geschickte und zweckmäßige Wendung nie verlegenen kritischen Jongleurs J. Janin schnödes Urtheil über Schiller ist an so vielen Orten raisonnirt und declamirt worden, daß wir auch in diesen Blättern wenigstens seines spätern Urtheils gedenken wollen, welches allerdings einem Versuche zur Reue ziemlich ähnlich sieht. Die berliner „émeute dramatique", wie er das Racine's „Athalie" betreffende Ereigniß nennt, hat ihn bestürzt gemacht. Die berliner Studenten sollen, wie er sagt, für Janin's Urtheil über Schiller sich an Racine haben rächen wollen. „Doch", fährt er fort, „das mag ich nicht glauben, es wäre zu unedel, Racine zu insultiren, weil Frankreich den „großen" Dichter Schiller nicht für den „größten" erklären wollte. Die deutschen Studenten können die Schönheiten in der Sprache Racine's, wie viele Franzosen selbst, nicht würdigen — das muß die Ursache gewesen sein. Und nun gar eine „Traduction de pacotille", ohne Poesie, ohne Färbung, ohne Schrecken und Mitleid für irgend Wen — wahrlich, die deutschen Studenten waren im vollkommenen Rechte, wenn sie diese elende Übersetzung auszischten, wie er, Janin, im Rechte gewesen, über die Lebrun'sche Bearbeitung der „Maria Stuart" den Stab zu brechen. (Im Vorbeigehen bemerken wir, daß Janin, wie noch alle modernen Franzosen, Aristoteles missversteht und glaubt, der Zweck der Tragödie sei neben dem Mitleid noch der Schrecken (terreur), nachdem Lessing schon lange bewiesen, daß, nach Aristoteles' Princip, die Tragödie Mitleid und Furcht, nicht Schrecken erwecken solle. Aus diesem Missverständnisse rühren auch zum Theil Victor Hugo's und Anderer Schreckensgemälde her, welche für Tragödien gelten müssen.) Kommen wir auf Janin zurück. Er fährt fort: „Der Fall ist derselbe. Uns gab man Schiller's „Maria Stuart", aber verstümmelt, verunstaltet, beschimpft, den bleichen Schatten einer Sterbenden, den Widerschein einer Leidenschaft, die ferne Erinnerung an eine unbekannte Poesie. Wir haben uns bei der französischen Maria Stuart gelangweilt, die Deutschen bei der deutschen Athalie. Sollen wir aber darum gegenseitig unsere poetischen Götterbilder stürzen? Der Himmel bewahre uns vor diesem Vandalismus! Mögen die Deutschen unsern großen Dichter in seiner strengen Majestät betrachten und immerhin finden, diese Majestät sei mehr als königlich, etwas frostig, allzu correct. Wir Deutsche aber von der andern Seite des Rheins (wol das erste Mal, daß ein Franzose seine Landsleute Deutsche nennt), wir wollen die Poesie Deutschlands, unsers zweiten philosophischen und literarischen Vaterlandes, auf ihren nebligen Gipfeln betrachten und bewundern, nur thue man uns keine Gewalt an, nur insultire man unsere Posten nicht. Nous n'irons pas nous battre à coups de chefs-d'oeuvre! Nehme Deutschland unsern Unwillen gegen des Hrn. Lebrun „Maria Stuart", unser Misbehagen an dem mageren und knappen Spiele der Mlle. Rachel als einen Beweis unserer Sympathie für den berühmten und glühenden Dichter des „Don Carlos", der „Jungfrau von Orleans" und des „Wallenstein" auf! Dem Kaiser was des Kaisers ist, dem Racine was dem Racine, dem Schiller was dem Schiller gebühret!" Vernünftigere, ernsthaftere Worte, die selbst für die gegenwärtige achtungsvollere Stellung Deutschlands Frankreich gegenüber von Bedeutung sind, hat Janin wol noch nicht geschrieben. Ein französischer Kritiker entschuldigt sich vor Deutschland für das harte Urtheil, das er über die mittelmäßige und mittelmäßig dargestellte Bearbeitung eines deutschen Drama gefällt hat, und bittet uns flehentlich, unsere Gunst einem französischen Dichter deshalb nicht entziehen zu wollen! 5.

Calderon's Überreste.

Durch einen günstigen Zufall hat man in Madrid die Überreste des Don Pedro Calderon de la Barca entdeckt. Als man in Folge der durch die jetzigen politischen Verhältnisse in ganz Spanien überhand nehmenden Vernichtung der Klöster, eben mit dem Einreißen des baufälligen und abgelegenen Klosters San-Salbador beschäftigt war, fand man unter des Mauer der Sacristei einen Grabstein, welcher sich nach näherer Prüfung als der des Dichters auswies. Ein zufällig anwesender Architekt hatte glücklicherweise die Inschrift gelesen und den Stein aus der vernichtenden Hand der Arbeiter gerettet; ein Zufall, welcher Calderon vor Cervantes' Schicksale bewahrt, dessen Überreste in Gemäßheit seiner letzten Wünsche im Dreieinigkeits-Frauenkloster beigesetzt worden waren und bei dem Abbruche dieses Gebäudes um die Mitte des vorigen Jahrhunderts unwiederbringlich verloren gingen. Calderon's Überreste sind nach der Kirche von Atocha, einer Art von Nationalpantheon, gebracht worden, wo man eine passende Ruhestätte für sie bereitet hat. Man hat eine Unterzeichnung zur Errichtung einer Bronzestatue des Dichters, die auf einem öffentlichen Platze aufgestellt werden soll, eröffnet. 47.

Bibliographie.

Bacherer, G., Deutsche Zustände im Kriege gegen Frankreich. Gr. 12. Leipzig Fest. 10 Ngr. (8 Gr.)

Briefe eines Rationalisten an den Verfasser der Schrift: „Der Bischof Dräseke und sein achtjähriges Wirken im Preußischen Staate." Gr. 8. Magdeburg, Heinrichshofen. 5 Ngr. (4 Gr.)

Dieterich, C., Der Bauernkrieg im Jahr 1525. Beschrieben für das Volk. Gr. 12. Eßlingen, Dannheimer. 1840. 5 Ngr. (4 Gr.)

Klara, Gräfin von Löwenmark, oder der Legitimirte. Novelle von der Verfasserin der „Bertha von Ehrenkron." 2 Bände. 8. Gera, Heinsius. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Ludwig von Erfurt, Laßt die Todten ruhn! An die Franzosen. Lex. 8. Leipzig, Wunder. 2½ Ngr. (2 Gr.)

Mager, G., Brief an den Herrn G. v. C. über dessen „der Bischof Dräseke und sein achtjähriges Wirken im Preußischen Staate". Gr. 8. Magdeburg, Rubach. 2½ Ngr. (2 Gr.)

Petri, L. A., Die Mission und die Kirche. Schreiben an einen Freund. Gr. 8. Hannover, Hahn. 5 Ngr. (4 Gr.)

Schmidt, R., Solger's Philosophie dargestellt. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 15 Ngr. (12 Gr.)

Sidney, E., Das Leben Rowland Hill's. Nach der dritten englischen Originalausgabe übersetzt von L. J. Werner. Eingeführt durch J. C. F. Burk. Mit dem Bildniß Rowland Hill's. Gr. 8. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Über die Besorgniß vor den Gefahren des hereinbrechenden Pietismus. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 5 Ngr. (4 Gr.)

Umiński, Beleuchtung des Werkes: Geschichte des Polnischen Aufstandes und Krieges, Berlin 1839, von Friedrich von Smitt. Gr. 8. Paris. 1840. 1 Thlr.

Wagner, M., Reisen in der Regentschaft Algier in den Jahren 1836, 1837 und 1838. Nebst einem naturhistorischen Anhang und 1 Kupferatlas. 3 Bände. Gr. 8. Leipzig, Voss. 12 Thlr.

Whewell, W., Geschichte der inductiven Wissenschaften, der Astronomie, Physik, Mechanik, Chemie, Geologie ꝛc. von den frühesten bis zu unserer Zeit. Nach dem Englischen, mit Anmerkungen von J. J. v. Littrow. 2ter Theil. Gr. 8. Stuttgart, Hoffmann. 1840. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Wislizenus, F. A., Ein Ausflug nach den Felsengebirgen im Jahre 1839. 8. St. Louis. 1840. 17½ Ngr. (14 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 56. — 25. Februar 1841.

Französische Schriften über den Orient.

1. Correspondance et mémoires d'un voyageur en Orient par *Eugène Boré*. Zwei Bände. Paris 1840.
2. Pérégrinations en Orient par *Eusèbe de Salle*. Zwei Bände. Paris 1840.

Zwei recht unterhaltende und belehrende Reisebeschreibungen, die unter den zahlreichen Werken, welche in neuester Zeit über den Orient geschrieben worden, besondere Auszeichnung und Aufmerksamkeit verdienen. Wir haben hier keine in flüchtiger Eile oder müßiger Langeweile entstandene Touristenproducte aus der neuen romantischen Schule, keine See- und Genrebilder mit theatralischen Effecten in der Manier Washington Irving's und Cooper's, keine Landschaften und Sentiments wie bei Chateaubriand und Lamartine, die uns ihre Reise durch den Orient in Jean Paul'schen Strickversen erzählen, mit einer Ungebundenheit, worin sie so leicht kein Reisebeschreiber übertreffen wird, mit einer Sucht nach Effecten, welche viele ihrer Schilderungen verdächtig macht, mit einem Farbenaufwand, der wirklich in Erstaunen setzt, aber ungleich mehr gefallen haben würde, wenn die Maler weniger Prätension in ihren Pinsel gelegt hätten, und mit einem Geist, der auch hier überall durchblitzt, jedoch in einem viel günstigern Lichte erscheint, wenn die beiden berühmten Schriftsteller die vielseitige Anschauungsgabe, die sie vorzugsweise vor Andern besitzen, verbunden mit einer Beredtsamkeit, der es nie an Worten gebricht, auf andere Gegenstände verwenden als auf Reisewahrnehmungen. Die in Rede stehenden Reisebeschreibungen haben nicht einen blos ephemeren Reiz, sondern vielmehr einen über das Interesse des Tags hinaus dauernden Werth. Ihre Verf. zeigen jene Tüchtigkeit, jene Ehrenhaftigkeit und Allgemeinheit des Standpunkts, welche man in dem heutigen Frankreich bei den ältern Gebildeten so gern antrifft und bei den jüngern Gebildeten so oft vermißt, die in ebenso crasser Unwissenheit als grenzenloser Arroganz mit ihrer Erfahrung von gestern die Weltgeschichte von vorn anfangen zu müssen glauben, und weil sie außerhalb des Bandes sich gesetzt, das die Menschheit in sich verknüpft, darum sich in ihrem Hochmuth weit über sie hinaus entrückt wähnen und sich für berufen halten, durch die gänzliche Zerreißung aller jener Bande die Befreiung und Erhebung der Gesunkenen zu erwirken. Beide Werke liefern wirkliche Bereicherungen und schätzbare Beiträge zur Ethnographie, Geographie, Sprach- und Alterthumskunde des Orients und bezeugen bei ihren Verf. ein überaus tüchtiges historisches und linguistisches Wissen, sowie eine bei den Franzosen seltene Vertrautheit mit Dem, was außerhalb Frankreich für die Kenntniß des Orients geleistet worden.

In der „Correspondance et mémoires d'un voyageur en Orient" erkennen wir einen Mann von solider Gelehrsamkeit, großer Belesenheit, seltener Bescheidenheit, festen, religiöser Überzeugung, ohne Intoleranz und Ketzerriecherei: er gehört zu der ältern Generation der jetztlebenden Kinder der Revolution, welche, wie das zufolge der alten Mythe nach der Aussaat des Kadmos aus Drachenzähnen entsprossene Geschlecht, aus derberm Stoffe geformt sind und einen Ernst, eine Entschiedenheit des Charakters, eine Gründlichkeit und Vielseitigkeit des Bestrebens, einen Sinn für die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge fremder Länder und Völker an den Tag legen, wie die liebenswürdigen, harmlos fröhlichen, leichtsinnig dahintändelnden, in der unbedingtesten und borniertesten Selbstvergötterung befangenen Franzosen des ancien régime es sich nicht haben träumen lassen. Diese Briefe und Memoiren sind die Früchte einer in den Jahren 1836 — 40 unternommenen Reise in den Orient. Anfänglich beabsichtigte der Verf. blos, das unter de Sacy's und Quatremère's Leitung in Paris begonnene Studium der orientalischen Sprachen in den syrischen Klöstern weiter fortzusetzen; im Verlauf der Reise vom französischen Ministerium des öffentlichen Unterrichts mit einer wissenschaftlichen Mission beauftragt und von der Akademie der Inschriften zum correspondirenden Mitgliede ernannt, gesellten sich zu der ursprünglichen rein linguistischen Absicht noch historische und archäologische Zwecke; und ein längerer Aufenthalt bei den armenischen Mönchen in Wien und Konstantinopel bestimmte endlich den als guter Katholik erzogenen Verf. auch als religiöser Missionair zu wirken und sich der Sache seiner bedrückten Glaubensgenossen in Persien und der Türkei eifrigst anzunehmen. Die Resultate der in dieser dreifachen Absicht angestellten Beobachtungen, Forschungen und Bemühungen erfahren wir aus den vorliegenden zwei Bänden, in welchen ebenso die Fähigkeit, sich für

große Ideen zu begeistern, als die ungleich seltenere Festigkeit, sie durchzuführen, sich kundgibt. Hier paart sich der liebenswürdigste Charakter mit echt menschlichen Gefühlen, wahrhaft humanen Gesinnungen und einem bestechenden Talente der Auffassung und Darstellung. Dabei war der Reisende in mannichfacher Beziehung begünstigt. Seine Briefe, meistens an seine Familie und an seine Freunde gerichtet, sind ungemein lehrreich und anziehend, wie ein originelles Familiengemälde. Folgende Proben mögen darthun, wie einfach und naiv der Verf. durchgängig zu schreiben weiß. In einem Briefe aus Konstantinopel schildert er seinem Freunde Eugen, nachdem er ihm höchst-artig seine türkische Studirstube beschrieben, die armenische Familie, bei welcher er wohnt:

Der Hausherr ist ein kreuzbraver Mann, der närrisch in die französische Civilisation verliebt und sich ihr so viel als möglich anzunähern bemüht ist. Er hat daher das alte armenische Costum, den Mantel und die Mütze abgelegt, die Beinkleider und den Überrock angezogen und den türkischen Fez aufgesetzt. Wenn er es wagt, wird er mit der Zeit einen Hut tragen; allein die Türken erlauben es noch nicht. Seine Frau, ungefähr 36 Jahr alt, ist ein schönes Muster einer Armenierin, jedoch ein wenig entstellt durch fortwährendes Kränkeln, woran zum Theil die Anstrengungen Schuld, welche ihr die Sorge für die Familie auferlegt. Sie ist ungemein gütig und zuvorkommend. Mehrmal des Tags kommt sie auf mein Zimmer, um mich zu fragen, was ich am folgenden Tage oder am Abend zu essen wünsche. Man gibt sich alle Mühe, mir die Gerichte auf möglichst französische Weise zu bereiten, und fürwahr es gelingt ihnen ziemlich gut. Du kannst dir in dieser Beziehung den Fortschritt der Armenier vorstellen, wenn ich dir sage, daß die Türken noch mit den Fingern essen und den Gebrauch von Messer, Gabel und Tisch gar nicht kennen. Die Kinder sind sechs an der Zahl, fünf Mädchen und ein Knabe. Da habe ich, wirst du mir sagen, eine gute Gelegenheit, den Charakter armenischer Mädchen zu beobachten. Allerdings, theurer Freund, und ich hätte nie eine so glückliche Lage zu hoffen gewagt. Hier hast du die Namen der Mädchen und ihr Alter: Arour, 17½ Jahr alt; Louitska, 16½ Jahr; Sophia, 15½ Jahr; dann Mabi, welche erst 10 Jahr, und Anitsa, welche 4 Jahr alt ist. Die drei Ältesten sind allerliebst. Ich kann nicht satt werden, ihre Treuherzigkeit, ihre Einfachheit, ihr natürliches, unschuldiges Wesen, ihre Gefälligkeiten unter sich und ihre Güte gegen mich zu bewundern. Sie scheinen das Innerste meiner Seele erschaut zu haben, welche den Werth und das Glück jener engelgleichen Reinheit so innig fühlt, die bei ihnen durch keine Leidenschaft, keine Begierde getrübt wird, da sie beständig unter der mütterlichen Obhut aufgewachsen, ohne mehr als einmal in der Woche und blos Sonntags zum Gottesdienst auszugehen. Sie plaudern nie mit den jungen Leuten ihres Alters, weil diese, der Landessitte gemäß, stets in Männergesellschaft bleiben, ganz ruhig den Tschibouk rauchend und sehr wenig lüstern nach dem Vergnügen der Conversation und dem Auskramen von Geist und Witz, welche bei uns den ganzen Reiz der Gesellschaft ausmachen. Hätte ich Geschmack und Zeit, Romane zu schreiben, könnte ich mir einen Mädchencharakter auswählen, der unsern Romanschreibern von Fach völlig unbekannt und den man selbst hier nach einigen Jahren, wenn die Civilisation ihren Luxus hierher gebracht, nicht mehr antreffen wird. Ihre Tracht ist ebenso einfach als ihre jungfräuliche Seele: sie verwenden blos große Sorgfalt auf ihre langen schwarzen Haare, welche sie in Zöpfe flechten, die sie in Form eines Diadems um den Kopf wickeln. Sie haben bereits Röcke an, während die Mutter immer Beinkleider trägt; und sie scheinen einige Begriffe von unsern Moden zu haben, die sie an den Frauen der Franken studirt. Allein wenn sie ausgehen, tragen sie ihre Pantoffeln und ihre rothen Schnürschuhe, ihren braunen Mantel und ihren weißen Schleier, der nichts als die Augen und die Nase frei läßt. Ich kann wol sagen, daß die drei Ältesten meine drei Hauptsprachmeister sind; sie sprechen ebenfalls und zwar sehr anmuthig das Türkische, welches im Munde der Frauen einen ganz eigenen Reiz hat. Ich widme ihnen alle meine Erholungsstunden nach dem Frühstück und Mittagessen, welche man mir zu Gefallen auf dieselben Stunden, wie in Paris, verlegt hat. Vorzüglich Abends, da ich nicht ausgehe, was hier wegen der Hunde und des Gassenkoths nicht sehr angenehm ist, und da ich, wie gesagt, keinen Umgang mit Franken haben will, bleibe ich bei meinen Hausleuten und höre sie schwatzen. Die drei Ältesten sind um mich herum und machen mich plaudern, während die beiden Kleinen mir auf die Schultern klettern. Wenn ich ein Wort sonderbar ausspreche oder anwende, lachen sie wie närrisch und verbessern mich. Ich mache mit ihnen einen fortwährenden grammatikalischen Cursus durch, weil ich jedes Wort ihrer Sprache analysire, was ihnen nie eingefallen..... Die Erziehung der Frauen wird hier sehr vernachlässigt. Ein Vater macht alle möglichen Ausgaben für einen Sohn und bekümmert sich durchaus nicht um seine Töchter. Meine drei armenischen Grazien haben daher durch sich selbst lesen gelernt, da die Sitte der Pensionsanstalten hier nicht existirt, wegen der Pest und der Vorurtheile der Ältern, die sich nie von ihren Kindern trennen wollen. Der Sohn vom Hause, der nach dem Tode des Vaters das Familienhaupt wird, ein Bube von acht Jahren, ist bereits auf dem Gymnasium. Wenn er das Armenische geläufig lesen kann, wird er sich ans Französische machen. Seine Schwestern brennen auch, etwas von dieser Sprache zu wissen, und bei Tische fragen sie mich beständig, wie man dies oder jenes francisdjé, d. h. auf Französisch nennt. Wir tauschen so unsere Kenntnisse aus; und, um ihnen in ihrem Eifer behülflich zu sein, lasse ich sie in meinen Mußestunden noch das Türkische und Armenische lesen, was ihnen ebenso sehr zu statten kommt wie mir. Auch habe ich schon angefangen, ihnen einigen Begriff vom Französischen zu geben. Die älteste verwendet viel Sorgfalt und Aufmerksamkeit darauf; die beiden andern, welche nicht den ausschließlich der ersten gehörenden Titel doudou (unserm Mademoiselle entsprechend) führen und ausgemachte Spötterinnen sind, geben sich weniger Mühe. Mit der Zeit hoffe ich, ihnen etwas zu lehren, wäre es auch nur unser Alphabet, sehr verschieden von dem ihrigen..... So vergehen meine Abende, theurer Freund; du siehst, ich brauche das Vergnügen nicht weit zu suchen und für Wagen, weiße Handschuhe und Toilette nichts auszugeben, was mich jedoch nicht behindert, immer hübsche, artige Gesichtchen vor mir sitzen zu sehen, die deine Koketten in Verzweiflung bringen würden. Ich höre mich von mehren Seiten auf einmal rufen: Mossieu Borré, Mossieu Borré, ein Gegirre, welches diese kleinen Kehlen mit vieler Grazie hervorbringen, um das r nach meiner Weise auszusprechen, die sie genau nachzuahmen glauben; denn sie können sich nicht wol meinen Organfehler denken, den ich mit deinen Badauds gemein habe. (Der Verf. spielt hier auf das bezeichnende Schnarren des pariser Französischen an.) Man nennt mich auch Serpaïr, ein armenisches Wort, so viel als Bruder; und in der That hege ich alle Brudergesinnungen für diese liebenswürdigen Geschöpfe.....

Nach einem Aufenthalt von fünf Monaten in der Hauptstadt des türkischen Reichs begibt sich der Verf. in Begleitung eines katholischen Geistlichen aus dem Lazaristencollegium in Konstantinopel, eines armenischen und türkischen Bedienten auf die Reise in die asiatische Türkei. Der erste Band umfaßt seine Reise durch Bithynien, Paphlagonien, den Pontus, Kappadocien und Kleinarmenien. Sein Weg führt ihn meist an Orte von biblischem oder antiquarischem Interesse, oder auf Schauplätze einer noch

mangelhaft erleuchteten Geschichte der ältesten christlichen Zeit. Über die Ruinen und die Lage mehrer im Alterthum berühmter Städte, wie das alte Prusias ad Hippium, Heraklea, Amastris, Amasia, Vaterstadt Strabo's, Nikopolis, Megalopolis (unter den römischen Kaisern Sebastia), erhalten wir theils interessante Nachrichten, theils neue geographische Aufklärungen. Der zweite Band schildert die Reise in Persien, den Aufenthalt in Tebris (Tauris), wo der Verf. eine französische Unterrichtsanstalt für Kinder von allen Confessionen gründet und den Katholiken Hülfe und Unterstützung auswirkt. Nachdem der Verf. in der Provinz Aderbidschan noch den District um den Urmiasee (der Spauta der Alten) besucht, an verschiedenen Orten daselbst Schulen angelegt und dann in Tebris die Ankunft des Grafen von Sercey abgewartet hatte, reiset er im Gefolge der französischen Gesandtschaft über Teheran, Kaschan nach Ispahan, von wo aus die letzten Briefe datiren und wo der Verf. sich auf längere Zeit niederzulassen gedenkt. In den Beilagen schildert er die politischen Ereignisse Persiens, die wir bereits durch die Zeitungen kennen, die Belagerung von Herat, die Intriguen Rußlands und Englands in Persien, die Abreise des englischen Gesandten aus dem Lager des Schachs vor Herat, die Aufhebung der Belagerung dieses Platzes, die Rückkehr des Schachs in seine Hauptstadt, den Einzug der französischen Gesandtschaft in Tebris und Ispahan, an welchem letztern Orte der Schach dem Grafen von Sercey und seiner Suite einen glänzenden Empfang bereiten ließ. Der Verf. erhielt nach der Abreise seines Gesandten noch eine besondere Audienz beim Schach, von dem er schreibt:

Mehmed Schach ist ein schlankgewachsener schöner Mann von freundlichen, angenehmen Gesichtszügen und kaum 30 Jahren: er hat eine lange Zukunft zu hoffen; und wenn er seine Pflichten begreift, so kann er sie würdig und ehrenhaft erfüllen. Dem Luxus und der Verschwendung seines Vaters, dessen aus 300 Weibern bestehender Harem alle Staatseinkünfte verzehrte, abhold, hat er im Innern seines Palastes große Sparsamkeit eingeführt und sich mit den vier Frauen begnügt, welche das mohammedanische Gesetz ihm erlaubt. Wenn der beträchtlich verarmte und heruntergekommene Staat von einer Krisis bedroht scheint, so darf man die Schuld nicht auf den lebenden Schach wälzen, sondern auf die stürmischen Regierungen seiner Vorgänger, welche seit dem Eroberer Nadir-Schach das Reich unaufhörlich durch Parteiungen und Kriege verödet haben. — Das einzige Mittel zur Rettung und Wiedergeburt Persiens, unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wäre, sich mit einer mächtigen europäischen Nation zu verbinden, die aus uneigennützigen Absichten zu seinem Besten wirken könnte. Es würde sich an dem Licht ihrer Wissenschaft und Cultur erleuchten und einige von ihren tausenderlei Erfindungen borgen, um sie auf Künste und Gewerbe anzuwenden, die hier noch gänzlich darniederliegen, mit einem Wort, es könnte mit mehr Nutzen und Erfolg das Beispiel Ägyptens und der Türkei nachahmen, und würde sich auf diese Weise von der Vormundschaft anderer Mächte befreien, in deren Interesse es liegt, die Entwickelung seines Handels, seiner Industrie und Nationalkraft zu behindern und zu verzögern.

Der Verf. hält Persien im Ganzen für einen viel geeignetern und dankbarern Boden zur Verpflanzung der europäischen Bildung als die Türkei; und der Schach Mehmed sei ein viel gründlicherer Reformator als weiland der Sultan Mahmud, über den er streng urtheilt. So leid es uns thut, unsere frühern Ansichten über diesen Mann, den wir bei seinen Lebzeiten mit Vielen hochschätzten, widerlegt zu finden, so wenig nehmen wir Anstand, dem Urtheile des Verf. Glauben zu schenken, das bei aller Strenge von Unparteilichkeit zeugt, und wir sind ganz damit einverstanden, wenn er sagt:

Den Ruhm eines Reformators zu erwerben, ist es nicht genug, daß ein Souverain das Costum seiner Unterthanen abändere, daß er sie nach diesem oder jenem Systeme manoeuvriren lasse; er muß vor Allem darnach trachten, in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung, der Justiz Verbesserungen einzuführen und den verschiedenen Classen der Bevölkerung Schutz des Eigenthums und Freiheit des Glaubens zu gewähren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ruteboeuf, ein pariser Dichter des 13. Jahrhunderts.

Eine Erscheinung von bedeutendem Interesse sind die „Oeuvres complètes de *Ruteboeuf*, trouvère du treizième siècle, recuellies et mises au jour pour la première fois par *Achille Jubinal*, membre de la Société des antiquaires de France" (2 Bde). Ruteboeuf war ein pariser Stadtkind, und so offenbarten sich in ihm, wie ein französischer Kritiker sagt, alle die Eigenschaften in seiner Poesie, welche noch jetzt den Pariser charakterisiren: eine Satire ohne Mitleid, aber aus gesundem Menschenverstande entsprungen, phantasielos freilich; dann eine Fülle von Bitterkeit, nie durch Melancholie gemildert; Frivolität, Spott- und Oppositionslust, eine Ironie, die bei dem eigenen Selbst anfängt und an den Stufen des Throns endigt. Ruteboeuf befand sich in derselben Lage wie viele Dichter vor, nach und neben ihm; es ging ihm unglücklich, weil er ein Dichter war, oder er wurde ein Dichter, weil es ihm unglücklich ging. Das läßt sich bei einem Dichter nie so leicht unterscheiden. Ruteboeuf's Körper war nicht wohl gestaltet, um so mehr fühlte er sich zur Satire geneigt. Mit seinem Namen spielt er oft; er ruft sich selber zu: „Wohlan, habe Muth, armer Rudeboeuf, Arbeitsthier:

Rudeboeuf, qui rudement oeuvres

dein Name besteht aus den beiden härtesten der Sprache, und der Ochse, der den Pflug zieht, hat keine mühevollere Arbeit als du. Reime also, reime! Sind deine Verse auch hart — es wird Keinen Wunder nehmen.

Si Rudeboeuf rudement rime
Et si rudesse en sa rime a (s'il y a de la rudesse dans ses vers)

so wird man denken, daß sie ein armer Teufel gemacht hat, den das Schicksal „rudement" behandelte" u. s. w. Der Dichter ist wirklich arm; seine Ersparnisse raubte man ihm; man nimmt ihm seine Kleider, läßt ihn frieren im Winter und brennen im Sommer. Wie gern würde er Mönch oder Einsiedler! Aber die Sorge für seine Familie hindert ihn; der arme Mensch ist verheirathet, und an Wen? „Glaubt ihr", ruft er aus, „daß ich mich schlecht verheirathet habe? Urtheilt selbst! Ich habe weder Haus noch Grundstück. Ich habe eine Frau aus dem Pöbel, ohne Geist, ohne Kenntnisse, arm und schwanger (im Momente der Verheirathung), 50 Jahr jung, nicht schön, nicht liebenswürdig, um die mich Niemand beneidet, die mir Niemand stehlen wird; ich habe Kinder von ihr im Überfluß" u. s. w.

Por doner plus de reconfort
(Pour faire plus de plaisir)
A cil qui me heent de mort
(A ceux qui me haissent mortellement),
Tel fame ai prise
(J'ai prise une femme)

Que ane fere moi n'aime, ne prise
(Que personne n'aime et n'apprécie, si ce n'est moi).
Et s'était povre et entreprise
(Elle était allere pauvre et enceinte) etc.
Cinquante ans a en s'éconle
(Elle a bien cinquante ans dans son épaules),
S'est mégre et sèche
(Et elle est sèche et maigre) etc.

Der Arme hat nichts zu beißen noch zu brechen; kein Holz zum Feuern, kein Kleid, um sich vor Kälte zu schützen; und doch macht er Verse, gottesfürchtige und nicht gottesfürchtige; man trägt sie in den abendlichen Versammlungen vor, man spielt seine religiösen Dramen. Aber die Ritter, welche allein die Gesangskunst unterstützen, sind auf dem Kreuzzuge — und Ruteboeuf muß hungern. Da singt er:

Diex n'a nul martyr en sa route
(Dieu n'a pas de martyr près de lui)
Qui ait tant fet
(Qui ait fait autant que moi).
S'ils ont été por Dieu destret
(S'ils ont péri pour Dieu),
Rosti, lapidé, en desfret
(S'ils ont été rôtis, lapidés, étranglés),
Je n'en dout mie
(Je ne doute pas)
Que leur peine fut tost fénie
(Que leur peine n'ait été bientôt terminée).
Mais ce durra tonte ma vie
(Mais je pleurai toute ma vie)
Sans avoir aise
(Sans soulagement).
Or pri à Dieu, que il lui plaise
(Je prie donc Dieu qu'il lui plaise
Cette doler, cette méaise
(Que cette douleur, ce malaise)
Et cette esfaoye
M'atornet à vraie pénitence
(Me soient comptés comme une vraie pénitence).

Allem Bestehenden, allem Bevorrechteten sagt der Dichter, nach pariser Art, oft recht bittere Wahrheiten. Es heißt z. B.: „Priester und Mönche sagen, daß der König ein Alexander ist und daß sein Name nach seinem Tode ein ganzes Jahrhundert widerklingen wird. Aber da ist nichts daran; denn der gnädige Herr, der König, hat die guten und alten Gewohnheiten verlassen; sein Schloß scheint ein Kloster zu sein." Gegen das papistische Rom hat kaum Luther stärkere Ausdrücke gebraucht als Ruteboeuf. „Rom", sagt er, „ist die fressende und verschlingende Stadt; man kommt hin als guter Christ und man kehrt gottlos zurück." Ein andermal heißt es bei ihm:

De Rome vient li max qui les vertus asome
(De Rome viennent les fléaux qui tuent la vertu),
Rome qui deust être de nstre loi la fonde
(Rome qui devrait être la base de notre loi),
Symonie, avarisse et tos max y abonde
(Est pleine de simonie, de cupidité, de vices) etc.

Ruteboeuf klagt, daß Frankreich ein sklavisches Land sei; einstmals habe es, seinem Namen getreu, in Freiheit gelebt, jetzt sei Keiner mehr dieses schönen Titels würdig, weder Prälat, noch Baron, noch Mönch. Er prüft alle Erzeugnisse dieser Zeit und tadelt sie alle, die Kreuzzüge ausgenommen. „Warum", ruft er aus, „warum erhebt der Papst nicht den Zehnten in Deutschland, noch in Sardinien, noch in Freienland? Kein Cardinal würde wagen, ihn in jenen Gegenden einzutreiben, und wenn man ihm die Krone Spaniens versprüche. Frankreich allein läßt sich die Wolle scheren" u. s. w. Diese Opposition gegen Rom und die Mönchere fällt genau mit dem Widerstande zusammen, welchen 1250 Bürgerschaft und Universität den damaligen Ultramontanen leistete, an deren Spitze der heilige Ludwig stand. Zur Kenntniß der Sittengeschichte des damaligen Paris ist diese mit Vorreden und Noten versehene Ausgabe des alten Dichters äußerst wichtig. In seinen Anmerkungen und Aufklärungen hat der Herausgeber viele Kenntniß und Gelehrsamkeit an den Tag gelegt. 70.

Aus Italien.

Noch fehlen im gelehrten Bologna die Frauen nicht, die Latein verstehen und selbst im Stande wären, Andern durch ihre Erklärung Belehrung über die Werke der classischen Schriftsteller zu geben. Nicht mit einem Buche, sondern gleich mit den Übersetzungen von drei philosophischen Schriften des Cicero liefert davon Teresa Carniani Malvezzi den Beweis, die durch Leichtigkeit der Schreibart den Anforderungen, die man diesseit der Alpen an Übersetzungen macht, ausreichend entspricht. Die drei Werke: „Della natura degli Dei" (Bologna 1828 und Mailand 1836), „Del supremo dei beni e dei mali" (Bologna u. Mailand 1839) und „Lucullo, o sia il secondo dei primi due libri accademici di M. Tullio Cicerone" (Bologna 1836) treiben zwar die Genauigkeit nicht soweit, daß sie in der Satzbildung selbst des großen Römers geistige Eigenthümlichkeit wiederzugeben beabsichtigten, aber soweit bei solcher Untreue Treue möglich ist, so findet man sie selbst durch kühnern Gebrauch von Formen erstrebt, die im Wörterbuche der Crusca fehlen. Das Buch vom höchsten Gute hat außer unserer gelehrten Bolognesin auch Gianfrancesco Galloni übersetzt („Dei fini de' beni e de' mali", Piacenza 1840), und die Vergleichung ergibt, daß Galloni nicht auf die Nachsicht gerechnet hat, die einer Übersetzerin gegenüber nur eine barsche Kritik aus den Augen setzt. Noch ist jedoch seine Arbeit keine solche, wo man das Ringen des Genius bemerkte, der Poris wird daher auch höher zu suchen sein, als bis wohin Galloni gekommen ist. Nur Nachbildungen, mit viel häufigern Licenzen, als vielleicht selbst ein Franzose sich jetzt gestatten würde, sind die Übersetzungen von Hesiod's „Schilde des Herakles" und einiger Homerischer Hymnen durch einen Hrn. Mitchell („Lo scudo di Ercole, poemetto di Esiodo, dal greco ridotto in versi italiani da *Ricc. Mitchell*, con la traduzione di tre inni di Omero e di un' ode di Alceo", Messina 1839); doch macht eine leichte Form in der klingenden Sprache auch diese Mangelhaftigkeiten verzeihlich.

Ein wahrscheinlich geistlicher Herr (denn Ref. ist es nicht gelungen, aus den Buchstaben M. R. D. G. M. S., die er seinem Namen vorgesetzt hat, seinen Titel und seine Verhältnisse zu errathen) brachte unter dem auffallenden Titel: „Nebile e saggia conversazione intorno le avventure dell' incolta giovine Atenaide, opera dilettevole, storica ed utile a tutti del — — *Approsio*" (3 Thle., Genua 1838), seligkeitsspendende Gespräche, die er der Kaiserin Eudoxia, der Gemahlin Theodosius' II., des Sohnes des Arcadius, in den Mund legte. Sie war nach den Angaben eines wenig glaubwürdigen Gewährsmannes die Tochter eines athenischen Philosophen Leontios und verdankte ihrer Schönheit und ihren Talenten einen durch viele Verkümmernisse unerfreulichen Thron. Als Schulstellerin führen sie schon Photius und Zonaras auf; und dieses Verdienst, wenn man es will dafür gelten lassen, hat Hrn. Approsio bestimmt, sie zur Mitsprecherin in Zweigesprächen über Glaubenssätze und Lebensregeln zu machen, denen schwerlich alle Besser die Beiwörter zugestehen werden, welche der Verf. seinem Werke zuzutheilen für gut gefunden hat. Alle die verwässerte und häufig abgeschmackte Geschwätzigkeit spätbyzantinischer Christen scheint aus den Originalen, die er benutzte, in Hrn. Approsio's wohlgemeintes Buch übergegangen zu sein, an dem die Benutzung solcher Vorbilder vielleicht die merkwürdigste Erscheinung ist. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 57. — 26. Februar 1841.

Französische Schriften über den Orient.

(Fortsetzung aus Nr. 56.)

Den Hattischerif von Gulkhané, welcher in dieser Beziehung die umfassendsten Zugeständnisse macht, betrachtet der Verf. als ein überaus glückliches Ereigniß und hofft radicale Besserung von diesem Trugbild von Constitution. Allein darin können wir ihm nicht beipflichten. Jene Emancipationsacte ist in unsern Augen blos als Beweis einer furchtbaren Bedrängtheit der Pforte anzusehen, sie wurde auf Betrieb, vielleicht auf Befehl einiger europäischen Diplomaten erlassen, die sich von einer morgenländischen Phantasie so weit in die Irre führen ließen, um der türkischen Regierung die Aufrichtigkeit des Willens und die hinreichende Macht, das Wunder zu vollbringen, zuzutrauen. Der Hattischerif von Gulkhané hat zwar in Europa allgemeine Sensation, aber keineswegs den allgemeinen Glauben erregt, daß es der Pforte mit jener Erklärung Ernst, daß es ihr möglich sein würde, die darin ausgesprochenen Grundsätze ins Leben zu führen und die darin gemachten Versprechungen zu erfüllen; selbst wenn man annimmt, daß sie es redlich meine, ist ihr nicht zu trauen. Es müßte erst eine Revolution, durchgreifender als die französische, das türkische Volk völlig umgeschmolzen haben; es müßte die türkische Regierung plötzlich mit der europäischen Civilisation versöhnt und vertraut geworden sein, ehe man sich schmeicheln dürfte, daß ein vom Divan gegebenes Versprechen als Bürgschaft in allem Ernste angesehen werden könnte. Gibt es doch Leute, welche behaupten, daß man den eigenen europäischen Cabineten nicht trauen dürfe; wie könnte man den asiatischen Barbaren trauen wollen! Wem kann es einfallen, von dem Divan Aufklärung, Gerechtigkeit und Civilisation zu erwarten? Alle Bemühungen und die besten Absichten müssen an der Unwissenheit, Brutalität, Barbarei und Trägheit zerscheitern, welche den türkischen Staatshaushalt charakterisiren. Man irrt sehr, wenn man glaubt, das ottomanische Reich werde von Ministern und Beamten regiert, deren Wirkungskreis genau bestimmt ist und die ihre Departements nach ihren Ansichten leiten können. Die türkische Administration ist nichts als die Familienverfassung in ihrer Anwendung auf den Staat. Der Aga eines Dorfes, der Bei eines Districts, der Pascha einer Provinz haben ihr Haus auf demselben Fuß eingerichtet wie der Großherr, und sind mit Beamten umgeben, welchen dieselben Verrichtungen obliegen wie den Ministern des Sultans; sie haben wie dieser ihren Kiaja, ihren Kadi, ihren Kasnadar u. s. w., die sie unter ihren Verwandten und Freunden auswählen; und ganz auf dieselbe Weise ist der Divan zusammengesetzt. Daraus geht zur Genüge hervor, daß das türkische Beamtenwesen mit dem europäischen nicht im mindesten zu vergleichen ist, daß ein Gemeindewesen in unserm Sinne in der Türkei gar nicht besteht. Die Stellung der Oberbeamten ist sehr mislich. Ist ein Pascha streng, treibt er durch Bedrückung das Volk zur Empörung, gelangen Klagen über seine Verwaltung in die Hauptstadt, so findet die Pforte darin einen Vorwand, ihn zu tadeln und Geld von ihm zu erpressen. Ist hingegen seine Verwaltung milde, so beschwert sich die Pforte, daß ihre Befehle nicht vollzogen werden, und er muß wieder zahlen. Wagt er es, seine Entlassung einzugeben, so weiß er nicht mehr, wo er sein Haupt niederlegen soll. Man setzt dann voraus, daß er große Schätze besitzen müsse, und verfolgt ihn auf jede mögliche Art. Die Unterbeamten befinden sich in derselben mislichen Lage, und bei so bewandten Umständen bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als das Vermögen der Rajahs auskundschaften zu lassen, um sie zu brandschatzen und sich an ihnen schadlos zu halten. Es ist unmöglich, den Christen der Türkei Sicherheit und Bürgschaft zu geben, wenn die Moslim ihre Herren bleiben. Wir glauben daher, daß sich der Verf. über „die in ihren Folgen unberechenbare Neuerung" des Hattischerif Illusionen macht. Bis jetzt haben die Reformen in der Türkei, wie der Verf. selbst bemerkt, noch weiter keine Revolution hervorgebracht als im Nationalcostum und dadurch die Türken zu dem grotesksesten Volke der Erde umgeschaffen und ihre Blößen aufgedeckt. Die kostbare Bekleidung, die weiten Wämmse, die ansehnliche Kopfbedeckung gaben ehemals den Türken ein ernstes, würdiges Ansehen und verhüllten ihre körperlichen Gebrechen, sodaß sie sogar für einen schönen Menschenschlag galten. Nachdem an die Stelle der alten Tracht die engen Jacken und Hosen getreten, nebst der rothen Mütze und den schwarzen Pantoffeln, so ist aller Zauber verschwunden; wenn man dem Verf. glauben soll, so würde sich der Ausschuß der abendländischen Völker neben den heutigen Türken vortheilhaft ausnehmen. Bei der jetzigen Tracht können sie nicht mehr

ihre krummen Beine, ihre Flechten und die Magerkeit ihrer stupiden Gesichter verstecken; und in der Armee des Großherrn sieht man, nach der Aussage des Verf., nichts als „unbärtige Jünglinge, die unter der Last einer Muskete zusammensinken und zu Hunderten in den Spitälern an der Auszehrung sterben".

Wir finden in dieser Reise nicht nur den politischen Beobachter, sondern zugleich den Forscher, den Sittenmaler, den Christen und zwar den römisch-katholischen Christen, wie er sein soll. Die kleinen Abenteuer, welche der Reisegesellschaft zustoßen, weiß der Verf. mit vieler Natürlichkeit und Anmuth zu erzählen; sein lebendiges Interesse an Allem, was ihm neu und fremd ist, führt ihn zu mancher treffenden Bemerkung; seine Beschreibungen von der Natur und Gegenden, von Sitten und Gebräuchen, vom gesellschaftlichen Leben in der Türkei, sowie seine Nachrichten über die christliche Bevölkerung in Asien und einzelne verdiente Geistliche und Missionnaire sind ohne Anmaßung und Prätension, ohne Leidenschaft und ohne Schwulst, fern von aller Splitterrichterei und allen Persönlichkeiten, frei von allen kleinlichen, auf ihn selbst bezüglichen Details, welche die jämmerliche Eitelkeit moderner Reisebeschreiber so gern einmischt. An die malerischen Naturschilderungen reihen sich Klänge eines reinen, tiefen Gefühls, an die einzelnen Sittengemälde ungezwungene Betrachtungen über allgemein Menschliches und besonders Christlich-Katholisches. In Gebieten, welche dem gewöhnlichen Reisenden verschlossen bleiben, beutet der Verf. Notizen aus, die nicht blos der Neugierde, sondern auch dem socialen Interesse merkwürdig sind. So im ersten Bande ein Aufsatz über den Zustand des Katholicismus in Armenien, im zweiten Band ein Besuch in dem Kloster Echemiazin, eine Pilgerreise nach dem Grabe des heiligen Gregor, ersten Patriarchen von Armenien, ein sehr ausführliches Memoire über Chaldäa und die Chaldäer, eine Parallele zwischen der protestantischen und katholischen Propaganda in Persien. Alle diese Schilderungen, Memoiren und Berichte sind von dem Hauche eines reinen, edeln, religiösen Gemüths durchweht; der durch das Ganze herrschende Ton ist sehr unbefangen und leidenschaftlos und erweckt Vertrauen. Desto mehr Aufmerksamkeit verdienen die zahlreichen Punkte, in denen der Verf. von den Ansichten anderer Reisenden abweicht. Hierher gehört namentlich die Art, wie er den Zustand und die Lage der Christen in Asien darstellt, worüber viel Neues und Wissenswerthes berichtet wird. In den ehemaligen Provinzen von Bithynien, Paphlagonien, Pontus, Kappadocien und Kleinarmenien, sagt der Verf., dürfe man unter den Christen die traurigen Überbleibsel der antiken griechischen Nation nicht mit dem armenischen Volke verwechseln. Die Griechen wurden von den Eroberern meist vertilgt, bis auf einige Familien, die in den Küstenstädten des schwarzen Meeres unter den Türken zerstreut leben, von diesen alle Gebräuche angenommen und vom Christen nur noch den Namen behalten haben.

Mit schwerem Herzenskummer haben wir über den Zustand ihrer Geistlichkeit geseufzt, wenn man diesen Namen einigen Männern beilegen kann, die gleich den andern verheirathet, ebenso unwissend wie sie sind (da sie nicht einmal die Gebete der Liturgie verstehen) und weiter keine Auszeichnung haben als den Bart und die Haare, welche sie übermäßig lang wachsen lassen. Wir haben sie Branntwein vor der Kirchenthür verkaufen und das Allerheiligste, so zu sagen, in eine Pintenschenke umwandeln sehen, vor den Augen der Muselmänner, die über eine solche Entweihung mit Recht entrüstet waren. Solcher Jammer ist eine gewichtige Mahnung an den Katholiken, der den Glauben wanken und die Unordnung in dem Maße zunehmen sieht, in welchem man sich vom Mittelpunkt der Wahrheit, von der römisch-katholischen Kirche entfernt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über die relative Verbindung der Irren-, Heil- und Pflegeanstalten in historisch-kritischer, sowie in moralischer, wissenschaftlicher und administrativer Beziehung. Eine staatsarzneiwissenschaftliche Abhandlung von Heinrich Damerow. Leipzig, O. Wigand. 1840. Gr. 8. 2 Thlr.

Was edle und für die Leiden ihrer Mitmenschen empfängliche Gemüther längst vor uns gewünscht, erbeten und mit allen ihnen zu Gebote stehenden Kräften erstrebt haben: Schutz und Verbesserung des Schicksals jener Unglücklichsten unter unsern Mitbrüdern, die des edelsten und höchsten Geschenkes aus der Hand des Schöpfers, der Vernunft, beraubt worden sind, die gleich unmündigen Kindern sich nicht selbst aus den Banden der Finsterniß befreien können, sondern lediglich an das Mitleiden ihrer Mitmenschen hingewiesen sind, es ist zum großen Theil in unserer Zeit in Erfüllung gegangen und geht täglich mehr in Erfüllung. Hätte unser Jahrhundert auch keine andern Wahrzeichen einer fortschreitenden Humanität aufzuweisen, als unsere neuerrichteten Irrenhäuser, sie würden der Nachwelt genügen und ihr den Beweis liefern, daß man neben der Förderung materieller Interessen auch nicht müßig gewesen, menschliches Leiden und menschliches Unglück zu berathen und zu beseitigen. Werfen wir einen Blick zurück auf das Schicksal dieser Unglücklichen in frühern Zeiten, so muß es uns mit Dank erfüllen gegen die Männer, die zuerst die Bahn zu einer bessern und menschlichern Behandlung derselben brachen, sowie gegen die Regenten, die den Stimmen jener Männer ein williges Ohr liehen und zur Begründung der nöthigen Heil- und Pflegeanstalten die erfoderlichen Geldmittel bewilligten. Viele unter unsern Lesern werden sich noch wohl erinnern, wie manche dieser bedauernswürdigen Geschöpfe von ihren Familien in den schlechtesten Räumen eingeschlossen, des Lichts und der Luft beraubt, an Bettpfosten angefesselt oder mit zusammengebundenen Händen und Füßen, auf halbverfaultem Stroh verkümmerten, oder, wenn sie von den Ihrigen nicht erhalten werden konnten oder der öffentlichen Sicherheit Gefahr drohten, mit Verbrechern in Zuchthäuser zusammengesperrt, oder, wenn auch in eigens für sie bestimmte Tollhäuser und Narrenthürme untergebracht, an die Gitter ihrer Thüren angekettet, wie wilde Thiere in Käfige eingeschlossen, von Kindern und Besuchenden geneckt und gereizt, von grausamen, rohen Wärtern gemishandelt, nackt und bloß, ihrem eigenen Unrathe preisgegeben, mit einem Worte: auf eine Weise behandelt wurden, die bestimmt zu sein schien, aus Menschen eher Wahnsinnige zu machen, als solche, die es waren, wieder zur Vernunft zurückzuführen. Gottlob, jene Zeiten, wo man in dem armen Irren nur das wilde, unbändige Thier sah, das man unter Schloß und Riegel legen mußte, damit es Andern in seiner Wuth nicht schädlich werde, sind vorüber und es existirt fast kein kleines Land mehr in unserm deutschen Vaterlande, wo man neben der Aufbewahrung nicht auch für Schutz und Heilung dieser Unglücklichen in eigens dazu bestimmten Anstalten, so unvollkommen auch diese hier und da noch sein mögen, Sorge getragen hätte.

Vorzüglich war es Ph. Pinel, ein Franzose, der sich des

bellagenswerthen Schicksals der armen Irren annahm und ihre Rechte, als kranke, leidende Menschen, geltend machte. Wie oft gerade in Zeiten der ungezügeltsten Leidenschaften und Entartung aller edlern Gefühle in einzelnen Gemüthern die Liebe zu den Menschen und das Mitleiden nur desto schöner sich entfaltet und in mit Blut gedüngtem Boden seine Wurzeln schlägt, so wirkte Pinel mitten unter den Greueln der französischen Revolution heilbringend für das Loos dieser Unglücklichen; er sprengte ihre Ketten, und die Freiheit, die er in ihre dumpfen Kerker einführte, war für sie kein Schattenbild, wie für so viele Andere, die ihr außer den Mauern der Irrenhäuser nachjagten. Von ihm datirt sich eigentlich die heutige bessere Umgestaltung aller Irrenanstalten und belebte sich das Interesse der Ärzte für diesen wichtigen Gegenstand nach allen Richtungen und weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus.

Aber auch Deutschland blieb in dem Streben nach dem Bessern nicht hinter seinen Nachbarn zurück. Vorzüglich waren es hier Langermann und Reil, zwei an Genialität und Schöpfungskraft verwandte Männer, welche die Sache mit einem Eifer und einer Wärme des Gefühls umfaßten, die ihnen für alle Zeiten einen bleibenden Ruhm sichern werden. Während Pinel den Gegenstand mehr durch ein dunkles, obwol richtiges Gefühl geleitet behandelte, gaben sie ihm erst die rechte Weihe durch eine geistigere Auffassung und philosophische Betrachtungsweise. Insbesondere hat Reil, dieser gewaltige Geist, der Alles mit seinem klaren Auge durchdrang, was er einmal mit Liebe erfaßte, eine bis dahin ganz vernachlässigte Seite desselben, die psychische Behandlung der Irren, in ein helleres Licht gesetzt und dadurch wesentlich zur bessern Einrichtung der Irrenheilanstalten beigetragen; ja, obschon Langermann als der eigentliche Begründer dieser Behandlung anzusehen ist, so hat doch Reil zu ihrer allgemeinern Verbreitung unendlich viel beigetragen, indem er sowol durch seine geistreichen Schriften als auch durch seine mündlichen Vorträge und den von ihm ertheilten Unterricht am Krankenbette die Herzen vieler Ärzte dafür erwärmte. Von nun an beeiferte sich Alles, das Schicksal der unglücklichen Irren zu erleichtern, und mit Recht nennt Martini die Wirkung jenes Impulses im ersten Viertel unsers Jahrhunderts eine einer geistigen Contagion vergleichbare.

Dieses regen Interesse für die unglücklichen Irren ungeachtet, reifte aber das Werk ihrer bessern Verpflegung und ärztlichen Behandlung in besonders dazu bestimmten Anstalten nur langsam. Fehlte auch nicht der gute Wille dazu, so waren doch nicht allenthalben die erfoderlichen Mittel vorhanden, den höhern Ansprüchen, die die Ärzte an solche Anstalten machten, zu genügen. Man hatte insbesondere durch Langermann und Reil gelernt, daß zum Zweck der Heilung mehr erfoderlich sei, als eine gut eingerichtete Apotheke gewähren konnte, die psychische Behandlung, die jetzt fast das Primat über die physische erlangt hatte, foderte nicht allein zweckmäßig construirte Gebäude, sondern auch Mittel zur Erheiterung und Beschäftigung, zur Erziehung und zur Erregung und Beschwichtigung von Affecten und Leidenschaften. Eine gut eingerichtete Irrenheilanstalt mußte schöne Aussicht, Gärten und Felder, Werkstätten, ökonomische Anstalten u. s. w. haben, ja, die Ansprüche mancher Irrenärzte gingen so weit, daß sie sogar eigene Vorrichtungen zu theatralischen Vorstellungen mit zu dem Heilapparat für Irre gezählt wissen wollten. Waren nun auch manche Irrenanstalten noch weit entfernt, dergleichen Ideale zu erreichen, so bemühte sich doch jeder gut organisirte Staat, sie nach seinen Kräften einzurichten und zu vervollkommnen. Genug, daß man allenthalben zu der Überzeugung gekommen war, daß der Staat zur Heilung und Pflege der unglücklichen Irren die moralische Verpflichtung habe und daß der heilsame Impuls zu einer bessern Behandlung und Unterbringung derselben in besondern Anstalten gegeben war. Insbesondere gingen Sachsen und Preußen mit ihrem Beispiel andern Staaten voran und gründeten theils neue Anstalten, theils gaben sie den schon vorhandenen eine bessere Einrichtung.

Vor Allem war man darauf bedacht, sowol die weiblichen Irren von den männlichen, als auch die Unruhigen und Tobenden von den Ruhigen, die Unreinlichen von den Reinlichen, die Reconvalescenten von den Kranken zu trennen, und dies war der erste bedeutende Schritt zur zweckmäßigern Organisation der Irrenanstalten, ein Schritt, der jedoch bei manchen Anstalten nicht ohne bedeutende Hindernisse auszuführen war, da manche der dazu verwendeten Gebäude früher andern Zwecken gedient hatten und vermöge ihren ersten Anlage jenen Abtheilungen widerstrebten. An eine Trennung der Unheilbaren von den Heilbaren konnte vollends bei vielen dieser Anstalten nicht gedacht werden, da dies nicht allein mit den dazu benutzten Räumlichkeiten nicht vereinbar war, sondern auch die Kosten der Administration und Verpflegung bedeutend vermehrt haben würde.

Je weiter man indessen in der Wissenschaft der Irrenheilkunde voranschritt, je mehr man sich bemühte, für die Behandlung der Irren in dazu bestimmten Heilanstalten die geeigneten Ärzte zu finden, je mehr sich diese Anstalten durch bessere innere Einrichtung, durch bessere Pflege, tauglicheres Wärterpersonal, Herbeischaffung der nöthigen Hülfsmittel zur psychischen Behandlung u. s. w. emporhoben, desto günstiger mußten sich die Resultate der Heilung herausstellen, desto mehr sich die Überzeugung aufdringen, daß in dem Verhältnisse, als dergleichen Anstalten an innerer Zweckmäßigkeit gewannen, auch die Zahl der Geheilten sich steigerte.

Mit gereifterer Erfahrung stellte sich denn bald die Nothwendigkeit heraus, die heilbaren Irren von den unheilbaren zu trennen und beide in besondern Anstalten unterzubringen. Man glaubte dadurch den Zweck der Heilung besser zu erreichen, eine Menge eigenthümlicher, kostspieliger Einrichtungen, welche dieser Zweck scheinbar oder wirklich foderte, in den alten bestehenden und doch nicht sogleich aufzuhebenden Irrenanstalten nicht ausführen zu können und für den größten Theil der Unheilbaren nicht nöthig zu haben, seine ganze Thätigkeit mehr den Heilbaren zuwenden und mannichfaltigen Störungen von Seite der Unheilbaren entgehen zu können, und was dergleichen Gründe mehr waren. Dies war der zweite Schritt zur Verbesserung der Irrenanstalten. Man hat ihn mit dem vollen Bewußtsein eines wirklichen Fortschreitens der Irrenangelegenheiten gethan, in mehren Staaten diese absolute Trennung der Irrenheilanstalten von den Pflegeanstalten bereits ins Werk gesetzt und, wo sie noch nicht besteht, sie wenigstens beabsichtigt.

Diese wenigen geschichtlichen Bemerkungen glaubten wir hier vorausschicken zu müssen, um unsern Lesern das Verständniß der hier folgenden Relation über Damerow's Buch, das jedenfalls Epoche in der Literatur der Irrenheilkunde machen wird und eine genaue Prüfung von Seite der Ärzte und der Staatsbeamten verdient, zu erleichtern. Der Verf. geht noch einen Schritt weiter in der Verbesserung der Irrenanstalten, er will, daß Irren- Heil- und Pflegeanstalten relativ verbunden werden sollen. Diese relative Verbindung aber unterscheidet sich von der absoluten Vereinigung und Trennung derselben durch das Bestehen beider Institute nebeneinander unter einer, beiden gemeinsamen, obern Ökonomie, Administration und Direction, bei vollkommener Trennung nach allen übrigen Beziehungen und unter Berücksichtigung derjenigen Unterschiede der innern Organisation, welche die verschiedenartige Zweckbestimmung der Anstalten, nämlich für präsumtiv Heilbare oder Unheilbare, aus ökonomischen, administrativen und irrenärztlichen Gründen erfodert. Als Grundbedingungen der möglichst zweckmäßig zu realisirenden relativen Verbindung dieser Anstalten werden im Allgemeinen gefodert, daß die, beiden Anstalten gemeinsamen Gebäude und Localitäten der Ökonomie, Administration und Direction das Centrum, hingegen die eigentlichen Irrenanstalten, sowol Heil- als Pflegeanstalt, die Seitentheile des ganzen Gebäudeverbandes bilden, und zwar in der Art, daß: 1) zwischen den Centralgebäuden, besonders dem der Ökonomie und den Irrenanstalten überall leichte, freie und bedeckte Communication

bei völliger Trennung der Heilbaren und Unheilbaren, sowie der Geschlechter und des Wartpersonals jederseits bewirkt werde; 2) daß zuerst und vor allen Dingen die Heil- und Pflegeanstalt und dann die Geschlechter und Abtheilungen in beiden voneinander nach Wohnungen, Höfen, Gärten u. s. w. getrennt seien, und 3) daß von den Centralgebäuden der Administration und Direction aus eine möglichst freie Übersicht des Gebiets der respectiven Anstalten gewonnen werde; daß die Kranken in dem Verhältnisse dem Centrum sich nähern, als sie den Abtheilungen der Reconvalescenten und Ruhigen angehören, dagegen in dem Maße von selbigem sich entfernen, als sie den Abtheilungen der Unruhigen u. s. w. angehören, sodaß die beiden einander am meisten entgegengesetzten Abtheilungen in den voneinander entferntesten Endpunkten des Ganzen sich befinden, nämlich die Reconvalescenten höherer Stände nicht einmal mehr in der eigentlichen Irrenheilanstalt, sondern in dem Centralgebäude der Direction, als dem Übergangspunkte zum freien Austritt aus dem Verbande der Anstalt, die Rasenden, Tobsüchtigen u. s. w. aus dem entgegengesetzten Grunde auch nicht mehr in der eigentlichen Irrenanstalt, sondern in zwei, für die Geschlechter bestimmten, völlig isolirt, am äußersten Endpunkte des ganzen Gebäudeverbandes belegenen und mit den Männer- und Weiberseiten der Hei.- und Pflegeanstalt bequem communicirenden, selbständigen einstöckigen Gebäuden untergebracht werden. In Bezug auf die Construction und innere Einrichtung einer solchen Anstalt wird noch gefodert, daß sie den gewohnten und gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens möglichst sich annähere.

Der Verf., durchaus einheimisch auf dem Felde der Irrenheilkunde und, wie es sich aus jeder Seite seiner Schrift herausstellt, nicht nur vertraut mit allen Vorzügen und Mängeln der bestehenden Irrenanstalten, sondern auch vollkommen ausgerüstet mit der erfoderlichen eigenen Erfahrung in der Behandlung der Irren, um über diesen Gegenstand das Wort zu nehmen, weiß die Zweckmäßigkeit der relativen Verbindung der Irren- und Pflegeanstalten auf eine so gründliche, anschauliche und eindringliche Weise darzustellen, daß man sich gern seiner Meinung anschließt, insofern dies nämlich ohne hinreichende Erfahrung, wie sie nur die Beobachtung in einer so construirten Irren-, Heil- und Pflegeanstalt zu gewähren vermag, geschehen kann. Abgesehen von allen theoretischen Gründen, deren Gültigkeit vollkommen zugestanden werden kann, ist die Sache von so rein praktischer Natur, daß der Versuch und die Beobachtung bei einem Urtheil über Zweck- oder Unzweckmäßigkeit nicht ausgeschlossen werden kann. Dabei kann jedoch nicht in Abrede gestellt werden, daß der Verf. diesen Gegenstand reiflich und nach allen Seiten erwogen und mit einer Einsicht, Consequenz und Wärme durchgeführt hat, die uns mit hoher Achtung für sein Talent als Irrenarzt und Autor erfüllt.

Die Gründe für die Zweckmäßigkeit der relativen Vereinigung der genannten Anstalten hier, in einer nicht ausschließlich der medicinischen Wissenschaft gewidmeten Zeitschrift, in extenso anzuführen, würde nicht zweckdienlich sein, daher wir uns nur auf einige der vorzüglichsten beschränken. Der Verf. theilt sie in moralische, wissenschaftliche und administrative. Zu den moralischen gehören, daß die sogenannten Unheilbaren bei der Versetzung in die relativ mit der Heilanstalt verbundene Pflegeanstalt, wenngleich sie das Bewußtsein haben, daß sie zur Zeit für unheilbar und unfähig zur Entlassung gehalten werden, und wenngleich sie die Vorzüge der erstern vor den letztern kennen, doch den Unterschied nicht so schneidend fühlen als bei der Versetzung in die absolut von der Heilanstalt getrennte Pflegeanstalt, daß sie im Allgemeinen unter den frühern bekannten und gewohnten Verhältnissen bleiben, dieselben, mit ihnen seit Jahren bekannten und vertrauten Ärzte behalten, daß sie nicht unbedingt, sondern nur bedingt für unheilbar erklärt sind und mit der Heilanstalt in nachbarlichem Verkehr bleiben, daß sie bei wiedereintretender Hoffnung zur Besserung leicht wieder in jene übergehen können. Auch Verwandten und Angehörigen muß es zum Trost gereichen, die Ihrigen nicht gerade unter die Unheilbaren verwiesen zu sehen, wenn sie nicht zu der Classe der Schlechten und Gefühllosen gehören, in deren Interesse es liegt, daß ihre Irren für ihre ganze Lebenszeit in der Irrenanstalt vergraben bleiben, und von denen Herzlosigkeit den Beweis ein trauriges, leider nur zu wahres Bild entwirft. Was den Arzt betrifft, so ist seine Stellung an einer relativ verbundenen Heil- und Pflegeanstalt viel freier, höher, reiner und weniger verantwortungsreich. Die absolut getrennten Anstalten lassen absolut, die relativ verbundenen nur relativ falsche, einige, wissenschaftlich unverantwortliche Bestimmungen in Betreff der Heilbarkeit und Unheilbarkeit in gegebenen Fällen zu, in jenen ist der Irrthum in Betreff des Ausspruchs der Unheilbarkeit schwer oder gar nicht, in diesen leicht und immer wieder gut zu machen — ein Grund, den wir für einen der gewichtigsten in dieser Angelegenheit halten und unbedingt unterschreiben müssen. In der absolut von der Pflegeanstalt getrennten Heilanstalt wird der dirigirende Arzt häufiger und, wegen der wichtigen Folgen des Irrthums, schwerer irren, öfter mit und ohne Schuld Unrecht leiden und thun; er wird nicht immer nach seiner besten Überzeugung handeln können; durch die die Heilbarkeit und Unheilbarkeit betreffenden Gutachten, Atteste u. s. w. mit ihren Folgen können Wissen und Gewissen der Ärzte in nicht leicht auszugleichende Widersprüche und moralische Skrupel gerathen, Ehr- und Pflichtgefühl des Arztes leichter verletzt werden; die Nothwendigkeit der Trennung von manchen ihm lieben Kranken wird ihm oft genug nahe gehen, zumal wenn die Anträge zur versuchsweisen Entlassung nach Hause an der Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit, Engherzigkeit u. der Angehörigen und Communen scheiterten und somit die einzige Hoffnung, den Unglücklichen befreit und selbst später ganz genesen zu wissen, verloren ging. Dagegen wird bei einem Arzte an einer absolut von der Heilanstalt getrennten Pflegeanstalt, da er die amtliche Aufgabe und Verantwortung, Seelenkranke zu heilen, im Allgemeinen nicht hat und nicht haben kann, auch die moralische in der Regel schwächer und schwächer, indem das Wort „Unheilbarkeit", durch Gewohnheit mehr und mehr zur andern Natur geworden, selbst das Streben und den Willen, mit Ernst und Eifer Curversuche zu machen, kaum aufkommen läßt. Wie das Heilen der psychischen Krankheit ihm Nebensache ist, so ist seine Stellung an solcher reinen Pflegeanstalt in der Regel in persönlicher und amtlicher Hinsicht nur ein Nebenposten. Er ist in der Regel nur Arzt, nicht Irrenarzt im vollen Sinne des Worts. Auch der Staat hat die moralische Verpflichtung, zur Herbeiführung des möglichst vollkommenen Zustandes des Irrenwesens, also auch der Irrenanstalten beizutragen. Hat er sich aber von den Vorzügen der relativen Verbindung von Irren-, Heil- und Pflegeanstalten überzeugt, dann ist es auch seine moralische Pflicht, diese und nicht andere zu schaffen, wenn auch mit aus dem negativen Grunde, um nicht mit gleich großen, ja größern Kosten ein für Mit- und Nachwelt und nicht zum baldigen Wiedereinreißen bestimmtes, weniger zeit- und zweckgemäßes Werk und in diesem ein Denkmal veralteter, engherziger Ansichten hinzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

Von Ch. Nodier erschien als neunter Band seiner gesammelten Werke: „Nouveaux souvenirs et portraits." Auch erschien der zweite Band der „Nouvelles à la main", wovon den 20. jedes Monats ein Band erscheint, und der erste in zweiter Auflage.

Neu erschienene Romane sind: „Le commandeur de Malte", von E. Sue (2 Bde.); „Caliste", von Mad. Sobin (2 Bde.); „Olear, roman poétique", ohne Namen des Verf.; „Maurice", von A. Girod. S.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 58. — 27. Februar 1841.

Französische Schriften über den Orient.

(Fortsetzung aus Nr. 57.)

So bemerkt der Verf., die ketzerische armenische Geistlichkeit sei ungleich ehrenwerther als der schismatische griechische Klerus, weil sie von dem Geist der orthodoxen Überlieferungen der Kirche weniger abgewichen. Ein Theil der armenischen Priester ist verheirathet, während der andere im Cölibat lebt. Die Erstern sind bloße stellvertretende Geistliche, welche den Namen Derder führen. Sie entledigen sich ihres Amts mehr oder weniger regelmäßig; alle höhern geistlichen Würden sind ihnen unzugänglich und sie stehen beim Volke in keinem Ansehen. Ihr Wissen beschränkt sich auf das Herleiern einiger Kirchengesänge und ist nicht viel größer als das der griechischen Priester, von denen sie sich blos durch eine gewisse Decenz unterscheiden. Die geistlichen Häupter der Nation sind eigentlich die Vartabeds, die Doctoren der Theologie; die erste Bedingung, um diese Würde zu bekleiden, ist das Cölibat. Allein da die hohe armenische Geistlichkeit so gut als die niedere den mannichfachsten Bedrückungen ausgesetzt ist, müssen sich die Bischöfe und Erzbischöfe unter den Großen des Reichs nach Gönnern und Beschützern umsehen; einige erniedrigen sich so weit, Lakaiendienste bei vornehmen Personnagen zu verrichten; andere schämen sich nicht, von den englischen Missionnairen eine jährliche Pension entgegenzunehmen und um diesen Preis ihre Heerde den Bekehrungsversuchen auf Gnade und Ungnade auszuliefern. Der Verf., welcher sehr viele armenische Prälaten und eine Menge griechischer Priester hat kennen lernen, versichert, daß er unter ihnen keinen gefunden, der die an Zahl schwachen katholischen Geistlichen dieser Gegenden an Gelehrsamkeit übertroffen. Die katholischen Priester daselbst sind zwar nicht so unterrichtet als ihre Collegen in Europa, indessen zeichnen sie sich durch eine in jener Heimat der Unwissenheit seltene Bescheidenheit aus. Die, welche hinlängliches Vermögen besitzen, begeben sich nach Rom, um daselbst die Theologie und andere geistliche Wissenschaften zu studiren. Sie lernen gemeiniglich Latein und sprechen in der Regel die italienische Sprache. Die Werke der besten Autoren über kanonisches Recht, Dogma, Moral und Controverse sind ihnen geläufig; sie sind auch in der Kirchengeschichte, sowie in der Profangeschichte der christlichen Monarchien Europas nicht unbewandert. Diese Kenntnisse erwecken bei ihnen natürlich die Liebe zum Studiren und den Geschmack an europäischer Bildung und Industrie. Sie weihen ihre Glaubensgenossen in ihr Wissen ein und erheben sie allmälig auf ihren intellectuellen Standpunkt, von wo aus sie ihre Umgebungen beherrschen. So lebt z. B. in Tokat eine kleine katholische Gemeinde, welche, nach dem einstimmigen Urtheile der Türken und anderer Armenier, als die Aristokratie der Nation betrachtet wird.

Der Handel befindet sich fast ausschließlich in den Händen dieser Katholiken, die verhältnißmäßig das bedeutendste Vermögen besitzen; dieser Vorzug der Stellung und die Überlegenheit des Reichthums sind indeß keineswegs die Ursache ihres gesellschaftlichen Vorrangs, sondern merkwürdigerweise eine bloße Wirkung ihrer Rechtgläubigkeit.

Man sieht, der Verf. stellt sich auf den ultramontanen Standpunkt, er schließt sich der neuen katholisirenden Richtung in Frankreich an, als deren namhafteste Repräsentanten der Graf Montalembert, der berühmte Kanzelredner Lacordaire, der Abbé Gerbet, Ozanam, Sainte-Foix anzuführen sind. Ist man aber sonst wol gewohnt, Autokratie und Hierarchie Hand in Hand gehen zu sehen, so spricht sich in den Werken dieser neuen katholischen Schule eine merkwürdige Hinneigung des hierarchischen Princips zum constitutionnellen aus, nebst einer entschiedenen Anerkennung der Rechte des Fortschritts und der Bewegung. Meist Männer von weltlichem Verstand und Charakter, besitzen diese Autoren Besonnenheit genug, um einzusehen, daß diese Reaction gegen die einseitige, frivole, oberflächliche Aufklärung des Liberalismus sich ihrerseits vor Einseitigkeit und Übertreibung hüten müsse, wenn sie sich nicht bald abnutzen und als unnütz vorübergehen solle. Man braucht in der That nur um sich in die Welt zu blicken, um sich von der Unmöglichkeit zu überzeugen, daß die heutige industrielle, mercantilische, gewinnsüchtige, kluge und freche Welt je wieder in die fromme Demuth der abergläubigen und gottesfürchtigen Jahrhunderte, daß diese lärmende Jahrmarktsfreude je wieder in das heilige Dunkel und in die Stille eines gothischen Doms zu bannen ist.

Der Verf. des zweiten Werks: „Pérégrinations en Orient", will zwar auch für einen guten Christen, jedoch mehr noch für einen vielgereisten Mann gelten; er schätzt die berühmten profanen Reisenden höher als die katholischen und nichtkatholischen Missionnaire, und nicht ohne Selbstgefälligkeit sagt er einmal: „Reisende wie Pückler-

Muskau und ich". Doch dürfen wir ihm diese kleine Schwachheit seines wirklichen Verdienstes wegen schon zu gute halten. Diese Schrift ist aus mancherlei Ursachen zu empfehlen. Einmal lernt man im Ernst [illegible] auf den zwei Bänden, weil der Verf. gute Augen hat und nicht durch die Brille des französischen Nationalvorurtheils sieht, sondern als vielseitig gebildeter, humaner Mann Menschen und Dinge anschaut und ohne Kunst und Umschweif seine Beobachtungen und Forschungen in sein Reisetagebuch einträgt. Dann ist er wirklich ein überaus unterrichteter Mann, der schöne Kenntnisse in sehr verschiedenen Fächern des menschlichen Wissens besitzt und sich zugleich als Natur-, Sprach-, Geschichts- und Alterthumsforscher zeigt. Er verlebte mehre Jahre in Ägypten, Nubien, Syrien, dem steinigen Arabien, Kleinasien, der Türkei und Griechenland, und unternimmt es nun, uns ein Bild jener Länder zu entwerfen, wobei von den geographischen, botanischen und geognostischen Verhältnissen bis zu den sittlichen, politischen, historischen und artistischen herab kein charakteristischer Zug übergangen sein soll. Diese Reisebeschreibung bietet daher eine solche Reichhaltigkeit des Inhalts, daß man sie zugleich als ein encyklopädisches Résumé aller auf den Orient Bezug habenden Fragen bezeichnen kann. Sie trägt einen ganz allgemeinen Charakter und ist für Weltleute, wie für Staatsmänner und Fachgelehrte geschrieben. Doch ist nicht zu leugnen, daß es wol wenige Leser gibt, die alle darin vorkommenden Beziehungen und berührten Gegenstände auf gleiche Weise interessiren, und diese möchten durch die große Mannichfaltigkeit derselben auf dem langen Wege durch die zwei Bände des Werks leicht etwas entmuthigt werden. Ihnen sei es zum Nachschlagen empfohlen; Leser aber, die den Weg nicht scheuen und sich von den Zuständen des Orients auf eine möglichst reelle und vollständige Weise unterrichten wollen, werden das Buch befriedigt aus der Hand legen. Diese Reise ist wol das letzte Bild des türkischen Reichs, wenigstens in seiner jetzigen Gestalt, die ihrer Auflösung mit schnellen Schritten entgegeneilt. Es ist ein Glück für den Leser, der gern zuverlässig wissen möchte, wie es in der heutigen Türkei zugeht, daß der Verf. kein Denker ist, der mit halb philosophischen Ansichten, mit festen Meinungen oder mit ersten Systemchen, wie die Saint-Simonisten, auf Reisen geht. Leute dieser Art lassen die Dinge nicht, wie sie sind; indem sie sehen und hören, verwandelt sich ihnen das Gesehene und Gehörte schon in Gedanken, und diese Gedanken gleichen den schon längst im Kopfe vorhandenen Gedanken. Wir haben den Verf. immer wahr gefunden, inwieweit wir nämlich selbst im Stande gewesen sind, die Wahrheit auszumitteln, und insofern die neueste Wendung der Dinge im Orient sie bestätigt hat.

Der Verf. verließ Marseille, wo er als Professor der königlichen Specialschule für lebende orientalische Sprachen angestellt ist, im Spätherbst 1837, besuchte zuerst Unterägypten, wo er uns die Arbeiten und Bemühungen Mohammed Ali's schildert, dessen künstliche Größe und Macht ihn jedoch keineswegs blendet und seinem scharfsichtigen Blick keineswegs die precaire Existenz und die fehlerhafte Organisation des ägyptischen Reichs verhüllt, beschreibt dann die Landesphysiognomie, die alten und neuen Monumente, die alte und neue Geschichte vom Delta, sowie von Oberägypten und Nubien. Ebenso eingehend ist er von Syrien und Palästina; zuletzt kommen Kleinasien, die Türkei, besonders Konstantinopel an die Reihe. Sehr interessant ist, was er über die Landessitten der Bewohner mittheilt, da eine genaue Kenntniß der orientalischen Sprachen, ja sogar der verschiedenen Dialekte ihm gestattete, sich in das Innere des häuslichen Lebens einzuweihen, wodurch wir oft ein anschaulicheres, getreueres Bild von einem Volke erhalten als durch die offiziellsten Berichte.

Nachdem der Verf. noch Griechenland besucht, kehrt er nach Europa zurück über Malta, wo er eine ägyptische Bevölkerung und Sprache findet, über Sicilien, wo die Sarazenen zwei Jahrhunderte gehauset, und auf beiden Inseln trifft er mancherlei merkwürdige Dinge und wenig bekannte oder falsch beurtheilte Monumente, zu deren richtiger Würdigung ihm seine eben gemachte Reise zu statten kommt. In Neapel und Rom liefern die Museen, die Arbeiten der Gelehrten und Staatsmänner den letzten Beleg zu seinen Forschungen über die Vergangenheit und zu seinen Ansichten über die Gegenwart und Zukunft des Orients.

(Der Beschluß folgt.)

Über die relative Verbindung der Irren-, Heil- und Pflegeanstalten ꝛc. Eine staatsarzneiwissenschaftliche Abhandlung von Heinrich Damerow.

(Fortsetzung aus Nr. 51.)

Mit aller Kraft des Wissens und des Urtheils, die, wir möchten sagen, ihres Sieges gewiß ist, entwickelt der Verf. die seiner Sache dienenden wissenschaftlichen Gründe, und gerne folgt man ihm hier auf einem Felde, auf dem er vollkommen zu Hause ist und auf dem ihm klare Einsicht und Wärme des Gefühls hülfreich zu statten kommen. Er skizzirt uns die Idee der Psychiatrie, des Irrenarztes und der Aufgabe einer Irrenanstalt in den allgemeinsten Umrissen und zeigt, wie die relativ verbundenen Irren- Heil- und Pflegeanstalten sowol dieser Idee, als auch vorzugsweise dem wirklichen, gegenwärtigen Standpunkte der theoretischen und praktischen Psychiatrie entsprechen. Ihm zufolge gibt es keine absoluten Kriterien der Heilbarkeit der Seelenkrankheiten und die Bestimmungen der Unheilbarkeit sind bei dem gegenwärtigen Standpunkte der Psychiatrie mehr oder weniger relative; es existiren keine absolute, aber große relative Unterschiede im Wissen und Können der Irrenärzte und schon deshalb sind die in den Maximen der absolut getrennten Irren- Heil- und Pflegeanstalten aufgestellten Bestimmungen rücksichtlich der Heilbarkeit und Unheilbarkeit höchst subjectiv und relativ; hier, wie bei der Arzneikunst überhaupt gibt es Krankheiten, die der eine Arzt heilt, während sie dem andern unheilbar scheinen und sind; es gibt keine absolut allgemeine wahre Erfahrungen in der Irrenheilkunst; daher auch keine absoluten Kriterien der Heilbarkeit und Unheilbarkeit. Der Verf. gibt zwar zu, daß manche Formen und Complicationen, als: von der Geburt oder ersten Kindheit an, sowie das Alterschwache Blöd- und Schwachsinnige; Blödsinn und allgemeine Verwirrtheit als Ausgangsformen des Wahnsinns, oder noch allgemeiner, in Folge von Geistesstörung, welche schon über drei Monate gedauert hat; dann, Complication der Seelenkrankheit mit Epilepsie, sie möge vor oder nach der Seelen-

krankheit eingetreten sein, oder wenn die Exulceration schon über drei Monate gedauert hat, oder die an Krebsgeschwüren, Lustseuche, Lähmungen, unheilbarer Schwind- oder Wassersucht Leidenden, im Allgemeinen mehr als Andere die Annahme der Unheilbarkeit und die Versetzung in die Pflegeanstalt rechtfertigen, wenn die diesen Kategorien zu subsumirenden Seelenkranken von dem Arzte der Heilanstalt selbst gesehen und kürzere oder längere Zeit beobachtet und behandelt worden sind. Jedoch können diese prognostischen, hier so entscheidenden, Aussprüche keine absolute, sondern nur relative, keine generelle, sondern nur individuelle Gültigkeit in Anspruch nehmen, und sind dergleichen Fälle daher nicht ohne Weiteres, vorweg und schlechthin aus den Heilanstalten auszuschließen. Namentlich weist der Verfasser in Beispielen nach, daß es unter Blödsinnigen und mit Epilepsie complicirten Wahnsinnigen noch heilbare gibt. Eine besonders wichtige Zugabe des Werks sind die hier mitgetheilten irrenstatistischen Verhältnisse in Betreff der Heilung frischer und alter Fälle und in Betreff der Heilungen je nach der Dauer des Aufenthaltes in den respectiven Irrenanstalten. Es kommen hier Heilungen vor, welche erst nach 15—20jähriger Dauer erfolgten. Wenn auch dergleichen Fälle nur zu den seltenen Ausnahmen gehören, so lehren sie doch, daß der gewissenhafte Arzt seine heilende Hand von keinem dieser Unglücklichen abziehen und ihm nicht durch Überweisung in eine Pflege- und Aufbewahrungsanstalt den Stempel der Unheilbarkeit aufdrücken dürfe.

Von vorzüglichem Gewichte sind die Gründe, welche zur Bestätigung der These aufgeführt werden, daß die relative Verbindung der Irren- Heil- und Pflegeanstalt auch das vorzüglichste Förderungsmittel der freiesten Entwickelung der Psychiatrie als Wissenschaft und Kunst nach allen Beziehungen sei. Die gewonnene Überzeugung von der zu engen Grenzbestimmung der Heilbarkeit und der zu weiten der Unheilbarkeit ist für eine solche Anstalt vorweg Princip, welchem gemäß die Bestimmung der Heilbarkeit möglichst ausgedehnt, die der Unheilbarkeit nur eine relative ist, und die Mittel zu wiederanzustellenden Heilversuchen, selbst bei früher völlig Aufgegebenen, stets und unter allen Umständen ohne Weiterungen zur Stelle sind. Was demzufolge in bloßen Heilanstalten begonnen wurde, willkürlich, ja zum Theil wider Willen geschieht, das ist hier nothwendig und zugleich freier Wille, und alle Mittel zur dereinstigen Lösung der Aufgabe der Irrenheilkunst, zur Vervollkommnung der Irrenheilmethoden und zur festern Bestimmung der Grenzen zwischen Heilbarkeit und Unheilbarkeit sind gegeben. 2) Die Pfleglinge geben auch dem Director beider Anstalten die umfassendste Gelegenheit, die größere Hälfte der Seelenkranken im Einzelnen und Ganzen allseitiger kennen, behandeln und benützen zu lernen, mehr aus ihnen als seelenkranke Menschen zu machen und mehr über sie zu wachen, als in den isolirten, nur zu leicht zu öden, sträflicherweise den Menschen wie ein unbrauchbares Ding, ein altes abgenütztes Meuble aus dem Wege räumenden „Aufbewahrungsanstalten" herabsinkenden, Pflegeanstalten für diese zum Theil auch verwahrloste, ja ausgestoßene Pariakaste der Irren geschehen könnte, zumal wenn die angestellten Ärzte Nebensache sind und das Geschäft als Nebensache betreiben. 3) Sind in den relativ verbundenen Irrenanstalten die Mittel zur Fortbildung der Psychiatrie und Irrenärzte nicht wie in den voneinander absolut getrennten auch künstlich getrennt, ja halbirt, sondern bilden ein einiges vollkommenes Ganze. Mit allem Rechte legt hier der Verf. den größten Werth auf die Leichenöffnungen und sagt ebenso schön als wahr: „Ein Ganzes ist und bleibt mehr als die Hälfte des Ganzen, und die Pflegeanstalt ist die der Heilanstalt zum Ganzen fehlende Hälfte, wenn es dieser auch nicht an Pfleglingen, d. h. an Aufgegebenen fehlt. Allein diese Pfleglinge in den „reinen" Irrenheilanstalten sind nur ein Accidenz, ein zufälliger Nebenerwerb für den Arzt, ein unsicheres Brot, was ihm jeden Augenblick entzogen werden kann. Dagegen ist die mit und neben der Heilanstalt bestehende und unter einer obern ärztlichen Direction

mit ihr stehende Pflegeanstalt ein sicheres solides Capital, welches regelmäßig seine hohen Zinsen abwirft, dessen freien und verkürzten Nießbrauch der Irrenarzt hat und dessen Erblasser ihm noch einen großen Schatz zusichern, nämlich — ihre Leichen, um welchen in jedem einzelnen Falle unersetzlichen Nachlaß der Arzt an der bloßen Irrenheilanstalt leider Gottes nur zu oft gebracht wird. Mit andern Worten: wer litte nicht darunter, wenn ihm auf dem halben Wege nach einem zu erreichenden Ziele, ohne seine Schuld, ja durch scheinbar bloße Zufälligkeiten, alle Mittel und Wege dahin auf einmal abgeschnitten würden? Wer hätte nicht Ursache zur Klage und Trauer, wenn ihm die günstigste Gelegenheit, aus Zweifeln und Scrupeln herauszukommen, plötzlich entzogen würde? Wer verfolgte nicht genau die Lebensgeschichte eines bedeutenden Mannes, den Verlauf einer Weltbegebenheit, die Entwickelung eines Dramas bis zum Schlußact?" u. s. w.

Auch mit den von dem Verf. hervorgehobenen Vorzügen der relativ verbundenen Irren- Heil- und Pflegeanstalten als Bildungsmittel für junge Ärzte in der praktischen Psychiatrie, sowie mit seinen Vorschlägen zur Realisirung einer angemessenen psychiatrischen Klinik und seinen Gründen für Errichtung dieser Art von Irrenanstalten in der Nähe von Universitätsstädten müssen wir uns einverstanden erklären. Was die Errichtung psychiatrischer Kliniken in Irrenanstalten im Allgemeinen betrifft, so hat man zwar in neuerer Zeit dagegen Mancherlei eingewendet und namentlich die Preisgebung von Familienverhältnissen, welche Geheimniß der Anstalt sein und bleiben müssen; die durch die praktischen Übungen für die Kranken entstehenden Nachtheile und den durch die Leitung des praktischen Unterrichts entstehenden Zeitverlust des Directors auf Kosten und zum Nachtheil des Instituts und der Kranken als Gegengründe geltend gemacht. Allein manche dieser Übelstände lassen sich wenigstens zum Theil schon durch eine zweckmäßige Einrichtung und durch die der Sache gewachsene Persönlichkeit des Directors vermeiden; wenn dieses aber auch nicht wäre, so überwiegen, unserer Überzeugung zufolge, die Förderung der Wissenschaft und die dadurch zu gewinnende bessere Behandlung der Seelenkrankheiten, sowie die größere Ausbildung der Ärzte in diesem Zweig der Heilkunde überhaupt, die anderweitig zu fürchtenden Nachtheile so sehr, daß alle Stimmen gegen die Sache schweigen müssen. Mögen immerhin einzelne Kranke durch die Theilnahme junger Ärzte an dem Heilgeschäfte benachtheiligt werden, andere werden auch dabei gewinnen, und was der Einzelne verliert, wird sicherlich in späterer Zeit der Gesammtheit, der Wissenschaft und Kunst mit reichen Zinsen zurückgegeben werden. Gern pflichten wir daher dem Verf. bei, daß nur diejenige Irrenanstalt sich am meisten der Verwirklichung ihrer Idee nähere, in welcher erstens Organisation derselben, sowie Pflege und Behandlung der Kranken, dann wissenschaftliche Ausbildung des Psychiaters und drittens praktische Vorbildung angehender Ärzte in der Psychiatrie aufs vollkommenste in inniger, wechselseitiger Durchdringung gefördert werden.

Endlich werden auch noch die Vorzüge der relativ verbundenen Heil- und Pflegeanstalten in administrativer Hinsicht hervorgehoben. Wir müssen uns hier damit begnügen, nur auf einige derselben aufmerksam zu machen. Namentlich können die vorschriftsmäßigen Bestimmungen nach allen innern und äußern Beziehungen ausgeführt, Mängel und Fehler des Organismus der Verwaltung in vorkommenden Fällen ohne weiteres beseitigt und die Mittel zur Einheit und Einfachheit leichter gewonnen und sicherer erhalten werden; eine Menge Schreibereien zwischen den Anstalten und den vorgesetzten Behörden einerseits, und zwischen diesen beiden und den Angehörigen, Communen u. s. w. andererseits in Bezug auf die Wahl der Anstalt je nach der Heilbarkeit oder Unheilbarkeit der Fälle, in Bezug auf Belassung der Kranken in der einen, Entlassung aus der andern u. s. f. fallen weg; Geschäftsleitung und Führung, Controle, Kassen- und Rechnungswesen, Ökonomie, polizeiliche, rechtliche, sowie Ressortverhältnisse sind viel einfacher, klarer,

übersichtlicher zu reguliren; Ökonomie, Ackerwirthschaft, das System der Beschäftigung und die Beschaffung der Bedürfnisse der Irren durch die Irren ist am zweckmäßigsten und vollkommensten auszuführen; die Einrichtungs- und Unterhaltungskosten stellen sich niedriger u. s. w. Hierzu kommen nun noch eine Menge anderer, besonderer Vorzüge in Betreff der Aufnahme, des Aufenthalts und der Entlassung der Irren aus den respectiven Irrenanstalten, sowie in Betreff der Organisirung des Provinzialirrenwesens, der Organisirung und obersten Leitung der Irrenangelegenheiten Seitens des ganzen Staats und der Stellung der Irrenanstaltdirectoren zu den Verwaltungsbehörden der Irrenangelegenheiten, die nicht weniger der Berücksichtigung insbesondere von Seiten der Staatsbehörden werth sind und vorzüglich bei der Organisirung und Einrichtung neuer Irrenanstalten in Erwägung genommen zu werden verdienen. Denn in Staaten, in denen einmal die Trennung der Heil- von den Pflegeanstalten zu Stande gekommen ist und bereits isolirte Gebäude für beide neu construirt worden sind, dürfte wol eine Wiedervereinigung, wie sie im Vorschlag des Verf. liegt, mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, und leicht an dem Punkte des zwiefachen Kostenaufwandes scheitern.

Was wir hier unsern Lesern aus der interessanten Schrift mitgetheilt haben, gibt nur eine sehr dürftige Ansicht des Ganzen, es ist nur der todte Körper, dem der beseelende Hauch, die Wärme des Lebens und der humanen Gesinnung fehlt, wie sie durch seine einzelnen Glieder sich ergießt. Schon die Idee des Ganzen hat ihre Wurzel in der Menschenliebe, sie will gleichsam eine Emancipation der unglücklichen Irren in einem höhern Sinne, als man sie bisher genommen, sie will, dem höhern christlichen Vorbilde gemäß, kein Lamm aus der Heerde verloren gehen lassen und gedenkt in der dunkeln Nacht der tiefsten Seelenverfinsterung noch des möglichen Restes von Licht zu schonen, bei dem sich vielleicht noch einzelne Umrisse von einem äußern Lebensglück, ja vielleicht von einem Hoffnungspfad zu einem dereinstigen Ausgang aus den Banden der Finsterniß erblicken lassen; sie will da, wo Heilung nicht mehr in der Macht des Arztes liegt, wenigstens den Pfleglingen, soweit möglich, noch im Niveau der Menschheit halten und ihm schützend zur Seite stehen bis zum Grabe. Dies ist es, was uns Alles diese Idee so lieb macht, und weshalb wir in Allem, was zu ihrer Ausführung dient, dem Verf. gern hülfreich die Hand bieten möchten. Aber über Eines vermissen wir in seinem Buche nähere Aufklärung, wir meinen die Größe der von ihm bevorzugten relativen Heil- und Pflegeanstalt.

(Der Beschluß folgt.)

Der abendländische Adel auf der griechischen Insel Naxos.

Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Venetianer und die französischen Kreuzfahrer (1204) theilte man das griechische Reich (1207). Das ägäische Meer fiel den Venetianern zu; da jedoch die Inseln noch in den Händen der Griechen oder der Piraten waren, so erklärte die Republik, daß jeder Edelmann Rüstungen machen und so viele Inseln, als er könne, erobern dürfe, wogegen er der Republik Lehnspflicht zu leisten haben solle. So bemächtigte sich Marino Dandolo der Insel Andros; Marco Sanudo eroberte Naxos, Melos u. s. w. Der Kaiser Heinrich von Konstantinopel erhob Naxos zu einem Herzogthume und machte Sanudo zum Herzog des ägäischen Meeres (Dux aegaei pelagi) und Prinzen des Reichs. Später erscheinen die Herzöge von Naxos auch als Vasallen des Fürsten von Morea. Dem Marco Sanudo folgten sechs Herzöge aus derselben Familie und zwei aus dem verschwägerten Hause della Carcere. Der letzte von diesen, Nicolo della Carcere, wurde von Franz Crispo ermordet, der sich durch Usurpation zum Herzoge machte (1401). Das Herzogthum blieb, obgleich nach und nach geschmälert und zuletzt auf Naxos und Melos beschränkt, dennoch in der Familie des Crispo bis 1566, wo der zweiundzwanzigste und letzte Herzog, Johann Crispo, durch einen Aufstand seiner griechischen Unterthanen, die der Bedrückungen der Lateiner müde waren und das türkische Joch vorzogen, die Insel an Selim II. verlor. Derselbe belehnte anfangs einen Juden, Johann Michez, mit Naxos, der die Insel durch einen spanischen Edelmann, Franz Coronella, verwalten ließ; nach dem bald erfolgten Tode des Juden aber wurde sie unter unmittelbare türkische Herrschaft gestellt. Aus den Zeiten jenes fränkischen Herzogthums und seiner Feudalinstitutionen stammt der abendländische Adel auf der Insel Naxos, der sich bis auf die heutige Zeit erhalten hat und noch immer, nach so vielen Wechselfällen, im Besitze des meisten und besten Grundeigenthums sich befindet, wie er sich denn auch auf Naxos schärfer, als auf irgend einer andern griechischen Insel, von der griechischen Bevölkerung scheidet. Nicht sowol in Folge des verschiedenen Religionsbekenntnisses; vielmehr muß als der eigentliche Grund der Abneigung der griechischen Bauern gegen ihre katholischen Gutsherren das starre Festhalten derselben an gewissen Feudalgebräuchen und Zwangspflichten angesehen werden. So waren z. B. die Bauern nach altem Brauche noch vor kurzem genöthigt, wenn die Herrschaft aufs Land zog, derselben in langem Zuge das mitgenommene Hausgeräthe nachzutragen, oder am katholischen Charfreitage der gnädigen Frau, wenn sie des Nachts in die Messe ging, vorzuleuchten u. s. w. (s. Roß, „Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres", S. 23 fg.) Dabei ist es um so interessanter, was Roß a. a. O. (S. 44) bemerkt, daß, nach den Ortsnamen auf Naxos und dem Dialekte der Naxier, sowie nach einzelnen Sitten derselben zu urtheilen, die Insel Naxos für eine der hellenischsten unter den griechischen Inseln gelten müsse. K.

Literarische Notiz.

Von dem bekannten Werke Leopold Ranke's über die Päpste, wie von der englischen Übersetzung, die unter dem Titel „The ecclesiastical and political history of the Popes of Rome, during the sixteenth and seventeenth centuries" durch Sarah Austin in drei Bänden veranstaltet wurde, heißt es im „Edinburgh review": „Es ist kaum nöthig zu sagen, daß dies ein vortreffliches und vortrefflich übersetztes Buch ist. Das Originalwerk des Prof. Ranke ist überall gekannt und geschätzt, wo man die deutsche Literatur studirt, und wurde selbst in einer höchst genauen und unredlichen französischen Übersetzung interessant gefunden. Es ist in der That ein Werk, welches einen sowol für haarkleine Untersuchungen als für weitangelegte Speculationen geeigneten Verstand bekundet. Es ist zugleich in einem bewundernswerthen, von Frivolität wie von Bigotterie gleichweit entfernten Geiste geschrieben; ernst und gewichtig, doch tolerant und unparteiisch. Wir sehen es daher mit dem größten Vergnügen unter den englischen Classikern seine Stelle einnehmen. Die Übersetzung betreffend, so ist diese ganz, wie sie von der Geschicklichkeit, dem Geschmacke und der gewissenhaften Treue der talentvollen Dame erwartet werden konnte, welche, als Dolmetscherin zwischen deutschem und brittischem Geiste, bereits um beide Länder sich so sehr verdient gemacht hat" u. s. w. Was nun folgt ist, wie es scheint, ein ziemlich genauer Auszug aus Ranke's Werk. Der Berichterstatter schließt: „Wir wollen unsere Leser vor der französischen Übersetzung warnen — einer Arbeit, welche nach unserer Meinung für den Charakter Desjenigen, von welchem sie ausging, ebenso schimpflich ist, wie eine falsche Aussage oder ein nachgemachter Wechselbrief sein würde; wir rathen ihnen, entweder das Original zu studiren, oder die englische Übertragung, worin Sinn und Geist des Originaltextes bewundernswerth festgehalten sind." L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 59. — 28. Februar 1841.

Französische Schriften über den Orient.

(Beschluß aus Nr. 58.)

Wie weit die Verf. der beiden vorliegenden Reisebeschreibungen auch in ihren historischen und philosophischen Ansichten voneinander abweichen, so treffen sie doch in der Meinung untereinander zusammen, daß die Türkei einem unvermeidlichen Untergange entgegeneile. Sie richten daher ihre Blicke in die Zukunft und deuten Mittel zur Wiedergeburt an, die keine andere als eine christliche sein könne. Wenn der Verf. der „Correspondance et mémoires" die Erziehung zum Ableiter einer niederschlagenden Vergangenheit und zum Zuleiter einer befruchtenden Zukunft auserwählt, so hat er zwar insofern Recht, als sein Rath für jedes Land und Volk paßt, selbst für die aufgeklärtesten und civilisirtesten; allein sein Vorschlag setzt einen andern Zustand voraus als den, der in der Türkei gegenwärtig besteht. Die Verwandlung eines barbarischen Volkes in ein edleres, gebildeteres, als Extract und Destillation (per ascens) aus einem Erziehungssystem, scheint uns ein unmögliches Wunder. Kämen auch zu den Schulen noch katholische Missionen, wie der Verf. verlangt, so wäre davon ebenso wenig die Umbildung der trägen Türken in energische Europäer zu erwarten. Der Verf. der „Pérégrinations" meint, der Zustand in der Türkei und das Interesse Europas fodere einen neuen christlichen Staat im Orient. Die Humanität und Weisheit der Cabinete berechtige zu der Hoffnung, daß sie Vorschlägen Gehör geben würden, welche die Ruhe des Orients für die Zukunft sichern, der christlichen Civilisation eine neue Ausdehnung erwerben, die durch so viele spannende Begebenheiten in Unruhe versetzten Gemüther versöhnen und zum aufgeklärten Dank für die von den europäischen Regierungen bewiesene großmüthige Politik verpflichten, welche endlich das Interesse der großen Mächte selbst unmittelbar befördern könnten, indem an die Stelle einer ohnmächtigen Regierung eine Macht geschaffen würde, die ein von allen Interessen gefodertes Gegengewicht bilden könnte. Was die Schwierigkeiten anlange, das gehörige Verhältniß der europäischen Mächte zur Türkei zu bestimmen, so lege man dabei immer die Voraussetzung zum Grunde, daß Europa nur zwischen einer Theilung oder einem Schutz der Türken zu wählen hätte. Lasse man dagegen gelten, daß noch ein dritter Fall, die Errichtung eines christlichen Königreichs in Syrien, möglich sei, so zeige sich bald, daß sodann alle Schwierigkeiten der orientalischen Frage nicht nur größtentheils gehoben wären, sondern sogar die Sicherheit der Staaten und das Gleichgewicht von Europa durch das neue Reich noch fester verbürgt werden würden. Die Türkei sei eine abgestorbene, in ihre todten Elemente sich auflösende Masse im europäischen Körper; Jerusalem und Syrien, unter einem eingeborenen christlichen Fürsten zu einem erblichen Königreich constituirt, würde ein lebendiges Glied sein und die Gesundheit des Ganzen vermehren.

Ein solcher Plan — nicht zur Theilung der Türkei, sondern zur Organisation Syriens möchte allerdings weniger schwer zu entwerfen sein, als den türkischen Divan zu Maßregeln zu bringen, die den allgemeinen Frieden auf die Dauer verbürgen und den alten unheilbringenden Zustand der Türkei verbessern könnten. Allein ist die Pforte dadurch gesund geworden, daß man Griechenland zu einem unabhängigen christlichen Königreich erhoben hat? Auch die Errichtung eines syrischen Reichs wird die Pforte nicht gesund noch stark machen. Es läßt sich die Fortdauer ihres kränkelnden Zustandes begünstigen, wie man Schwindsüchtigen durch künstliche Mittel noch einige Tage das Leben fristen kann, aber die nöthige Lebenskraft läßt sich nicht mittheilen, wo die innere Quelle derselben versiegt ist. Die Schwäche der Türkei ist eine unheilbare Krankheit. Das Interesse Europas aber will hier einen starken Staat, folglich kann die Politik nicht den offenbar hinfälligen in Schutz nehmen; sie muß vielmehr ein neues Leben an seine Stelle rufen. Läßt sich wol hoffen, daß die Türken, auf den Rath der europäischen Diplomaten, ihre ganze Natur plötzlich verändern, alle Fehler ablegen, allen religiösen Vorurtheilen, ihrem der Barbarei eigenen Stolze entsagen und eine kräftige, wohlorganisirte Regierung einführen, daß sie auch nur eine solche zu ertragen sich geschickt machen werden? Der Verf. scheint in der That ein solches Wunder von dem Hattischerif vor Gulkhané zu erwarten, welchen er dem Edict Konstantin's, wodurch das Christenthum zur herrschenden Staatsreligion erhoben, an die Seite stellt und für den ersten Schritt des Sultans zur Bekehrung hält.

Solche chimärische Hoffnungen hegen gewiß Wenige in Europa, welches über den Zustand in der Türkei nicht

wohl zu täuschen ist. Wir glauben auch, daß Niemand einen aufgeklärten Welttheil täuschen will; aber es gibt Menschen, die sich selbst täuschen, die, weil sie in Europa Regierungen sehen, welche Achtung einflößen und zu fodern berechtigt sind, sich vorstellen, daß dies auch in der Türkei der Fall sein müsse. Darin liegt der Irrthum. Man frage doch, ob irgend eine Regierung es dulden, ob sie es nicht als eine schimpfliche Beleidigung ansehen würde, wenn man sie mit dem türkischen Regiment vergleichen wollte? Darum soll die türkische Regierung nicht den Ehrenplatz neben den andern behaupten. Der Zustand in der Türkei wird nur dann den europäischen Frieden nicht stören können, wenn eine ganz neue Regierung dort geschaffen wird, eine Regierung, welche in sich selbst die Bürgschaft ihrer Würde und Achtbarkeit trägt. Der Verf. scheint dies anzuerkennen, denn er sagt:

Bevor man dem Großherrn seine definitive Stelle unter den europäischen Mächten einräumt, muß man ganz besonders stärkere Garantien für eine regelmäßigere Thronfolge und eine humanere Regierung fodern.

Aber, wer leistet Bürgschaft, daß die Pforte künftig Herr sein werde über ihre Unterthanen; wer möchte der Bürge des Bürgen sein?

Statt von dem Satze auszugehen: die türkische Regierung könne mit Hülfe der europäischen Diplomaten einen solchen Charakter annehmen, der Bürgschaft für die Zukunft zu leisten fähig wäre, scheint es eher zum Ziele zu führen, wenn man sogleich die moralische Unmöglichkeit, die türkische Regierung zu civilisiren oder ihr zu Hülfe zu kommen, und wenn man sodann die Nothwendigkeit anerkennt, über die neu zu schaffende Ordnung sich zu vereinigen. Es kann unmöglich schwerer sein, die Cabinete für eine gemeinschaftliche Anerkennung der Nothwendigkeit zu gewinnen, als die Türken in Europäer zu verwandeln; Eins oder das Andere aber muß geschehen, wenn der Anschein, die Barbarei in Schutz zu nehmen, vermieden, wenn den christlichen Glaubensgenossen gegen künftige Bedrückungen Schutz gegeben werden soll.

Die Türken sind unverbesserlich; sie werden nie im Stande sein, in diesen Gegenden ein kräftiges Gegengewicht zu bilden. Der Verf. scheint die Sache selbst aus diesem Gesichtspunkt anzusehen, er sagt:

So lange nicht christliche Organisation zum Staatsgesetz und besonders zum Gesetz der herrschenden Familie erhoben sein wird, haben die europäischen Reformen keine Aussicht auf dauernden Erfolg.

Alle dem Halbmond zinsbare Provinzen sind unter türkischer Herrschaft in Wüsten verwandelt worden; nie werden diese Wüsten angebaut werden, so lange Türken daselbst hausen. Das Interesse Europas aber fodert einen civilisirten, blühenden Staat in diesen Gegenden; also muß der Despotie der Türken ein Ende gemacht werden. Wir halten diesen Schluß für richtiger und bündiger als jenen, auf welchen sich die politische Meinung des Verf. stützt.

Alle Absichten — sagt er — müssen dahin zielen, die Türkei zu civilisiren; ihre Erhaltung fodert das Interesse Europas; sie kann nicht fehlen oder untergehen, ohne daß die allgemeine Ordnung in Europa dadurch gestört werde. Also keine Feindseligkeit gegen die Türkei, keine Vergrößerung auf Kosten derselben, sondern ein reeller und vollkommen beruhigender statu quo: das ist die Grundbedingung des allgemeinen Friedens.

Die Türkei hat sich seit langer Zeit in einem fortwährenden Zustande von Falliment befunden, sie hat unaufhaltsam ihren Ruin beschleunigt; doch nie hat man gesehen, daß dadurch die anderweitige Ordnung in Europa gestört worden wäre. Auch hat Rußland zu wiederholten Malen Kriege gegen die Türkei geführt, ohne daß der Welttheil sich deswegen in seiner allgemeinen Ordnung bedroht gehalten hätte. Wie heißt das Interesse Europas, das den Bestand der Türkei fodert? Bildet sie etwa ein Gegengewicht? Nein, sie ist bei ihrer Verächtlichkeit und Schwäche eine fortwährende Anreizung, sich auf ihre Kosten zu vergrößern, eine lockende Beute für den ersten eroberungslustigen Herrscher. Ihr Untergang kann bei der friedlichen Gesinnung benachbarter Fürsten und bei der momentanen Einigkeit der Quadrupelallianz noch eine Zeit lang aufgeschoben werden; aber sie leistet in sich selbst keine Bürgschaft ihres Bestandes und Europa kann nicht darauf rechnen, daß alle nachfolgenden Fürsten stets friedliebend und einstimmig sein werden. Die Türkei unterhält also den Zustand der Ungewißheit fortwährend in Europa; das europäische System kann aber nicht bestimmt sein, diesen Zustand der Ungewißheit zu beschützen; die Ruhe der Welt fodert vielmehr definitive Entscheidung. Unmöglich können sich die Cabinete vereinigt haben, Allem, was in Europa de facto existirt, selbst den vorbereitenden Ursachen künftiger Erschütterungen den Bestand zu sichern. Ein Land, in welchem jeder kühne Pascha sich zum unabhängigen Herrn aufwerfen kann, wird stets ein Herd der Revolutionen sein. Europa, das in diesem Lande keine, die künftige Ordnung verbürgende Veränderung einführen wollte, würde sich gegen die eigene Sicherheit und Ruhe verbunden haben. Das Interesse Europas fodert eine starke Regierung in der Türkei; bei der gegenwärtigen Weltlage ist die bleibende Stärke nur durch Aufklärung, Gerechtigkeit, Civilisation und durch ein thätiges Unterstützen dieser Säulen der Staaten möglich. Wem kann es einfallen, Gerechtigkeit und Civilisation zu erwarten von einer Regierung, deren Natur mit Allem in Widerspruch steht, was in Europa als Ordnung, Bildung, Staatsrecht, öffentliche Moral und Religion anerkannt und verehrt wird? Es ist unerlaubt, zu behaupten, daß die Cabinete nur dann hoffen können, in Europa ruhig zu regieren, wenn die Türkei nach wie vor den Charakter der Unwissenheit, Brutalität, Barbarei und Trägheit beibehält. Da Gott gewollt hat, daß die Menschen sich fortwährend veredeln sollen, so müssen überall die Regierungen sich mit den Veränderungen, welche die Veredlung bedingen oder daraus hervorgehen, zu vertragen wissen; sie müssen sich im voraus darauf gefaßt machen. Der bisherige Zustand in der Türkei war ein entsetzlicher Zustand; wer möchte ihn verewigen wollen? Wer möchte behaupten, das Interesse Europas fodere einen solchen statu quo? Es ist im Gegentheil klar, daß Europa nur dabei gewinnen kann, wenn in dem Lande, dessen Verfassung bisher als eine Last auf den ganzen Welttheil drückte, eine solche Wiedergeburt der Ordnung erfolgt,

daß die drückende Last in ein erleichterndes Gegengewicht umgebildet wird. Die zerrüttete, dem heillosesten Despotismus preisgegebene Türkei ist ein Vorwurf für Europa; einer solchen Regierung kann die ehrenvolle Stelle, ein Mitglied des europäischen Areopags zu sein, nicht eingeräumt werden, ohne dem Ruhme der andern Mitglieder zu schaden. Dagegen würde offenbar der Ruhm und die Sicherheit Europas vergrößert werden, wenn durch allgemeine Anstrengung ein neues, den allgemeinen Bedürfnissen zusagendes Reich in diesen Gegenden errichtet würde. Warum will man sich nicht die Möglichkeit denken und daran wagen, die Türken mit ihrer Schwäche, mit allen ihren unheilbaren Gebrechen aus Europa zu vertreiben und ein christliches Reich an die Stelle des mohammedanischen zu setzen? Soll man ein solches Unternehmen für zu groß halten? Übersteigt es die Kräfte Europas? War die Unternehmung gegen Napoleon doch ungleich riesenhafter!

Quid dubitas? nunc tempus equos, nunc poscere currus.
Rumpe moras omneis, et turbata arripe castra.
— — — — — Sequor omina tanta;
Quisquis in arma vocas. 56.

Über die relative Verbindung der Irren-, Heil- und Pflegeanstalten ꝛc. Eine staatsarzneiwissenschaftliche Abhandlung von Heinrich Damerow.

(Beschluß aus Nr. 56.).

Es liegt im Geiste unserer Zeit, nicht allein großartige Unternehmungen ins Leben zu rufen, sondern auch Das, was früher aus einzelnen Theilen bestand, zu einem Ganzen zu concentriren und ihm auch in der äußern Gestaltung den Stempel der Größe aufzudrücken, ohne sich immer darum zu bekümmern, ob mit der äußern Größe auch größere innere Zweckmäßigkeit zu erreichen sei. Auch die Irrenanstalten haben diesem Zuge folgen müssen und man hat in neuerer Zeit dergleichen für ganze Länder und Provinzen erstehen sehen, die 100 und mehre Irre aufzunehmen bestimmt waren. Der Hauptgrund dieser Concentration mag unstreitig die Vereinfachung der Administration und die Verminderung des Kostenaufwandes gewesen sein, ein Grund, gegen den freilich im Allgemeinen nichts einzuwenden sein möchte. Eine andere Frage aber ist es, ob auch bei einem solchen räumlichen Umfange unserer Irrenanstalten alle die billigen Foderungen, die an sie als Heil- und Pflegeanstalten zu stellen sind, zweckmäßige ärztliche, namentlich psychische Behandlung, Reinlichkeit und Ordnung, treue Pflege, Erziehung des nöthigen Wärterpersonals und Controle über dasselbe u. s. w. erfüllt werden können. Wir gestehen, daß uns dies nie recht ausführbar erschienen ist, obwol wir gern einräumen, daß unter der Leitung eines tüchtigen, von seiner Aufgabe durchdrungenen, ärztlichen, Directors Vieles zu erreichen möglich sein mag, was uns, einem in die innere Organisation einer solchen Anstalt nicht hinreichend Eingeweihten, unmöglich scheint. Denken wir uns 50 Irre als ebenso viele gewöhnliche körperliche Kranke und wir werden es schon nicht mit den Kräften eines Arztes vereinbar halten können, sie alle mit gleicher Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu behandeln. Wie viel höher steht aber die Aufgabe des Irrenarztes? Diese 50 Kranke sind Unmündige, die ihm nicht sagen können, was und wo es ihnen fehlt, die vielmehr ihre innern Gefühle sorgfältig vor ihm verbergen, deren Vertrauen er sich erst oft mit vieler Mühe und nach vielen vergeblichen Anstrengungen erwerben, deren Eigenheiten, Begierden, Liebhabereien, Vorstellungen u. s. w. er erst mühsam erforschen muß, und von denen jeder einzelne für ihn ein Gegenstand eines sorgfältigen Studiums ist; es sind nicht blos Kranke, denen er Recepte zu verordnen und eine sorgfältige Diät vorzuschreiben hat, es sind zum großen Theil Verirrte, Verzogene, von Kindheit Verwahrloste, von blinder Leidenschaft bis an den Abgrund Hingerissene, denen er nicht allein Arzt, sondern auch Rathgeber, Freund sein und an denen er alle Versuche einer durchdachtern, geregelten Erziehung, alle Grundsätze eines für den Einzelnen geeigneten Besserungssystems in Anwendung bringen muß.

Neben dieser Sorge für das Körper- und Seelenwohl dieser Zahl von Irren liegt ihm noch ob, sich ein geeignetes, dem Zweck der Heilung und Besserung dienendes und in seine Ansichten eingehendes, Wärterpersonale zu erziehen, eine Aufgabe, die, wo nicht schwerer, doch gewiß auch nicht leichter ist als die vorige. Wenn der ärztliche Director die Seele der Anstalt ist, so sind die Wärter die Nerven, die von ihm aus Leben und Bewegung in alle ihre Verzweigungen und von da aus jede heilsame Regung, aber auch jede Störung, wieder zu dem gemeinsamen Centrum zurückführen. Menschen zu finden, die sich vermöge ihrer physischen und psychischen Anlagen zu einem solchen Geschäfte eignen, die die dazu erfoderlichen Eigenschaften: Muth, Gewandtheit, Menschenliebe, Ausdauer, Geduld, Uneigennützigkeit, Verschwiegenheit, Entsagung u. s. w. besitzen, ist schon schwer, noch schwerer, sie zu Dem zu machen, was sie sein sollen. Sie können dem dirigirenden Arzte das Geschäft der Heilung ebenso erleichtern als erschweren und müssen mit gleicher Sorgfalt überwacht werden als die Irren selbst, denn Nachlässigkeit im Dienste, rohes, inhumanes Betragen gegen ihre Pflegebefohlnen, Parteilichkeit u. s. w. treten oft dann am meisten hervor, wenn sie sich unbeobachtet glauben.

Zu diesen, allein schon die ganze Thätigkeit eines Irrenarztes in Anspruch nehmenden, Geschäften kommt nun noch die Aufsicht über die Beschäftigungen der Irren, über Speisen und Getränke, Correspondenz mit Behörden und Verwandten der Irren, Unterricht (wenn die Anstalt zugleich mit einer Lehranstalt für junge Ärzte verbunden ist), eigene Fortbildung, Abhaltungen durch Fremdenbesuche und eine Menge anderer hier nicht weiter zu verfolgende Nebenarbeiten. Wol mag man einwenden, daß Vieles andern bei der Anstalt angestellten Dienern übertragen werden könne, daß dem dirigirenden Arzte Assistenzärzte zur Seite stehen, welche ihm einen Theil seiner Arbeiten abnehmen, aber auch diese müssen überwacht, auch in ihnen muß die Idee ihres hohen Berufs durch Lehre und Beispiel erst lebendig gemacht werden, was durch Gesetze und Instructionen allein nicht erzielt werden kann, denn der Kreis der Irren ist kein militairisches Corps, was man durch Hauptleute, Lieutenants und Unteroffiziere in Ordnung und Thätigkeit erhalten kann, es gilt hier, in die Eigenheiten, Bedürfnisse und Persönlichkeiten jedes Einzelnen einzugehen; eine uniforme Behandlung würde den Kranken und der Wissenschaft eher zum Nachtheil als zum Vortheil gereichen.

Bei solcher Schwierigkeit der Aufgabe, wie sie hier nur in wenigen Zügen skizzirt worden ist, möchte wol die Frage erlaubt sein, wie es möglich sei, daß sie ein Einzelner, sei er auch mit einem Maximum von Kraft und mit dem besten Willen ausgerüstet, mit Genugthuung aller dabei concurrirenden Interessen zu lösen vermöge? eine Frage, die noch näher liegt, wenn, nach des Verf. Vorschlag, Heil- und Pflegeanstalt vereinigt werden sollen und daher nothwendig auch in jeder Beziehung erweitert werden müssen. Ref., der, selbst Vorsteher einer kleinen Irrenanstalt, die Sache vielleicht nur aus der Vogelperspective sieht, gesteht, es nicht einsehen zu können, wie bei 100 und mehren in einer Anstalt zusammengehäuften Irren billigen Foderungen Genüge geleistet werden kann, die wenigen großen Irrenanstalten, die er in seinem Leben gesehen, sind wenigstens nicht im Stande gewesen, ihn von seinen Zweifeln zu heilen. Er ist immer der Meinung gewesen, daß kleinere Anstalten von höchstens 30—40 Irren ihren Zweck besser erfüllen würden, und daß bei sorgfältigerm Studium der Psychiatrie von Seiten unserer jungen Ärzte diese leicht von Physikern und an-

derno Staatsbürgern mit versehen werden könnten. Dabei könnte der Vorschlag des Verf. zur Vereinigung der Heil- mit der Pflegeanstalt auch im Kleinen immerhin seine Anwendung finden. Es steht uns für diese Ansicht eine gewichtige Autorität zur Seite. Der große Heil sagt in seinen „Rhapsodien" (zweite Auflage, S. 458): „Dann muß die Irrenanstalt als Heilanstalt nur so groß sein, daß die Kräfte der Äußern, und besonders der innern Administration sie bestreiten können. Schwerlich dürfen mehr als 20 Kranke aufgenommen werden. Nun könnte es zwar scheinen, als wenn die deswegen nöthige Vervielfältigung der Institute in einem armenreichen Staate seine Kräfte übersteigen möchte. Allein theils kosten kleine Anstalten weniger als große, theils wird die Zahl der heilbaren Irren den im Verhältniß zu den unheilbaren gering sein und ihr Aufenthalt in der Anstalt nur auf die Dauer ihrer Krankheit, und nicht, wie bei jenen, auf die Dauer ihres Lebens sich erstrecken." Sollte aber auch Heil nicht Recht haben und eine große Anstalt dem Staate weniger kosten als mehre kleine, so dürfte ja wol ein kleiner Mehraufwand bei einer so wichtigen Angelegenheit, wo es sich um das Wohl und die Wiederherstellung einer bedauernswürdigen Classe unserer Mitbrüder handelt, nicht in Anschlag kommen. Hat doch jede mittelmäßige Stadt ihre Schulen, Kirchen, Krankenhäuser u. s. w., warum sollte sie nicht auch ihre Irrenanstalt haben? Und sollte durch die Vervielfältigung dieser Anstalten nicht auch das Interesse der Ärzte für Psychiatrie allgemeiner und mittelbar dadurch auch die Wissenschaft gefördert werden? Wir sehen ja täglich, daß, je mehr sich eine größere Zahl von Menschen eines Gegenstandes bemächtigt, desto rascher geht er seiner Vervollkommnung entgegen, desto mehr weckt er das Nachdenken und fördert den Austausch der Ideen.

Endlich dürfte aber auch daraus noch ein anderer Vortheil für das Wohl der unglücklichen Irren erwachsen; wir meinen, die Theilnahme und das Mitleiden des Publicums für sie würde reger erhalten und insbesondere zu Gunsten der Wiedergenesenen benutzt werden können, ein Punkt, der für ihr künftiges Schicksal und für die Erhaltung ihrer Gesundheit von dem wesentlichsten Einflusse ist und unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen muß. Wem jetzt das unerbittliche Verhängniß das Höchste, was ihm die Vorsehung zugetheilt, die Krone der Vernunft, vom Haupte genommen hat, er muß, dem Kreise seiner Verwandten und Freunde entrissen, in eine, vielleicht ferne Irrenanstalt wandern. Hier wird er zwar mit Liebe gepflegt, er lebt sich ein in die neue Ordnung der Dinge, aber er steht allein, seine Welt ist ihm genommen, wenn auch in vielen Fällen ihm zum Heil und zum Nutzen. Daheim aber sendet ihm nur selten ein mitleidiges Auge eine Thräne der Erinnerung nach, man ist meist froh, seiner, als einer beschwerlichen Bürde, losgeworden zu sein, mit der Zeit tritt sein Bild in dem Herzen seiner Freunde und Bekannten immer mehr in den Hintergrund, Andere treten an seine Stelle, er ist vergessen, verschollen. Doch ein höheres Auge hat über ihn gewacht, die Nebel, die das Licht seines Geistes verdunkelten, lösen sich, er wird gesund, seiner Haft entlassen und zu den Seinigen zurückgebracht. Glücklich, wenn ihm hier noch ein warmes Herz entgegenschlägt, wenn er noch Verwandte, Freunde, Bekannte findet, die ihn gern und mit Freude wieder in ihren Kreis aufnehmen. Aber wie fremd ist ihm die übrige Welt geworden? mit welchen verstohlenen Blicken sieht man nach ihm hin, mit welcher Scheu nähert man sich ihm? wie ist alles Vertrauen von ihm gewichen? wie künstlich weiß man jedem Antrag, ihn ins Haus, in den Dienst zu nehmen, ihn in seine frühern Verhältnisse zurücktreten zu lassen, auszuweichen? Es ist, als läse jedes Auge das Wort: „Irrenhaus" auf seiner Stirne, Niemand denkt daran, daß ihn in jedem Augenblick ein ähnliches trauriges Schicksal treffen, daß auch für ihn eine Zeit kommen könne, wo, um mit Shakspeare zu reden, die edle hochgebietende Vernunft in Mißtönen wie verstimmte Glocken erklingt. So steht denn der Arme verlassen vor einer Schranke, die die Krankheit zwischen ihn und die Welt gezogen hat, woran er oft weniger die Schuld trägt, als der Kranke an dem Kopfschmerz, den er sich durch eine durchschwärmte Nacht zugezogen, eine Schranke, die er um so weniger zu durchbrechen die Macht hat, als ihn der Gedanke an seine überstandene Krankheit mit Scham und Muthlosigkeit erfüllt. Er fühlt sich gesund, aber er kann sich seiner Genesung nicht freuen, er muß sich in die Gesellschaft der Unglücklichen zurückwünschen, mit denen er wenigstens ein gleiches Loos theilte, oder er verzehrt sich im eigenen Gram, oder er wirft sich, um diesen zu vergessen, wieder den Leidenschaften in die Arme, auf deren Veranlassung er früher in Wahnsinn verfiel. Wie viele Geheilte sind auf diesem Wege wieder dem Irrenhause zugereift?

Das sollte anders werden, in einer Zeit, wo man bereits für die Sache der armen Irren so viel gethan hat, wie in der unsrigen; der Flecken, der an den Unglücklichen haftet, wenn sie das harte Schicksal traf, einer Irrenanstalt überliefert zu werden, sollte ausgetilgt werden; eine Krankheit, die uns das Edelste und Höchste nimmt, was der Mensch verlieren kann, sollte den Menschen nicht ächten und ihm die Liebe und das Vertrauen seiner Mitbrüder entziehen, selbst dann nicht, wenn er sich diese Krankheit durch eigene Schuld zugezogen. Edle Menschen können auch hier mit ihrem Beispiel vorangehen, gesellige Vereine könnten sich bilden, zur Verbesserung des Looses solcher Unglücklichen, und ihnen den Übergang aus dem Irrenhause in die Welt erleichtern, und kein Wiedergenesener sollte mehr aus der Anstalt entlassen werden, dem man nicht zuvor eine Stätte bereitet hätte, wo er sich seines wiedergewonnenen Gutes freuen und es für sich und Andere nützlich verwenden könnte.

Der Verf., der sich um das Irrenwesen schon so mannichfaltig verdient gemacht hat und mit Liebe und Rüstigkeit die Bahn zu dessen Vervollkommnung verfolgt, möge auch diesen Gegenstand seiner bessern Einsicht unterwerfen und, erkennt er mit uns seine Wichtigkeit, ihn mit in die Aufgabe seines Lebens einschließen.

Karl Hohnbaum.

Notizen.

Die neuesten Berichte melden den Tod B. B. Thatcher's, des Verfassers der „Indian biography" und der „Indian traits", welche beide Werke die beste populaire Schilderung der Sitten und Gebräuche der nordamerikanischen Indianer und die Lebensbeschreibungen ihrer ausgezeichnetsten Häuptlinge enthalten. Thatcher war ein Mann, der auf den ersten Anblick als der Ausdruck der größten Einfachheit und Bescheidenheit und Selbstbeherrschung erschien; ein Amerikaner mit Leib und Seele, der aber zu stolz war, um von den Vorzügen seines Vaterlandes ein prahlerisches Aufheben zu machen. Während seines Aufenthaltes in England, als Correspondent für eine bostoner Zeitschrift, wußte er sich nicht nur eine tiefe Kenntniß von den Zuständen dieses stammverwandten Landes, sondern auch allgemeine Zuneigung zu erwerben. Sein ganzes Wesen wie sein Streben bewegte sich vorzüglich in den Kreisen der Mittelclassen.

Die Nigerexpedition werden Dr. Vogel als Botaniker, Ansell, ein praktischer Gärtner, Roscher, ein praktischer Bergmann, zum Behufe der Untersuchung der geologischen Beschaffenheit des Nigerlandes und seiner mineralischen Schätze, Fraser als Zoolog und ein Zeichenmeister begleiten.

Von dem Architekten Godwin ist der Vorschlag gemacht worden, in England eine Association zur Beförderung der schönen Künste zu errichten, deren ganzer Charakter dem der British association entsprechen und Malerei, Poesie, Sculptur, Architektonik u. s. w. der Behandlung der einzelnen verschiedenen Sectionen unterwerfen soll. M.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 60. — 1. März 1841.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Studien von Karl Rosenkranz. Erster Theil. — Auch u. d. Titel: Reden und Abhandlungen zur Philosophie und Literatur. Berlin, Jonas. 1839. Gr. 12. 1⅞ Thlr.

Die gewandte, umsichtige Geistesthätigkeit des Verfassers ist aus seinen mannichfachen literarischen Leistungen zu bekannt, als daß der gar verschiedene Inhalt dieser gesammelten Aufsätze Verwunderung erregen könnte. Der regsam empfängliche Geist hat das Recht und das Bedürfniß, auch über das nächste Maß seiner Aufgabe hinaus die Bewährung seiner angestammten Universalität zu suchen; der Philosoph hat die Pflicht dieser Vielseitigkeit; das Göttliche, dem er ganz hingegeben ist, will ihn mit nur Einem Theil seiner Strahlen nicht erleuchten, noch erwärmen, es führt ihn in edelster Unruhe rastlos zum Pantheon seiner Offenbarungen; das Göttliche ist aber auch in Form und Inhalt System; beides in dem subjectiven Bewußtsein wieder zu erzeugen, ist tief religiöses Leben. Dieses Wesentliche, Innere der Sache scheint von den Beschuldigungen und Entrüstungen, welche die Philosophie erfahren hat und die sich gelegentlich auch gegen diese Aufsätze des Verf. wenden müssen, gar nicht beachtet zu sein; es wird übersehen, vielmehr in der Weltlichkeit des Sinnes gar nicht gewußt, daß der göttliche Gedanke, als ein wesentlich Allgemeines, die Masse des weiten Materials nicht nur diesem allgemeinen Begriff unterworfen haben muß, sondern daß jenes auch nur dadurch etwas Bedeutsames ist, daß es in diese gediegene Einfachheit eingeht, ohne auf die völlige Erschöpfung des Stoffs nach unendlicher Zeit zu warten, ja ohne ihrer zu bedürfen. Die Polemik der Nichtphilosophie gegen die Philosophie ist dann aber in Bezug auf eine vermeintliche Voreiligkeit der letztern in systematischer Abrundung so wenig umsichtig und consequent, daß sie die eigenen Allgemeinheiten vergißt, zu denen sie, von göttlichem Feuer wie unwiderstehlich getrieben, ihren Stoff verarbeitet und sich damit gegen die Thatsache verschließt, daß ein intensiver Fortschritt ihrer Disciplinen immer nur dadurch möglich wurde, wenn ein bevorzugter kühner Geist beschloß, das Vorhandene zu einem einzigen, entschiedenen Rahmen zusammenzufassen. Wie dürftig z. B. und einseitig war Linné's Versuch einer Systematik der Pflanzenwelt, wie war ihm die empirische Lücke bewußt, bei den kaum im Fluge gestreiften Regionen des Erdballs! und gleichwol, wie zuversichtlich trat nicht allein er selbst auf, sondern auch wie nothwendig und fruchtbringend war sein Standpunkt; wie wird ihn noch jede künftige Naturforschung zu feiern wissen!

Diese Bemerkungen sollten, da sich unendlicher Streit noch immer um diesen Angelpunkt dreht, bei der Veranlassung, welche diese Schriften abermals nahe legten, nicht unterdrückt werden. Der Verf. gibt mit denselben zugleich den fortgesetzten Beweis, daß er sich als jüngerer Anhänger Hegel's nicht allein vor dem bloßen Aneignen hüten wollte, sondern auch die Principien weiter zu entwickeln, lebendig zu machen und mit diesem Siegel der Selbstthätigkeit auch fremdem Verständniß zuzueignen gesucht hat. Was unverkennbar hierbei hervortritt und dem Verf. den Beifall Vieler zuwenden muß, ist der schöpferische Trieb der Individualität, des bewußten Besitzes und Selbstdenkens, dieser mächtigen Handhabe für das Walten des Geistes, die zu keiner Zeit, wenn auch in unscheinbarster Regung, sich ihres ununterdrückbaren Rechtes begeben konnte, um deren Vertheidigung oder Darlegung auch in neuester Zeit eigentlich alle die heißen, oft convulsivischen Kämpfe geführt werden, die wir besonders in den Sphären der Philosophie gewahren. Der Verf. hat ein lebhaftes Verständniß dieses Princips; und in der That, es geltend zu machen, erscheint als eine so ernst sittliche Pflicht, daß es gestattet sein darf, eben um dasselbe in seiner ewig fortzeugenden Frische zu erhalten, es ohne fortdauerndes Mäkeln auch in seinen gleichgültigern, mehr anthropologischen Formen gewähren zu lassen. Freilich, es fällt sogleich auf,

liegen hier nicht geringe Klippen verborgen; eine doppelte Gestalt ist es, in welcher die Individualität auftritt; einmal so im Gewande der Allgemeinheit, so versenkt in den Dienst des Absoluten, daß sie dem geistigen Auge unsichtbar zu werden scheint, wie das Gestirn in den Strahlen der Sonne verschwindet; nach einer andern Seite aber ist sie nur diese Individualität, nur das Besondere, nur sich zu explicíren Verlangende, darum sich auch für die Beachtung Hervordrängende, der Kritik Ausgesetzte, und dies um so mehr, je entschiedener sich beide Seiten vermischen und namentlich letztere in das Gebiet der erstern störend oder verschiebend einbricht. Wäre es nun im Angesicht des tiefen Ernstes der Sache, d. h. der Philosophie als der erhabensten und objectivsten Beschäftigung, auch nur in Beziehung auf die Form dieses Eigenen, so scheint der Verf. in den vielfachen Arbeiten, womit er das Publicum beschenkt hat, nicht allen gegründeten Einwendungen entgehen zu können; aber auch nach andern Rücksichten lassen sich manche Ausstellungen nicht verschweigen. Wo er sich freier in den festen Linien der auch von ihm bekannten Philosophie bewegt, führt ihn jene individuelle Werdelust oft in die entlegene Weise des Glänzenden, Rhetorischen, und ungern sieht man die Würde und Strenge darunter leiden, welche die Wissenschaft in Anspruch nimmt, da ist er leicht zu rasch, nicht prácis und scharf genug, der Vorliebe für geistreiche Pointen zugethan; wo er aber jene Principien entschiedener festhält und sie in bisher noch unberührten Gebieten fruchtbar zu machen strebt, begegnet es ihm wohl, nach des Ref. Überzeugung, Falsches aus ihnen zu folgern, ja manche gewichtigen Fragen mit einer phrasenartigen Wendung zu beseitigen, auf die das Wort (S. 155) angewendet werden kann, daß darin die frische Farbe des aus dem allgemeinen Glauben heraus Überzeugtseins nicht recht lebendig ist. Wo er endlich einen durchaus selbständigen Weg einschlägt, kann ihn die unbefangenste Zustimmung nicht immer begleiten. Diese Bemerkungen können natürlich nur in Bezug auf die vorliegenden Arbeiten gesagt sein und müssen auch ihre Belege in deren weiterer Besprechung finden. Die etwaige Entgegnung, daß sie alle nur bei gelegentlicher Veranlassung verfaßt, einer freiern Conversation des Geistes angehören sollen, möchte nicht gelten; einmal fallen sie doch fast ausschließlich in irgend eine Sphäre der Philosophie, sodann ist es eben nicht das Amt des Philosophen, auch aus dem Ermel schütteln zu können. Es ist vielmehr den Detailverkäufern zu überlassen, der Engroshändler muß nach andern Normen verfahren. Die Zeit ladet sichtlich zu rascher Mittheilung von Ideen ein, aber sie fodert auch auf der andern Seite um so strenger das Gegentheil.

Die Abhandlungen selbst fallen in die Philosophie der Natur, der Kunst, Religion und der bürgerlichen Gesellschaft; die über Schiller und Kant schließt sich an die Ästhetik und die Geschichte der neuesten Philosophie; die über das literarische Gewissen unserer Zeit kann nebst dem Bericht über die Gesammtausgabe der Kant'schen Schriften übergangen werden; jene stand bereits in d. Bl. und hat bei der allgemeinen Bewegung, welche damals der Gegenstand erregte, jedenfalls dazu beigetragen, hin und wieder die Gewissen zu schärfen.

Was nun die Aufgabe einer Beurtheilung anbelangt, so hat sie bei solchen kurzen Aufsätzen etwas Mißliches; sie haben ein bedeutendes Gebiet zum Hintergrunde und ersetzen durch Intensität den extensiven Inhalt, ja sie könnten den Bericht zu einem Umfang drängen, der den eigenen überträfe; eine bloße Inhaltsanzeige würde aber hier weder dem Standpunkt des Verf. noch dem geistigen Verhältniß angemessen sein, in welchem sich der Ref. zu ihm befindet. So möge denn, da des Würdigen und Wichtigen viel ist, ein näheres Eingehen gestattet sein, wenngleich in der Kürze wieder ein unvermeidlicher Nachtheil liegen wird.

In der Rede „Über das Verhältniß des Protestantismus zur bildenden Kunst" (1834) entwickelt der Verf., daß sich beide nicht ausschließen oder beeinträchtigen, daß vielmehr, wenn ihre bisherige Blüte nicht zu gegenseitiger Harmonie gelangte, die Zukunft um so Größeres bringen werde; es ist also damit auf die oft laut gewordene Meinung Rücksicht genommen, welche das Gegentheil behauptet. Man kann der Ansicht des Verf. im Allgemeinen beitreten, aber gleichwol scheint die Frage nicht scharf genug gefaßt zu sein. Denn hat die Religion ihr bestimmtes, eigenthümliches Leben und wird von ihm aus dann weiter gefragt, wie fruchtbar oder biegsam die Stufe des in ihr entwickelten Inhalts in andere Kreise eingehen werde, findet also ein Unterschied statt zwischen dem Protestantismus als höherer Darstellung der christlichen Religion als solcher und dem allgemeinen protestantischen Leben, so hat jene verneinende Meinung unstreitig Recht; sie faßt den Protestantismus in seiner an und für sich seienden Bedeutung und beurtheilt von ihr aus sein mögliches und thatsächliches Verhältniß zur Kunst; weiter geht ihre Absicht nicht, wenn sie seinen innern Einfluß auf die letztere nicht hoch anschlägt. Dasselbe aber wird auch von jedem Monotheismus und insbesondere vom Christenthum gelten müssen. Die Kunst hat, ohne die sprachliche Bedeutung urgiren zu wollen, zunächst das Können des Menschen zum Mittelpunkte, dessen er sich dem unendlichen Reichthum des äußerlich und innerlich Gegebenen gegenüber freut, um es als das Seinige darzustellen, das Ideelle darin zu wissen; der Beschauer theilt diese Genugthuung, um so entschiedener, wenn ihr nach den mannichfachen Beziehungen, durch welche die Kunst ihre Nahrung gewinnt, zugleich ein Bedürfniß der Anschauung entspricht. Die Kunst wird also ein Verhältniß zur Religion haben, ja sie kann in ihrem Dienste stehen, aber es ist nicht ihre nächste Aufgabe, diese Religion lebendig zu machen; daher kann man ihre Epochen nicht genügend nach denen der Religion eintheilen, statt nach allgemein geistigen Perioden und Nationalitäten; sie hat bei höherer Vollendung das Göttliche zum Inhalt, aber sie beschäftigt sich nicht mit Gott, und so ist ihr wesentliches Element die Verklärung der menschlichen Freiheit und Lust an dem weitern Inhalt der Welt. Das Christenthum trat über auf mit einer entschiedenen Hintansetzung dieser Welt und aller Herr-

lichkeit, mit dem wildhochsten Beruf, nur Gott zu dienen, nicht Schätze für die Erde zu sammeln, nicht Gold, noch Silber, noch Erz zu besitzen, überhaupt nicht zu sorgen, sondern zuerst nach dem Reiche Gottes zu trachten und vollkommen zu sein wie der Vater im Himmel, aber auch für dieses Himmelreich Alles zu opfern. In dieser für eine völlig unterhöhlte Welt nothwendigen Abstraction vermag der lebendige Mensch nicht auszudauern; die Kunst brach sich daher ihre vom göttlichen Blitze verschüttete Bahn von neuem, gleichsam hinter dem Rücken der Religion, setzte sich als eine schon vorher zur höchsten Blüte entwickelte in ihr fort; und es wird dies immer ihr geschichtliches Wirken sein, sobald ein überwältigendes Princip sich in scharfer Einseitigkeit erst durchgekämpft hat, sie wird wieder hervortreten, aber — als etwas Selbständiges, um das Neue in sich hineinzuziehen, so weit es ihr gemäß ist. Es wird darum nicht zu viel gesagt sein, daß die Kunst als solche wesentlich deistisch ist; denn der Deismus ist nicht nothwendig unpoetisch, er läßt jene heiße Entscheidung über die Urfubjectivität und concrete Persönlichkeit Gottes, sowie sein Verhältniß zur Welt, die Frage nach dem innigen Verhältniß des Menschen zu ihm auf sich beruhen, um sich in dem unendlichen Reflex des Ideals um so freier zu bewegen. So sehen wir denn, wie die Kunst innerhalb des Christenthums zuerst nur schüchtern auftrat, wie sie nur diente und erst mit der weitern Entwickelung des Geistes überhaupt, namentlich bei erneuerter Kenntniß des Alterthums sich entschiedener hervorwagte. Wenn sie sich nach diesem ihren Wesen in Italien mit dem durch große Erinnerungen genährten Volkscharakter verband und das vorwiegend kirchlich-katholische Bewußtsein ihr zugleich die würdigsten Gegenstände bot, so trugen beide Elemente bei, sie hier zu einer Intensität zu entwickeln, in der sie bisher noch nicht wiedergekehrt ist; denn nothwendig würde doch dazu gehören, daß das Kunstgefühl entweder alle andern in sich aufnähme, oder sich ihnen nebenzuordnen drängte. Diese Erscheinung kann daher wol innerhalb der eigenthümlichen Sinnlichkeit des Katholicismus, aber weder im Protestantismus als Religion, noch nach seinem wahren Verständniß als freierm Leben des Geistes stattfinden; weder die tiefe Wahrheit des Glaubens noch die Zuversicht des Denkens läßt es dahin kommen, daß in der Kunst die höchste Befriedigung gefunden würde. Wenn daher in der protestantischen Kirche die Kunst blüht, so ist es nicht, weil der Künstler ein protestantisches Dogma bekennt, sondern weil er mit seiner eigenthümlichen, für sich weiter entwickelten Richtung unter dem Schutze und in dem Elemente eines freiern Geistes steht, der sich auch in der protestantischen Auffassung der Religion zu einer seiner Thaten verwirklicht hat. So bleibt die Kunst allerdings eine Darstellung des göttlich Wahren, aber nur für den Protestantismus, nicht durch ihn. Der schaffende Künstler ist in der Regel kein bibelfester Christ oder Philosoph, es treibt ihn nicht das Bewußtsein, daß das Christenthum oder der Protestantismus die Religion der vollkommenen Freiheit sei, und noch weniger kann dabei der Satz des Verf. bedeuten, daß das Christenthum eben das Göttliche ganz in die irdische Wirklichkeit, Bedürftigkeit, Freuden und Leiden versenkt habe, denn diese Versenkung wird nur als seine Schmach und höchste Erniedrigung vorgestellt, aus der es sich um so schneller zu größer Verklärung erheben sollte; wäre eine Verklärung des Irdischen darin vorhanden, so hätte vor Allen die künstlerische des menschlichen Leibes der in classischer Kunst geschauten nicht sowol nahe kommen, sondern sie weit übertreffen müssen. Wenn daher die Kunst der Niederländer, Rheindeutschen u. s. w. in fröhlicher Blüte war, und zwar schon vor dem Protestantismus, in einer nicht katholischen Richtung sich in ihrem Sinne für das Nächste, Menschliche erging, so war hier eben der allgemeine Geist ein anderer. Als Resultat scheint sich also im Gegensatze der Ansicht des Verf. vielmehr das zu ergeben, daß die Religion im Protestantismus allerdings unkünstlerischer, unpoetischer geworden ist, wie denn selbst an einer Stelle (S. 9) nicht verhehlt ist, daß das Poetische sich vom Prosaischen um so bestimmter geschieden habe. Und mit Recht. Denn augenscheinlich, wo im Protestantismus sich die eigentlichen Mysterien als künstlerische Gegenstände darbieten konnten, hat man sie abgelehnt oder selten dargestellt; für den Cultus sind sie, und abermals mit vollem Recht, für unwesentlich und bloße Zugabe erkannt; Alles dagegen, was z. B. die menschlich-geistige Thätigkeit Christi, also das Wesentliche zur Anschauung bringt und, wie hinzugesetzt werden muß, zugleich der künstlerischen Regung einen willkommenen Stoff bietet, ist der Darstellung nicht entzogen worden; aber der Verf. wird bei seiner reichen Umsicht in diesen Dingen zugeben, daß dabei oft nichts weniger als ein eigentlich protestantisches Bewußtsein hervortritt.

Die angeregte Frage führt überhaupt auf das nähere Verhältniß zwischen Poesie und Philosophie; der Aufsatz „Über Schiller und Kant" (1838), welcher sogleich zwei bestimmte Repräsentanten derselben zum Gegenstande hat, schließt sich deswegen passend an den vorigen. Das Wechselverhältniß beider Richtungen, von welchem der Verf. als von einer Seltenheit spricht, findet wol immer statt; kein Dichter möchte jemals entscheidend in das Bewußtsein der Welt eingegriffen haben, ohne sich am Denken „zu orientiren", nur daß eben Philosophie und philosophirem zweierlei ist; auch der Satz wird dem bestimmten Inhalte beider Sphären gegenüber schwerlich Beifall finden, daß sie mit gleicher Energie in Einem Individuum vereinigt sein können, indem dies doch nur von den Perioden jugendlicher Gährung gelten könnte, wo die Klarheit sich noch mit unentschiedener Sehnsucht aus den Gegensätzen hervorringt. Eines wird daher nicht nur immer vorherrschen, sondern sich auch leicht der aufmerksamen Prüfung herausstellen, so bei den vom Verf. besonders erwähnten Plato, Bacon, Jacobi und Schiller, welcher, obgleich er vielleicht als der Einzige die größte Fähigkeit und Begeisterung für Beides vereinigte, zuletzt doch nur Dichter sein wollte. Diese innere Entwickelung Schiller's, der Kampf seines ununterdrückbaren Genius mit einer Macht, die er bewunderte, aber nicht überwältigen konnte, sie bietet ein denkwürdiges

Schauspiel; sie mit geistreichen, scharfen Zügen einmal darzustellen, wäre eine schöne Aufgabe für den Verf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens. Ein Beitrag zur Geschichte der Kirche, Literatur und Pädagogik des 14., 15. und 16. Jahrhunderts von G. H. M. Delprat. Nach dem Holländischen bearbeitet und mit Zusätzen und einem Anhange versehen von Gottlieb Mohnike. Auch eine Gabe zur vierten Jubelfeier der Typographie. Leipzig, Enobloch. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.

Mit dem Namen der Brüderschaft des gemeinsamen Lebens (Fratres vitae communis oder bonae voluntatis) wird eine geistliche Verbrüderung bezeichnet, die von den letzten Jahren des 14. bis gegen das Ende des 15. Jahrhunderts in vielen Städten der Niederlande, in Münster, Köln, Wesel, Osnabrück, Herford, Hildesheim, Rostock und andern norddeutschen Städten bestanden hat. Die Verbesserung des öffentlichen Gottesdienstes und die Unterweisung der Jugend waren die hauptsächlichsten Motive für Gerhard Groote, den Hauptstifter der Brüderschaft (geb. zu Deventer im October 1340, gest. am 26. Aug. 1384). Mit diesen ascetischen Zwecken vereinigte man früh die Vervielfältigung von Handschriften durch Abschreiben in den Fraterhäusern, namentlich geschah dies in Groote's Hause mit den Evangelien und einigen Kirchenvätern. Nach fester Begründung der Brüderschaft, um die sich Florentius zu Deventer besondere Verdienste erwarb, fand sich in jedem Fraterhause ein Librarius, der die Handschriften sammelte und verlieh, der Scripturarius besorgte den Unterricht der Lehrlinge und leitete überhaupt die wissenschaftlichen Arbeiten, andere Brüder waren mit dem Buchbinden beschäftigt, wieder andere mit dem Verkaufe der Handschriften, woraus die Brüderschaft ihre ansehnlichsten Einkünfte gewann. In dieser Thätigkeit wie überhaupt in allen ihren geistlichen Zwecken fanden sie die Bettelmönche als ihre erbittertsten Feinde, welche sie sogar einige Male in den Geruch der Ketzerei brachten. Die Buchdruckerkunst verminderte zwar den Werth der Handschriften und damit auch die Einkünfte der Brüderschaft, dafür war dieselbe aber bedacht die neue Kunst in den Niederlanden zu verbreiten und wir finden Buchdruckereien derselben in Gouda, Brüssel und Löwen. Als aber mit der Reformation alle Klostereinrichtungen gering geschätzt wurden, traf diese Abneigung auch viele der Fraterhäuser; in andern Gegenden, namentlich in den südlichen Niederlanden mußten sie den Jesuiten weichen, die sich ihre Stiftungen aneigneten und die Brüder zwangen die gewöhnliche Klosterzucht anzunehmen. Das letzte Schicksal traf sie auch in Deutschland.

Dies ist eine sehr gedrängte Skizze der verdienstlichen historischen Darstellung, welche Hr. Delprat in seiner Schrift, mit welcher er den Preis bei der utrechter Gesellschaft der Künste und Wissenschaften gewann, geliefert hat. Er beschreibt in derselben sehr genau 14 Fraterhäuser in den Niederlanden zu Deventer, Zwolle, Amersfoort, Gent, Harderwyk und andern Orten, neun außerhalb den Niederlanden, unter welchen Köln, Herford, Rostock und Kulm, und zuletzt die der Brüderschaft verwandten windesheimischen Klöster. In einem zweiten Abschnitte ist das gemeinschaftliche Leben der Brüder geschildert, die Verwaltung und innere Haushaltung, ihre Lehrmethode, ihr philosophisches System, ihre Verdienste um den öffentlichen Volksunterricht. Der dritte Abschnitt erörtert genau und überzeugend, daß die Fraterhäuser keine blos gelehrten Anstalten gewesen sind, daß sie auf kirchliche Volksaufklärung einen entschiedenen Einfluß gehabt haben, und macht auf die eigenthümliche Weise des Unterrichts in den Sprachen aufmerksam, sowie auf die besondere Vorliebe ihrer vorzüglichsten Schüler, eines Hegius, Murmellius, Joh. Cäsarius u. A., für die Dichtkunst, welche aus dem von der Brüderschaft besonders gehegten Nominalismus, im Gegensatz zu den Sprachverderbern unter den realistischen Scholastikern, zu erklären ist. Hier sowol als in den Beilagen finden sich sehr belehrende literarische Nachweisungen über die Quellen zur Geschichte der Brüderschaft und über einzelne hervorragende Männer, als über Hermann von dem Busche, Rudolf Lang, Johann Wessel (denselben, über den wir Ullmann's geistreiche Monographie besitzen) und Thomas a Kempis. Der letztere Verfasser des vielgelesenen Buches „De imitatione Christi" ist zuerst als Lehrer der Jugend geschildert, dann wird in einem vom Verf. und von Hrn. Mohnike reich ausgestatteten Artikel über den Verfasser des Buchs gesprochen, als welchen Hr. Delprat bestimmt den Thomas a Kempis anerkennt, Hr. Mohnike aber sich nicht ganz klar ausspricht. Es müsse befremden, sagt er am Schlusse, daß der Streit über den Verfasser auf eine Weise geführt sei und zum Theil noch geführt werde, der mit dem Geiste des Buchs in dem offenbarsten Widerspruche stehe. Ergötzlich ist, was über das Doctrinale des Alexander de Villa Dei, eine lateinische Grammatik in gereimten Versen aus dem 13. Jahrhundert, welche Joh. Syntheim (Sintius), einer von der Brüderschaft, in einer verbesserten Bearbeitung 1488 herausgab, berichtet wird. Dieses Doctrinale enthielt zugleich in 212 Versen den kurzen Inhalt aller Hauptstücke des alten und neuen Testaments, so z. B. die sieben ersten Hauptstücke der Genesis in folgendem Verse:

1 2 3 4 5 6 7
Sex, Prohibet, Peccant, Abel, Enoch et arca fit, Intrant,

wozu dann folgende Auslegung gefügt war:

1 2 3 4 5
Dies, lignum vitae, primi parentes, occiditur, transfertur,
6 7
a Noe, in aream.

War das nicht eine recht heilsame Übung zur Stärkung des Gedächtnisses für die Jugend?

Der tiefgelehrte Hr. Mohnike hat nun die vorliegende Schrift nicht allein übersetzt, sondern sie auch aus den Schätzen seiner vielseitigen Erudition mit kürzern und längern literarischen Zusätzen bereichert. Von den letztern nennen wir die Abhandlung über Ortuinus Gratius und die „Epistolae obscurorum virorum", die vollständige Erzählung über das Fraterhaus in Rostock und die sorgfältigen Untersuchungen über pommersche Fraterhäuser, die man indeß nicht mit Gewißheit nachweisen kann. Die Verehrer Ulrich von Hutten's werden namentlich an der Notiz Interesse finden, welche Hr. Mohnike über ein merkwürdiges Exemplar der „Querelen" des fränkischen Ritters gibt, das sich in seinem Besitze befindet. H.

Notiz.

Ein französischer Journalist bemerkt, daß ein Tenor, mit dem Gehalte von 100,000 Fr., für jede gesungene Sylbe 1 Fr. bezieht. In einer bekannten Stelle in Rossini's „Wilhelm Tell" würde sich die Rechnung etwa so machen:

Ma (1 Fr.) présence (3 Fr.) pour vous est peut-être un
outrage (9 Fr.)
Mathilde (3 Fr.), mes pas indiscrets (100 Sous)
Ont osé jusqu'a vous se frayer un passage! (13 Fr.)

Summa 34 Fr. Angenommen, daß eine Primadonna nur den erbärmlichen Gehalt von 40,000 Fr. erhielte, so würde sie die Antwort der Mathilde etwa so in Rechnung bringen können:

On pardonne aisément (3 Fr. 40 Cent.) des torts (16 Sous)
que l'on partage (3 Fr.).
Arnold (16 Sous) je (8 Sous) vous attendais (32 Sous).

Summa 8 Fr. Es ist dies wenigstens eine ebenso schlagende als niedliche Manier, die unverhältnißmäßig hohen Gehalte, womit Sänger und Sängerinnen den Componisten gegenüber besoldet sind, ans Licht zu stellen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 61. — 2. März 1841.

Studien von Karl Rosenkranz. Erster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 9.)

Es ist nun gezeigt, wie beide Männer trotz aller Verschiedenheit in der Aufgabe ihrer Zeit übereinkommen, das Ideelle mit dem Sinnlichen zu versöhnen, vor Allem durch die moralische Idee und die Schönheit der Kunst, zunächst in der Anerkennung ihrer nothwendigen Vereinigung, wo an Schiller's Aufsatz vom J. 1780 „Über den Zusammenhang der thierischen und geistigen Natur des Menschen" erinnert ist. Ob in jener Versöhnung und Übereinstimmung passend auf die moralische Idee hingewiesen werden könne, wird die Frage bleiben, da ja bei Kant das Hauptgewicht auf das theoretische Verhältniß zwischen Denken und Sein gelegt ist. Will man es aber gelten lassen, so bleibt zwischen Kant's auf die Zukunft verweisender Moralordnung und der Weise, wie Schiller dieselbe durch den Willen seiner Charaktere und in der Gegenwart handhaben läßt, eine zu äußerliche Übereinstimmung. Dieselbe würde sich also hier nur darauf reduciren, daß in einer Zeit, die sich überhaupt wesentlich den moralischen Interessen zuwandte, Schiller das Ethische mit begeisterter, großartiger Liebe umfaßte und die Blüte seines Daseins daran setzte, die sittliche Hoheit des Menschen als höchstes Ziel aufzustellen, aber sie mit Grazie zu bekleiden.

Treffender scheint die Vergleichung auf eigentlich philosophischem Gebiete. Mit Energie weist der Verf. auf den Fortschritt hin, welchen Schiller (der Dichter) über Kant (den Philosophen) hinausthut, wenn er mit kühnerer Zuversicht zu der Wahrheit in des Menschen Brust, als der bedächtig zagende Kant, in den philosophischen Briefen die Nothwendigkeit des Skepticismus darlegt und in diesem freudigen Glauben an die Idealität sogar einem etwas tumultuarischen Pantheismus anheimfällt; wenn er hier auch in der Dithyrambe über unendlich sich erfüllende Liebe, in dem Selbstgenügen, welches der Geist in der Größe der That an und für sich findet, der moralischen Weltordnung entsagt, wenn er endlich, in großartiger Ahnung ein Herold der Zukunft, überall die Strahlen des Einen Geistes schaut, überall nur ihm die Palme des Sieges reicht. Es darf hier auf die nicht immer hinlänglich beachtete Thatsache hingewiesen werden, wie überhaupt mit dem gesammten Inhalt der neuern Zeit auch die Philosophie die fruchtbarste Entwickelung aus den Anschauungen der vorangegangenen Dichter geschöpft hat. Das ist ja vornehmlich den Grund begeisterter Sympathie der deutschen Nation für Schiller, das seine Größe, daß er von Anfang an und mit heißer Sehnsucht die höchsten metaphysischen Fragen kühn in ihrem Mittelpunkte faßte, nicht etwa blos gelegentlich, in behaglicher Ruhe sie an sich herankommen ließ, oder durch weite Reflexionen über praktische Interessen, Lebenszustände u. s. w. ersetzen wollte.

Den wieder ausgebrochenen, gar nicht oder nur falsch versöhnten Gegensatz schildert die „Charakteristik Tieck's und der romantischen Schule" (1838). Indem der Verf. sich mit Bescheidenheit den vor ihm gegebenen Resultaten anschließt, behandelt er mit Maß und schicklichem Freimuth das leicht verfängliche Thema; indem er sich zugleich vor der Starrheit einer vorgefaßten Kategorie verwahrt, ist es sein ausdrückliches Bemühen, die Individualität auch in dieser Sphäre zu ihrem Rechte kommen zu lassen; eine Weise, die jedenfalls wahrhaft philosophischer und würdiger ist als die des bloßen Angriffs. Die Abhandlung enthält zugleich die Grundzüge zu dem größern Aufsatz, welchen später die Herausgeber der „Hallischen Jahrbücher", nur erschöpfender, schonender und freilich hin und wieder pikanter gegeben haben. Mit Recht ist daher auch hier der durchgreifende Satz, das Princip der romantischen Schule als ein negatives darzustellen, was noch schärfer als Folge einer überschwenglichen Vernehmung derjenigen Poesie gefaßt werden könnte, die Alles auf die Zustände und Beschäftigung des Individuums bezieht, als Folge aber auch eines nach allen Richtungen gährenden und über seinen Ausweg noch völlig dunkeln Weltzustandes. Solches genetische Begreifen erhebt eben durch Erklärung das Individuelle zu einem Allgemeinen und mildert die scharfe Spitze des nur Besondern. Indem der einzelne Geist inmitten dieses allgemeinen Suchens die Erneuerung seines verlorenen Inhalts in allen möglichen Gebieten suchte, ist es ein entschiedenes Verdienst der Romantik, durch extensive Bereicherung des Bewußtseins den Geist zu um so reicherer Concentration vorbereitet zu haben.

Statt der drei Epochen, welche der Verf. aufstellt, scheinen zwei zu genügen, eine rein negative, auflösende, und je nach der Verschiedenheit dieser negativen Richtungen eine Epoche verschiedener Positionen; denn daß von dem romantischen Individuum nacheinander mehre Pa-

sitionen versucht wurden (wie von Tieck in der socialen Novelle), kann nicht füglich als gleichwerthiger Abschnitt erscheinen. Zum Schluß hat der Verf. die Romantiker zur Roboration und Katharsis an Goethe's „Wanderjahre" verwiesen; daß sie in dieser Schule geheilt werden würden, unterliegt keinem Zweifel, wol aber, ob die dort vorangehende geistige Gährung auch wahrhaft geistig gelöst ist und nicht blos durch sorgfältigen Cultus der Individualität, durch Materialismus und — Auswanderung; sowie die ganze Idee des Staats, so tritt bei Goethe auch die der Zukunft nur zu sehr als positives „Bild" neuer Zustände hervor, und es ist zu befürchten, daß das Bestehen seiner bürgerlichen Gesellschaft bei dem langweilig schulmeisterlichen Treiben der von ihm beliebten Agenten gar unsichere Garantien habe. Das Vorbild Goethe's für die Romantiker könnte überhaupt noch allseitiger dargestellt werden, theils schon in Bezug auf die im „Faust" hervortretende Ironie, theils wegen der unverkennbar durchgreifenden Neigung, die Gegensätze und Probleme in ihrer Schärfe nur herauszustellen, wodurch freilich eine um so erschütterndere Wirkung, nicht aber eigentliche Versöhnung erreicht wird.

„Die poetische Behandlung des Ehebruchs" (1835), welche die ästhetische Reihe schließen mag, hat zu ihrem Mittelpunkte die Beantwortung der Frage: wie das Unsittliche Gegenstand der Kunst werden dürfe; damit verbunden ist eine specielle literarhistorische Darstellung der Behandlung dieses Themas. Daß die Poesie, wenn sie sich in Charakteren und Handlungen bewegt, die Leidenschaften oder sonstigen Seelenzustände je nach ihrer Tiefe als mehr oder weniger berechtigt darstellt, also der Einseitigkeiten und ihrer Conflicte bedarf, hat der Verf. in dem einfachen Ausdrucke concentriert, daß sie das Häßliche nicht entbehren könne, weil eine nur ruhige, langweilige Gleichheit der Verhältnisse durch das Ungleiche gebrochen werden müsse. Das ist zu kurz und darum zu viel gesagt. Ist der Ehebruch als solcher vorhanden und häßlich, so ist er kein Stoff der Poesie, oder nur ein secundairer; auch hat ihn der Verf. in dieser Kategorie eigentlich gar nicht zum Gegenstande gehabt, sowie überhaupt die kurze substantivische Fassung dieses Wortes hier etwas Verfängliches und Widerstrebendes behält; es bedeutet leichtsinnige, frevelhafte Sünde. Nach jenem Ausspruch könnte es scheinen, als sei eine Ehe erst dann poetisch darstellbar und fest begründet, nachdem sie von der einen oder andern Seite gebrochen worden wäre (ohne den Ehebruch, sagt der Verf. S. 64, kann die Ehe nicht lebendig entwickelt werden). Ist nun ferner die Ehe, als wahre Sittlichkeit allerdings die versöhnende Macht, so gehört von vornherein auch dies in die Bestimmung, daß sie durch den bleibenden Bruch oft erst zu ihrer Wahrheit gelangt. Daher ist das Tragische, welches der Verf. in diese über den Ehebruch hinübergreifende Gewalt der Sittlichkeit legt, sogleich vielfacher Natur, nach den vielfachen Motiven, auf welchen die Störung der Ehe beruht; es kann in der Gestalt eines bloßen Widerstandes der niedern Mächte der Welt, selbst ein entschieden Unberechtigtes sein.

Was nun die dreifache Eintheilung der tragischen Behandlungsweisen des Ehebruchs anlangt, so wird sie und dadurch die Abhandlung selbst am wenigsten befriedigen können. In den Rubriken der unbedenklich vollzogenen That, des Kampfes und der Steigerung dieses Kampfes bis zur Einmischung des Unsittlichen ist zwar ein Princip vorhanden, aber theils bleibt es an und für sich sehr schwankend, theils will es in den herbeigezogenen Beispielen sich nicht wieder erkennen lassen; auf diese Weise ist fast Alles zur Sprache gebracht, wo nur irgend das Factum einer gefährdeten Ehe in dem Gange der Ereignisse liegt. Es muß aber im Gemüthe des Dichters, also auch im Gedicht der Ehebruch selbst Mittelpunkt gewesen sein, sei er nun unbefangen ausgeübt, oder zurückgewiesen, oder begangen, oder so gut wie begangen. In der ersten Abtheilung liegt z. B. bei Paris und Helena das Interesse ganz wo anders, in dem trojanischen Kriege und seinen großen Schicksalen; in der Klytemnestra ist es wesentlich die Rache für die geopferte Tochter, nicht die Gattin vor Allen, sondern die Mutter ist gereizt; das einzig passende Beispiel unter den angeführten wäre das der Rosamunde. In der zweiten Abtheilung ist das Heterogenste vereinigt und möge zur Vermeidung einer weitläufigen Widerlegung nur nach den Titeln aufgezählt werden: die Nibelungen, Othello, Kaiser Octavian, Genovefa, Potiphar's Weib, Jussuf und Suleicha u. s. w. Wie formell und innerlichst verschieden tritt hier die Kategorie des Kampfes auf! Auch in der dritten Rubrik paßt nicht das Beispiel: Nero und Agrippina, oder das der Beatrice Cenci, da das Entsetzen hier nicht sowol aus dem Bruch der Ehe, als aus der Blutschande hervorbricht. Eigentliche Beispiele wären nur Werther, Bulwer's Falkland, das leidende Weib von Lenz, Arnim's Gräfin Dolores; über Goethe's „Wahlverwandtschaften" wäre wol ausführlicher zu sprechen, wenn nicht die schon oben angedeutete Ansicht auch das hier zu Sagende enthielte; Goethe der Greis hat wol mit strengem Wort die Unantastbarkeit der Ehe ausgesprochen, aber sie waltet nicht als höchstes Thema in den „Wahlverwandtschaften"; diese innersten Qualen verrathen nur zu sehr eine persönlich leidenschaftliche Theilnahme des Dichters, der solche Räthsel nur herauswerfen will, zu ihrer Lösung wol zart hinneigt, sie aber nach seinem dichterischen Standpunkte nicht lösen kann, auch gar nicht lösen mag.

Recht in den Mittelpunkt der tiefsten Fragen über das Verhältniß zwischen Natur und Geist führt die Untersuchung über „Die Verklärung der Natur" (1836). Die Skepsis, unter deren Zeichen sie auftritt, ist ziemlich unerwartet gegen die altkirchliche Ansicht von einer frühern Zerstörung des Paradieses durch die Sünde, von einer Wiederherstellung desselben, einer künftigen Reinigung der Natur von allem Bösen, Häßlichen und Übeln, kurz gegen die Vorstellung von einem großen Tage des Herrn gerichtet. Dieser Polemik ist fast zu viel Raum gegönnt, aber der Verf. scheint auch dabei, wenigstens den Worten nach, weiter geführt zu sein, als durch die Sache gerechtfertigt wird. So ist es gleich anfangs zu viel behauptet, daß in

der Natur die durchgängigste Vernünftigkeit erkannt werde, wenn gleichwol zugestanden ist, daß sie die Strenge des Begriffs nicht festhalten kann, wenn sie nur Nothwendigkeit enthält, durch welche sie daher der Zufälligkeit offen steht, wenn in ihrer Idee gar Vieles keinen absoluten Boden hat und die systematische Nothwendigkeit überall nicht nachzuweisen ist (S. 172—175). Sonach wäre dann wenigstens auch von einer unvernünftigen Vernunft zu sprechen, denn alles Obige weist auf das bestimmteste darauf hin, daß hier eben nicht das durchgängig Vernünftige vorhanden ist. Der Verf. erkennt dies unstreitig an, unternimmt aber gleichwol, in einem andern Sinne die Natur für Vieles recht eigentlich zu rechtfertigen: ihr Zufälliges, Haltungsloses durch die Heiterkeit, welche uns daraus zu Theil wird, ihr Häßliches durch die damit beurkundete Gründlichkeit und Komik. Aber in jener Heiterkeit bricht eben unser eigener enger Zusammenhang mit dem Natürlichen durch, es ist unsere sinnliche, nicht vernünftige Seite daran rege, die aber dadurch zu ihrem edlern Rechte kommt, daß sie unter der Herrschaft derselben Vernunft bleibt, welche in der Natur als solcher fehlt. Und was das Häßliche betrifft, so ist es jedenfalls das Negative und wird durch einen noch so großen Trieb nach vollständigster Herausarbeitung an sich nicht aufgehoben; daß es aber nur auf Übergängen vorkomme (S. 184), bestätigt die Naturwissenschaft nicht; nicht nur ganze Classen von Geschöpfen sind häßlich, obgleich interessant, die Flechten etwa, Pilze, Disteln, Orchideen ꝛc., fast alle Classen der Mollusken, die meisten Krustaceen, Araneen, die Knorpel- und Klumpfische, sämmtliche Batrachier (nicht blos Rana pipa), die Schildkröten, ja auch im Wesentlichen (der Decke entkleidet) sämmtliche Vögel ꝛc., sondern es tritt das Häßliche auch mitten in sonst leidlichen Gebilden auf, bricht unvernünftig und zudringlich mitten in die Gestalt des menschlichen Leibes. Die Natur bedarf überhaupt so sehr des Geistes, daß sie nur dadurch schön ist, daß er das Seinige darin auf irgend eine Weise wiederzufinden sucht. Daher, um Vieles zu übergehen, was bei dieser Parallele nahe genug liegt, ist gar kein genügender Grund für die Unzufriedenheit des Verf. mit dem Schelling'schen Satze, daß die Natur trachte, in graduellem Fortschritt in dem Menschen offenbar zu werden und ihre Erlösung zu finden; ebenso unbedenklich kann, ja muß gesagt werden, die Natur sei ein Mittel für den Geist, indem ideell, wenn auch nicht existentiell, das Mittel im Zwecke immer aufgehoben ist. Der Reiz und das tiefe Entzücken, welches in unserm Kampfe mit der Natur liegt, macht sie nicht zu einem gleich Berechtigten, sondern ist die Bestätigung, daß der Geist an und für sich höher stehe und sich von dem ihm nicht Gemäßen loszuringen strebe, um seiner um so gewisser zu sein.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Blick in die ascetische Literatur der Gegenwart.

Winter — und zwar nach der alten sprüchwörtlichen Rede, bei täglich wiederwachsendem Tageslicht — Winter in seinem rechten Ernst und seiner vollen Strenge ist es allerdings jetzt, indem wir dieses schreiben, in der Natur; aber Winter ist es ohne Widerrede auch in der gegenwärtigen Menschenwelt, und es bedarf eben nicht der unbefangensten Umschau nach den Höhen und Tiefen der Gegenwart, um uns Alle mit Mignon im „Wilhelm Meister" sagen zu lassen: „mich friert". Ob dieser zweite Winter verhältnißmäßig den Frühling in so nahe Aussicht stelle, wie es bei dem erstgedachten der Fall ist, können wir nicht sagen; bei der Schwierigkeit, den Zodiakus der Zeitekliptik mit Sicherheit zu bestimmen, mag ein einigermaßen furchtsames Herz sogar zweifelhaft werden, ob nicht am Ende aus jenem Winter ein ähnlicher werden dürfte, wie ihn die nordische Mythologie der großen Götterdämmerung vorhergehen läßt. Indeß ist nicht zu leugnen, daß wenigstens in den Glashäusern schon die eine und die andere Blume aufgeht, und so mag es ja wol etwas Unschuldiges sein, wenn man, auch der immer dazwischen redenden Furcht zuwider, um für Augenblicke in erwünschte Selbsttäuschung sich einzuwiegen, der Einbildung sich überläßt, diese frühzeitigen Kinder des Jahrs seien wirklich Zeichen und Boten des bald nachkommenden neuen und jugendlichen Welllebens. Wir verhehlen es nicht, daß wir in unserer sanguinischen Weise mit solchem Spiel uns gern das Spinnengewebe aus der Zirbeldrüse wenigstens vorübergehend zu vertreiben wissen und darum jene einzelnen, ihre Verwandtschaft mit den Blumen, die der Frost an das Fenster zaubert, deutlich genug verrathenden Treibhausblüten ebenso sorgfältig pflegen, als mit Lust betrachten. Wir haben unter andern mitten im dermaligen Wintersturm, wie er die Flur des Glaubenslebens schüttelt und erstarren macht, eine ganz artige Flora im Glashause gezogener Blumen aus der hier einschlagenden Ordnung um uns versammelt, wandeln gern unter den Töpfen, in welchen sie blühen, umher, und überreden uns oft genug, daß, wie matt und schwächlich auch ihr Ansehen ist und Farbe und Duft nur Schatten der Wirklichkeit bieten, in ihnen doch ein Gleichniß von Dem, was wir wünschen müssen, gegeben sei. Wir beabsichtigen unsere Leser diesmal in eine kleine Unterabtheilung dieser Flora einzuführen, in die ascetische, bringen ihnen aber nur drei oder vier, allerdings, eine ausgenommen, ziemlich unscheinbare und anspruchslose Pflänzchen, und wünschen dabei, daß ihnen wenigstens einige Frühlingshoffnung daraus entgegenleuchten, wenigstens für einen Augenblick die freundliche Täuschung werden möge, die Welt könne und werde doch wieder in rechter Weise mit der Zeit beten lernen. Ein Freund von uns bekam in seiner Studienzeit nach mehrjährigem ernsten Bemühen, im Zeichnen es zu etwas Tüchtigen zu bringen, für eins seiner gelungensten Werke die ehrenvolle Censur: kann mit der Zeit ein guter Anfänger werden. Wir wollen uns herzlich freuen, wenn unsern neuen und neuesten Ascetikern eine gleiche Belobung zu Theil werden kann; wenn die dermalige Winter- und Glashausflora ein günstiges Vorzeichen glücklichen Anfangs in wenn auch ferner Zukunft erst ist.

1. Parabeln von Theodor Schwarz. Hamburg, F. Perthes. 1840. 8. ½ Thlr.

Eine einfache Tagette, nicht ohne lieblichen Duft, indeß auch nicht ohne Mühe aus der Blätterschale herausgepreßt und alle Zeichen einer flüchtigen Vergänglichkeit an sich tragend. Nach dem Vorwort eine Blume vom Großvater in die Wiege des Enkeltöchterchens gelegt und so jedenfalls recht gut gemeint. Seitdem Krummacher die Parabel in ihrer lieblichsten und sinnlich reinsten Form in die Gärten der Poesie eingebürgert hat, ist diese Species sehr bereichert und variirt worden. Eine solche Variation ist auch das vorliegende Gewächs, doch offenbar nicht rein erhalten und viel braucht's nicht mehr, so ist sie in eine ganz andere Art übergegangen. Der Boden, aus welchem und in welchem sie gezogen worden ist, gehört der religiösen Anschauung, dem Christenthume an und vereinigt ziemlich gut gemischt die beiden Hauptbestandtheile des Glaubens und des Lebens, nicht ganz frei jedoch von einer gewissen positiven Strenge in dem einen wie in dem andern. Allein weniger geschieden tritt der eigentliche Charakter der Parabel her-

von, und wie man das einemal des Symbols blos für Legende, das andermal für aufgeführte Allegorie halten möchte, so nimmt es hinwiederum auch die Gestalt des Märchens, der Fabel an, und nur sehr selten fühlt man sich bestimmt, die Identität der klaren Abspiegelung des Himmlischen in dem Irdischen ihm zuzugestehen. Nicht alles Gegebene ist neu; so hat sich die Legende von dem Jesuskinde, das Vögel aus Thon bildet (XII), von der Sybille (XXIV) und Ähnliches hineingefunden. Mitunter wird die Vergeistigung sogar phantastisch und zum Zerrbild, z. B. „Das Gebet des Tropfens" (IV), „Der Herr und die Kornähre" (XIX), „Der Engel und die Rosenknospe" (XXII), in welcher zuletzt „jedes ihrer dürftigen Blätter eine Zunge ward zum Lobe Gottes". Dennoch bleibt das Ganze ein freundliche, liebliche Gabe, und man mag wol wünschen, daß sie in die Hände recht vieler aufgeweckter Kinder kommen möge.

2. Jesus Christus. Tagebuch eines Gläubigen von Gottfried Menzel. Zwei Bände. Berlin, Plahn. 1839. Gr. 8. 2¼ Thlr.

In unserer Fensterhausflora gewiß ein Prachtstück! Wenig berliner Hyacinthen mögen noch zur Zeit ein volleres, duftenderes und ausgebildeteres Blütenkleinod im Asche geliefert haben. Dennoch geben wir unsere obige Voraussetzung nicht auf, und auch diese Blüte gilt uns nur als Vorgenuß und Vorspiel der Blütenfülle, die unser vielleicht erträumter Frühling in weiter Zeitenferne erst uns bringen soll. Wie treu spiegelt sich auch in ihr die Zeitstufe ab, die wir ihr angewiesen haben!

Es ist ein Tagebuch von einem ganzen Jahre und somit ein Andachtsbuch auf alle Tage im Jahre, sprühend von Geist, zart und gebildet in der Form, fest und entschieden in der Glaubensansicht, und rein und edel von der Gesinnung. Hin und wieder erinnert es in der Form an Thomas a Kempis und die bessern Mystiker der alten Zeit; im Kern und Gehalt steht es ihnen nicht nach; das aber hat es vor ihnen voraus, daß es aus unserer Zeit hervorgegangen ist, und also ihr Eigenthümliches und Individuelles in sich aufgenommen hat. Nicht fortlaufende Betrachtungen, nicht Gebete in bestimmt ausgeprägter Fassung sind die einzelnen, zum Eingange auf die vier christlichen Hauptfesttage (Weihnachten, Charfreitag, Ostern und Pfingsten), im Hauptwerke aber sodann auf die einzelnen Monatstage gerichteten Gaben; wol aber Perlenschnüre, in welchen die einzelnen tiefchristlichen Gedanken durch einen sie innerlich eine verbindenden Faden zu einem kleinen, aber köstlichen Ganzen vereinigt sind — wir könnten auch in unserm obigen Bilde bleiben: Hyacinthen, deren geschiedene Glocken an dem sie tragenden Stengel eine herzstärkende und das Auge wahrhaft tröstende Blume, gleich herrlich an Duft und Gestalt, zusammensetzen. Das große, reiche, über zwei Bände ausgebreitete Hyacinthenbeet stellt christliche Gesinnung und christlichen Glauben nach den beiden Hauptpolen der sich selbst ganz verleugnenden Demuth und des in Gott und Christus ebenso völlig sich wiederfindenden Selbstgefühls in den mannichfaltigsten Schattirungen dar, und dies dürfte wol kaum irgend eine Beziehung zur Zeit, zu den Lebensverhältnissen, noch oben und nach unten sich auffinden lassen, die nicht in dem weiten Gebiete zwischen jenen Aeußersten ihre Berücksichtigung gefunden hätte. Wir wüßten in der That nicht, welchen asiatischen Blumenstrauß wir in der Gegenwart lieber auf den Toiletten unserer Frauen und Töchter, lieber auf den Schreibtischen unserer Beamten und Geschäftsleute sehen möchten als das Tagebuch unseres Gläubigen. Tritt hin und wieder das Positive etwas allzu schroff hervor, so ist es doch stets in den Krystallfluß echtdichterischer und mit geistigem Lichte übergossener Auffassung getaucht, und — wie schon angedeutet — wir möchten eben gar nichts weiter an diesem lieblichen Gewächse vermissen, als was wir überall an den mitten im Winter schon dem Frühling genau weggenommenen Blüten vermissen. Nun wir müssen das noch in aller Kürze andeuten. Eine ungemeine Zartheit und Farbenreinheit, wie wir sie an solchen getriebenen Treibesgaben in der Regel finden, tritt uns überall entgegen. Wir führen gerade das Erste Beste an. Im Charfreitage heißt es (S. 4): „Welch eine Stille um Christi Grab! Es ist, als ob die Erde mit der göttlichen Leiche langsamer wanderte und die Nacht, die alte Leidgenossin der Sonne, sich nicht trennen könnte von der heiligen Ruhestätte. Es ist die Stille der Ehrfurcht vor dem heiligen Schlafe des Todten, der da ruhet von seiner Arbeit: er hat die Erde näher zum Himmel getragen, sollten wir den müden Gottessohn stören?" u. s. w.

Wir brauchen auf Innigkeit, Durchsichtigkeit, Lieblichkeit und Reinlichkeit des hier Mitgetheilten gewiß nicht erst aufmerksam zu machen. Und so werden unsere Leser überall es finden. Aber freilich der Winter-Glashausflora fehlt immer eine gewisse Fülle und wenigstens gibt sie in der Regel nur so viel, als ein beharrlicher Sinn verlangt, und so bemerken wir allerdings zunächst an unserm Tagebuch eine ähnliche sparende Ökonomie, die uns nicht immer ganz so sättigt, wie wir gern gesättigt sein möchten. Wir bewundern, daß in unserer Zeit und in dieser Gattung sogleich und auf einmal zwei Bändchen der lieblichsten Offenbarungen aus dem Innern heraus uns hatten gegeben werden können. Wir wissen es, daß ein fortlaufendes Buch der Speculation, der Betrachtung sich weit leichter schreiben, daß sich da weit eher eine große Masse fertig bringen läßt, als wo man die innern, geistigen Zustände der Seele in ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit zu objectiviren und so dem zustellen sucht, daß sie nun an jedem Lesergemüthe sich sofort wirklich reproduciren. Dennoch sprechen wir unser Tagebuch nicht frei von einer mitunter doch gewiß allzu großen Sparsamkeit. Es ist etwas Aphoristisches in allen einzelnen Gaben, das gar oft ein Verlangen nach größerer Fülle und Ausführlichkeit erregt und es mitunter selbst schmerzlich empfinden läßt, daß man mit einem bloßen Nippen des Schaums sich begnügen und auf einen recht erquickenden vollen Trunk Verzicht leisten muß. Ist es nicht freilich natürlich so in einer glaubensinnigen, frommen Jahreszeit, wie die gegenwärtige ist? Dürfen wir unserm Gläubigen deshalb im Ernste Vorwürfe machen? Und ein zweites Gebrechen der Winter-Glasfensterflora ist eine gewisse Reizbarkeit, die theils auf die ihren Blüten eigenthümliche Vergänglichkeit hindeutet, theils aber auch die Formen mitunter verzerrt, zuweilen, aus Mangel der rechten Fülle, eitig erscheinen läßt, überhaupt stets der recht natürlichen Aus- und Durchbildung mit einer gewissen Dürftigkeit bleiben, ist dann bei den übrigen Vorkommnissen wol auch die Gestalt des — was man gemeinhin so, nicht eben im besten Sinne, nennt — Genialen, wenigstens des Barocken annimmt. Auch diese Idiosynkrasie fehlt unserm Tagebuche nicht. Geben wir davon einige Beispiele, hunt untereinander gemischt, den Lesern es überlassend, sie in die angegebenen Kategorien einzuregistriren. Bd. 1, S. 5: „O nimm den weiten Himmel als den würdigsten Bogen deines Triumphes und wir wollen uns niederwerfen unter ihm, deiner Herrlichkeit feiernder Strahl." S. 7: „Der Fromme mit seinem bekannten Zweifeln." S. 11: „Dann (im Winter) sind um dich her alle Pforten des Lebens geschlossen, aber die Fackeln drüben am Thor des Himmels flammen heller auf — durch den finstern Tunnel dich in die Gottesstadt zu geleiten." Der chemische Proceß S. 14 am 6. Januar ist mehr als barock, und die Rede vom Teufel S. 73 am 13. Februar eine harte Rede. Bd. 2, S. 217: „Der Fromme geht kalt wie der Winter durchs Leben; aber vor Gott wird er den Frühling enthüllen und die Wärme seiner Seele."

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 62. — 3. März 1841.

Studien von Karl Rosenkranz. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 61.)

Der Verf. will nun ferner der Natur auch gar keine Veränderung zugestehen, und bezeichnet sie vor und nach dem Anfang der Geschichte als identisch. Hier kommt Alles auf den absoluten oder relativen Begriff der Veränderung an und auf seine Verbindung mit dem der Verklärung. Wird bei Veränderung an das Specifische der Natur gedacht, gleichsam an die Natur der Natur, d. h. mit kurzem Worte, daß sie nicht Bewußtsein und Geist ist, so bedürfte es dafür gar keiner Worte, nicht einmal einer Ansicht gegenüber, die sich durch keinerlei Beweise widerlegen zu lassen pflegt. Aber indem hierbei sogleich nur die Erde, ein geringster Theil der Natur, zum Beispiel genommen ist, erscheint die Beseitigung der ungeheuern Revolutionen des Planeten durch jene Behauptung einer völligen Identität, die Reduction derselben auf blos quantitative Differenzen und Modificationen als zu rasch. Das Quantitative geht hier augenscheinlich in das Qualitative über, eine flüssige, formlose Masse ist im festen Zustande nicht mehr, was sie war; ebenso eine Wüste oder Wildniß u. s. w. Wenn daher der Verf. am Schluß den unendlichen Progreß einer dreifachen Verklärung entwickelt, einer ethischen, historischen (in der Cultivirung) und einer ästhetischen, so ist darin zugleich der Begriff einer Veränderung nicht abzuweisen. Ist also auch die Natur durch die Sünde der Menschen nicht erniedrigt worden, so ist doch in der Überwindung der angeborenen Sünde und Wildheit die Veränderung derselben dadurch enthalten, daß der Kampf zugleich auf die Besiegung der Natur gerichtet wird, sowie das Umgekehrte geschehen ist beim Zurücksinken von der Gesittung zur Roheit. Ist dies auch nur im Einzelnen, höchst successiv geschehen, die Summe ist bedeutend und der Mensch hat seine Erde wesentlich verändert. Das Resultat des Verf. wird beim Überblick über seine einzelnen Sätze im Ganzen dasselbe sein, es sei nur erlaubt, auf solche unbestimmte oder extreme Ausdrücke aufmerksam zu machen, welche den Gegnern unnöthigerweise Angriffspunkte bieten, hinter deren Bekämpfung ihre sonst verneinende Ansicht ein bequemes Versteck zu spielen pflegt.

Es ließe sich also noch einmal zusammenfassen: die Natur, wie sie als solche und als Basis des Geistes ist oder gedacht wird, bleibt, was sie ist; aber theils ist sie in ihrer nächsten Totalität (als Erde) geschichtlich über ihre eigene Stufe hinausgegangen, theils wird sie nicht blos verklärt, sondern eine andere ihrer selbst, sobald sie nur vom Blitz des Geistes berührt wurde. Die nur rohen Elemente, deren Wirkung der Mensch paralysirt, die Länderstrecken, die er dem Wasser, dem Feuer, dem Wucher der Vegetation abgewinnt, die Pflanzen, welche er pflegt, die Thiere, die er seiner Gesellschaft aneignet, die gesammte animalische Welt, aus welcher er das Zerstörende immer mehr vertilgt, sie sind nicht mehr, was sie waren.

Den Anfang und Ausgang dieser Verklärung der Natur, der Gesittung, mit welcher der Mensch sich auf dem rohen Material des Planeten heimisch zu machen sucht, hat der Verf. in der „Nothwendigkeit des Luxus" (1835), zur Sprache gebracht. Ist die Cultur nothwendig, so würde der einfache Inhalt lauten, so ist es auch der Luxus, der Alles in sich begreift, was über die gemeinsten Bedürfnisse hinausliegt; mit der Cultur beginnt die Erhebung zur höhern Geistigkeit, Geist ist Freiheit, es ist also der Luxus einer ihrer größten Hebel. Es ist ein Verdienst solcher Entwickelungen, auch in diesem unmittelbar Geltenden und eigentlich von Niemanden spröde Zurückgewiesenen das Vernünftige aufzuzeigen, und damit zugleich das Maßlose, wohin das nur gedankenlos mitschwimmende Bewußtsein diese Seite hinauftreiben könnte, in seine edlern Grenzen einzuschließen. Immer darf daran erinnert werden, wie in dem täglichen Thun Gebiete anerkannt sind, wo der Geist sich an und für sich in seiner Freiheit bethätigt, um sich in dem scheinbar Zwecklosen, d. h. in dem edlern Zwecke zu bewegen, womit er sich selbst Genüge leistet. In diesem Sinne nahm der Aufsatz einen geistreichen Ausgang von dem Luxus des Zweifels und der oft beliebten Überflüssigkeit der Philosophie. Als ein mit Leidenschaft von vielen Seiten verkündetes Moment dieses Luxus betrachtet der Verf. die Emancipation des „Weibes" nicht, behandelt die Frage vielmehr von dem einzig würdigen und richtigen Gesichtspunkte, an der Hand der Psychologie. Er antwortet umsichtig und genügend auf alle Controversen, die freilich aus den verschiedenartigsten Motiven und keineswegs erst in neuester Zeit hierbei geltend gemacht sind. Die schlagendsten Erörterungen S. 101 und besonders S. 111, 113—115 wird jedes tüchtige,

lebensklare Weib unbedenklich als die ihrigen unterzeichnen. Wir können sie leider nicht abschreiben.

Die „Parallele zur Religionsphilosophie" (1836) möge den Schluß dieses Berichts machen. Sie gibt für den Inhalt der gesammten geschichtlichen Religionen die drei Gesichtspunkte: Der Mensch ist Gott; Gott ist Gott; Gott ist Mensch. Dies erinnert wiederum an die schon erwähnte Auffassungsweise, wie man sie wol von der lebhaften Kürze eines französischen Gelehrten erwarten könnte; es reizt darin etwas einfach Pikantes, Schlagendes, aber es ist auch sehr abstract. Der Verf. hat zwar selbst das Ungenügende derselben gefühlt und jene drei Urtheile nur als einen Versuch gegeben, aber auch so bleibt die Abstraction zu dürftig, um einen ernsten Versuch daran zu knüpfen. Namentlich wird das erste Urtheil wol den meisten Widerspruch finden, worunter alle heidnische Religionen, besonders die des Orients begriffen werden sollen; es wäre schon außerhalb des geschichtlichen Standpunktes eine unglaubliche Erscheinung, wenn die Ahnung des Absoluten, erschütternd und gewaltig, wie sie den Menschen erfaßt, dasselbe nicht in staunenerregende Form kleiden, vielmehr damit anfangen sollte, es sogleich wieder zu vernichten. Dies ist nicht der Weg des Geistes. Wo er ganz unbestreitbar auf diesem Standpunkte den Gott in einem Menschen oder in einem Sinnlichen anschaut, ist es vielmehr die Ohnmacht, ja Verzweiflung, die irrende Sehnsucht nach dem Unbegriffenen, unendlich Fernen und doch in seiner Übermacht Gegenwärtigen, die sich darin kundgibt, und das Urtheil könnte viel eher dahin lauten, daß der Mensch hier zu wenig Gott sei. Soll es gleichwol als ein religiöses gelten, so müßte das dritte, welches der Verf. für die höchste Form wählt, wesentlich dazu gehören. Er widerruft aber augenscheinlich seinen Ausspruch, wenn er sagt: der Ethnicismus müsse die Prädicate des Göttlichen an viele Individuen vertheilen; wo die Totalität des Wesens den Menschen erfasse, werde seine Individualität gebrochen. Nur da, wo der Mensch im erwachten Selbstbewußtsein sich freudig in seinem Dasein erfaßt hat, das Ungenügende der bisherigen Religionsform von sich stößt, ohne sich in ihrer Wahrheit wiedergefunden zu haben, wo die hoch entwickelte weltliche Seite ihn zur entschiedensten That ruft und er nur vorzugsweise sich als den Ordner und Gebieter der Welt betrachten darf, also am Extrem des Heidenthums, sodann in dem matten Weltverstande des einzig dastehenden chinesischen Volks könnte jene Bezeichnung gelten. Besser vielleicht würde die Eintheilung lauten: 1. Gott ist weder Gott, noch der Mensch Mensch, sondern es ist ein trübes Herüber und Hinüber; 2. Gott ist Gott und der Mensch Mensch, ihre Beziehung nur eine äußerliche; 3. und durch alle vorangegangenen Religionen verkündet und vorbereitet: Gott ist Mensch und der Mensch Gott in ewig sich vermittelnder Einheit. Doch auch dies kann nicht zureichen, und solche Sätze sind überhaupt ungeeignet, den unendlichen Reichthum des Inhalts zu umfassen; die Leichtigkeit außerdem, mit der sie wie Papiere au porteur fortgepflanzt werden, geben den zahlreichen Gegnern nur zu willkommene Waffen und mehr als je scheint sich die Philosophie davor hüten zu müssen.

Nur in Bezug auf die Auffassung des Christenthums mögen noch einige Bemerkungen herausgehoben werden. In eine eigenthümliche Schwierigkeit verwickelt sich der Verf., wenn es, um mit Gewicht zu sagen, daß Gott nicht nur Mensch, also der absolute Geist nicht blos Summe aller erschienenen und zukünftigen Persönlichkeiten sei, sondern noch ein persönliches Fürsichsein habe, den Satz: daß Gott Mensch werden mußte, damit wiederum aufhebe, daß er gleichwol des Menschseins nicht bedürfe. In dieser dunkelsten Frage der ganzen Metaphysik, ja dem Kern aller ihrer Bewegungen scheint es doch unumgänglich, daß, wenn Gott weder als Geist, noch als die Liebe, noch als der sich offenbarende Schöpfer anders gedacht werden kann, als der sich in seinem Ebenbilde wissen wollende, er auch nur erst durch und mit dem Menschen wahrer Gott ist und somit des Menschseins — bedarf. Die nur in sich seiende Persönlichkeit Gottes, in welcher sein sich Erschließen zum Menschen an und für sich zeitlos und ewig enthalten ist, bedarf gleichwol auch der zeitlichen Form des Heraustretens und man kann dem Verf. nicht beistimmen, wenn der sich als Mensch offenbarende Gott in Wahrheit derselbe sein soll, wie der sich selbst als Gott in Ewigkeit offenbare; in der That, er ist derselbe, aber hier verschlossene Möglichkeit, dort wahrhafte Wirklichkeit; hier nur die mit sich allein bleibende Substanz und Egoität, dort Geist und unendliche Liebe, die er auch nicht aus bloßer Barmherzigkeit üben kann, denn es wäre nicht die Natur der Liebe, den Menschen zum Gefühl einer grenzenlosen Nichtswürdigkeit zu nöthigen. Jener ungeheure Unterschied liegt eben im Inhalt, der zugleich in wesentlich verschiedener Form auftritt. Es würde auch aus diesen Sätzen gar nicht folgen, wie der Verf. meint, daß nun Christus zu einem nur zufälligen Menschen würde; denn sofort war er dadurch, daß er zum Gefäß der Offenbarung erwählt wurde, über die Kategorie des blos Zufälligen hinausgehoben; will der Verf. etwa das Dogma von der ewigen Existenz dieses erschienenen Christus in seinem Vater erneuern? kann überhaupt vor ihm, der schon in der Natur nicht das Geringste für entbehrlich hält (S. 184), irgend ein Mensch für zufällig gelten? Zwischen einer freiern Stellung zum kirchlichen Dogma und einem entschiedenen Festhalten desselben scheint der Verf. überhaupt zu schwanken und in dieser Sphäre keineswegs klar zu sein. Nach S. 148 ist der Mensch gegen Gott ebenso frei wie Gott gegen den Menschen, und durch eben diese Freiheit sind sie Eines. Gleichwol tritt aus den nachfolgenden Aussprüchen wieder ein entschiedener Dualismus hervor. Für ganz unphilosophisch endlich muß es gelten, daß die Philosophie die Wunder zwar nicht deduciren könne, sie aber vernünftig finden müsse. Viele philosophischen Dogmatiker der neuern Zeit pflegen sich bei diesen Fragen nur zu sehr in unleidliches Dunkel zu hüllen; aber der Philosoph muß wissen, wie er sich hierin zu verhalten habe, er muß sich bestimmt entscheiden, wenn er diese Frage behandeln will; denn zwischen Glauben und Nicht-

glauben ergibt sich hier kein Drittes; erkennt er die Wunder für vernünftig, so müssen sie sich deduciren lassen. Als vernünftig können sie auch vor dem blos geschichtlichen Bewußtsein dastehen, aber damit sind sie es noch nicht für die Philosophie selbst. E. Althaus.

Ein Blick in die ascetische Literatur der Gegenwart.

(Beschluß aus Nr. 42.)

3. Vollbrecht's Wallfahrt oder die Auferweckung des todten Christus. Eine Geschichte für unsere Tage. Von E. A. Wildenhahn. Leipzig, Gebhardt und Reisland. 1840. 8. 1½ Thlr.

Wir können nicht zweifelhaft sein, diese Geschichte in unser ascetisches Gartenquartier zu verweisen; als Kunstwerk gelten zu wollen, das fällt ihr selbst gar nicht ein, und die Leser werden schwerlich auch Veranlassung finden, ihr einen Anspruch darauf zuzugestehen. Wecken aber möchte das Buch aus geistigem Schlafe; redet es doch wunderlich genug von einer „Auferweckung des todten Christus"; und so thun wir ihm gewiß nicht Unrecht, wenn wir es seiner Tendenz nach als eine Species des großen, vielbeschließenden Genus: christliche Volks- und Erbauungsschriften, ansehen. Von unserm Standpunkte aus müssen wir es jedoch in unserer Winter-Stubenflora in die allerdings unscheinbare Classe der ganz einfachen Primeln setzen, die wol auch ihre Pfleger und Pflegerinnen finden und verdienen, gleichwol von vielen, sehr vielen Schaulustigen nicht gerade aus Verwöhnung, sondern weil ihnen Edleres und Schöneres zu Gebote steht, übersehen werden. Das Ganze ist gut gemeint; es wird seine Leser finden und kann den allerdings ehrenwerthen Dienst leisten, den Kopf, der sich mit der exacten Weisheit unserer ultramaterialistischen Wochenblattsliteratur in allzu genaue Berührung gebracht hat, wiederzurechtzusetzen; da aber ist es dann gewiß auch in dem Fenster mit den einfachsten Gardinen eine ebenso willkommene Anweisung auf kommenden Frühling, als es im Glaserker des Paradezimmers die prachtvollste Camellia nur immer sein mag. Die Anlage ist einfach, erinnert an Rheinwald's „Reise eines sächsischen Edelmanns nach der wahren Religion", ohne jedoch an Tiefe und Reichthum und geistiger Lebendigkeit dieser Schrift auch nur von weitem sich nähern zu können, und läßt einen neuhegelischen ungläubigen Hofmeister mit seiner vornehmen Schülerin, unter Einmischung wunderlicher mitunter ziemlich gemeiner Liebesintriguen, allmälig tief in den Schlamm frecher Nichtachtung des Heiligen und Unlauteren versinken, um sie zuletzt beide rasch und sicher wieder herauszuziehen. Die Rettung geschieht in der Schweiz und das gibt Gelegenheit, eine ziemlich vollständige Reiseroute von Lindau durch die besuchtesten Theile der Schweiz bis an den genfer See, von welchem zuletzt eine sehr vollständige Topographie gegeben wird, zu liefern. Die Hauptstätte der Wiedergeburt ist ein Pfarrhaus in der Schweiz und am Schluß läuft der Held mit seiner allerfrühsten Geliebten verbunden in den Hafen eines einträglichen und völlig bezahlten Ritterguts ein, dessen schirmende Mauern sichern Schutz vor jedem Rückfall in das alte Schwanken verheißen. Wunderlich ist mitunter die Weise, in welcher das Buch seine Bekehrungsabsicht zu erreichen sucht. So werden wir S. 124 in die verschlossene Stube einer Glücksspieler-Gesellschaft geführt und hören da mit einer ziemlichen Fertigkeit die gewöhnlichsten Gotteslästerungen und Frivolitäten frank und frei, ohne von der Censur incommodirt worden zu sein, erklingen, wobei wir nicht unterlassen konnten, an jenen Prediger zu gedenken, der, um seinen Zuhörern die Abscheulichkeit des Fluchens recht lebhaft vorzustellen, selbst eine nicht gemeine Virtuosität im Fluchen von der Kanzel zum Besten gab. Abgesehen von allem Diesen, wünschen wir dem Buche viele Leser, die es auch, wie schon gesagt, in einem gewissen Kreise in großer Zahl finden kann und wird, wenn nicht ein besonderer Unstern über seinem Geschicke waltet.

Noch eine liebliche Blüte aus unserer Winterflora haben wir vorzuführen, aber es wird uns freilich schwer werden, ihr eine Stelle unter den Gewächsen, mit welchen wir es diesmal nach unserer Voraussetzung zu thun haben, zu vindiciren. Nur wollen die freundlichen Leser sie immerhin dulden, da sie jedenfalls einer ganz ausgezeichneten Farbenpracht und eines lieblichen Blüthenduftes aus dem Morgenlande herüber sich erfreut, der in besonderer Eigenthümlichkeit Himmlisches und Irdisches in gleicher Weise vergegenwärtigt und offenbart.

4. Das Lied der Lieder oder Sieg der Treue. (Das hohe Lied.) Übersetzt und erklärt von Bernhard Hirzel. Zürich und Frauenfeld, Beyel. 1840. 8. 12 Ngr.

Das hohe Lied der Bibel, diese Davidsharfe, auf welcher schon Jahrtausende hindurch die fromme Sehnsucht die lieblichsten Lieder einer Liebe, die stärker ist als der Tod, und mit dem höchsten Zauber der Erde das Kleinod getrigen Besitzthumes zu schmücken weiß, hat ertönen lassen, erklingt hier endlich in einer Fassung, die wol geeignet sein sollte, die entgegengesetztesten Ansichten zu versöhnen und die Extreme zu einem wohllautenden Unisono zu vereinigen. „Der ethische oder allgemein religiöse Gehalt der Allgewalt treuer Liebe" wird von dem Verfasser nach dem Vorgange der trefflichsten Bearbeiter dieses Liedeshymnus seit Herder's Zeiten anerkannt und so erhält unser Lied zwar seine schöne locale und zeitliche Deutung, aber in der poetisch reinen Verklärung, die in ihm die Liebe gefunden hat, kann es für alle Zeiten noch als Veranlassung dienen, von der Erde zum Himmel und von dem Reiche des Sichtbaren zu dem des Unsichtbaren aufzutragen und Salomo kann auch so noch immer ein Sinnbild des himmlischen Friedenskönigs, und Sulamit ein Typus der sehnenden Liebe nach ewigen Gütern sein. Vielleicht haben wir somit es doch gerechtfertigt, daß wir diese Blüte unserm ascetischen Blumenstrauß beigefügt haben. Den wissenschaftlich künstlerischen Werth der vorliegenden Bearbeitung zu bestimmen, das überlassen wir billig den Blättern vom Fach. Wir führen nur noch an, daß Hirzel, auf dem von Ewald gelegten Grunde fortbauend, nach welchem das hohe Lied ein Ganzes dramatischer Anlage ist, die Fabel des lieblichen Gedichts also bestimmt: ein einfaches Hirtenmädchen, Sulamit, geräth einst durch seine Neugierde mitten in den Zug des königlichen Hofes, der eben auf der Reise nach einem Lustschlosse am Libanon begriffen ist. Entzückt von ihrer Schönheit, nimmt Salomo sie gegen ihren Willen mit sich und versucht sie durch Schmeicheleien zu gewinnen. Da er aber bald erkennen muß, daß Sulamit einer frühern Liebe zu einem Hirten ihrer Heimat treu bleibt, so erhebt er sie bei seiner Heimkehr nach Jerusalem zu seiner Gemahlin. Allein auch dieser Versuch schlägt fehl; die Widerstrebende muß in ihre Heimat entlassen werden, um da ihren Geliebten wiederzufinden. In vier Gesänge, gewissermaßen vier Acte des lieblichen Drama, zerfällt das Ganze. Ob denn nun aber wirklich die Vertheilung der einzelnen Rollen so ganz sicher ist? Ob der ziemlich prosaische Zug des Königs zum Libanon nicht mit einem andern Hintergrunde vertauscht werden könnte? Ob es mit „dem Hirtenmädchen" und „dem Hirten" wol seine volle Richtigkeit hat? Nun, wie dem sein mag, Liebestreue und Innigkeit der Liebe und Seligkeit solcher Treue und Innigkeit in morgenländischer Glut und Stahlenpracht athmet das „Lied der Lieder" und der wackere Schweizer hat ihm eine Form gegeben, die es in solcher Vollkommenheit in unserer Sprache noch nicht gehabt hat.

Geschrieben Anfang Februar 1841. 59.

Erinnerungen aus einer Reise durch das südliche Deutschland, Östreich, die Schweiz, in das mittägliche Frankreich und nach Algier. Von Moritz von Haacke. Quedlinburg, Basse. 1840. 8. 1½ Thlr.

Der Verf. machte die Reise, welche er hier beschreibt, von Ende Mai bis zum Herbst 1836, und zwar zunächst zum Ver-

gnügen, anderntheils um seine Sehnsucht, fremde Länder und ihre Sitten kennen zu lernen, zu befriedigen. So viel die Beschreibung seiner Reise durch Baiern nach Wien, von da nach Ungarn bis Pesth, weiter durch Tirol und die Schweiz nach Frankreich betrifft, so faßt sich der Verf. dabei ziemlich kurz, und die Ausbeute für den Leser ist nicht bedeutend; indeß lernt sich Letzterer für jenen selbst interessiren und er erkennt in ihm einen gebildeten, angenehmen Mann, dem er sich gern für weitere Fahrten anvertraut, nicht blos zur Unterhaltung, sondern auch zur Belehrung. Diese letztere namentlich findet er nun auch im reichen Maße in demjenigen Theile dieser Reisebeschreibung, die mit Frankreich und Algier sich beschäftigt, worüber der Verf., bei dem ihm eigenen Sinn für Alles, was Land und Volk charakterisirt, und bei seiner guten Beobachtungsgabe, in der That viel Interessantes und Neues mittheilt. Tritt auch bisweilen seine eigene Persönlichkeit etwas sehr in den Vordergrund, so liegt doch diesem nichts weniger als ein eitles Sich-geltend-machen-wollen zum Grunde; vielmehr ist des Verf. Persönlichkeit eine echtdeutsche, und sie zeigt sich auch als eine solche in dem Buche selbst, wie sie es darnach auch auf der Reise in Frankreich, so manchem Hanswurste des ekelhaftesten Republikanismus gegenüber, mit dem der Verf. zusammentraf, gethan hat. Darüber kann man sich nur anerkennend aussprechen; und diese Anerkennung ist für uns Deutsche eine um so erfreulichere, je mehr man auch aus der vorliegenden Reisebeschreibung die innere Zerrissenheit des heutigen Frankreichs erkennt, welche, wenn nicht ein deus ex machina zu Hülfe kommt, die ganze Zukunft des Landes und Volks als vulkanisch unterwühlt und fast vernichtet erscheinen, somit also für beide und dadurch für Europa Alles fürchten läßt. Die neueste Zeit hat jene innere Zerrissenheit des französischen Landes und Volks in noch ekelhafterer Blöße hervortreten lassen. 17.

Miscellen.

Wahrheit und Dichtung.

Das Wirthshaus, wo Werner's „Vierundzwanzigster Februar" spielt, liegt im Gasternthale, einem der engsten und einsamsten Thäler der Schweiz, etwa zwei Stunden von dem Badeorte Leuck. Allein niemals hat dessen Besitzer und sein Weib den eigenen heimgekehrten Sohn ermordet. Wol aber ward einmal vor vielen Jahren die rechtliche Wirthsfamilie von zwei italienischen Vagabunden umgebracht, welche sich in einer Ortschaft am Thunersee durch Feilbietung einiger Kleidungsstücke der Ermordeten verriethen, ergriffen und dann in Bern hingerichtet wurden. Wie mag nun Werner darauf gekommen sein, die Schlachtopfer zu Thätern umzugestalten und die reelle Localität mit einer so abschreckenden Fabel zu verunglimpfen? Die licentia poetica ist hier zur licentia absurda geworden. Die Beweise hiervon findet man in C. M. Engelhardt's „Naturschilderungen" (Basel 1840), einem der trefflichsten Beiträge zur Kenntniß der höchsten Schweizeralpen in jeder Hinsicht. Seit 1839 ist die ehemalige allerdings kleine, aber wohnliche Herberge in eine ziemlich stattliche verwandelt und war schon jene eine Wohlthat in der grausen Einsamkeit dort, so überrascht sie jetzt noch mehr. Übrigens konnte Werner die Sache näher und noch viel tragischer haben. Im J. 1618 ermordeten die Wirthsleute im goldenen Siebe zu Leipzig ihren Sohn, der nach einer Abwesenheit von 23 Jahren heimkehrte und viel Geld mitgebracht hatte. Als in dem geöffneten Ranzen der Vater des Sohnes Geburtsbrief fand, erhing er sich, die Mutter aber erstach sich. Vgl. Vogel's „Leipziger Annalen" (S. 367 u. 368).

Jesuitenschauspiel nach neuerer Manier.

Die Jesuiten gehen mit der Zeit fort; sie führen in ihren Collegien noch Schauspiele auf, wie sonst vor 200 Jahren, aber die Könige dawin tragen nicht mehr goldpapierene Kronen wie damals, und die Zöglinge, welche sie oder eine andere Rolle spielen, betragen sich mit Würde und Anstand. So war es wenigstens bei der Darstellung eines solchen Schauspiels im Jesuitencollegium zu Brieg in der Schweiz am 16. Aug. 1837. Man sah auf dem kleinen daranstoßenden Theatergebäude, das von Zuschauern überfüllt war, „Jerobeam, König von Juda", und ein Nachspiel: „Der Mohrenkönig auf den Antillen." Die Tunken, die Waffenrüstungen in dem ersten Stücke waren schön und geschmackvoll und der Prophet Ahias von Silo, der den König Jerobeam auf dem rechten Wege zu erhalten suchte, eiferte gewaltig gegen jede Verschwörung, die das Leben oder den Thron des Königs in Gefahr bringen konnte, denn es ist jetzt nicht die Zeit, wo sie Königsmord lehren und predigen können. In gleichem Geiste hatten sie im Nachspiele den unmenschlichen Pflanzer der Antillen, gegen welchen sich ein junger Afrikaner, von den Holländern als Sklave dahin gebracht, empört, Ravaillac genannt (denn so hieß bekanntlich Heinrich's IV. Mörder, den sie damals rühmten und jetzt so verleugneten). Mehr noch darüber in Engelhardt's erwähnten „Naturschilderungen" (S. 136 und 137).

Theaterfreiheit bei den Griechen.

Auffallend erscheint es, bei der Censur, die unsere Bühne beherrscht, welche Freiheit sich die Dichter der Griechen gegen den Priesterstand herausnehmen durften, ohne vom abergläubischen Volke gesteinigt und von den Priestern selbst in den Anklagezustand versetzt zu werden. Welcher Dichter dürfte es jetzt wol wagen, mit Euripides („Iphigenia in Aulis", Act 2, Sc. 4) zu erklären:

— — — Eine ehrbegierige
Und schlimme Menschenart sind diese Priester;
Nichts sind sie und zu nichts sind sie vorhanden.

Und weiterhin (Act 4, Sc. 3):

Was heißt ein Seher? Der auf gutes Glück
Für eine Wahrheit zehen Lügen sagt!
Geräth es? Gut. Wo nicht: ihm geht es hin!

Man könnte sagen, daß Euripides hier nicht seine Gesinnungen geltend macht, sondern die Ansichten des Menelaus, Agamemnon und Achilles ausspricht, denen er diese Worte in den Mund legt. Aber dann müßten diese Helden auch in solchem Geiste handeln und nicht die arme Iphigenia durch listige Vorspiegelung einer Heirath nach Aulis kommen lassen, um sie der Diana zu opfern, wie Kalchas als Bedingung einer glücklichen Überfahrt nach Trojas Küste verlangt hat. Da aber, den einzigen Achilles ausgenommen, daran Keiner denkt, so erscheint diese poetische Kühnheit um so größer, denn sie setzt den moralischen Charakter Agamemnon's und seines Bruders herab, während der Dichter nichts dabei gewann als dem Priesterstande seiner Zeit eine Bitterkeit zu sagen, die jetzt mutatis mutandis auf keiner deutschen Bühne gestattet werden dürfte. 20.

Literarische Anzeige.

Durch alle **Postämter, Zeitungsexpeditionen** und **Buchhandlungen** ist von dem Unterzeichneten zu beziehen:

Vollständiges alphabetisches

Namen- und Sachregister
für den Jahrgang 1840
der
Leipziger Allgemeinen Zeitung.

Preis 1/3 Thlr.

Leipzig, im Februar 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 63. — 4. März 1841.

1. Weltgeschichte in ausführlichen Biographien. Ein methodisch-geschichtliches Lesebuch für die Jugend erster und mittlerer Bildungsstufe. Von P. A. Dethier. Erste Abtheilung: Die alte Welt. Zwei Bände. Leipzig, Köhler. 1839. Gr. 8. 2 Thlr.
2. Die Weltgeschichte in Biographien. Von K. W. Böttiger. Erster und zweiter Band: Die alte Geschichte in Biographien. Dritter Band: Die mittlere Geschichte in Biographien. Berlin, Duncker und Humblot. 1840. Gr. 8. 4½ Thlr.

Das fast gleichzeitige Erscheinen zweier historischen Werke von einer auffallenden Ähnlichkeit der Bearbeitung verlangt zuerst eine Beantwortung der Frage, ob sich überhaupt eine solche, vorzugsweise biographische Behandlung für eine Weltgeschichte eigene, und ob nicht dem bisher festgehaltenen Begriffe der letztern eine vorherrschend biographische Fassung widerspreche. Die meisten Biographien hervorragender Männer haben eine doppelte Bestimmung, sie sollen entweder der Gegenstand des frühesten historischen Unterrichts sein, oder in ausführlichen Monographien solche Personen mit detaillirter Sorgfalt darstellen, aus deren genauerer Kenntniß sich die allgemeine Weltgeschichte, welche eine solche Erweiterung gewöhnlich nicht zuläßt, besser begreifen läßt. Die Zweckmäßigkeit der erstern Art unterliegt wol keinem Zweifel, ebenso ausgemacht dürfte es für Jeden, der den Sinn für historische Dinge und Personen bei der Jugend wecken will, sein, daß das Biographische in einfacher, ungeschmückter Erzählung vorzugsweise zarte Gemüther für Geschichtliches zu interessiren im Stande ist. Daher darf auch der historische Unterricht in den untern Classen unserer gelehrten Schulen keine andere Grundlage haben als das Biographische, worüber es einer weitern Auseinandersetzung nicht bedarf, nachdem die treffliche Instruction für den Geschichtsunterricht veröffentlicht worden ist, welche von der fünften Directorenconferenz der preußischen Provinz Westfalen ausgegangen und 1831 öffentlich bekannt geworden ist.*) Auf der andern Seite ist der Nutzen der vielen gründlich gearbeiteten Biographien, welche als Ergänzungen und Ausführungen der allgemeinen Weltgeschichte dienen, zu bekannt, als daß wir hier Namen nennen sollten, welcher jeder Freund historischer Forschungen mit gebührender Achtung ausspricht.

Aber nun eine Weltgeschichte in Biographien! Wird in derselben eine Vereinigung im Allgemeinen mit dem Speciellen möglich sein, und wird nicht immer das Individuelle hier zurückstehen müssen, weil die allgemeinen Verhältnisse den meisten Schriftstellern als das Wichtigere erscheinen? Oder fließt nicht gar zu oft das Besondere so mit dem Allgemeinen zusammen, daß es noch keiner menschlichen Kunst gelungen ist, solche an sich (wie es scheint) unvereinbare Gegenstände zu einem Ganzen zu verbinden?

Herr Dethier, ein rheinländischer Gelehrter — so viel wir wissen — gab 1836 in zwei Bänden ein Werk unter dem Titel: „Gemälde der alten Welt, oder Leben und Wirken der berühmtesten und edelsten Männer des Alterthums" heraus, welches nach seiner Angabe hinreichende Anerkennung gefunden hat, um eine neue Ausgabe zu veranlassen. Wir haben dies frühere Buch nicht gesehen, vermögen also auch über dessen Werth oder Unwerth kein Urtheil zu fällen, dürfen jedoch nicht unerwähnt lassen, daß die vorliegende zweite Ausgabe nach glaubwürdiger Nachricht der unveränderte erste Druck ist, der nur ein neues Vorwort und einen neuen Titel erhalten hat. Dieses Werk nun nennt sich „ein methodisch-geschichtliches Lesebuch für die Jugend erster und mittlerer Bildungsstufe" und ist in dieser Beziehung von dem ganz richtigen Standpunkte ausgegangen, die ausführlichen Lebensbeschreibungen eines David, Brutus, Aristides, Cimon, Alcibiades, Epaminondas, Hannibal, Alexander des Großen, Cicero, Cäsar, Marcus Aurelius, Konstantin des Großen, Augustinus und Anderer der Jugend als die erste historische Nahrung darzureichen. Dadurch kann auch nur der Zusatz eines „methodisch-geschichtlichen Lesebuches" erklärt werden. Eine einleitende Übersicht der alten Geschichte ist vorangeschickt, sonstige, größere Darstellungen aus der allgemeinen Geschichte der alten Welt sind jedoch übergangen, außer wo sie der Verlauf der Erzählung durchaus nothwendig machte. Das Buch könnte also ebenso gut „Sammlung von Biographien berühmter Leute" heißen (wie man in früherer Zeit ähnliche Bücher von Baur, Schlosser, Vogel und Hörstel hatte), oder seinen frühern

*) Dieselbe findet sich in den Supplementen zu Jahn's Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, 1831.

Titel beibehalten haben, denn die Bezeichnung „Weltgeschichte in Biographien" erscheint uns als ein bloßes Aushängeschild, und vielleicht nur aus mercantilischen Rücksichten durch das mittlerweile erschienene Buch des Hrn. Böttiger hervorgerufen.

In einer merklich verschiedenen Weise ist die Arbeit des Hrn. Böttiger unternommen und ausgeführt worden. Von einem so bewährten Geschichtsforscher und geachteten akademischen Lehrer, der es auch in seiner „Allgemeinen Geschichte" und in seiner „Deutschen Geschichte" nicht verschmäht hat populair zu sein und sich aus der Sphäre des Universitätsgelehrten in die Kreise der Dilettanten und minder Kundigen zu versetzen, ließ sich auch auf dieser neuen Bahn nichts Gewöhnliches erwarten.

Es schwebte mir — sagt derselbe in der Vorrede — die Hoffnung vor, in einer Weltgeschichte in Biographien der Geschichte ihre schönere Wohnung nicht in den leicht zerstörbaren Speichern des Gedächtnisses und in den kalten Hallen des Verstandes, sondern in der Brust des fühlenden Menschen zu retten, weil es mich dünkte, daß das wahrhaft Beseelende der Geschichte nicht bloße Aufhäufung der Namen und Jahreszahlen, nicht die trockene Darstellung der wechselseitigen Staatenberührungen in Kriegen und Verträgen, sondern die Entwickelung des dem Menschen näher liegenden individuell Menschlichen sein müsse.

Aber es erschien als eine Aufgabe von eigenthümlicher Schwierigkeit, eine Weltgeschichte und eine biographische Reihe zugleich zu verfassen. Hr. Böttiger verhehlt sich diese Schwierigkeiten nicht, er nimmt keinen Anstand, in der Vorrede des zweiten Bandes zu erklären, daß er beim Schreiben seines Buches immer mehr gelernt habe, wie dasselbe eigentlich einzurichten sei (ungefähr wie Buttmann bei Abfassung seiner griechischen Grammatik), und daß namentlich im Streben, den großen weltgeschichtlichen Gang festzuhalten, Manches auf Kosten des biographischen Interesses zu gedrängt gehalten worden sei. Das gilt vorzugsweise vom ersten Bande, im zweiten und im dritten sind die Partien besser vertheilt und eine Ungleichheit ist nur seltener wahrzunehmen. Der Gang seiner Darstellung ist nun kürzlich folgender. Nach einer geistreichen einleitenden Betrachtung sind im ersten Buche der alten Geschichte bis auf Cyrus nur biographische Fragmente über Menu, Buddha, Foh, Confutse, Sesostris, Theseus und Andere gegeben, wie das auch der Natur der Sache nach nicht anders sein konnte. In dem zweiten Buche bis auf Alexander dem Großen, wo der Boden schon sicherer ist, waltet doch noch das reingeschichtliche Element in den persischen, griechischen, karthagischen und römischen Geschichten vor, aber es rundet sich schon hier unter des Verfassers geschickter Hand das Biographische besser ab, wie in den Rubriken Themistokles, Leonidas, Aristides, wo Xerxes' Plane eine Art von Hintergrund bilden, in Agesilaus mit den nebengeordneten Thrasybulus und Xenophon, in den großen Männern, Decier und Fabiern, zwischen und neben ihnen Valerius, Papirius Cursor, Curius Dentatus, oder wo Perikles und Aspasia, Epaminondas und Pelopidas als Doppelhäupter oder Gruppen nebeneinander gestellt sind. Immer sicherer und planmäßiger schreitet Hr. Böttiger im zweiten Bande fort, der zuerst den ungeheuern politischen Proceß der Diadochenzeit von dreißig und mehr Jahren mit so vieler Klarheit, als sie nur immer bei einer so verwirrten Zeit zu erreichen war, schildert, dann das Resultat desselben in vier größern und kleinern Staaten, zuletzt das Erliegen aller unter der römischen Herrschaft. Hier lesen wir die Biographien der einzelnen Diadochen, dann des Aratus, Agis, Kleomenes, alles in möglichster Verbindung des Individuellen mit dem Allgemeinen, an die Geschichte Hiero's II. von Syrakus sind die wenigen Lebensmomente, die aus der Geschichte der einzelnen Helden des punischen Krieges auf uns gekommen sind, geknüpft, Hannibal erhielt mit Recht ein eigenes Capitel, die großen Träger römischen Geistes und Wesens, die Scipionen, Cornelia und die Gracchen, Marius und Sulla, Pompejus und Cäsar, Octavianus werden hier biographisch dargestellt, anderer interessanten Partien, welche der Raum uns verbietet aufzuzählen, nicht zu gedenken. Die zweite Hälfte dieses Bandes stellt diejenigen Männer dar, welche berufen waren einen neuen Cyklus von politischen und geistigen Umwandlungen, einen neuen Gesammtzustand, das Mittelalter herbeizuführen und den Kampf zwischen den Alten und Neuen durchzufechten. Vortrefflich ist gleich im ersten Capitel die Geschichte des Entstehens der christlichen Religion, sowie der ersten Apostel Petrus, Paulus und Johannes. Hieran schließen sich Armin und Marbod, als die Repräsentanten der deutschen Geschichten, von den römischen Kaisern sind Vespasianus, Trajanus, Marcus Aurelius, Diocletianus als besonders wichtig für die Weltgeschichte hervorgehoben; die Ereignisse des Orients reihen sich an die Namen Artaxerxes, Sassan und Zenobia, die Entstehung des Mönchthums an Antonius und Pachomius, die Reihe christlicher Glaubenshelden eröffnet Justinus der Märtyrer. Die Erhebung der christlichen Religion wird an Konstantin's Namen geknüpft und das Weltgeschichtliche hier mit dem Individuellen sehr glücklich vereinigt. Theodosius' großer Name schließt diesen Abschnitt, ihm zur Seite die berühmten Bischöfe Ambrosius und Chrysostomus.

Über den dritten Band des Böttiger'schen Werkes, der über die Grenze herausgeht, welche sich Hr. Dethier gesteckt hatte, sprechen wir noch am Schlusse dieser Anzeige.

Nachdem wir im Obigen den Weg bezeichneten, den beide Verfasser in ihren Büchern eingeschlagen haben, ist nun über die Darstellung und Geschichtserzählung selbst zu urtheilen. Beide Verfasser erklären ausdrücklich, daß sie nicht für den eigentlichen Gelehrten geschrieben haben, Hr. Böttiger sagt, sein Buch sei für jeden gebildeten, besonders für reifere jugendliche Leser verfaßt, wobei er aber doch nicht unterlassen hat, unter dem Texte sehr gewählte literarische Anmerkungen und Nachweisungen zu geben; Hr. Dethier versichert, ein für die Jugend der erstern und mittlern Bildungsstufe lehrreiches, unterhaltendes, geschichtliches Lesebuch haben bearbeiten zu wollen; er setzt hinzu, jedes Alter, jedes Geschlecht könne ohne Scheu sein Buch lesen, denn es wehe durch das Ganze ein lebendiges Gefühl für das Religiöse, Sittliche und Rechtliche, die echt christliche Liebe eines Gläubigen. Das ist

denn der Wahrheit meistens gemäß. Auch wir ehren gebührend das Juvenalische Observantia magna debetur puero, aber so absichtliche Beschönigungen geschlechtlicher Verirrungen, wie sie Hr. Dethier an einzelnen Stellen versucht hat, schaden oft mehr, als sie nützen. Man sehe z. B. Bd. I, S. 22, 225, und die durchaus unrichtigen Stellen über die Knabenliebe der alten Griechen Bd. I, S. 106. Sind denn Hrn. Dethier die Erörterungen eines Fr. Jacobs und M. H. E. Meier ganz unbekannt geblieben, oder meint er durch seinen Ausdruck „elendes Gewäsche über das Tugendhafte der Knabenliebe" solche Forschungen widerlegt zu haben? In gleicher Weise mangelhaft und einseitig ist auch das Urtheil über Perikles und Aspasia, die Hr. Böttiger weit edler und richtiger aufgefaßt hat. Hiervon abgesehen, ist aber die Schreibart des Hrn. Dethier lebhaft, erwärmt, verständlich, seine Schilderungen sind meistens gut ausgemalt, wie Hannibal's Zug über die Alpen, Cäsar's Ermordung, Augustinus' Jugendgeschichte (mitunter nur etwas überladen, wie der Hermenproceß des Alcibiades in Athen, die Herrschaft Tarquin's über die Römer und die Leidensgeschichte Christi), seine Betrachtungen meistens richtig, wenn wir auch mit seiner Beurtheilung der Plane Alexander's des Großen, oder des Übertritts Konstantin's nicht übereinstimmen können und wiederum auf Hrn. Böttiger's Buch verweisen müssen, der hier quellenmäßiger geschrieben und gerechter sich erwiesen hat. Hier und da hat der Schreibart des Hrn. Dethier das Bestreben geschadet, recht populair zu sein. Ausdrücke wie: Saufgelage, alter Fuchs, Haudegen, bürgerliches Canaillenpack, Einem eine Nase drehen, Alcibiades' Studentenstreiche, ein macedonischer Racker (von Philippus), gehören nicht in ein für die Jugend bestimmtes Werk. Ferner passen allerhand poetische Ergüsse und gesuchte Bilder ebenfalls nicht zu dieser Darstellungsart, die überdies bei Erzählungen aus der alten Welt durch moderne Bezeichnungen, wie der Präsident Labeo, Cavalerie, Bataillon u. dgl. leicht einen komischen Anstrich erhält oder gar undeutlich wird. Ganz besonders erzürnt scheint Hr. Dethier auf die Grammatiker und Sprachhudler zu sein, auch möchten wir wol wissen, wodurch es die römischen Grammatiker verdient hätten, gleich im Vorworte eine „alexandrinische Schneiderschule" genannt zu werden. Und doch finden wir (II, 231) eine ganz ungehörige grammatisch-etymologische Untersuchung über den Namen „Kaiser".

Solche Ausstellungen lassen sich gegen Hrn. Böttiger nicht machen. Seine Schreibart ist frisch, lebendig, kräftig, ohne lange Sätze und eingeschachtelte Perioden, aber nichtsdestoweniger edel, gebildet und durch Benutzung deutscher Dichterstellen sehr anmuthig belebt. Man sieht es überall, daß der Schriftsteller seine eigene Persönlichkeit nicht vergessen hat, aber er zeigt sich auch billig, leidenschaftslos, er will keinen Fanatismus wecken, vielmehr theilt sich die Wärme, von der er selbst erfüllt ist, auch seinem Vortrage mit, wie das zunehmende Licht in der Malerei und die anwachsende Fülle der Harmonie in der Tonkunst. Wir könnten nur wenige Stellen herausheben, die in ihrer Fassung eine Ausstellung nothwendig machen, wie etwa das Wortspiel mit den Lanzen der Unsterblichen in Xerxes' Heere (I, 201), die Stelle über den „Herrn geheimen Secretair Taurus" (I, 80), die Parallele zwischen Napoleon und Themistokles (I, 191) und den Anflug übel angebrachter Sentimentalität in Bd. II, S. 449. Dagegen vermöchten wir wol eine große Anzahl gelungener Partien aufzuzählen außer denen, welche wir schon früher genannt haben, z. B. die Stellen über Moses und David, Cyrus und Leonidas, die Schilderungen Cäsar's am Rubico und der Zerstörung von Karthago, die Biographien der Makkabäer, Hannibal's und Scipio's, Marius' und Sulla's u. a. m. Eine ganz besondere Belobung aber verdient Hr. Böttiger noch wegen der Art, in welcher er die griechischen und römischen Mythen behandelt hat. Wie ansehnlich auch immer die Autorität von Männern wie Niebuhr, Ottfried Müller und anderer Gelehrten sind, so sah doch der Verf. ganz richtig ein, daß die alten frommen Überlieferungen nothwendig zu der von ihm eingeschlagenen biographischen Richtung gehören, und daß eine solche sich die Durchmischung von Sage und Wahrheit, von Lied und Urkunde, von absichtlicher Verfälschung und treugläubiger Aufzeichnung müsse gefallen lassen. Wahrlich, die Jugend unserer Zeit würde bei dem ohnehin schon so bedauerlichen Streben nach einer nur zu rationellen Richtung in ihrer Erziehung sehr zu beklagen sein, wenn man ihr die oft herostratischen Untersuchungen oder allzu symbolischen Deutungen der neuern Zeit statt jener „schönen Wesen aus dem Fabellande" bieten und in ihr schon im zarten Alter die Erinnerungen an eine Zeit vertilgen wollte, wo „der Dichtkunst zauberische Hülle sich noch lieblich um die Wahrheit wand". Man lese nur die Geschichten von der Dido, von Minos, Theseus, den Atriden, vom Rex Romanus (unter diesem Titel hat Hr. Böttiger die ältesten römischen Sagen vereinigt) und man wird sich an diesen Darstellungen innig erfreuen, aber auch vielleicht mit uns wünschen, daß der in Allem so wohl bewanderte Verf. Manches, wie z. B. die Sagen von der Familie des Ödipus und vom Hercules, ausführlicher erzählt haben möchte.

Fragen wir nun zuletzt nach der Richtigkeit und Wahrhaftigkeit der Darstellung bei beiden Verfassern, so können wir nicht umhin Hrn. Böttiger den Preis zuzusprechen. Wir wüßten fast nur als Unrichtigkeiten den falschen Namen Pythias st. Phintias (I, 344) und die Schreibart Augusta Vindelicum st. Aug. Vindelicorum (II, 272) zu erwähnen, denn daß wir mit des Hrn. Verf. Urtheilen über Ovidius und Sallustius nicht übereinstimmen, kann gerade kein Vorwurf für ihn sein, da seine Ansicht auch noch außer ihm ehrenwerthe Vertreter hat. Die gewöhnliche Bezeichnung des Orbilius, als des „strengen Lehrers mit dem Stocke" (II, 281) dürfte wol künftig nach A. G. Lange's Erklärungen („Verm. Schriften und Reden", S. 182 fg.) einige Modificationen erfahren. Weniger günstig können wir über Hrn. Dethier urtheilen. Denn hier finden wir viele falsche Namen, als Pachominus st. Pachomius, Andonias st. Adonias, Leontinum st. Leontium, Leccas st.

Laeca, ja sogar einen „aegeischen Bund" st. eines achäischen Bundes (I, 25), ferner fehlt es nicht an falschen Angaben. So lesen wir, daß es zweifelhaft sei, ob Aruns oder Sextus Tarquinius sich in die Lucretia verliebt habe, wo es denn auch ungewiß bleibt, welcher von beiden der Verführer gewesen sei, ferner, daß Diogenes der Cyniker vom Alexander „vor einem großen steinernen Kruge" angetroffen sei, der ihn des Nachts „zur Wohnung" gedient habe (I, 222), weiter sind die bekannten Homerischen Verse, die Scipio bei Karthagos Zerstörung ausrief, ganz unrichtig übersetzt, und über Sulla's Tod wird noch immer das alte Märchen, von dem kein Gleichzeitiger etwas weiß, erzählt, wo wiederum Hr. Böttiger weit genauer ist, wenn schon wir sein Urtheil über Plutarchus (II, 207) nicht unterschreiben. Solcher Versehen, die wir aus der Darstellung bekannter und für die Jugend vorzugsweise interessanter Partien entlehnt haben, ließen sich noch manche ähnliche aufführen.

Sollen wir auch ein Wort von der äußern Ausstattung sagen, so können wir die Zugabe von kleinen Portraits in Hrn. Dethier's Buche als keinen besondern Vorzug betrachten, und hätten vielmehr gewünscht, daß diese Bilderchen weggeblieben wären. Ein historisches Werk muß solcher Zierathen entbehren können. Zweckmäßiger sind die Ansichten berühmter Städte, deren jedem Hefte eine begegeben ist. Hrn. Böttiger's Buch zeichnet sich auch hier durch gefälligern Druck und besseres Papier aus und hat alles Bei- und Spielwerk verschmäht. Und so müssen wir auch nach dieser Seite hin urtheilen, daß seine Arbeit die gediegnere und gründlichere ist, aus der sich für unsere Jugend mannichfache Belehrung und edle Unterhaltung erwarten läßt.

Mit dem dritten Bande tritt Hr. Böttiger in die Geschichte des Mittelalters, wo also keine Vergleichung mit dem Dethier'schen Buche stattfinden kann. Unser obiges Urtheil findet hier nur neue Bestätigung. Wir müssen uns aber kurz fassen und berichten also nur im Allgemeinen über den Inhalt dieses Bandes. Das erste Buch der mittlern Geschichte enthält biographische Schaustellungen aus der Zeit von der Haupttheilung des römischen Reiches bis auf Karl den Großen. Stilicho und Alarich, Attila der Hunne (Geschichte und deutsche Sage auch hier passend vereint), Theodorich, Chlodowig und Karl Martell sind die Hauptheiden aus der Geschichte des Abendlandes, an Papst Gregor I. und am Apostel Bonifacius wird die kirchliche Geschichte angeknüpft, während das Morgenland durch Kaiser Justinian und Kosroes, Leo den Isaurier und Konstantin V., besonders aber durch Mohammed und die ersten Khalifen repräsentirt wird. Das zweite Buch reicht bis in die Zeiten Gregor's VII. hinein. Um hier eine Folie für die einzelnen, jetzt immer schwieriger in gute Reihenfolge und schickliche Gruppirung zu bringenden Biographien zu gewinnen und dem welthistorischen Theile der Aufgabe wenigstens andeutend zu genügen, skizzirt der Verf. zuvörderst die Begebenheiten der drei nächsten Jahrhunderte, von Spanien ausgehend durch ganz Europa bis zum Indus und über Afrikas Nordrand nach Spanien zurück. Darauf treten in zwei würdig gehaltenen Biographien Karl der Große und die Kaiserin Irene hervor, dem Erstern zur Seite Alcuin. Dann wird die Macht und Pracht des Khalifats in Harun al Raschid's und Al Mamun's Privat- und Regentenleben geschildert. Alfred (oder wie Hr. Böttiger nach Lappenberg schreibt: Aelfred) der Große hat den Johannes Erigena zur Seite, mit Oleg, Olga und Wladimir werden die Leser in die russische Geschichte eingeführt. Mit Kritik und Gefühl für die Ehre des deutschen Vaterlandes ist die Geschichte der Kaiser aus dem sächsischen Hause erzählt, manches Einzelne hier berichtigt und mit Recht dem gelehrten Gerbert eine eigene Biographie gewidmet. An diese schließen sich weiterhin Heinrich III. und Heinrich IV. von Deutschland, des Letztern Schilderung ist besonders gelungen, das Urtheil über Gregor VII., über den Bußtag zu Canossa und Anderes so richtig, daß man sich nur freuen kann, unsere Jugend auf eine so zweckmäßige Weise zur Kenntniß vaterländischer Geschichten angeleitet zu sehen. Zwischen diesen stehen noch als biographische Bilder Knut der Große für England, Dänemark und Norwegen, Wilhelm der Eroberer für England, Stephan der Heilige für Ungarn, der Cid für Spanien (eine sehr anmuthige Schilderung). Den Schluß dieser biographischen Gemälde machen Robert Guiscard, Diogenes Romanus, Sultan Mahmud der Ghasnavide, dem nach des Verfassers verständiger Weise der Dichter Firdusi zugeordnet ist. 11.

Bibliographie.

Beitrag zur unpartheiischen Würdigung des evangelischen Bischofs Dräseke. Ein Sendschreiben an den Herrn G. v. C. von einem sächsischen Geistlichen. 8. Sangerhausen, Rohland. 7¼ Ngr. (6 Gr.)

Der Bischof D. Dräseke und seine amtliche Wirksamkeit in der Provinz Sachsen. Ein Wort zu seiner Vertheidigung nebst Charakteristik seiner Predigtweise, ein Beitrag zur Homiletik von einem Geistlichen. Gr. 8. Magdeburg, Bühler. 5 Ngr. (4 Gr.)

Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839. Gr. 8. Berlin, Posen u. Bromberg, Mittler. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Gr.)

Füßlein, W. A., G. von C. mit seiner Schmähschrift: Der Bischof Dräseke und sein achtjähriges Wirken im preußischen Staate, zurechtgewiesen. Gr. 8. Erfurt, Hilsenberg. 5 Ngr. (4 Gr.)

Gerhard, W., Napoleon's Rückkehr. Ballade. Mit einer historischen Notiz nach offiziellen Berichten und Actenstücken, 1 Abbildung des kaiserlichen Sarges und 2 Vignetten. Gr. 8. Leipzig, Barth. 10 Ngr. (8 Gr.)

Das Lotto. Eine Denkschrift. Gr. 8. Nördlingen, Beck. 15 Ngr. (12 Gr.)

Minding, J., Fünf Bücher Gedichte. 8. Berlin, Posen u. Bromberg, Mittler. 1 Thlr.

Rundgang um Jena auf Versfüßen. 8. Leipzig, Teubner. 6¼ Ngr. (5 Gr.)

Staufer, B., Gedichte. 8. Stuttgart, Liesching u. Comp. 26¼ Ngr. (21 Gr.)

Thirza oder die Anziehungskraft des Kreuzes. 12. Straßburg, Wwe. Levrault. 3¾ Ngr. (3 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 64. — 5. März 1841.

Eine Stimme aus Norwegen über das deutsche Erziehungs- und Unterrichtswesen.

Erster Artikel.

In Nr. 333 der „Allgemeinen Zeitung" für 1839 hat ein verehrter Verfasser den Wunsch ausgesprochen, es möchte entweder das von mir auf Veranlassung der königlich norwegischen Regierung verfaßte Werk: „Det offentlige Skolvaesens Forfattning i udvalgte tydske Stater tillige med Forslag til en Reorganisation af det offentlige Skolvaesen i Kongeriget Norge" (3 Bde.), in deutscher Übersetzung dem deutschen Publicum übergeben, oder wenigstens ein auf Interessen deutscher Leser berechneter Auszug aus demselben von mir selbst zusammengetragen werden. Nachdem nun das Werk schon über Jahr und Tag dagewesen ist, ohne einen Übersetzer zu finden — was wahrscheinlich seinen guten Grund darin hat, daß die norwegische Sprache so sehr wenigen Deutschen in dem erforderlichen Grade verständlich ist —, so habe ich es gewissermaßen als eine Pflicht der Pietät betrachtet, auf dem einzigen mir zu Gebote stehenden Wege Rechenschaft zu geben über die Art und Weise, wie ich von der mir überall bewiesenen Liberalität und Zuvorkommenheit in meiner Einführung auf das ganze Feld, das in dem Bereiche meiner Untersuchungen lag, Gebrauch gemacht habe, zumal da mehre Stimmen in öffentlichen Blättern und Journalen (als in der „Preußischen Staatszeitung", im „Hamburger Correspondenten", in den „Jahn'schen Jahrbüchern" u. s. w) darauf hinzudeuten schienen, daß so Etwas von mir erwartet würde. Ich bin daher gesonnen, den obenerwähnten Auszug in der deutschen Sprache zu veranstalten und dem deutschen Publicum zu übergeben. Da es mir aber nothwendig ist, bevor ich zur Ausführung schreite, einer einigermaßen freundlichen Aufnahme dieses Plans gewiß zu sein, so werde ich, als Proben des Inhalts jenes Auszugs, eine aus dem obengenannten Werke zusammengetragene Reihe von allgemeinere Reflexionen über das Schulwesen der verschiedenen Staaten enthaltenden Bruchstücken veröffentlichen, mit der freundlichen Bitte, es mögen sich einige Stimmen über das Zweckmäßige oder Unzweckmäßige in meinem Vorhaben gefälligst vernehmen lassen. Voraus schicke ich eine möglichst gedrängte Beschreibung der Einrichtung und des Plans des ausführlichern Werks selbst, und benenne mich, um der beständigen Wiederholung des leidigen Ichs zu entgehen, immer den Verfasser.

Das Werk besteht aus drei Bänden. Im ersten Bande wird das Elementar- und Bürgerschulwesen in den königlich preußischen Staaten, im Königreiche Sachsen, im Großherzogthume Sachsen-Weimar, sowie in den Königreichen Würtemberg und Baiern beschrieben. Die Einrichtung dieses Bandes ist diese: Die Schilderung jedes einzelnen Staats zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, 1) Umriß der äußern Organisation des gesammten Schulwesens, enthaltend Vorbemerkungen (als Geschichtliches, Statistisches u. s. w.), Beschreibung der Behördenverhältnisse und des Systems des äußern Schulorganismus, nebst Reflexionen über das in beiderlei Hinsicht Vorhandene. 2) Beschreibung jeder einzelnen Schulart nach ihren äußern und innern Verhältnissen (Schulpflichtigkeit, Schulbesuch, Einrichtung der Schulgebäude, ökonomischer Zustand, Verhältnisse der Lehrer, dann Unterricht und Disciplin), nebst Schilderung der Bildungsanstalten für Lehrer und der denselben obliegenden Prüfungen. Mehre Anstalten, die der Verf. durch eigene Anschauung kennen gelernt, sind theils ausführlich (wie das Seminar und die Seminarschule zu Weißenfels, die Bürgerschule zu Leipzig u. a. m.), theils durch einzelne Züge gelegentlich charakterisirt. Die Urtheile des Verf. über den Zustand der einzelnen Schularten in Beziehung auf äußere und innere Verhältnisse sind theils hier und da eingeschaltet, theils in besondern Rubriken mitgetheilt. Angehängt diesem Bande als Beilagen sind verschiedene officielle Urkunden, das Schulwesen in Preußen und Baiern betreffend.

Der zweite Band umfaßt die Schilderung des höhern, namentlich des gelehrten Schulwesens in den obengenannten Staaten. Auch wird ein Auszug aus den neuesten Ordnungen der Gymnasien zu Meiningen und Hildburghausen mitgetheilt. Der Beschreibung jedes Staats sind Vorbemerkungen vorangeschickt, enthaltend theils geschichtliche Notizen, theils Reflexionen über die Stellung des höhern Unterrichtswesens zu den Behörden und zur allgemeinen Meinung. Am ausführlichsten ist die Beschreibung des Unterrichtswesens in Preußen und dem Königreiche Sachsen gefaßt, gedrängter die von Würtemberg

und Baiern. Die Beschreibung der zwei erstgenannten Staaten umfaßt folgende Materien: Umfang der Gymnasialbildung, allgemeine äußere Anordnung derselben, System des Unterrichts in Hinsicht des Materiellen (Unterrichtsgegenstände) und des Formellen (Fach- und Classensystem), Cursus und Behandlung der einzelnen Unterrichtsgegenstände, Examina und Ferien, Schulzucht und sittliches Element überhaupt, Stellung und Verhältnisse der Lehrer, Bildungs- und Prüfungsinstitutionen für dieselben. Der Beschreibung von Preußen ist eine Ansicht über den Lorinser'schen Streit und sein Resultat, der Beschreibung von Sachsen eine Schilderung der Fürstenschulen angehängt. In der Beschreibung Würtembergs bespricht der Verf. 1) das Eigenthümliche im Schulwesen dieses Landes (die lateinischen Schulen, das Landexamen, die niedern evangelischen Seminarien); 2) das Gymnasium zu Stuttgart; 3) die Klumpp'sche Theorie und die Erziehungsanstalt zu Stetten.

Die Reflexionen, Bemerkungen und Urtheile des Verf. über die von ihm besuchten Anstalten sind ihres Orts eingeschaltet. Unter den Beilagen zu diesem Bande sind fünf von Primanern theils in Berlin, theils in Schulpforte gefertigte schriftliche Specimina mitgetheilt.

Der dritte Band enthält Ideen zu einer Reorganisation des öffentlichen Schulwesens im Vaterlande des Verf., nebst drei Anhängen, nämlich: 1) Beschreibung des Unterrichtswesens in Frankreich; 2) Zusätze und Berichtigungen zum ganzen Werke; 3) Statistik des Unterrichtswesens. Der Haupttheil dieses Bandes (Ideen zu einer Reorganisation u. s. w.) zerfällt in vier Abschnitte, nämlich A) Betrachtungen über das norwegische Schulwesen überhaupt. B) Betrachtung über jede einzelne Schulart. C) Aufsicht über das Schulwesen. D) Über den Lehrstand. In jedem dieser Abschnitte sind einerseits die in der betreffenden Hinsicht vorhandenen Mängel angedeutet, andererseits die Mittel, um dieselben abzustellen, vorgeschlagen.

In dem ersten dieser Abschnitte (Betrachtungen über das norwegische Schulwesen überhaupt) wird 1) die Nothwendigkeit eines Gesammtorganismus und Zusammenhanges im Schulwesen eines jeden Landes dargethan und die zwei Hauptrücksichten hervorgehoben, welche in dieser Hinsicht in Betracht genommen werden müssen, nämlich a) Rücksicht auf die verschiedenen (näher auseinandergesetzten) Foderungen der vier verschiedenen Classen der Staatsbürger, und b) Rücksicht auf die Nothwendigkeit eines gegenseitigen Ineinandergreifens der verschiedenen Zweige des öffentlichen Schulapparats unter sich. Es wird untersucht, wie weit die vom Verf. sehr empfohlene und in ihrer Zweckmäßigkeit dargethane Gemeinschaft in der Bildung der höhern Classen der Staatsbürger gehen darf und soll, sowie auf die Frage über höhere Realanstalten ausführlich eingegangen. 2) Es wird die einseitige Richtung des norwegischen Schulwesens auf das intellectuelle Element besprochen, sowie die wichtigsten Mittel zur Abstellung dieses Mangels angegeben.

Im zweiten Abschnitte (über jede einzelne Schulart) wird das Volksschulwesen auf dem Lande und in den Städten, dann das allgemeine Elementarschulwesen (an welchen es Norwegen fast gänzlich fehlt), sowie das Bürgerschulwesen und endlich das gelehrte Schulwesen abgehandelt. Es werden die formellen und reellen Mängel der vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen über das letztgenannte nachgewiesen und dann die ganze äußere und innere Einrichtung der gelehrten Schulen, wie sie nach Verf. Meinung sein sollte, dargestellt. Besonders hervorgehoben wird die Wichtigkeit der Übung der Selbstthätigkeit bei den Schülern, sowie die Nothwendigkeit und Möglichkeit einer die gesteigerten Anfoderungen der Gegenwart mit der Geistesthätigkeit der Jugend vermittelnden größern Hervorhebung der gegenseitigen Berührungspunkte der verschiedenen Unterrichtsfächer.

Der dritte Abschnitt (über die Aufsicht) enthält eine Nachweisung der in den Behördenverhältnissen stattfindenden Mängel, besonders des Mangels an Sachkenntniß bei den Mitgliedern der betreffenden Behörden und Vorschläge zu einer neuen Organisation des Behördenwesens.

Der vierte Abschnitt endlich umfaßt die zwei Hauptrubriken: 1) Bildung und Prüfungen der Lehrer; 2) bürgerliche Stellung und ökonomische Lage derselben.

Der erste Anhang (über das Unterrichtswesen Frankreichs) zerfällt in zwei Haupttheile: 1) L'Université de France. Diese Institution wird nach ihren äußern und innern Verhältnissen beschrieben. Angehängt sind die Discussionen in der Deputirtenkammer zu Paris 1837 über die classischen Studien, sowie das Budget des französischen Unterrichtswesens fürs Jahr 1837 u. s. w. 2) Das Unterrichtswesen, insofern es von der Université unabhängig ist. Beschrieben werden hier a) die in die Classe der Ecoles nationales gehörenden Anstalten, besonders das Collège de France und die Ecole polytechnique. b) Die in die Classe der Ecoles ecclesiastiques gehörenden Anstalten (petits séminaires — grands séminaires). Angehängt sind drei Beilagen, gesetzliche Urkunden enthaltend.

Die Reise, welche der Verf. auf Befehl der königlich norwegischen Regierung im Monat August 1836 antrat und in demselben Monate 1837 endigte und deren Resultat das oben beschriebene Werk ist, ging über Kopenhagen, Kiel, Hamburg und Altona, Quedlinburg und Magdeburg nach Berlin. Hier hielt er sich drittehalb Monate auf und ging dann mit Anfang des J. 1837 über Potsdam, Dresden, Meißen (wo er eine Zeit lang an der Grippe krank lag), Leipzig, Weißenfels, Schulpforte, Halle, Weimar, Gotha nach Baiern, wo er sich besonders in Nürnberg und München längere Zeit aufhielt. In Nürnberg traf er mit dem griechischen Gelehrten Philippos Joannu zusammen, welcher von seiner Regierung zu demselben Zwecke gegen Norden, wie der Verfasser gegen Süden ausgesendet worden war. Nach einem kleinen Abstecher durch Tirol und Oberitalien kehrte er über Splügen, Lindau und Bregenz nach Stuttgart zurück, von wo aus er über Karlsruhe und Strasburg nach Frankreich reiste. In Paris verweilte er ungefähr vier Wochen.

Die Ausbeute meines Aufenthalts in Frankreich — heißt es in der Vorrede — entsprach keineswegs meinem Wunsche

und mutual Gewährung. In Frankreich trifft man beinahe nicht die humane Liberalität, welche überall in den deutschen Staaten dem Reisenden seine Arbeit in so hohem Grade erleichtert. Die Schulanstalten in Frankreich stehen in einer Art klösterlicher Absonderung von der Außenwelt, und während man in Deutschland meist nach Belieben in dieselben ein- und ausgehen kann, ohne daß es gewöhnlich irgend einer andern Empfehlung bedürfte, als das eigene Interesse des Besuchenden für die Sache, fällt es in Frankreich oft sehr schwer, persönlich Zugang zu den Unterrichtsanstalten zu erhalten.

In Beziehung auf die Punkte, auf welche der Verf. hauptsächlich seine Aufmerksamkeit richtete, heißt es ferner in der Vorrede:

Als Hauptziel meiner Untersuchungen schwebte mir stets vor eine auf eigene unmittelbare Anschauung und auf die Erfahrung competenter Schulmänner gebaute, also eine mögl ichst praktische Lösung der pädagogischen Hauptaufgaben unserer Zeit. Zu diesen rechne ich besonders die Frage über die Bedeutung der altclassischen Studien für unsere Zeit, über deren richtige Stellung in der Schule, über die Bedeutung der Naturwissenschaften als allgemeinen Bildungsmittels in der gelehrten Schule, über die Organisation des Bürgerschulwesens, namentlich über Vortheile oder Nachtheile vollkommener oder theilweiser Trennung der Bürgerschulen von den gelehrten Schulen, über die zweckmäßigste Art, wie der Staat sich tüchtige Lehrer erzieht, über die Zweckmäßigkeit der in neuerer Zeit mehrfach veränderten Methodik, über das Verhältniß zwischen Erziehung und Unterricht in der Schule, über das rechte Verhältniß des Privatunterrichts zu dem öffentlichen u. s. w. Die Lecture meines Werks wird, hoffe ich, zeigen, daß ich meine Bemerkungen und Beobachtungen immer auf die Lösung einer bestimmten wesentlichen Aufgabe, besonders auf eine der hier genannten zurückzuführen strebte. Als Hauptmittel, in dieser Beziehung ein zuverlässiges Resultat zu gewinnen, betrachtete ich eine vorurtheilsfreie und unparteiische Vergleichung zwischen den verschiedenen Resultaten, zu denen die Erfahrung durch verschiedene Systeme gekommen war. Ich suchte daher nicht allein mich in persönliche Verbindung mit Männern von entgegengesetzten Ansichten zu setzen, von denen ich wußte, daß eine in einer Reihe von Jahren ununterbrochene Beobachtung sie in den Stand gesetzt hatte, die Beschaffenheit der verschiedenen Systeme zu würdigen, und namentlich mit solchen, von denen ich annehmen mußte, daß sie Alles aufgeboten hatten, um die Zweckmäßigkeit der von ihnen geltend gemachten Ansichten durch die Resultate zu beweisen, sondern ich richtete auch meine Aufmerksamkeit auf die Resultate in solchen Unterrichtsanstalten, welche ein entgegengesetztes System in einer oder der andern der oben berührten Beziehungen befolgten .... Wie es mir — fährt der Verf. fort — während meiner Untersuchungen stets um Wahrheit zu thun war, so bin ich mir auch bewußt, daß keine Rücksicht irgend einer Art mich dahin gebracht hat, mit Wissen und Willen von der Wahrheit und der Unparteilichkeit in der Schilderung der gewonnenen Resultate abzuweichen. Deutschland, und besonders Preußen, ist es in einer langen Reihe von Jahren gewohnt worden, in den von Ausländern verfaßten Beschreibungen seines Schulwesens eine Art Panegyrik zu sehen (wir brauchen nur an das bekannte Werk von Cousin zu erinnern), aber Preußen und Deutschland überhaupt zählt zu viele vorurtheilsfreie und wahrheitsliebende Männer, als daß ich auch nur einen Augenblick fürchten sollte, die weniger billigenden Äußerungen, die ich, gegen die bisher herrschende Sitte, über das Eine und Andere ausgesprochen, was nach meiner Ansicht keinen Beifall und keine Nachahmung verdiente, möchten mit Unwillen aufgenommen und einer unzeitigen Lust, mich wichtig zu machen, zugeschrieben werden. Und überhaupt bleibt ungeachtet der einzelnen Mißgriffe, deren man sich, meiner Meinung nach, hier und da schuldig gemacht hat, noch genug des Vortrefflichen in dem deutschen Schulwesen zurück, um noch lange in dieser Beziehung Norwegen als Muster dienen zu können.

Indem der Verf. „die seltene Humanität und Zuvorkommenheit sowol von Seiten der obersten Behörden als der unmittelbaren Schulvorsteher und aller Betreffenden" erwähnt, schließt er die Vorrede mit diesen Worten:

Wenn meine Arbeit nicht ganz ohne Frucht für die wichtigen Gegenstände des Unterrichtswesens in meinem Vaterlande bleiben sollte, so hat die deutsche Liberalität gegründete Ansprüche auf Anerkennung meines Vaterlandes, und dies um so mehr, da sich diese Liberalität gewiß nicht von Interesse für meine Persönlichkeit herschrieb, sondern von Interesse für das Land, von welchem, und für den wichtigen Auftrag, in welchem ich ausgereist war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lady Flora Hastings.

Gleichwie in der Familie oft die im gesellschaftlichen Verkehre als die heitersten, bequemsten und liebenswürdigsten Wesen erscheinenden Menschen in ihrem häuslichen Kreise gerade das Gegentheil dieser Eigenschaften zeigen und als Haustyrannen von ihren Angehörigen gefürchtet werden, so begegnen uns ähnliche Erscheinungen in den größern Verhältnissen der verschiedenen Stände. Keinem, der Gelegenheit gehabt hat, genauere Bekanntschaft mit einer Anzahl Mitglieder der britischen Aristokratie, der bedeutendsten auf Erden, zu knüpfen, kann es entgangen sein, daß diejenigen von ihnen, welche der liberalen, dem Ausländer meist zugänglichen Whigpartei angehören, einen beiweitem tiefer wurzelnden, vor jedem Anscheine der Gleichheit zurückschreckenden Stolz besitzen und kund geben, als ihre den Vorrechten der Krone günstiger gesinnten Standesgenossen, die Tories. Deshalb konnte auch den Kundigen ein Ereigniß minder befremden, welches vor nicht gar langer Zeit in der doch so hoch stehenden Umgebung einer jungfräulichen, liebenswürdigen Königin erst den Ruf eines zu derselben gehörigen, zarten und waffenlosen weiblichen Wesens mit schmachvollem Verdachte befleckte und darauf sie in eine Untersuchung hindrängte, deren Erduldung gewiß nicht wenig zur Verkürzung ihres jungen und scheinbar hoffnungsreichen Daseins beigetragen hat.

Wir reden von Lady Flora Hastings, welche nach jenem Ereignisse, auch vor der verleumderischsten Widersacherin in unschuldsvoller Reinheit aber gebrochenen Herzens dastehend, dahinwelkte und welche diese Zeilen bestimmt sind, dem deutschen Gemüthe unserer Leser noch näher zu bringen. Es erscheint nämlich soeben, von Lady Sophia Hastings, der Schwester der Verstorbenen, herausgegeben, eine Sammlung der unter ihrem Nachlasse gefundenen Gedichte *), welche, wenngleich eben deshalb der letzten Feile ermangelnd, dennoch ein tiefes, reiches, echt poetisches Gemüth zeigen. Dieser ganze poetische Nachlaß der Tochter des als Dichter gleichfalls nicht ungenannt gebliebenen Marquis von Hastings übt indeß auf jeden Leser eine noch größere Gewalt durch den die Sammlung von einem Ende zum andern durchklingenden Ton tiefer und wahrer, nicht blos geheuchelter Schwermuth und das oft durchschimmernde Vorgefühl eines frühen Todes. Nirgend beichs diese dichterische Ahnung aber schmerzerfüllender hervor, als in dem Liede von der „sterbenden Sibylle" und in dem von ihr selbst sogenannten „Schwanengesange", der mit den Worten beginnt:

O! traure nicht, daß jung ich sterbe!
(Grieve not that I die young!)

Was aber die Dichterin uns Deutschen noch näher führt, ist ihre innige Vertrautheit mit unserer Sprache und unsern, ihrem frommen und tiefen Gemüthe nahestehenden Dichtern.

*) Poems by the Lady *Flora Hastings*. Edited by her sister. Edinburg 1841.

Dem Dichter ertheilen will, daß sie, auf 14 Jahr alt, eine nur noch theilweise vorhandene und hier gedruckte Beantwortung des Schiller'schen „Gedicht" wagte, in der Andreas Kerkius die Musen der Volksmyth wie einst die des Maerz Gillende Xanthe, unsers großen Dichters würdig, aus dem Munde der seitumgürteten Britin dahinrollt. Überhaupt scheint die sittenreine, schwunggreiche Rede Schiller's vor allen Andern die junge Dichterin gefesselt zu haben. Denn wir finden hier auch eine Übersetzung des „Liedes von der Glocke" und vieler seiner kleinern Gedichte. Den überzeugendsten Beweis ihrer Kenntniß und Herzenswärme liefert aber eine vortreffliche Übersetzung der erhabenen, auch von Deutschen nicht allzu leicht gelesenen Klopstock'schen Ode an Gott den Allmächtigen.

Wir enthalten uns noch von einer andern, in merkwürdigem Gegensatze zu dem bis hierher Gesagten stehenden Eigenschaft der Dichterin zu reden, nämlich von ihrer harmlos scherzenden Laune, ihrem Feingefühl für das Lächerliche, wovon die Sammlung schätzbare Proben enthält. Ebenso wenig können wir gebührend von ihrem Trauerspiele „Johanna von Neapel" sprechen, dessen glänzende südliche Färbung ihren Aufenthalt in jenen hesperidischen Gärten verräth, von dem wir jedoch eine köstliche, dort vom Baume gebrochene Frucht unsern Lesern zu unterschlagen, nicht über uns gewinnen können. Es ist dies ein Lied, welches sie niederschrieb, als sie, durch die Gräberstraße in Pompeji wandelnd, tief ergriffen vor einem Sarkophage stehen blieb, dessen Basrelief ein Schiff zeigt, dessen Steuerruder der an demselben Sitzende, da es seine Fahrt vollendet hat, eben losläßt, während begleitende Genien die Segel reffen und fallen lassen und ein auf der Spitze des Mastes sitzender Vogel die Schwingen ausbreitet, um weiter zu fliegen. Möchten wir durch diese Mittheilung recht bald einen unserer lebenden Dichter zu einer Übertragung desselben veranlassen, auf welche der Geist der Verblichenen vielleicht wohlgefällig herablächeln würde!

My course is o'er, the day is gone,
My bark has reach'd the destin'd shore;
Her sails are furl'd, her voyage done,
She braves the stormy surge no more.

Bright was the morn when to the breeze
I spread her snowy bosom'd sail;
As speeding o'er the azure seas,
The skies befriended the fair'ring gale.

In those young hours of early spring
No atom dimm'd the eye of day,
Save the small bird whose dusky wing
A moment cross'd the golden ray.

I will not tell how time has blighted
The promise of those sunny years;
I will not tell that hope but lighted
Her beacon, to be quench'd by tears.

I will not tell that pain and sorrow
And anguish round my heart have prest;
Enough — 'tis done! — the rising morrow
Shall find my soul and my bark at rest.

The sunshine gale, the wishful blast,
Are now alike, and shade and sun;
My sails are furl'd, my toils are past,
The heaven's gain'd — my haven is won.

L.

Aristipp in Hamburg und Altona. Ein Sittengemälde neuester Zeit. Von Freiherrn Eugen von Hammerstein. Celle, Schulze. 1840. Gr. 8. 1¼ Thlr.

Ein merkwürdiges Buch, welches nur in unserer Zeit entstehen konnte! Es gibt nämlich gegenwärtig viele halb und halb gebildete junge Leute, die halb und ziemlich viel Erfahrung gemacht haben und, eine Feder lang fortgesetzt, Reisen und Conversation, ziemlich gut zu schreiben und reden wissen, und zwar über Alles und noch Etwas zu sprechen, aber ganz gut zu essen und zu trinken, um es rund herauszusagen, zu kochen wissen. Diese Leutchen rücken bei einem guten Mahle Wein zusammen und berathen das Wohl und Heil der Welt, sprechen über die Emancipation der Frauen, Juden und Sklaven, über die Hände der Censur, über die Abschaffung der christlichen Religion, empfinden im Kachelzimmer ein Gefühl Weltjammer und halten sich endlich für Leute, die, wenn ihnen nur die Hände nicht gebunden wären, Etwas aus der Welt machen würden, woran noch Niemand und Gott selbst nicht gedacht hat. In vorliegendem Buche führt uns der Verf. drei solcher Leute auf, Aristipp, Hippias und einen Mauer, welcher, scheinlich der Verf. selbst, der uns als junger Mann mit einem feurigen durchdringenden Blick und einem braunen Backenbart à la jeune France geschildert wird. Diese ziehen auf einer Tabagie Altonas und Hamburgs in die andere und disputiren über die bereits genannten Gegenstände und Zustände, über politische Bezüge und über die Zeichen und Fragezeichen der Zeit. Wie es nun in diesen Tabagien, in den Köpfen der jungen Leute und in ihren Gesprächen aussieht, das wird uns getreulich berichtet. Das Buch besteht aus nichts als aus Wirthshausbulletins und weitläufigen Randbemerkungen. Man kann indes nicht leugnen, daß hier und da Humanitätsfragen auf eine ganz leidliche Weise erörtert sind; die Anschauung ist lebendig, der Styl frisch und flott, wenn auch nachlässig, der Anstrich lebemännisch, nicht vornehm noch pedantisch doctrinär, sodaß sich das Ganze zur Ausfüllung einiger unbesetzten Stunden wol lesen läßt. Manchmal treibt es der Verf. aber doch zu arg. Er sagt einmal: „Das Schlimmste bei der ganzen Schriftstellerei ist aber die Knickerei der Buchhändler und die leidige Censur! Was man schreiben wollte, darf man nicht schreiben; was man schreiben darf, will man nicht schreiben, weil nur Flaches, Fades, Unbedeutendes geschrieben werden darf — auf diese Weise wird der Ideenflug gehemmt und man bringt nichts als Unsinn hervor" u. s. w., allerdings die gewöhnliche Entschuldigung für Solche, deren Ideen nur so weit reichen, daß sie von der Censur noch ertappt und gestrichen werden können! deren inneres Leben nicht reich genug ist, um auch noch jenseit der Censur ein schönes Feld der Thätigkeit zu besitzen! Hiermit soll die Censur an sich nicht gerechtfertigt, aber auch der Unsinn, den gewisse Schriftsteller zu Tage fördern, nicht entschuldigt werden. Zuletzt wird das Buch sehr moralisch und die darin auftretenden Personen versprechen Besserung, wozu wir ihnen den Segen des Himmels erflehen wollen.

H.

Literarische Notizen.

Serpette de Marincourt, Advocat am königl. Gerichtshofe von Paris, gab heraus: „Histoire de France depuis Clovis jusqu'à la mort de Louis IX, avec le tableau des institutions et des maeurs des temps barbares et du moyen-âge." Je mehr die Franzosen aufhören, Geschichte zu machen und in die Geschichte bestimmend einzugreifen, desto eifriger legen sie sich darauf, die Geschichte ihres eigenen Landes und Volkes zu schreiben. Sie scheinen an ihren großen Erinnerungen zu sterben. Ein französisches Journal empfiehlt Marincourt's Geschichtswerk mit den Worten: es mache sich darin „un grand esprit d'ensemble" bemerkbar.

Unsere Zeit, die doch nicht an Wunder glaubt, ist bei alledem sehr wundersüchtig. Man erfährt, daß von dem „Almanach prophétique" in weniger als zwei Monaten 60,000 Exemplare abgesetzt wurden und daß die vierte Auflage von einer andern curiosen Broschüre: „Le fin des temps", beinahe vergriffen ist.

L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 65. — 6. März 1841.

Eine Stimme aus Norwegen über das deutsche Erziehungs- und Unterrichtswesen.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 64.)

Wir wollen jetzt einzelne Bruchstücke aus der Beschreibung über das Schulwesen jedes von dem Verf. besuchten Landes mittheilen, und beginnen mit

I. Preußen.

Über die Behördenverhältnisse dieses Staats spricht sich der Verf. folgendermaßen aus:

In Beziehung auf die controlirenden Behörden des Schulwesens und ihre Zusammensetzung ist ein vernünftiges Centralisationssystem unverkennbar. Jeder Zweig des Unterrichtswesens hat seine eigene Hauptbehörde, und diese vereinigen sich stufenweise, je höher sie hinaufsteigen. Eine jede der Haupt- oder Centralbehörden (Districtsregierung — Provinzialschulcollegium — Ministerium) besteht aus einer hinlänglichen Anzahl von Männern, welche, da die Aufsicht mit den ihnen zukommenden Zweigen des Unterrichtswesens nicht ein mit einer andern Hauptfunction vereinigtes Beifach ist, ihre ungetheilte Zeit und Kraft der Förderung des wichtigen, ihnen anvertrauten Berufs widmen können. Da zu Mitgliedern dieser höhern Behörden in Preußen beinahe ausschließlich Männer gewählt werden, die nicht allein mit Gelehrsamkeit und wissenschaftlichem Blick, sondern auch mit eigener praktischer Erfahrung im Schulfache ausgerüstet sind, so erfreuen sie sich auch stets bei ihren Untergebenen der Achtung, welche die Verdienste und die Tüchtigkeit immer und allein sich erwerben. Das Wohlthätige darin, daß Männer vom Fache in den Autoritätscollegien sitzen, äußert sich in Preußen auf mannichfache Weise; und es kann nicht anders sein, als daß das Interesse und die Wärme, die sich überall für das Schulwesen zeigt, Leben und Kraft in alle seine Adern gießen müssen. Beinahe immer, so oft ich in Gesellschaft oder bei andern Veranlassungen Gelegenheit hatte, mit Ministerial-, Provinzial- oder Regierungsräthen zusammen zu sein, hörte ich ihr Gespräch sich um ihre Herzenssache, das Schulwesen, drehen. Übrigens scheinen mir die Behördenverhältnisse etwas zu complicirt zu sein und alle Geschäfte des Provinzialschulcollegiums scheinen sehr gut den Bezirksregierungen zugetheilt werden zu können.

In Betreff der Zusammensetzung der Localbehörden heißt es unter Anderm:

Es wäre unbillig und illiberal, den Communalrepräsentanten die Hauptstimme in alle Dem zu verweigern, was sich auf das Äußere, Ökonomische bei den auf Rechnung der Communen bestehenden Anstalten bezieht; unverständig aber und verderblich würde es sein, wollte man ihnen einen entscheidenden Einfluß auf das Erziehungssystem der einzelnen Anstalten und damit die Befugniß zugestehen, den vom Staate als solchem festgestellten allgemeinen Erziehungsprincipien entgegenzuwirken; denn das eigene bürgerliche Gedeihen der Communen ist vom Staate garantirt und von dessen Gedeihen abhängig; aber diese Garantie und dies Abhängigkeitsverhältniß fällt weg, sobald der Staat auf Widerstand und Störung in seinen Plänen für das Wohl des Ganzen stößt, welche er nur durch seine eigenen Repräsentanten zu verwirklichen vermag.

Ein Blick auf die Zusammensetzung der obern Behörden zeigt uns, daß, während die untergeordneten Arten des Schulwesens unter dem unmittelbaren Einflusse der Geistlichkeit stehen, das gelehrte Schulwesen durch die seit mehren Jahren zu Stande gekommene vollkommene Trennung der Consistorien von den Schulcollegien vollkommen von jenem Stande emancipirt ist. Es liegt klar am Tage, daß das positive reine Christenthum die Lebensquelle sein muß, aus der das ganze Schulwesen, auch das gelehrte, seine Kraft schöpft, wenn es nicht in hohem Grade seine Bestimmung verfehlen soll. Und so könnte der Einfluß der Geistlichkeit auf das Schulwesen in seiner Totalität ein natürlicher, in der Natur der Sache begründeter und also nur segensreicher scheinen. Allein ohne Zweifel muß auf der andern Seite auch die Nothwendigkeit in Betrachtung gezogen werden, daß die Oberaufsicht in jedem Zweige des Schulwesens von Männern geführt werde, die nicht allein auf das moralische, sondern auch auf das rein intellectuelle Element der Schulerziehung einzuwirken die Kraft und den Willen haben. Die hierzu erforderliche Tüchtigkeit darf aber kaum unbedingt bei der Geistlichkeit als solcher vorausgesetzt werden. Die preußische Regierung scheint in diesem sehr wichtigen Theile der Organisation des Schulwesens die einzig richtigen Maßregeln ergriffen zu haben. Sie hat die Behörde, die unmittelbar und wesentlich auf das gelehrte und überhaupt auf das höhere Schulwesen einwirkt, aus Männern zusammengesetzt, von denen, bei ihrer durch eigene Erfahrung erworbenen Einsicht in dem Fache selbst, angenommen werden muß, daß sie sich die nothwendige Achtung und Zutrauen verschaffen werden: aber die Regierung ergreift selbst jede Gelegenheit, ihre Überzeugung von der Nothwendigkeit auszusprechen, daß das rein christliche Element die Grundlage auch für die höhere Schulerziehung bilde. Alle ihre Verordnungen, sie mögen nun unmittelbar auf die Organisation der die religiöse Erziehung als solche zum Zwecke habenden Einrichtungen in den höhern Schulen ausgehen oder nicht, tragen das deutlichste Gepräge dieser Überzeugung. Und überhaupt kann in dieser Beziehung die preußische Regierung mehr als in irgend einer andern zum Muster dienen. Wir haben schon im Vorhergehenden an mehren Stellen Gelegenheit gehabt, Beweise von der Achtung für das Religiöse, von dem reinchristlichen Sinn anzuführen, der überall in den Anordnungen dieser Regierung hervortritt. Und da es besonders in dieser Beziehung wahr bleibt, daß regis ad exemplum totus componitur orbis, so wird es auch nicht fehlen, daß, wenn ein solches Beispiel von den höchsten Stellen gegeben wird, ein wahrhaft religiöser Geist auch den Schulstand des Landes und

die von ihm geleiteten Anstalten durchdringen wird, sowie daß, wo dieses nicht gegeben wird, das Schulwesen im Ganzen, und besonders das gelehrte, früher oder später sich von seiner Lebenswurzel ablöst und auf Abwege geräth, welche der Menschheit und dem Staate nur Verderben bringen. Wir tragen daher kein Bedenken, die hier berührte Handlungsweise der preußischen Regierung, das Hervorheben der Achtung für das rein positiv Christliche in allen ihren Anordnungen für das Mittel zu halten, das unter denjenigen, welchen das Land sein im Ganzen gutes Schulwesen zu verdanken hat, obenan steht. Ausnahmen gibt es hier wie überall; aber keinem aufmerksamen und für Eindrücke dieser Art empfänglichen Beobachter des preußischen Schulwesens wird es entgehen, daß ihm hier überall, im Äußern wie im Innern, ein gewisser Ernst und eine Ehrerbietung für Alles, was zur Religion gehört, entgegenweht, den er in den meisten andern Staaten seltener trifft.

Unter den Mängeln, welche der Verf. an der äußern Einrichtung des Elementarschulwesens gefunden zu haben glaubt, hebt er besonders den Übelstand hervor, daß dem Elementarlehrer nicht Sitz und Stimme bei Berathschlagungen über die von ihm geleitete Anstalt gegeben ist, und daß er überhaupt in seinem Wirkungskreise zu sehr eingeschränkt scheint. Zwar heiße es in der Instruction für die Elementarschullehrer, daß der Pfarrer bei Anordnung des Lehrplans die Meinung des Schullehrers hören solle, aber eine Gesetzesvorschrift, deren Erfüllung so ganz willkürlich und von der Persönlichkeit Derer, die sie betrifft, abhängig sei, müsse für so gut wie keine angesehen werden.

Sehr rühmend spricht sich der Verf. über die Lebhaftigkeit und die Präcision aus, die er bei dem Unterrichte in allen Elementar- und Bürgerschulen vorgefunden und in denen er das eigentliche Gepräge des preußischen Elementarunterrichts sieht.

Über die Disciplin sagt der Verf.:

Die Disciplin fand ich im Ganzen genommen überall gut, doch richtete sich von Seiten des Lehrers die Sorgfalt für Handhabung derselben nicht selten auf kleinliche, nichtssagende Gegenstände, und die Genauigkeit, mit der man hierin mitunter verfuhr, kam bisweilen der Dressurmethode nahe, die wol für einen seine Rekruten exercirenden Unteroffizier paßt, in einer Schule aber kaum am Orte ist. Ein Fehler, der beinahe ohne Ausnahme in jeder Schule, die ich besuchte, stattfand, war ein vor den Augen des Lehrers vorgehendes Zischeln der Schüler untereinander. Man kann nicht annehmen, daß dieser Übelstand seinen Grund in einer gewissen Trägheit und Unaufmerksamkeit des Lehrers finde, denn diese Fehler sind in Preußen wirklich selten. Vielmehr müßte man annehmen, daß die Ursache einerseits in der außerordentlichen Lebhaftigkeit der Schüler zu suchen sei, die es ihnen unmöglich macht, irgend eine Frage, auch wenn sie nicht an sie gerichtet ist, unbeantwortet zu lassen, andererseits in einer Furcht des Lehrers, dieser Lebhaftigkeit, auf welche — und zwar mit Recht, wenn sie immer aus einer ebeln Wurzeln entspränge — ein so hoher Werth gesetzt wird, Zwang anzuthun und Fesseln anzulegen.

Folgendes ist das Endurtheil, welches der Verf. über das niedere Schulwesen in Preußen ausspricht:

Sollte ich mir nun ein auf die einzelnen Beobachtungen gegründetes allgemeines Urtheil über das niedere Schulwesen überhaupt erlauben — eine in Beziehung auf die in der Natur der Sache begründete Unzulänglichkeit von Daten gewiß mißliche Sache, und wobei ich also auf nichts weniger als auf Unfehlbarkeit Anspruch mache —, so müßte dieses ungefähr folgendermaßen ausfallen:

Die preußische Regierung zeigt sich tief durchdrungen von der Anerkennung der hohen Wichtigkeit eines wohlgeordneten niedern Schulwesens, von der Einsicht, daß das wichtigste Element hierin das moralische ist, und besonders, daß dieses sich auf einen die Unterrichtsanstalten durchdringenden reinchristlichen Geist gründen muß. Es ergeht beinahe keine Verordnung, wird beinahe keine Veranstaltung ins Werk gesetzt, ohne das deutlichste Gepräge der Liebe und Wärme zu tragen, womit man die heilige Sache der Volksbildung umfaßt, und von dieser kann in Preußen vielleicht mehr als in irgend einem andern Staate gesagt werden, daß sie Herzenssache der Regierung ist. Aber auf der andern Seite scheint es mir doch, als spräche sich zugleich ein gewisses, nach meiner Ansicht schiefes und zu weit getriebenes Streben aus, dem Staate eine geistige Suprematie zu geben, ein Streben, das, gewiß edel in seiner Wurzel, doch unverkennbar im Schulwesen einige Auswüchse hervorgetrieben hat. Mir scheint, es herrsche ein gewisser innerer Streit zwischen den etwas überspannten Forderungen, die man an die Schulbildung macht, einerseits, und dem christlich-religiösen Ton, der durch alle Verordnungen geht, sowie den häufigen ausdrücklichen Vermahnungen, alle Ostentation zu scheuen und Werth auf die wahre christliche Demuth zu legen, andererseits. In der Schulerziehung selbst könnte so leicht Das, was bis jetzt vielleicht eine edle Amulation ist, in eine verderbliche Ostentation übergehen. Geschieht das, so können die Unterrichtsanstalten wol an sich noch so glänzende unmittelbare Resultate geben und doch einen Keim in sich tragen, der, weil ihm in den Schuljahren durch manche Umstände entgegengewirkt wird, sich zwar oft dem Auge des Beobachters entzieht, aber doch im spätern Leben außerhalb der Schule gedeihen und wachsen und Früchte bringen kann, deren Beschaffenheit dahin deutet, daß sie nicht alle auf dem Baume des Lebens gewachsen sind. Aber es ist zu hoffen, daß die weise Regierung Preußens bei Zeiten einem Übel entgegenzuwirken suche, auf dessen mögliches Eindringen schon mehre gewichtige Stimmen aufmerksam gemacht haben, und daß sie mit Standhaftigkeit und Consequenz ein Werk fortbaue, das sie im Ganzen genommen so herrlich gegründet hat und wodurch sie vor jedem andern Staate der Welt gezeigt hat, daß sie versteht, es müsse der Staatskörper auch eine Seele haben.

(Der Beschluß folgt.)

Georg Gottfried Kallenbach's neuerfundene Modelle altdeutscher Bauwerke.

Nachdem durch die umsichtige Sorgfalt der Kunstvereine die Werke der Malerei und Sculptur ihren Weg ins große Publicum gefunden haben und sich nun seit Jahren durch ganz Deutschland Gönner und Freunde gewinnen, überall hin ihre wohlthätigen Strahlen aussendend, so ist es nun sogar auch der erhabensten, großartigsten aller Künste, der Baukunst, vergönnt, ihre bedeutendsten Werke in den Städten Deutschlands zur unmittelbaren Anschauung zu bringen und sich ebenfalls Gönner, Freunde und lebhaftere Anerkennung im größern Publicum zu verschaffen.

Es ist wol nur dem kleinern Theile der geneigten Leser bekannt, daß in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Künstler in Rom auf den sinnreichen Einfall kam, die unschätzbaren Ruinen der altrömischen Triumphbögen, Tempel und Theater in dem Zustande, wie er sie damals vorfand, plastisch genau nachzubilden und dazu ein Material zu benutzen, das ihm durch Textur, Farbe und eigenthümliche Dauerhaftigkeit ganz dazu geeignet schien, dem Charakter der Alterthümlichkeit und Verwitterung jener berühmten Monumente wiederzugeben. Er fand diese Eigenschaften im Korkholze und wußte dies auf eine wirklich bewundrungswürdige Art so genial zu bearbeiten, daß seine Kortmodelle selbst auch den strengen Kenner in hohem Grade befriedigten. Begeisterte Freunde alter Nationen suchten

in den Stand solcher kostbaren Modelle zu kommen, um sich und den Ihrigen in der Heimat das Anschauen jener weltberühmten Baudenkmale gleichsam zu vergegenwärtigen, wozu ihnen bis dahin die geistreich radirten Kupferstiche des Watts und der Boldder Pinsel genügen mußten. So kamen dergleichen Modelle auch nach Deutschland, wo sie in den Schlössern und Museen der Fürsten als vorzügliche Zierden glänzten. Der gelehrte Deutsche taufte alsbald des Römers neue Erfindung mit dem aus dem Griechischen gebildeten Namen Phellaplastik; auch gelang es einem nachdenklichen, betriebsamen Deutschen, Namens Mey zu Aschaffenburg, diese Korkmodellirungskunst auf eigene Hand nachzuerfinden und sie in mancher Hinsicht noch sehr zu vervollkommnen. So viel uns bekannt ist, hat die Phellaplastik selbst nirgend weitern Fortgang und ausgebreitetere Anwendung gefunden, während die schöne Idee genauer architektonischer Modellirung neuerlichst durch einen Preußisch-Deutschen wiederum aufgenommen und auf eine gleich künstliche aber durchaus verschiedene Weise von neuem ins Leben getreten ist.

Georg Gottfried Kallenbach aus Graudenz, geboren daselbst im Mai 1805, der Sohn eines Kaufmanns und bis 1834 selbst dem Handelsstande angehörig, konnte einer ihm angeborenen Neigung zum Zeichnen und Nachbilden besonders architektonischer Gegenstände nicht widerstehen. Da ihm nun selbst auch größere Handlungs- und Fabrikgeschäfte, sowol durch Abneigung als auch durch ungünstige Erfolge, immer weniger zusagten, gab er sich ganz und ausschließend seinem Talent hin. Es bemächtigte sich seiner der Gedanke: die herrlichsten Bauwerke der alten deutschen Meister mit gewissenhafter Sorgfalt und Treue in vollständigen Modellen nachzubilden und zwar alle in einem und demselben verjüngten Maßstabe von $^1/_{144}$; sodann diese sämmtlichen Modelle zu Ausstellungen in den bedeutenderen Städten Deutschlands zu vereinigen und dadurch auch seinerseits dazu beizutragen: den Sinn für deutsche Art und Kunst, durch Anschauen so vieler großer, wunderbarer Bauwerke, in allen Ständen zu wecken und auch auf diesem Wege den Nationalsinn seiner Landsleute zu beleben und sie, die nur zu gern das Auge auf fremden Schimmer richten, auf die eigenen Schätze aufmerksam zu machen.

Zu diesem Zwecke hat er sich ein ebenso einfaches als sinnreiches Verfahren erdacht: das Material seiner Modelle ist 1) Lindenholz, theils in mehr oder weniger starken Stücken, zu den Pfeilern und Vorsprüngen; theils in höchst dünn abgeschliffenen Fournieren, zu den Wänden; 2) härteres Holz, zu den ornamentalen, fialenbildenden Thürmchen, Figuren, Spitzen, Nischen und Baldachinen; 3) Papier, sowol zur innigern Verbindung der Fournieren, als auch zur Bildung der äußern Wandflächen, deren mannichfaltiger Ornamente, der wirklichen und scheinbaren Durchbrechungen, Gesimse, Rosetten, Fenstereinfassungen u. s. w. Indem er nun von den innern Flächen nach außen arbeitet, legt er ein Fournier nach dem andern, mit den dazu nöthigen Papierlagen auf, nachdem er in jede Lage die ihr zukommende Durchbrechung und Verzierung aus- und eingeschnitten hat. Hierdurch wird es ihm möglich, jedes einzelne Glied der Thür- und Fensterreinfassungen und aller sonstigen Verzierungen auch in der größten Vertiefung klar, sauber und scharf nachzubilden. Sein einziges Werkzeug ist ein Federmesser, dessen Spitze nebst Schneide er sich selbst gehärtet hat.

Über Grundrisse zu den Modellen sind genaue und ausführliche Verzeichnisse, wenn Kallenbach deren habhaft werden kann, entweder in Originalen, oder in entsprechenden architektonischen Kupferwerken; wo er jedoch das zu modellirende Bauwerk unmittelbar vor sich hat, macht er selbst die sämmtlichen nöthigen Zeichnungen nach der Natur, im Einzelnen und Ganzen mit der größten Genauigkeit. Seine Fertigkeit im Bleistiftzeichnen ist ausgezeichnet und man muß die Sicherheit bewundern, mit welcher der Künstler die verschlungensten Linien ebenso heutisch, leicht und schnell zeichnet, wie man mit der Feder zu schreiben pflegt. Es liegen uns mehre solcher Bleistiftzeichnungen vor, von Façaden alter, merkwürdiger Häuser hierselbst, mit reichem Schnitzwerk am hier vorherrschenden Holzbau, welche nichts zu wünschen übrig lassen und sich auch durch eine gewisse Eleganz empfehlen.

Kallenbach hat das Glück gehabt, in einem ihm verwandten jungen Manne, Herrn Zwadzinski, einen trefflichen Schlosser, Gehülfen und Mitunternehmer für sein schönes Vorhaben zu finden, welcher schon jetzt Eigenthümer der bedeutendsten Modelle und dergestalt in Kallenbach's ganze Idee und Technik eingeweiht ist, daß er bereinst auch allein ein solches größeres Unternehmen gar wohl wird ausführen können, wodurch der junge, liebenswürdige Mann sich aufs schönste belohnt zu sehen scheint für den treuen, beharrlichen Fleiß, mit welchem er dem ebenso weigenuthigen als fürsorglichen Meister anspruchlos zur Seite steht.

Unter den hierselbst ausgestellten 33 Modellen zeichneten sich vorzüglich aus: der Dom zu Magdeburg, nach dem Bauwerke unmittelbar selbst modellirt; der Münster zu Freiburg im Breisgau, nach Bauzeichnungen und Kupferstichen; das Schloß Marienburg, nach dem Bauwerke selbst, wie auch das Rathhaus zu Breslau, das zu Danzig und das Zeughaus daselbst. Sämmtliche Modelle sind, wie schon bemerkt worden, nach Einem Maßstabe gemacht. Um nun Größe und eigenthümlichen Styl der Bauwerke schneller auffassen zu können, sind obigen bedeutenderen alten Bauwerken auch Modelle von neuern Gebäuden, ja selbst auch von alten und neuern Wohnhäusern beigegeben, z. B. von der Glyptothek und Pinakothek zu München; vom neuen Landschaftshause zu Posen; vom neuen Gymnasium zu Stettin und von mehren Bürgerhäusern zu Königsberg, Elbing, Graudenz, Thorn, Hanover, Köln am Rhein u. s. w. Gegenwärtig ist das Modell vom straßburger Münster in Arbeit, welches eine Hauptzierde der nächsten Ausstellungen sein wird.

Schon aus diesen Angaben wird sich der kundige Leser das große Interesse denken können, welches die Übersicht so vieler verschiedener Baustyle gewährt, und wie hochwichtig diese neue Erfindung Kallenbach's für Geschichte, Alterthumskunde und Ästhetik der Baukunst ist, da sich in diesen genauen, vollständigen und höchst sauber gearbeiteten Modellen Alles nachweisen läßt, was zu gründlichem Studien architektonischer Charakteristik und Schönheit Stoff, Anleitung und Muster liefert.

Den Werth dieser Modelle für Künstler betreffend, berufe ich mich hier wol am besten auf folgende Mittheilungen meines Freundes, des hiesigen hochverdienten Architekturmalers und trefflichen Kenners altdeutscher Baudenkmale:

„Die Ausstellung der Kallenbach'schen Modelle hatte für mich persönlich noch ein ganz besonderes Interesse. Sie wissen, daß Architektur, wie sie das Mittelalter brachte, das Studium meines Lebens ist."

„Einen nicht gewöhnlichen, sondern außerordentlichen Werth haben diese Modelle vorzüglich auch für den nachbildenden Architekturmaler."

„In der Natur finden wir zwar Vieles, was ein Modell nicht geben kann, z. B. die so höchst malerischen Wirkungen der Alterthümlichkeit, der zahllosen Farbentöne in den einzelnen Partien bei verschiedener Beleuchtung, der Luftperspective u. s. w. Allein dagegen gewähren Kallenbach's Nachbildungen den großen Vorzug, daß man die Bauwerke, welche meistens, wie z. B. den magdeburger und hiesige Dom, durch spätere Anbaue und durch zu nahe angerückte uninteressante Wohnhäuser zu eng umstellt sind, in diesen Modellen von und nach allen Seiten hin unverkümmert frei überschauen kann."

„Wie viel Zeit und Mühe hat mir die Wahl des Standpunkts bei meinen frühern Bildern vom magdeburger Dom gekostet! Hätte ich Kallenbach's Modell gehabt, was wäre mir's leicht geworden: für Architekturmaler ein Raum zu berechnen, der Vortheil."

„Bei dem Modell vom freiburger Münster hat mich's besonders interessirt, wie leicht Einem die Wahl der Beleuchtung dadurch gemacht wird. Ich sah das Modell Nachmittags im

Sonnenlichte; Kallenbach drehte mir's, auf meinen Wunsch, nach allen Seiten hin, und ich muß gestehen, daß mich die Wirkung der Beleuchtung von verschiedenen Standpunkten aus wahrhaft entzückt hat. Welch ein Reichthum von Licht- und Schatteneffecten an diesem ersten aller vollendeten Dome; und welch ein noch größerer Reichthum von Reflexen! Da habe ich in Zeit einer halben Stunde mehr gesehen, als bei Reisen von hundert und mehr Meilen mir zu sehen vergönnt war."

„Möchte es mir vergönnt sein, nach Jahren die von Kallenbach beabsichtigte Zusammenstellung aller Hauptkirchen Deutschlands zu sehen; welch ein Reichthum muß das werden; wie wollen wir uns gemeinschaftlich daran erfreuen!"

Karl Hasenpflug."

Aus diesen Worten meines Freundes kann der kundige Leser leicht abnehmen, wie vollständig im Einzelnen und Ganzen, im Kleinsten wie im Größten diese Modelle sein müssen, wenn sie solche Wirkungen für den Maler hervorzubringen im Stande sind.

Welchen hohen Werth müssen solche Modelle für den Baumeister nicht nur, sondern auch für den Bauherrn haben, bei großartigern Bauten, deren Wirkungen man auf diese Art, noch vor Beginn des Bauwerks selbst, in allen Beziehungen so vollständig beurtheilen kann, selbst auch in Betracht aller und jeder Zufälligkeiten in der Umgebung und Localität! Eine Bauzeichnung hat über die Wirkung eines ausgeführten Bauwerks, in seiner Umgebung an Ort und Stelle, gar oft getäuscht; ein Modell aber gibt nicht blos die Idee, sondern die Sache selbst, wie sie in der That von jedem Standpunkte aus erscheinen wird.

Welch ein großer Gewinn muß eine Sammlung solcher Modelle für Bauschulen und Akademien sein, welch ein unschätzbares Lehr- und Darstellungsmittel bei architektonischen Vorträgen!

Kallenbach wird seine Modelle noch in diesem Jahre auch in Berlin zur Ausstellung bringen, wo er sich bereits persönlich bedeutende, einflußreiche Freunde und Gönner gewonnen hat. Es ist kaum zu bezweifeln, daß der so höchst bescheidene, anspruchlose Künstler dort alle die Anerkennung und Unterstützung finden werde, welche sein treffliches vaterländisches Unternehmen in so vielem Betracht so sehr verdient.

Halberstadt, Februar 1841.

Wilhelm Körte.

Literarische Notiz.

Schon eine unbefangene Auffassung des Wesens und Kerns des echten occidentalischen Lebens muß uns lehren, daß der dürre und bis in seine geringsten Einzelnheiten ausgebildete Schematismus in Titulaturen und Rangverhältnissen (wie sie in der ältern Zeit auch nur in dem Hofdienst der Fürsten sich geltend machten, in der neuern Zeit aber auch auf den Staatsdienst übergetragen wurden, um in Verbindung mit der Hofetiquette und dem Cabinets- und Curialstyl uns immer mehr mit einem dem Mandarinenwesen und der patriarchalischen Regierungsform des großen Reichs der Mitte ähnlichen System zu beglücken) ein exotisches Gewächs und uns nur durch äußere Gewalt aufgenöthigt sei. Zeigt es sich ja doch an den europäischen Völkern selbst, daß, je selbständiger und freier ihr politisches oder ihr soziales Leben sich entwickelte, desto mehr auch jener unnatürliche Cultus geistloser Formen verschwand, oder höchstens nur wie ein altes Meuble, das man aus Gewohnheit oder als Curiosität um sich duldet, beibehalten wurde, ohne irgend ihm eine reelle Wichtigkeit beizumessen. Dagegen finden wir auch in den europäischen Ländern das Titel-, Rang- und Etiquettenwesen um so ausgebildeter, je despotischer und maschinenmäßiger die politischen und socialen Verhältnisse sich gestalteten, je mehr das Staatsleben im Hofstyle aufging. Spanien bis zu Ferdinand VII. und Rußland in der neuern Zeit (um die uns nähere liegenden Beispiele zu übergehen, denn exempla sunt odiosa) sind die schlagenden Beweise dazu. Specieller lehrt uns die Geschichte, daß unser Titel- und Etiquettenunfug in directer Linie von den Hof- und Staatsverhältnissen des byzantinischen Kaiserthums abstammt und in der Prokynese der „patriarchalischen", kraft des unumschränktesten göttlichen Rechts regierenden Herrscher von Byzanz sein innerstes Motiv hat. Wer sich genauer darüber belehren will, dem rathen wir die „Notitia dignitatum et administrationum omnium, tam civilium quam militarium in partibus Orientis et Occidentis etc." neuerdings von Eduard Böcking mit Commentaren und einigen andern auf diesen Gegenstand bezüglichen kleinern Schriften herausgegeben, in die Hand zu nehmen, um die Ahnherren unserer Hofchargen, unserer Erlauchten und Excellenzen sowie die Seitenstücke zu den 14 russischen Mandarinenclassen zu sehen. Dies Buch, um das sich der eben genannte neueste Herausgeber die größten Verdienste erworben hat, ist nicht nur für den Fachgelehrten von Wichtigkeit, sondern muß auch Jedem, dem die Entwickelung unserer Civilisation von Bedeutung ist, der sich um Cultur- und politische Geschichte bekümmert, von Interesse sein. Er findet da den ältesten europäischen Hof- und Staatsschematismus und kann mit Hülfe desselben aus der Geschichte die Wahrheit der Behauptung abstrahiren, daß, je ausgebildeter der Hof- und Staatsmechanismus ist, je mehr das Privatleben der Fürsten zum höchsten Staatszweck und Culminationspunkt des öffentlichen Lebens gemacht wird — um so mehr auch der echte politische Geist und Charakter aus dem Staatsleben entweicht und dieses am Ende in einer Servilwirthschaft aufgeht, wo Prätorianer und Janitscharen die wahre Gewalt in den Händen haben. Von dem in Rede stehenden Werke ist zwar nur der erste Theil, der die „Notitia dignitatum in partibus Orientis" enthält, erst erschienen; doch ist dieser schon völlig hinreichend, um sich eine richtige Idee vom byzantinischen Hof- und Staatsmechanismus zu machen und in Verbindung mit den durch die Geschichte gelieferten Thatsachen die heilsamsten Lehren durch Anwendung auf unsere Zustände daraus zu ziehen. 43.

Bitte an die Verehrer Moses Mendelssohn's.

Moses Mendelssohn's Werke werden nächstens in einer Gesammtausgabe bei **F. A. Brockhaus** in *Leipzig* herauskommen. In dieser Ausgabe sollen auch die einzelnen zum Theil anonym in verschiedenen Zeitschriften erschienenen Aufsätze, sowie mehre bisher noch ungedruckte Manuscripte des Verewigten gegeben werden. Ferner wird dieselbe eine philosophische Einleitung und eine Lebensbeschreibung Mendelssohn's enthalten, welche durch glaubwürdige Beiträge noch lebender Zeitgenossen vollständig gemacht werden soll.

An alle Verehrer Moses Mendelssohn's ergeht nun die ergebene Bitte: dem unterzeichneten Sohne des Verewigten

Alles, was sie handschriftlich von Moses Mendelssohn besitzen und zum Druck geeignet ist, sowie

Alles, was auf seine Lebensbeschreibung Bezug hat und noch nicht allgemein bekannt sein möchte,

baldi gefälligst durch die Post oder Herrn **F. A. Brockhaus** mitzutheilen. Der Unterzeichnete verspricht, die ihm anvertrauten Autographa gewissenhaft zu bewahren und möglichst bald zurückzusenden.

Berlin, im Februar 1841.

Joseph Mendelssohn.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 66. — 7. März 1841.

Eine Stimme aus Norwegen über das deutsche Erziehungs- und Unterrichtswesen.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 65.)

Über die Stellung des gelehrten Schulwesens zu den Behörden und zur öffentlichen Meinung äußert der Verf. Folgendes:

Das gelehrte Schulwesen ist in einer langen Reihe von Jahren einer der Hauptgegenstände für die beständige Sorgfalt der Regierung gewesen. Sie hat darin das rechte Lebensprincip für den Staat in seinen höhern, geistigen Beziehungen gesehen und wohl verstanden, daß für die bürgerliche Gesellschaft im Ganzen kein Heil zu erwarten ist, wenn diese Beziehungen nicht ihre rechte Bedeutung gewinnen. Sie war von der Überzeugung durchdrungen, wie unentbehrlich es für den Zweck eines jeden Staates ist, daß ein Fonds höherer Intelligenz, als die zur Befriedigung der materiellen Bedürfnisse hinreicht, stets genährt und bereit gehalten werde, damit nicht die Quelle, aus welcher Licht und Kraft in die Adern der Gesellschaft strömen soll, einmal versiege. In allen Einrichtungen zur Förderung des Gymnasialwesens trifft man Spuren dieses leitenden Princips, eines Princips, nach welchem die gelehrten Schulen durchaus nicht einseitig als Vorbereitungsanstalten für tüchtige Staatsbeamte als solche, sondern auch als Pflanzschulen für die mehr ideale Richtung, für die höhere Intelligenz überhaupt aufgefaßt werden. Diese Sorgfalt der preußischen Regierung für das gelehrte Schulwesen, sowie für das öffentliche Unterrichtswesen im Ganzen ist auch zu jeder Zeit in den übrigen Staaten anerkannt worden, und so ist allmälig dieses Land das tonangebende geworden in Allem, was diesen Zweig der Staatsverwaltung betrifft. In der Schulgesetzgebung beinahe eines jeden, besonders norddeutschen Staats hat man sich Preußen zum Muster genommen und in vielen Verordnungen findet man die preußischen Bestimmungen wörtlich wieder .... In keinem Staate, so weit meine Erfahrung reicht, zeigt sich eine so sorgfältige, detaillirte und unmittelbare Einwirkung der höhern Behörden auf das Schulwesen, besonders das gelehrte, als in Preußen. Es ist wahr: diese Einwirkung wird nicht selten im Lande selbst getadelt, namentlich von den Schulmännern, von denen viele darin eine ebenso unnöthige als unnütze, ja beschwerliche und alle freie Wirksamkeit lähmende Controle sehen, und die so verbreiteten Klagen über die preußische Bureaukratie im Allgemeinen gelten auf das Schulwesen im Besondern. Namentlich hört man auch auf diesem Gebiete überall Klagen über die endlose Schreiberei, unter deren Last die preußischen Gymnasialdirectoren seufzen, und ich habe schon an einer vorhergehenden Stelle Gelegenheit gehabt, die Meinung zu äußern, daß dieser Übelstand vornehmlich in dem Mangel an einem allgemeinen, organischen, das ganze Schulwesen umfassenden Gesetze begründet ist. Auf der andern Seite aber kann eine solche genaue Controle — wenn man es so nennen will — doch auch nicht anders als manche wohlthätige Folgen haben, wenn sie, wie dies in Preußen der Fall ist, mehr aus einer lebendigen Theilnahme, ja, aus einer Begeisterung für die wichtige Sache des Schulwesens herstammt, als aus einer blinden Lust am Regieren, und wenn sie — was hier vorzüglich in Betracht kommen muß — stets von Männern ausgeübt wird, die nicht nur um ihrer frühern Stellung willen sich im Besitz großer Erfahrung und Sachkenntniß befinden, sondern auch zugleich durch ihre gegenwärtige, dem Schulfache ungetheilt gewidmete Stellung in den Stand gesetzt sind, mit der fortschreitenden Bildung in jeder Hinsicht gleichen Schritt zu halten. Und überhaupt würde es höchst einseitig und ungerecht sein, den Einfluß der Behörden auf das Schulwesen als einzig oder doch hauptsächlich controlirend zu betrachten, vielmehr tritt dieser viel häufiger als ein leitender, aufmunternder und für die Sache selbst begeisternder auf.

Was nun die eigentlichen Verordnungen, Instructionen u. s. w. betrifft, so kann man gewiß nicht leugnen, daß diese sich oft in ein Detail einlassen, das Vielen kleinlich scheint und auf den ersten Blick auch wirklich so erscheinen muß. Aber es wäre unrichtig, solche detaillirte Bestimmungen so anzusehen, als hätten sie zum Zweck, die Schulvorsteher auf ihre Pflicht aufmerksam zu machen; vielmehr zielen sie darauf ab, ihnen die Ausführung derselben zu erleichtern, indem sie die Maßregeln allgemein und in den Augen des Publicums wichtig machen und überhaupt Einheit in das Schulwesen im Ganzen bringen.

Als ein wichtiger Punkt, in welchem der Einfluß der Behörden auf das Schulwesen hervortritt, muß auch die Sorgfalt berührt werden, mit welcher man die fortschreitende Bildung der Lehrer zu befördern und deren Zurückbleiben hinter ihrer Zeit zu verhindern bemüht ist. Hierauf zielen mehre Maßregeln ab. (Es werden hier vom Verf. die Programmenumtausche, die Lehrerconferenzen, die Ausbreitung periodischer Schulschriften u. a. m. besprochen.) Durch alle die hier angedeuteten Veranstaltungen nun wird ein Leben, ein Interesse und ein Umtausch der Ideen aufrecht erhalten, welche die sonst so sehr leicht unter dem Schulstand einweisende Stagnation und Schlaffheit keinen Eingang finden lassen.

Aufmunternd muß auch im hohen Grade die Anerkennung sein, welche in Preußen dem eifrigen und tüchtigen Schulmann gewiß ist. Allerdings soll und muß die Anerkennung seines Gewissens das rechte Ziel sein, nach welchem der rechtliche Mann strebt; aber klug kann es wenigstens nicht genannt werden, wenn die höhern Behörden sich einer jeden ausdrücklichen und positiven Anerkennung des segensreichen Wirkens ihrer Untergebenen enthalten. Sobald es der betreffenden preußischen Behörde bekannt wird, daß ein Schulmann eine oder die andere Einrichtung getroffen, die als dem Zwecke der Schule förderlich angesehen wird, pflegt sie gewöhnlich dieselbe auf eine für ihn ehrenvolle Art öffentlich zur Nachahmung für die andern Schulvorsteher des Landes zu empfehlen, und mehre allgemein geltende Verordnungen sind auf diese Weise entstanden.

Es scheint unleugbar, daß ein Einfluß von oben, der von der hier kurz angedeuteten Natur ist, ein Einfluß, der darauf hinwirkt, die hohe Wichtigkeit des Schulwesens sowol dem Schulstande selbst als dem Publicum einleuchtend zu machen und Eifer und Tüchtigkeit aufzumuntern, gute Früchte tragen muß. Aber ein Einfluß dieser Art kann auch nur da erwartet werden, wo die Behörden, wie in Preußen, aus Männern zusammengesetzt sind, welche nicht nur ihre Zeit ausschließlich dem Schulwesen aufopfern können, sondern auch zugleich Erfahrung und einen hohen Grad wissenschaftlicher Bildung zu ihren wichtigen Posten mitbringen.

Aus dem Raisonnement des Verf. über das Unterrichtsmaterial der Gymnasialbildung in Preußen heben wir Folgendes aus:

Wir brauchen nur einen Blick auf das Material des Unterrichtssystems und dessen gegenseitige Verhältnisse zu werfen, um zu sehen, daß hier Humanismus und Realismus möglichst genau vereinigt sind. Das Unterrichtssystem ist, was seinen Umfang und die relative Wichtigkeit seiner Theile betrifft, der Ausdruck eines Strebens, die in der Idee der gelehrten Schule begründeten Ansprüche derselben auf formale Geistesbildung mit denen der neueren Zeit auf Realbildung zu vereinigen. Unter den vielen Stimmen, welche sich in der neuesten Zeit über das preußische Unterrichtssystem haben vernehmen lassen, sehen einige in dem Plane für diese ein Muster eines Unterrichtsplans, der beide jene gleich unabweislichen Foderungen befriedige. Wenn dessenungeachtet, nach meiner Erfahrung, sogar eine gewichtige Majorität Derjenigen, die sich über das Princip der preußischen Gymnasialbildung geäußert haben, gegen dasselbe spricht, so werden sie dazu im Wesentlichen theils durch Zweifel bestimmt, ob nicht durch eine mehr vorherrschende Bildung in ältern und neuern Sprachen auf eine zweckmäßigere Weise dasselbe für die Bildung im Ganzen erreicht werden könnte, was jetzt durch einige der sogenannten Realia erzielt wird, indem sie nämlich annehmen, daß, wie der Geist nur erst einmal eine ersprießliche formelle Bildung erhalten, er sich jene andern Kenntnisse in spätern Jahren leicht aneignen könne; und vornehmlich ist es nicht so sehr die Aufnahme jener Gegenstände in den Cyklus des Unterrichts überhaupt, wogegen sie sich erklären, als vielmehr die große Wichtigkeit, welche theils durch die den Realien angewiesene verhältnißmäßig große Zeit, theils besonders durch die Bestimmungen über die Maturitätsprüfung für die Universität denselben in Preußen beigelegt wird; eine Wichtigkeit, welche im Verein mit dem Optimismus der neuern Zeit in allen Fächern, vermöge dessen jeder Lehrer seinen Gegenstand auf den höchsten Punkt zu treiben strebt, nach ihrer Meinung jene auf die gleichmäßig fortschreitende und die den Geist stärkende Bildung schädlich einwirkende Zersplitterung der Kräfte mit sich führt und jene daraus folgende Erschlaffung und Mangel an Tüchtigkeit sowol im Ganzen, als vornehmlich in productiver Beziehung bedingt, welcher nach der Meinung der Meisten die jetzige Generation im Gegensatze gegen die ältere charakterisirt.

Mir scheinen hier zwei Thatsachen von wesentlicher Bedeutung zu sein. Es ist einerseits unleugbar, daß der Zeitgeist (wodurch ich nicht das blinde Geschrei einzelner die öffentliche Meinung usurpirender Individuen, sondern den Geist verstehe, der sich wirklich in der wahren Geschichte der Cultur offenbart) mit größter Kraft die Aufnahme einiger Unterrichtsgegenstände zu verlangen scheint, die früher entweder gar nicht, oder doch in sehr untergeordnetem Grade der gelehrten Bildung angehörten; aber es ist andererseits ziemlich allgemein angenommen, daß es den nach dem neuern (preußischen) Principe gebildeten Individuen an jener Intensität und besonders, wie gesagt, an jener productiven Tüchtigkeit gebricht, die man ebenso einstimmig der nach ältern Principien gebildeten Generation zuerkennt. Aber ich glaube doch, daß diese letztere Thatsache nicht ohne Weiteres an und für sich dazu berechtigen kann das Unterrichtswesen auf seine frühere Einfachheit zurückzuführen; denn es bleibt wol eine große Frage, inwieweit jene geistige Untüchtigkeit als in dem neuern Bildungsprincipe begründet angesehen werden darf, oder ob sie nicht vielmehr durch andere, außerhalb der Schule liegende Gründe bedingt ist und den neuern Geschichte im Allgemeinen angehört. „Non in schola accipiunt sed in scholam afferunt ista mala", sagt der alte römische Schulmeister. Und es scheint mir außerdem nicht unmöglich, durch gewisse Einrichtungen im Innern der Schule jener verderblichen Zersplitterung der Geisteskräfte wenigstens zum größten Theil vorzubeugen, von welcher man glaubt, daß die Vielseitigkeit des Unterrichts dieselbe mit sich führen müsse. Es wäre nämlich gewiß möglich, durch eine größere Einheit in der Behandlung und der Methode die einzelnen Gegenstände in nähere Berührung miteinander zu setzen und so eine größere Homogeneität zwischen den anscheinend heterogenen Fächern einzuführen, als jetzt gewöhnlich geschieht. So viel scheint inzwischen klar, daß die in den preußischen Gymnasien stattfindende Vereinigung des Humanismus und des Realismus in jedem Falle problematisch ist, und daß auf alle Fälle diese Vereinigung in Preußen auf die höchste Spitze getrieben worden ist, die sie ohne gefährliche Folgen erreichen kann, sodaß, was darüber ist, vom Übel ist. Auch scheint die preußische Regierung selbst durch verschiedene Maßregeln in neuester Zeit zu zeigen, daß es ihr Zweck ist, den Realien einen Theil der ihnen als für sich bestehenden Gegenständen angewiesenen Zeit abzunehmen und den Unterricht in ihnen und in den Sprachwissenschaften zu einem, hauptsächlich auf formelle Ausbildung abzweckenden Ganzen zu amalgamiren. Gewiß ist nichts weniger ihre Absicht, als, wie man vor einiger Zeit bei uns die Sache vorzustellen suchte, die alten Sprachen mehr zu beschränken.

Über den moralischen Standpunkt der Gymnasialschüler äußert der Verf. unter Anderm Folgendes:

Irgend ein allgemeines Urtheil über die Schüler auf preußischen Gymnasien abzugeben, ist natürlich schon darum nicht möglich, weil das Meiste in dieser Hinsicht auf die Persönlichkeit des Directors und der übrigen Lehrer ankommt. Im Ganzen war der Totaleindruck der Resultate, die ich in der Schule selbst in dieser Beziehung bemerkte, ein vortheilhafter. Vor Allem fand ich in den obern Classen eine von allem affectirten und pretentiösen Wesen entfernte Höflichkeit, Artigkeit und Zuvorkommenheit. Die Schüler dieser Classen, vorzüglich die in Prima, zeigten oft einen gewissen angenehmen Ausdruck von Geistesreife, welche man im Allgemeinen bei unsern Schülern kaum findet. Hierzu trägt gewiß auch die größere Freiheit bei, welche, was die intellectuelle Entwickelung und den darauf abzweckenden eigentlichen Unterricht betrifft, im Ganzen genommen in den preußischen Gymnasien stattfindet, mehr als bei uns Sitte ist. Sowol in Beziehung auf ihre Vorbereitung als auch auf ihre Repetition haben die preußischen Schüler in der Regel größern Spielraum als unsere, und so viel ich bemerkte, war die eigentliche Controle damit, daß die Schüler das auf der Schule Gehörte und Durchgegangene sich zu Hause einprägten, nicht besonders streng, namentlich in den obern Classen. Selten hörte ich einen eigentlichen Tadel, wenn ein Schüler eine oder mehre Fragen unbeantwortet ließ. Man schien ein großes Vertrauen auf zwei Dinge zu setzen, das Ehrgefühl der Schüler (das man auch in jüngern Jahren gehörig zu wecken nicht versäumt) und ihr Interesse für den Unterricht. Wie nun diese größere Freiheit des Unterrichts zweifelsohne in intellectueller Beziehung die Folge mit sich führt, daß die bessern Köpfe etwas sehr Ausgezeichnetes leisten, wogegen der mittlere und schwächere Theil ungehörig versäumt werden dürfte (und ich sollte glauben, daß diese doppelte Thatsache ziemlich charakteristisch für Preußen ist), so verräth sie gewiß auch in moralischer Hinsicht den Schülern im Ganzen genommen eine gewisse Reife und Selbständigkeit in ihrem Wesen, welche da, wo sie beständig im Gängelbande gehen, vermißt

werden. Es scheint mir jedoch, als läge in dem innersten Wesen der preußischen Gymnasialbildung Etwas, das in spätern Jahren den vortrefflichen äußern Maßregeln, welche sonst für die Förderung des moralischen Elements getroffen sind, einigermaßen entgegenarbeiten dürfte, und dieses Etwas ist die übertriebene Stimulation des Ehrgefühls. Dahin gehört unter Anderm das in den niedern Classen gebräuchliche sogenannte Certiren, oder die Einrichtung, daß in der Stunde selbst Platzwechsel stattfindet, je nachdem die Schüler richtige oder unrichtige Antworten geben. Mir kommt vor, als könnte diese Einrichtung den Knaben leicht vom frühesten Alter an gewöhnen, sein Glück in dem Unglücke seiner Mitmenschen zu sehen, und überhaupt den Egoismus in einem bedenklichen Grade fördern. Gewiß führt dieses Certiren auch viele für den eigentlichen Unterricht günstige Folgen mit sich und erhält im hohen Grade das Interesse und die Lebendigkeit; aber beide Theile können doch auch zu theuer erkauft werden.

Von dem Gymnasiallehrstande heißt es unter Anderm:

Der Eindruck, den man überhaupt durch Umgang in den Familienkreisen der Lehrer erhält, ist ein sehr angenehmer. Es ist der Eindruck einer gewissen kräftigen, weder durch äußere noch innere Sorgen niedergedrückten Heiterkeit. Und es ist nicht allein die hohe wissenschaftliche Bildung und die höchst achtungswürdige Gewissenhaftigkeit und das Interesse für die Erfüllung ihrer Berufspflichten im Ganzen, sondern auch ihr wackeres, offenes, herzliches Wesen, die schöne, lebensfrohe Frische, die sich selbst bei den Alten äußert, welche mir stets den preußischen wie überhaupt den deutschen Schullehrer theuer und ehrwürdig machen werden. *)

Drontheim. F. M. Bugge.

Das Eigenthum im Allgemeinen und das geistige Eigenthum insbesondere, für Gelehrte und Laien, natur- und rechtsgeschichtlich dargestellt von L. Schröter. Breslau, Aderholz. 1840. 8. ⅓ Thlr.

Der Verf., welcher die jetzige Zeit für geeignet hält, in dem alten Kampfe zwischen der Wissenschaft und Praxis, sowie in dieser und jener selbst eine „ewige Versöhnung" herbeizuführen, will in diesem Schriftchen den Anfang machen und den Streit über Eigenthum an Geistesproducten beendigen. Er hat aber noch Mehres der Art im Sinne, denn diese Abhandlung soll nur die Vorläuferin einer ganzen Reihe von ähnlichen Abhandlungen werden, welche alle auf jenen Zweck gerichtet sind. Da muß man denn freilich die wenigen Bogen etwas genauer ins Auge fassen, um daraus zu erfahren, was man noch weiter vom Verf. zu erwarten hat. In neun Abschnitten handelt er: „Von den Gegnern des Eigenthums", „Von den Vertheidigern", „Von dem augenscheinlichen Beweise", „Von der Naturgeschichte", „Von der Rechtsgeschichte", „Von der Veräußerung", „Von dem Verluste des Eigenthums wider Willen", „Von den wohlthätigen Wirkungen", und endlich „Von der Erblichkeit des Eigenthums".

Nicht Wenige dürften in dieser Eintheilung Logik vermissen, auch werden Viele nicht recht einsehen, was sie sich unter manchen Ausdrücken, z. B. einer Naturgeschichte des Eigenthums zu denken haben. Doch darüber läßt sich im voraus mit dem Verf. nicht rechten, da er sogleich im Anfange erklärt: „krank sind unsere speculativen Köpfe sammt und sonders", also seinen eigenen Weg gehen will. Kühn ist es allerdings, alle Speculation, welche die denkende Menschheit von Sokrates bis auf Hegel hervorgebracht hat, für das Erzeugniß einer geistigen Krankheit auszugeben, und auf jeden Fall ein etwas sonderbares Mittel, in der Wissenschaft „Versöhnung" zu stiften. Doch wir wollen nicht empfindlich sein und dem Verf. folgen. Es ist nach ihm eine Thorheit, die Nothwendigkeit des Eigenthums zu bezweifeln, eine eben solche Thorheit, dieselbe beweisen zu wollen. Das Eigenthum ist in sich gerechtfertigt, spricht für sich selbst und bedarf keines Schutzes gegen doctrinaire Angriffe (S. 5). Diejenigen, welche sich Mühe gegeben haben, das Eigenthum zu vertheidigen, hätten demselben durch Stillschweigen einen bessern Dienst erwiesen. Von diesen Vertheidigern wird nur Bentham angeführt, welcher das Eigenthum als etwas rein Positives aus Rücksichten der Menschenwohlfahrt in Schutz nahm; was andere Rechtsphilosophen gelehrt haben, erfährt man vom Verf. ebenso wenig, als ob er selbst deren Theorien gekannt hat. Seine eigene Doctrin entwickelt er in den nun (S. 8) folgenden Abschnitten. Er verwahrt sich aber im voraus gegen die Erwartung, daß er „auf hergebrachtem Wege seine Behauptung gründlichst demonstriren werde", er will nur Thatsachen erzählen, denn was geschichtlich sich entwickelt hat, wird auch stets natürlich sein. (Bei dieser Gelegenheit wird man auch über den allerdings sehr verbreiteten Irrthum belehrt, die Gesetzgebung für eine schwierige Kunst zu halten, während es doch so leicht sei, gute Gesetze zu machen!) Die Begründung des augenscheinlichen (also nicht gründlich zu demonstrirenden) Beweises des Eigenthums findet sich dann hauptsächlich in dem Abschnitte, welcher „von der Naturgeschichte desselben" handelt, und in welchem man also nicht etwa Aufschluß darüber erwarten darf, ob das Eigenthum eine Pflanze oder ein Insekt sei. Die Natur ist nach dem Verf. die Bildnerin alles Dessen, was entsteht, wird und ist; lauschen wir also nur nach, wie in der Natur das Eigenthum sich bildet, so sind wir am Ziele. Das Eigenthum bildet sich in der Natur auf folgende Weise. So lange der Mensch im rohen Zustande lebt, braucht er nur nach dem fruchtbaren Busen der Natur zu greifen, um die Befriedigung seiner Bedürfnisse zu erhalten. Der Besitz genügt ihm, er bedarf keines Eigenthums, er will es nicht. In dem Maße aber, als er zu jenem Zwecke eigene Thätigkeit aufwenden muß, fixirt der Besitz sich durch den hinzukommenden Willen und bildet sich allmälig zum Eigenthume aus. Auch die Producte werden bleibender und das Verhältniß aller Gegenstände zum Menschen muß einen bleibenden Charakter annehmen; Gefühl auf der einen Seite und Mitgefühl auf der andern kommen gegenseitig zu der Anerkennung von der rechtlichen Nothwendigkeit des Eigenthums (S. 15). Überhaupt erscheint das Eigenthum um so natürlicher, je mehr Fleiß und Kunst auf den Gegenstand verwandt ist, und umgekehrt (S. 17). Darum wird ein Diebstahl von Feldfrüchten für weniger strafbar gehalten als der Diebstahl von Kunstgegenständen (consequent also auch der Diebstahl eines rohen Diamanten für weniger unerlaubt, als die Entwendung eines Bleistifts). So geht es unter dem Einflusse desselben Grundgedankens fort, bis wir zu dem Resultate gelangen, daß bei Geistesproducten das Eigenthum am reinsten und vollkommensten hervortreten müsse (S. 23), denn hier ist der Mensch ganz unabhängig von dem Material der Natur. Hier allein liegt auch der zureichende Grund der Ausschließlichkeit zunächst im producirenden Menschen selbst, während das übrige Eigenthum erst durch das Gesetz (also doch!) geschaffen wird. Freilich muß auch hinterher das Gesetz erst hinzukommen, um die Ausschließlichkeit des Eigenthums auch an dem mitgetheilten Gedanken zu sichern, aber dadurch ertheilt es kein neues Recht, sondern erhält nur (?) das alte (S. 25). Auch ist beim geistigen Eigenthum keine Besitzergreifung denkbar, allein eben darum ist es das reinste und vollendetste, denn gerade die Besitzergreifung bildet beim Eigenthume die Seite des Unrechts (wo kann von Unrecht die Rede sein, wenn es noch kein Recht gibt?), welche erst durch das Hinzukommen der eigenen Arbeit verwischt werden muß.

Im weitern Verfolg (Rechtsgeschichte des Eigenthums) sucht der Verf. zu zeigen, daß seine Theorie auch durch die geschichtliche Entwickelung der Eigenthumsverhältnisse bei den einzelnen Völkern bestätigt werde, was gewissermaßen als eine aus der Erfahrung

*) Ein zweiter Artikel folgt. D. Red.

hergenommene Probe betrachtet werden darf, und zum Schlusse kommen dann noch einige weitere Versuche zur Unterstützung der ganzen Theorie und zu deren Vertheidigung gegen einzelne Einwürfe. Daß der Verf. auf diese Weise leicht zu vollständiger Begründung des geistigen Eigenthums gelangt, sieht Jeder; diese Leichtigkeit hat uns jedoch nicht abhalten können, dem sogenannten augenscheinlichen Beweise des Eigenthums mit dem prüfenden Lichte etwas näher zu treten, selbst auf die Gefahr hin, von dem Verf. dafür unter die „trockenen, speculativen Köpfe" gesetzt zu werden. Die Aufsuchung der letzten Gründe des Eigenthums ist von jeher eine der schwierigsten Aufgaben der Rechtsphilosophie gewesen. Nun kann es aber von zwei Möglichkeiten nur eine geben: entweder es läßt sich ein letzter Grund für das Eigenthum finden, dann ist die speculative Begründung hergestellt und von unzweifelhaftem Werthe für die Rechtswissenschaft und für die Gesetzgebung; oder der Versuch dazu muß als fruchtlos erkannt werden, und dann fällt das Eigenthum aus der Reihe der schon durch die Philosophie gegebenen Rechtsverhältnisse hinweg und das Eigenthum bleibt nur etwas Positives. Wenn nun die Philosophie sich hiernach an die Arbeit macht, um Gewißheit an die Stelle der einen oder andern Möglichkeit zu setzen, so sollte man ihr das Dank wissen, weil doch wahrlich kein vernünftiger Grund vorhanden ist, weshalb sie nicht ebenso gut das Eigenthum, wie alle übrigen Gegenstände und Verhältnisse, in den Kreis ihrer Prüfungen ziehen dürfte. Wenn daher der Verf. den Versuchen, das Eigenthum auf speculativem Wege zu begründen, den Krieg erklärt, so erklärt er ihn zugleich der Philosophie überhaupt, und das scheint auch seine ernstliche Meinung zu sein, denn an mehr als einer Stelle des Schriftchens kömmt die Behauptung vor, daß der gesunde Menschenverstand weiter reiche als der Scharfsinn des speculativen Forschers. Allein die Sache hat auch ihren eigenen Grund und dieser besteht darin, daß der Verf. weder Dasjenige, was die kranken Philosophen vor ihm gelehrt haben, auch nur einigermaßen hinreichend studirt, noch sich selbst eine klare Vorstellung von seiner sogenannten Theorie gebildet hat. Wir wollen diese Behauptung Wort für Wort beweisen. Daß der höhere, der Vernunft genügende Grund des Eigenthums in der Einwirkung der menschlichen Thätigkeit auf die äußern Objecte liege, hat vor dem Verf. namentlich schon Rotteck gelehrt, nur freilich viel klarer, verständlicher und eindringlicher. Hätte der Verf., dessen „Vernunftrecht" oder auch nur dessen Artikel „Dingliches Recht" im „Staatslexikon" gelesen, so würde er seine Abhandlung wenigstens so nicht geschrieben haben. Rotteck's Theorie ist kürzlich folgende: Jeder Mensch hat ursprünglich nur ein Recht auf die Freiheit seiner Person, zufolge welcher er nicht ohne einen besondern hinzukommenden Grund gezwungen werden kann, für einen andern zu arbeiten. An Sachen gibt es ursprünglich gar keine Rechte, sondern nur ein körperliches Innehaben; wenn ich aber durch positive Thätigkeit, durch Einwirkung auf die Sache (Arbeit, Mühe, Kunstfleiß, Kraft und Zeit) diese zu mir in ein dauerndes Verhältniß bringe, so entsteht dadurch eine Beziehung dieser Sache zum Vorrechte der persönlichen Freiheit, weil Jeder, welcher mir dieselbe nun nehmen wollte, mich dadurch wider meinen Willen zwingen würde, für ihn gearbeitet zu haben. Der Verf., indem er auch mit der Einwirkung des Menschen auf Sachen durch Arbeit beginnt, geräth in die Nähe eines philosophischen Gedankens; weil derselbe aber bei ihm nicht zur klaren Anschauung gedeihen will, so verläßt er ihn bald wieder, meint, die Natur (was versteht er wol eigentlich unter der Natur?) habe Alles von selbst gemacht, ohne daß die Speculation sich um das Wie zu kümmern brauche, und geräth am Ende, ohne es zu wissen, selbst in die früher von ihm getadelte Bentham'sche Theorie nach welcher das Eigenthum nur etwas Positives ist. Dies letzte wird der Verf. freilich nicht zugeben wollen, denn er spricht auch später noch oft von der Ursprünglichkeit des Eigenthums; allein was ist es denn anders als stillschweigende Übereinkunft, demnach als positive Einsetzung, wenn z. B. S. 14 fg. die Entstehung des Eigenthums in dessen Anerkennung gefunden wird, wenn der Verf. den Grund dieser Anerkennung auf Gefühl und Mitgefühl stützt, wenn er von der Billigkeit spricht, welche zu jener Anerkennung führen müsse, wenn er sogar eine (doch nur in der Meinung der Menschen mögliche, also von positiver Einführung abhängige) Verschiedenheit der innern Stärke des Eigenthums annimmt und endlich das Eigenthum geradehin etwas „durch das Gesetz Geschaffenes" nennt?

Wer den Streit in der Wissenschaft und der Praxis versöhnen will, muß wenigstens diesen Streit kennen, mit sich selbst im Klaren sein und darf nicht glauben, mit einigen, hier und da am Wege gepflückten Erfahrungssätzen, die man eben deswegen zu verstehen meint, weil man sie nicht durchdringt, die Wissenschaft reformiren und sich über alle seine Vorgänger stellen zu können. Wir wollen die deutsche Wissenschaftlichkeit, auf welcher unsere ganze Existenz mehr noch als auf dem oft über die Gebühr gepriesenen Nationalcharakter beruht, nicht durch speculative Nebelei, aber ebenso wenig durch empirische Oberflächlichkeit und Seichtigkeit zu Grunde gehen lassen, und das letzte würde unzweifelhaft der Fall sein, wenn es gelänge, wie der Verf. beabsichtigt, die Philosophie aus unserm Wissen und Denken zu entfernen und einen historisch-philosophischen Bastard an die Stelle zu setzen. Für die rationelle Begründung des Eigenthums ist durch das kleine Buch geradehin nichts gewonnen und ebenso wenig für die des literarischen Eigenthums; denn wie überhaupt der nur im geistigen Gebiete existirende Gedanke (der Ausdruck durch Worte und Schrift ist natürlich nur die äußere Darstellung, nicht der Gedanke selbst) Gegenstand eines Rechtsverhältnisses werden kann, das ist vom Verf. nicht einmal untersucht, geschweige denn nachgewiesen. Nur die grauenvollste Begriffsverwirrung kann ein ausschließliches Recht auf einen Gedanken zu Stande bringen, und würde, wenn sie jemals herrschend werden sollte, zu einer geistigen Sklaverei führen, wie sie die Welt noch niemals gesehen hat. Dem Büchernachdruck, welchen der Verf. als naturrechtlich verboten darstellen will, steht durchaus nichts entgegen als die Moral und die Rücksicht auf das nothwendige Gedeihen der menschlichen Bildung bei der jetzigen technischen Ausbildung der Presse; das ist aber auch genug, um ihn positiv zu verbieten, denn die Rechtsansicht hat sich längst mit vielen Bestimmungen befreundet, welche bestimmte Handlungen nur deswegen untersagen, weil sie contra bonos mores laufen. Die Beseitigung des Nachdrucks kann also immer nur eine Aufgabe der positiven Gesetzgebung werden, wogegen die Rechtsphilosophie ihre Kräfte vergebens daran erschöpfen würde.

Wir haben uns bei der kleinen Schrift länger aufgehalten, als ihr Umfang und ihre wissenschaftliche Bedeutung wol gestattete; der Gegenstand selbst ist aber wichtig und da wir dem Verf. gern darin beistimmen, daß schlechte Vertheidiger schlimmer sind als gar keine, so schien es uns Pflicht, auf die wesentlichen Fehler seiner Theorie aufmerksam zu machen und damit wenigstens der gründlichen Untersuchung den Weg offen zu erhalten. 26.

Literarische Notizen.

Von dem Dechanten von Durham, Waddington, dem Verf. der Kirchengeschichte bis zur Reformation soll eine „History of the reformation on the Continent", von Henry Wilkinson eine geschichtliche und beschreibende Darstellung der „Engines of war" demnächst erscheinen.

Von Charles de Bernard's Novellen besorgt Mrs. Gore eine Ausgabe für England, deren erster Band „Gerfaut" enthalten soll. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 67. — 8. März 1841.

Über Goethe's Wahlverwandtschaften und ihre neuesten Beurtheilungen.

Erster Artikel.

Bekanntlich ist von vielen Lesern der Dichter der „Wahlverwandtschaften" dahin verstanden worden, als habe er in Eduard und Ottilie die Liebe als eine übermächtige Naturgewalt schildern wollen, gegen welche, wo sie einmal Platz ergreife, jeder Widerstand fruchtlos und der Begriff eines sittlichen Gesetzes, welches solchen Widerstand gebiete, leere Einbildung sei. Daher der Vorwurf der Unsittlichkeit, ja der Widersittlichkeit und Ruchlosigkeit gegen das edle Werk, welches häufiger vielleicht als irgend ein anderes seines Verfassers als Vorwand für den gehässigen Tadel hat dienen müssen, womit die geistesschwache Moralität Einiger, die scheinheilige Unredlichkeit Anderer den großen Dichter zu überschütten nicht müde wird. Gegen diesen Tadel haben wohlmeinende Bewunderer den Dichter nicht besser vertheidigen zu können gemeint, als wenn es ihnen gelänge, die gerade entgegengesetzte Absicht als die dem Werke zum Grunde liegende nachzuweisen. Indem sie zu diesem Behufe vor allem den Schluß, die tragische Katastrophe des Werkes geltend machten, welche sich in der That bereitwillig genug der Ansicht darzubieten schien, als sei sie eine Handhabung Dessen, was man gemeinhin die poetische Gerechtigkeit nennt: so war dies der Gesichtspunkt, von welchem sie das Werk, in schroffem Gegensatz gegen jene frivole Mißdeutung, als eine poetische Apologie und Verherrlichung der Ehe, als eine Zurückweisung der Angriffe, welche sich in das Recht dieses geheiligten Instituts die Begierde, die Leidenschaft erlaubt, darzustellen suchten. Daß hiermit dem Dichter die Rolle eines pedantischen Moralisten übertragen, das freie Werk der schöpferischen Phantasie in der Weise einer trockenen Schulchrie behandelt werde, dies würden jene Kritiker freilich selbst nicht einräumen wollen. Auch würde zu einer Zeit, wo man sich über den Unterschied der poetischen, der künstlerischen Zwecke von den moralischen im Allgemeinen längst verständigt hat, dergleichen schwerlich wieder vorgebracht werden sein, wenn nicht der Formalismus eines philosophischen Systems die Gelegenheit dargeboten hätte, den trivialen Sinn in eine speculativ klingende Terminologie zu kleiden. Dieser Vorwurf trifft vor Allem die Kritik, welche, von dem ästhetischen Standpunkte der ältern Hegel'schen Schule aus, Rötscher über die „Wahlverwandtschaften" im zweiten Hefte seiner „Abhandlungen zur Philosophie der Kunst" gegeben hat. Bald genug hat indeß der tiefere Geist derselben Philosophie, wenn auch vielleicht im Widerspruch mit dem Buchstaben des Meisters, welcher bekanntlich für seine Person von einem mit dem menschlichen Gesetze der Ehe gleich oder höher berechtigten göttlichen Gesetze der Liebe nie etwas hat wissen wollen, einen andern Anhänger dieser Philosophie (L. Bouman in einer gehaltreichen und interessanten Beurtheilung des Rötscher'schen Buches in den berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik") dazu angeregt, sich dieses ungeschriebenen göttlichen Gesetzes gegen den einseitigen Vertreter des menschlichen Rechts der Ehe anzunehmen und den tragischen Kampf beider Mächte als wahren Inhalt des solchergestalt nach zwei Seiten hin misverstandenen Romans aufzuzeigen. Es wendet nämlich Bouman auf dieses Werk die nämliche Betrachtungsweise an, welche wie Hegel, uns unabhängig von ihm, wiewol später, auch Solger auf Tragödien wie die „Eumeniden" des Äschylus und die „Antigone" des Sophokles mit unzweideutigem Erfolge haben anwenden sehen. Die Begriffe der Ehe und der Liebe werden unter seinen Händen, oder werden, nach ihm, unter den Händen des Dichters der „Wahlverwandtschaften" gleichsam zu göttlichen Wesen, welche untereinander in einem ähnlichen Kampfe begriffen sind wie dort die heitern Olympier in der Person des Phoibos Apollon mit den Töchtern der Nacht, den Erinnyen, oder wie in der „Antigone" das menschliche Recht des Staates mit jener Dike, welche, „den unterirdischen Göttern beigesellt", das göttliche Recht des Familienbandes wahrt. Das individueller motivirte Interesse, welches in der modernen Dichtung, im Gegensatze jener antiken, die Persönlichkeit der Handelnden für sich in Anspruch nimmt, erscheint in dieser Betrachtungsweise demnach jenem Allgemeinern untergeordnet und die Dichtung wird eben dadurch recht eigentlich zur Tragödie, daß die Persönlichkeit der Handelnden, statt, wie in andern Romandichtungen, welche mehr den epischen Charakter tragen, für sich selbst der letzte oder eigentliche Gegenstand, das Endziel der künstlerischen Darstellung zu sein, vielmehr nur als der Träger

eines Pathos erscheint, welches nicht als ihre eigene That, sondern als die That jener höhern untereinander im Kampf begriffenen Mächte sie, sei es dem Untergange, oder der Verklärung durch jene höhern Gewalten entgegenführt.

In diesem Sinne nun, den auch wir für den allein richtigen, allein den sittlichen Inhalt der Dichtung erschöpfenden halten, die Dichtung noch einmal durchzugehen, kann nicht unsere Absicht sein. Wir verweisen in diesem Bezug auf jene Abhandlung und heben nur im Vorbeigehen einen Punkt aus, in welchem wir uns zwar vielleicht mit dem Sinne, aber nicht mit dem Ausdrucke des Verf. ganz einverstehen können. Durch die an sich vollkommen gerechte Opposition gegen Rötscher hat sich Hr. Boumann verleiten lassen, nach der entgegengesetzten Seite einige Schritte zu weit zu gehen und das Recht, welches jener ausschließlich nur dem bestehenden Ehebunde hatte vindiciren wollen, etwas zu einseitig den Liebenden zurückzugeben. Daß er Eduard's Charakter gegen Rötscher's Angriffe in Schutz nimmt, kann sicher nur gebilligt werden, aber minder möchten wir es billigen, wenn er dies auf Charlottens Unkosten thut, welche er uns als ein blos verständiges, des höhern Sinnes, der tiefern Gemüthsanlage entbehrendes Weib schildern will. Ob vielleicht der Dichter selbst in gewissem Sinne dieses Misverständniß und auch das entgegengesetzte in Bezug auf den Charakter Eduard's verschuldet haben mag, ist eine Frage, die wir jetzt noch nicht beantworten können; daß es aber seine Absicht nicht gewesen sein kann, den Charakter Charlottens so, wie sein Kritiker es thut, in Schatten zu stellen, dies wird am klarsten dann einleuchten, wenn man den vorliegenden Roman in seinem Verhältnisse zu andern Goethe'schen Dichtungen betrachten will. Offenbar gehört Charlotte einer Reihe von Frauengestalten an, die, von der Elisabeth im „Götz von Berlichingen" an, welche der Zeit nach die erste unter ihnen ist, mit wenigen Unterbrechungen sich durch sämmtliche Hauptwerke des Dichters hindurchzieht und in der Gestalt der Iphigenie ihren Gipfelpunkt erreicht. Es wird diese Reihe von ihm ganz mit derselben und durchaus nicht mit geringerer Gunst behandelt wie die gegenüberstehende Reihe der unbewußt empfindenden, tief innigen und meist zu Leiden und Schmerz vorausbestimmten Frauen, welche mit der Marie in dem obengenannten Trauerspiele anhebt und in der Gestalt der Mignon zwar nicht ihre höchste, aber jedenfalls ihre charakteristische Ausprägung erhalten hat. Der Gegensatz zwischen Charlotte und Ottilie ist nun wesentlich derselbe wie dort der Gegensatz zwischen Elisabeth und Marie, und so wenig man dort von dem jugendlichen Dichter die kränkelnde Marie vor der gesunden Elisabeth bevorzugt findet, so wenig wird man es der gereiften Weisheit des Greisen zutrauen wollen, daß es Absicht und Intention bei ihm gewesen sei, die selbstbewußte, kerngesunde Frauentugend einer Charlotte vor der unbewußten, mit dem Keime des Todes behafteten Tiefe des weiblichen Gemüths einer Ottilie geradezu und ohne Weiteres zu Schanden zu machen. Dies letztere aber liege, wenn nicht in dem Sinne, so jedenfalls in den Worten unsers Kritikers. Er geht so weit, die zwischen Eduard und Charlotte bestehende Ehe als eine unsittliche zu bezeichnen; ein, wie es scheint, durchaus unstatthafter Ausdruck, der, wenn man ihn in seiner eigentlichen Strenge nehmen wollte, den tragischen Sinn der Katastrophe des Romans, um welchem es doch Hrn. Boumann wesentlich zu thun ist, zerstören würde. Es würde nämlich dann folgen, was der wackere Kritiker unmöglich kann meinen wollen, daß jene Ehe, der Liebe Eduard's und Ottiliens gegenüber, aus welcher allein für Ersteren eine wahrhaft sittliche Ehe hervorgehen konnte, im Grunde ohne höhere Berechtigung sei; die Scheidung wäre als erlaubt, ja als geboten zu betrachten, und Ottilie und Eduard fallen als Opfer nicht einer erhabenen sittlichen Nothwendigkeit, sondern des Eigensinns der Gattin Eduard's, welche in die Scheidung nicht zur rechten Zeit willigen wollte. Somit wäre die Ansicht des Romans fast wieder auf den nämlichen Punkt zurückgeführt, auf dem wir dieselbe bei der Menge antreffen, welche gegen ihn den Vorwurf der Unsittlichkeit erhebt. Denn ob wir eine, ohne eigentliche Liebe eingegangene Ehe, die einer später erwachten Liebe nicht weichen will, unsittlich schelten, oder sie für dergestalt gleichgiltig erachten, daß ihre Verletzung oder Auflösung da, wo sie durch einen über das bestehende Band hinausgehenden, unwiderstehlichen Trieb des Herzens herbeigeführt wird, nichts zu bedeuten habe, dies kommt doch wol ziemlich auf Eins hinaus. Das Misverständniß scheint dadurch verschuldet, daß Hr. Boumann die Berechtigung, welche einer Liebe wie Ottiliens und Eduard's unstreitig zukommt, um jeden Preis in den Begriff der Sittlichkeit hat einschließen wollen. Aber warum will er sich nicht lieber eingestehen, daß dieser Begriff, wenn er so gefaßt wird, wie ihn nicht nur der gewöhnliche Sprachgebrauch, sondern wie ihn auch mit gründlicher und scharfer Einsicht wissenschaftlicher Denker, z. B. Hegel in seiner Rechtsphilosophie, gefaßt und umschrieben haben, zu arm ist, um die Phänomene aus jener tiefern Region des Geistes, in welcher die eigentliche Liebe ihren Sitz hat, in sich aufzunehmen und in der ewigen Ordnung der Dinge ihnen die Stelle, auf die sie Anspruch machen können, anzuweisen? Die Sittlichkeit gehört, wie es Hegel richtig bezeichnet hat, dem objectiven Geiste, also immer noch dem endlichen, dem irdischen Dasein des Geistes an; die Liebe aber, wie sie Goethe und nach ihm auch Boumann faßt, kann nur als eine Erscheinung des ewigen oder absoluten Geistes betrachtet werden. Sie fällt insofern unter gleichen Gesichtspunkt mit der Kunst, von der wir ja gleichfalls wissen, daß sie Orte, welchen der Genius zu ihrem Palaste geadelt hat, in einen tragischen Conflict mit der bestehenden sittlichen Ordnung der Dinge in der äußern Wirklichkeit bringen kann. Nicht, als ob nicht auch jene höhere Welt als unter Gesetzen stehend gedacht werden müßte, die man, insofern auch sie den Gott des Individuums anbeten und seinem Thun und Lassen eine Richtschnur vorzeichnet, immerhin gleichfalls sittliche nennen mag. Diese Gesetze nun kann Sophokles meinen, wenn er seine Antigone

dem Antos gegenüber, auf ungeschriebene, unwandelbare Gesetze der Götter sich berufen läßt, die kein Sterblicher übertreten dürfe, die nicht von heute und gestern, sondern von Ewigkeit seien und deren Ursprung Niemand kenne*), oder wenn er aus dem Munde des Chores im „König Ödipus" von erhabenen, durch den himmlischen Äther gezeugten Gesetzen spricht, deren Vater nur der Olympos sei, die nicht die sterbliche Natur der Menschen geboren habe und keine Vergessenheit je begraben werde. Eben darum aber, weil jene Gesetze nicht von dieser Welt sind, nicht die irdische und sterbliche, sondern wesentlich die ewige Natur des Menschen zum Gegenstande haben, eben darum dürfen sie nicht mit Dem, was wir im engern und eigentlichen Sinne Sittlichkeit nennen, verwechselt werden. Eine Beziehung waltet zwischen beiden ob, aber diese Beziehung ist nicht unmittelbare Einerleiheit; die objective oder irdische Sittlichkeit bildet für das Individuum als solches, so lange es der Außenwelt, der irdischen Ordnung der Dinge angehört, allerdings die Basis der höhern oder absoluten Sittlichkeit; aber eben damit, daß das auf diese Basis Begründete über seine Grundlage hinausreicht, ist auch die Möglichkeit eines Gegensatzes, eines Kampfes zwischen den Mächten beider Sphären gesetzt. Den Mächten der irdischen, äußerlichen Sittlichkeit gehört die Welt der diesseitigen Wirklichkeit des Geistes; ihr Gesetz wird ungestraft von keinem Sterblichen verletzt, und wen die Mächte, die in einer höhern Welt gebieten, zu einer solchen Verletzung angereizt haben, den können diese Mächte sich selbst und der Welt dieser höhern, innerlichen Sittlichkeit nur dadurch retten, daß sie sein irdisches Dasein den sittlichen Gewalten des Diesseits zum Opfer fallen lassen. Daß dies in der That der Gesichtspunkt ist, den der Dichter der „Wahlverwandtschaften", wenn nicht im begreifenden, doch im anschauenden Bewußtsein gefaßt und zum leitenden seines Werkes erhoben hatte: dies zu beweisen, bedarf es wol kaum noch des ausdrücklichen Hinblicks auf das Jenseits, auf ein dereinstiges Erwachen der im gemeinschaftlichen Grabe ruhenden Liebenden, mit welchem, ganz gegen die sonstige Sitte des Dichters, der bekanntlich nur ungern seinen Blick über die diesseitige Wirklichkeit hinauszurichten wagte, diese Dichtung beschlossen wird. Auch ohne diesen Vorgriff in eine nachirdische Zukunft würde die Darstellung selbst an jedem einzelnen Punkte auf das lauteste dafür zeugen, wie ihm sowol die Ehe Eduard's und Charlottens, als auch die Liebe Eduard's und Ottiliens, jede in ganz gleichem Maße, wiewol beide in verschiedener Weise, für ein Unantastbares und Heiliges gilt, und wie er die Lösung dieses sittlichen Dilemma nur darin findet, daß Eduard mit Charlotten durch das Gesetz der irdischen Sittlichkeit, vor welchem kein Ansehen der Person, sondern nur die Allgemeinheit des Begriffs gilt, für diese Welt, mit Ottilie aber durch ein geheimnißvolles göttliches Gesetz, in dessen Mysterium auch das einzelne, individuelle Selbst, welches vor der Strenge des irdischen Gesetzes als werthlos zu verschwinden schien, seine höhere Weihe und Wiedergeburt findet, für die Ewigkeit vereinigt ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Auch der Conflict in der Antigone wird nicht richtig verstanden, wenn man die streitenden Mächte nur als die Geister des Staats und der Familie faßt und also beide, um uns des Hegel'schen Ausdrucks zu bedienen, nur dem Gebiete des objectiven Geistes angehören läßt. Daß dem nicht so sei, darauf sollte schon der Umstand hinweisen, daß die Heldin der Tragödie eine Pflicht nicht gegen den lebenden, sondern gegen den todten Bruder erfüllt. Recht bezeichnend bezeichnet der Dichter allenthalben diese Pflicht nicht als eine Pflicht der einfachen Familienpietät, sondern als Religionspflicht, — als eine Pflicht, der sich Antigone unterzieht, „weil längere der Zeitraum ist, in welchem sie den Mächten des Jenseits zu gefallen trachten muß, als in welchem den Mächten des Diesseits".

Predigerbiographien.

1. Hilmar Ernst Rauschenbusch, in seinem Leben und Wirken dargestellt durch handschriftliche Familiennachrichten, herausgegeben von W. Leipoldt. Barmen, Steinhaus. 1840. 8. ⅓ Thlr.
2. Rückblicke auf Amt und Leben. Vom Pfarrer Eusebius Montanus. Breslau, Korn. 1840. 8. ¼ Thlr.

Gutgeschriebene Biographien evangelischer Geistlichen können auch für einen größern Kreis von Lesern, als der ist, welcher vielleicht den Geschilderten aus unmittelbarer Nähe kannte, von Interesse und von nachhaltiger Wirkung sein. Überdies begünstigt die Zeit und eine regere Theilnahme an den kirchlichen Angelegenheiten unstreitig eine solche biographische Richtung, wenn auch gerade die beschriebenen Männer, wie z. B. der Kirchenrath Dittenberger in Heidelberg*), nicht durch ausgezeichnete Schicksale und hervorstechende Verwickelungen in allerlei Welthändel bekannt geworden sind. Zu der Classe solcher Bücher tragen wir im Allgemeinen kein Bedenken, die Biographie Rauschenbusch's, der am 10. Juni 1815 als Prediger der evangelisch-lutherischen Gemeinde Elberfeld berufen ist, zu rechnen. Dieser fromme Mann war 24 Jahre im Predigtamte gewesen, 19 Jahre zu Bünde, einer kleinen Stadt im Ravensbergischen, und 25 Jahre in Elberfeld, sein Leben war durchaus nicht reich an äußern Veränderungen gewesen, es hatte sich vielmehr ganz in den gewöhnlichen Kreisen häuslicher und kirchlicher Zustände bewegt, aber es ist das eines tüchtigen Predigers und unermüdeten Seelsorgers gewesen und daher in Segen und Liebe bei den Bewohnern des Wupperthals geblieben, was allerdings für manche Leser dieses Artikels ein etwas zweideutiges Lob sein dürfte. Denn die Prediger des Wupperthals, meist angesehene, wohlhäbige, oft reiche Leute, üben eine große Gewalt über die Gemüther ihrer Gemeindeglieder, ihre Predigtweise hat einen sehr eigenthümlichen, pietistischen Charakter, sie sind nicht selten, wie z. B. Krummacher, unduldsam und fast allen erlaubten Vergnügungen abhold. Nun finden wir allerdings in dem Bilde des Pastors Rauschenbusch manche Züge wieder, die wir vor Jahren selbst bei den Geistlichen aus dem Wupperthale wahrzunehmen Gelegenheit hatten, aber es sind fast nur die guten und echt christlichen Eigenschaften, allerdings nicht ohne einige Schroffheit und Unduldsamkeit in an sich unwesentlichen Dingen. Rauschenbusch erscheint in dieser Schrift seines Schülers und Amtsnachfolgers, die durchaus aus handschriftlichen Mittheilungen seiner Familie entstanden ist, als ein für sein Amt hochbegeisterter Mann, als ein ausgezeichneter Prediger, als ein vortrefflicher Seelsorger, unermüdet im Beichtstuhl, in den Unterrichtsstunden, bei der Confirmation, kräftig eifernd gegen Unsittlichkeit und Verführung, mit einem Worte, als ein Mann, dessen Hauptcharakter der ununterbrochene Um-

*) Einen Artikel über dessen Selbstbiographie gaben wir in Nr. 214 d. Bl. f. 1838. D. Red.

ganz mit dem Herrn war. Dadurch ist er auch als Gatte, als Familienhaupt, als Vater, als Unterstützer der Waisen und Nothleidenden höchst achtungswürdig, es fehlt nicht an wahrhaft patriarchalischen Zügen, an Beweisen von Festigkeit und christlicher Resignation bei den Todesfällen geliebter Kinder, und wir brauchen nicht zu fürchten, daß die große Verehrung eines Theils gegen ihn der Wahrheit zu nahe getreten sei. Rauschenbusch besaß eine gute classische, historische und philosophische Bildung, und wenn er im Drange amtlicher Beschäftigungen diese Studien nicht nach Wunsche fortsetzen konnte, so hat er sie doch nicht verachtet oder christliche Menschen nicht blos auf die Lectüre von Erbauungsschriften beschränkt. Freilich wollte er unter Anderm nichts von Herder's Werken wissen und sagte, man habe Herder im Reiche Gottes eigentlich nicht gekannt, denn seine theologischen Werke wären theils zu trocken, theils zu verständig. Ein sonderbarer Ausspruch! Rauschenbusch über Herder! Man kann doch nicht umhin, den Erstern hier einiger Beschränktheit im Urtheil zu zeihen, da die Gemeinde, die sich Herder durch Schrift und Wort in ganz Deutschland gegründet hat, doch wol ansehnlicher ist als die in Bünde und im Wupperthale. Aller Aufklärung im Sinne des Rationalismus oder Mrologie war natürlich Rauschenbusch abhold, aber er war kein vollendeter Pietist in der gewöhnlichen Bedeutung dieses Worts, denn er war z. B. für die Herrnhuter keineswegs sehr eingenommen, er ließ nicht gern Jung-Stillings Volksbuch lesen und Lavater's Bücher hielt er für nicht recht christlich. In manchen Dingen vermochte er sich der pietistischen Farbe nicht ganz zu entäußern, wie in seiner Eingabe gegen die Errichtung eines Schauspielhauses in Elberfeld und in seinen strengen Grundsätzen über die Theilnahme an öffentlichen Vergnügungen, von der sich nicht nur die Prediger (wo er allerdings in vieler Beziehung Recht hatte), sondern auch alle wahren Christen von selbst ausschließen sollten. Solche Grundsätze zeugen entweder von großer Anmaßlichkeit oder von arger Kopfhängerei, die nur zu oft zur Unwahrheit und Heuchelei führt, die dann freilich wieder den Predigern ein reiches Feld für Straf- und Bußsermone darbietet.

Das Schwächste im ganzen Buche sind unstreitig die Lieder, die von Rauschenbusch und Andern hier mitgetheilt sind. Wir lesen, daß Rauschenbusch ein großer Freund guter geistlicher Lieder gewesen, und daß ihm aus einem alten, gesalbten Kirchenliede stets neues Leben zugeströmt sei, aber die hier gegebenen Proben seiner eigenen Lieder oder die Verse, welche als seine Lieblingsverse gelten sollen, sind gar nicht ansprechend, denn es fehlt ihnen durchaus alles poetische Leben, sie sind matt, wässerig und in einem spielenden, herrnhutischen Tone abgefaßt. Der Herausgeber, der selbst gut schreibt und durch historische Übersichten, wie über die Theologie in der letztern Hälfte des vorigen Jahrhunderts und über das Wuppertheal im J. 1790, sich ein Verdienst um die Biographie Rauschenbusch's erworben hat, mußte in Aufnahme solcher Verse strenger sein. Die göttinger Professoren Pättler, Hellmann und Dories haben auf dieser Universität nie existirt, wol aber Pättler, Hollmann und Dörries.

Von Nr. 2 ist nicht viel zu sagen. Der Pfarrer Eusebius ist kein so bedeutender Mensch als Rauschenbusch war, er ist durch viele Mühen und Entbehrungen in das Predigtamt gekommen und hat dasselbe unstreitig im christlichen Sinne verwaltet. Er beschreibt uns seine Schul- und Universitätszeit (in Königsberg nennt er den bekannten Historiker Hüllmann fälschlich Hüsemann), seine Zeit als Hauslehrer, sein Leben auf drei Pfarrstellen, erzählt von seiner Frau, seinen Kindern, seiner Gemeinde und läßt sich ziemlich die Hälfte des Buchs hindurch über allerhand allgemeinere theologische Gegenstände vernehmen. Dahin gehören Synoden, Bractätchengesellschaften, Separatisten, Mlatherianer, Union, Agende, Zehnten, katholische Umtriebe, Pietisten und Mucker u. dergl.; alles zeitgemäße Gegenstände, die von Hrn. Eusebius gewiß oft in theologischen Conventen mit seinen Amtsbrüdern besprochen worden sind, aber für unterrichtete Leser in dieser Gestalt nur wenig Anziehendes haben können. H.

Notizen.

Die Cypressen der Sultanin im Generalife zu Granada.

Dr. James Macgillivray, der vor kurzem aus Spanien nach England zurückgekehrt ist, berichtet, daß die schon zur Zeit der maurischen Herrschaft berühmten zwei Cypressen in dem Generalife bei dem Alhambra zu Granada noch jetzt vorhanden sind. Ihre ungemeine Größe und ihr ehrwürdiges Ansehen bekunden ihr Alter. Sie heißen nach einer, die Gemahlin Boabdil's, des letzten maurischen Fürsten von Granada, betreffenden Erzählung die Cypressen der Sultanin. Der angedeutete Vorfall steht in Verbindung mit der Geschichte der Abenceragen und andern romantischen Begebenheiten aus den letzten Tagen der Herrschaft des Islams in Spanien und wird in vielen alten spanischen Balladen und Sagen berührt. Dieses historische Interesse jener Bäume hat bei den meisten Reisenden die rein physiologische Untersuchung ihres hohen Alters überwogen. Die Erzählung von der Zusammenkunft der Gemahlin Boabdil's mit Hamet bei den großen Cypressen in diesem Garten, mag sie auf Wahrheit oder Dichtung beruhen, kann, da sie in verhältnißmäßig späten Chroniken vorkommt, das Alter der in den ältesten Überlieferungen erwähnten Bäume nicht bestimmen. Sie sind wenigstens 500 Jahre alt, und der Umstand, daß der Hügel, auf welchem sie stehen, zur Zeit, als der Boden bebaut ward, mit Wald bedeckt war, scheint dasselbe noch weiter hinaufzurücken. Außer den Cypressen finden sich daselbst noch andere sehr alte Bäume, namentlich ein großer Weinstock, an welchen sich gleichfalls sagenhafte Erzählungen knüpfen. Das Generalife, im Arabischen das Haus der Lust benannt, war bekanntlich der Sommeraufenthalt der Könige von Granada, sehr malerisch auf einem Alhambra gegenüberliegenden Hügel gelegen.

Dr. Morton gibt den innern Umfang der Hirnschale bei verschiedenen Racen des Menschengeschlechts folgendermaßen an:

Race:	Zahl der untersuchten Schädel:	Umfang nach Cubikzollen: mittlerer	größter	geringster
Kaukasische	52	87	109	75
Mongolische	10	83	93	69
Malayische	18	81	89	64
Amerikanische	147	80	100	60
Äthiopische	29	78	94	65

Statistik der während der Jahre 1834 bis mit 1840 im Charing Cross Hospital zur Behandlung gekommenen Unglücksfälle: Verletzungen durch Herabfallen vom Gerüsten, Leitern, Häusern, Schiffen, Stockwerken, Treppen, Fenstern, oder durch Hinabfallen in Keller, durch Fallthüren ꝛc. 917; durch Einstürzen von Erdhöhlungen, Gebäuden, Schornsteinen, Balken, Steinen und schweren Lasten ꝛc. 461; von Dampfmaschinen, Mühlwerken und andern Maschinerien 49; durch Fuhrwerk und Pferde 794; durch Brand, siedendes Wasser, geschmolzenes Metall und Pulverexplosionen ꝛc. 411; zufällige Verletzung, Unterbrechung der Lebensthätigkeit, Genuß schädlicher Gegenstände, Einathmen schlechter Gase ꝛc. 46; Hunde- und Katzenbisse ꝛc. 146; persönliche Verletzungen, schwere Schläge, Stöße, Stiche ꝛc. 893; versuchter Selbstmord durch Verblutung von Wunden, Gift, Erstickung, Schuß ꝛc.; Verletzungen durch entsprungenes Glas oder Porzellanflaschen, Fallen, Entzündungen, Anheben von Gewichten und unpassendem Gebrauch schneidender Werkzeuge ꝛc. 3263; Schlag, Epilepsie ꝛc. 91; Brüche ꝛc. 95. Summa 7245.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 68. — 9. März 1841.

Über Goethe's Wahlverwandtschaften und ihre neuesten Beurtheilungen.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 67.)

So viel nun haben auch wir noch, nachträglich und früher Verhandeltes ergänzend oder berichtigend, über diejenige Seite des Werkes bemerken wollen, welche bisher fast ausschließlich den Gegenstand kritischer Betrachtung gebildet hat, über die Seite des Inhalts nach dessen allgemeinern, intellectuellen und sittlichen Beziehungen. Nicht hierin jedoch liegt der eigentliche Zweck der gegenwärtigen Abhandlung. Wir beabsichtigen vielmehr die Dichtung noch von einer andern, bisher minder beachtet gebliebenen Seite in Betrachtung zu ziehen, nämlich von der Seite ihrer Kunstform oder dichterischen Behandlung. Dieser hat man bisher meist ganz im Allgemeinen, auch da selbst, wo man gegen den Inhalt einen Tadel aussprechen zu müssen meinte, freigebig genug die Prädicate der höchsten Vortrefflichkeit, ja der classischen Vollendung ertheilt, und auch jene neuesten Besprechungen des Inhalts, auf welche wir im Obigen Bezug nahmen, sind oder scheinen so sehr auf die Voraussetzung der Tadellosigkeit des Werks in diesem Bezuge gebaut, daß sie es nicht einmal der Mühe werth achten, dieselbe ausdrücklich in Frage zu stellen. Nichtsdestoweniger liegt gerade auf dem Standpunkte, auf welchen uns diese Beurtheilungen gestellt haben, eine Frage sehr nahe, von welcher man sich, sie von keiner derselben nicht nur beantwortet, sondern auch nicht aufgeworfen zu sehen, mehr noch verwundern würde, wenn man nicht von der kritischen Schule, von welcher diese Beurtheilungen ausgegangen sind, schon gewohnt wäre, die Seite der Form in der Kunst einigermaßen, und vielleicht mehr als billig, gegen die Seite des Inhalts vernachlässigt zu finden. Die Frage nämlich, welche wir meinen, ist folgende. Wenn der Inhalt der Dichtung ein wesentlich tragischer ist: wie verhält sich der Begriff dieses Inhalts zu der Form des Romans oder der poetischen Erzählung, in welche wir hier diesen Inhalt gekleidet sehen? Bekanntlich hat der Begriff, hat die Idee des Tragischen sich die ihm eigenthümlich gemäße Kunstform in der Form der dramatischen Poesie, der Tragödie gebildet: wie geht es zu, oder wie läßt es sich rechtfertigen, wenn uns hier, so vielen angeblichen Tragödien gegenüber, welchen nur nach ihrer Form, aber nicht auch nach ihrem Inhalte dieser Namen zukommt, ein Werk entgegentritt, welches nur dem Inhalte, aber nicht auch der Form nach eine Tragödie ist? Bei dem einfachen Ausspruche Solger's *), daß „alle heutige Kunst auf dem Roman beruhe", und daß „der Gipfel der heutigen Kunst der tragische Roman sei", wird man sich wol nicht beruhigen wollen, so wahr oder so tief geschöpft man denselben immerhin finden mag. Jedenfalls muß eine Kritik, welche mit dem Bewußtsein der Aufgaben einer wissenschaftlichen Ästhetik an ihr Geschäft geht, in dem gedachten Verhältnisse des Inhalts zur Form unserer Dichtung ein Problem erblicken, welches sie nur durch genaues Eingehen in die Bedeutung der verschiedenen Kunst- und Dichtungsformen zu lösen vermag.

Wir gestehen, daß wir, abgesehen von dem allgemeinern kunstwissenschaftlichen Interesse, welches das erwähnte Problem unstreitig darbietet, dasselbe für die Kritik des vorliegenden Romans um so gewichtiger achten, als es mit allerhand Bedenklichkeiten zusammentrifft, deren wir uns bei aller Anerkennung des sittlichen Adels und der Geistestiefe dieses Werkes nie haben ganz erwehren können. Von jeher, seitdem Ref. sich für Eindrücke dieser Art empfänglich weiß, hat dasselbe ihn zwar auf eine Weise in Anspruch genommen wie kaum irgend ein anderes Dichterwerk; aber mehr auf die Weise eines wirklichen Lebensereignisses oder einer zur innersten, selbsteigenen Lebenserfahrung gewordenen Weisheitslehre als auf die Weise eigentlicher Poesie und Kunst. An dem düstern Charakter des Inhalts allein kann es nicht liegen, denn wie ginge es denn zu, daß Tragödien von noch weit grausenvollerm Inhalte, wie Shakspeare's „Lear", „Othello" und „Macbeth", den wahren und vollen Eindruck der Poesie hervorrufen? — aber dennoch haben wir uns stets einigermaßen versucht gefühlt, auf die „Wahlverwandtschaften", wenn auch in höherer Potenz, das anzuwenden, was Goethe selbst (Werke Bd. 26, S. 215) von der englischen Poesie des 18. Jahrhunderts sagt, daß „ein großer, tüchtiger, weltgeübter Verstand, ein tiefes, zartes Gemüth,

*) Vergl. die von dem Dichter selbst mit so gerechter Auszeichnung aufgenommenen Bemerkungen Solger's über unsern Roman in Solger's „Nachgelassene Schriften", Bd. 1, S. 175 fg.

ein vortreffliches Wollen, ein leidenschaftliches Wirken, die herrlichsten Eigenschaften, die man von geistreichen, gebildeten Menschen rühmen kann", daß alles dies zusammengenommen noch keinen Poeten, noch kein eigentliches Dichterwerk macht. Was der sonveogleichliche Hevse wahrer Poesie dort als Kennzeichen seines Handwerks angibt, daß sie „als ein weltliches Evangelium, durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von den irdischen Lasten zu befreien wisse, die auf uns drücken", daß sie „wie ein Luftballon uns mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen hebe und die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspective vor uns entwickelt daliegen lasse": das, wir bekennen es, scheint er selbst uns in den „Wahlverwandtschaften" nur unvollkommen erreicht zu haben. Wir fühlen uns in diesem Werke, statt in den reinen Äther der Poesie, in eine schwüle und gedrückte Atmosphäre versetzt, und so tief und so mächtig auch der Eindruck ist, den wir von ihm empfangen, so müssen wir denselben doch, bei aufrichtiger Selbstprüfung, als einen mehr stoffartigen bezeichnen. Es ist ein stoffartiger allerdings der edelsten und erhabensten Art, aber doch ein wesentlich verschiedener von jenem Eindrucke, welchen die großen tragischen Dichterwerke der Alten und Shakspeare's, oder welchen Goethe's eigene Dichtungen sonst hervorzurufen pflegen. Nur im Einzelnen, besonders gegen das Ende hin fühlen wir uns hin und wieder von aufstrahlenden Blitzen eigentlicher Poesie durchzuckt, aber das Ganze, sowie auch die meisten Einzelnheiten ergreifen uns in einer Weise, die wir, je inniger und nachhaltiger diese Wirkung ist, desto weniger von der Weise zu unterscheiden wissen, in welcher Personen und Begebenheiten gleicher Art, wenn sie in der Wirklichkeit des Lebens uns begegneten, uns in Anspruch nehmen würden.

Darf nun Ref. diesen Eindruck, dessen er für seine Person sich bewußt ist und längst zuvor sich bewußt war, ehe er dafür die Erklärung gefunden zu haben glauben konnte — darf er ihn für einen nicht blos zufällig subjectiven ansprechen, und wenigstens so viel vermag er hinzuzusetzen, daß er in Andern, denen er Gefühl für wahre Poesie zuzutrauen Ursache hat, denselben Eindruck mehrfach wiederfand *): — so wird man es natürlich finden, wenn er denselben zu dem vorhin ausgesprochenen Probleme in einen Bezug zu bringen wagt. Er findet darin einen Grund, es vorläufig wenigstens als problematisch stehen zu lassen und einer weitern Untersuchung anheimzugeben, ob die Form der poetischen Erzählung die angemessene für einen hochtragischen Inhalt sein könne. Er findet sich, dies zu thun, um so mehr veranlaßt, je weniger es ihm, die Angemessenheit jener Form einmal zugestanden, hat gelingen wollen, in dem Nähern der künstlerischen Behandlungsweise dieses Romans die Ursache des Mangels der eigentlich poetischen Befriedigung, die er gewährt, zu entdecken. Die Meisterschaft in der Behandlung der Sprache und der Kunst des Erzählens ist anerkannt; die „Wahlverwandtschaften" pflegen, was diese betrifft, allgemein den vollendetsten Werken, welche diese Kunstgattung aufzuweisen hat, an die Seite gestellt zu werden. Wir pflichten diesem Lobe im Ganzen bei, nur etwa mit der Einschränkung, daß uns die Erzählung nicht ganz den Charakter des leichten epischen Flusses und der sanften Gleichmäßigkeit einer leicht gehobenen Bewegung zu tragen scheint, welcher z. B. in „Wilhelm Meister's Lehrjahren" so bewundernswürdig getroffen ist. Die Darstellung der „Wahlverwandtschaften" gibt der Darstellung des letztgenannten Romanes an Kunst gewiß nichts nach; aber die Kunst, die darauf verwandte Mühe ist sichtbarer und fühlbarer, nicht so, wie dort, in den Schein der Kunstlosigkeit eingehüllt. Was aber die zahlreiche Menge der eingeflochtenen Reflexionen und das bis ins Kleinste ausgeführte Detail der äußern Umgebungen und Lebensgewohnheiten betrifft, so bleibt Ref. sehr geneigt, Solger beizupflichten, welcher sich von alle diesem „kein Jota will rauben lassen". Denn sowol die einen als die andern bilden, so zu sagen, die elementarische Grundlage oder den Lebensstoff für die handelnden Personen und für die Handlung selbst. Durch die erstern werden wir in die geistige Lebenssphäre gerückt, in welcher eine solche Handlung, eine solche Begebenheit, die in jeder geistig geringern Sphäre der Vorwurf der Unnatur getroffen hätte, allein möglich war; die letztern dienen, wie der eben genannte Philosoph feinsinnig bemerkt hat, den tragischen Sinn des Ganzen zu heben, indem sie die gewaltsame Umkehr des Schicksals und der innern Zustände der handelnden Personen mit der gleichmäßigen Stetigkeit des äußern Daseins und ihrer eigenen beharrenden Eigenthümlichkeit, welche sich in der Form ihres Daseins ihren Ausdruck gegeben hat, in Contrast stellen. Dennoch bleibt es uns auch hier empfindlich, wie bei aller tiefsinnigen, nie genug zu bewundernden Kunst der Behandlung auch dieses Beiwerk der Darstellung, sowol das geistige als das äußere oder körperliche, sich mehr, als es bei einer Darstellung von rein poetischem Charakter der Fall sein dürfte, von dem Haupthalte des Romans ablöst und gegen ihn verselbständigt. Sollten uns sowol die geistig betrachtenden, als die sinnlich schildernden Episoden aus Einem Gusse mit der Haupthandlung, wie sie es unstreitig sind, und als organische Glieder derselben überall und an jedem einzelnen Punkte auch wirklich erscheinen, so müßten uns beide mehr noch, als es dem Dichter die einmal gewählte Form der Darstellung verstattete, durch das Medium des Geistes und des Gemüths der handelnden Personen hindurch gezeigt werden; sie müßten, um es denn bestimmt auszusprechen, worauf uns, wie wir sehen, diese Erwägung von selbst hinzudrängen scheint, dramatischer gehalten sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Selbst Solger, dessen Bewunderung für das Werk man nach jenem ersten Aufsatze für eine fast unbedingte halten sollte, gesteht in einem spätern ein (a. a. O. S. 370), daß ihm „oft zu unheimlich dabei zu Muthe ist, um gern viel darin zu lesen".

Karl Frommel's pittoreskes Italien. Nach dessen Originalgemälden und Zeichnungen. Die Scenen aus dem Volksleben nach Zeichnungen von Catel, Gail, Goetzloff, Mosbrugger, Weller, Pinelli ꝛc. In Stahl gestochen in dem Atelier von K. Frommel und H. Winkles. Text für Oberitalien von W. v. Lüdemann; für Unteritalien von K. Witte. Mit Stahlstichen. Leipzig, Kollmann. 1840. Lex.-8. 11⅓ Thlr.

Absichtlich haben wir den Titel des vorliegenden Werkes in seiner ganzen Länge angegeben, um anzudeuten, daß an demselben sehr viele Geister und Hände thätig gewesen sind. Was von Frommel und den andern genannten Künstlern in Bildern von Italien und italienischem Leben dargestellt und durch den Stahlstich vervielfältigt war, das brachte ein kunstsinniger Verleger mit Auswahl in ein geschmackvolles Ganze und stattete es mit einem anziehenden Texte aus, zu welchem er nicht leicht passendere Bearbeiter hätte finden können. Der Kunst ist mithin hier der Vortritt eingeräumt und dem Text ursprünglich nur ein untergeordnetes Verhältniß angewiesen worden. Denn während gewöhnlich Abbildungen eine begleitende Zugabe von Reisebeschreibungen oder ähnlichen Werken sind, so stehen sie hier voran und geben dem Buche seinen Namen, welches dann den Text als Zugabe und gleichsam zur Ausstattung erhielt. Ehe wir jedoch zeigen, wie dieser sich von seiner Bestimmung emancipirte, wollen wir zuvor den artistischen Theil des Buches zur Betrachtung ziehen.

Der in unsern Tagen sehr verbreitete Stahlstich wird vorzugsweise von der Kunst und Industrie in Anspruch genommen, um die so beliebt gewordenen Darstellungen „malerischer Länder" zu liefern. Obgleich weniger für das Malerische der Landschaft als für das Architektonische geeignet, sucht er doch auch jenes zu leisten, was ihn häufig genug auf die gefährlichen Abwege der Manier und Übertreibung verführt hat. England ist hier mit seinem verlockenden Beispiele vorangegangen und Deutschland nicht im Rückstande geblieben, wie aus so vielen fabrikmäßig angefertigten illustrirten und andern Bilderwerken unserer Zeit zu ersehen ist. Dieser Tadel trifft jedoch die schönen Blätter des „Pittoresken Italiens" nicht. Wenn irgend ein Land, so ist Italien zu malerischen Darstellungen vor allen übrigen berufen und von jeher hat die Kunst diese ergiebige Quelle genugsam ausgebeutet. Trotz der Unzahl von Abbildungen aller Art aus dem vielgepriesenen Lande fehlte es jedoch immer noch an einer leicht zugänglichen Sammlung solcher, die uns das Schönste des Schönen, wenn auch nur in leichten Umrissen und kleinen Dimensionen, einigermaßen versinnlichen und aus beschränkter Andeutung, schwarz auf weiß, uns die Fülle der Gestaltungen und die Farbenpracht ahnen lassen, die dort einheimisch ist. Eine solche Sammlung verdanken wir jetzt Hrn. Frommel, einem ausgezeichneten Künstler, der seinen Ruhm als Landschafter längst durch den Pinsel und Grabstichel bewährt hat. Hat er sich nun hier zu seinen Zeichnungen des Stahlstichs bedient, so ist dies in der angemessensten Weise geschehen. Keine grellen Contraste von Licht und Schatten, keine schneidenden Härten, keine Wolken von der abenteuerlichsten Form, keine widersinnigen, wenngleich blendenden Reflexe, keine Effectjägerei, sondern überall eine verständige, ihrer Grenzen bewußte und dem Malerischen huldigende Technik! Was nun die Darstellungen selbst betrifft, so verrathen sie fast alle den Geist und Geschmack eines sinnigen Künstlers. Immer ist die Auffassung edel, charakteristisch und der Standpunkt höchst glücklich gewählt, um ein reiches Bild zu gewinnen, dessen Einzelnheiten niemals durch ein zu anmaßendes Hervortreten der Harmonie des Ganzen Abbruch thun. So erscheint die Architektur immer in landschaftlicher Umgebung und selten für sich, wie z. B. nur das Innere des mailänder Doms, der Hof im Palazzo del Podestà zu Florenz, der Marktplatz in Siena, ein Thor zu Amalfi und noch einiges Andere als vorzüglich zu malerischer Behandlung sich eignend hier dargestellt sind. Der Künstler hat vorzüglich dem Genius loci nachgestrebt und diesen auch meist glücklich erreicht. Leicht, aber sehr geistreich sind die Costume und Volksscenen behandelt, nur leider bei den wenigsten angegeben, von wem sie ursprünglich entworfen sind. Als einen großen Fehler, der aber die Bearbeiter des Textes und hauptsächlich Hrn. v. Lüdemann trifft, müssen wir noch rügen, daß sie, der eigentlichen Bestimmung des Buches ganz entgegen, auf die Bilder fast gar keine oder nur eine sehr geringe Rücksicht genommen haben. Meist begnügen sie sich mit der trockenen Note: „Hierzu ein Bild", oder „Vgl. das Blatt" u. s. w. Aber fast nirgend finden wir eine Angabe, von welchem Standpunkte das Bild aufgenommen worden, oder doch eine Bezeichnung der merkwürdigsten Gegenstände, die sich dem Beschauer darbieten, wodurch wenigstens der Nutzen des Buches sehr hätte vermehrt werden können. Etwas besser sind in dieser Hinsicht die Blätter zu Unteritalien bedacht worden.

Was nun den Text selbst betrifft, so konnte derselbe, aus zwei verschiedenen Federn stammend, wol nicht ein gleichartiges Ganze sein. Eines nur haben beide Bearbeiter gemein: die große Liebe, mit welcher sie ihrem Gegenstande sich hingegeben haben, und den allgemeinen Standpunkt, der keine Seite zu ausschließlich hervorhebt. Hr. v. Lüdemann scheint sich die Aufgabe gestellt zu haben, seinen Antheil so vollständig als möglich zu liefern und höchst gewissenhaft in seine Darstellung Alles aufzunehmen, was die geschilderte Gegend oder Stadt irgend merkwürdig oder interessant macht. Daß er sich hierbei nicht auf die durch den Stahlstich dargebotenen Punkte des Landes beschränkt, sondern über das Ganze umständlich verbreitet, versteht sich von selbst und ist dankenswerth. Aber für ein malerisches Italien, welches ja doch den Begriff eines Reisehandbuchs ausschließt, scheinen uns die vielen Details, die Hr. v. Lüdemann in seine Schilderungen häufig nicht sowol verflicht als eigentlich hineinpfropft, nicht ganz passend. Sein Autorgewissen (la conscience du voyageur) scheint ihn gedrängt zu haben, aller Orten die namhaftesten Kirchen, Paläste und Museen mit ihren vorzüglichsten Kunstschätzen zu erwähnen, was häufig zu einer trockenen Herzählung wird, an welcher kein Leser Gefallen finden kann. Der mit diesen Dingen nicht Bekannte wird dadurch gelangweilt und der Kunstkenner nicht befriedigt, der, wenn auch nur Kunstwerke und Künstlernamen im Vorbeigehen genannt werden sollen, immer noch sehr Vieles, mitunter selbst das Beste vermissen wird. Dabei fehlt es nicht an mancherlei kleinen, selbst grographischen Irrthümern und unrichtigen Angaben, deren Aufzählung uns hier zu weit führen würde. Überhaupt will es uns bedünken, als wären die Notizen des Verfassers wenigstens vor 10 oder 12 Jahren niedergeschrieben, weil jetzt so Manches sich anders verhält und Mancher nicht mehr unter den Lebenden sich befindet, den der Verf. als solchen noch anführt. Auch dürfte wol nicht Alles aus eigener Anschauung entnommen sein. Im Allgemeinen jedoch wird jeder unbefangene Kenner des schönen Landes Hrn. v. Lüdemann das Zeugniß nicht versagen, daß er, von dem wahrhaft Herrlichen und Großen Italiens innig durchdrungen, die empfangenen Eindrücke fast immer in einer sehr ansprechenden, ungeschminkten und edeln Weise wiedergibt. Zu den vielen gelungenen Partien des Buches rechnen wir namentlich die Reise durch die Riviera di Levante und Ponente, die Campagna di Roma und überhaupt Alles, wo ihn die großartig ernste oder südlich heitere Natur des Landes im Bunde mit den Geistern der Vergangenheit ergriffen hat. Schade, daß diesen Theil des Buches so viele, gar nicht angegebene Druckfehler und vorzüglich in den Eigennamen entstellen, deren Berichtigung selbst dem Kenner nicht immer leicht wird.

Von Hrn. v. Lüdemann entlassen, empfängt uns an der Schwelle Unteritaliens Hr. Witte, der das Amt des Cicerone ebenso meisterhaft als liebenswürdig auszuüben versteht. Man wird bald inne, daß man hier an einen Mann gerathen ist, der nach allen Seiten hin die vertrauteste Bekanntschaft mit dem

Lande besitzt, durch welches er uns begleitet. Leicht fühlt man heraus, daß er seines Stoffes vollkommen Herr ist und sich denselben durch und durch assimilirt hat. Daher gleicht seine Darstellung einem schönen Flusse, der in sanfter, ebenmäßiger Strömung sich zwischen malerischen Ufern gefällig hinbewegt. Mit einer leichten aber sichern Hand weiß Hr. Witte Land und Bewohner so geschickt und glücklich zu zeichnen, daß Alles klar und lebendig vor uns steht, und wenige Bogen (S. 403–574) an Ausbeute und Genuß mehr darbieten, als so mancher dickleibige Band. Ohne je dem Einzelnen mehr einzuräumen, als sein Verhältniß zum Ganzen gestattet, läßt er ihm doch sein Recht widerfahren, aber immer nur wie einer Ripienstimme, die nicht vorherrschend in den Accord verschmilzt. Allerdings hat der Verf. einige Mühe, auf so classischem Boden die reiche Fülle seiner Kenntnisse und Erfahrungen in Schranken zu halten, aber wo diese nur immer es gestatteten, belebt die Einstreuung ältester und alter geschichtlicher Reminiscenzen, wissenschaftlicher, artistischer und politischer Notizen, wie des heitern an Ort und Stelle Erlebten oder Vernommenen sehr glücklich den angenehmen Vortrag. Durch diesen wird der Weg so verkürzt, daß man, ehe man sich dessen versieht, am Ende ist und der Genuß, den man noch lange so fortdauernd gewünscht hätte, bereits ein Nachklang geworden ist, der lange noch wohlthätig im Gemüthe des Lesers forthallt.

Wir haben genug gesagt, um dem Publicum ein Werk zu empfehlen, welches, den äußern und innern Sinn gleich freundlich ansprechend, die unvergänglichen Reize des nie genug gefeierten Hesperiens in das schönste Licht stellt. Besonders sei es Lesern empfohlen, welche das Land nur aus den Schilderungen des berühmten Reisenden und Märtyrers kennen, dem unsere Literatur ein so gründliches Werk über die Flöhe Italiens verdankt. Sie werden inne werden, daß hier mehr zu sehen ist, als dbotischen Augen erscheint, und andere Eindrücke zu gewinnen sind als von den Saugstacheln der Insekten. Auch Italien hat seine Schattenseiten, gegen welche unsere Verfasser nicht blind sind, aber gar Manches davon fällt der Subjectivität des Reisenden und nicht dem Lande zur Last. Wer den Philister nicht zu Hause lassen kann, der lasse Italien unbesucht; wer aber noch die Bande der Alltäglichkeit abstreifen und sich für das ewig Große und Schöne begeistern kann, dem wird dieses malerische Italien ein köstlicher Vorgenuß und eine dringende Einladung zu dem Herrlichen sein, welches ihn jenseit der Alpen erwartet. 53.

Literarische Notiz.

Das „Edinburgh review" bringt eine haarscharfe und ausführliche Widerlegung der Goethe'schen „Farbenlehre", die wir genauer zu prüfen, abzuweisen oder zu bestätigen uns nicht für competent halten. Diese Widerlegung gründet sich auf die von Castlake besorgte und mit Noten versehene englische Übersetzung der Goethe'schen Theorie. Eine der stärksten Stellen ist diese: „Freilich kann eine Theorie, die nicht wahr ist, wenigstens sinnreich sein; sie kann sich auf schöne und neue Experimente stützen; sie kann sogar Gesetze von unleugbarer Evidenz umfassen, während sie selbst, abgesehen von ihren Stützen, falsch und eingebildet ist. Aber dies ist nicht der Charakter der Goethe'schen Speculationen. Seine Experimente sind lächerlich, seine Voraussetzungen elende Behelfe, seine Details ohne Kenntniß, seine Schlüsse ohne logische größere oder kleinere Vordersätze und seine Schüler, wenn er einen hat oder je gehabt hat, Gegenstände des tiefsten Mitgefühls, wie wir es dem Unglücklichen gewähren." Der Berichterstatter braucht ein gewöhnliches, aber sehr zweckmäßiges Mittel, Goethe's „Farbenlehre" recht tief zu stellen; er stellt nämlich seine dichterischen Leistungen um so höher. „Warum", sagt er gegen das Ende seiner erbitterten Kritik, „warum hat Goethe solch ein Buch geschrieben? Gewiß that er es nicht, um die Grenzen der Optik weiter hinauszurücken, denn er war nie innerhalb des Gesichtskreises ihrer Grenzen; nicht, um Rang, Reichthum oder ein Amt zu erhalten, denn er war der Erzvater der deutschen Literatur und Gesellschafter und Minister eines regierenden Souverain; nicht, um von der Republik der Wissenschaft den Tribut zu erheben, welchen er aus den Gebieten der Phantasie gezogen hatte, denn er hat gegen alle Regeln und Statuten der inductiven Philosophie sich empört. Gekrönt mit Lorber als der rechtmäßige Nachfolger des Homer und Shakspeare, hat es ihm auch noch nach dem Diadem Newton's gelüstet. Wenn Pope von dem Einflusse des Stagiriten spricht, so scheint er Goethe vor Augen gehabt zu haben, „casting his shadow before him":

Poets, a race long unconfined and free,
Still found and proud of savage liberty —
Received his laws, and stood convinced 'twas fit,
Who conquer'd nature should preside o'er wit." — — —

Übrigens heißt es von der Übersetzung, sie sei bewundernswerth ausgeführt und eine der besten, welche man von deutschen Werken besitze. Auch hat der Übersetzer ein paar gute Noten von einem wissenschaftlichen Freunde und eine beträchtliche Menge eigener hinzugefügt, wodurch der Zusammenhang zwischen Goethe's Theorie und der Praxis der italienischen Maler dargethan werden solle; diese Noten, heißt es, zeugten von der Bescheidenheit, dem Geschmacke, den Kenntnissen und dem Talente ihres Urhebers. 5.

Literarische Anzeige.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1840 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. **Clegis (W.), Der Roland von Berlin.** Ein Roman. Drei Bände. 8. Geh. 6 Thlr.
2. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Erster und zweiter Band in 8 Heften. 1837–40. Gr. 8. 4⅔ Thlr.
3. **Apel (Theodor), Gedichte.** 8. Geh. 1 Thlr.
4. **Bericht vom Jahre 1840 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft** zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von dem Geschäftsführer der Gesellschaft **Karl August Espe.** Gr. 8. Geh. 5/12 Thlr.

   Die Berichte vom Jahre 1835–39 kosten jeder 5/12 Thlr.
5. **Allgemeine Bibliographie für Deutschland.** Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, wie der bedeutendern Schriften des Auslandes, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Fünfter Jahrgang. 1840. 52 Nummern. Gr. 8. 3 Thlr.

   Jahrgang 1836 kostet 2⅔ Thlr., Jahrgang 1837, 1838 und 1839 jeder 3 Thlr.
6. **Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk.** Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Gr. 4. Geh.

   Erster Band in zwölf Lieferungen: A—E. Mit 339 Abbildungen und 17 Landkarten. 1837. 3 Thlr.

   Zweiter Band in vierzehn Lieferungen: F—L. Mit 388 Abbildungen und 11 Landkarten. 1838. 3⅗ Thlr.

   Dritter Band in vierzehn Lieferungen: M—R. Mit 284 Abbildungen und 10 Landkarten. 1838—40. 3⅗ Thlr.

   Vierter Band: S—Z. Erste bis siebente Lieferung. Jede Lieferung ¼ Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 69. — 10. März 1841.

Über Goethe's Wahlverwandtschaften und ihre neuesten Beurtheilungen.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 68.)

So wäre uns denn zuerst an einem Nebenpunkte die Bedeutung des Unterschieds klar geworden, welcher zwischen derjenigen Form, worin der Dichter hier den tragischen Inhalt gekleidet, und jener, die sich anderwärts solcher Inhalt aus sich selbst geschaffen hat, unverkennbar besteht und stets bestehen wird. Vielleicht daß sich das hier Bemerkte mit geringer Veränderung auch auf andere, noch näher den eigentlichen Kern der Dichtung betreffende Ausstellungen übertragen läßt, welche theils Andere gegen sie erhoben haben, theils wir selbst zu erheben nach dem vorhin Eingestandenen nicht umhin können. Gewiß dasselbe Lob, wie die Behandlung jenes Nebenwerks, und ein um so viel höheres, je wichtiger und größer der Gegenstand ist, verdient an sich selbst die Charakterschilderung sämmtlicher in dem Romane auftretenden Persönlichkeiten. Man hat an unsers Dichters „Iphigenie" und „Tasso" als eine eigenthümliche Schönheit hervorzuheben nicht ermangelt, daß es ihm gelungen ist, eine tragische Handlung in einem Kreise vorgehen zu lassen, der ausschließlich durch Menschen von edler und würdiger Gesinnung gebildet wird. Ohne Zweifel gebührt den „Wahlverwandtschaften" in nicht geringerm Grade dieser Ruhm, der freilich nur dadurch zu einem wirklichen Ruhme wird, daß hier sowol als dort die Zeichnung der Charakterbilder nicht minder eine wahre, naturgetreue und innerlich folgerechte, wie eine im edeln und großen Style entworfene ist. Auch ist, so viel wir uns erinnern, gegen die Wahrheit dieser persönlichen Gestalten und gegen die psychologische Richtigkeit ihrer Ausführung nie leicht ein Einwand erhoben worden. Wohl aber haben die Bewunderer des Dichters sich mehrfach in dem Falle befunden, ihn gegen Anklagen, die Schönheit einer oder der andern dieser Gestalten betreffend, vertheidigen zu müssen, ja, es liegt uns hier sogar eine Selbstanklage des Dichters vor, über deren Grund und Triftigkeit uns zu verständigen wol der Mühe lohnen mag. Goethe nämlich in den „Gesprächen" mit Eckermann (Bd. 2, S. 311) tritt selbst dem Tadel bei, welchen Solger gegen den Charakter Eduard's ausgesprochen hatte. Er selbst, sagt er, möge Eduard nicht leiden, aber er habe ihn so machen müssen, um das Factum hervorzubringen. Diese Äußerung steht in einem sonderbaren Widerspruche mit den Bemühungen, welche sich neuerdings Boumann gegeben hat, den sittlichen Werth dieses Charakters zu rechtfertigen. Und doch möchten wir dem letztgenannten Kritiker gerade in diesem Punkte am wenigsten Unrecht geben; denn wir finden, daß Eduard die Eigenschaften in der That besitzt, die Solger an ihm vermißt, wenn er behauptet: das Ganze würde gewonnen haben, wenn Eduard innerlich größer wäre und doch fallen müßte. Des Dichters eigene Worte, welche sich auf dieses Urtheil zurückbeziehen, scheinen andeuten zu wollen, daß, so viel an ihm lag, er sich Alles gethan zu haben bewußt sei, um Eduard so edel erscheinen zu lassen, als es der Zweck des Ganzen irgend gestattete, und Boumann's Kritik hat erwiesen, daß eben dies, was die Intention des Romans für den Charakter seines männlichen Haupthelden gestattete und foderte, keineswegs ein so Geringes und Verächtliches ist, wie es manchen Kritikern hat scheinen wollen. Wenn dennoch dem Urtheile dieser Kritiker eine gewisse Wahrheit zuzugestehen ist, was, nachdem der Dichter selbst ihnen beigestimmt hat, in Abrede zu stellen wol zu gewagt wäre: so kann diese nicht eigentlich auf Das sich beziehen, was Eduard ist, oder was er, der Intention des Dichters zufolge, deren Spuren, wie das Beispiel des vorhin erwähnten Kritikers beweist, deutlich genug für den schärfer Blickenden dem Werke eingeprägt sind, *sein soll*, sondern einzig nur auf Das, als was er, *wider* die Absicht und Intention des Dichters, dem Leser, der unbefangen dem Eindrucke des Ganzen sich hingibt, und dem Dichter selbst, insofern derselbe sich in die Stelle des Lesers versetzt, *erscheint*. Sie kann sich, mit andern Worten, nur auf ein Misverhältniß beziehen, welches auch in diesem Punkte, ähnlich wie in dem vorhin erwähnten, zwischen Intention und Darstellung, zwischen Conception und Ausführung des Werkes insofern obwaltet, als jene in dieser, aller angewandten Mühe und Kunst des Dichters ungeachtet, nicht ganz vollkommen zur Anschauung kommen will.

Was wir hier in Bezug auf den einen Hauptcharakter der Dichtung sagten, wird ein helleres Licht gewinnen, wenn wir von dem Gesichtspunkte aus, der sich

uns durch diese Erwägung ergeben hat, auch an die übrigen Charakterbilder derselben prüfend herantreten. Vor allen die größte Gunst pflegt bei allen Lesern des Romanes, und mit Recht, Ottilie für sich in Anspruch zu nehmen. Auch Solger ist sie das Größte und Heiligste ist der von ihm so hochgestellten Dichtung, sie ist ihm rein, und sie muß es sein, deren Hauptperson, ja, er findet eben dadurch das Zurücktreten Eduard's und den Schein der Weichlichkeit, welcher diesen Charakter trifft, einigermaßen gerechtfertigt. Auch wir stimmen freudig in jedes Lob ein, was man der Conception dieser wunderbaren, tieftragischen Mädchengestalt, und auch was man ihrer Ausführung zollen mag, insofern letztere nicht sowol Goethe dem Dichter, als dem Menschen und dem Philosophen angehört. Ja, wir setzen hinzu, daß Goethe, dieser in der Darstellung des weiblichen Gemüths vor allen hervorragende Dichter, vielleicht keine seiner andern Frauengestalten mit einer gleichen Fülle der edelsten, wahrsten und tiefgeschöpftesten Züge, die nicht sowol seine Beobachtung der weiblichen Natur, als vielmehr die geheimnißvolle, schöpferische Wahlverwandtschaft seines Genius zu ihr ihm darbot, ausgestattet hat als eben Ottilien. Nicht minder ist anzuerkennen, daß er keinen Aufwand von scheinbar kleinen Details der Schilderung so ihres Äußern wie ihres Innern gespart hat, um ihr Charakterbild möglichst individualisirt und nach allen Seiten abgerundet dem Leser vorzuführen. Bei alle dem: man erinnere sich der Anschaulichkeit, der hinreißenden Lebendigkeit, mit welcher die weiblichen Hauptpersonen in Goethe's dramatischen Werken und auch, zum Theil wenigstens, in den übrigen erzählenden uns vor Augen treten und wie in unmittelbarster Gegenwart handeln, reden und empfinden, und frage sich, ob dies während der Lecture des vorliegenden Romans und vielleicht auch nach derselben mit der Gestalt der Ottilie in gleichem Grade der Fall ist? Darf Ref. seinem Gefühle trauen, so muß er sagen, daß dieselbe, was die poetische Anschaulichkeit betrifft, hinter den Gestalten eines Gretchen im „Faust", oder einer Leonore von Este im „Tasso", ja selbst hinter der Lotte im „Werther" und mehren der Frauengestalten im „Meister" fast ebenso weit zurückbleibt, als sie, was die Tiefe des Gemüths und die Fülle des Ideengehaltes betrifft, welche der Dichter in ihre Schilderung gelegt hat, diesen Gestalten sämmtlich oder den meisten unter ihnen voransteht. Allerdings macht der innige Antheil, welchen wir im Laufe der Erzählung immer mehr an dem Schicksale des liebenden Mädchens nehmen, uns diesen Mangel vergessen; auch ist es keineswegs unsere Meinung, als ob die gedankenmäßige Trefflichkeit Dessen, was an der Stelle des Vermißten uns geboten wird, uns nicht reichlich, ja überreichlich entschädigte. Aber wenn irgendwo, so meinen wir, daß hier ein Beispiel vorliegt, an welchem man den Unterschied des stoffartigen Interesse, welches ein Kunstwerk gewährt, von dem formalen oder reinpoetischen studiren kann. Wie schon gesagt, das stoffartige Interesse ist und bleibt in diesem Falle ein vollkommen ebenso edles und würdiges, wie das poetische es nur immer hätte sein können; aber ihren höchsten Triumph würde die Kunst des Dichters doch nur dann gefeiert haben, wenn es ihr beide Arten des Interesses miteinander zu vermählen gelungen wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Abriß der Geschichte des Mittelalters. Lehrbuch zu Vorlesungen an Universitäten und obern Gymnasialclassen, von Friedrich Rehm. Kassel, Krieger. 1840. Gr. 8. 4½ Thlr.

Der Werth derjenigen Geschichtsbücher, die in die Reihe wissenschaftlicher Werke aufgenommen sein wollen, läßt sich unsers Erachtens entweder nach ihrer Materie, oder nach ihrer Form, oder nach ihrem Geiste, oder endlich nach ihrem Zwecke beurtheilen. Rücksichtlich des ersten Punktes erhalten sie ihren Werth entweder durch neue Materialien oder auch dadurch, daß sie ein noch uncultivirtes Geschichtsgebiet bearbeiten. Da ferner jedes Buch die Bestimmung hat oder doch haben soll, zu belehren, und auf die Art, wie dies geschieht, außerordentlich viel ankommt, ja gewissermaßen der Lebensnerv dieser Bestimmung darin gesucht werden muß, so kann dasselbe in Bezug auf seine Form eine Methode oder Darstellungsweise befolgen, die ihm einen besondern Werth verleiht. Insofern aber drittens die Geschichte sowol in ihrer Totalität als in ihren Einzelnheiten verschiedene Auffassungs- und Betrachtungsweisen und Combinationen möglich macht und darin der Geist des Urhebers eines Geschichtswerks besonders erkannt wird, so vermag dieses letztere auch nach seinem geistigen Gehalte sich eine Auszeichnung zu verdienen. Wenn endlich wissenschaftliche Geschichtsbücher verschiedene Zwecke verfolgen können, z. B. den der Selbstbelehrung, oder den der Schul- und Universitätsbildung, diese Zwecke aber auf verschiedenen Wegen sich erreichen lassen, so ist auch in dieser Hinsicht die Möglichkeit gegeben, sich ein namhaftes Verdienst und gerechte Anerkennung zu erwerben. Alle vier Punkte aber, mögen sie nun einzeln oder vereinigt an einem Geschichtswerke wirklich gefunden oder auch nur gedacht werden, müssen etwas Höheres insofern über sich anerkennen, als sie durch dieses Höhere erst Das zu werden im Stande sind was sie werden und sein sollen, gleichsam erst die wahre Weihe empfangen, das ist die Sprache oder ihre Kunstform im engern Sinne. Ihr allein wohnt die Kraft innen, das wahre Verständniß, die wahre Belehrung zu schaffen, das Interesse an den Weltbegebenheiten zu erzeugen und lebendig zu erhalten, mit einem Worte, sie allein macht erst ein Geschichtswerk zu einem wissenschaftlichen des menschlichen Geistes würdigen Wesen. Und von diesem Gedanken waren insbesondere die Alten durchdrungen; auf die künstlerische Durchführung desselben richteten sie ihre ganze Aufmerksamkeit. Darum machen aber auch ihre historischen Werke noch jetzt einen so tiefen und schönen Eindruck auf uns: sie kleideten die Begebenheiten ihrer Welt in das kostbarste und würdigste Gewand, das menschlicher Scharfsinn und Geschmack erfand, in eine schöne und würdige Sprache. Mag man daher immerhin ihre Geschichtsmethode, ihre Anschauungsweise der Weltereignisse u. s. w. tadeln, ihre Sprache als historische Kunstform wird immer musterhaft bleiben, so lange man den Regeln eines gesunden Geschmacks nicht untreu zu werden anfängt.

Auf diese Weise glauben wir uns denn die Bahn gebrochen zu haben, um zu einer richtigen und unparteiischen Beurtheilung des obengenannten Werks zu gelangen. Und wenn dasselbe auch, wie wir gleich im voraus bemerken müssen, keinen Unterhaltungstoff im gewöhnlichen Sinne bei seinem eigenthümlichen Charakter darbieten wird, so können es doch diese literarischen Blätter, als der Beobachtung wissenschaftlicher Erscheinungen der verschiedensten Art gewidmet, nicht umgehen,

denselben einige Aufmerksamkeit zu widmen, um so weniger, da der Verf. unleugbar wenigstens zu den fleißigsten Geschichtschreibern unserer Tage gehört und, wie er selbst in der Vorrede dankend ausspricht, von Seiten Schlosser's und Hammer-Purgstall's rücksichtlich seines größern Werks aufmunternde Anerkennung sich erworben hat. Auch darf man übrigens nicht in Abrede stellen, daß die Deutschen in der Regel nicht gerade sehr dankbar gegen Schriftsteller sind, die lediglich Fleiß und guten Willen verrathen, und häufig das erste beste Machwerk des Auslandes vorziehen. Das in magnis et voluisse sat est findet bei den Deutschen nicht viel Anerkennung und Aufmunterung.

Vereinigen wir nun jene fünf Theile zu einem Ganzen, um es als Maßstab an die Beurtheilung unsers Werks zu legen, so kann das wissenschaftliche Augenmaß, ohne das Gute im Allgemeinen zu verkennen, doch manche Unebenheit im Einzelnen nicht unbemerkt lassen. Der Verf. hat allerdings ein sehr reiches Material gegeben, die Quellen ersten und zweiten Ranges benutzt und den mohammedanischen Völkern insbesondere eine Aufmerksamkeit geschenkt, wie es unsers Wissens noch in keinem andern derartigen Geschichtswerke von einem Deutschen geschehen ist, und man muß dies in der That als ein Verdienst anerkennen; allein es zeigt sich besonders in diesem Punkte ein Fehler, der auf den Charakter des Ganzen seinen Einfluß geäußert hat, und dieser besteht darin, daß gegen einen Grundsatz verstoßen worden ist, der nicht blos Menzel's und Raumer's Anerkennung gefunden hat: Alles, was weder den Entwickelungsgang der Menschheit, noch die Macht der Ideen, noch die Eigenthümlichkeit bedeutsamer Geister bezeichnet, als Ballast der Weltgeschichte in die besondern Staats- und Kriegsgeschichten, oder in die Jahrbücher der Städte und Landschaften zu verweisen. Die Geschichtswissenschaft muß sich entschieden gegen die Zumuthung verwahren, wie dies auch Barthold in Nr. 191 d. Bl. f. 1840, bei Gelegenheit der Anzeige der „Geschichte des preußischen Staates" von Orlich in etwas derben Worten ausgesprochen hat, als sei sie der Sammelplatz von allerlei Volk, das der Geschichtschreiber dorthin zusammenzutrommeln Verpflichtung habe, oder als liege ihr die Aufgabe ob, ein Heer von Ereignissen, wie es die Geschichtsmuse auf dem großen Markte des Lebens alltäglich beobachtet, bei sich vorbeidefiliren zu lassen. Und will man auch die Mißachtung der objectiven Geschichte von Seiten der Hegelianer und ihres Meisters übertrieben finden, so ist gewiß das andere Extrem nicht minder verwerflich.

Rücksichtlich der befolgten Methode oder der technischen Eintheilung des Geschichtstoffes glauben wir uns günstiger aussprechen zu dürfen: sie ist sachgemäß und auf die neuesten Ansichten über die Geschichte des Mittelalters gegründet. Wir wollen sie hier im Interesse unserer wissenschaftlichen Leser mittheilen:

I. Entstehung der drei*) hierarchisch-politischen Vereine.

1) Errichtung des byzantinischen Hofes, Glaubensstreitigkeiten und Trennung der Ketzersekten von der orthodoxen Kirche. Gründung der christlichen romano-germanischen Staaten. (Bis ums J. 622.)

2) Verbreitung des Islam, Gründung des Khalifats, Erneuerung des abendländischen Kaiserthums. Entstehung der päpstlichen Hierarchie und entschiedenere Trennung der griechischen und lateinischen Kirche. (Bis um 800.)

II. Mangel eines fortdauernden gemeinsamen Berührungspunktes der drei Vereine.

3) Auflösung der großen Reiche, politische Trennung der einzelnen Staaten und Entwickelung der Grundlagen ihrer verschiedenartigen Verfassungen. Befestigung der päpstlichen Hierarchie und Bekehrung neuer Völker. (Bis um 1073.)

III. Die drei Vereine miteinander im Kampfe um den Besitz des heiligen Landes und der Stadt Konstantinopel.

4) Kreuzzüge, Kampf zwischen der Hierarchie, Monarchie und dem Feudalwesen. Anfang neuer Völkerbewegungen im Morgenlande. (Bis um 1305.)

5) Annäherung der europäischen Staaten zu einem politischen System. Verfall des Papstthums. Untergang des byzantinischen Kaiserthums und des Khalifats. Entstehung neuer moslimischer Reiche.

*) Der abendländische, griechische und moslimische hierarchisch-politische Verein.

Gegen diese technische Anordnung des Ganzen, das dann in 100 Paragraphen abgehandelt ist, wird sich eine wesentliche Bedenklichkeit nicht erheben lassen. Zur Vergleichung kann übrigens Bülau's „Geschichte des europäischen Staatensystems" dienen. Die Aufgabe, die bei dergleichen Anordnungen vorliegt, Übersichtlichkeit und Beherrschung des wissenschaftlichen Materials dem Lernenden möglich zu machen, hat unser Verf. im Allgemeinen gelöst. Ob er sich aber nicht durch sein schon gerügtes Zuviel die Lösung dieser Aufgabe in ihren Specialitäten erschwert und die Früchte derselben dem Lernenden verkümmert habe, das ist eine andere Frage; und auf diese werden wir weiter unten zurückkommen müssen.

Sehen wir ferner auf den Geist, der in dem vorliegenden Werke weht, so ist er auch hier, wie in dem Hauptwerke, woraus jenes hervorgegangen ist, ohne allen und jeden höhern Schwung. Das möchte sein. Allein wenn dem Ganzen beinahe jede philosophische Haltung fehlt, wenn es an allgemeinen und festen Grundsätzen mangelt, auf welche das Einzelne zurückzuführen ist, wenn wir endlich wol lesen, daß Etwas geschehen und geworden ist, ohne eine innere Nothwendigkeit des Werdens oder einen nothwendigen Zusammenhang der einzelnen Begebenheiten, die ein Gesammtresultat erzeugten, nachgewiesen zu finden: so haben wir wol eine Geschichtserzählung erhalten, aber kein historisches Kunstwerk, das den höhern Anforderungen der Geschichtswissenschaft zu genügen vermöchte. Und weder in dem vorliegenden noch in dem größern Werke hat sich in dieser Hinsicht der Verf. zu einem Historiker ersten Ranges erhoben. Beide Werke bilden wol eine reichhaltige und immerhin sehr dankenswerthe Sammlung historischer Materialien, aber kein Ganzes, was von echt historischem Geiste belebt und durchdrungen wäre. Leo's „Handbuch der Geschichte des Mittelalters" steht, von diesem Standpunkte aus betrachtet, trotz der Einseitigkeit seiner Richtung und Auffassungsweise, höher als das, was Hr. Rehm der öffentlichen Beurtheilung übergeben hat.

Betrachten wir weiter den Zweck, den der Verf. durch sein Buch zu erreichen bemüht ist: es soll bei Vorlesungen auf Universitäten und in höhern Gymnasialclassen zum Grunde gelegt werden. Allein auch in dieser Beziehung steigen in uns Bedenklichkeiten auf, die ihre Veranlassung durch die Darstellung von der eigenthümlichen Beschaffenheit eines derartigen Lehrbuchs erhalten. Ein solches Buch muß sich einer gewissen Kürze befleißigen, um den weitern Erörterungen einen zwar freien, aber zugleich auch begrenzten Spielraum zu lassen; es muß anregend sein durch wissenschaftlichen Gehalt und Sprache, um das Interesse für eine weitere Entwickelung des Gegebenen zu erwecken; es darf der Übersichtlichkeit nicht entbehren, um den Lernenden nicht zu ermüden und ihm die Herrschaft über den gegebenen Stoff nicht zur Unmöglichkeit oder doch wenigstens nicht zu einer unnöthigen Schwierigkeit zu machen. In gewisser Beziehung sind für diesen Zweck immer noch musterhaft Johann v. Müller's „Vierundzwanzig Bücher allgemeiner Geschichten" und Spittler's „Kirchengeschichte". Allein ein Buch, das nahe an 1160 ziemlich eng gedruckte Seiten enthält, nimmt für Vorlesungen, wenn sie sind, was sie sein sollen, eine Zeit in Anspruch, die weder auf Universitäten noch auf Gymnasien ohne Nachtheil für andere Studien zu erübrigen sein möchte.

Sodann fehlt ihm auch, da die große Masse des gegebenen historischen Materials von keinem belebenden Geiste durchdrungen ist, weder rücksichtlich der philosophischen Grundsätze noch der Sprache, die besonders in solchen Fällen so unentbehrliche

Kraft, Interesse für Geist und Herz und mit demselben wahres Verständniß und wissenschaftliche Belehrung zu erzeugen. Und wenn sich endlich auch der Verf. durch eine zweckmäßige technische Methode die Übersicht im Allgemeinen zu sichern verstanden hat, so ist ihm doch durch das Bestreben, so viel als möglich in das Specielle einzugehen und dies durch eine Menge ineinander geschobene, das Verständniß und die Faßlichkeit erschwerende Sätze gewissermaßen zu erzwingen, die Erreichung dieser Übersichtlichkeit in dem Einzelnen gar sehr verkümmert worden. Dies ist freilich eine Erscheinung, die mehr oder minder in der Regel an Auszügen aus größern Werken sich wahrnehmen läßt. Wir sind überzeugt, hätte der Verf. einen selbständigen Abriß der Geschichte des Mittelalters ausgearbeitet, er würde in den Beziehungen, die wir soeben besprochen haben, besser ausgefallen sein. Übrigens erklärt sich zugleich aus dem Verhältnisse, in welches der Verf. seinen „Abriß der Geschichte des Mittelalters" zu dem Hauptwerke gestellt hat, warum der Styl in letzterm mehr Gefälligkeit und Leichtigkeit noch hat als im ersterm. Dies führt uns denn auf den fünften Punkt, der, wie wir oben bemerkten, bei der Beurtheilung eines geschichtlichen Werks zu berücksichtigen war, auf die Sprache oder Kunstform im engern Sinne. Wir dürfen es hier nicht als unsere Aufgabe betrachten, nachzuweisen, von welcher Wichtigkeit die Sprache als Kunstform für jedes wissenschaftliche Werk sei; wir können vielmehr bei unsern Lesern die Überzeugung voraussetzen, daß sie den Schlußstein jedes wissenschaftlichen Gebäudes bilden müsse, welches auf geistige Wirkung und Anerkennung Ansprüche erheben will. Die Geschichte, die im weitesten Sinne des Worts von der Menschheit, von ihren Tugenden und Sünden, von ihren oft tragischen Schicksalen und wunderbaren Zuständen, von ihrem wissenschaftlichen und künstlerischen Leben, von der Weltregierung und ihrem Verhältnisse zur Menschheit, kurz von den wichtigsten Dingen zu reden hat, die den menschlichen Geist zu beschäftigen, ja seine ganze Thätigkeit in Anspruch zu nehmen vermögen, sie sollte nicht vor allen andern Wissenschaften das Recht haben, in einer Sprache zu reden, die Geist und Herz ergreifen? Und schon die Alten waren von der Rechtmäßigkeit dieser Foderung so überzeugt, daß sie den schönsten und vollendetsten Theil der prosaischen Sprachformen, die Beredtsamkeit zur Grundlage des historischen Styls machten. Und diejenigen Historiker aller Nationen, welche die weltgeschichtlichen Begebenheiten und die daraus abgeleiteten Ideen in ernster, würdevoller und lebendiger Sprache darstellten, haben zu allen Zeiten die tiefsten Eindrücke auf die Gemüther gemacht und die denkenden Köpfe zu fruchtbringender Thätigkeit aufgeregt. Man wende hierbei ja nicht ein, geschichtliche Handbücher ständen unter andern Gesetzen: eine würdevolle, wohlgeordnete und anregende Sprache ist keinem Buche, das einen wissenschaftlichen Zweck verfolgt, zu erlassen, und gerade am allerwenigsten einem solchen, das die jüngern Bekenner der Wissenschaft gewinnen und unterrichten soll. Um die Jugend für wissenschaftliches Streben zu gewinnen und zu Anstrengungen, die damit verbunden sind, aufgelegt zu machen, muß man nicht blos von umfangreichem Wissen, sondern ganz besonders auch lebendigen Worts sein. Das ist aber die schwache Seite des vorliegenden Buchs. Und nicht allein die sprachliche Haltung des Ganzen besitzt keine anziehende oder belebende Kraft, sondern es kommen auch einzelne stylistische Erscheinungen in demselben vor, die durchaus in einer geschichtlichen Darstellung, die auf wissenschaftliche Fortbildung berechnet ist, nicht gebilligt werden können.

Schließlich gibt uns des Verf. Werk noch zu folgenden Bemerkungen Veranlassung. Jedes Werk, das eine Wissenschaft einen wissenschaftlich zu erziehenden Cötus lehren soll, bedarf einer Grundlegung oder sogenannten Propädeutik. Auch die Geschichte kann einer solchen nicht entbehren; und wir besitzen in dieser Beziehung theils selbständige Schriften, theils behandeln die bessern Geschichtswerke dieses Thema in vorausgeschickten Einleitungen. Hr. Rehm hat dieses Bedürfniß ebenfalls gefühlt und zu diesem Zwecke zwei Paragraphen der Geschichtserzählung vorgesetzt, die überschrieben sind: „Grund- und Hülfswissenschaften", „Quellen und Hülfsmittel". Allein abgesehen davon, daß damit überhaupt noch gar nicht viel gethan ist, leiden beide Paragraphen, besonders der erstere, an einer solchen Dürftigkeit, die man nicht recht begreift, wenn man die Ausführlichkeit damit vergleicht, mit welcher derselbe Gegenstand in dem Hauptwerke behandelt worden ist, obschon auch in diesem letztern eine eigentliche philosophische Begründung der Geschichtswissenschaft fehlt. Freilich lassen viele unserer Geschichtswerke in diesem Punkte noch Vieles zu wünschen übrig. Die Hegelianer, Arnold's „Umrisse und Studien" und das erste Heft von Haug's „Allgemeiner Geschichte" (Stuttgart 1841) bieten vortreffliche Elemente zu diesem Zwecke dar. Mit einer Eintheilung in Grund- und Hülfswissenschaften ist nichts gewonnen. Wir haben schon früher in d. Bl. das Entstehen der Wissenschaft von den einzelnen Geschichten und deren Hülfsdisciplinen nachzuweisen versucht und gesehen, daß die letztern in formale und materiale eingetheilt werden müssen. Zu den erstern gehören aus Gründen, die sich leicht in der Natur des menschlichen Geistes entdecken lassen, nur Geographie und Chronologie. Bei jener wollen wir einen Augenblick verweilen, weil der Verf. ihre große Bedeutsamkeit für die Geschichte entweder nicht zu kennen oder nicht anerkennen zu wollen scheint. Sie bildet zuerst die Wissenschaft von einer der Auffassungsformen, d. h. von dem Raume, an welcher der menschliche Geist mit seinen Vorstellungen nach einem Naturgesetze gebunden ist, und dann die Wissenschaft von der Erde als solcher, insofern diese mit dem Leben der Völker und deren eigenthümlicher Entwickelung in der engsten Verbindung steht. Von dieser Seite betrachtet, wird die Geographie nicht nur überhaupt eine höchst interessante Wissenschaft, sondern es leuchtet auch ihre ganze Bedeutsamkeit für das Verständniß der Geschichte erst recht deutlich ein. Herder's „Ideen", Ritter's „Geographie", Hegel's „Vorlesungen über Philosophie der Geschichte", und dessen Schülers Ferdinand Müller „Alte Geschichte vom Standpunkte der Philosophie" sind geeignet, auch den Ungläubigsten zu einer verdienten Anerkennung der geographischen Wissenschaft und ihres hohen Werthes für die Geschichte zu bringen. Ob endlich der Verf. etwas Nützliches oder Nothwendiges gethan hat, daß er Quellen und Hülfsschriften in Masse, aber höchst aphoristisch und für den jüngern Freund der Wissenschaft kaum verständlich in Anmerkungen hat abdrucken lassen, möchten wir sehr bezweifeln. Wenigstens ist das Hauptwerk, um Gewinn und Belehrung aus diesen Aphorismen zu erhalten, nicht zu entbehren, obschon auch dieses nicht überall mehr ausreicht, weil seit jener Zeit manches Neue erschienen ist, was in dem vorliegenden Abriß gleichfalls nur eine aphoristische Erwähnung gefunden hat. Das Bestreben, auf dem kürzesten Wege möglichst Viel zum Vorschein kommen zu lassen und das größere Werk so viel als möglich zu exerpiren, ist auch hier sichtbar. Mit einem Worte, Hr. Rehm hat sich zwar als einen höchst fleißigen Geschichtschreiber, als einen ausgezeichneten Kenner der Geschichtsliteratur abermals bewährt, aber die historische Wissenschaft selbst nicht gefördert und die Zahl ihrer denkenden Verehrer schwerlich vermehrt. 54.

Literarische Notiz.

Eine wunderliche Schrift erschien in Paris unter dem Titel: „Essais de solution d'un problème transcendent de linguistique, proposé le 1 janvier 1840 par un Kabaliste orthodoxe" (Strasburg). Der Grundgedanke ist schwer, vielleicht unmöglich herauszufinden. Es ist ein Ragout von philologischer Gelehrsamkeit, von Mysticismus, Kabbalistik, Politik, Orakel- und Wahrsagerwesen, worin der Ideengang nicht zu erkennen, der bindende Faden oder vielmehr der Bindfaden sehr locker und zu gleicher Zeit sehr verknotet ist. Ein Hr. Kastner wird als Verfasser genannt. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 70. — 11. März 1841.

Über Goethe's Wahlverwandtschaften und ihre neuesten Beurtheilungen.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 69.)

Lassen wir die beiden Hauptcharaktere des Werkes, Eduard und Ottilie, noch einmal in ihrem gegenseitigen Verhältnisse unserm Blicke vorübergehen, so können wir nicht umhin, eben dies in künstlerischer Beziehung als einen Fehler des Romans zu bezeichnen, daß das Interesse, welches der Leser an diesen Beiden nimmt, sich zwischen ihnen so ungleich vertheilt, ja daß in demselben Maße, in welchem für Ottilie fort und fort unsere Liebe und Bewunderung wächst und am Schlusse sich fast zu der anbetenden Verehrung steigert, wie man sie einer Heiligen zollt, unser Gefühl gegen Eduard erkaltet, ja fast sich in Abneigung und Unwillen verkehrt. Dies scheint uns ein Verstoß recht eigentlich gegen den tragischen Sinn der Fabel. Dieser nämlich fodert, wenn wir irgend den Begriff des Tragischen richtig gefaßt haben, vor Allem jene erhabene Gerechtigkeit, welche das Mitgefühl für die handelnden Personen ganz in der allgemeinen Idee der Handlung aufgehen läßt und jedem der Handelnden genau so viel, nicht mehr aber auch nicht weniger davon zutheilt, als sein wahrer Werth und sein Antheil an der Handlung mit sich bringt. Daß nämlich jenes Erkalten uns in der That als eine Ungerechtigkeit gegen Eduard erscheint, haben wir bereits im Vorhergehenden angedeutet. Die Theilnahme für Ottilie aber, so gerecht an sich selbst, gibt sich eben dadurch wie eine mehr stoffartige als poetische kund, daß sie eine exclusive ist, daß sie die Theilnahme an den übrigen Personen immer mehr und mehr verdrängt, ja in ihr Gegentheil verwandelt. Denn nicht minder wie gegen Eduard verleitet der Dichter wider seine eigene Absicht zwar im Verlaufe und am Schlusse seines Werkes unser Gefühl zur Ungerechtigkeit auch gegen Charlotte und den Hauptmann. Wir bemerkten, wie von dieser Ungerechtigkeit, was Charlotte betrifft, auch jener Kritiker sich nicht frei gemacht hat, dem wir es verdanken, wenn uns über das Unrecht, welches wir bisher an Eduard begingen, jetzt die Augen geöffnet sind. In der That auch ist es nur die ausdrücklich prüfende Reflexion, welche uns in diesem sowol wie in jenem Bezuge über die wahre Sachlage, d. h. über das wahre Verhältniß des Werthes der handelnden Personen aufklären kann; der unmittelbare Eindruck, den wir von der Dichtung davontragen, ist Charlottens, und mit dieser auch dem Hauptmann, so wenig günstig wie Eduarden. Alle Theilnahme, die wir dem Verdienste und der Trefflichkeit auch dieser Personen widmen möchten, wird verschlungen von dem Gefühle für das Leiden und für die sittliche Märtyrergröße des heroischen Mädchens; und es ist charakteristisch, wenn der Dichter sich am Schlusse seines Werkes außer Stande sieht, nach dem Untergange des liebenden Paares noch irgend eine Theilnahme seiner Leser für das fernere Schicksal Charlottens und des Hauptmanns in Anspruch zu nehmen. Gewiß hat er, nach der Wendung, welche einmal die Darstellung und mit ihr das Gefühl des Lesers genommen hatte, vollkommen recht gethan, sich jeder solchen Andeutung zu enthalten und die Versöhnung, welche andere tragische Dichter, namentlich Shakspeare am Schluß seiner Dramen, noch in der diesseitigen Welt zu vollziehen lieben, rein und ungetheilt in das Jenseits zu verlegen. Allein dieses selbst, daß er so zu handeln genöthigt war, wird man schwerlich für einen Vortheil achten, wenn man sich der in Wahrheit versöhnenden, den Geist zur freien Betrachtung aufheiternden Wirkung bewußt geworden ist, welche eben Shakspeare am Schlusse von Tragödien, wie „Hamlet", „Romeo", „Lear" u. s. w. dadurch erreicht, daß er den Sinn des Zuschauers von dem einseitigen Mitgefühls an dem Schicksale der Hauptpersonen abzieht und auf die Gestalten der Welt, die sich über dem Grabe derselben fortbewegen, die Aussicht öffnet. Auch von den eigentlichen Nebenpersonen des Romans übrigens erscheinen wenigstens zwei, der Gehülfe der Pensionsanstalt und die heitere Luciane, mehr als es wol in der ursprünglichen Intention des Dichters lag, durch die Ausschließlichkeit des Interesses für Ottilie in Nachtheil gestellt. Namentlich der Gehülfe nimmt sich, wie bereits Solger bemerkt hat, dem Architekten gegenüber, hauptsächlich wol wegen seiner als verfehlt erscheinenden und doch so reinen und treuen Neigung zu Ottilien, nur allzu unvortheilhaft aus, obgleich vielleicht gerade er vor andern geeignet war, am Schlusse wieder zu erscheinen und in Shakspeare'scher Weise eine diesseitige Versöhnung einzuleiten, während durch das Wiederauftreten des Architekten nur die jenseitige vermittelt wird.

Wir können nicht umhin, wiederholt darauf hinzuweisen, wie von allen diesen Übelständen, falls wir sie nämlich mit Recht als solche bezeichnet haben, der Grund weder in Demjenigen liegen kann, was man an einem Dichterwerke eigentlich die Conception, die Erfindung nennt, noch auch aus dem rein Äußerlichen, Technischen der Ausführung. Dieses letztere ist zugestandener Weise ebenso trefflich und gelungen, wie die erste an sich selbst so tief und sittlich groß, als geistig wahr und lauter ist. Wie hätten wir auch sonst von jenen dichterischen Persönlichkeiten und Charakterbildern nicht als solchen sprechen können, welche Das, als was wir sie und als was bereits Andere vor uns sie bezeichneten, nur sein sollen, aber nicht wirklich sind, sondern als von wirklich vorhandenen und in der Schilderung des Dichters gegenwärtigen, nur freilich nicht ganz als Das, was sie der That und der Intention des Dichters nach sind, dem unmittelbaren, unreflectirten Blicke des Lesers erscheinenden? Wir stellen nicht nur nicht in Abrede, sondern wir behaupten es ausdrücklich und getrauen uns durch die That es zu beweisen, daß ganz in demselben Sinne, wie von den persönlichen Charaktergestalten irgend einer andern großen und inhaltvollen Dichtung, von den Charakteren der „Wahlverwandtschaften" eine vollkommen wahre, vollkommen der Intention des Dichters gemäße Abschilderung möglich ist, und daß solche Abschilderung sie der reflectirenden, kritisch erwägenden Betrachtung ganz als Das zeigen würde, als was der unmittelbare Eindruck, den wir von der Dichtung davontragen, sie nur unvollkommen erscheinen läßt. Fragen wir daher nochmals nach dem Grunde dieser Erscheinung, so bleibt uns nichts Anderes übrig, als solchen Grund eben da zu suchen, wo wir bereits vorhin andeuteten, daß er gesucht werden muß. Zwischen dem tragischen Inhalte der Dichtung und der Form, in welcher dieser Inhalt vorgetragen ist, besteht ein Mißverhältniß. Es ließ sich, wenn einmal diese Form gewählt war, nicht verhindern, auch durch die höchste Kunst, durch die vollendetste Meisterschaft in ihrer Behandlung nicht, daß das stoffartige Interesse über das reinpoetische das Übergewicht erhielt. Warum dies so habe kommen müssen, darüber eine klare Einsicht zu gewinnen, mag es wol der Mühe lohnen, uns in einem zweiten Artikel etwas mehr ins Allgemeine zu wenden. Wir gedenken nämlich dort den Beziehungen nachzuforschen, welche für einen tragischen Stoff die Form der erzählenden Dichtung als ungenügend erscheinen lassen und vor allen andern nur die dramatische Form in Anspruch nehmen.*)

Ch. H. Weiße.

Jahrbuch für Theater und Theaterfreunde, herausgegeben von C. Lebrün. Erster Jahrgang. Mit Lithographien und Facsimile. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke. 1841. 8. 2 Thlr.

Schröder's Brustbild schmückt als Vignette das Titelblatt, und die Erinnerungen an diesen großen Meister auf der deutschen Schaubühne bilden den bedeutendsten Theil dieses Jahrbuchs, wie die Reliquien, welche in Lebrün's Hände gelangten, denn auch wol die eigentliche Veranlassung zu seinem Unternehmen wurden. Ein Jahrbuch für Theater und Theaterfreunde ist jetzt ein mißliches Ding geworden, wo das erstere von seiner Bedeutung so heruntergekommen und die Zahl der letztern, wenigstens in der Bedeutung von sonst, sich so sehr vermindert hat. Lewald, der vor einigen Jahren noch einen Versuch machte, ein Jahrbuch für das Theater zu schreiben („Theaterrevue") scheint, trotz seines Talents und anscheinenden Eifers für die Sache, es wieder aufgegeben zu haben. Indem er die Gegenwart behandelte, hatte er seine Blicke auf die Zukunft gerichtet. Er meinte, es sei an der Zeit, daß auch das Theater, wie Deutschland damals, jung werde und sich, ein Phönix, aus Schutt und Schlacke emancipirend, zu einem neuen Dasein umwandle. Diese Hoffnung ist wie so manche andere gescheitert. Es hat noch nichts Neues auf den Brettern aufsetzen wollen und alles Gute ruht in den Erinnerungen. So gibt auch Hr. Lebrün in diesem Buche nur Erinnerungen, aber sie knüpfen sich an die geschichtlich großartigste Zeit des alten deutschen Theaterwesens und an einen Heros, welcher in mehr als einer Beziehung von großer Wirksamkeit, nicht allein auf den Brettern, sondern überhaupt auf die Bildung unserer Nation war.

Schröder war, das versichern alle glaubhafte Zeugen aus einer Zeit, die nicht mehr ist, einer der größten, durchgebildetsten Schauspieler, die Deutschland gekannt, er war zugleich ein vorzüglicher Theaterdirector, eine Eigenschaft, welche noch seltener geworden; er war ein feiner, geistvoller Dichter für das Theater, dessen Stücke auf demselben noch fortleben, und sein Verdienst, den Shakspeare auf der Bühne zuerst eingebürgert und das deutsche Publicum mit dem Riesen vertraut gemacht zu haben, sichert ihm in unserer ästhetischen Bildungsgeschichte einen Ehrenplatz auf immer. Er war aber auch ein ausgezeichneter Mensch, der sich des Umgangs, ja der Freundschaft aller Edeln unter seinen Zeitgenossen zu erfreuen hatte, worüber seine Biographie, von seinem Freunde Meyer verfaßt, ein ausführliches und interessantes Zeugniß ablegt. Aus dieser wissen wir bereits von seinem Stammbuch, in welchem die achtbarsten Männer und Frauen ihre Achtung, Theilnahme und Bewunderung für den Künstler und Menschen niedergelegt hatten. Es war für Schröder ein Erinnerungsschatz, zu dem er sich oft flüchtete, die erneute Anschauung so werther Schriftzüge führte ihm manchen tiefempfundenen Augenblick lebendiger vor und half ihm trübe Stimmungen, von denen er selten ganz frei blieb, verscheuchen. Der Herausgeber hat uns dies Stammbuch (ob vollständig?) abdrucken lassen, wofür wir ihm Dank schuldig sind. Wir werden in eine Welt geführt, die nicht mehr ist, und auch ihre Stimmungen sind so ganz andere, wildfremde, gegen die unsern gehalten. Nicht einmal von unsern Vätern kennen wir sie. Schon diese waren jenen elegischen Freundschaftsversicherungen, jenem sentimentalen Schwelgen in edeln Humanitätsgefühlen entwachsen, in welchen vor jenen 50, 60 Jahren auch die ersten Geister der Nation sich gefielen. Es ging nicht, wenn Zwei sich heute sahen und nicht mißfielen, um morgen voneinander zu scheiden, ohne daß Einer dem Andern sagte, oder es ihm schrieb, er sei der Abdruck eines Engels auf Erden, wenn auch dieser Ausdruck gerade damals nicht Mode war. Welche Betheuerungen es damals waren, mag man aus diesem Stammbuch ersehen.

Es ist aus den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und wir befinden uns hier in einem Kreise der ersten Geister, welche die deutsche Bildung damals repräsentirten. Erwarte man um deswillen nicht pikante, scharf geistreiche Aussprüche, kritische Blitze; deren sind wenige. Als wäre es die allgemeine Aufgabe gewesen, in allen möglichen Wendungen Dasselbe zu sagen, so drehen und wenden sich diese mehr oder minder berühmten Männer und Frauen in Versicherungen edler Gefühle, in Ausdrücken der Bewunderung. Ich möchte den Künstler sehen, der heute ein Stammbuch mit Verehrungsversicherungen der Art zusammenbrächte! Wir finden

---

*) Der zweite Artikel folgt im nächsten Monat.

D. Red.

Sinn Pfälzische von Ramler, Moses Mendelssohn, Engel, Fr. Nicolai, Zöllner, Iffland, Alxinger, Münter, Lessing, Dohm, Bode, Gleim, v. Dalberg, Wieland, Götter, Klinger, Goethe, Schlosser, Bode, Elise v. d. Recke, Klopstock, Reinhard, Leisewitz, Eschenburg, Wieland, Hufeland, Brandes, Weil, Falck, Herder, J. G. Jacobi, Böttiger, Campe, Merkel, Kotzebue, Schink, Bretzmel, Unzer, Sievekking, Feßler, v. Halem, Jünger, Rahbeck (der Däne), Mylius, Mertens, Brockmann. Welche Gesellschaft, welche verschiedenartige Erinnerungen an eine geistige Epoche unsers Vaterlandes, davon die Spuren selbst in den heutigen Ohren verschwunden sind. Und diese alle auf wenigen Blättern nebeneinander vereint zu finden, ist für den Literarhistoriker Etwas, was ihm selten geboten wird. Welche Betrachtungen ließen sich daran knüpfen.

Wenn Ferdinand Kobell in Manheim Hamlet's Worte einschreibt: „Er war ein Mann; alles zusammengenommen — werd ich seines Gleichen nie wiedersehen", so sind die meisten andern fast nur Variationen auf Das, was der Philologe Böttiger auf Schröder dichtet:

Nein, du wandest nie im Wettkampf Thaliens besieget,
Unsichtreffener Mann!
Doch dir gnügt nicht der Kranz, den die Eh' und die Nonne dir weihet,
Hochanstrebender Mann!
Groß und unbesiegbar bist du im Spiele Thaliens!
Aber weit größer als Mensch.

Und dazu die Prosa: „Ich bewunderte den Schauspieler Ersten, ich umarmte den Menschen. Mag jener abtreten, dieser bleibt hier und jenseits, bleibt — fasse dich, mein Herz, im Rausche dieser Empfindung — mein Freund." Er schrieb's im August 1795 „in den genußreichsten Tagen seines Lebens". Kotzebue schreibt „am Abend eines schönen Tages": „Möchte ich ebenso spät aus Ihrem Gedächtniß scheiden, als Ihr Name jemals (!) aus dieser Welt scheiden wird." Auch Herder fühlt sich zum Gedicht inspirirt und man wird es gern lesen:

Liebling der hohen Kunst, die tausend Seelen auf Einmal
Mit der Bestrebungen Kampf bis zur Vollendung erfüllt,
Sanft zu führen, und schön zu erfreun mitleidende Herzen,
Und zu beschämen weiß, welchen sonst keiner beschämt;
Freue des Kranzes dich, den zwo Göttinnen dir winden,
Eine die denkende, Eine die thätige Kunst.

Eschenburg ruft auch mit Hamlet: „We shall not look upon his like again." Klopstock gibt dem Schauspieler in seiner absondern Schreibart aber vielleicht das kernigste Zeugniß: „Sonst sagte ich es, wenn Jemand war, mit dem ich von Ihnen reden mochte, hinter dem Rücken: jetzt aber, da Sie mir die Freude machen, ein Andenken von mir haben zu wollen, muß ich es Ihnen selber sagen

Schröder
spülte keine Rolle gut;
denn är war immer
der Mann selbst.

Klopstock."

Zur Erinnerung eines Morgenspazierganges am 15. Aug. 1780 zeichnete sich Goethe nur mit seinem Namen in Schröder's Stammbuch. Im April 1791 schrieb er aber unaufgefodert bei Schröder's wiederholtem Besuche in Weimar folgendes Distichon auf ein ander Blatt:

Viele sahn dich mit Wonne, dich wünschen so Viele zu sehen;
Reise glücklich! du bringst überall Freude mit hin.

Auch Lessing fühlte sich als Kritiker zu einem Epigramme angeregt (im October 1780):

Daß Beifall dich nicht stolz, nicht Tadel furchtsam mache!
Des Künstlers Schätzung ist nicht jedes Fühlers Sache!
Denn auch dem Blinden brennt das Licht,
Und war dich fühlte, Freund, verstand dich darum nicht.

Beil in Manheim (1791) charakterisirt den Menschen vielleicht am treffendsten, indem er einschreibt: „Garrick — Schröder — diese Namen sind mit Gleicherwohl der Unsterblichkeit übergeben; höchst ungerecht! Das Gehalt von Garrick's unersättlicher Biographie — war, Unterdrückung aufkeimender Talente, Intrigue, Herzlosigkeit, erschlichener, scheinender Ruf, den wirkliches Genie unterstützte. Schröder hingegen kann mit seiner errungenen Größe jedem seiner Widersacher mit reinem Gewissen unter die Augen treten und Ihm fragen, wen unter Euch kann mich so einer Sünde zeihen?"

Eine interessante Beigabe sind die gelungenen Fac-similes der Autographien von Ramler, M. Mendelssohn, Lessing, Klopstock, Leisewitz, Jünger, Kotzebue und Feßler. Aus vielen dieser Handschriften möchte man sich versucht fühlen auf den schriftstellerischen Charakter des Schreibers zu schließen. Besonders interessant ist die Feßler's, in der man den Mönch, der Handschriften copirt, zu finden meint.

Die Geschichte des hamburger Theaters von seinem Entstehen ab bis zum Jahre 1817, vom Herausgeber selbst zusammengestellt, liefert des Lehrreichen und Ergötzlichen vielerlei. Hamburgs Bühne war durch mehre Epochen das Vorbild für Deutschland, seine ersten theatralischen Genien entwickelten sich hier, und nicht immer, um sie wieder nach ihren Studien zu verlassen und anderwärts zu ernten, was sie gesäet; sie hielt sich lange als ein Institut, welches mit allen Hofbühnen rivalisiren konnte und sie an Gehalt und Ertrag übertraf. Das war der Segen der Bretterbuden, der in den stolzen Stein- und Marmorhäusern ausbleibt. Die hamburger Theatergeschichte fällt sonach in vielen Punkten, namentlich in den frühern Anfängen, mit der allgemeinen deutschen zusammen. Die Banden wanderten umher, das deutsche Vaterland ging für den Schauspieler bis Petersburg und Moskau, wofür freilich auch schon sehr früh italienische Sänger und Possenreißer bis im Norden Deutschlands sich einbürgerten. Wir sind Hrn. Lebrün zum Danke verpflichtet, daß er mehre ergötzliche Curiosa aus dieser ältern Theaterzeit, Proben von Fastnachtsschwänken und Staatsactionen, uns als Anhang zum Besten gibt. Lernen, wie wir es machen sollen, um das Theater zu bessern, kann man freilich nicht daraus. An Derbheit fehlte es nicht, obgleich die Übersetzungen aus dem Französischen ein so altes Übel des deutschen Theaters scheinen, als dieses selbst. Der Monsieur de Pourceaugnac wurde recht kräftig mit Hrn. von Schwein-Igel übersetzt! Von dem Volkshumor, nach dem wir uns so oft in der guten, alten deutschen Zeit umsehen, ist darin wenig zu finden. Interessant ist, daß die bekannte erste Veltheim'sche Truppe schon 1721 in Hamburg eine Bearbeitung des Calderon'schen „Leben ein Traum" unter dem Titel gab: „Der weise König Basilius, sonst genannt der traumhafte Prinz." Die hamburger Theaterbibliothek besitzt einen seltenen Schatz für die deutsche Theatergeschichte, nämlich in 32 Bänden sämmtliche deutsche und später italienische aufgeführte Opern von 1678—1746. Ein Abdruck würde sich aber, nach den mitgetheilten Proben, nicht lohnen.

Die hamburger Bühne machte im vorigen Jahrhundert alle Stationen des Elends und des Glücks des Theaters mit durch, und was an großen Namen aufstrahlte, leuchtete auch auf den hamburger Bretern, kürzere oder längere Zeit. Hier gab es den oft wiederholten Streit zwischen der Geistlichkeit und dem Theater, hier stritt sich der deutsche Hanswurst mit dem Pedantismus, hier arbeitete vergeblich und einseitig wie anderwärts die Neuberin für den guten Geschmack, hier wirkte die Veltheim'sche, die Schönemann'sche, die Schuch'sche Truppe, bis für die deutsche Schauspielkunst durch die Ackermann'sche Gesellschaft, an deren Spitze des großen Schröder Mutter stand, eine neue Ära eintrat. Es ist wol nicht allgemein bekannt, daß wir diese Ära einer Ohrfeige verdanken. Die Witwe Schröder gab in der Wuth ihrem Schauspieler, dem jungen Ackermann, eine so heftige Ohrfeige, daß ihm das Gesicht schwoll. Zur Ruhe und Reue gekommen, gab sie ihm zur Buße dafür ihre Hand.

Eckhof, Schröder, die Ackermann's, Brockmann, alle gingen von Hamburg aus, und hier wirkte ein Lessing, als Dra-

matung. Wahrlich davon läßt sich eine Geschichte schreiben, die nicht allein das Theater, die unsere gesammte deutsche Bildungsgeschichte berührt. Auch kann man aus dieser Geschichte entnehmen, daß unser vielbesprochener Theaterenthusiasmus nicht allein der jüngst vergangenen Zeit aufgebürdet werden darf. Am 10. Mai 1775 starb, im ihrem 20. Jahre Schröder's Halbschwester, die liebliche Charlotte Ackermann, der vergötterte Liebling des hamburger Publicums. Was uns Hr. Lebrün über die Aufregung, die ihr Tod verursachte, nach den sichersten Quellen mittheilt, ist nicht übertrieben. Es war, als ob Hamburg fühlte, daß es für ganz Deutschland zu weinen habe. Man wußte sich keine Rechenschaft zu geben, ob diese Thränen der unübertrefflichen Künstlerin, ob dem unbescholtenen, zu früh dahingerafften Mädchen galten. Die Stimme des Beileids grenzte am Beerdigungstage fast an Schwärmerei. Scharenweise strömten Hamburgs Bürger und Bürgerinnen dem Trauerhause zu, die weißgekleidete Leiche wurde mit Blumen und Gedichten bestreut und bekränzt, man schnitt Haare von ihrem Haupte, die zu Ringe gefaßt oder zu Ringen verflochten, ihr zum Andenken getragen wurden. Eine unabsehbare Menschenmenge begleitete den Leichenzug, Blumen- und Myrthenkränze wurden in das Grab nachgeworfen. Ref. sprach noch Zeitgenossen des Ereignisses, die jenen tragischen Enthusiasmus, der nicht allein in Hamburg sich aussprach, bestätigten. Ihr Tod hatte einiges Mysteriöse und es entstanden darüber Erzählungen und Romane, welche mit Gier verschlungen wurden.

Die Geschichte der hamburger Bühne seit Anfang dieses Jahrhunderts hat wenig Abweichendes von der aller unserer Theater. Der Verf. gibt uns Winke, von wo ab das Unwesen des selbstbestellten Logis und der contrahirten Freibillets für Gastspieler u. s. w. anfing. Wer mag das mit Interesse verfolgen und die eintretenden Kämpfe zwischen den Directionen und dem Publicum. Dagegen ist es von großem Interesse, was wir über die Strenge der Napoleonischen Censur auf dem Theater zur Zeit der Franzosenherrschaft lesen. Schon der Name eines verhaßten Autors genügte zur Ausmerzung seiner Producte. So wurden die beliebtesten Stücke Schiller's und Kotzebue's förmlich gestrichen. „Maria Stuart" wurde verboten, weil es in England spielte, und Kotzebue's „Brief aus Cadix" wurde in einen „Brief aus Marseille" umgetauft. Die Worte Vaterland, Vaterlandsliebe, Freiheit, Tyrann, Unterdrückung mußten unerbittlich gestrichen werden. Die Zettel mußten eine französische Übersetzung haben, ja endlich durfte es auf dem Anschlag nicht mehr heißen: Deutsches Theater, sondern Theater auf dem Gänsemarkt! Schröder wurde einst selbst zu Davoust gebracht und mußte noch dessen speciellen Vorwürfe hören, daß, trotz dieser drückenden Censur, Stücke mit Reden gegeben würden, welche das Publicum aufregten. So half dem armen Director also auch nicht einmal die Censur! 41.

Bibliographie.

Agassiz, L., Untersuchungen über die Gletscher. Nebst 1 Atlas von 32 Steindrucktafeln. Auf Kosten des Verfassers. Gr. 8. Solothurn, Jent u. Gaßmann. 11 Thlr. 10 Ngr. (11 Thlr. 8 Gr.)

Blumauer, K., Der Blume Wort, oder die Sprache des Gefühls. Zur symbolisch-schönen Darstellung künstlerischer Ideen für Dichter, Maler, Bildhauer, Architekten, Festschmücker, Sträußer-, Kränze- und Guirlanden-Binderinnen, Garniturstickerinnen, insbesondere zur stillen Verständigung liebender Herzen. Gr. 16. Wien, Klang. 20 Ngr. (16 Gr.)

Breier, E., Der Königsenkel. — Die Schlacht bei Mohács. — Zwei historisch-romantische Erzählungen. Gr. 12. Wien, J. Stöckholzer v. Hirschfeld. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Bretschneider, K. G., Die Unzulässigkeit des Symbolzwangs in der evangelischen Kirche. Aus den symbolischen Büchern selbst und deren Beschaffenheit nachgewiesen für alle Freunde der Wahrheit. Gr. 8. Leipzig, Vogel. 17½ Ngr. (14 Gr.)

Charakterzüge, Anekdoten und Skizzen aus dem Leben Friedrich Wilhelms III., Königs von Preußen. Herausgegeben vom Präsident ***. 1stes Heft. 8. Quedlinburg, Basse. 10 Ngr. (8 Gr.)

Don Juan. Große Oper in zwei Aufzügen. Aus dem Italienischen. 4te Auflage. Gr. 8. Wien, Wallishausser. 10 Ngr. (8 Gr.)

Eylert, Rede, gesprochen in der Capelle des Königlichen Schlosses bei der Feier des Krönungs- und Ordensfestes am 17. Januar 1841. Auf Allerhöchsten Befehl abgedruckt. Gr. 8. Berlin u. Potsdam, Stuhr. 5 Ngr. (4 Gr.)

Foglár, L., Cypressen. Dichtungen. Dem Dichter Johann N. Vogl als Zeichen freundschaftlicher Verehrung gewidmet. Gr. 12. Wien, J. St. v. Hirschfeld. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

George. 1805—1815. Erinnerungen eines Preußen aus der Napoleon'schen Zeit. 8. Grimma, Verlags-Comptoir. 1840. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Klöden, K. F., Erwiderung auf die Schrift des Herrn E. Fidicin: die Gründung Berlins. Mit 1 Plane. Gr. 8. Berlin, Gropius. 1 Thlr.

Kohl, J. G., Petersburg in Bildern und Skizzen. 2 Theile. Mit 1 Grundriß von Petersburg. Gr. 8. Dresden u. Leipzig, Arnold. 4 Thlr. 15 Ngr. (4 Thlr. 12 Gr.)

Kreutzer, J., Deutsche Rheinlieder. Gr. 8. Köln, Mitzfeld. 5 Ngr. (4 Gr.)

Lange, J. P., Vermischte Schriften. 2ter Band. — Auch u. d. T.: Beiträge zu der Lehre von den letzten Dingen. Gr. 12. Meurs, Rheinische Schulbuchh. 25 Ngr. (20 Gr.)

Mannbach, J. A., Jaroslaus von Königsgab, oder die Todtesbrüder auf Schreckenstein. Romantische Rittergeschichte aus den Zeiten Kaiser Karl IV. Gr. 12. Wien, J. Stöckholzer v. Hirschfeld. 26¼ Ngr. (21 Gr.)

Mühlböck, R., Fernando von Alcantara, oder das Schreckenhorn um Mitternacht in den schauerlichen Klüften der Sierra d'Deca. Eine historisch-romantische Geschichte. Gr. 12. Wien, J. St. von Hirschfeld. 26¼ Ngr. (21 Gr.)

Napoleon's Tod auf St. Helena, und die Versetzung seiner Überreste nach Paris. Nebst angehängter kurzer Darstellung seines Lebens und seiner Familie, und einem chronologischen Verzeichniß der von ihm gelieferten Schlachten. Mit dem Bildnisse Napoleons. 8. Reutlingen, Kurtz. 3¼ Ngr. (3 Gr.)

Bunte Reihe. Deutsche Original-Novellen der beliebtesten Erzähler neuester Zeit. Neue Folge. 1ster Band. Der Mime und sein Kind. Moira Encantada. Zwei Novellen von Lubojatzky. 8. Grimma, Verlags-Comptoir. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Schaden, E. A. von, System der positiven Logik. Gr. 8. Erlangen, Palm u. Enke. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Schiller's Gedichte in allen Beziehungen erläutert und auf ihre Quellen zurückgeführt, nebst einer vollständigen Nachlese und Variantensammlung zu denselben. Für die Freunde des Dichters überhaupt und für die Lehrer des Deutschen an höhern Schulanstalten insbesondere. Von H. Viehoff. 5ter Theil. Gr. 16. Stuttgart, Balz. 1840. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Der Selam des Orients oder die Sprache der Blumen. 3 Theile. Gr. 12. Berlin, Posen u. Bromberg, Mittler. 2 Thlr.

Thomas, K., Die Theorie des Verkehrs. Erste Abtheilung: Die Grundbegriffe der Güterlehre. Gr. 8. Berlin, Gropius. 15 Ngr. (12 Gr.)

Vogl, J. N., Balladen und Romanzen. 2te durchgesehene Auflage. Gr. 8. Wien, Wallishausser. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Zur Verständigung über die Preußische Verfassungs-Frage. Gr. 8. Berlin, Jonas Verlagsbuchh. 2½ Ngr. (2 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 71. — 12. März 1841.

Charikles. Bilder altgriechischer Sitte. Zur genauern Kenntniß des griechischen Privatlebens, von W. A. Becker. Zwei Theile. Mit fünf Tafeln. Leipzig, F. Fleischer. 1840. Gr. 8. 4⅔ Thlr.

Es will Abend werden mit der Philologie nach altem Brauch, und die schönen Tage sind vorüber, in denen das Licht, das sie den großen Alten abgeborgt, das mühsam durch den Qualm grammatischer Regeln, Ciceronianischer Phrasen und kritischer Emendationen hindurchbrach, den Menschen, wie sie sprachen, auf dem Pfade der Humanität leuchtete, sie das Leben verstehen und würdig genießen lehrte, ihre Herzen für alles Wahre, Edle und Schöne erwärmte. Während der einfach gesunde Sinn des Volkes, der für seine praktischen Berufszweige wenig Zweckdienliches verspürt aus dem Studium der griechischen Grammatik, von der Knechtschaft des alten Schulzwanges sich emancipirt und zu den täglich gewaltiger anwachsenden Studien des Realismus flüchtet, die — man lasse doch ja von dem Geschrei orthodoxer Philologen sich nicht übertäuben — bei gleicher Strenge und Schärfe des Denkens auch die frische Gegenwart und den handgreiflichen Nutzen ins Auge fassen: hat auch die Wissenschaft selbst eine höhere, über die Humanitätsstudien hinausgehende Gliederung gewonnen, und lebendiger als aus den Analogien hellenischer und römischer Weisheit quillt aus der Trias der Natur, Geschichte und Philosophie der Gedanke, der die wundersamen Räthsel der Welt und des eigenen Ichs auflöst und für die großen Kämpfe in Kirche und Staat, zu denen die Gegenwart sich rüstet, an Wort und Arm uns waffnet. Innerhalb dieser geschlossenen Gliederung der Wissenschaft sind die Ansprüche, welche die philologische Schulbildung bisher auf die Alles überfliegende Trefflichkeit ihrer formalen Elemente stützte, daß z. B. die Gesetze der alten Sprachen größere Garantien gäben für die Entwickelung des jugendlichen Denkvermögens als die in der eigenen Muttersprache dargestellte Krystallisation des deutschen Geistes; — diese vor den Gebrüdern Grimm vielleicht gültigen Ansprüche sind unrettbar verloren, und wie die Kenntniß dieser Sprachen jetzt, eben nur wie der übrigen, für das Verständniß eines begrenzten historischen Daseins die nothwendige Bedingung ist, so bleibt auch den andern Disciplinen der Philologie nichts übrig, als, den Ballast todter Formen und Formelwesens über Bord werfend, den Inhalt des in Religion, Staat und Literatur ausgesprochenen antiken Lebens zu entdecken, d. h. willkommene Mitarbeiter an dem Bau der Geschichte zu werden.

Wir verargen den Philologen alten Schlages ihre Träume von einer entschwundenen Größe nicht, die Weigerung, das Scepter, kraft dessen sie einst die erste Stimme gehabt in der Bildung der Nation, gleich auf die erste Aufforderung abzugeben. Der Kampf für die Götter und Altäre, in deren Pietät sie auferzogen, ist etwas so Natürliches, daß dies sogar den Reiz des Wunders verliert, wenn wir sie, die streitsüchtigsten unter allen Sterblichen, einen Verein von Philologen und Schulmännern, d. h. von philologischen Schulmännern schließen sehen, und auch auf der letzten ihrer Versammlungen, die jeglichen Jahres das Beste der wankenden Republik berathen, der neuerungssüchtigen Zeit — doch nicht einmal für das gegenwärtige günstig gestimmte Publicum genügend — beweisen hören, daß die Realschulen alles sittlichen Grundes und Bodens ermangelten, daher Alles beim Alten, bei Zumpt und Buttmann zu belassen. Nur nehme man auch die Sache nicht für ernsthafter, als sie sich gibt, und betrachte nicht jedes Wort, das in dieser Versammlung antiker Musen und Grazien gesprochen, als eine ernste Demonstration, einen Reactionsversuch gegen den ihnen unbequemen Stand der Dinge. Sie selbst haben sich ja feierlichst gegen alles Bewußtwerden über die Idee ihrer Versammlung erklärt, um, wie man sagte, die frisch keimende Pflanze nicht durch überfrühes Entblößen ihrer Wurzeln zu verkümmern, und was man von den rhetorischen Übungen des Auges und dem abendlichen Tabacksqualm vernommen, ruft uns ja nur die traulichen Bilder der Schulmonarchen, die einst unsere Jugend beherrschten, ins Gedächtniß; — höchstens sieht es wie ein nicht völlig mißlungener Versuch aus, eine ihrer vergötterten Republiken darzustellen aus den Tagen der untergehenden Freiheit, da der Demos in dem reinen ungemischten Weine demokratischer Gleichheit sich berauschte, in Wahrheit aber ruhte die Summe der Geschäfte in den Händen schlauster Volksredner. Abgesehen von diesem Scheinwesen, wenn wir die gegenwärtige Philologie, wie sie wirklich ist, genauer betrachten, werden unsere Beobachtungen schon durch den Namen der herrschenden Schule als einer realistischen genugsam bestätigt, denn diese Beziehung deutet uns an, daß die Meister die Form zer-

brochen und der Arbeit an dem Inhalte sich zugewendet, der historischen Entwickelung der antiken Welt.

In dieser Arbeit nun, aus der Wohlbehäbigkeit eines breiten selbstgefälligen Ergehens in das gewiesene scharfbestimmte Gleis historischer Tendenzen sich zu fügen, ist vielleicht keiner philologischen Disciplin ein so schwieriges Loos zugefallen als dem, was man früher schlechtweg Alterthümer der Griechen und Römer zu nennen pflegte. Bisher hatte man eine bunt aus der Lecture der Classiker zusammengewürfelte Masse von Notizen über Brauch und Sitte der Alten — mochten die betreffenden Lebensbezüge auch schon auf der Grenze schweben, wo der Geist die Form verläßt, oder sie gar darüber hinaus sein — gutmüthig als eine dankenswerthe Gabe der Alterthumsforscher empfangen. Unmöglich konnte dies gestaltlose Verfahren jetzt noch genügen, selbst in dem Falle nicht, daß ein so gewandter Schriftsteller wie der verstorbene Böttiger den herben Kern einer archäologischen Untersuchung durch allerlei Beimischung einer reichen Lecture, durch pikante Beziehungen zur Gegenwart minder abschreckend, ja eine Abhandlung wie die über die Schnupftücher der Alten und ob die Frauen ihrer bedürftig gewesen, sogar für das schöne Geschlecht lesbar machte. Andererseits aber schien es unmöglich, besonders seitdem die Staatsalterthümer als eine besondere für sich bestehende Totalität behandelt werden, die bunten, in zahllosen Varietäten wechselnden Bilder des Privatlebens in eine strenge Classification, der sie widerstreben müssen, in ein systematisches Ganze zu zwängen. Irren wir nicht, so ist es unter diesen Umständen die beste Auskunft, die Hr. Becker schon in seinem „Gallus" erwählt, daß nämlich die Erläuterung der tausend vereinzelten und doch für die Sitte so charakteristischen Züge an Bilder aus dem Leben selbst geknüpft wird: ein Weg, den schon Barthélemy seinen jüngern Anacharsis reisen läßt, doch ohne die Gründlichkeit und die Objectivität deutscher Forschung, unter Figuren, die „nur zu oft antiken Naturen im französischen Staatskleide mit Spitzenmanschetten gleichen".

Versuchen wir es zunächst, die Begebenheiten und Schilderungen dieses — um einen später zu modificirenden Ausdruck zu gebrauchen — antiken Romans in einem allgemeinen Umrisse darzulegen, die hauptsächlichsten Data der zwölf das griechische Privatleben abbildenden Scenen angebend. Unweit der Trümmer von Mykená ist der Schauplatz der ersten Scene, unter schroffen, durch zahlreiche Schluchten und Höhlen unterbrochenen Felsen, da wo zwischen steilen Wänden der Gebirgspfad von Argos nach Korinth führt. Hier, an einer Einbiegung der östlichen Bergeswand, auf grünem Rasenteppich, den blühende Myrten und Oleander in dichtem Gebüsch einfassen, treffen zwei edle athenäische Jünglinge zusammen. Nicht umsonst hat Zeus Philios, der Beschützer der Freundschaft, die Beiden zum Frühmahl an denselben Ort gewiesen, denn die jetzt einander fremde den Becher willkommener Reisegefährtschaft leeren, sind eben die „Jugendfreunde", die der ersten Scene den Namen gegeben, und es ist nicht das erste Salz, das sie gemeinschaftlich gekostet. „Wer und woher der Männer, wo hausest du, wo die Erzeuger?" fragt gleich den Homerischen Helden Kleophon, und Charikles berichtet, wie vor sechs Jahren eine unglückliche Verkettung von Umständen, von schlauen Sykophanten benutzt, seinen Vater Charinos aus der Heimat getrieben, als Fremde bei Fremden hätten sie seitdem zu Syrakus gewohnt, jetzt da die theuern Ältern gestorben, kehre er allein heim, voll Schmerz und doch voll Sehnsucht, denn „nichts ersetzt doch das Vaterland, und schön vor allen Städten ist Athen". Da ist Kleophon, der gleich anfangs die Züge des Andern nachdenkend betrachtet, seiner Sache gewiß.

Charikles — rief der junge Mann und trat vor ihn, gerade ins Gesicht ihm sehend —. Ich habe dich erkannt bei der ersten Begrüßung; du aber erinnerst dich meiner nicht mehr! Und doch gab es eine Zeit, wo wir täglich uns sahen, und meine Dürftigkeit hielt dich nicht ab, mein Freund und Gespiele zu sein. Gedenkst du nicht mehr des Knaben, der in der Schule des Hermippos Sklavendienste verrichtete, zu denen er nicht geboren war? der bald die Schreibschwärze reiben, bald die Schulstube kehren und die Bänke mit dem Schwamme reinigen mußte?

Aus der Reihe der Bilder, welche das griechische Privatleben abbilden sollen, durfte, wie der Verf. bemerkt, eine Schilderung des Hetärenlebens, dem griechische Leichtfertigkeit eine so eigenthümliche Farbe verliehen und das so tief in das Leben, besonders der jungen Leute eingriff, nicht gut wegbleiben; aber, setzen wir auch sogleich hinzu, das vorliegende Werk hat die schwierige Aufgabe, für ein solches Bild ein Motiv zu wählen, das sich einigermaßen mit Decenz behandeln ließe, dadurch bestens gelöst, daß, ohne in das Detail verliebter Scenen einzugehen, einer der gewiß häufigen Fälle hervorgehoben wurde, wo man das Gewerbe weniger öffentlich trieb. Wir befinden uns in dem Hause eines griechischen „Kupplers", unserm Helden durch einen Freund in Argos empfohlen, da „Sotades kein unbilliger Mann sei und seine reizenden Töchter längst, wie man behaupte, bei hellem Fackelscheine in die Mysterien der Aphrodite eingeweiht". Wir notiren nur die Hauptpunkte dieser Scene. Der Vater ist für den Ruf seiner Töchter äußerst besorgt, aber beim Anblicke des stattlichen Reisegepäcks findet er den Jüngling sittsam und Weisheit um seine Lippen schwebend. Die Mädchen in der That schön, nach etwas wohlfeilem Unterschiede übrigens: Stephanion hochgewachsen, schwarzlockig, in entfalteter Fülle des Körpers; Melissa ein naives heiteres Wesen, in der ersten Blüte der Jugend, eine unnennbare Anmuth in jeder Bewegung der sanft schwellenden Glieder. Erstes Treffen beim Frühstück: Charikles entscheidet sich für Melissa: „da neigte sich Melissa traulicher ihm zu; wie zufällig löste sich die Agraffe, die auf der Schulter den Chiton zusammenhielt, und ließ einen Blick auf die verhüllten Reize thun". Verhandlungen durch Pägnion, den aufwartenden Knaben: die Mutter läßt durch eine Mine Silbers sich bereden, der Vater muß gerade nach Sikyon reisen, Melissa wartet seiner mit liebendem Verlangen: „sobald kein Zeuge im Hause mehr wach sein werde, wolle Pägnion selbst ihn zu dem stillen Gemache führen, wo Dionysos und Aphrodite, die unzertrennlichen Götter der Freude, ihn empfangen würden". Die Haupt-

momente der letzten Katastrophe, die wir in leichtverständlichen Bruchstücken der Darstellung geben:

Charikles hielt auf dem von Rosen duftenden Lager die schöne Melissa umfaßt, die in der leichtesten Bekleidung sich dicht an ihn anschmiegend die Arme um seinen Nacken geschlungen hatte.... Da öffnete plötzlich ein heftiger Schlag die Thüre, und herein stürzte einem Wüthenden gleich Sotades mit seinen Begleitern.... „Was hilft es dir, wenn du mich tödtest? Nimm ein Lösegeld und laß mich frei!".. „Es sei", sagte Sotades, „aber unter der Bedingung, daß du am frühesten Morgen Korinth verlässest." „Und du, unwürdige Tochter", rief er Melissen zu, die das Gesicht in dem Pfühle des Lagers verbarg, „wenn ich nicht morgen, wie jener Athener, dich mit dem Rosse deines Buhlen lebend ins Grab sende..." Er hatte die letzten Worte mit vielem Pathos gesprochen: ein schallendes Gelächter antwortete ihm vom andern Ende des Zimmers. Es war Ktesiphon mit seinen Freunden, die unbemerkt zur Thüre gelangt waren. „Hund von Kuppler", rief hervorspringend Ktesiphon's Wirth, „wie kannst du es wagen, einen freien Mann zu binden und Geld von ihm zu erpressen?"... Sotades und Melissa blieben allein zurück. „Schaf", sagte der Kuppler zu ihr, „die Gartenthüre hattet ihr vergessen."

Drei Tage nach diesem Abenteuer stiegen die Freunde im Piräus ans Land. Unter freudigem Herzklopfen betritt Charikles den heimatlichen Boden, die wohlbekannten Stätten begrüßend, an die die Erinnerungen einer glücklichen Vergangenheit sich knüpften, denn wieder umgibt ihn das geschäftige Leben des Hafens mit dem Drängen und Treiben der Menge, und wie er auf der phalerischen Straße zu dem ithonischen Thore wandelt, rinnen spärlich zwar, aber klar und durchsichtig in dem hohlen Bette die musengeheiligten Wellen des Ilissos ihm entgegen, und in der Ferne erhebt die große Platane die weittragenden Äste, in deren Schatten er als Knabe oft geruht, auf dem weichen Lager des Grases, von den Gesängen der Cikaden umsummt, in kühlem Wehen der Luft. Er eilt zu der Wohnung des väterlichen Freundes, der die Erlaubniß zur Heimkehr erwirkt, nicht eben günstiger Aufnahme gewärtig, denn das Gerücht schildert Phorion als einen finstern und unfreundlichen Mann, und ein altes Weib in einem Kramladen erzählt dem Jünglinge jetzt noch viel von der heimlichen Kunst der Zauberei und dem Geize des Alten: — „Wenn du etwa als Gast ihn aufzusuchen gedenkst, so würde ich dir rathen, vorher das Abendbrot und Futter für dein Pferd dir zu besorgen." Phorion ist aber ein höchst edler Mann, der dem Sohne des Freundes das väterliche Haus, das er an sich gekauft, und das Geld, das er unter der Statue des Hermes gefunden, mit höchst biedern Worten zurückstellt, dessen auserlesene Bibliothek beiläufig auch das Bücherwesen der Alten erläutert. Von ihm begleitet, sucht Charikles das „Vaterhaus" auf.

Jetzt bogen die Beiden um eine Ecke der Tripodenstraße, und in wenig Augenblicken stand Charikles vor dem wohlbekannten Hause, die schützenden Gottheiten begrüßend, die den Eingang hüteten. Da stand noch unversehrt der nach alterthümlicher Weise kegelartig geformte Agyieus; gesund und kräftig breitete noch der daneben grünende Lorber seine Zweige darüber aus, und wie mit freundlichem Blicke den Rückkehrenden begrüßend, schaute von der andern Seite herüber der Kopf der Herme, den die Hand eines Vorübergehenden mit Kranz und Bändern geschmückt hatte. Phorion öffnete mit dem dreifach gezahnten Schlüssel die Thüre des Hauses, deren knarrende Angeln deutlich zu verstehen gaben, daß sie des Oeffnens ungewohnt geworden seien. Charikles trat mit schmerzlich frohen Gefühlen in den Flur des verlassenen Hauses. Leer stand die Zelle des Thürhüters; verrostet lag die Kette des wachsamen Hundes da; in den Säulengängen des Hofes und in den offenen Sälen der Andronitis hatten Schwalben ihre Nester angebaut und fleißige Spinnen strickten ihre Netze um die Capitäler der Säulen. Grünes Moos fing an den Boden der Gänge zu bedecken und der freie Platz war mit hohem Grase bewachsen.... Da war das Wohnzimmer seiner Mutter, da der Saal, wo er beim Scheine der Lampe im Kreise der Frauen zu den Füßen der Wärterin gespielt oder ihren Erzählungen zugehört hatte. Tiefe Wehmuth ergriff ihn, Alles so verödet, sich selbst allein in den weiten Räumen zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Italien.

Valery führt in seiner „Voyage" unter den schriftstellerischen Notabilitäten, die er bei Vieusseux in Florenz kennen lernte, auch N. Tommaseo auf, den er mit Montani als die Vertreter der Lehren der neuen Schule bezeichnet. Damit auch deutsche Leser erfahren, was man unter dieser neuen Schule sich denken dürfe, benachrichtigen wir die Leser dieser Blätter, daß in einer sehr eleganten Ausgabe unter dem Titel „Di nuovi scritti di *N. Tommaseo*" (4 Bde., Venedig 1838) der genannte Schriftsteller eine Zusammenstellung seiner früher vereinzelten Schriften angefangen hat, die aber, so viel mir bekannt geworden, beim zweiten Bande stehen geblieben ist. Ein Werk dieser Art darf auf Sympathien rechnen, und wenn auch die Buchhändler daraus nicht viel Neues lernen möchten, so dürften doch die deutschen Büchermacher, lebende wie verstorbene, daraus ersehen, daß ihre Geheimnisse hier gekannt und in Ausübung gebracht sind. Denn was bringt er im ersten Theile dieser Schriften, den er „Memorie poetiche" — Erinnerungsblätter eines Dichters? — überschrieben? zuerst das Gekröhl, als ihm die Muse zum erstenmal die Brust gab; dann die Ankündigung von ein paar Büchern, als er Buchdrucker werden wollte; Neujahrsgedichte für Zettelträger; Gedanken, die ihm neben dem Texte einiger alten Classiker einfielen, ein paar Impertinenzen gegen Monti und Perticari, dazwischen unzählbare Verse. Hr. Tommaseo wollte Buchdrucker werden, daher hat er Figaro's berühmte Lehre: was der Mühe nicht lohnt, daß man's sagt, das singt man, auf seine Kunst angewandt. Besonders ereifert sich der Dichter dieser Erinnerungsblätter über einen kreuzbraven Kanonikus Barbò in Padua, der es sich 4000 italienische Lire kosten ließ, dem Francesco Petrarca im Dom zu Padua ein Inschriftdenkmal zu setzen, worin er ausdrücklich durch die Worte: Canonicus Canonico andeutete, wie er dazukam, dem gefeierten Collegen diese Ehre zu erzeigen. Aber weder Denkmal noch Inschrift findet bei Hrn. Tommaseo Nachsicht. „Zur Ehre Barbò's muß ich sagen, daß er die Inschrift nicht selbst gemacht hat. Es wäre viel, wenn er sie nur verstand." Altern Italienern und gerade denen darunter, die vergessen haben, wie sie es selbst in ihren jüngern Jahren getrieben, klingt diese Sprache befremdend, desto weniger darf er fürchten in Deutschland misverstanden zu werden. Die zweite Hälfte oder richtiger das letzte Viertheil des ersten Bandes enthält ein Durcheinander von Anfängen; denn nichts ist nach einem weisen Gesetze hier bis zum Grunde durchgesprochen. Der zweite Band bringt einen „Trattato della bellezza educatrice", des Verf. bewährtem Freunde Giampietro Vieusseux gewidmet. Manche der Sätze, die hier zur Sprache kommen, dürften, auch wo man vor kühnen Heischesätzen nicht eben bangt, doch mehr als neu erscheinen. Schönheit und Wahrheit sind nach dieser Abhandlung absolut Eins. Das Schöne ist demnach nur ein Begriff, den der Verstand erfaßt, der jedoch durch seine Form das Gefühl anregt; Grundlage aller Dichtung müssen demnach die christlichen Glaubenslehren sein; von Gott muß jede Begeiste-

rung ausgehen, zu Gott sich hinwenden jede Neigung. Dichtung soll deshalb die sublimirte Darstellung der äußern Naturverschmähen und nur die innern Seelenerscheinungen darstellen. Doch diese mystische Offenbarung muß sie durch traum und ins Einzelne gehendes Darstellen des Großen und des Alltäglichen, des Edeln, wie des Gemeinen erreichen und daher muß sie sich aller mythologischen Gestaltungen und der sogenannten classischen Formen enthalten. Das sind ungefähr die Hauptsätze, auf denen seine bellezza edesmatrice — seine Erziehung zur Schönheit oder seine Erzieherin Schönheit? — beruht; doch würde es Entschuldigung finden, wenn das Thema dieser durch Flageolettseufzer und wiederum durch den einfallenden Lärm eines vollen Janitscharencorps oft unterbrochenen Fuge nicht genau wiedergegeben wäre, da die Auffallendheiten ihres Satzes wol auch die geübtesten Contrapunktisten verwirren können. Wie diese Sätze anzuwenden seien, hat der Verf. in der zweiten Abtheilung des zweiten Bandes gezeigt, die meist in französischer Sprache geschrieben ist. So setzt er wiederholt die Unzulässigkeit der classischen Mythologie auseinander, die er nach seinem Systeme schon nicht begünstigen kann. Bei dieser Gelegenheit bricht sein Eifer in die Worte aus: „Wenn endlich einmal unsere Künstler einsehen werden, wie erbärmlich die Aufbäckerei (rifriggere) der Aphroditen und Psychen sei, — die außer allem Vergleich unschöner als die alten ausfallen müssen, eben weil sie aufgebacken und weil sie neu und weil die Vorbilder seltener — dann werden sie anfangen zu bemerken, daß der beliebte Prunk mit dem Nackten eine unüberlegte (assurda) Schönheit in Zeiten ist, wo man auf den Gassen weder nackte Männer noch Frauen sieht. Ohne mich im geringsten auf die Schamhaftigkeit einzulassen (denn ein nacktes Weib kann schamhafter sein als eine Nonne im Schleier) behaupte ich, daß, wer Napoleon und Pius VII. ohne Hemde darstellt, wie zwei Gladiatoren, über alles Maß der Einfalt hinausgeht. Doch das begreifen die Künstler von heutzutage nicht (poveretti!), die guten Seelen, und man muß noch ein paar Jahrhunderte Geduld haben. Die Kurzsichtigkeit ist keine Sünde, aber die Ursachen, die sie herbeigeführt haben, sind sündlich. Kämpfen wir gegen diese Ursachen, die scheinbar mit der Kunst keinen Zusammenhang haben, und lassen wir die guten Seelen (poveretti!), die Künstler darauf losarbeiten, wie man gute Tagelöhner, wie sie meistens nur sind, nicht stören darf!" Es begreift sich, daß diese Verdammung der nackten Gestalt in einem Lande, wo Canova noch in so hohem Ansehen steht, als weit über das Ziel schießend, bemerkt worden ist. Wirkliche Künstler wird eine solche Fanfare wol weder in Erstaunen setzen noch einschüchtern, da das Nackte darzustellen, wo das Nackte allein an der rechten Stelle ist, und darin fortwährend eine Aufgabe ihres Studiums anzuerkennen, weil sie begreiflich sonst auch im Bekleideten weder sicher sein würden, noch Rechenschaft zu geben im Stande wären.

Später hat derselbe Verf. eine Art von System herausgegeben, dem er den Titel „Studj filosofici" (2 Bde., Venedig 1840) vorgesetzt hat. In fünf Abtheilungen behandelt er darin die Religionsphilosophie, die rationale (filosofia razionale), die Moralphilosophie, die Rechtsphilosophie (filosofia civile) und die Kunstphilosophie, dazwischen ein buntes Durcheinander über Altes und Neues streuend, dessen Zusammenhang bei der gewählten zerbröckelten Form nur einem sehr geübten Auge erkennbar sein wird. Wenigstens mag der Ref. die Kopfschmerzen nicht verantworten, die man sich holen würde, wenn man den logischen Bezug oder gar die systematische Ableitung dieser eingestreuten Sätze versuchen wollte. Wie unter die Blätter der Cumäischen Grotte scheint der Wind zuweilen in sie gefahren zu sein, und unheimlich wie einem Fremden, der in des Prinzen von Palagonia Palast trat, kann leicht Jemand werden, der Sätze vor sich aussprechen hört, wie: „Foscolo ist ein fluchender Arkadier; Byron's Poesie besteht in mehr oder weniger verschleierten Zurufungen; der Schmerz mancher Romantiker ist ein barbarischer Schmerz, mehr barbarisch als das Gejammer vieler Heldinnen des Metastasio; Goethe riecht nach dem heidnischen Italien, nach dem griechischen Italien. Wer französische Dichter gelesen hat, muß eine Terzine Dante's als Würzpulver darauf nehmen. Das Christenthum ist teleskopisch und mikroskopisch zugleich. Die Materialisten unterscheiden ein Wohlthätigkeitsmittel nicht von einem Kettenschluß, noch die Menschenliebe vom Hunger. Unfruchtbarkeit und Diabetes (Harnfluß) sind Uebel unsers Jahrhunderts. Dank sei Zwang" u. s. w.

Ein gelehrter Physiker A. Bellani richtete an den Gelehrtenverein, der in Turin zusammenkam, die Frage, die das französische Institut 1834 erfolglos als Preisfrage aufgestellt hatte, wie der Hagel sich bilde? Die mancherlei bisher versuchten Erklärungen und die Schwierigkeiten, die bei ihnen ungelöst zurückblieben, stellt er in einer genauen Uebersicht zusammen und scheint in allen genauern Beobachtungen eine Bestätigung des Satzes zu finden, daß Hagelwolken sich stets in Thalschluchten, nie auf den höchsten Höhen der Berge bilden. Man darf Bellani's Aufsatz im Julihefte 1840 der „Biblioteca italiana" wegen der Reichhaltigkeit seiner Zusammenstellungen der Aufmerksamkeit aller Physiker empfehlen. L.

Literarische Anzeige.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1840 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 68.)

7. **Altdeutsche Blätter** von **Moritz Haupt** und **Heinrich Hoffmann.** Erster und zweiter Band in 8 Heften. 1835—40. Gr. 8. 4½ Thlr.

8. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Jahrgang 1840. 366 Nummern. Nebst Beilagen. Gr. 4. 12 Thlr.

9. **Busch (Dietr. Wilh. Heinr.), Das Geschlechtsleben des Weibes** in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Gr. 8.

Erster Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens. 1839. 3⅔ Thlr.

Zweiter Band: Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette. 1840. 3 Thlr.

10. **Conversations-Lexikon der Gegenwart.** In vier Bänden. Erstes bis zweiunddreißigstes Heft. (Aal—Szécsényi.) Gr. 8. 1838—40. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckp. ⅓ Thlr., auf Schreibp. ½ Thlr., auf Velinp. ¾ Thlr.

Mit dem 8. Hefte war der erste, mit dem 16. der zweite, mit dem 23. der dritte Band, mit dem 32. die erste Abtheilung des vierten Bandes dieses für sich bestehenden, in sich abgeschlossenen Werkes beendigt, das aber zugleich ein Supplement bildet zur 8. Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern Auflage, allen Nachdrucken und Nachbildungen.

Die ächte Originalauflage des Conversations-Lexikons in zwölf Bänden, wovon ein neuer Abdruck erschienen, ist fortwährend zu den Subscriptionspreisen von 16 Thlr. auf Druckp., 24 Thlr. auf Schreibp. und 32 Thlr. auf Velinp. zu erhalten.

Das Universal-Register zur 8. Auflage kostet auf Druckp. ⅔ Thlr., auf Schreibp. 1 Thlr., auf Velinp. 1⅓ Thlr.

11. **Cordelia.** Von der Verfasserin von „Agnes von Lilien". Zwei Theile. 8. Geh. 3⅓ Thlr.

12. **Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande.** Nach dem Englischen bearbeitet von **R. G. Schweitzer.** Zwei Bände in vier Abtheilungen. Mit 92 eingedruckten Holzschnitten. Gr. 8. 1839—40. Geh. 6⅔ Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 72. — 13. März 1841.

Charikles. Bilder altgriechischer Sitte. Zur genauern Kenntniß des griechischen Privatlebens, von W. A. Becker. Zwei Theile.

(Fortsetzung aus Nr. 71.)

Während der nächsten Tage ist Charikles eifrig um die Einrichtung seines Hauswesens bemüht, daher er sich beeilt, bei den „Trapeziten" seine Wechsel flüssig zu machen; er besucht dabei, der „Jugendsitte" gemäß, Wirthshaus und Gymnasium, und ein Freund gibt ihm ein „Gastmahl" zur Feier seiner Ankunft. Der Weg zu den Trapeziten, den antiken Banquiers, führt ihn natürlich auf den Markt, und es trifft sich höchst erwünscht, daß die Hallen und Plätze des weitläufigen Stadttheils, den man die Agora nannte, bei seinem Eintreffen bereits zahlreich besucht sind. Überall in den einzelnen Abtheilungen hatten Verkäufer die Ruthengeflechte ihrer Buden zusammengefügt und ihre Waaren ausgelegt: die Bäckerinnen haben ihre rundlichen Brote und Kuchen aufgethürmt, daneben dampften gekochte Erbsen, Töpfer rühmten die Güte ihres Geschirrs und niedliche Kranzwinderinnen auf dem Myrtenmarkte nahmen für den Abend Bestellungen auf Kränze an. Eben tönt auf dem Fischmarkte die Glocke des beginnenden Verkaufs: da strömt Alles dem Orte zu, um den wichtigsten Einkauf des Tages nicht zu versäumen.

„Wie theuer diese Hechte, wenn ich sie beide nehme?" fragte neben ihm ein lüsterner Feinschmecker einen Verkäufer. „Zehn Obolen", sagte der Mann kaum aufsehend. „Das wäre viel", meinte jener. „Du wirst sie doch für acht geben?" „Wenn du nur einen willst", war die Antwort. „O, da", sagte der Kauflustige, die acht Obolen hinhaltend, „nimm und spaße nicht." „Sie sind nicht anders", erwiderte gleichgültig der Unerbittliche. „Du kannst ja weiter gehen."

Manch ergötzliches Charakterbild taucht in dem Gewühle des Marktes auf: dort in der Halle der Mann mit dem Sensgesicht und langem Bart, der unbeschuht und in schlechtem Mantel, spartanische Sitte nachäffend, an den Wänden hinschleicht; hier kommt uns der rohe Glücksritz, der Edle vom Geldbeutel, wie die Hellenen ihn nannten, stolz vor sich hin zur Erde blickend, entgegen, das Gewand hängt ihm bis zu den Knöcheln herab, und mehr als ein Ring schmückt seine Hand, als sei die ganze Stadt sein eigen; drüben bei den Salbenhändlerinnen athenäische Zierbengel, sieh, wie geckenhaft und gezlert sie einhergehen, schlaff wie mit gebrochenem Genick, wie sie die Hand ausspreizen, um mit der äußersten Spitze des Fingers sich leise am Kopfe zu kratzen, oder sorgfältig das Haar ordnen, dem sie seine Schwärze vielleicht eben hier auf dem Markte erkauften.

Nach dem Geschäfte mit den Wechslern, von denen Diotimos eine übermäßige Redlichkeit entwickelt, und Lykon, ein finsterer Mann mit fahlem, vertrocknetem Gesicht, nur auf List und Betrug denkt, zieht Ktesiphon den Freund in des Freigelassenen Diskos Wirthshaus, und wir kommen gerade zur gelegenen Stunde an, um die müßige Jugend hier bei Würfelspiel und Wachtelkampf zu beobachten, ihre Gespräche über die Neuigkeiten des Tages, von verkauften Rossen und Hunden, geraubten Kitharistrien und schönen Hetären und Knaben zu belauschen und einer athenäischen Schlägerei zuzusehen, bei der blaue Augen und zerrissene Kleider, nebst einer etwas gewaltsamen Beförderung zur Thür hinaus nicht fehlen, während später vor dem Thore des Diochares in dem Lykeion die heitere Lust hellenischer Gymnastik, des behenden Laufs und des gewandten Sprungs, des kräftigen Ringkampfs und des kunstvoll geschwungenen Speeres und Diskos, mit dem kühlenden Bade zum Schluß vor unsern Augen vorübergeht. Um die Ankunft des Jugendfreundes würdig zu begehen, hat Lysiteles ein prächtiges Gastmahl veranstaltet. In dem geräumigen Saale stehen die Lager bereit und auf zierlichen Tischen die silbernen Schalen und Becher: die Gäste treten in die Pforte des gastlich geöffneten Hauses, die Sklaven lösen die Sohlen und gießen goldenen, balsamisch duftenden Wein über die Füße; die Jünglinge lagern sich, Wasser und Handtuch wird ihnen gereicht; dann tragen je zwei und zwei Sklaven die Tische herbei und belasten sie mit Speisen, während andere in Körben, aus elfenbeinernen Stäbchen geflochten, das feinste Brot umhergeben. Liebhaber mögen aus der Beschreibung des Gastmahls und dem dazu gehörigen Excurse über die griechische Küche und den Unterschied böotischer und attischer Kost sich belehren. Wir deuten noch besonders auf den heitern Anblick des Sympotions hin, das nach dem Trankopfer, dem guten Geiste dargebracht, die griechische Mahlzeit fortsetzt, das frohe Spiel der Becher, durch scherzendes Gespräch, Musik und mimische Darstellungen gewürzt, unter der Leitung eines Archon, des Festkönigs, der die Herrschaft führt über den Mischkrug und die Becher, und dem Fehlenden einen Trunk salzigen Meerwassers als Strafe

dictirt. Räthsel kreisen die Runde; einer der Jünglinge spricht:

Kennst du das Wesen, das in seinem Busen
Die eignen Kinder still bewahrend trägt?
Stumm sind sie, aber weithin über Meere
In fernes Land bringt ihrer Stimme Ruf.
Sie spricht, zu wem sie will, und in der Ferne
Vernimmt er sie, und Niemand hört sie doch. *)

Eine Tänzergesellschaft tritt auf: der Kollabos wahrsagt jedem über die Liebe seines Knaben; dann trinken sie im Kreise, jeder einen Kranz um die Brust.

Was schadet es, wenn wir auch ein wenig genetzt werden? Die Erde trinkt, es trinken die Pflanzen, und wie das Wasser des Himmels sie erfrischt, so erheitert der Wein den Geist. Er schläfert die Sorgen ein, wie der Mohnsaft und der Alraun die Menschen, und wecket die Fröhlichkeit, wie das nährende Öl die Flamme belebt. — „Laß dir nicht bange sein, den Rausch, den du dir heute trinkst, vertreiben wir morgen mit einem andern." — „Nur bittere Mandeln gegessen, das ist das bewährteste Schutzmittel, um viel trinken zu können."

Eine mimische Darstellung der bestellten Tänzergesellschaft schließt das schon lockere Gelage, die Jünglinge eilen zu ihren Hetären und ihre Kränze schmücken die Herme vor des Lysiteles Thür.

Die siebente Scene: „Der Triton", bringt uns „Seebilder", wie unsere heutigen Novellisten zu sagen pflegen.

Es war in den letzten Tagen des Hekatombäon, da eben der Sonne goldenes Rad sich über den Spiegel des Meeres erhob und mit seinen ersten Strahlen die Giebel der Burg und das hohe Standbild der schützenden Göttin erleuchtete, die ernst über das beginnende Leben der untern Stadt hinausschaute auf die ruhige See, wo das neugeborene Licht die dämmernden Nebel der Morgenfrühe verscheuchte: da lichtete im Hafen von Athen ein Schiff die Anker, wie es schöner nie auf der Rhede des Piräus gesehen worden war. Trotz seiner ungewöhnlichen Größe und der leicht erkennbaren Festigkeit seines Baues glitt es leicht und behend über die nasse Ebene hin; kräftig regten sich die Ruder in den rüstigen Händen der Mannschaft, die nach einfachem Rhythmus das kunstlose Schifferlied anstimmte. Ein frischer Westwind bewegte spielend die purpurne Flagge und schwellte das weiße Segel, das wie eine drohende Wolke hinaus in das Meer schwebte. Weichend brach sich die salzige Flut an dem tieffurchenden Kiele und bespülte die bunten Malereien des Bords, dann und wann aufspritzend zu dem goldenen Triton, der auf der Krümmung des Vordertheils mit vollen Backen in die Riesenmuschel blies, ein schützendes Zeichen dem Schiffe, das nach ihm sich nannte.

Drei edle Athenäer erblicken wir an dem Schwanenhalse des Schiffs, wo der erfahrene Steuermann mit starker Hand das Ruder hält, unsere alten Bekannten, Charikles, der in Andros eine Schuld eintreiben, und Ktesiphon, der in Chios ein Landgut verkaufen will, mit ihnen der lüsterne Nausikratos, der morgen schon die Trauben von Chios zu kosten gedenkt. Wir täuschen uns nicht in der Aussicht, den eben freundlichen, eine glückliche Fahrt verheißenden Poseidon auch in den andern Gestalten seiner wandelbaren Laune zu schauen; allmälig beginnt die Fahrt langsamer zu werden, der frische Wind, der bisher die Segel gefüllt hatte, läßt nach, mühsam arbeiten die Ruderer durch kräftigere Schläge das Schiff vorwärts; ein fahler Streifen am südöstlichen Himmel, mehr und mehr an Breite gewinnend, deutet dem Kundigen den nahenden Sturm an, der auf den Flügeln finsterer Wolken die Nacht durch leuchtende Blitze durchzuckt, mit tobender Wuth ausbricht; der Triton sinkt hinab in das nasse Grab, und als am Morgen blassen Lichtes die Sonne aufsteigt, der Sturm vorüber, aber das Meer noch unruhig und schäumend an dem hohlen Felsengestade Euböas sich bricht, liegt einwärts vom Strande, in einer kleinen, vor dem ungestümern Andrange der Wellen geschützten Bucht, der, wie es scheint, entseelte Leichnam eines jungen Mannes; neben ihm kniet ein Sklave, emsig bemüht, die erstarrten Glieder durch Reiben und Kneten zu beleben. Der ängstliche Leser erkennt sogleich Charikles und seinen Sklaven Manes, dessen kräftige Wiederbelebungsversuche, durch eine Handvoll wilden Thymians unterstützt, auch glücklich gelingen; der Herr schlägt die Augen auf, der menschenfreundliche Besitzer der nächsten Villa sendet warme Decken, feurige Weine und Kleider, und wie Charikles eben den Verlust des geliebtesten Freundes beklagt, schifft auch schon Ktesiphon mit Nausikratos und dem wackern Steuermann auf einem Kahn, zu dem sie vom Steuerruder sich hingerettet, durch die heftige Brandung heran. Auf der Reise, die sodann die Schiffbrüchigen nach Chalkis und dem Bade Aedepsos antreten, um den Beistand eines Gastfreundes in Anspruch zu nehmen, schürzt sich der liebliche Knoten, der durch die letzten Scenen freudiger Hoffnung und trauriger Ahnung sich hindurchschlingt und endlich die schönste Krone des Privatlebens bildet, den brautlichen Schleier der Hellenen, den Myrtenkranz des modernen Lebens. Am Rande eines Bachs, die Füße in den plätschernden Wellen netzend, erblickt Charikles die blühende Jungfrau, zart wie Aphrodite und rasch wie Artemis; aber schnell enteilt die liebliche Gestalt und die Sänfte, die dem Liebenden begegnet, trägt — den kranken Gemahl des jungen Weibes, einen reichen Athenäer.

Ein verwilderter Bart nebst übrigem von Shakspeare angegebenen Signalement war damals noch kein Symptom der Liebeskrankheit, auch konnte Charikles nicht erröthend ihren Spuren folgen, von ihrem Gruß beglückt, da, selbst wenn er ihres Namens kundig gewesen, die Sitte das weibliche Geschlecht in die Gynäkonitis verschloß: doch auch das griechische Alterthum hatte seine Zeichen für das Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein; — „du liebst", sprechen scherzend die Freunde, wenn etwa eine herbstliche Blume seines Kranzes sich entblättert hatte. „Der Kranke", selbst hülflos, keines Krautes mehr als des Eppichs bedürftig, hilft Charikles über seine einsamen Liebesträume hinweg, Polykles, ein Freund seines Vaters, an dessen Lager Kleobule, eben jene Schöne des Baches, dem sterbenden Gatten einen Kühlungstrank mischt, und Sophilos, ein Freund des Hauses, ihm mit freundlichen Wohlwollen entgegenkommt. Auch die Wolken, welche in der neunten Scene die Zukunft der liebenden Herzen verdüstern, zerstreut die rege Gunst Aphrodite's, denn das sogleich am Todestage verlesene „Testament", welches das sämmtliche Vermögen und die Verfügung über die Hand Kleobule's dem falschen Sostias übergeben, wird durch die

*) Es ist — der Brief.

Auskunft eines Sklaven der Vorsichtigung überwiesen, und Sophilos, dem man die besten Absichten zutrauen kann, erhält das Recht, Kleobulen als Gattin in sein Haus zu führen, oder sie dem Manne seiner Wahl zu vermählen. Vier Monden gehen indeß ohne Entscheidung vorüber, eine Zeit der ängstlichsten Sorge, da Sophilos mit der Heirath zögert: mit dem mildern Wehen des Frühlings naht das Fest der „Dionysien", die Tage der Lust und Freude für das gesammte Volk, das mit offenen Armen Dionysos und des Gottes Geführten Komos und Methe empfängt, mit willigem Sinne sich ihrer Herrschaft unterwerfend. Für die Liebenden aber sind es Schmerzenstage, denn Charikles, dem Sprüchworte: „dir angemessen suche dein Weib", treu, hat sich der Vermählung mit der reichen Erbin geweigert, um, wie er — allerdings etwas antik — erklärt, nicht in dem Hause seiner Frau zu leben, sondern, ein freier und selbständiger Mann, was er sein werde, durch sich selbst zu sein, und während nun Alles dem Rausche der Festfreude hingegeben, wandelt er, still vor sich hinblickend, fast mürrisch an Kleobule's Hause vorüber, ohne einen freundlichen Blick für seine Bewohnerin, die mit thränenden Augen das Fenster verläßt; — „er liebt mich nicht", spricht sie, „und alle Orakel haben mir gelogen". Einer dienstfertigen alten Sklavin wäre die Versöhnung der Liebenden doch vielleicht nicht gelungen, wenn Charikles nicht gerade jetzt einen „Ring" verloren, als ein räthselhaftes Erbe seiner Mutter ihm theuer, golden, mit blauem Steine, in welchem ein laufender Satyr, einen Hasen haltend, geschnitten: an diesen nämlich knüpft sich die Entdeckung, unser Held sei der Sohn des Sophilos, vor 21 Jahren von ihm ausgesetzt, weil zwei schon früher geborene ihm damals als männliche Erben genügten. Der Vater befiehlt jetzt die Heirath, willig gehorcht der Sohn, und der „Hochzeitstag" endigt nach allen Zurüstungen und Ceremonien einer athenäischen Vermählungsfeier in dem stillen Thalamos: „niemals hatte der Gott mit zufriedenerm Sinne ein bräutliches Gemach umschwebt".

(Der Beschluß folgt.)

Les portraits de la galerie de la presse, de la littérature, des beaux-arts etc. Paris 1840.

Wer hat nicht bisweilen nach der Lesung eines Romans, der uns die Wirklichkeit im Spiegel der Phantasie verschönert zeigte oder eine neue poetische Welt erschloß, in der ersten Begeisterung den Dichter persönlich kennen zu lernen gewünscht und in Gedanken sich ein Bild von dem Manne entworfen, der so Herrliches erfinden und darstellen könne! Allein man darf sich auf große Überraschungen und dicke Striche durch die Rechnung gefaßt machen, wenn man sich in der Phantasie die Persönlichkeit eines Schriftstellers ausmalt, dessen Werke uns entzückt haben. Schriftsteller sehen selten aus wie ihre Bücher und die gewöhnlichen Menschen sind in der Regel schlechter als ihr Geschriebenes, die ungewöhnlichen aber auch dagegen besser. Es gibt unstreitig ein geheimes Band zwischen der Gesichtsbildung eines Autors und dem Charakter seiner literarischen Erzeugnisse, und wenn es wahr ist, daß Jeder sich in seinen Werken abspiegelt, so gilt das nicht blos von dem innern Wesen, sondern zugleich von dem äußern. Allein dieser Zusammenhang zwischen der Äußerlichkeit und Innerlichkeit des Menschen entgeht beinahe immer dem gewöhnlichen Auge und enthüllt sich nur dem feinsten Physiognomiker und schärfsten Beobachter. Daher machen wir die wunderlichsten Verstöße, indem wir uns einen Mann vorstellen wollen, der uns durch seine Geistesproducte mächtig angezogen; und wir können uns nicht genug verwundern, wenn uns, anstatt der Apollogestalt von Praxiteles'scher Schlankheit und Vollendung der Formen, anstatt eines Gesichts von Rafael'scher Schönheit und Reinheit der Umrisse, die unsere Phantasie geträumt, in der Wirklichkeit ein kleiner, gebückter Rumpf mit hagern Beinen und ein Kopf mit weitvorstehenden Backenknochen und einer ungeheuer langen Nase entgegentritt.

Das hier in Rede stehende Werk gewährt daher eine in mancherlei Betracht interessante Sammlung, wäre es auch nur insofern, als es eine große Anzahl voreiliger Urtheile berichtigen und der allgemeinen Neugierde die verschiedensten Überraschungen gewähren muß, insbesondere bei allen Denen, welche, dem Gang der neuesten französischen Literatur, Journalistik und Kunst mit regem Interesse folgend, unter den Schriftstellern, Journalisten und Künstlern in Paris zahlreiche Bekannte haben. Wer die Reise nach Paris macht und daselbst länger verweilt, findet in den vielen Abendgesellschaften, wozu jeder gebildete Fremde ohne große Umstände freien Zutritt erhält, in den Theaterfoyers, im Tuileriengarten oder auf den Boulevards leicht Gelegenheit, die Celebritäten des Tags in der Nähe zu sehen. Wie aber soll Derjenige, welcher nie veranlaßt worden, die merkwürdige Hauptstadt Frankreichs zu besuchen, sich Madame George Sand, den Vicomte de Launay (Madame de Girardin, geb. Sophie Gay), den Abbé Lamennais, Victor Hugo, Eugène Delacroix, Horace Vernet, Paul Delaroche und so viele Andere vorstellen? Und doch gäbe er Vieles darum, mit allen diesen berühmten Personen, deren Ruf ihm in den Ohren gellt, bekannt zu werden, er brennt vor Neugierde, das Maß, die Stirnbreite, die Haarfarbe von diesen Literaten, Dichtern und Künstlern zu erfahren, deren Name beständig in den Tagblättern insgesammt und an allen vier Ecken von Europa affichirt wird. Die vorliegende Schrift gewährt in dieser Hinsicht genügende Befriedigung. Im Besitz dieser unterhaltenden Portraitsammlung, deren meist sehr ähnlich und ebenso geistreich als elegant lithographirte Bildnisse mit biographischen Notizen begleitet sind, können Diejenigen, welche vielleicht 200 Stunden Wegs nicht gescheut hätten, um Chateaubriand, George Sand und Scribe zu sehen, ohne alle Umstände sich mit jenen berühmten Zeitgenossen in Verbindung setzen, die Merkmale ihres Genies einregistriren oder ableugnen; es steht nur bei ihnen, hinter das Geheimniß der unfreiwilligen Sympathien oder Antipathien zu kommen, nachträglich aus dem Äußern auf die Gemüthsbeschaffenheit zu schließen und auf der Stirnfläche eines Jeden die Felder des phrenologischen Schachbrets zu ziehen. Ich weiß nicht, ist es Einbildung oder Vorurtheil, allein Thatsache ist: hat man einmal das Portrait eines Mannes vor sich, dessen Werke man hochschätzt und liebgewonnen, so findet man unfehlbar gewisse Übereinstimmungen zwischen jenem Äußern und seinem moralischen Charakter als Schriftsteller, und gesteht ein, daß man sich eine irrige Vorstellung gemacht und daß ein gründlicheres Studium seiner Werke nothwendig auf andere Schlüsse und Vermuthungen hätte führen müssen.

Wer erkennt z. B. nicht in den von Nachdenken und Geisteskämpfen gefurchten, Unmuth und Schärfe zeigenden Gesichtszügen Lamennais' gleich auf den ersten Blick den strengen christlichen Volkstribun, den modernen Savonarola, der gegen die religiöse Indifferenz demosthenisch donnert und mit zürnender Prophetenstimme die Glücklichen der Welt aus ihrer sorglosen Ruhe aufschreckt? Faßt man indeß den kleinen, gebückten, blassen Mann schärfer ins Auge, so wird man inne, daß in dieser schwächlichen Organisation die höchste Zartheit mit der größten Energie gepaart und die ascetische Strenge durch humane Sanftmuth gemildert ist; seine wohlwollend gewölbten Lippen,

seinen milden und unschuldig blickenden blauen Augen erinnern an den Schriftsteller, der uns in seinen Werken durch die lachendsten Bilder der Natur, durch den hohen biblisch-olympischen Schwung und die wunderbaren Schönheiten seiner stylistischen Darstellung erfreut und begeistert; und man überzeugt sich bald, daß in diesem anscheinend herben Priester ein kindlich naives Gemüth und eine hohe Dichterseele wohnt.

Wendet man sich von diesem Portrait zu dem der George Sand, so findet man ein schönes, poetisches Oval, von harmonischen, sanftgeschwungenen Linien, mit großen träumerischen und gedankenvollen Augen, einem feinen, reizenden Munde, der, um mit Lavater zu reden, zum Lieben und Geliebtwerden geschaffen ist. Wir haben hier dasselbe Portrait, welches Calamatta gezeichnet und gestochen hat. In diesem von Meisterhand ausgeführten Kupferstich hat sich der Künstler genau an die graziöse Reinheit des Contouren gehalten und die schönen Züge des Modells, welche eine seltsame Vereinbarung von geistiger Würde und großartiger Sinnlichkeit zeigen, der sich etwas edel Schwermüthiges beimischt, mit gewissenhafter Treue und ungeschminkter Wahrheit wiedergegeben. Die Herausgeber der „Portraits" haben sehr Recht daran gethan und einen guten Geschmack bewiesen, daß sie dieses meisterhaft behandelte Charakterbild lithographiren ließen und ihrer Sammlung einverleibten; allein Schade ist, daß jenes vage, so zu sagen geschlechtslose Costum nicht beibehalten worden, welches der Stich Calamatta's zweifelhaft und in ein poetisches, mysteriöses Dunkel gehüllt ließ. Was man indeß aus dem Portrait der George Sand nicht herausrathen kann, ist der liebenswürdige Dandycharakter, der seine Cigarette raucht, und die ungenirte Kameradschaft, welche sie mit allen großen Künstlern unterhält, indem sie sich wie diese kleidet und ihre langen schwarzen Haare in Ringellocken auf den Sammetkragen ihres Überrocks herunterwallen läßt.

Als Lithographien betrachtet, sind die gelungensten Portraits der Sammlung die von den Brüdern Cogniard, von V. Hugo, P. Delaroche, Eugène Briffault und Eugène Guinot. Das Portrait von Delaroche, dem Maler der Johanna Grey und Cromwell's, hat den einzigen Fehler, daß es die Idee eines zu seltener Größe gediehenen Mannes, vom Geschlecht der Hagern, erweckt und dadurch unwillkürlich an den Ritter von der traurigen Gestalt erinnert. Horace Vernet hat etwas Rasches, Militairisches im Aussehen. Entschieden, offen, lebhaft und geistreich, und dabei doch fein auftretend, ist der Eindruck, welchen seine äußere Erscheinung macht, sehr einnehmend und gar wohl im Einklang mit seinen Werken.

Außer den Analogien und Übereinstimmungen, wovon wir eben gesprochen, stößt man auch bisweilen auf starke Contraste und schneidende Gegensätze. So stellt sich z. B. Cormenin in seinem Portrait als ein sehr einfacher, guter, treuherziger und anspruchloser Mann dar; die Züge seines gutmüthigen, fast philisterhaften Gesichts geben ihm eher das Aussehen eines friedliebenden, wohlgesinnten Familienpapas, als eines giftigen demagogischen Pamphletairs. Nicht ohne Bewunderung bemerkt man an Dantan, dem genialen Schöpfer der unvergleichlichen Spottbilder in Gyps, nicht die geringste Spur von Sarkasmus, sondern eine sanfte, liebreiche, fast trübgestimmte Physiognomie. Ebenso überraschend ist bei dem Komiker Arnal der leise Anflug von Melancholie, und bei Bouffé, der so oft ganz Paris lachen macht, der entschieden ausgesprochene Zug von Schwermuth. Jules Janin, der witzige Feuilletonist des „Journal des débats", hat ein rundes, gutmüthiges, vergnügliches und gehäbiges Speckgesicht; nur aus den blinzelnden kleinen Kalmückenaugen guckt der Schelm und Schäker hervor. Das Portrait von Eugène Guinot ist das Prachtexemplar eines Bonvivant und man will gar nicht glauben, daß dieser wohlbeleibte, wohlgehäbige Herr, in dessen Zügen so viel Gutmüthigkeit und eine starke Portion derber Sinnlichkeit ausgekugelt ist und der, wie sein Biograph sagt, weder einen außerordentlichen Bart, noch einen phantastischen Hut, noch unglaubliche Stiefeln trägt, der kaustische Epigrammenschreiber des „Siècle" (Pierre Durand) ist, welcher die Sitten des Jockeyclubs und der pariser Fashion mit so unendlich viel Witz und Malice persifflirt.

Die „Portraits" bilden, mit einem Worte, eine ebenso trügliche, als unterhaltende Sammlung. Es ist allerdings verdrüßlich, daß die größten Celebritäten sich darin in Gesellschaft mit höchst untergeordneten Autoren befinden, allein diesem Übelstande war nicht wohl abzuhelfen. Chateaubriand, Lamennais, Béranger, George Sand machen keine Galerie aus. Hätten die Herausgeber sich blos auf die großen Genies von Frankreich beschränken wollen, würden sie keine Galerie, sondern höchstens eine Lieferung haben zu Stande bringen können. 56.

Literarische Notizen.

Mehre sehr interessante diplomatische Actenstücke hat Hr. v. Hoffmanns in den beiden Broschüren: „Mémoire de Leibnitz à Louis XIV. sur la conquête de l'Égypte" (mit Vorrede und Anmerkungen) und „Le marquis de Pombal et l'Angleterre, épisode de la guerre de sept ans", den Franzosen bekannt gemacht. Den Inhalt der erstgenannten Schrift kennt man in Deutschland bereits durch Guhrauer. Leibnitz gibt darin, wie man weiß, Frankreich den Rath, Ägypten zu erobern, und weist die Mittel dazu wie die Vortheile nach, welche die Eroberung nach sich ziehen könnte. Diesem Memoire ist der Entwurf zu einer Landexpedition nach Ostindien beigedruckt, welcher zwischen Napoleon, damals erster Consul, und Paul I., Kaiser von Rußland, im J. 1800 verabredet wurde. Der Zweck dieses Projects war die Vernichtung der brittischen Besitzungen in Indien und eine noch jetzt von verschiedenen Staatsmännern gewünschte Allianz zwischen Rußland und Frankreich, um in Gemeinschaft die Schicksale der Welt zu bestimmen und zu leiten. Es ist interessant zu sehen, wie der Gang der Ereignisse, alle Voraussichten der Diplomatie zu Schanden machend, das entgegengesetzte Ergebniß herbeiführte, England und Rußland einander näher führte und Frankreich vereinzelte.

Zu Pisa erschienen: „Atti della prima riunione degli scienziati italiani tenuta in Pisa, nell' ottobre del 1839." Deutschland und die Schweiz sind mit wissenschaftlichen Versammlungen dieser Art, welche jetzt überall Nachahmung finden, den andern Ländern vorangegangen, Frankreich folgte; jetzt sehen wir in Italien denselben heilsamen Hang zu wissenschaftlichen Versammlungen thätig. Die oben angeführten Acten bestehen aus den Protokollen über die erste Versammlung dieser Art zu Pisa unter dem Schirm des Großherzogs von Toscana selbst. Diese Versammlung war zahlreich und die Gelehrten, aus denen sie bestand, hatten sich in folgende Sectionen getheilt: 1) Physik, Chemie, Mathematik; 2) Geologie, Mineralogie, Geographie; 3) Botanik, Pflanzen-Physiologie; 4) Zoologie und vergleichende Anatomie; 5) Medicin; 6) Ackerbaukunde und Technologie. Die Ergebnisse waren wichtig genug, um der zweiten Versammlung, welche bekanntlich 1840 in Turin stattfand, noch mehr Theilnehmer auch aus dem Auslande zu verschaffen. Die Bekanntmachung dieser Acten wird ohne Zweifel fortgesetzt werden und dann eine nicht genug zu schätzende Sammlung von Beiträgen zur Geschichte der Wissenschaft bilden.

Anfang Februar erschien die erste Lieferung von den „Récits et épisodes de l'histoire de France, accompagnés des principales armoiries depuis les croisades, par *Hesse*, professeur, et *E. J. Réaume*, professeur attaché à l'éducation des enfans du roi", mit 60 Illustrationen von Thénot und Lepan. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 73. — 14. März 1841.

Charikles. Bilder altgriechischer Sitte. Zur genauern Kenntniß des griechischen Privatlebens, von W. A. Becker. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 72.)

Wir haben mit Absicht bei der Exposition dieser antiken Erzählung länger verweilt, und namentlich auch mehre der darstellenden Partien in unsern Bericht aufgenommen, weil eben diese aus passenden Stellen oder Andeutungen der Classiker kunstvoll gefügten Schilderungen des Lebens und der Sitte das Werthvollste unsers „Charikles" sind. Ein solches Panorama der griechischen Privatalterthümer zu geben, spricht auch Hr. Becker als die hauptsächlichste Absicht seiner Scenen an. Nur können wir nicht recht begreifen, warum die Vorrede so ängstlich von dem Vorwurfe sich reinigt, als trüge die hier gegebene Erzählung zu sehr den Charakter des Romans an sich. Etwas wunderlich sieht es doch aus, wenn der Verf. uns bemerklich macht, wie ja die einzelnen Bilder selbst zwar an einen gemeinschaftlichen Faden gereiht, aber auf eine innere Verkettung nicht hingearbeitet sei, wenn er sogar die gestrengen Kritiker, die auch durch diese, wie es scheint als Vorzug angeführte Eigenschaft seines Werkes nicht beruhigt werden, über die wenigen Bogen der scenischen Einkleidung gütigst hinwegzusehen ersucht. Schwerlich wird diese übermäßige, an philologische Pedanterie leise anstreifende Resignation dem Werke bei jenen — sollten wir meinen — selbst antiquirten Antiquitätensammlern Eingang verschaffen, die mit der Aufhäufung und einem nothdürftigen Ordnen des gelehrten Materials ihr Alles gethan haben, und den Maßstab der Erudition in der Hand, die dicken Hefte ihrer Adversarien und ihre Notae ad modum Turnebii für etwas Verdienstvolleres halten als die lebenvolle Anschauung dieser Scenen. Unsers Dafürhaltens durfte Charikles sich nicht so sehr fürchten, sein Leben etwas bunter und romanhafter zu gestalten als in diesen lösbarsten Verwickelungen, die doch gar zu rasch, noch ehe sie ein Interesse erweckt, einer nicht gerade fein angelegten Entwirrung zueilen, und wir würden noch traulicher mit ihm verkehren, wenn er, nicht blos ein Mann der allgemeinen Sitte, durch den Reiz eines individuellen Daseins auch unsere psychologische Theilnahme erweckte, wenn er nicht blos mit so höchst einfachen, nur über die ersten grob zugehauenen Unterschiede guter Gesinnung und radicaler Bösartigkeit sich erhebenden Charakteren umginge; man würde es endlich nur als einen Gewinn der Darstellung betrachten können, wenn unser Held eine jener ethischen und socialen Interessen, für deren blos antiquarische Aufzählung er nicht viel mehr als der geduldige Träger ist, durch ein tüchtiges Eingreifen in das Leben, durch eigenes selbständiges Handeln und Erfahren, tiefer in sich verarbeitet und gewissermaßen novellistisch verkörpert hätte, um dann durch die Dialektik des Lebens sie als gelöst, als „ein Ergebniß eines Erlebnisses" uns wiederzubringen. Es wäre doch ein höchst interessantes Problem, für dessen Lösung der Verf. die gelehrten Bedingungen nicht minder wie die ästhetischen besitzt, einmal praktisch nachzusehen, ob das Alterthum seinen Privatleuten den bunten Wechsel des äußern Lebens und die Tiefe einer eigenthümlichen Charaktergestaltung vergönnte, die für unsere Zeit der moderne Roman abspiegelt, dem Kundigen ein deutlicherer Wegweiser als die Moral der Schulen.

Der überwiegende Theil des vorliegenden Werkes enthält Excurse über die griechische Erziehung, die Hetären, das griechische Haus, Buchhandel und Bibliotheken, Markt und Handel, die Gymnasien, die Knabenliebe, die Mahlzeiten und Symposien, die Sklaven, Ärzte und Begräbnisse, Theaterbesuch, Kleidung und Beschuhung nebst Haar und Barteultur, und die Frauen, „hier zufällig die Letzten, stets aber unter den Ersten zu nennen". Innerhalb des uns zugemessenen Raumes können wir auf die Einzelnheiten dieser gelehrten, bisweilen durch einen etwas rhetorischen Anstrich unschmackhaften Expositionen nicht eingehen, die, nimmt man noch die Anmerkungen hinzu, welche jede Scene einleitend begleiten, schwerlich irgend einen der wichtigern, in das Gebiet des griechischen Privatlebens fallenden Gegenstände unberührt lassen. Neben der antiquarischen Belehrung gibt die Vergleichung der antiken Sitte mit der modernen dieser Lecture einen eigenthümlichen Reiz, und mit Theilnahme verfolgen wir in dem Bericht von der treuen Ältern sorge, die von der Feier der Amphidromien das Kind durch Schule und Haus bis zur Ephebenweihe begleitet, bei der frohen Gemüthlichkeit der Symposien, der kräftigen Jugendsitte der Gymnasien, wie bei jenem Weinhändler, der gleich einem heutigen Probenreiter in den Häusern umher seine schlechten Weine ausbietet, bei jenen eifrigen Politikern, die das Bild des eben

belagerten Tyrus mit ihren Stöcken in den Sand zeichnen, die Wahrheit der alten, aber treffenden Bemerkung, daß das menschliche Herz, auf dessen Höhen und Tiefen das Privatleben sich anbaut, ewig dasselbe bleibt mit all seinen Tugenden, Leidenschaften und Gebrechen, aber der Ausdruck dieses gemeinsamen Innern wechselt, ein wandelbarer Proteus, mit jedem Tage der Geschichte seine Gestaltung.

Zum Schlusse noch einige Worte über das Maß, an dem das vorliegende Werk die ethischen Grundlagen des griechischen Privatlebens mißt. Es lagen dem Verf. zwei extreme Auffassungen vor, sichtbar hervortretend besonders in den entgegengesetzten Urtheilen, welche über Erscheinungen wie Hetären und Päderastie gefällt sind; denn um nur die Ansichten über das hellenische Frauenthum in Betracht zu ziehen, haben die meisten Gelehrten, unter denen de Pauw, Meiners, Böttiger namentlich hervorgehoben werden, das ganze weibliche Geschlecht als in den Augen der Männer verachtet, sein Leben als eine Art Sklaverei und die Gynäkonitis als eine Art Gewahrsam dargestellt, ähnlich einem Harem, in dem die Frauen auf gut orientalisch behandelt worden, während Jacobs, in innigster Liebe dem classischen Alterthume zugewandt, den griechischen Frauen eine günstigere Stellung und höhere Geltung in den Augen der Männer auszumitteln, sie aus der Knechtschaft eines Mittels für den Zweck des *παιδοποιεῖσθαι γνησίως* historisch zu emancipiren suchte, ja sogar dem Verhältnisse, welches alle ethischen Grundlagen geschlechtlicher Verhältnisse am schnödesten verhöhnte, der Knabenliebe, einen Adel zuschrieb, von dem die neuere Welt, in der sie bei gänzlich veränderten Verhältnissen nur als Laster und schimpfliche Ausartung erscheine, kaum eine Vorstellung habe. Im Allgemeinen findet Hr. Becker die Wahrheit von keiner der beiden Parteien getroffen, neigt sich jedoch in der Lösung der einzelnen Probleme mehr der verwerfenden zu. Der Excurs über die Hetären wendet sich ab von der blos anmuthigen Seite dieses Verhältnisses, bei der Jacobs' geistvolle Skizzen verweilten; aber wir fühlen uns auch sicherer auf dem Boden der Wirklichkeit, wenn die sorglich gesammelten Particularitäten das wüste Treiben dieses Lasters, unter allem Schmucke feinster Koketterie und geistreicher Scherze ein trostlos zerrissenes Leben schildern, „einen mit Rosen bedeckten Korb, der in seinem Innern nur giftiges Kraut und faulen Unrath verbirgt". Über die Päderastie lesen wir das harte Urtheil, dieses Verhältniß sei in den meisten griechischen Staaten ein unkeusches gewesen, nur für eine Ausnahme dürfe es gelten, wenn es hier und da in größerer Reinheit erscheint; aber auch unter diesen Beispielen dürfe nicht leicht eines sich nachweisen lassen, bei dem das sinnliche Element zu verkennen. Der allgemeine Hang zu diesen beiden Ausartungen der geschlechtlichen Bezüge, der sogar als ein „wesentliches Element des griechischen Lebens" bezeichnet wird, stehe endlich in der entschiedensten Wechselwirkung mit der Gleichgültigkeit, welche, wenn auch nicht allgemein, doch gewiß sehr häufig in dem ehelichen Verhältnisse geherrscht habe. Es würde schwierig sein, die Richtigkeit dieser Resultate, insofern sie überall auf dichtangehäuften Citaten beruhen, abzuleugnen, so dringend auch die Herbigkeit der Worte dazu auffoderte. Nur scheint Ref. ein Mangelhaftes der ganzen Beweisführung darin zu liegen, daß der Hr. Verf. eben nur mit diesen einzelnen Größen, den Stellen der alten Classiker rechnet, und für die daraus gewonnenen, gleich allen Additionen geistiger Potenzen zweifelhaften Ergebnisse durch die einfache Hinweisung auf unser sittliches Gefühl das Endurtheil findet, das doch wol ein zusammengesetzteres Verfahren zur Voraussetzung haben müßte. Zu rasch und unvorbereitet, ohne daß jene doch überall gleichartig auftauchenden Differenzen des Urtheils auf ihre letzten Gründe zurückgeführt wären, werden wir sogleich an die Betrachtung des Besondern, der in zahllose Einzelnheiten zersprungenen Sitte herangezwungen, während doch vorher auf die gemeinsame Einheit, die sie an dem Nationalcharakter des griechischen Volkes haben, hingedeutet werden mußte. Besser als wir es vermögen, hätte der Hr. Verf. nachweisen können, wie jene Vergötterung der hellenischen Welt, die, „eine höhere und reinere Menschheit", „von ewigen Jünglingen" geschaffen, gleichsam „einem seligen Morgenroth der Geschichte" angehören soll, ebenso trüglich sei, als wenn man in einseitiger Christlichkeit den Begriff eines von Gott verworfenen Heidenthums handhabt und, die orthodoxe Lehre von der ewigen Verdammniß der Heiden doch immer abschwächend, bei dem Untergange dieser Welt auch gleich fertig ist mit dem Erweise „eines falschen Suchens nach Gott". Schärfer und zugleich wahrer wird durch das bekannte Wort, die Hellenen wären das Volk der schönen Individualität, der ewige wie der vergängliche Inhalt der griechischen Geschichte bezeichnet; denn, irren wir nicht, so ist eben darin ihre Beziehung zu dem Christenthume, zu dem Worte der Schrift angedeutet, daß Christus eine Gestalt in uns gewinnen solle, doch insofern die griechische Schönheit nur aus der begrenzten Fläche des Naturlebens und des Diesseits sproßte, selbst die ahnungsvollen Bezüge der Religion in menschliche Göttergestalten kleidend, mußte diese schöne Welt der Götter und Menschen, diese blühendste Dichtung der Geschichte vergehen. Um diesen Kern eines heitern, den Geist in der Sinnenwelt aufsuchenden Realismus und seine plastischen Formen haben alle die bunten Gestaltungen des griechischen Privatlebens sich krystallisirt, und — darin würden wir von dem Verf. abweichen — auch wo die historischen Angaben nur von Entartungen zeugen, wie vielleicht bei der Knabenliebe, würden wir doch eine primitive Reinheit der Sitte annehmen und aus den Spuren der dorischen und philosophischen Auffassungen uns einen sittlichen Bund für die Liebe des Vaterlands, ein ästhetisches Wohlgefallen an schönen Körperformen als die ursprüngliche Idee des spätern Lasters construiren dürfen. 81.

Die Leiden des raschen Fortkommens in England sonst und jetzt.

Es ist ein glücklicher Einfall des Meister Bag, einen Kutscher zum kritischen Beurtheiler der Eisenbahnen zu machen. Schade, daß dieses eminente Talent, das Volksleben zu skizziren, ein Talent, wie es freilich nur in England gedeihen und reifen kann, seine Kräfte nur in zerstückten Skizzen ausspricht,

und sie nicht zusammenfaßt zu einem großen Gemälde mit organischer Einheit und Entwickelung. Was hätten ein Fielding, ein Smollet mit diesen reichen Stoffen, mit dieser Phantasie, diesem Humor und dieser sinnlichen Anschauungskraft zuwege gebracht. So zersplittern auch in England die großen Talente an dem Fluch des Tages, an Gewinn und Beifall, den die Befriedigung des Augenblicks gewährt. Aber doch ein glückliches England, daß in jeder Epoche seiner Geschichte sich so begabte Sittenmaler finden, welche alle Pulse des Volkslebens zu treffen und zu copiren wissen, immer mit kräftigen Strichen, mit warmen, wenn auch nicht immer mit reinen Farben. Wie es unter allen modernen Nationen die besten Historiker seiner Jetztzeit hat, so hat es auch die besten Romanendichter, wenn wir darunter die Maler seiner sittlichen Zustände verstehen. Von keinem andern Volke kann fürwahr eine so vollständige Geschichte seiner sittlichen Entwickelung in den letzten 300 Jahren geschrieben werden, so ohne tiefe Studien, ohne chemisches Ausschmelzen dürftiger Urkunden, sparsamer Zeugnisse der Zeitgenossen; das Material ist längst ausgebeutet, fast verarbeitet, es bedarf nur der Überarbeitung. Ihre Dichter, nicht immer die größten, von einem höhern Standpunkte aus betrachtet, sind es darin, weil sie, mit wenigen Ausnahmen, sich selbst, ihr Volk, ihre Zeit schilderten, während unsere sich über ihre Zeit, über ihr Volk erheben. In verhältnißmäßig wie wenigen erblicken wir den Volkszustand ihrer Zeit; es bedarf der Rückschlüsse, der Reflexion, um aus ihren Werken ihre Wahrheit uns zu vergegenwärtigen. Und die Das unternehmen, was den Engländern eingeboren, Naturdrang ist, wie untergeordnet an Talent und Rang sind sie, gleichsam als wäre es eine Schande gewesen, an sich selbst und das Nächste zu denken. Wir haben nicht viele Iffland, und wie wenig, wie Beschränktes gibt er; und doch wie wird er für eine kommende Zeit eine authentische Quelle über unser Familienleben sein und ist es schon jetzt.

Doch ich wollte nicht von Voz, dem Portraitisten des Gesammtlebens seines Volkes reden, sondern wie er eine der Erscheinungen der Gegenwart darstellt. Wenn Poesie in den Eisenbahnen ist, so ist es schwer, mit den Mitteln sie aufzufassen, die den Dichtern zu Gebote stehen. Das unternimmt er nicht und es liegt ihm auch fern, was etwa ein deutscher philosophischer Poet versuchen würde, den Flug des Gedankens in dem Fluge der Locomotiven darzustellen, sich in Verzückungen darüber zu verlieren, wie der Mensch über Raum und Zeit einen Sieg davontrug. Es ist ein ebenso glücklicher als natürlicher Wurf, einen englischen Kutscher zum Kritiker zu machen. Was war ein englischer Kutscher oder Postillon! Kein deutscher Haudener und Zauberer, kein italienischer Vetturin, auch kein Knecht. Er war ein selbstständiger Mann, ein freier Brite, ein Gentleman, der sich auf seinen Bock schwingt, die Zügel nimmt aus der Hand eines Andern, der die Pferde geschirrt, aus der eines Zweiten die Peitsche, und nun von seinem Thronos herab auf Land und Leute sieht, als Dinge und Wesen, die unter ihm stehen, und nun lebt er seinem Berufe und fliegt über Berg und Thal. Fürst Pückler und Hr. von Halbvonner haben uns vortreffliche Bilder von der Majestät eines englischen Postillons entworfen. Er ist nicht der Diener der Passagiere, sondern wenigstens ihr Pair; es ist eine Ehre, die erkauft werden muß, wen er neben sich sitzen läßt, eine Ehre, mit wem er ein Gespräch führt und ihm von seinem Leben, Haus, Politik und Wetten erzählt. Unerreicht an Schnelligkeit und Pünktlichkeit von irgend einem Lande waren die englischen Stage-coaches in dem Augenblick, als die Eisenbahnen auftamen. Was Wunder also, daß ein solcher Regent vom Bocke mit unendlicher Geringschätzung und mit einem innern Widerwillen auf die neue Erfindung herabsehen muß.

Mister Waller ist ein Mann von gesetzten Jahren, dem der englische Comfort und die Früchte seines Kutscherdienstes nicht zu Dunst geworden. Er fühlt sich und muß sich fühlen vermöge eines Leibes, der Raum unter sich fodert. Er fühlt sich aber auch geistig als ein Mann von Werth, denn er hat eine ungeheure Furcht, daß dieser Werth heirathslustige Frauenzimmer locken könne, sich seiner Person zu bemeistern und ihn um eine Freiheit zu bringen, welche jedem Britten, zumal aber einem Kutscher von besondern Werthe sein muß. „Auf der Eisenbahn war es", ruft er mit Entsetzen, „ja es war auf der Eisenbahn, auf der, die nach Birmingham geht, und man riegelte mich ein in eine enge Kabuse mit einer lebendigen Witwe. Allein waren wir; die Witwe nämlich und ich, wir waren allein; und ich glaube wahrhaftig, es kam daher, weil wir allein waren, und kein Geistlicher in dem Käficht, daß diese besagte Witwe mich nicht schon heirathete, ehe wir noch halbweges auf der Station ankamen. Wenn ich so daran denke, wie sie da anfing aufzuschreien, als wir unter die Tunnels kamen im Dunkeln — wie sie fast in Ohnmacht fiel und sich an mich anpackte — und wie ich da in Todesangst an der Thüre rüttelte und sie aufstoßen wollte, und sie ging nicht auf, und Alles war umsonst. Ach — es war eine schreckliche — es war eine furchtbare Lage!"

Nach dieser Vorerörterung mag man ahnen, wie der ehrenwerthe Mister Waller die Frage, ob er die Eisenbahnverbindungen billige, beantwortet. Wir wollen versuchen, so gut es geht, seine kräftige Sprache, deren Ausdrücke sich aber in keinem englischen Lexikon finden, zu übersetzen. „Ich erwäge und meine es, daß die Eisenbahnen inconstitutionell sind, und ein Eingriff in Privilegien, und sollte michs freuen zu wissen, was wol der alte Carter, der einst aufstand für unsere Freiheiten (dem Kutscher gilt die magna charta für einen Demagogen der Vorzeit) und sie gewann, also das wünscht' ich recht wohl zu wissen, was der alte Mann, wenn er jetzt lebte, dazu sagen würde, daß man freie Engländer mit lebendigen Witwen einriegelt, oder mit wem sonst, und gegen ihren Willen. Was der alte Carter, den Gott selig habe, gesagt haben würde, das kann ein alter Kutscher euch alle Tage sagen, und ich sage es und versichere es, daß darum schon allein die Eisenbahnen eingreifsch und Despotie sind. Was nun aber den Comfort anlangt, was ist das Comfort, wenn man in einem Armstuhl sitzt und auf Mauerwände sieht, oder auf Haufen von Müll und Jucks, und nie an ein Gasthaus kommt und nie ein Glas Ale zu Gesicht bekommt, und nie an einen Chausseebaum, und von Stationen und Pferdewechseln und was sonst, davon ist auch nicht die Rede. Sondern kommt man mal nach 'nem Ort, wenn das noch geschieht, so ist doch einer das Conterfei von dem andern und wie ihm aus den Augen geschnitten, und dieselben Kerle mit Schildern und Nummern stehen darum, und dieselbe verfluchte alte Klingel klingelt und dieselben Leute stehen hastig und ärgerlich hinter den Schranken, um eingelassen zu werden, und Keiner sieht den Andern an. Und alles und jedes ist wie das andere, außer die Namen; aber die sind mit denselben langen Buchstaben angeschrieben, und alle egale Farbe. — Was nun die Ehre und Würdigkeit des Reisens anlangt, wo kann das sein ohne einen Kutscher! Und was ist nun eine Eisenbahn für solche Kutscher und Schirmmeister, die manches Mal gezwungen sind mitzurutschen, anders als ein Schimpf und eine Beleidigung! — Nun aber gar, was denkt ihr wol, daß ich, Tony Waller, für einen Schritt gefahren wäre, um 500,000 Pf. St. die Meile, und vorausbezahlt, ehe noch die Kutsche auf der Straße war! Und die Maschine endlich — ein häßlich krächzend, kreischend, hustend, blasend, passendes Ungeheuer, immer außer Athem mit einem grün und goldflimmernden Rücken, wie ein giftiger Käfer — was diesen Locomocopopanz anlangt, der Nachts immer feuerrothe, heiße Kohlen sprüht und Tages schwarzen Rauch, so ist das, als wahr ich lebe, das abscheulichste und empfindsamste Ding von der Welt, und wenn uns was im Wege begegnet, so schreit es so gräßlich schrecklich auf, und da ist mir, als rief es damit: Ach Gott! Hier sind 240 Passagiere in der allergrößten Gefahr, und 240 schreien umsonst um Hülfe!"

Gewiß ließe sich von diesem Gesichtspunkte aus noch mehr Treffendes aus der Erscheinung der neuen Sache malen, aber ist

es nicht schon aus dem Leben gegriffen und ein Ding bei der Wurzel angefaßt, wie es eben nur ein Engländer vermag! Mit britischem Humor ist der Sache ihre poetische Seite abgewonnen. Mich erinnert diese Darstellung an eine alte deutsche, die wenigen unter den Lesern von heute bekannt sein dürfte. Wer liest noch unsers Moritz Reise nach England aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, und doch ist sie so eigenthümlich frisch und kräftig geschrieben, und ist wegen mancher Absonderlichkeiten noch heute in London bekannt, und Stellen daraus werden immer und immer wieder abgedruckt. — Moritz reiste zu Fuß durch England zu einer Zeit, wo Deutsche überhaupt nicht, in England aber Niemand zu Fuß reiste. Mit verdächtigen Blicken, mit Hohn und Mitleid ward er angestaunt und war oft sogar in Verlegenheit, wo er über Nacht sein Haupt hinlegen sollte. Der deutsche Professor in seinem grauen Überrock und hohen Stiefeln war den Briten, die an so viel Originelles gewöhnt sind, doch eine merkwürdige Erscheinung; er kam auf ihre Theater und tanzte sogar in ihren Ballets. Ein solcher Mann war aber ein nicht minder scharfer Beobachter (wo er hinsah; denn leider hat er Vieles nicht gesehen) als der ehrenwerthe Exkutscher Mister Waller, und er, dem das Fußreisen für etwas so Wichtiges galt als jenem die Stage-coaches, konnte auf diese ungefähr mit denselben Blicken sehen als Mister Waller auf die Eisenbahnen. Nur daß er als ein gebildeter deutscher Gelehrter die Sache mit Ernst und gründlich betrachtete.

Die Schnellposten waren in England vor Einführung des Dampfverkehrs allerdings auf den höchst möglichen Grad der Vervollkommnung gediehen. Aber auch in diesem gab es der Mängel mannichfache. Schnell, elegant, prompt, war und ist doch für den räumlichen Comfort nicht gesorgt. Man saß eng und unbequem darin; die Normalordnung unserer Schnellposten, was Nummern, Vorzugsrechte anlangt, konnte nie in dem freien England eingeführt werden und ebenso wenig die policeilichen Sicherheitsmaßregeln. Wenn Moritz vor 60 Jahren sagt: „Selbst der ärmste Mensch setzt sich lieber in Gefahr, auf der Outside einer Postkutsche den Hals zu brechen, als eine Strecke zu Fuß zu gehen. Es sah fürchterlich aus, wenn die Weiber, wo wir stille hielten, oben von der Kutsche herunterstiegen, und die eine war einmal wirklich in Gefahr, herabzustürzen, da sie eben im Herabsteigen begriffen war und die Pferde unversehens fortgingen", so ist das heute noch nicht viel anders. Aus der gedrückten innern Kutsche steigt, wer es vermag, oder sich mit dem Postillon verständigt, gern auf das Verdeck, und welche Sicherheit diese Plätze bieten, ist Allen bekannt, die selbst darauf fuhren, oder Reisende sprachen, welche hier zwischen Himmel und Erde über das schöne England flogen. Erst vor wenigen Jahren erprüfte ein namhafter deutscher Gelehrter diese Sicherheit selbst zwar mit mäßigem Schaden, da er, gleich allen Passagieren der Outside, beim Sturz des Wagens herabgeschleudert, auf eine Hecke zu liegen kam, von den übrigen aber die Mehrzahl mit ihrem Leben oder Gliedern die Gefährlichkeit dieser Schnellposteinrichtungen büßen mußten.

Moritz machte die Tour von Leicester bis Northampton und versicherte, an die Fahrt wolle er denken, so lange er lebe. Hier seine kurze, aber interessante Schilderung: „Die Kutsche fuhr vom Hofe durch das Haus. Die andern Passagiere stiegen schon auf dem Hofe ein, wir an der Außenseite aber mußten auf der öffentlichen Straße erst hinaufklettern, weil wir sonst mit unsern Köpfen nicht unter dem Thorwege durchgekommen wären." Seine Gefährten oben waren ein Bauer, ein junger Mensch, der noch ganz ordentlich gekleidet war, und ein Mohrenjunge. Das Hinaufklettern allein war schon mit Lebensgefahr verknüpft, und als er oben war, kam er gerade an eine Ecke zu sitzen, wo er sich blos mit einer Hand an einen kleinen Griff halten konnte, der an der Seite der Kutsche angebracht war. „Ich saß dem Rande am nächsten", sagt er, und sobald ich hinunterstürzte, sah ich einen gewissen Tod vor Augen. Um desto fester hielt ich mich an den Griff, und um desto behutsamer suchte ich mich im Gleichgewicht zu erhalten. Nun wollte es mit der entsetzlichsten Geschwindigkeit in der Stadt auf den Steinen fort und wir flogen alle Augenblicke in die Höhe, sodaß es beinah ein Wunder war, daß wir immer wieder auf die Kutsche zurück und nicht einmal nebenher fielen. So ging es nun auch, so oft wir durch ein Dorf oder eine Anhöhe hinunterkamen." Endlich ward ihm dieser Zustand, in beständiger Lebensgefahr zu schweben, unerträglich, und als es einmal bergan und also etwas langsam ging, kroch er oben von der Kutsche hinten in die Schoßkelle (the basket). „In der Schoßkelle werdet Ihr zu Tode geschüttelt!" sagte der Mohrenjunge. Ich nahm dies für eine Hyperbel. Bergan ging es auch recht sanft und gut, und ich war zwischen den Koffern und Gepäcke beinah eingeschlafen. Aber wie erschrak ich, da es auf einmal wieder bergunter ging und die Koffer und alles schwere Gepäck um mich zu tanzen und zu leben anfing, wobei ich alle Augenblicke solche entsetzliche Stöße erhielt, daß ich glaubte, mein Lebensende sei gekommen, und nun fand ich, daß der Mohrenjunge keine Hyperbel gesagt hatte. Alles mein Schreien half nichts; ich mußte beinahe eine Stunde aushalten, bis es wieder bergan ging, wo ich denn ganz mürbe und zerschlagen wieder oben auf die Kutsche kroch und meinen vorigen Sitz einnahm. „Sagte ich es Euch nicht, daß Ihr würdet zu Tode geschüttelt werden?" redete mich der Mohrenjunge an, als ich wieder heraufgekrochen kam, und ich schwieg still. Dies schreibt Moritz ausdrücklich einem Jeden zur Warnung, dem es einfallen sollte, ohne es gewohnt zu sein, auf der Outside einer englischen Stage-coach oder gar im basket zu fahren. In der Nacht darauf mußte er noch einen furchtbaren [illegible] aushalten, bis ihn in Harborough in die [illegible] ren Leiden über kaum geringere wären, da es [illegible] losen engen Kasten mit drei dicken Pachtern, die nur [illegible] fen sprachen und träumten, um den Raum kämpfen mußte und von England nichts sah. — Einmal bei Moritz's Werke, erinnern wir den Leser an seinen Besuch der Höhle von Carlton in Derbyshire, die er so meisterhaft, treu und poetisch schildert, daß sie für alle Zeiten ein Musterbild der Beschreibung ist. 41.

Miscellen.

In den „Sorberianis", welche nach dem Tode des Verfassers, Samuel Sorbière, Doctors der Medicin zu Paris, 1691 zu Toulouse herauskamen, wird (S. 161) erzählt: Zu Rom wurde ein Pasquill öffentlich angeschlagen, worin dem Papste Undankbarkeit vorgeworfen war, unter Beziehung auf eine nicht näher bezeichnete Stelle aus der Bibel: Plantavi vineam, et inveni labruscas. Der Papst, hierdurch schwer sich beleidigt glaubend, setzte eine große Belohnung aus für Den, der den Verfasser angeben werde. Des andern Tags, nachdem der päpstliche Aufruf öffentlich bekannt gemacht war, fand man unter denselben geschrieben: „Jeremias, Cap. 2, Vers 21", ironischerweise, als wenn der Papst den Verfasser der angezogenen Bibelstelle, und nicht den des Pasquills zu wissen verlangt hätte.

Von dem Grafen Wolfgang von Hohenlohe (gest. 1546) wird erzählt, daß er, als Landesherr, von keinem seiner Staatsdiener einen Diensteid gefodert; sondern jeden, den er angestellt, an das Fenster geführt habe, von wo aus man das Hochgericht und den Galgen sehen konnte. Hier habe er dem Neuangestellten das Decret und die Dienstesinstruction mit den Worten übergeben: „Nimm und sieh, was deine Amts- und Dienstespflicht ist, und was dein Gehalt; schau aber auch, was dort an jenem Platze Dessen erwartet, der mir untreu ist." Da der Graf bekannt war als ein Mann von Wort, soll er durch diese Anstellungsmanier seinen Zweck vollkommen erreicht und immer treue Diener gehabt haben. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 74. — 15. März 1841.

Übersicht der schwedischen Literatur im Jahre 1840.

Zu Anfange des J. 1840 erschienen in Schweden überhaupt 88 Zeitungen, 14 derselben in Stockholm. Die wichtigsten sind die „Statstidning", die noch immer nicht sonderlich redigirt und deshalb verhältnißmäßig wenig gelesen wird; „Svenska Minerva", das witzigste Blatt Schwedens. „Svenska Biet" (Die schwedische Biene), gegenwärtig das Organ der conservativen Partei, 1839 begründet, jetzt auf Actien fortgesetzt, erscheint vom 1. Jan. 1841 an täglich und hat etwa 700 Abonnenten; der eigentliche Redacteur ist der Prediger Angeldorf, viele der achtbarsten schwedischen Schriftsteller unterstützen ihn durch ihre Beiträge. Oppositionsblätter sind folgende: „Aftonbladet", das noch immer am meisten gelesene Blatt, mit etwa 5000 Abonnenten; „Dagligt Allehanda" und „Freja", der Unterhaltung und der Politik zugleich gewidmet. Diese in der Hauptstadt herauskommenden Zeitungen haben alle eine Farbe, deren die provinciellen mehr oder weniger entbehren; doch gibt es allerdings Ausnahmen, z. B. „Wermlands Tidning" (in Karlstadt), „Skånska Correspondent" (in Lund), „Upsala Correspondent", „Norrlands Tidning" (in Hernösand), welche sämmtlich conservativ sind; der gemäßigten Opposition gehören an: „Östgötha Correspondent" (in Linköping), „Majaden" (in Karlskrona); dem unbedingten Radicalismus huldigen: „Nya Norrlands Posten" (in Geste), „Göteborgs Handels- och Sjöfarts-Tidning", jetzt „Phönix" genannt, „Tidning för Stora Kopparbergs Län" u. s. w.

Zeitschriften erschienen 16, darunter 8 in Stockholm und 5 in Lund. Wir heben folgende hervor: „Ecclesiastik Tidskrift" in Upsala, „Juridiskt Archiv" in Christianstadt, „Theologisk Quartalskrift" und „Botaniska Notiser" in Lund. Geijer's „Literaturblatt" erlosch mit Anfang des J. 1840, doch gab der Verf. im Laufe des Jahres drei Nachträge dazu heraus, in denen er das Constitutionswesen historisch erörtert; ferner schloß mit Ende März die von dem Docenten Lenström äußerst nachlässig redigirte, in ihren Urtheilen oberflächliche und parteiische literarische Zeitung „Eos". An ihre Stelle trat mit Anfang 1841 „Studier, Kritiker och Notiser" in Lund, von mehren dasigen Professoren und andern Universitätslehrern besorgt.

Unter den Flugschriften nennen wir: „Tidens Oro och Tidens Kraf" (Die Unruhe der Zeit und die Bedürfnisse der Zeit), in zwei Heften, worin sich der Verf. mit Geist und Sachkenntniß vornehmlich über das Constitutionswesen verbreitet; „Den irrande Publicisten" (Der irrende Publicist), eine siegende Widerlegung der Einwürfe, welche die radicalen Zeitungen gegen die Schriften des bekannten Landmanns (vgl. Nr. 116 d. Bl. f. 1839 und 124 f. 1840) vorgebracht haben; „Politisk Camera Optica", worin die Gefahren, welche dem Vaterlande von dem zügellosen Ultraliberalismus drohen, gezeigt werden. Eine schon alte, aber noch immer unentschiedene Streitfrage wegen der großen und der kleinen Kriegsflotte hat wieder zu Schriftenwechsel Veranlassung gegeben. Die Opposition bestreitet die Nothwendigkeit der erstern, will sie, als zu kostspielig, gänzlich oder doch größtentheils abgeschafft haben und behauptet, daß zur Landesvertheidigung die Scherenflotte völlig hinreichend sei. Für diese Ansicht haben in diesem Jahre der Oberst Hagelstam und der Exadmiral Graf Cronstedt in Flugschriften sich ausgesprochen, wogegen Hr. v. Uhr, Hauptmann Lagerberg, Admiral Nordenskiöld und Hauptmann Gosselman behauptet haben, daß beide Flotten durchaus nothwendig seien, eine Meinung, zu welcher auch der jetzige Reichstag sich hinzuneigen scheint.

„Morianen" u. s. w. (oder das holstein-gottorpische Haus in Schweden. Zeitbilder auf der Festung gezeichnet), zwei Theile, ist ein Gebräu von Politik, Geschichte und Roman. Der Verf., der bekannte, noch auf der Festung Warholm als Staatsgefangener sitzende Assessor Crusenstolpe, bemüht sich darin das Königthum auf jede Weise herabzuwürdigen, die Familie Brahe anzuschwärzen, und die übel berüchtigten Freiheitszeiten (die Periode von 1718—72) im schönsten Lichte zu zeigen. Läßt sich auch dem Verf. Talent nicht absprechen, sind auch einzelne Scenen sehr verdienstlich, so befriedigt doch das Ganze nicht, da alle Einheit mangelt und die Ereignisse ohne allen Zusammenhang willkürlich über und durcheinander geworfen sind.

Die betrübende Zunahme der Verbrechen und der schlechte Zustand der Gefängnisse hat den Kronprinzen von Schweden, wie bekannt, veranlaßt, ein Buch über Strafen und Strafanstalten herauszugeben, worin er dem Philadelphia-System den Vorzug gibt. Der Gesetzausschuß bei dem Reichstage hat einen Anschlag von 1,600,000 Reichsthalern zur Verbesserung der Gefängnisse und Errichtung ei-

niger neuen nach einem verbesserten Plane gemacht; doch mangelt zur Zeit noch die Bewilligung.

Die Ansichten des ehemaligen Prof. Friedrich List über Manufacturen und Zollwesen hatten sich auch nach Schweden Bahn gemacht; die Mehrzahl der Repräsentanten, die Opposition, ja der König selbst waren anfangs nicht abgeneigt, alle Einfuhrverbote abzuschaffen und den unbeschränktesten Verkehr einzuführen. Das beunruhigte aber die Fabrikanten zu Norrköping und sie fanden in dem Publicisten Johansson einen geschickten und sehr gewandten Vertheidiger ihrer Interessen. Er übersetzte und commentirte zwei Schriften von List, vertheilte sie allenthalben und brachte die Sache in drei oder vier Zeitungen lebhaft zur Sprache. Dadurch ward allmälig eine völlige Umstimmung der Deputirten zu Gunsten der einheimischen Fabriken herbeigeführt, sodaß wahrscheinlich das frühere System, eher geschärft als gemildert, beibehalten werden dürfte. Vgl. namentlich den achten der elf Artikel „Der gegenwärtige schwedische Reichstag" in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" (Beilage zu Nr. 254 von 1840).

Schon seit mehren Jahren hat zwischen der medicinischen Facultät zu Upsala und dem Carolinischen Institut eine unerfreuliche Spannung bestanden. Es war immer gewöhnlich, daß die Medicin und Chirurgie Studirenden auf einer der Universitäten sich mit der Theorie vertraut machten, dann in den Kliniken der Hauptstadt ihre praktische Ausbildung erhielten und endlich in Upsala oder Lund promovirten. Jetzt aber sucht das Carolinische Institut, das unter dem unsichtbaren Schutz des Freiherrn Berzelius steht, eine selbständige medico-chirurgische Akademie zu bilden, indem es den ganzen medicinischen Unterricht an sich ziehen und das Recht sich anmaßen will, Licentiaten zu creiren, welche die Rechte wirklicher Doctoren haben, nur daß sie nicht Lehrer an den Universitäten werden können. Zu Erreichung dieses Zweckes hat das genannte Institut nicht wenig bei den Reichsständen intriguirt und wirklich bei dem Ausschuß der Bürger und Bauern den Sieg davongetragen, aber bei den beiden obern Ständen Widerstand gefunden. Definitiv ist jedoch die Sache noch nicht entschieden. Wenn es dem Carolinischen Institut gelingen sollte seine Anmaßung durchzusetzen und die gehoffte Berechtigung zu erlangen, so ist leicht einzusehen, welcher Nachtheil für die Universitäten als organischen Ganzen daraus hervorgehen und wie es um ein gründliches und umfassendes Studium der Heilkunde gethan sein würde. Die in dieser Angelegenheit von den medicinischen Facultäten der beiden Universitäten dem König übergebenen Schriften hat Prof. Dr. Hvasser unter dem Titel: „Handlingar rörande väckt Fråga om hela Medicinska Undervisningens Forflyttande till Hufvudstaden" ꝛc. zum Druck befördert.

In der Theologie verdient ein Compendium der Dogmatik von dem Docenten Norbeck und eine Übersetzung von Olshausen's „Commentar über die sämmtlichen Schriften des Neuen Testaments", die in Upsala gedruckt wird, Erwähnung. Für die Philosophie hat sich Snellman in Helsingfors thätig gezeigt durch seine Lehrcursus der Psychologie, der Logik und der Rechtslehre, wie durch eine Schrift über das akademische Studium nach Hegel'schen Principien.

Auf naturwissenschaftlichem Gebiete sind der Beachtung würdig: der Jahresbericht des Freiherrn Berzelius über die Fortschritte in der Physik und Chemie und der des Prof. Pasch über die Fortschritte in der Technologie, beide der Akademie der Wissenschaften am 31. März 1839 übergeben, aber erst das Jahr darauf gedruckt; der siebente Theil von W. Hisinger's „Bemerkungen über Physik und Geognosie auf Reisen in Norwegen und Schweden"; ferner der 20. Heft von Prof. Nilsson's „Skandinavischer Fauna", mit illuminirten Kupfern, womit der zweite Theil dieses Prachtwerks geschlossen ist; endlich dürfte für Ornithologen noch das vor kurzem begonnene Werk: „Colorirte Vögeleier, nebst einer kurzen Abhandlung über den Aufenthalt und die Fortpflanzung der Vögel in Schweden", interessant sein.

Ein in der schwedischen Literatur fast ganz unbehautes Feld hat Dr. Kindblad zu bearbeiten angefangen mit seinem „Ordbok öfver Svenska Språket" (Wörterbuch der schwedischen Sprache); doch ist vor der Hand nur ein Heft als Probe erschienen. Als ein wichtiger Beitrag dazu kann „Gamla Ordspråk" (Alte Sprüchwörter), schwedisch und lateinisch, herausgegeben und erklärt von Dr. H. Reuterdahl, angesehen werden.

Über die Universität zu Christiania gibt Dr. W. Tham in der Schrift „Historiskt-statistiska Underrättelser om Norige" genügende Auskunft; die Fortsetzung, welche die weit wichtigern statistischen Notizen über Norwegen im Allgemeinen enthalten sollte, ist leider noch immer nicht erschienen. Die südamerikanischen Staaten, besonders in mercantilischer Hinsicht, schildert Hauptmann Gosselman in seinen jetzt durch den Druck bekannt gemachten Berichten an den Staatssecretair des Handels und der Finanzen, von dem er 1837 als Agent dahin gesandt wurde. Der Verfasser hat schon früher die Beschreibung seiner Reisen in Amerika herausgegeben. Die Sitten, Gebräuche und Trachten der Türken veranschaulicht Dr. Hedenborg, schwedischer Viceconsul zu Alexandria, in einem colorirten Kupferwerk in 4. Die Abbildungen sind gut, doch meistens wol nur Copien aus Castellan u. A. Sandberg setzt seine Sammlungen von Bildnissen berühmter Schweden (ein schönes Werk in Folio) fort, auch zu den Thersner'schen Ansichten von Schweden ist in diesem Jahre noch ein Heft hinzugekommen. Übrigens werden eine wahre Unzahl Lithographien dem Publicum aufgetischt, welche nichts empfiehlt als ihre Wohlfeilheit.

Zur Geschichte uns wendend, begegnen uns folgende Erscheinungen: „Fäderneslandets Sagohäfder" (Vaterländische Sagengeschichte), bis jetzt zwei Hefte; der als erster Herausgeber schwedischer Volkslieder berühmte Hofprediger A. A. Afzelius versucht in diesem einzig dastehenden Werke die vaterländische Geschichte nach Überlieferungen, Liedern, Monumenten und daran geknüpften Sagen zu erzählen, und beweist, daß Schweden in der That weit reicher an geschichtlichen Traditionen ist, als man bisher vermuthete. „Svenska Armeens Fälttåg" u. s. w. (Die Feldzüge des

schwedischen Heeres in Deutschland und Norwegen von 1805—8) vom Baron E. v. Vegesak, dem Sohn des tapfern Generals. Dies Buch, das wol in Angabe der Daten richtig sein mag, hat im Allgemeinen wenig Aufmerksamkeit erregt. Wenn wir die „Menniskoslägtets Saga" (Die Sage des Menschengeschlechts) von dem Rector C. J. L. Almquist, dem Dichter, hier erwähnen, so geschieht es blos um des Verfassers selbst, nicht seiner Arbeit wegen, die in jeder Hinsicht mislungen, aller Kritik ermangelt und voll der lächerlichsten Etymologien und Hypothesen ist. Das „Biographische Lexikon berühmter Schweden" schreitet ununterbrochen, obwol etwas langsam vorwärts. Der neueste (der sechste) Band schließt mit dem Buchstaben J. Prof. Atterbom hat in der, nun auch im Druck erschienenen Rede bei seiner Aufnahme in die schwedische Akademie von der kräftigen und originellen Individualität des Prof. Ling, des trefflichen Dichters, an dessen Stelle eben er in die Akademie gewählt ward, eine meisterhafte Schilderung geliefert, und da die meisten Dichtungen Ling's sich auf die älteste Geschichte des Vaterlands gründen, ward von dem Lobredner diese Gelegenheit benutzt, einige neue und sinnreiche Deutungen über die nordische Mythologie in seinen Vortrag einzuweben.

Adolf Törneros, Prof. der lateinischen Sprache zu Upsala, ein ausgezeichneter Mann, in dem classische Bildung, philosophischer Scharfsinn, sicherer philologischer Blick und geistvoller Witz sich auf seltene Weise vereinigten, ward bereits am 20. Jan. 1839 den Wissenschaften durch den Tod entrissen. Von einem Auszug aus seinem schriftlichen Nachlaß: „Bref och Dagboks-Anteckningar", ist jetzt dem Publicum der erste Theil, die Briefe enthaltend, übergeben, der äußerst anziehend zu lesen ist und auf den zweiten, welcher die Tagebücher bringen wird, begierig macht. Ob aber seine zahlreichen ästhetischen, philosophischen und philologischen Handschriften einen Verleger finden werden, ist noch unbestimmt.

Der fleißige Docent Lenström zu Upsala hat vor kurzem eine Geschichte der schwedischen Poesie in zwei Theilen und Beiträge zur Geschichte der schwedischen Ästhetik geliefert. Beide Werke sind lobenswerth, besonders das erstere, in welchem er die Urtheile verschiedener Kritiker, z. B. Hammarsköld, Geijer, Atterbom, Palmblad u. s. w. zusammengestellt hat. Seine eigene Charakteristik der Dichter ist oft unsicher und mitunter selbst voll Widersprüche.

Auf dem Felde der Poesie tritt uns von den ältern Dichtern diesmal allein der Bischof Franzén entgegen mit „Rabulisten och Landpresten" (Der Rabulist und der Landprediger). Derselbe hat auch die kleine Sammlung von Gedichten der 73jährigen Ulrike Widström, die sich seit 30 Jahren nicht hatte vernehmen lassen, bevorwortet. Diese Dichterin ward in den Jahren von 1780—90 von Lidner und Leopold, 1810 von Atterbom und nun 1840 von Franzén verherrlicht. Der Student Nybom, ein wahrer Naturdichter, dessen vorherrschende Eigenschaften eine glänzende Phantasie und schöne Diction sind, hat seine Gedichte, größtentheils Gelegenheitssachen, gesammelt. Der derbe, burleske und nicht selten grobe Lieutenant W. v. Braun hat seine neuern Gedichte, die noch unanständiger als die frühern sind, herausgegeben. Zu Weihnachten trat der allbeliebte Dahlgren mit einem Taschenbuche „Tumme-liten" (Das Däumchen) hervor, in welchem die Gedichte zumeist politische sind. Früher hatte sich der Dichter zur gemäßigten Opposition gehalten; die radicale Richtung derselben beim jetzigen Reichstage, wo Dahlgren Deputirter ist, hat ihn bewogen sich den Conservativen zu nähern. In dem Taschenbuche tritt er nun der Bewegungspartei mit Scherz und oft glücklichem Humor entgegen. Das Büchlein ist dem wüthenden Petré, dem Priesterfresser, gewidmet, den er mit ironischen Lobsprüchen erhebt. Die liberale Presse beeilte sich, das Werkchen des von ihr vormals gefeierten Dichters aufs tiefste herabzusetzen, aber vergebens; das Publicum kaufte binnen wenigen Tagen die ganze Auflage. Ein gewisser Lilja hat in einem andern Taschenbuche „Snöfippan" theils eigene, theils andere schon gedruckte, theils von Schwedens besten Dichtern erbettelte Gedichte, die er selbst willkürlich verändert hat, zusammengestoppelt. Außer diesen beiden Taschenbüchern kamen an verschiedenen Orten noch drei andere zum Vorschein, in welchen die Musensöhne Upsalas, Lunds und der Hauptstadt miteinander um den Preis ringen. Die Herausgeber des in Upsala erscheinenden, das den Titel führt: „Linnaea borealis", sind die Studenten Malmström und Bergman. Franzén, Geijer, Fräulein Brehmer, Atterbom u. A. haben dazu beigesteuert. Unter den prosaischen Stücken zeichnen sich drei kleine Aufsätze von dem jungen Freiherrn Louis de Geer aus. Malmström, der eine Herausgeber, ist ein Talent, welches viel für die Zukunft verspricht; einige Elegien von ihm, die als sehr gelungen gerühmt werden, erhielten von der schwedischen Akademie den ersten Preis. Das lundische Taschenbuch, welches auch Beiträge von einigen jungen dänischen Dichtern enthält, heißt „Hertha" und zeichnet sich durch typographische Eleganz aus. Das stockholmer endlich ist ein neuer Jahrgang der schon früher bekannten, vom Prediger Mellin besorgten „Winterblommor" (Winterblumen), worin vielleicht das Beste in einer Novelle vom Herausgeber selbst besteht.

Zu den Romanen übergehend, müssen wir zuerst zwei Erzeugnisse von geringem Umfang begrüßen, mit denen das talentvolle Fräulein Brehmer das Publicum beschenkte. Das erste heißt „Trälinnan" (Die Sklavin) und spielt in der nordischen Heidenzeit. Wenn auch der Verfasserin die Charakteristik jenes Zeitalters minder, als sie sich wol selbst geschmeichelt haben mag, gelungen sein sollte, so hat das Büchlein doch andere Verdienste und vielleicht mehr wahre Poesie als irgend ein anderes ihrer Werke. In dem zweiten: „Strid och Frid" (Streit und Friede. Scenen aus Norwegen), ist die Verf. mehr auf das Gebiet zurückgekehrt, auf welchem sich schon längere Zeit ihr vorzügliches Talent bewährte. Die Zeichnung norwegischer Natur und Sitten ist dem Fräulein Brehmer, die sich mehre Jahre in diesem Lande bei ihrer Freundin, der Gräfin Sommerhjelm aufhielt, ausnehmend gelungen, tritt aber fast als Hauptpartie etwas zu stark hervor und schadet einigermaßen der Entwickelung der Geschichte.

Eine andere Schriftstellerin, Fenny Skygare, hat drei Romane herausgegeben: „Professorn och hans Skyddslingar" (Der Professor und seine Schützlinge), „Fosterbröderne" (Die Pflegebrüder) und den ersten Theil der „Kyrkoinvigningen" (Die Kirchweihe). Die Romane und Erzählungen der Verfasserin sind unterhaltend, der Knoten ist gut geschürzt und die Darstellung voll Leben.

Prof. Palmblad hat seine früher mit vielem Beifall aufgenommenen Novellen zu sammeln begonnen; neue sollen hinzukommen. Die bis jetzt erschienene erste Abtheilung enthält „Kärlek och Politik" (Liebe und Politik). Die „Schwedische Biene" rühmt an dieser Erzählung, deren Schauplatz Brasilien, die Hauptfiguren die Königin-Mutter, ihre Söhne Dom Pedro und Dom Miguel, die Andrada u. s. w. sind, die Treue der Charakteristik, die Schilderung des Landes und der Sitten und die stylistische Trefflichkeit der ganzen Darstellung.

Kaum hat wol je in Schweden ein Roman so viel Aufsehen gemacht als des bereits erwähnten Rector Almquist anonym herausgegebener: „Det går an" (Das geht an), aber nicht seines ästhetischen Werths, sondern seiner Tendenz wegen. Die Theorie der George Sand und einiger Mitglieder des jungen Deutschlands wird von dem schwedischen Dichter noch überboten, das Institut der Ehe auf das schamloseste herabgewürdigt und die gröbste Unsittlichkeit gepredigt. Alle Zeitungen erhoben Einen Schrei des Abscheus gegen solche Ansichten. Blos das radicale „Aftonblad" ließ sich günstig vernehmen und Lenström's „Eos" huldigte dem Verf. als „Schwedens erstem Dichter", dem „Begründer eines jungen Schwedens" und „Verkünder einer Poesie der Zukunft"; doch änderte das letztgenannte Blatt, als das Misfallen sich immer lauter allgemein aussprach, seine Meinung und lieferte einen Aufsatz im ganz entgegengesetzten Sinne. Mehre Gegenschriften erschienen, als deren vorzüglichste wir nennen: „Det går an. Fortsättning" von Snellman, die durch Gesinnung achtbar wie an ästhetischem Werth Almquist's Buche überlegen ist; „Männe det går an?" (von einer unbekannten Dame), in welcher Schrift der Unsinn mit Ernst, aber auf milde Weise zurückgewiesen wird; „Törnrosens Bok, den ächta och veritable" (vom Prof. Palmblad), eine Art humoristischer Recension der sämmtlichen Almquist'schen Schriften, in welcher das Gute in denselben freudig anerkannt, das Mißlungene und Schlechte mit Ernst und Scherz gegeißelt wird; auch lieferte Dr. Reuterdahl in der „Theologisk Quartalskrift" eine bündige Abhandlung gegen Almquist. Auch die indeß fortschreitende Gesammtausgabe der Werke des Dichters brachte so manches Anstößige und Unsittliche. Gegen das Consistorium zu Upsala, das ihn, als Prediger, wegen seines Romans zur Verantwortung ziehen mußte, ließ sich Almquist auf etwas seltsame Weise vernehmen: anfangs wollte er ausweichen; dann berief er sich darauf, es sei ja nicht erwiesen, daß er der Verf. des Buches sei; dann wieder entgegnete er, daß man ihn nicht für die Ansichten seiner Romanhelden verantwortlich machen könne; als ihm endlich keine Ausflucht mehr übrig blieb, ließ er eine trotzige Erklärung in das „Aftonblad" einrücken, in welcher er, sich über Verfolgung und pfaffische Inquisition beschwerend, die aufgestellten Ansichten als die seinigen anerkannt und dieselben vertheidigt. Noch vor seiner Abreise nach Paris gab er einen Roman „Amalie Hillnor" heraus und sandte aus Frankreich das Manuscript zum 13. Theil seiner gesammelten Schriften („Törnrosens Bok"), welcher eine unbedeutende Novelle „Der Maler" und eine Abhandlung über die Stellung der Geistlichen enthält. 66.

Literarische Notizen.

Zwei Dichter zugleich, die Herren E. Hus und F. Fertiault, haben in Paris eine Satire auf die Zeit unter dem Titel „Le 19ième siècle" erscheinen lassen. Diese Satire, welcher es stellenweise nicht an Kraft noch an Wahrheit mangelt, schleppt sich mühsam in Alexandrinern hin. Der Hauptmangel ist, daß diese satirischen Ausfälle ebenso genau auf jedes andere Jahrhundert als auf das 19. passen; alle jene Fehler und Laster, welche von den Verfassern gegeißelt werden, wie z. B. der Egoïcismus, der Egoismus, der Ehebruch, die Sittenlosigkeit, die Spitzbüberei u. s. f., sind in jedem Jahrhundert ebenso häufig, vielleicht noch häufiger gewesen als in dem gegenwärtigen; aber allerdings liegen sie jetzt offener zu Tage als z. B. im vorigen Jahrhundert, weil die Verderbniß weniger im Dunkeln schleicht und größerer Publicität verfallen ist. Ein französisches Journal bemerkt: „Das Sündenmal, welches unserm Jahrhundert vor andern eigenthümlich sein möchte, sind die schamlosen Speculationen, die Unternehmungen auf Actien, die Sucht in kürzester Zeit und auf die leichteste Weise reich zu werden u. dgl.; aber leider haben die Herren Verfasser in diesen faulen Fleck unsers Jahrhunderts nicht tief genug eingeschnitten; einzelne Declamationen, zumal wenn sie nur die Oberfläche berühren, reichen hier nicht hin" u. s. w. Angedeutet ist diese trügerische Speculationssucht in folgenden Versen:

Et tous, pour colorer leurs promesses trompeuses,
Changent les plus hauts murs en affreux pompeuses;
A la droite d'un chiffre entassent les zéros,
Gras symbole des fonds que n'ont pas leurs bureaux,
Et qui font voir aux sots, dont le désir s'allume,
Plus d'or qu'en cinquante ans le Pérou n'en exhume etc.

Man sieht übrigens aus diesen Versen, daß die Verfasser eine Poesie entwickeln, welche in Deutschland nicht für Poesie mehr gilt; aber die sittliche Entrüstung, von welcher die Verfasser im Ganzen geleitet werden, verdient bei alledem Achtung und Anerkennung.

Von Eugène Buret erschien: „De la misère des classes laborieuses en France et en Angleterre", zwei starke Bände. Die darin erörterten Hauptpunkte sind folgende: Über Wesen, Natur und Existenz des Nothstandes, über seine Ursachen und Folgen, über die Unzulänglichkeit der bisher dagegen angewandten und über diejenigen Mittel, welche besonders geeignet sein möchten, dem Elend der unbemittelten Classen abzuhelfen. Dieses Werk hat bereits im vorigen Jahre von der Akademie einen durch Hrn. Felix Beaujour gestifteten Preis erhalten und ist für den Druck von dem Verf. vielfach bereichert worden. Es widerfuhr ihm auch die Ehre, daß Hr. Villermé in der Sitzung der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften vom 30. Juni unter den Ausdrücken der höchsten Anerkennung Bericht darüber erstattete. Eine der interessantesten Partien des Werkes ist diejenige, in welcher der Verf. von den großen socialen Erfahrungen handelt, welche man in England seit dem neuen 1834 votirten Armengesetze gemacht hat. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 75. — 16. März 1841.

Die transatlantischen Romane und Lebensbilder des Verfassers der „Transatlantischen Reiseskizzen".

Mord und Todtschlag in der Literatur will nicht viel bedeuten. Die Kritik hat zwar scharfe, mörderische Waffen; doch sie bringt Niemand um, auch wo sie in geschlossenen Phalangen, mit voller Taktik auf ihre Opfer losgeht. Was die neuesten Zeiten bewiesen, findet sich auch schon in ältern vor. Eine Schulverschwörung, noch so gegliedert, noch so ausgebreitet, kann weder einen Ruhm, den sie wünscht, auf die Dauer machen, noch einen Ruhm, der ihr im Wege steht, auslöschen. Alle diese Verdicte haben nur für kurze Zeit Gültigkeit, und wenn alle Journale in ihrem Dienste ständen, und sie in die Compendien übergingen, was auch wol geschehen ist; ein wahrer Ruhm erhebt sich wieder, wenn nur innere Lebenkraft da ist. Oder mit andern Worten, kein kritischer Mord schafft Leichname, wenn nur kein Selbstmord darauf folgt. Anders ist's freilich, wer sich todtmachen läßt, weil er sich zum Tode getroffen glaubt. Das ist aber nicht gerade die Krankheit der Zeit. Solche Zerknirschung und Selbstbescheidung, wie sie in den Tagen unserer Großväter einen Leisewitz und Andere für immer schweigen ließ, weil ein kritisches Gewitter sich über ihren Häuptern entlud, kommen heut nicht einmal mehr als Raritäten vor. Im Gegentheil, je dichter, heftiger die Wetterschläge, um so kräftiger der Wuchs. Wir sind's gewöhnt; das Publicum ist es auch. Aber die neueste Zeit kennt eine Art von Mord, von dem die frühere nichts wußte. Dieser Mord, an dem die Kritik in der Regel unschuldig, und, wenn betheiligt, es doch nur in zweiter, dritter Hand ist, ein Mord vom Publicum selbst verübt, ist das Product seiner eigenen Blasirtheit. Weil es sich selbst so bald erschöpft fühlt an Theilnahme, Lust und Leben, mag es auch die Autorkraft sich nicht anders und lieber als in ihrer Vorgänglichkeit denken; und diesen Gedanken pflegt und nährt es, und in der ewigen Ungeduld und dem Reiz nach dem Neuen möchte es gar zu gern der Todtengräber sein für einen alten Ruhm, um einem neuen Platz zu machen. Ich glaube, Heine war der erste Deutsche, der uns auf den furchtbaren Richterspruch aufmerksam machte, den die pariser Welt über ihre öffentlichen Charaktere schleudert. Kein Haß so furchtbar, keine Verfolgung so grausam in ihren Wirkungen, als wenn der heutige Franzose von einem berühmten Manne sagt: „Er ist usé!" Ein öffentliches Femgericht, dessen Richter vor keinen höhern Stuhl gezogen werden können, hat ihm Kraft, Bedeutung, Leben abgesprochen. Es ist aus mit ihm.

Es mag um dieselbe Zeit sein, wo dieser moralische Mord in Frankreich aufkam, als wir auch in Deutschland sagen hörten, daß Schriftsteller sich überlebt hätten. Unsere Väter ließen jeden leben, so lange Gott ihn leben ließ. Es kam ihnen nicht bei zu sagen, jetzt habe er genug geschrieben, jetzt müsse er aufhören; denn man finde immer Dasselbe wieder. Im Gegentheil, sie freuten sich, wenn ein alter Mann noch kräftig auftrat. Jede Thätigkeit, die kein Uhrwerk ist, hat ihre Stadien. Der Geist kann immerfort schaffen; nur fodert man von einem Achtziger nicht, was ein Zwanziger leisten kann. Sei es eine Mythe, daß Sophokles im 80. Jahre seinen „Ödipus auf Kolonos" gedichtet, sie ist wenigstens das Symbol für den Glauben der Alten, daß der Funke der Begeisterung auch noch im hohen Alter Flammen sprühen kann. Ihre Helden und großen Staatsmänner erlagen so wenig als ihre Dichter dem Fluche des être usé. Dem Geiste war es zugestanden, aus sich selbst heraus sich immer wieder neu zu gebären. Und die moderne Welt, auf dem Christenthume basirt, das dem Geiste Gottes ein ganz anderes Recht einräumt, das von ewigen Wiedergeburten und neuen Menschwerdungen zeugt, diese moderne Welt sollte dem Gesetze des schnellen Abblühens und Welkens vorzugsweise erliegen! Wir wollen es. Die junge Kraft zog sonst auf Entdeckungen aus und gönnte dem Alter den Besitz der alten Cultur, der alten Höfe und Länder. Nun ist nichts mehr zu erobern, und zu entdecken auch kaum etwas. Man braucht Platz für sich, man fodert ihn ungestüm, das geimmige Naturgesetz macht sich geltend, und man cultivirt die Todtenäcker mit besonderer Vorliebe, um Feld und Haus, was die Todten besessen, für sich zu gewinnen. Diese Lust, Nachrichter zu sein und Todtengräber, ist eine grassirende Krankheit; es fühlt sich Jeder, oft unbewußt, davon angesteckt. Wir warten nicht ab, bis die Staude welkt, die vorhin noch herrlich geblüht, kaum ihre letzt reifenden Früchte; wir treten Stamm und Früchte zugleich nieder, um aufs neue

zu ackern und zu säen. Was war, wenn die Gerechtigkeitsregung mitspricht, erklären wir als gut zum Dung für die neue Aussaat; oder wenn wir vornehm sprechen wollen, wir haben es historisch reponirt. Man thäte der Kritik unrecht, auch den Schulen und Verbindungen zu gegenseitiger Assecuranz und Aushülfe, wenn wir ihnen allein Etwas aufbürdeten, was ein Symptom der Zeit ist. Sie sind nur Organe, nicht Erzeuger. Das ganze große, blasirte Publicum ist in erster und letzter Instanz selbst Todtenrichter, die Kritiker sind nur Notare und Scharfrichter.

Verfolgen wir in den letzten Jahrzehnden diesen geistigen Vernichtungsproceß, es ist furchtbar, wie viel wir consumirt haben! Mit welcher reißenden Schnelle wir Autoritäten zu Grabe getragen, vergötterte Lieblinge mit Füßen getreten haben! Wie freundlich, wie dienstbar ist jetzt die Kritik, jeden neuen Aufwuchs zu umfächeln, aber hinter dem Zephyr vibrirt schon der rauhe, stechende Nordwind. Wie Viele, die sich berauschten in diesen ersten warmen Lüften, um desto bitterer und schneller in der Kälte und den Stürmen, die darauf folgten, zu erstarren. Wer trägt da die Schuld! Freilich ein guter Theil fällt auf die Dichter selbst. Sie sollten sich nicht berauschen lassen; der Geist in ihnen sollte kräftiger sein als die Lüfte und Düfte, die Wellen der Gunst, die sie umspülten, um auch den brausenden Wogen, die nachkommen, Widerstand zu leisten. Aber wer predigt Moral einem Trunkenen, und Trunkenheit ist nicht die ärgste Sünde. Diese ist das Verzagen, wenn wir erwachen. Wir haben zu unserer Freude in Deutschland auch solcher stolzen Felsen, solcher kräftigen Bäume, die weder Gunst noch Ungunst über sich erhob, noch außer sich brachte, die den feindseligen Strömungen widerstanden und die bösen Zeiten überlebt haben, um in den ruhigen, die darauf folgten, in neuer Glorie und Schönheit dazustehen. Wie oft nicht hat Haß und Neid an Goethe's Autorität gerüttelt. Gab es nicht schon Zeiten, und weit vor den jüngsten Parteikämpfen, wo der ewige Frühlingsgarten seiner Poesie überweht und überschlemmt erschien. Neuerdings wollte der Zorn ihn nicht verstehen, ein gemachter patriotischer Zorn, damals war es die Flachheit der Sentimentalität und des Idealismus. Sie bekämpften ihn weniger, als sie wollten ihn übersehen. Beiden freilich war er darin Dasselbe, eine unbequeme Größe, die sie gern beseitigt hätten. Die geborene Größe tauchte immer wieder von selbst auf, wenn die Bewegung vorüber, die Wogen sich gesetzt hatten. Vielleicht noch kräftigender in dieser Beziehung ist Tieck's Beispiel. So oft man ihn auch überrennen, niederdrücken, aus dem Wege schieben wollen, so viel kritische Autoritäten sich auch abgemüht, dem Publicum zu beweisen, daß er ein falscher Götze sei, und es in Compendien und Lehrbücher übergegangen, er blieb Derselbe, oder vielmehr nicht Derselbe. Denn nach jedem Sturme, nach jeder Gleichgültigkeitsepoche trat er kräftiger hervor, in der Stille der Selbstbetrachtung hatte sein Geist die vorige Schale abgeworfen und seine jugendfrische Phantasie manifestirte sich in neuer Schönheit und Gestalt. An wem zehrt nicht das Alter; das aber ist das göttlich Menschliche, das Erquickende, wenn in den Producten der gereiften Erfahrung trotz den Verkümmerungen der jugendfrische Geist noch hervorblitzt und das Alter noch den Jüngling erkennen läßt.

Freilich nicht Jeder kann wie Goethe ruhig dastehen und lächeln der Stürme, die ihn bedrohen, nicht Jeder wie Tieck sich proteisch wandeln und dem Volke zeigen, das ist die echte Dichterkraft, die, nach jedem Sturme neu gereinigt, sich neu entfaltet. Wer um die Gunst des Augenblicks buhlt, wer den Interessen der Zeit allein huldigt und nicht, sie im Geiste beherrschend, sich von ihnen fortreißen läßt, baut sich selbst sein Grab. Der Strom ist mächtiger als der Schwimmer und auch rascher. Er wirft den Ermatteten an sein Ufer und strömt weiter. Aber sind wir nicht Alle auf diese Gunst angewiesen, kann irgend wer sich enthalten, der wirken will, diesen Interessen zu huldigen? Es wäre eine weitabführende Untersuchung die nach den Grenzen. Mir schwebt erschreckend der große Geisterreigen Derer vor, die da über dem Strome schwammen, von der Gunst getragen, mit Kränzen und Blumen umhängt; Lüfte und Wellen sangen ihr Lob, das Schilf neigte sich vor ihnen und die Baumkronen rauschten, sie begrüßend — und wo sind sie? Vergessen, historisch reponirt; die jetzt Huldigenden oder Gehuldigten lächeln wol über den Triumphzug der Vergangenheit. Und was das Ärgste, sie zogen damals selbst mit und stießen in die Posaune. So kurz ist der Lauf und so schnell Umschlag und Vergessenheit. Ich denke insbesondere unserer Romanendichter. Die da das Leben des Volks, wie es war, in großen behaglichen Gemälden sammelten, mit der Machtvollkommenheit, in der gefügigsten Form alle Richtungen und Regungen aufzufassen und widerzuspiegeln und die Wirklichkeit zur Wahrheit auszuprägen; diese Historiker der Sitten und Gewohnheiten, vom Geschmacke der Zeit, wo sie schrieben, influirt, hätten doch die meiste Anwartschaft auf Dauer. Wenn der Geschmack auch ein anderer wird, ihr positives Resultat, ihr plastisches Gemälde bleibt doch. Aber wo sind sie? Wer unter allen lebendigen Deutschen hat Gellert's „Schwedische Gräfin" gelesen? Wer blättert noch in Hermes' sechsbändigem Roman „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen"? Und wo ist Lafontaine, der doch, aller ihm anhaftenden Zeitschwächen ungeachtet, ein schätzenswerther und getreuer Portraitist des socialen Zustandes war? Da werfen wir Goethe vor, daß er im „Meister" die Welt und das große Leben, das Vaterland und die Zeitfragen vergessen und seinen Geist an Darstellung kleinlicher Theaterverhältnisse verschwendet habe. Wer mag den Vorwurf ganz wegleugnen, und doch der Roman wird immer wieder gelesen, er bleibt ein ewiger. Er war ein Dichter. Wie aber, Fielding und Smollet waren keine Dichter, wenigstens nicht in dem Sinne, und ihre Romane bleiben doch auch ewig, derbe, gesunde Abdrücke einer Wirklichkeit, die nicht mehr ist? Und nach Goethe bemeisterten sich Viele, die in unserm Sinne Dichter waren, des Romans, und wo ist ihr Ruhm, wo ihre Wirksamkeit? Fouqué war gewiß ein Dichter und

seine Ritterromane waren, freilich kein Spiegelbild, dennoch ein Abdruck der Gesinnungen, Bestrebungen und Träume einer Heldenzeit, in der er lebte. Wie schnell war diese vorübergerauscht, wie furchtbar schnell erkühlte die Begeisterung für den Sänger, und sie war einst nicht minder flammend als die für den Schotten, der ihm in der europäischen Bewunderung nachfolgte. Ja, so ganz vergaß das Publicum, nicht den Dichter, sondern sich selbst, daß es in der Übersättigung nicht mehr des Genusses gedachte. Und doch war die von Fouqué angeregte Lust nach dem Wunderbaren noch nicht befriedigt, nur nach Veränderung in der Sphäre lechzte sie, und die bot ihr Hoffmann. Wo ist Hoffmann?

Ich enthalte mich diesen Consumtionsproceß weiter zu verfolgen. Ich führe ihn auch nicht über auf die englischen und amerikanischen Romandichter, welche seitdem die Bewunderung des Continents und der andern Welt einernteten. Sie begründeten die Herrschaft des historischen Romans, der, was man auch dagegen vorbringt, in der Herrschaft ist, und alle Aussicht hat, es noch lange zu bleiben. Wie unaussprechlich viel ist da consumirt, und wie vieler literarischer Ruhm ist usé! Manches, was wir jetzt beseitigen, weil wir davon übersättigt sind, wird sich aus dem Staube der Vergessenheit wieder erheben; die späte historische Gerechtigkeit bleibt nie aus. Aber ein anderer Trost für die Gegenwart liegt darin, daß keine dieser Lieblingsgrößen unterging, ohne einen Nachfolger erweckt zu haben. So lebt Einer im Andern fort. In solcher Succession folgt nicht allemal der Bessere dem Guten, wie es in einem vortrefflichen Regentenstamme auch schwache und schlechte Herrscher gibt, aber der Stamm lebt doch fort und setzt sich fort, und mit ihm das Princip. So hat jeder bedeutende Geist, der das Supremat hatte und dann abtrat, die Summe des Beifalls immer seinem Nachfolger als Erbschaft hinterlassen. Eine merkwürdige Reihenfolge dieser Herrscher im Geschmack und Beifall läßt sich nachweisen, und diese Reihenfolge ist in vielfacher Beziehung auch ein Fortschritt. Walter Scott, der den Reigen führte, ist in vieler Hinsicht noch jetzt unerreicht, und unerreichbar darin, daß er der Erste war, welcher aus den vier Wänden und dem Luft- und Gesichtskreise des Individuums und der Familie heraus in den Interessen eines ganzen Volkes das Interesse seiner Romane setzte. Er gab Leben Dingen, die vor ihm als todt und gleichgültig betrachtet waren. Die Örtlichkeit mit ihren wahrhaften Reizen, mit ihrem spukhaften Zauber bekam Rechte, die vordem unbekannt waren, und wer möchte sie ihnen heute abstreiten! Cooper ist gewissermaßen sein Nachfolger. Nicht weil er als Dichter größer und kühner war, verdrängte er den Vorgänger. Aber dessen Grenzen waren zu eng gesteckt. Der Dichter hatte als Brite, als Tory, seine Schranken zu ängstlich abgemessen; da, wo er über die heimischen Mauern und Wälle hinausflog, merkte man ihm an, daß sein Fittich matt, unsicher wurde. Er hatte nur gelernt groß sein und stark in seinem Vaterlande. Nachdem wir uns sattgesehen an Schottland und gelechzt an der schottischen Treue, sehnte unser philanthropischer gewordener Sinn sich hinaus über die Nebelhalden, die Clans, die Familientraditionen und die epheuumrankten Feudalschlösser. Cooper eröffnete das weite Amerika und das noch weitere Meer. Daß es auch in dieser Unermeßlichkeit eng werden kann, wenn wir nicht viel Gedanken mitbringen und an den wenigen immer und immer wieder aufs neue zehren müssen, zeigte der Erfolg. Die Örtlichkeit, die Nationalität hatte ihr Recht documentirt, aber der Geist wollte seines darum nicht einbüßen. Da bemächtigte sich plötzlich Bulwer des Principats. Ein echt englischer Geist, aber über den Tendenzen der Zeit und deutscher Metaphysik abgezogen. Die Örtlichkeit, Volksleben und Volkssitte dienten ihm nur als Schemel, um seine psychologischen Processe auszuspinnen. Er lieferte siegreiche Schlachten, die Herrschaft war ihm nicht bestritten, obschon sie nie eine so allgemein anerkannte war als die Scott's. Das Herrscherthum war auch schon usé; und außerdem kann ein Dichter, der die modernen krankhaften Zustände zum Gegenstande wählt, nicht auf dieselbe dauerhaltige Wirkung rechnen, als wer so glücklich ist, in ursprünglichen und gesunden zu verkehren. Aber seine Bedeutung ist außer Frage, und er steht insofern höher als seine Vorgänger, daß er dem Gedanken, der Reflexion ihr Recht im Romane wieder einräumte.

Aber ist er nicht auch schon verbraucht? Auch sind wir schon überdrüssig der ungeheuern Bilder menschlichen Elends, welche der sociale Zustand Englands ins Leben rief. Dieses krankhaften Prunks, dieses bleichsüchtigen Stolzes, dieser abgefallenen Lumpen des aristokratischen Hochmuths, mit denen die Verworfenheit sich noch schmückt. Aus dem Spleen, den diese Übercultur und Verknöcherung des geistigen Organismus erzeugt, sehnen wir uns hinaus in eine noch jugendlich frische Urwelt, in eine Welt, wo die Stärke des Armes, die Schärfe des Blickes noch gilt und der Geist zugleich neue Bahn brechen muß. Unwillkürlich wendet sich unser Blick seit einem halben Jahrhundert nach Amerika. Dort findet ihr, was ihr Müden suchet, riefen schon hunderttausend Stimmen uns längst zu, bald kräftiger, bald schwächer. Aber Hunderttausende, die es gesucht, haben es nicht gefunden. Mit den Axttönen, die den Urwald lichten, tönte auch ebenso viel Jammergeschrei, Verzweiflungslaute getäuschter Erwartung uns zurück. Ihr sucht eine neue Welt und findet nur Auswurf und Entartung der alten wieder; ihr sucht ein idyllisches Naturleben und trefft nur auf den Egoismus, der die frische Natur auf Raubbau ausbeutet, um Wüsten zurückzulassen; ihr sucht Freiheit, Gleichheit und unveräußerliche Menschenrechte und findet Sklaven, Farbige in strenger Rangordnung und einen herzlosen Krämerstaat, der den Werth des Menschen nach seinem Geldbeutel abwägt. Die Stimmen für und gegen wogen sich auf. Nicht Cooper, nicht Irving, nicht die Trollope, nicht ihre hundert Nachtreter vermochten uns ein klares Gemälde, eine reine Anschauung zu geben, wie es ist. Es mußte wieder ein Romanendichter auftreten, der uns zurechtführt, der Licht wirft in die Wälder, Wü-

sten und Städte. Amerika ist verleumdet worden von seinen Feinden. Es ist es nicht darum, weil die Anklagen unwahr, sondern nur deshalb, weil trotzdem, weil in diesem Wust von Schlacken der Cultur und von urweltlichem Chaos noch ein Reichthum von Stoff aufgehäuft ist, daß ein Dichter wie der, welchen ich meine, noch diese urfrischen, kräftigen und überraschenden Gemälde dort sammeln und uns so gestalten konnte.

Der noch namenlose Verfasser der „Transatlantischen Reiseskizzen" bezeichnet eine Epoche in der Geschichte unserer Romanenliteratur. Trotz aller Mängel künstlerischer Form ist er ein Künstler. Denn es ist nicht der mindere Ruhm des Entdeckers, auf den er Anspruch macht. Was er bringt, war ja schon vor ihm da, gekannt, beschrieben. Aber warum gelang es Niemand so plastisch dies zu kneten, es so zu rücken und zu stellen, daß gerade so viel Sonnenschein und Schatten darauf fiel? daß die Wälder vor uns rauschen, die Orkane brausen, die Alligatoren nach uns aufschnappen? daß wir heimisch werden in den Blockhäusern und für diese Rothen und Weißen mitfühlen, als wären es unsere Brüder? Das ist seine Kunst, eine ganz eigenthümliche, eine mit keinem Maßstab des Bisherigen zu messende. Er hat seinen Vormännern das Supremat abgerungen, nicht indem er irgend ein vollendetes Werk schuf, was die vorigen überbietet (denn Alles, was er bis jetzt gab, sind Bruchstücke), sondern indem er das Beste von jedem als Erbschaft sich aneignete und, in sich geistig es verarbeitend, ein neues Genre hinstellte. Von Scott nahm er das Vaterland, das Volk, den Grund und Boden als Fundament, von Cooper? — vielleicht von dem nicht mehr als Amerika — von Bulwer die Psychologie, oder auch von ihm die Wahrheit, daß der Geist mehr ist als die Materie? Nein — der Verfasser ist, wenn nicht der Geburt, der Gesinnung nach ein Deutscher, ein Deutscher in seiner Liebe und mehr noch in seinem Zorn. Von deutschem Geist und Gemüth ist sein Wesen durchschwängert, und die Berührungen mit den praktischern Nationen haben ihn nur gelehrt und bewogen, das Gemüth zu verstecken, es nicht zur Schau zu tragen, keinen sentimentalen Wucher damit zu treiben. Aber in ihm ist eine große deutsche Errungenschaft. Der deutsche Gedanke, die deutsche Reflexion beherrscht den Stoff, aber das Durchleben amerikanischer und englischer Zustände hat ihn gelehrt, wie er die Reflexion nicht neben der Handlung herlaufen läßt, sondern sie in ihr verkörpert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Literatur jenseit der Pyrenäen beim letzten Jahreswechsel.

Die neueste politische Veränderung in Spanien ist nicht ohne alle Einwirkung auf die literarischen Verhältnisse daselbst geblieben. In Folge der politischen Umwälzungen sind drei madrider literarische Revues und Magazine eingegangen und das Erscheinen vieler nützlichen Werke ist für jetzt verhindert. Indessen waren doch für den Beginn des neuen Jahres einige neue periodische Werke angekündigt, wie „El Mentor", ein monatliches Magazin, ausschließlich dem Erziehungswesen gewidmet, und „El semanario industrial", eine Wochenschrift für Ackerbau, Handel und alle auf die Entwickelung der materiellen Hülfsquellen des Landes bezügliche Gegenstände. Im historischen Fache verdient die „Historia de la civilisazion española" von Don Eugenio de Tapia Beachtung. Aber unstreitig das beste Werk seit längerer Zeit ist die jetzt vollendete Geschichte des Kriegs auf der Halbinsel vom Grafen Toreno, obschon sie zu heftigen Widersprüchen von Seiten mancher in die betreffenden Begebenheiten verwickelter Personen Anlaß gegeben hat. Überdies sind von Offizieren, die im letzten Bürgerkriege gedient haben, eine Masse von Memoiren und Tagebüchern herausgegeben worden, die zwar im Augenblicke ziemlich unbemerkt vorübergehen, später aber für den Geschichtsschreiber von Werth werden können. Fray Antonio Quevedo, welcher sich trotz der Aufhebung der Klöster noch nebst einigen andern Mönchen im Escurial befindet, hat eine mit guten Bemerkungen ausgestattete Übersetzung der lateinischen Geschichte des Kriegs der Städte unter Karl I. (V.) von Maldonado, einem Augenzeugen desselben, herausgegeben. Das Werk konnte bisher wegen des freisinnigen und unparteiischen Geistes, in dem es geschrieben ist, nie die Druckerlaubniß erlangen und lag bis zu seiner Auffindung durch den Herausgeber vergessen im Escurial. Als Curiosität ist eine Geschichte und Schutzschrift der Stiergefechte von Salazar, Marineminister Ferdinand's VII., zu nennen, welche sich nicht damit begnügt, dieselben als ein unschuldiges Vergnügen darzustellen, sondern sie als eine edle Beschäftigung der Sorgfalt der Regierung dringend ans Herz legt. Ein Verein zu Barcelona bearbeitet die in den Händen der Regierung befindlichen Materialien zu einem demnächst erscheinenden Wörterbuche der Geographie, Statistik und Geschichte der Halbinsel, welches zwar in Betracht des vorhandenen Stoffes kein Musterwerk werden, aber doch die rohe Compilation Miñano's weit übertreffen wird, zumal da die Herausgeber Männer von wissenschaftlichem Rufe sind. Die Massen poetischer Erzeugnisse sind größtentheils nichts als Nachahmungen der neuen französischen Romantik und verdienen gleich der Unzahl der jetzigen spanischen Dichter — Martinez de la Rosa, Espronzeda, García, Tassara, Cortes, Salas, Quiroga, Breton, den kaum 24jährigen Zorrilla und einige Andere ausgenommen — keine Erwähnung. Auf dem Theater del Principe hat ein neues Drama: „Christoval Colon, ó las glorias españolas", eines jungen Dichters, Namens Ribot, eine Zeit lang ansehnlichen Erfolg gehabt. Übersetzungen aus dem Französischen und Italienischen kommen immer häufig zum Vorschein: z. B. in der letzten Zeit nicht weniger als drei von Thiers' Revolutionsgeschichte. Dagegen bleiben englische und deutsche Literatur ganz seitwärts liegen; ja, man überträgt Werke, namentlich aus ersterer Sprache, aus französischen Übersetzungen, wie es mit Gibbon und Robertson und ganz neuerdings mit Mill's „Elementen der politischen Ökonomie" durch Encina y Piedra ergangen ist.

Auch in Portugal gibt sich einige literarische Thätigkeit kund. Zu Oporto ist eine Monatsschrift entstanden, welche im Fache der alten portugiesischen Geschichte und Literatur schöne Aussichten bietet. Das letzte Stück enthält schätzenswerthe Artikel: ein bisher ungedrucktes Tagebuch der Unternehmung König Eduard's I. gegen Tanger im J. 1437; eine treffliche Abhandlung über Geschichte und Statistik von Macao und Schilderungen frühever portugiesischer Dichter. Fray Antonio Moura, der bereits 1832 die Übersetzung der afrikanischen Geschichte des Abdelhalim von Granada aus dem 13. Jahrhundert herausgegeben hat, hat neuerdings das Original der Reisen Ibn Batutah's übersetzt, von welchen 1829 ein Auszug in einer Übersetzung des Professors Lee zu Cambridge erschien ist. Ibn Batutah befand sich von 1324—51 fast ununterbrochen auf Reisen, besuchte jeden, einigermaßen wichtigen mohammedanischen Staat in den drei Welttheilen, ging als Gesandter eines mohammedanischen Fürsten in Asien an den chinesischen Hof und hat dort diese herrliche Gelegenheit zu Beobachtungen benutzt, eine schätzbare Schilderung Chinas zu hinterlassen.

47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 76. — 17. März 1841.

Die transatlantischen Romane und Lebensbilder des Verfassers der „Transatlantischen Reiseskizzen".

(Fortsetzung aus Nr. 75.)

Für die Kritik wäre es eine leichte Arbeit, die vielfachen Mängel und Schwächen dieses Schriftstellers hervorzuheben. Das Unzusammenhängende, das Bruchstückartige seiner Compósitionen ist so arg, daß es zu anderer Zeit vor einem ästhetischen Forum hinreichte ihn zu verdammen. Ja, Grund genug zum Urtheilsspruche, er sei überhaupt unfähig, ein wirkliches Kunstwerk auszubilden. Auch ist gar nicht abzuleugnen, daß er nur auf das Wirkende hinarbeitet, und hat er einen Stoff so hin und her gewandt, daß der Effect, den er will, heraus ist, so läßt er das Übrige, ihm Gleichgültige, unbeachtet liegen. Er schneidet rasch ab, selbst unbekümmert um die gewöhnliche Neugier, was aus Personen und Sachen wird, wenn sie ihm nur zu seinem Zwecke gedient haben; ja, zuweilen scheint er recht sein Müthchen zu kühlen, indem er so die Erwartung zum Besten hat. Dennoch wird Das fertig, was er will, und wer die Phantasie hat, der seinigen zu folgen, sieht wol die Fäden, wo sie sich verschürzen und verschlingen, und wie er nur die fallen läßt, welche ihm keine Ausbeute mehr versprechen. Das ist eine Art, die in der Kunst nicht zu Recht besteht, und selbst der gewöhnliche Leser übersieht es nur um der Lebendigkeit willen, mit der die Phantasie des Autors über Klippen und Abgründe uns fortreißt, und um des bunten, heitern, kräftigen Lebens willen, das dicht vor unsern Augen, fast unter unsern Händen vorgehend, den Hintergrund verbirgt. Aber der Verfasser hatte eine schwierige Aufgabe. Er hatte Material vor sich, dem wir noch nicht trauen. Ehe er mit diesen kolossalen Steinen ein großes schönes Gebäude aufführte, mußte er sie uns roh in den Brüchen zeigen, um uns ihres poetischen Gehalts zu versichern. Das ist freilich mehr Entschuldigung als Rechtfertigung. Der rechte Genius hätte auch diese Massen bewältigt und zu seinem Zwecke gebraucht. Sein Geleistetes möchten wir aber lieber nur als eine Übergangsepoche annehmen. Er hat dem Rechten den Weg gebahnt.

Ich halte zaudernd inne. Die Feder glitt zu rasch weiter. Wird das Vollkommenere nachfolgen? Er hat vielleicht Das schon erfüllt, was sich leisten läßt. Dieser kolossalen Stoffe Werth liegt in ihrer Massenhaftigkeit, und es ist noch lange nicht an der Zeit, sie zu einem Kunstwerke zu verbrauchen. Doch wer blickt in Amerikas Zukunft! Es ist schon dankenswerth, von einem phantasievollen, geistreichen Manne solche Genrebilder zu besitzen, die der Gegenwart sagen, was sie aus der Entwickelung dieser Elemente einst erwarten kann, und dereinst der Zukunft Auskunft geben, wie ihre Vergangenheit war. Glücklich der Geschichtschreiber, der aus den Anfängen einer Nation, eines Staates solche Zeugnisse vorfände! Amerika selbst ist noch keine Vollendung, es ist ein großes Werden. Nichts ist abgeklärt, es sind lauter gährende Stoffe. Der Dichter darf, kann nicht der Geschichte übergreifen, nicht gegen die Natur Ordnung schaffen und Ruhe, wo die Elemente noch im Streite liegen. Der wahre Nationaldichter ist nur das Product der Zustände seiner Nation, und Amerika ist zu einem Epos noch lange nicht reif. Die vortrefflichsten Genrestücke sind immer nur unreife Kunstwerke; aber der Kunstfreund freut sich oft mehr an den Studien gewisser Meister als an ihren ausgeführten Werken. Nebenher ist des Verfassers politische Speculation nicht außer Acht zu lassen. Er kennt sein Publicum und weiß, daß, was er will, in diesem Augenblicke — und um den ist es ihm zu thun — nicht durch vollkommene Gemälde, sondern durch effectreiche Skizzen erreicht wird.

Was er will! Das ist unschwer zu entziffern. Seine politischen Ansichten aussprechen von der Bedeutung des Staates und der Menschenwürde, wie diese sich zu jenem verhalten soll. Aber das Resultat ist ein anderes. Wir begegnen hier einem jener interessanten Processe, wo der poetische Genius den Sieg über die Absichtlichkeit davonträgt. So siegte die eingeborene Poesie in Cervantes über das dürre Verstandesthema, welches er in seinem „Don Quixote" sich vorschrieb. Quellen und Blumen, das lustigste, bunteste Geäder eines reichen Volkslebens kommt wie von selbst hervor, wir wandern vergnügt und erquickt weiter auf der Straße und vergessen über der Lust des Wanderns mit dem Dichter selbst, daß es eine vorgeschriebene Marschroute nach einem bestimmten Ziele war. Was dieser Autor will, so ernst er es will, wird zur Nebensache. Das trockne Thema wird von der Poesie des Stoffes und den Gefühlen und Anschauungen,

welche die Gegenstände dem Schriftsteller einflößen, bei Seite geschoben, und gegen seinen Willen wird er zum Dichter. Die Umstände haben freilich dabei mitgewirkt. Der Verfasser ist ein glühender Republikaner, aber zugleich ein sehr verständiger. Nicht um die Formen, nicht um Illusionen, aus dem Alterthume geschöpft, die auf die heutigen Verhältnisse nicht mehr passen, ist es ihm zu thun. Er will Wesen, Bedeutung, den praktischen Nutzen der republikanischen Freiheit auf den Entwickelungsproceß der Menschheit darthun. In Amerika selbst ist dafür nicht das Land; die theoretischen Freiheitsschwärmer machen dort so wenig ihr Glück als die neumodischen Katholiken in altkatholischen Ländern. Die Leute begreifen dort nicht, warum man ihnen etwas beweisen will, woran sie gar nicht zweifeln, und worüber nachzudenken, zu schwärmen und zu schreiben, ihnen sehr überflüssige Arbeit dünkt. Die Amerikaner wissen, was sie haben, und wissen, was sie wollen. Ihren Vortheil; Speculationen um Ideen kümmern sie nicht. Der Verfasser — ob seine Bücher in Amerika und ob englisch oder deutsch geschrieben sind, ist gleichgültig — hat, indem er schrieb, an Europa gedacht, auf Europa gerechnet. Sein ganzes Denkvermögen richtet sich dahin; er mag es bestreiten oder einräumen, er denkt an europäische Leser. Sie will er gewinnen für seine Sache. Aber die cisatlantischen Verhältnisse fodern Berücksichtigungen. Weil er hier auf außer der Literatur und Poesie befindliche Hindernisse stößt, darf er nicht geradaus gehen, wie er möchte. Sie zwingen ihn den Gedanken einzuhüllen, mehr als durch Worte, durch das Factum, durch Gestalten, durch Bilder zu seinen Lesern zu sprechen. Die amerikanische Erziehung, das praktische Leben aber hat ihn so durchdrungen, daß es, wie bei uns wol geschieht, keine Hieroglyphen werden, deren Sinn man enträthseln muß, sondern seine kräftige, anschauliche, zu jedem Sinne sprechende Bilderreihe ist das Wort in der That. Und was ist Poesie anders? Er verliert sich wider Willen da, wohin seine Absicht ihm nicht folgt, er steigt, gehoben vom Genius, da hinauf, wofür jene Absicht zu schwer ist. Liebe und Zorn begeistern ihn, es kommt, daß er sein Thema vergißt und im Zuge der Begeisterung etwas ganz Anderes ausspricht, als er wollte.

Seine Idee ist, zu beweisen, wohin es der Mensch bringt, welche geistige Schöpferkraft er entwickelt, wenn die Natur und sociale Verhältnisse ihm nicht unter die Arme greifen, sondern er in beständigem Ringen mit denselben seine Existenz sich erst schaffen muß. Er will uns beweisen, daß auch in den überfeinerten Staaten der neuen Welt nicht der reich Geborene gilt, sondern Der allein jener famosen Achtung vor dem Reichthume sich erfreut, der durch seine eigene Kraft ihn sich erworben. Dieser ewige, immer wiederkehrende Werdeproceß, diese Absenz alles conservativen Elements, aller Erbaristokratie gilt ihm als das ewig neues Leben schaffende Princip der neuen Welt. Für diese Nothwendigkeit ununterbrochener Anstrengung begeistert er sich. Der Wandel des Besitzes ist ihm Bedingung des moralischen Lebens. Der Pflanzer, wenn er seine Besitzung in Ordnung gebracht, oder wenn ihm die gesetzliche Ordnung, welche auf die halb gesetzliche Besitzergreifung folgt, nicht mehr behagt, verkauft und verläßt das schwer Errungene, um nach Westen in die Wälder und Wüsten zu ziehen und eine neue Existenz durch die Kraft seiner Arme sich zu ringen. Es ist ihm Lust, zu malen, wie Damen von der feinsten Bildung, in eleganter Toilette, auf hochbepackten Lastwagen sitzend, aus den Stätten der Cultur ihren Ehegatten in die Urwälder folgen, wie die feinen Hände unverdrossen an die rohe Arbeit gehen, und wie unter den Ästen und Bärenhäuten eines einsamen Blockhauses etwa ein Forteplano, das sie mitgenommen, zum Vorschein kommt. Auch wo er uns unter den raffinirten Luxus und die Schwelgerei des fashionablen Lebens führt, es ist Alles dem Wandel unterworfen. Das Glück läßt sich nicht fesseln an die Ruhe. Millionen glänzen auf dem Papiere, aber es sind Wechsel, Wechsel an das Schicksal. Heute legt sich der Banknonn als Krösus nieder, morgen schlägt man die Thüre von ihm zu und ihm bleibt nur der Bettelstab, oder, wenn nicht auch die Kraft verzehrt ist, die Aussicht auf die Wälder und Wüsten. Aber indem er dies sein Lieblingsthema in allen Variationen durchkämpft, kommt er zu einem andern Schlusse, als er wollte. Er steuerte auf eine allgemeine Wahrheit und gelangt zu einer sehr speciellen, von Umständen bedingten. Republiken in seinem Sinne können nur auf Menschen begründet sein, wie er sie will. Aber diese Menschen können sich nur da so ausbilden, wie er will, wo die socialen Verhältnisse keine Vorbedingungen gestellt haben. Nur wo der Europäer mit Urwäldern und Sümpfen, mit Thieren und Wilden, mit Orkanen und Überschwemmungen wie der Nordamerikaner zu kämpfen hat, gedeiht die Menschennatur zu der selbstischen Kraft, zu der Eichenhaut, dem dreifachen Erz um die Brust und den Rücken. Auch unter denselben äußern Bedingungen gelingt dieser Proceß nicht immer. Es gehört ein besonderes Blut, also Abstammung, Ahnen dazu. Der Südamerikaner muß sich auch selbst helfen gegen dieselben Schrecknisse, oft noch größere als im Norden, aber er ermattet unter dem Sonnenstrahle, unter den giftigen heißen Dünsten; in Wollust, Schlaffheit, in wilden Begierden zersetzt sich seine Kraft und aus ihm wird nimmermehr der Republikaner, den der Verfasser will. Es ist nur die anglo-amerikanische Race, welche Ausdauer, Selbstverleugnung, zähen Willen, moralische Kraft besitzt. Selbst des begeisterten Franzosen Freiheitsfeuer verflackert und verdunstet unter dem vollsaftigen Drucke der luistanischen Natur. Die Cavalen in Neuorleans sind ihm keine Republikaner. Auch die im Norden, die Canadier werden es nicht. So umengt, verkleinert sich immer mehr der Kreis seiner wahren Menschen, die werth sind einer wahren Republik, weil sie in ihrer eigenen Brust sie tragen. Ach, auch in diesem engen Kreise sieht es nicht ganz aus, wie er will. Seine Wahrheitsliebe zwingt ihn zu gestehen, daß da so manche Regungen sich Luft machen, die seiner Republik gefährlich sind. Die Aristokratie bewegt sich und strebt unter

allerlei Gestalten seine Demokratie zu unterdrücken. Ein aus Altengland geerbter Geburtsadel, die Aristokratie der Bankmänner hobert und hämmert gegen das stolze Gebäude und rüttelt an dem großen Werbeproceß, der auf wenig positiven Wurzeln nur in der moralischen Kraft seiner Bürger die Bürgschaft seines Bestehens findet.

Es gibt keinen mehr begeisterten und zugleich verständigern Lobredner der Republik, keinen, der sie so in ihren menschlichen und göttlichen Wurzeln zu erfassen, keinen, der so geschickt ihre wahren Vortheile darzustellen weiß und sich vor hohlen Phrasen und eiteln Tiraden hütet. Er weist mit ebenso schlagender Schärfe die faselnden Republikaner Europas zurück, als er mit republikanischem Ingrimm die Verkehrtheiten und den Druck unserer Institutionen geißelt. Aber was ist das Resultat dieses glühenden Lobredners der Republiken? Daß sie für Amerika nur da und dort, für Europa gar nicht passen. Hier und da hat man bei uns seine Bücher verdächtigt oder gar verbrannt. Man sollte sie in den Schulen lesen lassen. Steht es nicht auf jeder Seite zu lesen: die neue Welt ist eine andere, völlig verschieden geborene als die alte. Die Menschenrace wird nicht frei, wenn sie die Bande der Cliquen, Verbrüderungen, Standesdruck und Tyrannenlaunen zerbricht, sondern nur, wenn sie wie jene Amerikaner dadurch sich der Freiheit würdig gemacht, daß sie mit der Natur einen Herculeskampf gerungen und ihr den Besitz des Landes mit Schweiß und Blut abgewonnen hat. Ihr, in den Wiegen geboren, von Vormündern und Policei auf Schritt und Tritt geleitet, daß ihr nicht fallt, von der Ammenmilch mit Traditionen der Vergangenheit aufgenährt, ihr seid andere Menschen als wir. Bleibt, was ihr seid, um nicht Halbes, Verpfuschtes zu werden! Das steht zwischen den Zeilen in seinen Geschichten und Bildern von A — Z. Zum Überfluß spricht er es auch gelegentlich im Texte mit klaren Worten aus: Europa ist monarchisch und soll sich zufrieden geben, es kann nicht anders sein.

Unser amerikanischer Republikaner dürfte auch in mancher andern Beziehung nicht auf die Sympathie der Radicalen in Europa rechnen können. Daß er der Sklaverei als einem überkommenen, örtlichen, nicht so bald zu überwindenden Übel das Wort redet, möchte auf sich beruhen. Aber seine Emancipationsträume haben ihre bestimmten praktischen Grenzen. Er will die Kraft des Mannes frei gemacht, zuerst in seinen eigenen, dann in den Staatsverhältnissen. Auf sich selbst soll er bauen, sich selbst, was er erringt, was er wird, verdanken, um würdig zu werden, in den größern Kreisen mitzusprechen, in der Gemeinschaft mitzuregieren. Aber dem Gedanken und der That sind sehr bestimmte Richtungen vorgeschrieben. Seine Republikaner mögen dem bürgerlichen Gesetze den Rücken kehren, wenn es ihre Thatenlust zu sehr beschränkt, aber vom Gesetze der Sitte und des sittlichen Herkommens dürfen sie nicht abweichen; es handelt sich um ihr bürgerliches Wohl und Wehe, wenn sie sich erdreisten die Formen der Ehe gering zu achten, den Sonntag mit Spiel und Gesang zu feiern, oder was sonst fromme, puritanische Sitte als löblich und unerlaßlich vorgeschrieben hat. Alle Religionen sind in der Union aufgenommen und genießen gleiche Rechte; aber jede Religion erlangt auch die ihr gesetzlich gebührende Achtung. Der Republikaner soll dem alten Gott die Ehre lassen, die ihm nach dem Gesetze zukommt, und die Bibel bleibt das erste Gesetzbuch. Nach unserer Radicalen Begriffen scheint diese sittlich religiöse Beschränkung mit dem weiten politischen und noch weitern mercantilischen Gewissen der Amerikaner wenig verträglich, aber die nordamerikanische Freiheit ist fest auf diesen anglo-britischen Überkommenheiten begründet und unser Verfasser weit davon entfernt es zu tadeln. Er macht zwar wenig Worte darüber und lobsalmt nicht bei jeder Bewegung und That den Herrn, der sie vollführt; aber seine Kernmänner und Republikaner sind sämmtlich, wo die Arbeit ihnen Zeit läßt, die strengsten Jehovadiener, und auch Christen, so weit es presbyterianische Schotten und englische Hochkirchler sein können. Und noch strenger als beim altfrommen Glauben der Väter halten sie an deren sittlichen Grundsätzen, und so zwar, daß auch unsere sittlich strengen Gefühle sich dagegen sträuben. Das ist also eine Freiheit, ein Republikanismus, nach denen unser Liberalismus nicht trachtet. Glaubte doch die jüngste Schule zur politischen Freiheit dadurch erst heranreifen zu können, daß sie sich von allen überkommenen Vorstellungen und Einschüchterungen zuerst selbst frei mache! So ist der Kreis seines Republikanismus ein eng abgeschlossener, örtlich, klimatisch, von Sprache und Abstammung bedingt. Sein Feuereifer dafür kann nicht zünden, so wenig als der Jude für sein Judenthum werben und bekehren kann. Wol aber kann unsere intellectuelle Kraft gestählt werden durch Aufstellung solcher Beispiele von Dem, was ein Mensch vermag, der, auf sich und den Gott in ihm beschränkt, mit Hindernissen und Widerwärtigkeiten ringen muß, die unserer Erschlaffung unüberwindlich dünken. Es sind treffliche Exempel dafür, daß Ordnung und Recht nicht allein von oben, nicht durch endlose bureaukratische Verzweigungen gehütet und gefördert werden, daß der gesunde Menschenverstand, der treue Bürgersinn sich schneller und besser helfen mag. Diese Vorzüge eines wahren Freistaats können aller Welt gepredigt werden und die Monarchie würde auf einer festen Basis ruhen, wo der Gemeinsinn ihrer Bürger stark und verständig genug wäre, was sie zunächst angeht, selbst abzuthun. So kann der amerikanische Republikanismus auch in Europas monarchische Staaten überbürgern, und es ist zu wünschen, daß es so werde. Statt eines Wurms, der an den Wurzeln nagt, würde er selbst eine starke Wurzel sein, die den Stamm fester mit der Erde verbindet. Aber auch hier gilt keine allgemeine Anwendung. Wie der republikanische Gemeinsinn nur in den eigentlichen anglo-britischen Staaten Amerikas in Blut und Fleisch übergegangen, in den französischen Staaten aber noch nicht Wurzel gefaßt, könnte er, die Erfahrung lehrt es, auch nur in germanischen Monarchien unter den angegebenen Bedingungen gedeihen. Wohl unserm Bürgersinne, wohl unserm Nationalgefühle, und wohl auch unsern Monarchien, wenn der Bürger

zum Bewußtsein wieder gedeiht, was er ist und bedeutet und soll, wenn der verknöchernde Organismus einer aufs Äußerste getriebenen Centralisation der individuellen Freiheit wieder Luft zum Athmen gönnt. In Frankreich will nicht einmal der Liberalismus aufrichtig die Municipalfreiheit. Das Gewebe, das alle Lebenspunkte und Glieder an ein Herz ädert, das alle Gedanken selbst auf einen Kopf zurückführt, ist im Zeitverlaufe so dicht und fest geworden, daß eine Rückkehr zur natürlichen Freiheit, zur Emancipation des Bürgers und Menschen vom Staatsbegriffe, für die nächsten Jahrhunderte wenigstens, dort eine Unmöglichkeit scheint. Wie schrumpft also auch da die Gefahr zusammen! — So weit ist der Verfasser im Recht und in der Wahrheit. Er möge durch Verherrlichung seiner Republikaner unsern Bürgersinn wecken, unser Freiheitsgefühl, die Achtung vor unserer Menschenwürde stählen. Gut, wenn wir uns anfeuern lassen, in unsern vier Wänden, in unserer Stadt, in unsern Gauen für uns selbst zu sorgen, wenn wir in unserm Gefühle der Bevormundung entwachsen. Ist dies erst Factum, dann wird es auch Gesetz. Möglich auch, daß wir Alle reifen, unsere Stimme weiter zu erheben über und für das große Gemeinwohl; aber zum letzten Ziele führt er uns nicht, über die letzten Fragen bleibt er uns Antwort schuldig. Er kann sie auch nicht geben, Amerika selbst hat sie nicht beantwortet. Wer soll in letzter Instanz jene Zerwürfnisse entscheiden, die an Leib und Dasein gehen, wo nur Factionen sich begegnen, wo Jeder Partei wird und werden muß, und wo beim Kampfe der ins Lebensblut eingreifenden Interessen die Machtvollkommenheit der existirenden Richter in sich selbst verschrumpft und verschwindet? Amerika geht einer solchen Krisis entgegen. Der besonnene Sinn, die gewonnene Intelligenz seiner Bürger hat schon über mehre gefährliche Strudel das Staatsschiff glücklich fortgeführt. Aber weit gefährlichere, wenn auch erst in Jahrhunderten, stehen bevor. Wenn die jetzt getrennten Interessen der nördlichen und südlichen Staaten sich absolut feindlich, vernichtend gegenübertreten werden, wer wird dann den Urtheilsspruch in letzter Instanz sprechen? Keine Stimmenmehrheit, kein Compromiß thut es in solchen Fällen. Die Macht des Stärkern ist dann der einzige Richter, der Erfolg das allein gültige Gesetz. Wir, im monarchischen Europa, freuen uns für diese schweren Fälle, wo die Weisheit der Weisesten nicht ausreicht und die Gesetzbücher schweigen, noch eine letzte höchste Macht zu haben, die ohne Gründe das Urtheil spricht. Von Gottes Gnaden nennen sich unsere Könige. Es ist eine wohlthätige Fiction, mehr nicht, aber sie reicht da aus, wo Vernunft, Leidenschaft und Interessen in Conflicte geriethen, die keine friedliche Lösung mehr zulassend, den Untergang des einen oder andern Theils unvermeidlich machen. Das göttliche Endurtheil in menschliche Formen zu bringen, war von je die höchste Aufgabe der Weisen aller Völker. Der Mund des hohen Priesters, der Ausspruch der Propheten, des Königs Wille, die Stimmenmehrheit der Volksvertreter, das sind alles verbrauchte Formen, sie reichten nicht aus, der Erfolg entschied. Ob dereinst die absolute Vernunft durch die Stimmen eines ganzen Volks die Aufgabe definitiv lösen wird! Unserm Verfasser Ehre für seine Wahrheitsliebe. Er läßt uns Blicke werfen in die Zerwürfnisse, die in den amerikanischen Freistaaten vor der Thüre stehen, Zerwürfnisse, welche Alles erwarten lassen, nur nicht jene Lösung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1840 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 71.)

13. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste**, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber**. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. 1818—40. Cart.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Erster bis vierunddreißigster Theil.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von A. G. Hoffmann. Erster bis achtzehnter Theil.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. Erster bis vierzehnter Theil.

Der Pränumerationspreis ist für jeden Theil in der Ausgabe auf Druckp. 3⅓ Thlr., auf Velinp. 5 Thlr., auf extrafeinem Velinp. im größten Quartformat (Prachter.) 15 Thlr.

Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

14. **Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde.** Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von ***Georg Friedr. Most.*** Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinairärzte. Zwei Bände, nebst einem Supplementband in 14 Heften. Gr. 8. 1838—40. 11⅔ Thlr.

Von dem Herausgeber erschien bereits in meinem Verlage:

Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Verein mit mehreren praktischen Ärzten und Wundärzten herausgegeben. Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1836—37. 10 Thlr.

— — Supplement zur ersten Auflage, enthaltend die Verbesserungen und Zusätze der zweiten Auflage. Gr. 8. 1837. 2½ Thlr.

Versuch einer kritischen Bearbeitung der Geschichte des Scharlachfiebers und seiner Epidemien von den ältesten bis auf unsere Zeiten. Zwei Bände. Gr. 8. 1826. 3 Thlr.

Über Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetischer Hinsicht, nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, völlig umgearbeitete, stark vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 1837. 1⅓ Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 77. — 18. März 1841.

Die transatlantischen Romane und Lebensbilder des Verfassers der „Transatlantischen Reiseskizzen".

(Fortsetzung aus Nr. 76.)

So viel über des Verf. politische Tendenzen. Statt unsere Existenzen zu gefährden, kann die Lecture seiner Schriften nur dazu beitragen, sie zu stärken. Jede errungene Kenntniß von wahrhaftigen Zuständen, die nicht unsere sind, ist auch ein Gewinn für diese. Betrachten wir aber nun den Maler, Geschichtschreiber und Topographen Amerikas als solchen. Es ist nicht zu viel behauptet, er hat die neue Welt für die Literatur neu entdeckt. Wie Viele haben vor ihm die Prairien, Sümpfe, Urwälder sich abgemüht zu schildern. Es waren Schattenbilder an der Wand. Er malt in Ölfarbe. Nein, er führt uns durch einen optischen Proceß mitten hinein. Wir fühlen, sehen, riechen, hören sogar. Wir winden uns mit ihm zwischen den Rosenbäumen, reißen die Schlingpflanzen nieder, um uns Wege zu bahnen, wir fühlen uns gestochen von den Dornen und sinken mit den Stämmen, auf die wir den Fuß setzen, in den trügerischen Sumpf. Alles in seiner Schilderung lebt und athmet, Erde, Luft und Wasser. Die feuchtwarmen Dünste der Moorgründe hauchen uns an, wir fühlen die Schauer des gelben Fiebers, wir hören das Gewitter, den Orkan heranziehen, den er mit neuen Worten und Ausdrücken schildert, und müssen uns festhalten, so mächtig ist die Darstellung, daß sie uns selbst niederdrückt. Sogar vergessen wir über den Reiz und die Lebhaftigkeit der Schilderung, daß sie oft über alles in der Erzählung erlaubte Maß hinausgeht. Es ist eine heißsinnliche Natur in ihm. Was bei der Schilderung der Körperschönheit ans Wollüstige streift, wirkt vortheilhaft, wo er der erscheinenden Natur Leben und Geist einhaucht.

Aber noch wärmer und wahrer denn als Landschaftsmaler ist er als Menschenzeichner. Hier begegnet uns ein neues Genre. Er weiß zwar einzelne treffliche Charakterbilder zu entwerfen, und wo es in seinen Kram taugt, sie auszuführen; sein eigentliches Gewerbe ist aber die Portraitirung ganzer Nationen und Racen. Mit einem kräftigen, großen Pinsel wirft er Volksgemälde hin, jedes mit anderer Farbe und Zügen, und doch, wo es ihm darauf ankommt, ist in der Masse jedes Individuum vom andern unterschieden. Wie viele Maler erschöpften ihren Vorrath von schwarzer Farbe, um Neger zu malen, aber wir erhielten nur stumpfe Schattenrisse. Dieser ist der erste, welcher uns mit der ganzen Race vollständig bekannt gemacht. Freilich geschah es mit politischer Tendenz, uns zu beweisen, daß diese Halbwesen, inmitten zwischen Mensch und Affe, für die Freiheit unfähig sind, welche europäische Philanthropie für sie in Anspruch nimmt. Aber es ist Alles zu wahr, zu lebendig, es kann nichts erfunden sein. Wir sind gezwungen ihm zu glauben und seinem Urtheile beizupflichten. Wir fragen uns, welche Augen muß er haben, um in diesem Schwarz noch so viel Schattirungen zu finden? Es sind eine andere Art Calibane, aber ewig lachlustige, und kaum, auch in ihren argen Sünden, zurechnungsfähig. Der Teufel knetete sie nach einer bekannten orientalischen Mythe aus demselben Thone, wie Gott die Weißen, aber unter dem Schweiße seiner Klauen geriethen sie schwarz. Nach des Verfassers Darstellung wird man indessen lieber an den Glauben der Afrikaner erinnert, welche die Affen für Menschen, d. h. ihres Gleichen halten, die nur, um nicht zu arbeiten, sich anstellten, als seien sie stumm und Thiere. In der That erscheinen diese Neger, auch wo sie Thédansants geben und die Parteien von Adam und Jackson spielen, nur als ausgebildete Orang-Utangs. Eine Schattirung hat er übrigens nicht gegeben, den Neger in seiner afrikanischen Wuth. Möge Amerika bewahrt bleiben vor den Blutscenen von Haiti! Ungleich vorzüglicher, mit einer wahrhaften Meisterschaft zeichnet er die Creolen von Neuorleans und Louisiana. In Sitten, Lebensansichten, in Prosa und Poesie sind diese unter Amerikas südlicher Sonne gebräunten Enkel Frankreichs fast geschiedener von ihren nordamerikanischen Mitbürgern als die Kluft, welche die Affen von den Negern trennt. Mit bewundernswürdiger Kraft und Geschicklichkeit zeichnet er aus Individuen und Classen; diese, vom rohen Araber, der sich mit dem fremden Boden schon ganz vermählt hat, durch alle Abstufungen der mehr oder minder von der Civilisation entfernten Pflanzerheeren hindurch. Ja, als habe er mit diesem Meisterstücke sich noch nicht genug gethan, noch nicht genug Nuancen desselben Stammes mit plastischer Anschaulichkeit hingestellt, führt er noch eine ganze Colonie französischer Emigranten aus der Revolutionszeit

und der Gegenwart hinüber und weiß auch diesen die verblichenen Abdrücke ihrer Stammverwandten, einen sprechenden eigenthümlichen Typus zu geben, während doch in allen derselbe ursprüngliche Funke des französischen Geistes durchleuchtet. Welch ein Künstler ging hier verloren! könnte man ausrufen, wenn es nicht in seiner Intention gelegen, die Kunst dem Zwecke unterzuordnen. Jene ersten französischen Einwanderer gingen unter in der gewaltigen Natur, es wurde ein lässiges, eitles, entnervtes Geschlecht, das dem anglo-germanischen Stamme unterworfen worden, sich mit ihm amalgamiren muß, um zur bürgerlichen Existenz und Freiheit zu gedeihen. Aber in dem liebenswürdigen alten Grafen, der, aus den Vendéekriegen entronnen, hier ein Asyl und Friede und Glück findet, indem er den Bedingungen der Örtlichkeit und Sitte sich fügt, will er den Beweis führen, wie auch das Sublimat europäischer Bildung, Hofsitte, Ritterlichkeit und feodaler Vorurtheile in den einfachen Naturverhältnissen, in der demokratischen Bürgerlichkeit, die zu täglicher saurer Arbeit aufruft, die wahre Freiheit und den echten Lebensgenuß erzielt.

In der Schilderung der anglo-amerikanischen Race sind ihm viele Maler vorangegangen. Der Stoff ist nicht so ergiebig, daß sein Pinsel sich in glühende, saftige Farben tauchen könnte. Und doch, wie weiß er mit wenigen Zügen den schlauen, berechnenden Yankee, den stolzen ehrenfesten Virginier, den tollen, ungeschliffenen, feuermuthigen Kentukier hinzustellen. Wir sehen den Menschen und sein Volk, wie er aus diesem wurde, wie er auf dieses zurückwirkt. Aber dem Patrioten wird es schwer, Alles zu sagen, was er weiß. Neben urfrischer Kraft nagt auch schon der Wurm der Zerstörung. Die Fäulniß frißt bereits an der einen Seite, wo an der andern ein unbändiger Wachsthum ist. Er hebt diese schlimmen Seiten nicht hervor, er deutet mehr an, als er ausspricht. Für amerikanische Leser ist das genug; für uns aber erscheint Vieles unklar, aphoristisch. In der Zornwuth eifert er auf Combinationen und Dinge, die er als so bekannt voraussetzt, daß es nicht nöthig sei, die Verhältnisse vorher klar zu geben. Vielleicht daß es absichtlich geschieht. Und doch das Schlimmste muß heraus, wenn er die Plutokratie, die Intriguen der Bankmänner schildert, Politik und Geld unzertrennlich gemischt, die Verschwendung und den Luxus der Börsenkönige, die Herzlosigkeit und Eitelkeit dieser speculirenden Reunions, dieser Modewelt, diesen Dandysmus der neuyorker Fashion, gegen welchen Paris, London und Neapel nicht aufkommen, ja gewissermaßen solide erscheinen. Da übermannt es ihn und er kommt zu einem Resultate, auf welches der amerikanische Patriot nicht loszusteuern glaubte, als er zuerst die Feder ergriff. Er kennt Deutschland und die Deutschen; aber wir spielen in seinen frühern Schriften eine klägliche Rolle. Unsere Vorzüge erkennt er an, aber der Zorn überwallt ihn, daß unsere unendliche Geduld und Gutmüthigkeit uns ausstrich aus der Reihe der handelnden, der thatkräftigen Nationen. Als der matte — matt drückt es nicht mehr aus, das populaire „matsch" entspricht dem mehr, was er will — als der mattsche Auswurf unsers Vaterlandes, kommen wir hülflos und rathlos nach Amerika. Wir betteln um Aufnahme, statt uns ein neues Dasein zu erkämpfen. Die Verachtung der trotzigen Republikaner, die ihren Reichthum, ihr Alles sich verdanken, begegnet uns und sie verwundet uns nicht. Wir zweifeln nicht, daß der wahrheitsliebende Maler auch hierin, wie in Allem, treu copirte. Das Loos der armen Auswanderer aus den schwäbischen und rheinischen Dörfern ist ein schreckliches, ihre Erscheinung mag beklagenswerth sein; nicht der Kern der Nation, nicht ihre Intelligenz wanderte aus. Aber ihre Sparsamkeit, ihre Arbeitsamkeit, ihre Unverdrossenheit überwinden den republikanischen Hohn und Stolz. Man erinnert sich, daß vordem auch ehrenwerthe, stolze deutsche Männer nach Amerika zogen und für die Freiheit mitkämpften. Und plötzlich scheint das harte, stolze Herz erweicht, wenn er die moralische Verderbniß der Blütepunkte des amerikanischen Lebens mit der moralischen Gesundheit der Deutschen vergleicht. Wie die Frauen jenseit des atlantischen Oceans, so scheint auch alles Leben dort einem raschen, frühen Reifen und ebenso schnellem Welken unterworfen. Es ist die Welt des Wandels. Schneller Erwerb, Reichthum, Glanz, bestimmt rasch abzutreten, um neuen Kräften Platz zu machen. Die Dauerhaftigkeit des deutschen Wesens wird allmälig in der ganzen Welt erkannt. Man lobt uns in Portugal, unser gerettetes moralischen Kraft wegen, man verlangt uns jetzt nach Australien, um die neueste Welt mit deutschem Fleiße und deutscher Genügsamkeit zu bevölkern, warum sollte nicht auch in Amerika ein Umschlag zu unsern Gunsten eingetreten sein! Der noch unvollendete Roman: „Amerikanisch-deutsche Wahlverwandtschaften", scheint dies zum Thema zu haben. Mit Stolz, Spott, Widerwillen gegen unsere unsaglich zähe, fügsame Natur hebt er an; kaum daß unsere guten, gemüthlichen Seiten gewürdigt werden. Aber der zweite Theil versetzt uns absichtlich in die Kreise der verfaulten, wurmstichigen Aristokratie der ersten amerikanischen Handelsstadt. Alles Bestehende ist untergraben, Treue und Glaube dahin, das Glück schwimmt auf dem Schaume der Wellen, was jetzt auf der Spitze glänzt, sinkt im nächsten Augenblicke in den Abgrund. Die Tyrannei der Mode beherrscht die südliche Welt, Charakterlosigkeit ist der beste Charakter. Nur gewisse äußerliche Anstandsgesetze halten das morsche Gebäude zusammen. Vergebens blickt man sich nach einem sittlichen Grund und Boden um. Auf den Bergen am Hudson nisten noch, in patriarchalischer Dumpfheit am Althergebrachten haltend, einige holländische Familien. Ihre stumpfe, phlegmatische Dauerhaftigkeit ist aber nur eine Folie zu den Flittern des Tages, kein Trost. Dahin kann die Bildung nicht zurückkehren. In diesem Augenblicke erscheint die deutsche Familie, gemüthvoll, deutsch gebildet, in frischer Luft, mit Erinnerung an eine ruhmvolle Vorzeit und zugleich mit freiem Willen und voller Kraft, der Zukunft und der Entwickelung zu leben. Wie diese in Amerika selbst auftreten werden, läßt uns der Verfasser noch erwarten.

Aber das Meisterstück von amerikanischer Koketterie und Verbildung bei gesunden Naturanlagen, die Heldin Dougaldine, ein Schooskind des Glückes und die despotische Gebieterin und Herzenskönigen der ganzen fashionablen Jugend, ist im ersten Moment von der unverfälschten Jugendkraft und dem reinen Seelenadel des deutschen Jünglings bezaubert und gefesselt. Die folgenden Bände werden beweisen, ob auch dies nur ein Spiel der Phantasie des phantasiereichen Wesens ist, oder ein Symbol dafür, daß in der deutschen Gemüthswelt noch urfrische Schätze schlummern, die ein verwittertes, abgelebtes Dasein wieder von innen heraus regeneriren können.

Außer diesen drei Volksgemälden, die wir zu seinen Meisterstücken zählen, dem Neger, dem Creolen und dem Bilde der Deutschen, hat er, abgesehen von seiner Hauptaufgabe, dem Anglo-Amerikaner, seinem Lieblinge und wahren Menschen, auf den er in allen Bildern zurückkommt, auch versucht von den rothen Menschen, den Indianern, und jenen Mischvölkern, welche das mexicanische Reich bilden, in zwei großen Gemälden uns Totalanschauungen zu geben. Beide Nationen standen ihm entfernter, nicht Alles konnte er aus eigener Anschauung geben, er mußte zu Zeugenaussagen Zuflucht nehmen, die nicht den eigenen Augenschein ersetzen. Dennoch hat er auch in diesen beiden Tableaux sein seltenes Talent einer lebenswarmen Auffassung bewährt. Ich meine die beiden Bücher: „Der Legitime und der Republikaner", und „Der Virey und die Aristokraten, oder Mexico im J. 1812", die sich, Form und Inhalt nach, sehr von den andern Skizzen scheiden. In jenem nimmt er zum Vorwurfe Amerikas Ureinwohner, in dem Augenblicke, wo die letzten Reste ihrer mächtigen Stämme durch Gewalt und Arglist über den großen Fluß nach Westen transportirt werden. Über dies Thema ist so viel Herzzerbrechendes schon geschrieben und gedichtet worden, daß kaum eine poetische Feder dieser tiefen Trauer noch ein neues Gewand leiht. Aber er weiß auch hier, wo der Stoff, trotz der tiefen Tragik, so monoton ist, viele neue Nuancen hervorzuheben, manche Saiten zu berühren, die wir noch nicht hörten und die zum Herzen klingen. Dennoch bemerkt man, er schöpfte nicht aus der Fülle der eigenen Anschauung, er mußte mühsam componiren, und als Ganzes genommen bleibt dieses Bild ein lückenhaftes, nicht vollkommen befriedigendes.

Mit wunderbarer Kraft dagegen, mit glühenden Farben, wie sie nur die tropische Sonne in ihrer Vegetation, in ihrem Horizonte erzeugt, malt er uns Mexico und seine Bewohner. Er muß wenigstens Blicke in dies Reich gethan, er muß geschlürft haben an der Wollust, durchschüttert sein von dem namenlosen Elende, welches hier der wildeste, an Höllenflammen entzündete Fanatismus, die blutgierigste Habsucht über ein Urvolk verhängten. Solche Gegensätze erfindet keine Phantasie. Diese mexicanische Alpenwelt mit ihren ewigen Eispics über den lachenden grünen Thälern, eine Natur, gigantisch und lieblich zugleich, und dazu Bewohner schlotternd und verkommend in Schmuz, Trägheit, Wollust, unterthan allen Lastern, geknechtet vom scheußlichsten Bigotismus, Christen sich nennend, oder so genannt, und doch noch Anhänger der alten, vor 300 Jahren zerschlagenen, verbrannten und vergrabenen Götzen. Dieses crasse Heidenthum, von dem Europa wenig träumte, daß es auch nur in der Erinnerung noch existire, nun im Gegensatze zu einem Katholicismus, so despotisch, finster, götzenhaft und grausam, wie er selbst in Spanien zur Zeit seiner Blüte sich nicht zeigte. Und diesen crassen Götzenverehrungen, hier vor scheußlichen Pagoden, dort vor kaum bessern Heiligen- und Marienbildern, gegenüber eine im Reichthume versinkende Aristokratie, die, von Voltaire und Diderot'scher Aufklärung strotzend, kaum an einen Gott zu glauben sich abmüßigt. Überall in der Natur eine dämonische rasche Entwickelungskraft, aber der Dämon des Lichtes, die Vernunft, erdrückt und erstickt. Es ist keine Kraft da zum Gebähren des Geistes. Der heiße Himmel, eine verdorbene Geschichte, das siedende Blut und dreihundertjähriger Henkerdruck haben die geistigen Fähigkeiten niedergedrückt und nur ein Gefühl loderte wieder auf, das der Freiheit, aber auch dieses nur, weil es von dem thierischen Durst nach Rache begleitet wurde. Aus diesem Volke des Montezuma, aus den Nachkommen der freien Bergvölker haben sich durch Vermischung mit europäischem und afrikanischem Blute vielfache Racen gebildet, vom Spanier herab bis zum nackten, stumpfsinnigen Indianer (gente irracionale genannt) eine unterdrückter, physisch und moralisch herabgewürdigter als die andere; und doch sie alle, wie ihre finstern Herren, die Geburt derselben klimatischen Einflüsse. Denn nur unter diesem brennenden Himmel, und wieder angefrischt von diesem Segen der Erde, den kühlenden Lüften aus den Schneegebirgen und über den Gebirgsseen, kann dieses Naturell entspringen, solche Erschlaffung und solcher elastische Aufschwung im Moment der Aufregung, solche thierische Dumpfheit und Dummheit neben einer tückischen, weit hinaus speculirenden Berechnung im selben Individuum, diese Lammgeduld und Tigerwuth und die canibalische Grausamkeit, mit der die Sieger Familien, Städte, Volksstämme und die Einwohner ganzer Landstriche abschlachten und ausrotten. Die Reihe schlagender Gegensätze in diesem Gemälde bricht nicht eher ab als mit dem halb willkürlichen Ende. Es scheint ihm des Stoffes zu viel zu werden, der Reichthum so überwältigend, daß er mit dem Pinsel einen Strich macht ohne Lösung und Ausgang. Das ist zu bedauern, denn keine seiner Schriften nähert sich ihrer Anlage und der Kraft der Behandlung nach so einem Kunstwerke als dieser „Virey". Die psychologischen Entwickelungen sind meisterhaft, der Gedanke im Hintergrunde ist so großartig als die Scenerie und die historischen Bedingungen. Charaktere entwickeln sich in einer Mächtigkeit und Bedeutung, wie sie zum großen mexicanischen Reiche stimmen, das hinter sich eine solche Vergangenheit, vor sich, wenn kräftige Lenker eingreifen, eine ungeheuere Zukunft hat. Dazu sind alle Kleinzeichnungen prägnant, das Interesse wird jeden Augenblick gefesselt, und doch sind diese einzelnen Bilder geschickt

ist das Ganze verwebt und ihm untergeordnet. Erlag er der Aufgabe, oder wollte er nicht? — Er konnte nicht. Diese zerrissene, gährende Gegenwart, diese vulkanischen Ausbrüche von Volkswuth, Factionsgeist und Parteiumtrieben sind kein Vorwurf für ein Kunstwerk. Vergebens sucht der Dichter nach einem andern Organismus als dem der Intrigue. Die heiligste Begeisterung für Freiheit und Vaterland greift nicht durch, sie gewährt kaum Silberblicke, und die geistige Kraft des Bessern ist bei solchen Massen, die keines ausdauernden intellectuellen Impulses fähig sind, gezwungen, sich allein auf die Intrigue zu legen. So agirt der Held und steigt in seinem Sinne. Der Verfasser wählte das Jahr 1812, den Beginn des mexicanischen Freiheitskampfes, nicht seinen Ausgang, Mexicos Freiwerden. Der Grund liegt nahe. Es ist noch nicht frei geworden; die Abwerfung des spanischen Joches entzügelte nur die unbändigen Elemente, welche jener eiserne monarchisch-oligarchisch-hierarchische Druck bis dahin gefesselt. Da er keine tröstliche bringen konnte, wählte er die Periode, wo wenigstens eine moralische Erhebung das Gemüth erfrischt. Ward es kein Roman, so ward es vielleicht mehr, ein Geschichtswerk. Dieses sein Werk führt uns in eine neue Welt mit ganz neuen Stoffen, Menschen, Gegenden; es wird für den künftigen Historiker von großem Werthe sein; nur wünschten wir schon jetzt, wenn der Verfasser eine neue Ausgabe besorgt, daß er dieselbe mit vollständigern Noten als die bisherigen ausstattete. Ja, er verdiente unsern Dank, wenn er in Kürze daran eine Geschichte der mexicanischen Parteikämpfe bis in die Gegenwart fortführte. Denn trotz aller Zeitungsberichte, wie wenige Leser wissen in diesen verworrenen Verhältnissen sich zurechtzufinden.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Autorschaft des „Diary of the times of George IV.".

Sogleich beim ersten Erscheinen des „Diary of the times of George IV.", vor fast drei Jahren, gab sich zufolge des ganzen Charakters des Werks die Vermuthung offen kund, daß dasselbe nur von einem Inwohner des königlichen Hoflagers, ja nur von einer Person aus der nächsten Umgebung der königlichen Familie in England herrühren könne. Bald darauf drückte sich diese Vermuthung bestimmter dahin aus, daß man Lady Charlotte Bury, des Herzogs von Argyle Schwester, als Verfasserin bezeichnete. Dem ward positiv und officiell widersprochen und der zweite Theil des Werks erschien mit einer geschraubten Vorrede von John Galt, dessen Name auf dem Titelblatte als der des Herausgebers stand. Neuerdings erhellt aus einem in Fraser's „Magazine" veröffentlichten Briefe des Sohns Galt's, daß es seiner Familie zu großem Kummer gereicht habe, daß sein Vater seinen Namen jemals irgendwie zu einer Verwickelung mit jenem Unternehmen hergegeben habe. Das Verhältniß war folgendes: Nach Erscheinen der ersten zwei Bände ward Galt von Lady Bury mit dem Ansinnen angegangen, er möge erlauben, daß sein Name als der des Herausgebers erscheine, da sie sehr wünsche, die öffentliche Aufmerksamkeit von ihrer eigenen Theilnahme an dem Unternehmen abzulenken, und überdies großen Nachtheil durch den Druck erleide, da Colburn, ohne des Verfassers Namen anzugeben, damit nicht fortfahren könne. Galt ließ sich sogar dazu überreden, als auch eine Vorrede zu schreiben; ja, man schickte ihm sogar während des Drucks die Probebogen nach Greenock; aber an dem Werke selbst war er nicht im mindesten betheiligt.

Marmorfärbung.

Die im Alterthume in Gebrauch gewesene, von Zosimus beschriebene Kunst, den Marmor zu färben, ist neuerdings zu Verona wieder zur Ausübung gekommen und macht ansehnliche Fortschritte. Die vorliegenden Ergebnisse bestehen in Folgendem: Eine Auflösung von salpetersaurem Silber gibt dem Marmor eine tiefrothe Farbe; Auflösung von salpetersaurem Golde durchdringt ihn weniger, als jene und gibt ihm eine schöne purpurviolette Farbe. Grünspan bringt eine Linie tief ein und gibt eine herrliche grüne Farbe. Auflösung von Drachenblut theilt dem Steine eine schöne rothe, Camboja eine gelbe Farbe mit. Zur Anwendung dieser beiden Farben ist es erforderlich, den Marmor mit Bimsstein zu polieren, das Gummiharz in heißem Alkohol aufzulösen und die Farben mit einem Pinsel von Kameelhaaren aufzutragen. Die von Farbehölzern, wie Brasilien-, Campecheholz u. s. w. erhaltenen Farben dringen tief in den Marmor ein. Cochenille mit Beimischung wenigen Alauns gibt ihm ein schönes Scharlach, wie bei dem afrikanischen Marmor. Künstliches Auripigment in Ammonia aufgelöst bringt ein lebendiges Gelb hervor. Eine heiße Mischung von Grünspan mit weißem Wachs dringt fünf Linien tief ein und gibt, wenn man sie nach ihrer Abkühlung abnimmt, eine schöne Smaragdfarbe. Will man verschiedene Farben nacheinander in Anwendung bringen, so bedarf es einiger besonderer Vorkehrungen. Die mit Weingeist und Terpenthinöl zubereiteten Farben müssen zuerst aufgetragen werden, während der Marmor erhitzt ist; Drachenblut und Camboja erfodern ihn im kalten Zustande. Deshalb muß man sie in Alkohol auflösen und Camboja zuerst gebrauchen, welches einen gelben Niederschlag hervorbringt. Die Theile der Marmors, die mit Farbe überzogen sind, müssen dann durch eine glühende Eisenplatte oder ein Kohlenbecken in der Entfernung eines halben Zolls erhitzt werden. Wenn die gelbe Farbe eingedrungen ist, behandelt man die Auflösung von Drachenblut auf dieselbe Weise, und während der Marmor heiß ist, theilt man ihm die andern vegetabilischen Farben mit. Zuletzt kommen die mit Wachs vermischten Farben, die höchst vorsichtig zu behandeln sind, weil sie beim geringsten Übermaße von Hitze tiefer als nöthig eindringen. Während der Operation müssen sie gelegentlich mit kaltem Wasser übergossen werden.

Nordische Alterthümer.

In einem Grabhügel nahe bei Straarup in der Gegend von Hadersleben hat man einen goldenen Ring gefunden, welcher auf der Innenseite einer auf der Vorderseite befestigten Platte eine in sehr alten dänischen Runen gefaßte Inschrift trägt, welche Prof. Rafn Ladr. O. oder nach der alten dänischen Schreibart Lædr. a liest, d. h.: diese Zierath gehört Lodvern. Vergleicht man die Arbeit und ihre Verzierungen mit andern Gegenständen, namentlich mit Münzen, welche bestimmt aus dem 5. oder 6. Jahrhundert stammen, so muß nach Rafn's Ansicht dieser Ring derselben Zeit angehören. Rafn vergleicht noch die Erzählungen der Hervara-Saga von dem Kampfe zwischen Lödrer, Hiörek's Sohne, und seinem Bruder Angantyr, welcher der Saga zufolge an der Grenze Reidgotelands, worunter Jütland verstanden ist, stattgefunden hat. Die später durch Zusätze ausgeschmückte Hervara-Saga gründet sich auf alte, in ihr enthaltene geschichtliche Lieder, und die in ihr erwähnten Hauptpersonen können als geschichtliche aus dem 6. Jahrhundert gelten. Eine nähere Prüfung des Ortsnamens und der in der Sage genannten Plätze würde vielleicht erweisen, daß jener Ring dem alten Helden gehörte, welcher in dem erwähnten Kampfe fiel, und zugleich eine Bestätigung der Grundlage der Saga selbst abgeben. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 78. — 19. März 1841.

Die transatlantischen Romane und Lebensbilder des Verfassers der „Transatlantischen Reiseskizzen".

(Beschluß aus Nr. 77.)

Als Republikaner versteht sich der Verfasser schlecht auf die Titulatur. Er muß den Markt der europäischen Literatur wenig kennen, um seine Bücher mit diesen breiten, sich wiederholenden und Doppeltiteln, die den ganzen Inhalt ausdrücken sollen, und doch neue Räthsel enthalten, ins Publicum zu schicken. Publicum, Leihbibliothekare und selbst die Kritiker sind in beständigen Irrungen und Misverständnissen befangen, so verschlingen und verzwicken sich diese Lebens-Reisebilder und -Skizzen. Ich weiß selbst nicht, ob ich nicht gegen ein besseres Buch ungerecht bin, wenn ich seine „Lebensbilder aus beiden Hemisphären" tadle, denn der Titel mag einem andern Buche gehören, als welches ich meine, und es ist mir, indem ich schreibe, nicht zur Hand. Ich meine dasjenige, dessen zweiter Theil uns nach London führt. Hier will der Verfasser mehr, als wozu ihm Kraft gegeben ist. Er will die gänzliche Zerfallenheit der europäischen Aristokratie darstellen, und wie hinter dem prunkvollen Glanze die absolute Nichtigkeit sich verberge. In Amerika war er auf seinem Grund und Boden, von dort aus mochte er auf Europas Verkehrtheiten Zornblitze schleudern. Er stritt pro aris et focis, er stand fest und war in gutem Glauben. Hier erscheint er als ein Fremder, der auf dem alten, glatten Boden sich nicht zurechtfindet. Glänzende Schilderungen, aber nicht lebendige Spiegelabdrücke der Wahrheit; es sind Caricaturen, Epigramme. Wäre in der englischen Aristokratie kein anderer Lebensstoff, als was er uns in diesen verzerrten Krankenhaus- und Tollhausbildern vorbringt, wie wäre es möglich, daß sie sich gegen den Sturm der Zeiten bis jetzt nur gehalten hätte! Gichtbrüchige, blasirte Perücken, im Dunst der Vorurtheile aufgenährte stumpfsinnige Grauköpfe, verschuldete bankrotte Magnaten, die mag es geben, sie mögen numerisch auch die Überzahl bilden, die Aristokratie erzeugte aber auch unter den Vogelscheuchen Männer, die wir zwar hassen mögen, aber doch Respect vor ihnen haben. Diese flimmernden Lebensbilder sollen nebenher ihre frappanteste Wirkung dadurch erhalten, daß es sämmtlich lebende, öffentliche Charaktere sind. Buchstaben und Bezeichnungen sind bei den meisten ziemlich deutlich; dennoch wird das Ganze in einen räthselhaften, mystischen Schleier gehüllt, der reizt, aber unbefriedigt läßt. Die Fortsetzung, die uns wahrscheinlich nach Paris führen sollte, ist unterblieben. Auch jene plutokratische Oligarchie, die durch beide Welten die Bande der alten Aristokratie gesprengt hat, wird uns nur in Hieroglyphen vorgeführt. Der Odem einer gesunden Natur muß ihn erquickend anwehen, damit er auch uns erquicke. Um deshalb fühlen wir uns in seinen „Wahlverwandtschaften" sofort behaglicher, weil die, wenn auch so vielfach genothzüchtigte schweizer Alpennatur ihm wieder frische Kräfte gibt. Freilich sind es nicht Amerikas Urwälder, die Cypressensümpfe und der Kuhreigen sind nicht die Artschläge des Hinterwäldlers. Aber plötzlich versetzt er uns auf das Meer, wir machen eine lange Seefahrt mit ihm nach Neuyork, und ein Seemaler entwickelt sich in unserm Verfasser, der alle, die es vor ihm versucht, wie Pfuscher hinter sich läßt.

Mein Aufsatz hat die Grenzen überschritten, die ich mir vorgesetzt. Und wie reich muß da der Stoff sein, wenn ich fühle, daß ich nur das Wenigste berührte und wie sich noch so viel über ihn sagen läßt. In den reifenden Jahren wird man sparsamer mit der Bewunderung. Erst vor kurzem fielen mir die „Transatlantischen Skizzen" in die Hände, aber ein erstes Kosten erzeugte bald einen Heißhunger. Was mir seit langen Jahren nicht begegnet, ich verschlang diese Lecture und war unzufrieden, als sie zu Ende war. Es war ein Bedürfniß geworden, mich darüber auszusprechen, mir klar zu machen, was mich denn so wunderbar ergriffen, so zauberhaft gefesselt. Denn so Manches bedingte für mich ein ganz anderes Urtheil. Ein Freund des monarchischen Europas, hegte ich keine Sympathien für die Demokratien Amerikas, noch weniger für den starren kaufmännischen Egoismus und für jene Abschätzung des Menschenwerthes, wo der Geist nichts wiegt und sein ewiges Recht nicht anerkannt ist. Auch nach den ästhetischen Sünden dieses Schriftstellers braucht man nicht zu suchen, sie springen in die Augen. Abgesehen von jener unkünstlerischen Form im Großen, tritt das Unfertige auch in allen Details heraus. Die Diction ist nicht allein uncorrect, die Sprache faselt sogar, wo der Gegenstand ihn nicht erhebt. Der Dialog verliert sich bisweilen in albernen, spielenden

Wiederholungen; ja, der Sandsteppen sind so viele, in der Schilderung, im Dialog und in der Reflexion, daß man denselben Verfasser, der uns an Stellen in den Himmel der Verzückung fortreißt, einer unausstehlichen Langweiligkeit bezüchtigen kann. Und dennoch, alles das nicht abgeleugnet, nicht vertheidigt, er ist doch ein Schriftsteller, der, mit einfachen Hebeln das Mark des Lebens herausholend, eine neue Bahn für sinnliche Darstellungen sich gebrochen hat. Alles der frische, farbenreiche Abdruck der Wirklichkeit, und diese Wirklichkeit erhebt sich, vermöge der geistigen Auffassung, zu einer Wahrheit. Vieles würdigt er der Auffassung, was bei Seite liegen bleiben könnte, aber er gibt nie zu viel von Einem. Er häuft nicht Schärfe, Farbe, Wirkung, woraus die Wirklichkeit zum Zerrbilde würde. Seine praktischen Vorstudien schützen ihn davor, sie verleihen ihm den richtigen Takt. Er ist als dichterischer Maler wie ein Volksredner, der ohne classische Studien, doch stets weiß und trifft, was seine Zuhörerkreise erfaßt. Nur darf er sich aus diesem Kreise nicht entfernen; in Abstractionen sich verlierend, ist er selbst verloren. Eine glühende Sinnlichkeit kommt ihm zu Hülfe, bedroht ihn aber auch oft. Im eigentlichen Erotischen schwelgt er vielleicht nur einmal (bei der Schilderung der Chartreuse, die seine Emigranten in der Wüste entdecken, ein glühend sinnliches Gemälde, wie man es einem nordischen Schriftsteller kaum zutraut, aber doch mit nordischer Enthaltsamkeit an den äußersten Grenzen des Erlaubten festgehalten), aber alle seine Frauenschilderungen vibriren von Sinnlichkeit. Es ist durchaus nicht seine Absicht, lüstern zu sein, aber auch die reinsten geistigen Frauen, die als edle Charaktere sich nachher entwickeln, muß er sich und uns zuvor im Fleisch- und Blut-, im Muskel- und Nervenproceß construiren. Ist er damit fertig, so kommt der amerikanische Präceptor und spricht: Nun entsage und genieße im Entbehren. Aber diese Sinnlichkeit ist ihm ein mächtiger Hebel in seinen Naturschilderungen; er wühlt die Sümpfe auf, das Aroma des Waldes, er fährt mit den Feuerflammen und mit dem Sturme, der die Wolkenzüge peitscht; und wo diese Stürme über geistige Saaten hinwehen, wird die Sinnlichkeit zur Begeisterung und er reißt unwiderstehlich mit sich fort. So weiß er durch sinnliche Bilder oft Charaktergegensätze pointirt hinzustellen und Nationen in ihrer innersten Eigenthümlichkeit durch einen glücklichen Wurf besser zu charakterisiren, als es der erschöpfendsten Ausführung möglich wäre. Erinnert sei nur an jene Scene auf dem Dampfboote, wo die Kentuckier und Hinterwäldler im Schweiße patriotischer Begeisterung Reden hielten und keine Kunst unversucht ließen, um ihres Candidaten Wahl vorzubereiten. Als sie Alles um sich vergessend, selbst die Mittagstafel, mit rauchenden Köpfen die Treppe hinaufstürmen, um ihre Geführten für das hochheilige Werk zu gewinnen, finden sie diese im muntersten Tanze begriffen. Die französischen Creolen, von der Politik gelangweilt, haben es vorgezogen auf dem Verdeck einen Ball zu veranstalten. Alles so natürlich herbeigeführt, und doch ist die Wirkung ungeheuer.

Sollten die Vereinigten Staaten dereinst auch geistige Verdienste um ihr Gemeinwohl zu belohnen gestimmt sein, so verdiente der Verfasser ihre Bürgerkrone; vorausgesetzt, daß ihnen um Credit in Europa zu thun ist. Diese ununterbrochene Thätigkeit, nicht allemal um des gepfägten Geldes, als letzten Zieles, sondern um ihrer selbst willen, kann, wie er sie schildert, ehrenwerth erscheinen. Es ist ein großes Räderwerk, ein Rad greift in das andere und es darf Niemand still sitzen. Einzelne mögen schwelgen und praffen im zeitlichen Gewinn, aber zum Ausruhen ist noch nicht Zeit. Das Gesammelte muß jeder wieder einschütten in den neuen Glückstopf, um größere Loose. Sein Nathan, der Hinterwäldler, der die Kräfte nach innen und außen wendet, in sich ein König, und doch der gehorsamste, zitternde Unterthan vor dem Gesetze und dem Gemeinwillen, ist ein Musterbild für Jeden, welcher Gemeinschaft er angehöre, welchen Formen diese huldige. Ein solches Beispiel weckt und kräftigt. Auch unsern Moralprincipien steht eine Umwandlung bevor. Nicht daß die kommende Zeit die Vorschriften der alten Lehrbücher umstoßen wird und eine neue Sitte predigen, die von allem Überkommenen sich lossagt; aber die Moral dieser Lehrbücher war zu eng, zu klein. Sie berücksichtigte nur das Individuum, wie es zu Gott, sich und seinem Nächsten stand. Diese letzte Stellung hat sich erweitert. Die Zeit ist vorüber, wo wir uns unsere Hütte und unser Kohlgärtchen für uns allein bauen konnten und die Welt draußen uns nichts anging. Sich in sich selbst zurückzuziehen und das Draußen draußen sein zu lassen, hieß damals Moral, Bürgertugend, oder wie man's nannte. Das ist nun anders. Wer die Welt nicht berühren will, zu dem kommt sie in sein Kämmerlein unter allerlei Gestalten. Kein Gärtchen, kein bescheidenes Strohdach liegt so zurückgezogen und isolirt, daß nicht die Reiselust, die Wissenschaft, oder der große Verkehr es berührt. Kein alterverbrieftes Grundeigenthum ist so fest im Besitz der Einzelnen, daß nicht eine Straße hindurch, eine Eisenbahn darüber geführt werden könnte. So wird der Kreis des Nächsten, was uns angeht, immer weiter gerückt und Niemand entzieht sich dem; und der handelt weise und moralisch, wer bei Zeiten sich darauf vorbereitet und sich von den Dingen und Verhältnissen, auch die ihn zunächst noch nicht angehen, unterrichtet und sorgt, wie er ihnen stehen werde, unbeschadet der andern Moralpflichten gegen seinen Gott und sich selbst, die freilich dadurch nicht verrückt werden. Darauf das Volk aufmerksam zu machen, in diesem Sinne neue Volksbücher zu schreiben, wäre Pflicht für unsere Volkslehrer. Um deswillen sind solche poetische Erzählungen, die kernhafte und gesunde Zustände des Volkslebens zum Gegenstande haben, doppelt willkommen. Was Karl Immermann in seinem „Münchhausen" gethan, wo er uns Kernbilder aus dem westfälischen Bauerleben vorführt, ist auch in dieser Hinsicht schätzenswerth und jener Schulmann zu loben, der es gewagt, in ein Volksschulbuch das Capitel vom Hofschulzen abdrucken zu lassen, wie erschrocken auch mancher Gelehrte auf ein Stück Roman in einem Lehrbuche für die Ju-

gend mag geblickt haben. Aber es ist nur ein Anfang. Unser deutsches Volksleben hat gewiß noch viele so kräftige und gesunde Elemente, wer es nur verstände, wie jener Dichter, sie aufzusuchen und zu erfassen. Gibt es auch keine Urwälder mehr und keine Alligatorensümpfe, ein Mann wie Nathan der Squaller würde sich auch in andern Verhältnissen bewähren. Unser amerikanischer Verfasser rühmt es an Scott, daß er den Roman aus den Familienkreisen in die größern eines ganzen Volkes versetzt. Er selbst hat einen bedeutenden Schritt weiter gethan. Während Scott uns ein phantasievolles und doch getreues Bild der Zustände gibt, wie sie waren und sind, führt er uns ein in den großen Werdeproceß eines Volkes und Staates. Er zeigt uns die Wurzeln, Keime, die Entwickelung. Vom Individuum hebt er an, wie es zur Familie steht, wie die Familie zur Gemeinde, die Gemeinden zum ganzen Complexus. So führt er uns mit der Laune eines Historikers, mit der Lebendigkeit eines Dichters und mit der Wärme eines Patrioten die Naturgeschichte eines Staates vor, und wer auch nicht einverstanden sei mit seiner politischen Tendenz, um der politischen Moral willen muß er ihm doch die Hand drücken.

W. Alexis.

---

1. Allgemeines Theaterlexikon, oder Encyklopädie alles Wissenswerthen für Bühnenkünstler, Dilettanten und Theaterfreunde und unter Mitwirkung der sachkundigsten Schriftsteller Deutschlands herausgegeben von R. Blum, K. Herloßsohn und H. Marggraff. Altenburg, Pierer. 1839—41. Gr. 16. Jedes Heft ⅓ Thlr.
2. Theaterlexikon. Herausgegeben von Ph. J. Düringer und H. Bartels. Leipzig, O. Wigand. 1839—41. Lex.-8. Jedes Heft ⅙ Thlr.

Gegenüber dem Düringer'schen „Theaterlexikon", welches sich das Technische der Bühne zum Hauptzweck setzt, erscheint seit einem Jahre das zuerst angegebene Werk, dessen Haupttendenz auf das Ästhetische der Theaterwelt gerichtet ist. Geschichte des Theaters und der einzelnen Bühnen von Bedeutung, Biographien berühmter Bühnenkünstler, Tondichter und Dramaturgen, Literatur des Theaterwesens, Ästhetik des Theaters, der Musik und des Ballets, kurz, eine vollständige Encyklopädie des Bühnenwesens aus dem wissenschaftlichen Standpunkte her zu liefern, ist der Zweck dieses mit guten Kräften und nach einer empfehlenswerthen Grundlage begonnenen Unternehmens. Wir können dasselbe fast nur loben, denn so besonnen die Idee des Werks gewählt und abgegrenzt ist, so geschickt und reichhaltig ist die Ausführung, und so versprechend stellt sich das Verzeichniß der Beitragenden dar. Ein übersichtliches Werk dieser Art, das die wichtigsten Grundzüge der Ästhetik der Schauspielkunst, der Mimik und Declamation, der Musik und Tanzkunst mit dem Technischen und dem Literarischen der Bühnenwelt verbinde, erfüllt wirklich ein Bedürfniß, und gerade dies setzt sich das vorliegende „Theaterlexikon" zum Ziel.

Die alphabetische Behandlung dieses Materials gewährt große Vortheile und erlangt unsern ganzen Beifall; was an Nachtheilen daraus erwächst, ist durch geschickte Verbindungen und Verweisungen möglichst beseitigt worden. Zur Hervorbringung des Guten und Rechten gehören überall hundertfältige Kräfte; die Opposition ist überall leicht, da sie nur negirt. Dieser Satz erweist sich nirgend wahrer als in der Regierungskunst und in der Regie eines Theaters. In beiden Fällen ist es nicht gegeben, das absolut Vollkommene darzustellen. Eine große Anzahl der Beobachter wird immer Grund zur Unzufriedenheit zu haben glauben und der Ausdruck dieser Unzufriedenheit wird daher stets eine große Anzahl von Anhängern finden. Was in der politischen Welt durch die Opposition bewirkt — deren Wesen, nebenher gesagt, hiernach beurtheilt werden muß — das geschieht in der Bühnenwelt durch die Kritik. Der übermäßige Werth, den unsere Zeit auf beide Elemente legt — und dies ist die charakteristische Eigenthümlichkeit unserer Epoche —, hat in der Staatenwelt die beklagenswerthe Unsicherheit des Bestehenden, in der Bühnenwelt den allgemeinen Verfall der Theater hervorgerufen. Beide Erscheinungen hängen innigst mit dem Bildungsgrade unserer Zeit zusammen und lassen sich daher auch nicht ohne Weiteres beseitigen. Die Klagen dagegen sind ganz fruchtlos, so lange diese Bildungsstufe einer Zeitperiode anhält, welche eine große Menge halbgebildeter Geister zur öffentlichen Äußerung ihrer Meinungen beruft, während sie überall die befriedigten und mit sich klaren Geister zum Schweigen verurtheilt. Sicherheit in dem Bestande politischer Institutionen und eine richtige Schätzung in den theatralischen Dingen werden, so seltsam diese Zusammenstellung auch auf den ersten Blick erscheinen mag, nicht eher wieder gewonnen werden, als bis die Bildung dahin durchgedrungen ist, daß nur die besten Stimmen laut vernommen werden, oder bis alle Wortführer aus dem Zustande der halben Bildung, die immer ausschließend und egoistisch ist, hinaus, in den Zustand der vollen Einsicht übergegangen sind. Möge diese große Weltveränderung, diese heilsamste aller Reformen bald eintreten!

So lange dies nicht erfolgt, herrscht für die Politik, wie für die Bühne, für die Welt im Großen und die Welt im Kleinen, eine Prüfungs- und Durchgangsperiode, die wir bestehen müssen, wie wir können. Wohl dem Volke, das sich in dieser schlimmen Zeit nicht so weit von dem rechten Pfade verschlagen läßt, daß eine Rückkehr, wenn die neue Sonne tagt, nicht mehr möglich ist! Für die Franzosen und die Engländer haben wir, in beiden Elementen, wenig Hoffnung, aber für die deutsche Welt haben und behalten wir Hoffnung, und gute Hoffnung sogar, was die Bühne betrifft. Täuscht nicht Alles, so ist die freche, die blos negirende, die unverständige Kritik im Absterben begriffen, d. h. sie wird als Kritik von ihrem eigenen Übermaß getödtet, und dies bricht der bessern Zeit die Bahn.

Auch die Verf. des „Theaterlexikon" hegen diese Hoffnung und tragen das Ihrige dazu bei, sie zu verwirklichen, sowie denn auch diese Blätter dies Ziel rastlos und mit Glück verfolgen. Zehn Jahre lang hat der Berichterstatter in seinen dramatischen Übersichten diesem Ziele das Wort gesprochen, und irrt er nicht, so geschah es nicht ganz ohne Erfolg. Wir müssen hoffen!

Der historische Theil des „Theaterlexikon" ist vor allen mit rühmlicher Tüchtigkeit gearbeitet. Wir wählen z. B. die Geschichte des Theaters von Berlin aus, die dem Zwecke einer Übersicht ebenso vollständig entspricht, als sie reichhaltig und ohne Lücke, ohne Verkennung irgend eines Wendepunkts und mit richtiger Würdigung aller geschichtlichen Momente, eine treffliche kleine Monographie liefert. „Berlin besitzt erst seit 1771 ein stehendes Theater. Die ersten Spuren eines Schauspiels bieten die Franziskaner des grauen Klosters in Darstellung der geistlichen Komödien des Pater Amb. Hellmich um 1400 dar, 1536 trat Paul Rebhuhn, ein Berliner, als dramatischer Dichter hervor. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts schon traten mehre kleine wandernde Schauspielertruppen in Berlin auf; unter diesen wird die des Junker v. Stockfisch rühmend erwähnt, den Kurfürst Joh. Sigismund mit 220 Thalern engagirte. 1616 erhielt der Sänger Graff schon 360 Thaler Gehalt, und die Treu'sche Gesellschaft erlangte Ruf. Kaspar v. Zimmern folgte mit seiner Truppe 1660; 1690 erhielt Seb. di Scio Erlaubniß, drei Wochen lang in Berlin Komödie zu spielen, und neben ihm traten die Veltheim'sche, die schweriner,

die haager Truppe auf. 1706 entstand ein französisches Hofschauspiel im Saale über der Reitbahn. Nach seiner Verabschiedung 1711 trat die Möller'sche Gesellschaft in diese Stelle ein; 1732 ward K. v. Eckenberg, genannt der starke Mann, Hofschauspieler in Preußen und Brandenburg. 1741 ward das neue Opernhaus mit „Kleopatra und Cäsar" von Graun eröffnet; Hilferding, Schönemann und Schuch lösten sich bis 1754 ab, wo das erste Schäferspiel und die erste komische Oper „Der Teufel ist los" von Bork aufkam, in welcher die Arien ohne Accompagnement gesungen wurden. Schuch erhielt eine Generalconcession, seine Stücke waren extemporirte Komödien, nach Art der Gozzi'schen Stücke. 1764 baute Ackermann Sohn das Theater in der Behrenstraße für etwa 600 Zuschauer; 1760 kam Döbbelin, der die Musik abschaffte und Lessing's „Minna von Barnhelm" in 22 Tagen 19 Mal gab; nach seinem Tode erhielt Koch als Director der ersten stehenden Gesellschaft für Berlin 1771 die Concession. Döbbelin Sohn folgte ihm 1775—85; Goethe, Shakspeare, Schiller wurden dargestellt; Brockmann gab den Hamlet 12 Mal und erhielt zuerst die Ehre des Hervorrufens. Schröder trat 1778 auf. 1786 ward das Nationaltheater eröffnet unter Engel's und Ramler's Generaldirection, mit Döbbelin als Regisseur; 1796 ward Iffland berufen, 1815 ging die Leitung an eine Generalintendanz über, in der Graf Brühl und Graf Redern sich folgten."

Unter den wissenschaftlichen Artikeln haben wir den über die „Antike Bühne" als ausgezeichnet zu bezeichnen; unter den ästhetischen macht der über „Declamation" auf vorzügliche Würdigung Anspruch. Die biographischen Aufsätze sind nicht minder befriedigend, und wenn auch einzelne unbedeutende Fehler mit unterlaufen, so empfiehlt sich dies Unternehmen doch unverkennbar nach seinen verschiedenen Richtungen hin, als geschmackvoll und praktisch brauchbar. Wir dürfen ihm daher auch aufrichtig den besten Erfolg wünschen, der ihm nicht fehlen wird, wenn die jetzt dabei thätigen Künstler ihm bis zu Ende treu bleiben.

Da der bis jetzt erschienenen Hefte des obenerwähnten Düringer'schen „Theaterlexikon" in d. Bl. noch nicht gedacht ist, so haben wir in einigen Worten auch seiner Tendenz mit Lob zu erwähnen. Der Zweck des letztern Werks ist ein durchaus praktischer, und damit von dem des ersten ganz gesonderter. Es gibt den Theaterregien praktische Winke, Anweisungen über Inscenesetzung, Arrangement, Costume, Aufstellung, kurz einen nützlichen Unterricht über alles Thatsächliche der Bühnenleitung. Des Theoretischen, des Ästhetischen wird dagegen nur im Vorübergehen und in gedrängter Kürze gedacht. Die beiden Werke gehen daher füglich nebeneinander fort, ohne sich in ihren Tendenzen fühlbar zu kreuzen. In ihrer Richtung ist auch diese Arbeit lobend anzuerkennen und muß den Theaterdirectionen als ein willkommenes Mittel, über mancherlei Bedürfnisse und Interessen Aufklärung zu erhalten, empfohlen werden. So gibt beispielsweise der Artikel „Abgaben" eine gute Übersicht Dessen, was von den verschiedenen Bühnen in Deutschland in dieser Beziehung zu leisten ist, und ebenso ist die Gesetzgebung über Engagements, Theatercensur, Concessionen überall sorgfältig berücksichtigt. So mag denn auch diese dem realen Bedürfniß entsprechende Arbeit ihren guten Fortgang haben. 39.

Bibliographie.

Belani, H. E. R., Die Auswanderer nach Texas. Historisch-romantisches Gemälde aus der neuesten Zeit. 3 Theile. 8. Leipzig, Fritzsche. 4 Thlr. 15 Ngr. (4 Thlr. 12 Gr.)

Brezner, Die Entführung aus dem Serail. Singspiel in drei Aufzügen. 2te Auflage. Gr. 8. Wien, Wallishausser. 1840. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Enk, M., Die Epistel des Quintus Horatius Flaccus über die Dichtkunst. Für Dichter und Dichterlinge gebolmetscht. Gr. 8. Wien, Gerold. 12½ Ngr. (10 Gr.)

Fortlage, C., Darstellung und Kritik der Beweise fürs Daseyn Gottes. Gr. 8. Heidelberg, Groos. 1840. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Gerhardt, P., Leben und Lieder. Herausgegeben von E. G. Langbecker. Mit P. Gerhardt's Bildniß, 1 Facsimile seiner Handschrift und 9 Musikbeilagen. Gr. 8. Berlin, Sander. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Gr.)

Hartmann, Ph. K., Glückseligkeitslehre für das physische Leben des Menschen oder die Kunst, das Leben zu benutzen und dabei Gesundheit, Schönheit, Körper- und Geistesstärke zu erhalten und zu vervollkommnen. Mit zeitgemäßen Zusätzen herausgegeben von J. Schück. Neueste Original-Auflage. Gr. 8. Wien, Wallishausser. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Held, W., 1813. 1814. 1815. Vaterländisches Schauspiel mit Gesang in drei Abtheilungen. Gr. 16. Erfurt, Exped. d. Thüringer Chronik. 15 Ngr. (12 Gr.)

James, G. P. R., Heinrich von Gerons. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 3 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr.

Kock, C. P. de, Die Schöne aus der Vorstadt. Aus dem Französischen von *F. Lindner*. 3 Bände. 8. Breslau, Verlags-Comtoir. 2 Thlr.

Lücke, F., Erinnerungen an K. Otfried Müller. Gr. 8. Göttingen, Dieterich. 10 Ngr. (8 Gr.)

Mirbach, O. v., Römische Briefe aus den letzten Zeiten der Republik. 3ter, 4ter Band. — Auch u. d. T.: Römische Briefe. Neue Folge. 1ster, 2ter Band. Mit 2 lithographirten Karten. 8. Mitau, Lucas. 4 Thlr. 7½ Ngr. (4 Thlr. 6 Gr.)

Morgenland und Abendland. Bilder von der Donau, der Türkei, Griechenland. Vom Verfasser der Cartons. 3ter Band. Gr. 16. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Das Reich der Geister, nach den Ansichten, Beobachtungen und Erfahrungen aller Zeiten und Völker. Zur Annäherung der Menschheit an die Geisterwelt. Bearbeitet und herausgegeben vom Grafen ***. 6ter Theil. 8. Leipzig, Kollmann. 1840. 15 Ngr. (12 Gr.)

Shakspeare, Romeo und Julie. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zur Darstellung eingerichtet von *C. A. West*. Gr. 8. Wien, Wallishausser. 18¾ Ngr. (15 Gr.)

— —, Viola. Lustspiel in fünf Aufzügen. Nach Shakspeare's: Was ihr wollt. Für die Bühne bearbeitet von *Deinhardstein*. Gr. 8. Wien, Wallishausser. 18¾ Ngr. (15 Gr.)

Steger, F., Die Reise in das Leben. Roman. Mit 2 Federzeichnungen. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Engelmann. 1840. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Streckfuß, K., Der Preußen Huldigungsfest, nach amtlichen und andern sichern Nachrichten und eigener Anschauung zusammengestellt. Mit 8 Kunstbeilagen. Lex.-8. Berlin. 1840. 2 Thlr.

Tholuck, A., Stunden christlicher Andacht. Ein Erbauungsbuch. 2te verbesserte Auflage. Gr. 8. Hamburg, F. Perthes. 2 Thlr.

Umbreit, F. W. C., Der Knecht Gottes. Beitrag zur Christologie des Alten Testaments. Gr. 8. Hamburg, Perthes. 1840. 15 Ngr. (12 Gr.)

Westphalen, R. A., Hamburgs Verfassung und Verwaltung in ihrer allmähligen Entwickelung bis auf die neueste Zeit dargestellt. 2 Bände. Gr. 8. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. 4 Thlr.

Winter, Amalie, Frauenbilder. 2te Sammlung. 8. Leipzig, Kollmann. 1840. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Berichtigung.

Die Unterschrift des Artikels in Nr. 60—62 d. Bl. über „Studien von Karl Rosenkranz" muß heißen: **Dr. Karl Althaus in Berlin.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 79. — 20. März 1841.

Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 — 39. Berlin, Mittler. 1841. Gr. 8. 2⅔ Thlr.

Der Verfasser dieser Briefe hat sich nicht genannt; doch es ist allgemein bekannt, daß es der preußische Hauptmann v. Moltke ist, dem wir dieses vortreffliche Buch verdanken. Wir durften das Adjectivum ohne Bedenken unterstreichen, nicht allein weil es unsere eigene entschiedenste Ansicht ausdrückt, sondern weil wir auch einen Gewährsmann dafür haben, einen Ritter, mit dem schwerlich irgend Jemand als ebenbürtig in den Kampf treten möchte, nämlich den großen Geographen Karl Ritter. Wenn dieser in der Vorrede nicht nur die Wärme, Wahrheit, oft naive Natürlichkeit der Darstellung rühmt, sondern auch mit größter Achtung von den wissenschaftlichen Verdiensten des Buches spricht, auf die Bereicherung der geographischen Kenntnisse durch dasselbe hinweist (besonders was den Lauf des Euphrats anlangt, und rücksichtlich der Cartographie des ganzen damit zusammenhängenden Territoriums), wenn er es anerkennt, wie neue, belehrende Blicke sich uns dadurch in die innere Organisation der Osmanenverwaltung eröffnen: so bleibt jedem andern Beurtheiler kaum noch ein Urtheil übrig, und er muß sich begnügen, über den Inhalt des Werks und die Freude und Belehrung, die er daraus geschöpft, Bericht zu erstatten. Dies sei hier unsere hauptsächlichste Aufgabe. Zuerst einige Worte über die Entstehung des Buches. Der Autor, einer unserer fleißigsten und talentvollsten Militairs, hatte zur Erweiterung seiner Kenntnisse dem Lager bei Kalisch 1835 beigewohnt; zu seiner fernern Belehrung wollte er von dort eine nur auf Wochen, höchstens Monate berechnete Reise nach Konstantinopel unternehmen. Dort fand er Gelegenheit, durch seine militairischen Kenntnisse den Türken so augenfällig und in verschiedener Art nützlich zu werden, daß er von einem Monate zum andern durch ihre Wünsche und ehrenvollen Aufträge festgehalten wurde, und endlich volle vier Jahre, während einer der wichtigsten Epochen für die Geschichte des türkischen Reichs, dort blieb, in einer höchst einflußreichen, den Blick in die bedeutsamsten Verhältnisse gestattenden Stellung. Was andere Mächte, England, Rußland, Frankreich, seit Jahren vergeblich zu erlangen gesucht hatten, ein Verhältniß dieser Art für befähigte Offiziere ihrer Heere, das bot sich ihm durch die Gunst des Zufalls und den Werth seiner Vertrauen erweckenden Persönlichkeit in einem Maße dar, wie es vielleicht noch nicht dagewesen ist. Diese Stellung verstärkte sich noch gewissermaßen durch die Expedition preußischer Offiziere, die später auf Ansuchen der türkischen Regierung ausdrücklich zu solchen Zwecken nach der Türkei gesandt wurde, wie sie sich dem Verf. von selbst gestaltet hatten. Durch die vertheilte Beobachtung und Prüfung, die die Herren von Vincke, Mühlbach und Fischer übernahmen, mußten sich die Erfahrungen und Beobachtungen, besonders auf dem wissenschaftlichen, geographischen Boden, ungemein vermehren und ein gesicherteres Resultat geben. Endlich ist als fünfter in dieser Kategorie noch der preußische Hauptmann Laue zu nennen, der zwar damals ohne amtliche Stellung, rein aus persönlichen Motiven, die Türkei aufgesucht hatte, aber durch Kenntnisse, Charakter, ältere Bekanntschaft und Freundschaft mit den ebengedachten Offizieren ganz in ihre Verhältnisse gezogen wurde und so gleichfalls einer der Mitwirkenden theils in dem politischen und kriegsgeschichtlichen Drama wurde, welches uns dieses Buch vorführt, theils bei den anderweitigen Erfahrungen und Beobachtungen, zu welchen die Gelegenheit Anlaß gab, vielfältig betheiligt war. Er ist es, der in dem Texte, besonders während der Kriegszeit, die der Schlacht bei Nisib vorangeht, häufig als Hauptmann L. angeführt wird.

Die Briefe über diese Zustände, welche der Autor, ohne die Absicht, ein Buch daraus zu bilden, ohne Ahnung, wie weit und lang sich der Stoff für Beobachtungen ausdehnen würde, aus dem frischen Eindrucke heraus an seine Freunde in der Heimat schrieb, bilden den Inhalt des vorliegenden Werks. Mag auch eine erneuete Durchsicht Einiges im Ausdrucke verbessert, Anderes weggelassen, noch Anderes, durch spätere und genauere Anschauung und Kenntniß belehrt, völlig umgestaltet haben, so ist doch von einem Plane, einer wissenschaftlichen Zusammenstellung der Materialien gar nicht die Rede. Da der Zufall großentheils die Reiseroute entwarf, war der Verfasser auch auf Vieles gar nicht so vorbereitet, wie er es gewesen sein würde, wenn er mit bestimmten Absichten zu diesen oder jenen Untersuchungen und Forschungen seine Reise angetreten hätte. Mag das Buch dadurch von manchen und wichtigen Seiten etwas eingebüßt haben, so hat es dafür an

Frische und behaglicher Natürlichkeit doch gewiß ungleich mehr gewonnen; und belehrt es jetzt weniger einen kleinern, durch ähnliche Richtungen zu Studien schon vorbereiteten Kreis, so hat sich derselbe dafür desto beträchtlicher erweitert, und es ist uns ein Buch dargebracht, das jedem Gebildeten angenehme und nutzbare Früchte trägt. Da der Augenblick so bestimmt einwirkte, so bleibt es in der That nur zu bewundern, wie viel der Verfasser seiner flüchtigen Gunst zu entnehmen gewußt hat. Es bekundet sich dadurch eine generelle Vorbildung, die zu den seltensten zu zählen ist. Eins macht uns das Buch vor Allem werthvoll: es ist das Gepräge der Wahrheit, diese gänzliche Entfernung alles Nimbus, der leider nicht den Heiligen-, sondern den Unheiligenschein der meisten Reisenden bildet. Es wird uns ängstlich zu Muthe, wenn wir so oft ungläubig den Kopf schütteln müssen; das Einfachste, Natürlichste wird verdächtigt, durch die Aufschmückung zum Außerordentlichen, die man so häufig trifft. Hier aber kehrt sich der Eindruck um: das Außerordentlichste, Seltsamste, Eigenste, dessen der Verfasser sehr Vieles erlebt, wobei seine Persönlichkeit im ehrenvollsten, im bedeutsamsten Lichte erscheint, wird uns ganz einfach und natürlich, und nicht der mindeste Zweifel keimt in uns auf, weil nur die schlichten Thatsachen, oft mit wahrhaft liebenswürdiger Harmlosigkeit, nicht selten aber auch mit einer — schönen Kunst möchten wir es weniger nennen — schönen Gabe einfacher Schilderung vor uns hingestellt werden.

Unser Bericht mag nach diesem Hinblicke über die geistige Bedeutung des Ganzen jetzt an dem Faden der Ereignisse selbst hinlaufen. Wir bemerken hier nur noch, daß wir unendlich vieles Anziehende überspringen müssen, weil das Buch auf jeder Seite neuen, wichtigen Stoff darbietet. Es liest sich daher auch nicht schnell, sondern die Masse der Thatsachen fodert ein längeres Verweilen. Ein Büchermacher hätte freilich auch aus dem echten Metallgehalte eines jedes Bogens vielleicht einen Band herausbämmern können.

Der erste Brief ist aus Bukarest vom 25. Oct. 1835 datirt. Er schildert die Reise durch die Walachei; schwerlich wird vielen Lesern dabei die Lust ankommen, sie nachzuthun. Wir geben nur einige Züge davon: „Wir hatten uns in Orsowa einen Leiterwagen gekauft, denn die walachischen Fuhrwerke sind wie Kinderwagen, nicht über 2 Fuß 4 Zoll hoch, und so kurz und eng, daß kaum ein Mensch darin sitzen kann.“ Mit diesem Wagen, der für eine voiture monstre galt, dem man acht Pferde und an schwierigen Stellen auch noch einige Büffel vorspannte, mußten die Reisenden (ihre zwei) durch die angeschwollenen Flüsse fahren, sodaß das Wasser bis in den Wagen stieg. Sie wurden durchnäßt bis auf die Haut, sodaß sie ihre Kleider und Pelze in den Ortschaften, wo sie übernachteten, bei den Bäckern trocknen lassen mußten. In den elenden Dörfern, die sie passirten, war nichts zu erhalten, weder Essen, noch Trinken, noch Obdach. Selbst die Postämter sind nur elende Hütten, oder eigentlich Erdhöhlen, mit Zweigen gedeckt, und der Autor ruft aus: „Von solcher Armuth habe ich mir bisher keine Vorstellung zu machen gewußt!“ In den nächsten Capiteln setzt der Verf. die Gründe dieses elenden Zustandes auseinander; die traurige Wahrheit, daß die Regierungen immer das Elend der Völker im Keim verschulden und ihm eine beharrliche Dauer bereiten, sieht uns auch hier mit düstern Blicken an. Von Bukarest heißt es: „Man erstaunt in dieser Wüste eine Stadt von 100,000 Einwohnern zu finden; sie gibt uns Palais, Gesellschaften, Visiten, Marchands de Mode, Zeitungen, Equipagen; doch sowie man den Fuß vor das Thor setzt, versinkt man in Barbarei.“ Die Schilderung Serbiens bildet das Gegenstück von der der Walachei. Höchst anziehend ist Das, was uns der Verfasser über den Fürsten Milosch sagt, der damals noch als Herrscher in Serbien an der Spitze stand. Er nennt ihn, gewiß mit Recht, einen außerordentlichen Mann; doch wie gebrechlich seine Macht, auf Tyrannei gegründet, gewesen, das haben seitdem die Ereignisse gelehrt. Die Weiterreise von Bukarest geschieht zu Schlitten, dann zu Pferde mit einem Tataren. Jeder Schritt dieser abenteuerlichen Wanderung ist von Interesse. Doch wer sie nachthun will, sei auf Hunger, Kälte und äußerste Ermüdung gefaßt; es müßte ihm denn ein Leichtes sein, 14 — 16 Stunden (ohne Fütterung) im Sattel auszuhalten. Doch die Centaurennaturen, die dergleichen spielend überwinden, sind selten. In Schumla, dessen Festungswerke der Verfasser militairisch würdigt, nimmt er das erste türkische Bad; er kann dessen stärkende Wirkung nach so sichtbaren Anstrengungen nicht genug rühmen. Nach einem nächtlichen Ritt durch weit überschwemmte Wiesen und Felder, einem Nachtlager in einer Bulgarenhütte, wo er fast im Rauch erstickt, erreicht der Reisende Adrianopel, dessen prachtvoller Anblick ihn in Erstaunen versetzt. Eine Zeichnung der großen Moschee ist dem Text beigegeben. Doch das Reiseziel lockt und treibt vorwärts; die Erreichung desselben beschreibt der Verfasser in folgenden, eine wundervolle Anschauung vor uns entwickelnden Worten:

Am zehnten Morgen, seit wir aus Rustschuck ausgeritten, sahen wir die Sonne hinter einem fernen Gebirge aufsteigen, an dessen Fuß ein Silberstreif hinzog: es war Asien, die Wiege der Völker, es war der schneebedeckte Olymp und der klare Propontis*), auf dessen tiefem Blau einzelne Segel wie Schwäne schimmerten. Bald leuchtete aus dem Meere ein Wald von Minarets, von Masten und Cypressen empor — es war Konstantinopel.

Wir sind also mit ihm in Konstantinopel eingetroffen. Es folgt jetzt eine Reihe theils landschaftlicher, theils Sittenschilderungen, die uns aufs lebendigste in diese orientalische Welt hineinführen. Dazwischen reihen sich Lebensereignisse von Wichtigkeit, Personalschilderungen von höchstem Interesse. So wird uns zuvörderst eine Fahrt von Konstantinopel nach dem Bosphorus (wie jetzt schon allgemein, doch wol minder richtig, statt Bosporus geschrieben wird) nach Bujükdére geschildert. Sodann ein

*) Wir bemerken hier nur, daß der Verfasser diese Bezeichnung stets im Masculinum gebraucht; das griechische, weibliche Genus beizubehalten, wäre indeß wol richtiger.

Besuch bei dem damaligen alten Seraskier, Chosref Pascha, dessen Übermuth, Stolz, Reichthum, Erpressungen, dabei Genialität und Kühnheit uns halb schauerlich berühren, da wir jetzt wissen wie dieser eigenthümliche Mann geendet hat. Folgende bezeichnende Stelle aus der Schilderung seines Lebens und Charakters, die uns (und gewiß Vielen mit uns) eine historische Neuigkeit zur Kenntniß bringt, erlauben wir uns hierher zu setzen.

Als Chosref Pascha nach Ägypten geschickt wurde, befand sich in seinem Gefolge ein Tufentschi Baschi oder Büchsenspanner, Namens Mehmet Ali, der zu seinem (Chosref's) großen Verdruß nachmals — Vicekönig geworden ist. Hätte Chosref damals eine Ahnung davon gehabt, so würde er sich nicht sehr darüber geängstigt haben, ob es einen Arnauten mehr oder weniger in der Welt gäbe!

Es ist unmöglich, auf alle die einzelnen, mannichfalgen, stets höchst anschaulichen Capitel einzugehen, mit denen uns der Aufenthalt in Konstantinopel beschenkt. Wir können uns nur noch an die Hauptphasen der ganzen Reise des Verfassers halten. Die nächste ist die Begleitung des Sultans auf dessen Reise durch die Provinzen; diese ist schon an sich ein unerhörtes Ereigniß für die türkische Sitte, gewiß aber noch mehr der Umstand, daß ein Christ in türkischer Kleidung zu den Begleitern des Großherrn gehört und sich in dessen vertrautester Nähe befindet. Was uns in diesem Theile des Buches besonders anzieht, sind die Schilderungen der Gegenden, welche der Sultan besucht.

Welch ein wunderschönes Land ist doch dies Bulgarien! Alles ist grün, die Wände der tiefen Thäler sind mit Linden und wilden Birnbäumen bestanden, breite Wiesen fassen die Bäche ein, üppige Kornfelder bedecken die Ebene, und selbst die weiten Strecken unangebauten Landes sind mit reichem Grauswuchs geschmückt. Die vielen einzeln stehenden Bäume geben der Gegend einen besondern Reiz und zeichnen ihre dunkeln Schatten auf den lichtgrünen Flächen ab.

Ist schon diese Schilderung des allgemeinen Charakters des Landes von fesselndem Reiz, so steigt dieser noch bei jedem einzelnen Gegenstande. So beschreibt der Verfasser die Lage Tirnowas als eine der pittoreskesten, die er je gesehen, zugleich ist es eine Stadt, der auch die neugriechische Bauart eine besondere, einnehmende Physiognomie verleiht. Kasanlik liegt in einem so hohen Walde von Nußbäumen, daß selbst die schlanken, hohen Minarets nicht über diese Laubberge hervorragen! Der Wasserreichthum der Landschaft ist außerordentlich, überall sprudeln die klarsten Quellen hervor; der Verfasser sah am Wege eine, die neun Zoll stark senkrecht aus dem Kies aufsprudelte und dann als ein kleiner Bach davoneilte. Über Alles reizend erscheinen ihm die Rosenfelder; denn die Rose wird hier nicht in Gärten, sondern auf freiem Felde in Furchen, wie bei uns die Kartoffel angebaut. Kasanlik (wo hauptsächlich auch das europäische Rosenöl gewonnen wird) ist das Kaschemir Europas, das türkische Süllistan. Durch diese bezaubernden Gefilde nun nimmt der Zug des Großherrn, welcher gegen 800 Pferde stark ist, seinen Weg. Alle Scenen, die sich dabei ereignen, der Empfang des Herrschers, seine Gnadenbezeigungen, seine Wohlthätigkeit, tragen in dieser treuen, anspruchslosen Darstellung einen Charakter der Naivetät, führen ein patriarchalisches Element in sich, das oft lächeln macht, oft aber auch rührt. So viel Formenzwang und so viel Despotismus in der Türkei herrscht, man sieht, daß der heilige Glaube daran Alles verschmilzt und mildert, während in Europa Etikette, Hofzwang, Absolutismus einestheils trocken, verknöchert, lächerlich, anderntheils starr, ehern, unerträglich erscheinen, weil der Geist, der diese Formen belebte, längst gewichen ist und Jeder sie mit innerm Spott und Widerwillen betrachtet. Daher vereinigt sich mit der türkischen Etikette auch eine Zwanglosigkeit, die bei uns unmöglich ist. Als eines der schlagendsten, belustigendsten Beispiele lese man S. 141 die Schilderung von der formlos seltsamen Art des Großherrn zu reisen, und von der Anrede, die er durch seinen ersten Secretair halten läßt, aber vom Fenster herab immer durch gutmüthig verbessernde Einschaltungen unterbricht.

Einen abermaligen wichtigen Abschnitt in den Erlebnissen des Verf. und der Türkei bildet die Ankunft seiner Kameraden (von Vincke, Mühlbach und Fischer) in Konstantinopel. Mit diesen unternimmt er sofort auf Befehl des Großherrn eine neue Reise, theils nach denselben, theils nach andern Gegenden der Donau. Doch welch eine andere Reise! Was im Frühjahr lachend und reizend gewesen, ist jetzt schauerlich, öde. Weshalb? Die Pest hat inzwischen diese Lande heimgesucht und ganze Ortschaften zu Grunde gerichtet. Südlich vom Balkan hatte sie gehaust, Tirnowa, Kasanlik sind verödet; nördlich des Gebirges traf man noch die Spuren des Krieges mit den Russen. Nach acht Jahren des Friedens noch Schutthaufen statt der Städte und Dörfer! Das klagt die Verwaltung des Landes furchtbar an! Die einzelnen Züge, die angeführt werden, sind erschütternd, sowol was die Pest- als was die Kriegsverheerung anlangt. Höchst eigenthümlich tritt aus den verschiedenartigen Schilderungen der durchstreiften Gegenden die desjenigen Landstrichs hervor, der zwischen der Küste des schwarzen Meeres und der Donau, von dem Punkte an liegt, wo diese nach einem so beharrlich östlichen Lauf sich plötzlich nach Norden wendet. Die ganze, 200 Quadratmeilen große Strecke zwischen Meer und Strom ist eine Wüste, fast nur von Thieren, von diesen aber auch in ungeheuern Massen bevölkert. Zahllose Adler, Rebhühnervölker, Habichte, Heerden von Trappen, Kranichen, wilden Gänseschwärmen bedecken den Boden, die Wasser und durchschwärmen die Luft. Tausende von Schafen und Ziegen weiden kümmerlich in den weiten dürren Grassteppen, Büffel, wilde Pferde, Wolfshunde vollenden das bunt verworrene Gemälde dieser Bevölkerung. Schilderungen von größerer Wirkung erinnern wir uns nur in Humboldt's wundervollen Skizzen gefunden zu haben; was den vorliegenden an Meisterschaft der Darstellung abgeht, das ersetzen sie oft durch Eigenthümlichkeit des Stoffs und durch das strenge Gepräge der Wahrheit; die Wirkung ist eine ganz absichtslose, und darum so ergreifender. Den Geschichtsforscher werden die zahlreichen Trümmer römischer Herrlichkeit und Thatkraft anziehen, von denen der Verf. Kunde gibt. Gleich nach

dieser Reise führt er uns auf classischen Boden, nach Troja; wer wanderte hier nicht gern mit ihm?

Je tiefer wir in unsere Arbeit hineinkommen, je mehr fühlen wir, daß der Verf. der Vorrede des Buchs Recht hat, wenn er sagt:

Man könnte nur etwa bedauern, daß die charakteristischen Berichterstattungen zuweilen zu gedrängt und aphoristisch mitgetheilt sind, dagegen sie aber desto tiefer und farbiger sich dem Gemüthe des Lesers aufdrängen.

In der That, so ist es. Wir müssen höchst Anziehendes ganz übergehen, weil des Stoffs allzu viel ist. Es begreift sich, wenn Jemand vier Jahre lang täglich das Wichtigste und Schönste sieht und erlebt, und uns doch nur etwas über 400 Seiten darüber mittheilt, sodaß auf jeden Tag kaum 10 Zeilen kommen, daß dann fast jede Zeile ein Factum von Belang enthält. So machen wir denn einen Sprung und befinden uns mit dem Verf. im Hauptquartier der Taurusarmee, der er beigegeben ist, um in dem Kurdenkriege als Rathgeber zu dienen. Von dort aus unternimmt er eine Excursion gegen Syrien hin, besucht Malatia und gelangt nach Marasch, dessen reizendes Thal ihn bezaubert. Dann wendet er sich dem Euphrat zu. Diese Gegenden sind es, welche der Erweiterung der geographischen Wissenschaften ein so fruchtbares Feld darbieten. Wir begleiten den Reisenden auf einer Fahrt, die er den reißenden Strom hinab unternimmt. Dazu müssen wir ein Floß, das von Hammelhäuten getragen wird, besteigen. Es werden nämlich diese Häute zu Schläuchen zubereitet, aufgeblasen und dann zu Trägern eines leichten Zweiggeflechts gemacht; 60 — 80 Schläuche gehören zu einer solchen Basis. Über das Gezweig wird Laub, dann eine Matte und Teppiche gebreitet, und darauf lagert man sich mit aller Behaglichkeit. Dennoch kann die Fahrt sehr unangenehm werden, da, wie es hier geschehen, die Stromwirbel nicht selten diese Art von Fahrzeugen ergreifen und sie in die kalte Flut tauchen. Doch ebenso schnell erhebt sich das leichte Fahrzeug wieder, und Gefahr scheint für Den, der nicht ganz achtlos ist, eben nicht dabei zu sein.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Unter den neuern Geschichtschreibern Schwedens verdient Abr. Crönholm, Hülfslector der Geschichte an der Universität von Lund, rühmlicher Auszeichnung. Früher machte er sich durch seine „Wäringarne" und „Forn-nordiska minnen" bekannt und 1839 gab er in Lund heraus: „Catholska Ligan och Hugenotterna, historisk tidsskildring" (Die katholische Ligue und die Hugenotten, eine historische Schilderung), ein klar und fleißig ausgearbeitetes Werk, worin die besten Quellen mit unermüdlicher Ausdauer verarbeitet sind. Daher ist auch Vollständigkeit im Ganzen wie in den einzelnen Theilen das Hauptverdienst, welches an dem Buche zu rühmen ist. Aber man erkennt darin, wie in Crönholm's übrigen literarischen Erzeugnissen, mehr den Annalisten als den Geschichtschreiber; man vermißt daran die philosophische Durchdringung des Stoffes, womit der echte Geschichtschreiber Ursachen, Folgen und Mittelglieder, den leitenden Gedanken der Geschichte, um so zu sagen, nachzuweisen bemüht und geschickt ist. Nichts ist gruppirt, es ist keine Färbung da, kein Helldunkel. So gestaltet sich das Ganze mehr als ein bloßes Journal der Begebenheiten. Gegen den Schluß des Werkes wird des Verfassers Darstellung wärmer und anziehender. Die Verhältnisse der Hugenotten, oder vielmehr, wenn man so sagen darf, die geographische Vertheilung der Hugenotten in Frankreich unter Heinrich II., stellt der Verf. klarer dar als irgend Einer vor ihm. Zu den interessantesten und an neuen Aufschlüssen reichsten Einzelnheiten gehören das zweite Capitel, welches mit dem Tode Franz II. beginnt, die Beschreibung der Schlacht von Jarnac und des Todes des großen Condé, ferner das dritte Capitel, welches mit dem Tode Karl's IX. schließt, besonders die Skizze von Coligni u. s. w. Einen großen Werth erhält das Buch, besonders das mit dem Edict von Nantes schließende Capitel, durch die zahlreichen Auszüge aus den Schriften von Zeitgenossen und den spärlichen Tractaten und Pamphleten jener Zeit. Es wäre zu wünschen, daß dieses Werk, welches einen so interessanten und verworrenen Geschichtsabschnitt behandelt, einen fähigen deutschen Übersetzer oder Bearbeiter fände. 5.

Literarische Anzeige.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1840 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 70.)

15. ***Ersch (Joh. Sam.)*, Literatur der schönen Künste** seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit; systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, bis zum Jahre **1830** fortgesetzte Ausgabe von *J. K. A. Rese* und *Ch. Ant. Geissler*. (Aus der neuen Ausgabe des Handbuchs der deutschen Literatur besonders abgedruckt.) Gr. 8. 3½ Thlr.

Mit dieser Abtheilung ist die neue Ausgabe von Ersch's „Handbuch der deutschen Literatur" vollständig. Das ganze Werk besteht aus 4 Bänden in 8 Abtheilungen und kostet 12 Thlr. Um aber die Anschaffung zu erleichtern, habe ich mich entschlossen, den Preis **bedeutend zu ermäßigen** und erlasse das Ex. auf Druckp. **für 6 Thlr.**, auf Schreibp. **für 8 Thlr.**, auf Schreibp. in 4. **für 12 Thlr.**

Von frühern Abtheilungen, jede von einem in seinem Fache aus gezeichneten Manne bis auf die Zeit des Erscheinens fortgesetzt, werden die nachstehenden ebenfalls zu den **bemerkten ermäßigten Preisen** erlassen: Philologie, Philosophie und Pädagogik, von *F. G. A. Böckel*. 1822. (1⅞ Thlr. **Jetzt** ⅔ Thlr. — Theologie, von *F. G. A. Böckel*. 1822. (1⅞ Thlr.) **Jetzt** ⅔ Thlr. — Jurisprudenz und Politik, von *J. Ch. Koppe*. 1823. (1⅞ Thlr.) **Jetzt** ⅔ Thlr. — Medicin, von *F. A. B. Puchelt*. 1822. (1⅞ Thlr.) **Jetzt** ⅔ Thlr. — Mathematik, Natur- und Gewerbskunde, von *Fr. W. Schweigger-Seidel*. 1828. (4 Thlr.) **Jetzt** 1⅔ Thlr. — Geschichte und Hülfswissenschaften. 1827. (3⅛ Thlr.) **Jetzt** 1⅛ Thlr. — Die „Literatur der vermischten Schriften", von *Ch. Ant. Geissler* (1837), kostet ⅔ Thlr.

16. **Examinatorium in jus criminale Germaniae commune.** In usum tironum editum. 8. Geh. ⅔ Thlr.

Ich habe diese Schrift aus dem Verlage von *C. F. Krug* in Frankfurt an mich gebracht und sie ist jetzt zu dem ermäßigten Preise allein von mir zu beziehen.

17. **Frankl (Ludwig August), Gedichte.** 8. Geh. 1⅙ Thlr.

18. **Gagern (H. Chr., Freiherr v.), Kritik des Volkerrechts.** Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Gr. 8. Geh. 1⅚ Thlr.

19. **Hagen (August), Künstler-Geschichten.** Gr. 12. Geh.

Erstes und zweites Bändchen: Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti, dem berühmten Bildgießer des 15. Jahrhunderts. Zwei Theile. 1839. 3 Thlr.

Drittes Bändchen: Die Wunder der h. Katharina von Siena. 1840. 1½ Thlr.

Viertes Bändchen: Leonhard da Vinci in Mailand. 1840. 1½ Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 80. — 21. März 1841.

Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835—39.

(Beschluß aus Nr. 79.)

Eine an mannichfachen Erlebnissen reiche Karavanenreise überspringen wir wieder, um vor Sayd Bey Kalessi, einem Kurdenschlosse, dessen Belagerung der Verf. zu leiten hat, mit ihm zu verweilen. Dies müssen wir aber etwas näher betrachten, da fast noch nie ein europäischer Fuß in diese Gegenden gedrungen ist und die Engländer, Russen und Franzosen sich vergeblich Mühe gegeben haben, Offiziere als Beiwohner der Kurdenkämpfe in das türkische Heer zu bringen. Das Zutrauen, welches man zu den preußischen Offizieren hatte, öffnete diese verschlossene Pforte. Das genannte Kurdenschloß liegt auf einem etwa 1000 Fuß hohen Felskegel; ich kenne nur ein Terrain, das ich dem, welches hier beschrieben und durch eine hinzugefügte Zeichnung versinnlicht wird, vergleichen könnte. Es ist das Schloß Altenaar in den zerrissenen Felsthälern des Aar, sechs Stunden von Bonn; nur sind dort die Höhen lange nicht so beträchtlich. Wenn man nach 50 Jahren es möglich machen wird, Artillerie auf die Spitzen der Mondberge zu schaffen, so kann es uns kaum noch wundern nach Dem, was wir hier lesen. Der Verf. selbst sagt:

Wenn ich dir schreibe, daß wir mit unserm Mortier (d. h. mit der Aufstellung desselben, nicht mit den Bomben) die Adler aus ihrem Horst vertrieben haben, so mußt du das ganz buchstäblich nehmen. Nie hätte ich geglaubt, daß ohne alle Instrumente, als ein paar hölzerne Stangen, blos mit Menschenhänden so etwas zu leisten sei. Vor jedes Geschütz wurde ein halbes Bataillon gespannt. Die andern gingen voran, hieben Bäume um, wälzten Felsblöcke aus dem Wege, die donnernd in den Abgrund stürzten — und nach sechs Stunden standen die beiden Geschütze, der Mortier auf dem Sattelwagen, auf der Felsspitze.

Aus dem Terrain, auf dem dieser Kampf geliefert wird, läßt sich ein Schluß auf diesen selbst machen. Die einfache, natürliche Darstellung verbirgt uns jede Sylbe; dennoch hat der Hergang das spannende Interesse eines Romans. Ein Romanist, der einen seltsam abenteuerlichen Stoff aufsucht, findet ihn hier, wie an unzähligen andern Stellen des Buchs so bequem zurechtgelegt, wie er ihn nur irgend wünschen mag. Noch anziehender aber als die Belagerung und errungene Capitulation des Schlosses ist der nachherige Besuch in demselben. Es ist ein wahrhaft tragisches Ereigniß, daß diese furchtbare Burg, die auf Felsklippen dem Himmel nah und uneinnehmbar seit Jahrhunderten gethront hatte, geschleift werden und in Flammen aufgehen muß.

Den Überrest des Kurdenkriegs mit seinen herzzerreißenden Jammer- und Schreckensscenen müssen unsere Leser aus dem Buche selbst entnehmen. Wir eilen, um zum Schluß unsers skizzirten Auszugs zu kommen, einem andern noch wichtigern, wenngleich vielleicht die Theilnahme des Gemüths nicht so anregenden Capitel zu, dem Kriege gegen Mohammed Ali, oder besser gegen Ibrahim Pascha, der sich mit der Schlacht bei Nisib entscheidet. Bei dieser Gelegenheit machen wir zuvörderst auf Dasjenige aufmerksam, was der Verf. überhaupt über die militairischen Verhältnisse der Türkei, über ihre politische Stellung zu Europa im Allgemeinen und insbesondere zu Mohammed Ali, endlich was er über den ganzen innern Organismus dieses Reichs sagt. Es sind diese Ansichten zwar auch hier und da einzeln verstreut, doch einige Abschnitte beschäftigen sich ganz ausschließlich damit und geben uns eine geordnete Übersicht und Darstellung derartiger Verhältnisse. Diese darf man nicht übergangen haben, wenn man die ganze Art und den Ausgang des Krieges mit Mohammed Ali völlig begreifen will. Wir befestigen dadurch die schon anderweitig in uns erwachte Überzeugung, daß alle diplomatischen Schritte zu Gunsten der Türkei, und insbesondere der Tractat vom 15. Juli, der fast eine Pulvermine zur Entzündung eines kriegerischen Weltbrandes geworden wäre, völlig vergeblich für die Rettung dieses Reichs sind, und daß über kurz oder lang der jetzt noch mit mehr affectirter als wirklich moralischer Scheu angesehene Vorschlag einer Theilung und Bevormundung dieser Landstriche durch europäische Regierungen allein im Stande ist, die Völker, die sie bewohnen, zu einem des Daseins werthen Dasein (um uns paradox auszudrücken) zu führen. Und dies ist die einzige Rettung der Länder, die wir als solche betrachten können; denn ob ein blutiger Ibrahim Pascha, oder ein entnervter Knabe des Serails den habsüchtigen oder wollüstigen Durst aus der Lebensquelle so wundervoller Gegenden, sowie kerntüchtiger Völkerstamm sättigt, das ist uns nach unserer Ansicht von der Berechtigung der Menschheit nicht nur völlig einerlei, sondern beides gleich verabscheuungswürdig. Die Auseinandersetzungen des Verf. über die völlige

innere Unmöglichkeit einer gesunden Existenz der Türkei sind übrigens so klar, so einfach, so schlagend, so von allen Hirngespinnsten und träumerischen Fanfaronaden entfernt, daß sie als wahre Musterbilder gewissenhafter und einsichtsvoller Berichte dienen können. Reisende solcher Art, überhaupt Charaktere, wie der seinige sich in dem Buche ausspricht, während er doch kaum ein Wort über sich selbst äußert, sind weiße Raben, und Ein Buch dieser fragmentarisch gedrängten, von Stoff überquellenden Berichte eines Mannes, der unbefangen, scharf, genau und gewissenhaft gesehen hat, wiegt hundert bändereiche Reisebeschreibungen auf, die immer nur Variationen des Themas „Wahrheit und Dichtung" bilden.

Nun in den Krieg! Der Verf. ist der Begleiter Hafis Pascha's; außer ihm befinden sich noch zwei preußische Offiziere bei dem Heere, Hauptmann Laue und Mühlbach. Ersterer in türkischen Diensten, letzterer wie der Verf. preußischerseits beigegeben. Mit einer Art von Angst verfolgt man die Verhandlungen vor der Schlacht, indem man sieht, wie an der türkischen Beschränktheit, dem Eigensinn, an vorgefaßten Meinungen und Aberglauben die sonnenklarsten Rathschläge zum Guten abprallen. Besonders erbittert die Unzuverlässigkeit der Beschlüsse; mehrmals ist Hafis Pascha durch die unabweisbarsten Gründe überzeugt worden und auf die Vorschläge seines einsichtigen Beiraths eingegangen; doch kaum hat dieser den Rücken gewendet, so haben die Mollahs andere, thörichte Rathschläge ersonnen, und das Entgegengesetzte von Dem, was beschlossen ist, geschieht. Solche Dinge weissagen eine verlorene Schlacht sicherer als ferner Donner ein Gewitter. Ein eigenthümliches, mit Unwillen gemischtes Grauen überschleicht uns, wenn wir sehen, wie häufig in der Welt gerade die Untüchtigsten an der Stelle stehen, wo die Tüchtigsten kaum ausreichen, das verwickelte Gewebe der Möglichkeiten einigermaßen zu ordnen und zu lösen. Doch es ist in unsern europäischen Verhältnissen häufig auch nicht besser, und der schlechte Trost dafür ist nur der, daß die Gegenseitigkeit dieser Fehler ihre Folgen einigermaßen balancirt. Hier stand es bei den Ägyptern dem Anschein nach nicht besser als bei den Türken; eher noch schlechter.

Endlich sind die beiden Heere einander so gegenübergestellt, daß es zur Schlacht kommen muß; Hafis Pascha versäumt nur die nothwendige, günstige Stellung einzunehmen. Alles geschieht gegen den Rath des Verf., alles erfüllt sich nach seiner Voraussagung, d. h. die Schlacht geht trotz der unverzagtesten Tapferkeit und der besonnensten Maßregeln der drei preußischen Offiziere im Heere gänzlich und vollkommen verloren, wie es dem verblendeten Pascha prophezeit worden war. Die Darstellung dieser Verhältnisse ist wiederum ganz einfach, durch sich selbst überzeugend; sie wird um so wichtiger, als dadurch die wahre Physiognomie eines bedeutungsvollen historischen Ereignisses aufbewahrt wird, das durch französische Lügenhaftigkeit und Prahlerei, die von dem ägyptischen Heere aus ihre Stimme erhob, zur Zeit in den Zeitungsberichten gänzlich entstellt worden war. Der Reisende wird also hier zum Geschichtschreiber für eins der wichtigsten Capitel der Ereignisse unserer Tage und zum berufensten, da Niemand in Europa durch Stellung und Kenntnisse befähigter war, die wahre Einsicht und Ansicht der Verhältnisse zu gewinnen, als er. Wenn uns seine Kameraden Mühlbach und Laue, wie zu hoffen steht, dereinst mit ähnlichen Berichten über dieses und die damit zusammenhängenden Ereignisse beschenken, so wird sich durch ihre Coreferate die Wahrheit des vorliegenden gewiß nur bekräftigen und das darin Mangelnde genügend ergänzen. Mit dem Verlust der Schlacht und der dadurch herbeigeführten Entscheidung des Krieges ist die amtliche Aufgabe, die dem Verf. bei seiner Reise unwillkürlich geworden, gelöst. Er wird nun wiederum ganz Privatmann; bei der völligen Auflösung und Zertrümmerung des Heeres konnte der schnellste Rückzug nur als die vernünftigste Maßregel erscheinen. Mit dem Hauptmann Laue gemeinschaftlich macht er einen Parforceritt durch unsichere, unwegsame Gegenden, von den eigenen Leuten, insbesondere den widerspenstigen Kurden bedroht, die nur durch Zwang beim Heer erhalten werden konnten und über den Verlust der Schlacht jubilirend in ihre Heimat flüchteten, gelegentlich aber Alles plündernd, was ihnen in die Hände fällt. Auch unser Verf. verliert fast sein ganzes Gepäck, wobei ihm besonders die Einbuße vieler nicht zu ersetzender Karten und Croquis, die er aufgenommen, schmerzlich sein mußte. Nachdem beide Flüchtenden noch einen dritten Kameraden, den Major v. Vincke, durch den glücklichsten Zufall getroffen und von ihm nur mit dem Nöthigsten ausgerüstet sind, reiten sie nun in 36 Zeitstunden 38 Wegstunden und erreichen so noch das östreichische Dampfschiff zu Samsun, wo sie mit dem einen Schritt an Bord aus dem Zustande der Barbarei mitten in die europäische feinste Civilisation und Behaglichkeit treten, ein Wechsel, dessen angenehme Wirkung nach anderthalbjähriger Entbehrung aller und jeder Bequemlichkeit, die uns unerläßlich dünkt, der Verf. nicht beredt genug schildern kann.

Nun folgt noch nach dem Bericht über den ehrenvollen Empfang in Konstantinopel, der den tüchtigen Männern wird, die aus dem Schiffbruch gerettet hatten, was zu retten war, eine eindringliche Betrachtung über die Zustände der Türkei und die Nothwendigkeit der gänzlichen Umformung derselben. Dann tritt der Verf. nach vier ereignißreichen, belehrenden, wichtigen Jahren die Rückreise nach Wien auf der Donau an. Damit schließen die Berichte, die wir immer von neuem als durch natürliche Anmuth der Darstellung, wie durch Fülle des Stoffs von höchster Anziehungskraft bezeichnen müssen. Und verdankt der Verf. seiner von den wechselndsten und bedeutungsvollsten Verhältnissen bewegten Reise eine große Erinnerung und Basis für das ganze Leben, so ist ihm dagegen die Literatur ein nach den mannichfaltigsten Richtungen werthvolles Buch dafür schuldig geworden, und er hat somit für die Begünstigungen des Geschicks, die er erfahren, den echtesten Dank abgestattet: den, sie zu Nutz und Frommen der Allgemeinheit gefördert zu haben. 71.

Der Graf von Lucanor. Von Don Juan Manuel. Übersetzt von J. Freiherrn von Eichendorff. Berlin, Simion. 1840. 8. ⅚ Thlr.

Das Original der angezeigten Übersetzung ist so erquicklicher, ja erbaulicher Art, daß die sehr verständige und gelungene Verdeutschung desselben zu dankbarstem Anerkenntnisse auffodert. Es versteht sich, daß ein Sittenbüchlein — denn sollen wir die Schrift vorläufig mit einem einzigen Worte im Allgemeinsten charakterisiren, so findet zu diesem Ende sich schwerlich ein anderes — geschrieben in der Mitte des 14. Jahrhunderts von dem ritterlichen Enkel des spanischen Ferdinand des Heiligen, theils der Anlage, theils und hauptsächlich der Ausführung nach kaum mit irgend einem gangbaren Artikel der heutigen Literatur verglichen werden kann; weshalb wir denn, um das Publicum auf diese neue, durchaus erfreuliche und würdige Erscheinung aufmerksam zu machen, über die Form des Werks und über seinen Inhalt Folgendes bemerken:

Der Verf. fingirt unter dem Namen Graf Lucanor einen vornehmen Spanier seiner Zeit, dessen Stellung bedeutend und wichtig in den Verhältnissen des Kriegs sowol als des Friedens ist. Dieser vornehme Herr nun hat einen einsichtsvollen und weisen Mann, Patronius, zum Rathgeber und jedes der 49 Capitel des Buchs hebt mit dem Berichte an, wie über dieses oder jenes Lebensverhältniß, das eben einen Beschluß erfodert habe, Patronius von dem Grafen befragt worden sei, was zu thun wol am gerathensten scheine. Patronius erklärt darauf, er wolle etwas erzählen, was einmal da oder dort, Diesem oder Jenem begegnet, indem daraus zu ersehen sein werde, wie sich der Graf zu benehmen habe. Dieser bezeigt sich damit einverstanden. Patronius beginnt und vollendet in ununterbrochenem Zuge die angekündigte Erzählung, welcher er allemal die Nutzanwendung auf den in Frage gestellten Fall beifügt. Den Schluß eines jeden Capitels macht die Bemerkung, Don Juan habe das Beispiel gut befunden und es in das Buch eingetragen, worauf denn einige Reime jene Nutzanwendung in einem allgemeinen Satze aussprechen. Als ein Beispiel, das die Form veranschaulicht, welche sich getreulich in einem jeden Capitel wiederholt, mag hier, weil es eines der kürzesten ist, das sechszehnte in wörtlich vollständiger Wiederholung einen Platz finden.

„Was der Graf Ferran Gonzalez zu Rumo Lainez gesagt."

„Einst sprach der Graf Lucanor in folgender Weise zu seinem Rathe Patronius: Ihr wißt, daß ich eben nicht mehr jung bin und bisher gar manche Beschwerde ertragen habe; ich kann wol sagen, ich möchte endlich auch einmal ausruhen, auf die Jagd gehn und mich der Mühe und Arbeit entschlagen."

„Herr Graf, erwiderte Patronius, obgleich Ihr da ganz richtig sprecht, so wollte ich doch, Ihr vernehmt, was einst der Graf Ferran Gonzalez zu Rumo Lainez sagte. Was war das, fragte der Graf Lucanor, und Patronius fuhr fort:

„Der Graf Ferran von Gonzalez war in Burgos und hatte in der Vertheidigung seines Landes große Fährlichkeiten überstanden. Als er nun eines Tages etwas mehr Ruhe und Frieden hatte, sagte Rumo Lainez zu ihm: Es schien ihm wohlgethan, wenn er sich künftig nicht mehr in solche Unruhe stürzte und sich und den Seinigen auch einmal Erholung gönnte. Doch der Graf antwortete darauf, es möchte kein Mensch in der Welt lieber als er die Hände in den Schoos legen, wenn er es nur könnte, so aber wüßte er wohl, daß es Krieg gebe mit den Mohren, und Leonern und Navarresen und daß, wenn sie da viel ausruhen wollten, sich seine Feinde sogleich gegen ihn wenden würden."

„Freilich auf die Jagd ziehen mit schönen Falken, auf guten festen Maulthieren bergauf und bergunter, und Land Land sein lassen, das kann ich auch; dann aber würde nur geschehen, wie das alte Sprüchwort sagt: Der Mann ist hin, sein Name mit ihm. Wollen wir dagegen unsere Gelüsten vergessen, und uns tüchtig wehren, und das Panier unserer Ehre immer höher pflanzen, so wird es nach unserm Tode von uns heißen: Der Mann vergeht, sein Name besteht, und da wir, müßig oder geplagt, doch Alle sterben müssen, so scheint es mir sehr unrecht, aus Trägheit nicht dafür zu sorgen, daß bei unserm Tode der Ruhm unserer Thaten nicht mit uns untergeht, und da auch Ihr, Herr Graf Lucanor, wohl wisset, daß Ihr sterben müßt, so entschlagt Euch nimmer aus Sucht nach Vergnügen und Ruhe solcher Thaten, die nach Eurem Tode Euern Namen unvergänglich machen."

„Dem Grafen gefiel des Patronius Rede, er handelte darnach und befand sich wohl dabei. Don Juan aber, dem das Beispiel gut schien, ließ es in dieses Buch eintragen, und machte folgenden Reim:

Jagst du abhold höherm Streben
Müßig nur den Lüsten nach,
Wie so schnell verfliegt das Leben
Und dir bleibt Nichts als die Schmach."

Um nun aber auch dem Leser eine genauere Vorstellung von der Mannichfaltigkeit und Ergötzlichkeit jener auf einen didaktischen Zweck berechneten Erzählungen zu geben und von dem Interesse, das sie zu gewähren im Stande sind, berichten wir weiter über einzelne Capitel. Das erste, bestimmt dem Spruche zur Unterlage zu dienen:

That'st du im Kleinen etwas Gutes, so säume nicht drum,
Thue es im Großen auch, was gut, kommt nimmer um,

berichtet von dem Mohrenkönig Alaquime, dessen gutmüthiger Regierung lange Zeit sich nicht mehr nachrühmen ließ, als daß der König den Klang des Dudelsacks verbessert habe, indem er ausgefunden, wie ein neues Luftloch an diesem Instrumente anzubringen sei. So geschah es, daß „die Zuthat des Königs Alaquime" zur sprüchwörtlichen Bezeichnung einer unbedeutenden Leistung und eine stete Stichelrede auf den harmlosen Regenten wurde. Das Sprüchwort kam auch zu des Königs Ohren; er bestand darauf, daß man ihm erklären solle, was damit gemeint sei. „Als er die Erklärung vernommen, betrübte er sich sehr; da er aber ein guter König war, so mochte er es Denjenigen, die solche Reden führten, nicht entgelten lassen, sondern nahm sich im Herzen vor, eine andere Zuthat zu machen, welche die Leute nothgedrungen preisen müßten. Damals war die Moschee zu Cordova noch nicht vollendet; er that daher die daran noch fehlende Arbeit hinzu und beendigte den Bau und dies war die beste, vollkommenste und herrlichste Moschee, die die Mauren in Spanien hatten. Gottlob, jetzt ist es eine Kirche, zur heiligen Maria von Cordova genannt, denn der heilige König Don Fernando weihte sie der heiligen Jungfrau, als er Cordova den Mauern entriß. Und nachdem jener König die Moschee vollendet und eine so gute Zuthat gemacht hatte, sagte er: wenn man ihn bisher spottweise gelobt hätte, zu Verhöhnung der Zuthat zum Dudelsacke, so würde man es nunmehr aufrichtig thun; und seitdem wurde er hochgepriesen und der Spott verwandelte sich in wahrhaftes Lob, und noch heutzutage sagen die Mauren, wenn sie irgend ein gutes Werk rühmen wollen: das ist die Zuthat des Königs Alaquime."

Das zweite Capitel, das mit dem Sinnspruche schließt:

Nie treib' eine Unbill dich blind drein zu schlagen,
Denn Sieger bleibt, wer männlich weiß zu tragen,

berichtet von drei spanischen Rittern, welche vor Sevilla, als dies vom König Don Fernando belagert wurde, ihren Muth gegenseitig zu erproben, bis an die Stadt ritten, dem Feinde zum Hohne mit ihren Lanzen an das Thor pochten und dann, rasch umwendend, von 1500 Reitern und mehr als 20,000 zu Fuß verfolgt wurden (eine Angabe, die nicht unmerkwürdig ist, indem sie an die komisch übertreibenden Erfindungen des Arioste erinnert, während unser Don Juan so etwas zuverlässig auch nicht entfernt beabsichtigt hat). „Da die drei Ritter nun wol merkten, daß sie sie einholen würden, wandten sie die Rosse gegen sie, um sie zu erwarten, und als die Mohren schon nahe

waren, griff jener Ritter, dessen Namen ich vergessen, sie an. Don Lorenzo Suarez und Garciperez aber, die beiden andern, verhielten sich ruhig; doch als die Mohren noch näher kamen, schlug auch Don Garciperez von Vargas los, und nur Don Lorenzo Suarez blieb still, bis die Mohren ihn angriffen, dann warf er sich auf sie und begann wunderwürdige Waffenthaten zu verrichten.",

Sie würden unterlegen haben, wenn nicht das ganze christliche Heer zu Hülfe gekommen wäre. Als nun von dem Könige darüber Rath gehalten wurde, wer von den drei Rittern der tapferste gewesen sei, vereinigte man sich nach langem Empfangen zu folgendem Ausspruche: „Wäre die Schar der nachfolgenden Mohren von der Art gewesen, daß sie durch den Muth jener drei Ritter überwältigt werden konnte, so würde auch der, den sie zuerst angriff, für den besten zu achten sein, weil er einen Handel angefangen, der sich ausfechten ließ. Da aber der Mohren so viele waren, daß sie dieselben auf keine Weise zu überwinden vermochten, so schlug er nicht drein, um zu siegen, sondern die Scham hielt ihn von der Flucht ab, und so in seiner Herzensnoth, weil er weder fliehen, noch die Flucht ertragen konnte, stürzte er sich auf die Feinde. Den zweiten, welcher später als der erste angriff, hielten sie für tapferer, weil er der Furcht besser widerstanden hatte; den Don Lorenzo Suarez aber, der alle Furcht ertrug und ausharrte, bis die Mohren ihn anfielen, erklärten sie für den besten Ritter."

Das dritte Capitel, berichtend, was Rodrigo dem Franken und seinen Rittern begegnet, um den Spruch einzuschärfen:

Laß nie von Billigkeit und Recht,
Vergälte dies auch mancher schlecht,

erzählt, wie der Graf in das heilige Land ausgewandert, um dort bis an seinen Tod zu verharren und nur drei Ritter ihn begleitet, alle vier dort ins äußerste Elend gerathen, die Ritter ihrem Herrn mit höchster Ergebung bis an sein Lebensende gedient, dann mit den Überresten des Todten bettelnd den Heimweg angetreten, „und der Herr Gutes an den wackern Rittern gethan um des Guten willen, das sie gethan". Diese Novelle — denn eine Novelle im eigentlichsten Sinne des Worts ist die gedachte Erzählung — scheint dem Ref. in ihren Einzelnheiten das Ansprechendste und Rührendste, was man von der Ergebenheit und Treue berichten kann, wozu die Lehnspflicht den Vasallen verband. Welche sittliche Schönheit in Vergleich zu der monströsen Excentricität, welche in Poesien späterer Zeit, z. B. in dem „Stern von Sevilla", der Edelmann für seinen König fanatisirt.

Den religiösen Spruch:

In einem Sprung erstürmt den Himmel,
Wer Gott getreu im Weltgetümmel,

erläutert das vierte Capitel mit einer Erzählung von des Königs Richard Landung im gelobten Lande. Der Graf will vom Patronius wissen, welche Thaten und Werke ihm wol die ewige Seligkeit sichern könnten, nachdem durch seine Kriege, obschon er bemüht gewesen sei, nie durch sein Verschulden den Frieden gegen Christen zu brechen, und durch andere seiner Sünden Viele unverdienterweise in großes Unglück gekommen wären. Jeglicher, entgegnet ihm Patronius, müsse den Himmel durch stand- und berufsgemäße Thaten zu erwerben suchen; so habe der Herr auf eines frommen Klausners wiederholte Frage, wer dereinst im Paradiese sein Gefährte sein werde, demselben durch einen Engel den König Richard von England nennen und dem hierüber höchlich erstaunten Klausner zur Erklärung sagen lassen, daß jener König durch einen Sprung, den er einmal gethan, nicht geringern Dienst seinem Gotte erwiesen und nicht weniger Lohn erworben habe als der Eremit durch alle gute Werke seines ganzen Lebens. Weil hierauf der Klausner sich nur um so mehr verwundert, erzählt ihm der Engel, wie die zum Kreuzzuge verbündeten Franzosen, Navarresen und Engländer schwimmend die Landung auf feindlichem Boden glücklich bewirkt hätten, indem alle Richards Beispiele gefolgt wären, der ihnen voran sich mit dem Pferde vom Schiffe in das Meer geworfen habe.

Zum Theil lassen die Erzählungen sich den besten alten Novellen beizählen und sind sie gerade um der schlichten altertümlichen Schreibart willen, die ihnen den Charakter der Naivetät und Gutmüthigkeit gibt, dem Ref. nicht minder anziehend, als die in den kunstreichsten Perioden geschriebenen des Boccaccio. Das sechste Capitel, welches berichtet: „Was dem Grafen von Provence mit Saladin, dem Sultane von Babylon, begegnet", ist ein neues Beleg, wie zu den feststehenden und durch das ganze Mittelalter verbreiteten Ansichten auch die gehört, daß jener mohammedanische Fürst der Inbegriff adeliger Sitte und jeder nicht einzig und allein von dem Christenthume bedingten Tugend gewesen sei. So findet man ihn im Boccaccio dargestellt und noch früher („Hölle", IV, 129) hält ihn Dante nicht minder hoch als die edelsten und erhabensten Geister der vorchristlichen Zeit. In unserm Werk kommt Saladin noch einmal, nämlich in dem letzten, dem neunundvierzigsten, höchst ergötzlichen Capitel vor, wo derselbe, um auf einer Dame Frage, was die beste Eigenschaft des Menschen, Anfang und Mutter aller Tugend sei, die Antwort zu finden, in Begleitung zweier Hofnarren an den päpstlichen Hof, dann zu dem Könige von Frankreich und zu allen andern Königen reist, ohne den gewünschten Aufschluß zu erhalten, den ihm endlich ein alter Rittersmann gewährt, also sprechend: „Die beste Eigenschaft des Menschen, Haupt und Mutter aller Tugenden ist die Scham. Denn aus Scham erduldet der Mensch den Tod, der doch das Schlimmste, was er erleiden kann, aus Scham unterläßt er, was ihm böse dünkt, so groß auch sein Gelüsten darnach sei; und also ist die Scham der Ursprung aller Tugenden, sowie die Schamlosigkeit aller Laster Anfang." Auf solche Weise erlangt die reizende und kluge Fragerin, daß Saladin es aufgibt, von ihr Verbotenes zu begehren, und daß er ihr und ihrem Gemahle mehr noch als zuvor und aus besserm Herzen gnädig wird.

Die Ausführung des religiösen Spruchs im zehnten Capitel:

Thu' Gutes stets im guten Sinn,
So ist der Himmel dein Gewinn,

lehrt, daß man mit verdienstlichen Werken nur dann den Himmel gewinne, wenn sie in verdienstlichem Sinne und in wahrhaft christlicher Stimmung vollbracht werden; ein Beweis, daß, wie mit dem Katholicismus des Dante die spätere Ablaßkrämerei völlig unvereinbar gewesen wäre, so auch das katholische Spanien des 14. Jahrhunderts gewiß noch weit von jenem erstarrten, ja man möchte sagen, Stockkatholicismus entfernt war, welchem in der „Andacht zum Kreuze" einen allerdings wunderbar ergreifenden poetischen Reiz zu verleihen doch nur die großen Gaben eines Calderon im Stande waren.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Von P. L. Simmonds erscheint demnächst eine Geschichte und Statistik der britischen und auswärtigen Zeitungspresse, von welcher zu hoffen ist, daß sie sich nicht begnügen werde, ein bloßes Register, höchstens mit beigefügter Schilderung der politischen Principien der vorhandenen Zeitschriften, zu liefern, sondern eine tiefere Behandlung des Wesens und der Bedeutung des Journalismus zu Tage fördere.

Die Statue Wilberforce's von Joseph, welche sich bereits in der letzten Ausstellung der königlichen Akademie befunden hat, ist endlich in der Nähe des Querflügels im nördlichen Schiffe der Westminsterabtei, nicht weit von Sir Stamford Raffles' Denkmale von Chantrey, aufgestellt worden. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 81. — 22. März 1841.

Das britische Reich in Ostindien, von M. Björnstjerna. Aus dem Schwedischen übersetzt. Mit zwei Karten. Stockholm, Fritze u. Bagge. 1839. Gr. 8. 2½ Thlr.

Aller Augen sind seit einigen Jahren auf das britische Reich in Ostindien gerichtet; nicht sowol wegen dieses Reiches selbst, sondern wegen der großartigen Bewegungen der beiden größten asiatischen Reiche der Jetztzeit gegeneinander. Die behende, excentrische britische Herrschaft setzt sich auf allen hervorragenden Spitzen der Erde nach und nach fest. Kugel- und klumpenartig nach asiatischer Weise wälzt sich das unbehülfliche concentrische Slawenreich nach allen Seiten weiter, bald dahin, bald dorthin schwankend. Dort die höchste Ausbildung praktischer Intelligenz und intelligenter Speculation; hier die riesenhaftesten Anstrengungen, die rohen Massen wie einen großen, todten Mechanismus zu bewegen und zu Zwecken zu zwingen, von denen sie keine Ahnung haben. Dort die Propaganda der größten Rechts- und persönlicher Freiheit, ohne welche der Brite unter keiner Zone bestehen kann; hier die altasiatische, reinbarbarische Ungleichheit der Rechte und die äußerste Nichtachtung der Person. Dort eine auf Preß- und Sprechfreiheit im weitesten Umfange gegründete Civilisation; hier die bis zur äußersten Möglichkeit getriebene Gefangennehmung des Worts und des Gedankens und eine in ganz Europa zusammengeborgte, mühsam erzwungene, vielfach verfehlte Cultur. Dort der positive Gesammtwille einer Nation; hier der negative Einzelwille eines Autokraten. Man muß sich diese Grundzüge vergegenwärtigen, um das Bild des großen Kampfes, welcher sich vorbereitet, zu überschauen. Es gilt die Herrschaft Asiens und durch sie die Herrschaft über Europa. Die Idee der Welteinheit ist dem russischen Ehrgeiz nicht zu hoch und würde, im edelsten Style der christlichen Civilisation aufgefaßt — aber auch nur dann — Bewunderung erwecken.

Aber Ehrgeiz allein kann solche Plane weder fassen noch verfolgen, wie Rußland sie verfolgt. Jahrhunderte hinaus schiebt es die Erfüllung seiner Wünsche; auf Zeiten weit über Menschenalter berechnet und bereitet es seine Schritte. Es muß sich vom westlichen Europa abschließen, weil dieses sich je mehr und mehr von der absoluten Monarchie zu entfernen scheint. Asien, dem Rußland seiner Natur und seinen Menschen nach mehr angehört als Europa, ist das Land, aus welchem es seine Kräfte ziehen muß. Das ganze, ungeheuere asiatische Rußland zählt zu den 62,000,000 Menschen des ganzen Reichs kaum 5,000,000. Menschenleere Steppenländer ohne innern Gehalt bilden die russisch-asiatischen Provinzen. Der reiche Süden und Südwesten des Welttheils, der von jeher Cultur entwickelte, gehört ihm nicht. Es fühlt, daß ihm das Mark des Lebens entgehe; es strebt nach der Quelle asiatischer Cultur, asiatischen Reichthums, asiatischer Macht. List und Gewalt gelten ihm für Erreichung seines Zwecks gleich viel. Seit Peter dem Großen begonnen, von Katharina fortgesetzt, dann auch bisweilen durch europäische Händel unterbrochen, wurde der Plan nie aus dem Gesicht gelassen und seit dem allgemeinen Frieden in Europa ist er der leitende Lieblingsgedanke des russischen Cabinets gewesen. In den letzten zwanzig Jahren wurde der Kaukasus überstiegen, Georgien und Armenien wurden Rußland einverleibt, Persiens nördliche Provinzen wurden abgelöst und dieses Reich unter russisches Übergewicht gebeugt. Rußland befiehlt unbestritten über das kaspische Meer, den Aralsee und die Mündungen des Orus und Jaxartes, die ihm den Zugang zu Turkistan öffnen. Es hat wiederholte Versuche gemacht, Einfluß auf Khiwa und Bokhara zu gewinnen; seine Agenten und Emissarien haben in verschiedenen Gestalten und Verkleidungen die große Gebirgskette von Centralasien überstiegen und nach Yarkand, Ladakh, Kabiel und Punjab Briefe zweideutigen Inhalts, aber leichtverständlicher Wichtigkeit von den Ministern des Kaisers oder vom Kaiser selbst an die eingeborenen Rajas und Khans gebracht; ja, sie waren mit Gold und Juwelen wohl versehen, um die Dienste der Edeln des Landes und ihre Geneigtheit zu erkaufen. Die südlichen Provinzen des asiatischen Rußlands sind durch ihre Lage und ihr Interesse an ihre Nachbarn gewiesen; weit entfernt von der Civilisation Europas, können sie vermehrten Wohlstand, Industrie und Bevölkerung durch Gegenseitigkeit nur von den Nationen Centralasiens eintauschen, die, obwol zurückgeblieben hinter der Entwickelung Europas, doch weit verfeinerter und civilisirter sind als Kirgisen und Kalmücken.

So entstanden die Irrungen zwischen den Persern und Afghanen. Herat in Khorassan und, wenn dieses gefallen war, Khiwa und Kabul scheinen die Aufgaben gewesen zu sein, von welchen Rußland die Begünstigung des jetzigen

Schachs von Persien vor seinen zahlreichen Mitbewerbern abhängig gemacht zu haben scheint. Englands diesmal kurzsichtige Politik hatte sich für denselben Zweck brauchen lassen, uneingedenk der Bestrebungen Rußlands. Im J. 1838 wurden diese Machinationen auch England klar. Es griff, wie es mußte, die Pläne Khanehan's in Herat, setzte den Schach Sudscha an des, von den Russen völlig gewonnenen Dost Mohammed Khan's Stelle auf den, Ersterm geraubten Thron von Kabul und verband sich durch den Vertrag von Lahore mit Runjeet Singh, der sich die Sikhs unterworfen und ein wohlgeordnetes Reich an dem obern Indus von Kaschmir bis Peschawur gegründet hatte. Durch diese Barriere glaubt England sein Indien vor den Angriffen Rußlands, selbst wenn dieses Persien völlig unterwürfe, gesichert zu haben. Doch hat es zu aller Vorsicht von einem wichtigen Punkte im persischen Meerbusen Besitz genommen, und schwerlich dürfte Persien es immer für sein Interesse halten, den Vortrapp der Russen nach Indien zu bilden, selbst wenn Rußland im Stande wäre, ihm die Kosten solcher Feldzüge wie die gegen Herat (1818 u. 1838) vollständig zu ersetzen.

Aber was geschieht? Kaum hat England seine Grenzen durch die Vertheidigung von Herat gegen russische Artillerie und Ingenieurs und durch Vertreibung Dost Mohammed's und Einsetzung Sudscha's gesichert, so marschirt ein starkes russisches Armeecorps durch die Sand- und Salzwüsten zwischen dem kaspischen Meere und dem Aralsee auf Khiwa. Nicht die Räubereien der Khiwaer, nicht die Sicherheit der Karavanen — eine Etape nach Indien muß gewonnen werden, da Herat und Kabul in englischen Händen sind. Durch Märsche dahin haben die Briten den Russen die andern Etapen gezeigt, welche den Weg nach Indien bilden. Das Problem eines Landmarsches nach Indien scheint gelöst; so gut 20,000 Mann der ostindischen Compagnie von Delhi nach Kandahar und Kabul marschiren konnten, so gut können 40,000 Russen von Astrachan an den Ganges und nach Kalkutta gelangen.

Diese Möglichkeit ist es, welche England, welche das ganze westliche Europa beschäftigt. Dank muß man es daher dem Generallieutenant, Grafen Björnstierna wissen, daß er, seit nun zwölf Jahren schwedischer Gesandter in England, seine Muße, seine vortreffliche Bildung als Generalstabsoffizier und seine Bekanntschaft mit den ersten Männern Englands benutzte, um sich jene Frage zu lösen und Europa die Antwort auf einfache, faßliche und höchst geschmackvolle Weise vorzulegen.

Indessen darf man ein Werk über Indien nicht in die Hand nehmen, ohne zu berücksichtigen, daß in England selbst zwei Parteien oder zwei Ansichten über die Verwaltung dieser britischen Besitzung existiren, die sich gerade entgegengesetzt sind. Es haben in der neuesten Zeit wieder, wie zu Burke's Zeit, ausgezeichnete Civil- und Militairbeamte der Compagnie und der Krone über den Zustand und Werth jener Verwaltung geschrieben, und aus Allem, was veröffentlicht worden ist, tritt der unabweisliche Vorwurf hervor, daß das System der Compagnie bis hierher nicht auf das Wohl Indiens, sondern auf das der Compagnie gerichtet war, daß daher der größte Theil der ihr mittelbar und unmittelbar unterworfenen Provinzen mangelhaft, ja zum Theil sogar schändlich verwaltet worden ist, daß die so getäuschten Völker den Briten abhold sind und ein gewandter asiatischer Gegner leicht eine Brücke in das Herz der Colonie finden könne. Wir erinnern hier an Capitain J. Sutherland's höchst gründliches Werk: „Skizzen über die Beziehungen zwischen der britischen Verwaltung von Indien und den verschiedenen einheimischen Staaten" *), welche der Verf. nebst mehren andern, noch vor dem Erscheinen seines Werks an das Licht getretenen, sehr guten Schriften über den Gegenstand in seinem, dem Ganzen angehängten Verzeichniß der von ihm benutzten Schriften nicht mit aufgeführt hat. Sutherland diente selbst lange in Indien und hatte als Soldat, als Resident bei verschiedenen Fürsten Indiens und als Freund der Generalgouverneure, Sir Charles Metcalf und Lord Bentink, Gelegenheit, die Archive zu benutzen, und gab eine Darstellung der verschiedenen Gattungen von Verträgen zwischen der Compagnie und den indischen Fürsten nebst deren historischer Entwickelung, ein Werk, welchem in England eine große diplomatische Wichtigkeit beigelegt wird. Aus diesem Werke geht wenigstens so viel mit Gewißheit hervor, daß die Compagnie erst sehr spät darauf gedacht hat, die Völker Indiens unter den tributairen und verbündeten Fürsten nach Billigkeit und Recht zu behandeln und — leider vielleicht zu spät — mit sich zu versöhnen, und daß sie noch heutiges Tags nicht immer solche Leute zu Verwaltern und Residenten der Provinzen wählt, die eine mehrseitige Bildung für solche Stellen haben.

Treten wir nun mit dem Verf. an dieses Reich. Welche Welt liegt vor uns! Bei Moses' Geburt, fast 1500 Jahre vor Christus, stand Indien schon auf der Stufe der Cultur, auf der es jetzt steht, und gewiß noch höher. Es hatte schon geschriebene Gesetze und Religionsbücher; Geometrie, Astronomie und Baukunst waren sehr ausgebildet; das Land war glücklich unter hierokratischer Verfassung, durch vier Kasten gebunden, aber auch geschützt vor innerer Verwirrung, durch den Glauben an den alleinigen, unbegreiflichen Gott und an ein Fortleben der Seele auf den Weg der Civilisation geleitet. Die höhern Kasten, Brahminen und Ketrys (Priester und Krieger), stammten wahrscheinlich aus dem Norden und scheinen mit den Gothen in Skandinavien eines Stammes. Ein Buddha einigte die Religionslehre der Brahminen wol schon lange vor Zoroaster, der erst 500 Jahre vor Christus und nach dem indischen Reformator Sakia, welcher auch den Beinamen Buddha annahm, die Perser mit dem Buddhaismus bekannt machte, nachdem schon Fo (Confucius) 1200 Jahre vor Christus (nach der Angabe der Chinesen) den Buddhais-

*) Sketches of the relations subsisting between the British government of India and the different native states. By J. Sutherland, Captain 3d Regiment Bombay light Cavalry (Kalkutta 1833). Das Werk ist in England selten und wahrscheinlich von der Compagnie aufgekauft.

mus zu diesen gebracht hatte. So kam von den Hindus die Cultur der Chinesen, Japaner, Thibetaner, der Siamesen, Avaner, Peruaner, Cochinchinesen, Abyssinier, Ägypter und Perser. Wunderbar tritt uns das Suchen des Dalai-Lama, des thibetanischen Papstes, in den Ländern des Orients entgegen, und was Hr. v. Schubert in seiner „Reise nach dem Orient" über die drei Weisen aus Morgenland, welche dem Sterne nachgingen, anführt, macht es höchst wahrscheinlich, daß die Conjunction der Planeten, unter welchen Christus geboren ward, von den Indiern wahrgenommen und vielleicht berechnet war, und daß sie jene Magier abgeschickt hatten, sowie ihre Nachbarn noch jetzt nach astronomischen Wahrnehmungen den Dalai-Lama suchen und ermitteln, wenn ein solcher Papst gestorben ist.

Wenn aber — sagt der Verf. — die Civilisation in Indien die älteste ist, so ist sie dagegen im höchsten Grade stillstehend geblieben. In Europa ist Alles veränderlich, flüchtig, wechselvoll, in Indien Alles stillstehend, ruhig, unbeweglich gewesen. Auch da eilt zwar die Zeit mit ihren Schwingen vorwärts, aber vermag nicht die steife Gestalt zu berühren; auf sie hat weder das proselytische Schwert des Muselmannes, noch das milde Licht der christlichen Lehre irgend welchen Einfluß gehabt, und noch steht der Hindu an den Altären seiner Götter mit derselben Hingebung als zu der Zeit, da Orpheus die wilden Thiere bezauberte und Moses den Sinai bestieg.

Glaubenslehre, Sitten, Gebräuche, Kleidung, Cultur, Alles ist unbeweglich geblieben gleich den Tempeln bei Ellora, aus Granitfelsen gehauen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Graf von Lucanor. Von Don Juan Manuel. Übersetzt von J. Freiherrn von Eichendorff.

(Beschluß aus Nr. 80.)

Das funfzehnte Capitel eifert gegen den Geiz und die Erzählung ist kurz genug, um hier vollständig mitgetheilt werden zu können. „In Bologna war ein Lombarde, welcher große Schätze besaß und nur auf das Zusammenscharren, gleichviel woher es kam, bedacht war. Dieser verfiel in eine tödtliche Krankheit, und da einer von seinen Freunden sah, daß es mit ihm zu Ende ginge, rieth er ihm, bei dem heiligen Dominicus, der damals in Bologna war, zu beichten. Der Lombarde war es zufrieden, als sie aber zum heiligen Dominicus kamen, schickte dieser einen der Mönche zu dem Kranken. Da nun die Söhne des Lombarden erfuhren, daß man nach dem heiligen Dominicus geschickt, waren sie sehr verdrießlich darüber, denn sie fürchteten, er möchte ihren Vater zur Herausgabe alles Dessen, was auf seiner Seele lastete, bewegen, sodaß sie dabei leer ausgingen. Als daher der Mönch kam, sagten sie ihm, der Vater läge im Schweiß, sobald dieser vorüber, würden sie ihn reden lassen; doch bald darauf verlor der Lombarde die Sprache und starb, ohne für sein Seelenheil gesorgt zu haben. Am andern Tage, da man sich zum Begräbniß rüstete, baten sie den heiligen Dominicus, die Leichenrede zu halten. Der Heilige that es, als er aber in der Predigt des Verstorbenen gedenken mußte, sagte er nur den biblischen Spruch: Ubi est thesaurus tuus, ibi est cor tuum, d. h. wo dein Schatz ist, da ist dein Herz. Darauf wandte er sich zum Volke und sprach: Freunde, auf daß ihr die Wahrheit der Worte des Evangeliums erkennt, suchet das Herz dieses Todten, und ich sage Euch, Ihr findet es nicht in seinem Leibe, sondern in dem Kasten, wo sein Schatz liegt. Sie gingen nun hin und suchten das Herz in dem Leichnam des Lombarden, aber vergeblich, sie fanden es nicht, wie der heilige Dominicus gesagt, und es war voll Würmer und stank wie ein Aas auf Erden, so faul es auch sei."

Des sechsundzwanzigsten Capitels, wo, den Spruch einzuschärfen:

> Wer an dir lobt, was du nicht hast,
> Der will dir nehmen, was du hast,

die aus dem Phädrus wohlbekannte Fabel erzählt ist, in welcher der Rabe von dem arglistig schmeichelnden Fuchse um einen Käse gebracht wird, weil er dem Fuchse will seine Stimme hören lassen, erwähnen wir nur als eines Beleges, daß es dem Autor nicht darauf angekommen ist, ergötzliche Geschichten und Fabeln zu erfinden, man vielmehr aus dem Tone des ganzen Werks und eines jeden einzelnen Capitels abnehmen wird, daß er, insoweit er nicht etwa einen Vorfall aus seinem eigenen Leben berichtet, die Erzählungen gewiß sämmtlich vorfand, nicht zu gedenken, daß sein Leben zu groß und thatenreich war, als daß er hätte auf solche Erfindungen ausgehen mögen (vergl. Vorrede S. VII). Über den ernsten Zweck des Werks spricht der Autor im Eingange desselben sich ebenso bestimmt als innig aus, indem er sagt: „Er habe nach dem Gebrauche der Ärzte gethan; denn wenn diese eine Leberkrankheit heilen wollen, so mischen sie, weil die Leber ihrer Natur nach das Süße liebt, Zucker, Honig oder irgend eine andere Süßigkeit in die Arznei, und, ermuntert durch das Behagen am Süßen, erträgt die Leber willig die ihr dienliche Arznei, und auf dieselbe Art gibt man jedem Gliede, das der Heilung bedarf, das Heilmittel mit irgend einem Beisatz, welcher der Natur dieses Gliedes zusagt. Auf ähnliche Weise nun soll mit Gottes Hülfe dieses Buch verfaßt und auch von Nutzen sein, wenn Die, so es lesen, aus eigener Neigung zu den nützlichen Dingen, die sie darin antreffen, Gefallen finden, und selbst diejenigen Leser, die solches Gute nicht zu würdigen wissen, werden doch nicht umhin können, mit den einnehmenden Redensarten, die es enthält, auch die damit vermischten nützlichen zu lesen und wider ihren Willen davon Vortheil zu ziehen, gleichwie die Leber und die andern genannten Gliedmaßen von den mit Süßigkeiten versetzten Heilmitteln. Und so wolle denn Gott, der vollkommen ist und jedes gutgemeinte Unternehmen durch seine Gnade und Barmherzigkeit ergänzt, es also fügen, daß Alle, die dieses Buch lesen, davon zu seinem Dienst, sowie zum Heil ihrer Seele und ihrem leiblichen Frommen Gebrauch machen, da Er wohl weiß, daß ich, Don Juan, es in dieser Absicht geschrieben. Was sie darin Mangelhaftes finden, mögen sie nicht meinem Vorsatz, sondern meiner mangelnden Einsicht zuschreiben. Wo sie aber etwas Rechtes gut gesagt finden, da sollen sie es Gott verdanken, denn Er ist es, von dem alle Weisheit kommt." Noch nach beinahe einem halben Jahrtausend kann der „Graf Lucanor" den von dem Autor damit beabsichtigten Zweck erfüllen. Denn anstatt von Hunderten und Tausenden kindischer Kinderschriften, welche den Geist und das Herz der unerwachsenen Jugend bilden sollen, möchte Ref. den „Grafen Lucanor" zu solchem Zwecke empfehlen; und darum hier die gewissenhafte Versicherung, daß die einzige Stelle, welche nicht taugen möchte, von dem unreifen Alter gelesen zu werden, im einundvierzigsten Capitel steht, wo ein Guter und ein Böser sich in Güter des Lebens theilen, der Böse allemal den Guten bevortheilt, endlich aber sich in der eigenen Selbstsucht fängt.

Wer für wichtig hält, was in Verbindung mit einem Drama des Shakspeare steht, wird mit Verwunderung erfahren, daß im fünfundvierzigsten Capitel, überschrieben: „Wie es einem jungen Manne an seinem Hochzeittage ergangen", und schließend mit den Worten:

> Zeigst du nicht gleich, wer Herr im Haus,
> So sieht's du hinterher nichts aus,

Petruchio und Katharina in „Taming of the shrew" bereits ihr Vorbild finden. Schwerlich hat irgend einer der Editoren des Shakspeare, die Geschichte von jenem Lustspiele zu Grunde liegenden Fabel so weit zurückgeführt. Ein mannichfacher Jüngling, der sich gegen Mangels an Vermögen eine ruhmliche Laufbahn verschlossen findet, heirathet eine junge, überaus schöne

und reiche Dame seines Volks, der sich, ihres unbändig heftigen Charakters wegen, noch kein Freier zu nähern gewagt hat. Als das junge Paar zum ersten Male allein zusammen speist, befiehlt der neue Ehemann seinem Jagdhunde ihm Waschwasser zu bringen, und als der Hund nicht Folge leistet, stößt er denselben, anscheinend wüthend über den Ungehorsam, mit dem Schwerte nieder. Ebenso treibt er es darauf mit einem Schooshündchen und mit seinem einzigen Pferde. Dann lautet die Erzählung weiter also: „Und da er von einer Seite zur andern geschaut und kein lebendiges Wesen mehr gewahrte, wandte er den Blick furchtbar auf sein Weib und sagte, das bloße Schwert noch immer in der Hand, in großem Grimme zu ihr: steht auf und bringt mir Waschwasser! Die Frau, der es nicht anders war, als würde sie selbst schon in Stücke gehauen, sprang eiligst auf und brachte ihm das Wasser. Da rief er: Ha! wie danke ich Gott, daß Ihr meinen Befehl befolgt habt, denn bei der Wuth, in die mich jene Narren versetzt, wäre es Euch sonst ergangen wie ihnen. Darauf befahl er ihr, sie solle ihm zu essen geben, und sie that es, er sagte es ihr aber in einem solchen Tone, daß sie glaubte, ihr Kopf wäre schon in Scherben; und in dieser Weise ging die Geschichte die ganze Nacht hindurch und sie muckste nicht, sondern that Alles, was er ihr befahl. Nachdem sie aber ein Weilchen geschlummert hatten, sagte er zu ihr: von dem großen Zorne kann ich nicht ruhig schlafen, sorget dafür, daß mich Niemand wecke und haltet ein gutes Frühstück bereit. Am andern Morgen nun frühzeitig versammelten sich die Väter, Mütter und Basen vor der Thür, und da drin Alles stille war, befürchteten sie, der junge Ehemann sei todt oder verwundet, in welcher Besorgniß sie noch mehr bestärkt wurden, als sie durch die Thürritzen nur die Frau allein erblickten. Kaum aber hatte diese sie an der Thür bemerkt, so schlich sie ganz leise und furchtsam heran und flüsterte ihnen sogleich entgegen: „Ihr Unglückseligen, was macht ihr da, wie unterfangt ihr euch, an die Thür zu kommen und zu plaudern? schweigt, oder wir Alle sind Kinder des Todes.“ Da die draußen dies hörten, waren Alle sehr verwundert. Nachdem sie aber erfahren, wie die jungen Eheleute die Nacht zusammen zugebracht hatten, wurde der junge Mann hochgepriesen, daß er so gut sich zu helfen und in seinem Hause aufzuräumen gewußt; und von diesem Tage an war die Frau wie um den Finger zu wickeln, und sie führten miteinander ein glückliches Leben. Ein paar Tage nachher aber wollte es der Schwiegervater seinem Eidam nachmachen und tödtete auf dieselbe Weise ein Pferd; da sagte seine Frau zu ihm: laß gut sein, Alterchen, du besinnst dich zu spät, wir kennen einander schon.“

Auch ist es überraschend, das wohlbekannte Geschichtchen von einem Milchmädchen, das auf dem Wege nach der Marktstadt sich Luftschlösser über Luftschlösser baut, wie sie, den Erlös aus ihrer Milch in immer werthvollern Waaren anlegend, reich werden müsse, plötzlich das Gefäß zerbrechen läßt, schon im neunundzwanzigsten Capitel des „Grafen Lucanor“ zu finden, nur mit dem Unterschiede, daß hier ein Honigtopf die Quelle des Reichthums werden soll.

Ref. ist nicht im Stande gewesen, das Original, welches (vgl. Vorrede S. VI) in Spanien zu den bibliographischen Seltenheiten gehört, mit der Übersetzung zu vergleichen, da der erst im verwichenen Jahre in Deutschland erschienene Abdruck ihm nicht vorgelegen hat, auch nicht eben erreichbar war. Kein hinreichender Grund schien dies, die Anzeige zu verschieben. Denn was aus der Schrift ist wörtlich mitgetheilt worden, scheint auszureichen, um über die Verdeutschung das im Eingange der Anzeige abgegebene Urtheil zu fällen. Was könnte man mehr verlangen als eine dem Stoffe und dem Zwecke seiner Behandlung entsprechende Form, und eine solche ist der Styl der Übersetzung und bleibt er, wenn sich auch äußersten Falles der lobenswerthen Leistung hin und wieder ein Verstoß gegen diese oder jene Einzelnheit des Originals nachweisen ließe. 96.

Rüge.

....., 4. März 1841.

Es ist höchst erfreulich, daß ganz Deutschland den Frieden will, zugleich aber fest entschlossen ist, jedem Angriffe nicht mit halben Maßregeln, sondern auf die kräftigste, ausdauerndste Weise entgegenzutreten. Wie ist es aber möglich, daß man bei dieser Gesinnung, mit tadelnswerther Gleichgültigkeit und verdammlicher Lässigkeit, unsere reine, reiche, sinnvolle, überall ausreichende Stammsprache, nicht blos in Tagsblättern, sondern auch in wissenschaftlichen Werken, ja in öffentlichen Gesetzen mishandelt und ihr eine Hanswurstjacke fremder Worte überzieht, die in den schlechtsten Zeiten des 17. Jahrhunderts nicht bunter und geschmackloser war.

Aus einem zufällig mir in die Hände kommenden Blatte der Zeitung, welche den Namen des angeblich deutschesten Staates an der Spitze trägt, ziehe ich folgende Worte aus: Provinz, Corps, International, Registrirung, Industrie, Nekrolog, Chronik, Nomination, indirekt, Kabinet, Acclamation, Tarif, Debit, Comtoir, Commissarius, Propositionsdekret, Residenz, Assecuration, publiciren, Fundament, Institution, Akt, Accent, Material, Plenarberathung, Referent, definitiv, Protokoll, Reglement, Resultat, Motiv, Revision, Servitut, eventuell, Emanirung, Statut, particular, Appellation, Modification, Instanz, Interesse, laudemial, Legitimation, Attest, Pension, Promemoria, Kanon, Kontrakt, Parzellirung, legislativ, Deklaration, Redaktion, Periode, mobil, Dislocation, Fonds, Amortisation, Reglement, intestat, Regal, Societät, Regulativ, Contingentirung, Reluition, Fourage, nationell, Nationalität, Qualification, Institution, real, Etablissement, Melioration, Fortification, Dokument, Amendement, Basis, Transport, Majorität, Approbation, Departement, commandiren, Interessent, Corporation, Institut, Modification, Introitus, Deputation, Votum, Programm, Interpellation, Debatte, speziell, Definition, Attentat, Insinuation, Reaktion, Coalition, Intention, Princip, Doktrin, compromittirt, inconsequent, Liquidation, Speculation, Revenuen, Diskussion, respektiv, definitiv, effektiv, nicht effektiv, Koryphäe, Personal, Individuum, Individuum, Individuum u. s. w. u. s. w.

So richten wir unser edelstes Eigenthum, unsere Denk- und Sprachweise selbst zu Grunde; ja, es finden sich nur zu viele Hochmüthige, welche das Gefühl für volksthümliche Sprachlehre verspotten, Faule, die den naheliegenden Schätzen nicht nachgraben wollen, Leichtsinnige, welche sich mit fremdem Tande zu bereichern wähnen, und Abgeschmackte, welche damit höhere Bildung zu Tage legen wollen. Wenigstens an dieser Stelle sollte man den Vorzug der Franzosen anerkennen. Sie würden Jeden, der ihre (obwol ärmere) Sprache so mishandeln wollte, mit wohlverdienter Geißelung bestrafen, oder für ein der Zurechnung nicht fähiges Individuum, das heißt für einen Narren erklären. 95.

Bibliographie.

Bareste, E., Nostradamus und dessen wunderbare Prophezeihungen bis in das Jahr 3979. Nebst den Belegen für viele seiner bereits eingetroffenen Wahrsagungen. Von E. Herrmann. 8. Leipzig, Hunger. 10 Ngr. (8 Gr.)

Dusle-Bimbam. Sammlung heiterer Poesien und Scherzreden zu Vorträgen in geselligen Kreisen. Gr. 12. Berlin, Stange. 12½ Ngr. (10 Gr.)

Gustaf der Dritte und sein Hof. Historischer Roman aus dem letzten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts. Nach dem Schwedischen von E. Eichel. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 10 Ngr. (3 Thlr. 8 Gr.)

Heusinger, C., Sagen aus dem Werrathale. 8. Eisenach, Bärecke. 25 Ngr. (20 Gr.)

Schmidt, H., Rosenblüthen. Erzählungen, Reisebilder und Genrebilder. 3 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 82. — 23. März 1841.

Das britische Reich in Ostindien, von M. Björnstjerna. Aus dem Schwedischen übersetzt.

(Beschluß aus Nr. 81.)

Nachdem uns der Verf. in kurzen und bestimmten Zügen mit Theogonie, Glaubenslehre, Philosophie und Poesie der Hindus, mit Buddhaismus und Jainaismus, mit den mohammedanischen Volksstämmen in Indien, den feueranbetenden Guebers oder Parsen, den sogenannten Thomasischen Christen, der Kasteneintheilung, den Eroberungen und Verwüstungen von Hindostan von Cyrus bis zu den Turkomanen und Mongolen bekannt gemacht hat, gelangt er zu der Entstehung und den Schicksalen der ostindischen Compagnie der Briten und deren gegenwärtiger Stellung.

Mit höchstem Interesse wird man hier die Nachweisungen lesen, mit welcher Weisheit, Berechnung und Enthaltsamkeit diese Kaufleute seit 1756 ein Reich in Indien in wenigen Jahren gründeten, das zu der Zeit, wo der Verf. sein Werk beendete (1838), 112 Millionen directer und 100 Mill. mehr oder minder indirecter Unterthanen schon vor dem neuesten Kriege zählte; ferner daß diese 112 Mill. die Briten als Wiederhersteller der Hindunation und ihres religiösen Gesetzes und als Beschützer gegen die fürchterlichen Bedrückungen der intoleranten mohammedanischen Eroberer betrachten, daß die Compagnie außer den Monopolen des Tabacks-, Indigo- und Opiumhandels nur einen Überschuß der mäßigen Steuern von etwa 1,100,000 Pf. St., und von jenen Handelsmonopolen etwa 800,000 Pf. St. jährlich zieht, davon aber 1) die durch Parlamentsbeschluß auf 10½ Procent limitirten Zinsen des ursprünglichen Actiencapitals von 6,000,000 Pf. St.; 2) die Besoldungen des Court of control, der Directoren, Gebäude in England u. s. w.; 3) einen Theil der Ausgaben für Civil- und Militairverwaltung bestreitet, daß also der Vortheil Englands nicht in einem Erpressungssysteme, sondern in dem, bekanntlich seit 1834 freigegebenen Handel und sonstigem Verkehr mit Indien und allen Ländern östlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung liege. Und allerdings bringt dieser Handel und Verkehr England noch jetzt 6,000,000 Pf. St. ein, ein Gewinn, welcher beweist, daß der Reichthum Englands sich wesentlich auf Indien stütze, wenn man bedenkt, welch ungeheueres Capital in Bewegung gesetzt sein müsse, um diesen Gewinn, zu welchem alle Nationen der Welt beisteuern, hervorzubringen. Allein es geht kein Geld aus Indien nach England. Im Thee aus China und andern indischen Waaren werden alle Tratten bezahlt. Die einzige Bedrückung Indiens liegt in dem, die berühmte alte indische Manufactur zerstörenden Fabrikwesen Englands und dem nicht wechselseitigen freien Aus- und Einfuhrrechte der Engländer; doch hofft man, daß gerade deshalb in einiger Zeit auch in Indien Fabrikunternehmungen entstehen werden, was die Engländer nicht zu hindern beabsichtigen, sobald nur erst der Sinn dafür in den Hindus oder Parsees erwacht ist.

Aber auch die Militair- und Civilverwaltung des Landes wird als ein Muster geschildert. Nach Wellington's eigenem Ausspruch ist die indische Cipoys- (Knappen-) Armee mit britischen Offizieren die erste und bravste in der Welt. Sie ist so zuverlässig und den Briten so ergeben, daß, wie mehre Beispiele beweisen, im Falle der Meutereien unter den britischen Offizieren und britischen Truppen selbst, die Cipoys nicht wankten, und so tapfer, daß sie in mehren schwierigen Fällen selbst die englischen Truppen übertrafen. Der Glaube an die Seelenwanderung mag diese Tapferkeit und Todesverachtung unterstützen. Die Meutereien unter eingeborenen Truppen waren in der Regel Folgen unverständigen Benehmens der britischen Offiziere, oder der Verführung unzufriedener indischer Häuptlinge. Die Compagnie bezahlt ihre Truppen gut; die Kriegerkaste ist dadurch zum Theil beschäftigt und von Fehden und Raubzügen abgehalten; allein da die Compagnie seit 1824 nur etwa 180,000 Mann hält, muß sie einen großen Theil der Dienstlustigen zurückweisen und in Anwartschaft stellen; sie würde aber begreiflicherweise im Stande sein, die Armee zu versechsfachen, wenn es nöthig würde. In diesem Heere hat jede Compagnie einen britischen Hauptmann, Lieutenant und Fähnrich, und dieselben Grade sind auch mit Hindus besetzt; doch steht der Hindshauptmann unter dem britischen Fähnrich. Alle Offiziere vom Hauptmann aufwärts sind blos Engländer. Dessenungeachtet ist der Dienst gesichert, denn die englischen Offiziere sind im Durchschnitt sehr gebildet und können nach Dem, was sie an Sprachen und militairischen Kenntnissen aufweisen müssen, nicht als unbärtige Knaben in den Dienst treten. Der Ehrgeiz der Cipoys steht nur ihrem Muthe gleich und wird von keiner europäischen Nation, selbst nicht von den Franzosen übertroffen. 26,582 Mann Europäer al-

ler Grade und Waffengattungen, wovon nur 3600 Offiziere bei der hinduschen Armee verwendet sind, reichen daher hin, die ganze riesenhafte Besitzung zu sichern. Diese britischen Soldaten werden mit körperlichen Züchtigungen disciplinirt, während die Cipoys keine körperliche Strafe erhalten! Nirgend thut ein Ehrenzeichen größere Wirkung als hier und ist das Streben aller Krieger.

Auf ähnliche Weise ist die Rechtsverwaltung des ungeheuern Landes durch ein exemplarisch gebildetes und geschultes Beamtencorps gesichert. Zu diesen Wohlthaten fügten die Engländer völlige Gleichstellung der Kasten vor dem Gesetz, die Jury, auf welche die Hindu sehr halten, die Heilighaltung des Eigenthums und die Unantastbarkeit der persönlichen Freiheit, die Preßfreiheit, die vollkommenste aller bekannten Gemeindeverfassungen, deren Grundlagen sie schon vorfanden, und einen Schulunterricht, der alle Kasten und Geschlechter gleichmäßig begreift, sodaß, wenn in Preußen, dem in dieser Hinsicht am besten organisirten Staate der Welt, unter sieben Menschen einer lesen und schreiben kann, in Indien das Verhältniß wie 1 zu 5 ist. Und dieses erstaunenswerthe Resultat hat man im Laufe von nicht mehr als 20 Jahren gewonnen! Neben den Volks- und Elementarschulen finden sich in allen größern Städten hohe Schulen (Colleges), in welchen die Söhne der Hindu mit ihrer und der europäischen Literatur und der englischen Sprache bekannt gemacht werden. Shakspeare ist dort wie in England der Lieblingsschriftsteller. Die englische Sprache gewinnt in allen Classen Eingang und europäische Civilisation kommt mehr und mehr neben der hinduschen auf und bereitet eine Reformation vor, welche vielleicht das Land früher oder später zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit führen dürfte.

Allein im Innern haben die Engländer einen bedeutenden Feind an den indischen Völkerschaften, deren Beherrscher sie in irgend ein abhängiges Verhältniß zu der Compagnie gebracht haben. Der Verf. berührt diesen faulen Fleck, wie es uns scheint, zu oberflächlich, und wir können uns nicht enthalten, zu vermuthen, daß er, da er das für diesen Gegenstand so wichtige Werk des Capitain Sutherland mit Stillschweigen übergangen hat, nicht ohne ein Parteiinteresse geschrieben habe. Zwar leugnet er die Möglichkeit nicht, daß z. B. Rußland die indischen Fürsten und deren Völker in ein Verständniß mit sich ziehen und so sich die Möglichkeit der Eroberung Indiens erleichtern könne, aber er zergliedert diese Stellung und Gefahr nicht genug, um die Wahrscheinlichkeit der Erfüllung dieser Befürchtung, welche jeder Engländer theilt und welche ganz besonders zu den neuesten Maßnahmen der Compagnie auf der Westseite des Indus geführt hat, darzulegen.

Die Compagnie hat nämlich lange Zeit ein sehr schändliches System gegen die indischen Fürsten, welche sie nicht zu entfernen wagte, und gegen deren Völker beobachtet. Habsucht und Grausamkeit herrschten vor. Dadurch sind viele dieser Völker vielleicht für immer ihre Feinde. Zwar fing man besonders in den letzten 30 Jahren an diesen Fehler einzusehen und zu verbessern, aber man führte die Verbesserungen nicht gleichmäßig durch; neue Provinzialgouverneure und Residenten verfolgten andere Ansichten und Zwecke, und was früher gewonnen war, ward in viel kürzerer Zeit verloren. Man that in diesen Provinzen nichts für die Belebung des Binnenhandels; man sorgte nicht für eine gleichmäßig gute Behandlung und Bezahlung der Truppencontingente, man gewöhnte die indischen Gemeinden nicht an eigene gewissenhafte und einsichtige Verwaltung ihres Interesse, man überschwemmte die abhängigen Provinzen mit englischen, habsüchtigen Unterbeamten, vernachlässigte die Ausbildung der Justiz, genug man dachte nicht an die Möglichkeit, sich einen Feind zu erziehen, der zwar als innerer an sich verächtlich sein mag, aber in Verbindung mit einem mächtigen äußern höchst gefährlich werden muß. Denn dieselben kühnen Soldaten, welche die Heere der Briten bilden, finden sich in jenen Provinzen und dürften um so furchtbarer werden, wenn sie, von einem einsichtigen Gegner disciplinirt und organisirt, mit dem Gefühl der Rache auf die Briten stürzen. Hoffentlich hat man in England, wo es an politischem Verstande wahrlich nicht fehlt, dies Alles jetzt vollständig begriffen und sich von jener Schlaffheit in Bezug auf diesen Theil des indischen Reichs entfernt. Überhaupt aber wirft man der britischen Verwaltung in neuerer Zeit vor, daß sie auf ihre directen indischen Unterthanen nicht mehr dieselbe Aufmerksamkeit in Ausbildung ihres angestammten Rechts und ihrer eingelebten Institutionen aller Art verwende, daß die neuere Gattung der freilich oft wechselnden Militair- und Civilbeamten ihre Aufgabe in dieser Beziehung nicht mehr genug zu würdigen wisse, genug daß der frühere Eifer verloren gegangen sei und daß man, weil man sich bisher gehütet habe, sich in die Händel der asiatischen Fürsten jenseit der Grenzen Indiens zu mischen, einer höchst gefährlichen Sicherheit, einem strafbaren Übermuthe und einem verweichlichenden Luxus sich überlassen habe.

Indessen mögen auch viele der tributairen und verbündeten indischen Völkerschaften auf die Engländer als auf ihre Erlöser harren, und so lange diese das ihnen direct unterworfene Land bei seinen mannichfach verschiedenen, meist sehr schönen Einrichtungen, seinen Sitten und Gebräuchen, so weit sie nicht staatsgefährliche Auswüchse wie Suttees und Menschenopfer sind, ungestört belassen, so lange noch europäische Civilisation nicht diese ganzen Massen durchdrungen hat, so lange können die Briten den Besitz Indiens für ungefährdet halten. Der Frage aber, ob die Gefahr nicht dennoch bald von außen kommen könnte? ist der letzte Abschnitt des Werks ausschließlich gewidmet.

Der einzige zu fürchtende Feind in Asien sind die Russen. Allein Indien ist von der Natur wunderbar geschützt. Das in seiner Ausdehnung von Westen nach Osten ganz Nordindien begrenzende, 16—22,000 Fuß hohe Himalayagebirge ist an sich unübersteiglich; die wenigen Pässe, welche durch dasselbe führen, sind durch Forts und wenige Mannschaft gegen jeden Feind leicht zu vertheidigen. Der

Indus aber, welcher in seinem, 200 geographische Meilen langen Laufe vom Himalayagebirge bis zum Meere die Nordwestgrenze bildet, ist nur auf drei Wegen für eine europäisch-organisirte Armee von Centralasien aus zu erreichen, damit aber noch nicht überschritten. Während die indische Armee an ihm eine natürliche Basis mit allen Hülfsquellen in der Nähe hätte, würde eine feindliche Armee nur das wenig beschiffte kaspische Meer als ihre Operationsbasis betrachten können. Unter den drei Wegen aber, die von da nach Indien führen, ist der vom englischen (im jetzigen spanischen Kriege bekannter gewordenen) Obersten Evans in seinem Werke: „Deseigns of Russia" angegebene der praktikabelste. Eine russische Armee müßte sich zu diesem Zwecke im Gouvernement Orenburg sammeln, und von da zwischen dem Aralsee und dem kaspischen Meere nach Organje (Khiwa) und weiter nach Bokhara vordringen. Diesen Weg legt eine Karavane in 60 Tagereisen zurück. Eine Armee würde also wenigstens ebenso lange brauchen. Nach Bokhara führen noch zwei andere Wege, wovon der eine nur 48 Tagereisen, der andere 90 erfodert. Allein alle diese drei Wege gehen durch die Salz- und Sandwüsten, die Rußland von Khiwa und Bokhara trennen. Eine Armee, groß genug, um Indien anzugreifen, könnte wegen des vorherrschenden Wassermangels nicht vordringen. Sie müßte sich also in Khiwa und Bokhara erst festsetzen und zum weitern Vordringen wieder organisiren. Jetzt aber wäre der Oxus, der heutige Amu erreicht. Von ihm aus, der bis zum Himalaya 100 geographische Meilen schiffbar ist, könnte nur mit großen Schwierigkeiten thalaufwärts eine Expedition vorwärts dringen. Allein jetzt erreichte sie eine, 60 geographische Meilen breite Gebirgsgegend, die 8—12,000 Fuß über der Meeresfläche liegt und deren Pässe nur in den Monaten Juli, August und September frei von Eis und Schnee sind. Lawinen begraben hier oft ganze Karavanen. Dieses Terrain setzt also abermals höchst bedeutende Schwierigkeiten entgegen. Allein man könnte nach einem Marsche durch ein 45 geographische Meilen breites, ödes und felsiges Land Kabul und von da aus Peschawur erreichen, müßte aber den fünf Meilen langen, sehr schwierigen Paß Khyber passiren, und dennoch stünden nun bis zum Indus nur zwei verschiedene, sehr schwierige Wege offen. Auf dem ganzen Marsche aber hätte man mit, den Russen sehr feindlichen Völkerschaften zu thun, die man mit starken Corps kaum vom Rücken der Armee würde abhalten können. Aus diesem Terrain wird es begreiflich, wie nur leicht bewegliche, halbdisciplinirte Reiterarmeen bis jetzt von Centralasien her Indien haben erobern können, und in der That sind die angrenzenden Völkerschaften noch jetzt nichts als Reitervölker nach Art der Araber.

Ebenso unangreifbar ist Indien auf dem südlichsten Wege längs des persisch-indischen Meeres nach Hyderabad, indem hier die Flotte der Engländer überall die Küste erreichen und eine hinreichende Armee, um den Feind aufzuhalten, an das Land setzen könnte.

Zwischen jenen obgedachten beiden Wegen liegt ein dritter, der durch Persien und Afghanistan nach Indien führt. Er leitet an einem Gebirgsrücken in einer Halbwüste mit einigen herrlichen Oasen hin, führt nach Astrabad und Mesched auf das starkbefestigte Herat in Khorassan an der Grenze von Afghanistan. Von Teheran bis Herat ist eine Entfernung von 130 geographischen Meilen. Von Herat führen zwei Wege nach Indien; der eine gerade durch Kabul u. s. w. nach Indien, 60 geographische Meilen, ist durch uneinnehmbare Pässe und Festungen vertheidigt. Um diese zu vermeiden, müßte man von Herat nach Kandahar in Afghanistan marschiren, ein Weg von 65 geographischen Meilen, jedoch auch für Artillerie fahrbar. Aber von hier führen zwei, 100 geographische Meilen lange Wege erst an den Indus durch Sandwüsten und Engpässe. Der Indus ist 6000 Fuß breit, sehr reißend und von einer Armee ohne grobes Geschütz, wenn er vertheidigt wird, nicht zu passiren. Die beiden Punkte, wo diese Wege den Indus treffen, sind Shikarpur und Mittun. Bei einer Vertheidigung der jenseitigen Ufer würde der Rückzug die größten Gefahren bringen. Es müßte also eine Armee von Kandahar einen andern Weg und zwar über Ghuzni nach Kabul, 75 geographische Meilen, einschlagen. Hier könnte eine große Armee sich mit den nöthigsten Bedürfnissen versehen und über Peschawur nach Attock am Indus gelangen. Dann aber hätte sie das große, von der besten Armee vertheidigte Indien vor sich! Ohne Beistand Persiens, das den Vortrapp einer größern Macht bilden könnte, wäre dennoch die Unternehmung unmöglich. Wie aber wäre die nöthige schwere Artillerie und der übrige Troß für einen solchen Zug, auf welchem die angreifende Armee ihre Vorräthe mit sich führen müßte, um einer mit allem Nöthigen wohlversehenen englisch-indischen Armee die Spitze zu bieten, in den unwegsamen, von Pässen und Gebirgen durchschnittenen, ziemlich schlecht bevölkerten Ländern fortzuschaffen? dazu gehörte eine ungeheuere Armee und eine übervolle Schatzkammer und endlich Sicherheit von Europa her.

Aber Rußlands geduldige, lauernde Politik könnte einen andern Weg einschlagen. Es könnte sich allmälig bis nach Indien hinarbeiten, erobernd und wartend von einer Zeit zur andern die Stationen im Rücken sichern, große Waffen- und Kriegsniederlagen bilden und gleichsam par étapes in kleinen Corps zum endlichen Ziele vorrücken. Aber von der äußersten russischen Grenze bis Attock am Indus ist eine Entfernung von 400 geographischen Meilen, und von da noch eine von 300 bis Kalkutta! Welche Macht, welches Material gehörte dazu, die Militairstraße zu sichern? Napoleon's Zug von Paris nach Moskau war dagegen ein in jeder Hinsicht kleines Unternehmen. Oder könnten die Russen jedem Element Troß bieten, weil sie nicht frieren?

Dennoch hält man in England diesen letztern Plan für möglich, für den ausführbarsten. Die neuesten Eroberungen und Unternehmungen der Engländer im nördlichen Indien und in Herat sind durch diese Befürchtungen und die offenbaren russischen Umtriebe unter den Oberhäuptern des nördlichen Indiens veranlaßt worden. Schwerlich können die Engländer stehen bleiben, wo sie stehen; die russische Expedition nach Khiwa, das neueste Be-

nehmen Dar Mohammed's zu Herat, des Ministers Kamram's gegen die Engländer, die bei nordindischen Häuptlingen neuerlich entdeckten großen Waffenniederlagen, die ihnen gezahlten und versprochenen starken russischen Subsidien — genug, Alles deutet darauf hin, daß Rußland bereits ziemlich weit gegangen sei und den Kampf um den Besitz Asiens — denn dieser Preis würde die Eroberung Indiens sein — früher oder später beginnen wolle.

Bedenkt man, daß die ganze Bevölkerung Rußlands in allen europäischen und asiatischen Besitzungen aus 62 Millionen Menschen besteht, daß seine Hülfsquellen weder so entwickelt sind als die englischen, noch jemals dieser Entwickelung fähig sein dürften, daß Polen und Tscherkessien wunde Stellen seines Reichs noch viele Jahrzehnde bleiben werden, so will es scheinen, daß Rußland auf dem Wege sei, sich selbst zu vernichten, oder wenigstens so zu schwächen, daß es seine Rolle in Europa nicht ausspielen könne. Vielleicht kommt die Rettung europäischer Cultur von einer slawischen Invasion nach dieser Seite!

Aber auch England drohet manche Gefahr in einem solchen Kampfe. Canada könnte sich erheben, in Indien selbst könnte es russisch organisirte Feinde finden, und das ausschließende Übergewicht Englands möchte selbst Frankreich nicht ohne Bedenklichkeiten lassen. Wol hat es daher seinen Reichthum, seinen Handel nicht auf Indien und Canada allein gestellt, und schon sucht es in Australien und in China sich neue Hülfsquellen, bedacht auf die Möglichkeit, Indien und Canada zu verlieren. Nur die tiefeingreifende Rücksicht auf die Wahl zwischen englisch-germanischem und russisch-slawischem Übergewicht und die Verwebung des europäischen Handels mit dem britischen könnte die Völker Europas stutzig machen, wenn die Interessen der Civilisation in Frage gestellt würden. Und diese Rücksicht ist Englands großer Bundesgenosse in diesem Kampfe, *der es zwar, auch wenn es siegte, stürzen, die europäisch-germanische Civilisation aber vor Rußland retten würde.*

Solche gewaltige Fragen an die Zukunft sind es, welche dieses Werk eines ebenso unterrichteten als scharfblickenden Staatsmanns und Soldaten hervorgerufen haben, und wir zweifeln nicht, daß die klare Ausführung des Ganzen bei allen Denkenden, an der Geschichte ihrer Zeit Theilnehmenden Beifall finden werde. B.

Notizen.

Henri Mondeux, der junge Kopfrechner.

Vor kurzem erstattete Hr. Cauchy der französischen Akademie einen Bericht über den ausgezeichneten jungen Kopfrechner, Henri Mondeux, woraus hervorgeht, daß derselbe bei der Aufgabe, zwei gegebene Zahlen miteinander zu multipliciren, sie in Abtheilungen von zwei Ziffern zerlegt, indem er bemerkt hat, daß bei gleichen Factoren die Operation sich vereinfacht. Die Regeln, welche er zur Bildung des Products anwendet, entsprechen genau der Formel des binomischen Lehrsatzes von Newton. Nach diesen Regeln vermag er gleichzeitig die Quadrate und Cuben verschiedener Zahlen anzugeben. Da er die sämmtlichen Quadrate aller Zahlen unter 100 im Kopfe hat, so setzt ihn die Zerlegung der größern Zahlen in Stand, ihre Quadrate leichter zu erhalten. So vermochte er augenblicklich von der Academie das Quadrat von 756 anzugeben. Mondeux hat nun selbst die Methode entdeckt, welche die Summe einer Progression gibt. Manche Regeln, die er zur Auflösung verschiedener Probleme anwendet, lassen sich von bestimmten algebraischen Formeln ableiten; so das Verfahren, womit er die Summe der Quadrate, Cuben, der vierten und selbst der fünften Potenz berechnet. Um zwei simultane Gleichungen des ersten Grades aufzulösen, wendet Mondeux folgendes bemerkenswerthe Verfahren an. Er sucht zuerst die Differenz der unbekannten Größen; um dazu zu gelangen, subtrahirt er die eine Gleichung von der andern, nachdem er die erste mit der Proportion multiplicirt hat, die zwischen den nacheinander durch die Coefficienten der zwei unbekannten Größen gebildeten Summen besteht. Dieser Proceß wird nach Mondeux's Bemerkung noch vereinfacht, wenn man die eine Gleichung von der andern subtrahirt, nachdem man jede von ihnen mit der Summe der Coefficienten dividirt hat, welche in der ersten Stelle die zwei unbekannten Größen bestimmen; dann gibt die entstehende Gleichung unmittelbar die Differenz der beiden bekannten Größen, wornach sich die unbekannten selbst leicht bestimmen lassen. Bei der Auflösung einer einfachen Gleichung eines höhern, als des ersten Grades, gebraucht Mondeux eine Methode, die sich am besten an einem Beispiel darlegen läßt. Er ward aufgefordert, eine Zahl zu suchen, deren Cubus, vermehrt durch 84, eine Summe gibt, die gleich ist dem Producte dieser Zahl durch 37. Mondeux nannte in seiner Beantwortung die Zahlen 3 und 4. Um sie zu erhalten, begann er damit, die gegebene Gleichung umzustellen und die zwei Zahlen mit der gesuchten zu dividiren; dann war die gegebene Gleichung auf folgende gebracht: eine Zahl zu finden, deren Quadrat, vermehrt durch den in der Division von 84 durch die Zahl erhaltenen Quotienten, 37 gibt. Mittels der angegebenen Umstellung erkannte Mondeux alsbald, daß die verlangte Zahl niedriger sei als die Quadratwurzel von 36: nämlich 6; mit wenigen Versuchen konnte er dann bald zu den erwähnten Zahlen gelangen. Auf die Aufforderung, zwei Quadrate anzugeben, deren Differenz 133 sei, gab er augenblicklich 66 und 67 an; als man eine einfache Lösung verlangte, 13 und 6. Er behandelte die Aufgabe so: die Differenz zwischen den Quadraten der gesuchten Zahlen übersteigt das Quadrat ihrer Differenz um eine Größe, die gleich ist dem Doppelten dieser Differenz, multiplicirt mit der kleinsten. Die vorgelegte Frage läßt sich daher so gestalten: es sei von 133 ein Quadrat zu subtrahiren, wobei der Rest durch das Doppelte der Wurzel dividirt werden kann. Wenn man die Quadrate 1, 4, 9, 16, 25, 36, 49 nacheinander versucht, so findet man, daß nur 1 und 49 passen. Zieht man sie von 133 ab und dividirt die Reste, 132 und 84, mit der doppelten Wurzel 2 und 12, so erhält man 66 und 67, die von Mondeux gegebenen Zahlen. Derselbe hat übrigens für die Namen von Personen, Orten und Gegenständen kein Gedächtniß. Selbst die Namen geometrischer Figuren und die Construction von Quadraten oder Cuben machen weniger Eindruck auf ihn, als das Studium der Eigenschaften der Zahlen, durch welche sie ausgedrückt werden. Er ist der Sohn eines Schäfers; Hr. Jacobi zu Toues, der von seiner Liebhaberbeschäftigung hörte, nahm ihn zu sich und erzog ihn. Man hat ein Gesuch an die Regierung gerichtet, Jacobi die Mittel zur Fortsetzung seiner Erziehung zu gewähren.

Der Director des Observatoriums zu Neapel hat seit 1809 12 Fälle von Aerolithen beobachtet, die jedesmal in der Zeit um den 29. Nov. vorgekommen sind: nämlich 1809, 1820 und 1839 am 29., 1810 und 1822 am 28., 1821 am 30., 1823 und 1824 am 27. und 1831 am 26. Nov. Alt legten 26. Juli beobachtete er eine bedeutende Erscheinung dieser Art. 41.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 83. — 24. März 1841.

Das Haus; oder Familiensorgen und Familienfreuden. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. — Auch u. d. T.: Skizzen aus dem Alltagsleben. Viertes und fünftes Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1840. 8. 3 Thlr.

Wollen wir diese vortreffliche neue Gabe der unvergleichlichen Verfasserin der „Nachbarn" blos aus dem Gesichtspunkte einer Unterhaltungsschrift beurtheilen, so können wir uns der Bewunderung nicht entziehen, welche ihr durchaus schönes und seltenes Talent uns abgewinnt. Wir müssen erkennen, daß ihre Gabe, den Leser durch dasjenige Element zu fesseln, das Andere als geringfügig verwerfen, ihre Kunst in Entwickelung und Darstellung der Charaktere in ihre allerfeinsten Nuancen, ihr Geschick in harmonischer Festhaltung und Durchführung der einfachsten, natürlichsten Begebenheit, vor allen Dingen aber die köstliche Goldstufe des Humors, des echten, seelenschmelzenden Humors, welcher ihre Arbeiten vor denen aller ihrer Mitschwestern im Reiche Apollo's auszeichnet, daß alle diese Vorzüge ihr einen Rang anweisen, den zur Zeit keine andere Schriftstellerin mit ihr theilt.

Allein unsere Empfindung steigert sich und unser Urtheil wird ernster und feierlicher, wenn wir, tiefer in ihren Geist eindringend, erkennen, daß alle diese schönen Vorzüge für sie nur Beiwerk, ein willkommener Schmuck sind, während ihre Haupttendenzen auf einem noch höhern Gebiete, nämlich auf der Linie ruhen, wo das Schöne mit dem Guten zusammenfließt und wo Das geschaffen wird, was wir vollkommene Liebe nennen. Wir werden nicht blos erfreut, erhoben, vergnügt und gebildet, wir werden durch die Verf. auch befreit von den Schlacken der irdischen Natur — wir werden besser, indem wir ihre Schriften lesen. Man glaube jedoch nicht, daß sie Moral predige; nein, sie zeigt uns die Moral in Action. Eine thätige Menschenliebe, in den feinsten Wendungen, eingehend, sympathisirend für die Schwächen des Nebenmenschen; ein fortwährendes Bessern an sich, um den Andern zu gleichem Wirken zu begeistern, das ist der Hauptgedanke, der Grundausdruck ihrer Werke. Es ist schwer zu bezeichnen, mit wie feinen Mitteln sie diesem Ziele nachringt; es ist nur anzuerkennen, daß sie sämmtlich den Stempel der Kunstweihe tragen. Der echteste, glücklichste Humor, freier, eigenthümlicher und kräftiger als der des größten deutschen Humoristen, nimmt unter diesen Mitteln die erste Stelle ein. Der Verf. genügt zu ihren humoristischen Wirkungen ein Wort, eine Bezeichnung, eine Beiname, wie sie deren mit glücklichem Geiste erfindet. Sie steigert diesen Humor zuweilen bis zur Selbstironie, gewiß eine seltene Kunsthöhe bei einer Schriftstellerin, und bewundernswerth, wenn sie sich, wie hier, mit so tiefer Innigkeit und zugleich mit so viel Phantasie paart. Aus diesen Andeutungen geht genügend hervor, welchen Rang wir der Verf. nicht etwa blos unter ihren Mitschwestern, sondern überhaupt im Kunstgebiet zuerkennen; ja, wir dürfen und wollen es nicht Hehl haben, daß wir ihre Arbeiten in der Sphäre des psychologischen Humors geradehin für Muster des Styls im höhern Wortverstande und für gänzlich frei von jeder tadelhaften Manier, für Werke eines erhabenen, tiefen, edeln und zugleich höchst poetischen Geistes achten.

So viel des Lobes ist in der That selten auszusprechen, und wir sind verpflichtet, dasselbe näher zu rechtfertigen. Nichts bewundern, ist leicht und schon Horaz fand es bequem; auf rechte Weise bewundern, ist schwieriger, aber auch befriedigender.

Die Verf. grenzt zunächst ihr Gebiet genau ab. Mit der ganzen Kraft ihres Geistes vertieft sie sich in ein einfaches Verhältniß und weist Alles zurück, was diesem nicht unmittelbar angehört. Daher die vollkommene Abrundung, das harmonische Gleichgewicht ihrer Gemälde. Jenes Verhältniß ist gewöhnlich die Familie; ihre Bilder sind Familiengemälde im ganzen Sinne des Worts, nichts mehr und nichts weniger; aber die schönsten Familiengemälde, die unserm Blicke je ausgestellt wurden. Sie hat darin kein Vorbild, wenn es nicht etwa der „Vicar of Wakefield" ist, den sie jedoch in Feinheit der Beobachtung und durch den köstlichsten Humor weit hinter sich zurücklässt. Ein Familiengemälde waren „Die Töchter des Präsidenten", „Die Nachbarn" und ist das „Haus". Die höchste Entwickelung fand ihr Talent vielleicht in den „Nachbarn" (vergl. Nr. 30 d. Bl. f. 1840); in dem vorliegenden Roman ist die Erfindung minder kühn und glücklich, und ein Übergewicht von Charakteristik, eine vorherrschend philosophirende Tendenz thut der Entwickelung der Begebenheit einigen Eintrag. Alles zusammengenommen, ist „Das Haus" gerade kein Fortschritt und wir sind der Meinung, daß die Verf. in den „Nachbarn" ih-

ren Höhenpunkt erreicht hat, den sie selbst nicht mehr überbieten wird. Es fehlt im „Haus" an einem von Sentimentalität ganz freien Charakter, an einem Portrait von so eminenter Kräftigkeit, Fülle und Sicherheit wie der der Oberstin in den „Nachbarn". Selbst die treffliche Gestalt der Hofmarschallin ist, so befriedigend sie dem Leser erscheint, der jene nicht kennt, doch nur eine schwache Abschattung von jenem meisterhaften Charakterbilde. In diesem Roman hat die Dichterin — wir geben ihr diesen Namen mit Bewußtsein von seiner Bedeutung — vor, eine Familie in mittlern Verhältnissen, Vater, Mutter und sechs Töchter, so zu schildern, daß wir in jedem Einzelnen das Erbtheil der Menschennatur, die Schwäche, vor dem Streben nach Veredelung verschwinden sehen. Das Mittel hierzu ist Selbsterkenntniß, die Ereignisse lehren sie und die Verf. lehrt sie uns. Wie dies von ihr geschieht, gibt ein sprechendes Zeugniß von der Geistestiefe, dem Schatz von Welterfahrung, der psychologischen Einsicht und der Kunst dieser ausgezeichneten Schriftstellerin. Wollen wir wissen, wie der gestörte Heimfrieden einer Familie wiederherzustellen ist; wie in einer weiblichen Seele jene unruhigen Bewegungen zu stillen, Stürme zu sänftigen, chaotische Unordnung der Ideen und Wünsche zu ordnen, Glück und Ruhe wiederherzustellen, Verirrungen in Ziel und Streben zu berichtigen, Veredlung zu erlangen, verlorene Selbstschätzung wiederzugewinnen, verderbliche Regungen zu überwinden sind, mit einem Worte, wollen wir lernen, wie auf den wandelbaren Wogen des Lebensmeeres das Glück, der innere Frieden aus jedem Sturme zu retten sei — so lesen wir ihre Werke! Die Unterhaltung, die edelste, würdigste Antheilnahme wird hier unter unsern Händen zur Weisheit, zu wahrer, praktischer, glückversichernder Erkenntniß. Wo eine Seele, besonders eine weibliche Seele, stürmisch erregt ist und kämpft — wir empfehlen ihr dies Buch; wo ein Geist nach dem Quell dürstet, aus dem das Lebensglück, der Friede der Seele quillt — er lese „Das Haus".

Die Kunst der Verf. in Auffassung und Darlegung der durch die feinsten Nuancen gesonderten Charaktere, ihre Kunst in Gestaltung der Begebnisse, welche diese Charaktere entwickeln müssen, ist in der That der Bewunderung werth. Unter den elf bis zwölf Hauptcharakteren dieses Romans ist keiner an sich verwerflich; alle sind im Grunde edel und gut, und doch gleicht keiner dem andern. Jeder hat seine Schwachheit, die größer oder geringer, nach und nach zur Erkenntniß kommt, besiegt und beseitigt wird. Die größte Mannichfaltigkeit in der größten Einfachheit ist hier das Wesentliche in der Kunst der Verf., das kritische Auge muß seine Freude daran haben. Bleiben wir einen Augenblick bei den sechs Töchtern des Hauses stehen, die ja doch den Vordergrund einnehmen. Luise, unsere älteste, schön, sanft, rangirt, immer klar mit sich, zeigt doch die Schwäche zu harten Urtheils über Andersgebildete, ist nicht frei von Pedanterie im Kleinen, leicht verstimmt und zeigt alsdann, was die Verf. so geistreich „ihre Domkirchenmiene" nennt. Die Liebe zu Jacobi heilt die Domkirche. Leonore, von der Natur vernachlässigt und ein wenig von den Ältern, zerfällt tief mit sich und der Welt. In einer köstlichen Scene stellt die aufopfernde Liebe ihrer Schwester Eva sie her. Diese Scene (S. 239) ist ein Meisterstück in dieser Gattung. Selbst der denkendste Geist kann an ihs lernen, wie wir unsere fehlenden Brüder aufrichten und, eingehend in ihren Ideenkreis und diesen allmälig biegend und verwandelnd, sie bessern können. Der Auftritt gehört unzweifelhaft zu den schönsten Momenten, die irgend ein psychologischer Roman der Neuzeit darbietet; er läßt uns den ganzen Werth der Verf. erkennen. Dieselbe Eva, eine Seele, die ganz Liebe und Aufopferung ist, unterliegt später den Reizen der großen Welt am leichtesten und kann erst durch schwere Erfahrungen für sich selbst wiedergewonnen werden. In Petrea malt die Dichterin uns eine Seele, in der die Phantasie ein gefährliches Übergewicht behauptet. Die Unordnung und die Abenteuerlichkeit ihrer Ideen ist vortrefflich gezeichnet. Petrea verirrt sich einmal als Kind, und bei diesem Anlaß zeigt die Verf., wie sie selbst im Gebiete der Phantasie zu Hause ist; die traumähnlichen, märchenhaften Gedankenflüge des verirrten Kindes sind in der That ein Bruchstück schönster und originellster Poesie. Gabriele ferner ist das kluge, verständige Kind des Hauses. Es ist ein Zug köstlicher Beobachtung des Lebens, daß einmal an einem großen Wendepunkte in den Geschicken der Familie, als Niemand, auch der kluge Vater nicht, zu wählen und sich zu entscheiden weiß, die kleine kluge Gabriele die Entscheidung gibt. Sara endlich, klein Afrika genannt, das Pflegekind, schwarz, schön, aber von hartem, verworrenem Gemüth, muß die ganze schwere Schule des Lebens durchmachen, um zu der Liebe zurückzukehren, die in ihrer Natur fehlt und die der Keim alles Glücks und aller Befriedigung ist. Diese verschiedensten Charaktere nun setzt die Verf. in das geistvollste Spiel gegeneinander und zu andern; zu dem Vater, dem Lagman (Amtmann), einem trefflichen, reinen, edeln, jovialen und zärtlichen Charakter, der nur die Schwachheit hat, auf beständiges Verändern und Bessern im Hauswesen zu sinnen, wovon ihn eine Feuersbrunst heilt; zu der Mutter, einer edeln Seele, die jedoch selbst einmal einer kurzen Verirrung durch eine Neigung zu Jacobi unterliegt; zu ihrem Lehrer Jacobi, der eine strafbare Flamme mit männlicher Kraft besiegt; zu der trefflichen Gestalt Assessor Munter's, eines Humoristen ersten Ranges, Hagestolz, Weiberhasser der liebenswürdigsten Art, voll wilderwilliger Liebe und Zärtlichkeit. Endlich versucht die Verf. auch noch in Henrick, dem Sohn des Hauses, einen jungen Mann seltener Art zu schildern: ein poetisches Gemüth im Kampf gegen den Realismus des Vaters, siegreich erliegend in seinem Streben, von frühem Tod hinweggeführt, eben als er sich bis zur Selbstwürdigung hindurchgearbeitet und seine Zweifel an sich selbst überwunden hat. Dies Bild jedoch scheint uns fast über den Bereich der Kräfte der Verf. hinausgelegen zu haben; es ist unfertig und lückenhaft und bleibt mehr ein Versuch auf fremdem Gebiete als eine vollendete Leistung.

In einem psychologischen Roman sind die Ereignisse nur als Träger der Charaktere vorhanden; wir haben die letztern daher näher anzusehen und können die erstern übergehen. Genug, daß sie im harmonischen Zusammenhang stehen, einfach und natürlich erscheinen und in ihrer letzten Entwickelung mit den Individualitäten im Einklang zusammentreffen. Auch hierin hat die Verf. Vorzügliches geleistet — es geschieht einem Jeden nach seinem Verdienst.

Wir kommen endlich auf den Styl unserer trefflichen Erzählerin zu sprechen. Ihr liebenswürdiger Humor ist zunächst unvergleichlich; fast jeder Auftritt, jede Erscheinung Munter's besonders, gibt von dieser seltenen Musengabe Zeugnisse, in der sie hervorragend ist. Die Wärme, Tiefe und Innigkeit ihrer Betrachtungen, die Wahrheit und Richtigkeit ihrer Reflexion steht im Range neben diesem humoristischen Vermögen. Die Verkehrtheiten der gewöhnlichen Erziehung stellt sie auf das ergötzlichste heraus in der Geschichte Cölinens (S. 132):

Den Töchtern des Hauses ward gelehrt — erzählt diese —, daß alle Pracht und Lust der Welt nur Eitelkeit wäre, und nichts wichtig und des Strebens werth als Tugend und innerer Werth. Gleichwol kam es so, daß ihre lebhaftesten und wärmsten Wünsche auf Reichthum, Rang und weltliches Glück gerichtet waren. Den Töchtern ward gelehrt, daß Gottes Wille in Allem zu befolgen sei; doch wurden sie in Allem durch Menschenfurcht geleitet. Es wurde ihnen gelehrt, daß Schönheit nichts und ohne Werth sei; doch mußten sie beständig schmerzlich fühlen, daß sie nicht schön seien. Vor allen Dingen lehrte man sie, und immer mehr bei zunehmenden Jahren, die Heirath als das letzte Ziel ihres Daseins zu betrachten und die Gunst der Männer für das höchste Glück zu achten; doch zu leugnen, daß sie so dächten u. s. w.

Wir haben der Stellen schöner Reflexion zu viele beim Lesen angemerkt, als daß wir auch nur den zehnten Theil davon geben könnten. Heben wir jedoch einige heraus:

Das Leben hat seine Kraft- und Blütenmomente, die klaren Momente der Begeisterung, wo der menschliche Künstler, der Bildner seines eigenen Lebens, das höchste Reine, das höchste Schöne, ja das Göttliche erfaßt und ausspricht. Wäre Alles im Erdenleben damit fertig, wäre das Opfer vollendet, das Werk ausgeführt, der Sieg gewonnen in einem solchen Augenblick, so wäre das Leben nicht schwer. Aber das Schwere ist, durch eine ganze Reihe von Jahren die eine Flamme, welche die Begeisterung erweckt hat, beim Leben zu erhalten, während die Stürme kommen und gehen, während der Staubregen der Minuten fällt und fällt, still und einförmig unter einförmigem Wechsel einförmiger Tage und Nächte. Dazu bedarf es der Kraft von der Höhe, wiederholten Trinkens aus den Quellen der Begeisterung für den Arbeiter auf Erden.

Oder:

Die Kinder! Welche Welt von Lust und Unlust bringen sie in das Haus! Wahrlich, nicht Alles an ihnen ist rosenfarbig wie ihre Wangen! Elise erfuhr es an ihren Kleinen. Diese weltbürgerliche, patriarchalische Kost, die ihnen täglich gereicht wurde und an welche die Kinder so selten glauben: „Thue Andern nicht, was du nicht willst, daß sie dir thun; denke nach; habe Geduld; dies geschieht zu deinem Besten" u. s. w., wollte nicht immer ihre Wirkung thun. Vielleicht beruhigte sich Elise zu leicht darüber, vielleicht legte sie zu wenig Gewicht auf der wahren Älternliebe unsichtbare, aber sonnengleiche und mächtige Einwirkung auf die kleinen Menschenpflanzen.

Oder Assessor Munter's Ausfall auf Frauenregierung:

Über ihr Schuhband zu fallen, hat man so was erhört! Und solche Wesen setzt man hin, Reiche zu regieren. Reiche regieren! Ich verlange nichts mehr, als daß sie ihre Füße regieren sollen und ihre Schuhbänder ordentlich zubinden! Aber von der Königin bis zur Hülfsfrau gibt es kein Weib in der Welt, die ihre Schuhbänder zubinden kann.

Die Anführungen wachsen unter der Feder, welche die geistreichen und tiefangeschauten oder tiefgefühlten Stellen in diesem Buche bezeichnen will. Wir müssen abbrechen:

Zu unserm Bedauern ist die Übersetzung dieses trefflichen Werks nicht ganz so sorgfältig, rein und flüssig ausgefallen, als die der „Nachbarn" es war; wir treffen, besonders im Anfange, auf manchen undeutschen, unpassenden und ungeschickten Ausdruck, dem wir die leichte Besserung anwünschten, die ihn passend gemacht haben würde. Es möge dies ein Wink für einen Wiederabdruck sein, der bei einem Werke kaum ausbleiben kann, das zur Freude aller Welt geschrieben wurde. 39.

Neugriechisches Leben, verglichen mit dem altgriechischen, zur Erläuterung beider. Von E. Bybilakis. Berlin, Besser. 1840. 8. ½ Thlr.

Es ist schon von Andern, zur Widerlegung der Fallmerayer'schen Hypothese von der gänzlichen Ausrottung der alten Griechen in dem Geschlechte der heutigen Bewohner Griechenlands, auf den innern Zusammenhang hingewiesen worden, der in Ansehung einzelner Sitten und Gebräuche der Letztern zwischen diesen selbst und den alten Griechen stattfinde; ein Zusammenhang, mit welchem man jene behauptete Ausrottung nicht recht in Übereinstimmung bringen kann. Und zwar dies Letztere um so weniger, je mehr jenen Sitten und Gebräuchen ein wahrhaft national-religiöses Element zum Grunde liegt, das in der altgriechischen Mythologie wurzelt und das man, insofern man es einerseits in solchen Sitten und Gebräuchen durchaus nicht verkennen kann, gleichwol aber andererseits jenen verwandtschaftlichen Zusammenhang nicht annehmen und zugeben will, dennoch dadurch nicht ganz zu erklären im Stande ist, daß man meint, die christliche Kirche habe Manches von altgriechischen Gebräuchen in sich aufgenommen und dann zugleich mit dem Christenthume den Vorfahren der heutigen Griechen überliefert. Denn dieser Erklärungsgrund dürfte in gewisser Hinsicht zu viel, also — nichts beweisen; und warum finden sich denn jene Sitten und Gebräuche nicht bei allen Völkerschaften in der europäischen Türkei, auch den slawischen, obgleich sie ebenfalls zur griechischen Kirche gehören, in gleichem Grade? Was nun aber das vorliegende Schriftchen selbst anlangt, so hat deren Verf. sich bemüht, Dasjenige, was Andere gleichsam nur gelegentlich und kurz angedeutet haben, daß nämlich in vielen Sitten und Gebräuchen der heutigen Bewohner Griechenlands, besonders insofern jenen Sitten und Gebräuchen religiöse Elemente zum Grunde liegen und sie durch den Glauben des Volks eine gewisse Weihe erhalten haben, jener innere verwandtschaftliche Zusammenhang mit ähnlichen oder gleichen Sitten und Gebräuchen der alten Griechen sich offenbare, daher auch diese Sitten und Gebräuche als Erzeugnisse eines, dem altgriechischen verwandten Glaubens oder Aberglaubens, wenngleich in einer veredeltern Gestalt oder mit schärfer ausgeprägter Bedeutung erscheinen und gelten müßten, ausführlicher und bestimmter nachzuweisen. Allerdings hat er zu diesem Zwecke keine vollständige Darstellung alt- und neugriechischer Sitten und keine durchgreifende Vergleichung derselben gegeben und geben wollen, vielmehr hat er sich nur auf einzelne Beispiele beschränkt und dieselben von der Betrachtung des Griechen in seinen bedeutendsten Lebensabschnitten — Geburt, Kindheit, Knaben- und Jünglingsalter, Heirath, Hochzeitfeier, religiöse

Gebräuche und Fasten, und Lob — enthehnt. Auch kann keineswegs geleugnet werden, daß nicht alle diese Beispiele dem Zwecke entsprechend und passend gewählt sind, da manche dieser gemeinschaftlichen Gebräuche nicht ausschließlich ein altgriechisches Gepräge an sich tragen, sich vielmehr ebenso auch anderswärts finden. Dagegen muß man diejenigen Gebräuche, denen ein religiöses Element zum Grunde liegt, das in der altgriechischen Mythologie unleugbar wurzelt, als schlagende Beweise für die Existenz des in dem Volke der heutigen Griechen noch vorhandenen altgriechischen Lebens anerkennen, welche für jenen innern verwandtschaftlichen Zusammenhang zeugen und, im Verein mit andern ähnlichen Beweisen, die Unträglichkeit der obgedachten Fallmerayer'schen Hypothese jedenfalls schwächen. Im übrigen war der Verf. zu der vorliegenden Darstellung wohl befähigt. Grieche von Geburt, war er in fast allen Theilen Griechenlands herumgekommen, ohne sich etwa nur auf die Städte zu beschränken, und er hatte sich so mit den häuslichen Gewohnheiten, Sitten und Gebräuchen des Landes und seiner Bewohner bekannt gemacht. Unablässig bemüht, aus dem unerschöpflichen Born des griechischen Volkslebens zu schöpfen, namentlich insofern sich dasselbe „in dem einfachen Sohne der Natur, in dem schlichten Bewohner der ärmlichen Hütte" kund gibt, welche „am treuesten und längsten die angestammten Sitten und Gewohnheiten in ihrer Reinheit bewahren" (dort findet man ja auch nicht selten echt altgriechische Ausdrücke, die man anderwärts nicht kennt, wenigstens nicht im Munde führt), hat der Verfasser „in dem heutigen Griechenland eine Menge lebender und ihren Ursprung laut verkündender Monumente des Alterthums im vollen Besitze der Nation gefunden" (S. x fg., 47 u. 70); und eben hierauf gründet er den Schluß, „daß das alte Griechenland noch nicht ausgestorben sei, sondern daß Die, welche vor Jahrtausenden es bewohnten, noch heutzutage in ihren Urenkeln fortleben, und daß es unmöglich gewesen sein würde, dieselben Sitten und Gebräuche so genau zu bewahren, wenn wirklich im Bestehen dieses Volks einmal eine völlige Unterbrechung stattgefunden hätte" (S. VIII fg.). So viel hier über die polemische Seite des vorliegenden Schriftchens. Auch abgesehen hiervon, enthält letzteres an sich interessante Darstellungen einzelner Seiten des Lebens des neugriechischen Volks und klärt Manches in diesem Leben, nicht ohne Ausbeute zugleich für Erläuterung des altgriechischen Lebens, auf eine fruchtbare und lebendige Weise auf. 17.

Notizen.

Shakspeare's Nachkommenschaft.

In den „Times" ward neulich die öffentliche Aufmerksamkeit auf die dürftigen Verhältnisse einer hochbetagten Lady Pesthall gelenkt, welche ein Nachkomme Shakspeare's durch seine geliebte Tochter Susannah und deren Gatten Dr. John Hall genannt wird, wobei auf das Zweckmäßige einer öffentlichen Unterstützung derselben zu Ehren ihres großen Ahnen hingedeutet wird. Ohne dieser edeln Absicht sich im mindesten widersetzen zu wollen, bemerkt jedoch das „Athenaeum", daß die zeitherige Annahme, Shakspeare's Nachkommenschaft sei bereits in der zweiten Generation ausgestorben — indem seine mit Dr. Hall vermählte, denselben überlebt habende Tochter Susannah ihrerseits nur ein Kind, auch eine Tochter hinterlassen habe, welche zwar zweimal, an Thomas Nashe und an Sir John Barnard verheirathet gewesen, aber ohne Kinder aus beiden Ehen gestorben sei — bis jetzt noch nie in Zweifel gezogen worden sei, und es daher zu Gunsten Lady Pesthall's mehr als einer bloßen Angabe, vielmehr der Beibringung von factischen Beweisen bedürfe.

Die nächste Versammlung der British association, welche zu Plymouth stattfinden wird, ist nach einem jetzt gefaßten Beschlusse auf die zweite volle Woche (12.—17.) des Monats Juli festgesetzt worden; die vorbereitende Versammlung findet am Sonnabend vorher, 10. Juli, statt. 47.

Literarische Anzeige.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1840 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 79.)

20. **Hahn-Hahn (Ida Gräfin), Jenseits der Berge.** Zwei Theile. 8. Geh. 3½ Thlr.

Von derselben Verfasserin erschien früher bei mir: „Gedichte" (1835, 1½ Thlr.); „Neue Gedichte" (1836, 1⅙ Thlr.); „Venetianische Nächte" (1836, 1 Thlr.).

21. **Müllefold (F. L.), Der Chemismus in der thierischen Organisation.** Physiologisch-chemische Untersuchungen der materiellen Veränderungen oder des Blutbildungslebens im thierischen Organismus, insbesondere des Blutbildungsprocesses, der Natur der Blutkörperchen und ihrer Kernchen. Ein Beitrag zur Physiologie und Heilmittellehre. Gekrönte Preisschrift. Mit einer lithographirten Tafel. Gr. 8. 1½ Thlr.

22. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von Oken. Jahrgang 1840. 12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

23. **Kützelberger (G. K. J.), Die kirchliche Tradition über den Apostel Johannes** und seine Schriften in ihrer Grundlosigkeit nachgewiesen. Gr. 8. 1½ Thlr.

24. **Reigebaur (A. F.), Handbuch für Reisende in Italien.** Dritte, ganz umgearbeitete, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Sauber cart. 3 Thlr.

25. **Nur nicht nach Norden!** Bemerkungen auf meinen Reisen in den Jahren 1839 und 1840. Aus den Memoiren des Grafen von G****. Gr. 12. Geh. 1½ Thlr.

26. **Das Pfennig-Magazin** für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Achter Jahrgang. 1840. 52 Nummern. (Nr. 353—404.) Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Der erste bis fünfte Jahrgang, Nr. 1—248, kosten jetzt zusammengenommen statt 9½ Thlr.

im herabgesetzten Preise

nur 5 Thlr., einzelne Jahrgänge aber 1½ Thlr. Der sechste und siebente Jahrgang kosten jeder 2 Thlr.

Von den früher schon im Preise herabgesetzten

Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. ⅔ Thlr.

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2½ Thlr.

sind noch fortwährend Exemplare zu haben.

27. **Raumer (Friedr. v.), Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In 6 Bänden oder 24 Lieferungen. Erster Band, und zweiten Bandes erste Lieferung, oder erste bis fünfte Lieferung. Preis der Lieferung auf Velinp. ½ Thlr., des Bandes 2 Thlr.; auf extrafeinem Velinp. die Lieferung 1 Thlr., der Band 4 Thlr.

Jeden Monat erscheint eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.

28. **Raumer (Friedr. v.), Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

29. **Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** (Siebenter Jahrgang, für das Jahr 1840.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von **Ernst Gotthelf Gersdorf.** (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Dreiundzwanzigster bis sechsundzwanzigster Band. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

30. **Römische Briefe von einem Florentiner. 1837—38.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4½ Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 84. — 25. März 1841.

Die französische Revolution ein Werk des Christenthums oder der Philosophie?

Niemand wird es wol den Franzosen verargen, daß sie die bedeutendste Begebenheit ihrer Geschichte, der außer der Reformation des 16. Jahrhunderts kein Ereigniß der mittlern und neuern Zeit in Bezug auf allumfassende und tief in alle Verhältnisse eingreifende Wirksamkeit gleichsteht, die Revolution, von einer Seite darzustellen suchen, die ihre Lichtseiten hervorhebt und ihre Schattenseiten mehr in den Hintergrund treten läßt. Liegt es doch gar zu sehr in der menschlichen Natur, sich von der schönsten Seite zu zeigen! Wie könnte man es also den Angehörigen eines mächtigen und noch dazu von Natur zur Eitelkeit geneigten Volks verdenken, wenn sie eine Begebenheit, die das eigenste Werk des letztern ist und für die sie also gewissermaßen auch solidarisch einzustehen haben, im besten Lichte erscheinen zu lassen suchen. Nur das muß Wunder nehmen, wenn dies auf eine gezwungene und unnatürliche Weise geschieht, während die einfachste und natürlichste Apologie bei Seite gelassen wird, blos weil diese entweder den Parteiansichten oder einem *übertriebenen Nationalstolze* nicht genugthut. Zu diesen Bemerkungen veranlaßt uns die vor kurzem mit ihrem 40. Bande beendigte „Histoire parlementaire de la révolution française par MM. *Buchez* et *Roux*", nebst einem bei Gelegenheit derselben von Lerminier in der „Revue des deux mondes" über die Principien der französischen Revolution mitgetheilten Aufsatz. Was das erstere Werk — dessen schon mehrmals in diesen Blättern gedacht worden — betrifft, so bemerken wir, daß es die vollständigste Materialiensammlung zu dem von ihm behandelten Gegenstande ist, die bis jetzt existirt, indem es nicht blos die Verhandlungen der constituirenden und der gesetzgebenden Versammlung, des Convents, des Raths der Fünfhundert und des der Alten, des Tribunats, des Senats, des gesetzgebenden Körpers und der Abgeordnetenkammer während der hundert Tage in ihrem wesentlichen Inhalte gibt, sondern auch aus der übrigen Tagesliteratur der Zeit — häufig aus Zeitblättern und Broschüren, die jetzt sehr selten geworden sind — interessante Mittheilungen macht, die über manche Seiten der Revolution, insbesondere über den Jakobinerclub und die Revolutionspresse, ein ganz neues Licht verbreiten. In dieser Hinsicht verdienen die Herausgeber als geschickte und fleißige Compilatoren das größte Lob und den Dank aller Derer, die aus der französischen Revolutionsgeschichte ein Studium machen. Mit dieser materiellen Thätigkeit haben sich jedoch die Herausgeber nicht begnügt, sondern in verschiedenen Vorreden zu 33 Bänden ihres Werkes ihre Ansichten über die französische Revolution niedergelegt und dadurch das Verständniß dieser welthistorischen Begebenheit zu befördern gesucht. Hr. Buchez schlägt zu diesem Behufe einen ganz eigenen Weg ein und entwickelt dabei eine Argumentation, die in Frankreich wol nur den Beifall einer kleinen Partei, im übrigen Europa aber kaum die Zustimmung Einzelner finden wird. Er sieht nämlich in der französischen Revolution nichts Anderes als die jüngste Tochter des Christenthums, dieses als gleichbedeutend mit Katholicismus betrachtet, und sein Raisonnement läuft auf nichts Geringeres hinaus als darzuthun, daß die Lehren, aus denen die Revolution hervorging und die sie weiter entwickelte und verbreitete, nichts Anderes seien als die Grundlehren der Moral des Christenthums, und daß hinwiederum die Göttlichkeit des Stifters des letztern leugnen, nichts Anderes heiße, als alle Wahrheiten leugnen, die das Christenthum lehre und somit auch die, die in der Revolution aufgegangen seien. Hr. Buchez geht dabei von einer ganz neuen Auffassung des Christenthums aus. Nach ihm ist die Lehre Jesu nicht sowol auf das Individuum, sondern auf den socialen Menschen, auf die Gesammtheit der Gesellschaft selbst zu beziehen; Christus ist ihm nicht sowol der Erlöser auch der geringsten menschlichen Creatur, als der Heiland der menschlichen *Gesellschaft*, der Stifter einer neuen *socialen* Ordnung. Diese nun ist erst in der französischen Revolution recht zum Durchbruche gekommen, und die Revolution ist in ihrem innersten Grund und Wesen nichts als die Verwirklichung der christlichen Moral. Diese Moral ist auf die Offenbarung begründet, und glaubt man die nicht, so glaubt man an nichts. Jesus Christus, der menschgewordene Gottessohn, besiegelte mit seinem Blute das Evangelium, das er der Menschheit brachte und das kein anderes war als die Lehre vom gleichen Ursprunge, der gleichen Berechtigung und der gleichen Bestimmung der Menschen — also nichts Anderes als die Lehre von

den Menschenrechten, als der Grundsatz von Freiheit und Gleichheit, den die Revolution erst mit so vielen Kämpfen verwirklichte. Mit dieser Argumentationsmethode ist es Hrn. Buchez nun leicht, Allem nach Belieben den Stempel des Christlichen oder des Unchristlichen aufzudrücken. So spricht er von einer „christlichen" Methode Bacon's und Descartes'; so sieht er im Kopernikanischen Sonnensysteme ein Ergebniß christlichen Sinnes.

Die Eitelkeit der alexandrinischen Griechen — sagt er — glaubte, daß der Mensch und die Erde, die ihm zur Wohnung diente, der Mittelpunkt der Welt seien. Die christliche Demuth fand, daß wir nicht so hoch in der Rangordnung der Welten gestellt wären, und sah in der Sonne den Mittelpunkt und in der Erde einen ihrer Trabanten.

Wäre Hr. Buchez consequent, so müßte er die römische Curie, die das Kopernikanische System verdammte, für sehr unchristlich erklären. Doch um solche kleine Widersprüche kümmert er sich nicht, er, der der constituirenden Versammlung die Einsicht in Das, was Frankreich damals Noth gethan habe, abspricht und sie dafür den Jakobinern zuschreibt; er, der sogar, neben einem günstigen Seitenblicke auf die Hinopferung der Hugenotten, die Septembergreuel zu rechtfertigen sucht.

In der Bartholomäusnacht — äußert er — verfolgte man Die, welche den Bürgerkrieg und den Krieg mit dem Auslande über Frankreich gebracht hatten; Die, welche Frankreich durch Wiederherstellung und Vervollkommnung der Feudalherrschaft föderalisiren wollten. In den Septembertagen ging es über Die her, welche mit dem größten Eifer am Fehlschlagen der Revolution gearbeitet hatten, über Die, welche mit der Fremde gegen die Unabhängigkeit der Nation sich verschworen, oder endlich über solche Menschen, die wegen Verbrechen, welche zu jeder Zeit und bei allen Völkern der Strafe unterliegen, zu verurtheilen oder schon verurtheilt waren.

Daraus folgt, daß die „Schreckensherrschaft" eine Methode ist, die man von Zeit zu Zeit anwenden darf. Die Volkssouverainetät ist in der Sprache des Hrn. Buchez die Souverainetät des Volkszwecks. Um diesen zu erreichen, ist Alles erlaubt; das Recht entsteht aus der Pflicht. Man sieht, Hr. Buchez kommt auf seinem Wege genau zu eben dem Resultate, zu welchem die Jesuiten auf dem ihrigen gelangt sind, zu dem Grundsatze: der Zweck heiligt das Mittel.

Diese Versuche, das Jakobinerthum zu einem Sprößling des Christenthums zu machen und sich zugleich auf Jesus Christus und auf Maximilian Robespierre zu stützen, so widersprechend und in sich zerfallend sie auch ihrer innern und äußern Natur nach sein mögen, sind doch ihrem Entstehungsprocesse nach sehr erklärlich. Einerseits liebt der französische Nationalcharakter grelle Contraste und Sprünge von einem Extrem ins andere, andererseits ist er ein steter Verehrer des Neuen und der Mode: allen diesen nationellen Neigungen wird durch jene sonderbare Verbindung des Katholicismus mit der Revolution genug gethan. Lange genug hatte man Profession von Aufklärerei und Freigeisterei, Deismus und Atheismus, Pfaffen- und Religionshaß gemacht, um endlich des Einerleis solches Raisonnements überdrüssig zu werden; ein Volk — die Belgier — macht endlich praktisch den Versuch, jene beiden heterogenen Elemente zu verbinden, und Lamennais folgt bald mit dem theoretischen Versuche nach; die Sache macht Aufsehen, sie entspricht dem romantischen Gelüste der Zeit, die keinen Geschmack mehr an Ödipus, Phädra, Britannicus und an griechischen und römischen Tempeln und Säulenhallen findet, sondern deren Sinn mehr nach den Schauern des Ritter- und Mönchslebens, nach Burgruinen und gothischen Kirchen steht, sie kommt ferner Interessen ganz verschiedener Art zu passen, endlich hat sie das Verdienst des Neuen und Auffallenden: so darf es nicht Wunder nehmen, daß sie bald zur Mode wurde und in verschiedenen Nuancen zahlreiche Partisans gewann. Hr. Buchez scheint zu der Meinungsschattirung zu gehören, die in Annahme der politischen Consequenzen der Revolution am weitesten geht. Andererseits aber ist auch nicht zu übersehen, daß das hierarchische System und die Lehre des Katholicismus selbst eine Seite hat, die in der That mit den Tendenzen, welche in der Revolution sich aussprachen, Verwandtschaft besitzt; eine Seite, die früher schon in ihrer guten Bedeutung von Kirchenschriftstellern durch Aufstellung der Lehren von den gleichen persönlichen Rechten der Menschen, von der Nichtigkeit des Unterschieds der Geburt u. s. w., in ihrer schlimmen Bedeutung aber von der Hierarchie durch die Anwendung dieser Lehren zur Untergrabung der weltlichen Macht geltend gemacht und in der neuern Zeit durch Inquisition, Jesuitismus und die geistliche Propaganda der Gegenwart — so widersprechend es auch scheinen mag — cultivirt wurde. Die Unterdrückung des aristokratischen und corporativen Geistes in Spanien durch die Inquisition, die Lehren der Jesuiten vom Königsmord u. dgl., ihre Unternehmungen in Paraguay, ihre Eingriffe in die Staatsgewalt, die zuletzt gerade die Regierungen, deren grundkatholische Gesinnung nicht zu bezweifeln steht, zuerst zu ihrer Vertreibung nöthigten, endlich die ganze Wirksamkeit O'Connell's und der irländischen Geistlichkeit sowie die belgische Revolution beweisen dies. Man misverstehe uns nicht, als wollten wir hiermit dem Katholicismus eine Vorliebe für das demokratische Element andichten; ebenso gut wie er eine Seite besitzt, die mit den demokratischen Tendenzen zusammenhängt, besitzt er auch eine andere, die ihn mit der aristokratisch-monarchischen verbindet. An sich ist die römische Hierarchie gleichgültig gegen beide Richtungen und entscheidet sich nur nach den Umständen für die eine oder andere, je nachdem es in ihrem Interesse liegt; dies lehrt die Geschichte bis auf den heutigen Tag. Doch, wie gesagt, Dem, der sich mit äußerlichen Beziehungen begnügt, bietet der Katholicismus hinlänglichen Stoff, um ihn in eine Combination mit dem demokratischen Principe zu bringen, die um so mehr einen gewissen Anschein von Wahrheit und Begründung haben muß, als Das, was an diesen beiden weltbewegenden Gewalten Wahres und Begründetes ist — im Katholicismus also insbesondere das echt und ursprünglich Christliche — in Übereinstimmung miteinander stehen muß. Daß diese Übereinstimmung jedoch in Wahrheit nur zu einer ideellen Verbindung zwischen Christenthum und Demokratismus Grund und Veranlassung sein kann, keines-

wegs aber zu einer reellen, noch weniger aber gar zu einer objectiven Verbindung von katholischem Christenthum und französischer Revolution, dies liegt auf der Hand, und in der Abstractheit des Raisonnements des Hrn. Buchez, in seiner blos bedingungsweisen Gültigkeit, in seiner Einseitigkeit liegt auch seine Unwahrheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Geschichte Karl's XII. Königs von Schweden. Herausgegeben von Knut Lundblad. Nach dem schwedischen Original übersetzt, berichtigt und erweitert von G. F. von Jenssen. Zweiter Theil. Mit dem originalen Todesbilde des Königs, einigen Facsimiles, einer Skizze der Belagerung von Frederikshald im Jahre 1718 und 24 Anlagen. Hamburg, F. Perthes. 1840. Gr. 8. 4 Thlr.

Mit diesem zweiten, dem jetzigen Könige von Dänemark gewidmeten Theile der „Geschichte Königs Karl's XII. von Schweden", über deren erstern Ref. vor fünf Jahren in d. Bl.*) vorläufig gesprochen hat, wird das Leben dieses merkwürdigen nordischen Helden vollends zu Ende geführt und darin ein Zeitraum von elfthalb Jahren in 28 Capiteln abgehandelt. Der Übersetzer des schwedischen Originals, der dänische Major Hr. v. Jenssen, klagt, daß seit dem Erscheinen des ersten Theiles ohne sein Verschulden fast vier Jahre verflossen wären, ehe der Faden dieser damals abgebrochenen Geschichte hätte wieder aufgenommen und vor dem literarischen Publicum abgesponnen werden können. Hätte dieses vierjährige Warten unter den deutschen Geschichtsfreunden eine besondere Unzufriedenheit erweckt, so würden sie sich auch zu einer weit genügendern Entschädigung berechtigt gefunden haben, als im vorliegenden Werke selbst dargeboten zu werden scheint. Ref. findet diesen zweiten Band theilweise leichter und eiliger abgefaßt als den vorangelieferten, wie schon die Notizen über den Titel desselben im Vorworte des Hrn. v. Jenssen beweisen. Derselbe theilte den ersten Theil seiner deutschen Bearbeitung der Öffentlichkeit als ein Werk mit, dessen schwedisches Original den Rittmeister Knut af (von) Lundblad, den Bruder des gleichfalls literarisch bekannten Generalconsuls J. F. von Lundblad, zum Verf. hat, macht ihn aber in diesem zweiten, nach dessen Haupttitel zu schließen, blos zum Herausgeber und nennt ihn nur Knut Lundblad, während auf dem Umschlagtitel den beiden Schweden F. Lundblad und Bolmeer das Originalwerk zugeschrieben und auch in der Vorrede von mehren Verf., wiewol ohne erforderliche Belehrung über ihre Namen, gesprochen wird. Gleichwol gibt die Anmerkung auf S. 165 zur Hand, daß Hr. v. Jenssen, der sich doch wol mit der Werkstätte des Originals in vertraute Berührung gesetzt hatte, blos einen Autor desselben gekannt und mit demselben allein sich hinsichtlich seiner deutschen Arbeit verständigt hat. Diese Flüchtigkeit flößte uns ein Mistrauen gegen den Übersetzer ein, das wir beim Durchlesen seines Werks nicht gänzlich unterdrücken konnten. Unterließen die schwedischen Verf. sich über ihre wahre Autorschaft auszusprechen, was wir jedoch nicht genau wissen, da uns das Originalwerk nicht vorliegt, so war es doch Hrn. v. Jenssen's Pflicht (zumal er sonst gewissenhafter gehandelt haben will als die Urheber des Originals) und selbst in seinem Interesse, über diese keineswegs gleichgültige Literarnotiz an rechter Stelle öffentliche Rechenschaft abzulegen.

Ohne jedoch seine wahren Verdienste an diesem Werke schmälern zu wollen, glauben wir ihm besondern Dank dafür schuldig zu sein, daß er seiner Bearbeitung dieses Theiles die reichliche Ausbeute des von ihm benutzten königlichen geheimen Staatsarchivs und des Gewölbes der ehemaligen Kriegskanzlei zu Kopenhagen zugewendet und uns namentlich mit den dort verwahrten (1713 sequestrirten und intercipirten) Papieren des Grafen Stenbock bekannt gemacht hat, in denen er einen guten Fund gethan zu haben scheint und über welche er S. 290 und 296 nothdürftigen Aufschluß ertheilt. Überhaupt fand er in jenen Archiven, die ihm noch der verstorbene König von Dänemark hatte öffnen lassen, so reichlichen Stoff zur Berichtigung und Vervollkommnung der Nachrichten Lundblad's über die dänischen Verhältnisse, daß er dessen Vortrag im vorliegenden Theile wesentlich gestört zu haben fürchtete, wenn er mit seiner Ausbeute blos durch Anmerkungen zu Hülfe gekommen wäre. Um dies aber zu umgehen, beschloß er, an der Erzählung der Kriegsbegebenheiten zu Wasser und zu Lande von 1710 an bis zu des eigensinnigen Königs Karl Tode Theil zu nehmen und mit Zustimmung Lundblad's von S. 165 an gemeinschaftliche Sprache mit demselben zu führen; daher er sich auch diesen langen Abschnitt der geschichtlichen Darstellung fast ganz als sein Werk zueignet, jedoch seine Noten unter dem Texte von denen des Originalwerks durchgehends, wie zuvor, absondert, welche, unsers Bedünkens, nicht so unerläßlich zahlreich erschienen sein würden, wenn Hr. v. Jenssen mit der Umwandlung des Urtextes strenger und folgerichtiger verfahren wäre. Er liebt aber das derbe Polemisiren, womit er selbst das schwedische Original, wie S. 187 zu lesen ist, nicht verschont. Sein patriotischer Unmuth gegen Nordberg's bekanntes Geschichtswerk steigert sich hier um so mehr, da er erfahren hat, daß es einer eigens dazu ernannten Censurcommission vorgelegt worden war und sein Verf. späterhin vertrauliche Nachrichten über mehre Punkte darin durch den Druck bekannt gemacht hatte. Er berichtigt dieses Werk, so weit es die dänischen Verhältnisse berührt, die ihm allenthalben kalt, oft ungerecht und schief dargestellt erscheinen. Dagegen ist der Kampf gegen Voltaire ziemlich eingestellt und der gründliche Rühs zu Rathe gezogen worden.

Wenngleich nun durch des deutschen Bearbeiters Eingriffe in das Originalwerk dieses letztere bedeutend zurücktritt und man nicht überall deutlich genug erkennt, wie viel Verdienst die Schweden von obgedachter Stelle an bis zu Ende daran haben, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß sie während des vierjährigen Stillschweigens in den Stand gesetzt wurden, das inzwischen in seinem Erscheinen fortschreitende „Delagardesche Archiv" des schwedischen Propstes Wieselgren zu benutzen. Sie fanden in demselben einen willkommenen Beitrag zur Würdigung der dunkeln Umstände, in welche Karl's XII. Tod 1718 vor dem festen Frederikshald gehüllt ist. Der Herausgeber dieses Archivs theilte nämlich vor drei Jahren eine merkwürdige Schrift mit, die nach der deutschen Übersetzung den Titel führt: „Historische Aufklärung von sicherer Hand über die Todesart Karl's XII.", und ihre Entstehung dem Reichsrathe und Freiherrn von Ramel verdankt. Zeitgenosse Königs Gustav III., verfaßte sie derselbe aus dem Gedächtnisse nach der Sage, die an dieses Monarchen Hofe umging und sich auf ein hinterlassenes Papier des 1759 verstorbenen Propstes Tollstadius zu Stockholm stützte. Auf demselben hatte dieser ein Bekenntniß des Generalmajors Cronstedt niedergeschrieben und dessen Wahrheit mit einem beigefügten Eide bekräftigt. Das Bekenntniß lautet nach S. 578 des vorliegenden Werks: „Nachdem er, Cronstedt, das Gewehr geladen hatte, nahm es (der Oberst) Stjernroos, indem er dabei die Worte sagte: „Nun soll es bald gethan sein!" Darauf verließ er Cronstedt, und als er sah, wie der König noch immer in der Approche, vor der Communicationslinie stand, welche etwas krumm lief, ging er oben auf dem Rasenwalle herum, sodaß folglich der König, als der Schuß fiel, niedriger als er, Stjernroos, stand, weshalb die Kugel nothwendig in schräger Richtung durch den Kopf gehen mußte. Cronstedt fügte hinzu, Stjernroos habe für die That 500 Dukaten bekommen, ohne doch anzugeben von wem."

Nun aber wird nicht bemerkt, ob Ramel diesen Zettel im Original oder in Abschrift zur Benutzung seines Aufsatzes wirk-

*) Nr. 219 d. Bl. f. 1836. D. Red.

lich in Händen gehabt, oder dessen Inhalt auch, wie alles Übrige, nur durch Hörensagen erfahren habe, sondern wir erfahren blos aus dem (S. 577 fg.) mitgetheilten Gerüchte, daß Cronstedt (er starb 1750) kurz vor seinem Tode den P. Tollstadius hätte rufen lassen und ihm auf seinem Sterbebette den wahren Aufschluß über Karl's XII. Tod gebeichtet hätte. Indeß muß jenes Papier wol vorhanden gewesen sein, da seine Echtheit in jener Zeit schon angegriffen und als untergeschoben mit dem Tadel verworfen wurde, seinen Ursprung einer kleinen Intrigue Königs Gustav III. verdankt zu haben. Dieser hatte nämlich, sobald ihm der einbalsamirte Leichnam seines Ahnherrn gezeigt worden war, keinen Anstand genommen, laut zu sagen, daß es die Kugel eines Schleichmörders und keines Dänen gewesen wäre, welche den Richard Löwenherz des Nordens getödtet hätte. Aber hierüber hatten sich schon viel früher Gerüchte gebildet, unter der Menge verbreitet und nachher dadurch in der öffentlichen Meinung befestigt, daß man bei der genauen Besichtigung des königlichen Leichnams 1746 aus der Beschaffenheit der Wunde gefolgert hatte, der Schuß, welcher Karl getödtet, wäre aus einem Handgewehre und zwar aus einem Pistole gekommen, an der rechten Seite des Kopfes hinein und zur linken wieder hinausgedrungen. Indeß waren dabei zugleich nicht alle Umstände sorgfältig erwogen worden, wie es die Hrn. Verf. als Sachkundige scharfsinnig gethan haben, um den Unbefangenen die Überzeugung zu verschaffen, daß der tödtliche Schuß wirklich ganz aus der Nähe und nicht aus den feindlichen Werken gethan worden sei. Dessenungeachtet hatte die erstere Meinung die Oberhand behalten und sich nebenher nach verschiedenen, wieder aufgegebenen Muthmaßungen über den Thäter endlich doch und zwar bis jetzt noch die Annahme festgestellt, eine Faction, die ihren Grund schon 1714 auf dem Reichstage zu Stockholm gelegt hatte und hinter welcher der, auch von Görz für verdächtig gehaltene Erbprinz Friedrich von Hessen stand und lauerte, habe den Meuchelmord verüben lassen. Man brachte hiermit in Verbindung die gänzliche Vernachlässigung einer Untersuchung des tragischen Ereignisses, wozu doch die abweichenden Berichte und Gerüchte unwillkürlich hatten auffodern müssen, ferner die eilige Aufhebung der Belagerung Fredrikstrens gleich nach des Königs Tode und die Vertheilung der vorhandenen Kriegskasse unter die höhern Offiziere, von denen der Generalmajor Cronstedt allein 4000 Thaler erhielt, während alle Andere seines Ranges nur 800 Thaler bekamen. Doch erst 30 Jahre nach dieser Handlung gerieth Cronstedt in Verdacht, den König erschossen zu haben, welches Gerücht jedenfalls dem Propste Tollstadius in Stockholm seine Entstehung verdankt. Etwas Schriftliches hierüber kam erst zur Zeit Gustav's III. zum Vorschein, als diesem ein Bericht in die Hände fiel, dessen Inhalt verheimlicht nun vor drei Jahren durch die Herausgabe obgedachter Abhandlung von Ramel's veröffentlicht wurde. Der Thatbestand der darin ausgeführten Erzählung beruht jedoch, wie schon bemerkt, blos auf Sagen und Erinnerungen, welche sich von Mund zu Mund fortgepflanzt hatten, der historischen Gewißheit ermangeln und auch von Wieselgren bestritten worden sind.

Dieses legen die Verf. im sechsundzwanzigsten Capitel ihres zweiten Theils vorsichtig dar und neigen sich im Verlaufe ihrer Untersuchungen gleichwol zu einer fast sichern Behauptung hin, daß eine verrätherische Kugel den eigensinnigen König getödtet habe. Wenn sie aber hierbei die Nachrichten, die sie in ihrer Ansicht nur hätten bestärken können und von Schlözer theils in den „Staatsanzeigen", VI, 453 fg., theils im „Briefwechsel", I, 144 fg. und 230, mitgetheilt worden sind, nicht vor Augen hatten, wie es uns scheint, so ist ihrer verdienstvollen Untersuchung eben kein großer Abbruch geschehen, da diese Actenstücke für sie nichts Neues geben, sondern im Grunde nur bestätigen, daß zu Gustav's III Zeiten sich die Schweden noch viel mit dem Ende des unglücklichen Königs beschäftigten und mit den wenigen damals noch lebenden Augenzeugen der festen Überzeugung waren, Karl sei gemeuchelmordet worden. Da aber die gemeinschaftlichen Verf. (S. 581) zuversichtlich annehmen, Karl XII. sei in Rücksicht der Thronfolge (wie er es auch den Rechten nach sein mußte) nur zu Gunsten des jungen Herzogs Karl Friedrich von Holstein-Gottorp gestimmt gewesen, es jedoch noch für zu früh gehalten habe, darüber bestimmte Erklärung abzugeben, so hätte Ref. gern ihre Meinung über das vom schwedischen Generalmajor Karl von Leutrum (noch vor des Königs Tode) 1718 entworfene Schreiben an den regierenden Landgrafen von Hessen, Friedrich's Vater, gelesen, welches Schlözer in seinen „Staatsanzeigen" (VI, 470) als ein verirrtes Papier mittheilt und in die ebenfalls aufgestellte Meinung, daß Karl auf Anlaß seiner Verwandten ermordet worden sei, eingreift, weil es die bestimmte Nachricht ausspricht, der König habe seiner Schwester Ulrike die Nachfolge auf dem Throne zugedacht. Über dieses merkwürdige Papier und seine Echtheit dürfte wol das kasseler Archiv, wo das Original zu suchen ist, die beste Auskunft verschaffen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Wirksamkeit des Oriental translation committee.

Die Resultate der letzten Versammlung des Oriental translation committee gaben einen offenkundigen Beweis von dessen umfassender Thätigkeit. Es ward die Vollendung des ersten Bandes von Gayangos' Übersetzung der mohammedanischen Annalen Spaniens angezeigt, sodaß derselbe alsbald ausgegeben werden kann. Von Dr. Sprenger's Übersetzung der „Goldwiesen und Silberminen" des El Masudi wurden einige Bogen vorgelegt, die von des Verf. Sorgfalt und Fleiß zeugen; desgleichen ein kleiner Theil von Ibn Khalikan's „Biographischem Wörterbuche", übersetzt vom Baron de Nane. Prof. Flügel zeigte schriftlich an, daß er im Begriffe sei, an den Druck der Fortsetzung des „Biographischen Wörterbuchs" von Hadschi Khalfa zu gehen. Eine handschriftliche Übersetzung des „Sama-Veda" von Dr. Stephenson ward von dem Untercomité zur Herausgabe vorgeschlagen und dem Anerbieten Prof. Wilson's, den Druck beaufsichtigen zu wollen, beigestimmt. Der zweite Band von Quatremère's Übersetzung von Makrizi's „Geschichte der mamelucklischen Sultane von Ägypten" ist in Druck gegeben. Die durch den Tod unterbrochen gewesene Übersetzung des „Dabistan" von Prof. Shea wird von Capitain De Troyer fortgesetzt. Der wesleyanische Missionnair Harrey in Ceylon lenkt in einem Briefe die Aufmerksamkeit des Comité auf einige werthvolle schriftliche Arbeiten des Missionnairs Goggerley über Buddhismus, die hauptsächlich in Übersetzungen aus der Pali- oder heiligen Sprache auf Ceylon bestehen. Die derselben Kundigen vermindern sich sehr schnell an Zahl; Goggerley ist fast der einzige Europäer, der sich diesem Studium gewidmet hat. Der Verein, auf Goggerley's Verdienst bereits durch seine Veröffentlichungen in dem „Cingalese friend" aufmerksam, beschloß, ihn um die Auswahl einiger Paliwerke, die als Proben der eigenthümlichen Gestaltung der buddhistischen Religion und Philosophie auf Ceylon dienen können, behufs deren Übersetzung zu ersuchen. Während man sich somit in England thätig mit der Übersiedelung orientalischer Schriften beschäftigt, haben, der Mittheilung eines Mitgliedes zufolge, umgekehrt einige Hindus angefangen, englische Classiker ins Indische zu übertragen; zum Beweise dessen ward eine Übersetzung der Fabeln Gay's in bengalische Verse von Radscha Kali Krischna Bahadur, der correspondirendes Mitglied der Asiatischen Gesellschaft ist, vorgelegt. Noch ward endlich der Vorschlag angenommen, eine englische Übersetzung der „Upanisad" von Poley herauszugeben.

47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 85. — 26. März 1841.

Die französische Revolution ein Werk des Christenthums oder der Philosophie?

(Fortsetzung aus Nr. 84.)

Doch es liegt gar zu sehr in der Eigenthümlichkeit der französischen Denkweise, von einem abstracten Principe, sollte es auch nicht mehr als ein bloßes Stichwort sein, auszugehen, es an die Spitze eines Raisonnements, eines Systems zu setzen und aus und mit demselben Alles erklären, Alles beweisen, Alles bessern und beglücken zu wollen. Descartes, Montesquieu, Rousseau, die Physiokraten, die Encyklopädisten, Sièyes, Robespierre, St.-Simon, Fourier, unter unzähligen minder auffallenden Beispielen endlich alle in der neuern Zeit in Frankreich entstandene Parteien und Theorien politischer, socialer und religiöser Art sind im guten und bösen Sinne die Belege hierzu. Daher auch die Macht, welche Stichwörter von jeher in Frankreich ausübten; sie sind nichts als der volksthümliche Ausdruck des einen oder andern eben die Herrschaft suchenden oder behauptenden Princips, die Fahne, um welche sich die Partei sammelt. Es ist gar zu bequem sowol für die Lehrenden und Lernenden, und darum auch effectvoll, mit einem einseitig wahren Principe Himmel und Erde zu bewegen und in ihm eine Panacee für alle Übel zu finden; nur gehört dazu eine gehörige Dosis Leidenschaft oder Leichtsinn — und an beiden fehlt es den Franzosen nicht —, um sein Auge gegen die Inconsequenzen und Consequenzen einer solchen Verfahrungsart zu verschließen. Man pflegt oft die Franzosen ein praktisches Volk zu nennen: soll dies bedeuten, daß sie rasch ans Werk gehen und vom Gedanken zur Ausführung bei ihnen nur ein Schritt ist, so mag dies im Ganzen seine Richtigkeit haben; soll es aber heißen, daß sie immer ohne vorgefaßte Meinung das unter gegebenen Umständen und für eine bestimmte Zeit Passende, wahrhaft Nützliche und Ausführbare, mit einem Worte das relativ Beste zu erfassen und durchzuführen wüßten, so ist jener Ausspruch wol sehr zu modificiren, denn Niemand folgt wol leichter abstracten Theorien und einseitigen Impulsen als der Franzose; die zahlreichen Experimente, die sie seit mehr als einem halben Jahrhundert auf dem politischen und socialen Felde gemacht haben, gegenüber den definitiven Resultaten, die sie erlangt, und dem Gefühl des Unbefriedigtseins, das die ganze Nation nach so langen Kämpfen noch durchdringt, sind wol die schlagendste Widerlegung der Meinung vom eminent praktischen Sinne dieses Volks. Auch auf Hrn. Buchez's Theorie von der französischen Revolution finden diese Reflexionen ihre volle Anwendung. Auch er sucht nach einem außerhalb der Sache selbst liegenden Principe der großen Begebenheit, aus dem er sie herleiten will, statt sie aus sich selbst, aus den verschiedenen Elementen, die in ihr zusammenwirkten, aus ihrer concreten Totalität zu erklären; auch er sieht in der einseitigen und unpraktischen Durchführung der Consequenzen seines an sich ganz löblichen Princips, in äußerlichen Formen und Maßregeln alles Heil für die Zukunft, statt es in einer Besserung und Entwickelung der Individuen und Zustände von Innen heraus, die dann gar bald die rechten Formen finden lehren würde, zu suchen.

Nicht so einseitig und befangen ist die Ansicht, welche Lerminier über das Wesen der französischen Revolution in dem oben erwähnten Aufsatze ausspricht. Zwar kann auch er sich nicht ganz von der engen französischen Betrachtungsweise, die immer Alles auf ein Princip zurückführen muß, und in dieser Methode zwar leicht das alte Lob der Klarheit und Verständlichkeit, aber auch den alten Tadel der Oberflächlichkeit und Gedankendürre erringt, losmachen; zwar kann er ferner in dieser Schrift seiner desultorischen, in Antithesen, pikanten und nach Effect haschenden Wendungen, paradoxen und übertriebenen Behauptungen sich gefallenden Darstellungsweise noch nicht ganz entsagen; doch hat er das Glück, oder vielmehr den richtigen Takt, ein Princip aufzustellen, das, wenn sich auch nicht die ganze Revolution aus ihm herleiten und erklären läßt, doch eine Seite derselben, und zwar eine Hauptseite unmittelbar trifft und zur Aufhellung ihrer innersten Natur wesentlich beiträgt. Hr. Lerminier sieht nämlich in der französischen Revolution nichts Anderes als ein Erzeugniß der Philosophie, sowol in ihrem Ursprunge als in ihrem Fortgange; alle Erscheinungen derselben führen auf die Philosophie — hier in specie die französische des 18. Jahrhunderts — als Princip zurück.

Das Frankreich des vergangenen Jahrhunderts — äußert er unter Anderm in dieser Beziehung — war bis zum Ausbruche der Revolution eine Akademie und ein Salon. Man wirkte die Ideen aus, man schrieb klare, bestimmte und beredte Bücher. Die kühnsten Theorien circulirten in den lebhaften und

leichten Unterhaltungen, und Alles war verarbeitet und begriffen, bevor die Ausführung begann .... Das Eindringen der Ideen und nicht die Entwickelung der Einrichtungen hat die socialen Veränderungen herbeigeführt, die mit dem Jahre 1789 begonnen.

Und dann:

Was die französische Revolution in der ganzen Geschichte der menschlichen Gesellschaft charakterisirt, ist nicht, die Lehren und Grundsätze der Demokratie und Gleichheit so laut erschallen lassen zu haben. Wie oft vor ihr ist dies nicht geschehen! Aber in allen Unternehmungen nur die Autorität des menschlichen Geistes anzuerkennen, sich von allen Überlieferungen loszusagen, um alle vor den Richterstuhl der Vernunft zu ziehen und nur die zur Umgestaltung zu lassen, welche ihren Proceß vor diesem Tribunale gewinnen konnten; endlich eine radicale Veränderung in der Verfassung und dem Schicksale eines Volkes vom metaphysischen Gesichtspunkte aus zu unternehmen, dies geschah 1789, dies war bis dahin unerhört und ganz neu. Die französische Revolution ging nur vom Gedanken selbst, in seiner reinsten Abstraction genommen, aus .... Man wendete die Vernunft direct auf die menschlichen Angelegenheiten an und die philosophische Ära begann.

Wie wahr und wie falsch diese Ansicht von der französischen Revolution sei, scheint uns nicht schwer zu sichten. Sonderbar aber ist es, daß in derselben ein eifriger Partisan der Revolution mit ihren erklärtesten Gegnern zusammentrifft, nur mit dem Unterschiede, daß diese daraus einen Vorwurf für die Philosophie nehmen, jener ein Lob für die Revolution darin findet. Beide scheinen uns indeß sowol der einen wie der andern damit Unrecht zu thun. Der Fehler, den beide begehen, liegt in der irrigen Ansicht, als sei der Grund einer welthistorischen Begebenheit in einer außerhalb ihr liegenden Ursache zu suchen. Sie, wie jede geistige That, trägt ihren innersten Grund, die Urbedingung ihrer Existenz in sich, und auf dem Felde der Geistesthätigkeit, zu welcher sie an sich gehört, ist auch ihr Princip zu suchen. Mehr oder weniger andere Factoren können oder müssen vielmehr concurriren, um jener geistigen That eine bestimmte Form zu geben, sie zu einer empirischen Existenz zu machen; sie bilden die Bedingungen, unter welchen jene ins wirkliche Leben tritt, durch welche sie vermittelt und zur realen Erscheinung wird; aber sie sind nicht das eigentliche Element derselben. So würde es z. B. schwer werden, den Grund und mithin das Princip des Christenthums außerhalb des religiösen Bereichs, etwa in dem politischen oder socialen Zustande der damaligen Zeit, in einer philosophischen Lehre u. s. w. nachzuweisen; es trägt seine Nothwendigkeit in sich, und die Mächte und Elemente, mit denen es in Verbindung kam, gaben ihm nur seine bestimmte Gestalt, die Form, in der es zu dieser und jener Zeit, bei dem und jenem Volke, unter diesen und jenen Umständen erschien. Unter diesen modificirenden Elementen kann nun eines oder das andere einen überwiegenden Einfluß erringen und der Begebenheit ihren vorwaltenden, bestimmten Charakter aufdringen; dessenungeachtet aber ist es nicht der Grund und das Princip derselben. Die Anwendung hiervon auf die französische Revolution ist nicht schwer: als social-politische That ist ihr Grund auf keinem andern Gebiete als auf dem des ethisch-politischen Lebens zu suchen; das sittliche Gefühl des Volkes von seiner natürlichen Freiheit war durch und durch verletzt und der ganze Staat dadurch so unterwühlt und zerfressen worden, daß es endlich zu einer Krise kommen mußte, in der es sich entschied, ob das Ganze zu Grunde gehen oder zu einer Wiedergeburt kommen würde. Will man daher nun ja einmal ein Princip für die Revolution annehmen, so ist es nicht in der Philosophie, sondern in dem natürlichen Bewußtsein des Volkes von seiner sittlich-politischen Freiheit, also in einer geistigen That, in einer Idee zu suchen. Aber selbst dieses als Princip zugegeben, können wir nie dulden, daß man die Revolution in ihrer Totalität wie in ihren einzelnen Erscheinungen rationell-pragmatisch daraus deducire; die einzige historisch-richtige Methode ist die der genetischen Entwickelung, daß man jenes Princip von seinem Erwachen an durch alle bedingenden Kräfte, mit denen es in Verbindung trat, zu seinen Momenten sich entwickeln läßt. Nur dadurch, daß man sieht, wie der Grundgedanke in den verschiedenen gegebenen Elementen, in die er eintrat, und durch die verschiedenen Gewalten, die wieder auf ihn einwirkten, sich modificirte, mit einem Worte, wie er aus dem Zusammenwirken einer Mannichfaltigkeit gegebener Factoren zu bestimmten Formen sich gestaltete, nur dadurch kommt man zum Verständniß einer Begebenheit. Wie mannichfaltig stellt sich nun aber unter diesem Gesichtspunkte die größte Begebenheit der neuesten Zeit, die französische Revolution, dar; wie dürre und mitunter abgeschmackt erscheinen nicht dagegen die Versuche, sie aus einem einzelnen Factum — etwa gar der Halsbandgeschichte! — oder aus einem mislichen Umstande — etwa der Finanznoth — oder aus Persönlichkeiten — der Schwäche Ludwig's XVI. u. s. w. — abzuleiten. Selbst der Versuch Lerminier's, sie einzig auf die Philosophie, und noch dazu, wie er selbst sagt, auf den metaphysischen Standpunkt derselben zurückzuführen, ist von diesem Fehler nicht frei, denn welche Masse von Umständen und Kräften haben nicht neben der Philosophie — wiewol meistens in untergeordneterm Grade — auf die Revolution modificirend eingewirkt. Man bedenke nur unter Anderm das Beispiel der Verfassung und des politischen Lebens Englands, den nordamerikanischen Freiheitskrieg, die ungeheuere Vernachlässigung aller materiellen Interessen des Landes, die Entsittlichung der höchsten und der niedrigsten Stände, die schreiende Hintansetzung des Rechtsprincips im Verfahren der Regierung seit Jahrhunderten, endlich die angeborenen Eigenthümlichkeiten des französischen Volkscharakters überhaupt, und man wird sehen, daß es neben dem philosophischen Elemente auch noch andere bedeutende gibt, die entschieden bestimmend in den Gang der Revolution eingegriffen haben. Hätte Lerminier sich begnügt, in der Einwirkung der Philosophie auf die Revolution die charakteristischste Seite, das wichtigste Moment der letztern und in der Philosophie die vorwaltendste mit- und einwirkende Potenz zu sehen, so würden wir nichts dagegen haben, denn aller Einseitigkeit wäre vorgebeugt. So aber ist ihm die Philosophie der einzige Ausgangspunkt der Revolution,

ihr einziger leitender und bewegender Gedanke, und die Widersprüche, in die er geräth, stellen sich auf jedem Blatte dar. So schreibt er auf der einen Seite:

Wie hätte eine so vollständige Erneuerung der französischen Nation in ihren Ideen und in ihrer eigenen Constitution ihr nicht gegen die übrigen Völker Gefühle einflößen sollen, die über die alten Vorurtheile und Antipathien hinauswaren? Was früher nur ein unbestimmtes Gefühl gewesen, war nun zu einer rationellen Theorie geworden, welche die Mehrheit der Nation hinlänglich begriff, um sie zu ihrem Gesetze zu erheben. Zum ersten Male sah man ein Volk officiell erklären, daß es darauf Verzicht leiste, irgend einen Krieg der Eroberungen wegen zu unternehmen, und daß es niemals seine Kräfte gegen die Freiheit irgend einer Nation gebrauchen werde. Wie sehr mußte das Gefühl der Menschlichkeit das französische Volk bis in sein Innerstes durchdrungen haben, damit seine Vertreter aus eigenem Antriebe diese philosophische Erklärung erlassen konnten! Die Ereignisse sollten zwar ein wenig (!!!) diesen Versprechungen widersprechen; doch waren diese nicht weniger von einer heiligen Liebe zum menschlichen Geschlechte dictirt. Frankreich erklärte sich für Bürgerin der Welt und verdiente deshalb die Königin derselben zu sein (wie bescheiden!); je mehr es Zeugniß von einer aufrichtigen Uneigennützigkeit ablegte, je mehr es der beeinträchtigenden Gewalt entsagte, desto mehr verdiente es durch sein glorreiches und friedfertiges Beginnen die oberste Stelle am großen Gastmahle der Völker. Es lud die andern Völker ein, es im Werke seiner Wiedergeburt nachzuahmen; es strebte nicht mit eifersüchtigem Ehrgeize nur nach Freiheit für sich. Doch dachte es auch nicht daran, andern Völkern die Freiheit mit Gewalt aufzudringen, und vertraute die Zukunft der Völker der unwiderstehlichen Anziehungskraft der Grundsätze an, zu denen es sich bekannte. Es sah ein, daß seine Revolution, eine Tochter des philosophischen Geistes, nicht, wie Mohammed und Karl der Große, mit dem Schwerte das Bekehrungswerk führen durfte und daß das Gebaren des religiösen Fanatismus nicht für sie paßte.

(Der Beschluß folgt.)

Geschichte Karl's XII. Königs von Schweden. Herausgegeben von Knut Lundblad. Nach dem schwedischen Original übersetzt, berichtigt und erweitert von G. F. von Jenssen. Zweiter Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 84.)

Außerdem gibt dieser zweite Theil vieles Schätzbare zur Aufklärung jener Verhältnisse, in welchen Karl XII. während seines Heerzugs in die Ukraine bis zu seinem Tode lebte und wirkte. So findet Ref. die gründliche Erwägung der Zustände des schwedischen Heeres vor und nach der Schlacht bei Poltawa besonders lehrreich. Hier liest man die Äußerung einer gerechten Unzufriedenheit, daß der Schwedenkönig, der damals durch eine gefährliche Fußwunde abgehalten wurde, sein Pferd zu besteigen, und sich in einer Sänfte umhertragen lassen mußte, wider den Willen des ganzen Heeres seinem Lieblinge Rehnsköld den Oberbefehl anvertraute, welcher, abgesehen von seiner Untauglichkeit dazu, überdies noch im blinden Vertrauen, der Sieg über den Zar Peter könne ihm nicht entgehen, versäumte, sich vor der Schlacht genaue Kunde von der feindlichen Stellung und von seinen Vertheidigungsmitteln zu verschaffen; darum nachher sowol im Kampfe selbst feste Anordnung und nöthiger Zusammenhang unter den Schweden, als auch die Vorbereitung auf einen unglücklichen Ausgang fehlten. Natürlich befanden sie sich auch, als dieser wirklich erfolgte, in einer fast hülflosen Lage und die Russen mußten bald alle Vortheile ihres erfochtenen Sieges ernten, welche sie nicht gleich im ersten Augenblicke nach der Schlacht erreichen konnten. Und hätten sie ihre Feinde, die in völliger Auflösung flohen, anfangs weniger zaghaft verfolgt, so wären die Überbleibsel der Geschlagenen sammt dem Könige höchst wahrscheinlich in ihre Hände gefallen. Gleich planlos und ohne vorher getroffene Maßregeln zur Rettung — der Rückweg war versperrt worden — eilte auch der unbesonnene König Karl nach Perewolotschno am Zusammenflusse der Worsklo und des Dnjepr, wo letzterer Strom eine gute Viertelmeile breit ist. Gedachte Stadt war früher zwar eine bequeme und wohleingerichtete Überfahrtstätte, jetzt aber von den Russen verbrannt und zerstört worden. Die Schweden fanden sie bei ihrer Ankunft in einen Schutthaufen verwandelt und sonst keine Menschen und Mittel zur Überfahrt in der nächsten Umgegend. Jeder andere Plan aber, wird (S. 145) mildernd hinzugefügt, wie z. B. der in Hinsicht seiner Ausführbarkeit in Zweifel gezogene, die Worsklo zu überschreiten, um sich einen Weg nach der Krim zu bahnen (den, nach Polen sich durchzuschlagen, scheinen die Verfasser nicht zu kennen), wäre wol auf ebenso unüberwindliche Hindernisse gestoßen und konnte ohnehin unter den damaligen Umständen kaum der Gegenstand einer Überlegung werden, weil alle Anführer der Meinung waren, daß keine andere Wahl übrig bliebe, als sich entweder freiwillig den russischen Fesseln zu überliefern, oder den neunjährigen ruhmvollen Feldzug durch einen nutzlosen Kampf zu enden; denn auch ein Sieg hätte durch Hunger und andere unerträgliche Leiden doch nur zu einem gänzlichen Untergange geführt. Doch diesen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen, wagte Lewenhaupt, welcher nach des Königs Flucht über den Dnjepr den Befehl über die 6000 zurückgebliebenen Schweden übernommen hatte, nicht auf sich zu nehmen. Er war von den Truppen zu wenig gekannt, diese überließen sich dem Ungehorsam, der Niedergeschlagenheit und Verzweiflung; es fehlte an raschem, festem Handeln, was nicht allein zu einem Ziele hätte führen, sondern auch allgemeines Vertrauen erwecken können. Wäre Lewenhaupt, statt durch die Offiziere die Stimmung der Gemeinen auszuforschen, gleich Karl in der Überzeugung, daß ihm Alle folgen würden, blindlings auf den anrückenden Feind losgestürzt, so wäre das Schicksal dieser Armee wenigstens so schnell nicht entschieden worden. Bekanntlich capitulirte sie auf die unter Drohungen erlassene Auffoderung Menschikow's zur Übergabe. „Nach Lewenhaupt's, Creutz's und Gyllenkrook's einstimmiger Aussage", heißt es S. 156, „lag für sie keine Rettung im Gebiete der Möglichkeit, und wir fragen, auf jene Männer uns stützend, wohin die Armee auch nach einem glücklich bestandenem Gefechte sich hätte wenden sollen, entblößt von allem Kriegsbedarf und Lebensmitteln in einer ganz fremden Gegend? Aber ohne diese Fragen genügend beantworten zu können, scheint es uns doch, als wenn das endliche Schicksal der schwedischen Armee nie unglücklicher ausfallen konnte als durch eine Capitulation. Denn wie viele der edeln Krieger, welche man durch diese traurige Capitulation dem Vaterlande erhalten wollte, sahen dasselbe wol jemals wieder? Von den Soldaten (? Gemeinen) vielleicht kaum Tausend. Die meisten fanden ihren Tod in den sibirischen Einöden oder in den Bergwerken des Urals. Und welches Unglück brachte diese Capitulation (ohne solche, glaubt Ref., hätte es ohnehin nicht abgewendet werden können) daneben nicht über das nun blaßgestellte Vaterland; welche Vortheile gewährte sie nicht dem russischen Selbstbeherrscher! Innerhalb des kurzen Zeitraums von drei Tagen sah er seinen gefürchteten Gegner geschlagen und auf der Flucht, dessen Armee vernichtet oder in seiner Gewalt, das eigene Land wie durch einen Zauberschlag befreit und sich selbst in der Lage, seine Eroberungspläne gegen Schweden fortzusetzen. Durch die Capitulation von Perewolotschno erlangte der Sieger erst, was er bei Poltawa nicht errungen hatte; hier erst erntete er die Früchte eines vollkommenen Sieges."

Über Karl's fünfjährigen Aufenthalt in der Türkei, wo ihn die Janitscharen Demürbasch (Eisenkopf) nannten, wird ausführlich berichtet, ebenso über den räthselhaften Frieden am

Pruth 1711, ohne daß an den ihn begleitenden Umständen gezweifelt wird, die Anekdote ausgenommen, welche erzählt, daß Karl des Großveziers Gewand mit seinen Sporen zerrissen hätte. Seine tollkühne Vertheidigung in seinem befestigten Hause bei Bender aus unbegreiflichem Eigensinne findet auch hier einen Platz und gern liest man die Verwegenheit, mit welcher dieser Fürst sammt 300 Waffengefährten die ganze türkische Macht herausforderte und ihr trotzte. Den gleichfalls tollkühnen Ritt in die Heimat von 286 Meilen in 14 Tagen beleuchten interessante Nachrichten, welche, wie es in einer Anmerkung (S. 422) heißt, dem Herausgeber (also wol Knut Lundblad) aus dem Nachlasse des Generalmajors von Rosen zu ziehen gegönnt worden war. Ref. kann sich nicht enthalten, hieraus Einiges mitzutheilen, da die Nachrichten über Karl's Rückkehr aus dem osmanischen Reiche in den Norden ohnehin sehr spärlich sind. Bekanntlich reiste der König verkleidet, wie ihm Fabricius gerathen hatte, nämlich angethan mit einem braunen Rocke und darüber einen blauen Mantel, einer schwarzen Perücke (welchen Kopfputz er sonst längst schon abgelegt hatte und kurzgeschorenes Haar zu tragen pflegte) und einem mit goldenen Tressen besetzten dreieckigen Hute. Der erwähnte Diplomat hatte ihm noch gerathen, um sich nirgend erkennen zu lassen, daß er allenthalben, wo er durchreisen und verweilen wolle, die besten Gasthäuser suchen, oft Wein begehren, den er sonst nie zu trinken pflegte, viel davon genießen, sich fleißig an hübsche Wirthinnen und Mädchen halten, sich's in Pantoffeln und Schlafrocke bequem machen, gut essen und lange schlafen sollte; allein er hielt von dem Allen, bis auf die Verkleidung nur wenig. Er hatte überdies keine andern Kleidungsstücke und keine andere Wäsche bei sich, außer was er auf dem Leibe trug; nur ein einziges Mal trank er Wein, als er in Kassel zu Mittag speiste und Gefahr lief, vom Brigadier Kagge, der neben ihm am Tische Platz nahm, erkannt zu werden. Überdies trennte er sich in der walachischen Stadt Piteścht von seinem Gefolge, welches erst im Sommer 1715 zu Stralsund anlangte, und setzte blos mit dem Generalmajor von Rosen und dem Obersten Düring die Reise von da in der Nacht vom 25. zum 26. Oct. (a. St.) 1714 nach Rothenthurm, Hermannstadt, Ofen, Wien, Regensburg, Nürnberg, Bamberg, Würzburg, Hanau, Kassel, Göttingen, Braunschweig, Güstrow, Loitz und Tribsen nach Stralsund fort. Diese drei Reisenden waren in den Pässen, welche ihnen im Namen Karl's selbst der Kanzleirath Feif ausgefertigt hatte, schwedische Hauptleute, der König Peter Frisch, Rosen Johann Palm und Düring Erich Ungar genannt; sie nannten sich auch durchweg nach diesen Namen, jede Devotion vor Sr. Majestät wurde sorgfältig vermieden, und da sie meistens zu Pferde — jeder hatte noch ein Handpferd zur Seite — und nur selten (doch jedesmal zu Karl's großem Verdrusse) im Wagen reisten, wechselten sie alle zwei Stunden im Wachehalten, jeder sattelte, also auch der König, seine Pferde selbst auf und wieder ab, und allenthalben drangen sie, wo Poststationen waren, auf schnellen Wechsel derselben. Die Reisetouren, die sie machten, waren so angreifend, daß Düring zwischen Hermannstadt und der nächsten Poststation ohnmächtig vom Pferde sank, vom Könige und zwei Postillonen an ein nahes Wasser getragen und erquickt werden mußte, bis er sich wieder erholt hatte und weiter reiten konnte. Aus Mangel eines Wegweisers, den der König nicht haben wollte, verirrten sich die drei Reisenden auf dem Marsche von Piteścht nach der Festung Rothenthurm in einem großen Walde, und lange würden sie dort umhergeritten sein, wenn sie nicht am Abend des 26. Oct. auf eine Frohnstelle getroffen wären, wo sie Auskunft für die richtige Landstraße erhielten. Und ob diese gleich noch 4¼ Meilen entfernt war, so lehnte der König doch wiederum den Beistand eines Führers in der Hoffnung ab, den Weg allein finden zu können. Sie setzten nun des Nachts die Reise auf unwegsamen Pfaden fort, ein schmaler Fußsteig diente ihnen zur Richtschnur, und um diesen nicht zu verlieren, mußten sie von den Pferden steigen und dieselben führen. Dennoch verirrten sie sich und entdeckten erst 3 Uhr Morgens ein kleines Feuer, an welchem ein Schweinhirt eingeschlafen war. Dieser erbot sich gegen Geld, sie auf die Landstraße, wohin noch zwei Meilen gerechnet wurden, zu geleiten. So erreichten sie dieselbe am Morgen des 27. October, auf welcher nun der Marsch gleichsam mit Gewalt fortgesetzt wurde. In nächstfolgender Nacht hatten sie einen schmalen Gebirgspaß zu durchwandern, wo ihnen zwei Fackelträger leuchten mußten. Der Landgraf von Hessen, vermuthend, Karl werde ihn zu Kassel der jüngst geschlossenen Familienverhältnisse wegen plötzlich durch einen Besuch überraschen, beauftragte, um darauf vorbereitet zu sein, den Brigadier Kagge, auf alle in jener Zeit durchreisende Schweden genau Acht zu haben. Es dauerte auch in der That nicht lange, als der abenteuerliche Reisende, welcher sich zu Bamberg nur einige Stunden aufgehalten hatte, um directe Pässe nach Stralsund zu erhalten, die ihm jedoch wegen Abwesenheit des Bischofs (im Buche irrig Erzbischof genannt) nicht ausgefertigt werden konnten, mit Düring zu Kassel in einem Gasthofe eintraf. Nach häufigen Fragen, ob die Reisenden Schweden wären, ob der König bald erwartet werden könnte, wo sie ihn verlassen hätten u. dgl. Erkundigungen mehr, welche den König zu Gegenfragen führten, glaubte Kagge seiner Sache ganz gewiß zu sein und in dem einen Reisenden den Schwedenkönig erkennen zu müssen, als Düring, welcher inzwischen die Mahlzeit bestellt hatte, wieder ins Gastzimmer trat, sich sofort ins Gespräch mischte, den König wie seinen Kameraden behandelte, ihm oft widersprach und auf solche Weise die gehoffte Entdeckung wieder ziemlich ganz niederschlug. Da aber der Brigadier am Essen Theil nahm und bemerkte, daß der Hauptmann Frisch nur Wasser trank, so schöpfte er neue Hoffnung und fragte ihn, ob der Hr. Hauptmann ein Exempel an seinem Könige genommen, keinen Wein tränke. Frisch erwiderte, daß er sich gewöhnt habe, erst Wein zu nehmen, wenn er gegessen hätte. Nun trank Kagge auf der Reisenden Wohl und auf eine glückliche Heimkehr ihres Königs; dieser aber leerte sogleich ein großes Glas mit Wein zur Danksagung aus, worüber der Brigadier in seiner Entdeckung abermals irre wurde. Erst als er die Reisenden nach dem Essen vor die Thüre begleitet und Frisch, auf sein Pferd gestiegen, ihm zum Abschiede zugerufen hatte: „Adieu, mein lieber Kagge! Grüßen Sie den Landgrafen von mir!" gingen ihm die Augen auf; Karl aber war schon verschwunden. Dennoch zerstörte dergleich darauf ankommende Rosen, welcher sich verspätet hatte und bei seiner Ankunft in Kassel an den landgräflichen Hof geladen wurde, die gemachte Entdeckung, daß der König bereits durchpassirt wäre, wieder, indem er seinen Paß vorzeigte, in welchem die drei Reisenden aufgeführt waren, und vorgab, er sei durch zufällige Geschäfte in Wien zurückgehalten worden, und eile nun seinen beiden, mit andern Aufträgen des Königs beladenen Kameraden nach, welche Kagge im Gasthofe gesprochen hatte. Am 22. Nov. (n. St., was billig hätte angemerkt werden sollen) 1714 des Nachts 1 Uhr langte Karl vor dem Thoren Stralsunds an und begehrte unter dem Vorwande Einlaß in die Stadt, daß er dem Commandanten der Festung, General Dücker, wichtige Depeschen vom Könige abzugeben habe. Die Wache aber machte Schwierigkeiten und wollte ihn nicht ohne Erlaubniß des Commandanten einreiten lassen. Als er diese erhalten hatte, eilte er nach Dücker's Wohnung, wo ihn dieser an der Hausthüre in Mondscheine empfing, jedoch sogleich erkannte. In den letzten acht Tagen hatte er seine schweren Reiterstiefeln gar nicht von den Beinen gebracht und war dadurch wund gerieben worden.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 86. — 27. März 1841.

Die französische Revolution ein Werk des Christenthums oder der Philosophie?

(Beschluß aus Nr. 85.)

Kann man der Wahrheit ärger ins Angesicht schlagen, als in dieser von nationellem Selbstlobe überschwellenden Tirade geschieht? Und doch würde man Unrecht thun, wenn man dem Verf. schuld geben wollte, er sei blind für die Greuel, die die französische Revolution im Innern, und den frechen Egoismus, den sie nach außen hin entwickelte; die andere Seite nach dem eben angeführten Passus beweist dies. Woher also dieser grelle Widerspruch? Einzig und allein aus jener Sucht, Alles aus einem Principe abzuleiten, wodurch die wichtigsten Erscheinungen, die sich nicht daraus erklären lassen, in den Hintergrund gedrängt, secundaire Phänomene dagegen, die gut zum angenommenen Princip passen, als wesentlich und maßgebend dargestellt werden. So ist es gar nicht zu leugnen, daß jene schönen Grundsätze, welche die angeführte Tirade ausspricht, eine Zeit lang, d. h. so lange die Redlichmeinenden, die gutmüthigen Enthusiasten, die schwärmerischen Idealisten, wie Lafayette u. dgl., der tonangebende Theil waren, nicht blos gepredigt, sondern auch mit dem Herzen bekannt wurden; sobald aber die dämonischen Elemente der niedern Leidenschaften entfesselt wurden, war es aus damit; und wenn man jene schönen Redensarten dennoch mitunter hörte, so klang es wie der furchtbarste Hohn und geschah nur, um das Gewissen der einfältigen Menge damit zu beschwichtigen und ihr Sand in die Augen zu streuen. Das Wahre an allem solchen Raisonnement ist einfach dieses. Die Idee der politischen Freiheit, die auch Lerminier selbst einmal im Vorbeigehen „de l'essence même de la révolution", nennt, suchte sich eine Zeit lang auf philosophischem Wege — in der französischen Bedeutung des Wortes — zu realisiren; Montesquieu, Voltaire, ganz besonders aber Rousseau waren die Leitsterne der Bewegung, deren Theorien man nicht nur formell, sondern auch in Geist und Wahrheit, nicht blos mit dem Munde, sondern auch aus dem Herzen zu verwirklichen suchte. Dies war die eigentlich sogenannte philosophische Phase der Revolution, wo man bona fide sich der schwärmerischen Hoffnung hingab, durch mechanische Realisation der Theorien vom besten Staate diesen regeneriren zu können. Die Häupter der Bewegung waren größtentheils in der That vom besten Willen und den reinsten Absichten beseelt und hofften mit der Philosophie des 18. Jahrhunderts, deren blendender Schein von Humanität und einseitig einleuchtendes Raisonnement sie bestach, zu den schönsten Resultaten zu gelangen. Sie hatten sich aber verrechnet, indem sie die furchtbaren Consequenzen dieser Philosophie nicht zu ermessen vermochten. Diese trug in ihrem skeptischen Materialismus den Keim ihres eigenen Unterganges in sich. Sie glaubte, sich von allem Gegebenen, von aller Voraussetzung, von aller Tradition und Autorität, mit einem Worte von allem Positiven in Welt und Seele lossagen und ein neues Gebäude des reinen Verstandes aufrichten zu können. So lange der erste Enthusiasmus, die gemüthliche Schwärmerei für Freiheit nachhielt, mochte dies hingehen, und so lange mag man von der Herrschaft der Philosophie in der Revolution sprechen; denn diese Philosophie hatte da noch eine Stütze an etwas Positivem, eben der gemüthlichen Begeisterung; als aber, was nothwendig aus dem Geiste jener Philosophie hervorging, das negative Princip derselben auch jenes positive Element des Gemüths vernichtet oder beseitigt hatte, war an eine Revolution vom philosophischen Standpunkte aus nicht mehr zu denken. Durch Wegziehung dieser ihrer einzigen Stütze hatte sich die sogenannte Philosophie alles Haltes und damit alles bestimmten, leitenden Einflusses auf den Gang der Begebenheit entäußert. Sie schwebte wie ein wesenloses Schemen in der Luft und ward von da ab von den Leitern der Bewegung nur als Werkzeug gebraucht. Hiermit beginnt die zweite Phase der Revolution, die Schreckenszeit, in der die Philosophie zu einem Blendwerke herabsank; denn das Streben nach Freiheit, an sich und von vorn herein, so lange es noch auf einem gemüthlichen Enthusiasmus beruhte, wesentlich ein sittliches, war nun, nachdem der letztere zerstört und die schlechte Leidenschaft an seine Stelle getreten war, in sein Gegentheil übergeschlagen und durchaus unsittlich geworden. Die Leidenschaft ist in dieser zweiten Phase die bewegende und bedingende Kraft, die die frühere schöne Tendenz der Revolution verkehrt, zu einer Fratze verzerrt und hierzu als willigen Instrumentes sich des philosophischen Raisonnements bedient, das zwar noch immer auf der Oberfläche aufschwimmt, nichts we-

niger aber als die eigentliche Triebfeder ist. In der dritten Phase der Revolution, unter dem Directorium, kann noch weniger von Philosophie die Rede sein; mit den Leidenschaften ist auch der Schein von philosophischer Begeisterung abgestorben; der materialistische Egoismus ist nun vollends der Leitstern der Freiheitsidee im Gange ihrer Entwickelung geworden. Doch wir brechen hier unsere Argumentation ab, da es wol keines weitern Beweises bedarf, daß von diesem Zeitpunkte ab das Wesen und Princip der französischen Revolution vollends nicht in der Philosophie gesucht werden darf, da selbige unter dem Directorium, dem Consulate, dem Kaiserreiche nicht einmal eine formulirte, viel weniger eine Hauptrolle mitspielt. Wir lassen dafür lieber zum Schlusse noch einige Stellen aus dem Lerminier'schen Aufsatz folgen, die uns durch die darin ausgesprochenen Ansichten und geistreichen Bemerkungen mehr befriedigen als das Ganze seines Raisonnements, das außer den besprochenen, auch noch an manchen andern gewagten Behauptungen und innern Widersprüchen leidet.

Man kann sich — sagt Lerminier im Hinblicke auf die Aufgabe der Gegenwart — den menschlichen Geist, insofern er bestimmend in die menschlichen Angelegenheiten eingreift, in drei Grundbeziehungen denken. Entweder stürzt er die bestehenden Einrichtungen von Grund aus um, oder er schafft vollkommen neue, oder er verbessert, entwickelt und gestaltet die bestehenden Einrichtungen um. Lebt der Staatsmann in einem Zeitpunkte, wo die Grundlagen der menschlichen Gesellschaft durch die Zeit abgenutzt sind, wo Alles ohnmächtig und verdorben ist, wo es nichts zu entwickeln gibt, weil Alles nur der Ausschneidung bedarf: dann mag er kühnlich revolutionnair sein, mag umstürzen und wieder aufbauen; dann ist es nicht blos erlaubt, ein Mirabeau, sondern auch an der Zeit, ein Sieyes zu sein. Lebt er dagegen in einer Zeit, die Erbin von dergleichen großen, die Reiche verändernden Neuerungen ist, wo der neue Geist, ungeachtet der Fortschritte und Eroberungen, die ihm noch zu machen bleiben, doch mehr befriedigt als unterdrückt ist, wo er auf das Schicksal der menschlichen Gesellschaft einen um so sichern leitenden Einfluß ausübt, je geschickter und mäßiger er ist: dann wird er seine Zeit hinnehmen, wie sie ist, mit ihren charakteristischen Eigenthümlichkeiten und mit den Verpflichtungen, die sie ihm auferlegt; er wird seine Stimme nicht anstrengen, um den Donner der ersten Volksredner der Revolution nachzuahmen; er wird nicht verzweifeln, weil er nicht mit einem einzigen Wurfe eine neue vollständige Constitution entwerfen kann; aber die Wirklichkeit ohne Leidenschaft und ohne Verachtung erforschend, den gesellschaftlichen Körper in seinem Ganzen wie in seinen Einzelnheiten prüfend, wird er sowol die kräftigen Theile erkennen, als auch die, welche weniger gesund sind und der heilenden und bessernden Hand bedürfen. Die Vernunft braucht nicht mehr auf Eroberungen auszugehen, denn ihr Recht ist in den drei Gebieten der Religion, der Philosophie und der Politik anerkannt; aber sie muß sich da befestigen, wo sie aufgenommen worden ist, und sich stärken, indem sie sich und ihre Methode immer zu vervollkommnen trachtet. Zu der Erweiterung ihrer Ansichten und Begriffe wird sie neue Kräfte und Gelegenheiten zur Anwendung finden; den Verfassungen der modernen Staatsgesellschaften gegenüber muß sie nicht sowol als Gegnerin denn als Schiedsrichterin auftreten. Sollen wir uns beklagen, daß wir in einem Zeitalter leben, wo die gehässigen Leidenschaften in dem Maße verlöschen, als die Aufklärung ihr wohlthätiges Licht ausbreitet, wo der menschliche Geist, der in ernster Absicht in sich geht, nicht mehr die zornigen Leidenschaften theilen will, welche unsere Vorältern wie zu ihrer Erbauung hegten und pflegten, wo er weder protestantisch noch katholisch, weder royalistisch noch republikanisch ist, sondern nur die Wahrheit um ihrer selbst willen sucht, wo er nur in der vollständigen Erkenntniß des Ganzen der Dinge Befriedigung findet? Diese Umwandelung in unserer Gefühls- und Denkweise ist das sicherste Anzeichen der Veränderungen, denen die Welt entgegengeht. Mit den Schlachtäxten und den andern Einrichtungen, welche die Völker trennen, müssen auch unsere kleinlichen Zwiste fallen. Offenbar ist für die menschliche Gesellschaft der Anker des Heils in der immer tiefern Durchdringung der Wirklichkeit zu suchen; die Welt wiegt sich in keinen Illusionen mehr; ihre Glaubenslehren ändern sich, weil der Glaube, dieser unsterbliche Affect (!!!) der Seele, seine Stelle verläßt und sein Object verändert; der Verstand allein kann die Gesellschaft führen, indem er dieselbe mehr und mehr die allgemeinen Gesetze, welche den Menschen und die Völker regieren, kennen lehrt.

In dieser letztern Ansicht trifft Lerminier ganz mit den Anhängern der Hegel'schen Philosophie zusammen, die auch alles Heil vom philosophischen Denken, und zwar in specie nach der Methode Hegel's, erwarten und keiner unvermittelten Erkenntniß, wie dem Glauben und allen unmittelbaren Regungen des natürlichen Bewußtseins überhaupt, mögen sie nun ästhetischer, ethischer oder religiöser Natur sein, eine selbständige Berechtigung neben der philosophischen Erkenntniß zugestehen. Ob dieser Anker des Heils, der im Wissen die einzige und höchste Tugend sieht und mit seiner übermüthigen Verwerfung aller natürlichen Bande und Autoritäten, die bis daher die Menschen zusammenhielten und zügelten, nur zu sehr an Mephistopheles' „Eritis sicut Deus scientes bonum et malum" erinnert, in allen Stürmen des Lebens aushalten wird, scheint zu bezweifeln; uns scheint er nur entweder zu einem trotzigen Überheben seiner selbst, oder zu einem apathischen Gehenlassen, zu vornehmer Resignation, zu grübelnder Passivität, mit einem Worte zu einem sittlichen Justemilieu führen zu müssen.

Zu dieser letzten Betrachtungsweise scheint sich Lerminier seit seiner jüngsten politischen Bekehrung gewandt zu haben. Leider erhalten dadurch seine Ideen von einer ruhigen politischen Entwickelung, welche er den Franzosen jetzt anpreist, etwas Verdächtiges. Dies soll uns indeß nicht abhalten, das Wahre, wo es sich auch bei ihm findet, anzuerkennen. So scheint uns auch ferner sein Urtheil über den Jakobinismus ebenso treffend als geistreich:

Der Jakobinismus ist aus zwei Elementen zusammengesetzt, von denen man nicht glauben sollte, daß sie sich begegnen könnten, und deren Vergesellschaftung man nichtsdestoweniger bei ihm anerkennen muß: er besteht erstens aus einem Machiavellismus, der die Theorien des „Fürsten" und die Praxis eines Cäsar Borgia weit hinter sich ließ, dann aus einem Naturalismus, der, sich von aller Erfahrung, die das menschliche Gerechtigkeit gemacht, lossagend, auf nichts Geringeres als die Gründung einer durch und durch neuen gesellschaftlichen Ordnung ausging. (Aber ist dieser Naturalismus dann etwas Anderes als die verständige Reflexion, von der Lerminier oben alles Heil erwartete? Oder verwirft er jenen hier nur deshalb, weil er die Jakobiner damals zur Selbstvergötterung führte, während diese ihn jetzt einem lohnreichen politischen Quietismus in die Arme warf?) Der Jakobinismus ist sicherlich eine der sonderbarsten Verirrungen des menschlichen Geistes: er ist nicht blos scheußlich wegen des von ihm vergossenen Blut, er ist auch radical falsch in den Principien, die ihn bewegen. Indem er

über [illegible] außerhalb des Volks setzte, entstellten die Jakobiner die Grundlagen der französischen Revolution; denn sie verleugneten die Allgemeinheit des Gesetzes dadurch, gleichwie sie, indem sie die Souverainetät in die Zahl und die atomistische Anhäufung der Massen setzten, auch das Princip der Intelligenz verleugneten. Auf der einen Seite ächteten sie eine ganze Volksclasse und auf der andern verschlechterten sie die Menge, statt sie zu bessern, indem sie ihr lehrten, die rohe Gewalt sei Recht. Zweierlei ergab sich unmittelbar aus dieser Vergötterung der Menge: die Vertilgung der Feinde der Republik in Masse und die Dictatur. Durch diese beiden transitorischen Maßregeln wollte man zu einem ganz neuen gesellschaftlichen Zustand gelangen, indem man das „souveraine, aus der Gesammtheit der Bürger bestehende Volk" als Princip und Herrn anerkannte. Die Jakobiner hatten ein tiefes, aber wildes Gefühl von der socialen Einheit, das sie bis zur Tollheit übertrieben. Das Volk war für sie, was der Cäsar dem kaiserlichen Rom: sie gaben ihm Alles zu verschlingen und gründeten seine Macht auf die Verachtung der Rechte des Individuums. Im Augenblicke, wo die gemeine Wohlfahrt als geheiligte Pflicht decretirt war, wurden die heftigsten Leidenschaften entfesselt, nahm der Neid alle Gestalten an, gohr er in den Gemüthern, wendete er sich wider die edelsten Häupter und nannte er sich Patriotismus. Hier ist die wunde Stelle jeder Demokratie, hier ist das innere Gebrechen, von dem sie sich befreien muß, wenn sie ihrer Bestimmung würdig werden will. Der Jakobinismus übertrieb diesen Fehler ins Grenzenlose und fand in jeder Überlegenheit ein Verbrechen. Mit dem Neid hielt der Haß gegen Vergangenheit und Geschichte gleichen Schritt; dies kam der Unwissenheit sehr zu statten. Die Leidenschaft des Jakobinismus war, seine erträumte Zukunft von aller Berührung mit den vergangenen Jahrhunderten abzuschneiden. Immer war es ja auch eine Wuth politischer Neuerer, die Abschaffung Dessen, was vor ihnen war, zu betreiben. So ächtete der Papst Gregor I. das Alterthum. Unnütze Mühe! Die Zeit führt die Größen und die Wahrheiten, deren unwiderrufliche Verbannung man versucht hatte, immer wieder auf ihre Stelle in Geschichte und Leben zurück. Noch eine andere Sache konnte der Jakobinismus nicht dulden: nämlich das Talent. Das Genie des Künstlers, des Denkers, des Schriftstellers war ihm unerträglich; er liebte Das nicht, was beredt und schön war, besonders wenn Wort und Feder den Kampf gegen jene blutgierigen Revolutionsmänner wagten. Selbst der unglückliche Camille Desmoulins mußte am Ende diese Wahrheit erkennen.

Der Machiavellismus der Jakobiner wird durch ein von Allen hinlänglich gekanntes Factum dargethan, durch den „Schrecken". Ihre Häupter affectirten die Maximen und die Sprache der energischsten Staatsmänner; sie machten laute Ansprüche darauf, die Rolle großer Politiker zu spielen, wobei sie mit Allem, was sich als nothwendig herausstellte, sich zu vertragen wußten; in diesem Punkte wich der Cynismus ihrer Sprache nicht im geringsten der Unsittlichkeit ihrer Handlungen.

Zu gleicher Zeit führten sie immer die Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit im Munde. Robespierre wollte, daß alle moralischen Ideen, sowie er sie verstand, dem Geiste der Bürger durch solenne Feste näher gebracht und ihnen zum Wettstreit hingestellt würden. Man sollte das höchste Wesen, den Ruhm, die Unsterblichkeit, die Gerechtigkeit, die Treue, die Freundschaft feiern. Der Jakobinismus glaubte die alten Gebräuche und hundertjährigen Gewohnheiten durch Abstractionen, die er dem Verstande des Volkes reichte, ersetzen zu können; er opferte Alles seinem flachen und unwahren Naturalismus, indem er vergaß, daß Geschichte und Vergangenheit eine Stelle in der Natur der Dinge einnehmen. Endlich wurden auch die Principien, die Eigenschaften und Rechte, welche den Menschen selbst konstituiren, von einer ebenso oberflächlichen als ehrgeizigen Philosophie verkannt.

Die „Fragments sur les institutions républicaines" sind das authentischste Document der Theorien des Jakobinismus. Man findet darin das unsinnige Bestreben, die Sache der französischen Revolution von den Principien der europäischen Gesellschaft selbst zu trennen, mit der größten Offenheit aussprechen. Die Möglichkeit dieses Wahnwitzes findet nur in seiner Raingkeit ihre Erklärung. Es hat ein Moment ein, wo der Geist einiger Männer die Beute eines verhängnißvollen Schwindels wurde, der sie von der Wirklichkeit, der Geschichte und allen Bedingungen des Möglichen weit fortriß. Sie gaben vor, ein socialen Gebäude aufführen zu wollen, und traten doch alle gekannten Principien der menschlichen Gesellschaft mit Füßen; sie erklärten sich für religiös, und ächteten doch alle historischen Erscheinungen der religiösen Idee. So monströse Irrthümer konnten nur einmal aufrichtig sein. Die ersten, wahren Jakobiner glaubten an ihre eigenen Narrheiten; die spätern aber, Diejenigen, die noch heutzutage diese unheilvolle Schule fortsetzen wollen, haben nicht einmal mehr die Entschuldigung der hinreißenden Gewalt, welche der erste Enthusiasmus ausübte. Wenn aber schon der Fanatismus scheußlich ist, was soll man von der Heuchelei denken, die den Fanatismus contrefeien will, und was soll man von Denen sagen, die schreckliche Irrthümer predigen, deren Richtigkeit ihre eigene Vernunft einsieht? 42.

Geschichte Karl's XII. Königs von Schweden. Herausgegeben von Knut Lundblad. Nach dem schwedischen Original übersetzt, berichtigt und erweitert von G. F. von Jenssen. Zweiter Theil.

(Beschluß aus Nr. 85.)

Den Schluß des ganzen inhaltreichen Werks bildet das achtundzwanzigste Capitel, welches anziehende Beiträge zur Berichtigung und Vervollständigung der Charakteristik dieses abenteuerlichen Königs liefert. Um seine Kleidungsstücke stand es hiernach zwar nicht schlecht, allein seine Leibwäsche mag wol in ebenso schlimmem Zustande gewesen sein als die Christinens und Friedrich's des Großen; denn als er im letzten Kriege auf einer Reise an die norwegische Grenze einst einige Tage bei dem Superintendenten zu Karlstadt verweilte, gerieth dessen Gattin in große Verlegenheit, sobald sie des Königs vernachlässigte Wäsche bemerkt hatte. Sie ließ daher aus Besorgniß, es möge überhaupt um dessen Vorrath an Hemden übel stehen, in größter Eile ein Dutzend derselben von feiner Leinewand für ihn machen und legte sie wohl eingepackt in seinen Schlitten. Aber nicht sobald hatte Karl das kleine Päckchen bei seiner Abreise bemerkt, als er's auch schon mit den Worten aus dem Schlitten warf: „Ich mag keine Bagage mit mir führen!" Ebenso zuwider war ihm Alles, was als Schutz gegen den Feind und gegen die Kälte dienen konnte: niemals bediente er sich eines Schutzmittels oder einer Schutzwaffe. In Polen [illegible] doch trug er während der grimmigen Kälte eine Pelzjacke von Otterfellen, in der Ukraine dagegen das mit Zobelpelz gefütterte Kleid, das ihm Mazeppa geschenkt hatte, nur einen Tag, und legte es nachher nie wieder an, weil einer seiner Offiziere sich etwas unvorsichtig darüber geäußert hatte. Nach den von den Verfassern gegebenen Schilderungen ist gern zu glauben, daß dieses Fürsten Strapazen und ausgestandene Mühsale an das Erhörte grenzen. Und doch hörte der ungestüme König nicht auf, sich selbst auf die Probe zu stellen. Noch während den Rüstungen zu dem Einfall, sich zu versuchen, wie lange er wol fasten könnte. Sechs Tage hielt er die Hungerprobe aus, und am siebenten machte er noch einen Spazierritt von 16 Meilen, ehe er sich wieder durch eine kräftige Mahlzeit stärkte. Seit 1700, als er sich von seinen Jugendfreunden zu einem Wettrinken verführt worden war, nahm er, außer wie oben schon bemerkt zu Pferde, nie dieses Getränk wieder zu sich, sondern er genoß blos Wasser, das ihm gewöhnlich in einem eisernen Becher gereicht wurde.

Hr. v. Jenssen hat diesen zweiten Theil wieder mit Anmerkungen ausgestattet als den ersten, hätte aber lieber statt der wenigen schon bekannten, die sich mit seinem Wissen darunter eingefunden haben, blos ungedruckte mittheilen sollen, da er seinen geringen Mangel daran gehabt zu haben scheint. Diesen Beilagen ist noch ein Kupferstich mit Facsimiles von Karl XII. und dessen bedeutendsten europäischen wie schwedischen Zeitgenossen angefügt, sammt einer lithographirten, schon dem schwedischen Originale beigegebenen Skizze der Belagerung von Friedrikshald im December 1718, auf welcher die nach Kastberg's Berichte angegebene Stelle, wo der König erschossen wurde, besonders bemerkenswerth ist. Das dem Titel vorgesetzte lithographirte Bildniß des Königs stellt dessen Kopf mit der Schußwunde dar. Es ist ebenfalls eine dankenswerthe Zugabe des dänischen Verf. und nach einem Gypsabdrucke gezeichnet worden, welcher hier als das vielleicht einzig vorhandene originale Bild von Karl gepriesen wird, sich auf der kopenhagener Kunstakademie befindet und nach der vom todten Könige genommenen Wachsmaske gefertigt worden sein soll. So dankens- und schätzenswerth, bemerkt Ref. zum Schlusse, dieser neue Beitrag zur nordischen und in mancher Hinsicht zur europäischen Geschichte überhaupt ist, übertrifft er auch an Reichhaltigkeit die bisher bekannten Werke über denselben Gegenstand, und kann der große Fleiß der Hrn. Verfasser nicht verkannt werden, so muß man doch bedauern, daß die Stoffmasse nicht durchweg mit gleich strenger Kritik und behartlicher Aufmerksamkeit bearbeitet worden ist. Daher stößt man hin und wieder auf Mangel an Klarheit und Bündigkeit des Ausdrucks und der dargelegten Ansichten, und auf eine Sprache, die theils mit nachlässigen und ungewöhnlichen Ausdrücken, theils mit durchlöcherten oder gar mit fremden, leicht zu vermeidenden Wörtern gespickten Redensarten untermischt ist und die Würde sowol als die Reinheit des historischen Styls stören, während, wenigstens unserm Gefühle zufolge, dem Werke übel ansteht, daß sein deutscher Übersetzer vom Anfange bis zu Ende bald verbessernd im Texte spricht, bald gegen denselben in Anmerkungen zu Felde zieht. Aber freilich hätte diesem Übelstande nur durch eine Radicalcur abgeholfen und dieses von Hrn. v. Jenssen, sobald seine Arbeit das vorgesteckte Ziel des schwedischen Originals vor einem gemischten Publicum auch bei uns erreichen und die Verständlichkeit des Voltaire'schen Werks, worauf es ursprünglich besonders abgesehen gewesen zu sein scheint, schwächen oder niederschlagen sollte, billig erwogen werden können, und zwar, wie Ref. dafür hält, dadurch, wenn es ihm, da doch seine unverkennbare Vorliebe zur Sache allenthalben im Werke mitsprechend aufzutreten sich erlaubt hat, gefallen hätte, auf den Grund selbständiger Forschung und Prüfung einen durchgehends verbesserten deutschen Text, jedoch erst nach vollständiger Erscheinung des schwedischen Originals, für den Druck auszuarbeiten und dessen auffallende Abweichungen, wie er sich dazu berufen fühlen konnte, in wenigen Worten sammt den Quellen und Hülfsmitteln durch Anmerkungen anzuzeigen. Bei solchem Verfahren wären wol auch die ursprünglichen Verdienste des gelehrten schwedischen Offiziers um den behandelten Gegenstand gerettet worden und hätten in der Vorrede zur Vermeidung der Undankbarkeit eine Stelle ihrer Würdigung finden können, wie dann dem deutschen Leser überhaupt die Einheit der Auffassung und Behandlung des Stoffs in einem Werke lichtvoll entgegengetreten wäre, bei dessen Studium unbezweifelt ein erfreulicher Totaleindruck empfunden und Dinge, welche schon in Noten gesagt worden, nicht noch einmal im Texte, wie es im vorliegenden zweiten Theile Ref. aufgestoßen ist, wiederholt sein würden. 112.

Bibliographie.

Beccaria, über Verbrechen und Strafen. Aus dem Italienischen übersetzt von H. Gareis. Gr. 8. Leipzig, Rauck. 15 Ngr. (12 Gr.)

Bergmann, C. A., Enthüllungen vom Felde der Geschichte. Taschenbuch geschichtlicher Erinnerungen für das Jahr 1841. Gr. 12. Münster, Deiters. 18¼ Ngr. (15 Gr.)

Bibliothek der schönsten und modernen Romane Italiens. 1stes Bändchen. — Auch u. d. T.: Margherita Pusterla. Romantisches Gemälde von Cäsar Cantu. Aus dem Italienischen von G. Finck. 1stes Bdchn. 8. Stuttgart, Metz. 11¼ Ngr. (9 Gr.)

Brockhaus, H., Über den Druck Sanskritischer Werke mit Lateinischen Buchstaben. Ein Vorschlag. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 20 Ngr. (16 Gr.)

Buß, Fr. J., über den Einfluß des Christenthums auf Recht und Staat, von der Stiftung der Kirche bis zur Gegenwart. Ein Versuch in drei Büchern. I. Theil. Von der Stiftung der Kirche bis zu den ersten Reformbestrebungen in der abendländischen Kirche. Gr. 8. Freiburg im Br., Wagner. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Das Erziehungs- und Unterrichtswesen als Angelegenheit des Staates und Gegenstand der Gesetzgebung, mit besonderer Hinsicht auf Württemberg. Gr. 8. Reutlingen, Mäcken jun. 18¼ Ngr. (15 Gr.)

Fouqué, L. M., Die Welt-Reiche in den Jahren 1839—1840. Eine Bilder-Reihe. [Stes Heft.] 8. Halle, Anton. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Gerle, W. A., Lebensbilder aus der niederländischen Schule. Originale und Copien. 2 Bändchen. Gr. 12. Leipzig, Fest. 2 Thlr.

Hart, Helmine, Der deutschen Hausfrau Feierstunden. Kleine Romane und Erzählungen. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 22½ Ngr. (2 Thlr. 18 Gr.)

Hoffmann, E. O., Schwertlilien. Novellen und Erzählungen. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 11¼ Ngr. (1 Thlr. 9 Gr.)

Horowitz, L., Lachtauben. Eine Sammlung gemüthlicher Aufsätze, origineller Anekdoten und humoristischer Aphorismen. 8. Presburg, Wigand. 26¼ Ngr. (21 Gr.)

Huldigungs-Reise eines Rheinländers in den Octobertagen des Jahres 1840. Wahrheit und Dichtung. Gr. 8. Magdeburg, Heinrichshofen. 15 Ngr. (12 Gr.)

Die Hymnen Dies irae und Stabat mater Deutsch. Neue Übersetzungen. Gr. 4. Berlin, Reimer. 5 Ngr. (4 Gr.)

Kugler, F., Handbuch der Kunstgeschichte. 1ste Lief. Gr. 8. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Subscr.-Pr. 20 Ngr. (16 Gr.)

Lavergne, A. v., Schwert und Feder und Der Graf von Mansfeld. Zwei Erzählungen. Übersetzt von Fanny Tarnow. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 11¼ Ngr. (1 Thlr. 9 Gr.)

Maien, E., Sternbilder. Dichtungen. 8. Leipzig, Fort. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Röhr, J. F., Kleine theologische Schriften dogmatischen, homiletischen und geschichtlichen Inhalts. 1ste Sammlung. Gr. 8. Schleusingen, Glaser. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Schott, A., Die Deutschen am Monte-Rosa mit ihren Stammgenossen im Wallis und Uechtland. 4. Zürich. 1840. 10 Ngr. (8 Gr.)

Scipio Cicala. In 4 Bänden. Ate ganz umgearbeitete Ausgabe. 8. Leipzig, Brockhaus. 1840. 6 Thlr. 15 Ngr. (6 Thlr. 12 Gr.)

Scribe, Das Glas Wasser oder Die Ursachen und ihre Ursachen. Schauspiel in fünf Acten bearbeitet von F. A. Oldenburg. 8. Lemgo, Meyer. 20 Ngr. (16 Gr.)

Siemens, G., Die Elemente des Staatsverbandes. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Weihnachtsgabe zum Besten der Brandbeschädigten in Ehrikron Kanton Zürich. Mit Beiträgen von A. E. Fröhlich, K. R. Hagenbach, W. Wackernagel und Andern herausgegeben von K. L. Schuster und E. Vögelin. Gr. 16. Zürich, Meyer u. Zeller. 1840. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 87. — 28. März 1841.

Kaschmir.

Kaschmir und das Reich der Sikh. Von Karl Freiherr von Hügel. In vier Bänden. Erster und zweiter Band. Stuttgart, Hallberger. 1840. Gr. 8. 8 Thlr.

Es gibt eine Sage, die, mit unserm Geschlechte fast von gleichem Alter, eines der schönsten Erzeugnisse der menschlichen Einbildungskraft heißen mag, die Sage vom goldenen Zeitalter und von einem Paradiese, welches die junge und schuldlose Menschheit einst umgab. Sie findet sich in mannichfacher Gestaltung unter den verschiedensten Völkern, und fehlt nur solchen, die durch Ungunst der Natur verkümmerten, oder, aus noch unerrathenen Ursachen, selbst unter einem freundlichern Himmel wenig über die Thierheit sich zu erheben vermochten. Von der Jugend wird sie mit warmer Liebe erfaßt und bisweilen kehrt wol auch der in rauher Wirklichkeit ergraute Greis zu ihr gern zurück, wie zu einem tröstenden Traumbilde. Sie schildert uns die ersten Geschlechter als Bewohner eines glücklichen Thals, wo eine überaus reiche Natur Befriedigung aller Bedürfnisse gestattete, ohne den Zoll der Anstrengung zu erheben, wo die Gegenwart nur Freuden spendete, die Zukunft keine Berechnung erheischte, Friede und Einigkeit ununterbrochen herrschten und unter der Blüte des Genusses keine Gefahr sich verbarg. Auf der Kindheit der Einzelwesen ruht ein eigenthümlicher Reiz. Ihre Betrachtung bringt eine sonst schweigende Saite zum Erklingen; vielleicht ein Nachhall, eine traumhafte Erinnerung an die Quelle, aus der wir stammen, vielleicht eine Vorahnung der Reinheit und Ruhe eines künftigen Zustandes. Die Kindheit der Völker aber kann dem Nachdenken nie in demselben freundlichen Lichte erscheinen und der Prüfung gegenüber löst sich das schöne Eden in formlosen Nebel auf. Hülflosigkeit und Roheit war anfangs das Loos aller Menschenstämme, denn keine sorgsame Mutter überlieferte ihnen begründete Sitte und länger vorhandenes Wissen. Ein langer und nicht immer belohnter Kampf ist nöthig gewesen, um diese zu erringen und den Naturzustand zu verlassen, der darum schon nicht glücklich sein kann, weil er an jenen des Thieres grenzt. Wie es geschehen konnte, daß Völker, die mit andern unter gleichen äußern Verhältnissen lebten, oft sogar durch diese mehr begünstigt wurden, dennoch auf jener niedrigsten Stufe verharrten, wird in den meisten Fällen ein Räthsel bleiben, selbst den Forschern nicht lösbar, die in sich geschichtliche Kenntniß mit tiefen Anschauungen der Natur verbinden. Der Kaukasier, welcher die furchtbarsten Naturkräfte zu tausend Zwecken wie willenlose Sklaven für sich arbeiten läßt, die Geheimnisse der mikroskopischen Organisation ergründet und die Bahnen der Himmelskörper mit unveränderlicher Sicherheit berechnet, ging aus derselben Hand hervor und hatte dieselben Anfänge wie der Ureinwohner Neuhollands, der kaum über die Thiere erhaben, sogar weniger Zähmungsfähigkeit und Kunsttrieb als viele von diesen darlegt, sein Leben hindurch heimatlos umherirrt und wenn er dem schrecklichsten Mangel preisgegeben ist, den Kopf seines vor Hunger wimmernden Kindes am nächsten Felsen zerschmettert. Nach allen Richtungen verbreitet sich der weiße Stamm der Menschen über die Erde und weicht kaum da zurück, wo die Möglichkeit des Lebens die äußerste Grenze erreicht hat. Segen der Religion, des Wissens und der Sitte ist immer die endliche Folge dieses Vordringens, wenn auch Entgegengesetztes die ersten Schritte bezeichnet. In der Mitte seiner düstern Wälder steht hingegen der Urmensch der neuen Welt stumpf in sich gezogen da. Den freundlichen Regungen des Menschenherzens unzugänglich, unfähig zu einem höhern Streben, vielleicht der letzte Rest eines alterschwachen Stammes, vielleicht der Sprößling eines nie zur Vollendung gelangten Geschlechts, hat er nur an zwei Orten und in schnell vorübergehenden Zeiträumen sich in der Bildung von Staatsvereinen versucht, aber auch dann des Wirkens nach außen sich enthalten. So ist auch der Neger immerdar ruhig auf seiner niedrigen Stufe verblieben, denn nicht einmal kurzer Perioden einer vergänglichen Cultur hat er sich zu rühmen. Von jeher bestimmt unter dem Joche zu liegen, setzte er dem äußersten Drucke Geduld und Leichtsinn entgegen, besaß nie eine Geschichte ungeachtet des hohen Alters seines Stammes, erbaute nie ein Denkmal und begnügte sich in der Gegenwart allein zu leben.

Als Ausgangspunkt des hochbegabten Stammes, dem vielleicht die alleinige Weltherrschaft vorbehalten ist, gibt eine uralte Überlieferung die mildern Gegenden des innern Asiens an. Die Glaubwürdigkeit der letztern hat wissenschaftliche Forschung auf mehr als einem Wege nachgewie-

sen, doch hat diese es nicht gewagt den Zeitpunkt und den Ort mit Genauigkeit zu bezeichnen. Das Vertrauen in Alles, was ältere Geschichte heißt, vermindert sich in dem Verhältnisse, wie physikalische Forschung im weitesten Sinne des Worts die Unmöglichkeit von Begebenheiten beweist, die man von Alters her als wirkliche zu betrachten gewohnt gewesen ist. Gegen die geologischen Perioden verschwindet die Zeitrechnung der Menschen, und wir vermögen an sie nicht zu glauben, wenn wir beobachten, daß sie großer Erdveränderungen nicht gedenkt, die, obgleich sie sich vor vielen Jahrtausenden zutrugen, doch zu den neuesten gehören, und in eine Zeit fallen, wo der Mensch schon vorhanden war. Konnten solche gewaltige Ereignisse aus den geschichtlichen Erinnerungen der Völker verschwinden, so geschah dasselbe noch leichter mit Begebenheiten, die in ihren ersten und daher rohesten Zustand fallen. Drei Jahrtausende bezeichnen den äußersten Punkt, zu welchem die Zeitrechnung abendländischer Völker mit immer zunehmender Unsicherheit hinaufreicht. Was im Orient vor länger als 5000 Jahren geschehen sein mag, vermögen wir nur aus einem und dem andern Mythus dunkel zu ahnen. Wer mag wol sagen, wie alt unser Geschlecht sei, seit fast gleichzeitige Entdeckungen im südlichen Frankreich, in Brasilien und in Asien bewiesen haben, daß die Affen, diese verschlechterten Nachbildungen des Menschen, die aber nur da sich aufhalten können, wo auch der letztere einen angemessenen Wohnort findet, schon vor der letzten Erdrevolution existirt haben? Die Priester Indiens hegen freilich keine solche Zweifel und sprechen von den Begebenheiten vor 20 Jahrtausenden, als wären sie im Geschichtsbuche der letzten Generation verzeichnet. Sie schreiben einer astronomischen Abhandlung, Surya-Siddhanta, das Alter von zwei Millionen Jahren zu, die Laplace für rückwärts berechnet erklärte und Bentley für 750 Jahre alt hielt. Gewöhnt an ausschweifend hohe Zahlen, geben sie wol 4 — 5000 Jahre als Alter einiger Tempel an, die zufolge neuer Untersuchungen lange nach Beginn der christlichen Zeitrechnung gebaut sind, lassen in ihren Geschichten 7000 Könige in 4000 Jahren regierend sich folgen, und die Mohammedaner von Oberindien wollen nicht zurückbleiben, sondern legen die Gründung einzelner Städte in eine Zeit, die von der unsern weit über 6000 Jahre entfernt ist.

So wenig auch der Glaube an einen paradiesischen Zustand der Völker während ihrer Jugend sich mit den Erfahrungen über menschliche Entwickelung verträgt, und so unmöglich es bleibt, die Zeit mit irgend einer annähernden Sicherheit zu bestimmen, zu welcher jene die Grenzen ihrer Urfitze zuerst überschritten und sich auszubreiten versuchten, so behält doch die Untersuchung solcher Länder einen besondern Reiz, in welche man die Anfänge unsers Geschlechts verlegt. Ein solcher ist das Thal von Kaschmir, berühmt aber wenig gekannt in Europa, und in Indien als ein Paradies betrachtet. So verbreitet ist im letztern Lande diese Ansicht, daß ein Mann durch bezweifelnde Äußerungen den Verdacht roher Unwissenheit auf sich laden würde. Die Sehnsucht nach dem Fernen bestimmt dieses Urtheil nicht minder als das den meisten ungebildetern Menschen anhängende Vorurtheil, daß Länder, die in klimatischen Beziehungen manche daheim vermißte Annehmlichkeiten darbieten, auch in allen andern Hinsichten die schönern sein müssen. Aus dieser Quelle entspringt jene hohe Meinung des Nordeuropäers von den Reizen des winterlosen südlichen Italiens, die um so unfehlbarer zur bittern Täuschung führt, je einseitiger sie ist, und eben daher gilt dem Bewohner der dürren Ebenen Hindostans ein mildes Hochthal, von Schneebergen umgeben und geschützt, als irdisches Paradies. Indien ist weit davon entfernt, in seiner ganzen Ausdehnung ein schönes oder auch nur erträgliches Land zu sein. Viele Monate hindurch liegt es da von der Sonne verbrannt und kaum bewohnbar, und mit den fruchtbarern Provinzen wechseln weite, nur mit Steinen bedeckte Wüsten. Im Südwesten trägt das Klima den tropischen Charakter der feuchten Wärme, die dem Europäer nicht zusagt, sein Leben gefährdet, oder ihn doch an kräftiger Thätigkeit hindert. Im Norden ist die Hitze des Sommers kaum zu ertragen, die Winterkälte höchst empfindlich, und kaum gibt es eine vermittelnde Jahreszeit zwischen diesen äußersten Verhältnissen. Selten vereint sich Alles, Natur, Menschen und ihre großartigen Werke, um einem jener Bilder zu entsprechen, welche bei Nennung des alten Indiens die Phantasie schnell hervorzaubert und die in der Wirklichkeit, über weite Räume sparsam verstreut, durch Zusammendrängung in englischen Kunstwerken Erstaunen erregen und das allzu günstige Vorurtheil vermehren.

Das in allen Beziehungen merkwürdige Hochthal von Kaschmir ist nur erst zugänglicher geworden, seit die Engländer die unbestreitbare Oberherrschaft über Indien errungen haben. Der britische Reisende Georg Forster gerieth vor 60 Jahren, auf seiner langen Landreise von Bengalen nach Petersburg, dort in große Lebensgefahr und gab die ersten Nachrichten von jener wenig gekannten Provinz, die seit der Zeit des französischen Arztes Bernier (1665) von keinem gebildeten Europäer berührt worden war. Vor zwei Jahrzehnden drang Moorcroft mit zwei Gefährten dorthin vor; was er jedoch beobachtet, ist jetzt erst, und vielleicht nicht einmal vollständig, der Welt bekannt geworden, denn das Schicksal wollte, daß er seine kühne Bahn im Innersten von Asien auf eine Weise beschließen sollte, die bis auf unsere Tage noch nicht vollkommen aufgehellt ist. Der französische Naturforscher Jacquemont folgte diesem, und auch von ihm sind nur Bruchstücke zur Kenntniß von Kaschmir geliefert worden, da ihn, den schon in Europa das Misgeschick verfolgt hatte, der Tod in Indien noch vor Beendigung seiner großen und ergebnißreichen Reisen ereilte. Die Zahl von Aufsätzen über Provinzen jenseit der britischen Grenzen hat zwar in englischen Blättern seit mehren Jahren sehr zugenommen, und namentlich sind viele werthvolle Bemerkungen in den Journalen Indiens erschienen, zumal seit die Heere siegreich bis in das Land der Afghanen vorgedrungen, doch fehlt es an einem ganzen, auf unvermischter persönlicher Beobachtung eines Einzelnen beruhenden Berichte. Der Ruhm, einen

solchen geliefert zu haben, wird auch hier einem Deutschen zu Theil, und zwar als wohlverdienter, denn aus der Lösung der schweren Aufgabe ergeben sich jener Ernst und jene Gründlichkeit, die unser Volk in seinen höhern Leistungen stets auszeichnet und ihm daher das Vertrauen anderer Nationen auch dann erwerben, wenn diesen der deutsche Ideengang im Allgemeinen wenig zusagt. Oken fand vor nicht langer Zeit Stoff zu einer geistreichen Bemerkung in der Liebe und dem Erfolge, mit welchen Männer aus den ältesten und namhaftesten Häusern Deutschlands die Untersuchung der Vorwelt und ihrer wunderbaren Reste betreiben. Aber auch andere nicht minder ernste Anstrengung erheischende Fächer finden in jenem Stande ihre würdigen Vertreter. Sicherlich ist es ein Zeichen der Humanität im höchsten Sinne des Worts, wenn Männer, die durch Stellung aufgefodert oder doch berechtigt sind, sich auf der Bahn des gewöhnlichen Ehrgeizes zu versuchen, und durch großes Vermögen unterstützt, ihr Leben zu einem Wechsel aller Genüsse machen könnten, die irgend Geld erkauft, die gebildete Heimat verlassen, um in fernen Ländern, wo der Mensch nur als solcher gilt, Entbehrungen zu trotzen und das Leben für die Wissenschaft zu wagen. Was der Verf. des Werks über Kaschmir in dieser Hinsicht unternommen und wieviel Großes und Gedeihliches ihm gelungen, liegt jetzt schon so offenkundig da, daß weitere Erörterung überflüssig sein würde. Seine Reise war die umfangreichste, die in den neuen Zeiten von einem Einzelnen auf der östlichen Halbkugel ausgeführt wurde, und in ihr bildet der Besuch des Alpenthals von Hochindien nur eine kurze Episode. Schließt man vom Reichthume der Forschung, zu welcher sie allein den Stoff gewährt, auf Das, was auf dem großen Weg von den Philippinen bis Neuseeland und Australien dem Beobachter sich dargeboten haben muß, so wird das vollendete Werk einst ein schönes Denkmal des vom Erfolge gekrönten männlichen Strebens sein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Biographie des Doctor Friedrich Wilhelm v. Hoven. Von ihm selbst geschrieben und wenige Tage vor seinem Tode noch beendigt, herausgegeben von einem seiner Freunde und Verehrer. Mit einem Titelkupfer und einem Anhange von 18 Briefen Friedrich Schiller's. Nürnberg, Schrag. 1840. Gr. 8. 2 Thlr.

Wir glauben recht gern, daß die Herausgabe dieser Selbstbiographie eines geschätzten Arztes, der als ein beinahe achtzigjähriger Greis zu Nördlingen am 6. Febr. 1838 verstorben ist, in den Städten Ludwigsburg, Würzburg, Anspach und Nürnberg, deren Einwohner sich seiner ärztlichen Hülfe zu erfreuen gehabt haben, mit Interesse und Dankbarkeit wird gelesen worden sein. Denn wir lernen aus derselben den Verf. (der zuletzt bairischer Obermedicinalrath war) nicht blos als einen glücklichen Arzt kennen, sondern als einen durchaus wackern Menschen und als einen Mann von mehrseitiger Bildung, den namentlich historische und philosophische Studien noch in den letzten Jahren seines Alters beschäftigt haben. Jungen Ärzten ist besonders die Mäßigung und Bescheidenheit des versuchten Praktikers zu empfehlen, ferner seine medicinische Klugheit (denn es gibt nicht blos eine Pastoralklugheit) und die offene, freimüthige Weise, in welcher er im ganzen Buche von seiner ärztlichen Praxis spricht, von der Mißstimmung, in die er oft gerathen sei, wenn er die Unvollkommenheit der Heilkunde wahrnahm, ja wie er oft an sich verzagt haben würde, wenn das große Vertrauen, welches seine Kranken in ihn setzten, ihn nicht aufgerichtet hätte. Von einem sehr wohlthuenden Eindrucke sind die medicinischen Selbstbekenntnisse, welche den Schluß des Buchs ausmachen. Wir meinen also aus voller Überzeugung, daß die Herausgabe dieses Buchs durch den Bürgermeister Merckel in Nürnberg für das Publicum, dem Hoven im Leben nahe gestanden hat, vollkommen gerechtfertigt ist, und wir bezeichnen dasselbe als eine Localschrift von guter Art und als ein dem Verdienste gebührendes Ehrengedächtniß.

Freilich kann die Schrift nicht auf ein so allgemeines Interesse Anspruch machen als die Biographie eines andern Arztes, des berühmten Heim. Es ist in der That rührend und für Hoven ehrenvoll zu lesen, wie er über sich und Heim urtheilt (S. 313—314), denn eine solche Bescheidenheit und Hochachtung eines andern Arztes gehört in der That nicht blos unter Ärzten, sondern überhaupt in unserer dünkelhaften Zeit zur Seltenheit. Der Verf. ist uns nicht leicht ehrwürdiger geworden als durch diese Stelle seines Buchs. Aber eben die Einfachheit seines Lebenslaufes und die mehr für Mediciner geeigneten Mittheilungen über Krankenhäuser, Krankenbesuche, besondere Erscheinungen am Krankenbette u. dgl. lassen eine weitere Darlegung des Inhalts für ein größeres Publicum nicht zu. Für dieses wird das immer das meiste Interesse haben, daß Hoven, wie wir schon aus den „Erinnerungen" der Fr. von Wolzogen erfahren haben, ein vertrauter Jugendfreund Schiller's gewesen und mit ihm zusammen die Karlsakademie in Stuttgart besucht hat.

Diese Stiftung des Herzogs Karl von Würtemberg, den Schiller trotz seines unfreundlichen Verfahrens gegen ihn doch immer als einen geistreichen, energischen Fürsten gerühmt hat, war eine so eigenthümliche Schöpfung, daß man selbst nach Scharfenstein's Nachrichten über dieselbe und über Schiller im „Morgenblatt" (1837, Nr. 56—58, und 1838, Nr. 52—54, 62—66) die Beschreibung Hoven's im ersten Abschnitte mit Interesse lesen wird. Wir wollen nur Einiges herausheben. Die Kleidung der Zöglinge war eine Uniform, der tuchene Rock von hellblauer Farbe mit schwarzen manchesternen Aufschlägen und Kragen, übersilberten Knöpfen und weißen, baumwollenen Achselschnuren, die Weste und die Beinkleider von weißem Tuch, der Hut dreieckig mit Cordons von baumwollenen Schnüren, die Strümpfe von Baumwolle, die Schuhe von schwarzem Kalbleder, und die gleichfalls uniformen Schuhschnallen von übersilbertem Metall; bei schlechtem Wetter und im Winter wurden Stiefeln getragen. Die Hauskleider, welche sich die Zöglinge, sowie die Hemden und anderes Weißzeug, selbst anschaffen mußten, waren Überröcke von selbst beliebiger Farbe, in welchen sie auch die Lehrstunden besuchten. Die Uniformen wurden blos beim Mittag- und Abendessen, auf Spaziergängen und beim Besuche der Kirche getragen. Die Haare auf dem Scheitel waren abgeschoren, die Haare des Hinterkopfs in einen Zopf gebunden, die Seitenhaare zu einer Rolle gekräuselt und mit Haarnadeln befestigt. Die Tagesordnung, die Lectionen, die strenge Disciplin, die Strafen beschreibt Hoven sehr genau, auch allerhand jugendliche Streiche und Überlistungen der Lehrer und Aufseher, wie sie solchen geschlossenen Anstalten bis auf den heutigen Tag eigen sind, werden zur Ergötzlichkeit mit eingeflochten, besonders ausführlich auch der Hauptmaxime des Herzogs, daß die Zöglinge „liberal" behandelt werden sollten, gedacht. Wie er dies meinte, zeigt Hoven an folgendem Beispiele: „Als der Herzog einst unvermuthet in den Schlafsaal trat, war ich nicht sogleich von meinem Schreibtische aufgestanden. Wohlverdientermaßen erhielt ich für diese Ungezogenheit eine Maulschelle, aber er sagte mir, indem er sie gab: diese Maulschelle empfängt Er, weil ich der Herzog bin: hätte Er die Ungezogenheit gegen ei-

nen meiner Generale oder Geheimräthe begangen, dann hätte Er sehen sollen, was geschehen wäre."

Über Schiller's dichterische Versuche auf der Karlsakademie erfahren wir eigentlich nichts Neues. Aber bedeutend ist der Brief, den er an Hoven's Vater nach dem Tode seines Sohnes schrieb und worin er ihn bat, die Pflichten eines Sohnes gegen ihn übernehmen zu dürfen. Er schreibt unter Andern in diesem ersten, der aus Hoven's Nachlaß gedruckten Briefe: „Bester Vater meines geliebten Freundes! Das sind nicht auswendig gelernte Grundsätze, die ich Ihnen vorlege, es ist eigenes, wahres Gefühl meines Herzens, das ich aus eigener, trauriger Erfahrung schöpfen mußte; tausendmal beneidete ich Ihren Sohn, wie er mit dem Tode rang, und ich würde mein Leben mit eben der Ruhe hingegeben haben, mit welcher ich schlafen gehe. Ich bin noch nicht 21 Jahre alt, aber ich darf es Ihnen frei sagen, die Welt hat keinen Reiz für mich mehr, ich freue mich nicht auf die Welt, und jener Tag meines Abschieds aus der Akademie, der mir vor wenig Jahren ein freudenvoller Festtag würde gewesen sein, wird mir einmal kein frohes Lächeln abgewinnen können. Mit jedem Schritte, den ich an Jahren gewinne, verliere ich immer mehr von meiner Zufriedenheit, je mehr ich mich dem reifen Alter nähere, desto mehr wünschte ich als Kind gestorben zu sein. Wäre mein Leben mein eigen, so würde ich nach dem Tode Ihres theuern Sohnes geizig sein, so aber gehört es einer Mutter, und dreien ohne mich hülflosen Schwestern, denn ich bin der einzige Sohn und mein Vater fängt an graue Haare zu bekommen."

Drei andere aus der stuttgarter Zeit geschriebene Briefe sind in einem mehr heitern Tone geschrieben. Eine Einladung zu einer Reise nach Manheim und Mittheilungen über allerhand Carmina machen den Inhalt aus. In einem vierten Briefe aus Jena vom 10. Oct. 1792 schreibt Schiller: „Du machst die Lahmen gehen, die Blinden sehen, die Todten auferstehen — ich mache Verse und philosophire. Schwer hat mich die Hippokratische Kunst für meine Apostasie bestraft. Da ich nicht mehr ihr Jünger sein wollte, so hat sie mich unterdessen zu — ihrem Opfer gemacht. Wenn mir hier nicht bald geholfen wird, so mache dich immer darauf gefaßt, daß ich zu dir komme und mir Genesung hole." Dies geschah auch im August 1793, wo Schiller sich ein halbes Jahr in Schwaben aufhielt. Frau von Wolzogen in ihren „Erinnerungen", und nach ihr Hoffmeister haben aus jener Zeit viel Interessantes mitgetheilt, aber man wird die Erzählungen des Jugendfreundes, der mit einer rührenden Liebe an seinem bewunderten Schiller hing, nicht minder gern lesen, wenn sie auch gerade nicht neu sind. Ausführlicher ist und so recht im Nachgenuß jugendlicher Erinnerung die Reise beschrieben, die Schiller und Hoven zu ihrem alten Lehrer, dem Professor Abel in Tübingen, unternahmen. Rührend ist die Erzählung, wie Schiller, mehre Wochen vor der Geburt seines Sohnes, am Weihnachtsabende vor einem mächtig aufgeputzten Christbaume saß und von seinen Früchten herunternaschte. Auf Hoven's Frage, was er da mache, antwortete er: „Ich erinnere mich meiner Kindheit und freue mich, die Freude meines künftigen Sohnes zu anticipiren. Der Mensch ist nun einmal in seinem Leben Kind, und er muß es bleiben, bis er seine Kindheit auf ein anderes fortgeerbt hat."

Die übrigen Briefe Schiller's beziehen sich theils auf seine und der Seinigen Gesundheit, auf seine damaligen literarischen Unternehmungen, namentlich auf die „Horen", und allerhand buchhändlerischen Verkehr, theils und ganz besonders auf die Berufung Hoven's zu einer medicinischen Professur nach Jena. Die Sache zerschlug sich aber, da Paulus an Hoven berichtete (zu Ende 1803), Jena sei nicht mehr, was es früher gewesen, und noch andere Verhinderungen eintraten. Hoven nahm dafür den Ruf nach Würzburg an. Hier erfuhr er Schiller's Tod. „Was ich an ihm verlor", schreibt er, „werde ich tief fühlen, so lange ich lebe. Was die Welt an ihm verlor, weiß Jeder, der seine Schriften kennt. Aber sein Wirken im Reiche des Schönen, Wahren und Guten hat mit seinem Tode nicht aufgehört. Sein Geist lebt fort in seinen Schriften, sie werden gelesen werden, so lange in den Deutschen der Sinn für das Wahre, Schöne und Gute nicht erstorben ist, und diese Zeit wird und kann nie kommen."

Der redliche Mann hat wahre Worte gesprochen. Schiller's Ruhm ist unter uns nie vergessen worden, und wenn es eine Zeit lang schien, als ob eine einseitig ästhetische Richtung den Geschmack unserer Nation auf falsche Pfade führen wollte, so strahlt jetzo um so heurlicher des großen Mannes Ruhm, der, wie Immermann in seinen „Memorabilien" so schön gesagt hat, zugleich mit Goethe ein Apostel gewesen ist, an dessen Predigt sich das deutsche Volk zu Muth und Hoffnung in den schlimmsten Tagen der Unterdrückung auferbaut hat. Und das dürfen auch die Jetztlebenden, Jüngere wie Ältere, nicht vergessen. H.

Literarische Notiz.

In Paris und Genf bei A. Cherbuliez erschien: „Über Abschaffung der Todesstrafe und Verhütung der Verbrechen vom Standpunkte der Socialreform", herausgegeben J. H. Hochdörfer. Der Verf. ist einer von den radicalen Gegnern der Todesstrafe; er predigt die Unverletzlichkeit des Lebens jedes Individuums, stützt sich bei der Beweisführung auf Grundsätze sowol der Moral wie der Religion und hält die Todesstrafe für unnütz, sogar als repressives Mittel für schädlich. Besonders ruft er die geschichtliche Erfahrung zu Hülfe, daß, je strenger die Gesetze, um so rauher und barbarischer die Sitten sind. Diese Erfahrung ist von jeher das schlagendste Motiv gegen Diejenigen gewesen, welche die Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit der Todesstrafe rechtfertigen wollen. Ein Anderes möchte es in den Zeiten politischer Verwirrung, des Krieges u. s. w. sein, wo an sich die Allgemeinheit auf eine unsittliche Basis gestellt, das Blutvergießen gewissermaßen privilegirt ist und die gesetzliche Tödtung eines oder des andern Individuums oft nur dazu dient, einen geordnetern Zustand der für den Augenblick beleidigten und in Verwirrung gebrachten Sittlichkeit zurückzuführen. Wenn aber die Allgemeinheit sich im Zustande des Friedens, der sittlichen und gesetzmäßigen Ordnung befindet, so sollte man von Staatswegen diesen Zustand nicht einmal durch das an Verbrechern vollzogene blutige Exempel stören, wie es denn auch nie zum Heile geführt hat, die große Masse des Volks mörderische Verrichtungen, zu denen die Todesstrafe, von ihrer mechanischen Seite betrachtet, zu rechnen ist, sehen und gar als Resultat eines gesetzlichen Zustandes darstellen zu lassen. Keine Hinrichtung kann von jener unmenschlichen Roheit befreit sein, welche die Masse, statt sie abzuschrecken, an rohe und blutige Gedanken gewöhnt. Wer aus Leidenschaft oder aus welchem Motive es auch sei, einen Mord oder sonst ein todeswürdiges Verbrechen begeht, hat in dem Augenblicke gar nicht daran gedacht, daß er entdeckt und am Leben bestraft werden könne. Das Schaffott ist im Gegentheil ein sehr zweideutiger Moralprediger; und es gibt eine ziemliche Anzahl von Beispielen, daß Leute von lebhafter und verwilderter Einbildungskraft, welche einer Hinrichtung beiwohnten, durch den dabei stattfindenden Pomp und durch die Aufmerksamkeit, deren Mittelpunkt der Delinquent war, verführt wurden, ein Verbrechen zu begehen, in Folge dessen gerichtet und Gegenstand der allgemeinen Neugier zu werden. Sollte indeß bürgerlicher Tod und ewige Absperrung die Todesstrafe noch nicht ersetzen können, so scheint es räthlicher, die Hinrichtungen, so lange der widerliche Act der mechanischen Verrichtung dauert, den Blicken der neugierigen Menge zu entziehen. — Auf diese Schlüsse wird der Leser durch Hochdörfer's Schrift geführt, welche zu den Gründen und Beweisen für die Zweckmäßigkeit der Abschaffung der Todesstrafe treffliche neue bringt und die alten gut verarbeitet. L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 88. — 29. März 1841.

Kaschmir.

(Fortsetzung aus Nr. 87.)

Eine lange und mühselige Reise wird erfodert, um von den Ebenen Hindostans das kühlere Alpenland zu erreichen, wo die Engländer unfern ihrer Grenze eine Station, Simla genannt, begründet haben, als Zufluchtsort für Alle, die in dem glühend heißen niedern Lande ihre Gesundheit verloren haben. Ein herrliches Panorama umgibt den Ort, denn mit einem Blicke übersieht man die schneebeladene Kette des Himaleya, deren niedrigster Einschnitt immer noch 15,000 Fuß über dem Meere liegt. Der Fluß Sutledsch bildet die Grenze des britischen Gebiets, welches durch Unterjochung von 32 kleinen Königen des Himaleyas im J. 1815 bis dahin ausgedehnt worden ist. Auf seinem entgegengesetzten Ufer beginnt das Panjab und hiermit das Gebiet des Ranjiet Singh, des Raja von Lahore, der in Europa Berühmtheit erlangt hat und der Begründer eines Reichs war, das er allein unabhängig zu erhalten wußte, dem aber, da auch dort schon die gewöhnlichen, die Auflösung bezeichnenden Unruhen und Parteiungen indischer Staaten ausgebrochen sind, das Schicksal der Einverleibung in den Koloß des Britenreichs bevorsteht. Das Panjab stellt eine von fünf Flüssen bewässerte Ebene dar, die nördlich vom Himaleya begrenzt wird. Es könnte eines der reichsten Länder der Welt sein, denn sein aufgeschwemmter Boden besitzt eine fast maßlose Fruchtbarkeit, und reichliche Bewässerung wendet hier die glühende Trockenheit der südlichern, britischen Provinzen ab, aber dort haben seit vielen Menschenaltern alle jene Übel gewaltet, die aus den verheerenden Kriegen rachsüchtiger Despoten und der Herrschaft raubgieriger und unwissender Häuptlinge entspringen. Die Vegetation ist kräftig und dem Landbau nicht so hinderlich wie in den feuchten Niederungen Indiens, obgleich sie an die letztern noch erinnert, und das Klima ist im Allgemeinen gesund, mit Ausnahme jener Strecken von Urwäldern, die sich unmittelbar am Fuße des ungeheuern Grenzgebirges hinziehen. Dort sind große Strecken der Fieber wegen unbewohnbar, die dem Eingebornen leichter tödtlich sind als dem Europäer und gewöhnlich schon am vierten Tage die Auflösung herbeiführen. Sieben Bergreihen steigen stufenartig übereinander empor, aber zwischen allen liegen tiefe warme Thäler, mit einer tropischen Pflanzenwelt geschmückt. Höher hinauf ist das natürliche Vaterland der immerblühenden Rose, die seit Jahren eine der schönsten Zierden unserer Anlagen ist; Eichen, Kastanien und Linden von ehrfurchtgebietender Größe, aber alle verschieden von den gleichnamigen Arten unsers Welttheils, bedecken die Abhänge. In den höchsten Regionen findet man Fichten, baumartige Haidekräuter und die prachtvollen Rhododendra; die äußersten Kämme aber sind baumlos, nicht sowol wegen ihrer Höhe, sondern wegen ihres steilen Abfalls, denn oft messen sie kaum einige Fuß in der Breite. Immer höher und steiler werden nun die Gebirgsketten. Der Ratan Panjahl erhebt sich schon auf 9000 Fuß, aber ungleich höher muß der Zug des Pir Panjahls sein, der als zweite Reihe des Himaleya anzusehen, einen der besuchtesten Pässe des Weges von Indien nach Kaschmir darbietet. Unter allen zwölf Pässen, welche nach drei Richtungen hin jenes große Thal mit den Nachbarländern verbinden, ist dieser einer der zugänglichsten, dennoch aber reich an vielfachen Beschwerden, zum Theil an Gefahren. Über die Abdachung dieses Gebirges, die wie mit Lawinen von Sand und lockern Steinen überschüttet scheint, steigt der Pfad fast senkrecht im Zickzack und in so scharfen Winkeln empor, daß nur eingeborne Pferde vermögen ihn ohne die offenbarste Gefahr zu erklimmen. Jeder Winter und selbst jeder heftige Regenguß des Sommers verändert den ganzen Weg, und nicht mit Unrecht fürchten sich die Eingebornen des Panjab, nicht minder als diejenigen von Kaschmir, ihn zu bereisen. Vollkommen gerechtfertigt wird diese Bangigkeit durch jene peinlichen, oft gefahrdrohenden Empfindungen, welche den Menschen auf den höchsten Gebirgen ergreifen, jener großen Ermattung, dem Übelbefinden und Kopfweh, der Hemmung des Athems und krampfiger Zusammenziehung des Herzens, für welche man in ihrer Gesammtheit in den Ländern des Himaleyas ebenso besondere Namen erfunden hat wie in den Cordilleren der neuen Welt. Nur im Sommer ist dort die Temperatur erträglich, aber im Spätjahre tritt eine Kälte ein, die dem Hindu bei kurzem Aufenthalte schon verderblich zu werden droht, und mindestens durch die sie begleitenden Erscheinungen ihn in grenzenloses Erstaunen versetzt. Ihm dünkt das durch den Frost zersprengte Glasgefäß eine Merkwürdigkeit, das zum festen Körper gewordene Trinkwasser und das angefrorene Geräth setzen ihn in Verlegenheit. Solche dem

südlichen Menschen doppelt große Schrecken überwindet dennoch der Fanatismus, dessen unheimliche Gestalt dem Reisenden in Indien aller Orten entgegentritt, ebenso in der unbewohnbaren Wüste wie in den ewig grünen Thälern und auf den frostigen Gebirgen. Fakhiere halten es für ein gottgefälliges Werk, fast unbekleidet und heimatlos auf den Höhen jener Gebirgspässe zu verweilen, und vor Kälte zitternd die Nächte unter Lobgesängen zu verbringen, um ihre Gelübde zu lösen. Nicht leicht kann ein Contrast größer sein, als der in dem Umblick von jenen erhabenen Standpunkten sich bietende. Über mehr als 20 Bergreihen hinweg verliert sich der Blick in die Ebene des Panjab, die mit den glühenden Dünsten Indiens bedeckt ist. Schneefelder breiten sich zu den Seiten aus und über das tiefliegende und daher unsichtbare Thal von Kaschmir erheben sich im Norden die endlos hintereinander aufsteigenden Schneeberge von Thibet. Besäße das menschliche Auge eine dreifach größere Kraft, das Entfernte zu erspähen, als ihm wirklich zugemessen ist, so würde es in jener Richtung doch nichts als die Zeichen eines ewigen Winters gewahren, der von den zahllosen Spitzen des gewaltigen Himalayas den unbestrittenen Besitz behauptet.

Am Fuße dieses Bergzuges, der je weiter nach unten mit einer immer schönern und kräftigern Pflanzenwelt geschmückt ist, breitet sich das Thal von Kaschmir aus. An seiner südlichen Seite wechseln die dichtesten Wälder mit offenen Ebenen und die friedliche Schönheit seiner Natur wird durch menschliche Eingriffe nicht gestört. Die Bäume stehen unberührt, die zahllosen Blumen unzertreten da und die mit Verfolgung unbekannten Thiere nähern sich vertrauend dem einsamen Wanderer. So fruchtbar der Boden ist, so wird er doch nicht angebaut, denn die Ebene des Hauptthales reicht vollkommen hin, um die Bedürfnisse einer Bevölkerung zu erzeugen, welche durch Krieg und unbarmherzige Verwüstungen an Zahl sehr herabgekommen ist. An der Nordseite des Thales erheben sich die Berge sogleich zu großen Höhen; gewaltige Einstürze haben in weit entlegenen Zeiten ihre schroffen Abhänge mit Gerölle oder mit furchtbaren Felsmassen überschüttet, die aufeinandergethürmt keine Pflanze ernähren, kaum in ihren Spalten einigen dürftigen Bäumen Wurzel zu fassen gestatten. Auf ihrem sehr ungleichen Boden schießen die Flüsse und Bäche hin, durch zahllose Fälle unterbrochen, mit steinigen kahlen Ufern eingefaßt. Von ihrer Höhe, die oft bis 15,000 Fuß ansteigt, ist das grüne Thal nicht zu erblicken, dafür aber sind nach allen Seiten Schneeberge sichtbar. Auf ihnen herrscht lautlose Einöde und selbst ihr Abhang ist unbelebt, denn wenn auch dem Süden zugekehrt, scheint er in allen Beziehungen ebenso arm, so unfreundlich und kalt, als die gegenüberliegende, nach Norden gewendete Kette, von gewöhnlichen Gesetzen abweichend, durch die entgegengesetzten Eigenschaften sich auszeichnet. Eingeschlossen von diesen natürlichen Wällen, die aber der fremden Eroberungssucht keine Schranken setzen konnten, lehnt sich das fast wagerechte Thal an 70 Meilen in der Länge aus, einem großen natürlichen Kasten vergleichbar. Auch besagt eine uralte Überlieferung, daß es einst in seinem ganzen Umfange das Bett eines mächtigen Gebirgssees gebildet habe, dessen Ableitung und Austrocknung einem der ersten einheimischen Könige gelungen sei. Genaue Untersuchung der Örtlichkeit beweist zwar die Unstatthaftigkeit einer solchen Annahme, denn selbst am günstigsten Orte würde die künstliche Ableitung erfodert haben einen Felszug von einigen Hundert Fuß senkrechter Höhe manche Meile weit zu durchbrechen; allein sie macht es wahrscheinlich, daß das ganze Thal einst den Boden eines Sees bildete, der jedoch allein durch Naturkraft verschwand. Erdbeben oder eine langsamere vulkanische Wirkung hob den Boden und die immer mehr sich verflachenden Gewässer wurden leicht mit den Trümmern einstürzender Bergseiten, oder dem Sande und Gras angefüllt, die jeder Bergstrom mit sich führt.

An Wasser herrscht Überfluß und kunstreiche Leitungen, oft Riesenwerke, einer bessern Vorzeit angehörend, vertheilen dieses Element nach allen Richtungen über die Felder, die bisweilen, von cyklopischen Mauern gestützt, an den Bergwänden terrassenförmig hinlaufen. Ein schöner Strom, der Jilum, durchzieht das Thal in seiner ganzen Länge und verliert seine Schiffbarkeit nur erst bei dem Austritte, wo er, genöthigt zwischen hohen Schneebergen seinen fernern Weg zu suchen, ganz den Charakter eines wüthenden Alpenstromes annimmt. Ungeachtet dieses Wasserreichthums ist das Land im Allgemeinen ein trockenes, denn der Sommer ist im Thale glühend heiß, obgleich sehr kühl auf den nahen Bergen, und Wind herrscht niemals. Sollte ein solcher jemals eintreten, so dürften ihm viele Bauwerke der Eingeborenen kaum widerstehen. In dieser todten Regungslosigkeit der Luft ist der Grund der den Körper vielmehr als das Thermometer berührenden Hitze, sodaß also das Klima wärmer scheint, als es in der Wahrheit ist. Der Winter ist ernsthafter, als man voraussetzen möchte, denn was hier die geographische Breite zur Unmöglichkeit machen würde, das wird durch große Höhe über dem Meere und die Nähe ewig beschneiter Gebirgszüge herbeigeführt. Drei Monate lang deckt fußhoher Schnee den Boden eines Thales, das nur durch einen nicht sehr breiten Gebirgszug von Provinzen getrennt wird, in welchen das ganze Jahr hindurch eine versengende Hitze herrscht und der Ackerbau zum Theil auf Pflanzen sich richtet, die von dem geringsten Froste getödtet werden würden.

Diese Annäherung des klimatischen Charakters an denjenigen der kältern Länder spricht sich ebenso in der ungepflegten Pflanzenwelt als in den Culturgewächsen aus. Die Physiognomie der Vegetation ist fast derjenigen der Gebirgsländer des südlichen Europa gleich, indessen sind mit Ausnahme des wohlriechenden Veilchens alle Pflanzen verschieden von den europäischen. Überfluß an Waldbäumen bildet einen natürlichen Reichthum des Thales. An ihrer Spitze steht die majestätische Deodar, die Ceder des Himalaya. Ihr Name, Gottesgabe bedeutend, zeigt schon an, welchen Werth man ihr beilege, und wirklich verdient sie in allen Beziehungen das reichlich gespendete Lob. In der Nähe der Wohnungen erhebe sich die orientalische Platane, die oft über 200 Jahre alt wird und welche die Wo-

hammedaner mit so großer, an das Religiöse angrenzenden Ehrfurcht betrachten, daß sie durch ein Gesetz schwere Geldstrafe auf die Fällung eines Stammes setzten. In den höchsten Regionen grünen Eller und Birken, Ahorn und Weiden, und der erstgenannte dieser Bäume wird, vom Schnee des Winters niedergedrückt, endlich zum Knieholze, denn seine 30 und mehr Fuß langen Stämme legen sich an den Boden nieder und bilden, indem sie mit den Nachbarn ihre Zweige zu einem dichten Gewirr verflechten, einen Gürtel, durch welchen auch der geübteste Bergsteiger nur mit Mühe vordringt. So sind auch die vielartigen und üppig tragenden Fruchtbäume doch nur dem Europäer befreundete Gestalten, denn ohne Ausnahme sind sie mit den unsern ganz gleicher Art, und Dasselbe gilt von den Gegenständen des Ackerbaus. Nur eine oder zwei der wildwachsenden Nährpflanzen verdienen Erwähnung, vor Allem wol die Stachelnuß, die von derjenigen unserer stehenden Gewässer sich wenig unterscheidet, aber in einem großen See des Thales in so unsaglicher Menge vorkommt, daß 500 Kähne, oder gegen 2000 Menschen, mit ihrer Einsammlung sich beschäftigen. So liefert eine Pflanze, die bei uns höchstens den Knaben eine Näscherei bietet, dort jährlich an 5 — 600,000 Centner Nährstoff und erhält die dichte Bevölkerung der Dörfer fast ausschließlich, die um den See her gelegen sind. Das prachtvolle Nelumbium, eine Seerose, die auch in unsern Gärten vorkommt, bietet ein doppeltes Interesse. Ihre Stiele sind eine wichtige Nahrung für Arme und Reiche, die ganze Pflanze hat aber in der indischen Mythologie eine hohe Bedeutung. Wegen ihrer Eigenthümlichkeit, die Blattstiele so zu dehnen, daß das Blatt selbst auch bei höchstem Wasserstande an der Oberfläche schwimmt, ist sie das Symbol der aus jenem Meere wiedererstehenden Erde, welches in regelmäßigen Zeiträumen die ganze Schöpfung überdecken soll. Aus der Blume dieses schönen Gewächses, welches schon im Götterglauben des alten Ägyptens eine wichtige Stelle einnahm, entsteht nach dem indischen Mythus die Schöpfung wieder in verjüngter Gestalt. Mehr als andere Völker haben die Hindus das Bedeutsame des Pflanzenreichs mit Innigkeit und Tiefe aufgefaßt, denn da ihnen überhaupt die Natur ein Ausfluß des göttlichen Wesens zu sein dünkt, so betrachten sie dieselbe auch mit einer Ehrfurcht und Liebe, welche die europäischen Völker in gleichem Maße nicht empfinden.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Gesammelte Erzählungen von Fanny Tarnow. Erster und zweiter Theil. Leipzig, Kollmann. 1840. 8. 2½ Thlr.

Es ist Alles gut und nützlich in diesen Erzählungen und keine derselben, woraus man nicht etwas lernen könnte. Die erste: „Mutter und Tochter", ist nicht etwa eine Apotheose der Untreue, sondern die gefallene Mutter erzählt der sinkenden Tochter ihr warnendes Beispiel und rettet sie vor gleichem Schicksal. Dann der Versucher der letztern reißt den andern Tag fort und ist noch überdem ein schlechtes Subject, sodaß das Herz der Armen nicht bricht und sie sich schnell tröstet. In der zweiten pflegt den „Verbannten" die edle, von ihm verlassene Geliebte während mehrer Wochen, ohne erkannt zu werden, und erst als auf dem Spaziergang ein wilder Ochse auf das Paar einstürmt, erkennt er sie ruhig, sie aber steht und geht in ein Kloster. Die dritte: „Der Abbé Perrin", glaubt Ref. schon einmal in irgend einer andern Sprache gelesen zu haben, doch kann er sich irren. Die vierte: „Mutterliebe", ist rührend dargestellt, wie die Mutter Alles, auch die Neigung ihres Herzens der Tochter opfert; doch las man schon gleiche Verhältnisse besser und mit mehr Farbenaufwand ausgeführt. Die fünfte: „Die Alltagsgeschichte"; der junge Bewerber, dessen Liebe an der ersten Runzel einer reichen ältern Frau scheitert; die ganze Geschichte ist beinah zu alltäglich, um erzählt zu werden. Die sechste: „Franziska", ist originell, sie kann den Mann nicht lieben, der nicht gern liest — das begreift sich in jetzigen Zeiten. Die siebente: „Emma", hübsch; eine würdige Weise, wie ein junges Mädchen einen Fehltritt büßt und wieder gut macht.

Fanny Tarnow schreibt immer gut und auch bei diesen Erzählungen ist der Faden der Begebenheiten rund und geläufig abgesponnen; aber die Poesie hat nicht dazu die Finger genetzt, die Phantasie nicht das Rad schnell gedreht. Es ist das Spinnrad einer gebildeten Hausfrau auf dem Lande. Zwanzig-, dreißig-, vierzigjährige Töchter, der Vater im Schlafrock und mit der Pfeife sitzen darum, im Hintergrunde die Mägde, an der Thüre steht steif der Jäger und sie verkehren es Alle. Sie hören alle ziemlich aufmerksam zu; denn sie hören erzählen, sie sehen aber nicht die Dinge geschehen, keinen Augenblick klopft das Herz höher, Niemand hält den Athem an, keiner Hand entsinkt die Arbeit, und nur dem Vater geht das Pfeifchen aus, weil er eingeschlafen. Tadelnswerth ist in den vorliegenden Erzählungen, wie in andern, daß Übersetztes und Eigenes nicht genau bezeichnet, Originalsprache und Originalverfasser nicht gehörig angegeben wird; ein Rec. müßte ja Alles gelesen haben, um gehörig unterscheiden zu können, und das ist nicht möglich — nur der Zufall führt zuweilen solche Entdeckungen herbei. Im Übersetzen ist Fanny Tarnow Meisterin; sie versteht sich außerordentlich darauf, in ein gutes, schönes Deutsch das Fremde zu kleiden, ohne ihm den Charakter zu nehmen, und die Wahl der Werke, die sie dem deutschen Publicum mittheilt, ist immer so gut getroffen, daß dasselbe ihr sehr dankbar dafür sein muß. So sind die beiden Erzählungen des zweiten Theils dieser Sammlung: „Die weibliche Ehrsucht" und „Eine alte Fabel im neuen Gewand", außerordentlich hübsch, lebendig und gut erzählt. So kann Ref. mit gutem Gewissen

2. Leonore von Biron. Von Frau von Montières. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 1840. 8. 3½ Thlr.

empfehlen, wie überhaupt alle Bücher, die Fanny Tarnow der Übertragung ins Deutsche werth erachtet, und ihre vom ganz Deutschland anerkannte Feder wird uns hoffentlich noch oft solche Freuden bereiten und uns die Gedanken fremder Nationen ans Herz legen, wofür jeder Leser ihr den verdienten Dank zollen wird.

3. Donata, oder Liebe und Welten. Ein Roman von Wilhelmine Gottmann. Braunschweig, Meyer sen. 1840. 8. 1⅓ Thlr.

Wäre dieses Büchelchen vor 20 oder mehr Jahren geschrieben worden, so würde es großen Beifall gefunden haben, denn eine hübsche, abgerundete Sprache trägt einen anmuthigen moralischen Roman vor, hebt einzelne Charaktere leicht heraus, bewährt Zustände und entwickelt Begebenheiten, die er erst verwirrt hat, auf geschickte, wolüberdachte, nicht allzu unnatürlich herbeigeführte Weise. Donata, eine Waise, wird mit Danide, Gräfin Donald, zu Prag im Ursulinerkloster erzogen. Der Herzog von Choiseul sieht Donata in der Kirche, steht ihr bei einer Ohnmacht bei und beider Herzen neigen sich auf den ersten Blick. Er sieht sie in Bälen wieder und da sie stets in Gesellschaft der Gräfin Donald ist, hält er sie für diese und richtet an diese seine leidenschaftlichen Briefe, die der Eitelkeit der jungen Gräfin schmeicheln, obgleich sie die glückliche Braut

des Grafen Clam ist. Ein solcher Brief fällt dem Letztern in die Hände; es erfolgt ein Duell; Graf Clam wird verwundet, die Hochzeit auf Jahre verschoben. Donata kommt nach Paris, wird sogar Kammerfrau bei Josephine, sieht den jungen, noch immer liebenden Herzog wieder, der die Hand in der Schlacht verloren; der alte Herzog verweigert seine Einwilligung zu der Ehe mit einer Namenlosen; doch sie ist die natürliche Tochter des Grafen Donald; er adoptirt sie und alle Hindernisse sind gehoben, nachdem ein Selbstmordversuch des jungen Herzogs mißglückt, und Alles endet gut und vortrefflich.

Vor ein paar Jahrzehnden würde also dieses Buch sehr gefallen haben und von Tausenden von Lesern mit Entzücken gelesen worden sein. Damals galt noch „es ist gut geschrieben" für ein Lob; jetzt aber versteht sich das von selbst, denn wer nicht einmal gut schreiben kann, der taucht gar nicht die Feder ein. Jetzt will man noch viel mehr; jetzt will man etwas Besonderes, besondern Inhalt, besondere Form, etwas aus der Menge sich Hervorthuendes; man will als Stoffinteresse einen neuen Stoff, und als Gefühlsinteresse eine neue Entwickelung und Anschauung der Gefühle; und ein Buch, das sich nicht durch solches hervorthun kann, bleibt mit seinen stillen Verdiensten unbeachtet, ungesucht und unbesprochen. Ref. weiß über dieses nichts zu sagen, als daß es gut ist — doch nicht für 1840 und 1841 gut genug.

4. Erzählungen von Henriette Ottenheimer. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 1840. 8. 1⅓ Thlr.

Die uns schon in der „Frauenzeitung" und später in dem „Frauenspiegel" als sich rühmlich auszeichnende bekannte Verfasserin versteht sich sehr wohl darauf, des Frauenherzens edelste Saiten erklingen zu lassen und die höchste Anschauung der Liebe, die Würde im Schmerz, das Sterben am Weh in ihren Novellen und Erzählungen zu veranschaulichen. „Bruder und Schwestern", „Ruth", „Die alten Jungfern", „Die Visitenkarten und ein Waisenschicksal" sind anmuthige Erzählungen von Frauenliebe und Frauenschmerz, von stiller Entsagung und der ganzen unsichtbaren elektro-magnetischen Kette, die Frauenwelt und Frauenliebe durchzieht und so herbe Schläge zu versetzen vermag, ohne daß die Außenwelt weiß, woher sie kommen. Sie gibt Alltagsgeschichten, aber nicht auf alltägliche Weise, versteht sich besser auf Entwickelung der Gefühle als auf die der Charaktere und der Begebenheiten, welche letztere sich meist an einem unzeitigen Schweigen brechen und durch Umstände herbeigeführt werden, die dem Leser viele Warum? auf die Lippen führen. Das Talent der Verfasserin ist mehr contemplativ als observativ. Sie hat sich die Novellen mehr ausgedacht, als sie aus dem Leben gegriffen, sie hat sie ruhig niedergeschrieben, einen Umstand an den andern, ein Gefühl an das andere gereiht, doch es nicht selbst durchempfunden, nicht selbst durchgerungen, ihre Darstellungen sind nicht wirkliche Begebenheiten, die sie durchlebt hat, es sind Bilder, die sie beschreibt. Es sind aber hübsche, erfreuliche, wenn auch meist mattgehaltene Bilder, in der Morgen- und Abenddämmerung dargestellt, da findet man nicht das Dunkel der Mitternacht, nicht den hellen Glanz der Mittagssonne. Die Verfasserin ist auch Dichterin, und das hübsche, freundliche Talent gibt ihren Novellen eine besondere Anmuth, aber die Dichterin gehört ebenso wenig als die Novellenschreiberin in die erste Classe der Dichter und Novellenschreiber. Doch wenn auch ihr Genie nicht auf Adlerschwingen emporgetragen wird, so sind ihre Productionen doch anmuthig, und der echte weibliche Geist, der ihre Feder stets beseelt, muß der Verfasserin in den Augen der Frauen ganz besondern Werth verleihen.

5. Das Wildhaus. Novelle von Junia Romana. Zwei Theile. Marburg, Ewert. 1840. Gr. 12. 2 Thlr.

Eine Räubergeschichte ohne Räuber, oft spannend, oft auch abspannend, voll schöner Schilderungen der Gebirgsgegenden und aus dem Leben der Gebirgsbewohner. Ein achtungswerther alter Förster, seine unvermählte Schwester und Annette, die liebliche Tochter, wohnen im Wald und die zahlreichen Wilddiebereien beängstigen die friedlichen Leute. Selbst von Einbruch und Raub erzählt man in der Gegend, und ein junger Mann, der Annette im Walde trifft, kennen lernt und liebt, ist als Räuberhauptmann verdächtig, sogar durch den Steckbrief bezeichnet; er flieht — und Annette, von ihrem Vater, der in Geldnöthen, dessen Stelle und Ruf durch seine Herzensgüte auf dem Spiele steht, gedrängt, verlobt sich einem gewissen Gunstram, dem bösen Princip des Romans. Sie liebt ihn nicht, und als sie einst von einer Zigeunerin einem Volksfest entlockt, ihren Geliebten wiedersieht, als dieses Wiedersehen entdeckt, ihr Ruf dadurch gelitten, sogar ihr alter Vater des Einverständnisses mit den Wilddieben verdächtigt wird, als der verhaßte Bräutigam sich zurückzieht, der Vater gebeugt, von Gläubigern gedrängt, von den Gerichten bedroht ist, verschwindet Annette mit dem Räuber, dem Wilddieb, und das Elend ist vollständig. Daß der alte Mann und die würdige Tante nicht an Kummer gestorben, ist nicht das Verdienst der Nichte — indessen löst sich das Ganze herrlich, denn nach mehren Wochen sehen die guten alten Leute Annette als Gräfin wieder, und ihr Gemahl ist der lange erwartete Besitzer der Forsten, in denen er sich, während einiger Wochen, wegen eines Duells verborgen und deren ihm selbst gehöriges Wild er zuweilen erlegt hat. Der wahre Wilddieb aber und Räuber, der Verleumder des alten Försters, ist Niemand anders als Annettens verhaßter Bräutigam, dem der wohlverdiente Lohn zu Theil wird. Diese Novelle ist reich an Interesse und verdient manches Lob; in einen Theil zusammengedrängt, würde sie gewiß jeden Leser erfreuen, aber sie ist zu lang, Alles zu lang ausgesponnen, Alles erklärt — nichts der Phantasie überlassen, und unter den geschilderten Zuständen und mitgetheilten Gesprächen ist manches Unbedeutende, weder an und für sich Interesse Bietende, noch zur Entwickelung des Ganzen Gehörige. Die Sage der Fee Rosamunde ist außerordentlich hübsch erzählt, das ganze Werk die Eingebung einer gebildeten Frauenseele, die Ausführung die einer geübten, von schönem Verstand geleiteten Feder. 44.

Notizen.

In England hat sich eine Musical antiquarian society gebildet, die, dem Camden- und den Shakspearevereinen in ihrer Art ähnlich, die Herausgabe alter musikalischer Meisterwerke beabsichtigt, die entweder noch nie gedruckt oder nur mit großen Kosten zu haben sind. Die Behörde des Vereins ist aussichtig aus den bedeutendsten Männern ihres Fachs in England zusammengesetzt, die Unterzeichnungsliste reich. Der erste Versuch der Thätigkeit soll mit Byrde's Messe für fünf Stimmen gemacht werden, worauf die Cancionen von Tallis und Byrde, die Madrigals von Wilbye, Morley, Bateson, Dowland, Gibbons und Weelkes, Purcell's Opern, Cantaten und Sonaten und die dramatischen Arbeiten von Bawes, Locke und Campion folgen werden.

Fürst Alexander Labanoff gab 1839 in Paris eine Sammlung von „Lettres inédites de Marie Stuart, accompagnées de diverses dépêches et instructions" heraus und hat seitdem seine, auf denselben Gegenstand bezüglichen Nachforschungen unermüdlich und mit dem besten Erfolge fortgesetzt, indem er jetzt im Besitze von 645 Briefabschriften ist, von denen bereits mehre in verschiedenen Werken erschienen sind, 134 aber nur in sehr seltenen; 406 sind bis jetzt in verschiedenen Archiven verschlossen gewesen; 444 sind französisch, 190 englisch, 8 lateinisch und 3 italienisch geschrieben. Der Fürst Labanoff beabsichtigt, die ganze Sammlung im Laufe dieses Jahres herauszugeben, und hofft von Allen, die außerdem im Besitze noch ungedruckter Briefe Maria's sind, zur Vervollständigung derselben unterstützt zu werden. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 89. — 30. März 1841.

Kaschmir.

(Beschluß aus Nr. 88.)

Unter solchen äußern Umständen könnte wol das Loos der Bevölkerung ein sehr glückliches sein, hätte sie sich des Schutzes und der Vortheile zu freuen, welche eine geregelte Staatsverwaltung, Gesetze und öffentliches Recht allein gewähren können. Auch körperlich sind die Kaschmirer von der Natur begünstigt und übertreffen in den meisten Beziehungen den Eingeborenen von Hindostan. Eine weiße Haut, eine helle Gesichtsfarbe, die jedoch das lebhafte Colorit entbehrt, ein längliches Gesicht, hervorstehende Züge, dunkelbraunes Haar und Bart zeichnen sie vortheilhaft aus vor dem schwärzlichen Hindu. Ihre Körperstärke ist ungewöhnlich und daher ertragen sie die anstrengendsten Wanderungen durch hohe Gebirge auch unter sehr ungünstigen Umständen. Sie sind arbeitsam, ungeachtet der Unsicherheit des Besitzes und des Druckes, der Jeden trifft, von welchem man vermuthet, daß seine Anstrengung nicht unbelohnt geblieben sei. Ihre Gutmüthigkeit, ihre Beobachtungsgabe und ihre rasche Auffassung werden von dem europäischen Reisenden lobend anerkannt. Gastfreiheit und Ehrlichkeit gegen den Fremden haben sie ungeachtet des harten Jochs ihrer Zwingherren, der Sieks, noch nicht verlernt, aber allerdings bedienen sie sich gegen diese der einzigen ihnen gebliebenen Waffe, der List und der Lüge. Unter dem härtesten Drucke erhalten sie sich eine unerschütterliche Heiterkeit und sie sind so sanft und harmlos, daß sie eher Unterdrückung ertragen, als Widerstand leisten, und nicht einmal dann dem Gegner eine Wunde zufügen, wenn es sich um Selbstvertheidigung handelt. Einst waren sie jedoch kriegerisch, aber erst von den Mongolen, dann von den Afghanen, endlich von den Sieks unterjocht, haben sie allen Muth verloren und gehen nie weiter als zur klagenden Vorstellung. Erpressung wird so systematisch betrieben wie überall in Asien, wo kleine oder größere Despoten herrschen. Auch die Sieks, die jetzigen Beherrscher von Kaschmir, mit Runjiet Singh an ihrer Spitze, der europäische Formen in seinem Reiche heimisch zu machen suchte, sind von dem althergebrachten Verfahren nicht abgewichen. Ihnen ist das Land nur eine Geld liefernde Provinz, die Alle, vom Staatsoberhaupt bis hinab zum gemeinen Soldaten auszusaugen sich bemühen. Was dieser Druck von dem Wohlstande übrig ließ, der in der Zeit begründet wurde, wo die Kaiser von Delhi sich Kaschmir zum Sommeraufenthalt und zum Erholungsorte ausersehen hatten, das haben in den letzten Jahrzehnden die Einbrüche wilder fanatischer Horden aus den Gebirgen des Indus zerstört. Hat man diese, mit dem Schwerte den Glauben predigenden Schwärmer endlich doch zurückgewiesen und sogar in ihre Heimaten verfolgt, so deckten Ruinen dafür ihren Weg. Ganze Dörfer liegen verödet da und dienen höchstens einem Fakhier zur Wohnung, der unter wahnsinnigem Gebrüll die Reisenden anfällt, um ein Almosen zu erlangen. So angenehm und gesund im Allgemeinen das Klima ist, so regen sich doch bisweilen Naturkräfte auf das verderblichste und bringen in wenigen Augenblicken als Erdbeben mehr Unglück über die Bevölkerung als der seit Menschenaltern dauernde Druck ihrer mitleidslosen Beherrscher. Vor 13 Jahren begrub ein solches Ereigniß auf einmal 1200 Menschen unter den Trümmern ihrer Häuser. Die entsetzlichste aller der Krankheiten, welche periodisch ganze Völker ergreifen, die Cholera, fand damals ihren Weg auch in das Hochthal von Kaschmir; in Zeit von 40 Tagen raffte sie an 100,000 Menschen hin. Da bei der hohen Lage des Landes und der Nähe ewig beschneiter Gebirge Unregelmäßigkeiten im Verlaufe der Jahreszeiten bisweilen vorkommen, so sind auch die Ernten nicht immer sicher. Zum großen Glücke der Bevölkerung sind Ereigniße selten wie der große Schneefall, der wenige Jahre nach der verwüstenden Epidemie das Thal zu derselben Zeit überdeckte, als eben der Reis, das wichtigste und unentbehrlichste aller Nahrungsmittel, in Blüte stand. Nur der sechzehnte Theil des unumgänglich nöthigen Bedarfs wurde eingeerntet und furchtbare Hungersnoth ergriff und tödtete eine sehr große Menschenzahl. Leichen bedeckten den Boden, denn nicht allen konnte man die Rücksicht erweisen, sie in die Flüsse zu stürzen, vielmehr blieb die Mehrzahl den Hunden zur Nahrung überlassen. Ältern verkauften damals ihre Kinder für eine Rupie, und um den Jammer auf die äußerste Spitze zu treiben, erpreßte fast gleichzeitig der Sohn und Statthalter des Runjiet Singh von den wenigen Wohlhabenden eine ungeheuere Geldsumme. Was noch die Kraft besaß, um in der Auswanderung ein Mittel der Rettung zu suchen, zog nach den Gebirgspäßen, um die verschonten Provinzen

des Panjab zu erreichen; allein da wurden die Flüchtlinge durch bewaffnete Posten ihrer eigenen Regierung zurückgewiesen. Über die unzugänglichsten Höhen und Abgründe, wo früher Niemand den Übergang gewagt hatte, entkamen dennoch Viele, allein fast Alle starben nach Erreichung des Zieles an den Krankheiten, die sie mit sich brachten.

Der Glaube des Propheten ist durch die Eroberer erst in Kaschmir eingeführt worden. Noch immer bekennt sich ein großer Theil der ursprünglichen Bevölkerung zur Religion der Hindus. Brahminen sind aus Indien eingewandert und bilden noch jetzt die höchsten Staffen. Ihre Familien zeichnen auch körperlich sich von der Menge aus und führen den Beweis, daß in Ländern, wo Alles sich vereint, die Bevölkerung körperlich und geistig zu verschlechtern, die Kaste ein Vortheil sein könne, denn mindestens setzt sie der Verderbniß Schranken und verhütet, daß Vornehm und Gering von ihr im gleichen Maße ergriffen werde. Der Fanatismus der Mohammedaner erreicht dort eine hohe Stufe, tritt gleichwol selten auf als Intoleranz. In dem Werke, von dem wir sprechen, sind an vielen Orten die Thorheiten, aber auch die Greuel geschildert, zu welchen Nichtausbildung oder Misleitung angeborenen religiösen Gefühls ganze Völker bringen kann. Hindus und Buddhisten gleichen sich in dieser Hinsicht und suchen wol sich gegenseitig zu übertreffen; nur die Mohammedaner geben weniger auf äußere Darlegung ihres Glaubens durch Pracht oder Widersinnigkeit des Ritus, und eben darum hat derselbe als kalter Deismus nur wenig Eingang bei den Kaschmirern gefunden. Fakhiere sind aller Orten anzutreffen. Bald treten sie auf in Gestalt von Büßenden, die unbekleidet und abenteuerlich gefärbt auf kalten Höhen hausen, bald durchziehen sie, mit Asche bestreut, das Land von Persien bis an den Ganges, von den Himalayas bis Ceylon. Andere wohnen an festen Orten, besonders aber da, wo Wohlhabenheit herrscht. Sie lassen sich pflegen und reichlich bezahlen, machen kein Geheimniß aus ihrem Reichthume und leben im Luxus, denn so beweisen sie, wie gläubig und wohlthätig die Menge sei, über welche sie herrschen. An einigen Orten Oberindiens sind wilde Affen geliebte und gepflegte Thiere, die, ihr Vorrecht kennend und des Schutzes gewiß, den ihnen der Eingeborene gegen den Europäer leistet, sich überall eindrängen und lästig werden; an andern sind die Fische heilig, die, dichtgedrängt, gegrabene Wasserbecken anfüllen und selbst vom hungernden Wanderer nicht gestört werden dürfen. Unvorsichtige Tödtung solcher heiliger Thiere hat wol einzelnen Europäern schon das Leben gekostet. Zwei britische Offiziere ertranken, indem sie nach Erlegung eines lästig gewordenen Affen, um der Ermordung sich zu entziehen, in die reißende Jumna ritten. Auch unser Verfasser schwebte lange in Gefahr, von einer wüthenden Volksmenge zu Tode gesteinigt zu werden, als er unbedachtsam eine jener riesengroßen Fledermäuse geschossen hatte, die zwar nur von Früchten sich nähren, aber gewöhnlich Vampyre genannt werden und hin und wieder an einzelnen Fakhieren treue Hüter ihrer gemeinschaftlichen Wohnungen finden. Die Natur selbst scheint ihre Hülfe zu leihen, um die Banden des Priestertruges unzerreißlich zu machen. In dem berühmten Wallfahrtsorte Jualamuki, der an der Grenze von Runjiet Singh's Reiche, nicht weit vom Flusse Bacas liegt, befindet sich ein uralter Tempel, der einst den Buddhistischen angehörte, jetzt aber im Besitze von Hindus ist. Im heiligsten innersten Raume strömt aus dem Boden und einer Felsenwand so viel Gas, daß einige Flammen von großem Umfange stets erhalten werden können. Selbst die Oberfläche kleiner Wasseransammlungen brennt mit röthlicher, wenig hitzender Flamme. Eine so seltene, der Menge unbegreifliche Erscheinung mußte wol von jeher zur abergläubischen Verehrung reizen. Priester tragen nach Kräften bei, das Volk in seinem Glauben zu bestärken, und nirgend wird so sehr die Schwärmerei bis zu der äußersten Grenze getrieben, die sie vom Wahnsinne scheidet.

Die Stadt Kaschmir, die erste der Provinz, verräth schon in der Entfernung, daß sie weder groß noch schön sei, denn kein ansehnliches Gebäude ragt hervor und nichts verkündet die Nähe des Ortes, den einst mongolische Kaiser mit aller Pracht des Orients schmückten. Das Innere besteht zum größten Theile aus den Resten seit langer Zeit zerfallener Paläste und aus halbzertrümmerten kaum bewohnbaren Häusern. Wie schon Jacqueminot, so schildert auch unser Verf. den Gesammteindruck als höchst ungünstig, ja widerwärtig; Schmuz der Gassen und der Bevölkerung sind fast gleich groß. Nur wenn der Blick über so unangenehme Umgebungen nach dem vielspitzigen Walle der Schneeberge sich erhebt und die schöne und friedliche Natur beschäftigend wirkt, vergißt man die Verstimmung, die aus der Ansicht der Menschen und ihres Zustandes erwuchs. Es mag nicht leicht sein, vollständige Unabhängigkeit von jenen Eindrücken zu erringen, zumal wo die bewährten uralten Sagen eines Paradieses selbst den Gebildeten und Vielerfahrenen mit allzu günstigem Vorurtheil gegen sein Wissen und seinen Willen erfüllen mußten. Eine solche Täuschung lang gehegter, wenn auch nicht klar ausgesprochener Erwartungen scheint auch unserm Reisenden zu Theil geworden zu sein, denn fast unverkennbar spricht ein aus solchen Quellen entsprungener Trübsinn aus vielen Stellen seines ebenso geistreichen als wissenschaftlichen Berichts. Eine ernste, wir möchten sagen düstere Färbung verbreitet sich in Folge dieser Stimmung über den größten Theil seines Buchs. Die Möglichkeit des Reisens mit wahrhaft fürstlichem Aufwande und eine Aufnahme, wie sie gewöhnliche Reisende nie erwarten können, scheinen ihm kein Ersatz gewesen zu sein. Die Sehnsucht nach gleichgestimmten, nach geistesverwandten Wesen und nach Ruhe tritt häufig hervor. Eine solche mag Der wol empfinden, der den halben Erdkreis durchzogen hatte, und zumal in Indien erkennen mußte, welche furchtbare Schicksalswechsel ganze Völker treffen können und wie vergänglich Civilisation und Macht der Menschen sei.

77.

Der Tower von London.

Der Tower von London ist von Ainsworth in dem Roman gleichen Namens zur Zeit der Königin Marie beschrieben, als er Schloß, Festung und Gefängniß war; und von den dreien ist er nur Eins, das Gefängniß geblieben. Sein Standort ist wahrscheinlich schon von den Römern befestigt worden, denn es sind Münzen und andere Alterthümer bei Gründung des Amtshauses 1777 gefunden; der Tower aber ist nicht das Werk von Cäsar, von dem oder dem Teufel sonst jedes alterthümliche Gebäude sein sollte, sondern er ist von Wilhelm dem Eroberer gegründet. An der Nordseite der Themse ward die beschädigte Stadtmauer weggeräumt und ein großer viereckiger Thurm, nachmals der weiße Thurm genannt, von dem kriegerischen Bischof Gundulf von Exeter gebaut. Der Bau scheint übereilt zu sein, wenigstens litt er 14 Jahre nachher durch einen Sturm, und zu seiner Ausbesserung und zur Anlage eines südlichern Thurms an der Themse ward das Volk besteuert, wie Heinrich von Huntingdon sagt, geplündert und geschunden. Der Bau ging fort und fort, und der Kanzler von Richard Löwenherz, Wilhelm Longchamp, umgab das erweiterte Werk mit Mauern und Wassergraben; vollendet ward es unter Heinrich III. trotz der Vorstellungen von den Bürgern und der bösen Zeichen, die Matthias von Paris berichtet. Als sodann das neugebaute Westthor und Bollwerk wie vom Erdbeben zusammenstürzte und nach seiner Herstellung 1241 wieder einfiel, freuten sich die Bürger und meinten, ihr Schutzheiliger Thomas Becket wolle nicht dulden, daß sie wegen Vertheidigung ihrer Freiheiten in Gefängnisse eingesperrt würden, worin sie nicht einmal miteinander sprechen könnten. Heinrich III. erließ auch Verfügungen, die den Aufenthalt im Tower gesunder machten, die Thürme wurden geweißt, die Wege umher trocken gelegt und eine Art Park dabei eingerichtet. Das Geschenk des Kaisers Friedrich 1235 von drei Leoparden, in Bezug auf das englische Wappen, veranlaßte ihn Behältnisse für wilde Thiere im Tower zu bauen, und Eduard II. gebot den Sheriffs von London täglich sechs Pence für Löwenfutter und drei Halfpence für Wärterkost zu zahlen. Eduard IV. machte vor den vergrößerten Festungswerken auf Towerhill einen Richtplatz und ließ auf die Beschwerde der Bürger ausrufen, daß die Errichtung des Galgens den Befugnissen, Freiheiten und Vorrechten der City nicht schaden solle. Unter Heinrich VIII. endlich ward der ganze Tower in Bau und Besserung genommen und eine noch vorhandene Beschreibung davon gemacht. Er begriff mehr als 12 Acres und hatte innerhalb des Grabens einen Umfang von mehr als 3000 Fuß. Er war mit einem doppelten Graben umgeben und die Zugbrücke aufgezogen, welche von dem Außenwerke zum Thore führte, das durch einen Thurm seines Namens vertheidigt ward, die innere Böschung lehnte sich an die Mauer von 40 Fuß Höhe und 12 Fuß Breite, worauf 13 Thürme standen. An der äußern Nordseite lag der Verrätherthurm mit einem verborgenen Eingange von der Themse, um die Gefangenen einzubringen. Die Inschriften, womit alle Wände des Beauchampthurmes bedeckt sind, beweisen, daß er mit Staatsgefangenen angefüllt gewesen. Der Irländer, von dem keine Marter ein Geständniß nach den Aktenauszügen von Jardine, „On the use of torture", erpreßt hat, schreibt:

Thomas Miagh which lieths here alone
That fayne wold from hence begon
By torture straunge mi trouth was tryed
But of my libertie denied.

Das Schloß stand an der Sonnenseite, mit einem Blumengarten vor den Zimmern der Königin, ziemlich dort, wo jetzt die Amtsgebäude sind, in der Mitte von Diensthäusern, Gärten und Höfen, daneben lag ein runder Thurm, das Juwelenhaus genannt, worin sich die Reichskleinodien befanden. Es ward von allen Königen, von Wilhelm Rufus bis Karl II. bewohnt und unter Jakob II. abgetragen. Im Norden waren die Zeughäuser und Speicher, und ist von Wilhelm III. das eigenthümliche Zeughaus, eine holländische Kasse Wand an Wand mit dem alten normännischen Zwinger gebaut. Eine andere Reihe von Gebäuden gehörte zur Münze, welche nun nach Little Tower Hill verlegt ist. Die Gebäude für die zehn Hofämter sind schon erwähnt. Die Gewölbe unter der Erde hatten theils geheime Ausgänge, theils waren es Gefängnisse, worin der Hungertod noch nicht die größte Marter war, der sogenannte Pit war eine Grube von 70 Fuß Tiefe. Die Festung ward in dem Aufstande wider Richard II. genommen, obgleich sie von 600 Reisigen und ebenso viel Bogenschützen vertheidigt war. Jetzt ist von der Festung nur die Ehrenstelle des Constable of the Tower geblieben, welche Wellington bekleidet, ein Major hat den Befehl darin, und die Verwaltungsbeamten bestehen aus einem Geistlichen, Verwalter, Aerzte, Wundärzte und Apotheker mit Unterbeamten und 40 Gefangenwärtern. Auf dem weißen Thurme erkennt sich aber noch, welch ein gebietendes Ansehen der Tower hatte, als seine Außenwerke noch im Vertheidigungsstande, seine 22 Thürme und Mauern besetzt waren, wenn man das Land unter sich bis zu den Höhen von Surrey und Kent sieht, die Themse bis nach Greenwich verfolgt und auch nach Essex blickt.

Jetzt verliert sich der Tower in der riesigen Stadt, die ihn umgibt, seine Gewölbe, das Bauwerk von fünf Jahrhunderten, erscheinen kleinlich im Vergleich mit dem Tunnel, und in einem Augenblick würde jetzt die einst furchtbare Festung mit einer Pulverladung unter dem Bogen des Verrätherthurms zerstört werden. Aber auch in der Zeit, worin der Tower der gewaltigste Zwinger war und alle Schreckniße vereinigte, verzagten die Leute in England nicht. Die Sachsen hatten dort mit der Schlacht wider die Normannen ihren Volkssinn nicht verloren, wie und mit welchen Mitteln sie ihn geltend machten, das hat Walter Scott aus Urkunden sich erforscht und im „Ivanhoe" dichterisch zusammengestellt, und die Magna Charta beweist, daß die Sachsen im Verein mit den Normannen die Eroberungsrechte abstellten, welche ihre gemeinschaftlichen Könige ausübten, daß beide sich verglichen, und daß die Sachsen in dem Besitze ihrer alten Volksrechte, die Normannen aber in dem Rechtsbesitze der Güter, die sie eingenommen hatten, anerkannt wurden. Da die Normannen sich in England hielten, so bedurften sie des Tower als Zuflucht nicht, um von dort nach der Normandie zurückzuschiffen, und den Königen half er nachmals nicht, sondern die Altstadt von London, wo er gelegen, errang sogar das Gesetz, daß kein Gesetz gegen ihre Gerechtsame gültig sein sollte, und sowol jenes Gesetz als diese Gerechtsame, nach unserer Art zu reden, der Landeshoheit werden noch jetzt geachtet. Indeß bleibt der Tower doch reich an Erinnerungen, und der Dichter vermag ihn besser als der Geschichtschreiber aus seiner Verdunkelung hervorzuheben und das Leben und Treiben in ihm zu vergegenwärtigen: der Geschichtschreiber darf von der Örtlichkeit nicht mehr geben, als die Handlung eben erfodert, und er darf verwischte Züge in den Geschichtsbildern nur insofern ergänzen, als sie Mittelglieder sind, die sich aus den erhaltenen Zügen mit Nothwendigkeit ergeben. Wenn der zuverlässige Johannes Müller in der lebhaftesten Erzählung von der Schlacht bei Nancy sagt: „Dreimal erklang das Urhorn von den Bergen, und dreimal drang Schrecken in das Herz von Karl dem Kühnen", so wird Niemand tadeln, daß er so den Eindruck eines ankommenden Feindes auf ein schon wankendes Heer andeutet; wer wird es aber loben, daß Sismondi die Verrätherei von Campobasso in dieser Schlacht damit entschuldigt, daß er ihn denken läßt, der Herzog Karl sei ein Narr, der sich und Andere ins Verderben bringe, obgleich Karl über seinen Zweck und die Mittel dazu klar und Campobasso über den Ausgang so wenig als die Herren seines Gleichen am französischen Hofe gewiß war. Aber Sismondi mit aller Freiheit, die er sich in der Geschichtschreibung nahm, wagte doch nicht darin dem gallischen Bilde aus der Frankenzeit durch die verwandten und ihm noch bekanntern Züge von dem gleichzeitigen Italien nachzuhelfen, sondern benutzte den Roman dazu, um seine Vor-

stellung in aller ihrer Klarheit von den Zuständen zu geben. Was der Geschichtschreiber nicht weiß, aber ahnet, was er nicht wurzeln und sprossen, aber später blühen sieht, was planmäßig entworfen sein muß, weil es so ausgeführt ist, wenn das der Dichter darstellt, so verdirbt er die Geschichte nicht, sondern gibt ihrem wirklichen Zügen, die er abspiegelt, die lebendigste Anschaulichkeit. Der historische Roman verdient die Vorwürfe nicht, die ihm besonders in Deutschland gemacht sind und noch gemacht werden, der schlechte richtet sich selbst, wie jede andere schlechte Dichtung. Es mag dahingestellt bleiben, ob Schiller durch seine meisterhafte Darstellung des Geschichtlichen im Schauspiele den Ausländern gezeigt hat, wie der Dichter die Geschichte für seine Schöpfungen benutzen und behandeln könne, gewiß haben es seitdem den Deutschen Franzosen und Engländer im historischen Roman, Victor Hugo mit „Notre Dame de Paris" und Walter Scott mit „Ivanhoe" zuvorgethan. In dem „Tower" ist nur der Tower lesenswerth, das Übrige ist flach, wenn es nicht auch geschmacklos wäre, die Wissenschaftlichkeit der schönen Königin Johanna erkennt sich nicht, und die Verlobung der Königin Maria ist nicht einmal nach den Andeutungen von Robertson erzählt. 114.

Notiz.

In Nr. 62 d. Bl. wirft der Verfasser einer „Wahrheit und Dichtung" überschriebenen Notiz die Frage auf: wie Werner, der Dichter des Trauerspiels „Der vierundzwanzigste Februar" darauf gekommen sein möge, dem Wirthshause im Gasternthale, etwa zwei Stunden vom Badeorte Leuck in der Schweiz, die furchtbare Begebenheit anzudichten, welche den Gegenstand jenes Trauerspiels ausmacht (bekanntlich ein Raubmord, den Ältern an ihrem unerkannten, aus der Fremde zurückkehrenden Sohne verüben), und dadurch die reelle Localität durch eine so abschreckende Fabel zu verunglimpfen?

Unterzeichneter kann aus des Dichters eigenem Munde über die Entstehungsgeschichte des merkwürdigen Gedichts Folgendes mittheilen: Als ich meinen Freund Werner im Frühling 1809 in Weimar besuchte und von dort mit ihm nach Jena herüberfuhr, erzählte derselbe mir unterwegs: er habe neuerdings mit Goethe viel über die Aufgabe gesprochen, eine bedeutende Handlung dergestalt zusammenzufassen, daß sie nur einen Act fülle und dennoch klar motivirt und vollständig entwickelt erscheine. Das Ende der Besprechung sei gewesen, daß Beide sich vorgenommen, einen Versuch zu machen an einem tragischen und einem Stoffe zu einem Drama sanftrührenden Inhalts, einem Fluch- und einem Segensgemälde; wobei Goethe zu Werner die mir treu im Gedächtniß gebliebenen Worte sprach: „Das Fluchgemälde werdet Ihr (so nannte er ihn im vertraulichen Gespräche) besser machen als ich; das Segensgemälde mache ich besser als Ihr." Daß Goethe Hand an die Lösung der Aufgabe gelegt, davon ist mir nie etwas bekannt worden; wol aber machte sich Werner sogleich an die Arbeit. Zunächst an das Fluchgemälde, welches eben „Der vierundzwanzigste Februar" ist (der Sterbetag seiner Mutter, für ihn vorzugsweise dies infestus in seinem Leben). Zum Segensgemälde hatte er sich als Stoff den Tod Wilhelm Tell's gewählt, der nach einer Schweizersage erfolgte, als er noch im hohen Alter ein Kind, welches darin zu versinken drohte, aus dem Schächenbache rettete. Auf das intendirte Trauerspiel kommend, erzählte mir Werner nun die Begebenheit gerade so, wie der Verf. des oben erwähnten Aufsatzes sie aus Vogel's „Leipziger Annalen" mittheilt, und fügte hinzu: er habe auch schon eine prächtige Örtlichkeit im Sinne, wo sich so Entsetzliches zugetragen haben könne, wobei er mir in ergreifenden Worten die Lage des Wirthshauses im Gasternthale schilderte, in welchem er auf seiner Schweizerreise im Sommer 1808 eine Nacht zugebracht und die einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Ob dies Verlegen einer Begebenheit an einen Ort, wo sich dergleichen nicht wirklich ereignete, nun mit dem Verf. der mehrerwähnten Notiz eine licentia absurda zu nennen, darüber wage ich nicht eher zu entscheiden, als bis mir ein Codex nachgewiesen wird, in welchem die Grenzen der licentia poetica genau vorgezeichnet sind; wenigstens zu einer Injurienklage des Wirthshausbesitzers wider den Poeten würde man mit Hoffnung eines Erfolgs nicht haben rathen mögen.

Berlin, im März 1841.

Julius Eduard Hitzig.

Literarische Anzeige.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Dreiunddreissigstes Heft,
Bogen 1—13 der zweiten Abtheilung des vierten Bandes.
Talfourd bis Vereinigte Staaten.

Druckpapier ⅓ Thlr.; Schreibpapier ½ Thlr.; Velinpapier ¾ Thlr.

Talfourd. — **Tastu** (Amable). — **Telegraphie.** — **Telford** (Thomas). — **Tellkampf** (Adolf). — **Tente** (Jean Baptiste). — **Theiner** (Joh. Anton — Augustin). — **Theologie.** — **Theremin** (Ludw. Friedr. Franz). — **Theux** (Barthélémy, Graf de). — **Thielau** (Heinr. Erdmann Aug. v.). — **Thienemann** (Friedr. Aug. Ludw.). — **Thiers** (Louis Adolphe). — **Thil** (Karl Wilh. Heinr. du Bos, Freih. du). — **Thilo** (Joh. Karl). — **Tholuck** (Friedr. Aug. Deotidus). — **Thomander** (Joh. Heinr.). — **Thomson** (Thomas). — **Thorpe** (Benjamin). — **Thugs.** — **Ticknor** (Georg). — **Todesstrafe.** — **Todt** (Karl Gottlob). — **Toelken** (Ernst Heinr.). — **Töpfer** (Karl). — **Toreño** (Conde de). — **Treviranus** (Gottfried Reinhold — Ludolf Christian). — **Trinks** (Karl Friedr.). — **Tripier** (Nicolas Jean Baptiste). — **Tripolis.** — **Trollope** (Frances). — **Trueba Cosio** (Telesforo de). — **Tscharner** (Joh. Baptista v.). — **Tunis.** — **Türkei.** — **Twesten** (Aug. Detlev Christian). — **Tydeman** (Henrik Willem). — **Tyszkiewicz** (Thaddäus). — **Tyszkiewicz** (Vincenz, Graf). — **Uechtritz** (Friedr. v.). — **Ukert** (Friedr. Aug.). — **Ullmann** (Karl). — **Umbreit** (Friedr. Wilh. Karl). — **Ungarn.** — **Universitäten.** — **Unterholzner** (Karl Aug. Dominicus). — **Untersuchungen, politische, in Deutschland.** — **Uffing** (Tage Algreen-). — **Vaerst** (Friedr. Christian Eugen, Baron v.). — **Valée** (Silvain Charles, Graf). — **Valentin** (Gabriel Gustav). — **Van-Praet** (Julius). — **Vatke** (Joh. Karl Wilh.). — **Veit** (Philipp). — **Velazquez** (Isidro Gonzalez). — **Veltheim** (Werner, Graf v.). — **Verboeckhoven** (Eugen). — **Verantwortlichkeit der Staatsbeamten.** — **Vereinigte Staaten von Nordamerika.**

Leipzig, im März 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 90. — 31. März 1841.

Der Carneval in Venedig.

Nun Alles wieder nüchtern ist, der Rausch und Taumel, das Drängen und Schwirren der letzten Wochen und vornehmlich dieser letzten Abende vollends beruhigt, schicke ich mich an, den Freunden in der Heimat ein paar Worte über den hiesigen Carneval zu sagen. Erwartet aber nicht eine säuberlich geordnete Entwirrung dieses verwickelten Knäuels, dessen Fäden, so oft man glaubt sie beim rechten Ende erfaßt und so zurechtgelegt zu haben, daß man sie bis zum Ausgange ungestört verfolgen könne, uns plötzlich wieder aus der Hand entfahren und sich von neuem endlos ineinander schlingen. Dazu kommt, daß in Venedig man bei jedem mit der frühern Periode in Zusammenhang stehenden Vorgange sich fragt: Wie war das ehedem zur Blütezeit der Republik? Und stellt man sich einmal auf diesen Standpunkt, dann erscheint der venetianische Carneval der Gegenwart nur ein ärmlicher Nachklang verschollener, von der Zeitflut verschlungener Lebensfülle, ein luftig Kinderspiel, das den ernsten Katafalk gefallener Größe gaukelnd übertändelt. Auch pflegen die Alten, deren Morgenschatten noch in die Zeit des letzten Dogen fallen, nur mit mitleidigem Achselzucken über den ungeheuern Gegensatz gegen die Pracht und Herrlichkeit jener Tage auf alles heutige Treiben zwischen den Lagunen herabzuschauen. Wenn aber damals die Republik, ein längst dem Tode geweihter Patient, nicht abließ auf ihrem Sterbelager festlich sich zu schmücken und fortwährend sich zu umgeben mit Sang und Klang und mannichfacher Zier, so wollten auch die Erben sich den Leichenschmaus nicht nehmen lassen und fahren fort, trotz immer mehr abnehmendem Vermögen, alljährlich ihn nach Kräften zu wiederholen, wobei sie nach Art einiger wilder Völkerschaften auf dem Grabe Tänze und Gesänge aufführen. Bedenkt man nun, daß Venedig von jeher der Lieblingstummelplatz der Maske war und daß diese Vorliebe von Geschlecht zu Geschlecht sich fortgeerbt hat, so könnte man, die Vorstellung von der dahingeschiedenen Republik festhaltend, sich zur Faschingszeit leicht vorspiegeln, es sei der Glaube der Alten hier verwirklicht, der den Gestorbenen auch nach dem Tode seine Lieblingsbeschäftigung forttreiben läßt — freilich nur als Schatten.

Übrigens ging man in den Tagen der Dogen keineswegs, wie Manche draußen fälschlich wähnen, das ganze Jahr hindurch verlarvt zwischen den Lagunen einher. Außer der Faschingszeit war nur während der vierzehntägigen Messe um Himmelfahrt (la fiera dell' ascensione) und einigen andern Einzelfesttagen erlaubt, tabarro e bauta, eine Tracht, ähnlich dem Domino nebst Spitzentuch und halber Larve anzulegen; die volle Maskenfreiheit blieb beschränkt auf die Zeit zwischen dem 6. Januar und Aschermittwoch; während dieser Wochen herrschte sie aber auch in einem Umfange wie sonst nirgend. Kaum hatte mit der Abendglocke des 6. Jan. der phantastisch aufgeputzte Policeiherold in pomphaftem Umzuge des Marcusplatzes verkündet, daß nunmehr der Carneval beginne und die Mummerei erlaubt sei, so strömten auch schon aus allen Winkeln und Häusern Hunderte von Verlarvten hervor, die nur dieses ersehnten Augenblicks geharrt. Von da an wimmelte Alles, Gäßchen und Plätze, Kaffeehäuser und Theater, vor Allem aber der Marcusplatz (schlechtweg la Piazza) bis tief in die Nacht hinein von Masken aller Art, und dieses Schauspiel, welches das fröhlich berauschte Volk sich selbst gab, wiederholte sich tagtäglich, während die Regierung jede Freiheit gestattete, die nicht sie selbst in ihrem allezeit verschleierten Walten berührte. Der Haupttag dieser goldenen Zeit, vor allen übrigen, selbst vor den Sonntagen den Vorrang behauptend, blieb der Giovedì grasso, der letzte Donnerstag des Carnevals, dessen Feier, wie fast alle Hauptfesttage Venedigs, ursprünglich mit einem Siege der Republik zusammenhing. Ward auch längst (seit Anfang des 16. Jahrhunderts) der Giovedì grasso nicht mehr mit dem ungezügelten Übermuthe ursprünglicher Stiftung begangen, wo nach lebhafter Darstellung des Kampfes mit dem widerspenstigen Patriarchen von Aquileja (um 1162) der tributaire Stier und die zwölf Schweine, als symbolische Vertreter des Überwundenen, nebst zwölf Canonici, unter freudigem Zujauchzen des Volks umhergeführt und dann Angesichts des Dogen und der Signoria feierlich geschlachtet wurden, so blieb doch die Hetze und Opferung des Stiers, es blieb das Schaugepränge der Kämpfe, die Aufführung mannichfacher Kraftübungen und körperlicher Geschicklichkeit, ferner das gleichsam zum Wetteifer mit den Strahlen des Himmels noch vor Sonnenuntergang angezündete große Feuerwerk, sowie das darauf

erfolgende Festmahl der verschiedenen Innungen unter Vorsitz der Schmiede, als welche in jenem patriarchalischen Kampfe sich am glänzendsten hervorgethan, und Alles, was an den übrigen Tagen des Carnevals sich zerstreut darstellte, vereinte dieser allbevorzugte als Haupt- und Mittelpunkt zu einem Ganzen. Mit Entzücken hört man noch heut die Alten erzählen von dem Wunder des vom Meere aus den Marcusthurm hinan und von da abwärts zum Dogenpalast fliegenden Genius von lebendigem Fleisch und Blut, welcher dem Dogen den gewohnten auserlesenen Blumenstrauß darbrachte als Geschenk der Meeresgöttin, seiner Anvermählten. Sie verjüngen sich, wenn sie die Pracht und Mannichfaltigkeit der Masken preisen, die vornehmlich am Giovedì grasso und den darauf folgenden Sonntag überall in wimmelnder Bewegung sich ergingen, Venedig in einen wandelnden Zauber- und Blumengarten verkehrend. Thränen des Schmerzes und der Lust im Auge, wiederholen sie die Melodien, welche den verschiedenen Maskengängen wie den vorzüglichsten Charaktermasken, jedem seine besondere, eigen waren und die ihnen bei jedesmaliger Wiederholung ein Heimweh nach jener entschwundenen Zeit erwecken, wie dem Schweizer der Kuhreigen in der Ferne; mit kindlich sich erneuendem Staunen berichten sie von der Menge der Besucher, die damals aus allen Ländern nach der einzigen Venezia geströmt, und von den Thierbuden und Seiltänzern und Erzählern, von den trefflichen Einfällen Arlechino's, den Verlegenheiten Pantalon's, der unvergleichlichen Liebenswürdigkeit Colombinens, der Schlauheit Brighella's, der graziösen Unbeholfenheit Pagliazzo's in und außerhalb des Theaters, wie es nirgend in der Welt ähnlich bestanden, nirgend jemals wieder so bestehen werde.

Ein feierliches Verkündigen der beginnenden Carnevalsära findet heutzutage nicht mehr statt. Aber zu Anfang Januars sieht man schon einzelne Masken hier und da in den Logen der Nebentheater (in der nach modernen Begriffen der Geldherrschaft strengaristokratischen Fenice wäre es in den ersten Wochen gegen den nun einmal sanctionirten vornehmen Ton); auch zeigen sich dergleichen auf dem Marcusplatze und längs der Riva dei Schiavoni, wo vor den am breiten Rande der Lagune aufgeschlagenen Buden (Casotti) allerlei burlesk ausstaffirte Redner, wechselnd mit Pauken- und Trompetenschall, den Inhalt mit allem Feuer der Beredtsamkeit anzupreisen nicht ermüden. Die häufigsten Masken der ersten Tage und Wochen, die natürlich zur Zeit der Republik als Masken nicht stattfanden, sind mannichfaltig in gestickten Kleidern verschollenen Zuschnitts costumirte Nobilomini oder Illustrissimi (im Volksdialekt Lustrissimi genannt), die als ironische Repräsentanten der altvenetianischen Aristokratie den Glanz und Reichthum ihres Hauses rühmen, unter den Vorübergehenden bald diesen, bald jenen als armen Schlucker (pitocco) begrüßen, ihm ihre Protection versprechen und deshalb huldvoll herablassend in ihren Palast einladen, was dann von manchen Seiten mit einem „Sarà servita, Eccellenza!" unter tiefen Bücklingen angenommen, von andern mit Verhöhnen der aufgeputzten Lumpenexcellenz erwidert wird. Nächstdem der allbeliebte Arlechino, der trippelnd einherziehende Hauptheld der Venetianerkomödie, im bunten Kleide mit Leiter und Pritschbast, der aber gewandt und witzig, in der Literatur der komischen Bühne bewandert und mit zuverlässigem Gedächtnisse ausgerüstet sein muß, weil man von ihm ebenso wohl die stets bereite Fertigkeit zu guten Einfällen und treffenden Bemerkungen, als von Zeit zu Zeit den Vortrag beliebter Stellen aus ältern Bühnenstücken zu erwarten gewohnt ist, und weil es sich nicht selten trifft, daß ein College, ihm begegnend, ihn durch allerlei verfängliche Fragen, ein für den Unerfahrenen peinliches Rigorosum, seine Fähigkeit und Berechtigung, als Arlechino zu erscheinen, auf die Probe stellt und im Falle des Nichtbestehens zu männiglicher Lust und unter allgemeinem Zischen und Pfeifen als nicht würdig seines angemaßten Amtes erklärt. Es bestehen für das Studium des angehenden Arlechino besondere Schriften, ältere und neuere, gedruckte und ungedruckte. Unter den gedruckten, in mehrfacher Wiederholung zu Venedig und Verona aufgelegten, ist die bekannteste: „La maschera di Truffaldino", gewissermaßen ein Receptbüchlein zu Anreden und Antworten in den verschiedensten Lagen und Begegnungen, durchweg in venetianischem Dialekt und meist in Versen; die nicht gedruckten, welche das Hauptexamen aus Gozzi, dessen Mitbewerbern und Nachfolgern enthalten, vererben sich von Hand zu Hand und erhalten sich in immer neuen Abschriften; auch nehmen solche Jünger, denen daran gelegen ist, sich besonders hervorzuthun in der ebenso lohnenden als gefährlichen Maske, wol noch einen geschickten Lehrmeister, der sie unter vier Augen wiederholt ausfragt und einübt, bevor sie hinaustreten in die Öffentlichkeit. Ein gescheiter Arlechino, der seine Sache versteht und mit Geistesgegenwart und Laune seine Rolle durchführt, darf mit Sicherheit auf ein großes, stets dankbares Publicum rechnen; hinter ihm her zieht gewöhnlich ein zahlreiches freiwilliges Geleite, ein vollständiger Comitatus von Gassenbuben und andern aufmerksamen Zuhörern, die er dann, von Zeit zu Zeit im Kreise sammelnd, durch eine Standrede für ihre Treue belohnt, während alle eben an solchem Orte befindlichen Gondoliere, Spazier- und andere Müssiggänger als außerordentliche Zuhörer sich anschließen. In ein Wein- oder Kaffeehaus eintretend, bleibt ein witziger Arlechino selten trockenen Mundes; Jeder bietet ihm gern sein Glas oder eine Schale. Dann sieht man auch, fast allzu häufig, den weißen Pagliazzo, der in gewohnter schweigsamer Geduld Arlechino's Verhöhnungen hinnimmt mit offenem Munde und dem ihm von Hause aus eigenen bedeutungsvollen Gähnen. Hier und da zeigen sich Blumenmädchen, Wasserträgerinnen, Tänzerinnen und andere freundliche Nymphen, aus ihren Gefäßen an befreundete Vorübergehende Confetti austheilend oder dergleichen empfangend. Die alten Melodien der vormals so beliebten Maskenzüge der Blumenmädchen, der Holzhauer und Wasserträgerinnen aus Friaul, die der verschiedenen, in saubern Costum aufziehenden

Gewerke, die alle ein charakteristisches Gepräge tragen, vernimmt man nicht mehr; sie gehören, wie so vieles andere Eigenthümliche, der Tradition an und leben nur noch in der Erinnerung und den Erzählungen der Alten fort. Von den jetzt bestehenden, jährlich wiederkehrenden Maskenzügen, die aber nur an den letzten Sonntagen, am Giovedì grasso und beim Faschingsabschiede zu erscheinen pflegen, stammen zwei noch aus der alten Zeit: die Gesellschaft der Neapolitaner und die Reitercompagnie. Jene, die in einfacher Nationaltracht mit Mandolinen und andern Instrumenten unterm Klange der Tarantella einherzuziehen und nicht leicht an den gewohnten Tagen auf sich warten lassen, stehen unstreitig am höchsten in der Volksgunst. Die Reitercompagnie, gewöhnlich schlechthin i Cavalli (venetianisch: Cavai) genannt, von Alters her bestehend aus Glas- und Perlenfabrikanten der Nachbarinsel Murano, reizt freilich auch durch ihre Seltsamkeit, da in diesem Gondelreiche das Pferd immer noch als exotische Pflanze gilt, ist aber, da sie nicht regelmäßig erscheint, sondern nur bei besonders günstigem Wetter, wenn keine Gefahr ist, im Laufe oder bei der auf dem Marcusplatze mit ihren Pappepferden aufgeführten Quadrille auf dem glatten Marmorboden auszugleiten, doch nie zu eigentlicher Popularität gelangt. Dagegen wetteifert mit den Neapolitanern in der Volksgunst die seit einem Jahrzehnd etwa bestehende Gesellschaft, die als Seeleute der 13 Miglien von Venedig entlegenen, in der Geschichte der Republik so bedeutend gewordenen Fischerstadt Chioggia allerlei See- und Schifferlieder aufspielt. Keinem ihrer Mitglieder fehlt unter der grotesken Maske das kurze gebogene Tabackspfeifchen, das dem Chiozzoten eigen ist. Neapolitaner wie Chiozzoten nahen bei ihrem ersten Auftreten, am Nachmittage des vorletzten Faschingssonntags, jene auf einem kleinen Segelschiffe, diese auf der gewöhnlichen großen Schifferbarke Chioggias allezeit von der Seeseite her dem Molo, der bis tief in die Piazzetta hinein von Zuschauern jedes Alters und Geschlechts wimmelt, die freudig erwarteten Gäste nebst ihren von fernen Küsten mitgebrachten Orangen, Dattein und Confetti in Empfang zu nehmen. Das Revier, auf dem sie hauptsächlich ihre Umzüge halten, sind die Procuratien des Marcusplatzes, die Riva bei Schiavoni bis abwärts zum Castello und zurück, auch die Mercerien bis zum Rialto. Bei ihren abendlichen Umzügen trägt jedes der Mitglieder ein Papierlaternchen auf der Mütze, und diese unter Sang und Klang wandelnden Lichter bilden dann ein gar anmuthiges Schauspiel, das bei aneinander vorüberstreifendem Begegnen noch an Reiz gewinnt. Jünger noch als die Gesellschaft der Chiozzoten ist der erst seit sechs Jahren bestehende Maskenzug, der in seiner bunten, etwas theaterhaft spanischen Tracht mit Federhut und klappernden Castagnetten bald Bizzarri, bald Spagnuoli genannt wird. Diese suchen durch ihre abendlichen Feuerwerke in die noch sehr zweideutige Volksgunst sich einzuschmuggeln.

Außer den genannten Zügen und Einzelmasken, die nun schon als nothwendiges Ingredienz des venetianer Carnevals betrachtet werden, pflegt sich dann und wann auch etwas Außerordentliches, bis dahin noch nicht Gesehenes zu zeigen. So war es vor zwei Jahren ein ganz und gar von Seemuscheln umhülltes Ungethüm, das, langsam unter Klirren und Klappern einherwandelnd und von Zeit zu Zeit räthselhafte Worte durch ein großes Muschelhorn hervorstoßend, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und ein großes Gefolge nach sich zog. Im vorjährigen Carneval zeichnete sich ein über den Platz und die Riva entlang, so weit man, ohne Brücken zu berühren, gelangen kann, einherrollender Wagen aus, auf dem kein Lenker sichtbar, während doch ein beständiges „Addio, amici, vado in viaggio, Addio!" und sonst allerlei Reisegrüße aus dem Bauche des rollenden Ungethüms sich vernehmen ließen. Dies letzte Mal hätte man mehre Wochen hindurch viel gehört von einem Zuge Beduinen, der, als von den Zöglingen der Akademie unternommen, ganz besondere Erwartungen erregte, da man sich von Künstlern etwas in seiner Art Einziges, höchst Malerisches versprechen zu dürfen glaubte. Als aber, an der Piazzetta landend, gegen Hundert in Bettlaken gehüllte Schemen ausstiegen, von spärlicher Musik begleitet und gar nichts hervorbringend als ein paar unverständliche, aus irgend einem Reisehandbuche hervorgesuchte arabische Brocken, da entstand unter den durch ihre schmucken Chiozzoten, Neapolitaner, Cavalli und Bizzarri verwöhnten Venetianern anfangs eine stumme Verwunderung, dann beim Wetterziehen der weißen Nachtschatten ein immer mehr zunehmendes Zischen und Pfeifen rings umher, das, bis zu ungestümem Heulen und Toben anwachsend, mit dem wandelnden, in seinem Fortgange widerwillig gehemmten Zuge sich fortwälzte, bis der Anführer für gut hielt, den Pseudosöhnen der Wüste möglichst schleunigen Rückzug durch ein nahes Gäßchen vorzuschlagen. Bei dieser unritterlichen Flucht, behaupten Manche, sei es sogar zu Stößen und Schlägen von Seiten einiger der am empfindlichsten in ihrer Erwartung getäuschten Zuschauer gekommen — ein Vorfall, unerhört bei dem streng obwaltenden Respect vor der unverletzlichen Maske und der angestammten Gutmüthigkeit des vergnügungslustigen Venetianers. Auch sah man am letzten Faschingstage, wo sonst Alles, was während der Maskenzeit sich einzeln hier und da gezeigt und nur irgend einer Theilnahme erfreut, noch einmal auf dem Marcusplatze zu erscheinen pflegt, um feierlichen Abschied zu nehmen von der goldenen Zeit privilegirter Tollheit, wo die Neapolitaner fragen, ob man etwas nach Neapel, oder Sorrent oder Amalfi zu bestellen habe, die Bizzarri, ob nach Madrid, Valladolid, Salamanca, Cadix, die Chiozzoten, ob an sonst eine ferne Küste, seinen Beduinen, um etwaige Aufträge an den großen Emir der Wüste in Empfang zu nehmen. Dagegen bewegte gegen Mitternacht aus der Mercerie unter dem Uhrthurme hervor durch die Procuratien sich ein Zug, der etwas eigen Schauriges hatte, um so mehr, da er ganz schweigsam, langsam sich fortschleppend, in den wilden Lärm unzähliger Massen und den festlichen Tand der vielen schon zum Abschiedsballe Geschmückten trat. Auf

einer mit Stroh bedeckten schwarzen Bahre saß ein Wachsbild mit der Dogenmütze und dem Dogenmantel, wie Paolo Veronese so oft Venezia, thronend über Wolken, im Festschmuck dargestellt, und an der Stirne stand mit großen goldenen Buchstaben geschrieben Venezia. Diese Erscheinung machte einen solchen Eindruck auf die Masse, daß ein Weilchen all der Lärm verstummte und eine gegen das Toben vorher grell abstechende momentane Stille eintrat. Doch wie vor dem eigenen Ernst erschreckend, erhob sich bald darauf der Lärm des wogenden Haufens um so wilder und durch das Pfeifen und Heulen und Absingen des alljährlichen Tema con variazioni:

El va, el va, el va,
El vien', e dop' el va,
El povero carnevale
El va, el tornera —

schwankte die Leiche Venedigs unterm mitternächtigen Glockenschall des Marcusthurmes durch die brausende Menge.

Heut ist nun überall tiefe Stille an die Stelle des mehrwöchentlichen Lärmens getreten. Auch der allgemeine Spaziergang der schönen und nicht schönen Welt an der Riva delle Zattere, seit Jahrhunderten als zur Regel gewordene Überkommenschaft alljährlich sich am Aschermittwoch wiederholend, ist vorüber und die Fastenprediger von fern und nah haben bereits dem Volke verkündigt, daß es nach den vielfachen Sünden und Vergehen dieser letzten Zeit nun endlich ernstliche Buße zu thun habe.

Venedig, 1841. Aschermittwoch Abends.

Heinrich Stieglitz.

Literarhistorische Notiz.

Die bei Singer und Goering in Wien erschienene „Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst" von M. Koch*) enthält im Anhange Untersuchungen über den Astronom Johann von Gmunden und seinen Kalender. Was daselbst über die Lebensumstände dieses Wiedererweckers der mathematischen Wissenschaften in Deutschland gesagt wird, kann ich, der Verfasser, nun durch seither angestellte weitere Nachforschungen erweitern. Es fand sich nämlich bei Durchsicht des ältesten Necrologiums des wiener Domstifts St.-Stephan, daß der Familienname dieses Gelehrten Joh. Ryder lautet, ferner, daß er den 30. April 1411 als Domherr installirt wurde und den 23. Febr. 1442 gestorben ist. „Magister Joannis Nyder de Gmunden", heißt es im gedachten Necrologium, „in profesto Apostolorum Philippi et Jacobi 30. Aprilis installatus est; obiit die 23. Febr. 1442." Die Entdeckung des Familiennamens Johann's von Gmunden bestätigt zugleich den in Koch's Schrift niedergelegten Beweis, daß derselbe nicht, wie von jeher geglaubt wurde, von Gmunden in Oberösterreich, sondern von Gmünd, der einstmaligen freien Reichsstadt in Schwaben, gebürtig ist; denn da bekannt ist, daß der berühmte Theologe Johann Ryder von Isny, der gleichzeitig mit Johann von Gmunden in Wien lebte, diesen bewog nach Wien zu übersiedeln, beide aber den Namen Ryder führen, und Isny wie Gmünd schwäbische Reichsstadt war, so läßt sich wol nicht verkennen, daß beide dem Geschlechte der Ryder in Schwaben angehörten, daß sie nahe Verwandte gewesen sein mögen, und wie der eine von Isny, so der andere von Gmünd zu Hause waren, je nachdem sich die Familie Ryder in zwei oder mehre Zweige, die verschiedene Wohnsitze hatten, getheilt haben wird. Es kann nun auch über das Todesjahr Johann's von Gmunden weiter kein Zweifel walten, da es im besagten Necrologium sammt dem Monats- und Tagesdatum genau angegeben ist und es handelt sich nun wol hauptsächlich noch zu ermitteln, ob sein Kalender den vorgutenbergischen Druckwerken angehöre, oder aber, wie zu vermuthen ist, später und zwar nach 1450 gedruckt worden ist.

Wien, Februar 1841. M. Koch.

*) Es wird nächstens darüber in d. Bl. berichtet werden.
D. Red.

Bibliographie.

Bibliothek deutscher Schönheiten aus dem Gebiete der Poesie und Prosa. 5ter Band. Genius aus Wieland's Werken. — Auch u. d. T.: Genius aus Wieland's Werken. Als Register zu dessen Gesammtausgabe bearbeitet von J. Günther. 8. Jena, Mauke. 15 Ngr. (12 Gr.)

Poetische Briefe moderner Pariser Kätzchen. Fünf Dutzend. Eine zärtliche Correspondenz geheimster seltenster Art. Allen Deutschen im Vertrauen mitgetheilt vom übersetzer. 12. Erfurt, Hennings u. Hopf. 17½ Ngr. (14 Gr.)

Bulwer's, E. L., sämmtliche Werke. 38ster bis 40ster Band. Nacht und Morgen. Aus dem Englischen übersetzt von D. v. Czarnowski. 3 Theile. — Auch u. d. T.: Nacht und Morgen. Ein Roman von Sir E. L. Bulwer. Aus dem Englischen von D. v. Czarnowski. 3 Theile. Gr. 12. Aachen, Mayer. 3 Thlr.

Chalmers, T., Reden über die christliche Offenbarung in Beziehung auf die neuere Astronomie. Nach der zwölften Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von C. F. A. Reinecke. Mit einem Vorwort von A. Tholuck. Gr. 8. Rinteln, Liter.-artist. Verlags-Institut. 18¾ Ngr. (15 Gr.)

Dankovszky, G., Die Götter Griechenlands, die zum Theil bei den alten, zum Theil bei den jetzigen Slaven noch leben, in ihrer eigentlichen und sinnbildlichen Bedeutung dargestellt. Nebst einem griechisch-slavischen Etymologikon der Namen der griechischen Gottheiten. Gr. 8. Pressburg, Wigand. 1 Thlr.

Gladisch, A., Einleitung in das Verständniß der Weltgeschichte. 1ste Abth.: Die alten Chinesen und die Pythagoreer. Mit 4 Steindruckblättern. Gr. 8. Posen, Heine. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Hadloubes, Joh., Gedichte. Im Auftrage der Zürcherischen Gesellschaft für Erforschung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer herausgegeben von ihrem Mitgliede *L. Ettmüller*. Gr. 16. Zürich, Meyer u. Zeller. 1840. 41. 15 Ngr. (12 Gr.)

Hengstenberg, E. W., Die Bücher Mose's und Ägypten nebst einer Beilage: Manetho und die Hyksos. Gr. 8. Berlin, Oehmigke. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Herbart, Umriss pädagogischer Vorlesungen. 2te vermehrte Ausgabe. Gr. 8. Göttingen, Dieterich. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Irving, W., Kerkergenossen. Roman von G. Lotz. 2 Bde. 8. Berlin, Jonas. 2 Thlr. 5 Ngr. (2 Thlr. 4 Gr.)

Rosenthal, C. A., Vollständige Übersicht der Geschichte der Baukunst von ihrem Ursprunge an bis auf die neueste Zeit im organischen Zusammenhange in sich und mit der allgemeinen Culturgeschichte für Geschichtsforscher, Baumeister und überhaupt für denkende und gebildete Leser dargestellt. I. Theil. Die ältesten Völker bis einschliesslich die Ägypter. Gr. 4. Berlin, Reimer. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

Politisches Rundgemälde, oder kleine Chronik des Jahres 1840. Für Leser aus allen Ständen, welche auf die Ereignisse der Zeit achten. Gr. 12. Leipzig, Fest. 12½ Ngr. (10 Gr.)

Weisthümer gesammelt von *Jacob Grimm*. 1ster Theil mitherausgegeben von *Ernst Dronke* und *Heinrich Beyer*. Gr. 8. Göttingen, Dieterich. 1840. 4 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 91. — 1. April 1841.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Bulgarin über Rußland.

Rußland, in historischer, statistischer, geographischer und literarischer Beziehung. Ein Handbuch für Gebildete jeden Standes, von Thaddäus Bulgarin. Mit Genehmigung und unter Mitwirkung des Hrn. Verfassers aus dem Russischen übersetzt von H. v. Brackel. Riga, Frantzen. 1839. Gr. 8.

Das mächtige Reich, das im verflossenen Jahrhundert aus dem Dunkel des Landes der Hyperboräer hervortauchte, mit unwiderstehlicher Gewalt hundert Völkerschaften an seinen Triumphwagen kettete, im Anfange dieses Säculums einen Angriff des vereinten Europas zurückwies und jetzt mit seinen Riesenarmen die Hälfte zweier Welttheile umspannt, das große Rußland, hat bisher noch keinen Autor gefunden, der ein so umfassendes und ausführliches Gemälde von ihm aufzustellen versucht hätte als Hr. Bulgarin, der Verfasser des vor uns liegenden Werkes. Da dieses Buch sowol wegen seines bedeutenden Umfanges, als seiner äußern recht soliden Ausstattung nach gleichsam die Miene eines Zutrauen verdienenden Mannes annimmt und auch dadurch, daß es in zwei Sprachen zugleich erscheint, auf mehr als gewöhnliche Beachtung Anspruch macht, da auch der Umstand, daß es sich als ein Handbuch für Gebildete jeden Standes anempfiehlt, seine Verbreitung befördern wird, so wird es nicht überflüssig erscheinen, wenn wir hier versuchen, dasselbe einer nähern Beleuchtung zu unterwerfen.

Leider entbehrt das Werk einer allgemeinen Einleitung oder Vorrede, in welcher der Plan, der Umfang und die Anordnung des Ganzen auseinandergesetzt wäre. Man kann sich in dieser Beziehung daher nur an den Titel halten, unter welchem der Verf. die einzelnen Theile seines Buchs vereinigt hat. Derselbe lautet: „Rußland in historischer, statistischer, geographischer und literarischer Beziehung.“ Demnach scheint es, daß Hr. Bulgarin uns sein Vaterland in jeder Beziehung darstellen wollte. Denn man hat alle Beziehungen erschöpft, wenn man sowol den Schauplatz, auf dem ein Staat agirt (die Geographie desselben), als auch die Art und Weise, wie er früher auf demselben sich entwickelte (die Geschichte), und endlich, wie er nun jetzt entwickelt dasteht (die Statistik), dargestellt hat. Es läßt sich keine anderweitige Beziehung mehr denken, weder eine literarische, noch eine commercielle, noch eine politische, finanzielle, intellectuelle, militairische, noch sonst irgend eine andere, die nicht einer jener drei großen Betrachtungen angehörte. Wenn daher Hr. Bulgarin außer einer Geschichte, Geographie und Statistik Rußlands auch noch eine russische Literatur, d. h. doch wahrscheinlich wol eine Geschichte derselben und eine Darstellung ihres jetzigen Zustandes verspricht, so überschreitet er damit die Grenzen, die er sich gesteckt zu haben scheint, und zieht sich den Vorwurf zu, daß sein Buch der Abrundung, Einheit und Vollständigkeit entbehre, indem es Rußland erstlich in aller möglichen Beziehung nur auf generelle und allgemein skizzirende Weise darstellt, und dann zweitens in einer einzigen Beziehung, nämlich der literarischen auf speciell ausführende Weise. Mit Recht fragt man sich, warum nicht auch wieder der commerciellen, der politischen, der militairischen u. s. w. Beziehung eigene Abtheilungen gewidmet wurden.

Da die einzelnen Abtheilungen des Werks, wie sich dies aus dem Ebengesagten auch schon eigentlich erwarten läßt, ganz isolirt dastehen, da weder der statistische Theil auch nur ein einziges Mal auf den historischen Theil zurückweist, und ebenso wenig der historische sich je einmal auf den geographischen bezieht — was allerdings sehr auffallend und fast unbegreiflich erscheinen kann — und da Alles daher nur eigentlich blos durch einen gemeinschaftlichen Titel miteinander verbunden ist, so ist es auch ziemlich einerlei, welcher Abtheilung wir uns zuerst zuwenden, und wir haben daher wenig zu bedauern, daß ein Zufall

uns zunächst die Statistik in die Hände gebracht hat. Wer nur einigermaßen die Beschaffenheit der Quellen kennt, aus denen man russische Statistik schöpfen muß, und die dürftigen Hülfsmittel, die dem Arbeiter dabei zur Seite stehen, der wird Hrn. Bulgarin gern Beifall zollen, wenn er in der Vorrede zu seiner Statistik bekennt, daß es durchaus unmöglich sei, eine vollständige Statistik Rußlands in der Art zu schreiben, wie dies in andern Ländern geschehen ist. Rußland ist ein Staat, der seit einem Jahrhundert und noch in diesem Augenblicke immerfort die merkwürdigsten und äußerst rasch eintretenden Veränderungen erleidet, der in einer außerordentlich schnellen Entwickelung aller seiner Kräfte begriffen ist und alle Jahrzehnde seine Grenzen, seine Hülfsquellen, seine Organisation, ja alle seine Zustände gewaltig schnell verändert. „Auf welche Weise ist da der Augenblick der Ruhe zu erhaschen, der feste Punkt im Laufe dieses Planeten aufzufinden. Ein Unternehmen, das die Kraft der menschlichen Vernunft übersteigt!" oder sie wenigstens doch bedeutend in Anspruch nimmt.

Es ist ein helles Auge und eine scharfe Kritik dazu vonnöthen, um die russische Statistik zu sichten und das Gewonnene mit Klarheit und Übersichtlichkeit zusammenzustellen, daß es als Anhalt dienen möge, von wo aus die noch dunkeln und wüsten Gefilde dereinst wie eine Wüstenei von den fruchtbaren Oasen aus bearbeitet werden könnten, und endlich auf der andern Seite auf das Dunkle und Unklare bestimmt und deutlich hinzuweisen, damit die Nachfolger wissen möchten, worauf sie vorzugsweise ihre Aufmerksamkeit und Kräfte zu richten haben.

Aus der vorangeschickten „allgemeinen Einleitung", die übrigens aus einer Menge zusammengewürfelter Aphorismen und unklarer oder veralteter Bemerkungen über „ethnographische", „lehrende" und „Büsching'sche Methode" besteht, interessirt uns nur die auch darin entwickelte Anordnung der Gegenstände der Statistik, die der Verf. in seinem Werke befolgt. Es ist diese: I. betrachtet Hr. Bulgarin mit Recht die „Fundamentalkräfte des Staats", und zwar 1) das Land, seine Grenzen, Größe, Klima und Communicationsmittel; 2) das Volk (oder wie man besser gesagt hätte, die Population), seine Quantität, Vertheilung, Mouvement, Ständeverhältnisse, Religionsverschiedenheiten u. s. w. II. „Die Volksbildung oder Cultur", unter welcher nicht sehr passend gewählten Überschrift er dann im Gegensatze der Fundamentalkräfte diejenigen versteht, welche der Staat nicht aus seiner Natur, sondern aus dem Culturzustande und der Industrie seiner Bewohner ableitet. Er theilt dieses Capitel in 1) physische, 2) technische, 3) commercielle, 4) intellectuelle Cultur. III. „Die Verfassung." IV. „Die Verwaltung." Der erste Band geht bis zur „technischen Cultur", exclusive.

In der speciellen „Einleitung in die russische Statistik" werden blos die Quellen und wichtigsten Hülfsmittel derselben der Reihe nach aufgezählt, ohne daß man eine kleine Charakteristik, Kritik und Classificirung derselben versucht hätte.

I. „Fundamentalkräfte des Staats." Die Statistik beginnt hann endlich mit einer Äußerung, die man in der That wol schwerlich von Jemanden, der nur einigermaßen über die Grenzen der Staaten nachgedacht hat, hätte erwarten sollen. Hr. Bulgarin sagt:

Indem wir statistisch die Grenzen unsers Vaterlandes betrachten, finden wir, daß sie durchweg sowol in ökonomischer als politischer Hinsicht als vortheilhaft zu bezeichnen sind.

Man kann gewiß sein Vaterland lieben, ohne ihm gleich beim Eintritt ein Compliment zu machen, das vollkommen irrthümlich ist, und auf welches es durchaus nicht den allergeringsten Anspruch macht. Rußlands Grenzen „durchweg in jeder Hinsicht vortheilhaft"?

Die Natur wies ihm die leichtesten Wege an, um die eigenen Erzeugnisse abzusetzen und seine Bedürfnisse zu befriedigen? Durch zwei Weltmeere und drei Binnenmeere strömt der ausländische Reichthum und Industrie ihm zu?

Im Norden grenzt Rußland auf 1000 Meilen Länge an ein Meer, auf dem der Eiskönig seinen Palast baute, allen Menschenverkehr bannend, an die Reiche der Eisbären und Seelöwen und die schauerlichen Wüsteneien, welche den Nordpol umgeben. Im Osten an eine stürmische See, die von den Hauptlebensquellen des Reichs Tausende von Meilen entfernt ist und erst nach halbjähriger Landreise erreicht wird. Gegen Süden an die traurigen Einöden der Mongolen und Kirgisen und an die entlegenen Binnengewässer des Pontus und des kaspischen Sees. Im Westen endlich auf lange Strecken an die polnischen Sümpfe und dann auch an die äußersten Zipfel der baltischen See. Ein nur verhältnißmäßig kleiner keimender Kern, eingehüllt in einer weitläufigen breiten Masse von Wüsten, Steppen, Eisfeldern, Sümpfen und barbarischen Nationen, durch welche hindurch sich die russische Nation nach langem Ringen mühsam Wege zu einigen Luftpunkten und Aussichtsplätzen gebahnt hat. So stellt sich Rußland dem seine Grenzen betrachtenden Auge dar, die allerdings ganz vortheilhaft sind in Bezug auf die dadurch erleichterte Vertheidigung des Landes, sonst aber wol schwerlich noch in irgend einer andern Beziehung. Hr. Bulgarin hätte gewiß seinem Vaterlande mehr Rühmliches gesagt, wenn er die Wahrheit nicht gescheut hätte, daß schwerlich in Europa noch irgend eine große Nation zu finden ist, die von jeher unvortheilhafter situirt und umgrenzt gewesen als die russische, daß der wunderbare Genius dieser Nation dennoch aber über alle die natürlichen Hindernisse gesiegt, sich zu einigen Berührungspunkten mit der civilisirten Welt glorreich Bahn gebrochen habe und mitten unter hundert barbarischen Nationen, mitten in der nordischen Eiswüste triumphirend als kräftiger Träger europäischer Civilisation dastehe und das Einströmen europäischer Reichthümer und ausländischer Industrie nicht sowol der Gunst seiner Stellung und Begrenzung als seinem mächtigen Bedürfnisse verdanke.

Nach der Betrachtung der Grenzen geht der Verf. über zu der des Flächeninhalts des Landes. Nach einer äußerst unklaren und verwirrten Darstellung der verschiedenen Berechnungen desselben kommt er zu dem Resultate, daß das Areal Rußlands zu 401,536 Quadratmeilen anzunehmen sei. Von dem Gesichtspunkte ausgehend, daß die Beschaffenheit des Landes eine äußerst verschiedene und mannichfaltige sei, da es auf der einen Seite unter der Last ewi-

gen Schnees liege und dagegen auf der andern in die schönen Gärten der Hesperiden hineinrage, theilt er jenes Areal in nicht weniger als acht Erdstriche, den des Eises, den des Mooses, den der Wälder, den des Weizen, den des Maises u. s. w.

Rußland umschließt allerdings Erdstriche von verschiedenem Klima. Und dies ist kein Wunder bei der riesenmäßigen Ausdehnung des Reichs. Das Wunder besteht vielmehr darin, daß es trotz seiner erstaunlichen Größe nicht mehr Verschiedenheiten zeigt, daß vielmehr die große Einförmigkeit seines ganzen Wesens sich auch wieder in seinen sich fast überall so gleichbleibenden klimatischen Erscheinungen abspiegelt. Die ganze Hauptmasse Rußlands vom Pontus bis zum Nordmeer und von dem baltischen See bis zum östlichen Ocean ist eine sehr gleichförmige Ebene, auf welcher Boreas mit einer nur wenig hier und da gemilderten Despotie waltet. Keine großen Meerbusen dringen in diese Masse ein, keine bedeutenden Gebirge durchkreuzen sie, Vulcan zog hier keine tiefe Furchen der Thäler, in denen schutzbedürftige Keime zarterer Pflanzen aufsprossen könnten. Im südlichen Rußland gibt es so harte Winter, wie sie nur irgend den Norden heimsuchen, und im Norden so heiße Sommer, die den südlichen nichts nachgeben. Bis an den nördlichen Rand des Pontus herrschen Nebel, Eis und Schnee, bis an das Ende der Steppen an den Fuß des ungastlichen Kaukasus und der krimschen Berge ziehen ungehindert die wilden Diener des sibirischen Boreas. Bei so großartiger Gleichförmigkeit ist es natürlich sehr schwer, so viele Erdstriche annehmen zu wollen, weil man bei ihrer genauern Bezeichnung und Begrenzung in Verlegenheit geräth. Der Norden von Rußland ist aller Bodencultur unbedingt unzugänglich, die ganze mittlere Hauptmasse des Landes, sein Rumpf gleichsam, erzeugt fast durchweg unsere europäischen Cerealien, von denen im Norden nur wenige folgten und zu denen im Süden nur noch unbedeutende Erzeugnisse hinzukommen. Nur die südlichen Glieder aber des Reichs, die durch Gebirgszüge sehr bestimmt vom Rumpfe getrennt sind, die Halbinsel Krim und die Kaukasusländer tauchen in südeuropäisches Klima hinein. Man mußte daher unserer Meinung nach entschieden Rußland nur in folgende drei klimatische Hauptstriche theilen: 1) den unfruchtbaren Erdstrich des Nordens des fast beständigen Eises; 2) den fruchttragenden Erdstrich der gewöhnlichen europäischen Cerealien, der Gerste, des Roggens, des Weizens, der Baumfrüchte, der Wälder, des Leins; endlich 3) den Erdstrich des südeuropäischen Klimas, der Oliven, des Reises, der Mandeln u. s. w. Allerdings hätte man alsdann versuchen können, innerhalb dieser drei von der Natur sehr genau und scharf bezeichneten Abtheilungen noch wieder Nuancen zu erkennen und sie als Unterabtheilungen hinzusetzen.

Man wird sich wundern, daß unter dem Capitel „Klima" (S. 40—44) auch die in Rußland häufig vorkommenden Krankheiten abgehandelt werden, und darnach sogar auch (S. 42—199) die Mineralquellen des Reichs. Dies geht so zu: das Klima bedingt zum Theil die Krankheiten, und gegen die Krankheiten hat die Natur, gleichsam als Entschädigung für den unbedeutenden (?) Nachtheil, der hauptsächlich in dem Mangel an Bevölkerung und an aufgeklärten Begriffen, den wichtigsten Schutzwehren gegen ein schädliches Klima, hervorgeht, Rußland mit Mineralquellen beschenkt, die bei der Fürsorge der Regierung ihren Nutzen bringen.

Wir begreifen nicht, was den Verf. bewog, nur bei den Mineralquellen stehen zu bleiben und nicht auch noch eine ganze Partie sonstiger Gegenstände mit in das Capitel des Klimas hineinzuziehen. Übrigens gebrauchten 1834 nur etwa 1000 Personen alle die berühmten russischen Mineralquellen. Die Bäder und Brunnen eines einzigen kleinen deutschen Gebirges sind also von unvergleichlich größerer Wichtigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wie soll Dante übersetzt werden?

In Nr. 27 d. Bl. hatten wir das gebildete Publicum auf einen neuen Versuch einer Übersetzung des Dante, deren Verf. der Hr. Candidat Graul in Dessau ist, aufmerksam gemacht und dabei die Frage aufgeworfen: Ob der Hr. Übersetzer wohlthue auf seinem System, nur weibliche Reime anzuwenden, zu beharren und den Wunsch ausgedrückt, daß andere stimmfähige Männer sich in d. Bl. über diesen Gegenstand möchten vernehmen lassen. Der Hr. Übersetzer selbst hat sich dadurch veranlaßt gefühlt, in folgendem Aufsatze seine Ansicht zu vertheidigen und zu rechtfertigen, und er thut es mit so guten und scharfsinnigen Gründen, daß wir glauben sie dem Publicum nicht vorenthalten zu dürfen. 100.

Der verehrte Hr. Verf. des Aufsatzes: „Noch Etwas über Dante-Literatur", dem ich für seinen gütigen Bericht über die von mir versuchte Übersetzung der „Divina Commedia" meinen aufrichtigen Dank sage, hat darin zu meiner Freude die Frage angeregt, ob ich in meinem Systeme der durchgängig weiblichen Reime zu bestärken oder ob mir zu rathen sei, das minder strenge System eines Gries, Streckfuß und anderer Meister in der Übersetzung italienischer Dichter anzunehmen, die mit männlichen und weiblichen Reimen nach einer gewissen Regel abzuwechseln sich erlaubt haben. Ich kann nicht anders als in den Wunsch des Hrn. Verf. einstimmen, daß doch noch andere stimmfähige Männer von diesem Aufsatze möchten Gelegenheit nehmen, ihr Urtheil über die Sache abzugeben und zwar, setze ich bittweise hinzu, recht bald, damit ich bei der Fortsetzung meiner Arbeit nicht durch das Gefühl der Unsicherheit gestört werde. Um nun Denjenigen, der dazu geneigt wäre, in den Stand zu setzen, die Sache so viel als möglich nach beiden Seiten hin zu erwägen, erlaube ich mir die Gründe für mein System in der Kürze auseinanderzusetzen.

Vor allen Dingen muß ich bemerken, daß ich die durchgängig weiblichen Reime in der „Göttlichen Komödie" für bedeutungsvoll halte. Es ist freilich ganz richtig, daß der italienische Dichter vermöge der Beschaffenheit seiner Sprache gar nicht anders konnte, aber ich glaube, daß er auch nicht anders wollte. Ich will kein großes Gewicht darauf legen, daß die durchgängig weiblichen Reime dem oft herben Stoffe einen mildernden Anstrich geben, sondern mich blos auf den weit augenscheinlichern Umstand berufen, daß eine, wenn auch nach einem bestimmten Gesetze vorgenommene Mischung der Reime der kettenartigen Verschlingung der Terzinen einen bedeutenden Eintrag thut. Mit den Ottaven ist es ein ganz anderer Fall. Hier kommt der Gedanke nach jedem achten Verse zum Abschluß, und so bildet denn eine jede Ottave ein besonderes Ganze für sich, das sich, nachdem es sich in den beiden letzten Versen mit weiblichen Ausgängen abgerundet, in der folgenden Ottave immer und immer wieder erneuert. Aber die

Terzine ist nicht dazu bestimmt, ein Ganzes für sich zu bilden, sie eilt unaufhörlich fort, eine Terzine drängt die andere, wie eine Welle die andere, bis sie am Ende des Gesanges zu dem ersehnten Abschluß kommt. So leitet ja auch der Reim aus einer Terzine in die andere und selbst der Gedanke läuft nicht selten aus einem Ringe in den andern. Daß eine solche Versart für ein episches Gedicht wie die „Göttliche Komödie" nicht ohne Bedeutung sei, leuchtet von selbst ein, wenn man bedenkt, daß der Charakter des Epos der Fortschritt sei. Ich möchte deshalb die Terzinen mit rein weiblichen Ausgängen dem Hexameter und die mit regelmäßig gemischten Ausgängen dem mit dem Pentameter abwechselnden Hexameter vergleichen, der, so schön er auch an und für sich ist, doch am Ende sich nicht so gut für ein episches Gedicht schicken würde als jener.

Aber nun kommt eine andere Frage. Müssen wir die durchgängig weiblichen Reime trotz ihrer tiefen Bedeutung nicht doch in der Übersetzung aufgeben, weil sie nicht so wohl klingen als im Originale? Darum wol noch nicht, denn dann dürften wir überhaupt nicht daran denken, den Dante zu übersetzen, da der größere Wohlklang der italienischen Verse sich nicht blos auf die Versausgänge, sondern auf alle Theile gleichmäßig erstreckt, auch müßten wir dann aufhören, den Homer und Virgil in Hexametern wiederzugeben, da ja zwischen dem Wohlklange eines deutschen und antiken Hexameters ein noch viel größerer Unterschied ist. Es bleibt also nur zu untersuchen übrig, ob die durchgängig weiblichen Reime in den deutschen Terzinen eine unerträgliche Monotonie herbeiführen, wie das nicht blos von dem Hrn. Ref., sondern von vielen andern geistreichen Männern, wie z. B. von Müller, behauptet worden. Ich für mein Theil kann mich noch immer nicht überzeugen. Die Stammsylbe nimmt unsere ganze Aufmerksamkeit so in Anspruch, daß die accentlose Anhängesylbe fast überhört wird, woher es denn kommt, daß die ganze Kraft des Reims auf jene Stammsylbe fällt. In den deutschen Stammsylben herrscht aber eine ebenso große Klangverschiedenheit als in den italienischen, ja eine noch größere, vermöge unserer Doppellauter. Und zudem sind wir ja doch auf so schwache Ausgänge wie e, en, er u. dgl. nicht ganz und gar beschränkt, wie der Hr. Ref. selber bemerkt.

So konnte ich nun durch bloße Rücksicht auf den Wohlklang noch immer nicht bewogen werden, das eigenthümliche für das Ganze des Gedichts so bedeutungsvolle Maß, das doch beiweitem geistigerer Natur ist, hintanzusetzen. Indeß das System der durchgängig weiblichen Reime erleidet noch einen andern Vorwurf, daß es nämlich unausführbar im Deutschen sei, ohne der treuen Anschließung an das Original Abbruch zu thun. Nun läßt es sich nicht leugnen, daß die Abwechselung mit männlichen und weiblichen Reimen dem Übersetzer einen etwas größern Spielraum gestattet, indem er ihm auch die wenn schon kleinere Hälfte der Worte mit männlichen Ausgängen zur Wahl in die Hand angibt; indeß wird dieser Vortheil sogleich wieder um ein Bedeutendes vermindert, sobald der Übersetzer den Wechsel mit männlichen und weiblichen Reimen, was doch nothwendig geschehen müßte, einer festen Regel unterwirft, indem ja so die freie Wahl wieder gewonnen wird. Sodann ist noch zu bedenken, daß es nur in wenigen Fällen Schwierigkeit macht, dasselbe Wort für einen weiblichen oder männlichen Versausgang zu benutzen. Der Verlust einzelner kleiner Züge des Originals ist daher, meiner Erfahrung zufolge, nicht sowol von dem Systeme der durchgängig weiblichen Reime abzuleiten, als vielmehr von dem Zwange der poetischen Übersetzung im Allgemeinen, zumalen auch von dem unvollkommenen Genius dessen, der übersetzt. Ich kenne auch keine einzige Übersetzung, sei sie auch noch so frei, die nicht um wichtigere Gedanken oder Anschauungen zu retten, die minder wichtigen aufgeben müßte, ja es gibt sogar Fälle, in denen ich kaum bedauern würde. Auf keinen Fall meine ich aber, dürfte die Furcht vor solchen kleinen Abweichungen, selbst wenn sie wohlbegründet wären, einen über jedes Lob erhabenen Dichter, wie Dante, einem Übersetzer bewegen, dem sich auf das Ganze erstreckenden Maße in seinem bedeutungsvollen Charakter irgendwie Abbruch zu thun.

Das nun sind im kurzen die Gründe, die mich für mein System bestimmen. Ich kann mich, wenn ich von der Lesung, und zwar von der lauten Lesung Dante's komme und eine Übersetzung mit männlichen und weiblichen Reimen ebenfalls laut lese, des Eindrucks nicht erwehren, daß mit der Form auch etwas von dem Dante'schen Geiste verloren gegangen sei. Überdies bin ich in meinem System durch mehre Freunde bestärkt worden, denen ich meine Übersetzung vorgelesen, und die nicht das geringste Gefühl von Eintönigkeit dabei gehabt zu haben versichern. Der Hr. Ref., dem ich übrigens für viele andere wohlgegründete Ausstellungen herzlichen Dank weiß, möge es mir daher nicht übel nehmen, daß ich in diesem Punkte noch nicht beistimmen kann, zumal er selbst noch das Urtheil anderer sachkundiger Männer zu hören wünscht. Schließlich erlaube ich mir noch einmal die obige Bitte zu wiederholen, daß doch recht bald sich noch irgend eine andere Stimme über diesen Gegenstand möchte vernehmen lassen.

Graul.

Notizen.

Der Verfasser der „Encyclopaedia of gardening", Hr. Loudon, berührt in dem „Morning chronicle" den auch in England eingerissenen Misbrauch, alte Exemplare von Büchern unter dem Titel von neuen Auflagen zu vertreiben, wogegen er eine gesetzliche Bestimmung wünscht, welche Änderungen des wahren Datums auf dem Titel oder unter der Vorrede nur bei vorgenommenen Änderungen im Texte des Buchs gestatte, und namentlich bei stereotypirten Werken die Angabe der Zeit des Gusses der Platten auf dem Titelblatte anordne, welche gleichfalls erst beim Erscheinen einer wirklich neuen Ausgabe geändert werden dürfe. Der Nutzen solcher Bestimmungen würde darin bestehen, daß in wissenschaftlichen Fächern, die fortwährend im Fortschreiten begriffen sind, nicht alte Werke als angeblich neue Ausgaben verkauft würden, welche die neuesten Bereicherungen des betreffenden Fachs enthalten sollen, aber somit den Käufer nur täuschen, während die Verfasser sich nicht mehr des Ertrags von diesen scheinbaren neuen Ausgaben beraubt sehen würden, wie unter den jetzigen Verhältnissen, wobei ihnen noch überdies die Schuld für die fortgeführten Irrthümer oder Mängel aufgezwungen wird, welche zu verbessern nicht in ihrer Macht steht. Das „Athenaeum" bemerkt dazu, daß Hr. Loudon hierbei gleichsam mit einem zweischneidigen Schwerte focht und Schriftsteller wie Verleger verwunde; sichern Berichten zufolge sei das gerügte Verfahren gerade auf einige seiner eigenen Werke mit vielem Erfolge angewendet worden, wie namentlich mit der genannten „Encyclopaedia", deren „neue und verbesserte Ausgabe" nur ein Abzug von den 10 Jahre alten Stereotypenplatten der frühern Ausgabe mit neuem Titelblatte und Vorworte sei, und doch erheische kein Gegenstand mehr eine fortlaufende Umarbeitung bei neuen Auflagen als der in jenem Werke behandelte, indem die auf Vegetabilienphysiologie bezüglichen Entdeckungen der letzten fünf Jahre erst die wahre Grundlage der Wissenschaft haben erkennen lassen.

Zu der in der letzten Zeit oft erwähnten Grundversammlung des verstorbenen Etandish gehört eine gegen 4000 Nummern enthaltende Bibliothek, von welchen fast jede einzelne eine werthvolle Erwerbung für die königliche Bibliothek zu Paris bilden soll. Übrigens hat sich ergeben, daß die Clausel des Testaments, welche dieses Vermächtniß enthält, keineswegs den gehässigen Geist athmet, aus dem dieses hervorgegangen sein sollte; sondern es ist erfolgt „zum Beweise meiner (Standish's) Hochachtung für ein edles und gebildetes Volk, welches stets ein herzliches Willkommen für den Reisenden, Hülfe und Gastfreundschaft für den Fremden in Bereitschaft hat, welcher ich stets mit Vergnügen besucht und mit Bedauern verlassen habe".

W.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 92. — 2. April 1841.

Bulgarin über Rußland.

(Fortsetzung aus Nr. 91.)

In dem (S. 43) folgenden Capitel über die „Mittel der Communicationen" wirft uns Hr. Bulgarin gleich von vornherein auf die russischen Landstraßen, welche er in folgende Classen abtheilt: 1) Hauptcommunicationsstraßen; 2) große Communicationsstraßen; 3) Postverbindungsstraßen; 4) Post- und Handelscommunicationsstraßen; 5) Land- und Feldstraßen, bei welcher Classification schwer auszumachen sein dürfte, welcher Eintheilungsgrund dabei zum Grunde liegen, noch auch, welche Verschiedenheit oder Gradation und Stufenfolge in diesen Classen zu entdecken sein möchte. Von den Post- und Handelscommunicationen bemerkt er lakonisch weiter gar nichts, als „daß für sie die Landpolicei verantwortlich sei"; von den Land- und Feldwegen, daß „ihre Unterhaltung eine Verpflichtung der Landbesitzer und Kronbauern sei, durch deren Besitzungen dieselben geführt sind".

Welche erstaunliche Dürftigkeit in diesem so reichhaltigen Capitel! Wenn Hr. Bulgarin auch in Büchern keine Notizen über den jetzigen Zustand der Wege in Rußland finden konnte, hat er denn nicht einige Provinzen seines weiten Vaterlandes durchstreift, um die große Mannichfaltigkeit der Wege, auf denen die Bevölkerung in den verschiedenen Provinzen communicirt, zu erkennen. Während im Norden ein halbes Jahr lang alles Leben auf glatter Schneebahn rasch pulsirt, liegt im Süden im schlammigen Steppenboden während der regnerischen Jahreszeit aller Verkehr darnieder. Während in einigen Provinzen, wie z. B. in Kurland, alle Waaren auf gut gehaltenen Wegen leicht dahinrollen, schleppen sich in andern, z. B. in Lithauen und Volhynien, die gefällten Hölzer und das zu transportirende Getreide langsam durch die Sümpfe, oder mühselig auf hölzernen Knüppeldämmen. Während im eigentlichen Rußland die großartigsten Transporte auf eine bewunderungswürdig schnelle und gewandte Weise bewerkstelligt werden, wo Petersburg seinen Talg aus der Kirgisensteppe, seine Eier aus dem Moskowiterlande bezieht, und wo das Eisen des Urals und das Kupfer des Altai bald auf Wagen, bald auf Schlitten Tausende von Meilen dahineilt, klimmen die Waaren wie die Personen in Taurien und dem Kaukasus auf dem Rücken der Saumthiere auf schmalen Fußsteigen dahin. Weder von dem verschiedenen Zustande der Wege in den verschiedenen Provinzen, noch zu den verschiedenen Zeiten erwähnt der Verf. irgend etwas. Ja, es ist unglaublich, dies von einem geborenen Russen zu erfahren. Das ganze Gewicht der für Rußland so unendlich wichtigen Schneebahn ist von ihm unberücksichtigt geblieben, diese treffliche und von jedem Russen so sehr ersehnte Communicationsfläche, die so erstaunlich in das russische Leben eingreift, daß sie z. B. das ganze Leben des Nordens und Südens umkehrt. Hr. Bulgarin erwähnt nicht einmal mit einem einzigen Wörtchen der Schneebahn, da er doch sorgfältig hätte bemüht sein sollen, ihre Grenzen, ihre Dauer und den mehr oder minder großen Grad der Vollkommenheit in den verschiedenen Provinzen zu bestimmen, über welche für Rußland so interessante Verhältnisse sich allerdings aus eigener Erfahrung, aus Erkundigungen, aus den Berichten der Reisenden Manches hätte feststellen lassen. Von den Chausseen wird mancherlei gesprochen, besonders von den Chausseebauprojecten. Das Wahre an der Sache ist, daß Rußland (ohne Polen) bisher noch kaum 200 Meilen chaussirte Wege besitzt! Die Hauptchausseen sind die zwischen Riga und der preußischen Grenze durch Lithauen, und die zwischen Moskau und Petersburg.

Die Natur hat ihr Mögliches gethan, das ebene Rußland mit einem der großartigsten Wassercommunicationsnetze zu versehen. Die großen weitrollenden, meistens klippenlosen russischen Flüsse, deren Gebiete durch keine hohen Bergrücken geschieden sind, aus denen überall die Übergänge in die Nachbarsysteme leicht sind, die meistens von den Quellen an schiffbar sind, die auf einem verhältnißmäßig unbedeutenden Raume in der Mitte des ganzen Länderkreises entspringen und nach allen Seiten abfließen, in allen Richtungen Bahnen eröffnen, bilden so günstige Constellationen, wie sie die Natur auf der Erdoberfläche kein zweites Mal mehr zusammengestellt hat. Eine recht deutliche Darstellung dieses ganzen Bildes mit einigen kräftigen Pinselstrichen wäre gewiß als Einleitung zu der Wassercommunication an ihrem Platze gewesen. Die Flüsse sind ja die Lebensadern eines Staates, an denen, wie an elektrischen Leitern, sein Handel und Wandel auf- und nieder pulsirt, durch welche meistentheils die Richtung der Communicationswege oder die Lage der Wohnplätze be-

stimmt wird, durch welche die Verhältnisse mit den Nachbarstaaten, die Politik, die historischen Entwickelungen und Ereignisse vielfach bedingt werden. Hr. Bulgarin übergeht ganz und gar die Entwickelung dieser so interessanten Naturverhältnisse und fängt ohne Weiteres mit der Beschreibung der russischen Kanalbauunternehmungen an. Diese Darstellung, die doch einer der am häufigsten in Rußland besprochenen und den Meisten geläufigen Gegenstände ist, ist durchaus nicht einfach und übersichtlich, gibt aber bald zu viel, bald zu wenig und nichts weniger als ein deutliches Bild. Bei Gelegenheit der Kanäle werden doch zuweilen auch die Flüsse erwähnt. So S. 48: „Zu diesen drei Kanalsystemen gehören folgende Flüsse: die Waiga, die Schesksna" u. s. w. Wir wollen es nicht weitläufig erörtern, warum wir der unmaßgeblichen Meinung sind, daß die Kanäle als Pertinenz zu den Flüssen zu betrachten sind und nicht umgekehrt. Von der Länge, Tiefe, Breite der Kanäle kaum ein Wort. Dagegen werden uns alle kleinen Häfen und Anfahrplätze, meistens bloße Dörfer, wo die Schiffer einen Schnapps zu nehmen pflegen, der Reihe nach hergenannt, oder jedesmal die Entfernungen zwischen diesen Orten aufs genaueste angegeben. In diesen Angaben über die Entfernungen ist der Verf. aber so genau und gewissenhaft, daß er sogar bei Strecken von mehren Hundert Meilen Länge uns auch die ganzen und halben Faden nicht schenkt. Warum müht man sich mit den Splittern ab bei einem Gebäude, wo die Balken noch nicht gerade stehen. Wie kann uns ein Buch glauben machen wollen, daß es die Kanalsysteme mit dem Zollstabe gemessen habe, wenn es ihm bei andern Gelegenheiten nicht auf einige Hundert Meilen mehr oder weniger ankommt, wozu man eine Menge von Belegen aus dem Werke sammeln könnte. Die Hauptpunkte, auf welche sich alle Wassercommunicationen im innern Rußland beziehen und um welche sich aller innere Verkehr bewegt, sind: Petersburg, Nishnei-Novgorod und Moskau. So lange man die Situation dieser drei Hauptplätze, ihr Verhältniß zueinander, die von ihnen ausgehenden und zu ihnen führenden Lebenswege noch nicht näher bezeichnet und besser charakterisirt hat, so lange sollte man sich doch nicht schon an die Schilderung des Verkehrs der Flecken und Dörfer machen. Was kümmert es denn Europa, daß in Promsino des „bedeutenden Verkehrs wegen ein Mäkler angestellt ist"? Wozu denn dieses einen Mäklers wegen in die Posaune stoßen, wie es der Verf. thut? Wenn man die Angaben des Verf. über die auf den Kanälen beschäftigten Arbeiter und den durch sie beförderten Waarenwerth vergleicht, trifft man die unglaublichsten Mißverhältnisse, und man sollte demnach glauben, daß die einen Hobelspäne und die andern Goldstaub geladen hätten, während es doch außer Zweifel ist, daß auf allen russischen Kanälen ohne Ausnahme nur Talg, Hanf und Getreide die Gegenstände des Transports sind. Von den Arbeiten an den Flüssen, ihrer Rectification, Eindämmung u. s. w. hören wir nichts, als unter andern Bemerkungen wie diese: „Selbst in Riga sind Maßregeln zur Reinigung der Dünamündung getroffen." Selbst bei Riga, einer Stadt, die über ein halbes Jahrtausend alt ist? Dadurch erregt Hr. Bulgarin keine großen Erwartungen von den übrigen Städten und Flüssen. Zur Ehre der russischen Regierung muß es indeß gesagt werden, daß sie zehnmal mehr thut als man nach Hrn. Bulgarin glauben sollte.

Die Darstellung der großartigen „Wasserverbindungen Sibiriens" (S. 79) ist ebenso wenig nur einigermaßen genügend, und Einer, der die Sache nicht selbst besser weiß, wird daraus gewiß nicht klug. In Storch und andern Schriften ist Alles schon weit klarer und besser dargestellt. Über die Grade der Schiffbarkeit der verschiedenen Ströme, oder über ihr so sehr verschiedenes Gewicht in Bezug auf Schiffahrt wird in der Regel gar nichts gesagt, oder wenn es einmal zu einer Bemerkung kommt, so ist sie schief, unfruchtbar oder unrichtig.

Sehr natürlich ist, daß dem Verf. im Vorigen manche Bemerkungen über den Handel Rußlands und seinen innern Verkehr entschlüpften. Denn es ist unmöglich, von den Communicationswegen, Kanälen, Flüssen u. s. w. zu handeln, ohne nicht auch zugleich denn und warum des sich auf diesen Wegen bewegenden Verkehrs zu erwähnen. Die Dinge lassen sich nicht immer so streng sondern. Ganz unbegreiflich aber bleibt es, daß er (S. 86) im Capitel der Fundamentalkräfte sich expreß darum macht, uns ein Tableau des Handels auf den russischen Flüssen zu entwerfen, und wir vermögen nicht zu errathen, wie er nun in dem im zweiten Theil folgenden Capitel über den äußern und innern Handel Wiederholungen vermeiden will. Doch würden wir diese Angaben, wie alle über Rußland auch hier schon mit Dank annehmen, wenn wir ihnen nur volles Vertrauen glaubten schenken zu dürfen. Allein es stoßen uns bei jeder Angabe der Zweifel so viele auf, daß es sich kaum zu lohnen scheint, aus diesem Spreuhaufen von Widersprüchen und Unwahrscheinlichkeiten die einzelnen Wahrheitskörner hervorzusuchen. Am Schlusse wird die Summe aller Reichthümer, die durch die innere Schiffahrt in Rußland in Bewegung gesetzt werden, auf 241 Millionen Rubel berechnet. Diese Summe drückt sich in englischen Pfunden zu 11 Millionen aus, welches der zwanzigste Theil des durch den innern Verkehr in Großbritannien in Bewegung gesetzten Werthes ist.

Alsdann geht der Verf. zu seinem zweiten Hauptabschnitte über, zur „Betrachtung der Bevölkerung Rußlands". Die großen Schwierigkeiten, die sich in Rußland sowol den Nachforschungen der Regierung als den Bemühungen der Privaten bei Bestimmung der Einwohnerzahl entgegenstellen, sind S. 108 fg. recht gut angegeben und nicht ohne Freimuth auseinandergesetzt, wie wir denn allerdings gern gestehen, daß sich an vielen Stellen im Buche eine ziemlich freisinnige Kritik des Unvollkommenen der Regierungsmaßregeln kundgibt, daß vielfach das Mangelhafte der politischen Einrichtungen, und namentlich der Unzuverlässigkeit der Quellen, aus welchen man Statistik schöpfen muß, anerkannt und getadelt wird. Zu wünschen wäre es nur, daß jene Schwierigkeiten nicht nur anerkannt und beklagt, sondern auch möglichst beseitigt worden wären. Was hilft es uns, wenn Jemand uns sagt, leider sei alles Wasser trübe,

und uns dennoch mit großen Löffeln aus dem tiefsten Grunde Schlamm hervorschöpft. Wozu braucht es nicht das Buch? Wenn wir bessere und taugliche Maaße bekommen, werden wir leicht vergessen, daß es weniger ist. Als ein sprechendes Beispiel unter vielen, wie sehr Hr. Bulgarin die an sich schon trüben Quellen der russischen Statistik durch seine Bemühungen noch trüber macht, setzen wir nur hierher, was er (S. 101) über die „allgemeinen Summen der Bevölkerung Rußlands" sagt, indem er nach einer umständlichen Berechnung und Aufzählung aller einzelnen Posten das Ganze zusammenzieht:

Dies gibt eine Summe von 65,503,000 Millionen Seelen. Als wirkliche Volkszahl aber kann man 60 Mill. annehmen. Übrigens müssen wir mit Herrmann sagen: die wirkliche Volkszahl ist wahrscheinlich viel beträchtlicher; allein sie ist durchaus räthselhaft. Der Mangel befriedigender Nachrichten über diesen Gegenstand hat Viele veranlaßt, die Volkszahl zwischen 50 und 60 Mill. anzunehmen. Der größte Theil aber ist auf 58 Mill. stehen geblieben.

Hier könnte man nun gewiß an jeden Menschen, der dies unbefangen liest, die Frage richten, ob er denn nun wisse, zu welchem Endresultat Hr. Bulgarin gekommen, und was er als die wirkliche Einwohnerzahl Rußlands festsetze. Es muß jedem Leser schwindlich dabei zu Muthe werden. Man begreift in der That nicht, weder was wirklich, was wahrscheinlich, noch was räthselhaft und zweifelhaft sei.

So steht es mit der allgemeinen Summe der ganzen russischen Bevölkerung. Daß der Verf. in dem Capitel über „die Bevölkerung, betrachtet in ihrer Beziehung zum bewohnten Raume", nicht weniger Sonderbarkeiten in einem Athemzuge zu sagen weiß, sieht man aus S. 113, wo er über die relative Bevölkerung Liefs-, Esth- und Kurlands spricht, die er zu 110 (sage 110) Seelen auf die Quadratmeile (!) berechnet, weil (!) jene Provinzen zusammen 1½ Mill. Einwohner auf 2000 Quadratmeilen haben. „Liefs- und Kurland", bemerkt er rasch, „sind weniger bevölkert und Esthland am besten." Dies verhält sich gerade umgekehrt, wie aus S. 118 leicht zu ersehen ist, wo ganz richtig 1149 Seelen in Kurland, 694 in Liefland und nur 601 in Esthland auf die Quadratmeile gezählt werden.

In den russischen Städten sollen „auf einen Quadratfaden acht Individuen kommen" (S. 120), sage: acht Individuen auf einen Quadratfaden. Insofern hier unter Individuen menschliche Wesen zu verstehen sein sollen, müssen wir den Verf. der ungebundensten Ausschweifung und Übertreibung zeihen. Denn darnach müßte Petersburg, das ein Areal von circa 11 Mill. Faden bedeckt, etwa 88 Mill. Einwohner haben. Wir halten jene Angabe des Verf. — und Jeder, der die außerordentliche Weitläufigkeit russischer Städte mit ihren wüsten Plätzen, ihren weit auseinanderliegenden Häusern, ihren großen Gehöften, breiten Straßen und einstöckigen Häusern kennt, wird genöthigt sein, uns Glauben zu schenken — im Durchschnitt 800 Mal zu hoch.

An solchen Irrthümern und Absurditäten ist dieser ganze Abschnitt reich. Und auch noch außerdem fehlt es ihm nicht an einer Menge ausschmückender, ganz unnöthiger Arabesken und Schnörkel, die auf jeder Seite zur Verzierung stehen.

Wenn S. 122 zu wenden die Populationsverhältnisse der größten Städte des Reichs durchgenommen. Auch hierbei kommen die unerhörtesten Dinge zum Vorschein. Wie ist es zu glauben, daß nach S. 123 im J. 1828 in Petersburg 9700 Menschen geboren sein sollen, 1833 aber nur 7600, 1828 sollen ⅒ der geborenen Kinder uneheliche gewesen sein, 1833 aber ¼; ja, 1834 sogar ⅓. Haben denn die Petersburger ihre Brunstjahre und wiederum Perioden, in welchen sie in völliger Stumpfheit und Leidenschaftslosigkeit stieren? Die neugeborenen Knaben verhalten sich zu den neugeborenen Mädchen wie 92 zu 100. „Eine merkwürdige Thatsache!" ruft Hr. Bulgarin aus. Vielleicht eher eine unglaubliche, eine unerwiesene und unbegründete. Mit welchem Gleichmuthe der Verf. die unsinnigsten Dinge sagen kann, bezeugt auch wieder S. 125, wo er bemerkt, daß 1834 von den 10,000 Menschen, die ungefähr in Petersburg starben, fast ein Drittel, also etwa 3200 unter fünf Jahren waren und dann fortfährt: „von 5—10 Jahren aber starben nur 83"!

Es wäre eine schöne Aufgabe für Hrn. Bulgarin gewesen, die Bevölkerung jener großen Städte Rußlands, die allerdings einigermaßen bestimmter sind, mit einigen kräftigen Pinselstrichen zu zeichnen, ihren Bestand, ihre Gliederung, ihre Schattirungen, ihr Mouvement. Das jährliche Product und Ergebniß dieser Bevölkerungsfabriken, ihren Verbrauch, den ihnen nöthigen Zuwachs u. s. w. Von dem Allen nichts, gar nichts Verdautes, nichts Durchdachtes, Verarbeitetes, Übersehbares. Einige zusammengestoppelte, verschiedenen Documenten und verschiedenen Perioden entnommene statistische Notizen mit Untermischung anderer gar nicht in das Capitel der Population gehöriger Nachrichten von den steinernen und hölzernen Häusern, den Feuersbrünsten, den öffentlichen Plätzen u. s. w. Das ist Alles. So bei Petersburg, so bei Moskau u. s. w.

Nach der Berechnung der allgemeinen Bevölkerungssumme Rußlands, nach der Bestimmung der relativen Bevölkerung und nach diesen Angaben über die einzelnen Hauptstädte kommt das Buch alsdann auf das „Mouvement der Population in Rußland".

Die Zunahme — heißt es — hängt in jedem Staate entweder von dem Überfluß zu den Geborenen im Verhältniß zu den Gestorbenen ab, oder von den Einwanderungen. Doch sind etwa nur diese Sachen von dem Statistiker in Berücksichtigung zu ziehen? Nein! Nicht blos die Vermehrung der Geborenen, nicht blos medicinische Maßregeln dienen zum Zuwachs der Bevölkerung, nicht blos Krieg und Krankheiten tragen zu ihrer Abnahme bei. Malthus hat bewiesen, daß es noch andern Bedingungen gäbe und vielleicht wichtigere: dies sind die Mittel zur Wohlhabenheit, die dem Grund und Boden, oder besonders den intellectuellen Kräften entströmen. Die Wichtigkeit ihres Einflusses ist der Art, daß, nach der Bemerkung von Villermé, bei derselben selbst die Wirkungen der Epidemien nicht besonders verderblich sind.

Wenn man an dieses faselnde Raisonnement das scharfe Messer der Kritik setzen sollte, was würde davon übrigbleiben?

Auf die Berechnung der Verdoppelung der Bevölkerung in Rußland und der Zeit ihres Eintretens läßt Hr. Bulgarin sich nicht ein.

Denn — sagt er S. 183 — man wird zugeben müssen, daß die Erfahrung fast immer solche Berechnungen widerlege,

gleichsam als ein Beweis, daß der Zustand politischer Gesellschaften nicht so leicht dem Niveau theoretischer Speculationen sich füge.... Freilich gibt es fast keine Unwahrheit — setzt er hinzu — die der im Seltsamen sich gefallende Verstand des Menschen nicht als Wahrheit zu erweisen bemüht gewesen wäre; allein des Scharfsinn ist noch kein Bürge für die Wahrheit, und unlogisches Geschwätz noch viel weniger.

Gewöhnlich ist die Darstellungsweise im Buche eine ganz allgemeine, wissenschaftliche, blos die Wahrheiten enoncirende. Zuweilen aber fällt es ganz aus diesem Tone und wendet sich plötzlich an eine gewisse Person, als wenn es in Briefform abgefaßt wäre. So z. B. S. 134, wo alle Überschüsse der in Rußland Geborenen über die Gestorbenen aufgeführt werden (jährlich etwa eine halbe Million) und diese Aufzählung mit der Bemerkung geschlossen wird:

Betrachten Sie dies im Zusammenhange mit den politischen Begebenheiten, mit den innern Veränderungen und Ereignissen, und Sie werden unwillkürlich zugeben müssen, daß die Berechnungen der Statistiker nicht in die Zukunft hinausreichen.

Es macht einen ganz sonderbaren Effect, wenn Hr. Bulgarin immer ganz still an seinem Schreibtische mit seinen Zahlen und Wahrheiten beschäftigt ist, auf einmal aber sich mit einer Anrede ins Blaue hinaus wendet im Zwiegespräch mit einer Person, die man gar nicht bemerkt. Sollte hier außer uns noch irgend eine unsichtbare Person gegenwärtig sein, die den Verf. besser versteht als wir, o so erscheine sie doch und helfe uns, wenn unserm armen Verstande schwindelt in dem Chaos zusammengewürfelter Wahrheiten und Unwahrheiten, die wir überall finden.

Höchst trivial sind die S. 141—199 gemachten Bemerkungen über die verschiedenen Ursachen der Sterblichkeit unter den Menschen, wo unter Anderm gesagt wird:

Die dritte Ursache der Sterblichkeit verliert sich in der Lebensweise. So z. B. folgt der Stadtbewohner in Hinsicht auf Diät gemeinhin dem verfeinerten Geschmacke. Die vielfach zusammengesetzten Leckereien der französischen Küche zieht er der einfachen nahrhaften Speise vor. Wir loben alle die Mäßigkeit — bis wir einer leckern Schüssel begegnen. Bewegung hat der Stadtbewohner wenig, besonders das weibliche Geschlecht. Rechnen wir nun noch die Kleidung hinzu. Wir knöpfen im Sommer unsern Überrock durchweg zu und gehen im Winter in aufgeknöpft wehendem Frack. (Ich gestehe, diese Art von Verrücktheit hat bisher noch kein Reisender an den Landsleuten des Hrn. Bulgarin bemerkt.) Bei 30° Réaumur glänzen unsere Damen in denselben Geweben, die auch die Frauen der südlichen Klimate umhüllen.

Hier vergaß der Drucker unverzeihlicherweise den Zusatz des Manuscripts:

Und in der Hitze der Hundstage laufen unsere Damen in dreifache Bärenpelze gehüllt umher. Und das Schnüren! Und die Eintheilung der Tageszeiten! Und das Boston, Whist und die Tänze!

Die dann folgenden Tabellen über die Sterblichkeit in Rußland beziehen sich blos auf die Mitglieder der griechisch-katholischen Kirche, der freilich auch der ganze Hauptstamm und die größte Masse der Unterthanen angehört. Der heilige Synod gibt in Petersburg jährlich große, höchst interessante Verzeichnisse über die Gestorbenen, Verehelichten und Geborenen heraus. Man kann annehmen, daß keine Quelle der russischen Statistik zuverlässiger sei als diese, weil wol nur äußerst selten Sterbefälle und Geburten vorkommen, die der Kirche entgehen. Wir betrachten daher diesen Theil des Bulgarin'schen Werks als einen der glaubwürdigsten und interessantesten. Als eins von den merkwürdigsten Resultaten daraus sehen wir an, die große Sterblichkeit unter den Kindern (über die Hälfte aller jährlich Sterbenden sind Kinder unter fünf Jahren), und dann das erstaunlich hohe Lebensalter, zu dem die Menschen in dem russisch-slawischen Stamme gelangen. Es sterben jährlich in Rußland nicht weniger als 20,000 Greise über 80 Jahre (der dreißigste Theil aller jährlich Sterbenden) und über 900, die jährlich in einem Alter von mehr als 100 Jahren sterben (es ist blos von Männern die Rede). Fast in jedem Jahre sterben 50—55 Menschen, die über 120 Jahre alt geworden sind, 20 über 130, 8 über 135, und gewöhnlich reichen ein Paar bis 145 und 155 hinauf. Dies sind in andern Ländern unerhörte Dinge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Von Sarsfield Taylor erscheint demnächst eine englische Kunstgeschichte unter dem Titel: „The origin, progress and present condition of the fine arts in Great Britain." Von Will. Kennedy, früher Beamter in Niedercanada ist angekündigt: „The rise, progress and prospects of the republic of Texas", mit Karten und Zeichnungen. Harriet Martineau beabsichtigt eine Reihe von Erzählungen in vierteljährlichen Lieferungen unter dem Titel: „The playfellow" herauszugeben, wovon das Erscheinen der ersten: „The settlers at home", bevorsteht. Mit Anfang März sollte eine Sammlung von „Coloured illustrations of british birds with their eggs" von H. L. Meyer in monatlichen Lieferungen erscheinen. Es ist zu wünschen, daß derselbe Humphrey's „British butterflies and their transformations" in der Ausführung gleichkommen mögen. Von Nicholl's „Towns and cities of Scotland" ist der zweite Theil erschienen, welcher eine gute Auswahl alter und neuer Ansichten der Stadt Perth gibt. Die historischen Illustrationen zur Bibel, welche bei Fisher erscheinen, lassen leider einen gleichmäßigen Charakter, sowie Tiefe in den gegebenen Darstellungen vermissen. Sehr gerühmt werden die Portraits von Cuvier, von Doo nach Pickersgill, welches sich seiner Form nach zum Einbinden in jedes Werk des Gelehrten eignet, und des Präsidenten der Linée'schen Gesellschaft, Brown, gleichfalls nach Pickersgill von Fox; minder ausgezeichnet wird Gauci's Lithographie Schomburgk's nach Ebdis.

Um die in England als erprobt betrachteten Vortheile des Associationswesens und gemeinschaftlicher Thätigkeit für einzelne Zweige der Wissenschaft auch der Chemie zuzuwenden, ward in einer am 25. Febr. abgehaltenen Präliminarversammlung, unter deren Mitgliedern man die Namen A. Aikin, Graham, Phillipps, Hennel, Cooper, Porrett, Grove, Gassiot, Dr. Clark von Aberdeen, Dr. Playfair aus Gießen, Dr. R. D. Thomson, Queschmacher, Warington u. A. bemerkte, die Gründung einer Chemical society beschlossen und dazu ein Ausschuß bestellt.

Das Organ des mikroskopischen Vereins zu London ist in neuester Zeit unter dem Titel „The microscopical journal, and monthly record of facts in microscopic science" mit der ersten Nummer ins Leben getreten. Herausgeber ist Daniel Cooper. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 93. — 3. April 1841.

Bulgarin über Rußland.

(Fortsetzung aus Nr. 92.)

Da, wie schon oben bemerkt wurde, die Sittlichkeit einen großen Einfluß auf die Sterblichkeit übt, so gibt dies eine Gelegenheit (S. 158—170), die Anzahl der Morde, Selbstmorde und plötzlichen Todesfälle in den verschiedenen Gegenden des Reichs, sowie auch hier und da die Diebstähle und anderweitige Arten von Verbrechen zu betrachten. Wird Hr. Bulgarin diese ganze Abhandlung denn nicht unter dem in seinem zweiten Theile vorkommenden Capitel der intellectuellen und sittlichen Cultur noch einmal abdrucken lassen müssen?

Übrigens wird der Verf. sich schwer rechtfertigen können, wenn er (S. 166) seine Landsleute einer ganz unerhörten Mordlust zeiht, indem er behauptet, daß 1834 nicht weniger als 8153 (sage 8153) Menschen in Rußland gemordet seien, während doch aus allen übrigen Angaben und Berichten hervorgeht, daß in Rußland im Ganzen in einem Jahre nicht mehr als 1000 Morde vorfallen. Auch kommen unter den verschiedenen Arten von Morden unter andern die sonderbaren Classen vor: „absichtliche Morde", und S. 129 „Selbstmorde, welche sich aus Unvorsichtigkeit ereigneten", z. B. „wenn Einer Arsenik als Zucker genoß". So vergeht dem Leser natürlich alle Lust, dem Verf. bei den sonst an und für sich nicht uninteressanten Resultaten in Bezug auf die verschiedenen Zustände der Moralität in den verschiedenen Gegenden Rußlands zu folgen.

In Betrachtung der Maßregeln, welche die Regierung durch Errichtung von Findel-, Kranken-, Waisenhäusern u. s. w. zur Erhaltung und Mehrung der Bevölkerung getroffen hat, geht der Verf. so sehr ins Detail, daß er uns (S. 175) sogar die Ausgaben des petersburger Findelhauses bis auf Viertelkopeken berechnet, wobei das Auffallendste ist, daß gar keine Viertelkopeken (etwa der sechste Theil eines Pfennigs), weder als imaginaire noch als wirklich ausgemünzte Geldwerthe existiren. Man könnte zweifeln, ob dergleichen Specialitäten in eine Specialstatistik der Stadt Petersburg gehören, keinen Augenblick aber, ob sie in eine Generalstatistik Rußlands passen. Wir verlangen nicht von dem Maler, daß er uns die Poren der Haut male, wenn er uns noch gar keine Physiognomie gegeben hat.

Hr. Bulgarin sollte eigentlich eine Statistik von Rußland schreiben; denn dies war sein erklärter Zweck. Er liefert uns indeß nur das Material dazu. Doch auch dafür hätten wir ihm gedankt, wenn er uns nur brauchbares Material geliefert hätte. Wir könnten dann doch selbst die Körner herausdreschen. Aber was sollen wir mit diesen Stoppeln und leerem Stroh anfangen, aus denen wir nie ein genießbares Brot backen können.

Die historische Übersicht der Collegien der allgemeinen Fürsorge, welche (S. 185) hinterherhinkt, hätte durchaus vorangehen sollen. Hr. Bulgarin weiß sich in der Masse von Stoff, die er hat, nicht zu helfen. Er war der Bearbeitung desselben nicht gewachsen. Er förderte immer, nahe mit dem Auge über seiner Arbeit liegend, nur Stück für Stück. Er überblickte nicht das Ganze aus der Ferne und stellte daher nichts an seinen rechten Platz. In der That, die Krankenhäuser Petersburgs sind in vieler Hinsicht so ausgezeichnet, so ganz einzig in ihrer Art, daß, wenn hier der Platz gewesen wäre, sie abzuhandeln, sie gewiß eine weit würdigere Behandlung verdient hätten. Wie ungemein großartig einige dieser Anstalten seien, geht aus der von uns für gegründet gehaltenen Angabe (S. 190) hervor, daß für Rechnung des moskauschen und petersburgschen Findelhauses allein jährlich 760 Millionen Rubel umgesetzt, mithin für jeden kleinen Schreihals darin fast 20,000 Rubel verrechnet wurden. Es ging also mehr als zweimal der Werth der ganzen Revenuen der preußischen Monarchie durch die Hände der Directoren jener Findelhäuser. Um dies zu verstehen, muß man wissen, daß nicht nur der Verkauf der Spielkarten, sondern auch mehre Leih- und Creditanstalten zum Ressort dieser Häuser gehören. Nach S. 193 tragen die barmherzigen Witwen, die sich der Pflege der Kranken widmen, ein goldenes Kreuz an einem grünen Bande. (Hört! hört!)

S. 203 schließt das Capitel der Krankenhäuser und es beginnt das der Volksstämme. Der Hauptkern des Ganzen, der von den Russen gebildet wird, ist eine Masse von nahe an 40 Millionen Menschen, und um ihn sitzen alle die von seiner Übermacht überwältigten Stämme der Tataren, im Süden und Osten, der Polen und Letten im Westen und der Finnen im Norden wie Anhängsel herum.

Hr. Bulgarin bleibt hier wie in seinem ganzen Buche seiner Manier getreu, mit den wichtigsten Sachen es nicht genau zu nehmen, bei Kleinigkeiten aber zur Goldwage zu greifen. Die Kleinrussen bestimmt er (S. 264) genau und

sicher (aber fälschlich) zu 6 Millionen, da er auch gewiß nicht zu viel gethan hätte, wenn er 12 Millionen angenommen hätte. Dagegen schreibt er gewissenhaft (S. 206) hinter einem der 27 Tatarenstämme, der Kaibalen: „sie sind nach der Meinung Stepanow's nicht genau zu bestimmen". Auch scheinen ganz falsche Ansichten von der Verzweigung der verschiedenen Stämme zum Grunde zu liegen, wenn er (S. 204) neben dem lettischen ein kurisches Volk als eine Abtheilung des großen lithauischen Volkszweiges aufführt, da es doch bekannt genug ist, daß Kurland wie die südliche Hälfte Livlands von Letten bevölkert ist, und daß die Kuren, denen das Land seinen Namen verdankt, eine kleine finnische Volksruine sind, die, wenige Tausend Seelen stark, in einigen Gegenden des kurischen Strandes trauernd nisten.

S. 213 am Ende dieser ersten großen Abtheilung seiner Statistik: „Über die Fundamentalkräfte des russischen Reichs", rechnet er alles bisher Gesagte zu einer allgemeinen Summe zusammen und stellt dann in fünf Sätzen seine gewonnenen Resultate auf. Sie lauten:

1) Der von Rußland eingenommene Raum gewährt alle Vortheile in staatswirthschaftlicher und politischer Beziehung. 2) Die Volksmenge entspricht in ihrer Summe dem Flächenraume zwar nicht; allein sie ist günstig vertheilt. 3) Bei den gegenwärtigen Maßregeln der Regierung läßt sich eine reißende Zunahme der Bevölkerung erwarten. 4) Diese Erwartungen werden auch durch die moralischen Eigenschaften des russischen Volkes unterstützt. 5) Die Einheit der Abstammung und der Religion sind vollkommen begünstigend für die innere Ruhe und äußere Sicherheit Rußlands. Die unbedeutenden Völkerstämme, welche an den nördlichen, östlichen und südlichen Grenzen unsers Vaterlandes leben, vermischen sich immer mehr mit der allgemeinen Masse der Bevölkerung, und jeder Stamm, nach Maßgabe der örtlichen Bedingungen, beingt dem Reiche seine eigenthümlichen Vortheile.

Wir müssen gestehen, daß wir erschrecken, wenn wir diese fünf Resultate einer 213 Seiten langen Arbeit überschauen, mit denen der Verf. dieselben gleichsam krönen zu wollen scheint und von denen doch unserer vollen Überzeugung nach bei naher Beleuchtung nicht eine einzige Probe hält. Sie erscheinen uns zum Theil falsch, zum Theil gar nicht aus dem Vorigen hervorgehend, zum Theil überflüssig.

II. „Volksbildung oder Cultur. A. Physische Cultur." Unter physischer Cultur versteht Hr. Bulgarin diejenige Cultur, welche sich damit beschäftigt, den Fundamentalkräften des Bodens ihre Gaben abzugewinnen, den Ackerbau, Gartenbau, Jagd, Waldwirthschaft, Seidenzucht, Bienenzucht u. s. w. Das vom Pfluge in Rußland bearbeitete Land wird auf 100 Millionen Dissiatinen geschätzt, d. h. also ungefähr 14,000 Quadratmeilen, oder etwa das Areal von Schweden und Norwegen. Das ganze russische Areal beträgt ungefähr 2800 Millionen Dissiatinen. Es wäre demnach nur der 28. Theil des Bodens beackert und $^{27}/_{28}$ lägen wüste, entweder weil er unbebaubar ist, oder es an Händen zu seiner Bebauung fehlt. Die Charakteristik der russischen Ackerkrume ist von Hrn. Bulgarin (S. 218—599) äußerst schwach ausgeführt, obgleich die merkwürdigsten Unterschiede zwischen den verschiedenen Zuständen derselben in Polen und den Ostseeprovinzen, wo sie meistens als dünner Schleier über sandigem Boden liegt, zwischen Finnland und dem Norden, wo sie als ein modernder Moossteppich die Sümpfe überzieht, zwischen den Steppen und dem Süden, wo eine $1^1/_2$ Ellen dicke fette Erdschicht auf kalkigen Unterlagen wie Gold auf Blei liegt, zwischen Grusien, Sibirien, Moskowien, Kamtschatka, welche Verschiedenheiten! welche grellen Contraste! Hr. Bulgarin hätte diese Verhältnisse mit einigen großen Pinselstrichen darstellen sollen. Allein leider hat er auch hier wie überall ins Kleinliche gepfuscht und hier und da an den Nägeln der Natur geputzt, aber nirgend einen Arm gemeißelt.

S. 222 fg. werden die einzelnen Erzeugnisse des Ackerbaues und der Landwirthschaft durchgenommen, doch sind die Bemerkungen über dieselben äußerst dürftig, herbeigezogen, unvollständig und ungenügend.

In dem Capitel über die in „Rußland wachsenden Nutzpflanzen" macht sich ein eigenthümliches Streben und Haschen nach ungewöhnlichen und fremden Pflanzen bemerkbar. So werden Indigo, Cochenille, Safran und andere viel unbedeutendere, aber gewissermaßen vornehmere Pflanzen viel weitläufiger abgehandelt als Flachs, Roggen, Hanf u. s. w., welcher letztere z. B. mit einer einzigen Zeile abgefertigt wird. Ausländischen Indigos sollen nach S. 225 von 1824—33 nicht weniger als 2,095,000 Pud, und zwar zu dem Preise von 66 Millionen Rubel eingeführt sein, womit man ungefähr das ganze Himmelsfirmament, das sich über Rußland wölbt, blau färben könnte, und jedes Pfund müßte demnach nicht mehr als etwa 85 Kopeken, d. h. 5 Groschen *) gekostet haben.

Eine der besten Partien des Buchs ist das (S. 238 fg.) über Mangelhaftigkeit der russischen Ackerwirthschaft Gesagte, worin der Verf. recht freimüthig und gut ausführt, wie kein Land in Europa sei, dessen Getreideernten so sehr von Zufälligkeiten abhänge wie die Rußlands, wie schädlich die Dreifelderwirthschaft sei, und wie nur durch einen verbesserten, rationellen Ackerbau reiche und unveränderliche Ernten gewonnen werden könnten, obgleich er auch hier zuweilen in seine gewöhnliche aphoristische, ganz eigenthümliche, sehr unverständliche Manier und Sprachweise verfällt, die besonders unklar erscheint, wenn er sie mit einer lateinischen Redensart würzt, wie z. B. S. 249, wo er von den Klagen der niedrigen Getreidepreise spricht und bemerkt:

Allein bei diesen Klagen vernimmt man nur die Stimme der Grundbesitzer. Für die zahlreiche Classe der Consumenten ist aber diese Wohlfeilheit der Art, daß sie den Betrag ihrer Einnahme übersteigt. Woher kommt dies? Aus bono aut-nihil. — Wir wollen nur sagen, daß der allgemeine Hebel der unbeschränkte Wohlfeil ist. Nur bei demselben ist Überfluß möglich; nur mit ihm allein schlummert die Thätigkeit nicht.

Der Ackerbau producirt Korn — aus Korn bäckt man Brod — Brot stillt den Hunger — Hungersnoth ist schrecklich — ihr Unglück zu mildern, legt die Regierung Magazine an. So möchte ungefähr die Ideenverbindung sein, die Hrn. Bulgarin bei Gelegenheit des russischen Ackerbaues auf den administrativen Zweig der Vorrathsmagazine führt,

*) Bekanntlich kosten in Deutschland der Indigo mehr, etwa 1—3 Thaler.

von denen er uns (S. 249 fg.) genaue Rechnung bis auf Heller und Viertelspfennig gibt.

Nach dem Ackerbau schreitet Hr. Bulgarin (S. 262) weiter fort zur Betrachtung des Zustandes der russischen Viehzucht. Tabellen über die Anzahl des Viehstapels in Rußland gibt er nicht, und wir danken ihm dafür fast mehr, als daß er uns über Polen so höchst unwahrscheinliche Zahlen aufführt. Wer wird es denn glauben wollen, daß 1827 Polen 700,000 Schweine hatte, 1829 dagegen 1,700,000, und 1834 wiederum 800,000? Beim Hornvieh wird S. 268, wie auch schon einige Male vorher, von zwei Viehracen gesprochen, von der cholmogorrischen und der ukrainischen. Es scheinen bei der Art des Verf., sich über diesen Gegenstand auszudrücken, sehr irrige Ansichten von den Viehracen Rußlands zum Grunde zu liegen. Ohne hier den Versuch einer ergründenden Darstellung der im weiten Rußland verbreiteten Viehracen zu wagen, bemerken wir nur, daß im ganzen Norden und Centrum Rußlands eine kleine, schwächliche Hornviehrace einheimisch ist, in welcher die cholmogorrische Race bei Archangel, die von holländischem Rindvieh herstammt, das Peter der Große hierher verpflanzte, nur gleichsam wie eine kleine Fremdencolonie eingesprenkelt ist — im ganzen Steppensüden dagegen, von den Karpaten bis zur Wolga und vom äußersten, nördlichen Steppenrande bis zum Pontus, mit Ausnahme der krimschen und kaukasischen Gebirge, eine und dieselbe große, silbergraue, langhaarige Viehrace verbreitet ist, die mit ihrem Talge den Handel des Pontus wie der baltischen See belebt und mit ihrem Fleische Wien wie Petersburg nährt, und die Hr. Bulgarin blos die ukrainische nennt, die auch in den Ostseeprovinzen wol die podolische und in Wien die polnische heißt, weil sie durch Polen wandert, um zu den Östreichern zu gelangen. Sie ist durch die Moldau, Podolien, Neukleinrußland, die Ukraine, die Kosackenländer, Taurien, Saratow, mit einem Worte überall einheimisch, wo Steppencharakter und kleinrussische Nationalität vorherrscht.

Seite 269 beginnt die Schafzucht.

Ihaac — dessen Name von Jedem dankbar ausgesprochen werden muß, der Landwirthschaft beschäftiget — bemerkt hierbei sehr gründlich, daß Rußland durch seinen Überfluß an Weideplätzen, wie es scheint, zur Schafzucht von der Natur bestimmt sei, und Hassel — der die Schafe des europäischen Rußlands zu 30 Millionen annimmt, fügt richtig hinzu —: wer mag die asiatischen Heerden zählen, die den Nomaden des asiatischen Rußlands gehören?

Von den Angaben dieses Capitels bezeichnen wir als unwahr: daß nach S. 271 nur 70,000 Stück Schafe in Bessarabien sein sollen. Es fehlen hier einige Nullen, denn es gibt in Bessarabien blos einzelne Heerden, die fast jene Zahl erreichen. Nach der Zahl des Hrn. Bulgarin müßten sich jede 10 Menschen, wenn man nämlich immer die Hälfte der Heerde schlachtete und die Hälfte zur Fortpflanzung des Stammes leben ließe, ihre Kleider, Pelze u. s. w. aus einem Schafe bereiten. Als unvollständig: daß unter den verschiedenen Schafracen des südlichen Rußlands wol die mit dem Fettschwanze, nicht aber die ebenso interessante mit den Fettpolstern erwähnt ist; als unverzeihlich: daß, während die Wollwäschen von Odessa (es gibt daselbst unsers Wissens nur eine einzige, und zwar eine höchst unbedeutende, wie denn dies bei einer Stadt, die kaum Wasser genug hat, ihren Durst zu löschen, geschweige Wolle zu waschen, sehr natürlich ist) erwähnt worden, der so sehr wichtigen und äußerst zahlreichen Wollwäschen Charkows (sie sind die bedeutendsten in ganz Südrußland) gar nicht gedacht wird; als allein erträglich, interessant: die Notizen über die „veredelte Schafszucht" (S. 273 fg.), aus denen hervorgeht, daß dieselbe in Rußland reißende Fortschritte macht, insbesondere in den Ostseeprovinzen, wo sich die Anzahl der Merinoschafe binnen vier Jahren verdreifachte.

Die Forstwirthschaft beginnt auf S. 293. Auch hier wollen wir lieber, um uns nicht zu weit zu verlieren, alle das Interessante, was hätte gesagt werden können, vergessen und uns nur an die Kritik des Gegebenen halten. Wenn die Übersichten der Kronwälder in den verschiedenen Gouvernements (S. 295) zuverlässig wären, so ließen sich die interessantesten Folgerungen daraus ziehen und die merkwürdigsten Resultate darauf bauen. Allein gleich das vierte Gouvernement Kurland erfüllt uns mit Zweifel. Es sollen hier nur 30,000 Dessiatin Kronforsten sein. Es ist bekannt, daß mehr als der vierte Theil dieses Herzogthums (d. h. etwa 130 Quadratmeilen) der Krone gehört, und von jenen 130 Quadratmeilen sollen nur 30,000 Dessiatin, d. h. 5 Quadratmeilen bewaldet sein? Es gibt in Rußland Wälder, die noch kein Fuß von Menschen betreten hat. Und doch wagt es Hr. Bulgarin, uns bei jedem Gouvernement gewissenhaft, sogar jede halbe und Viertelquadratklafter Waldung aufzuführen. Es soll im Ganzen 122 Meilen Dessiatin Wald in Rußland geben, wovon allein 80 Meilen auf die drei Gouvernements Wologda, Archangel und Perm kämen. Die Wälder von 14 nördlichen Gouvernements zu 24 mittlern und 9 südlichen stünden ungefähr im Verhältniß der Zahlen 100 : 20 : 1/9. Hr. Bulgarin spricht es Hrn. Androssow nach, daß 2/3 des europäischen Rußlands von Wäldern bedeckt seien, ohne auch nur im geringsten zu erwägen, daß das südliche Steppenviertel Rußlands ebenso wenig einen einzigen Wald enthält wie das nördliche Tundrenviertel und mithin die ganze übrige mittlere Hälfte ein ununterbrochener Wald sein müßte. Nur das Nachdenken eines Moments reicht hin, um zu erweisen, daß wenigstens mehr als 2/3 des europäischen Rußlands waldlose Ebene sein muß. Nicht übel wiederum sind die Bemerkungen über die „schlechte Behandlung der Wälder in Rußland". Doch sind es schon vielfach besprochene Sachen.

Auf Seite 312 fangen gleich darauf die Bienen an zu schwärmen. Bei Einem und Andern ist dieser süße Gegenstand, die Bienenzucht, die Honig- und Wachsgewinnung viel hübscher abgehandelt und auch schon weit mehr erschöpft als hier.

Man hat in Rußland eine große Begierde, Alles zu haben, was die Ausländer haben; daher will man den Gartenbau forciren, daher will man sich des Wein- und

Seidenbaus rühmen. Gegen dieses Bestreben tritt Hr. Bulgarin S. 311 unter seinem Capitel „Seidenbau" sehr verständig auf und sagt, daß es unvortheilhaft, ja schädlich sei, diesen Industriezweig überall verbreiten zu wollen, wo das Klima denselben nicht begünstige, und daß die localen Hauptbeschäftigungen der Einwohner dadurch unausweichlich beschränkt werden würden. Er führt dafür Jahrzehnde lang bestehende Seidenbauanstalten an, von denen die eine jährlich 15 Pud, die andere 3 Pud, eine dritte noch weniger producirte und die eine jede viele Tausende kosteten.

In Bezug auf „Gartenbau" wird angenommen, daß 2,200,000 Quadratdissiatin Gärten in Rußland sind, d. h. etwa 350 Quadratmeilen. Dies gäbe einen ganz hübschen Garten, so groß wie das Königreich Sachsen. Doch ist uns unbewußt, wie man zu dieser Summe gekommen. Die Hauptgartengegenden werden dann einzeln durchgenommen. Von den verschiedenen Arten der in Rußland volksthümlichen Gärten wird gar nichts gesagt, und doch hätten sich die „Shads" der Russen, die „Baschtaus" der Tataren und Maloroſſianer, die „Darfe" der Letten, die „Feldgärten" der Moldauer u. s. w. sehr bestimmt unterscheiden und genau nach ihrer Größe, Bestimmung, Anlage und nach den in ihnen gehegten Pflanzen charakterisiren lassen.

Zu den weinbauenden Provinzen Rußlands werden auch Seite 346 sogar die Gouvernements Kaukasien, Cherson, Astrachan, Saratow, Charkow, Poltawa gezählt. Allerdings wächst in allen diesen Provinzen bis zum schwarzen Meere hin, in den Thaleinschnitten hier und da, mühsam von Menschenhänden gepflegt und gegen die harten Winter kaum sich am Leben erhaltend, ein trüber, sauerer, kaum trinkbarer Wein. Bei allen deutschen Colonisten jener Gegenden, und sie sind fast die einzigen Weinbauer daselbst, weil die Regierung sie dazu anhält, ist es nun aber eine ausgemachte Sache, daß der Weinbau ihnen gar keinen Vortheil bringe, und daß sie herzlich froh sein würden, wenn man ihnen erlauben wollte, alle ihre Kräfte und Capitalien, die sie jetzt den Weinbergen widmen müssen, auf Viehzucht und Ackerbau zu verwenden. Nur die Krim, wenigstens der gebirgige Theil, und zwar vorzüglich die Südküste, ist allein als Weinland zu nehmen. Und dann der Kaukasus, wo der Wein wild wächst.

(Der Beschluß folgt.)

Eine pariser Familiengeschichte. Von S. Hänle. Würzburg, Stahel. 1840. 8. 1 Thlr.

Von den traurigen Bildern, welche das Familienleben der Pariser darbietet, hat sich der Verfasser oder der Übersetzer — denn zu seiner Ehre wollen wir glauben, daß er nur das letztere ist — das traurigste und verworfenste ausgesucht, um daraus eine Geschichte zu machen, die uns unterhalten soll. Jedes wohlgeordnete Gemüth kann jedoch nur Ekel und Abscheu an einem solchen Gemälde der Liederlichkeit, Verworfenheit und aller Verbrechen, bis zur Blutschande hinab, empfinden, und es ist wahrhaft unbegreiflich, wo ein Verleger innerhalb deutscher Grenzen den Muth hernimmt, ein so häßliches und abscheuliches Machwerk zu drucken und unter seinem Namen auf den Markt zu bringen. Unbegreiflich, sagen wir, und dies um so mehr, als es an bessern Erscheinungen in der französischen Novellistik, welche trotz alles Übersetzereifers noch immer verborgen bleiben, keineswegs fehlt. So werden, um nur ein Beispiel anzuführen, die kleinen novellistischen Arbeiten, welche die bessern politischen Zeitschriften in ihren Feuilletons liefern und die oft kleine vortreffliche Kunstwerke, meistens aber gefällige und geschickte Arbeiten sind, gänzlich übersehen und von Niemand beachtet. Das „Journal des débats", die „Presse", der „Temps" bieten ein reichhaltiges Magazin solcher kleinen Novellen, historischer oder sittenschildernder Art dar, die wol verdienten, in guter Auswahl bei uns bekannt gemacht zu werden, die sogar meistens von namhaften Autoren herrühren und ohne Vergleich den Vorzug vor solchen Caricaturen der pariser Welt ansprechen, wie uns Hr. Hänle hier darzubieten sich nicht scheut. Wir würden mit uns selbst in die allergrößte Inconsequenz verfallen, wollten wir ein solches Gewebe von Schlechtigkeit in ethischer und ästhetischer Beziehung, wie diese „Pariser Familiengeschichte" uns gibt, hier näher zergliedern. Der Leser hat genug, wenn wir ihm sagen, daß alle hier vorgeführte Personen wahre Concentrationen der Verworfenheit sind, und auch nicht ein Fünkchen echter Moral in ihnen anzutreffen ist; daß die Geschichte zwischen einer liederlichen Witwe und ihren zwei Bastarden, nebst deren Vater, bis zum entschiedensten Ekel herumgeworfen wird und im Spital endet; daß von zulässigem Zweck, anziehender Handlung, Charakterbegründung und Allem, was dahin gehört, auch nicht eine Spur vorkommt und daß endlich nicht einmal das Verderben, welches alle Theilnehmer trifft, eine moralische Seite darbietet, sondern nur auf Rechnung der Ungeschicklichkeit kommt. Den übrigen Greuel erlassen wir uns und dem Leser, beschwören aber alle ehrliebende Buchhandlungen, an ihre Verlagsunternehmungen doch wenigstens die allereinfachste Kritik, die des Vortheils, anzulegen und nicht Sachen zu begünstigen, die sie selbst in Verruf bringen müssen. Es kann bei uns nur besser werden, wenn dies geschieht. 39.

Literarische Notizen.

In der schönen Literatur ist es gegenwärtig ziemlich still in Frankreich. Zu nennen sind etwa „Une jeunesse orageuse", von Jules Lecomte, und „Le roi des frênelles", von A. Thouret, Verf. von „Toussaint le Mulâtre", „Blanche de Saint-Simon" u. s. w. Außerdem werden als bald erscheinend angekündigt: „Les secrets de famille", von Alphons Brot; „Le curé de village", von Balzac; und „Les forgerons", von Soulié. Die letztgenannte Novelle, welche bereits in einem französischen Journale mitgetheilt worden, spielt bekanntlich in Deutschland; da kommen denn freilich mancherlei seltsame Monstra von Personennamen vor. Von dem anonym erschienenen Roman „Oléar" heißt es in einem Journal: „Man wird an diesem Romane vielleicht viel aussetzen können, aber man wird ihn doch mit Vergnügen lesen. Der Verf. versucht, wenigstens im ernsten Genre, zum ersten Male die Verbindung von Prosa und Versen, welche durch Thomas Moore's „Lalla Rookh" so vielen Beifall in England erhalten hat. Zugleich wechselt, je nach dem Bedürfnisse des Gedichts oder des Romans, das Lyrische mit dem Dramatischen, der Gesang mit dem Dialoge ab."

Für Philologen interessant sind folgende neuerschienene Übersetzungen und Commentare: „La rhétorique de *Philodème*", Text, Übersetzung und Commentar vom Prof. Gros, nach dem Papyrus von Herculanum, und „Le Parménide, dialogue de *Platon*, traduit et expliqué par *J. A. Schwalbé*, docteur ès-lettres". 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 94. — 4. April 1841.

Bulgarin über Rußland.

(Beschluß aus Nr. 93.)

Auch von den Nachrichten über die „russische Pelzthierjagd" S. 352 fg. läßt sich Dasselbe sagen, was wir oben von dem Holzhandel u. s. w. bemerkten. Wir können dies Alles in andern Büchern schon viel interessanter geschildert finden. Das Neue, was Hr. Bulgarin von der russisch-amerikanischen Compagnie hinzugefügt hat, ist voll lächerlicher Ansichten und falscher Data. So scheint er z. B., um nur eins anzuführen, ganz eigene Begriffe von der Hälselmaus (mus citillus) zu haben, von deren Jagd auf der Insel Ukamaka (S. 357) ein Umständliches erzählt wird. Es sollen daselbst jährlich 25,000 dieser Thierchen erschlagen werden. Es klingt dies ungefähr ebenso, als wenn er, von Europa sprechend, sagen wollte: Auf der Insel Malta werden sehr viel Apfelsinen geerntet, nämlich 25,000 Stück. Man muß wissen, daß der mus citillus in ganz Sibirien und im ganzen südlichen europäischen Rußland, so weit die Steppennatur reicht, verbreitet ist, und zwar so äußerst zahlreich wie bei uns die Feldmaus. Es wird im Ganzen nicht viel Jagd auf sie gemacht, weil ihr Pelz klein, dünn und unansehnlich ist. Doch wird sie überall gelegentlich erschlagen und Millionen ihrer Felle kommen in den Handel. Sehr beachtenswerth ist es, was S. 362 gesagt wird, daß der Fang der Zobel und anderer Pelzthiere in Sibirien mit jedem Jahre abnimmt, und daß zugleich die Preise der kostbaren Pelze abnehmen. Da in Rußland die Anzahl der pelztragenden Menschen, wie wir aus der Betrachtung der Population wissen, in reißendem Zunehmen begriffen ist und das Klima durchaus dasselbe bleibt, so läßt sich denken, daß die gemeinen Pelze wol eher im Steigen begriffen sind, daß aber vielleicht unter den vornehmen Classen der Luxus mit kostbaren Pelzen nicht mehr so groß ist. Auch die amerikanischen und englischen Pelzjäger in Nordamerika mögen dazu beitragen, die Preise der russischen Waaren niedrig zu halten.

In keinem Lande der Welt gibt es so großartige Flußfischereien als in Rußland. Die Meerfischereien sind nicht so bedeutend. Und es ist daher sehr natürlich, daß Hr. Bulgarin auch dieses Thema in einem eigenen Capitel abhandelt, was wol in der Statistik manchen andern Landes ganz wegfallen möchte. Wenn nur nicht auch hier Alles mit so vielen Unwahrscheinlichkeiten und Irrthümern durchwebt wäre! Die wichtigsten aller russischen Fischereien befinden sich an den Mündungen der Flüsse des kaspischen Meeres. Es sind die Emba-, die Wolga-, die Ural- und die Terekfischereien. Die Wolgafischereien stehen unter allen obenan und heben jährlich für 7 Millionen Rubel Fische aus dem Wasser. Im ganzen kaspischen Meere sollen für 10 Millionen Rubel Fische gefangen werden. Auch die Embafischereien sind sehr bedeutend. Doch kann man keiner einzigen Angabe des Hrn. Bulgarin darüber trauen. Seite 368 sagt er, daß die Embafischereien jährlich 200,000 Pud Salz verbrauchen. Da sie nach S. 374 etwa 370,000 Fische jährlich gewinnen sollen, von denen nur 10,600 zu den großen Fischen gehören, so gäbe dies auf jeden Fisch ungefähr 24 Pfund Salz. Der Fischfang im asowschen und schwarzen Meere ist beiweitem nicht so bedeutend, obgleich durchaus nicht unwichtig. Die Hauptpunkte, welche Hr. Bulgarin gar nicht deutlich hervorhebt und nicht bestimmt genug von den Nebenpunkten unterscheidet, sind die Mündung des Don, der taurische Bosporus, die Mündung der Donau, schon weniger bedeutend der odessaer Meerbusen mit den Mündungen des Dniestrs und des Dniepers. Sehr wenig bedeutend aber ist der Fischfang an den krimschen Küsten bei Jewpatoria, Balaklowa und Feodosia. So gut wie gar kein, wenigstens kein nennenswerther, Fischfang existirt aber bei Alupka, Jalta, Magaratsch, Alaschta, lauter tartarische Dörfer, die Hr. Bulgarin als die Punkte des reichsten Fischfanges bezeichnet.

Der Fischfang der Ostsee wird S. 373 mit 4½ Zeilen abgefertigt, obgleich der Strömlingsfang einen Fisch liefert, der unter dem Namen Strömling in ganz Westeuropa bekannt ist und unter dem Namen „Skilli" in ganz Rußland verhandelt und verspeist wird. Ja, sollte man es glauben, der ganze großartige von Archangel aus betriebene Fischfang in dem Nordmeere wird nicht mit einem einzigen Worte erwähnt, obgleich er sowol in politischer Beziehung (in Hinsicht auf Norwegen und Schweden) als in ökonomischer von anerkannter Wichtigkeit ist.

Wenn Hr. Bulgarin oben allein 32 Seiten dem russischen Wein- und Seidenbau widmete, so sollte man kaum glauben, daß er den russischen Bergbau und Schluß dieses ersten Bandes mit neun Seiten abfertigen könne,

da doch seine Producte, das Eisen, Salz, Kupfer, Silber, Gold, so ganz unvergleichlich viel mächtigere Gewalten in dem Volksleben der Russen repräsentiren, als der sauere krimsche Wein und die tugendlosen taurischen Seidengespinnste. Für Gold, Platina und Eisen ist der Ural das hauptsächlichste, ja fast ausschließliche Gebirge, während Silber, Blei und Kupfer blos aus den sibirischen Gruben kommen, dem Altai-, den nertschinskischen und kolywanischen Gebirgen. Entschieden das meiste Salz wird in Rußland aus den Salzseen der südlichen Steppen gewonnen. Einiges auch aus dem Meere, noch weniger den Bergen als Steinsalz, mehr aber wieder aus den Salzsiedereien bei Salzquellen, besonders im Pomnschen.

Dem Ganzen sind noch angehängt:

1) 50 Seiten mit unterschiedlichen Tabellen und einer Masse von Zahlen bedruckt;
2) 63 Seiten mit Ergänzungen;
3) einige Karten.

Die ersten neun Tabellen betreffen die Bevölkerung des ganzen Reichs. Mit Ausnahme der zwei letztern handeln sie alle ausschließlich von einem einzigen Populationsverhältnisse, nämlich dem Verhältnisse der in verschiedenen Gegenden und zu verschiedenen Zeiten geborenen, gestorbenen und existirenden Menschen männlichen zu denen weiblichen Geschlechts. Wenn man bedenkt, in wie vielfachen Verhältnissen die Elemente der Bevölkerung zueinander stehen, die Verhältnisse geschlossener Ehen zu der ganzen Masse, der neugeborenen Kinder zu der Menge der vorhandenen Ehen, der Theilnehmer des einen Standes zu denen des andern, des Mouvements in der einen Region zu dem Mouvement in der andern, der Ergiebigkeit des einen Volksstammes zu der des andern, der Hagestolzen zu den Verheiratheten, der ehelichen zu den unehelichen Kindern, der Zwillinge zu den einfachen Geburten, der gesunden Geburten zu den monstruösen, und in wie unendlich mannichfaltigen Beziehungen man alle diese Verhältnisse wieder untereinander setzen kann, so muß man sich in der That wundern, daß Hr. Bulgarin in sieben zahlenreichen Tabellen blos jenes Verhältniß der Geschlechter berührt und alle jene übrigen Fragen mit Stillschweigen übergeht.

Die sechs folgenden Tabellen behandeln unterschiedliche, für die Statistik der Stadt Petersburg interessante Gegenstände. Sie gehören durchaus nicht in eine allgemeine Statistik des ganzen russischen Reichs. Jeden der behandelten Gegenstände hätte Hr. Bulgarin in Bezug auf alle Städte, oder doch wenigstens auf die beträchtlichsten des russischen Reichs, auffassen müssen und uns z. B. nicht die Zufuhr, oder den Branntweinverbrauch der Stadt Petersburg allein, sondern in einer übersichtlichen vergleichenden Tabelle die Consumtion, Zufuhr und Production verschiedener Städte zusammenstellen sollen, damit wir daraus das Wesen und den Charakter dieser verschiedenen Städte kennen lernen könnten. Es ist daher wol natürlich, wenn wir diese Tabelle hier gar nicht berücksichtigen.

Es folgen acht Tabellen zur Darstellung des russischen Bergbaus. Die interessanteste ist die erste über die Menge der in Rußland gewonnenen Metalle und Mineralien von 1830 — 35.

Durchschnittlich ergeben sich folgende Zahlen:

Gold	400 Pud,	oder	16,000 Pfund *)
Platina	108 "	"	43,000 "
Silber	1200 "	"	48,000 " **)
Kupfer	220,000 "	"	8,800,000 "
Eisen	10,000,000 "	"	400,000,000 "
Blei	43,000 "	"	1,720,000 "
Salz	30,000,000 "	"	1,200,000,000 "

Jeder Mensch in Rußland verbraucht also jährlich für sich und sein Vieh 7 Pfund Eisen und 20 Pfund Salz. Das Gold gewinnt zur Hälfte die Krone, zur Hälfte wird es von Privaten ausgebeutet, das Silber meistens von der Krone, das Platin ausschließlich von Privaten.

Die dritte Tabelle enthält eine ausführliche Darstellung der privaten Berg- und Hüttenwerke im J. 1834. Es werden darin alle russischen Bergwerksbesitzer aufgeführt und ihr Gewinn in jedem Metalle angegeben. Da unter ihnen viele Große sind, die kaiserliche und königliche Einkünfte aus ihren Hütten ziehen, und selbst die kleinen doch auch so viel wie die kleinen deutschen Fürsten, so sind wir weit entfernt, Hrn. Bulgarin hier seine Genauigkeit zu verdenken.

Eine der am wenigsten glaublichen Tabellen ist die achte, über die Aus- und Einfuhr von Metallen im J. 1832. Es kommt hier unter Anderm gleich zu Anfange folgende Angabe vor: Gold und Silber wurden ausgeführt 175,943 Pud (sage 175,943 Pud, d. h. ungefähr 7 Millionen Pfund). Nehmen wir an, es sei blos Silber gewesen und setzen wir das Pfund Silber zu 20 Thaler, so gibt dies eine Summe von 140 Millionen Thalern.

An Kupfer soll ausgeführt sein 1,659,000 Pud, oder 66 Millionen Pfund, 7 — 8 Mal so viel als das russische Reich erzeugt. Der Preis dieser 66 Millionen Pfund wird zu 5 Millionen Rubel angegeben. Demnach würde in Rußland das Pfund Kupfer zu 7 Kopeken oder 7 Pfennigen verkauft!!

Auch den nach dieser Tabelle folgenden Anhang von 50 Seiten gewissenloser und ungenauer Ergänzungen haben wir gewissenhaft und genau durchgenommen. Wir haben leider nichts Trostreiches und Erbauliches darin wahrgenommen. Die Verbesserungen sind der Art, daß sie das Ganze nur noch mehr verwirren, und die Ergänzungen enthalten zum Theil solche Widersprüche mit dem vorhergehenden Texte, daß man von Herzen wünscht, der Verf. hätte nie erfahren, daß man auch Verbesserungen und Ergänzungen einem Buche anzuhängen pflegt. Der in der dritten Ergänzung im Auszuge gegebene Aufsatz Arseniew's über die Hydrographie Rußlands mag sehr viel Gutes enthalten. Aber so verstümmelt, wie er hier ist, ist er gar nichts werth und trägt nur dazu bei, unsere Kenntnisse zu verwirren. Bis zu welchem Grade nun

*) Vier Mal mehr als das ganze übrige Europa.
**) So viel wie Östreich, und auch so viel wie das ganze übrige Europa außer Östreich.

mit diesen Ergänzungen Alles im Buche schwankt und wankt, können wir z. B. zeigen, wenn wir nur die verschiedenen Angaben über den Flußhafen Rybinsk zusammenstellen. Seite 7 der Ergänzungen heißt es: „Nach Rybinsk werden aus den Niederwolgaplätzen gebracht für 45,700,000 Rubel; abgefertigt werden für 62,000,000 Rubel." Seite 59 der Ergänzungen dagegen heißt es: „Fahrzeuge kommen nach Rybinsk 20,000 mit Ladung im Betrage von 250,000,000 Rubel." Seite 8 der Ergänzungen war der Werth alles auf der Wolga jährlich hin- und herschwimmenden Handelsguts zu 224 Millionen angegeben. Seite 96 des Textes war der Werth aller Waaren, die auf dem ganzen innern Schifffahrtssysteme Rußlands hin- und herschwimmen, zu 241 Millionen angegeben. Seite 70, 88 und 89 kann man über den Stapelort Rybinsk noch einige andere wieder anderslautende Angaben lesen. Wahrlich, eine babylonische Verwirrung! Die beigefügten drei Karten von dem europäischen und asiatischen Rußland, sowie von den uralischen Bergwerken würden wir ganz mit Stillschweigen übergehen, wenn nicht auf jeder umständlich beigefügt wäre: „nach einem Entwurfe des Hrn. T. Bulgarin, bearbeitet von dem und dem, und ins Deutsche übertragen von dem und dem", und sie dadurch gleichsam anspruchsvoller aufträten und eine Kritik zu erwarten schienen.

Äußerlich stellen sich die Karten des Hrn. Bulgarin so unvortheilhaft als nur möglich dar. Die verschiedenen Zeichen für die verschiedenen Gegenstände, für die Grenzen, Straßen u. s. w. sind sehr unpassend gewählt. Die Umrisse der Länder, Gebirge, Gewässer sind so ungenau, daß ein Blick hinreicht, um sie als flüchtig gezeichnet und unbrauchbar zu erkennen. Sollte es eine flüchtige Skizze sein, so konnte sie weniger geben, aber das Wenige gut. Kein einziges Verhältniß, wenn man allenfalls das des Laufes der Hauptflüsse ausnimmt, tritt darauf dem Auge deutlich hervor. Was versteht aber Hr. Bulgarin unter dem Titel „statistische Karte", welchen er seiner ersten Karte gibt? Ohne Zweifel eine solche, auf welcher statistische Verhältnisse in einem anschaulichen Bilde ihrer Örtlichkeit dargestellt sind. Und zwar hier am Ende des ersten Theiles seiner Statistik solche Verhältnisse, wie sie in dem vorhergehenden Bande erläutert wurde. Welche Verhältnisse waren dies nur? Die klimatischen, die hydrographischen, die Productions- und Populationsverhältnisse. Er hätte uns also hydrographische, klimatologische, Productions- und Populationskarten geben sollen. Er gibt uns aber eine gewöhnliche Karte von den russischen Gouvernements- und Kreisstädten, den Gouvernementsabtheilungen, an denen das einzige Außergewöhnliche ihre Schlechtigkeit ist. Dasselbe läßt sich von der Karte des asiatischen Rußlands sagen. Die Karte von den uralischen Bergwerken ist noch viel unbedeutender und unzweckmäßiger als die vorigen.

Die Statistik hat in unsern Tagen längst die Kinderschuhe ausgezogen. Sie steht so entwickelt, so würdevoll, so hoffnungsreich, so blühend und reizend da, daß diese Jungfrau das Verlangen manches edeln Ritters mit Recht erweckt. Sie hat das ihr angehörige Gebiet überschaut, sie hat es getrennt von den benachbarten Gebieten und hat von ihrem Eigenthume Besitz ergriffen. Sie hat alle die zu lösenden Fragen erkannt und gibt ihre Antworten in einer würdevollen Sprache. Es stehen in ihrem Dienste ein Menge edler Geister, die allen ihren Scharfsinn, ihre Talente, ihre Zeit demselben mit Begeisterung widmen und mit Mühe und Fleiß freudig ihr Feld bauen. Freilich ist dieser Dienst der Statistik gewiß kein leichter. Es gehört großer Scharfsinn dazu, der mit starker Kritik die gebotenen Data erwäge, das Wahre vom Falschen sondere, das Unwahrscheinliche verwerfe, das Gewisse begründe, eine ungemeine Umsicht, die nichts übersehe, das Wichtige hervorhebe, das Unwichtige in den Schatten stelle und überall das Ebenmaß der Theile wahre, eine unbedingte Hingebung und warme Begeisterung, die mit Freudigkeit das Gewonnene ergreife und es in ein schmuckes Sprachgewand kleide. Vieler mühseliger Arbeiten muß der Statistiker sich unterziehen und manchen Verzicht üben, indem er von langen Berechnungen und Erwägungen nur die wenigen und scheinbar kleinen Resultate liefert.

Keinem Statistiker aber sind alle diese Eigenschaften und noch viele andere so sehr vonnöthen als dem Statistiker Rußlands, eines Landes, in welchem das Material noch sehr wenig geordnet, die Quellen noch sehr trübe, die gebotenen Hülfsmittel vergleichsweise unbedeutend sind und welches doch auf der andern Seite von so hohem Interesse, von so ganz eigenthümlicher Gestaltung und so ungemein großartigen Verhältnissen ist. Rußland, dies wunderbare Riesenland, das den Erdkreis in einer einigen fast ununterbrochenen Masse umgürtet, dieser mächtige Staat, der an Größe Alles übertrifft, was bisher unser Planet, seit er der Hand des Schöpfers entrollte, aufzuweisen hat, und der wie ein geheimnißvolles, räthselhaftes Riesenbild den Blicken aller denkenden Menschen erscheint; dies merkwürdige Volk, das jetzt in dem Munde aller Nationen ist, des Ostens und Westens, der alten und der neuen Welt, dessen schreckenerregendes Wachsthum alle Geister beschäftigt — Rußland, die Titanin, sucht einen gigantischen Pinsel, den ein herculischer Maler mit nervigem Arm führe und in markige Farben tauche. Zeigt nun, fragen wir hier am Schlusse des ersten Bandes der Bulgarin'schen Statistik, wo wir die Resultate aus unsern obigen Bemerkungen resumiren, um aus der Glaubwürdigkeit und Tüchtigkeit des Gegebenen auf den Werth und die Gründlichkeit des noch zu Erwartenden zu schließen — zeigt nun dieses Werk, daß der Verf. den hohen Standpunkt der Statistik unserer Tage kenne? Zeigt es sich, daß er ihre Würde erkannt, daß er vertrauten Umgang gepflogen habe mit dieser edeln Muse? Offenbart es sich, daß ihr befruchtender Anhauch ihn bei seiner Arbeit angeweht habe? Zeigt es sich, daß Hr. Bulgarin, ehe er sich zum Statistiker erklärte, sich die Schwierigkeiten dieses Berufs recht deutlich machte? Wußte er, welche Ausdauer vonnöthen sei? Erkannte er, welche nicht Jedem gegebenen Talente ein solches Geschäft erfodere? Arbeitete er gewissenhaft, treu und arbeitsselig an seinem

mühsamen Werke? Prüfte er gehörig seine Kräfte, seine Kenntnisse, seinen wissenschaftlichen Standpunkt? Wußte er überhaupt, was eine wissenschaftliche Arbeit auf sich habe? Ja, fragen wir noch einfacher: wußte er, daß ein Schriftsteller die Logik, ein Statistiker das Stimmfähren gelobt haben müsse? Geht es aus dem vorliegenden Buche, fragen wir endlich, hervor, daß Hr. Bulgarin die ungemein interessante Stellung seines Vaterlandes zwischen den übrigen Staaten Asiens und Europas erkannte? War er sich der einzig merkwürdigen Rolle bewußt, die es in der Weltgeschichte unserer Tage spielt? Durchflog seine Phantasie, an jenem Bilde webend, die unermeßlichen Grenzen seines Vaterlandes, bald zu dem bleichen Nordpol eilend, dann zu dem mit südlicher Pracht erblühenden Kaukasus? Wenn er selber nicht die tausend Landschaften, welche im Schooße seines Vaterlandes ruhen, bereiste, und nicht die hundert Zungen und Völker mit eigenen Augen sah, die sich an allen jenen mächtigen Strömen, Meeren und Gebirgen regen, suchte er sie denn doch im Geiste heim? Und wenn er selber keinen aller jener vom russischen Adler überschatteten Berge erstieg, nicht einen einzigen jener in seinem Horste entspringenden Ströme besuchte, lauschte er denn doch nicht im Geiste an den Paläsithoren jener Okeaniden und Vulkaniden, um die Weihe zu empfangen zur begeisterten Darstellung des Vorhandenen? Die Antworten auf alle diese Fragen geben wir nicht. Sie ergeben sich aus alle Dem, was wir im Vorigen beibrachten. Die Wissenschaft ist kein hohler Name. Die geweihten Grenzen ihres Königreichs umfangen keine Utopien, und wer die heilige Stätte ihres Tempels betritt, muß sich seiner Schritte klar bewußt sein, denn er wird Rechenschaft ablegen müssen vor dem strengen Richterstuhle der Kritik, die im Innersten thront und jeden kühnen Eindringling einer strengen Prüfung unterwirft. Vor ihr Tribunal tritt klagend die Statistik auf. Ja, auch das Verf. beleidigtes Vaterland erscheint, das verhüllte, und klagt ihn an, daß er sich fälschlich rühmte, seinen Schleier gelüftet und sein Antlitz geschauet zu haben. 115.

Notizen.

Beethoven's Biographie von Moscheles.

Die von Moscheles zu London herausgegebene Biographie Beethoven's („The life of Beethoven; including his correspondance with his friends etc. Edited by *Ign. Moscheles*") ist ihrem Hauptinhalte nach nur eine Übersetzung der Schindler'schen, bereichert mit zahlreichen und sorgsam ausgewählten Zusätzen aus den von Schindler selbst bekämpften „Biographischen Notizen über Beethoven" von Dr. Wegeler und Ferd. Ries, mit dem Briefwechsel der Frau v. Arnim mit Beethoven, begleitet von einem eigenen, zur Veröffentlichung ermächtigenden Schreiben der Erstern, mit Berichtigungen und Abwehrungen, sowie mit einer Vorrede und einem Anhange von Moscheles. Das Factum der Zugrundlegung des Buchs von Schindler ist zwar in der Vorrede offen ausgesagt, auf dem Titel aber wahrscheinlich mit Berechnung auf die Wirkung von Moscheles' Namen verschwiegen; auch ist es bei dieser Gestaltung des Buchs, welches nach den obigen Angaben trotz seiner Verdienste nur Fiktion ist, auf den ersten Anblick nicht leicht möglich, den Ursprung seiner einzelnen Theile sogleich herauszufinden.

Der Universität Oxford hat Dr. Mason zu Ghurley ein Gemälde des Zodiacus aus dem Tempel von Tentyra in Ägypten nebst allen seinen ägyptischen Papyrusrollen, sowie ein Modell der Kirche zum heiligen Grabe zu Jerusalem vermacht, wovon ersteres in der Universitätsgemäldegallerie, letztere in der Bodlejanischen Bibliothek aufbewahrt werden sollen: diese erhält überdies ein Capital von 40,000 Pf. St.; das Queen's college dagegen alle seine übrigen ägyptischen, griechischen, römischen und andern Antiquitäten nebst einem Capital von 30,000 Pf. St. zur Anschaffung von Büchern in einer im Testamente bestimmten Zeit.

Einem Berichte im „Athenäum" vom 6. März zufolge soll der vor kurzem verstorbene Schriftsteller Joseph Aloys Gleich zu Wien als seinen Ertrag seiner literarischen Thätigkeit die Summe von 220,000 Fl. seiner einzigen Tochter zum Erbe hinterlassen haben, ein Vermögen, was sich noch kein einziger deutscher Schriftsteller, selbst Goethe nicht ausgenommen, mit der Feder erworben habe. 47.

Literarische Anzeige.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1840 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 88.)

31. **Schubert (Gotthilf Heinr. v.), Die Symbolik des Traumes.** Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlasse eines Missionairs: des J. F. Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthale, und einem Fragment über die Sprache des Wachens. Gr. 8. 1½ Thlr.

Einzeln ist auch zu haben:

Berichte eines Missionairs über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlasse Johann Friedrich Oberlin's, gewesenen Pfarrers im Steinthale, mitgetheilt von G. H. v. Schubert, nebst einem Fragment: die Sprache des Wachens. Gr. 8. 1837. ⅓ Thlr.

32. **Schubert (Friedr. Th.), Vermischte Schriften.** Neue Folge. Drei Bände. Mit dem Bildnisse des Verfassers. 8. 4½ Thlr.

Die erste Folge dieser Schriften besteht aus vier Bänden und erschien 1833—36 in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

33. **Skizzen aus dem Klingsleben.** Aus dem Schwedischen. 8. Geh.

Erstes Bändchen: Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. 1838. 1⅓ Thlr.

Zweites und drittes Bändchen: Die Nachbarn. Zwei Theile. 1839. 3 Thlr.

Viertes und fünftes Bändchen: Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Zwei Theile. 1840. 3 Thlr.

34. **Talvj, Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen** mit einer Übersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften. Gr. 8. 3½ Thlr.

35. **Talvj, Die Unächtheit der Lieder Ossian's** und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere. Gr. 8. Geh. ⅔ Thlr.

36. **Taschenbuch dramatischer Originalien.** Herausgegeben von Dr. Franck. Fünfter Jahrgang. Mit einem Bildniß und acht colorirten Costümbildern. 8. Cart. 3⅓ Thlr.

Der erste Jahrgang kostet 2½ Thlr., der zweite 3 Thlr., der dritte 2½ Thlr., der vierte 3 Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 95. — 5. April 1841.

Neapel und die Neapolitaner, oder Briefe aus Neapel in die Heimat von Karl August Mayer. Erster Band. Mit einem Plane Neapels und einer Musikbeilage. Oldenburg, Schulze. 1840. Gr. 8. 2 Thlr.

Wo die Natur ihre Reize so verschwenderisch entfaltet und die Geschichte aller Zeiten ihre großartigsten Zeugnisse in solcher Fülle hinterlassen hat wie auf dem classischen Boden Neapels, da wird ein empfängliches Gemüth sich der Begeisterung nicht entziehen können. Wenn diese auch nur der reproducirenden Phantasie Worte leiht, wird sie immer etwas Erfreuliches zu Tage fördern, und selbst einem Nicolai ergeht es unter solchen Einflüssen wie dem Bileam auf seinem Esel, daß sich nicht selten der Fluch in seinem Munde zum Segen umwandelt. Es ist daher ebenso wahr, daß man über Neapel nie ganz schlecht schreiben könne, als Goethe Recht hat, daß die Erinnerung an Neapel nie ganz unglücklich werden läßt. Viel ist über Neapel in Prosa und Versen geschrieben worden, aber zu dem Besten rechnet Ref. das vorliegende Buch. Es ist ein treuer und reiner Spiegel alles Dessen, was den Aufenthalt dort so reizend, anziehend und merkwürdig macht, ein Spiegel, durch welchen der Leser an Ort und Stelle empfangene Eindrücke wiederbeleben oder den Vorschmack der ihn dort erwartenden Genüsse sich aneignen und künftig im Lande selbst einen „lehrreichen und heitern Begleiter" nach des Verfassers Absicht haben wird. Wir eilen unsere Behauptung zu rechtfertigen.

Hr. Mayer, der, wie uns das Vorwort sagt, nicht ein bloßer Besucher, sondern Bewohner Süditaliens war und Jahre lang beobachtete, hat für seine Darstellung die Briefform gewählt. Hier müssen wir zuerst rühmen, daß seine Sprache zwar einfach und schmucklos, aber durchgängig klar und rein den gebildeten und kenntnißreichen Mann verräth. Viele Reiseberichter unserer Zeit glauben durch eine gewisse Schönrednerei ihren Vortrag schminken zu müssen, um die Schönheit des Gegenstandes wo möglich noch schöner und sich selbst daneben recht interessant erscheinen zu lassen; Hr. Mayer hat solcher Mittel nicht bedurft. In seiner schlichten, aber geistbelebten Schilderung zeigt sich Neapel, wie es ist, und der poetische Zauber, der den Leser aus dem ganzen Buche anweht, ist nicht durch die Feder des Verf., sondern durch das schöne Land selbst bedingt. Wir betreten dasselbe mit dem Verf. unmittelbar nach einer Meerfahrt, ohne Rom besucht zu haben, also in keiner Weise durch vorangegangene großartige Eindrücke vorbereitet oder gar abgestumpft. Wirklich muß dann die Einfahrt in den Golf von überraschender Herrlichkeit sein. Man stirbt indessen nicht davon, wie fast zu befürchten stand, da in Genf ein dicker rothbackiger Herr unserm Reisenden prophezeiet hatte, er werde, im Golf von Neapel angekommen, vor Freude sterben; ebenso wenig scheint sich die tröstende Voraussage einer Dame bestätigt zu haben, er werde mit „lautem Weinen" durchkommen. Auch das berühmte Sprichwort: Vedi Napoli e poi muori! ist noch durch keinen Reisenden zur Erfüllung gebracht, vielmehr das Leben solcher, die für das Schöne und Große irgend empfänglich sind, durch die Zauber des neapolitanischen Himmels und Landes erst recht geweckt und durch die herrlichsten Erinnerungen beseligt worden. Um uns gleich von vornherein ein Bild des geräuschvollen und bunten Treibens in den Straßen Neapels zu verschaffen, ist nichts natürlicher, als daß wir uns in das Gedränge der Straße Toledo mischen und in diesem betäubenden Lärm und Menschengewühl uns orientiren lernen, wozu unser Führer auf das beste behülflich ist. Dann sehen wir uns Pflaster, Gassen, Brunnen und Häuser etwas genauer an und finden auch hier die größten Contraste mit der nordischen Heimat. Das Lavapflaster ist vortrefflich; die Gassen, welche mit Ausnahme Toledos und einiger andern großen Straßen nie anders als durch den Regen gereinigt werden, erscheinen nicht sehr erfreulich; die Brunnen sind in Hinsicht auf Anzahl und geschmackvolle oder imposante Fassung nicht im entferntesten mit den römischen zu vergleichen, doch die Häuser mit ihren platten Dächern, deren Lastrico (Estrich) einen sehr angenehmen Aufenthalt gewährt, mit ihren Fenstern und zahlreichen Balconen dem Klima sehr angemessen. Aber so viele ansehnliche Häuser und Paläste Neapel auch besitzt, so wenige sind in einem guten oder nur leidlichen Style erbaut. Die Gebäude der Großen sind gewaltig, dauerhaft, hoch und weit, dabei unbequem und schmuzig, und die Eingänge gewöhnlich den gröbsten Verunreinigungen der Vorübergehenden dergestalt preisgegeben, daß man oft nur mit einem kühnen Sprunge durch das Meer von

Unrath zur Treppe gelangen kann. Dies stört aber die Hausbewohner so wenig, daß selbst die Principessa im prächtigsten Anzuge, von Diamanten blitzend, mit aufgehobenem Kleide von der Marmortreppe unangefochten über diese Opfer Cloacina's hinwegsetzt. Ländlich sittlich!

Haben wir die ersten Eindrücke aufgenommen und selbst die Hauptmomente der Geschichte Neapels uns ins Gedächtniß zurückgerufen, so werden wir methodisch und topographisch mit der Stadt nach ihren Quartieren bekannt gemacht, wobei der gute, dem Buche beigegebene Grundriß sehr nützlich ist. Fürchte hier Niemand eine trockene Erzählung oder ermüdende Beschreibungen; es ist vielmehr die angenehmste und lehrreichste Wanderung an der Seite eines Führers, dem man gern zuhört und weiter folgt. Im Quartier San-Ferdinando zeichnen sich auf dem Königsplatze, dem ansehnlichsten in ganz Neapel, die drei Schlösser des Königs, seines Oheims Leopold, der sogenannte Fremdenpalast, und als vierte Seite des Quadrats die neue prächtige Kirche S.-Francesco di Paula aus. Sie ist bekanntlich ein ex voto-Gebäude Ferdinand's I. und bei aller Pracht doch nur eine übelverstandene Nachahmung St.-Peters und des Pantheons in Rom, da ihr Erbauer Bianchi, wie richtig bemerkt worden, von den drei Requisiten der Baukunst: Schönheit, Zweckmäßigkeit und Dauerhaftigkeit, nur die letztere seinem Werke anzueignen gewußt hat. Sehr hübsch schildert der Verf. das Leben in der von ihm bewohnten Straße Sta.-Lucia, welches dort vom frühesten Morgen bis spät in die Nacht herrscht, den Militairspektakel in den Straßen, woran Se. Majestät so vielen Gefallen findet, die geschmacklosen Kirchen und das Treiben in denselben, die Kaffeehäuser, unter welchen das Caffè reale das eleganteste, Caffè d'Italia aber das besuchteste ist, übrigens ein enger, schmuziger Ort, durch welchen Tag und Nacht Cigarrendampf wie eine dicke Wolke zieht, das Theater San-Carlo und das historisch merkwürdige und malerische Castel nuovo. Im Quartiere Chiaja längs dem Meere finden wir die herrliche Villa reale, das Rendezvous der schönen Welt, Mergellina mit der schönsten Palme Neapels und die Gräber Sanazar's und Virgil's. Das Quartier della Stella führt uns in das Museum (Museo borbonico oder gli Studj), dessen Hauptschätze der Verf. auf eine wirklich musterhafte Weise übersichtlich vor uns ausbreitet. Er hält sich hier nämlich in der rechten Mitte und bezeichnet in dem unendlichen Reichthume alter und neuer Kunstgegenstände das Schönste und Interessanteste zwar kurz, doch so ansprechend und lehrreich, daß auch der unkundige Leser daran Gefallen finden wird. Obscönen Gegenständen hängt der Verf. eine Art von eben nicht undurchsichtigem Feigenblatt um, indem er sie französisch und weiterhin auch wol lateinisch beschreibt. Unter den Gemälden finden sich zwei als Werke Rafael's, die sicher nicht von ihm herrühren. Zuerst das Bild seiner Mutter, an welchem weder er noch einer seiner bessern Schüler Theil hat. Sodann das berühmte Portrait Leo's X. mit den beiden Cardinälen, dessen Original bekanntlich sich im Palaste Pitti befindet. Wenn nun Hr. Mayer meint, daß außer Florenz auch Neapel das Original besitze, so ist dies ein Irrthum, da das Bild in Neapel jene berühmte Copie durch Andrea del Sarto ist, welche selbst Giulio Romano für die Arbeit seines Meisters hielt, ehe er das Gegentheil erfuhr. Wir kennen diesen Umstand aus Vasari und finden die nähere Nachweisung bei Passavant (Th. 2, S. 332 u. 432). Die Schilderung der übrigen Quartiere Neapels müssen wir übergehen; durchgängig findet sich aber auch hier das Nützliche und Angenehme sehr zweckmäßig gepaart.

Durchdrungen von den großen historischen Erinnerungen und besonders an den Tod des unglücklichen Konradin, zu welchen die Piazza del Mercato auffodert, wird unser Verf. selbst zu einer poetischen Episode in Form einer Vision angeregt, die das tragische Ende der Hohenstaufen in ziemlich wohlklingenden Versen besingt. Dann aber führt er uns wieder in die reale Gegenwart zurück, zur Poesie der Natur, und zwar zunächst zu den schönsten Villen in und um Neapel her. Ein paar Briefe sind eigens der Vegetation des Landes gewidmet und machen uns auf die unterhaltendste Weise mit den Bäumen, Sträuchern und Cerealien des üppigen Südens bekannt. Hin und wieder hätte der Verf. auch die botanischen Namen anführen sollen, was gewiß kein überflüssiger Prunk gewesen wäre. Bei Gelegenheit des Weizenmehls kommen die Maccaroni, ihre Anfertigung, Kochung, Verspeisungsart u. dgl. m. zur Sprache, da dieses Essen im Leben des Neapolitaners eine so große Rolle spielt. Hat man doch in allem Ernste ihren Namen von den *μακαρῶν νήσοις* (Inseln der Seligen) abgeleitet und der Sicilier sie glariusi (die Ruhmvollen) benamt, um dieses Lieblingsgericht zu verherrlichen! Schon das Wort besitzt für den Neapolitaner eine belebende Kraft. Hat der Lazzarone einen schweren Pack zu schleppen und kann vor Hitze und Ermüdung nicht weiter, so sagt er laut zu sich selbst: Maccaroni! und er gewinnt wieder Kräfte. Ist der Wind der Barke entgegen und die Ruderer müssen doppelte Kraft anwenden, um gegen die Wellen zu kämpfen, so rufen sie: Maccheroni! Maccheroni! sta sera mangiamo maccheroni! und neues Feuer bringt in ihre Adern. Mit Recht wundern wir uns mit dem Verf., daß es keine Madonna de' Maccheroni gibt.

Von dem Pflanzenreiche gehen wir zu dem Thierreiche über, das Pferde, Esel und Maulthiere eröffnen. Hier nimmt der Verf. gleich Gelegenheit, vom Fuhrwesen, von Wagen und Kutschern zu sprechen, was für Reisende so wichtig ist. Sich eigene Equipage zu halten, unterläßt in Neapel Keiner, der es kann. Dennoch soll die Zahl der Miethkutschen und Kaleschen sich auf 10,000 belaufen. Jeder Miethkutscher hat einen kleinen Lazzarone, Guallone genannt (von cavallo?), hinten auf seinem Wagen stehen, der ihm im Gedränge, oder wo es sonst Noth thut, hülfreich an die Hand geht und sich so allmälig zum Kutscher heranbildet. Neapel eigenthümlich sind die abenteuerlich aufgeputzten Fuhrwerke, Curricoli oder Calessi genannt, die Hr. Mayer sehr gut beschreibt. Nun kommen die andern Thiere an die Reihe, von denen die

meisten der Küche verfallen sind. Unter den Wiederkäuern sind die Büffel merkwürdig, doch wird ihr Fleisch nur von sehr armen Leuten gegessen, während ihr Käse (muzzarelli) eine sehr angenehme Speise abgibt. Einen überschwenglichen Reichthum an Fischen, Mollusken und allen sogenannten frutti di mare bietet das Meer. Einen flüchtigen Blick wirft der Verf. auch auf das Mineralreich, dessen edle Metalle ihm wenigstens Gelegenheit darbieten, die neapolitanischen Geldsorten zu beschreiben.

Das Folgende wird Lesern, bei welchen Nicolai und Consorten kanonisches Ansehen genießen, unglaublich oder übertrieben scheinen, und doch berichtet der Verf. nur der strengsten Wahrheit gemäß. Er schildert nämlich den Himmel Süditaliens in seiner wolkenlosen, oft Monate lang nicht getrübten Klarheit und Bläue, die herrlichen durch Abendbeleuchtung erzeugten Färbungen, die malerischen Gebirgsformen und die geheimnißvolle Schönheit des Meeres, besonders wenn Mondlicht den ruhigen Spiegel bestrahlt oder Phosphorglanz die Wellen säumt. Welch ein Klima, in welchem man auf vier Tage drei schöne rechnet, wo im Februar schon die Erdbeeren reifen, die Mandeln blühen und frühgrünende Bäume sich mit Laub bedecken! Natürlich bedingt ein solcher Himmel und die vorherrschende Wärme der Temperatur einfachere Nahrung und leichtere Kleidung; der Fächer wird ein nothwendiges Requisit und im Theater sogar in der Hand bärtiger Offiziere gesehen. Die Reize dieses Klimas genießen der vornehme und Mittelstand in der Villeggiatura, welche im April beginnt, die übrigen suchen sich durch häufige Campagnaten oder Partien aufs Land zu entschädigen. Diese Campagnaten sind für die geringere Classe so wichtig, daß sich der Mann oft im Ehecontracte verbindlich machen muß, seine Frau jedes Jahr ein Mal nach Portici, Caserta oder einem ähnlichen Luftorte zu führen. In dem glücklichen Lande, welches fast keinen Winter kennt, fehlen jedoch die Erzeugnisse desselben, Schnee und Eis, auch im heißesten Sommer nicht, weshalb der Neapolitaner sich seiner mit Schnee bereiteten Erfrischungen und des köstlichsten Gefrornen (gelato) Italiens rühmen darf. Der Acquaiuolo oder Schneewasserverkäufer spielt in seiner bunt aufgeputzten Bude eine wichtige Rolle in den Straßen Neapels, und die Kunst, Gefrorenes zu bereiten, befindet sich dort auf der Höhe der Zeit. Das Gelato muß alle Gestalten annehmen und erscheint auf großen Tafeln als Kuchen, Frucht, Geflügel, Schinken, die täuschend nachgemacht sind. Mit vorzüglicher Meisterschaft wird es in einigen Nonnenklöstern bereitet.

Ein Gegenstand, über welchen man diesseit der Alpen sehr oft irrige Meinungen und lächerliche Vorurtheile verbreitet findet, die größtentheils ihre Entstehung unkundigen Reisenden verdanken, ist das Lazzaroniwesen, welches unser Verf. sehr richtig aufgefaßt und unterhaltend beschrieben hat. Um das Treiben dieser Proletarier anschaulich zu machen, gibt er uns einige sehr gelungene Bilder nach dem Leben und schildert zunächst das Tagewerk eines jungen Lazzarone, der eines Morgens 20 Gran (etwa 24 Kreuzer), d. h. eine Summe verdient hat, von der er bequem vier bis fünf Tage leben kann, die er aber heute ganz durchbringen will und seinen Zweck auch vollkommen erreicht. Nicht minder ergötzlich ist die Beschreibung einer Lottoziehung in der Vicaria, bei welcher die Lazzaroni in großen Massen versammelt sind und ihre leidenschaftliche Theilnahme bei jeder gezogenen Nummer brüllend und heulend an den Tag legen. Sehr artig sind zwei beigegebene Gedichte des Verf., welche das bisher Vorgetragene gleichsam poetisch recapituliren. Das eine, Neapel überschrieben, gibt uns ein heiteres Bild von dem bunten Leben und Weben in der lärmenden Stadt; das andere, Abendgebet des Lazzarone, spricht die rein sinnlichen und naiven Tendenzen dieses Völkchens aus, welches in seiner Unbefangenheit die Heilige unter Anderm bittet, am nächsten Tage ihm auch Gelegenheit zum Buskiren (etwas halb unehrlich erschnappen) zu verleihen.

Sehr anziehend und lehrreich ist Alles, was Hr. Mayer im Folgenden über Costume, körperliche Beschaffenheit, Geberdensprache und hauptsächlich über Charakter und Sitten der Neapolitaner mittheilt, denen er eine genaue, aber höchst interessante Betrachtung weiht. Wahrhaft erfreulich ist die Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe, mit welcher der Verf. hier verfährt. Weit entfernt, die zahlreichen Flecken und Schattenseiten im Charakter des Volkes zu verdecken oder zu beschönigen, beleuchtet er sie vielmehr sehr scharf, worauf er dann aber auch alle Vorzüge der Neapolitaner heraushebt und ungegründete Beschuldigungen zurückweist. Natürlich bekommt er es hier mit dem berühmten Reisenden zu thun, den für sein Buch über Italien neulich eine dortige Akademie mit dem Namen Lausovanzoni unter ihre Ehrenmitglieder aufgenommen hat. Es ist lobenswerth, daß Hr. Mayer die Waffen des Spottes, welche allein gegen diesen Goliath unter den Reisebeschreibern anwendbar sind, so glimpflich und gutmüthig benutzt und die Leiden desselben sogar in Versen besungen hat, die ihm hoffentlich keine Injurienklage vor Gericht zuziehen werden. Es ist nicht schwer, wie der Verf. meint, die armen Neapolitaner mit Füßen zu treten und schwarz zu malen, wie dies seit Keyßler's Zeiten geschehen ist. Fünf Plagen, berichtet dieser Reisende, hat Neapel: Erdbeben, Eidechsen, Skorpionen, Taranteln, und als größte Plage die Einwohner. So hört man selbst in Italien noch heute die Äußerung, daß Neapel un paradiso abitato da' diavoli sei. Auch ist das Register, welches unser unparteiischer Verf. von den Fehlern des Volkes entwirft, nicht klein. Er weiß viel von der Roheit und Unwissenheit desselben, besonders aber von der Unreinlichkeit zu berichten, die den Flöhen so gedeihlich und für Nicolai ein so unerschöpfliches Thema ist. Trägheit, Feigheit, Mangel an Ehr- und Nationalgefühl sind nicht in Abrede zu stellen. Die Redlichkeit der Neapolitaner ist so verrufen, daß, nach einem italienischen Sprüchworte, in Neapel der ehrlichste Mann ein Spitzbube ist. An Dieben und Gaunern fehlt es begreiflich nicht und das Buskiren erscheint beinahe wie ein unschuldiges Gewerbe. Mordthaten werden mit Gleichgültigkeit betrachtet; einige

vom dem Verf. um die Ursache ihrer Gefangenschaft befragte Galeerensklaven antworteten: Abbiamo fatto una pazzia, d. h. sie hatten einen Hirten, ihren Feind, mit raffinirter Grausamkeit ums Leben gebracht. Grausamkeit, Wollust und Unkeuschheit gehören dort zu den gewöhnlichen Lastern.

Nach diesem mit Ausführlichkeit vorgetragenen Sündenregister tritt nun der Verf. als Advocat der Angeklagten auf und bemüht sich, zum Theil sehr glücklich, mehre Anschuldigungen zu entkräften. Er rühmt, im Gegensatze der Trägheit, den unermüdlichen Fleiß der Geschäftsleute und Bauern; er zeigt, daß die angeführten Beispiele von Feigheit, näher betrachtet, viel von ihrem Gewichte verlieren und Muth, Mannhaftigkeit und Edelsinn dort nicht selten sind; Anhänglichkeit an die Heimat und Widerwillen gegen Abhängigkeit finden verdientes Lob; Proben von Ehrlichkeit und selbst, wie Hr. Mayer sich ausdrückt, von raffinirter Ehrlichkeit werden den meisten Reisenden vorgekommen sein. Auch die viel verschriene Sittenlosigkeit läßt häufig eine mildere Beurtheilung zu; manches kommt dabei auf Rechnung des südlichen Klimas und der unbefangenen Freimüthigkeit oder natürlichen Offenheit, die jedes Ding beim rechten Namen nennt, das Ungebührliche nicht wie bei uns bemäntelt und weit eher die schmuzige Rede als die schmuzige That unterläßt. Die Erziehung, und namentlich die der Frauen, über welche der Verf. viel mitzutheilen weiß, ist eine ganz andere als bei uns, und allerdings nicht geeignet, überbildete Damen und Blaustrümpfe zu produciren. Zu den großen Vorzügen der Neapolitaner gehören Freundlichkeit, Dienstfertigkeit, Mangel an Eitelkeit und Stolz, Freiheit von grämlicher Krittelei und nordischer Peinlichkeit, besonders Genügsamkeit, Mäßigkeit, Frömmigkeit und Wohlthätigkeit. Daß sie mit scharfem Verstande und glücklichem Gedächtniß, mit Phantasie und Schönheitsgefühl begabt sind, können auch die Widersacher nicht abstreiten, und so zeigt sich hier Alles, Dank unserm Verf., in einem so günstigen Lichte, daß man nicht ferner die Neapolitaner unbedingt für geborene Banditen und schlechtes Gesindel halten wird. Da dieser ganze Abschnitt mit den pikantesten Geschichten und sonstigen anziehenden Belegen ausgestattet ist, so dürfen wir dem Leser die angenehmste Unterhaltung versprechen.

Dasselbe gilt von den folgenden Briefen, in welchen uns der Verf. die Volkslustbarkeiten beschreibt. Dies geschieht in einer Reihe höchst ergötzlicher, meistens auf dem Molo spielender Scenen, die in der That mit nicht geringem plastischen Talente entworfen sind. Der Geschichtenerzähler oder Cantastorie, der Vorleser, der Ciarlatano und Pulcinella treiben dort jeder in einem Kreise aufmerksamer Zuhörer ihr lautes Wesen, während der Briefschreiber mit Einzelnen sein stilleres Geschäft versieht. Wir erhalten Kunde von verschiedenen Spielen, namentlich aber von den Tänzen, unter welchen die nationale Tarantella mit Recht so berühmt ist. Hr. Mayer malt sie uns sorgfältig aus und läßt einige Tarantellalieder und eine Musikbeilage folgen. Der letzte Brief handelt hauptsächlich von den Bettlern, über deren verschiedene Arten und Industriezweige unserm Verf. eine reiche Erfahrung zu Gebote steht.

Wenn wir nach allem diesen den Verf. bitten, uns bald mit dem zweiten Bande seines Werkes zu beschenken, so möge er in dieser Äußerung nicht eine hergebrachte Redensart, sondern den Ausdruck unsers aufrichtigsten Wunsches erkennen. In diesen Wunsch werden gewiß alle Leser einstimmen, welche, durch diesen ersten Band in die Hauptstadt des schönen Landes eingeführt und höchlich befriedigt, einen nicht minder hohen Genuß von einem Ausfluge in die reizenden und classischen Umgebungen erwarten, den ihnen Hr. Mayer in der Einleitung versprochen hat. 53.

Literarische Notizen.

Von Barante's, Pairs von Frankreich, Übersetzung der dramatischen Werke Schiller's wird jetzt eine Ausgabe in 30 Lieferungen erscheinen, wovon jede mit einer ausdrücklich für diese Ausgabe in Kupfer gestochenen Vignette geziert sein wird. Was in Frankreich in Lieferungen erscheint, muß schon einige Popularität erlangt oder auf Popularität Anspruch haben. Man sieht, daß J. Janin's vielbesprochene Kritik über Schiller's „Maria Stuart" keinen ungünstigen Einfluß gehabt hat. Unter den Übersetzungen, die neu herausgegeben werden, ist auch noch zu nennen: „Le paradis perdu, traduction nouvelle par *Chateaubriand*", mit einer Einleitung, historische und literarische Studien über Milton und seine Zeit enthaltend. Diese Übersetzung ist ein Bestandtheil der von Ch. Gosselin veranstalteten „Bibliothèque d'élite"; eine andere gleichzeitige von Pongerville, ebenfalls mit einer Notiz über den Dichter, gehört zu der „Bibliothèque Charpentier". Diese Concurrenz hat bekanntlich auch zwei gleichzeitige Übersetzungen der beiden Theile des Goethe'schen „Faust" veranlaßt. Ferner sind zu nennen: „Comédies de Son Altesse Royale la Princesse Amélie de Saxe" (welche, wie man weiß, im Théâtre français und selbst bei Jules Janin Beifall fanden), übersetzt von P. Chevalier, und in 30 Lieferungen, mit 32 Stichen und 4 Karten geschmückt, eine Übersetzung der Geschichte Deutschlands von Kohlrausch, die bekanntlich nicht eben in französischem Sinne geschrieben ist, nach der elften Auflage veranstaltet von A. Guinefolle.

Lieferungsweise erscheint: „Les mémoires du temps", worin die laufende Geschichte Monat für Monat durch einen Publicisten, aber auch Tag für Tag auszugsweise aus den Journalen aller Farben geliefert wird. Ein buntes Feuilleton folgt, enthaltend eine Anekdoten- und Intriguenchronik, eine Revue der politischen und fashionabeln Salons, der Sitten, Moden, der musikalischen, literarischen, dramatischen, wissenschaftlichen und Kunsterscheinungen. Abermals ein Journal für Alles und noch Etwas, wie man deren in Frankreich und Deutschland bereits zum Überflusse hat!

In Paris gibt es bereits philosophische Buchhandlungen; wir meinen hiermit die Librairie philosophique von Ladrange. In ihrem Verlage erschienen jetzt vollständig: „Oeuvres philosophiques de *Maine de Biran*, publiées par *Victor Cousin*" (4 Bde.). Der zweite Band enthält unter Anderm einen anziehenden Aufsatz über den Schlaf, die Träume und den Somnambulismus; der vierte handelt von den wechselseitigen Verhältnissen zwischen der physischen und moralischen Natur des Menschen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 96. — 6. April 1841.

Über Goethe's Wahlverwandtschaften und ihre neuesten Beurtheilungen.

Zweiter und letzter Artikel. *)

„Es wäre nicht unmöglich, ein Drama in Briefen zu schreiben."

„Wilhelm Meister's Lehrjahre", Buch 5, Cap. 7.

Den Unterschied der dramatischen Poesie von der erzählenden pflegt man in der Regel einfach nur darein zu setzen, daß die erstere ihren Inhalt in der Form der Gegenwart, die letztere in der Form der Vergangenheit darstellt. So unbestreitbar richtig dies ist, so wird hiermit der eigenthümliche Charakter beider Dichtarten doch nur sehr unvollständig ausgedrückt. Das eigentlich wesentliche Moment des Unterschiedes möchte vielmehr darin liegen, daß die erzählende Dichtung den ganzen Verlauf der von ihr dargestellten Begebenheit sammt Allem, was dazu gehört, den handelnden Personen, dem sinnlichen Schauplatze der Begebenheit und ihrer sichtbaren und unsichtbaren Umgebung zum unmittelbaren, ausdrücklichen Gegenstand der Darstellung oder Schilderung macht, während die dramatische nur einen Theil dieses Inhalts, nämlich das in strengerm Wortsinne zeitlich Geschehende, die in der Form der Zeit sich abwickelnde Begebenheit, und auch diese meist nicht in dem ganzen Umfange ihres Verlaufs, sondern nur nach einem oder einigen ihrer Hauptmomente unmittelbar, alles Übrige aber, namentlich alles und jedes in der Zeit Beharrende, als ein jenem eigentlichen Object ihrer Darstellung Vorausgesetztes, nur mittelbar darstellt. Daß das eigentlich oder zunächst Dargestellte von ihr als ein unmittelbar Gegenwärtiges, die Personen, welche die Träger der dargestellten Begebenheit sind, als unter unsern Augen sprechend und handelnd vorgeführt werden: dies selbst kann man, je nachdem man den Standpunkt nimmt, ebensowol als die Folge wie als den Grund jenes andern Unterscheidungspunktes betrachten; letzteres von dem rein formalen Gesichtspunkte aus, wenn man die Form der Dichtung als ein äußerlich Gegebenes ansieht und aus der Zergliederung dieses Gegebenen die übrigen Eigenschaften der besondern Dichtart zu entwickeln sucht, ersteres aber, wenn man von der Idee ausgeht und dieser, wie billig, das Vermögen zutraut, die ihr gemäße Form der künstlerischen Verkörperung sich selbst zu schaffen oder auszufinden. Ohne Zweifel nämlich ist es ein die Idee selbst, den geistigen Inhalt der Darstellung angehender oder von ihr ausgehender Unterschied, ob sie sich in dem an sich selbst zwar sich Gleichbleibenden und Beharrenden, aber in einer Reihe zeitlich wechselnder Bewegungen, Begebenheiten und Handlungen Erscheinenden, oder ob sie sich ausdrücklich in dem zeitlich Vorübergehenden und Verschwindenden nur einen kurzen Zeitmoment, aber diesen ganz und ungetheilt Erfüllenden offenbaren will. Im ersten Falle, sieht man leicht, wird die einzig angemessene Form für die künstlerische Darstellung der Idee diejenige sein, welche auch das zeitlich Bewegte und Wechselnde als ein solches zeigt, welches in der Ruhe der Vergangenheit ein festes, sich immer gleichbleibendes Bestehen gewonnen hat, im letztern diejenige, welche auch das zeitlich Beharrende als ein von der Bewegung des Augenblicks mit Fortgerissenes, in dem unaufhaltsamen Abrollen der Gegenwart Verschwindendes erscheinen läßt.

Von dem Begriffe des Tragischen nun ist nicht schwer zu zeigen, daß sein Inhalt der zuletzt bezeichneten Offenbarungsweise der Idee angehört. Schon die sonst hergebrachte Ansicht dieses Begriffs führt mit Nothwendigkeit auf dieses Resultat. Wie den Affect, welchen die epische Poesie anzuregen bestimmt ist, als Bewunderung, so hat man die tragischen Affecte von jeher als Schrecken, Furcht und Mitleid bezeichnet. Bewunderung aber zollen wir einem Seienden; einer That oder Handlung nur insofern, als sie Ausdruck der Kraft und des beharrenden Daseins einer Persönlichkeit ist; unser Schrecken dagegen und unser Mitleid gilt wesentlich dem zeitlich Vorübergehenden, dem Zustand, nicht der Person als solcher. Das Element des Epos ist das Heroische, d. h. alles Dasjenige, was uns, zunächst allerdings in der Form zeitlicher That und Begebenheit, die Anschauung einer Heldenwelt, einer Welt großartiger oder auch nur in irgend einem Sinn bedeutender Persönlichkeiten gewährt, die durch Das, was sie sind, nicht durch Das, was sie leiden oder thun, die Idee zur Offenbarung bringen. Als das Element der Tragödie dagegen kann man das Pathetische bezeichnen; ein Begriff, den wir nicht anders zu umschreiben wüßten, als so, daß das Bedeutende, welches in den Zuständen, in dem Wechselspiel des Handelns und Leidens menschlicher Personen liegt, dadurch ausgedrückt wird. Als ein solches Wechselspiel wird die Begebenheit, welche den In-

*) Vgl. den ersten Art. in Nr. 67—70 d. Bl. D. Red.

halt eines tragischen Dichterwerks zu bilden geeignet ist, auch durch den Ausdruck Handlung bezeichnet, welchen man dafür zu brauchen pflegt: minder zwar durch dieses deutsche, als durch das griechische Wort, welches von dem berühmten Dramaturgen des Alterthums zu diesem Gebrauch bestimmt worden ist; dieses nämlich hat die Eigenthümlichkeit, daß es mit der Handlung zugleich auch das Leiden, den Zustand ausdrückt, welcher in der freien, selbstbewußten Persönlichkeit dem Handeln entspricht und aus ihm folgt oder, umgekehrt, ein Handeln aus sich erzeugt.*)

So scharf man indessen den Unterschied zwischen Epischem und Tragischem, zwischen erzählender und dramatischer Poesie auch fassen möge — und allerdings sind wir der Meinung, daß man ihn sowol zum Behufe der ästhetischen Theorie, als auch selbst der praktischen Ausübung beider Dichtarten, gar nicht scharf genug fassen kann — so würde man doch irren, wenn man der Tragödie, weil sie den Gegenstand ihrer Darstellung in den engen Raum weniger Augenblicke zusammenschließt, ein geringeres Vermögen der Universalität zutrauen wollte als dem Epos, welchem das unbegrenzte Reich der Vergangenheit offen steht. Dies nämlich ist das Große der dramatischen Poesie, daß sie durch indirecte Schilderung ebenso viel zu umfassen vermag, wie die epische durch directe und ausdrückliche. Ohne sich auf eine ausdrückliche Schilderung der handelnden Personen, sei es ihres Äußern oder ihres Innern einzulassen, erweckt sie durch die Art, wie sie sie redend und handelnd einführt, ein nicht minder anschauliches Bild ihrer Persönlichkeit wie die epische, welcher diese Persönlichkeit in ihrer Ganzheit, gleichsam als ruhende, plastische Gestalt, Gegenstand der poetischen Betrachtung ist, und die unversöhnliche Außenwelt, die geistige und sinnliche Umgebung der Handelnden gewinnt eben dadurch eine eigenthümliche Lebendigkeit für unsere Anschauung, daß wir sie nicht unmittelbar, sondern nur wie sie sich in dem Affect der dramatischen Personen spiegelt, gewahr werden. Das Drama ist vor vielen andern Kunstarten recht eigentlich mikrokosmischer Natur. Es zeigt uns den Weltverlauf und sein Geschick in einen prägnanten Moment zusammengedrängt, und auch das zeitlich Beharrende theilt die Bewegung dieses Moments, indem derselbe es als Spiegelbild auf der rasch und unaufhaltsam dahinrauschenden Stromfläche der Zeit erscheinen läßt.

Gestehen wir nun, wie wir nicht anders können, dem hier kurz angedeuteten Unterschiede des Begriffs beider Dichtarten die Geltung eines Gesetzes zu, nach welchem sich das Verhältniß von Stoff und Form in aller, mit Darstellung eines objectiven Inhalts beschäftigten Poesie zu regeln hat, so ergibt sich von selbst, welcherlei Übelstände aus einem Fehlgriffe in dieser Beziehung folgen werden. Ist einmal für einen Inhalt von bestimmt ausgeprägtem Charakter eine andere Darstellungsform gewählt als die ihm eigentlich gemäße, so läßt sich nicht vermeiden, daß nicht Manches, was an sich betrachtet ein Vorzug, ein Verdienst der Darstellung wäre, zu einem Fehler wird, indem es die poetische Wirkung derselben schwächen muß. Unter diesen Gesichtspunkt glauben wir uns berechtigt, in Goethe's „Wahlverwandtschaften" — um jetzt auf sie zurückzukommen — Alles einzureihen, was wir als verfehlt an denselben zu rügen uns veranlaßt finden. Von gleicher Trefflichkeit, wie nach der Seite des Inhalts die Erfindung der Fabel, der wir den Charakter des Tragischen im echtesten Sinne zusprechen durften, wie nach der Seite der Form, diese als ein Selbständiges betrachtet, der Styl der Erzählung als solcher, die Schürzung und Lösung des Knotens und die gesammte technische Behandlung sowol des sprachlichen als des sachlichen Theils, von gleicher Trefflichkeit ist in diesem Werke an sich selbst, wie gleichfalls schon zugestanden, die Anlage und die Durchführung sämmtlicher Charakterbilder, sowol der Hauptpersonen als, ohne irgend eine, uns wenigstens bewußte Ausnahme, auch der Nebenpersonen, ist ferner sowol dem Inhalte als dem Ausdrucke nach die Haltung der eingeflochtenen Betrachtungen und Reflexionen, ist endlich die sinnliche Ausstattung des Ganzen durch Scenerie und äußerliches Beiwerk aller Art. Allein alle drei, hier zuletzt genannte Momente, wie sie sämmtlich zwischen Form und Inhalt so zu sagen in der Mitte stehen, wie jedes derselben eine Seite hat, nach welcher es der Form, eine andere, nach welcher es dem Inhalte angehört, sind durch die Ungleichartigkeit dieser zwei in eine Art von Doppellicht gestellt, welches der Reinheit und Vollkraft dichterischer Wirkung keineswegs günstig ist. Der tragische Charakter des Ganzen würde, wäre er auch der Form nach rein, d. h. dramatisch durchgeführt, keinerlei Art von poetischer Selbständigkeit aller dieser Momente und jedes einzelnen derselben dulden. Die Poesie des Ganzen ruht, zufolge dieses Charakters, ausschließlich in dem Pathos, d. h., wie vorhin gezeigt, in den Zuständen und Handlungen der auftretenden Personen. Die Personen selbst und Alles, was sie geistig oder sinnlich trägt und umgibt, erhalten ihre Bedeutung nur von der Handlung und ihrem Pathos; unabhängig von der Handlung betrachtet, sind sie prosaische, aber nicht poetische Gestalten, nur geeignet für ein stoffartiges, aber nicht für ein künstlerisches Interesse. Damit im Widerspruche behandelt der nicht dramatische, sondern erzählende Vortrag die handelnden Personen gleich den Helden und der heroischen Umgebung eines eigentlichen Epos oder eines den epischen Charakter tragenden Romans, als selbständige Träger einer Poesie, die Zweck ihrer selbst und von der Poesie der Handlung unabhängig ist. Statt daß sie der Handlung zum poetischen Organ dienen sollten, gewinnt es vielmehr das Ansehen, als sei umgekehrt die Handlung mit ihrem Pathos nur bestimmt, der Poesie, die in ihnen liegt, zum Organ zu dienen. Die unvermeidliche Folge hiervon ist, daß die Poesie der Handlung abgeschwächt wird, ohne daß, was die Handlung verliert, den Personen verhältnißmäßig zugute kommt. Das Interesse, welches wir an den Personen und an der Handlung nehmen, da es nicht den rech-

*) Ref. hat an einem andern Orte auf den Misverstand aufmerksam gemacht, welcher für gewisse ästhetische Theorien dadurch verschuldet worden ist, daß man das Wort πρᾶγμα, dessen sich bekanntlich Aristoteles als adäquaten Ausdrucks für die Handlung der Tragödie bedient, durch scheinbar, aber nicht wirklich entsprechende Ausdrücke neuerer Sprachen wiedergeben zu können meinte.

ten Mittelpunkt zu gewinnen vermag, worin es die poetische Befriedigung fände, materialisirt sich, oder bleibt, wie es mehr oder weniger beim Beginn jeder Lecture eines Dichterwerks ist, ein stoffartiges. Statt des poetischen Mittelpunktes sucht es sich, da es einen Mittelpunkt einmal doch nicht entbehren kann, einen stoffartigen; es sucht und findet ihn in der Person und dem Schicksal der Ottilie; dadurch aber wird, wie vorhin gezeigt, jene Unbilligkeit gegen die übrigen Personen des Romans verschuldet, vor welcher das Gefühl des Lesers zu bewahren der richtig verstandene Begriff der poetischen Gerechtigkeit den Dichter verpflichtet. Diese Gerechtigkeit nämlich ist etwas Anderes und Höheres als jenes materialistische Zuwägen von äußerlichem Wohl- und Übelergehen je nach dem Maße von Verdienst oder Verschuldung, welches der gemeine Sinn darunter zu verstehen pflegt. Sie ist jener erhabene Gleichmuth des sittlichen Gefühls, jene der wahren Innigkeit und Wärme durchaus keinen Abbruch thuende Leidenschafts- und Parteilosigkeit des Interesses für menschliche Zustände und Persönlichkeiten, zu welchen das Gemüth zu erheben dieselbe beglückende Wirkung wahrhafter Poesie ist, welche von Aristoteles als Reinigung (besser wol noch ausgedrückt als Verklärung) der Affecte bezeichnet wird.

Die zuletzt gemachte Bemerkung gibt uns noch zu einer weitern Erörterung Anlaß, welche zugleich dienen wird, die von uns gemachten Ausstellungen mit einem andern Punkte in Beziehung zu bringen, der schon sonst vielfach, aber nicht in dem rechten Sinne zur Sprache gebracht worden ist. Wir ließen es bisher im Allgemeinen gelten und nehmen auch jetzt dieses Zugeständniß nicht zurück, daß Goethe in den „Wahlverwandtschaften" zum Ersatz für das zum Theil verfehlte Moment eigentlicher Poesie einen sittlich idealen Gehalt geboten habe, der in der That uns jenen Mangel vergessen läßt. Und fürwahr, ein Leser, welcher dieses Buch aus der Hand legen könnte, ohne sich von dem Gefühl der Ehrfurcht für die sittliche Weisheit des hohen Dichtergreises, welche sich in dem erhabenen Ernst desselben ausspricht, durchdrungen, ohne bis in die innerste Tiefe seiner Seele sich von diesem Ernst ergriffen zu fühlen: von dessen Verständniß geistiger Dinge würden wir nicht die beste Meinung hegen. Dennoch bedauern wir, auch hier eine Bemerkung beifügen zu müssen, die leicht als eine Einschränkung dieses Zugeständnisses erscheinen kann. So gewiß Poesie und Sittlichkeit, auch jene höhere, ideale oder religiöse Sittlichkeit des absoluten Geistes, welche wir von der blos objectiven, d. h. der bürgerlichen Sittlichkeit zu unterscheiden uns berechtigt glauben, an sich selbst verschiedene Dinge sind, so unleugbar bleibt es auf der andern Seite, daß die Sittlichkeit der Poesie nicht von ihrem Charakter als Poesie getrennt werden kann und daß jedes Werk der Poesie, zumal wenn sein Stoff oder Inhalt den ausdrücklichen Charakter des Sittlichen trägt, gerade so weit sich als ein echt sittliches bewähren wird, so weit es ein wahrhaft poetisches ist. Allerdings vermag, wie wir soeben an dem Beispiel der „Wahlverwandtschaften" sahen, der sittliche Inhalt sich bis auf einen gewissen Punkt von der Poesie der künstlerischen Behandlung zu emancipiren; aber eben auch nur bis auf einen gewissen Punkt. Ganz ohne Nachtheil wird diese Trennung des Zusammengehörigen auch für den sittlichen Charakter des Werkes nicht bleiben, und leider müssen wir bekennen, daß uns dies, der vollkommen reinen Intention des Dichters zwar unbeschadet, auch von dem genannten Romane zu gelten scheint. So entfernt wir sind und immer bleiben werden, in den so vielfach laut gewordenen Tadel der vermeintlichen Unsittlichkeit desselben einzustimmen, so können wir doch nicht umhin, eine gewisse Berechtigung dem Gefühl, aus welchem dieser Tadel hervorging, allerdings einzuräumen, und zwar nicht blos in Bezug auf den bereits gerügten Mangel der poetischen Gerechtigkeit, welcher an sich wenigstens noch nicht in positiver Weise das sittliche Gefühl verletzen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenznachrichten.

Aus dem Elsasse, März 1841.

Die sogenannte Rheinfrage, wodurch die deutsche und französische Presse in Athem gesetzt ward, hat zumal das Elsaß zu einem literarischen Tummelplatze für die verschiedensten Parteiansichten gemacht. Neben einigem Bemerkenswerthern, wozu die von Dr. v. Rauschenplatt verfaßten „Briefe über Frankreich und Deutschland" zu zählen sind, ist manches seichte Geschreibe, gereimt und ungereimt, im eigentlichsten Sinne in den Rhein geworfen worden und hat sich mit dem verwandten Elemente spurbar vermischt. Nach alle diesen ins Wasser geschriebenen Worten ist nun aber endlich auch ein warmes und feuriges Wort zum Vorschein gekommen, in der von Wilhelm Schulz unter dem Titel: „Der Bund der Deutschen und Franzosen für Gründung eines nationalen Gleichgewichts in Europa" (Strasburg 1841) erschienenen Flugschrift, die wol nicht lange auf einen französischen Übersetzer wird warten müssen. Sie ist in der Sprache der Überzeugung und in mild versöhnendem Geiste verfaßt. Auch ist der Ertrag der Schrift, zur Bethätigung eines gegenseitigen Wohlwollens, das zwischen den benachbarten Nationen herrschen soll, für Unterstützung der Wasserbeschädigten Lyons bestimmt. Der Verfasser beginnt mit den Worten des großen polnischen Dichters Mickiewicz: „Gib uns, Herr, den allgemeinen Krieg für die Freiheit der Völker", hebt aber sogleich hervor, daß ein Krieg zwischen Frankreich und Deutschland nur zu unübersehbarem Unheil hätte ausschlagen müssen. Nach einer Art Legitimation zur Sache, gibt er eine Schilderung deutscher Zustände und Stimmungen, indem er zugleich die in verschiedener Weise hervorgetretenen Illusionen, die sich einzelne Franzosen von einer die Nationalität der Deutschen misachtenden Propaganda gemacht haben, in jeder Weise energisch bekämpft. Die Betrachtung der möglichen Combinationen in einem europäischen Kriege führt ihn zumal auf die Idee einer französisch-russischen Allianz. In dieser Beziehung äußert er die Hoffnung, daß die Franzosen zu klug sein werden, sich in einen Krieg zu stürzen, worin sie nichts gewinnen könnten und nur den Ruhm verlieren würden, die Vorfechter der Völkerfreiheit zu sein. „Darum", fährt er fort, „haben schon euere ausgezeichnetsten Stimmführer gegen solche monströse Verkupplung in edler Entrüstung sich erhoben. Denn sie wissen, daß ihr nicht zugleich mit Gott und dem Teufel den Bund schließen könnt; daß ihr keinen Krieg wollt, in dem ihr eure Revolution und ihre Grundsätze, als einen in Schmach und Schande geborenen Bastard, vor Europa verleugnen müßtet, in dem eure Marseillaise zum Spottliede gegen Euch selbst würde." Zur Charakterisirung des Geistes und der Sprache der Schrift mö-

gen hier noch die Schlußworte folgen: „Wilde Leidenschaften gähren in eurer Mitte. Möchtet ihr bewahrt bleiben vor den Wirren einer neuen Umwälzung; selbst die Freunde der Freiheit dürfen es wünschen, im Interesse der Freiheit. Aber müßtet ihr einst wieder eure Kraft gegen das Ausland wenden, sei es, um die Anarchie im Innern zu bändigen, oder um der drohenden Anarchie vorzubeugen, ihr könntet die niedern Leidenschaften nur durch eine höhere und edle Leidenschaft bewältigen. Der schmuzigen Selbstsucht, der unersättlichen Habgier, der blinden Rachsucht, die euch bedrohen würden, könntet ihr nur Meister werden durch eine große, eine sittlich begeisternde Idee. Und diese Idee liegt halb ausgesprochen in eurer jüngsten Geschichte. In ihrem Beginne hatte sich eure Revolution mit dem Schrecken waffnen müssen. Aber wie einst der Gott der Juden und Heiden, der ein Gott des Schreckens war, dem der Christen gewichen ist, weil die Liebe mächtiger ist als die Furcht, so gibt es fortan nur noch eine mögliche Propaganda: die der heiligen Bruderliebe von Volk zu Volk. Denn als ihr im Staate für alle Classen der Bürger die rechtliche Gleichheit gefodert, habt ihr erst die eine Hälfte der Aufgabe unserer Zeit erfüllt; ihre zweite und größere Hälfte ist die Anerkennung und Geltendmachung der Gleichheit der Nationen. Dies ist der inhaltschwere Sinn, das leuchtende Ziel eurer Revolution; oder sie hätte keinen Sinn und — ein abgerissenes Blatt der Geschichte — war sie des Bluts nicht werth, womit sie geschrieben ist. Und du, tapferes Volk der Franzosen, du Volk der kühnen That, der rasch lodernden Begeisterung, du solltest sterulos werden deiner großen Bestimmung? Du solltest selbstmörderisch zum Verbrecher werden an dem Grundsatze der Gleichheit, den du den Völkern verkündet hast? Was auch Einzelne diesseit und jenseit des Rheins gesagt und gesungen, geträumt und geirrt haben, du hast das einzige Ziel erkannt, auf das zugleich der Ruhm und der Vortheil dich hinweisen; dem die warmen Herzen aller Freigesinnten entgegenschlagen, wie es dem kalt prüfenden Blicke des Staatsmannes und Feldherrn erreichbar vor Augen liegt. Und wenn je deine muthigen Männer, deine feurige Jugend in Waffen sich erhebt, so wird dein Wahlspruch sein: Das Recht und die Unabhängigkeit der Nationen. Wie du deine eigene Ehre achtest, so wirst du die Ehre meines Vaterlandes nicht antasten wollen. Du wirst ihm keine räuberische Faust entgegenstrecken, du wirst eine reine Hand ihm bieten, in die der Deutsche freudig einschlagen darf. Wir halten Euch einer bessern Begeisterung fähig als des flüchtigen Taumels eines kleinlichen Ehrgeizes, einer aberwitzigen Eroberungssucht. Sollten wir uns täuschen, müßten euch die Völker umher mit dem bittern Grimm der Verachtung zurückstoßen — es wäre ein Todesstoß für die Freiheit, ein Unglück für Europa, aber ein Verderben für Frankreich. Doch nein! So wird es nicht kommen. Franzosen! wir glauben an euch; noch glauben wir an euch!" 46.

Literarische Notizen aus England.

Als Pendant zu Burnes' „Reise am Indus" ist neuerdings John Wood's, Lieutenants von der indischen Marine: „Journey to the source of the river Oxus by the Indus, Cabool and Budukshan" erschienen. Die „Domestic manners and customs of the Japanese in the 19th century" sind eine mit neuern holländischen Berichten bereicherte Bearbeitung des Werks von v. Siebold über Japan. Die durch die neuesten politischen Verhältnisse veranlaßten Berichte über das französische Seewesen in den „Times" sind jetzt gesammelt und vermehrt erschienen als „Ports, arsenals and dockyards of France; by a traveller". Im Gebiete der ethno-geographischen Literatur ist ferner noch zu nennen: „Society in India" (2 Bde.), von einem indischen Offizier. Angekündigt war das baldige Erscheinen von: „Six months with the chinese expedition", von Lord Jocelyn, gewesenem Kriegssecretair bei der chinesischen Mission; eine Untersuchung über die früheste Geschichte und Geographie Centralafrikas von Will. Desbor Cooley unter dem Titel: „The negroland of the Arabs examined and explained"; endlich als Theil der „Edinburgh cabinet library": „Italy and the Italian Islands from the earliest ages to the present time" (3 Bde.), von Will. Spalding, Prof. an der edinburger Universität. Im geschichtlichen Gebiete ist von dem verstorbenen Verfasser der „Travels in Spain", „Italy", Swinburne, eine Schilderung der „Courts of Europe at the close of the last century" in zwei Bänden erschienen; in näherm oder entfernterm Bezug zum Interesse der Tagesgeschichte stehen Madden's „Egypt and Mohammed-Ali", eine Sammlung früher im „Morning chronicle" erschienener Briefe, und Kenrick's „Egypt of Herodotus", welches den Text des zweiten Buchs mit einem werthvollen aber höchst überladenen Apparate begleitet; angekündigt ist eine neue Biographie Wellington's von dem Verf. der „Stories of Waterloo", W. H. Maxwell. Die schöne Literatur brachte den ersten Band der „Poetical works" des Bischofs Heber; von dem fruchtbaren G. P. R. James einen dreibändigen Roman: „Corse de Leon, or the brigand"; als Seitenstück zu den früher erschienenen „Children of the nobility": „Portraits of children of the mobility, from nature", Illustrationen von J. Leech, Text vom Verf. von „The comic english grammar", humoristische Skizzen aus dem Leben der Stände enthaltend, welche in der politischen Gesellschaft als „Die niedern Stände", „Die untern Classen", „Der Pöbel", „Das gemeine Volk", unter den politischen Philosophen als „Das Volk", „Die Massen", „Die Millionen", und bei Leuten von weniger Feinheit in England als „The riff-raff" und „The tag-rag and bobtail" bekannt sind. Versprochen waren: „The last days of Mary Stuart", Novelle von Emily Finch, und „Windsor castle", historischer Roman von W. Harrison Ainsworth, Verf. des „Tower of London".

Die gelehrte Welt verlor in England durch den Tod den Dr. Olinthus Gregory, geboren zu Yaxley in der Grafschaft Huntingdon am 29. Jan. 1774. Frühzeitig zeigte er eine große Vorliebe für mathematische Studien. Um 1798 errichtete er zu Cambridge eine Buchhandlung und kündigte sich als mathematischen Lehrer an, ging aber bald von dem Handel ganz zur Wissenschaft über. Er verfaßte mehre nützliche Elementarwerke, besorgte eine Reihe von Jahren die Ausgabe der Almanachs der Stationers' company; auch war er Herausgeber und Hauptverfasser des unter dem Titel „The pantalogia" erschienenen Wörterbuchs der Künste und Wissenschaften. Für dieses Werk beehrte ihn das Marischal's-College zu Aberdeen mit der Doctorwürde. Im J. 1802 ward er als Assistent, später als Professor an der Militairakademie zu Woolwich angestellt, welche Stelle er 1838 aufgab. — Am 17. Jan. starb Daniel Ellis, bekannt als Verf. zweier Bücher über die Veränderungen der atmosphärischen Luft durch Keimen und Wachsen der Pflanzen, sowie durch die animalische Respiration. Außer andern naturwissenschaftlichen Abhandlungen schrieb er auch für den Nachtrag zur sechsten Ausgabe der „Encyclopaedia britannica" die Artikel über vegetabilische Anatomie und Physiologie.

Der englische Schauspieldichter Ben Jonson hegte eine große Bewunderung für Wotton's Gedicht „On a happy life". In Eduard Alleyn's schriftlichem Nachlasse hat sich eine Abschrift davon von Jonson's eigener Hand vorgefunden, die aber in vielen Einzelnheiten von dem im Drucke vorhandenen Texte abweicht und deshalb von Collier in den „Memoirs of Alleyn" wörtlich mitgetheilt ist. Ebendaselbst befindet sich ein Brief des Dichters John Marston an Alleyn's Schwiegervater Henslowe, worin er ihm ein bis jetzt ganz unbekanntes Stück „Columbus" anbietet. Er verlangt dafür „nicht mehr als 20 Pf.; gefällt es Euch nicht, so laßt es mich durch diesen Boten wieder zurück haben, da ich weiß, daß die Leute des Königs mir gern so viel dafür geben und den Gewinn des dritten Tages dazu". 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 97. — 7. April 1841.

Über Goethe's Wahlverwandtschaften und ihre neuesten Beurtheilungen.

Zweiter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 96.)

Der Hauptanstoß, den so manche Wohldenkende, wenn auch wenig Einsichtige an den „Wahlverwandtschaften" genommen haben, beruht ohne Zweifel darauf, daß der Dichter sich durch die Form der poetischen Erzählung hat verleiten lassen, der Leidenschaft Ottiliens und Eduard's eine persönliche Theilnahme zuzuwenden, welche in den Augen Vieler schlechthin als eine Billigung, als eine Sympathie mit ihr erschienen ist. Man könnte auf den Gedanken kommen, in eben dieser Theilnahme eine Verletzung des epischen Gesetzes der ruhigen, parteilosen Darstellung zu erblicken, der spiegelklaren, durch keinen subjectiven Affect getrübten Objectivität des erzählenden Vortrags. Wäre solche Verletzung eine willkürliche, so würde der Dichter von dem Vorwurfe einer sittlichen Mitschuld an jener Leidenschaft kaum freizusprechen und der begangene Verstoß als ein recht deutlicher Beleg dafür zu betrachten sein, wie leicht in der Poesie eine Abweichung von dem Gesetze der Kunst mit einer Trübung auch der sittlichen Reinheit des Kunstwerks sich vergesellschaften kann. Indessen halten wir dafür, daß in diesem Falle, sowie überhaupt bei einem Gegenstande von der Natur des vorliegenden eine affectlose, rein objective Darstellung nicht möglich war und der Dichter ganz recht daran gethan hat, sich solcher Affectlosigkeit gar nicht zu befleißigen. Denn eben dies ist der Unterschied des pathetischen Gegenstandes von dem (im weitern Wortsinne) heroischen, daß jener im erzählenden Vortrage eine gleiche Objectivität, wie dieser, gar nicht duldet, daß er unwillkürlich das Mitgefühl des Erzählers wie des Zuhörers oder Lesers in Anspruch nimmt, und daß der Erzähler, der solches Mitgefühl ihm versagen will, als geschraubt und unnatürlich kalt zu erscheinen Gefahr läuft. Ohne Zweifel hat Goethe hier, wie allerwärts in diesem Werke, die Form der Erzählung einmal zugegeben, den rechten Ton des Erzählers getroffen; hätte er einen andern gewählt, so hätte er die Liebe Eduard's und Ottiliens als eine von vornherein sündige und frevelhafte, was sie weder ist noch dem Sinne der Handlung gemäß sein soll, erscheinen lassen müssen. Der Übelstand, der allerdings vorhanden ist und jenes Misverständniß veranlaßt hat, liegt auch hier nur darin, daß überhaupt die Form der Erzählung nicht die angemessene für den Inhalt war, weil sie den Dichter nöthigte, Dasjenige zum Gegenstand einer ausdrücklichen Schilderung zu machen, was nur, wenn es durch sich selbst sich schilderte, den bezweckten Eindruck auf das Gemüth des Lesers nicht verfehlen konnte. Mehr als es auch für den sittlichen wie für den poetischen Eindruck des Werkes günstig ist, findet sich durch diese Schilderung der Leser verleitet, den Zweck des Werkes in den dargestellten Personen selbst und dem Allgemeinen und Beharrenden ihrer Zustände zu suchen. Sein Blick wird von der tragischen Katastrophe abgezogen und auf Das, was seinen poetischen Werth doch nur als Voraussetzung dieser Katastrophe hat, hingelenkt, und es entsteht für ihn, wenn er minder geübt in der Auffassung eines poetischen Ganzen ist, der Schein, als sei es dem Dichter wesentlich um die Verherrlichung jenes Liebesverhältnisses zu thun, die tragische Katastrophe diene nothgedrungen, ohne eigenen innern Werth, nur dem Abschlusse des Werkes, da es doch, wie wir wissen, in Wahrheit sich gerade umgekehrt verhält.

Wird nun in dem jetzt erwähnten Bezuge durch die Form der Darstellung bei den Lesern des Romans ein Misverständniß verschuldet, so ist in einem andern Bezuge zu sagen, daß eben diese Form den Dichter selbst zu einem Misgriffe verleitet hat. Wir finden uns, indem wir diesen Misgriff rügen, in einem Widerspruche mit dem in der Beurtheilung dieses Werkes sonst so einsichtigen Solger, der an ihm unter Anderm auch die „Einfachheit der äußern Hülfsmittel der Darstellung" rühmen und finden will, „daß sich auch hierin das Werk der alten Tragödie sehr nähere". Gerade von dieser Eigenschaft der Einfachheit müssen wir gestehen, daß wir sie in einem wichtigen Punkte der Erfindung vermissen, zum Nachtheil, wie es uns scheinen will, sowol des sittlichen als auch des ästhetischen Eindrucks, den das Werk hervorbringt. Man erinnert sich jenes Kindes, des unglücklichen Sprößlings der Ehe Eduard's und Charlottens, an dessen durch Ottiliens Unvorsichtigkeit verschuldeten Tod die Katastrophe des Romans geknüpft ist. Bekanntlich hat der Dichter das tragische Geschick des unschuldigen Geschöpfs dadurch motiviren zu müssen geglaubt, daß er sogleich an dessen Erzeugung einen Makel, die mysteriöse Schuld einer Art geistigen Ehebruchs knüpfte, und diesen Makel sich in der äußern

Erscheinung des Kindes durch die sonderbare Doppelähnlichkeit desselben mit Ottilie und mit dem Hauptmann ausprägen ließ. Gegen diese Erfindung haben wir zuvörderst zu erinnern, daß sie auf physiologisch unbegründeten Voraussetzungen beruht. Daß nicht die beharrenden geistigen und physischen Eigenschaften, sondern die zufällige Gemüthslage der Ältern im Augenblicke der Erzeugung eines Kindes, daß ihre, sei es absichtlich hervorgerufenen oder zufällig angeregten Gedanken und Einbildungen irgend einen Einfluß auf des Kindes Natur, Charakter und Gestalt haben sollten, ist eine völlig unerweisliche, ja, wir glauben behaupten zu dürfen, erweislich falsche Annahme. Von einer Ähnlichkeit der Gesichtszüge, welche durch die Liebe eines der Ältern zu einer fremden Person veranlaßt worden wäre, hat man unsers Wissens nie ein Beispiel erlebt und alle physiologische Analogien sprechen dafür, daß ein zufälliger Einfluß solcher Art ebenso wenig im Bereiche der Möglichkeit liegt wie jede Art von willkürlicher Einwirkung der Ältern auf die Beschaffenheit des zu erzeugenden Kindes. Anders freilich verhält es sich mit der sittlichen und geistigen Natur der Ältern, insofern diese ein Bleibendes ist und auch in ihrer körperlichen Natur sich ausdrückt und auswirkt. Auch dies möchten wir nicht in Abrede stellen, daß heftige Gemüthsbewegungen, die, sei es unmittelbar nach der Empfängniß oder später im Laufe der Schwangerschaft, die Mutter erleidet, auch auf das Kind einwirken können; nur ist im letztern Falle die Einwirkung eine rein körperliche, also ungleichartige, nimmermehr eine gleichartige, wie unser Dichter sie geschildert hat. Wie aber eine unwahre, so ist diese Erfindung nicht minder eine unschöne, ja eine sittlich verletzende. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir behaupten, daß jeder Leser von reinem und zartem Gefühl es dem Dichter gedankt haben würde, wenn er die Schilderung jener Nacht zwischen Eduard und Charlotte ihm erlassen hätte; nicht aus unzeitiger Prüderie, als würde durch sie Das verletzt, was man gemeinhin Sittsamkeit nennt, sondern weil sie den Schleier von einem Geheimnisse der Natur hinwegzuziehen sich das Ansehen gibt, welches eben darum Geheimniß bleiben soll, weil die Natur hier *allein* zu wirken sich vorbehalten hat und durch keinerlei Einbildungen oder Absichtlichkeiten der Menschen gestört sein will. Nicht minder macht jene Doppelähnlichkeit des Kindes auf jeden gesund Empfindenden einen unheimlichen, fast gespenstischen Eindruck. Solchen Eindruck seinen Lesern zu ersparen, hätte der Dichter um so weniger Bedenken tragen sollen, als die tragische Wirkung, welche der Tod des unglücklichen Geschöpfes auf uns macht, durch die Fiction einer Mitschuld desselben an der Verirrung seiner Ältern, eines von vornherein ihm aufgedrückten Stempels der Verwerfung keineswegs erhöht, sondern eher vermindert wird. Die ganze Fiction ist eine falsche Spitzfindigkeit, eine fast mehr in Jean Paul's Manier *) als in Goethe's eigenen, sonstiger Weise ersonnene Maschinerie zur Motivirung der Katastrophe des Romans, welche doch ohne sie und bei Voraussetzung einer völlig makellosen Erzeugung des Kindes ebenso gut und nicht im mindesten unvollständiger motivirt war.

Wenn wir nun auch hier die Ansicht auszusprechen wagen, daß dieser Fehlgriff, gleich den vorhin bemerkten Übelständen, durch die erzählende Form des Romans veranlaßt sei, so stellen wir freilich nicht in Abrede, daß der Fall hier insofern ein anderer ist, als dieser Fehler keineswegs durch jene Form mit Nothwendigkeit herbeigeführt ward, sondern vermieden werden konnte, auch wenn die Form im Allgemeinen dieselbe blieb. Allein die Verfehlung der richtigen und eigentlich angemessenen Form in einem poetischen Werke hat gar nicht selten die Folge, daß die einfachen und natürlichen Motive für die Handlung nicht mehr als genügend erscheinen wollen, weil nämlich das rechte Licht ihnen abgeht, in welches sie gestellt sein wollen. Läßt sich in einem solchen Falle der Dichter verleiten, das an sich schon hinreichend Motivirte durch noch weitere Motivirung sicherstellen oder vielseitiger abrunden zu wollen, so ergeben sich fast unvermeidlich dergleichen erkünstelte und unnatürliche Züge wie der hier erwähnte, welche die Wirkung des Ganzen nur stören, aber auf keine Weise heben oder unterstützen können.

(Der Beschluß folgt.)

*) Wir meinen nicht die eigentlich humoristischen Erfindungen dieses Dichters, wo dergleichen Fictionen gar wohl an ihrem Platze sein können. Wer entnervt sich nicht mit Vergnügen der launigen Erzählung am Anfange des „Leibkauf Schandv"?), sondern die nur zu häufigen Beispiele, wo derselbe sich verleiten läßt, solche Züge auch in dem ernsthaftesten Zusammenhange anzubringen. Merkwürdig übrigens, daß wir gerade bei Jean Paul die Grille finden, der Moment der Erzeugung sei von besonderer, sogar willkürlich von den Ältern zu regelnder oder zu steigernder Bedeutung für die Natur des Kindes. In seiner „Levana" will er die sorgfältige Beachtung dieses Moments den Ältern zur Pflicht machen; ja, in den Briefen an seinen Freund Otto (Bd. 4) finden wir das, allerdings sehr unzarte Bekenntniß, daß er im ehelichen Umgange mit seiner Gattin selbst solche „anthropogonische" Experimente angestellt habe, wobei er jedoch ehrlicherweise hinzusetzt, daß zu seiner Beschämung sein ältestes Kind gerade in diesem Monat erzeugt worden sei, wo er dergleichen unterlassen hatte.

Die Dioskuren. Novelle von G. O. Marbach. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1840. 8. 2⅓ Thlr.

Deutschland war eine Zeit lang mit novellistischen Productionen wahrhaft überschwemmt. Diese Flut hat merklich abgenommen, sei es in Folge einer veränderten Geschmacksrichtung oder weil die romantischen Vorrathskammern sich erschöpft fanden. Die Tage der Tromlitz und van der Velde, Clauren und Bronikowski, in welchen jede historische Begebenheit, mit einer bestimmten und typischen Ingredienz romantischer Zuthat gemischt, ohne Weiteres für einen Romanstoff galt, scheinen für immer vorüber zu sein; die Forderungen sind strenger und höher geworden und die wohlfeilen Erfindungen haben ihre Geltung verloren. Man begehrt Gedankeninhalt auch von der Novelle und der inhaltreichen Novellen hat es es zu allen Zeiten wenige gegeben.

Wir wollen nicht behaupten, daß die vorliegende Novelle zu den schwer ins Gewicht fallenden Leistungen dieser Art gehöre; denn hierzu würde ein weiterer Gesichtskreis, eine mannichfaltigere und größere Gestaltung der Lebenserscheinungen, eine breitere und tiefere Charakteristik erfodert werden, als hier, wo von allen diesen Elementen nur Anfänge gegeben sind, zu

finden ist; allein eben diese sind doch vorhanden, eine wissenschaftliche und kritische Begründung ist erstrebt und eine besonnen erfundene Fabel hält doch das ganze Gemälde in einer Einheit zusammen, welche in den meisten Fällen die Mutter der Wirkung und der Befriedigung ist. Die Erfindung ist kunstreich, ohne künstlich zu sein, sie ist kunstgerecht in ihrem innern Zusammenhang und in ihrer schöpferischen Einheit. Sie ist zugleich reich und mannichfaltig, übersichtlich und einfach, mäßig überraschend und verständig. Zwar ist die Gestalt des alten Unteroffiziers und nachherigen Försters, in der sich der unglückliche Vater jener beiden Brüder, welche unsere Dioskuren sind, etwas mehr als nöthig war abenteuerlich und motivlos; allein der durchherrschende Gedanke der Erzählung, die Warnung vor der Leidenschaft, selbst wenn sie an dem an sich Guten und Rechten sich entzünden sollte, ist in lobwürdiger Weise festgehalten, mit hinreichendem poetischen Beiwerk geschmückt und mit gelegentlichen Einblicken in die Natur der Menschenseele gut ausgestattet. Am meisten vernachlässigt erscheint die Charakteristik, welche so wenig in den beiden Brüdern als in den übrigen Gestalten etwas Festes darbietet, mit Ausnahme jedoch der Tochter des alten Grafen, jener auf geheimnißvolle Weise in Feuersglut geborenen Schwester der Dioskuren, die eine fast ebenso ursprüngliche Gestalt darstellt, als einst Fouqué's Undine sein mochte.

Der Verf. zeigt, daß er in Naturstudien bewandert ist und der Ergründung ihrer Geheimnisse mit poetischem Sinne nachstrebt. Die ganze Novelle kann als eine Ausstrahlung solcher Studien analysirt werden und spricht in dieser Aufgabe ein mehr als gewöhnliches Interesse an. In der Form samothrazischer Mythen gibt der Verf. im zweiten Theil seine Ansichten von der Weltbildung und Entstehung der Erde, die er an Magnetismus und Elektricität in ihrem Wechselstreite anknüpft. Diese Ansichten mögen allerdings mehr ein poetisches als ein wissenschaftliches Verdienst haben; aber sie fallen ins Gewicht, gewinnen unsere Theilnahme und geben seiner Arbeit eine ungewohnte und neue Farbe. Elektricität und Magnetismus sind ihm, so scheint es, die beiden Dioskuren, die Weltgötter, die schaffenden und ordnenden Weltgeister, er verkörpert sie in zwei Brüdern, die im St.-Elmsfeuer ihrer Schwester begegnen und beide in Liebe für sie entbrennen. Ist diese Schwester (Angelique) die Welt, so ist es richtig, daß der Roman mit ihrem Untergange von der Hand des Vaters, der sie im Strudel der Leidenschaft zeugte, schließt. Wie dem jedoch sei, wir erkennen, daß der Verf. etwas mehr als eine gewöhnliche Geschichte zu erzählen bestrebt gewesen ist, und es gereicht ihm nur zur Ehre, daß seine Erzählung dennoch so gelesen werden kann — und auch so gelesen werden wird — als erzählte sie nur eine gewöhnliche Geschichte. Wir nehmen an, daß dies sein Zweck war, und die nicht gewöhnliche Kunst, mit der dieser Zweck in Geheimniß gehüllt bleibt, erwirbt ihm unsere Achtung. Der Sprache ist er Herr; sein Ausdruck ist treffend, mannichfaltig, nuancirt nach dem Bedürfniß und rein. Was er gibt, erscheint durch die Intentionen genugsam motivirt; nur die Flucht von Angelique's Mutter möchte als unzureichend vermittelt erscheinen. Das Ganze gibt eine von mehr als einer Seite befriedigende Lecture und zeugt von einem Talent, das uns in aller Weise der Aufmunterung würdig erscheint; denn etwas Hinneigung zum Phantastischen müssen wir dem Romantiker schon zugute halten, wenn er nur sonst nicht den Boden unter den Füßen verliert. Wir empfehlen diese Gabe daher mit Überzeugung als eine der gehaltreichern und bessern, die der Erfindung und dem Gedanken jedem sein Theil zu bieten geschickt sind. 39.

Chaucer in modernem Gewande.

Chaucer hat in der englischen Literaturgeschichte den ehrenvollen Beinamen des „Morgensterns der englischen Poesie" mit ebenso viel Recht erhalten, als dieser Stern mit Unrecht von den Wolken der Vergessenheit gegenwärtig verhüllt ist. Vor Chaucer gab es wol in England einige Versmacher, aber mit ihm erst beginnt die Reihe der englischen Dichter. Spencer, welcher zuerst den von ihm gegebenen Anstoß wiederbelebte, glaubte sich selbst durch nichts mehr schmeicheln zu können, als daß er Chaucer's Seele in seinen Körper übergegangen nannte. Chaucer's Werke bilden einen wesentlichen Bestandtheil der Geschichte der englischen Sprache sowol als der Civilisation des englischen Volks. Die ausgezeichnetsten Genies aller Zeiten haben sich in England in der Anerkennung seiner Würde vereinigt, wovon nur Cowley und Byron Ausnahmen machen. Aber dessenungeachtet haben die Schwierigkeiten, welche in dem alterthümlichen Sprachidiome wie in der Rhythmik Chaucer's für die Generationen der letzten Vergangenheit wie der Gegenwart liegen, bewirkt, daß sich an seinen Namen fast nur noch ein historisches Interesse knüpft, während die große Masse sich durch die rauhe Schale, welche seine Werke umgibt, von einem tiefern Eindringen in ihren werthvollen Kern abschrecken ließ. Zwar hat man zu verschiedenen Zeiten Versuche gemacht, durch möglichste Beseitigung jener Schwierigkeiten beim literarischen Publicum Englands den Geschmack für den Vater seiner Dichtkunst neu zu beleben, und es sind in dieser Hinsicht besonders die Namen Ogle, Lipscombe, Pope, Dryden und Wordsworth nicht sowol wegen des erreichten Erfolgs als wegen der wohlgemeinten Absicht hervorzuheben. Man suchte mit Einem Worte Chaucer zu modernisiren, aber, wie es in der Natur der Sache liegt, gerieth man dabei aus der Charybdis in die Scylla, und an die Stelle der vermeintlichen, zu vermeidenden Schwierigkeiten traten in diese modernen Bearbeitungen der Dichtungen Chaucer's Mißlichkeiten und Verstöße, welche der beste Eifer der Bearbeiter kaum zu umgehen vermochte. Dieses Modernisiren ist im Grunde genommen nichts als Übersetzen, und jene Bestrebungen, Chaucer's Geist wieder in die Literatur des Tages heraufzubeschwören, verfehlten den rechten Weg, indem man den alten Geoffrey nicht in der Sprache des Zeitalters der Plantagenets und der Eduarde, sondern in der unter der Welfendynastie herrschenden zum Publicum sprechen lassen wollte. Dryden und Pope beschränkten ihre Aufgabe selbst darauf, mehr den Geist als den Buchstaben ihres Autors wiederzugeben; aber demzufolge gleicht sich bei ihnen Chaucer nicht mehr, als sich in ihrer „Iliade" und „Äneide" Homer und Virgil wiedererkennen lassen; sie erinnern unwillkürlich an einen Vergleich mit dem Verhältnisse, in welchem die modernen Denkmäler in der Westminsterabtei zu ihrer architektonischen Umgebung stehen. Sie interpolirten reichlich mit Hintansetzung des für solche Arbeiten zum richtigern Maßstabe dienenden Gesetzes:

Ausschweifungen sind unverzeihlich schlecht.
Statt zuzusetzen, läßt man aus mit größerm Recht.

Zudem brachten sie in Chaucer's Dichtungen ein falsches Metrum, indem sie das Princip der Sylbenmessung anwendeten, während Chaucer einen ganz eigentlich rhythmischen Versbau hat, wie ihn später Coleridge in seinem „Christabel" und nach ihm Shelley und Wordsworth in die englische Poesie wiedereingeführt haben, sodaß hoffentlich in Zukunft den alten Chaucer nicht mehr der aus eigener Unkenntniß seiner Bearbeiter hervorgegangene Vorwurf: „er fehle in einer Sylbe; er hinke aus Mangel eines halben Fußes", treffen wird. Wordsworth beschränkte sich auf eine bloße Auswahl aus Chaucer's Gedichten, an denen er seine eigene Kunst versuchen wollte, und hat sich dort als ein wahrer Verehrer des poetischen Genies, wie hier als ein wahrer Dichter selbst bewährt.

Neuerlich ward wieder ein solcher Modernisirungsversuch gemacht: zu London erschien der erste Band von „The poems of *Geoffrey Chaucer* modernized". Leider ist auch hier, der Zweck, den alten Dichter dem lesenden Publicum verständlich zu machen, in den Erfolg umgeschlagen, daß man ihn auf den niedern Standpunkt der alltäglichen Schulbegriffe herabgeschraubt hat: das Leben, die Kraft und die Männlichkeit Vater Chaucer's sind darin vertrocknet und verweichlicht, die nervige Präcision des alten Ausdrucks zu modernen Umschreibungen und

Ausschmückungen breit getreten. Aber gerade bei Chaucer sind die Worte etwas Wesentliches, reines, scharf ausgeprägtes Gold, keine Zahlpfennige von beliebigem Werthe, nach Belieben zu verwechseln; oft drückt sich in ihrem Gebrauche die Feinheit seines poetischen Talents aus, welche bei der geringsten Änderung verloren gehen muß; für die Melodie seines Verses sind seine Worte geradezu unentbehrlich. Gelingt es daher auch den Bearbeitern, die Aufmerksamkeit eines poetischen Gemüths auf Chaucer zu lenken, so wird dieses doch immer eine solche Copie in Vergleiche zum Originale geringschätzen. Unter den Bearbeitern macht sich Horne der schon gerügten Mängel namentlich schuldig; Leigh Hunt's Versification ist natürlich und fließend, wie er im Ganzen als der beste Erneuerer Chaucer's gelten kann, der den richtigen Geschmack für den alten Dichter zu besitzen scheint, wennschon auch er sich ungeziemende Freiheiten erlaubt; ein mit Z. A. Z. Bezeichneter hielt sich genau an den Text, läßt aber die vorgefundenen Schwierigkeiten unbeseitigt. Nach alledem wird immer ein wohlfeiler Abdruck der Originalwerke, wie er von den „Canterbury Tales" in Dove's Classikern und in Bell's Dichtersammlung gegeben ist, das beste Mittel bleiben, durch eine weite Verbreitung denselben Zweck zu erreichen, den jene Modernisirer erstreben, deren Bemühungen überdies zum Theil wenigstens überflüssig sind, da die Bevölkerung zwischen dem nördlichen Ufer des Humber und dem südlichen des Tay, also in bedeutenden Theilen des nördlichen Englands und in Südschottland, bis auf diesen Tag einen solchen Reichthum an sächsischen Wörtern in ihrer Sprache besitzt, daß ihr das Verständniß Chaucer's keine große Mühe macht. Vor Allem gibt sich aber in diesen Erscheinungen für den nach wissenschaftlicher Bildung strebenden Engländer von neuem das Bedürfniß, das Studium der Geschichte seiner Sprache neu zu beleben, kund; dieses vermag ihn am sichersten die literarischen Quellen früherer Jahrhunderte zu eröffnen, und er wird ebenso sehr an dem mittelenglischen Chaucer in neuenglischem Gewande Geschmack zu finden verlernen, als bei uns die Nibelungenübersetzungen und andere Bearbeitungen mittelhochdeutscher Dichterwerke vor dem Studium der Originale zurückzutreten beginnen. 80.

Literarische Notizen.

K. F. v. Strombeck's „Darstellungen aus einer Reise durch Schweden ꝛc." ist unter dem Titel: „Souvenirs d'un voyage en Suède en 1839" (Strasburg) in das Französische übersetzt worden. Eine französische Kritik sagt davon: „Satt, immer derselben Straße zu folgen, überdrüssig der Annehmlichkeiten des Südens, der schönen Sonne Italiens, der Orangenhaine und der majestätischen Ruinen des Alterthums, fangen unsere Touristen an, unter den strengen Klimaten derjenigen Völker, welche von den Römern Barbaren genannt wurden und jetzt mit größerm Rechte diesen Vorwurf den südlichen Völkern zurückgeben könnten, neue Eindrücke zu suchen. In der That, die moderne Bildung scheint sich um so kräftiger zu entwickeln, je ungünstiger, je hinderlicher dem Ackerbau der Boden ist, in welchem sie Wurzel schlägt. Schon Marmier's Briefe schilderten uns jenes merkwürdige Phänomen der isländischen Bauern, welche, zerstreut in jammervollen Hütten und auf einem wilden und unfruchtbaren Eiland lebend, unterrichteter und wissenschaftlicher gebildet sind als die Mehrzahl der Einwohner so vieler kleiner, reicher und Handel treibender Städte. Des Hrn. von Strombeck's Reiseerinnerungen geben uns ebenso zufriedenstellende Details über den gegenwärtigen Zustand der Bildung in Schweden. Wir sehen, wie dort der öffentliche Unterricht blüht, wie die Gewohnheiten überall auf Ordnung und Sitte gegründet sind, wie materielles Wohlsein und Sittenreinheit die Elemente des Volksglücks sind. . . . Gastfreundschaft, Wohlwollen, freies und herzliches Benehmen, das sind die Eigenschaften, welche Hr. von Strombeck überall bemerkte und die ihn häufig die Unbequemlichkeit vergessen ließen, welche seine Unkenntniß der Landessprache ihm verursachte. . . . Sein schriftstellerischer Ruf verschaffte ihm den Zutritt zu den ausgezeichnetsten Männern Schwedens und sein Besuch bei dem Könige ist eine sehr interessante Episode." Es ist hierbei ersichtlich, daß der französische Berichterstatter seinen verderbten Landsleuten die schwedische Sittenreinheit als Spiegel- und Musterbild vorhalten möchte, wie Tacitus dem schwelgerischen Rom die Sittenreinfalt der alten Germanen.

Evariste Bavour, der Verf. einer politischen Philosophie oder besser einer Philosophie der Politik, einer Broschüre über die Competenz der Pairskammer, über den Begriff des Attentats u. s. w. gab vor kurzem heraus: „Alger. Voyage politique et descriptif dans le Nord de l'Afrique." 5.

Literarische Anzeige.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1840 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. 94.)

37. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **Friedr. v. Raumer.** Neue Folge. Zweiter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2½ Thlr.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19⅔ Thlr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39)

zusammengenommen für fünf Thaler,

sodaß die ganze Folge **zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1⅓ Thlr., der erste Jahrgang der Neuen Folge 2 Thlr.

38. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1841. Neue Folge. Dritter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Karl Friedrich Lessing's. 8. Cart. 1⅔ Thlr.

Lessing's Bildniß daraus einzeln in gr. 4. kostet ⅓ Thlr.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1834—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu ⅔ Thlr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge 1839 und 1840, oder der Neuen Folge erster und zweiter Jahrgang, kosten jeder 1½ Thlr.

39. **Varnhagen v. Ense (K. A.), Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften.** Fünfter Band, oder: Neue Folge erster Band. Gr. 8. Geh. 2½ Thlr.

Die erste Folge dieser Denkwürdigkeiten erschien in 4 Bänden 1837—38 bei H. Hoff in Mannheim.

40. **Wiese (E.), Don Juan.** Ein Trauerspiel in fünf Acten. 8. 1⅓ Thlr.

Von demselben Verfasser sind früher in meinem Verlage herausgekommen: „Theodor", ein Roman (1833, 1⅔ Thlr.); „Hermann", ein Roman (1834, 1⅓ Thlr.); „Drei Trauerspiele" (1835, 1½ Thlr.); „Drei Dramen" (1836, 1¼ Thlr.); „Friedrich", ein Roman (1836, 1½ Thlr.)

41. ***Winkler (Ed.),* Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde.** Enthaltend: Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer und toxikologischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakognostischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. In zwei Bänden. Erstes bis achtes Heft. (Aal—Schleichera aculeata.) 1838—40. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen ⅚ Thlr.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 98. — 8. April 1841.

Über Goethe's Wahlverwandtschaften und ihre neuesten Beurtheilungen.

Zweiter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 97.)

Nach allem hier Verhandelten wird man nun die Frage an uns richten, ob wir denn in der That der Meinung sind, Goethe habe den Stoff der „Wahlverwandtschaften" nicht in der Form eines Romans, sondern einer eigentlichen Tragödie behandeln sollen. Man wird uns die mannichfachen Übelstände entgegenhalten, welche die dramatische Form für einen so tief innerlichen Stoff unstreitig hat, für einen Stoff, der als Das, was er ist, nicht zu sein und sich zu behaupten vermag ohne eine durchgeführte Schilderung solcher Gemüthszustände, die selten oder nie in Handlung und unmittelbare äußerliche Mittheilung übergehen, nicht ohne eine fortlaufende Geschichtserzählung der äußerlichen Umstände und Begebenheiten, durch die er zusammengehalten und getragen wird. Man wird uns fragen, ob wir für einen Stoff solcher Art denn ein- für allemal auf die Vortheile verzichten wollen, welche der modernen Poesie, für ihre im Gegensatze der antiken beiweitem tiefer zugleich in das Innere des Seelenlebens und in das Particulaire und Individuelle der äußern Wirklichkeit eingehenden Stoffe, die zwischen Poesie und Prosa, zwischen dem streng episch erzählenden und dem frei schildernden und betrachtenden Vortrag so glücklich die Mitte haltende Form des Romans der von dem Zwange der gemessenen Rede freien, poetischen Erzählung gewährt?

Unleugbar ist es, daß, hätte Goethe das Thema des vorliegenden Romans in der strengen Form des eigentlichen Drama behandeln wollen, zumal in einer solchen, die auf die theatralische Aufführung berechnet wäre, die Dichtung ganz eine andere hätte werden müssen, als sie eben ist. Von der unbestimmten Möglichkeit eines nicht wirklich vorhandenen, sondern nur imaginirten Kunstwerks zu sprechen, ist aber für den Kritiker stets ein mißliches Geschäft, da eigentlich nur der schöpferische Genius des Dichters selbst, in dem er das Werk in die Wirklichkeit herausstellt, über seine Möglichkeit entscheiden kann. Jedenfalls würde ein solches Kunstwerk an der Stelle des vorhandenen fodern, gleichviel sein, als über das vorhandene, wie es vorliegt, den Stab brechen. Bliebe uns jedoch wirklich nur die Wahl zwischen dem unbedingten Gelten lassen des Vorhandenen und dem Fodern eines gänzlich und von Grund aus Andern, so würden wir es vorziehen, uns dabei zu beruhigen, daß der Stoff in der bestimmten Gestalt, wie ihn des Dichters Geist einmal concipirt hatte, eine rein und vollkommen poetische Behandlung nicht zuließ, daß also an die Stelle derselben eine aus prosaischen und poetischen Elementen gemischte, wie die vorhandene eben ist, eintreten mußte. Und warum auch sollte sich die Kritik in diesem, wie vielleicht in manchen andern Fällen, nicht damit begnügen können, neben der Trefflichkeit des Vorhandenen, welche nur sie vollkommen bewußt zu durchschauen vermag, auch die Gründe einzusehen, warum das Vorhandene nicht ganz vollkommen werden, nicht ganz sich zu der letzten Höhe eigentlicher Kunst emporheben konnte; warum sollte sie dies nicht thun dürfen, da, wo sie sich nicht im Stande findet, zugleich die Mittel und Wege aufzuzeigen, mittels derer das annoch Vermißte hätte erreicht werden können?

Indessen, so wenig wir an unserm Theile Anstand nehmen würden, uns auf diese Weise zu bescheiden und somit unser kritisches Geschäft für beendigt zu erklären, so öffnet sich uns doch in der That noch die Aussicht auf eine Form der Darstellung, welche die Vortheile der dramatischen und der Romanform für einen Stoff solcher Art wie der hier besprochene zu vereinigen verheißt. Es wäre nämlich eine irrige Voraussetzung, wenn wir bei der Annahme beharren wollten, daß dem Roman die erzählende Form wesentlich sei, daß mithin, wenn wir von der Poesie überhaupt nur drei Hauptgattungen, die epische, die lyrische und die dramatische gelten lassen, der Roman durchgehends unter die Kategorie der epischen falle. Es gibt vielmehr, wie einen epischen, so nicht minder auch einen dramatischen Roman, und wenn die Ästhetik diese wichtige Unterart der poetischen Kunstformen bisher übersehen hat, so ist es Zeit, dieses Versäumniß nachzuholen, damit nicht auch für die ausübende Poesie daraus fernerhin, wie wir glauben, daß es in den „Wahlverwandtschaften" bereits geschehen ist, ein ernstlicher Nachtheil erwachse. Leider nämlich scheint es, daß schon seit längerer Zeit das Vorurtheil Platz ergriffen und daß vielleicht selbst Goethe, sei es bewußt oder unbewußt, dem Vorurtheile Raum gegeben hat, als ob diese Form eine unstatthafte und veraltete sei, während sie doch in Wahrheit eine vollkommen ebenso gültige,

vollkommen ebenso gut in der Natur der Sache begründete ist, wie die epische Romanform. Unsere Leser haben vielleicht schon bemerkt, daß die Form, auf die wir hindeuten wollen, keine andere ist als die der brieflichen Mittheilung. Man weiß, wie beliebt diese Form zu einer gewissen Zeit war und wie viele und bedeutende Schriftsteller dieselbe theils mit Überlegung gewählt, theils instinctartig aufgegriffen haben als die angemessenste für den Inhalt, den sie zu gestalten hatten. Nun mag es zwar seine Richtigkeit haben, daß es bei Vielen nur die Bequemlichkeit war, welche diese Form einer einseitigen Reflexion und Rhetorik darbietet, was ihnen diese Vorliebe einflößte, und gewiß werden wir uns nicht einfallen lassen, etwa Rousseau's „Heloise" als ein gültiges Muster für dieselbe oder als einen Beweis für ihre Tauglichkeit zu wahrer Poesie anführen zu wollen. Allein wie sehr dieselbe zum Ausdruck, zur echt poetischen Gestaltung tragischer Leidenschaft sich eignet, dies könnte, meinen wir, schon durch Goethe's „Werther" für hinlänglich erwiesen sein; ein Werk, auf welches die neuere Kritik zwar, seit Fr. Schlegel's Vorgange, mit einiger Vornehmigkeit herabzublicken sich gefällt, dem sie aber den Eindruck mächtigster Poesie nie wird streitig machen können, mit welcher dasselbe bei allem, auch von uns nicht in Abrede zu stellenden Mangel höherer Kunstvollendung noch jetzt jedes unbefangene Gemüth ergreift. Auch Tieck's „William Lowell", so wenig wir diese, jetzt wol von dem Dichter selbst so gut wie aufgegebene Dichtung in sittlicher und ästhetischer Beziehung billigen mögen, gibt durch die Energie seines Ausdrucks, worin es manchen spätern Werken dieses Dichters voransteht, ein Zeugniß für die Angemessenheit dieser Form zur Darstellung eines pathetischen Inhalts. Hinsichtlich der „Wahlverwandtschaften" wagt Ref. mit einer Zuversicht, die vielleicht in den Augen Mancher für Keckheit gelten wird, die Behauptung auszusprechen, daß alle im Obigen von uns bemerkten Übelstände dieser Dichtung vermieden worden wären, ja daß die Dichtung hauptsächlich zwar nach der Seite der poetischen, aber mittelbar auch der sittlichen Wirkung bedeutend gewonnen haben würde, wenn der Dichter für sie die angedeutete Form des dramatischen Romans gewählt und mit der Meisterschaft der Behandlung, die ihm zu Gebote stand, durchgeführt hätte. Es ließ sich dieselbe hier in viel umfassenderer Weise anwenden, als meist in den vorhin angeführten Beispielen, als namentlich im „Werther", dessen Darstellung, wie bekannt, durchgängig eine monologische, nur gegen das Ende hin durch einige Zwischenreden des Dichters unterbrochene ist. Es versteht sich nämlich, daß nicht etwa nur eine oder die andere Hauptperson, sondern daß sämmtliche Hauptpersonen des Romans, ja auch mehre Nebenpersonen in Briefen und andern schriftlichen Aufsätzen hätten auftreten und das Ganze die Gestalt eines fortlaufenden brieflichen Wechselgesprächs sämmtlicher handelnden und einiger beobachtenden Personen annehmen müssen. Die Disposition der Handlung verstattet dies nicht nur, sondern sie drängt unwillkürlich und zwar so deutlich darauf hin, daß es fast Wunder nehmen kann, wie der Dichter diesen Wink, den sein Werk selbst ihm gab, nicht zur rechten Zeit hat verstehen und befolgen wollen. Schon Solger hat, freilich nicht mit der ausdrücklichen Einsicht in seinen eigentlichen Grund, auf den Umstand aufmerksam gemacht, daß die Erzählung an vielen Stellen unwillkürlich in das Präsens übergeht; und die Kürze, die „auf den ersten Anblick harscheinenden Züge", welche diesem Kritiker aufgefallen sind, deuten unverkennbar darauf hin, daß der Dichter mit einem geheimen Gefühl von der Unangemessenheit dieser Darstellungsweise zu ihrem Inhalte zu ringen hatte. Dabei erfahren wir wiederholt von dem ausgebreiteten Briefwechsel, welchen Charlotte, von dem Tagebuch, welches Ottilie führete, und fangen, was den ersteren betrifft, uns fast an zu wundern, daß uns sogar keine Proben, was das letztere, daß uns keine angemessenern und charakteristischern Proben daraus geboten werden. Selbst daß wir so häufig von Gerüchten und Gesprächen der Nachbarschaft vernehmen, ohne doch zu Zeugen solcher Gespräche und Gerüchte gemacht zu werden, fällt uns beinahe unbequem. An einigen prägnanten Stellen hat der Dichter wirklich kurze Briefe der Hauptpersonen einzuschalten sich veranlaßt gefunden, an andern bedeutende Gespräche, deren Inhalt ebenso gut schriftlich als mündlich verhandelt werden konnte. Hin und wieder erregt er, ohne es zu wollen, durch schnelles Abbrechen der Schilderung eines Gemüthszustandes, oder durch flüchtig hingeworfene Bemerkungen über die Unmöglichkeit, solche Zustände zu durchschauen, in dem Leser einen Zweifel an seiner Berechtigung, ganz ähnliche Zustände in andern Fällen dennoch zu schildern, und an der Glaubwürdigkeit des so Geschilderten: wie gut, wenn solchen Zweifeln, solchen bei der erzählenden Form freilich schwer zu vermeidenden Störungen der poetischen Illusion ein für allemal die Form einer urkundlichen Mittheilung zuvorgekommen wäre! Wie leicht würde es bei dieser Form geworden sein, das Interesse unter den handelnden Personen gleichmäßiger und gerechter zu vertheilen, wie leicht, eine jede derselben, ohne Verhehlung ihrer Mängel oder ihrer Schuld, in ihrer eigenthümlichen Trefflichkeit uns entgegentreten zu lassen. Begegnet es uns doch auch im Leben nicht selten, daß wir von mancher Person, deren Handlungsweise wir, so lange wir sie nur aus den Berichten Anderer kannten, ungleich beurtheilt hatten, eine andere Ansicht, ein richtigeres Urtheil gewinnen, wenn wir sie selbst handeln sehen und sprechen hören: wie sollte Ähnliches nicht auch in der Dichtung begegnen können! Von den übrigen Vortheilen dieser Darstellungsweise für ein Thema von wesentlich pathetischem Charakter, wie das vorliegende, schweigen wir, da sie sich aus dem bereits Gesagten für den sinnigen Leser von selbst ergeben. Für einen Gewinn aber würden wir es achten, wenn uns durch das hier Verhandelte den allgemeinen Begriff des dramatischen, des tragischen Romans vorläufig dahin festzustellen gelungen wäre, daß das Verhältniß desselben zu der eigentlichen Tragödie als das entsprechende, wie das Verhältniß des erzählenden Romans zum Epos im engern Sinn betrachtet werden könnte.

Ch. H. Weiße.

England under the reigns of Edward VI. and Mary; by Patrick Fraser Tytler.

Eine sehr wichtige Briefsammlung, welche zur Aufklärung über eine interessante Periode der englischen Geschichte beitragen kann, ist Tytler's „England under the reigns of Edward VI. and Mary, with the contemporary history of Europe, illustrated in a series of original letters never before printed. With historical introductions, and biographical and critical notes" (2 Bde.). In der Regel erfodert es große Anstrengung von Seiten des Lesers und, so zu sagen, einen tüchtigen historischen Magen, um Sammlungen dieser Art bis zum Ende durchzulesen, und zwar um so mehr, je brauchbarer sie als Quellen und Materialien für den Geschichtschreiber sind, welcher sich mit dem Studium der betreffenden Perioden beschäftigt. Tytler hat die Lectüre seiner Sammlung bequemer und mundrechter zu machen gesucht, indem er sie in gewisse Zeitabschnitte eintheilte und jeden Abschnitt mit einer kurzen historischen Abhandlung versah; außerdem hat er von den Personen, welche in dieser Sammlung an dem Leser vorübergehen, leichte biographische Skizzen geliefert und gelegentlich kritische Erörterungen eingeflochten, wo die Briefe nach seinem Urtheil ein neues Licht auf dunkle oder bestrittene Punkte der Geschichte werfen oder wichtige Facten in dem Leben hervorragender Männer ergänzen; endlich hat er die Orthographie dieser Briefe modernisirt, ein Verfahren, welches beweist, daß er auf einen größern Kreis von Lesern zählt, als ihm die blos antiquarischen gewähren könnten. Gerade des letztern Umstandes wegen wird er von einigen englischen Journalen ebenso sehr getadelt als von andern gelobt. Und mit Recht machen die Tadler dieser Verfahrungsweise darauf aufmerksam, daß mit der veränderten Orthographie auch zugleich die Identität aufgehoben, das Zeugniß von der Erziehung und dem Charakter des Briefstellers zerstört und die Unkenntniß von den Fortschritten und Veränderungen der englischen Orthographie und Aussprache vermehrt wird. Wer sich einmal für solche Sammlungen interessirt, der will sie auch unverfälscht und wird sich die kleinere Mühe — denn die größere ist eben das Durchlesen selbst — nicht verdrießen lassen, sich mit ihnen trotz der alten Schreibart zu verständigen. Es wäre ja thöricht, wenn Jemand die deutschen Briefschaften der Generäle aus dem dreißigjährigen Kriege sammeln und sie in eine moderne elegante Form der Rechtschreibung umschmelzen wollte. Das System, welches Tytler bei der Veröffentlichung dieser Documente beobachtet hat, ist weder ein historisches im höhern Sinne, noch eine bloße Aneinanderreihung von brieflichen Urkunden, sondern ein Mittelweg. Das Werk macht auch schwerlich Ansprüche darauf, eine vollständige Umschau Englands unter Eduard und Maria zu bewerkstelligen; so ist z. B. das wichtige religiöse Element, so mächtig und wesentlich es in jener Periode auch war, vorsätzlich und mit Unrecht vermieden; so sind ferner manche Punkte von Gewicht und Bedeutung übergangen, während andere sich in den Vordergrund drängen, von denen Hume geurtheilt haben würde, daß sie außer der Sphäre des Geschichtschreibers lägen. Im Allgemeinen reichen Tytler's historische Glossen zum Verständniß des Ganzen hin. Über Zeitmomente und Thatsachen, worüber hier keine Briefe zu finden sind, macht er nur wenige Bemerkungen oder gar keine; wo Briefe im Überfluß sind, hat er Manches zu sagen. Unmöglich kann er lange die Relationen der Gesandten prüfen, ohne zugleich zu erläutern, wie diese oder jene diplomatische Unterhandlung die Interessen Englands berührte. Kein Charakter wird vorgeführt, ohne daß uns erzählt wird, woher er kam und wohin er ging, und sein Rang schützt ihn keineswegs vor der strengen Beurtheilung des Herausgebers.

Hr. Tytler hat seine Sammlung in drei Abtheilungen gebracht. Die erste umfaßt den Zeitraum zwischen dem Tode Heinrich's VIII. und dem Sturze Somerset's (1547—49); die zweite reicht von da bis zum Tode Eduard's VI. (1549—53) und die dritte behandelt die Regierung der Königin Maria. Jede dieser Abtheilungen ist mit einer kurzen historischen Einleitung versehen, welche den Leser aus der Vogelperspective den Gegenstand, in welchen er durch die Briefe bald näher eingeweiht werden soll, vorher erkennen läßt. In der ersten Abtheilung spielt natürlich der Graf von Hertford, später Herzog von Somerset, der Protector, ein schwacher, eitler, punctlicbender und von einem ehrgeizigen Weibe geleiteter Mann, die Hauptrolle. Doch entwirft Hr. Tytler ein günstigeres Bild von seinem Charakter als die meisten der neuern Geschichtschreiber. Seine Beweise dafür sind ebenso interessant als sinnreich. Die zweite Periode umfaßt den Triumph des stolzen und hochstrebenden Warwick, bald darauf Herzogs von Northumberland, über den Protector Somerset, den Tod Beider und den Charaktre des jungen Königs, welcher sich allmälig immer mehr und schroffer herausstellte. Interessant ist unter den diese Periode betreffenden Briefen besonders der von Sir Richard Morysine, welcher ein lebendiges Portrait von Karl V. zeichnet. Der Kaiser saß, ohne einen Fußteppich oder sonst etwas der Art um sich zu haben, ausgenommen seinen Mantel, seine Bürste, seine Brille und seinen Zahnstocher, und empfing Eduard's Brief, indem er seine Hand an sein Barett führte und den obern Theil seines Kopfes entblößte. Das Sprechen fiel ihm schwer, da seine Unterlippe an zwei Stellen ausgeschlagen war, weshalb er auch ein grünes Blatt zwischen seinem Munde und seiner Zungenspitze hielt. „Er hat ein Gesicht", sagt Morysine, „welches so ungewohnt scheint, irgend eine geheime Herzensregung zu verrathen, wie nur je eins, welches ich in meinem Leben sah; seine Augen verrathen nur so viel, als man aus ihm herauslesen kann. Er erinnert mich oft an Salomon's Spruch: Eines Königs Herz ist unerforschbar — da ist fast nichts an ihm, was spricht, außer seiner Zunge." Man denkt bei dieser Beschreibung unwillkürlich an Amberger's vortreffliches Portrait Karl's V., welches sich in der berliner Gemäldegalerie befindet und gewiß nicht geschmeichelt, sondern die reine Natur ist; das bleiche marmorkalte Antlitz hat in der That etwas Unergründliches, etwas Todtes, es erscheint wie ein Grab, aber ein Grab kann viel verbergen, und obgleich dies Gesicht nichts ausplaudert, so sieht man ihm doch an, daß sein Inhaber kein gewöhnlicher Mensch und zu Allem fähig ist.

Die dritte Abtheilung, welche die Regierung der Königin Maria umfaßt, ist kurz, aber doch reich an manchen interessanten Documenten, wohin namentlich Simon Renard's Briefe, Karl's V. Gesandten am englischen Hofe, zu zählen sind. Wir erhalten dann einige Winke über die Art des Verhältnisses, welches Elisabeth zu Wyatt's Verschwörung hatte. Hr. Tytler bemerkt hierzu: „Diese Briefe Renard's erzählen ihre eigene Geschichte und folgen einander in so kurzen Zwischenräumen, daß jeder Commentar unnöthig wäre. Überschätze ich sie nicht, so bereichern sie die Geschichte dieser Periode, für welche bis jetzt Noailles' Depeschen die größte Autorität gewesen, mit mancher neuen und wichtigen Thatsache; ein flüchtiger Blick wird den kritischen Leser überzeugen, wie verschieden dieselben Thatsachen bei Noailles und in Renard's Erzählung erscheinen. Beide Gesandten hatten unzweifelhaft ihren Standpunkt, der eine für, der andere gegen Maria, und zwischen beiden können wir hoffentlich zu etwas der Wahrheit Ähnlichem gelangen. Was die Verbindung der Elisabeth mit dem Wyatt'schen Complot betrifft, so bekenne ich, daß Renard's Briefe mir wenig Zweifel lassen, Elisabeth habe um die Zwecke der zu ihren Gunsten Verschworenen gewußt. Daß sie dieselben geradezu ermuthigt habe, dafür ist kein directer Beweis vorhanden; und wenn Wyatt an sie schrieb und Lord Russell ihr seinen Brief übergab, so war das nicht ihre Schuld. Es kann gesagt werden, Verheimlichung sei mit Aufmunterung gleichbedeutend; aber wir können uns denken, daß sie davor erschrak, Angeberin zu werden, und doch die Unternehmung mißbilligte."

Noch ein Punkt wird durch Tytler aufgeklärt. Vor hat etwas erzählt, was alle englischen Geschichtschreiber, von Strype bis auf Turner, mit Stoff zu einer Invective gegen Maria

versah. Er erzählt, daß die Königin, einen Tag nach dem Aufstande, drei ihrer Räthe mit einem Reitertrupp nach Ashridge sandte, mit dem Auftrage, Lady Elisabeth lebend oder todt an den Hof zu bringen; und es hat die Erzählung von dieser Reise und der Art, mit welcher die Abgesandten ihren Auftrag vollzogen, mit vielen Zügen von Grausamkeit ins Schwarze ausgemalt. Hr. Tytler veröffentlicht den Originalbericht, der Beauftragte beschreibt ihren Besuch bei Elisabeth und geht in die Einzelheiten ihres Verhaltens ein; hieraus ergibt sich denn, daß die Erzählung von Fox durchaus irrig ist.

Übrigens ist Tytler wol zu interessirt für die Königin Maria; im Rathe, sagt er, war sie entschieden, im Handeln kühn und entschlossen, und wenn sie ihren Zweck erreicht hatte, so mild, als es sich mit ihrer eigenen Sicherheit nur immer vertrug. Renard's Briefe zeigen, daß Courtenay, Graf von Devon, in die Wyatt'sche Verschwörung tief verwickelt war und in den Augen des Gesetzes sein Leben verwirkt hatte; aber Königin Maria verzieh ihm und behandelte ihn noch sonst mit vieler Güte. Besonders anziehend ist Tytler's Briefsammlung in Betreff William Cecil's, wie man sie überhaupt als eine wichtige Quelle für künftige Geschichtschreiber, die sich mit jener Periode beschäftigen wollen, anerkennen muß. Hr. Tytler hat im Ganzen 191 Briefe mitgetheilt, von denen 160 aus dem Staatsarchive herrühren. 70.

Bibliographie.

Arnold, F. W., Nachtviolen. Ausgewählte Novellen. 1ster Band. Der Chouan. — Auch u. d. T.: Der Chouan. Historische Novelle aus dem letzten Dezennium. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Baader, F. v., Der Morgenländische und Abendländische Katholicismus mehr in seinem Innern wesentlichen als in seinem äußern Verhältnisse dargestellt. Nebst mehrern Beweisen daß Schrift und Natur sich nur wechselseitig auslegen. Gr. 8. Stuttgart, Köhler. 25 Ngr. (20 Gr.)

Bade, C., Napoleon im Jahre 1813, politisch-militairisch geschildert. 3ter Theil. Der Krieg in Deutschland. Zeitraum vom 4. September bis zum 15. October. 8. Altona, Platt. 1 Thlr.

Bäumlein, W., Ansichten über gelehrtes Schulwesen mit besonderer Rücksicht auf Württemberg. 8. Heilbronn, Drechsler. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Beer, E. F. F., Studia Asiatica. Fasc. III. — Auch u. d. T.: Inscriptiones veteres litteris et lingua hucusque incognitis ad montem Sinai magno numero servatae quas Pocock, Niebuhr, Montagu, Coutelle, Seetzen, Burckhardt, de Laborde, Grey aliique descripserunt. Fasc. I: Inscriptionum centuria litteris hebraicis transscripta. Accedunt tabb. lithograph. XVI. 4maj. Lipsiae, Barth. 1840. 2 Thlr.

Böhme's, Jakob, sämmtliche Werke herausgegeben von K. W. Schiebler. 3ter Band. Die drei Principien göttlichen Wesens. Gr. 8. Leipzig, Barth. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Breier, C., Die Tartaren in Croatien und Dalmatien. Historisches Gemälde aus den Zeiten König Bela des Vierten. Gr. 8. Wien, J. Stöckholzer von Hirschfeld. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Bülow Cummerow. Über Preußens Finanzen. Gr. 8. Berlin, Besser. 15 Ngr. (12 Gr.)

Schönheiten aus Byron's Werken von Adolf Böttger. Kl. 16. Leipzig, O. Wigand. 20 Ngr. (16 Gr.)

Dellarosa, L., Mahomed der Eroberer, oder: Die Todtenbrücke in Konstantinopel. Liebes- und Greuelscenen aus der blutbefleckten Zeit der Zerstörung des griechischen Reiches. 8. Wien, Haas. 22½ Ngr. (18 Gr.)

— — Odomar von Dürrenstein und Bertha von Scharneck, oder: Die Raubritter an der Donau. Historisch-romantische Erzählung aus den Zeiten Richard's Löwenherz. 8. Wien, Haas. 1840. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Dellenbusch, C., Mercantil-Memoiren aus der Türkei. Geschrieben mit besonderer Beziehung für Deutschland. Gr. 8. Düsseldorf, Schreiner. 20 Ngr. (16 Gr.)

Döring, H., Das Merkwürdigste aus dem Leben von Johannes v. Müller, Schröckh, Jünger, Reinhold, Bertuch, ferner von Louise Brachmann und Friederike Brun. Gr. 12. Quedlinburg, Ernst. 15 Ngr. (12 Gr.)

Die Geächteten. Eine historische Erzählung aus den Zeiten Konradins von Schwaben. Gr. 12. Aachen, Cremer. 25 Ngr. (20 Gr.

Gerhard's, J., erbauliche Betrachtungen. Von Neuem aus der lateinischen Urschrift ins Deutsche übersetzt von K. G. R. Schneider. 32. Dresden, Naumann. 10 Ngr. (8 Gr.)

Griesinger, C. T., Skizzenbuch. 1ster Band. 8. Stuttgart, Griesinger u. Comp. 1 Thlr. 3¾ Ngr. (1 Thlr. 3 Gr.)

Religiöse Prophezeyungen eines großen Schweizers Albrecht Hallers, vor hundert Jahren. Mit Anmerkungen wieder an's Licht gestellt von K. G. Müglich. Gr. 8. Schaffhausen, Hurter. 1840. 10 Ngr. (8 Gr.)

Klein, A., Geschichte des Christenthums in Oesterreich und Steiermark seit der Einführung desselben in diese Länder bis auf gegenwärtige Zeit. [1ster,] 2ter Band. 8. Wien, Mechitaristen-Congr.-Buchhandlung. 1840. 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 Gr.)

Klöpper, F. W., Liturgik oder Theorie der stehenden Kultusformen in der evangelischen Kirche, nebst praktischen Beilagen. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 2 Thlr.

Krause, J. H., *ΕΛΛΗΝΙΚΑ* oder Institute, Sitten und Bräuche des alten Hellas mit besonderer Rücksicht auf Kunstarchäologie. 1ster Theil. 2 Bände. Die Gymnastik und Agonistik der Hellenen. 2 Bände. — Auch u. d. T.: Die Gymnastik und Agonistik der Hellenen aus den Schrift- und Bildwerken des Alterthums wissenschaftlich dargestellt und durch Abbildungen veranschaulicht. 2 Bände. Mit 183 Figuren auf XXXVI lithogr. Tafeln. Gr. 8. Leipzig, Barth. 7 Thlr.

— — 2ter Theil, 2ter Band. — Auch u. d. T.: Die Pythien, Nemeen und Isthmien aus den Schrift- und Bildwerken des Alterthums dargestellt. Mit 21 Figuren auf III lithogr. Tafeln. Gr. 8. Leipzig, Barth. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Kuno von Schreckenstein oder die weissagende Traumgestalt. Rittergeschichte vom Verfasser des Romans: Brömser von Rüdesheim oder die Todtenmahnung. 3 Theile. 2te Auflage. 8. Quedlinburg, Basse. 3 Thlr. 15 Ngr. (3 Thlr. 12 Gr.)

Die Berliner Kunst-Ausstellung im Jahre 1840. Kl. 8. Berlin, Kleemann. O. J. 10 Ngr. (8 Gr.)

Moshammer, J. X., Die Auswanderer. Eine Erzählung in neuer Form. 8. Wien, Mechitaristen-Congr.-Buchh. 1840. 11¼ Ngr. (9 Gr.)

— — Erzählungen in neuer Form. 8. Wien, Mechitaristen-Congr.-Buchh. 25 Ngr. (20 Gr.)

Papencordt, F., Cola di Rienzo und seine Zeit. Besonders nach ungedruckten Quellen dargestellt. Gr. 8. Hamburg u. Gotha, Friedr. u. Andr. Perthes. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Paulus, H. E. G., Neuer Sophronizon oder Reflexionen und Miscellen über wissenschaftliche, kirchliche und allgemeinere Zeiterscheinungen und Denkaufgaben. Gr. 8. 1ste Mittheilung. Darmstadt, Leske. Drei Mittheilungen 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Schoppe, Amalie, Die erste Liebe eines Prinzen. Historischer Roman. 2 Theile. 8. Leipzig, Gebr. Reichenbach. 2 Thlr.

Wiese, L., Sagen- und Mährchenwald im Blüthenschmuck. Gr. 12. Barmen, Langewiesche. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 99. — 9. April 1841.

Nikolaj Alekſiewitſch Polewoj.

N. A. Polewoj iſt einer der talentvollſten und zugleich thätigſten Schriftſteller, einer der ſtrengſten und zugleich gewandteſten Kritiker Rußlands. Seine mächtige Stimme widerhallt bereits ſeit 18 Jahren auf dem Gebiete der Literatur, er ſchrieb und ſchreibt in jedem möglichen Genre in Verſen und in Proſa, führte und führt zum Theil noch einen unverſöhnlichen Krieg mit allen Journalen und bekämpfte und bekämpft die Meinungen aller Schriftſteller ſeiner Nation. Dafür mußte er freilich die verſchiedenſten Urtheile über ſich ergehen ſehen; während ihn die Einen in den Himmel erhoben und ihm in der Kritik einen unbedingten Vorzug vor allen Andern gaben, ſuchten die Andern ihn in den Staub niederzutreten und ſprachen ihm ſelbſt jedes geſunde Urtheil ab. Wie ſehr er das Eine oder das Andere verdient habe, das laſſen wir dahingeſtellt. Das aber iſt gewiß, daß er eine Unzahl von Gegnern und Feinden hat, die ihm jede ſeiner reellſten Beſtrebungen verleiden, ohne ihm das Übergewicht rauben zu können, das er ſich durch die Macht ſeiner Feder errungen, ohne ihm den Ruhm entreißen zu können, daß er zur Erweckung ſowie zur Erſtarkung der Literatur ſeiner Nation ebenſo viel, wenn nicht mehr beigetragen hat als die erſten Schriftſteller Rußlands. Unter dieſen Umſtänden nun hat Polewoj die gediegenſten ſeiner Kritiken aus den Journalen herausgehoben und ſie in einem eigenen Buche unter dem Titel „Skizzen der ruſſiſchen Literatur“ (2 Bde., Petersburg) herausgegeben. Ein kühner Gedanke, aber ganz angemeſſen einem Manne wie Polewoj, der es nicht ſcheut, dieſelben Anſichten und Urtheile, die er vor 18 Jahren als Jüngling und Neuling in der Literatur ausgeſprochen, auch jetzt noch in dem reifen Mannesalter ſeiner geiſtigen Entwickelung zu vertheidigen. Aber wie hoch müſſen wir ſeine Kühnheit anſchlagen, wenn wir nun erſt ſehen, daß er es gewagt hat, eben dieſem Werke eine Selbſtbiographie beizulegen? Eine Selbſtbiographie zu veröffentlichen, während er noch am Leben iſt; eine Selbſtbiographie, in der man den Gang ſeiner wiſſenſchaftlichen oder eigentlich nichtwiſſenſchaftlichen Bildung Schritt für Schritt verfolgen kann; eine Selbſtbiographie, die ſeinen Freunden wie ſeinen Feinden einen tiefen Einblick in den innerſten Kern ſeines Weſens thun läßt, und welche gar oft durch weniger bedachte Äußerungen und durch die freien Geſtändniſſe ſeiner biedern Geradheit ſogar ſeinen Charakter der giftigen Verleumdung und Entſtellung ſeiner Feinde bloßſtellt. Aber das entſpricht ganz dem Charakter des Mannes; er mußte ſich einmal vollſtändig ausſprechen über ſich ſelbſt; er mußte der Welt beweiſen, wie es ihm unmöglich war, anders zu handeln. Und wer weiß, ob er nicht vielleicht hoffte, auf dieſe Art manchen ſeiner Gegner mit ſich zu verſöhnen, oder wenigſtens zum Schweigen zu bringen. Und in der That, auch wir halten dieſes für das einzige und letzte Mittel, das eines ſolchen Charakters würdig iſt, und geſtehen offen, daß Hr. Polewoj bei uns durch dieſen ſeinen Schritt viel gewonnen hat an Achtung und Anerkennung ſeiner wirklichen Verdienſte. Selbſt Bulgarin, deſſen Anſichten wir ſo viel vertrauen, daß wir ſie bei vielen Gelegenheiten ſchon benutzt und geltend gemacht haben, ſelbſt dieſer alte, heftige, faſt unverſöhnliche Feind Polewoj's ſcheint — nach den Urtheilen zu ſchließen, die er in der „Nordiſchen Biene“ über die „Skizzen“ ſowol als über andere Arbeiten und Unternehmungen Polewoj's abgegeben hat — die Hand zu einem Vergleiche und Waffenſtillſtande bieten zu wollen.

Aus der Selbſtbiographie Polewoj's nun wollen wir in einem Auszuge das Intereſſanteſte herausheben und unſern Leſern, ſoweit es der Raum d. Bl. erlaubt, ein Bild von der eigenthümlichen geiſtigen Entwickelung dieſes merkwürdigen Mannes entwerfen.

Nikolaj Alekſiewitſch Polewoj ſtammt aus einer Kaufmannsfamilie in Kurſk ab. Sein Urgroßvater war ein reicher Handelsmann und trieb Geſchäfte mit Perſien. Aber das Unglück verfolgte ihn und ſeine Nachkommen und brachte ſeine Familie herunter. So lebte der Vater unſers Polewoj in Irkutſk in Sibirien als Kaufmann mit einem ſehr mäßigen Vermögen, aber dabei hochgeachtet und geliebt von allen Menſchen. Er war ein Ehrenmann mit ſcharfem Verſtande und offenem, leicht aufwallendem Herzen. Nicht nur der Gouverneur und alle Honoratioren von Irkutſk beſuchten ſein Haus, ſondern auch jeder Fremde hielt es für ſeine Pflicht, die Bekanntſchaft eines ſo allgemein geehrten Mannes zu ſuchen. Dabei liebte er die Bücher mit Leidenſchaft. Alles, was zu ſeiner Zeit im

Russischen gedruckt war, hatte er durchgelesen, und nicht selten geschah es, daß er über einem Romane die heißesten Thränen vergoß. Aber von geistiger Bildung hatte er etwa dieselbe Ansicht, wie sie noch heutzutage gar oft unter jener Classe von Menschen herrscht, denen Alles, was über den Kreis des wirklichen Lebens hinausgeht, für Ungereimtheit gilt. Die Schriftsteller z. B. schienen ihm ganz wunderliche Wesen. Bei ihm hatte nur der Geschäftsmann einen Werth, Alles, was nicht unmittelbar in das Leben und in die Seele desselben, das Metall, eingriff, wobei sich nicht ein Geschäft absehen ließ, war bei ihm Müssiggang, Nichtsthun. Hier nun wurde unser Nikolaj Alekſiewitsch geboren am 22. Juni 1795. Die ersten Jahre seiner Kindheit gingen spurlos an ihm vorüber. Mit dem sechsten lernte er von seiner Schwester lesen; denn in eine öffentliche Schule oder, wie das so häufig in Rußland, in eine Pension ihn zu schicken, das konnte sein Vater nicht erschwingen. Aber dieser Unterricht mußte nicht schlecht gewesen sein; denn mit acht Jahren war er schon im Stande, seiner Mutter zur Unterhaltung Romane und seinem Vater die Bibel und die moskauer Zeitung vorzulesen. Ein Jugendfreund, A. A. Titow, lehrte ihn schreiben (gar manchem talentlosen Schriftstellerlein zum Verdruß — bemerkt hierbei Bulgarin), und in seinem zehnten Jahre führte er bereits das Comptoir seines Vaters. Allein weder die eine noch die andere Arbeit war im Stande, seinem Verstande hinlängliche Beschäftigung zu geben. In den Stunden, die ihm übrig blieben, fiel er mit Heißhunger über die Bücher seines Vaters her und in kurzem war Alles durchgelesen, was dieser besaß. Bald begann er auch zu schreiben, und zwar in Versen und in Prosa, ohne zu wissen, was Prosa, was Verse seien. Noch mehr, er redigirte, d. h. verfaßte, zu seinem eigenen Vergnügen eine Zeitschrift unter dem Titel „Asiatische Zeitung" nach Art der moskauer Zeitung, und ein Journal „Der Freund Rußlands" in Gestalt des „Moskauer Merkurs" (von Makarow). Ja, er schrieb sogar ein Drama: „Die Vereheliehung des Zar Alekſius Michajlowitsch", eine Tragödie: „Blanca von Bourbon" und ein Intermezzo: „Peter der Große im Tempel der Unsterblichkeit"; überdies verfaßte er eine „Reise durch die ganze Welt" und entschloß sich, in einem eigenen Werke die „Thaten Peter's des Großen" mit den „Zusätzen" von Golikow in Übereinstimmung zu bringen. In der That eine originelle Idee für einen Knaben von 10 Jahren. Was hätte aus ihm werden können, wenn eine geschickte Leitung seiner aus der Hülle hervorbrechenden Seele eine zweckmäßige, oder wenigstens bestimmte Richtung gegeben hätte. Aber diese erschien für ihn nicht. Auf manchem Umwege, der ihn weit ab von der rechten Bahn in wildverworrene Labyrinthe führte, mußte er sich mit Anwendung der ganzen Kraft seiner Seele zu dem höchsten Ziele des Menschengeschlechts, der Wahrheit, emporarbeiten. Dazu hatte ihn aber die Natur mit Fähigkeiten ausgestattet, wie sie nur wenigen Irdischen in dieser Gestalt zu Theil werden. Ein durchdringender Verstand war bei ihm mit einem überaus glücklichen Gedächtnisse gepaart. So kostete es ihm die geringste Mühe, eine ganze Tragödie auswendig zu lernen. Seine leidenschaftliche Liebe für das Lesen überwog alle Foderungen des Geistes und Körpers; und war es ihm einmal gelungen, sich neue Bücher zu verschaffen, so las er sich so in dieselben hinein, daß er Alles in der Welt vergaß, und dabei freilich auch die Geschäfte seines Comptoirs. „Dann erfolgte immer ein Donnerwetter", sagt unser Nikolaj Alekſiewitsch. Der Vater verwies ihm mit den härtesten Worten seine Nachlässigkeit, verbrannte seine Schriften und nahm ihm die Bücher weg. Interessant dürfte es auch sein, zu hören, was für Werke auf die erste Entwickelung und Bildung eines so reichhaltigen Geistes bedeutenden Einfluß gewonnen haben. Die wichtigsten davon waren: „Reisen eines Franzosen durch die ganze Welt" vom Abbé de la Porte, „Discours über die allgemeine Geschichte" von Bossuet, „Über die Vielheit der Welten" von Fontenelle, die Reisen Anson's und Cook's, die „Thaten Peter's des Großen" und die „Zusätze" von Golikow; dann verschiedene Bände aus den Werken Lomonossow's, Karamsin's, Chwostow's, die Theaterstücke von Kotzebue (ei sieh da!!) und andere dergleichen. Freilich konnte eine solche Sammlung von Büchern den Kopf eines zwölfjährigen Knaben mehr verwirren als aufklären, da die Masse sowie die Art der dargebotenen Kenntnisse mit zermalmendem Gewichte ihn niederdrücken mußte. Aber einerseits war die Fassungs- und Urtheilskraft Polewoj's, wie wir bereits sagten, schon in dieser Zeit von durchdringender Schärfe; andererseits wurde er durch diesen Einspruch des Vaters plötzlich in eine todte Wüste versetzt, wo seinem regen, vor Wissensdurst schmachtenden Geiste auch nicht die geringste Nahrung geboten wurde. Und so war die Entfernung seiner geistigen Freunde für ihn ein wahrer, damals desto empfindlicherer Verlust! Aber es war nicht bestimmt, daß seine Seele hier verschmachten sollte; das Schicksal wollte seinem Geiste nur Zeit gönnen, die Masse von Nahrung, die er so begierig und heißhungrig verschlungen hatte, mit einiger Muße zu verdauen. Nach und nach fanden sich wieder Gelegenheiten, anfangs spärlich, dann öfter und öfter, neue Ideen zu sammeln und sie mit den alten in Verbindung zu bringen. Der Vater Polewoj's war nämlich ein leidenschaftlicher Politiker und hatte das Bedürfniß, beim Lesen der Zeitung seine Meinung mit Jemanden auszutauschen. In seinem Sohne nun hatte er Verstand und Kenntnisse bemerkt, die seinem Alter weit vorangingen; ihn erwählte er daher zu seinem Gegenpart beim Kannegießern und sah sich auf diese Art genöthigt, ihm wenigstens das Lesen zu erlauben. Das war freilich eine magere Kost für einen solchen Geist, aber doch besser als gar keine. Da übrigens sein Vater ebenfalls ein tüchtiger Denker war und sich in der Welt schon viel umgesehen hatte, so verloren sie sich bei ihren Disputen gar oft auch in die benachbarten Gebiete der Weltgeschichte, der Ethnographie, der Naturgeschichte und dergleichen. Und auf diese Weise schritt die geistige Bildung unsers Nikolaj Alekſiewitsch langsam und schwerfällig vorwärts bis zum J. 1811. Polewoj selbst schildert den Zustand seines Geistes in dieser Periode mit folgenden Worten S. 37:

Ich hatte tausend Bände über allerhand Gegenstände von allerlei Verfassern durchgelesen, und mein Gedächtniß hatte Alles behalten, was ich gelesen, von den Zeilen Karamsin's und den Artikeln im „Anzeiger von Europa" anfangend bis zu den chronologischen Zahlen und der Bibel hinauf, aus welcher letztern ich ganze Capitel auswendig hersagen konnte. Aber alles dieses bildete in meinem Kopfe ein Chaos von Gedanken und Worten, während ich selbst kaum eben erst anfing zu denken. Bei alledem war ich ein Geschäftsmann; ich leitete die Fabriken meines Vaters, führte das Comptoir und die Rechnungen, ging und fuhr in Geschäften in der ganzen Stadt herum und hieß in ganz Irkutsk ein wunderlicher Bursche, mit dem selbst der Gouverneur wie mit einem Gelehrten kritisirte und der Director des Gymnasiums disputirte.

Also auch schon damals kritisirte und disputirte Nikolaj Alexsiewitsch.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gräfin Faustine von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Berlin, A. Duncker. 1841. 8. 2 Thlr.

Die Verfasserin scheint sich, statt einer Feder, des Flügels einer jener schönen, leicht schwebenden Libellen zu bedienen, die so unstät hinflattern von einer Wasserlilie zur andern, um den sich erschließenden Kelchen die Geheimnisse der Tiefe abzulauschen; dieser Flügel ist so blau und durchsichtig wie der Himmel, und die Verfasserin taucht ihn oft in das eigene Herz, und die mit Herzblut geschriebenen Zeilen erschüttern bis ins tiefste Innere — manche Leser. Nur manche? Die aus dem Innersten der Seele hervorgerufenen Wahrheiten können nur von Einzelnen verstanden werden; denn Verstehen ist Wissen und Wissen ist Fühlen und es wäre ein Unglück, wenn alle Menschen, wenn alle Frauen so fühlten. Auch nicht alle Männer können an den Werken der Verfasserin Gefallen finden; denn wenn sie die Feder an die Charakterschilderung eines Mannes setzt, so steht der Mann so groß, so fest, so erhaben da wie der Fels im Meer, den keine Wellen zertrümmern können und solcher Felsen gibt es wenig in der Männerwelt, und sie können nur von Wenigen verstanden werden.

„Gräfin Faustine" ist eigentlich eine Entschuldigung der Untreue — nein! eine Apotheose derselben! Die Untreue tritt uns hier nicht als eine Schwäche, sondern als eine Kraft entgegen, als Attribut der reichbegabten, strebenden, sich sehnenden Menschenbrust; die Untreue ist ein Heiligenschein, ein Lorberkranz und eine Dornenkrone, aber kein Unrecht hier. Die schöne Faustine, an einen ungeliebten Gatten vermählt, ist unglücklich und liebt Andlau. Der Gemahl findet sie an dessen Herzen weinend und schießt mit dem Pistol nach ihm. Faustine verläßt ihren Gatten, pflegt den Verwundeten und reist mit ihm nach Italien. Obgleich beide frei, will Faustine sich nicht mit Andlau vermählen, da sie so unglücklich in der Ehe gewesen; das siebenjährige Liebesverhältniß wird reich an Glück und an Liebe dargestellt; und in den anziehendsten, anmuthigsten Momenten sprechen sich die beiden so ganz füreinander geschaffenen, so ganz in- und füreinander lebenden Menschen aus. Faustine lebt nur für ihn und in ihm, und man meint, keins von beiden könne ohne das andere bestehen. Andlau muß Faustine verlassen und sechs Monate lang von ihr getrennt bleiben; den ersten Wochen des Schmerzes folgen die der Trauer, dann die der Leere, welche letztern Graf Mengen ausfüllt. Er ist nicht so schroff als Andlau, er liebt Faustine leidenschaftlich; Faustine, ohne es zu wissen, liebt ihn wieder. Erst in der Abschiedsstunde wird es ihr klar — er bietet ihr seine Hand — sie hat zwischen zwei Männern zu wählen, deren jeden sie gleich innig liebt; einem von beiden muß sie den Dolchstich des Schmerzes versetzen. Andlau ist fern; sie schreibt ihm in Mengen's Gegenwart das ewige Lebewohl, heirathet Mengen und beglückt ihn vier Jahre lang. Dann drückt sie die Monotonie des Lebens, Mengen wollte sie erziehen wie andere Frauen, daß sie sich wie diese in die vorgeschriebenen Formen füge, nur gebahnte Wege wandele, nicht immer abseits streife mit Wünschen und Phantasien. Als Künstlerin erreicht sie in der Malerei einen hohen Standpunkt, ein schöner Sehnsuchtszug begleitet sie, eine Reise nach dem Orient gibt ihrer Seele auf einen Augenblick neuen Schwung; auch ist sie Dichterin, aber immer wieder versinkt sie in Traurigkeit, die sich nicht auf Reue, sondern auf Sehnsucht gründet. Nachdem sie Andlau in Italien sterbend gesehen, seinen Händedruck der Vergebung, sein Abschiedswort der Liebe empfangen, reißt sie sich los von Mengen, den sie anbetet, von dem Sohn, den sie liebt, und geht in ein Kloster, wo sie nach 1½jährigem Singen, Beten und Dienstspielen ꝛc. stirbt. Und alle diese Verirrungen sind in ihrer reichen Natur begründet, die Verfasserin billigt dieselben nicht, sondern sieht sie als „die Bürden des Genius" an.

„Frauen", sagt sie, „wie Faustine sind die Rächerinnen unsers Geschlechts, welche die Vorsehung zuweilen, aber selten auf die Erde schickt und denen die allerbesten unter den Männern verfallen; denn nur die allerbesten unter den Männern sind zu Dem bereit, wozu die meisten Frauen bereit sind: ein Herz für ein Herz, ein Leben für ein Leben, eine ganze Existenz für eine ganze Existenz zu geben, und sie wähnen diesen Tausch bei solchen Frauen zu finden, deren gluthvolle Unerfaßlichkeit eine Bürgschaft unerschöpflichen Gefühls zu geben scheint. Ein so strahlendes Wesen, meinen sie, müsse ein verklärtes sein; aber mit nichten: eine solche ringelfüßige Vampyrnatur verbrennt und verbraucht zuerst den Andern, dann sich selbst. Die mittelmäßigen Männer hüten sich vor ihnen; sie, die ewig Dürftigen, wollen immer haben; die bessern unter ihnen wollen auch geben. Nehmt euch vor den Faustinen in Acht! Es ist nicht mit ihnen auf gleichem Fuß zu leben! Es ist immer die Geschichte von Gott und der Semele — nein, nicht von Gott — vom Dämon."

Doch ist „Gräfin Faustine" das Buch ebenso anmuthig als die Gräfin Faustine, von der es handelt, weshalb Referent sich nicht nur begnügt, den Faden des Romans abzuspinnen, sondern auch dem an Damenwerken Geschmack findenden Leser, der nicht nur historische Charaktere und politische Zustände in einem Roman entwickelt haben will und sich mit Schilderungen der Geselligkeit, Natur, Kunst und des Herzens genügen läßt, recht dringend empfiehlt, dieses Büchlein von Seite zu Seite zu lesen und sich der vielen Stellen oder Gedankenlichtpunkte, der vielen kühn ausgesprochenen Wahrheiten, die wie Blitze das klare, blaue Firmament durchzucken, der Salonsgespräche, die man selten im wirklichen Salon, unter Menschenhitze und Lichterqualm so geistreich findet, und noch an manchem Andern zu erfreuen, besonders an Gräfin Faustine, die, da sie todt ist, ihm nicht gefährlich werden wird, selbst nicht als ein Ideal, desgleichen er mit Diogenes' Laterne durch die ganze Welt suchen möchte: — dazu war ihre Liebe nicht beglückend genug!

„Von dem Moment an, wo man wartet, ist man trotz aller Fähigkeiten, Kräfte und Sinne nichts als ein Schütze, der von der ganzen Erde nichts sieht und weiß, außer den schwarzen Punkt in der Scheibe."

„— — Helden, Künstler, große Herrscher, was thun sie anders, als daß sie in ihrem Wirkungskreise, der freilich nicht kleiner als die Welt ist, sich selbst zur Vollkommenheit durcharbeiten suchen. Das ungemessene Streben, Dursten und Ringen nach Vollendung kennt Jeder, aber nicht Jeder kann zu seiner Bildung in die Zeit hineingreifen und sich einen Thron in ihr errichten, oder in den Stein hauen und sich ein Monument daraus bauen. Es ist eine große Erleichterung für den Menschen, ein Genie irgend einer Kunst, d. h. in irgend einem Zweige des geistigen Lebens zu sein; er hat, woran er sich üben kann. In seinen Schöpfungen legt er den Überfluß des Daseins nieder und taucht frischgewaschen aus diesem Bade

hervor, wie die großen Bergströme erst dann klares Wasser bekommen, wenn sie durch einen See geflossen sind."

„— — Er war ein ganz liebenswürdiger Mensch, sanft und weich an Gemüth, wie die kolossalen Gestalten gewöhnlich sind. Zu ihren riesigen Körperkräften gab ihnen die ausgleichende Natur eine milde, wohlwollende Seele, welche sie unfähig macht, ihre Kräfte auf brutale Weise zu gebrauchen. Nur ausnahmsweise sind sie Raufbolde und Händelmacher; die Kleinen, die sich auf die Fußspitzen recken müssen, damit man sie erblicke, das sind die Krakehler, die Zanksüchtigen, die thun patzig, damit keine fremden Ellbogen um ihre Nasenspitze spielen. Doch zum Ersatz, weil sie oft so lächerlich sind, versteckte die ausgleichende Natur in die kleinen Figürchen die großen Genies."

„Das Sitzen, lieber Anastasius, sagte Faustine, ist eine entsetzliche Erfindung, zum Gehen, Stehen und Liegen ist der Mensch geschaffen, das zeigt seine schöne, langgestreckte Gestalt, die vom krummen, geknickten, gebogenen Sitzen ganz krüppelhaft wird. Meine Gedanken verrasen, wenn ich sitze, und das macht nicht ruhig, sondern nur schläfrig. Ruhig bin ich, wenn alle Kräfte in Bewegung sind und wie die Strahlen einer Fontaine springen; ruhig bin ich, wenn meine Seele eine große Landschaft ist, wo im Westen die Sonne purpurgolden glüht und unter ihr Blitze, gleich Silberschlangen, aus dem Gewölk auftauchen, wo im Osten der Mond friedlich hervorkommt, wie ein unschuldiges Kind, das von fern einer Schlacht zusieht, wo der Donner wie ein geschlagener, grollender Feind schon entflieht, indeß die Vögel ihre Siegeshymne anheben, wo die ganze Erde Opfer raucht und glänzt wie ein geschmückter Altar. O, mein Anastasius, dann bin ich himmlisch ruhig und nur dann!"

Faustine: „Ich denke, es schreibt wol jeder von uns seinen eigenen zweiten Theil zum Faust, der Goethe'sche ist allzu individuell."

— — „„Das finde ich nicht; es ist das treue Bild aller Menschen, die wie die alten Titanen mit großer Kraft den Ossa auf den Pelion thürmen, Studien, Forschungen, Leistungen auf ihre Gaben, um damit dem Himmel abzutrotzen und abzuringen, was er diesem Streben nicht gewähren kann — Befriedigung —"""

Faustine: „Ich sehe aber nicht ein, warum der Faust seelenlahm werden muß. Hat die Liebe ihm nicht Befriedigung gereicht, so werfe er sich lodernd, wie in ihren Schoos, in die Arme des Ehrgeizes, der Weltherrlichkeit, der Kunst; so ringe er nach ihnen und um sie, statt mit ihnen zu spielen! so strenge er alle seine Kräfte und sporne alle seine Gaben an, damit er doch etwas zu Tage fördere und sei es nur gerade Etwas, woran Mephistopheles seine Weltironie üben könne, der jetzt in dieser beängstigenden Atmosphäre nur noch zu armseligen Späßen Gelegenheit findet, mit Gauklerkunststücken sich helfen muß, und aus seiner grandiosen Luciferregion in die Kategorie der kläglichen dummen Teufel fällt. Die Kräfte eines Faust dürfen brechen, nicht erlahmen. Sind sie gebrochen im Kampf, so gehe er heim nach Gretchen's öder Hütte und suche dort im Tod, was er im Leben umsonst gesucht: Ein Haus für die Ewigkeit. Der göttlichen Barmherzigkeit und der reinen Liebe sind keine Grenzen gesetzt, heben sie die matte Seele in den Himmel — warum nicht auch die ringende Feuerseele?"

„„Schreiben Sie doch einen zweiten Theil zum Faust."""

„— Nein, ich lebe ihn lieber", entgegnete Faustine, „schreiben ist nur ein Surrogat für leben."

„„Oder ein Widerhall des Lebens, der an jedem Busen sich bricht und zu einem neuen klingenden Ton wird. —""

„Ach", rief Faustine, „unsere Brust ist gar nicht mehr im Stande, die Millionen von Widerhallen aufzufangen, die wie Bienenschwärme gegen sie losgelassen werden. Seit das Bombardement der Menschheit durch Kugeln so ziemlich aus der Mode gekommen, ist dafür das durch Bücher eingetreten, welches wie eine Influenza seine Zeiten durchgrassiren muß. Ich regrettire im Grunde das Kanonenbombardement! Man riskirte zwar in einem solchen den Geist aufzugeben, allein der Kopf wurde dann doch mit fortgeschossen. Die Bücher hingegen lassen die physischen Köpfe friedlich zwischen den Schultern sitzen und nur der geistige wird von ihrem Bombardement betäubt und verdammt. — — Diese leben mir vor, sie denken mir vor, — ich lebe und denke aber lieber auf meine eigene Hand, schlecht und recht, wie ich's eben verstehe, als einem andern nach!"

Wenn Ref. diesem Roman mehr Raum gewidmet, als es gewöhnlich zu geschehen pflegt, so that er es im Gefühl, einen ungewöhnlichen Roman vor sich zu haben, und wenn diese Kritik weder Aber noch Tadel zu dessen Lob gesellt, so ist es, weil derselbe ein vollendetes Ganze ist, entweder ganz gefallen oder ganz misfallen und dann bei Seite geworfen werden muß. 44.

Notizen.

In der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom 15. Febr. hielt Dr. Fuster einen historischen Bericht über die durch Strenge sich auszeichnenden Winter von den ältesten Zeiten bis zum J. 1709 inclusive. Der Winter des letztgenannten Jahres bot manches Abnorme dar. Verhältnißmäßig war er in den südlichen Gegenden Frankreichs strenger und frühzeitiger als in den nördlichen. So fror es in Montpellier vom 12. Dec. 1708 an und am 11. Jan. 1709 erreichte die Kälte ihr Maximum, 16° unter 0. Die Kälte wiederholte sich im Laufe des Winters dreimal und trat das zweite Mal in Montpellier sogar um zwei Tage früher ein als in Paris. Merkwürdig ist, daß, obgleich alle Flüsse Frankreichs gefroren waren, die Seine von den Brücken von Notre-Dame und St.-Michel an bis zu den Umgebungen von Neuilly offen blieb und daß die strengste Kälte an den Tagen stattfand, wo der Südwind zufällig die vollkommen ruhige Luft störte. Die Rhone dagegen war an einigen Stellen in der Provence bis zu einer Tiefe von 12 Fuß gefroren. Dasselbe war der Fall bei den stehenden Wassern von Languedoc und der Provence. Auch zu Cette, Marseille, im Manchekanal gefror das Meer, an den Küsten des letztern bis auf zwei Lieues Breite, und der Hafen von Marseille war in eine gediegene Platte verwandelt. Große Unglücksfälle folgten diesem starken Winter. Die Aussaat war vernichtet, die Ernte verdorben und das allgemeine Elend grenzte nahe an Hungersnoth. Dabei hatte man nur wenig Schnee gehabt. Ein kühler und feuchter Sommer und Herbst waren diesem für Frankreich furchtbaren Winter vorangegangen.

Das naturgeschichtliche Museum zu Paris hat abermals eine wichtige Bereicherung erhalten an Skeletten, getrockneten oder in Spiritus aufbewahrten Thieren, Pflanzen, Proben von Felsarten und Mineralien, die Ausbeute der Weltumsegelung, welche der nach dreijähriger Abwesenheit zurückgekehrte Capitain Dumont-d'Urville mit den Corvetten Astrolabe und Zelée unternommen hat. Unter den seltenen und seltsamen Thieren bemerkt man vorzüglich mehre Arten von Phoken, wovon die eine einer bis dahin noch nicht bekannten Gattung anzugehören scheint, ferner eine Walfischart, Dubong genannt, auf welche wegen ihres schönen Fleisches stark Jagd gemacht wird und die bei den Jägern durch die zärtliche Anhänglichkeit, welche das Männchen für das Weibchen und die Kleinen für ihre Ältern beweisen, in gutem Andenken steht. Der Besitz dieses Thieres hat um so mehr Werth, da die Zoologen über seine wahrhafte Natur lange Zeit in Zweifel gewesen sind. Die merkwürdigsten Geschöpfe darunter sind jedoch zwei Nasenaffen, so genannt wegen der Größe ihrer Nase, welche bei dem Männchen zwei Zoll lang, bei dem Weibchen indeß weniger hervortretend ist und ihnen eine äußerst auffallende Ähnlichkeit mit dem Menschen oder wenigstens mit der häßlichsten Menschenart ertheilt. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 100. — 10. April 1841.

Nikolaj Alekſiewitſch Polewoj.

(Fortſetzung aus Nr. 99.)

Im J. 1811 (alſo 16 Jahr alt) wurde Polewoj plötzlich wegen eingetretener Geſchäfte nach Moskau geſchickt. Hier lebte er nun ein ganzes Jahr frei von der hindernden Gegenwart ſeines Vaters. Mit doppelter Kraft erwachte alsbald ſein Durſt nach höherm Wiſſen, nach fernerer Ausbildung. Er beſuchte (freilich mit heimlichem Bangen vor dem Vater) die Collegien auf dieſer Univerſität und hörte Merzljakow, Strachow, Hejm, Katſchenowſki (Denſelben, mit dem er ſpäter in den heftigſten Streit gerieth). Er ging regelmäßig in das Theater und weinte von ganzem Herzen bei den Dramen Kotzebue's. Er kaufte Bücher auf Bücher und las, und las ſich ſo in dieſelben hinein, daß er nicht mehr hinauskonnte. Dabei blieb ſeine eigene Feder nicht unthätig; er ſchrieb Tragödien, Novellen, Romane (natürlich nur für ſich) und faßte den Entſchluß, den „Verſuch einer Schilderung Rußlands" von Elagin fortzuſetzen. In dieſer glücklichen Zeit, wo die Seele des ſiebzehnjährigen Jünglings ſchwärmeriſch den Genüſſen des Schönen und Wahren ſich hingab, wo ſie ſchwelgte in dem Erhabenſten von Allem, was den Sterblichen hienieden entzücken kann: in dieſem ſeligen Augenblicke erſcheint plötzlich — es war im Juni 1812 — der Vater. „Haſt du noch Geld übrig? Wie ſtehen die Geſchäfte in Moskau?" war ſeine erſte Frage. „Ich zeigte auf den Haufen von Büchern, die ich angekauft, und die Ballen Papiers, das ich beſchrieben." „Und die Geſchäfte?" „Ich verſtummte. Die Papiere wurden augenblicklich dem Feuer übergeben; ich erhielt das ſtrengſte Verbot, irgend ein Buch zu leſen, — und — wir gingen an die Geſchäfte."

Aber das war keine Zeit für Geſchäfte. Es kamen die Franzoſen und die Familie Polewoj's mußte, wie alles Andere, Moskau verlaſſen. Nachdem er mit ſeinem Vater Petersburg beſucht, um deſſen Verhältniſſe mit der amerikaniſchen Compagnie abzuſchließen (ſein Vater hatte nämlich lange Zeit hindurch die Geſchäfte dieſer großen Geſellſchaft in Sibirien geleitet), ging er mit ihm nach Kurſk; dann an den Don, um aus Waſſermelonen Rum und Zucker zu machen und mit Donfiſchen zu handeln. Aber hier ſcheiterten die Projecte ſeines Vaters und Nikolaj Alekſiewitſch ſah ſich gezwungen bei einem reichen Kaufmanne in Kurſk auf das Comptoir zu gehen. Hier erwarb er ſich binnen kurzem das volle Vertrauen ſeines Principals; aber die Geſchäfte widerſtanden ſeiner nach Höherm ſtrebenden Seele. Als daher ſein Vater 1815 wieder nach Sibirien gegangen war, machte auch Nikolaj Alekſiewitſch 1815 eine Reiſe dahin, in der Hoffnung, eine ausgedehntere Beſchäftigung zu finden. Indeß ſeine Erwartungen gingen nicht in Erfüllung und ſo kehrte er alsbald wieder zu ſeinem alten Herrn zurück. Aber weder das Vertrauen und die Liebe dieſes Mannes, noch irgend ein anderes Mittel war im Stande, ihm die Art ſeiner Beſchäftigung erträglich zu machen. Sein Ekel gegen die Ziffern und das „Soll" und „Haben", ſowie gegen den ganzen Stand eines Kaufmanns wuchs mit jedem Tage.

In dieſem — ſagt er S. 35 — wird Alles nur nach dem Capital abgewogen und der Mangel des Geldes bildet einen unermeßlichen Abgrund in den Verhältniſſen der Menſchen gegeneinander, den weder Verſtand noch die ausgebreitetſte Geſchäftskenntniß auszufüllen vermag.

Seine Seele kämpfte verzweifelnd gegen die Umſtände an und nur die Nothwendigkeit, ſein äußeres Leben zu erhalten, und die Furcht, ſeinen Vater von der verletzendſten Seite zu kränken und auf immer zu erzürnen, hielten ihn in ſeiner Stellung aufrecht.

Mit dieſem Ekel gegen den Kaufmannsſtand an ſich — fährt unſer Selbſtbiograph an jener Stelle fort — vereinigte ſich bei mir noch das verletzte Gefühl der Eigenliebe, da man mir, hart genug, zu verſtehen gab, daß weder der ehrenvolle Name, noch die Achtung gegen meinen guten, alten Vater, weder meine Sorgen und Arbeiten, noch das allgemeine Urtheil, ich ſei ein ausgezeichneter junger Kaufmann, je im Stande ſein könnten, mir Das zu erſetzen, was dem Kaufmanne wahre Ehre und Anſehen in ſeinem Stande gibt — den Reichthum. Ich will ihnen zeigen, daß ſie irren! dachte ich. Aber wie, womit? Und Schamröthe glühte auf meinem Geſichte bei dem Gedanken, als Kaufmann zu leben und zu wirken. Eine tiefe Schwermuth nagte an meinem Herzen; da ſtieg in meinem Kopfe die Idee auf, daß in Rußland nur dem Gelehrten der Weg zu Ehre und Anſehen ohne Geld offen ſteht. Und wie herrlich, dieſer Weg führte zu ebendenſelben Gegenſtänden, in welchen bis dahin der höchſte Genuß meines Lebens beſtanden, welche bis dahin alle meine Luſt und Freude ausgemacht hatten — zu den Büchern und den Wiſſenſchaften. Die Vorleſungen der Univerſität, der Umgang mit gelehrten Männern werden mir Pflicht und Beruf ſein, werden mich zu Ehre und Ruhm, zu Ämtern und Reichthum führen!...

Mit ſolchen Leiden quälte ſich der Jüngling, in ſolchen Ideen ſchwärmte ſeine erhitzte Phantaſie. Aber ſein

Verstand unterschied zu scharf, sein Geist sah zu klar, als daß er sich einer solchen Aufregung hätte ganz hingeben sollen. Sie konnte nur dazu dienen, in ihm die Bildung eines Entschlusses zur Reise zu bringen, welcher ihm den ganzen Werth seines Lebens darlegte, der mit seinem Ich so innigst verschmolzen war, daß es ohne ihn hätte zu Grunde gehen müssen. Doch bevor wir zum Durchbruche dieses festen Entschlusses übergehen, wollen wir nur noch einen kurzen Rückblick thun auf den bisherigen Gang der Entwickelung Polewoj's und, so viel dies thunlich, aus seinen eigenen Worten zeigen, wie weit dieselbe bis zu dieser Zeit gediehen.

Wir sahen bisher, wie Polewoj die Gesammtheit seiner Kenntnisse sich durch das Lesen von russischen Werken erwarb. Nun waren bis zu seiner Zeit, unter der Regierung Katharina's und Alexander's I., fast alle gediegenern Werke der verschiedenen Nationen Europas, sobald sie irgend ein bedeutendes Aufsehen erregt hatten, in das Russische übersetzt worden. So war also für den forschenden Verstand ein hinreichender Vorrath groben Materials gegeben. Aber zur Erweckung des Geschmackes und des Schönheitsgefühls fehlte beinahe jedes Mittel; denn Sprache und Styl in diesen Übersetzungen war fürchterlich, aller Eleganz und Schönheit ermangelnd. Daher kam es denn auch, daß sich Polewoj's Verstand mit schnellen Schritten entwickelte; aber das ästhetische Gefühl, die Fähigkeit, die zarten Linien der Schönheit und Grazie aufzufinden und der staunenden Seele einzuprägen: sie konnte sich nicht bilden. Dies fühlte sein richtiger Verstand wohl und eine geheime Stimme sagte es ihm, in den Urbildern, von denen das ihm bekannte nur schlechte Copien seien, müsse ein Unendliches, ein Überschwengliches, ein Geist zu finden sein, von dem er jetzt kaum eine Ahnung habe. Aber diesem Geiste näher zu treten, in seinem Anblicke zu schwelgen, war ihm versagt; denn er kannte nicht die Sprache, in der sich jener Göttliche offenbarte; er verstand nicht den Sinn, der in seinen Worten strömte. Aber dieses zu erkennen und sogleich mit ganzer Seele zu ringen, die Schranke niederzureißen, welche ihm den Eintritt in das Heiligthum wehrte: das war Ein Moment. Mit unsaglicher Mühe erwarb er sich einige Kenntniß der gebildeten Sprachen Europas:

Ein betrunkener Barbier von der Armee Napoleon's — sagt Polewoj S. 36 —, ein Italiener von Geburt, der in Kursk zurückgeblieben war, um sein Leben in einer von den dasigen Barbierstuben zu Ende zu trinken, zeigte mir die Aussprache der französischen Buchstaben. Ein alter Musiklehrer, ein Böhme, der die Töchter meines Principals im Fortepiano unterrichtete und der nach den Unterrichtsstunden immer gern ein Stündchen bei mir im Comptoir zu sitzen und ein Pfeifchen zu rauchen pflegte, lehrte mir das deutsche A B C.

Dann S. 37 heißt es:

In Irkutsk, im J. 1815, führte mich das Schicksal auch mit einem guten Freunde, einem jungen, liebenswürdigen Menschen, W. M. Purlewski, der sich damals gerade mit Pachtgeschäften abgab, zusammen. In Gemeinschaft mit diesem und mit Xenophon (dem Bruder unsers Nikolaj) besuchte ich einen exilirten Polen, der uns das Französische lehrte; und ein höchst originellér Mann, wie man gewiß höchst selten einen in der Welt finden dürfte, ein alter Pastor an der lutherischen Kirche in Irkutsk, Becker mit Namen, gab uns Lectionen in der deutschen Sprache.

Trotz diesem gewiß nicht besonders günstigen Unterricht erwarb sich Polewoj doch in kurzem so viel Kenntniß dieser Sprachen, daß er im Stande war, deutsche und französische Werke zu lesen. Sein Geist schwamm in Seligkeit bei dem Anblicke der neuen Welt, die sich nun vor seinen Augen entfaltete. So heißt es S. 38:

Ich war ganz entzückt und hingerissen von neuen, mir noch unbekannten Reizen, — den Reizen des Studirens. Es war nicht mehr ein Mittel für andere Zwecke, sondern das Ziel meines Lebens geworden. Mir schien nun Alles gleich: ob ich Kaufmann werde oder ein armer Teufel, ob ein Kaufmann oder Gouverneur von Kursk — das höchste Ziel meiner Ehrsucht! Mir galt Alles gleich, wenn ich nur lernen konnte! Indessen waren meine Mittel außerordentlich beschränkt, ich durfte nicht im entferntesten daran denken mir einen Lehrer zu halten. Meine Besoldung reichte kaum für meine Kleidung und einen kleinen Antheil für meinen Vater hin; höchst selten geschah es, daß ich eine Kleinigkeit auf Bücher verwenden konnte. Die Comptoirgeschäfte nahmen mich den ganzen Tag in Anspruch und die Abende und Nächte wurden die besten Stunden meines Lebens. Sie waren mein Eigenthum, und dies durfte mir Niemand rauben. Gar oft verlöschte meine Kerze zugleich mit dem Morgenroth; und nachdem ich drei oder vier Stunden geschlafen, ging ich zu meinem Principal ins Comptoir. Wie oft setzte ich mich, nachdem ich im Comptoir bis in Nacht hinein gearbeitet, mit Freuden hin zu meinen Lectionen. In kurzem sah ich die ganze Mangelhaftigkeit, die ganze Unzweckmäßigkeit in meiner bisherigen Bildung ein. Ich mußte alle meine Ideen, die ganze Masse Dessen, was ich von meiner frühesten Kindheit an gelesen, ganz neu durcharbeiten und umschaffen. Die Erlernung der Sprachen führte mich in eine ganz neue Welt von Studien ein. Eine genauere Forschung zeigte mir das Mangelhafte aller Systeme in der gewöhnlichen Lehrmethode. Ich faßte den Entschluß, für meinen eigenen Gebrauch eine russische Grammatik und eine russische Geschichte zu verfassen. Die Grammatik der Akademie und die „Geschichte des russischen Reiches" (von Karamsin) genügten mir nicht, als ich die erstere mit der klaren, faßlichen und bis ins Detail durchdachten lateinischen Grammatik, und die letztere mit dem Tacitus in Hinsicht des Styls, oder mit den Annalisten in Hinsicht der Darstellung der Facten verglich. Das Erlernen der lateinischen und griechischen Sprache, Übersetzungen aus dem Deutschen und Französischen, die Umarbeitung der russischen Grammatik, eine kritische Untersuchung und Durchforschung der russischen Geschichte — das war jetzt meine Beschäftigung. Ich entsagte aller leichten, oberflächlichen Lectüre und schrieb weder Prosa noch Verse mehr. Absichtlich legte ich mir die schwersten Arbeiten auf; ich lernte 300 Vocabeln in einem Abende, schrieb alle Verba aus Hejm's Wörterbuche aus, conjugirte jedes einzeln durch und stellte neue Conjugationstafeln auf (diese legte 1822 der gelehrte N. P. Swinin der russischen Akademie vor und ich erhielt als Belohnung dafür die große silberne Medaille). Meine Kräfte schienen mir unerschöpflich; Alles ging so schön, so gut, so leicht von der Hand und vor mir wurde Alles hell und klar!

So viel Freude gewährten ihm seine nächtlichen Studien, aber selbst diesen durfte er sich nicht mit ganzer Seele hingeben, denn in der Nacht sogar war er nicht ganz ungestört.

Dabei mußte ich mein Lernen auch noch verbergen — heißt es S. 36 —, vor dem Vater sowol als vor meinem Principal. Es hätte meiner „Reputation" als Geschäftsmann schaden können; und überdies, was hätten meine Bekannten gesagt, wenn sie gesehen hätten, daß ich das ABC lerne! Und die alten Männer und Weiber! . . . .

Für den Mann, welcher eine leidenschaftliche Liebe zur Lectüre, welch ein unersättlicher Durst nach Wissen mußte das Herz des noch nicht zwanzigjährigen Jünglings entflammt haben, daß er sich auch durch so ungeheuere, gestehen wir es, für Tausende unübersteigliche Hindernisse nicht abwendig machen ließ von seinem großen Ziele, sondern, fest und unverzagt fortschreitend, jeden Widerstand mit der unbeugsamen Gewalt seiner Seele niederdrückte. Und hier hätten wir nun gewiß die schönste Gelegenheit, eine Reihe von herrlichen Betrachtungen über die Kraft der menschlichen Seele und einer mit unserm ganzen Ich verschmolzenen Idee anzustellen. Allein wir erlassen sie unsern Lesern und führen nur die Worte an, mit welchen Bulgarin diese Erscheinung erklärt:

Die gütige Natur gab dem Herrn Polewoj — sagt er — einen verlässigen Helfer, alle diese fast unglaublichen Schwierigkeiten zu überwinden: einen festen, gesunden, gründlichen Verstand, mit einem gewissen Instincte, Alles vorauszusehen und augenblicklich zu durchblicken, welcher jenem immer vorausseilt und ihm das entfernte Ziel des Gegenstandes zeigt, selbst durch den dichten Vorhang der Wissenschaft (Scharfblick).

Unter diesen heimlichen Studien und gedrückt von seiner äußern Lage war Polewoj zum zweiundzwanzigjährigen Jünglinge emporgediehen. Und hier nun trat der Augenblick ein, der über sein ganzes Leben entscheiden sollte. Schon im Anfange des J. 1817 war Polewoj's Vater sammt seiner Familie aus Sibirien zurückgekommen und hatte sich in Kursk niedergelassen. Hier im Schooße seiner Lieben mochte wol das behagliche Gefühl der Ruhe doppelt wohlthätig auf seine nächtlichen Studien wirken. Da geschah es, daß der Kaiser Alexander I. auf einer Reise auch durch Kursk kam und da mit Festlichkeiten empfangen und geehrt wurde. Das bewog unsern Nikolai Alekseiwitsch in einem Artikel voll Glut und Energie die ganze Feierlichkeit, sowie die Entzückung der Tausende von Herbeigeströmten zu schildern. Schnell wurde derselbe in dem „Russischen Anzeiger" abgedruckt. Ganz Kursk war entzückt über diesen Aufsatz und lobte und erhob den Verfasser bis zum Himmel. Selbst der Väter, der doch der erste Gegner jeder Lectüre und Schriftstellerei war, freute sich, als er sah, daß die Autorschaft auch Ehre und Achtung verschaffen und folglich einst auch nützlich bei dem Geschäfte sein könnte. Kurz hierauf verließ Polewoj das Comptoir seines bisherigen Principals und arbeitete wieder bei seinem Vater. Natürlich konnte er hier eher eine und die andere freie Stunde für seine Studien gewinnen; auch durfte er sie jetzt nicht mehr so verbergen wie früher, da der Vater nicht mehr mit scheelen Augen dareinsah, wenn er über ein Buch herfiel. Besonders gewann der junge Polewoj in dieser Periode durch den wohlthätigen Einfluß des damaligen Gouverneurs von Kursk, A. S. Kožuchow's, welcher als erste Person der Stadt das junge aufstrebende Talent emporhob, unterstützte, ermunterte und durch seine Auszeichnung und Hochschätzung ihm auch bei den übrigen Bewohnern Geltung und Hochachtung verschaffte. Solche Anerkennung kräftigte den Charakter Polewoj's und gab ihm ein gewisses Bewußtsein seines eigenen Werthes, das einem jungen Manne nie fehlen darf, wenn er ein höheres Ziel erreichen soll. Überdies hatte es auch noch zur Folge, daß sein Vater sich manche Opfer eher gefallen ließ, wenn er nur die Hoffnung haben konnte, es dürfte ihm einstens noch Nutzen bringen.

Im J. 1818 sandte Polewoj zwei Aufsätze in den „Anzeiger von Europa" ein, die ebenfalls abgedruckt wurden und vielen Beifall fanden. Im Januar 1819 las er in der Bibelgesellschaft ein Gedicht vor, das mit stürmischem Applaus aufgenommen wurde. Im J. 1820 verließ Polewoj Kursk und ging in Geschäften seines Vaters zuerst nach Moskau, dann nach Petersburg. Hier wurde er nun mit dem literarischen Thun und Treiben der Hauptstadt bekannt. Er wurde von Gretsch, Bulgarin und Swinin, den Matadoren der Journalistik in jener Zeit, mit großer Freundlichkeit aufgenommen und in das innere Heiligthum der russischen Literatur eingeführt. Da stieg in ihm der Gedanke auf, ein Journal zu gründen, das fähig sei, einen unbeschränkten Einfluß auf Leser und Schriftsteller auszuüben. Der Umgang mit jenen drei Männern, die damals an der Spitze der Journalistik Rußlands standen, gestattete ihm tiefe Einblicke zu thun in den handwerksmäßigen Theil der Schriftstellerei; bei ihnen lernte er den Mechanismus der Journalistik und der Redigirung einer weitverbreiteten, kräftig einschreitenden Zeitschrift genauer kennen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Proceß Lafarge, beleuchtet nach preußischem Strafrechte, durch J. D. H. Temme und G. A. Noerner. Berlin, A. Duncker. 1841. Gr. 8. 1⅙ Thlr.

Die vorliegende Beurtheilung des aus den Zeitungen bekannten Lafarge'schen Criminalfalles nach preußischem Rechte (die nach gemeinem deutschen Rechte ebenso ausgefallen wäre) wird gewiß bei jedem Leser ein hohes Interesse erregen. Das Resultat fällt dahin aus, daß weder bewiesen war, daß Lafarge überhaupt Gift bekommen, noch daß er an Gift gestorben, noch daß ihm Marie Lafarge Gift gegeben, sodaß also von einem deutschen, nach einer Beweistheorie entscheidenden Gerichte eine Verurtheilung nicht erfolgt wäre. Die Verf. zeigen auf gründlich belehrende und überzeugende Weise die Leichtfertigkeit und Unzuverlässigkeit der Herstellung des Thatbestandes einer Vergiftung. Nach einer schlechten und zwei bessern Untersuchungen fand endlich Orfila, den man zuletzt zuzog, ein halbes Milligramm Arsenik, $^1/_{11,000,000}$ eines Pfundes. Ebenso wird die Dürftigkeit der Anschuldigungsbeweise gegen Marie Lafarge und die Oberflächlichkeit, mit der man den Verdacht gegen den als Zeugen gehörten Denys Barbier überging, nachgewiesen. So liefert die Schrift einen neuen Beitrag zu dem Bilde von dem heillosen Zustande der Criminalrechtspflege in Frankreich und zu der Widerlegung der Declamationen, welche mit leerem Geschwätz von Freisinnigkeit und Volksthümlichkeit die Einführung der Geschworenengerichte anpreisen. Die Geschworenen haben nach ihrem Gewissen und nach ihrer Überzeugung zu sprechen, beides wird aber ohne Beweislogik von Gefühl und Empfindung bestochen. So lagen den tuller Geschworenen zweierlei Einflüsse nahe. Man überträgt zunächst sehr leicht den Unwillen gegen das Verbrechen auf den des Verbrechens Verdächtigen. Ihn unschuldig finden, heißt das Verbrechen billigen. Durch ein Verdammungsurtheil zeigt man die eigene Tugend. Jeder Beobachter weiß, wie nahe dem gewöhnlichen Menschen dieser Misgriff liegt. Hierzu kommen die wahrhaft entsetzlichen Einwirkungen des Generalprocurators.

Dann aber influiren die Erscheinungen in den socialen Zuständen. In Frankreich sind die Ideen von Frauenemancipation im Umlaufe. Sollten die tuller Geschworenen nicht durch die Vorstellung von einer genialen Pariserin, die sich eines ihrer in der That unwürdigen Mannes durch Gift entledigt, geleitet sein? 102.

Literarische Notiz.

Von den belletristischen Neuigkeiten, welche die französische Presse geliefert oder zu liefern versprochen hat, sind zu nennen: „Ida", vom Vicomte von Arlincourt; „La tache de Caïn", von Hotté de Vauxleur; „Bertrand de Kergoët", vom Grafen von Viel-Castel (2 Bde.); „Le colporteur; la croix de l'affût", von E. Berthet, einem der Redacteurs des „Siècle"; „Struensée", historischer Roman von Arnould und Fournier; „Une perle dans la mer", Roman von Alfred des Essarts, Mitredacteur des „Écho français". Gerühmt wird der neue Roman „La fille d'honneur", von Mad. de Bawr, Verf. des „Raoul" und der „Suite d'un bal masqué", des Interesses und der Neuheit der Fabel wegen. Der Roman gibt ein Gemälde des Louvre während der Tage, welche der Bartholomäusnacht vorangingen, und verleiht diesen schrecklichen Scenen allen Reiz eines Romans, ohne irgendwo die geschichtliche Wahrheit zu verletzen. Als Unterhaltungsbuch oder vielmehr als Spielerei und Rathgeber für Soiréen wird angekündigt: „Le livre du destin ou le sorcier des salons." 5.

Literarische Anzeige.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1840 bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluß aus Nr. 97.)

42. **Ein Wort über animalischen Magnetismus, Seelenkörper und Lebensessenz**; nebst Beschreibung des ideo-somnambülen Zustandes des Fräuleins Therese v. B—y zu Vasarhely im J. 1838, und einem Anhang. Beobachtet, geschrieben und gegeben von ***Franz Graf v. Sz....y.*** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

43. **Leipziger Allgemeine Zeitung.** Jahrgang 1840. 366 Nummern nebst vielen Beilagen. Hoch 4. Pränumerationspreis 8 Thlr.

44. **Vollständiges alphabetisches Namen- und Sachregister** der Leipziger Allgemeinen Zeitung für 1840. Hoch 4. ⅓ Thlr.

Im Verlage von **August Campe** in Hamburg ist erschienen und, sowie auch der ältere Verlag dieser Handlung, durch mich zu beziehen:

Lloyd's, H. E., Theoretisch-praktische **englische Sprachlehre** für Deutsche. Mit faßlichen Übungen nach den Regeln der Sprache versehen. Sechste verbesserte Auflage. 8. 1841. 11/12 Thlr.

Außer **Ersch's Handbuch**, dem **Pfennig-Magazin**, dem **Historischen Taschenbuch** und der **Urania**, die unter Nr. 15, 26, 36 und 38 erwähnt sind, wurden im Jahre 1840 noch folgende Schriften meines Verlags im Preise ermäßigt:

Frédéric le Grand, **Oeuvres historiques.** Nouvelle édition, avec des notes et renseignements. 4 vols. Gr. 8. 1830. Früher 6 Thlr., **jetzt 3 Thlr.**

Geschichte der Staatsveränderungen in Frankreich unter Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. 1ster bis 6ter Theil. (Von General **v. Schütz.**) Gr. 8. 1827—33. Früher 10⅔ Thlr., **jetzt 5 Thlr.**

Guirlanden, herausgegeben von **W. Eli. Becker.** 1ster bis 4ter Band. 8. 1812—13. Früher 6 Thlr., **jetzt 3 Thlr.**

Lorenz (J. F.), Die Elemente der Mathematik. 2 Bände. Mit Kupfertafeln. Gr. 8. 1795—1822. Früher 5⅓ Thlr., **jetzt 3 Thlr.**

Lucchesini (Girolamo, Marchese), **Historische Entwickelung der Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes.** Aus dem Italienischen. 1ster Band. Ursachen des Rheinbundes. 2ter Band. 1ster und 2ter Theil. Wirkungen des Rheinbundes. Gr. 8. 1821—25. Früher 7 Thlr., **jetzt 3 Thlr.**

***Meckel (J. F.),* Tabulae anatomico-pathologicae modos omnes,** quibus partium corporis humani omnium forma externa atque interna a norma recedit, exhibentes. IV fasc. — I. Cor, cum tab. aeneis VIII. II. Vasa, cum tab. aen. VIII. III. Systema digestionis, cum tab. aen. IX. IV. Intussusceptiones et herniae, cum tab. aen. VIII. Fol. 1817—26. Früher 27 Thlr., **jetzt 10 Thlr.**

***Sprengel (Curt),* Institutiones medicae.** 6 tomi. 8maj. Amstelodami et Lipsiae, 1809—19. Früher 13⅓ Thlr., **jetzt 6 Thlr.**

Die einzelnen Theile sind unter folgenden Titeln besonders zu haben:

I. II. **Institutiones physiologicae.** 2 vol. 1809—10. Früher 5 Thlr., **jetzt 2½ Thlr.**

III. —— **pathologiae generalis.** Editio altera auctior et emendatior. 1819. Früher 2 Thlr., **jetzt 1 Thlr.**

IV. —— **pathologiae specialis.** Editio altera auctior et emendatior. 1819. Früher 2½ Thlr., **jetzt 1⅓ Thlr.**

V. —— **pharmacologiae.** Editio altera auctior et emendatior. 1819. Früher 2 Thlr., **jetzt 1 Thlr.**

VI. 1. —— **therapiae generalis.** Editio altera auctior et emendatior. 1819. Früher 1 Thlr., **jetzt ⅔ Thlr.**

VI. 2. —— **medicinae forensis.** Editio altera auctior et emendatior. 1819. Früher ⅔ Thlr., **jetzt ⅓ Thlr.**

***Stein (G. W.),* Lehre der Geburtshülfe,** als neue Grundlage des Faches, insonderheit als Leitfaden bei Vorlesungen. 2 Theile. Mit 18 Abbildungen. Gr. 8. Elberfeld, 1825—27. Früher 6 Thlr., **jetzt 2½ Thlr.**

ΘΕΟΦΥΛΑΚΤΟΣ. Theophylacti Simocattae quaestiones physicas et epistolas ad codd. recensuit versione Kimedonciana et notis instruxit ***Jo. Franc. Boissonade.*** Gr. 8. Paris, 1835. Früher 3 Thlr., **jetzt 1½ Thlr.**

Whistling (Ch. G.), Ökonomische Pflanzenkunde für Land- und Hauswirthe, Gärtner, Fabrikanten und andere Liebhaber, nach dem System des Gebrauchs geordnet, mit Linné'schen Kennzeichen beschrieben. 4 Theile. — I. Pflanzen, die der Mensch genießt und die ihn nähren. — II. Pflanzen, welche zur Fütterung unserer Hausthiere dienen. — III. Öl-, Spinn-, Weber-, Färber-, Gerber- und Fabrikpflanzen. — IV. Unkräuter, Giftpflanzen, Bäume und Sträucher. Nebst einem Register über alle 4 Theile. Gr. 8. 1805—7. Früher 7⅙ Thlr., **jetzt 3¼ Thlr.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 101. — 11. April 1841.

Nikolaj Alekſiewitſch Polewoj.

(Beſchluß aus Nr. 100.)

Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in Petersburg kehrte Polewoj nach Moskau zurück und in kurzem erſchien hier ein Journal unter dem Titel „Moskauer Telegraph" (1825). Als Muſter diente ihm bei Entwerfung dieſes Plans die „Revue encyclopédique", von Julien in Paris herausgegeben. Denn dieſes Journal war neben dem „Bulletin scientifique et littéraire" das Orakel für die damalige franzöſiſche und ſomit größtentheils auch ruſſiſche Literatur und zählte die größten Literaten und Gelehrten Frankreichs und halb Europas unter ſeinen Mitarbeitern. In ihm fand man Überſichten über den Zuſtand der Literatur, der Kunſt und der Wiſſenſchaften in allen Theilen der Welt und außerdem eine Menge herrlicher Artikel über Geſchichte, Statiſtik, Philoſophie, Phykologie u. ſ. w. Damals war man in Rußland wol in etwas mit der franzöſiſchen Literatur bekannt, aber faſt nirgend gab es einen tüchtigen Kenner der deutſchen, noch weniger der engliſchen Literatur. Dieſem Mangel alſo abzuhelfen, war die Grundabſicht Polewoj's bei ſeinem Unternehmen. Freilich erreichte der „Telegraph" die Gründlichkeit und den Wirkungskreis der „Revue", ſeines großen Muſters, niemals ganz; aber das iſt nicht zu verwundern, denn außer ſeinem Bruder Xenophon hatte er nur eine Reihe von Jünglingen zu ſeinen Mitarbeitern, von denen viele erſt ſeit kurzem die Bänke der Univerſität verlaſſen hatten und deren Namen ebenſo unbekannt waren als der des Herausgebers ſelbſt. Aber Eines bleibt wahr und kann von keinem Freunde der Gerechtigkeit geleugnet werden: daß der „Telegraph" eine der erſten Grundurſachen war, daß ein neues, friſches Leben in der Literatur erwachte, daß das ruſſiſche Volk allmälig begann auf die Producte ſeines heimiſchen Bodens mehr aufmerkſam zu werden, daß es anfing zu leſen und wieder zu leſen. Und wie viel war damit nicht ſchon gewonnen! Denn es überkam eine kräftige Nahrung für ſeinen Geiſt, welche ſeinen Appetit um ſo mehr reizte, je mehr ſie die innern Verhältniſſe und Zuſtände des Vaterlandes in pikantem Witz und mit hinreißendem Strome des Wortes erfaßte, und je mehr das eigenthümliche, ſelbſtändig-eigene Neue den ſtaunenden Leſer frappirte.

Schon bei ſeinem erſten Auftreten nahm der „Telegraph" den entſchiedenen Ton eines ſtrengen, jede Pedanterie und Mittelmäßigkeit unbarmherzig verfolgenden Kritikers in allen Fächern der Kunſt und Wiſſenſchaft an. Ein jeder Artikel begann mit einer langen Theorie, welche das weniger wiſſenſchaftliche Publicum durch den ſchimmernden Glanz einer hohen Weisheit, überraſchenden Neuheit und tiefen Gründlichkeit blendete. Der Mann vom Fach bemerkte aber gar bald an dieſem Gewande die rothen Purpurfetzen, mit welchen die Löcher der Oberflächlichkeit und Halbwiſſerei zugeflickt waren. Da fehlten bei der Sucht, mit Sturmſchritt Alles umzuſtürzen, natürlich auch heftige und nicht ſelten beleidigende Ausfälle gegen Jene nicht, welche auf dem langſamen Wege der Gewohnheit nach ihrem Ziele muthig vorwärts arbeiteten. Gar bald entſpann ſich ein fürchterlicher Federkrieg, welcher die ruſſiſche Journaliſtik aus ihrer lethargiſchen Ruhe mit Gewalt emporrüttelte, während das leſende Publicum die Zuſchauer bei einem Steigefechte abgab. Die Nothwendigkeit, ſich jeden Augenblick ſchlagfertig zu halten — der einmal angenommene Plan einer encyklopädiſchen Kritik —, die Begierde, jede Blöße des Gegners zu benutzen, um ihn zu verwunden oder zu vernichten, — die von allen Seiten drohende Gefahr, von dem Feinde überrumpelt zu werden: Alles das zwang die beiden Brüder zu einem ſtrengen Studium, zu unabläſſigem Fortdringen in dem Gebiete der Wiſſenſchaft. Die Reſultate ihrer Forſchungen, Beobachtungen und Combinationen legten ſie, von Stufe zu Stufe fortſchreitend, in ihrem Journale nieder; und wenn dieſe ſich auch nicht immer durch allſeitige Ergründung und erſchöpfende Betrachtung des Gegenſtandes auszeichneten, ſo waren ſie doch ſtets intereſſant und unterhaltend durch die pikante Neuheit des Geſichtspunktes, von welchem aus ſie aufgefaßt wurden, und dadurch, daß ſie neue Kämpfe auf Leben und Tod hervorriefen. Durch die Zuſammenwirkung aller dieſer Umſtände gewann der „Telegraph" in kurzem eine außerordentliche Wirkſamkeit; und während er die Wiſſenſchaft in die Tagesliteratur und ſomit in das Leben ſelbſt einführte, erwarb er ſich ein unſterbliches Verdienſt um die Bildung und geiſtige Entwickelung ſeines Publicums.

Nach einiger Zeit geſchah es, daß durch irgend einen Zufall ein Bändchen von Schelling's Vorträgen über Philoſophie nach Moskau kam. Von dieſem Bändchen

entzündeten sich, wie von einem Pfennigkerzchen (sagt Bulgarin), alle Schöngeister in ganz Moskau, und der „Telegraph" wurde das Echo der Schelling'schen Philosophie, welche in Moskau freilich auf eigene Faust gewendet und gedreht, und nicht selten umgekehrt und so verdreht wurde, daß man nur aus den philosophischen Formeln und Redensarten ihre Gegenwart ahnen konnte. Diesem Unwesen konnte Polewoj nicht mit hinreichender Kraft entgegentreten, da seine eigene Geistesbildung keineswegs einen systematischen, noch überhaupt wissenschaftlichen Gang genommen hatte. Dagegen wuchs sein Ruf als Belletrist von Tag zu Tag, und die Literaturkritik wurde gar bald von allen Parteien für den gediegensten und werthvollsten Abschnitt des „Telegraphen" anerkannt. Hier in der Wissenschaft des Schönen leitete ihn ein richtiges Gefühl, hier galt ihm die leise Ahnung seiner Seele — entsprungen aus seinem die fernsten Beziehungen im Augenblicke erfassenden Verstande und seiner für alles Echt-Schöne reizbar-empfänglichen Phantasie — als untrüglicher Maßstab für sein Urtheil. Freilich gehörte dazu auch, daß der Spiegel seiner Seele klar und ungetrübt war durch Leidenschaften und parteiliche Beziehungen; denn im letztern Falle täuschte er ihn und strahlte die Schönheit nicht selten in einem scheußlichen Zerrbilde zurück.

So gewann der „Telegraph" von Jahr zu Jahr an Ausbreitung und innerm Werthe. Das Gewicht, welches man auf seine Kritiken legte, wuchs mit der gediegenern Ausbildung ihrer Verfasser, und je mehr sich einzelne von den Mitarbeitern, besonders aber Polewoj selbst, ihres eigenen Werthes bewußt wurden, desto schärfer traten sie gegen Alles auf, was den Stempel der Flachheit, Mittelmäßigkeit, Pedanterie und ähnlicher Vorzüge an sich trug. Mit unbarmherziger Strenge geißelte und persiflirte man Alles, was der russischen Literatur nicht Ehre bringen konnte. Und damit erwies der „Telegraph" seinem Vaterlande eine große Wohlthat. Allein nicht immer wußte er bei dieser Jagd auf alles Triviale und Absurde das rechte Maß zu halten. Nicht selten geschah es, daß im „Telegraphen" Dinge angegriffen wurden, welche einen so spitzen Stachel nicht verdienten; daß Gewohnheiten und Einrichtungen niedergerissen wurden, an deren Stelle man für den Augenblick wenigstens nichts Besseres zu setzen wußte. Dieser Umstand war einer von den in der Natur der Sache selbst gelegenen Gründen, warum der „Telegraph" endlich fallen mußte. Doch hätte er sich dessenungeachtet noch viel länger gehalten. Aber sein Sturz wurde von außen her, ohne seine Schuld herbeigeführt. Nach und nach hatte sich nämlich eine Masse von schreibenden Menschen angesammelt, welche alle von dem „Telegraphen" auf das erbärmlichste tractirt worden waren. Sie bildeten eine fürchterliche Phalanx gegen ihren gemeinsamen Feind, eine geschlossene, von Tag zu Tag durch neue Ankömmlinge sich vermehrende Gesellschaft, welche in allen Ständen, nicht selten in den höchsten Kreisen, wirkliche und Ehrenmitglieder zählte. Alle verband ein Ziel, ihren Feind zu vernichten; jeder bemühte sich in dem Kreise, zu dem er Zutritt hatte, den Charakter Polewoj's zu verdächtigen, ihm gefährliche Absichten, verbotene Verbindungen zuzuschreiben, kurz, kein Mittel unversucht zu lassen, welches der Bosheit und Niederträchtigkeit zu Gebote stand. War es ein Wunder, daß der „Telegraph", dem nur der Weg der Geradheit und Öffentlichkeit zugänglich war, den geheimen Machinationen jener Feigen unterlag? Nach einem Decennium seines großartigen Wirkens und rüstigen Kampfes auf dem Felde der Kunst und Wissenschaft hörte der „Telegraph" in Folge eines allerhöchsten Verbots auf zu sein. Dies geschah 1835.

Seit dieser Zeit nun sah sich Polewoj gezwungen, seine Arbeiten in fremde Zeitschriften einzusenden, seine Ideen fremden Zwecken anzupassen. Dies that er anfangs in die damals in ihrem ersten Glanze aufblühende „Lesebibliothek". Später, als diese Monatsschrift — von den besten Mitarbeitern verlassen — sank, wandte er sich an den „Vaterlandssohn", an welchem er noch gegenwärtig als ungenannter Redacteur, oder wenigstens als erster und entscheidender Mitarbeiter den thätigsten Antheil nimmt. (Wir erfuhren zwar vor kurzem von Freundes Hand, es gehe in Petersburg das Gerücht, Polewoj wolle sich ganz von der Journalistik zurückziehen und sich nur mit ernstern und größern belletristischen Arbeiten beschäftigen. Allein das klingt uns doch zu wenig wahrscheinlich.)

Seit einigen Jahren hat Polewoj auch seinen Wohnsitz nach Petersburg verlegt und lebt dort, seinem Stande nach zur Kaufmannsgilde gehörig, von aller Welt zurückgezogen, unter seinen Schriften und Büchern und vergraben in literarische Arbeiten der verschiedensten Art.

Die Katastrophe des „Telegraphen" ist nicht ohne Wirkung auf Polewoj selbst geblieben. Er ist dadurch in Collisionen gerathen, aus denen seine Consequenz nicht ganz unverletzt herauskam. Zwar sind sein Charakter und seine Grundansichten dieselben geblieben; aber er hielt es für gut, mit einigen geringern Nebendingen es nicht so genau mehr zu nehmen. Besonders haben seinem Ruhme die dramatischen Arbeiten geschadet. Denn einerseits ließ die Eilfertigkeit, mit welcher er dieselben hinwarf, selbst manches Mittelmäßige seiner Feder entschlüpfen; andererseits verleitete ihn die Begierde, die Erinnerung an das Vergangene in gewissen Regionen zu verwischen oder doch zu mildern, daß er in seinen Dramen und besonders den Vaudevillen nicht selten gewisse, sehr gangbare Ideen berührte, welche mit den Grundsätzen, durch deren Geltendmachung er sich früher in ganz Rußland Achtung und Ansehen erworben, nicht recht übereinstimmen wollten. Gegenwärtig ist er im Drama der fruchtbarste unter allen russischen Schriftstellern (daher häufig der russische Scribe genannt), und selten vergeht eine Benefizvorstellung von einem oder einer der bedeutendern petersburger Theaterhelden oder Heldinnen, ohne daß Polewoj mit einem neuen Stücke an den Straßenecken steht. Dafür ist er auch der Liebling des petersburger und moskauer Publicums. So macht sein neuestes Stück „Das Mädchen aus Sibirien" („Djemica Sibirjatschka") immerwährend volle Häuser.

Nebst der Kritik und der Dramaturgie hat sich Polewoj auch mit der Novellistik beschäftigt. Seine Erzählungen und Romane zeichnen sich durch blühende Sprache und körnige Gedanken aus und sind in Rußland sehr gelesen. Wahrhaft ausgezeichnet und trefflich gelungen sind seine Schilderungen des russischen Lebens in den mittlern und niedern Ständen.

Aber die werthvollsten aller seiner Arbeiten sind die historischen. Außer einer großen Anzahl von Aufsätzen über verschiedene einzelne Gegenstände aus der Geschichte, die in den russischen Journalen zerstreut, nicht blos von jedem Gebildeten, sondern selbst von dem Fachgelehrten mit Nutzen und Vergnügen gelesen werden, hat er eine „Geschichte des russischen Volkes" herausgegeben. In diesem Werke vereinigt sich der Liberalismus in seiner schönsten Blüte, auf den freien Standpunkt einer unparteiischen Forschung erhoben, mit einer originellen Auffassung des Entwickelungsganges der russischen Nationalität. Bisher sind sechs Bände erschienen, welche bis in die Hälfte des 16. Jahrhunderts reichen und noch die Ereignisse aus den ersten Jahren der Regierung Johann's des Grausamen umfassen. Das Werk erfreut sich einer ungemeinen Anerkennung in Rußland. Allein es dürfte schwerlich fortgesetzt werden, da der Verfasser durch die oben angedeutete Richtung in seinen spätern Arbeiten sich selbst den Weg verlegt hat, seine frühern Ansichten und Ideen consequent durchzuführen. Auch würde er in manchen Partien wol noch auf andere Hindernisse stoßen.

J. P. Jordan.

Aileen A-Roon.

Unter den vielen zum Gemüth sprechenden Melodien, welche in Irland seit Jahren von Mutter auf Tochter, vom Vater auf den Sohn vererben, ist das aus zwei Hälften bestehende Lied, das sie Aileen A-Roon (der geheime Schatz meines Herzens) nennen, eins der ergreifendsten. Als Händel es zum erstenmale gehört, versicherte er, daß er gern mit dem Ruhme sich begnügen würde, Aileen A-Roon componirt zu haben. Die Schlußworte: And mille failte (hunderttausend Grüße), sind in Irland Sprachgebrauch und die mit dem Liede verknüpfte Sage wurde mir dort folgendermaßen erzählt:

Groß waren die Vorbereitungen zum morgenden Feste in der Burg Kavanagh. Die junge Erbin dieses alten Hauses, ein fürstliches in der frühesten Geschichte Irlands und noch heute hochangesehen und reich, sollte einem benachbarten Häuptling vermählt werden, ihr ebenbürtig an Rang und Vermögen. Der Vater des Mädchens freute sich und alle Verwandten freuten sich — das Mädchen nicht. Am Vorabende des Hochzeittages saß Aileen Kavanagh in ihrer Kammer und weinte. Sie hatte ihr Ja gegeben, doch argwohnte sie, es sei ihr unredlich entlockt worden. Sie liebte Carol O'Daly, Bruder des Donogh More, Häuptling einer der ältesten Clane in Connaught. Kein Jüngling, wie viele deren auch waren in Connaught, konnte mit Carol sich messen an körperlicher und geistiger Schöne. Nie besiegt im Waffenspiel, trieb er am liebsten die Künste des Friedens, und hätte nicht Klugheit gewarnt, von Carol mit Bedacht zu reden, würden die wilden Krieger sein Treiben weibisch gescholten haben. Weit und breit galt er der gefeiertste Harfner und kein gelernter Sänger mochte den Wettkampf mit ihm wagen. Als Aileen Kavanagh zur Jungfrau erblühte, war Carol Freund ihres Vaters und häufig in der Burg. Auch Aileen liebte Musik und Carol lehrte sie die Harfe spielen, bis er selbst sie den einzigen Nebenbuhler nannte, den er zu fürchten brauche. Sie liebten sich und das Glück schien ihrer Liebe hold. Da zankten die Kavanaghs mit Donogh More O'Daly, und obwol es nicht zu blutiger Fehde kam, trat doch Kälte an die Stelle der Freundschaft. Carol mußte die Burg meiden und mied sie, nachdem er Aileen und Aileen ihm das Wort der Treue verpfändet.

Seinen Bruder von den lügenhaften Anklagen zu reinigen, welche wider ihn beim englischen Statthalter erhoben worden, zog Carol an den Hof des Statthalters. In dieser Zeit warb ein junger Häuptling um Aileen's Hand. Vom Vater gedrängt, gestand Aileen ihr Bündniß mit Carol und bald nachher brachte ihr der Vater Beweise von der Untreue des Geliebten. Da gab Aileen dem Freier ihr Ja. Aber je näher der Hochzeittag kam, desto weniger glaubte sie an die Untreue des Geliebten, und traurig saß sie am Morgen vor dem Hochzeittage in ihrer Kammer, als eine alte Dienerin, die Vertraute ihrer Liebe, ihr einen Brief von Carol O'Daly behändigte. Er hatte von ihrer Vermählung gehört und von den Verleumdungen, die man gegen ihn ersonnen, und beschwor Aileen um eine Zusammenkunft, damit er sich rechtfertigen könne, ehe es zu spät. Allein früher als am Abende konnte er nicht anlangen, und selbst da nur im schnellsten Laufe seines guten Rosses.

Der Abend kam und Stunde auf Stunde verging. Aileen, die gebeten hatte, sie ungestört zu lassen, saß in ihrer Kammer und weinte, denn Stunde auf Stunde verging und Carol kam nicht. Vergebens bemühte sich die alte Dienerin, ihr sinkendes Herz zu stützen. Stunde auf Stunde verging, die Nacht war dunkel und winterlich stürmisch, und Carol kam nicht. Als es Mitternacht geschlagen, wollte der Kummer das Herz des Mädchens brechen. Da reichte die Dienerin ihr die Harfe, ein Geschenk des Geliebten, und in das Saitenspiel mischte die klagende Stimme

Aileen's Lied:

The night is dark, the wind is high,
And fiercely drives the sleet:
It seems as all had vow'd that I
And Carol should not meet.
Yet well I know his dauntless heart,
And well I know his faith;
But one thing will his purpose thwart —
And that one thing is Death.

They said that he was false to me,
That he had bow'd to gold,
And where his heart could never be,
His hand had basely sold:
I did a while believe their guile,
But soon I felt and knew,
That Carol's love as heaven above,
As truth itself was true.

More wild and loud the storm has grown,
And darker is the night:
Unmindful of a maiden's moan,
The moon withholds her light.
Oh! what if Carol lose the way,
Or perish in the flood!
The thought forbids my heart to play,
And curdles all my blood!

Look out, ye pitying stars above,
Look out, thou gentle moon!
Give light and guidance to my love,
And bring him to me soon.
Of all my earthly hopes and fears
This night it bears the sum:
But wherefore blind myself with tears?
Oh, surely he will come.

Stunde auf Stunde verging und kein Zeichen von der Ankunft des Geliebten erklang unter Aileen's Fenster. Immer

widmen schickte sie die alte Dienerin zu der kleinen Pforte, durch welche Carol eingelassen werden sollte; aber Carol kam nicht. Sie betete, daß der Mond durch die Wolken breche, und als ein Lichtstrahl in die Kammer fiel, glaubte sie ihr Gebet erhört; es war aber der dämmernde Morgen des Hochzeittages.

Zwischen Furcht und Hoffen verlebte Aileen den Tag, bis die Gäste in der Burg eintrafen und sie sich schmücken mußte zu ihrem Empfange. Obwol krank im Herzen, war sie doch die Schönste der Schönen. Noch zwei Stunden, und sie sollte das bindende Ja aussprechen. Da bat sie den Bräutigam ihr zu vergönnen, sich in ihrer Kammer auszuruhen, und als sie durch die Halle ging, unterschied sie in der lauten Musik den Klang einer Harfe. Die Weise war ihr fremd, doch machte sie ihr das Herz beben, und der Harfner war ein von der Last der Jahre gebeugter Mann mit schneeweißen Locken. Sie näherte sich ihm, der einsam in einer Ecke saß, und wie leise er auch sang, doch hörte Aileen jede Sylbe von

Des Harfners Lied:

Here is thy home to be
Aileen a-Roon?
Or wilt thou go with me,
Aileen a-Roon?
Far on the mountain side,
Wilt thou become my bride?
Or wilt thou here abide,
Aileen a-Roon?

Think of the happy hours,
Aileen a-Roon?
Wait us among the flowers,
Aileen a-Roon:
None whom you here may see
Ever can love like me —
None else would die for thee,
Aileen a-Roon.

Think of my breaking heart,
Aileen a-Roon!
Oh are we thus to part,
Aileen a-Roon?
Here then amid my foes,
Come I my life to close —
Welcome the grave's repose,
Aileen a-Roon!

Blow never fell on me,
Aileen a-Roon,
But was repaid with three,
Aileen a-Roon:
Yet on thy skin my arm
Ne'er shall alight in harm —
Fatal but strong thy charm,
Aileen a-Roon!

Oh think how foul our love,
Aileen a-Roon!
All other loves above,
Aileen a-Roon!
Ne'er did the tribes of air
Number a truer pair —
Oh must I now despair,
Aileen a-Roon!

Mit klopfendem Herzen lauschte Aileen dem Gesange, denn in dem Sänger hatte sie Carol erkannt, und leicht an ihm vorüberstreifend, flüsterte sie: „Dein, nur dein.“ Da griff Carol lauter in die Saiten und sang ihr nach:

And mille failte,
Aileen a-Roon,
And mille failte,
Aileen a-Roon.

Dann, sobald Alle sich entfernt, die ihm zugehört, stand er langsam auf und verließ gesenkten Hauptes die Halle. Schnelle Rosse trugen ihn und Aileen aus dem Bereiche der Kavanaghs und noch dauerte Hader wurde wieder Freundschaft zwischen den Kavanaghs und Donogh More O'Daly.

W. Seyffarth.

Literarische Notizen.

Seit Anfang dieses Jahres erscheint unter Leitung Prof. Napier's und unter Mitwirkung vieler ausgezeichneter englischer Gelehrten die siebente Ausgabe der „Encyclopaedia britannica“ in monatlichen Lieferungen von je einem Bande, sodaß bis jetzt drei Bände fertig vorliegen, welche sich auch nicht über den ersten Buchstaben hinaus erstrecken. Die „Encyclopaedia“, welche Wilberforce in einem Briefe an Pitt „a publication well worth your having“ genannt hat, war bekanntlich das erste Werk in England, welches eine alphabetische Darstellung des gesammten wissenschaftlichen Gebiets mit möglichster Berücksichtigung systematischer Anordnung versucht hat; die letzten sechs Ausgaben sind in 30,000 Exemplaren verbreitet worden, eine in Betracht der Kostspieligkeit des Werks sehr bedeutende Vertriebssumme, indem von der neuen Ausgabe jeder Band 2 Pf. St. kostet. Diese siebente Ausgabe wird, außer den durch die Natur der Sache bedingten Vermehrungen, auch mit einem besondern Index zur leichtern Orientirung in dem gesammten Material versehen sein. — Zu Waddington's „Kirchengeschichte bis zur Reformation“ ist als Fortsetzung eine „Geschichte der Reformation auf dem Continente“ von demselben Verfasser in drei Bänden erschienen. — Als demnächst erscheinend sind angekündigt: eine „Geschichte des Duells von der ältesten bis auf die neueste Zeit“, von Dr. Millingen; „France since 1830“, von Thom. Raikes, welcher früher Briefe aus Petersburg herausgegeben hat; Compton Audley, or hands not hearts“, eine dreibändige Novelle von Lord Lennox; eine „Schilderung der Zigeuner in Spanien, mit einer Originalsammlung ihrer Lieder und Gedichte und einem Wörterbuche ihrer Sprache mit spanisch-englischer Erklärung“, von George Borrow; „Untersuchungen in Kleinasien, Pontus und Armenien auf einer Reise in den Jahren 1835—37“, von W. J. Hamilton; „Briefschilderung der Lombardei, Tirols und Baierns“, von John Barrow; „Aufenthalt an den Küsten des baltischen Meeres, von einer Dame“; eine Übersetzung von Bruchstücken aus deutschen Dichtern, von Mrs. Austin.

In der Jahresversammlung der Inhaber der londoner Universität am 24. Februar ergab sich aus dem erstatteten Berichte die Zahl von 961 Zöglingen der Anstalt während des akademischen Jahres 1839—40, wovon 147 der Faculty of arts, 423 der medicinischen Facultät und 391 der junior school angehörten. Das Einkommen davon betrug gegen 12,070 Pf. St. Die Zahl der das Hospital besuchenden Zöglinge betrug 118; davon ein Einkommen von 2725 Pf. St. Im Ganzen ergab sich eine zunehmende Frequenz der Anstalt. Diese war während des letztern Jahres durch ein Vermächtniß des Hrn. Henry Langridge von 1000 Pf. St. bereichert worden. Der Bericht sprach sich über die Wirksamkeit des Unterrichts befriedigend aus und stellte in Betracht der verliehenen Gratificationen, Belohnungen und Auszeichnungen deren Erfolge als im Zunehmen begriffen dar. Die Anstalt verwendete 1290 Pf. St. auf Stipendien und Freistellen und außerdem erhielten einzelne Zöglinge 1040 Pf. St. sowie 11 goldene Medaillen. Das Gesammteinkommen betrug über 14,359 Pf. St., wovon an die Professoren 5089 Pf. St. Gehalt gezahlt werden. Die Schlußbilanz ergab sich zu ungefähr 250 Pf. Bei der Beamtenwahl gab sich nur gegen die Wiederanstellung des Schatzmeisters, W. Tooke, trotz seiner 16jährigen Wirksamkeit, eine aus politischen Parteiinteressen stammende, aber erfolglose Opposition kund. 47.

Hierzu Beilage Nr. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 2. 11. April 1841.

Die Cultusverfassung von Nassau, Hessen-Darmstadt und Rheinpreußen, gerechtfertigt gegen die Verleumdungen des Hofraths Thiersch in München. Von Friedrich Schmitthenner. Gießen, Heyer Vater. 1839. 8. 1 Thlr.

Es gehört unstreitig zu den unangenehmsten Obliegenheiten eines Recensenten, der sein Geschäft nicht handwerksmäßig betreibt, in Conflict mit seinem Gefühle für Männer zu gerathen, die sich seit Jahren eines verdienten Rufes erfreuen. In einem solchen Falle befinden wir uns jetzt Hrn. Thiersch gegenüber. Wir sind seinen frühern Leistungen mit vielem Interesse gefolgt, haben uns seines unermüdeten Eifers in Vertretung und Beschützung der classischen Studien von Herzen gefreut und sind voll aufrichtigen Dankes gegen ihn für den warmen und thätigen Antheil erfüllt, den er seit Jahren an Griechenland und an der Aufrichtung des griechischen Königsthrons genommen hat. Aber vor zwei Jahren kam er darauf, ein Buch unter dem Titel: „Über den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland" ꝛc., zu verfassen und in demselben die Resultate seiner Reisebetrachtungen niederzulegen.*) Einen öffentlichen Beruf hatte er keineswegs zu dieser Schrift, denn sein Amt bezog sich blos auf die Inspection der Schulen in Rheinbaiern, und was er etwa in den Nachbarstaaten bemerkt hatte, sollte er seiner Regierung, nicht dem Publicum mittheilen. Aber auch das letztere würde Hrn. Thiersch in seiner lebhaften Weise und mit der ihm unbezweifelt zu Gebote stehenden, glänzenden Gabe der Rede und der Schrift gern gehört haben, wenn er sich der Mäßigung befleißigt und eine ausreichende Sachkenntniß an den Tag gelegt hätte. Da nun aber diese Eigenschaften vermißt wurden, da im Gegentheil „in dieser Schrift eine Reihe schuldloser Männer und die hochherzigsten Regierungen mit einem Schwall von Lügen, Verleumdungen und Schmähreden überhäuft worden sind", so mußte es sich Hr. Thiersch gefallen lassen, wie ihm in öffentlichen Blättern Flüchtigkeit der Beobachtung, Unrichtigkeit seiner Angaben, Härte im Benehmen Schuld gegeben wurde und die Behörden in Hessen und Würtemberg sich officiell ihrer Schulmänner annahmen. Hr. Thiersch mußte ferner eine sehr scharfe, wenn auch nicht überall gerechte Polemik Diesterweg's im zweiten Bändchen seiner „Streitwagen auf dem Gebiete der Pädagogik" (Essen 1839) über sich ergehen lassen und vielfache Widerlegungen in einer amtlichen Schrift über das großherzoglich-hessische Unterrichtswesen, von dem erleuchteten Vorstande desselben, dem geheimen Staatsrathe Dr. Linde, mit Recht hinnehmen. Nun konnte man vielleicht erwarten, Hr. Thiersch würde auf die Beschwerden so vieler ehrenhafter Männer sein Urtheil abändern und die Schmähungen öffentlich zurücknehmen. Da aber dies nicht geschah, so entschloß sich Hr. Schmitthenner, dem ebenfalls in jener Thierschschen Schrift viel Unrecht geschehen war, zur Abfassung des vorliegenden Buches, „nicht zum Angriff, sondern zum Schutz und zur Abwehr von muthwilligem Angriffe". Das Buch war schon geschrieben, als Hr. Thiersch auf der Philologenversammlung zu Mannheim 1839 sich mit mehren würtembergischen Schulmännern versöhnigte. Jetzt hat er im vorigen Jahre bei demselben Vereine in Gotha die Interessen des deutschen Schulwesens wieder mit solcher Liebe und Wärme umfaßt, daß sich wol manches Mißverständniß mit ihm ausgleichen und die Verschuldlichkeit deutscher Gemüther vielleicht jenen Angriff so gut wie ganz vergessen hat.

*) Vgl. Nr. 71—74 d. Bl. f. 1839. D. Red.

Hrn. Schmitthenner's Buch ist allerdings sehr scharf und derb, aber es ist, wie man ihm auch ohne seine eigene Versicherung in der Vorrede glauben würde, nicht in Entrüstung oder im Affect niedergeschrieben, sondern „mit fast vergnügtem Sinne, wohlgehabt und wohlgestadt, daß ich mein Testament hätte machen können". In dieser Weise ist aber nicht leicht ein Gelehrter unserer Zeit behandelt worden und selbst die bekannte Schrift Leo's gegen Diesterweg steht der vorliegenden nach; freilich kämpfen Leo sowol als Schmitthenner (zwei überaus ganz verschiedene Naturen) für heilige Güter und angestammtes Verdienst gegen unberufene Urtheile und unedle Herabsetzungen. Die Schrift von Thiersch wird ein „wahres Prachtschaustück schriftstellerischer Impertinenz" genannt, ihrem Verfasser wird „böser Wille", „kreischende Ferocität", „Verunehrung würdiger Männer und edler Regierungen" an vielen Stellen vorgeworfen, er selbst heißt „ein Gelehrter ohne wahrhafte Bildung des Denkens, ein Schwadroneur, ein Humanist ohne Humanität, ein dünkelhafter Mann, ein Schriftsteller ohne historische Kenntniß in Beziehung auf die deutsche Sprachwissenschaft und auf die Naturkunde", ja auf S. 170 lesen wir folgende Stelle: „Hr. Thiersch hat sich mit seinem Buche an das Volk deutscher Zunge gewendet und um so mehr dessen Glauben und Vertrauen in Anspruch genommen, als er thut und den Schein annimmt, daß er an Ort und Stelle habe die Personen kennen lernen, deren amtliche Wirksamkeit, deren Stimmung und geistige Richtung sogar er schildert. Ich wende mich an dieses selbe Publicum deutscher Zunge und erkläre den königlich bairischen Hofrath Dr. Thiersch in München für einen leichtsinnigen Lügner und Verleumder und werde dieser meiner bemessenen und wohlbedachten Erklärung vor den Gerichten der Literatur und meines Landes gichtig und geständig sein."

Das sind allerdings starke Ausdrücke und wir wünschten im Vortheil der Humanität, daß Hr. Schmitthenner einen und den andern nicht gebraucht hätte. Denn es ist doch in dem Buche von Thiersch vieles Gute und schon seine erwecklichen, sehr zeitgemäßen Worte für das Studium der classischen Literatur haben nicht Wenigen unter uns so wohlgethan, daß wenigstens diese Seite desselben, obschon sie Hr. Schmitthenner nicht verkennt, billigerweise hätte mehr hervorgehoben werden sollen. Was aber Hr. Schmitthenner dem Hrn. Thiersch besonders zur Last legt, sind erstens dessen lieblose, inhumane Urtheile über einzelne Personen, Lehrer sowol als Unterrichtsbehörden, dann seine Unkunde bestehender Verhältnisse und die darauf begründeten, beleidigenden Äußerungen, drittens endlich seine vorgefaßte Meinung für den bairischen Schulplan, gegen den ihm alle „moderne Lehrweisheit" in Preußen, Hessen, Nassau und sonstwo lächerlich und unpassend erscheint.

Was den ersten Punkt anbetrifft, so muß es große Freude erregen, daß Hr. Schmitthenner ein so rüstiger Vertheidiger des Schulstandes, dem er auch selbst angehört, geblieben ist. Mit edelm Unwillen gedenkt er des Benehmens, durch welches Hr. Thiersch einen Lehrer zu Kreuznach öffentlich blamirt hat, weil er eine lateinische Phrase falsch übersetzen ließ, und da der Verf. befugt ist, den Namen Dessen, dem dies widerfuhr, des Gymnasiallehrers Bittich, zu nennen, so müßte man leicht ermessen können, daß nicht Unkunde die Ursache jenes Verstehens gewesen sei. Ganz aus der Seele geschrieben sind uns die schönen Worte auf S. 98: „Man muß Schulmann sein oder gewesen sein, um ganz das Empörende zu fühlen, welches in dieser Inhumanität des Urtheils liegt. Niemand hat einen schwerern Beruf als der Schulmann und dabei ist sein Lohn, Armuth und sein Dank Undank; das Einzige, was er gewöhnlich vor andern Sterblichen voraus hat, ist die Reputation seiner

Gelehrsamkeit. Wer ihm diese nimmt, nimmt ihm Alles, sogar die Bedingung eines erfolgreichen Wirkens. Das harte Urtheil: „der Lehrer ist des Stoffes in der Classe nicht Meister" (so steht bei Hrn. Thiersch), würde ein humaner Mann nur nach der sorgfältigsten Erforschung und Erwägung, nur wenn eine Pflicht ihm gebot, nur unter dem Siegel des Dienstgeheimnisses zu den Acten schriftlich niedergelegt haben. Muthwillig und gefühllos, läßt Hr. Thiersch dasselbe, auf den bloßen Grund hin, weil die Knaben bei der Übersetzung eines lateinischen Wortes eine sonst richtige, nur hier nicht passende Bedeutung wählen, in einem Buche drucken, für alle Welt." In ähnlicher Weise hat Hr. Schmitthenner die Begründer und Förderer der Volkscultur in Nassau und Hessen, einen Ibell, Schellenberg und Denzel unter den Verstorbenen, einen du Thil, Linde, Dilthey, Hesse und Andere in Schutz genommen, ohne Lobhudelei, in offener, redlicher Anerkennung, die sich in der Erinnerung an jene Verstorbenen, welche Hr. Thiersch „pädagogische Quacksalber und Abenteurer" genannt hat, in der edelsten, echt männlichen Rührung ausgesprochen hat. Freimüthig, bei aller Liebe zu Diesterweg, ist sein Urtheil über diesen Mann und sein Übergreifen in ihm unbekanntere Gebiete, sehr anerkennend sein Wort (S. 90) über den preußischen Geheimenrath Joh. Schulze als einen „klaren, philosophisch tief gebildeten Mann", und die Vertheidigung desselben gegen Thiersch, der von einem „nur in den Vorhöfen der Philologie wohnenden Staatsbeamten" gesprochen hatte, wird Alle erfreuen, die es wissen, wieviel das preußische Schulwesen den rastlosen Anstrengungen dieses Mannes verdankt.

Anlangend den zweiten Punkt, so braucht man nur die, durchgängig auf eigener Kenntniß beruhende Kritik Hrn. Schmitthenner's über den „culturpolitischen Roman", den sich Hr. Thiersch über das Schul- und Kirchenwesen in Nassau erdacht hat, zu lesen, um einestheils in große Heiterkeit versetzt zu werden, anderntheils aber auch sich nicht genugsam über die Unkunde des pädagogischen Reisenden wundern zu können, der unter Anderm von einem Gymnasium zu Usingen spricht, wo ein solches niemals existirt hat, und Leute zu Directoren macht, die es nie gewesen sind, und dergleichen mehr. Nicht minder ergötzlich ist, was über Hrn. Thierschens Aufenthalt in Mainz hier mitgetheilt wird, wo er die Bescheidenheit und Artigkeit der Lehrer mit allerhand „faden Urtheilen" belohnt hat.

Auf den dritten Punkt, die Vorliebe des Hrn. Thiersch für den bairischen Schulplan im Vergleich mit den Studienplanen anderer Länder, kann Ref. hier nicht weitläufig eingehen. Wir wollen indeß das Wichtigste aus der hierher bezüglichen Partie des Schmitthenner'schen Buches anmerken, ohne gerade die Polemik zu berücksichtigen. Denn der Verf. hat hier interessante historische Notizen vereinigt, zu denen ihn die amtlichen Verhältnisse, in welchen er in Nassau, in dem jetzigen Rheinpreußen und in Darmstadt gestanden hat und noch steht, vorzugsweise befähigen. So erhalten wir denn zuerst eine schätzbare Darstellung des nassauischen Schul- und Kirchenwesens, wie es 1817 begründet worden ist und sich bis auf den jetzigen Augenblick trefflich bewährt hat, in welcher besonders Das beachtungswerth ist, was sich über den Religionsunterricht, den Katholiken und Protestanten in jenem Lande gemeinsam erhalten, findet (S. 109—122). Allerdings hätte sich der bairische Reisende diese Einrichtung genauer ansehen sollen, sie ist merkwürdig genug und darum für Die, welche, wie auch der Rec., an Simultangymnasien unterrichtet haben, um so interessanter. Ein Urtheil über dieselbe maßen wir uns nicht an, aber wir freuen uns der Toleranz, welche 1817 Das begründet und mit löblicher Consequenz festgehalten hat, was sich 1840 schwerlich würde in Ländern, deren Bevölkerung gemischt ist, durchsetzen lassen. Übrigens sind auch wir genugsam mit Nassauern zusammengekommen, um den Vorwurf des religiösen Indifferentismus, den Hr. Thiersch ausgesprochen hat, in Übereinstimmung mit Hrn. Schmitthenner zurückweisen zu können. Kürzer ist der Abschnitt über Rheinpreußen, aber mit völliger Anerkennung Dessen, was die preußische Regierung gethan hat: von großer Anschaulichkeit ist die Schilderung des Zustandes der Volkscultur am Rheine in der guten alten Zeit, die Hr. Schmitthenner aus eigener Anschauung kennt (S. 127—129). Am ausführlichsten sind die Culturzustände des Großherzogthums Hessen besprochen. Manche werden hier eine Oratio pro domo finden wollen, jedoch mit Unrecht, denn Hr. Schmitthenner spricht klar und bescheiden, verschweigt nicht seine Bedenklichkeiten bei der Schulorganisation von 1832, erklärt öffentlich, was den Lehrern hinsichtlich ihrer bessern Besoldung noch zu wünschen übrig ist, und bezieht sich öfters auf die schon genannte Linde'sche Schrift, aus welcher man sich vollständig über Alles zu belehren im Stande ist, was Hr. Thiersch unrichtig dargestellt hat. Da wir nun in diesen Blättern die Einzelnheiten nicht anzugeben vermögen, so sagen wir blos Folgendes: 1) Hr. Thiersch hatte Hrn. Schmitthenner ohne Weiteres als den Verfasser des Studienplanes von 1834 bezeichnet, der ein leichtfertiges Project sei und nur auf die Beschränkung der humanistischen Studien gerichtet gewesen sei — der Verf. zeigt dagegen, daß diese Annahme falsch sei, daß er zwar bereitwillig an den Arbeiten im Oberstudienrathe Antheil genommen habe, daß aber amtlich aus den Acten bezeugt werden könne, wie er ohne Streit gern der Erfahrung der mit ihm arbeitenden Directoren gewichen sei. 2) Hr. Thiersch hatte gesagt, Schmitthenner habe mit dem Gymnasialdirector Dilthey, der das humanistische Princip zu vertreten hatte, öffentlich in Hader gelebt — Hr. Schmitthenner zeigt, daß er mit Dilthey stets über die Grundsätze des Gymnasialunterrichts einverstanden gewesen sei. Hier war es dem Ref. zugleich sehr erfreulich, die in Nr. 317 u. 318 d. Bl. f. 1839 ausgesprochene Ansicht über die „hämischen Angriffe" des Hrn. Schacht gegen Hrn. Dilthey auch von dem Verf. der vorliegenden Schrift durchaus bestätigt zu finden. 3) Hr. Thiersch schildert Schmitthenner als den Heerführer des Realismus, dieser beweist dagegen, daß er sein ganzes Leben hindurch auf Förderung gründlicher Sprachstudien und nicht blos der deutschen bedacht gewesen sei. 4) Nur darin kann Hr. Thiersch Recht haben, daß die Form oder Codificirung des Studienplanes größtentheils von Hrn. Schmitthenner herrühre. Dabei schreibt der Letztere die vortrefflichen Worte: „Ich sehe im Staate an der Stelle unbedingter Freiheit und Concurrenz das Heil in einer festen, starken, das Privatleben regulirenden, öffentlichen Ordnung, mithin auch in einer Cultur- oder Studienordnung, aber nach meiner innigsten Überzeugung kann ich doch nur dafür stimmen, daß der Lehrer ebenso den einzelnen Bildungsproceß mit individueller Freiheit leite wie der Industrielle den Productionsproceß, und muß einen obligaten Studienplan selbst in Gymnasien für mehr hinderlich als förderlich halten." Das ist die wahre, echte Freiheit des Unterrichts, mit der Siebenpfeiffer in Rheinbaiern und die Mönche in Belgien so viel Unfug getrieben haben, bis endlich Ducpétiaux*) nach neun Jahren die Unhaltbarkeit dieses Systems gezeigt hat; in diesem Sinne sagte Dinter in seiner Selbstbiographie: „In meinem Reiche muß ein Director kein Directus sein."

So viel über das vorliegende Buch als Streitschrift. Es hat aber dieselbe Hrn. Schmitthenner auch Veranlassung gegeben, eine Reihe schätzbarer Untersuchungen über Culturzustände überhaupt und über die Einrichtung des öffentlichen Unterrichts insbesondere in diesem Buche niederzulegen. Mochten doch andere sachkundige, wohlwollende Männer seinem Beispiele folgen! Denn auch die Schul- und Erziehungswissenschaft hat von dem Scepticismus der Zeit viel zu leiden und ist ebenso oft als andere Disciplinen von alter guter Währung den Angriffen übelwollender Reformatoren ausgesetzt, ja wir möchten sagen, noch öfter, da Jeder wähnt, er könne hier mitsprechen, sodaß die Aufgabe eines Lehrers sein Ohr der bald polternden, bald murrenden, bald zischelnden und flüsternden Stimme des Publicums

*) „Quelques mots sur l'état actuel de l'éducation en Belgique" (Lüttich 1839).

zu verschließen, jetzt nur um so schwieriger geworden ist. Hr. Schmitthenner hat sein Buch mit einer wohldurchdachten Betrachtung über die gegenwärtige Zeit und ihre Stimmungen eröffnet, die Entdeckungen auf dem Gebiete der Sprachenkunde und das geistigere Erfassen der Sprache (der Verf. arbeitet, wie bekannt, seit vielen Jahren mit Eifer in diesem Fache), das Fortschreiten der historischen Kritik und das Zunehmen der religiösen Stimmung in unserer Zeit besprochen. Er zeigt ferner, daß in der Wissenschaft wie in einem vernünftigen Staate (der Verf. lehrt in Gießen seit Jahren die Staatswissenschaften) bei dem Streite zwischen dem Alten und dem Neuen nur die Frage von Erheblichkeit sei, ob etwas wahr und gut, oder ob es falsch und schlecht sei, und daß die würdige, wahrhaft positive Thätigkeit nur darauf gerichtet sein müsse, das als wahr und gut Erkannte in wissenschaftlicher Klarheit darzustellen und in das Leben einzuführen. „Eine vernünftige Politik", sagt er, „muß überall wesentlich conservativ sein. Da aber die Geschichte Bewegung und Entwickelung ist, jedoch, wo nicht Pfuscher hemmend oder irritirend eingreifen, eine regelmäßige, organische, durch Gott dirigirte, so muß sie der Entwickelung neuer Verhältnisse, Bedürfnisse und Ansichten ruhig und besonnen nachgehen und die Ordnung des Staates darnach einrichten." Indem nun das Gesagte auf das System der Cultur und des öffentlichen Unterrichts im Staate angewendet wird, so äußert sich Hr. Schmitthenner dahin, daß eine Zeit wie die unserige, in der sich die Wissenschaft so sehr verändert, unendlich erweitert und vertieft hat, auch ein neues System des Unterrichts nöthig mache. Er gibt sich hier wie in dem ganzen Buche als einen großen Verehrer der alten Sprachen kund und erklärt sie für das beste und edelste Element unserer Gymnasien zur Bildung der Jugend; aber auch der Muttersprache und dem Unterricht in derselben, indem er die Figmente der frühern unhistorischen Grammatik zur Seite liegen läße, muß ihr Recht widerfahren; er will nicht, daß man die lateinische, griechische und deutsche Sprache als gänzlich disparate Gegenstände betrachte und macht es Hrn. Thiersch an vielen Stellen zum heftigen Vorwurf, daß er aus Unwissenheit, aus Vornehmheit und blinder Eingenommenheit gegen das Sanskrit und Mittelhochdeutsche die Fortschritte der deutschen Sprachwissenschaft ignorire. Hier aber, glauben wir, thut Hr. Schmitthenner seinem Gegner zu viel. Denn unmöglich kann ein so vielseitiger Philolog, wie Hr. Thiersch, den Namen und die Verdienste eines Mannes wie Jakob Grimm ist, verkennen, das wird — behaupten wir — kein deutscher Gelehrter. Wenn Thiersch aber wegwerfend von den „modernen Sprachkünstlern" gesprochen hat, so bezog er sich wol mehr auf die mannichfachen Versuche, welche in verschiedenen Staaten gemacht sind, die alten Sprachen zu verdrängen, oder sie andern Sprachen, die nach den Grundsätzen der vergleichenden Sprachwissenschaft gelehrt werden sollten, nachzusetzen. Hierin stimmt ja auch die bestimmte Erklärung des Hrn. Schmitthenner mit ihm überein: „es verstehe sich von selbst, daß der Unterricht in der deutschen Philologie nicht auf Kosten der classischen ertheilt werden soll." Darin gehen freilich beide Männer wieder ganz auseinander, daß Hr. Thiersch will, der Knabe soll die deutsche Grammatik an der lateinischen lernen, während sein Gegner verlangt, daß der Schüler erst, nachdem er durch die Grammatik der ihm bekannten Muttersprache eine geistige Vorübung erhalten hat, zu der Grammatik der ihm fremden, unbekannten Sprache fortzuführen sei. Indessen dürfte es doch vielleicht in der Praxis nicht unmöglich sein, die Divergenz beider Ansichten miteinander zu vereinigen.

Neben dem humanistischen Princip hält Hr. Schmitthenner an dem realistischen — wir wollen die gewöhnlichen Namen jetzt beibehalten, obschon derselbe sie auf S. 20 mit Recht getadelt hat — insofern fest, daß er mit allem Eifer den Unterricht in den Naturwissenschaften vertritt. Er ist der innigste Verehrer derselben und sieht darin einen der größten Fortschritte unserer Zeit, daß des Menschen Geist mit dem Grubenlicht der Wissenschaft immer tiefer und tiefer in das dunkle Reich der Materie niedersteigt und der wilden Naturgewalt Mann und Meister wird, er will also die sogenannten Realien auf den Gymnasien berücksichtigt wissen, aber er verwahrt sich ausdrücklich dagegen, als ob die Ausdehnung des Naturunterrichts auf hessischen Gymnasien auf seine Rechnung komme. Im Gegentheil bestimmt er nur eine oder zwei Stunden wöchentlich für diesen Unterricht und skizzirt den Gang desselben in ganz verständiger Weise, sodaß wol die wenigsten Lehrer ihm ihre Beistimmung versagen werden — wenn durch diese Lectionen den Schülern keine neuen häuslichen Arbeiten erwachsen. Freilich bedarf es für diesen Unterricht wie für den in der Mathematik ganz besonders solcher Lehrer, die das Ganze des Gymnasialunterrichts im Auge behalten und nicht die genannten Gegenstände mit einseitiger Vorliebe pflegen, oder dem Oken'schen Systeme anhängen, von dem Hr. Schmitthenner sehr richtig bemerkt hat, daß „Oken's Weltansicht ein unverständiger Materialismus sei und seine Schriften für den Jugendunterricht unpassend." Wird ein solches Maß nicht beobachtet (und leider fehlt es nicht an Beispielen der Überschreitung), so treten gewiß jene Nachtheile ein, die Großmann in seinem Separatvotum gegen die Aufnahme der Naturgeschichte in den Gymnasien auf dem sächsischen Landtage vom J. 1834 so eindringlich geschildert hat.

Wir müssen jedoch hier abbrechen. Noch Manches würde sonst herauszuheben sein, wie die skizzirte Geschichte der Gymnasien, wo unter andern auf S. 16 u. 17 eine vortrefflich geschriebene Stelle über das 18. Jahrhundert zu lesen ist, und die Classification der heutigen Schriftsteller über Princip und Methode der Gymnasialbildung nach drei Parteien, der einseitig humanistischen, derer, die eine Bildung ad hoc, eine Dressur für gewisse Ämter und Gewerbe begehren, eine Vertauschung der antiken mit den modernen Sprachen, sowie eine Zulassung der auf bloßen Realschulen gebildeten Schüler auf die Universität (!), endlich Derer, die es anerkennen, daß jede Wissenschaft ihre Würde und Bedeutung hat, die von der Trefflichkeit classischer Studien innig überzeugt sind, die aber auch Mathematik und deutschen Sprachunterricht nicht verwerfen, sondern Alles in einen organischen Zusammenhang gebracht wissen wollen. „Man kann unbedenklich sagen, daß dies die Ansicht fast aller denkenden Köpfe und fast aller praktischen Schulmänner ist." Es ist gewiß ein Beweis für Hrn. Schmitthenner's Unparteilichkeit, daß er die Anordnung der Lehrgegenstände in der preußischen Ministerialverfügung vom 24. Oct. 1837, die auch von uns in Nr. 21 u. 22 d. Bl. f. 1838 besprochen ist, mit dem verdienten Lobe anerkannt und sie gewissermaßen zum Schlußstein seiner allgemeinen Betrachtungen über das Gymnasialwesen gemacht hat.

Über Einzelnes ließe sich wol noch mit dem gelehrten Verf. streiten. Aber auch wo wir seine Ansichten nicht theilen, ehren wir sein gesundes Urtheil und seinen Eifer. H.

Russen und Mongolen. Bilder aus dem Wechselkampfe dieser Völker von Wilhelm Müller. Zweiter und dritter Band. Köslin, Hendeß. 1840. Gr. 12. 3 Thlr.

W. Müller's etwas wüstes, aber doch kräftig phantastisches Talent bekundet sich am entschiedensten in der Darstellung russischer Landessitten und in der mehr romanhaften Behandlung der Urzustände des russischen Volkes, indem er dessen Sagen und geschichtlich beglaubigten Momente mit einer gewissen Keckheit ineinander zu verschmelzen weiß. In das letztere Genre gehört seine Bilderreihe „Russen und Mongolen", deren erster Band schon früher von uns besprochen worden.*) Der zweite Band schildert die Einbrüche der Mongolen in Rußland, Ba-

*) Vgl. Nr. 2 d. Bl. f. 1839. D. Red.

th's grausame Kriegswirthschaft, Theodor's, Fürsten von Rhäsen, Oleg's, des Großfürsten Gregor und vieler anderer russischen Helden und Märtyrer, jammervollen Untergang, die Geschichte der mächtigen Schutzheiligen Rußlands, der Märtyrer Brüder Boris und Gljeb, die Verheerung der großen heiligen Stadt Kiew durch die Mongolen, welche zu der Zeit innerhalb ihrer weitläufigen Ringmauern 600 Kirchen zählte, während sie deren jetzt nur 25 aufzuweisen hat; endlich die Geschichte Alexander Newski's, des Heiligen, Fürsten von Großnowgorod, Großfürsten von Wladimir, welche die Hälfte des Buches einnimmt und mit einigen romanhaften Zwischengeflechten, wohin die Liebe der Heidenfürsten Stralaja zu Alexander gehört, durchwebt ist. Vieles, wie die Schilderung der Schlachtscenen, gestaltet sich rein episch. Im Starken, Blutigen, Wilden, ja Gräßlichen bewährt sich die Phantasie des Verfassers auch in diesem zweiten Bande. Müller malt am liebsten mit blutrothen Farben und behagt sich in dunkeln Schattenmassen; sanften Farbenschmelz und versöhnende Mittelfarben flieht er wie absichtlich; in der Gliederbewegung seiner Sprache liegt keine Anmuth, aber wol etwas Krampfhaftes und Tiefschmerzliches. Der dritte Band gestaltet sich im Ganzen, sowol in den Ereignissen wie in ihrer Darstellung, etwas milder und zarter, wenn es auch hier keineswegs an grassartigen Schrecklichkeiten fehlt. Der Märtyrer Michalla, welcher in der Orda auf Usbek's Befehl ein bejammernswerthes Ende nahm, ist die Hauptfigur dieses Bandes und eine ebenso rührende als versöhnende Erscheinung. Finsterer gestaltet sich dieses Bandes letzte Abtheilung unter der Überschrift „Die Rächer des Vaters", worin besonders Dmitri, der den Beinamen mit den drohenden Blicken, „grosnuja Otschi", führte, als eine sehr gelungene Zeichnung hervortritt. Dessen milderer Bruder Alexander, der treue Deutsche, Hans Hammer, welcher seines Wandertriebes wegen den Beinamen „der Tolle" erhielt, und der kluge Iwan, mit dessen Tode (1340) dieser Band schließt, erregen außerdem Interesse genug, um die Aufmerksamkeit des Lesers festzuhalten. Aus Chroniken und Documenten ist manches für die damaligen russischen Sitten Bezeichnende in diesen Band übergegangen.

16.

Historische Miscellen.

Als 1652 ein Reichstag gehalten werden sollte, wurde in dem kaiserlichen Ausschreiben gesagt: „Weil das Reich durch langwierige Kriege in Unvermögen versetzt worden und den Ständen es daher schwer fallen würde, den Reichstag nach Würden und Gebühr zu besuchen: so wolle der Kaiser selbst seinen Hofstaat möglichst einschränken, und versehe sich desgleichen von Seite der Stände." Allein das kaiserliche Ersuchen wurde dessenungeachtet nach und nach auf mehr denn 2000 Köpfe an, worunter 60 Musikanten, drei Hofnarren und drei Zwerge. Auch die Kurfürsten erschienen mit großer Pracht, mit Livreebedienten in Sammet, reich mit goldenen und silbernen Borten, gekleidet und mit ebenso kostbaren und reich verzierten Wägen; ihre Trompeter, deren eine Menge waren, hatten silberne Trompeten. Der Kurfürst von Köln hatte über 200 Pferde, der von Mainz 78, der von der Pfalz 250, Herzog Eberhard von Würtemberg 300, der Abt von Fulda 50 und der Bischof von Paderborn 43 bei sich. Die Personenzahl des Gefolgs von einem jeden war nicht minder groß.

Urbanus Regius, Doctor der Theologie (gest. 1541), verwandelte seinen Geschlechtsnamen König in den lateinischen Regius. Er war ein großer Beförderer der Reformation und wurde auf dem Reichstage zu Augsburg 1530 dem Herzoge Ernst von Braunschweig bekannt, der ihn zum Generalsuperintendenten in den lüneburgischen Landen machte, in welcher Stelle er ein solches Ansehen erlangte, daß die Verordnungen in Kirchensachen gemeiniglich mit den Worten anfingen: „Wir von Gottes Gnaden Ernst Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, und Urbanus Regius der heil. Schrifft Doctor ꝛc." Zu Schmalkalden, woselbst 1537 Fürstenconvent gehalten hatte, auch Luther zugegen war, predigte Regius einmal ungewöhnlich lang. Luther sagte daher zu ihm, als er von der Kanzel kam, auf seinen Namen anspielend: „Hoc neque urbanum est, neque regium."

Kaspar Aquila, ein protestantischer Theolog und 1545 Feldprediger bei Franz von Sickingen, hatte bis an seinen 1560 erfolgten Tod wunderliche Schicksale, namentlich sollte er 1521, als er sich auf dem Schlosse zu Ebernburg aufhielt, aus einem Mörser geschossen werden. Die im Schlosse liegende Besatzung hatte nämlich von ihm verlangt, daß er eine Stückkugel taufen solle; da er sich dessen beharrlich weigerte, wurde er in einen großen Mörser geladen, aus welchem er über die Mauer geschossen werden sollte. Allein das Zündkraut versagte mehre Male, wodurch der Befehlshaber bewogen wurde ihn wieder aus dem Mörser und in Freiheit bringen zu lassen. Das vielbewegte Leben dieses Mannes ist von Avenarius (1718), von Hillinger und am umständlichsten von Schlegel (1737) beschrieben worden.

Als 1663 am 12. (22.) Januar auf dem Reichstage die Proposition und die Verhandlungen, so bei der Eröffnung vorgegangen, durch den mainzischen Kanzellisten den übrigen Gesandtschaftskanzellisten auf herkömmliche Weise dictirt werden sollten (bei welcher Dictatur es eine Zeit lang üblich war, daß die Kanzellisten dabei nach altdeutscher Sitte mit oberländischem Wein und weißem Brot von der Stadt traktirt worden), brachte der mainzische Kanzellist diesmal schon alles gedruckt mit, und verlangte, daß jeder sein Exemplar mit 3 Groschen kaufen sollte. Dies ließen sich die Kanzellisten nicht gefallen und wurden von den Gesandten unterstützt, sodaß der mainzische Kanzellist, des Druckes ungeachtet, die Actenstücke (inter pocula) in die Feder dictiren mußte.

Als König Franz I. von Frankreich 1519 sich um die deutsche Kaiserkrone bewarb, bemühete er sich die Gunst der deutschen Fürsten durch unermeßliche Geschenke und durch unendliche Versprechungen zu gewinnen. Da die leichte Methode, Gelder zu verschicken, und die feinere Art, mit Wechselbriefen zu bestechen und Stimmen zu kaufen, damals wenig bekannt war: so reisten die französischen Gesandten mit einem Zuge von Pferden, die mit Schätzen beladen waren. Ein Aufzug, der dem Fürsten, dem sie dienten, eben nicht rühmlich, und höchst schimpflich für die war, zu welchen sie gesandt wurden.

Auf dem 1608 gehaltenen Reichstage, dem statt des Kaisers Rudolf II. der Erzherzog Ferdinand vorstand, wurde nichts von alle Dem, was zur Berathung kommen sollte, erledigt. Erzherzog Ferdinand hatte nach damaliger Sitte einen Hofnarren bei sich. Dieser trug nun immer ein großes Buch unterdem Arm, und als sein Herr ihn befragte, was das für ein Buch sei? antwortete der Narr: „Dasselbe enthält Alles, was auf dem Reichstage beschlossen worden." Der Erzherzog ließ sich das Buch geben und fand nun, daß es blos neun Blätter enthielt.

Eine ganz besondere Art von Lehnsreconition kam am 6. October 1662 vor, indem der fürstlich sobkowitzische Lehnpraefect und Stadtschreiber zu Neustadt an der Waldnaab verlangte, daß, da den Fürst gegenwärtig die ehemals Pauldorf'sche Behausung, Korn (in der Nähe von Regenstauf) innehabe, der Magistrat der Gerichtsherr den ältesten Messerschmied bei sich anhalten möge, die gewöhnlichen Lehen zu empfangen und in recognitionem einen Schilling in seinem Hause aufzuhängen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 102. — 12. April 1841.

Über die Literatur der jüngsten Säcularfeier der Buchdruckerkunst.

Zweiter Artikel.*)

Schon in dem ersten Artikel über die zu besprechende Literatur habe ich mit wenigen Worten erwähnt, wie so erfreuliche Erzeugnisse uns noch vorliegen, besonders in Beziehung auf die Monographien, d. i. diejenigen Säcularschriften, welche die Geschichte der Typographie einzelner Lande, Landschaften und Orte zum Gegenstande haben. Der vorliegende zweite Artikel soll sie nun besonders besprechen, wie auch diejenigen Schriften, welche die allgemeine Geschichte der Typographie behandeln. Er wird also das rein Geschichtliche zum Gegenstande haben, also nicht, wie der erste Artikel, eine Berichtigung von Ansichten und Behauptungen. Nur hier und da wird es sich einmal nöthig machen auf jene Berichtigung zurückzukommen. Zu wünschen wäre es freilich gewesen, daß sich jene Berichtigung nicht nöthig gemacht hätte, und somit auch schon der erste Artikel ein Geschichtliches zum Gegenstande hätte haben können, nämlich das Geschichtliche der Erfindung selbst, was, um nicht zu viel Raum einzunehmen, fast gänzlich zurücktreten mußte. Jene Erfindung ist ein hinlänglich beglaubigtes Ereigniß der Vergangenheit, welches selbst dem damaligen zeitgenössischen Publicum allgemein bekannt war, in welcher Hinsicht eine wahre Fülle der bestimmtesten und unverwerflichsten Zeugnisse vorliegt. Wie man nun ein gar bequemes pis-aller eingeschlagen hat, um die Frage aus dem historischen Gebiete herauszulocken und sich mit ihr in dem Schneeflockengetümmel kritikloser Einfälle herumzutummeln, zufolge des löblichen Grundsatzes:

Sucht nur die Menschen zu verwirren;
Sie zu befriedigen hält schwer!

dies haben wir eben in dem ersten Artikel gesehen. Darum ist es aber auch um so erfreulicher, in dem nun vorliegenden zweiten Artikel die genugthuende Wahrnehmung aussprechen zu können, wie der gesunde, unverdorbene Sinn der tüchtigsten der hier zu besprechenden Forscher sich lieber zur längstbekannten Wahrheit hält, als zur allzeit fertigen Vorelligkeit, die mit aller Gewalt etwas Neues sagen will.

*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 15—17 d. Bl.
D. Red.

Wenden wir uns vorerst zu den Monographien. Ihrer ist keine unbedeutende Zahl und es läßt sich von ihnen im Allgemeinen aussprechen, daß sie ein offenes Zeugniß ablegen von einem soliden, echt wissenschaftlichen Sinne. Dabei muß die Bemerkung gemacht werden, wie auch hier in das Fach bibliographischer Forschung der immer mehr in die Breite wirkende, folglich immer mehr das Individuellste ergreifende Culturgeist der Menschheit erfrischend und gestaltend eingedrungen ist. Die Zeit der alten unfruchtbaren, schulstaubigen Bibliographie ist vorüber, und man begnügt sich nicht mehr mit einem hohlen Kataloge alter Bücher und Drucker, hinsichtlich ihrer Zeit- und Ortsbestimmung, sondern man will, daß uns solche Forschungen ein Stück Culturgeschichte selbst vor die Augen bringen. Eine Sache, welche erreichbar und unerreichbar ist, je nachdem der Schriftsteller Das besitzt, was man Geist nennt. Hat er sich mit Fleiß und Gründlichkeit ein tüchtiges Material zusammengebracht, so wird er, wenn er eben Geist besitzt, ihn auch hier anzubringen wissen und den scheinbar sterilen Stoff der Art zu behandeln, daß dieser Gegenstand seine Bedkutung, für das sich in unendlicher Lebensbewegung gestaltende Bewußtsein der Menschheit, unserer Aufmerksamkeit entgegenbringt. Wie diese Bedeutung bei jeder der einzelnen Monographien mehr oder weniger hervortritt, werden wir nun bemerken. Ehe ich jedoch an die einzelnen Betrachtungen derselben gehe, sei mir hier die Anmerkung erlaubt, daß ein genaues Eingehen in das eigentlich Bibliographische dieser Schriften hier gewiß nicht passend gefunden werden würde, also auch eine genaue Berichtigung bibliographischer Einzelheiten hier nicht erwartet werden kann, ebenso wenig ein besonderes Hervorheben derselben. Es kann eine dieser Schriften recht wohl einige einzelne bibliographische Unrichtigkeiten enthalten und dennoch von dem hier im Auge zu behaltenden allgemeinen Standpunkte aus einen Anspruch auf Anerkennung haben.

5. Haßler, Die Buchdruckergeschichte Ulms, zur vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst. Mit neuen Beiträgen zur Culturgeschichte, dem Facsimile eines der ältesten Drucke und artistischen Beilagen, besonders zur Geschichte der Holzschneidekunst. Ulm, Stettin. 1840. Imp.-4. 3 Thlr.

Diese Schrift ist eine der vorzüglichsten ihrer Kategorie, sowol was die Bedeutung ihres Inhalts an sich,

als auch die ebenso gründliche wie geistreiche Behandlung von Seiten des Verf. betrifft. Die ganze Schrift ist mit einem gewissen frischen Sinne geschrieben und gibt manches interessante Resultat, wenn auch das in Beziehung auf Ludwig Hohenwang in seiner Ausdehnung zu gewagt ist. Daß L. Hohenwang ein thätiger Typograph und zugleich Literat war, läßt sich nicht gut bezweifeln; wie man denn auch — Dank der trefflichen Untersuchung und Darstellung des Verf.! — deutlich sieht, daß er in dieser doppelten Eigenschaft einen Rang in der deutschen Cultur- und Literargeschichte einnimmt, der bis jetzt noch gar nicht anerkannt war. Ganz besonders in dieser Hinsicht muß diese Schrift einem jeden Forscher, der sich mit der Bildungsgeschichte unserer Nation beschäftigt, empfohlen werden; wie sie denn überhaupt das Interesse eines weitern Kreises in Anspruch nimmt, als Schriften der Art gewöhnlich zu thun pflegen. Darin jedoch geht unser Verf. zu weit, wenn er behauptet, es sei unzweifelhaft, daß L. Hohenwang auch Formschneider und Maler gewesen sei. Allerdings ist es wahrscheinlich, daß der Formschneider Ludwig zu Ulm eine Person mit dem ulmischen „Ludwig Maler" war; daß aber nun dieser „Ludwig zu ulm" Niemand anders als unser L. Hohenwang gewesen sei, ist bis jetzt noch unerwiesen und des Verf. Behauptung von der Identität beider Personen beruht blos auf der Identität des Namens Ludwig, was jedoch ein sehr schwacher Grund ist; ja, er macht sogar die ganze Behauptung unwahrscheinlich, denn unser Typograph hat sich stets, wo er sich auf seinen Werken nennt, als Ludwig Hohenwang bezeichnet, aber nicht ein einziges Mal als „Ludwig zu ulm". Wäre Hohenwang ein so geschickter Formschneider gewesen, so hätte er gewiß die bei ihm erschienenen Werke mehr mit Holzschnitten ausgestattet, als es der Fall ist. Wir besitzen bis jetzt nur zwei mit Holzschnitten illustrirte Werke von ihm, nämlich die Übersetzung des Vegetius und das von Jak. Wimpheling ausgehende satirische Schriftchen: „De fide meretricum in suos amatores." Was nun die im letztern befindlichen, interessanten Holzschnitte betrifft, so ist es blos ein Einfall unsers Verf., sie Hohenwang zuzuschreiben. Der Formschneider, welcher diese Bilder und auch die der ulmischen „Ars moriendi" geschnitten hätte, müßte sich durch eine fortgesetzte artistische Thätigkeit ungemein ausgebildet haben, welches dann in den Zeitraum zwischen der Erscheinung beider Bücher fiele. Nun zeigen uns aber alle uns bekannten Hohenwang'sche Drucke aus dem bezeichneten Zeitraume nicht eine Spur von solch einer emsigen Thätigkeit des Künstlers. Auch die im Vegetius befindlichen Holzschnitte spricht unser Verf. dem Hohenwang zu, blos aus dem Grunde, weil sich in jenem Werke folgende Worte finden: „Wann aber mangerlei gezeug, bolwerck und gebew, in dem vierden buch begriffen ist. Bild kan sich gantz eigentlich durch bedeutnuß der wort als durch zeigen eins monsters begriffen beschrieben und bedeut mag werden. darumb hab ich das fünffe Buch gesetzt mit figuren dar zu gehörend und solchs außzelegend." Dieser Grund hält jedoch nicht Stich. Auch die so höchst schwierige Untersuchung über die verschiedenen Ausgaben der „Ars moriendi" hat sich der Verf. gar leicht gemacht; sie ist aber auch darnach.

Ulm besaß zur Zeit der Erscheinung dieser Schrift vier Druckereien und fünf Buchhandlungen. Aus einer der letztern — der Stettin'schen — ist vorliegende Schrift hervorgegangen, welche auch durch ihre solide äußere Erscheinung freundlich anspricht. Das nachgelieferte Titelblatt in Farbe- und Golddruck ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Das hinter dem Titel eingeheftete Erinnerungsblatt ist, was das Künstlerische betrifft, nichts werth.

6. Grüneisen und Mauch, Ulms Kunstleben im Mittelalter. Ein Beitrag zur Culturgeschichte Schwabens. Mit fünf Stahlstichen und drei Steindrücken. Ulm, Stettin. 1840. Lex.-8. 1½ Thlr.

Diese Schrift, obgleich sie das Typographische und Bibliographische nicht zu ihrem Gegenstande hat, schließt sich doch auf das genaueste an die vorhergehende an. Gibt sie uns keine Forschungen zur Prüfung und Annahme, was wol auch gar nicht ihre Absicht ist, so versteht sie es doch, uns eine gar klare und lebendige Ansicht von dem mittelalterlichen Kunstleben Ulms vorzuführen. Da diese Ansicht nun von dem höhern, ja höchsten Standpunkte des Lebens aus aufgefaßt ist, so trifft sie mit der geistreichen Arbeit Haßler's in einem Lebenspunkte zusammen und bildet so gemeinschaftlich mit dieser Arbeit eine Monographie, die uns die Culturentwickelung einer Commun darstellt, wie sie im echt deutschen Sinne nur zu wünschen ist.

Bei solch einer geistvollen Arbeit kann es nicht fehlen, daß man wol auch einmal auf etwas stößt, womit man nicht übereinstimmen kann, z. B. hier auf einen manchmal etwas zu weit getriebenen Respect vor kindlichen, oft kindischen altdeutschen Kunstversuchen. Doch ist auch wiederum eine ausgleichende Gerechtigkeit gleich bei der Hand, indem durch die beigegebenen hübschen Stahlstichbilderchen jene respectvolle Gesinnung sich in funkelnder Modernität abkühlt. Der in diesen Kupferchen abgebildete ulmer Dom und Ähnliches macht sich, besonders durch die vorgelegten Blätter von rothem Seidenpapier, „superbe!"

7. Mezger, Augsburgs älteste Druckdenkmale und Formschneiderarbeiten, welche in der vereinigten königlichen Kreis- und Stadtbibliothek daselbst aufbewahrt werden. Nebst einer kurzen Geschichte des Bücherdruckes und Buchhandels in Augsburg. Mit 37 Abdrücken von Originalholzschnitten aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Augsburg, Rieger. 1840. Schmal gr. 8. 2 Thlr.

Nach einer kurzgefaßten Geschichte des Buchdrucks und Buchhandels in Augsburg gibt der Verf. von S. 27 an eine Nachricht über die ältesten augsburger Druckdenkmale, worin manche wichtige Berichtigung früherer Bibliographen vorkommt. Zuletzt folgen ein paar Blätter, überschrieben: „Die augsburger Formschneiderarbeiten." Man erfährt aber hier von denselben fast so gut wie gar nichts,

und in dieser Hinsicht enthält auch der Titel des ganzen Buches eine große Unwahrheit.

Augsburg besaß schon 1468 einen Buchdrucker in der Person des Günther Zainer aus Reutlingen, und fuhr die ganze letzte Hälfte des 15. Jahrhunderts hindurch fort eine bedeutende Stufe in der Geschichte der Typographie einzunehmen.

Dem Buche sind eine Lithographie und 37 Abdrücke von, noch auf der augsburger Bibliothek befindlichen, alten Holzstöcken aus dem 15. und 16. Jahrhundert beigefügt, welche jedoch beinahe alle für die Geschichte der Formschneidekunst von keiner großen Bedeutung sind. Ich will daher hier auch nur über zwei derselben etwas bemerken. Von dem hübschen Holzschnitte mit der typographischen Beischrift: „Visier der angefangenen Kirchen sanct Vlrichs und Aphren zu Augspurg", gibt es auch Abdrücke mit lateinischer Beischrift, wenigstens besitze ich einen solchen, wo diese Beischrift lautet: „Ideale exemplar seu prefiguratio basilicæ Coenobii Augustani sanctorum Vdalrici et Aphre". Ferner ist das ABC-Täfelchen von 1481 mit der Abbildung von Baierns Schutzpatronin für die Kunstgeschichte dadurch von Bedeutung, daß auf demselben Kreutzschraffirung angewendet ist. Man wird also das Titelbild zu Breydenbach's „Reisen" nicht mehr als den ersten Holzschnitt anführen können, wo sich solche Schraffirung angewendet findet. Überhaupt möchte ich die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf diesen Holzschnitt hinlenken, denn er ist, was die technische Ausführung betrifft, für jene Zeit sehr merkwürdig.

Das Buch ist gut gedruckt und ausgestattet, wie es bei solch einer Säcularschrift auch nöthig ist. Wie sehr ist es aber hingegen auch zu bedauern, daß sich bei 78 Druckseiten zwei volle Seiten Corrigenda nöthig machten.

8. Meyer, Die Buchdruckerkunst in Augsburg bei ihrem Entstehen. Eine Denkschrift zur Feier des vierten Säcularfestes der Erfindung Gutenberg's. Mit Holzschnitten. Augsburg, Kollmann. 1840. Gr. Lex.-8. ¾ Thlr.

Eine Ilias post Iliadem! Der Verf. sagt:

Da Hr. Prof. Mezger selbst mit einer Abhandlung über die ältesten Drucke Augsburgs beschäftigt war, als dem Verf. buchstabirte Blätter der Aufstag wurde, konnte er die alten Drucke nicht in Augenschein nehmen, und so ist die Skizze der ersten Buchdrucker Augsburgs bis 1500 nur eine gedrängtere Wiederholung Dessen, was Zapf's Werk enthält; auch der Versuch, etwas über die ersten Anfänge des Buchhandels zu sagen, ist aus Zapf geschöpft, wobei noch Metz's „Geschichte des Buchhandels" benutzt wurde. Die kleine Skizze über die frühern Ernstverhältnisse der alten Reichsstadt gründet sich auf die Durchsicht einiger Acten, die mir der Hr. Archivar Haid mit großer Zuvorkommenheit aus dem hiesigen Stadtarchive zur Benutzung zu überlassen die Güte hatte.

Augsburg besaß 1840 13 Buchdruckereien und 14 Buchhandlungen. Unter den erstern befindet sich die Cotta'sche Buchdruckerei mit drei einfachen und zwei doppelten Schnellpressen, durch eine Dampfmaschine getrieben. Auch noch in vier der übrigen Druckereien wird in jeder mit einer Schnellpresse gedruckt. Ferner war es eine augsburger Druckerei (die Wirth'sche), welche zuerst in Baiern den Stereotypdruck einführte. Man sieht, daß auch jetzt noch Augsburgs Typographie bedeutend ist. Die Schrift ist in ihrer typographischen Gestalt solid, geschmackvoll und macht der Officin, aus der sie hervorgegangen ist, Ehre.

9. Pangkofer und Schnegraf, Geschichte der Buchdruckerkunst in Regensburg. Mit zwei lithographirten Tafeln. Regensburg, Manz. 1840. Gr. 8. 5/12 Thlr.

Ohne wissenschaftlichen Werth. Eine bloße Gelegenheitsschrift. Regensburg besaß zur Zeit der jüngsten Säcularia 6 Druckereien mit 24 Pressen, dabei 2 Schnellpressen (die der Puster'schen Druckerei), ferner 4 Buchhandlungen.

10. Vögelin, Christoph Froschauer, erster berühmter Buchdrucker in Zürich, nach seinem Leben und Wirken, nebst Aufsätzen und Briefen von ihm und an ihn. Zürich, Höhr. 1840. Gr. 4. ⅔ Thlr.

Dieses mit Kenntniß und Geschick verabfaßte Schriftchen gibt uns auf wenig Seiten eine anziehende Darstellung von dem Leben und Wirken Christophel Froschauer's. Hinsichtlich dieses Wirkens sei hier nur ein Beispiel mit unsers Verfassers Worten angeführt:

Und doch haben wir noch nicht von dem wichtigsten Zweige der Berufsthätigkeit Froschauer's gesprochen, durch welchen er sich das Hauptverdienst um seine Zeit erwarb, nämlich von seinen Bibeldrucken. Nachdem er schon 1521 u. 1525 die Episteln Pauli in deutscher Übersetzung von Leo Jud nach der Paraphrase des Erasmus in groß Quart und 1524 das Neue Testament, gleichzeitig mit Johannes Hager, der auch eine deutsche Ausgabe desselben nach Luther's Übersetzung aus seiner Presse hervorgehen ließ, in klein Quart herausgegeben, veranstaltete er nun 1524—29 die erste Schweizerausgabe der ganzen Bibel in groß Folio. Von da an verging selten ein Jahr, in welchem nicht die ganze Bibel, oder doch einzelne Theile derselben, entweder in groß Folio, oder in Quart oder in Octav, ja selbst in Duodez, in deutscher, lateinischer, selbst in englischer Sprache wäre angefangen oder vollendet worden. Zuerst ward Luther's Übersetzung abgedruckt, mit Ausnahme der poetischen und prophetischen Schriften, welche von Anfang durch die züricher Gelehrten waren übersetzt worden; dann aber mit dem J. 1534 eine von diesen letztern ganz eigens verfaßte Übersetzung, worüber sich Froschauer in der Vorrede zu seinen Bibelausgaben selbst ausführlich erklärte. Eine sorgfältige Forschung zeigt, daß 1524—64 nur allein 27 Froschauer'sche Ausgaben der ganzen Bibel erschienen (mehre unvollständige nicht gezählt). Froschauer verwandte auf die typographische Ausstattung dieser seiner Druckwerke große Sorgfalt und Unkosten. Nachdem er anfangs zu denselben lateinische Lettern gebraucht, ließ er ganz neue, große deutsche, der sogenannten schwabacher Schrift ähnliche Lettern gießen und versah nicht nur die mehrern Ausgaben sowol der ganzen Bibel als des Neuen Testamentes mit zierlichen Vignetten und Anfangsbuchstaben, sondern auch mit sehr vielen Bildern in Holzschnitt, welche in Reinheit und Feinheit des Schnittes selbst mit den vorzüglichern Producten unserer Tage in diesem Fache eine Vergleichung aushalten dürfen.

Was die hier erwähnten Holzschnitte betrifft, so besteht bei den bestern derselben ihr Hauptvorzug noch in etwas viel Besserm als in dem Wetteifer, hinsichtlich der Reinheit und Feinheit des Schnittes, mit dergleichen Producten unserer Tage; er besteht nämlich in der Bedeutung der Zeichnung und des Ausdrucks, indem diese Holzschnitte nach Holbein'schen Vorbildern gearbeitet sind. Am Schlusse der Vorrede sagt der Verf.:

Möge dann diese kleine Monographie als anspruchslose Festgabe geneigte Aufnahme, insbesondere aber die Leistungen der Officin für die typographische Ausstattung derselben überall die ehrenvollste Anerkennung finden.

Ein Doppelwunsch, dessen Erfüllung nicht bezweifelt werden kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Du Rhin et de la Syrie, par *Lortet*. Lyon 1841.

Die leicht beweglichen Franzosen sind nach ihren guten, wie nach ihren schlimmen Eigenschaften die Kinder Europas. Mit wahrhaft kindischer Offenherzigkeit hatte eine Schar ihrer Journalisten und sonstigen Literaten aus dem Gelüste nach den deutschen Rheinlanden kein Hehl gemacht; und in ihrer Arglosigkeit haben sie nicht einmal geahnt, wie tief sie damit das Nationalgefühl der Deutschen verletzen mußten. Sie wurden erst stutzig, als wieder auf der rechten Rheinseite der verjährte Franzosenhaß wach geschrien wurde; als auch die deutsche Presse mit beschnittenen Flügeln um sich schlug; als ihnen die überschwenglich Historischen sogar davon vorredeten, daß man das alte burgundische Reich zu einigen neuen deutschen Bundesstaaten verschneiden müsse und was dergleichen mehr war. In der That, wenn die Franzosen die ersten Sottisen begingen, so hat ihnen doch bald genug die patriotische Schreibseligkeit der Deutschen Gleiches mit Gleichem sattsam vergolten. Der Lärm vertobte allmälig und besonnen versöhnliche Worte, wie in der von W. Schulz herausgegebenen Broschüre: „Der Bund der Deutschen und Franzosen für Gründung eines nationalen Gleichgewichts in Europa", konnten wieder vernommen werden. In ähnlichem Sinne ist die oben bemerkte kurze Flugschrift verfaßt, welche die Beachtung der Deutschen in vollem Maße verdient. Sie ist das wohlerwogene Wort eines wackern Franzosen, eines genauen Kenners deutscher Nationalität, Sprache und Literatur. Lortet hatte früher Jahn's „Deutsches Volksthum" ins Französische übersetzt und bei vielen Gelegenheiten seine wohlwollende Gesinnung für das deutsche Nachbarvolk bewährt. Dies thut er auch in seiner neuen Broschüre. Nachdem er darauf hingewiesen, daß nur die europäisch-christliche Civilisation voranschreite; daß alle christlich-europäischen Nationen durch ihre Einsichten und Bedürfnisse, durch ihre Leiden und Wünsche auf wesentlich gleicher Linie stehen, mit einziger Ausnahme des russischen Reichs, wo noch der Zar zugleich das Scepter und die Tiare des Patriarchen trage: fodert er in dieser Völkerfamilie die Vergessenheit alles dem Despotismus so günstigen nationalen Hasses und nationaler Eifersüchtelei und erklärt sich von diesem Standpunkte aus, in der warmen Sprache der vollen Überzeugung, für die Erhaltung des Friedens, weil auf der jetzigen Stufe der Cultur fast jeder Krieg als ein Hinderniß für die Fortschritte der Bildung erscheine. In kurzen Worten spricht er sodann von der Gliederung unsers Welttheils in ein germanisches, romanisches und slawisches Europa und überall leuchtet aus seiner Auffassung der europäischen Völkerverhältnisse der in die Masse der Franzosen noch nicht tief eingedrungene Gedanke durch, daß endlich ein nationales Gleichgewicht an die Stelle des lange vergeblich gesuchten Systems eines blos mechanisch-politischen Gleichgewichts der Staaten treten müsse. Die geographische und ethnographische Schilderung des dem germanischen Volksstamme angehörenden Rheingebiets gibt ihm Veranlassung, über natürlich politische und sprachliche Grenzen ganz dieselben gesunden Ansichten zu entwickeln, die bereits in Deutschland ziemlich allgemein den politisch Gebildeten zum Bewußtsein gekommen sind. So sind z. B. in Rotteck's und Welcker's „Staatslexikon" unter den Artikeln „Völkerrechtliches Gleichgewicht" und „Politische und natürliche Grenze" in sehr beachtenswerther Übereinstimmung die wesentlich gleichen Überzeugungen ausgesprochen und begründet, für die nun auch Lortet in die Schranken getreten ist. Darin liegt ein neuer, erfreulicher Beweis, daß in den engverknüpften Verhältnissen des Völkerlebens die Saat der Ideen, wie von einer unsichtbaren Hand, fast gleichzeitig ausgestreut wird, ob sie auch da und dort um einige Jahre früher oder später aufkeimen und sichtbar werden möge. Überall nimmt Lortet Gelegenheit, sich gegen das monströse Project einer französisch-russischen Allianz auf das entschiedenste zu erklären und seine Landsleute darauf aufmerksam zu machen, daß sie ein wohlverstandenes höheres Interesse ihre natürlichen Bundesgenossen in Deutschen und Briten suchen lasse. Schließlich fodert er in Beziehung auf Syrien, diese „Brücke zwischen Asien und Afrika", unter besonderer Mitwirkung Frankreichs, ein übereinstimmendes Handeln der europäischen Völker und Regierungen, damit jenes Übergangsland zwischen zwei Welttheilen der europäisch-christlichen Civilisation gewonnen werde. Wer mag darin nicht mit dem edeln Franzosen die nächste Aufgabe der europäischen Politik erkennen? Und wer wird nicht den Wunsch mit ihm theilen, wenn noch einmal die Völker unsers Welttheils in einem allgemeinen europäischen Kriege um ihre Geschicke würfeln müssen, daß sich dann wenigstens Deutsche und Franzosen nicht feindselig entgegenstehen mögen? Für die Erfüllung dieser Hoffnung ist jetzt mehr Aussicht vorhanden als je zuvor. Denn gewiß war es ein günstiges Verhängniß, daß sich in Folge des Vertrags vom 15. Juli ein geistiger Kampf zwischen Deutschen und Franzosen erhoben hatte, der zwar von der einen und andern Seite mit äußerster Einseitigkeit begonnen ward, in seinem Fortgange aber zu einem bessern Verständnisse zwischen den beiden Nachbarvölkern führen mußte. 46.

Notizen.

Englische Berichte über Deutschland.

Das „Athenaeum" läßt sich als Neuigkeit aus Deutschland die Errichtung des Hermannsdenkmals berichten, welches „in einer Statue des Helden, ähnlich den vielen Bildern, die man unter dem Namen von Irmensäulen in den verschiedenen Theilen Deutschlands sehe, bestehen solle". Der münchner Correspondent derselben Zeitschrift läßt bei Cotta und in Stuttgart überhaupt durchschnittlich im Jahre mehr Bücher erscheinen als in halb Deutschland zusammengenommen. Derselbe berichtet „das demnächstige Erscheinen einer Biographie Lafayette's, von Zinkeisen, gewesenem Attaché der preußischen Gesandtschaft zu Paris". Endlich erzählt er von einem Geschenke Dr. Clot Bey's an den König von Baiern, bestehend in einigen, während des letzten Aufstandes der Drusen in den syrischen Gebirgen aufgefundenen Handschriften, mit deren Entzifferung ein junger, ausgezeichneter Orientalist, Jos. Müller, beauftragt worden sei, dessen Mittheilung an die Akademie zufolge sie sich auf die Religion jenes Volks beziehen und Werke von dem Stifter ihrer Sekte nebst Commentaren darüber enthalten.

Ein Nebenbuhler Dieffenbach's in England.

Mit der Bemerkung, „daß wol die Erfindungen, aber keineswegs die Erfinder in unserer Zeit eine Seltenheit seien, indem beim Bekanntwerden einer neuen Entdeckung sogleich ein halbes Dutzend andere Entdecker desselben Geheimnisses gleichsam aus der Erde springen, sei es nun in Folge der durch die erste Entdeckung rege gemachten Nacheiferung, oder weil bei solchen Gelegenheiten Viele Das, worüber sie lange gebrütet haben, die längere Zurückhaltung für nutzlos erkennend, von sich geben", berichtet das „Athenaeum", daß auch Dieffenbach's Heilverfahren hinsichtlich des Stotterns alsbald Rivalen erweckt habe, indem ein Engländer, Hr. Yearsley, in der ersten Hälfte des März eine öffentliche Operation an zwei Personen verrichtet habe, wobei das Verfahren muthmaßlich nicht sowol in Zertrennung von Flechsen oder Nerven an der Zunge, als in Schnitten an dem Zapfen und an den Mandeln bestanden habe. Der Erfolg war zur völligen Zufriedenheit des Operateurs wie der Operirten und des anwesenden Publicums, wogegen der Berichterstatter sich auf eine fast mehr als zweideutige Weise ausspricht. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 103. — 13. April 1841.

Über die Literatur der jüngsten Säcularfeier der Buchdruckerkunst.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 102.)

11. Stockmeyer und Reber, Beiträge zur basler Buchdruckergeschichte. Zur Feier des Johannistages 1840. Herausgegeben von der historischen Gesellschaft zu Basel. Basel, Schweighauser. 1840. Schmal gr. 4. 1½ Thlr.

Dies ist ein recht solides Buch, angemessen dem großen und würdigen Gegenstande, den es zu behandeln sich vorgenommen hat. Schade, daß die Verf. wegen der Nähe des Säcularfestes ihren Plan nicht ganz durchführen konnten, indem sie dadurch genöthigt waren, statt einer vollständigen Buchdruckergeschichte Basels nur Beiträge zu derselben zu liefern:

So sehen wir uns denn mit Bedauern genöthigt abzubrechen und abzuschneiden, noch ehe ein rechter Abschnitt da ist, und statt einer basler Buchdruckergeschichte nur Beiträge zu einer solchen zu liefern, worin dann die Anfangszeit bis auf Froben unverkürzt behandelt wird, aus der zweiten Periode jedoch blos Johannes Froben mit seiner Familie, Johannes Bergmann von Olpe und die Familie der Petri. Und zwar hat jenen ersten Theil Hr. Stockmeyer, den letztern Hr. Reber bearbeitet.

Aus diesen Worten, welche in der von W. Wackernagel recht gut geschriebenen Vorrede enthalten sind, sieht man auch, unter welchem bescheidenen Titel die Verf. ihr Werk in die Welt geschickt haben. Das sind keine bloßen Beiträge, sondern es ist ein vollständiger Theil der Geschichte selbst.

Es kommt nun auf die Theilnahme des Publicums an, ob und wann das noch übrige gleichfalls dem Druck könne übergeben werden. In den Wünschen sowol der Verfasser als der Verlagshandlung liegt solch ein zweites Heft natürlich; dasselbe würde außer der spätern und neuern Geschichte alle etwaigen Ergänzungen und Berichtigungen dieses ersten, und anhangsweise auch eine Darstellung der anonymen basler Drucke, sowie ein alphabetisches Namen- und Sachregister enthalten.

Diese Worte lassen uns der frohen Hoffnung leben, das Ganze vollendet zu erhalten; denn es ist nicht zu bezweifeln, daß sich die Wünsche des stimmberechtigten Publicums mit denen der Verf. und der Verlagshandlung vereinigen sollten.

Das Buch ist im streng bibliographischen Sinne gehalten und bietet daher für diese Blätter keine besondere Gelegenheit zu Hervorhebungen. Wie bedeutend die inclyta Basilea von Seiten ihrer typographischen und bibliobolischen Thätigkeit für die Culturgeschichte dasteht, ist schon weltbekannt. Man braucht ja nur den Namen des Erasmus zu nennen, um hieran zu erinnern.

Zu bedauern bleibt, daß diese gediegene Schrift es versäumt hat, die Bedeutung der ältern Typographie Basels für die Kunstgeschichte mit in den Kreis ihrer Gegenstände aufzunehmen. Ist doch der Name des Joh. Frobenius auf das genaueste mit dem Holbein's verknüpft. Nehmen doch schon die Drucke eines Frobenius nicht blos die Repositorien der Büchersammler ein, sondern werden auch von den Kunstsammlern in ihre Cabinete aufgenommen, wegen der vortrefflichen Initialen, Vignetten, Titelverzierungen und dergleichen. Für diesen sehr beachtungswerthen Zweig der Kunstgeschichte bietet Basels Typographie einen Hauptpunkt, der bis jetzt noch gar nicht hinreichend behandelt worden ist, und was am besten von Basel aus geschehen kann. Sollte Hr. Peter Vischer dortselbst, der in solche Sachen eingeweiht und dafür rühmlich bekannt ist, etwa eine solche Arbeit unternehmen wollen? Und da es zu wünschen und hoffen ist, daß die Verf. ihre Buchdruckergeschichte Basels vollenden, so könnte ja derselben jene Arbeit beigefügt werden. Ohne solche Zugabe wird diese Geschichte immer unvollständig sein.

Das Buch, welches noch durch eine bedeutende Anzahl Nachbildungen von basler Buchdruckerzeichen geziert wird, verdient auch von Seiten der typographischen Ausstattung Lob.

12. Lisch, Geschichte der Buchdruckerkunst in Mecklenburg bis zum J. 1540. Mit einem Anhange über die niederdeutsche Bearbeitung des Reinecke Voß. Aus den Jahrbüchern des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde besonders abgedruckt. Mit einer Steindrucktafel. Schwerin, Stiller. 1840. Gr. 8. 1⅓ Thlr.

Dies Buch hat schon die wohlverdiente allgemeine Anerkennung gefunden; nicht blos seiner Gründlichkeit und Tüchtigkeit wegen, sondern auch hinsichtlich der Resultate, die es zu Tage gefördert hat. Bisher hatte man nur wenige, und noch dazu unsichere Nachrichten über die ältesten typographischen Bestrebungen Mecklenburgs; und jetzt sehen wir hell und klar ein bedeutendes Leben

sich in dieser Hinsicht vor unsern Augen gestalten. Bedeutend nicht sowol durch den großen Umfang und die Fülle der typographischen Leistungen, als vielmehr dadurch, daß wir in jener typographischen Thätigkeit ganz eigenthümliche Culturverhältnisse dargelegt finden.

Während das hier beschränktere Zeitraum umfaßt Mecklenburg nur in seiner Universitätsstadt Rostock Druckereien, aber hier schon von 1476 an. Diese Druckereien waren diejenigen: 1) der Brüder vom gemeinsamen Leben zu St.-Michael (1476 — 1531); 2) des Stadtsecretairs Hermann Barkhusen (1505 — 15); 3) des Raths Dr. Nikolaus Marschalkus Thurius (1514 — 24); 4) des Buchdruckers Ludwig Dietz (1515 — 40).

Die Druckerei des Hermann Barkhusen war bisher so gut wie unbekannt, und doch ist es gerade diejenige, die uns in ihrem eigenthümlichen Wirken das meiste Interesse darbietet. So steht sie offenbar in einer genauen Beziehung zu der niederdeutschen Bearbeitung des „Reineke Voß". Unser Verf. hat daher auch Recht gethan, daß er sein Buch mit einem Anhange versehen hat, welcher handelt „über Reineke Voß und Nikolaus Baumann". Diese Untersuchung theilt der Verf. in zwei Abschnitte: 1) Über das Leben und die amtliche Thätigkeit des Nik. Baumann in Mecklenburg; 2) Über den Antheil des Nik. Baumann an der Herausgabe des niederdeutschen Reineke Voß.

Das Resultat des ersten Abschnitts ist nun in folgenden Worten des Verf. enthalten:

So ergibt sich denn ohne Zweifel, daß Nik. Baumann von 1507 – 26 Secretär der Herzoge Heinrich und Albrecht, und nach den Landestheilungen besonders Secretär des Herzogs Heinrich war, daß er 1507 in deren Dienste trat und 1526 starb, daß er 1514 zu Rostock seinen Wohnsitz nahm, daselbst starb und begraben ward, daß er während seines Aufenthalts in Rostock mit mehren Männern in Verbindung stand, welche, bei sprachlicher Ausbildung, für Gelehrsamkeit, Volksbildung und Beförderung der Buchdruckerei mit ganzer Kraft strebten. Dies ist aber auch Alles, was nach mehrjähriger sorgfältiger Forschung sich aus den mecklenburgischen Acten ermitteln läßt.

Alle andern Behauptungen: als sei er Doctor der Rechte, Rath des Herzogs Magnus von Mecklenburg, Professor zu Rostock u. s. w. gewesen, sind völlig grundlos und zerfallen in nichts; alle Archivacten, Universitätsacten und Monumente widersprechen diesem vielmehr geradezu.

Hinsichtlich des zweiten Abschnitts ist freilich das Resultat nicht so vollständig und befriedigend, was allerdings keine Schuld unsers Verf. ist, indem er auch hier fleißig und gründlich geforscht hat.

13. Mohnike, Die Geschichte der Buchdruckerkunst in Pommern. Stettin, Becker und Altendorff. 1840. Gr. 8. 1 Thlr.

Eine dankenswerthe Gabe, wie man sie gar wol von diesem gewandten und unterrichteten Schriftsteller erwarten konnte.

Es muß befremden — sagt der Verf. S. 7 — daß die liebe Kunst, die schon in diesem Jahrhundert (dem 15.), vielleicht gar aus unsern vaterländischen Häfen hinüber nach Schweden und Dänemark gezogen war, bei uns vierfältigen Anstößen der Zeiten selbst noch den größten Theil des 16. Jahrhunderts hindurch keinen festen Fuß gefaßt hat. Man möchte sagen, es sei in dieser Beziehung gewesen, wie wenn eine chinesische Mauer unser Pommern von dem andern Germanien getrennt hätte. Und doch besaß Pommern eine Hochschule, älter als die Schulen zu Wittenberg und Frankfurt an der Oder, und entstanden fast in demselben Jahre, in welchem Gutenberg's, Fust's und Schöffer's Bibel an das Licht trat. Pommern weicht in der Theilnahme an der mit der Typographie engverbundenen Glaubensverbesserung unter den Provinzen Deutschlands keiner einzigen. Selbst die hanseatische Verbindung, in welcher mehre seiner Städte standen, sollte man denken, hätte die Wanderung der Kunst zu uns befördern müssen. Manches that jedoch ohne Frage die entfernte Lage und die daraus hervorgehende Theurung gerade für die Übung dieser Kunst; Manches selbst der Umstand, daß die Druckereien zu Frankfurt an der Oder, Lübeck und Rostock so leicht zugänglich waren; noch mehr vielleicht die enge Verbindung der pommerschen Gelehrten mit Wittenberg.

Dann S. 14:

Die Hauptstadt des gesammten Pommern hat die erste Druckerofficin in unserm Vaterlande erhalten, und zwar 1589, im demselben Jahre, in welchem Barnim IX. die Regierung in die Hände seines Großneffen Johann Friedrich übergab.

Auch späterhin hat sich Pommern gerade nicht durch seine Typographie ausgezeichnet, womit jedoch nicht gesagt werden soll, daß es dieselbe vernachlässigt habe.

Diesen nun etwas beschränkten Gegenstand weiß der Verf. durch seine umsichtige Behandlung recht hübsch zu beleben. Aus den interessanten Einzelnheiten, die bei ihm vorkommen, seien nur zwei erwähnt, welche die Censur betreffen. S. 125 kommt nämlich der gewiß seltene Fall vor, daß ein Buchdrucker es mit zu einer Bedingung seiner Anstellung macht, daß seine Drucke einer Censur unterliegen. Es ist der Buchdrucker Aug. Faber, welcher in seinem Schreiben (1589) an Rector und Concilium zu Greifswald, wegen seiner Bestallung als Buchdrucker dortselbst, verschiedene Bedingungen beifügt. Von diesen lautet nun eine:

Zum fünften müssen von der Universität einer oder zween als inspectores verordenet werden, die anfenglich verlesen oder approbiren, was eines oder zu drucken dringen möchte.

Ganz im Gegentheil hiervon protestirt 1618 ein pommerscher Buchdrucker gegen die Censur als eine unerhörte Sache. Nämlich in der magistratischen Bestallungsurkunde des Buchdruckers Moritz Sachse zu Stralsund kommt folgende Stelle vor:

Das er in gedachter löblichen Kunst sich aufrichtig, treu und fleißig bezeigen, damit niemand wider billigkeitt vbernommen, auch des heiligen Reichs Constitutionen und ordnungen, sich gemes bezeigen, auch keine Schrifften oder Bücher trucken, oder trucken lasse solle oder wolle, welche nicht vorhin ihme von Vns zu truck vbergeben, vnd zugestellet, oder weß, was von andern gefertigtt und zu truck gegeben abzutrucken, vermittelst schrifftlichen vhrkundt, ausdrücklich verwilligt haben.

Zu diesen letztern Worten macht nun besagter Moritz Sächste folgende eigenhändige Randbemerkung:

Dieses wird bei keinem Buchdrucker zu finden sein in der gantzen welt ist auch meines wissens keinem angemuthet, vnd ob mancher schon grose bestallung von der Universität, vnd vom E. Rath hatt, kann keiner halten, wird auch nicht gezwungen dazu.

Der Mann sollte jetzt leben!

Hinsichtlich der von ihm benutzten handschriftlichen Quellen bemerkt der Verf. rühmend: „Ich kann die Bereitwilligkeit nur dankend anerkennen, mit welcher von ganzen Collegien und von einzelnen Personen mir entge-

gegekommen ist." Nur in Beziehung auf Kalberg heißt es: „Auch ich muß das schon von Lappen Gesagte wiederholen, denn allein aus Kolberg ist mir weder eine Antwort noch sonst eine Mittheilung geworden."

14. Strackerjan, Geschichte der Buchdrucker im Herzogthum Oldenburg und der Herrschaft Jever. Mit Facsimiles. Oldenburg, Schulze. 1840. Gr. 8. ½ Thlr.

Diese kleine Schrift gibt uns eine erwünschte Auskunft über die geschichtliche Einbürgerung der Buchdruckerei in jenes, im fernen Nordwesten Deutschlands gelegene Ländchen.

Oldenburg, das gleich anfangs an den Bestrebungen der Reformatoren regen Antheil nahm und sich überhaupt nicht theilnahmlos gegen die Resultate der Typographie bewies — dies Oldenburg bekam jedoch erst 1595 eine eigene Druckerei. Diese Druckerei ging jedoch gleich nach dem Drucke von ein paar Büchern wieder ein, und Oldenburg bekam erst 1633 wieder eine solche, welche aber auch in ordentlichen Umständen eine schwache Existenz hatte. Auch die nachfolgenden Drucker Oldenburgs existirten nur so kümmerlich fort, bis erst die neuere Zeit eine günstigere Wendung hervorbrachte. Hören wir in dieser Hinsicht den Verf. selbst:

Blicken wir nun auf den Zeitraum zurück, der seit der letzten Jubelfeier der Buchdruckerkunst verflossen ist, so muß uns das besonders in den letzten funfzig Jahren entstandene fröhliche Aufblühen dieser Kunst in einem Lande, wo vor hundert Jahren kaum eine Presse ein kärgliches Bestehen hatte, mit lebhafter Freude erfüllen. Statt jener einen sind jetzt in Oldenburg sechs in reger Thätigkeit, in vier andern Orten, wo damals man sich noch nicht die Möglichkeit dachte, eine Presse zu beschäftigen, ist eine solche im Gange. In Oldenburg erscheinen fünf Zeitschriften, und in jedem der erwähnten Orte erscheint eine. Dazu wird durch mancherlei Schriften Unterricht und Belehrung im Volke verbreitet und durch eine mit umsichtiger Thätigkeit geleitete Buchhandlung steht Oldenburg in ununterbrochenem Verkehr mit allen Buchhandlungen Europas.

Diesem so beschränkten Inbegriff der oldenburger Buchdruckergeschichte hat der Verf. sinnvoll die cultur- und literarhistorische Seite abzugewinnen gewußt.

15. Grotefend, Geschichte der Buchdruckereien in den hanoverischen und braunschweigischen Landen. Mit neun Steintafeln. Herausgegeben von F. G. H. Culemann. Hannover, Hahn. 1840. 4. 2 Thlr.

Es wäre zu wünschen, daß der Verf. dieser Schrift bei seinem auf das Material angewendeten Fleiße, dem man die Anerkennung nicht versagen darf, dies Material nun auch mit Rücksicht auf eine höhere geistige Bedeutung bearbeitet hätte. Was uns hier derselbe bietet, ist eben nur das fleißig gesammelte und zur Bearbeitung gesichtete rein äußerliche Material, und man möchte fast meinen, daß der Verf. nicht geahnet habe, wie eine umsichtige, den Gegenstand mit Freiheit aus sich herausgestaltende Behandlung solch einem Buche erst die literarische Bedeutung gibt. Jedoch macht uns der Verf. am Schlusse seiner Vorrede Hoffnung, daß er das Versäumte nachholen wolle. Möge er es recht bald thun.

Hinsichtlich der typographischen Ausstattung hat es der Herausgeber versäumt, dem Ganzen eine instructivere Gestalt zu geben.

16. Lappenberg, Zur Geschichte der Buchdruckerkunst in Hamburg am 24. Juni 1840. Hamburg, Meißner. 1840. 4. 4 Thlr.

Dies ist eine sehr achtungswerthe Schrift, sowol nach der darin niedergelegten positiven Kenntniß, als auch Auffassung und Behandlung des Gegenstandes betrifft.

Hamburg hatte zwar schon 1491 eine Druckerei, doch greift dieselbe nicht bedeutend in die Literaturgeschichte ein; auch wollte es überhaupt in Hamburg mit der Buchdruckerei anfangs nicht recht fort. Dies änderte sich jedoch in der Folge bedeutend:

Wenngleich zu Rostock, Magdeburg und Lübeck ältere, und an letzterm Orte besonders durch einen Hamburger viele bedeutende Drucke erschienen als in Hamburg bis zur letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts, so dürfte es seit dieser Zeit an Mannichfaltigkeit und Werth der Erzeugnisse seiner Presse keiner norddeutschen und nördlichern Stadt nachstehen.

Und:

Ein Rückblick auf die Leistungen der hamburger Presse im letzten Jahrhunderts führt uns Namen vor, welche Wissenschaft und deutsche Literatur zu den vorzüglichsten zählen: abgesehen von Hagedorn, Jakobi, Reimarus, Büsch, Ebeling und andern Hamburgern, auch Lessing, Bode, Claudius, Klopstock, Voß: viele herrliche Namen könnten wir hinzufügen, wenn es beabsichtigt wäre, das Verdienst lebender Buchhändler und Buchdrucker hervorzuheben. Den Vorwurf einer musenlosen Gierstadt hat Hamburg durch seine Pressen nicht verschuldet, sondern ist in jeglichem Jahrhunderte reicher an geistigen Spenden und Genüssen gewesen als in den frühern.

Auf der nämlichen Seite lesen wir auch:

Durch keine Art literarischer Thätigkeit sind aber die hamburger Pressen so sehr und so eigenthümlich gefördert als durch die Zeitungen, welche mit den ältesten in Deutschland, den frankfurtern, schon in der ersten Hälfte des dreißigjährigen Krieges entstanden und ihre ephemere, aber elektrische, rasch erneuerte Wirkung auf Bildung und Volksthümlichkeit unter einer mit weiser Milde geübten Censur und ohne die fruchtlose, wenn nicht schädliche Unterstützung der Regierungen geübt haben.

In dem 24. Capitel seines Buches, welches überschrieben ist „Die hamburger Zeitungen", wird auch dieser Gegenstand von unserm Verf. gründlich und umsichtig abgehandelt.

Das Buch ist in seiner gediegenen typographischen Ausstattung auch ein redendes Zeugniß von dem achtbaren Zustande der hamburger Typographie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Diamant. Ein Spiel der Phantasie. Von E. Terpen. Hamburg, Meißner. 1840. Gr. 12. 1½ Thlr.

Bei der Schöpfung jedes Kunstwerks ist der Inbegriff der höhern Kräfte des Geistes thätig. Der künstlerische Gedanke liegt im Bereiche der Vernunft; die Phantasie umkleidet diesen Gedanken mit Form, sie leiht ihm Gestalt, sie bringt ihn uns sinnlich näher; das Gemüth mit seinem belebenden Odem, mit seiner lebensvollen Wärme durchströmt das Kunstwerk, daß es, ein Menschenwerk, doch ein lebendiges Gotteswerk erscheint. Ich erkläre es für undenkbar, daß entweder die Vernunft allein, oder die Phantasie allein, oder das Gemüth allein ein Kunstwerk zu Stande bringe. Wenn der Verf. des hier angezeigten

Buches sagt, sein „Diamant" sei ein Spiel der Phantasie, so will er damit also wol nur ein Vorherrschen des phantastischen Elements in seiner Dichtung andeuten. Allein wir finden in dem Buche nicht jene großartige, phantastische, tolle Welt der Tieck'schen Komödien, sondern nur die beschränkten, einseitigen Phantasien des Verfassers. Wenn es heißt „ein Spiel der Phantasie", so ist das nicht objectiv zu verstehen, ein Spiel jener gewaltigen, großen, belebenden und Gestalten bildenden Geisteskraft, sondern ganz subjectiv die Phantasie des Hrn. Terpen.

Jedes Werk des Künstlers und des Dichters hat den letzten Grund seines Entstehens in einer afflatio numinis, im Anwehen des Geistes, in einer blitzartigen Entzündung und Empfängniß, in der künstlerischen Begeisterung. Dieser Zustand ist ein Zustand des erhöhten innern Lebens; in der Seele des Künstlers wird eine Idee so mächtig, daß sie mit Kraft, mit Allgewalt ihn treibt, daß er ihr Gestalt gebe. Freilich findet zwischen Kunstwerk und Kunstwerk ein Gradualunterschied statt: nicht alle Künstler sind Praxiteles, Rafael und Homer. Das große, wenn ich sagen darf, das vollkommene Kunstwerk wird durch das Genie oder das Kunstgenie hervorgebracht. In der Seele des Kunstgenies ist ein wunderbares und seltenes Gleichgewicht aller höhern, geistigen Kräfte zur Erscheinung gekommen. Die Conceptionskraft der Vernunft ist zwar stark, energisch; aber sie ist nicht, wie die des Philosophen, sich selbst genügend, sie verlangt Form, Gestalt; in dem Geiste des Kunstgenies ist die Phantasie zwar reich, mannichfaltig, kräftig, andauernd; aber sie ist nicht die Phantasie des Phantasten, welcher in barocken Gestaltbildungen, in absurden Combinationen sich gefällt; in dem Kunstgenie ist das Gefühl lebendig, warm, erregbar, tief, aber es ist nicht das Gefühl des Überschwenglichen, des Überhimmelnden, der in seinem Gefühl sich selbst paralysirt. In der Seele des Kunstgenies ist die volle Harmonie aller geistigen Kräfte.

Neben, oder vielmehr unter dieser großartigen und seltenen Erscheinung des Kunstgenies nimmt einen bescheidenen Platz ein das Kunsttalent. Unter Kunsttalent versteht man eine glückliche Disposition für die Kunst; der mit dem Kunsttalent Begabte hat eine ausgezeichnete Leichtigkeit, ein hervorstechendes Geschick, etwas Kunstmäßiges, ein der Kunst angehörendes Werk hervorzubringen. Beim Kunsttalente wiegt sehr oft entweder der Gedanke vor, oder man bemerkt, daß das Gefühl sich hervordrängt, oder man nimmt wahr, daß die Phantasie ihre Grenze überschreitet. Der letzte Fall paßt vielleicht auf das vorliegende Buch.

Der Verf. wird nicht darthun können, daß eine höhere Idee der Vernunft sich durch sein Werk hindurchziehe; es ist nicht einmal eine rechte Einheit vorhanden. Man könnte sagen, das Buch bestehe aus zwei nicht sehr gut combinirten Theilen: erstens aus einer Scene aus dem Leben der Herzogin von B. und des französischen Hofes zur Zeit Ludwig's XV.; und zweitens aus einem großen Stück indischer Mythologie und Fabel, wodurch die Herzogin zur Raison gebracht wird, daß sie ihre Ansichten über das eheliche und häusliche Leben ändert. Wir zweifeln nicht, daß unter den Lesern, namentlich unter den Leserinnen dieses Buches, etliche sein werden, die sich von diesem Spiele der Phantasie ganz befriedigt fühlen. 24.

Literarische Notizen.

Im Verhältniß zu den bisher gangbaren Übersetzungsprincipien in Frankreich ist „Macbeth, tragédie de *W. Shakspeare*, traduction littérale en vers par *Jules Lacroix*", ein wirkliches Wagniß. Die Franzosen pflegen sonst zu paraphrasiren, statt zu übersetzen, den ungefähren Sinn anzudeuten und neue Worte dazu zu machen, wodurch natürlich Dasjenige verwischt wurde, was man die Localfärbung und gewissermaßen die Persönlichkeit eines Werkes nennen möchte. Erst in der jüngsten Zeit sah man ein, daß man auf diesem Wege immer nur eine sehr undeutliche und ungenaue Copie, nie aber den ursprünglichen Eindruck des Textes erzielen könne. In dieser Überzeugung versuchte J. Lacroix eine möglichst wörtliche Übersetzung des „Macbeth", und wenn man sie mit der Übersetzung von Ducis, welcher den entgegengesetzten Weg einschlug, vergleichen will, so wird man finden, daß das System des Lacroix dem des Ducis weit überlegen sei. Er hat alle Kühnheiten und Schönheiten, selbst alle Härten und Dunkelheiten der Tragödie mit ängstlicher Treue wiederzugeben gesucht und das Unternehmen, welches in der französischen Sprache doppelt schwierig erscheint, mit Ehren zu Ende geführt. Er übersetzt Vers für Vers, beobachtet den hemistichischen Fall nicht und verrückt die Cäsur, wodurch sein Alexandriner der prosaischen Rede ziemlich nahe kommt. An Wohllaut, Eleganz und Reinheit kann sich die Übersetzung von J. Lacroix mit derjenigen von Ducis freilich nicht messen. Eine bemerkenswerthe und wirklich in ihrer Art sehr gelungene Stelle ist die Übersetzung des Monologs, welchen Macbeth über die Vision des Dolches kurz vor Duncan's Ermordung hält. Wir theilen den Anfang mit:

— — Est-ce un poignard qui brille? Viens ah! vite!
Tourne vers moi, ton manche à le saisir m'invite:
Viens donc — — mais je te vois, et ne puis t'approcher!
Fatale vision! n'es-tu pas au toucher
Sensible comme aux yeux? ou n'es-tu qu'un mensonge,
D'un cerveau qui bouillonne épouvantable songe,
Un poignard en idée? Oui, je te vois luisant,
Réel comme ce fer que je tire à présent.
Tu m'indiques ma route, et l'instrument terrible
Dont je vais me servir dans cette nuit horrible! —
Je rêve! ou mon oeil vaut tous mes sens à la fois!
Je te vois toujours là! toujours! etc.

Man rühmt eine neue Broschüre über die bereits alte und altersschwache orientalische Frage. Ihr Verf. ist P. Bourson und ihr Titel: „Des puissances européennes dans la question d'Orient." Der Verf. geht besonders von dem Gesichtspunkt der Rivalität aus, welche zwischen Frankreich und England bestehen könnte. Diese Analyse soll, dem Urtheile eines französischen Journals zufolge, klar und gelehrt, die ganze Broschüre von einem trefflichen Geist beseelt sein und in dem Verf. einen wohl unterrichteten mit ebenso durchdachten als patriotischen Ideen erfüllten Schriftsteller erkennen lassen. Hr. Bourson weist nach, daß diese Streitfrage zwei Angeln hatte, um die sie sich drehte, die eine in Konstantinopel, die andere in Ägypten, und daß die vielen von den verschiedenen Mächten betreffs dieser Frage begangenen Fehler, deren sich jedes Ministerium jedes dabei betheiligten Landes schuldig gemacht, daher rührten, daß man häufig bald die eine bald die andere Angel vernachlässigte, um sie auf eine einzige zurückzubringen. Mit besonderer Sorgfalt legt er die Concessionen dar, die man Östreich gemacht hat, um diese Macht zu einem thätigen Verfahren zu verleiten, welches den status quo zu brechen Veranlassung geben konnte. Trotz der Ereignisse, welche mit so außerordentlicher Schnelligkeit die Hoffnungen des Ministeriums vom 1. März vernichtet haben, ist Bourson doch weit entfernt anzunehmen, daß nun Frankreich in der orientalischen Frage seine Demission geben müsse; vielmehr besitze es im mittelländischen Meere und auch sonst eine zu starke Position, als daß eine Frage, bei deren versuchter Erledigung es bei Seite geschoben werde, als definitiv erledigt betrachtet werden könne.

Ambroise Rendu gab heraus: „Cours de pédagogie a l'usage des écoles normales primaires", worin er es sich zur Gewissenssache gemacht hat, die Erzieher und Lehrer mit den bisher in Frankreich nur dürftig bekannten pädagogischen Grundsätzen der berühmtesten ausländischen Erziehungsschriftsteller, unter denen Niemeyer, Fellenberg, Wood, Horner, Woodbridge und Abbot zu nennen sind, durch eine geschickte Übersetzung bekannt zu machen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 104. — 14. April 1841.

Über die Literatur der jüngsten Säcularfeier der Buchdruckerkunst.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 103.)

17. Rector academiae orationem in solemnibus typographiae saecularibus quartis Lipsiae d. XXV m. junii h. X MDCCCXL in aula academica habendam indicit interprete *Frid. Christ. Hasse.* Typographiae Lipsiensis, imprimis saeculi quarti, historiae brevis adumbratio.

Diese akademische Gelegenheitsschrift erfüllt ihren Zweck recht gut. Der Verf. hat seinen wirklich überreichen Stoff mit vieler Umsicht anzudeuten und durch ein mäßiges Eingehen in das Einzelne lebendig vorzuführen gewußt.

Das Schriftchen, welches, so viel ich weiß, auch in einer deutschen Übersetzung erschienen ist, wird ein jeder gebildete Deutsche mit Interesse lesen, aber auch mit einem gerechten patriotischen Stolze; denn wir erblicken hier eine der großartigsten Lebenserscheinungen aus der Culturgeschichte.

Zur Zeit der diesmaligen Säcularfeier zählte Leipzig 24 Buchdrucker mit 611 Gehülfen und 187 Lehrlingen. Der in Thätigkeit sich dortselbst befindenden Pressen waren 170, außerdem noch 10 Maschinenpressen. Auch 6 Schriftgießereien befinden sich daselbst. Im J. 1740 besaß Leipzig 18 Druckereien mit 136 Gehülfen, und 1640 5 Druckereien mit 14 Gehülfen. Die dortigen Buch-, Kunst- und Musikalienhandlungen beliefen sich zur Zeit der letztern Säcularfeier auf die große Zahl von 113.

Nach der Betrachtung der Monographien, die ich alle, so viel deren mir zu Händen gekommen sind, hier angeführt habe, wenden wir uns jetzt zu denjenigen Schriften, welche die Geschichte der Buchdruckerkunst im Allgemeinen zum Gegenstande haben. Hier wird es jedoch nöthig sein, erst noch eine allgemeine Bemerkung vorauszuschicken.

Es ist eine nicht selten vorkommende Erscheinung, daß gewisse Ansichten, die, wenn man auf die Hauptquelle zurückgeht, durch nichts begründet sind, sich der Art in der Literatur fortpflanzen, daß sie selbst von gründlich gebildeten Schriftstellern auf- und angenommen werden. Dieser Erfahrungssatz findet nun auch hier bei unserm Gegenstande seine vollständige Anwendung in Beziehung auf die Erfindungsgeschichte, was die in derselben auftretenden Charaktere betrifft. Was Gutenberg selbst angeht, so hält man sich im Allgemeinen so ziemlich an die Wahrheit, wie denn dieser Charakter auch um so reiner und geistig bedeutender hervorgeht, je schärfer die Kritik das wenige von ihm Bekannte abwägt. Bei Fust hingegen zeigt sich obige Erfahrung recht deutlich. Diesen glaubt man nicht schwarz und verworfen genug schildern zu können. Wenn man unsere Schriftsteller in dieser Hinsicht durchgeht, so bemerkt man, wie fast ein jeder sich für verpflichtet hält, irgend noch ein schändliches Motiv auszusinnen, um damit noch mehr Fust's schwarze Seele zu belasten. Und doch weiß von allen diesen Schändlichkeiten die Haupt-, ja einzige Quelle, aus der man schöpfen kann, nichts. Diese Quelle ist das uns noch aufbewahrte Instrument des Notars Helmasberger. Aus diesem kann man aber nur ersehen, daß Fust auf eine rücksichtslose Betreibung seines Rechtes ausging, und der einzige begründete Vorwurf, den man ihm von einem höhern Standpunkte aus vielleicht machen könnte, wäre, daß seine Seele nicht groß genug war, um dasjenige Verdienst voll anzuerkennen, welches dem Genie, blos als solchem, zuzusprechen ist. Zu einem edeln Manne soll Fust keineswegs gestempelt werden, und Graf Laborde sagt sehr richtig:

et si l'opinion publique se déclara en faveur du mérite malheureux, si le procès intenté par Fust laissa une tache sur sa mémoire, il faut attribuer cette manifestation populaire au besoin qu'on éprouve de s'associer au malheur, et à l'espèce de satisfaction avec laquelle on s'élève contre la puissance arrogante de la richesse.

Ist es aber nun so, seit Bergellanus, unter den Schriftstellern unsers Faches Mode, Fust, der denn doch auch durch manche Eigenheiten Gutenberg's gereizt und bedrängt worden sein kann, zum absichtlichen, niederträchtigsten Schurken zu machen, so beliebt es unsern Herrn Schriftstellern einen Mann, der nur ein einziges Mal in der Erfindungsgeschichte als Figurant auftritt, mit einer Fülle von Lobeserhebungen zu schmücken, obgleich sich für alle diese schönen Sachen nicht ein einziger Beweis vorführen läßt; ja, aus dem Wenigen, was wir von diesem Manne wissen, möchte man sogar auf das Gegentheil schließen. Der Mann, den ich hier meine,

ist Humery. Es verlohnt sich wirklich der Mühe, bei diesem Punkte etwas zu verweilen, um so mehr, da er mit ein wenig Bemerkungen ins Reine zu bringen ist.

Gutenberg, von dem man auch ganz unbegründeterweise gewöhnlich annimmt, daß er durch den für ihn wahrscheinlich ungünstig abgelaufenen Proceß mit Fust zu Grunde gerichtet worden sei, setzte auch nach der Trennung von seinem ehemaligen Gesellschafter die Druckerei fort und starb 1467 oder im Anfange des darauf folgenden Jahres. Dies geht aus folgender, uns noch aufbewahrter Urkunde hervor:

Ich Conrad Homery, Doctor, bekenne mit diesem Brief; so als der Hochwürdige Fürste min gnediger lieber Her, Her Adolff Ertzbischoff zu Mentze mir etliche formen, Buchstaben, instrument, gezuge und anders zu dem Truckwerk gehörende, das Johann Guttemberg nach sinem tode gelaisen hat, und min gewest ist und noch ist, gnediglich folgen laissen hat; das ich dargegen sinen Gnaden zu eren und zu gefallen mich verpflichtiget han, und verpflichtige mich mit diesem Briefe also, wer es, das ich soliche formen und gezuge zu trucken gebruchen werde, nun oder hernach; das ich das thun will und soll bynnen der Stadt Mentze und nirgend anders woe; Desglichen ob ich sie verkauffen und mir eyn burger davor so viel geben wollte als eyn frembder; so will und sol ich das dem ingesassenen Burger zu Mentz vor allen frembden gönnen und folgen lassen. Und han das alles zu urkunde min secret zu ende dieser schrifft getruckt. Der geben ist des jars als man schrieb nach der Geburt christi unsers Herrn MCCCC und LXVIII jar, uff Frydag nach sant Mathystag. (Wetter S. 418.)

Diese Urkunde ist nun der einzige Ort, wo des Humery in der Erfindungsgeschichte gedacht wird. Ist es da aber nicht lustig, daß man diese Erwähnung benutzt hat, um den Humery in den Himmel zu erheben? Wenn nur aus jenen Worten hervorginge, daß derselbe den Gutenberg uneigennützig unterstützt habe, was jedoch nicht im geringsten daraus hervorgeht. Wollte man sagen, daß es doch von einem menschenfreundlichen Mitleiden zeuge, den zu Grunde Gerichteten mit einem Darlehn zu unterstützen, so wäre dies ganz unüberlegt gesprochen; denn einmal ist es unerweisbar, daß Gutenberg durch jene gerichtliche Geschäftsauseinandersetzung — weiter war ja doch jener späterhin so verschrieene Proceß nichts — zu Grunde gerichtet worden sei, und zweitens mußte ja der Vortheil, der Fust durch die Verbindung und spätere Auseinandersetzung mit Gutenberg zuwuchs, einen jeden Capitalisten zu einer ähnlichen Verbindung hinziehen. Und hat denn Humery nicht eben auch einen vollständigen Druckapparat Gutenberg's sich verpfänden lassen? Überdies möchte das Dazwischentreten des Kurfürsten auch kein Beweis sein von der außerordentlichen Uneigennützigkeit Humery's. Kurzum, aus jenem Documente läßt sich wenigstens nichts für den Edelsinn desselben schließen. Haben wir denn aber etwa noch andere authentische Nachrichten über seinen Charakter, wenn sie auch in keiner Beziehung zur Geschichte der Typographie stehen? O ja! und noch dazu eine, die für unsern Zweck nicht erwünschter sein kann; denn sie ist ein Document, welches uns lesen läßt, was seine Mitbürger öffentlich von seinem Charakter sagten. Ich will das hierher Bezügliche so anführen, wie es Wetter S. 486 gibt:

Als er 1445 als Kanzler des neuen Raths die Rechnungsdifferentien zwischen diesem und dem Rechnungsführer des alten Rathes und der Gemeinde auszugleichen suchte, äußerten sich die Wortführer der Gemeinde gegen ihn in folgenden Worten: „Hie ist zu bemerken, wie daz Doctor Humery und syne Mythelfer myt sehenden Augen nyt wollen sehen und myt hörenden Oren nyt wollen hören; darum so hant sy wyß schwarz und schwarz wyß genannt."

Nun ein Mann, dem seine Mitbürger so etwas geradezu in das Gesicht sagen dürfen, muß wenigstens auf eine ganz absonderliche Weise ein edler Charakter gewesen sein! Ich füge noch die folgende Stelle aus Wetter bei:

Er war Mitstifter einer Gesellschaft angesehener Bürger von Mainz, bei welcher jedes Mitglied einen Spottnamen hatte und deren Hauptzweck Essen und Trinken war. Auch war er Mitglied der Stephansbrüderschaft, nach deren Nekrolog er 1470 oder 1472 starb.

In Beziehung auf den soeben angeführten trefflichen Wetter sei bemerkt, daß derselbe sich jenes Geredes über den edeln Charakter Humery's nicht theilhaftig macht. Das geschieht aber, leider, im Allgemeinen nicht, wie man dies auch in mehren der noch zu besprechenden Bücher sehen kann.

(Der Beschluß folgt.)

Spanisch Paternoster.

Deutsches Schmähgedicht aus dem 16. Jahrhundert.

In einem Exemplare der ersten, höchst seltenen Ausgabe der „Bambergischen Halsgerichtsordnung" von 1507*), welches gegenwärtig im Besitze des Referenten ist, findet sich auf dem letzten Blatte (LXXX), von alter Hand geschrieben, das hier mitzutheilende Gedicht auf die Grausamkeiten und den Unfug der Spanier in Deutschland. Auf der hintern leeren Seite dieses letzten Blattes beginnend, aber mit ihr nicht endigend, wird es auf der vordern in dem Raume, der unter dem Drucke bleibt, fortgesetzt; da aber das Buch später neu ein-

*) Am Schlusse des Buches heißt es: „CCLXXVIII. Und damit in unsern halßgerichten diser unser ordnung wissen gehabt, auch (so dieselbig volgettermaßen außgangen ist) fürter darnach gehandelt und gericht werde, So haben wir die, im druck zu mannigfeltigen, und fürter in unsern ampt und halßgericht zu schicken verfügt. Jedoch behalten wir uns und unsern nachkomen daruor, solche ordnung zu erclern, mern, und mindern. Und ist die also auß unserm beuelhe, in unser stat Bamberg durch unsern Burger, Hannsen Pfeyll daselbst gedruckt, und in solchem druck volendet, am Samßtag nach sands Veyts tag Nach Crist unsers lieben herren gepurt funfzehenhundert und im sibenden jare." Über den Drucker Pfeil und die Bedingungen des Druckes der Halsgerichtsordnung unter dem Fürstbischof Georg III. (nicht IV., wie es durch einen Druckfehler heißt) vgl. Jäck's „Denkschrift für das Jubelfest der Buchdruckerkunst zu Bamberg" (Erlangen 1840) S. 29. Derselbe verweist auch auf S. 31, Thl. 3, Abth. 2, seiner „Beschreibung der bambergen Bibliothek". Über das alte bamberger Recht, seine Entstehung und seine Handschriften vgl. Zöpfl. Nach Jäck existiren von der Ausgabe der Halsgerichtsordnung von 1507 nur noch ein vollständiges und zwei unvollständige Exemplare; das vorliegende wäre mithin wahrscheinlich das zweite vollständige. Verhandlungen über dasselbe wurden 1768 von dem Hofrath Eberhard in Dillenburg und dem bekannten Prof. Koch in Gießen in den marburgischen und gießenschen „Wöchentlichen Anzeigen" geführt. Auf die editio princeps folgten 1508 zu Mainz drei Nachdrücke, 1510 gleichfalls einer, worin der Druckfehler Wenn statt Mainz steht.

gebunden worden ist, so sind auf jener durch das frische Beschneiden an dem obern Rande ein Wort und an dem untern eine Zeile verloren gegangen. Das Ganze ist eine nicht ungeschickte Anwendung des Vaterunsers auf die betrübte Zeit, wie man deren in ähnlicher Art mehre kennt, indem jedes Mal ein oder mehre lateinische Worte des Gebets den Sinn von zwei deutschen gereimten Zeilen (eines Reimpaars) ergänzen. Ich lasse hier eine genaue Abschrift dieses Beitrags zur Kenntniß der innern Verhältnisse Deutschlands, namentlich der des so viel gedrückten gemeinen Mannes, während des Zeitalters der Reformation und der daran grenzenden Jahre folgen, jedoch mit Ergänzung und theilweiser Änderung der Interpunctionszeichen:

Anno 1591 den ...*) Januarj.

Spannisch Paternoster.

Vor Spanier vnd Spanischen Sitten,	
Bewahr vns, Den wir dich bitten	Pater noster!
Von Jnen must Du getrozet werden,	
auch verspottet hie auff Erden,	qui es in coelis,
Jn Anfang könen sie sich woll wagen,	
daß wälcher sie sicht mus sagen:	sanctificetur
Darnach aber, ist jah ein klag,	
verfluchen sie den ganzen Tag	nomen tuum,
Wann sie bej einem was thun sehen,	
alß balden thun sie alsso zehen;	adveniat
Wäln auch So Stadtlich tracktiret sein,	
daß sie baldt würden verzähren sein	regnum tuum;]
„Gib baldt her, ehe Jch dich bring vhmb!“	
als dan sagen wir in einer Summ:	fiat
Daß wir jah verdinet haben frey,	
Darumb Jdermann glaub', daß es sej	voluntas tua,
Bitschaff, O Herr, in Römisch Reich,	
daß gar kein Spanfol hinein schleich,	sicut in coelo
Wie's in Himel seindt vndelchandt,	
daß sie gleicherweis werden zur Schandt	et in terra.
Wenn Jre Pferdt kein habern handt,	
So geben's in — ist's nit ein Schandt? —	Panem nostrum quotidianum
Vnd wenn Wir etwas wäln sparen,	
thun sie vns freffentlich anfahren:	da nobis hodie.
Es hilfft auch nicht der Kinder khlagen,	
wenn sie schon bitten vnd sagen:	dimitte nobis
Doch sein die Spanischen böswichten	
ein Vrsach, daß wir nit endtrichten	debita nostra,
Jnd sie wöllen auch Jre Leiber	
Stossen in vnser schöns Weiber,	sicut et nos
Wällen wir nit werden geschlagen,	
Müssen wir als baldt wol sagen:	dimittamus
Daz ist nit genug, sie thun ein zeichen	
— — — — — —!**)	
Erbarm dich vnser, O Herr, hierbej,	
Vnd währ! in solche Tiranej	et ne nos inducas***)
Laß Vns gantz frist erschallen,	
auf daß wir nicht mehr thun sollen	in tentationem.
Vonn den Spanjern vnd Jrem gesindt,	
vor Jhren weibern, Knecht vnd Kindt	libera nos
Siehe vns mit gnedigen Augen an,	
Erlös vns alle, Weib vnd Man,	a malo!
Gib vns ein rechtten gutten friden,	
den Spaniern aber St. Valtins Liden*)	AMEN.

Hier wären nun zunächst Andeutungen über die Zeit und den Ort der Entstehung des Klage- und Schmähgedichts zu versuchen. Was jene betrifft, so setze ich dasselbe in die Zeit Karl's V., mit der meisten Wahrscheinlichkeit, aus Muthmaßungen, die weiter unten vorkommen werden, in die letzten Jahre der Regierung des Kaisers, obgleich es erst 1591 in das Exemplar der bambergischen Halsgerichtsordnung geschrieben worden ist. Gerade dieses, welches meiner Meinung scheinbar entgegen ist, scheint mir dieselbe vielmehr zu bestätigen. Denn daß der Schreiber, dessen Hand dafür spricht, daß er kein des Schreibens unerfahrener und ganz ungebildeter Mann gewesen, das Gedicht hinten in ein für jene Zeit schon merkwürdiges Buch geschrieben hat, beweist doch weit eher, daß er dasselbe für eine Curiosität früherer Zeit gehalten habe, die wol des Aufbewahrens werth sei, als daß dieses erst um 1591 entstanden ist. Unter Karl V. war die Gewalt der Spanier in Deutschland durch viele Begünstigungen am bedeutendsten und verderblichsten; zudem waren sie in den meisten Gegenden eine durchaus neue und eigenthümliche Erscheinung und als solche den poetischen Sinn des Volkes nicht wenig reizend. Über ihre Grausamkeiten in jener Zeit haben uns gleichzeitige Schriftsteller manche Stimmen aufbewahrt.**) Auch die Fürsten führten bittere Klagen über die Anwesenheit und den Unfug der spanischen Soldaten in Deutschland; so die dem schmalkaldischen Bunde beigetretenen in der bekannten Kriegserklärung vom 11. Aug. 1546, und später Moritz, als er gegen den Kaiser nach Tirol zog, in den von Augsburg aus erlassenen Publicationen.***) Wie sollte dagegen das Gedicht aus einer spätern, dem J. 1591 näherliegenden Zeit stammen, in der doch die Spanier nur in geringen Beziehungen zu Deutschland standen, in der beide Länder politisch getrennt waren, und Ferdinand und sein Nachfolger sich von den spanischen Einflüssen möglichst fern zu halten suchten, wenn auch vielleicht noch unbedeutende Haufen spanischer Truppen hier und da deutschen Sold zogen? Daß das Gedicht in keinerlei Bezug zu den entsetzlichen Grausamkeiten in den Niederlanden steht, bedarf kaum einer Erwähnung. Es behandelt einzig deutsche Zustände, den Druck, welchen Karl's Kriegsmacht auf das Volk ausübte. Dieses suchte sich Luft zu machen in seiner Noth, und da Gewalt entweder nicht anwendbar, oder der vielerwähnten Geduld unsers Volkes nicht angemessen war, so geschah es durch das Mittel, welches dasselbe so oft angewendet hat, durch Reime. Vielleicht machte sie ein lustiger Mönch, dem die Reformation die Klosterpforte geöffnet und der sich darauf mit seiner geringen Kenntniß des Lateinischen unter die Menge als ihr Glied gemischt hatte. Die Ge-

*) Die Monatszahl ist mit dem obern Rande bis zur Unkenntlichkeit weggeschnitten.

**) Die mit dem untern Rande weggeschnittene Zeile.

***) Entweder so, oder: „Vnd währ ein solche Tiranej, et ne nos inducas!“ d. h. Wehre einer solchen Tyrannei und führe uns für die Zukunft in keine Sünde. Es handelt sich hierum, ob es ist oder ist zu lassen wird, und darnach muß sich denn auch die Interpunction richten.

*) So lese ich dieses letzte Wort und glaube, daß es provinziell, oder auch vielleicht nur des Reimes wegen statt Leiden stehe. „Gib den Spaniern die Leiden des Märtyrers Valentin!“ Eine andere Bedeutung des nicht deutlich geschriebenen Wortes und mit ihr einen andern Sinn der letzten Zeile habe ich ungeachtet mannichfacher Versuche, bei denen ich mich sogar verleiten ließ, an Ophelia's bekanntes Volksliedchen bei Shakspeare: „Guten Morgen, es ist Sanct Valentin's Tag!“ u. s. w. zu denken, nicht finden können.

**) Freheri Scriptt., III, 504, 516. Chytraei Saxonia, 307 fg. S. Raumer's „Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts“, I, 534, 549. Über die Grausamkeit der Spanier und das Fluchen der Soldaten, dessen das vierte Reimpaar erwähnt, vgl. auch Schmidt's „Neuere Geschichte der Deutschen“.

***) Moritz sagt ausdrücklich, der Kaiser habe gegen seinen Schwur fremde Truppen in das Land geführt, welche die armen Unterthanen in Grund und Boden verderbt, ihnen Weib und Kind geschändet, ja wider alle Natur gemißbraucht hätten.

müthlichkeit, der harmlose Sinn des Deutschen offenbart sich in ihnen deutlich, der, indem er sein großes Unglück beklagt, sich zugleich nicht enthalten kann, diesem auch seine lächerliche Seite abzugewinnen, und auf die Geschmähten wie auf sich selbst blinzende Pfeile des Spottes richtet. Das Ganze ist eine seltsame Mischung von Jammer, Lustigkeit und Zorn, und wol kann man sich bei diesen Andeutungen über den Charakter des Gedichts an Das erinnern, was Wachsmuth („Der deutsche Bauernkrieg zur Zeit der Reformation", S. 137) von den Volksstimmen über den Bauernkrieg sagt: „Neben der Gutmüthigkeit des deutschen Charakters ist bis zum dreißigjährigen Kriege, der das Deutschthum in der innersten Wurzel angriff, um der Ausländerei die Wege in unser Vaterland zu bahnen, der heitere Humor, mit Witz und Satire gemischt, hervorstechend; gern pflegte er den Stachel gegen sich selbst zu kehren; so geschah es, daß die Leiden jener Zeit sich in dem Bauernworte vom Bauerngörge, in dem Liede vom Wachholder u. dgl. andeuteten; das ist wie ein sardonisches Lächeln zu uns gedrungen!" Ist es doch, als habe er bei seinen treffenden Worten unser Gedicht vor Augen gehabt! In diesen seinen Elementen, in dem Lachen unter Thränen, das lustigrothen Bandschleifen auf schwarzem Trauerkleide gleicht, ist dasselbe sehr von dem bekannten, wenig frühern Kriegsliede gegen Karl V. (im „Wunderhorn") verschieden. In letzterm *) schlägt ein frischer, kriegerisch frommer, siegesfreudiger Zorn gleich drein, gleich dem tapfern Schertel von Burtenbach, dessen Landsknechten es wahrscheinlich gewidmet ist. Im Gegensatze zu diesem Liede enthält unsere Anwendung des Vaterunsers, worüber man sich wundern könnte, auch nichts weder von Religionsangelegenheiten, noch auf einen nahen, entweder bevorstehenden oder kaum vergangenen Krieg. Sie muß also in einer Gegend entstanden sein, in welcher der Religionszwist die Gemüther nicht besonders erregte, in welcher die katholischen Spanier entweder gar Glaubensgenossen, oder doch um der bloßen Religion willen nicht gehaßt waren, wo auch der offene Krieg mit seinen Schrecken fern lag. Wenn gegen das Ende des Gedichts um einen „rechten, guten Frieden" gebeten wird, so ist doch nie, im Gegensatze dazu, vom eigentlichen Kriege die Rede, nie von seinen großen Schrecken, von den Leichen der Erschlagenen und brennenden Dörfern. Man muß also hier unter dem Worte „Frieden", wie auch die Beiwörter anzudeuten scheinen, eine vollkommene Ruhe von allen Plagen, überhaupt eine friedlichere, glücklichere Zeit verstehen. Der Spanier wird nirgend *als* kommend oder gehend erwähnt; sie sind mit dem Anfange des Gedichtes da, sie stellen sich im Verlaufe desselben als ständig anwesend dar, sie werden am Schlusse wie Jemand, der durch allzulanges Verweilen sehr lästig geworden ist, fortgewünscht, „mit ihrem Gesind, mit Weibern, Knecht und Kind". Mithin müssen sie in der Gegend, in welcher unser spanisches Paternoster entstanden ist, fest liegende Besatzung gewesen sein. Alles dies lenkt uns auf Schwaben hin, mit dessen Mundart auch die Sprache des Gedichts mannichfache Ähnlichkeiten *) zu haben scheint. Sleidan (strasburger Ausgabe von 1561) sagt S. 425: „Hispani, qui per agrum Wirtembergicum erant **), sub hoc tempus (anno 1551) evocati sunt a Caesare, ac in Italiam missi, belli Parmensis causa. Eorum discessu provincia tota liberata fuit a durissima servitute, qua totos jam fere quinque annos fuerat oppressa; solum Aspergum aroem, imposito Germanorum praesidio, Caesar sibi servabat." *Hiermit* wäre denn auch endlich die Erlösung von dem Übel gekommen, um welche der Schluß bittet; wenn anders nicht die deutschen Soldaten, welche den Asperg in Besitz genommen, für den Umkreis dieses Schlosses in die Fußstapfen ihrer Vorgänger getreten sind. 116.

*) Ich nenne dieses, weil es das bekannteste und in seinen Abkürzungen besonders kräftig ist. Die Unvollständigkeit sieht man deutlich in der historischen Vergleichung. In dem echten, weit größern, auch die alte Sprache beibehaltenden Liede: „für die Landsknecht gemacht, inn disen Kriegsleüffen, nützlich zu singen, welches uns Ph. Max Körner neulich in seinen „Historischen Volksliedern" (Stuttgart 1840), S. 180—188, mitgetheilt hat, werden außerdem die Hohenstaufen als warnendes Beispiel aufgestellt. Der Refrain: „Es geht ein Buzemann", der ursprünglich vielleicht nicht zum Liede gehört, obgleich er zu ihm zu passen scheint, fehlt. Dagegen treffen wir weit mehr Beziehungen auf die Zeit selbst, und so namentlich, was uns zumeist kümmert, auch einige auf die Spanier und ihr Treiben. So heißt es Str. 5:

Vnd fürst darzu inn Teütsche Land
Ain mördrisch volck, vol aller schand,
Welchs du doch hast verschworen,
Da du durch Hertzogs Friederichs gunst,
Zum Kaiser bist erkoren,
Erkoren.

Und ferner Str. 32 und 33:

Darneben wöll wir Landtßknecht gut,
Dran wagen vnser Leib vnd Blut,
Zu schutz u. s. w.

Wider deß Bapst's Abgötterey,
Vnd der Spanier Mörderey,
Baider vnzucht vnd Rauben,
Die erger dann die Türcken seind,
Das mag man gwißlich glauben,
Ja glauben.

Das Lied findet sich nebst der Melodie auch in Fr. Hortleder's „Handlungen vnd Außschreiben von den Vrsachen des Teütschen Kriegs" (Gotha 1645), I, 424, worin noch mehre Lieder dieser Zeit enthalten sind, und in D. L. B. Wolff's „Sammlung historischer Volkslieder" (Stuttgart und Tübingen 1830), jedoch nicht der originalen Orthographie gemäß. Anmerkung Körner's. — Bei diesem steht noch ein zweites Lied aus dem schmalkaldischen Kriege (von 1546) von dem Wiedertäufer Hans Witzstat, das aber vor einer Überfülle von gereimten und aneinander gereihten Bibelstellen gar nicht zu einem eigentlichen veranschaulichenden Eingehen in die Zeitverhältnisse kommt.

*) Ich meine hiermit die Verstärkung des t durch den in Schwaben so beliebten Gaumenlaut ch, die Schärfung der Sylben durch Verdoppelung der Consonanten, die Schreibung „wie's" und „geben's" (durch Elision statt: wie sie und geben sie) u. dgl. m. Eine nähere Begründung dieser leicht sich bietenden Ähnlichkeiten muß ich freilich den Forschern in deutscher Sprache und ihren Mundarten überlassen.

**) Diese Spanier waren diejenigen Truppen, welche Ulrich gegen Ende 1546 nach dem Vertrage in Heilbronn in sein Land hatte aufnehmen müssen.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Die Rechte der Handwerker
und ihrer Innungen.
Nach den im Königreiche Sachsen gültigen Gesetzen zusammengestellt
von
Georg Eduard Herold.
Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.
Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Leipzig, im April 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 105. — 15. April 1841.

Über die Literatur der jüngsten Säcularfeier der Buchdruckerkunst.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 104.)

18. Schwetschke, Vorakademische Buchdruckergeschichte der Stadt Halle. Eine Festschrift. Mit einem Anhange und zwei Tafeln Abbildungen. Halle, Gebauer. 1840. Schmal gr. 4. 2⅔ Thlr.

Der Verf. hat das Gebiet, welches er sich hier für seine Untersuchung abgesteckt hat, recht fleißig durchforscht. Besonders ist auch seine Besonnenheit zu rühmen, womit er das bis jetzt noch nicht Auszumachende auch nur als ein solches gibt. Zu diesem gehört auch eine vorhandene Andeutung, daß vielleicht schon 1499 in Halle ein Buch gedruckt worden ist. Das erste in Halle gedruckte Buch, das man mit Bestimmtheit nachweisen kann, ist von 1520, nämlich das allen Kupferstichsammlern wohlbekannte Heiligthumsbuch der hallischen Stiftskirche von St.-Moritz und Maria Magdalena. Unbegreiflich ist es, warum der so unterrichtete Verf. bei der Beschreibung dieses Buches zu bemerken unterlassen hat, daß die darin enthaltenen Holzschnitte von Lukas Kranach sind. So hätte er nothwendig auch unter den Schriftstellern, die von diesem Buche reden, Heller anführen müssen, der in seinem Werk über Lukas Kranach ausführlich darüber spricht. Die schönen Holzschnitte mögen wol auch die Seltenheit des Buches verursacht haben, indem es von den Sammlern häufig zerschnitten wurde, um die einzelnen Abbildungen in ihre Mappen zu legen, wie man denn auch diese Abbildungen, mehr oder weniger vereinzelt, in den Sammlungen und bei Kunsthändlern antrifft.

Aus diesem unsers Verf. schätzbaren Buche erfahren wir auch, daß Halle zur Zeit des Jubelfestes von 1740 16 Buchdruckereien zählte, und zur Zeit der jetzigen Jubelfeier deren 9. Doch mag man aus der jetzt geringern Zahl der dortigen Officinen nicht auch auf eine geringere Wirksamkeit der Pressen schließen.

Das Schriftchen ist auch in seiner typographischen Gestalt erfreulich.

19. Ed, Kurzgefaßte Geschichte des Buchdrucks. Hamburg, Meißner. 1840. Gr. 8. ⅓ Thlr.

Ein recht achtbares Büchlein, das Allen und Jeden, die sich über diesen Gegenstand in der Kürze unterrichten wollen, zu empfehlen ist. Was besonders bei diesem Schriftchen so sehr anspricht, das ist der so reine und tüchtige Sinn des Verf. So spricht er recht würdig über das, durch eigene Ungründlichkeit sich selbst schlagende Bestreben, eine gleichzeitig selbständige harlemer und bamberger Erfindung nachweisen zu wollen. Hinsichtlich der Aussprüche über Gutenberg, Fust, Humery erblicken wir leider den alten Schlendrian, z. B.: „Dieser Mann (Fust) mochte etwa gleichen Alters mit Gutenberg sein; allein wird der erste Erfinder als sorglos, genial, grübelnd, anspruchslos und offen geschildert, so entwerfen uns die Berichte von Fust das Bild eines Mannes, der listig, schlau, ehrgeizig, habsüchtig und falsch war.“ Was sind denn das für Berichte? Etwa der des Bergellanus? „Johannes Fust hat seine Würdigung durch die Geschichte erhalten.“ Zu viel Ehre für die Geschichte! „Der Proceß hat in klaren Umrissen von beiden Koryphäen des Buchdrucks ein scharfgezeichnetes Bild entworfen.“ Die einzig authentische Nachricht gibt uns das Instrument Helmasberger's, und diese Nachricht ist weit davon entfernt ein so scharfgezeichnetes Bild zu liefern.

In dieser Stadt hatte der Proceß ihm einen Gönner erweckt in einem allda hochgestellten Manne, dem Dr. und Syndikus Humery, der als sehr jovial geschildert wird. Dieser schoß so viel Geld her, als es zur Anlegung einer neuen Druckerei bedurfte, und machte aus Vorsicht gegen etwaige Ansprüche Fust's die Clausel dabei, daß es seine (Humery's) Druckerei sei.

Diese Stelle ist interessant. Der Verf., der, wie gesagt, viel natürlichen Sinn hat, mußte wol bemerken, daß die Nachrichten über Humery — die zwei von mir aus Wetter angeführten Documente — nicht geeignet seien, Humery im Glanze des Edelsinnes und der Uneigennützigkeit sehen zu lassen. Aber die Macht des Schlendrians ist groß und so mußten denn jene Nachrichten maskirt werden. Oder will etwa der Verf. scherzen? Jedenfalls würde dann seine Jovialität immer noch weniger schaden als die Humery's, welche bei einem der wichtigsten Acte städtischen Wesens weiß in schwarz und schwarz in weiß verkehrte. Wer ferner dem Verf. den Witz von der Clausel erzählt hat, muß dabei zu berichten vergessen haben, woher es doch kam, daß Humery nach Gutenberg's Tode auch wirklich den Druckapparat in Anspruch genommen hat. „Er (Gutenberg) starb arm und ungekannt oder

schnell vergessen von seinen Zeitgenossen." Wie? ungekannt und schnell vergessen er, der von einer großen Anzahl Schriftsteller des 15. Jahrhunderts in Prosa und Versen als der Erfinder gerühmt wird? Sagt nicht selbst Peter Schöffer am Schluß der 1468 gedruckten „Institutiones Justiniani": „jene beiden in der Stadt Mainz geborenen Johannes, die berühmten ersten Buchdrucker"? Wann wäre überhaupt Gutenberg ungekannt und vergessen gewesen?

Diese Ausstellungen sollen den Verf. nicht herunterseten, aber geschwiegen darf auch nicht werden, wenn ein wackerer Mann im hinschlendernden Irrthume befangen ist, wo dann [illegible] gewöhnlich geworden wird.

20. Schulz, Gutenberg oder Geschichte der Buchdruckerkunst von ihrem Ursprunge bis zur Gegenwart. Eine Festgabe für jeden Gebildeten zur vierten Säcularfeier des Typendrucks. Mit acht Holzstichen. Leipzig, Schulz und Thomas. 1840. Gr. 8. 1/12 Thlr.

Bei einigen fehlerhaften Angaben, die allerdings nicht zu loben sind, erfüllt dieses Schriftchen, im Ganzen genommen, seinen Zweck. Eine dankenswerthe Zugabe ist die Literatur, welche der Verf. am Schlusse unter dem Titel „Typographische Bibliothek" auf 15 enggedruckten Seiten gibt. Das Büchlein spricht auch durch sein Äußeres freundlich an.

21. Schäfer, Historischer Bericht von der Erfindung, Verbreitung und Vervollkommnung der Buchdruckerkunst. Eine Festgabe zur diesjährig vierten Säcularfeier. Bremen, Schünemann. 1840. Gr. 8. 1/12 Thlr.

Dieses gut geschriebene Schriftchen erklärt gleich von vorn herein, daß es auf kein Quellenstudium Anspruch mache, weiß aber doch die in den neuesten Forschungen niedergelegten Resultate kurz und gut zusammenzustellen. Daß sich der Verf. mitunter zu einseitig an Wetter gehalten hat, kann ihm unter solchen Umständen kaum zum Tadel gereichen.

22. Herklots, Festgabe zur vierten Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst. Eine Darstellung der Entstehung, Ausbreitung und Vervollkommnung der Typographie bis zur gegenwärtigen Zeit. Leipzig, Dyrsche. 1840. Gr. 8. 1/12 Thlr.

Der Verf. hat sich in der Praxis seiner Kunst gut umgesehen; seine übersichtliche Darstellung ist im Allgemeinen sehr lobenswerth.

23. Hartenstein, Geschichte der Buchdruckerkunst in ihrer Entstehung und Ausbildung. Ein Denkmal zur vierten Säcularfeier der Erfindung der Typographie. Mit einer reichen Sammlung in Holz und Metall gearbeiteter Facsimiles der seltensten Holzschnitte, Nachbildungen von Typen alter berühmter Officinen — und Proben von Kunstdrucken nach den neuesten Gestaltungen unserer Zeit. Leipzig, Weber. 1840. Roy. 4. 2 Thlr.

Das meiste Lob des vielen Buchs kommt dem Verleger zu, der alle seine typographischen Mittel und Vorbedingungen, wie es scheint, in Anwendung brachte, um eine, so viel es an ihm lag, würdige Säcularschrift aus seinem Verlage hervorgehen zu lassen. Fragen wir nach dem Verdienste des Verf., d. h. desjenigen Mannes, der für den Verleger den erläuternden Text zu dessen Gaben zusammenschrieb, so müssen wir gestehen, daß es in der großen Arbeitsamkeit besteht, die er angewendet haben muß, um in kürzester Zeit ein Buch zu machen. Seien wir billig! Es gehört doch immer ein großer Fleiß und unermüdliche Aufmerksamkeit dazu, ein solches Material, wie es zu der vorliegenden Compilation nöthig war, zusammenzubringen. Fügen wir noch als gute Christen, die immer von ihrem Nächsten das Beste denken sollen, dieser anerkennenden Anerkennung bei, daß des Verf. Arbeit wahrscheinlich besser gerathen wäre, wenn er mehr Zeit dazu gehabt hätte. Bei minderer Eile würde vielleicht derselbe auch nicht vergessen haben es anzumerken, wo er ganze Stellen anderer Schriftsteller wörtlich benutzt hat.

Wenn ich bei den hier besprochenen Büchern, welche die Geschichte der Typographie im Allgemeinen behandeln, mich kurz gefaßt habe, so geschieht es theilweise dadurch, weil hier doch nicht der Ort gewesen wäre für ein genaues Eingehen in das Einzelne, theilweise auch, um Wiederholungen zu vermeiden, indem schon in dem ersten Artikel manches hierher zu Beziehende abgehandelt worden ist. Hier will ich nur noch bemerken, daß alle genannte Schriften, eine jede mehr oder weniger, auch über die typographische Technik, ihre verschiedene Anwendung und geschichtliche Fortbildung bis auf unsere Zeiten berichten, was denn auch einer jeden in ihrer Art gelungen ist. Es ist leicht einzusehen, daß unser Artikel sich hierauf nicht befassen konnte, obgleich es Selbstüberwindung kostete, mich hier zu begrenzen. Nur eines kann ich nicht übergehen, nämlich: alle diese Schriften führen den Coulgrevedruck, wie dies auch allgemeine Annahme ist, als eine englische Erfindung aus den zwanziger Jahren an. Nun will ich gar nicht leugnen, daß diese Erfindung in England selbstständig gemacht worden ist; aber zur Anerkennung muß es denn doch kommen, daß sie in Wirklichkeit schon viel früher auch in unserm Deutschland gemacht worden ist. Woher ich das beweisen will? Nun höre! In einem kleinen, bescheidenen Büchelchen, betitelt: „Kurze, doch nützliche Anleitung von Form- und Stahlschneiden u. s. w., Buchdrucken, Schriftgießern zu Liebe entworfen" (Erfurt 1754), kommt schon auf dem unendlich langen Titel vor: „Nebst einer kurzen Anweisung zu neuerfundenen Druckformen, mit welchen zweierlei Farben auf einmal können gedruckt werden." Die kurze Anweisung selbst lautet wörtlich:

Und zwar gehören dazu zwei wohl abgehobelte und abgezogene Stöcke von guten und alten birnbaumenen Holze, nämlich ein Obertheil und Untertheil (hier gibt der Verf. zwei Abbildungen im Holzschnitt). Das Untertheil muß wenigstens einen guten Zoll oder noch stärker, das Obertheil aber nur einen halben Zoll dicke sein.

Wenn nun diese beiden Stücke wohl zugerichtet sind, so machet einen Kitt, so groß als die Form werden soll, in wel-

...blau und roth, leget solchen Riß über ein mit Öl und Kienruß ...stäubtes Papier auf das Oberthell, und überfahret mit einer ...Nadel genau diejenige Zeichnung, welche blau werden soll, wie ...es in der Figur des Oberntheils mit B vorgestellet ist; hernach ...leget den Riß mit dem schwarzen Pappier auf das Unterthell, und überfahret die Zeichnung, welche roth werden soll, wie es in der Figur des Untertheils mit R vorgestellet; so wird sich auf beiden Stücken die Zeichnung präsentiren, welche man darnach mit Dinte überziehen kann, damit sich nichts abwischet. Alsdann nehmet zuerst das Oberthell, bohret diejenigen Örter durch, wo das rothe Blumenwerk zu stehen kommen soll, und arbeitet es mit Hohleisenchen und einer Raspel recht reine aus. Nach diesem arbeitet auf dem Untertheile die Blumen, so da roth werden sollen, so hoch aus, als das Oberthell dicke ist, und versuchet es, ob sich alles ineinander füget, so daß das blaue und rothe Laubwerk alles in einer Höhe und Gleichheit stehet; wenn es da und dort noch fehlet, so helfet im Ober- oder Unterthelle der Sache nach, bis alles recht passet. Darnach kann das Laubwerk mit feinen Zierrathen folgend verfertigt, jedes a parte ausgetragen, das Ober- auf das Untertheil gesetzet, und endlich damit zweierlei Farbe auf einmal gedruckt werden. Dabei ist Reges noch zu erinnern: wenn die Forme nach dem Drucken gewaschen ist, muß sie an einem geraden Orte beschweret werden, bis sie durchaus recht trocken worden, sonsten möchte sich sowol das Ober- als Unterthell werfen und krumm werden.

Daß hiermit die Erfindung des Congrevedruckes im Wesentlichen gegeben war, kann gar nicht geleugnet werden. Der Unterschied zwischen hölzernen und metallenen Platten kann keinen Einwand geben. Die eigentliche Erfindung aber in die Erfindung der Congrevepresse zu setzen, ist ebenso, als wenn man die Erfindung des Bücherdrucks in die Erfindung der Schnellpresse setzen wollte. Suum cuique!

Hiermit sei denn auch für diesmal Abschied vom Leser genommen. In einem dritten Artikel gedenke ich ihm die Festschriften im engsten Sinne (Albums, Festbeschreibungen und Ähnliches) vorzuführen. *)

A. E. Umbreit.

Augenblinde englische Dichter.

Im Verzeichnisse der großen Sänger vergangener Tage stehen zwei Reihenführer, die während eines ansehnlichen Abschnittes ihres Lebens augenblind waren — Homer und Milton. Homer war bereits bis zum Manne gereift und hatte den größern Theil der „Iliade" gedichtet, als ein Augenübel ihm die Sehkraft nahm. Die „Odyssee" dichtete er blind; doch behaupten seine Biographen, er habe nur einmal darauf angespielt, und zwar im achten Gesange, wo er, sich meinend, von Demodokos gesagt:

Herzlich liebt' ihn die Muse, und gab ihm Gutes und Böses:
Denn die Augen entnahm sie, und gab ihm süßen Gesang ein.

Mehr als einmal spricht Milton von seiner Blindheit, und die Stellen, wo er es thut, gehören zu den schönsten seiner Dichtungen. Bisher hat es für entschieden gegolten, daß er nach mehrjährigen Augenleiden 1654 völlig blind geworden. Neuerlich in England aufgefundene Briefe aus den J. 1653 und 1654 lassen keinen Zweifel, daß ihn dieses Unglück schon früher getroffen. Sein „Verlorenes Paradies" erschien 1667. Das Jahr vorher hatte er es vollendet und sieben Jahre daran gearbeitet. Hieraus ergibt sich, daß er es von Anfang zu Ende blind gedichtet. Aber schon vor Milton besaß England einen ...

...geistreichen, des Gesichts beraubten Barden, den alten Vater Homer, der gegen den Schluß des 14. Jahrhunderts lebte, Freund und Zeitgenosse des in Deutschland bekannten Chaucer. Gower war bereits hoch bejahrt, als er blind wurde. Deshalb klagt er darüber in einem seiner lateinischen Gedichte mit tiefem Schmerze. Seine englische Poesie, die ihm die Bewunderung der Mitwelt gewann, ist jetzt kaum zu verstehen. Um dieselbe Zeit hatte Schottland seinen blind Harry, Heinrich, den Minstrel, der von Geburt an blind, über seine Jugend ist nichts bekannt. Doch lassen die vielfachen Kenntnisse, von denen seine Gedichte zeugen, kaum einen Zweifel, daß sie wohlhabend genug gewesen sein müssen, dem blinden Knaben eine gute Erziehung zu geben. Sein Hauptgedicht, schon in historischer Beziehung beachtenswerth, ist das von dem Leben und den Thaten des Sir William Wallace. Während es aber nicht eine einzige Anspielung auf die Blindheit des Sängers enthält, beweisen die Beschreibungen und Gleichnisse, daß ihm das Gesichtsorgan gefehlt hat. Er entlehnt letztere und gibt erstere nur von Gegenständen, die den andern Sinnen zugänglich sind. So seine Schilderung einer Winterlandschaft — nach der englischen Bearbeitung von Lord Buchan:

Frost-bound the globe, while Boreas fiercely blows,
Sweeping the snow along the rising hills,
Which every glen and slanting hollow fills;
Cold grew the beams of the far-distant sun,
And day was finished ere 't was well begun.

Alles dies — die gefrorene Erde, den Sturmwind, der den Schnee von den Höhen in die Tiefe treibt, die Kälte der fernen Sonnenstrahlen — mußte der Sänger gefühlt haben, wenn er von Burg zu Burg durch das Land zog, vor den schottischen Fürsten und Edeln seine Lieder zu singen. Und solch homerisches Leben lebte der blinde Heinrich. Ein anderer blinder schottischer Barde war Thomas Blacklock, der 1721 geboren und sechs Monate nachher blind wurde. Mehre seiner Gedichte sind in Schottland Volkslieder. Häufig erwähnt er den Verlust seiner Augen und beklagt ihn, schließt aber nie, ohne der Vortheile und Segnungen seiner Blindheit zu gedenken und zu dem Resultate zu gelangen, daß er dem Spender alles Guten und Übeln ein dankbares Herz schulde. Auch Irland besaß in Carolan einen berühmten Dichter und Harfner, und es ist kaum möglich, von dem Mangel des Augenlichts schöner und rührender zu sprechen als er es am Schlusse eines an Mable Kelly, „eine der süßen Töchter seiner Heimat", gerichteten Lobes thut in den Zeilen — nach Miß Brooke's „Relics of irish poetry":

How blest the bard, oh lovely maid,
To find thee in thy charms array'd,
Thy pearly cheek, thy flowing hair,
Thy neck beyond the cygnet fair.
Even he whose hapless eyes no ray
Admit from beauty's cheering day;
Yet, though he cannot see the light,
He feels it warm, and knows it bright.

Der letzte blinde Dichter neuester Zeit war in England Edward Rushton, geboren zu Liverpool 1755 und gestorben daselbst 1814. Das Lesen von Anson's Seereisen lockte den Knaben, Matrose zu werden. Als solcher machte er mehre Fahrten in die tropischen Länder, bis er in seinem 19. Jahre in Folge einer Augenkrankheit blind wurde. Dann kehrte er in seine Vaterstadt zurück, ergriff die Dichterfeder, trieb nebenbei Buchhandel, zeichnete sich als Verfechter der Negeremancipation aus, wählte überhaupt vorzugsweise die Rechte der Menschheit zu dichterischen Ergüssen und hat durch sein liebliches „Mary le More" sich wenigstens eine kleine Unsterblichkeit ersungen. H.

*) Der dritte und letzte Artikel folgt nächstens. D. Red.

Historische Miscellen.

Die Abführung des Leichnams des Kaisers Napoleon von der Insel St.-Helena nach Paris erinnert an eine von der Ge...

schichte aufbewahrte ähnliche Begebenheit, die aber in jeder Beziehung großartiger sich darstellt. Als Alexander der Große, König von Macedonien, in Babylon gestorben war, erhielt, wie Diodor von Sicilien (18, 3) erzählt, einer seiner Unterfeldherren, Arrhidäus, von dem Reichsverweser Perdikkas den Auftrag, den Leichnam des verstorbenen Königs von Babylon nach Ägypten in den Tempel des Ammon abzuführen. „Weil", sagt nun Diodor (18, 26), „dieses dem Ruhme Alexander's entsprechende Unternehmen nicht allein wegen des großen Aufwandes, der sich auf viele Talente belief, sondern auch wegen der auf die Ausführung verwendeten vorzüglichen Kunst eine hohe Berühmtheit erlangt hat: so halte ich es nicht für undienlich, eine Beschreibung davon zu liefern." Diese Beschreibung folgt nun in drei Capiteln (26 — 28) ausführlich und muß dort selbst nachgelesen werden, weil der Raum nicht gestattet, sie vollständig hier mitzutheilen. Nur so viel mag, um die außerordentliche Pracht, die an diesen Leichenzug verschwendet worden, in Kürze zu bezeichnen, bemerkt werden, daß Arrhidäus beinahe zwei Jahre gebraucht hat, um die erfoderlichen Anstalten zu treffen und die dazu gehörigen Kunstwerke fertigen zu lassen, namentlich den für den Leichnam passenden goldenen Sarg von getriebener Arbeit mit goldenem Deckel, über welchen eine prächtige mit Gold gestickte Purpurdecke gebreitet war, dann den mit Edelsteinen besetzten und mit den kostbarsten Figuren und Sculpturen geschmückten, zur Abführung bestimmten, von 64 mit Gold und Edelsteinen aufgeputzten Maulthieren von auserlesener Größe und Stärke gezogenen Wagen, dessen Breite acht, die Länge aber zwölf Ellen betrug. Diesem Wagen folgte eine seiner Pracht angemessene Begleitung, namentlich eine starke militairische Bedeckung, und Ägyptens Herrscher, Ptolemäus, ging mit seiner ganzen Macht dem Zuge, dem eine unzählige Menge Volks folgte, bis nach Syrien entgegen, nahm den Leichnam in Empfang und bewies solchem die höchste Ehrerbietung, indem er denselben vor der Hand nicht in Ammon's Tempel bringen, sondern in der von Alexander erbauten Stadt, Alexandria, beisetzen und ein Denkmal errichten ließ, das sowol in Ansehung der Größe als der Bauart dem Ruhme Alexander's entsprach. Dahin wurde der Leichnam gebracht und ihm, als einem Heros, Verehrung mit Opfern und prächtigen Spielen erwiesen.

Am 7. Januar 1637 wurde die Gemahlin Kaiser Ferdinand's III., Maria, im Dome feierlich gekrönt. Maria war eine spanische Prinzessin, weshalb der spanische Gesandte ein großes Bankett gab, wobei eine ganz eigene Weise, die Armen zu speisen, vorkam, indem Braten, Schinken und andere Speisen zum Fenster heraus unter die versammelte Volksmenge geworfen wurden. 25.

Bibliographie.

Aufzeichnungen eines nachgeborenen Prinzen aus der nachgelassenen französischen Handschrift übersetzt von G. G. v. R. Gr. 8. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 Gr.)

Breier, E., Die beiden Czikos und Das Gelöbniß. Historisch-romantische Bilder aus Ungarns Vorzeit. Mit 1 Titelkupfer. 8. Wien, Haas. 26¼ Ngr. (21 Gr.)

Dellarosa, L., Peter Szapary, der Held im Sklavenjoche, oder: die Rache im unterirdischen Gefängnisse zu Ofen. Historisch-romantische Erzählung aus der frühern Geschichte Ungarns. 8. Wien, Haas. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Die gottesdienstlichen Gebräuche der Juden. Nach der Bibel und nach jüdischen Schriftstellern dargestellt für Freunde der heiligen Schrift aus allen Ständen. Aus dem Englischen. Gr. 12. Leipzig, K. Tauchnitz. 25 Ngr. (20 Gr.)

Immergrün. Eine Festgabe zur vierten Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst. Gr. 16. Wien, Hond. 1840. 2 Thlr. 25 Ngr. (2 Thlr. 20 Gr.)

Lornsen, U., Die Unions-Verfassung Dänemarks und Schleswigholsteins; eine geschichtlich staatsrechtliche und politische Erörterung. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von G. Beseler. Gr. 8. Jena, Frommann. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

May v. Rued, F., Die Staatsverfassung nach der heiligen Schrift. Gr. 8. Aarau u. Thun, Christen. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Preusker, K., Blicke in die vaterländische Vorzeit; Sitten, Sagen, Bauwerke und Geräthe, zur Erläuterung des öffentlichen und häuslichen Volkslebens im heidnischen Alterthume und christlichen Mittelalter der sächsischen und angränzenden Lande. Für gebildete Leser aller Stände. 1stes Bändchen. Mit 130 Abbildungen auf 2 Steindrucktafeln. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr.

Rabelais, Meister Franz, der Arzeney Doctoren Gargantua und Pantagruel aus dem Französischen verdeutscht, mit Einleitung und Anmerkungen, den Varianten des zweyten Buchs von 1533, auch einem noch unbekannten Gargantua herausgegeben durch G. Regis. 1ter Theil. Anmerkungen. 2te Abth. Breit gr. 8. Leipzig, Barth. 3 Thlr. 7½ Ngr. (3 Thlr. 6 Gr.)

Reinhardt, Lina, Polterabend-Kaleidoscop oder Neues und Mannigfaltiges zu Spiel und Scherz, an Polterabenden. 8. Heidelberg, Engelmann. 1 Thlr. 3¼ Ngr. (1 Thlr. 3 Gr.)

Ritter, W., Die Unkunde der deutschen Volkskammern und ihr unfruchtbares Wirken bezüglich des staats- und volkswirthschaftliches Gesammtwohls; die gegenwärtige orientalische Frage und die deutschen Handels- und Gewerbsinteressen in näherer Beziehung für unser materielles Heil; zwei in das Volkswohl tief eingreifende Betrachtungen angedeutet. Gr. 8. Leipzig, Kummer. 10 Ngr. (8 Gr.)

Rösch, C., Die achtzehnte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte. Reiseerinnerungen. Mit dem Vortrag des Verfassers über Cretinismus und angebornen Blödsinn. Gr. 8. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Schiller, F. von, Gedichte. 2 Bände. Schmal 16. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 1840. 2 Thlr.

Schloß Goczyn. Aus den Papieren einer Dame von Stande. 8. Breslau, Kern. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Schulz, W., Der Bund der Deutschen und Franzosen für Gründung eines nationalen Gleichgewichts in Europa. Gr. 8. Straßburg.

Scribe, E., Das Glas Wasser, oder Wirkungen und Ursachen, Lustspiel in fünf Akten. Frei nach dem Französischen, von C. D. Hoffmann. Gr. 12. Berlin, Krause. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Strinnholm, A. M., Wikingszüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Skandinavier. Aus dem Schwedischen von C. F. Frisch. 3ter Theil. Staatsverfassung und Sitten. Gr. 8. Hamburg, Fr. Perthes. 2 Thlr.

Sybel, H. v., Geschichte des ersten Kreuzzuges. Gr. 8. Düsseldorf, Schreiner. 2 Thlr.

Walther, Ph. A. F., Literarisches Handbuch für Geschichte und Landeskunde von Hessen im Allgemeinen und dem Grossherzogthum Hessen insbesondere. Gr. 8. Darmstadt, Jonghaus. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Weltgegenden. (Eine Sammlung schöngeistiger Produkte der beliebtesten und berühmtesten Dichter und Schriftsteller Deutschlands.) Herausgegeben von *Chlodwig*. Mit Beiträgen von Theodor Apel. Berthold Auerbach. Ludwig Bechstein. Dr. Eduard Duller. Bernd von Guseck. Dr. Robert Heller. Isidorus orientalis. Richard Morning. Dr. Theodor Mügge. Dr. Ernst Münch. Pandira. Dr. Adolf Peters. Fürst Pückler-Muskau. Maria v. R. Ludwig Rellstab. Friedrich von Sallet. Leopold Schefer. Heinrich Seidel. M. v. W. u. s. w. 1ster Jahrgang. 1ster Band. Osten. 8. Cottbus, Meyer. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 106. — 16. April 1841.

Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 u. 1837 von G. H. v. Schubert. Dritter und letzter Band. Mit einer Karte und dem Grundrisse von Jerusalem. Erlangen, Palm u. Enke. 1839. Gr. 8. 2⅔ Thlr. *)

Die Anzeige dieses dritten Bandes hat sich länger als billig verspätet, nicht weil das Interesse an dem trefflichen Buche sich gemindert hatte, sondern weil Ref. nicht die stille Muße gewinnen konnte, nach wiederholtem Lesen die Andeutungen des reichen Inhalts niederzuschreiben. Die möglichst vollständigen Skizzen, die vom Inhalt des ersten und zweiten Bandes gegeben wurden, haben nicht nur bei Denen, welche den reichhaltigern Reisebericht selbst nicht lesen konnten, sondern auch bei Solchen, welche, nachdem sie mit dem Ganzen sich befreundet hatten, die Hauptmomente in einem leicht überschaulichen Auszuge zusammengedrängt sehen wollten, Eingang gefunden, obwol unsere Mittheilungen zu dem Buche selbst sich nicht anders verhalten, als die skizzirten Umrisse von einem Gemälde zu dem lebenathmenden Bilde selbst, oder ein Herbarium zu einem frischen blühenden Wiesenteppich.

Der Anfang des dritten Bandes versetzt uns wieder nach Jerusalem, von dessen Lage und Umgebungen schon die letzten Bogen des zweiten uns anziehende Kunde mittheilten. Wir begleiten die Reisenden zunächst auf einer Wanderung nach Bethlehem, der gefeierten Stadt David's, in der nun länger als auf der flüchtigen Durchreise zu verweilen vergönnt war. Es war ein herrlicher Morgen, am 8. April, als die Wanderer schon sehr früh sich aufmachten, die Stätte der Geburt Christi wieder zu begrüßen. Bethlehem liegt zwei Stunden Weges von Jerusalem entfernt. Der Pfad auf der Höhe hin, die zur Rechten und Linken erquickende Aussichten eröffnet, führt an dem Brunnen der heiligen drei Könige vorüber, zu dem von griechischen Mönchen bewohnten Kloster des Elias, von dem aus man im Norden Jerusalem, im Süden Bethlehem erblickt. Schubert meint, daß dieses südöstlich von jenem liege, während Andere die südwestliche Richtung angeben. Rahel's Grab, nahe am Wege, ist von den Türken heilig gehalten und überbaut worden. Von da überschaut das Auge jenes Feld, auf welchem Ruth, die Moabitin, Ähren las, weiterhin die Hochebene, auf welcher Sanherib's gewaltiges Heer einer höhern Macht unterlag. Eintretend in die heilige Stadt und hinwandernd über die Schutthaufen der verödeten Gassen, sieht man nur die Lehmhütten der Armuth und des Elends. Siebzig bis achtzig Christenfamilien, der lateinischen und der griechischen, wenige der armenischen Kirche angehörend, fristen dort ihr kümmerliches und doch nicht freudenleeres Leben, in neuerer Zeit durch Ibrahim Pascha geschützt gegen die Gewaltthätigkeiten der Türken. Es fehlt nicht an Weideplätzen für Heerden, noch an ergiebigem Boden für Oliven- und Weingärten; aber die Unsicherheit des Besitzes hat die gedrückten Christen dem Landbau entfremdet und sie nähren sich fast ausschließlich von dem Erlös der Weihnachtsgaben, die sie Jahr aus, Jahr ein nicht ohne Kunstgeschick in großer Mannichfaltigkeit, meist mit Beziehung auf die heilige Geschichte, die Bethlehem verherrlichte, verfertigen. Schöne Menschengestalten mit edeln Gesichtszügen zeigten sich in der Stadt und Umgegend. In dem lateinischen Kloster fand man wieder gastliche Aufnahme.

Die heilige Grotte, in der Christus geboren worden, zog von neuem die Reisenden an. Kaiser Hadrian, der diese wie andere heiligen Stätten der Christen dem Heidenthum zurückgeben wollte, hatte einen Hain des Adonis über diese und die benachbarten Höhlen angelegt, der bald wieder durch einen christlichen Tempel verdrängt, doch auch ein Zeugniß war, daß die Christen schon früh dort die Geburtsstätte des Heilands erkannt und ausgezeichnet hatten. Die jetzige Kirche Mariae de praesepio, im 4. oder 5. Jahrhundert erbaut, ist eine der ältesten im Orient. Sie hat die Form des Kreuzes; 48 Marmorsäulen in vier Reihen tragen das Schiff, in welches Griechen und Armenier sich theilen; der Fußboden liegt etwa 12 Fuß über der Wölbung der heiligen Grotte; 15 Stufen führen hinunter; ihre Wände sind mit Marmorplatten belegt; 32 Lampen verbreiten ein mildes Licht. Die Hauptkammer der Grotte, die Stätte der Geburt, ist gegen 15 Schritte lang und 5 breit, zwei Mannslängen hoch. Eine der Nebenkammern ist die Kapelle „der unschuldigen Kindlein", und über derselben steht, angrenzend an die Hauptkirche, die kleine St.-Katharinenkirche, die den lateinischen Christen

*) Vgl. über den ersten Band Nr. 87—90 d. Bl. f. 1839, über den zweiten Band Nr. 61—64 u. 108—111 f. 1840. D. Red.

angehört. Von dort führt der Weg hinab durch Ölbaumpflanzungen zum grünenden Thal der Hirten.

Ein anderes grasreiches Thal, Wadi Chretoun genannt, Fünfviertelstunden lang, und ein angrenzendes, Dreiviertelstunden lang, führte zum Abhange einer der Höhen des Gebirges Hebron; 20 Minuten lang ward ziemlich steil hinangestiegen zu den Ruinen Thekoahs, der vormals ansehnlichen Stadt, wo Habakuk und Amos wohnten, die Propheten. Von dem weiten Christentempel, welchen eine nahe Warte beschützte, sieht man noch Säulen und Mauern und einen wohlerhaltenen Taufstein. Von dort sieht man hinüber nach Habechim, das am südlichen, buschreichen Gebirge auf der Stelle erbaut worden, wo der Prophet Joel wohnte.

Von Thekoah zog man zu der Höhle von Etmaama, auch Odolla genannt, einer Felsenwüste von erhabener Schönheit. Die Höhle, von bedeutender Ausdehnung, wird das Labyrinth genannt und hat viele Nebenkammern, die in schweren Zeiten eine sichere Zuflucht für zahlreiche Scharen Geflüchteter und für ihre Heerden darboten. Hierher rettete sich auch David vor Saul's Nachstellungen, hierher kamen zu ihm Vater, Brüder, Freunde; hier sang er wahrscheinlich sein Lied „in Gefahr" und das „um Hülfe" (Ps. 57 u. 142). Es war zu spät geworden, um an diesem Tage noch den sogenannten „Frankenberg" zu ersteigen, jene seltsam gestaltete Felsenwarte, auf welcher Herodes ein Kastell und sein Grabmal, Bethcharem oder Herodium genannt, als Siegeszeichen über die Juden erbaute.

Am folgenden Morgen erquickten sich die Reisenden noch an der wunderlieblichen und zugleich erhabenen Aussicht vom platten Dache des Klosters, nahmen an dem lateinischen Gottesdienste in der Geburtshöhle Theil und schieden dankbar vom Kloster und von Bethlehem. Zum Rückweg wählte man nicht die Höhe, sondern das fruchtbare Thal, in welchem Salomo's blumenreiche Gärten lagen, jetzt noch Ruinen von dicken Mauern und wohlerhaltene Gewölbe gesehen werden. Am Abhange des Berges führte von da der Weg zu Salomo's Teichen und verschlossenen Brunnen. Jener sind drei, von denen einer immer etwas höher liegt als der andere; die Wände wie der Boden sind massives Mauerwerk; das Innere setzt terrassenförmig ab. Zur Regenzeit werden sie reichlich gefüllt; im ganzen Jahr aber gibt der oberhalb gelegene, sorgfältig gefaßte klare Quell dem obersten Teiche und dieser den untern Wassers genug. Zum Schutz des Brunnens steht noch eine alte Feste.

Durch mehre Thäler und über Berge hinweg gelangte man zu dem am steilen Bergabhange gelegenen Dorfe Bait-schallah, dem alten Bezek, seit langer Zeit nur von Christen bewohnt; die Türken meiden diese Stätte, die ihnen nicht günstig sein soll. Von hier bis zu Rachel's Grab und der Höhe beim Kloster des Elias erstreckt sich das Feld, auf welchem in einer Nacht 185,000 Streiter Sanherib's umkamen. Mädchen und Frauen von Bait-schallah trugen in schweren Schläuchen den Wasserbedarf zum hochgelegenen Dorfe hinauf, waren aber blühend und frohlich.

Von dem untern Brunnen führt ein mit Steintrümmern bedecktes, dann grünendes Thal, das mit manchen deutschen Felsenthälern, namentlich dem bei Muggendorf viele Ähnlichkeit hat, in anderthalb Stunden zu dem aus dem Felsen reich hervorbrechenden Quell St.-Philipp in unbeschreiblich schöner Lage, umgeben von Baumgärten und Weingeländer. Hier ist eine der Hauptquellen des Traubenbaches (Sorek), der durch das Traubenthal (Eskol) fließt. Hier fanden Moses' Kundschafter die großen köstlichen Trauben, wie sie noch jetzt hier gedeihen. Dort an jenem Hauptquell taufte Philippus den heilbegierigen Kämmerer der Königin Candaze.

Ein breiteres Thal führt zu dem verödeten Abhange eines hohen steilen Berges, der nur mit großer Mühe und Anstrengung zu erklimmen war. Aber oben bot sich eine entzückende Aussicht dar; das Auge wußte nicht, wo es zuerst ruhen solle. Auf der jenseitigen Gebirgshöhe zeigt sich in deutlicher Nähe gleich den Trümmern eines alten Domes die Heldenburg der Makkabäer, Modin, die Bergstadt; unten am Fuße des Berges, im Thal der Therebinten, wo jetzt immergrünende Eichen heimisch geworden sind, schlug David den Riesen, und die Streiter Israels verfolgten von dort und tödteten die Philister bis zu den Thoren von Ekron; unten im Thal der Einöde weilte Johannes der Täufer, bis er sollte hervortreten vor das Volk Israel; weiter zeigt sich das Rama des Samuel und die Stätte von Emmahus, dann Calonka, an der Straße von Jaffa nach Jerusalem. Am nächsten liegt gleich einem Fürstenschloß im Haine der Cypressen das prachtvolle Kloster St.-Johannes des Täufers. Dort sangen im Tempel, den man als die Geburtsstätte des Täufers ehrt, die Mönche (größtentheils Spanier) eben das Lied der Vesper, und als dieses geendet war, begrüßte der Prior freundlich die deutschen Pilger. Die Männer fanden im Kloster selbst, die Frauen in einem Nebengebäude ein gastliches Obdach und reichliche Erquickung nach den Entbehrungen und Mühen des Tages. Die Grotte, in der nach der Sage Johannes während seines Verweilens in der Wüste seine Ruhestätte hatte, ist durch die Johanniterritter ausgestattet worden. Auf dem Wege dahin zeigte der Führer eine Platte, auf welcher der Täufer gestanden haben soll, da er zuerst vor dem Volke auftrat. Am Fuße jener Felsenhöhle strömt ein klares Wasser aus einem Quell; in der Nähe am Abhange des Berges breiten sich Baum- und Rebenpflanzungen aus; unter den Bäumen findet sich auch der Johannisbrotbaum, dessen Früchte und wilder Honig die gewöhnliche Nahrung der Einsamlebenden war. Oben auf dem Felsen stehen die Ruinen eines ehemaligen Klosters. Unten im Thal sieht man noch die Ruinen jener Kirche, die auf der Stätte des Hauses des Zacharias erbaut ward, vor dem Elisabeth und Maria einander begrüßten. Die Klosterkirche hat ein schönes Altarbild von einem spanischen Meister. Der Klostergarten, in Terrassen am Berge aufsteigend, günstig gelegen und wohlbewässert, hat eine üppige Vegetation; selbst Pflanzen der heißen Zone gedeihen im Schutz der Felsenwände. Ibrahim Pascha's Herrschaft hat auch diesem Kloster Schutz gegen türkische

Wortalität gewachen, die früher den armen Mönchen großes Ungemach bereitete.

Auf dem Rückwege nach Jerusalem zog man an dem Kloster der Georgianer vorüber, von dem man sagt, es sei auf der Stätte gegründet, auf welcher der Ölbaum gewachsen, aus dem man das Kreuz Christi bereitete.

Die nächsten Tage waren wieder der Umschau und Andacht in Jerusalem gewidmet. Da wurden alle die reichsten und köstlichsten Bilder der heiligen Geschichte in der Seele lebendig und schlossen ihr tieferes Verständniß auf. Die heilige Stätte, wo einst Salomo's Tempel gestanden und jetzt die große Moschee Sachare steht, ist den Christen zu betreten versagt; nur im Vorhofe, unter hohen Cypressen und blühenden Granaten, an den verfallenen Häusern, die einst Wohnungen der Tempelritter waren, durfte der Verf. mit einem Freunde weilen, zu kurz für des Herzens Bedürfniß, doch lange genug, um heiligen Gedanken und Erinnerungen Raum zu geben und es schmerzlich zu empfinden, daß der Christ an dieser Stätte ein Verbannter ist. Dagegen war es vergönnt, eine Nacht in der Kirche des heiligen Grabes zu feiern. Als das Abendroth durch die Fenster hereinbrach, schlossen sich die Tempelpforten hinter unsern Reisenden, denen die Güte der Mönche des lateinischen Klosters nicht nur leibliche Erquickung, sondern auch bequeme Ruhestätten an dem heiligen Orte bereitet hatte. Bis kurz nach Mitternacht herrschte heilige Stille, tiefes Schweigen in dem hehren Tempel; dann begannen die Gottesdienste und heiligen Gesänge erst der lateinischen, dann der griechischen, dann der armenischen, zuletzt der armen koptischen Christen und währten fast zwei Stunden lang. Dann war Alles wieder ganz still, bis mit dem ersten Schein der Morgendämmerung, der durch die Fenster der Kuppel über dem heiligen Grabe hereindrang, die Väter des lateinischen Klosters in der Kapelle der Maria, die des griechischen in ihrer Kirche wieder die heilige Feier begannen, die bei der Stätte des Grabes und der Auferstehung endete. Gegen 9 Uhr öffneten die Türken wieder die große Tempelpforte.

Am 12. April brachen unsere Pilger früh auf zu einer Wanderung nach der Stätte von Jericho, nach dem Jordan und nach den Gegenden am todten Meere. Auf den breiten Sätteln der Maulthiere, die, ohne durch Zaum und Gebiß gelenkt zu werden, sich selbst ihren Pfad wählten, konnte man am wenigsten an dem heißen Tage sich behaglich fühlen; aber das Gedächtniß der Geschichte jener Gegend, durch die man hinzog, machte alle Beschwerden vergessen. Am Fuße des Ölbergs vorüber ging der Weg, dem zur Rechten auf felsiger Höhe Ruinen liegen, vielleicht auf der Stätte des alten Bahurim, in dessen Nähe Simei David den Gesalbten des Herrn verfluchte, nach den Trümmern Bethaniens, dann durch ein langes, bald grünes, bald ödes Thal in eine wüste, grausenhafte, absterbende Gegend, die sich bis zur Anhöhe vor der Ebene Jerichos erstreckt. Sie führt in ein enges Thal, das Mordthal genannt, in welchem bis in die neuere Zeit Reisende oft von Räubern überfallen, geplündert, auch erschlagen wurden. Dahin versetzt die Sage die Geschichte des Mannes, der unter die Mörder gefallen war und von dem barmherzigen Samariter errettet ward. Die öden Höhen umher sollen die Stätte der Versuchung sein, die Christus, nach vierzigstündigem Fasten, bestand. Überall mahnen Reste der Kapellen und Klöster, die in den frühesten Zeiten hier gebaut wurden. Weiterhin zur Linken des Weges eine grüne baumreiche Felsenkluft, von einem reißend schnellen Gebirgsbach durchströmt, wahrscheinlich derselbe, dessen Wasser der Prophet Elisa segnete, daß es gesund ward.

Der Abhang des Berges, der nach der Ebene des vormaligen Jericho führt, ist steil; dort wurden die Reisenden von einem heißen Sturmwind ergriffen, der sie in Sandwolken hüllte; sie eilten über einen Bach dem Dorfe Richa, auf den Ruinen einer der Vorstädte Jerichos erbaut, und dem dabei liegenden Castell zu, in dem eine kleine ägyptische Besatzung lag. Man fand den Commandanten mit einigen seiner Krieger unter den dürftigsten Umgebungen, empfing von ihm auf Vorzeigung des Fermans die Zusicherung sichern Geleites und bereitete sich dann das Nachtlager, ohne Zelt, unter dem Obdach eines alten Feigenbaumes. Brot war in dem dürftigen, nur von wenigen Arabern bewohnten Dörflein nicht zu erhalten, sondern nur saure Milch und Eier. Das Dorf ist wie mit einer schützenden Mauer von hohen stachlichen Gewächsen, einer Cactusart, umgeben, das Castell von Gärten und hohen Bäumen; unter ihnen zeigte sich hin und wieder auch der Zakkumbaum, aus dessen Früchten das Öl von Jericho, oder Zachäusöl bereitet wird, das man für den gepriesenen Balsam von Gilead hält. Die Stätte Gileads, da der erste Ruhepunkt der Stiftshütte war und Israel das erste Passahfest feierte, den Bund der Väter mit Gott erneuend, und dann die Prophetenschulen des Elias und Elisa blühten, Samuel das Volk richtete, und Saul's, nachmals auch David's Königthum wiederhergestellt ward, war vielleicht nahe bei dem Castell, in dessen Nähe überall Ruinen, wahrscheinlich auch die von Phasaelis, das Herodes erbaute, auch viele aus der christlichen Zeit hervortreten. Die Jordansebene um Jericho liegt 528 pariser Fuß unter der Meeresfläche, hat Wärme und Wasser genug, aber die fleißige Menschenhand und der ordnende Menschengeist fehlt dem fruchtbaren Boden.

Nach der sanften Nachtruhe im erquickenden Hauche des Windes, unter dem alten Feigenbaume, brach man früh auf, den Jordan zu erreichen. Auf dem in wellenförmigen kleinen Abstufungen fast unmerklich sich hinabsenkenden, mit Bäumen und grünen Rasenplätzen geschmückten Wege gingen heilige Erinnerungen den Pilgern zur Seite, das Gedächtniß Elias' des großen Propheten, der in der Jordansebene hinweggenommen ward von seiner treuen Elisa und von der Erde, des Moses, der dort auf dem Berge Nebo das Land der Verheißung schaute und im Thal begraben ward auf unbekannter Stätte. Nach anderthalb Stunden war der Jordan erreicht, da, wo die Pilger gewöhnlich hinabsteigen zu baden; denn das Ufer ist so dicht mit Bäumen, unter denen sich auch die deutsche Weide und Pappel befindet, Gebüsch mit Schilfrohr und schönblühenden Schlingpflanzen bewachsen, daß

man nur an wenigen Punkten unmittelbar zum Wasserspiegel gelangen kann. Die ganze Breite des Jordan mißt nicht über 100 Fuß; sein trübes Wasser strömt in reißender Schnelle dahin; er würde keinen bedeutenden Eindruck auf die fremden Pilger machen, wenn nicht die gewaltigsten Erinnerungen an seinen gefeierten Namen sich anschlössen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Romanenliteratur.

1. Der Liebestraum und die Kammerjungfer. Zwei Novellen nach dem Französischen von Friedrich Soulié von W. Schultze und Fr. Steger. Braunschweig, Meyer sen. 1840. 8. 1⅓ Thlr.

Mit scharfen genialen Strichen werden skizzenartige Zustände, Verhältnisse, Charaktere vor dem Leser entworfen und in zwei anziehende und fesselnde Novellen gestaltet. Sie werden beide mit viel Humor durchgeführt und bis auf den letzten Augenblick spannend erhalten. Bei der zweiten führt der Name irre und die als Hauptperson angekündigte Kammerjungfer ist bei der Intrigue zwar thätig mitwirkend, doch im Interesse des Lesers völlig Nebenperson; sie ist der Dämon und nicht die Heldin der Novelle oder mehr die Maschinistin der Tragödie als die handelnde Person. Und eine Tragödie ist diese Novelle, obgleich ohne Sentimentalität, mit tausend Absprüngen des Humors und mit der Trockenheit eines nicht mehr jungen, vernünftigen, erfahrenen Geschäftsmannes erzählt, der nur die Absicht hat, die Begebenheit mitzutheilen, und der mehr durch die Facta als durch den Vortrag die Aufmerksamkeit und Theilnahme des Zuhörers fesselt. Es hat Jemand einmal behauptet, die Frauen wären ein Mittelding von Mann und Affen; ohne allzu aristokratisch hier zu erscheinen, möchte ich behaupten, daß die Kammerjungfern etwas dergleichen sind durch jenes affenartige Nachahmen der Herrschaften, wobei deren Fehler und Eigenheiten, mit deren abgelegten Kleidern die nicht abgelegten Ridiculs angenommen werden. Sie, die die Launen des Herrn erdulden müssen, suchen dann diese Launen wieder an Andern auszulassen und sind mit ihren aufgeschnappten Redensarten aus dem Salon, mit ihrer aus schlechten Romanen erlangten Sentimentalität, mit dem unter Lappen, Flitterstaat und Putz verbrachten Leben eine ganz besondere Menschenrace. So lange nun ein schön gelocktes, rothwangiges, schnippisches Kammerkätzchen uns umgaukelt, oder so lange die ehrbare, langgediente zur Vertrauten avancirt ist, oder die alte, brummende, zankende über die junge Herrin, die nach den zum Ball kommenden Husaren blickt, die Achsel zuckt und für sie betet, sind die Kammerjungfern noch ganz erträgliche Personen; aber wenn sie, die stets gehorchte, nach einer Lage strebt, wo sie gebieten kann, und diese Lage erreicht, dann wehe Allen, denen sie zu gebieten hat, die früher Unterdrückte wird zum Unterdrücker und rächt allen früher erduldeten Zwang, indem sie denselben auferlegt. Und das Bild einer solchen Kammerzofe schildert die Novelle; Rahmen und Staffage liefert die kleine Stadt, und beides ist außerordentlich humoristisch und wohlgelungen, wenn auch etwas caricirt, während die, den Intriguen der Kammerjungfer als Opfer Gefallenen die ganze Theilnahme des Lesers in Anspruch nehmen.

2. Hermingard von Eikenterpen. Aus dem Holländischen von J. D. von Bétaz. Rinteln, Literarisch-artistisches Verlagsinstitut. 1840. 8. 1¼ Thlr.

Der holländische Verfasser sagt in der Vorrede: „Der Romanschreiber stiftet eine Bell- und Lancasterschule, in welcher ein Lehrer — tausend Schüler unterrichtet. Unterricht jedoch, mein Leser, war nicht mein Hauptaugenmerk bei dieser Arbeit. Meine bestimmte Ansicht über das Wesen und den Zweck dieses Romans fügt sich bescheiden der Überzeugung, nicht die Fähigkeit zu besitzen, als ein solcher Lehrer aufzutreten. Keineswegs braucht das Gewand des Romans gewählt zu werden, um die Lehren der Religion und Moral ausschließend zu behandeln, philosophische Lehrsätze zu erklären, oder kirchlichen Streitigkeiten das Wort zu reden. Man würde hier ebenso zwecklos handeln als der Mönch Colonna mit seinem Roman über die Baukunst; und nur die Einbildungskraft mit beflügelten Füßen zu versehen, würde kaum dazu dienen, auf dem selbsterwählten Lehrstuhl mit ängstlicher Besorgniß zu schweben."

„Ebenso wenig als der Roman nur belehrend, darf er meiner Ansicht nach vom Unterricht ganz entblößt sein. Nicht allein Wissenschaftliches und Nahrung für den Verstand darf darin gefunden werden, nein, auch die Religion und Moral muß den Leser in eine höhere Stimmung versetzen und rühren, und dies muß des Schriftstellers Augenmerk sein. Durch die Schilderung wirke er auf das Herz, sowie der Maler geschichtlicher und biblischer Gemälde durch seinen Pinsel Gefühl und Situation darstellt und heimlich die Saiten des Herzens der Beschauer in denselben Ton versetzt. Man biete deshalb geschichtliche Bilder dar, doch nicht mit dem einzigen Zweck, nur in Geschichte und Alterthumskunde zu unterrichten. Die Geschichte sei nur der Schauplatz, worauf Religiosität und Moral sich entwickeln. Der Geist der Dichtkunst beseele dieses Gemälde, und man überlasse es der Ausschmückung, die Personen zu gruppiren, die Draperie zu ordnen und den gehörigen Glanz über das Ganze zu verbreiten."

Hier wäre also die Tendenz des Verfassers. Der Roman „Hermingard von Eikenterpen" spielt im 3. Jahrhundert nach Christus, somit in der Periode der ersten Verbreitung des Christenthums unter den wackern Bekennern. Er gibt manche geschichtliche Momente und führt den Sieg dieses Glaubens über alle andern Religionen, deren Mängel und Lücken in sehr geistreicher Weise angedeutet werden, auf das Beste durch. Das Interesse an der Haupthandlung wie an den auftretenden Hauptfiguren wird bis zum Ende gesteigert. Der holländische Verfasser, der seiner Nation in so hohem Grade eigenen keuschen und doch dabei frischen Richtung getreu bleibend, hat insbesondere gebildete Jünglinge und Jungfrauen als Leserkreis sich gedacht, obschon er den Maßstab eines Kinder- oder Volksbuchs, mit streng didaktischer Färbung davon ausgeschlossen hat. Ein kräftig reifer Verstand und ein harmloses, den schönen plastischen Bildern nicht abholdes Gemüth sind überall vorausgesetzt. Er ähnelt den „Märtyrern" von Chateaubriand, welche einst einer züchtigen, genialen Jugend so wohl gefallen haben.

3. Sam Slick's Reden und Thun. Aus dem Yankee-Englischen übersetzt von E. A. Moriarty. Zwei Bände. Braunschweig, Westermann. 1840. 8. 2½ Thlr.

Sam Slick, der Typus eines Yankee, erzählt seine zahlreichen Abenteuer und entfaltet so vor uns die ganze Musterkarte des Yankeelebens und des Yankeehumors. Wie die niederländische Malerschule oft Farben, Mühe, Zeit und Kunst an Unbedeutendes und Häßliches verwendet und diesem Interesse verleiht, so befreundet uns auch Sam Slick durch sein gemüthliches Plaudern mit amerikanischem Materialismus, Rechengeist, Rohheit, falscher Civilisation und Unrechtlichkeit; und der ewig rathende (I guess), ewig rechnende (I calculate), ewig sich breiterer und längerer Redensarten bedienende, die englische Sprache verunstaltende, spuckende, vieltrinkende Yankee flößt uns so nicht den Abscheu ein, den Miß Trollope gegen ihn empfand. Daß er seinen Ruhm darin setzt, den Nebenmenschen zu überlisten und dadurch zu betrügen, empört jedoch immer jedes europäische Gemüth, wenn auch Sam Slick's Reden und Thun manchen Leser unterhalten und ihm Lächeln und Lachen abzwingen mögen.

44.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 107. — 17. April 1841.

Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 u. 1837 von G. H. v. Schubert. Dritter und letzter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 106.)

Anderthalb Stunden vom Pilgerbad des Jordan entfernt liegt das todte Meer, zu dem man auf einem meist öden Wege gelangt; aber die Umgebungen des seltsamen Sees sind keineswegs so öde, vielmehr reich an erhabener Schönheit der Umrisse; das Wasser ist klar, aber mit der Auflösung von Koch- und Bittersalz so vollkommen gesättigt, daß Thiere so wenig wie Menschen es zu genießen vermögen; auch sterben selbst die Fische, welche der Jordan hineinführt, schnell, oder werden mit ihren leichten Körpern ans Land geworfen. Denn die specifische Schwere des Wassers ist größer als die des Menschenleibes. Die tiefe Lage des todten Meeres und der angrenzenden Jordansaue bewirkt einen vermehrten Luftdruck und jene mittlere Temperatur, welche das Land umher geeignet macht, Palmen, Balsampflanzen und andere Gewächse der heißern temperirten Zone hervorzubringen, die nach den Berichten der Alten früher hier wirklich gediehen sind. Auf das Wohlbefinden der Menschen hat dieser vermehrte Luftdruck keinen nachtheiligen Einfluß. Von einem asphaltischen oder schwefelichten Dampfe war nichts wahrzunehmen, so wenig wie von Gebirgsarten, die vulkanischen Ursprungs sind. Dieser Salzsee, elf deutsche Meilen lang und drei Meilen breit, war einst, wie die Geschichte bezeugt, ein fruchtbarer Landstrich, die Stätte von Sodom und Gomorra.

Die bewaffneten Begleiter unserer Reisenden, hungernd und den Mangel an genießbaren Vorräthen beklagend, trieben weiter, dem gastlichen Kloster von Santa Saba zu. Am Ufer hinwandelnd, ward man durch den Anblick eines wohlgebauten Schiffleins überrascht, das von zwei Engländern ausgerüstet worden, in der kühnen Absicht, eine Fahrt auf dem todten Meere zu unternehmen, um seine Tiefen und die Gestalt der Ufer mit wissenschaftlicher Genauigkeit zu untersuchen. Der Weg verließ bald das Seeufer und die angrenzende Ebene und stieg am Fuß des westlichen Gebirges hinan, eine greuliche Wüste, deren mergelichter Kalk von Schwefel und Erdpech durchdrungen ist, von denen größere und kleinere Stücke am Boden umher zerstreut liegen, oder mit der Gebirgsmasse verwachsen sind. Es zeigen sich Spuren eines frühern Erdbrandes, der kesselartige Einsenkungen, die man leicht für vulkanische Krater halten könnte, zurückgelassen hat. Der Weg führt dann in enge, mannichfach gewundene Felsenthäler hinein, an deren Seiten man unzählige, von der Natur gebildete, von Menschenhänden erweiterte Höhlen findet, einst die Wohnstätte vieler Tausend Einsiedler, deren Hunderte von den Sarazenen erschlagen wurden. Als der letzte steile Bergrand erstiegen war, zeigte sich auf einer finstern Höhe zuerst ein einzelner starker Thurm, tiefer hinab das hohe und weite Kloster Santa Saba oder Mersaba, über dem Abgrunde und am Rande des Kidronethales, mit hohen Mauern, Thürmen und Zinnen, einer wohlbefestigten Ritterburg gleich, von griechischen Mönchen bewohnt, die gegen die räuberischen Angriffe wilder arabischer Stämme starker Schutzwehr bedurften. Im griechischen Kloster zu Jerusalem hatte man die dankenswerthe Aufmerksamkeit gehabt, einen Mönch nach Santa Saba vorauszusenden, welcher bereits eine gastliche Aufnahme unsern Reisenden bereitet hatte.

In einem Hofraume am Felsenabhange zeigt man die Höhle, die, ursprünglich die Wohnung eines Löwen, im vierten christlichen Jahrhundert dem ersten Anachoreten dieser Gegend, dem heiligen Saba, zum Aufenthalt diente. Auf 16—12,000 soll die Zahl der Einsiedler zu Zeiten gestiegen sein und alle fanden in den zahlreichen Felsenhöhlen ihre stille Wohnung. Als die Sarazenen einbrachen und mit dem Schwert gegen die Wehrlosen wüthten, wurden einst 600 von ihnen erschlagen, deren Gebeine gesammelt und nahe bei Santa Saba's Höhle aufbewahrt wurden, die Andern verscheucht. Aber viele der Überlebenden kehrten wieder zu dem ihnen theuern Kidronethale und vereinigten sich nun in den schützenden Mauern des Klosters, neben dem die Kirche erbaut worden. Jetzt bewohnen nur 20 Mönche das Kloster, aber seine vielen Gebäude und Zellenhäuschen, die eins über das andere am Felsenabhange terrassenförmig aufsteigen, hätten Raum für Hunderte. Unter den Mönchen war im 8. Jahrhundert Johannes Damascenus. Die Kirche ist neu und schön, die Aussicht vom Thurm und von den Terrassen des Klosters in das hier fast grausenhaft gestaltete Kidronthal über alle Beschreibung grotesk. Die Reisenden waren vom Mittag bis zum Abend reichlich vier Stunden Weges gegen 1300 Fuß hinaufgestiegen und mußten, da sie am folgenden Tage auf dem drei Stunden langen gewohnten Wege nach Jeru-

salem zurückkehrten, dahin bis zu ihrer Klosterherberge, abermals 1200 Fuß, am merklichsten vom Kidronbett beim Brunnen des Nehemia an aufsteigen.

Die naturgeschichtlichen Bemerkungen, welche der Verf. von der Landschaft um Jerusalem mittheilt, selbst nur als Schattenriß eines größern und vollständigern Naturgemäldes, welches er liefern wird, sind zu einem Auszuge nicht geeignet. Wir machen nur auf die scharfsinnigen, wenn auch nicht ganz neuen, doch eigenthümlich aufgefaßten Ansichten von der merkwürdigen Lage Jerusalems aufmerksam, dieser hochgelegenen, in mehr als einer Beziehung einzigen Stadt, deren Erhöhung über der Jordansaue bei Jericho über 3000 Fuß beträgt, sodaß in einer Linie von sieben Stunden Weges eine Absenkung von wenigstens 600 Fuß unter und eine mehr denn vierfach so große Erhebung über der Meeresfläche stattfindet. Daher ist die Differenz des Klimas in der Jordansaue und in Jerusalem so bedeutend, daß jenes dem des südlichen Arabiens und des Nilthals, dieses dem der Insel Lemnos oder der mittlern Küstengegenden Sardiniens gleichstehen möchte. Daher trägt auch die Dattelpalme um Jerusalem, obwol sie noch frei zum Baume erwächst, keine reifen Früchte, die hingegen um Jericho und am todten Meere von ausgezeichneter, schon in alter Zeit berühmter Güte sind. Manche Reisende haben das Land ins Geschrei der Unfruchtbarkeit gebracht; aber das mergliche Kalkgebirge, das überall vorherrscht, ostwärts vom Jordan mit dem in großen Massen hervortretenden Basalt, der eine Mutter der Quellen ist, abwechselnd, ist dem Gedeihen mannichfacher Pflanzenformen günstig, dazu der reichlich fallende Thau und das zwar im engen Raume sehr verschiedenartige, aber doch nirgend ungünstige Klima würden fleißigen Anbau gar bald höchst befriedigend lohnen und Palästina ebenso als ein höchst fruchtbares Land darstellen, wie es mit seinem Überfluß an Salz auch in physischer Hinsicht ein Salz der Erde heißen könnte. *) Die Feige und Olive gedeiht in den Niederungen vortrefflich, und an Größe und Menge der Trauben wird der Weinstock besonders im südlichen Gebirge des Landes von keinem Rebenlande übertroffen. Christen und Juden keltern die Trauben zu einem feurigen, wohlschmeckenden Wein; die Mohammedaner verwandeln sie zu Rosinen und zu einem vortrefflichen Traubensyrup, der weit versendet wird. Die Palmengärten um Jericho sind großentheils verschwunden; die hohe Cypresse gedeiht nur in sorgsamer Pflege, und der Sykomorus, der Johannisbrotbaum, die Maulbeere und die Opuntiafeige nur in der Pflanzung um bewohnte Orte; aber die Mandel- und alle Arten von Obstbäumen wuchern reichlich, und um Sichem ergötzt sich das Auge an Orangen- und Citronengärten. In vielen Gegenden, besonders in der Ebene Jesreel und auf den Hochebenen Galiläas gehen alle Arten des Getreides von selbst auf, als Nachkommen jener Saatfelder, die einst Palästina zu einem herrlichen Getreideland machten. Neben den Hauschieren ist das Schaf und die Ziege am häufigsten, selten das Rind, obwol Weide genug für große Heerden sich findet.

Dankbar die gastliche Pflege im lateinischen und die immer gleich freundliche Theilnahme der Väter im griechischen Kloster anerkennend, schieden die Reisenden Sonnabend 15. April aus Jerusalem. Jenseit des Thores von Damask auf der Höhe im Norden schauten sie noch einmal auf die heilige Stadt zurück und richteten dann ihr Angesicht gen Sichem. An den Gräbern der Könige, die Anhöhe hinauf, rechts von Schafat, überall entzückende Aussichten, aber überall auch Ruinen, als Zeugen der frühern Herrlichkeit des Landes; dort, auf hohem Gebirge, zur Linken des Weges, angeblich die Stätte von Ramathaim Zophim, Samuel's Geburtsort und Grab, weiterhin im Thale, durch das der Pfad sich windet, ein reichlich fließender, schön ummauerter Brunnen am Fuße des Hügels, auf welchem Bir, wahrscheinlich das alte Beeroth liegt (3¼ Stunden von Jerusalem entfernt), die Stätte des ersten Nachtlagers, wo die Ältern Jesu den zwölfjährigen Knaben unter den Gefreundten und Bekannten vergeblich suchten. Noch jetzt pflegen die Pilger in der österlichen Zeit, von Jerusalem heimkehrend, aus alter Gewohnheit die erste Tagereise nur bis Bir auszudehnen, wo die weiten Mauern eines ehemaligen Klosters zu einem Lagerort benutzt werden. Dort stehen auch die ansehnlichen Ruinen einer Kirche, deren noch vorhandene Bogen und Giebel an die sogenannte byzantinische Baukunst erinnern.

Hinter Bir im Nordwesten zeigt sich das waldbewachsene Gebirge Ephraims, auf dem noch jetzt der uralte Segen zu ruhen scheint. Der Weg senkt sich dann abwärts durch wohlgepflegte Pflanzungen von Feigen und Oliven; jenseit des Dorfes Jabrut ein unübersehbarer Garten von Feigenbäumen; dann ein tiefes fruchtbares Thal; in der Nähe die geweihte Stätte von Bethel, dem Hause Gottes; dann durch das schöne erweiterte Thal, einen Bergabhang hinauf zu dem Dorfe Sindschil, wo auf einem grünen, mit niederer Mauer umgebenen Platze übernachtet ward, von da aus, fast in Nordost, in einer sattelförmigen Vertiefung der Höhen, Silun, das Silo der heiligen Schrift, erblickt ward, wo von Josua bis Samuel die Stiftshütte ihre geheiligte Stätte hatte und Samuel, unverführt von den Sünden der Söhne Eli's, heranwuchs zu seinem erhabenen Beruf. Der Verf. fand in der Gegend eine überraschende Ähnlichkeit mit einigen Punkten des heimatlichen Muldenthales.

Am folgenden Morgen zog sich der Weg wieder ins Thal hinunter, nach Libna oder Lebona, der alten cananitischen Königs- und nachmaligen israelitischen Levitenstadt, von der aus Sanherib eine drohende Botschaft an Hiskia, den König von Juda, sendete, Gott lästernd, da er durch das Einrücken des Mohrenkönigs umkehren mußte, sein Land zu vertheidigen. Lange wanderte man dann durch ein blühendes, fruchtbares Thal, den alten Weg von Na-

*) Sendeten die christlichen Mächte unter sicherm Geleit und nachhaltigem Schutz in gesetzlicher Ordnung deutsche, englische, französische Landbauer hierher, so würde Palästina bald als ein leiblich wie geistig reichgesegnetes Land erscheinen! „Wünschet Jerusalem Glück; es müsse wohlergehen Denen, die dich lieben!" Ps. 122.

zurück nach Jerusalem, gestützt durch die Fußtapfen des Weltheilandes, dann dem vielgipfligen Grisim oder Garizim zu, die Straße nach Sichem, dem jetzigen Nablus; um Mittag lagerte man sich an dem reichen und klaren Brunnen, an welchem Christus mit der Samariterin geredet. Von der Kirche, welche die Kaiserin Helena dort gegründet, liegen nur noch wenig alte Werkstücke umher. Gegenüber dem grünenden, quellenreichen Garizim, auf dessen Gipfel sechs Stämme Israels den Segen aussprachen, welcher dem Gehorsam gegen das Gesetz Gottes verheißen war, liegt der wasserärmere, kahlere Felsenberg Ebal, von dem herab die andern sechs Stämme den Fluch aussprechen mußten, mit welchem der Ungehorsam bedroht ist.

Endlich lag Sichem mit seinen hohen weißen Minarets in einem Walde von Oliven, von der Mittagssonne beleuchtet, im nahen Anschauen. Zuvor fesselte die Aufmerksamkeit noch in einer Schlucht des Garizim ein hohes, den türkischen Grabmälern ähnliches Gebäude, von einem ummauerten Vorhof und hohen Bäumen umgeben. Es ist das Grabmal Joseph's, des Sohnes Jakob's, dessen Gebeine aus Ägypten herübergeführt wurden, sammt den Gebeinen seiner Brüder, die daneben ruhen, sowie in Hebron die drei Stammväter der zwölf Geschlechter. Dort, in der Nähe vom Grabe Joseph's, ruhten Frauen und sprangen Kinder umher, alle festlich geschmückt; denn es ward (am 16. April) der 16. Tag des Moharrem, des ersten Monats der Mohammedaner, gefeiert, zum Gedächtniß des Tages, da Adam und Eva nach der Vertreibung aus dem Paradiese zu ihrem neuen mühseligen Tagewerk sich vereinigten, und da Noah mit den Seinigen die Arche verließ. Vom Aschura, der ein hoher Freudentag und doch ein Trauertag ist, weil an diesem Tage Hhosseyn, Mohammed's Enkel, in der Schlacht auf der Ebene Kurkeley erschlagen ward. Frauen, Kinder, Dienende, Bettler sind vor Allen an diesem Tage fröhlich; denn reiche Gaben strömen ihnen zu, weil der Koran lehrt, daß, wer an diesem Tage gibt, was er vermag, fürs ganze Jahr Vorrath und Überfluß haben werde, sowie die Gaben auch den Empfängern am Tage des Aschura ganz besonders gedeihlich sind.

Das jetzige Sichem — dem Kaiser Vespasian zu Ehren Flavia Neapolis — Nablus genannt, liegt wol etwas entfernter als das alte vom Grabe Joseph's, da, wo der Garizim und der Ebal am nächsten zusammenstehen und nur ein schmales Thal zwischen sich haben, in welchem die Hauptstraße sich lang hinzieht, mit Kaufläden und Waarenlagern besetzt, während in den kurzen engen und dunkeln Nebenstraßen nur Werkstätten der Handwerker sich finden. Der Weg vom östlichen Thore bis zu dem griechischen Kloster jenseit der Mitte der Stadt war an mehren Punkten durch die Trümmer der zu Anfang des Jahres in furchtbarem Erdbeben zerstörten Häuser bedeckt. Das griechische Kloster, an welches, wie an die übrigen Klöster Palästinas und Syriens, das Empfehlungsschreiben des griechischen Patriarchats von Jerusalem gerichtet war, erschien nicht sehr einladend, in engem Hofraum eine armselige Hütte, in der ein unwirthbares Gastzimmer von Pilgern angefüllt war. Unsere Gefährten nahmen zum Nachtlager die Vorhalle und den Vorplatz des Klosters.

Vom Garizim eine weite Aussicht über die Gebirge Ephraims und Judas bis zum Mittelmeer; unten im Thal blühende Orangen, Citronen und die Fülle der Gewächse. Durch Gärten hin führt der Weg zu dem am Westende der Stadt gelegenen angeblichen Grabe Eliesar's, des Sohnes Aaron's, das aber vielmehr in Gibea Pinehas zu suchen wäre. Jenes vermeinte Grab findet sich im Gewölbe eines türkischen Hauses; das Mauerwerk ist offenbar neuern Ursprungs. In der Nähe ein hoher, durch das Erdbeben halbzerstörter Thurm, von dem aus der Blick Gegenden und Stätten überschaut, die große Erinnerungen erneuen. Dort im Hain baute Abraham zuerst seine Hütte und dem Herrn einen Altar; dort schlug Jakob, aus Mesopotamien heimkehrend, sein Lager auf und kaufte das Feld, das geheiligt ward durch den Altar „des starken Gottes Israels"; dort erneuerte das Volk, zum letzten Mal vor Josua versammelt, den Bund mit Gott, Gehorsam gelobend. In Sichem war aber auch der Ausgangspunkt der politischen Spaltung der Stämme Israels unter Rehabeam und nachmals der tiefergehenden geistigen unter dem Priester Manasse. Das Evangelium ward dort erst freudig aufgenommen, dann verfolgt; dort ward auch Justin der Märtyrer geboren.

Am folgenden Tage ging der Weg durch ein reichbewässertes Thal, dann fast eine Stunde lang das Gebirge hinan, und wieder tief hinab in das Kesselthal von Samaria oder Sebaste, jetzt ein armseliges Örtchen, Sibuste oder Schomrom genannt, auf einem Hügel gelegen, von herrlichen Bäumen umgeben. Die Umgegend ist unvergleichbar reicher und ergiebiger als die von Jerusalem; oben eine erhaben schöne Aussicht über grüne Thäler und Höhen. Auf der Höhe der Stadt stand der goldene Palast des Herodes, mit den von ihm erbauten Tempeln und andern Prachtgebäuden. Trümmer dieser weltlichen Herrlichkeit sind zu der großen, von den Johannitern erbauten, nun auch in Trümmern liegenden Kirche benutzt worden. Unfern von der Kirche stehen noch Säulenreihen aufrecht und Schafte und Capitäler liegen umher.

Der Weg von Samaria hinweg, in der Mittagsschwüle, erst durch eine enge Schlucht, dann einen steilen Berg hinan, war sehr beschwerlich, auf der Höhe aber, wo ein frischer Wind die Müden erquickte, recht eine Lustwarte des Landes, von der man weithin über das Reich Israels, vom Meer bis zu den Gebirgen am Jordan schaut. Nicht fern vom Wege die Trümmerhaufen der alten Bethulia, wo Judith, die Heldin, lebte. Von der Höhe hinab ging's tief und steil in ein Felsenthal, dann in ein anderes enges, aber üppig grünendes Thal, an dessen Ende, im Schatten der Baumpflanzungen, am Eingange zu der weiter von den Bergen Gilboas begrenzten Ebene Dschennin (Ginäa) liegt; da tritt man aus der Landschaft von Samaria in die von Galiläa. Der Ort ist nur durch eine ansehnliche Moschee und durch die Ruinen eines christlichen Klosters ausgezeichnet. Das Nachtlager ward wieder im Freien unter einem alten Ölbaum aufgeschlagen.

Der Morgen des 13. April war köstlich; er führte die Pilger, die sich nicht satt sehen konnten an dem Reichthum des Bodens, der Schönheit der nahen Gebirge und den im Thal zerstreuten Orten, durch die grüne Ebene von Jesreel, auf dem Blumengefilde von Esdrelon. Das von der Morgensonne beleuchtete Gebirge Gilboas mahnte an David's Klaggesang um seinen Jonathan und um Saul, die in der unglücklichen Schlacht mit den Philistern dort in der Nähe bei Ain (am Quell Tubania) gefallen waren. Am Fuße von Gilboas Gebirgen liegt Zerin, das alte Jesreel, mit seinen großen geschichtlichen Erinnerungen; gegenüber die Hügel von Thaanach, wo Barack's und der Debora Triumphgesänge ertönten.

Die Berge Gilboas zogen sich allmälig zurück; jenseit des Thales traten die Höhen des Hermon hervor, und hinter und neben denselben der Tabor. Auf des Hermon Gipfel steht eine ansehnliche Moschee; unten im Thale zur Rechten des Weges liegt Sulim, das Sunem der heiligen Schrift, wo die Sunamitin wohnte, deren Sohn Elisa der Prophet aus dem Tode erweckte und die er zur Zeit der Theurung errettete. Der Boden des Gefildes Jesreel ist ein weites Feld des Getreides, das sich selbst aussäet und selten von Menschenhand geerntet wird. Die Heerden der Schafe, Ziegen und Stiere zertreten mehr, als sie genießen. Nach Mittag war der langsam fließende Kison erreicht; jenseit der Furth steigt der Weg bergan; auf der Höhe findet sich ein Brunnen; von dort senkt sich der Bergabhang nordwärts; etwas weiterhin erblickt man das stille Nazareth; ein Orkan, der aus Südost wehte, trieb eilend vorwärts. Im großen lateinischen Kloster fanden die Männer schnell die gastlichste Aufnahme; den Frauen ward, da das Pilgerhaus durch das Erdbeben am 1. Januar zerstört und noch nicht wiederhergestellt war, ein Obdach in einem Häuschen des Klosterhofes bereitet.

Nazareth liegt in dem muldenförmig ansteigenden Ende eines Thales des Kreidekalks, dessen rundliche Höhen in vielfache Schluchten getheilt sind und das gegen Osten allmälig zur Ebene abfällt. Die Höhen umher erheben sich 15—1600 Fuß über die Meeresfläche und gewähren die Aussicht zugleich nach den beschneiten Gipfeln des Libanon und Antilibanon und nach dem Spiegel des Mittelmeeres. In der Gegend ist Freundlichkeit und Milde mit hohem Ernste vereint. Im blumenreichen Thal gedeiht, obwol vereinzelt, die Palme, besser die Orange, die gewürzige Feige, der Ölbaum, die Granate, auf dem Felde auch die Baumwolle. Die Stadt trug überall die Spuren des verwüstenden Erdbebens. In einem Nebengebäude des lateinischen Klosters sehen einige Mönche einer Schule größerer und kleinerer Schüler vor. Die Kirche der Verkündigung ist nicht alt; aber erbaut auf dem Grunde, auf welchem Kaiserin Helene zuerst da, wo Maria's Haus gestanden, einen Tempel errichten ließ. Das Heiligthum dieser Kirche ist das vormals unterirdische Gemach, in welchem der Engel des Herrn der Jungfrau erschien; zwei Säulen, deren eine in der Mitte abgebrochen ist, sollen die Stellen bezeichnen, wo Maria und der Engel stand. Etwas seitwärts von der Stadt, am Fuße des großen griechischen Klosters, in einer Schlucht des Gebirgsrandes wird der Brunnen Maria's gezeigt; in der Stadt selbst, in einer Art von Kapelle die Stätte, wo Joseph's Haus stund, in welchem Jesus als Kind mit seinen Ältern lebte, in einer Bergschlucht an der Südwestseite der Stadt eine natürliche Grotte, in welcher der Herr nach seiner Auferstehung mehrmals mit seinen Jüngern vereinigt gewesen sein soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Beschäftigung mit Poesie in allen ihren einzelnen Zweigen ist in Spanien nach wie vor in üppigster Schwunge. Dies verschiedenen Ursachen ist auf die Einrichtung immer erneuerlichen Einflüsse hingewiesen worden, welche die französische Literatur auf Spaniens Dichter übt; glücklicherweise ist aber eine neue Schule in der Entwickelung begriffen, bei deren Erzeugnissen jene Einwirkungen das tiefe Gepräge des Nationalcharakters nicht zu verwischen vermocht haben. Zu erwähnen sind unter den Erscheinungen der ersten Monate dieses Jahres: Nicomedes Pastor Diaz's „Fugitivas poesias", Julian de Arolas' „Poesias caballerescas y orientales" und Valbelomar y Pineda's „Varias poesias". Zorrilla hat „Leyendas y tradiciones históricas" (2 Bde.) in poetischem Gewande herausgegeben. Auch die illustrirten Ausgaben älteres beliebten Werke kommen in Aufnahme; es erscheinen in diesem Augenblicke in solchen: „Gil Blas", „Don Quixote" und Quevedo; die letztere wird ganz von spanischen Künstlern besorgt, leider aber entspricht den guten Zeichnungen die technische Ausführung nicht, die in Spanien noch in ihrer ersten Entwickelung begriffen ist. Das Theater bot mit Ausnahme eines großen Spektakelstücks: „Los polvos de la madre Celestina", welches zu gefallen schien, keine neue Erscheinung. K.

Literarische Anzeige.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit

von

Friedrich von Raumer.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

In 6 Bänden oder 24 Lieferungen.

Erste bis neunte Lieferung.

Subscriptionspreise:

Ausgabe Nr. 1, auf gutem Maschinenvelinpapier, die Lieferung ½ Thlr., der Band 3 Thlr.
Ausgabe Nr. 2, auf extrafeinem Velinpapier, die Lieferung 1 Thlr., der Band 4 Thlr.

Jeden Monat erscheint eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.

Leipzig, im April 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 108. — 18. April 1841.

Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 u. 1837 von G. H. v. Schubert. Dritter und letzter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 107.)

Der Weg zum Tabor zieht sich am Mariabrunnen vorüber, einen hohen Berg hinan, am Abhange des Berges neben einem Bergkessel hin, dann hinab nach einem niedrigen Bergsattel, dessen buschreicher Boden von dichtbelaubten Ägilopseichen beschattet wird, vorüber an der längst zerstörten Kirche von Kabula, der angeblichen Stätte, wo Christus nach seiner Auferstehung mehr denn 500 Jüngern auf einmal erschien, zuletzt aber einen sanften Abhang nach der Ebene des Kison hinab, auf welcher der heilige Berg, abgeschieden von allen Nachbarbergen, wie ein Altar im Felde sich erhebt. Dieser Berg trägt schon in seiner auffallend symmetrischen, runden Form das Gepräge des Außerordentlichen. An seinem Fuße, nur wenig über die Thalsole erhaben, liegen nahe aneinander zwei Ortschaften; von da aus steigt man in anderthalb Stunden bis zum waldumkränzten Gipfel, den Eichen- und Wallnußbäume beschatten und duftende Blüten mannichfacher Pflanzen schmücken. Oben, auf „dem schönsten aller Berge der Erde", ist gut sein, um Hütten zu bauen, 2300 Fuß über den Spiegel des Tiberiassees. Eine entzückende Aussicht! In schauerm dunkeln Farbenton liegt da der herrliche See und die vorliegende Ebene, in blendendem Weiß der Schnee des Antilibanon, in tiefem dunkeln Blau die Berge Ephraims und Judäas, in bleichem Grün die Berge Gilboas und des kleinen Hermon. Der Genezarethsee und das Jordansthal, drei bis vier Reihen von Bergrücken hinter- und nebeneinander, vom Jordan her in fast südwestlicher Richtung zum Gebirge von Samaria und nach der Ebene von Jesreel sich hinziehend, das Gebirge von Dscholan im Osten des Tiberiassees und des Jordan, im West und Nordwest von Nazareth eine Gebirgsmauer, die an einigen Stellen nach dem Mittelmeer sich öffnet, Alles liegt hier vor dem schweigenden Blick.

An dem beschatteten Gemäuer zerstörter Klöster vorüber gelangt man zu den Ruinen einer ansehnlichen Feste, welche die Sarazenen im 12. Jahrhundert als Siegeszeichen gegen die Christen erbauten. Auf einer noch stehenden Halle der Burg ruhte ein Pilger, der in vierzigtägiger Andacht auf dem heiligen Berge weilte. Unten im Thale zwischen dem Tabor und Hermon zeigt sich Nain, nicht weit davon Endor. Wohin das Auge sich wendet, überall geweihte, oder in der Geschichte ausgezeichnete Stätten, und überall verfallende oder verfallene Denkmäler der Vorzeit. Auf dem Berge der Verklärung standen nicht blos Hütten, wie Petrus sie errichten wollte, sondern christliche Kirchen und Klöster, und der Greuel der Verwüstung hat sich über sie verbreitet. Oben auf dem Tabor drängt sich auch besonders lebendig das Gedächtniß der Kreuzzüge auf; da überschaut man das blutgedüngte Kampfgefilde und den Umfang des christlichen Königreichs Jerusalem. Was der Verf. darüber in seinem Buche ausgesprochen, das ist der Stätte würdig, da er es zuerst gedacht und empfunden.

Die starken Mauern am Bergabhang mögen Überreste der Befestigung sein, welche Josephus der Geschichtschreiber im Kampfe für sein Volk gegen die Römer errichtete. Die Kaiserin Helene erbaute oben eine Kirche der drei Apostel Petrus, Johannes und Jacobus; damals gründeten Christen auf der Höhe eine kleine Stadt. Später bewohnten griechische Mönche vom Orden der Basilianer das Kloster des heiligen Elias. Im J. 1113 zerstörte ein sarazenisches Heer auf Gebot des Sultans von Damascus das Kloster und ermordete die Bewohner; 74 Jahre nachher, drei Tage vor der unglücklichen Schlacht von Hittin, zündete die Mordfackel der Feinde die friedlichen Wohnungen auf dem Tabor an. Und wieder 76 Jahre später zerstörte die Wuth des Sultan Bikar auch die schöne Kirche. Seitdem ist keine Kirche und kein Kloster da oben erbaut worden. Nur jährlich einmal versammeln sich lateinische Christen in einer zur Kapelle geweihten Felsenhöhle und einige Hundert Schritte von da feiert eine größere Schar griechischer Christen das Fest der Verklärung. Die fünf Stunden, welche die Reisenden auf dem Gipfel des Tabor verlebten, waren in hohen geistigen Genüssen enteilt; der Heimweg führte sie wieder über Dabuah, wo nach der Sage Christus, als er herabstieg vom Berge der Verklärung, das Volk um die zurückgebliebenen Jünger versammelt fand und den Mondsüchtigen heilte, den der noch schwache Glaube der Apostel nicht zu heilen vermochte.

Am folgenden Tage (20. April) bereitete die Wanderung nach dem majestätischen Karmel ein neues Fest. Am Abhange des Bergkessels, der das Thal von Nazareth im Westen umschließt, hinanziehend, schaute man nach einer

halben Stunde in ein anderes Thal hinein, in welchem neben vereinzelten Palmen die ansehnlichen Ruinen von Japhia (Japha), von den Christen St.-Jakob genannt, weil dieser Apostel dort geboren sein soll, sich erheben. Es war in den letzten Zeiten des jüdischen Reichs ein ansehnlicher Ort, von Josephus befestigt; 15,000 Juden, die ihn gegen Vespasian vertheidigten, fanden bei der Eroberung ihren Tod. Am Bergrande dieses Thals steigt der Weg zu bedeutender Höhe hinan, senkt sich dann in ein enges grünendes und blühendes Thal und führt in ein fruchtbares Gefilde, das noch Zeugniß gibt von dem Segen, welcher vordem über Palästina ausgegossen war; dann den grünen Höhenzug hinan, der von Ost gen West durchs Land streicht; obwol viel niedriger als der Karmel, ist er doch hoch genug, um eine unvergleichlich schöne Aussicht zu eröffnen. Das Meer nordwärts von Kaipha erschien ganz nahe und lag doch noch ziemlich fern; bis zu dieser Höhe war man von Nazareth in 3½ Stunde gelangt, aber bis nach Kaipha brauchte man noch fünf Stunden. Endlich betrat man die grasige Ebene des Kison, und jenseit derselben lag der vielgipflige, mit großen und kleinen Schluchten durchzogene Karmel, reich an Quellen, mit Bäumen und dichtem Gebüsch bedeckt.

Man setzte leicht über den kaum 40 Fuß breiten Kison und zog dann am Fuße des Karmel hin. Dort, wo ein starker Quell klares Wasser hervorströmt, soll die Stätte sein, wo Elias die Baalspfaffen tödtete; weiter am Berge hinan in einer grünen Schlucht die Stätte, wo der Altar des Herrn stand, der zerbrochen war und von Elias wiederhergestellt ward; nicht weit davon die Stätte des andern Altars, den König und Volk dem Baal geweiht hatte. Endlich war Kaipha, von den Juden Gaba, von den Griechen Porphyrion genannt, die Küstenstadt am Meere, am westlichen Fuße des Karmel erreicht, einst eine wichtige Feste, jetzt ein armseliges, schmuziges Örtlein mit einem guten Hafen, von europäischen Kaufleuten besucht.

Der Weg nach dem Kloster am Karmel führt bequem am nordwestlichen Abhange des Berges hinan; zur Linken die Felsenwand des Meeres, zur Rechten die herrliche Aussicht nach der Kisonsmündung und dem Mittelmeere. Das schön und gesund gelegene Kloster an dem majestätisch-schrecklichen Karmel überrascht durch die Größe und Pracht seines damals noch nicht ganz vollendeten Baues und bietet den abendländischen Pilgern einen behaglichen Aufenthalt mit reichen leiblichen und geistigen Genüssen, mitten in einer üppigen Vegetation. Das Kloster liegt nur 582 Fuß über dem Spiegel des Mittelmeers; der Berg erhebt sich von da an noch 1200 Fuß. Die Aussicht gen Südost und Ost ist durch die vorstehende Höhe beschränkt, nach Nord und Nordost hin zeigen sich die schneeigen Gipfel des Libanon und Antilibanon, nach West das Mittelmeer, im Süden die Meeresküste bei Atlit, dem christlichen Pilgercastell, dessen Ruinen imposant hervorschauen, und das Gefilde von Cäsarea. Die Bucht, die gegen Akra (Ptolemais), das mit seinen Mauern, hohen Gebäuden und Schiffen klar vor Augen liegt, sich hindehnt, und die grünen, fruchtbaren Abhänge des Libanon ziehen die Blicke am meisten an. Dem schönen Abend bei den Karmelitern folgte eine erquickende Nacht in Schlafgemächern, die mit allen seit der Abreise aus Ägypten ganz entbehrten europäischen Annehmlichkeiten versehen waren.

Am herrlichen Morgen des folgenden Tages weilten die Blicke zuerst auf dem von der aufgehenden Sonne beleuchteten Meere, über dessen Fläche die Schiffe in vollen Segeln dahinzogen. Die einfach schöne Kirche und die Kapelle unter der Ebene derselben in einer Felsengrotte hatte man besehen und stieg dann in Gesellschaft eines ortskundigen Mönchs auf das platte Dach des Klosters, noch einmal die Fülle der köstlichen Aussicht zu genießen. Darauf schied man von den Karmelitern und traf nach 9—10 Stunden wieder in Nazareth ein, wo der folgende Tag noch dem Anschauen und stillen Betrachtungen gewidmet ward.

Sonntag den 23. April verließen unsere Reisenden Nazareth und nahten zuerst dem vom Erdbeben zerstörten Rámeh, dann dem nicht ganz so verwüsteten Cana (in Galiläa). Weiterhin geht der Weg über ein Feld verwilderter Weizenähren, mit Disteln untermischt, angeblich jenes Feld, auf dem die Jünger am Sabbath Ähren ausrauften. Zur Linken des Weges erhebt sich der seltsam tafelförmig geformte „Berg der Seligkeiten" (von den Muselmännern „die Hörner von Hittin" genannt), da Christus zu dem zahlreich versammelten Volke die Worte der Weisheit und Verheißung sprach. Beschwerlich war die Wanderung am heißen Frühlingstage über die dürre schattenlose Ebene von Hiddin, diesem gräßlichen Schlachtfelde, auf welchem am 4. und 5. Juni 1187 das Heer der christlichen Streiter im heißen Kampfe mit Saladin, nicht ohne große Schuld der Führer, insbesondere auch der Templer, völlig unterlag.

Erquickend wehten, als man in der Mittagsstunde am grünen Abhange dieser Ebene zu dem herrlichen Tiberiassee hinabstieg, die Lüfte von diesem herüber. Die Sage verlegt auf diesen grasreichen Abhang die Stätte, da Christus mit wenig Broten und Fischen die hungernden Tausende sättigte, obwol sie wahrscheinlich am jenseitigen Abhange der Berge zu suchen sein möchte. Eine ganze Stunde währte das Hinabsteigen von der steilen Erhöhung zum Ufer des Sees Genezareth. Da lag das einst herrliche Tiberias, vom Erdbeben gräßlich verwüstet, in Trümmern vor den trauernden Blicken. Die mohammedanischen Einwohner lagerten in Zelten vor den großentheils erhaltenen sehr festen Ringmauern, die Juden wohnten in Hütten auf Schutt und Ruinen der ihnen heiligen Stätte, auf der schon vor Christi Geburt eine jüdische Schule blühte, nach Jerusalems Zerstörung lange Zeit der Sanhedrin seinen Sitz hatte. Eine jüdische Bretterhütte gewährte den Reisenden Schutz gegen die Sonnenglut und kurze Erquickung; bald aber eilten sie hinaus zu den grünen Ufern des wunderschönen Sees, vorüber an vielen Ruinen und an dem ganz europäisch gestalteten Badehause, welches Ibrahim Pascha über den warmen Quellen erbauen ließ, damals von einem kranken Pascha bewohnt, der mit seinen Leuten alle Räume eingenommen hatte. Man beschloß wieder im Freien zu übernachten.

Die Lagerstätte war eine der schönsten, die man auf

der ganzen Reise gefunden. Der Mond war über den Bergen aufgegangen und beleuchtete den klaren Spiegel des Sees und die Wipfel der Palmen. Die Gebirge umher haben malerisch schöne Formen; die Ufer des fischreichen Sees würden bei einiger Pflege die Bäume und Pflanzen Ägyptens und Arabiens gedeihen lassen. Das Wasser der Heilquellen am See ist den Kranken um so heilsamer, da die anhaltend hohe Temperatur der Nächte wie der Tage monatelang die Cur begünstigt; Christen fänden an dieser Stätte auch reiche geistige Erquickung. An diesem See offenbarte sich der Gekreuzigte zum drittenmal nach seiner Auferstehung den Jüngern, welche die ganze Nacht vergeblich mit ihren Netzen gearbeitet hatten. Jenseit der Bucht, in welche der Bach von Hottein sich ergießt, liegt Magdala, der Geburtsort jener Maria, die nach ihm benannt ward. Nicht fern davon lag Kapernaum, die Stadt, die Christus vor andern Städten erwählte, zu rasten von seinen Wanderungen. In die Bucht von Szermedein ergießt etwa eine halbe Stunde von Tiberias ein aus einer Felsenhöhle hervorquellender starker Bach warmes Wasser in den See Genezareth; in seiner Nähe blühten, dichtgedrängt wie ein Wald, Oleandersträuche in reicher Fülle. Magdala, jetzt El Medschel genannt, ist ein Dorf armseliger Hütten; altes starkes Gemäuer bezeichnet den frühern Umfang des Orts; das westliche Ufer der nördlichen Hälfte des Sees vor und jenseit El Medschel ist fruchtbar, mit Bäumen, Sträuchen und Saatfeldern bedeckt, und scheint ein Lieblingsaufenthalt der wilden Tauben und Turteltauben zu sein. Die vielen, zum Theil warmen Quellen, die aus dem Hattinthal herabströmen, erzeugen die große Fruchtbarkeit der Gegend. Die unansehnlichen Ruinen von Tel Hum sollen die Stätte sein, wo Kapernaum lag; aber Niemand kann mit Sicherheit sie nachweisen; das Wehe, das der Herr über sie, über Bethesda und Charizim aussprach, ist erfüllt. Daß dort einst eine ansehnliche Stadt gestanden, bezeugen die Überreste einer alten, kunstreich gepflasterten, den altrömischen ähnliche Straße.

Anderthalb Stunden lang den allmälig steiler ansteigenden Abhang des nördlichen Bergkessels hinanklimmend, erreichte man den Khan Dschob Yusef oder des Josephsbrunnens. Auf dem Wege dahin wendeten sich die Blicke oft zurück zum Genezarethsee, der in seiner Länge (etwa fünf Stunden) und Breite (etwa zwei Stunden) den reizendsten Anblick gewährte. Das verfallene Gemäuer des Khans, eines sarazenischen Herbergshauses, enthält einen Schöpfbrunnen, welcher, wenn nicht ein anderer auf der östlichen Anhöhe gelegener, halbverschütteter Brunnen, die Grube gewesen sein soll, in welche Joseph von seinen Brüdern geworfen ward. Doch widerspricht dieser Sage die Schrift, welche Dotham am Abhange der Gebirge Gilboas gegen den Jordan hin als den Ort bezeichnet, wo Joseph von Sichem aus seinen Brüdern begegnete.

Der Weg zog sich noch weiter bergan; eine herrliche Aussicht; rückwärts nach dem Tiberiassee, nahe zur Linken auf das nordwestlich hoch auf den Bergen gelegene Saphet oder Szaffad, eine der vier heiligsten Stätten der noch auf dem Trost Israels harrenden Juden, von den Templern einst stark befestigt, dauerlich durch Erdbeben sehr verwüstet, angeblich die Stadt, „die auf einem Berge liegt und deshalb nicht verborgen bleiben kann", die Christus, als er diese Worte sprach, vor Augen hatte. In weiterm Aufsteigen ward die Aussicht auf die unbeschreiblich majestätische Gegend immer gewaltiger; aber ein großer Theil der Ortschaften zur Seite des Weges lag seit dem neuesten weithin zerstörenden Erdbeben in Trümmern. Unter den geschichtlich merkwürdigen Orten, die man von dieser Höhe noch einmal überschaute, leuchtete auch, rechts vom Merromsee, Paneas, das alte Cäsarea Philippi, hervor; ein wenig rechts von da, im Norden des Sees, ist die Stätte von Lais oder Dan, wo zuerst ein ganzer Stamm des erwählten Volkes den Gott der Väter verließ und dem gestohlenen Götzen diente, und später ganz Israel dem Kälberdienst Jerobeam's sich hingab.

Der Weg wendete sich ostwärts durch ein Blumengefilde und streckte sich dann den steilen Abhang hinan zur Jakobsbrücke, bei der das Nachtlager aufgeschlagen ward. Daß hier Jakob mit seinen Söhnen bei der Rückkehr aus Mesopotamien über den Fluß gegangen, wie die Sage berichtet, wird durch die Zeugnisse der heiligen Schrift nicht hinreichend bestätigt. Der Jordan aber bildet hier die Grenze, auf der man vom heiligen Lande scheidet; noch einmal bot sich der heilige Fluß, dessen Lauf, im Ganzen kurz, so außerordentlich und bedeutungsvoll ist, der Betrachtung dar. So tief unter dem Spiegel des Meeres, von der herrlichen Stätte des Ursprungs am Antilibanon, zieht er seine Bahn durch majestätisch schöne Auen, wie insbesondere die am Merom und im Thal von Paneas sind, und eilt in immer schnellerm Lauf der See zu. Bei der Jakobsbrücke ist er mit einer großen Masse hohen Papyrusschilfs bewachsen; seine Breite beträgt dort nur 80, seine Tiefe an wenigen Stellen über 4 Fuß. Die Brücke ist von alter fester Bauart, von vier Bogen getragen. Von dem Castell, welches die Kreuzfahrer erbauten, ist nur noch wenig übrig. Ansehnlicher sind die noch stehenden Mauern einer großen Karavanserei. Regen und starker Thau ergossen sich am Abend und in der Nacht über die Reisenden.

An der steilen Bergwand, welche das Jordansthal dort begrenzt, stieg man am Morgen in das Grenzland des alten Kanaan hinan, eine Landschaft, die zu Christi Zeit zu dem fruchtbaren Basan gehörte, die Provinz Ituräa. Immer weideten sich die Blicke an unvergleich schönen Fernsichten und an der Fülle blühender Gewächse umher. Um Mittag ruhte man bei Nowaran, einem zwischen altem Gemäuer im Wallnuß- und Eichenwalde liegenden turkomannischen Dorfe, auf dessen Stätte einst Nuara, eine ansehnliche Stadt, stand. Höher hinauf, jenseit des nördlichen, waldbewachsenen Eberhügel (Tell el Khanzyr) auf der Hochebene findet sich ein gemauertes Wasserbehältniß, das (von Seetzen u. A.) für die Quelle Phiala gehalten wird, aus der nach alten Zeugnissen der Jordan entspringt und deren Wasser zunächst in einem kleinen Teiche, Birket Ram, oder Abu Ermeil genannt, sich sammelt. Das Volk der Umgegend versammelt sich noch jetzt bisweilen

um diesen für heilig gehaltenen Brunnen. Von da steigt der Weg weniger merklich und senkt sich dann nordwärts nach Kannoytra zu, einer Hauptstation der Karavanen zwischen Damaskus und Ptolemais, auf dem Rücken des Dschebel Hoisch, der sich gegen Norden dem Gipfel des Antilibanon zuneigt und als dessen Fußgestell gelten kann, obwol derselbe noch an acht Stunden entfernt ist. Der dachlose, schmuzige Khan lud nicht zum Nachtlager ein, welches man, obwol der scharfe, kalte Luftzug auf der Höhe, der zum heftigen Winde wurde, ein schirmendes Obdach sehr wünschenswerth machte, im Freien an einer alten niedrigen Mauer erwählen mußte. Man war da wie aus drückender Sommerhitze in erstarrenden Winterfrost versetzt, und das karge Mahl, das aus dem nicht fernen Orte herbeigeschafft ward, eignete sich nicht, die Beschwerden dieser Ruhestätte zu erleichtern.

Von Frost und Nässe starrend erwachte der Verf. an seinem Geburtstage (26. April), und hungernd mußte er auf dem vom Regen und Nebel durchnäßten Pfade, der eine erwärmende Fußwanderung nicht zuließ, weiter ziehen, bis zwei Uhr Nachmittags, wo in dem Örtchen Sasa Brot und Milch zu erlangen waren. Dort ist ein gut eingerichteter Khan; man eilte aber, durch die eben nicht anmuthige Gegend nicht gefesselt, weiter; nur der Dschebel Scheikh, der Königssitz des ewigen Schnees, lag auf der ganzen Wanderung klar vor Augen. Endlich zeigte sich im Glanz der sinkenden Sonne wie eine grüne Insel im Schirm ihrer Berge die Gegend von Damascus. Aber es mußte, ehe dieses erreicht ward, noch ein Nachtlager im Freien, diesmal hinter einem schirmenden Pappelwalde, in der Ebene am Chanel Scheikh bezogen werden, wo kalter Nebel, der nicht fern als Reif niedersank, neues Unbehagen verursachte. Doch zog man am Morgen fröhlich weiter und erblickte bald die weißen Minarets von Damascus. An dem vormals von Ebioniten bewohnten Kokab vorüber gelangte man schnell bis zu den Gärten von Damascus, und vor 12 Uhr Mittags an die Pforten des lateinischen Klosters, dessen strenge Clausur zwar die Pilger nicht, aber die Pilgerinnen in ein Nebengebäude, und da dieses bereits von einer Unzahl Wanzen occupirt war, in das Haus eines verehelichten griechischen Geistlichen verwies.

Das herrliche Dimisk oder Schams (der orientalische Name der gesangreichen und vielbesungenen Stadt), die Heimat von Sadi's „Rosengarten" und die Pforte zum Tempel orientalischer Mystik, machte auch auf die christlichen Pilger einen gewaltigen Eindruck und gewährte ihnen einen ebenso behaglichen wie geistbelebenden Aufenthalt, zumal durch Ibrahim Paschas kräftigen Schutz die Christen jetzt gegen den mohammedanischen Fanatismus, unter dessen Druck sie nirgend mehr als in Damascus, bisweilen nicht ganz ohne eigene Schuld, seufzten, gesichert sind. Fast ebenso hoch wie Jerusalem und nördlicher liegend, in der Nähe des ewigen Schnees auf dem Antilibanon, wird die Gegend zu Zeiten von Frost und Schnee heimgesucht; doch ist ihre mittlere Temperatur eine bedeutend hohe, und in geschützter Lage gedeihen die Dattelpalme, die Orange und Citrone, der Storax und der hohe Nebekbaum, Granaten, Feigen und Oliven. Um die „schöne Fürstin der Städte" her entfaltet sich eine herrliche Vegetation; zu den edelsten Gartengewächsen gesellt sich die Fülle aller edeln Obstarten, umfangreiche Wälder bildend, vornehmlich die Apricose. Der Wein wetteifert in Feuer und Lieblichkeit mit dem edelsten spanischen. Der Pharpharfluß, jetzt Barrada, umströmt und durchströmt die Stadt in sieben Armen, deren klares, wohlschmeckendes Wasser in eine unzählige Menge von Kanälen und Gräben sich vertheilt, und die Quelle Findschah ergießt sich als ein starker Bach in die Barrada.

Im Norden der Stadt fällt ein sonderbar gestalteter, altarförmiger Berg in die Augen, der Kasiun, auf welchem Abel's Altar gestanden und sein Blut von Bruderhand vergossen worden sein soll. Daher der uralte Name, der einen Becher oder Teich des Blutes bedeutet. Den Bekennern des Islam ist die Stadt und Umgegend um so mehr eine geweihte Stätte, da sie die Gräber von 40 Jüngern Mohammed's enthält, vieler ihrer gepriesensten Mystiker und Weisen, auch der hochbegabten Herrscher Nureddin und Saladin, und in der großen Moschee der Ommiaden, „dem Wunder der Baukunst", die Stätte, wo Osman, der Sammler des Koran, ermordet ward. Der Christ gedenkt dort des Paulus, dem in Damascus die Augen aufgethan und das Herz gestärkt ward, Den zu verkündigen, den er zuvor verfolgt hatte.

Wir dürfen den Verf. nicht auf allen seinen Wanderungen in und um Damascus begleiten, sondern nur Weniges aus der Fülle seiner Mittheilungen herausheben. Die syrische Hauptstadt hat mindestens 200,000 Bewohner, unter denen 25—28,000 Christen, die größere Mehrzahl Römischkatholische, und etwa 5000 Juden sein mögen. Christen und Mohammedaner zeichnen sich hier vor allen Morgenländern durch große Thätigkeit und Betriebsamkeit aus; die köstlichen Stahl-, Gold- und Silberarbeiten, die mannichfachen Webereien in Seide, Leinen und Baumwolle, die Gewerbe in Leder, Holz und Elfenbein, die Bereitung von Balsamen, Essenzen, aromatischen Ölen, wohlriechenden Wassern und die gepriesenen Bäckereien erhalten den alten Ruf der Stadt. Der weite Bazar enthält eine Schaustellung des Schönsten, was die Stadt hervorbringt. Die große und prächtige Moschee der Ommiaden, ursprünglich ein herrlicher Junotempel, dann in die christliche Marien- oder St.-Johanniskirche verwandelt, zeigt noch jetzt die Spuren ihrer frühern Bestimmung. Andere ausgezeichnete Bauwerke können hier nicht erwähnt werden; der Denkmäler des christlichen Alterthums finden sich nur wenige. Mehmed Ali hat die höchste Gewalt in der Stadt einem katholischen Christen, dem edeln Bakary-Bei anvertraut. Nächst ihm ward besonders der Padre Präsidente des lateinischen Klosters, ein Spanier von hoher Abkunft, in Frömmigkeit, Demuth und Liebe seinen Conventualen vorankeuchtend, dem Verf. sehr werth.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 109. — 19. April 1841.

Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 u. 1837 von G. H. v. Schubert. Dritter und letzter Band.

(Fortsetzung aus Nr. 108.)

Am 1. Mai verließen die Reisenden das schöne Damascus und zogen durch das Thal der Thäler, das im Westen der Antilibanon, im Osten der Libanon begrenzt, dem in seiner Mitte liegenden Baalbek zu. Der Weg ging erst bergan und bot da noch entzückende Aussichten dar, dann meist an den grünenden Ufern des Barrada hin, zu dem schöngelegenen Dorfe Hhassenin oder Sanin, am nördlichen Fuße des Nebi Abel, auf welchem Kain seinen Bruder begraben haben soll. In der Nähe lag wahrscheinlich Abila, von welcher die Provinz Abilene ihren Namen hatte. Weiterhin eine Gegend von entzückender Schönheit; dem Ufer des Flusses folgend, ein enges Felsenthal, mit einer Menge weiter Felsengräber, dann über eine steinerne Brücke auf die nördliche Seite des Flusses, der hier mehre, zum Theil ansehnliche Wasserfälle bildet, hinaus in eine baumlose Ebene, in der das unbequeme Nachtlager aufgeschlagen werden mußte, das abermals durch kalte Nebel und Regen sehr beschwerlich ward. Schon mit Aufgang der Sonne eilte man weiter und erreichte in anderthalb Stunden Zebdeni (Sabbethani), in Gärten und Maulbeerpflanzungen gelegen, großentheils von Christen bewohnt, gut gebaut und reinlich, Sitz eines Bischofs. Jenseit dieses Orts ward der Fuß des Antilibanon betreten und nach Westen hin zum Hochrücken des Gebirges hinangestiegen und bald nach Mittag die Höhe des Passes erreicht. Anhaltender, endlich heftig werdender Regen nöthigte zur Einkehr in Zarain, einem von griechischen Christen bewohnten Örtchen, dessen Geistlicher den Reisenden das kleine dürftige Kirchlein, das kaum hinreichend Schutz gegen den Regen gewährte, zur Nachtruhe anwies. Am nächsten Morgen trat man bald in das wunderschöne Bekaa- (Bikat-) Thal ein, das zwischen dem Libanon und Antilibanon majestätisch sich hinzieht. Bald erblickte man nun das ersehnte Baalbek, das noch vor Mittag erreicht ward, ein armseliger Ort, neben den Ruinen seiner vormaligen Herrlichkeit. Der Bischof der unirten Griechen gewährte in seinem dürftigen, verfallenen Hause den Reisenden ein erträgliches Obdach.

Baalbek, das alte Baalgad, Baalhamon, Baalath, auch Beth-Semes (Haus der Sonne), später Heliopolis genannt, im Thal der Thäler, dem alten Cölesyrien, zwischen dem Libanon und Antilibanon, im grünenden, wasserreichen Thal und an hohen Gebirgswänden, wenige Stunden vom Ursprunge des Orontes, der nordwärts fließt, und des Leontes, der seinen Lauf nach Süden nimmt, gelegen, war nicht blos zur Zeit des israelitischen Reichs, sondern auch noch zur Zeit der Kreuzzüge angesehen und mächtig, noch im 15. Jahrhundert eine reiche Stadt und schwer zu bezwingende Feste; jetzt wohnen dort in dürftigen Hütten 3—400 Christen und 7—800 Mohammedaner. Die kolossalen Tempelruinen sind die, selbst in ihrer Verwüstung noch imponirenden Überbleibsel zweier Tempel, welche römische Baukunst auf dem alten Grunde und aus dem unverwüstlichen Material älterer Bauwerke errichtete und wahrscheinlich nie vollendete. Der Tempel der Sonne (des Baal) war wol kleiner als der höher gelegene, der ein Pantheon gewesen sein soll, aber gleichwol von ungemeinen Dimensionen, und trägt noch die Spuren wunderbar schöner Architektonik, obwol mannichfach entstellt durch sarazenische Anbaue. Von der durch Kaiser Theodosius bewirkten Verwandlung dieses Baalstempels in eine Christenkirche ist kaum noch eine Spur vorhanden. Am besten erhalten ist auf der Stätte des alten Baalbek ein schöner runder Tempel mit korinthischen Säulen aus vorsarazenischer und ein wohl gebautes Bad aus späterer Zeit nebst zwei Moscheen, die aber durch das neueste Erdbeben sehr gelitten haben. Die treue und beredte Schilderung dieser majestätischen Ruinen muß im Buche selbst gelesen werden.

Am 4. Mai zog man im grünen Thal unter heiterem Himmel, die Schneemassen des Libanon zur Rechten und in die mit dichtbelaubten Bäumen und Dörfern besetzten Schluchten des Antilibanon zur Linken hineinschauend, durch das prachtvolle Bekaathal nach Kerak, in dessen Nähe, auf der Südseite der Stadt das angebliche Grab Noah's liegt, das von den Mohammedanern wie von Maroniten und Drusen verehrt wird. Gegen Abend ward das auf einem Felsenhügel schön gelegene Städtchen Sachile erreicht und in dem freundlichen Maronitenkloster ein bequemes Nachtlager gefunden. Rings umher blühten in reicher Fülle Rosen und Granaten, denen das dunkle Grün des Weinstocks zur Folie diente; am stillen Abend tönten aus einer mächtigen Gebirgsspalte die Glocken des griechischen Eliaskloster und anderer Klöster und Kirchen der Stadt und Umgegend herüber, und in süßem Frieden feierten unsere

Reisenden die letzten Stunden des Himmelfahrtsfestes. Sachile ist von 5—6000 Christen, meist unirten Griechen, zu denen in neuerer Zeit katholische Maroniten sich gesellt haben, bewohnt; sie brachten ins Kloster zur Bewirthung der Fremden feurigen Wein, welchen die Mönche mit gastlicher Freundlichkeit reichlich spendeten.

Am nächsten Morgen zog man, von einem maronitischen Klostergeistlichen begleitet, weiter und grüßte noch einmal von fern den schneeigen Gipfel des großen Hermon, die Gebirge und Auen Palästinas. Bald erblickte man von einem Hochrücken des Libanon aus ein tief einschneidendes Kesselthal, mit dichten Waldungen und mehren maronitischen Ortschaften besetzt, unfern wie einen Wolkendamm das Mittelmeer und bald unterschied das Auge die Masten der Schiffe im Hafen von Beirut. Man übernachtete auf dem platten Dache eines Nebengebäudes des Khan Hhuffein. Am folgenden Mittag ward das ersehnte Beirut erreicht, wo ein guter italienischer Gasthof, der erste nach beinonatlichen Nachtlagern unter freiem Himmel oder den Klöstern, die Müden aufnahm und erquickte.

In Baalbek hatten die beiden jüngern Reisegefährten, die Doctoren Roth und Erdl, mit dem Dragoman, Hrn. Mühlhofer, und einem landeskundigen Mucker (Maulthiertreiber) von den Übrigen sich getrennt, um zu den Cedern des Libanon zu wandern. Dieses zum Theil sehr beschwerliche, aber auch höchst genußreiche Reiseintermezzo hat Hr. Dr. Roth sehr ansprechend und anmuthig dargestellt und wohl in Vielen eine Sehnsucht nach den reizendsten Punkten der Wallfahrt zum Libanon erweckt; wir dürfen hier nicht länger dabei verweilen.

Die Gesellschaft vereinigte sich wieder in Beirut, dem alten Berytus, im Alten Testament Berotha oder Berothai, unter den einst mächtigen Seestädten der westasiatischen Küste, unter denen das armselige Saida kaum noch eine Spur von dem herrlichen Sidon und das unbedeutende Gebirgsdorf Zarfend Zeichen seiner Abstammung von dem reichen Tyrus an sich trägt, noch die einzig bedeutende. Die 20000 Bewohner sind Türken, Araber, Drusen und viele lateinische und griechische Christen, meist mit der Zucht der Seidenwürmer und Verarbeitung ihres Gespinnstes beschäftigt. Die europäischen Consuln, an welche die Reisenden empfohlen waren, besonders der griechische, Hr. Thasee, erwiesen ihnen viele Freundlichkeit. Die Huld des Königs von Griechenland hatte durch sein Ministerium bei allen griechischen Consulaten an der Küste dem Verf. mit seinen Gefährten die günstigste Aufnahme bereitet.

Beirut, am Fuße des Libanon gelegen, ist reich an herrlichen Gaben der Erde; unten an der heißen Meeresküste ist ein Land der Palmen, der Orangen und aller der edelsten Südfrüchte; höher hinan reifen die köstlichsten Obstarten und edler Wein; Wälder von Ölbäumen grenzen an die der Pistazien und der Wallnüsse; das Getreide gedeiht in reicher Fülle. Eben standen in der Nähe der türkischen Begräbnißplätze die Azedarachbäume in voller Blüte, und in ihren Zweigen sang die orientalische Nachtigall, der Bulbul. Der Libanon steht nahe in einsamer Erhabenheit, wie ein Hausvater segenspendend. Das liebliche Pfingstfest ward in dieser herrlichen Gegend und in der Kapelle der anglikanischen Kirche gefeiert. Heiter eilte die ganze Woche dahin; aber die Sehnsucht nach der Heimat erwachte hier, wo die morgenländische Reise endete, mit erneuter Gewalt. Ein griechisches Segelschiff ward zur Fahrt gewählt; der Kapitain, in Patras heimisch, ließ hoffen, daß man zu diesem ersehnten Eilande vielleicht in sieben oder acht Tagen gelangen werde. Mannichfach beschenkt von den in Beirut gewonnenen Freunden, bestiegen unsere acht Pilger am 17. Mai das kleine und fast alte Schiff, das außer ihnen einen jungen Griechen, der den herrlichen Namen Homer führte, und den Capitain mit dem Steuermann und sieben Matrosen aufnahm. Der Tag neigte sich schon, als das Schiff endlich die Anker lichtete; die Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten noch den Gipfel des Libanon; bald war die ganze Küste in die Schatten der Nacht gehüllt und tauchte nur am folgenden Morgen noch einmal aus den Fluten empor, bis endlich auch das ehrwürdige Haupt des Libanon entschwand. Die Segel wurden nur selten und sparsam vom Winde geschwellt; langsam gelangte das Schiff weiter. Am 20. Mai lag das reiche schöne Cypern nahe und deutlich vor Augen; aber dort drohte eine langwierige Quarantaine, die man vermeiden wollte, und so mußte man an der Insel, die dem Naturforscher, vornehmlich dem Botaniker die reichste Ausbeute gewährt, vorüberziehen, nur von fern die Augen weidend an dem schönen Gebirge, dessen Hauptrücken fast von Ost nach West mitten durch die Insel verläuft und noch immer Reste der alten herrlichen Waldungen trägt. Zwar warf man in der Bucht von Limasol Anker, um Wasser und Lebensmittel einzunehmen, und man durfte das Land betreten, aber nur bis zu dem hochumzäunten Platze der Quarantaine, in dessen Nähe einst das berühmte Amathus und die Tempel des Jupiter, der Venus und des Adonis lagen und noch jetzt der süße, feurige Cyperwein wächst.

Bei hartnäckiger Windstille war die Fahrt peinlich langsam und der Vorrath von Lebensmitteln bald erschöpft; am 26. Mai erhob sich ein heftiger Sturm, der das Schiff wieder nach Asien zurücktrieb; schon war die Küste von Lycien fast erreicht, schon hoffte man in die Bucht von Castellrosso einlaufen zu können, da warf ein heftiger Windstoß wieder hinaus ins offene Meer. Am folgenden Morgen trieb der Sturmwind das Schiff gen Osten bis in die Nähe von Cacamo, dessen sicherer Hafen, drei bis vier Stunden westwärts von Myra, der ehemaligen Hauptstadt Lyciens, endlich erreicht ward; dort lag das Schiff sicher, nur von minderen Wellen bewegt, vor Anker, während außerhalb der Bucht die hohen Wogen noch draußen. Die Matrosen fuhren im kleinen Boot nach der nordöstlichen Küste hinüber, Trinkwasser einzunehmen; der Verf. mit einigen Gefährten begleitete sie, und dort fand man die Ruinen einer weit ausgedehnten Nekropolis, Sarkophagen von bedeutender Größe und ungemeiner Schönheit. Etwas ostwärts, jenseit eines Felsenvorsprungs, liegt ein von Griechen bewohntes Dörfchen, aus dem ein Überfluß von Nahrungsmitteln herbeigeschafft ward. Der folgende Tag

ein Kloster und Hospiz auf dem Felsenriff. Zuerst das Dörfchen Skala, dann die Ruinen eines alten festen Burg und mehrer mit Kunst gebauten Gebäude mit schönen Portalen und Friesen, starken Gewölben und Bögen. Oben hat man eine köstliche Aussicht. Auf einem Fischerkahn gelangte man hinüber an das jenseitige Ufer; auch da fand man Reste eines Tempels und mehrer Gebäude und wieder eine Nekropolis, in deren Nähe wahrscheinlich einst ein ansehnlicher Ort stand.

Am 29. Mai wurden wieder die Segel gelichtet; mühsam gelangte man aus der Bucht ins Meer und schwebte dann von neuem bei ungünstigem Winde unsicher hin und her. Am 31. Mai ward Nachmittags Luft und Meer still und es that sich das prachtvolle Panorama der nahen Küste auf — tief im Lande die hohe Gebirgskette des Taurus, von Osten nach Westen mit ihren schneebedeckten zackigen Gipfeln sich hinziehend — auf einer Anhöhe nahe an der Küste die Ruinen von Patara, dem Delphi des Ostens; das Orakel des Hains und Tempels des Apollo war das berühmteste in Kleinasien. Patara hatte einst einen vortrefflichen Hafen, in welchem, sowie in jenem von Myra, der Apostel Paulus landete. Im Westen der Ruinen von Patara fällt der kleine lycische Xanthus ins Meer, an dessen Mündung die Stadt Xanthus mit ihrem berühmten Sarpedontempel lag. In weiter Ferne gen Westen zeigte sich das Gebirge von Rhodus.

Am 1. Juni rückte man Rhodus etwas näher; man konnte aber auch am folgenden Tage dort nicht einlaufen, weil widriger Wind es verhinderte und die dort, wie man wußte, ausgebrochene Pest es widerrieth. Am 3. Juni kam man an Symi und Knidos vorüber; der Capitain aber vertröstete, obwol die Vorräthe fast ganz erschöpft waren, auf Cos (Stanchio), wo er am nächsten Morgen Anker zu werfen hoffte. Da trat wieder Windstille ein, Nachmittags zwar ein günstiger Wind, der das Schiff pfeilgeschwind an dem schönen Nysiros vorübertrieb, gegen Abend aber ein heftiges Gewitter mit Sturm, der das Landen unmöglich, obwol bei überhandnehmendem Mangel an Nahrung sehr wünschenswerth machte. Dazu erklärte der Capitain, daß er die Fahrt nach Patmos für bedenklich halte und gerades Weges nach Syra zu steuern gedenke.

Nach einer unruhigen Nacht folgte am Morgen eine freudige Überraschung: das Meer war etwas ruhiger, der Wind hatte seine Richtung geändert und das Schiff war nahe an Patmos. Schon unterschied man die Häuser, das Kloster der hochgelegenen Stadt; aber so nahe am ersehnten Ziel hemmte abermals Windstille die Fahrt, bis man endlich aus einer Bucht in die andere zum Hafen von la Scala gelangte, in welchem am Mittag die Anker geworfen wurden. Die Reisenden ließen sich eilig ans Land setzen, wo sie nach kurzem Aufenthalt bei dem Quarantaineaufseher endlich ihren Hunger stillen durften. Das Empfehlungsschreiben vom griechischen Consul in Beirut war voraus nach der Stadt gesendet, und bald begrüßte Einer vom Magistrat der Stadt und ein Geschäftsführer des Klosters die Reisenden. Im schön und hoch gelegenen Hause des Klosterpförtners fanden sie freundlichen Empfang und behagliche Pflege.

Vier schöne Tage genossen sie auf dem hohen Felseneiland, dessen zahlreiche Buchten als ausgebrannte Krater erscheinen, wie die ganze Insel Spuren vulkanischen Ursprungs an sich trägt. Die Grotte, in welcher Johannes, der Apostel der Liebe, während seiner Verbannung gelebt und die Offenbarungen der Zukunft empfangen haben soll, ist in eine kleine Kirche eingeschlossen und gewährt an der Fensteröffnung eine herzerhebende Aussicht, im Hintergrunde, wo eine einfache hölzerne Bank zum Ausruhen einladet, einen mächtigen Reiz zur Contemplation. Daneben steht das Kloster der Apokalypse und zur Seite eine wohleingerichtete Schule. Das große Kloster des heiligen Christodulos nimmt den höchsten Punkt der Insel ein, wohlbefestigt, eine Zuflucht der Inselbewohner gegen die früheren, oft verwüstenden, jetzt nicht mehr schreckenden Anfälle der Seeräuber. Der größere Theil der Stadt liegt auf der Höhe um das Kloster her, in dessen Schirm; die untere Hafenstadt, Scalanova ist kleiner. Die ganze Insel hat nicht über 4—5000 Bewohner, mit einem bedeutenden Übergewicht des weiblichen Geschlechts, welches beständig mit künstlichen Stickereien sich beschäftigt, während Schiffahrt und Handel die Männer von der Heimat entfernt hält. So sind auch die Töchter, meist nur die ältesten, Erben des väterlichen Besitzes; die Söhne müssen sich selbst einen Hausstand gründen oder ein Schiff zu erwerben suchen. Noch ruht auf der Insel der Segen des heiligen Johannes, dem zahlreiche Kapellen an Stätten, da er nach der Sage gelehrt, gebetet, Wunder gethan, erbaut sind. Es herrscht Eintracht und Friede, fromme Häuslichkeit, heilige Zucht und Sitte unter den Bewohnern, die alle Christen sind, an den Sultan nur einen geringen Tribut entrichten und durch eine selbstgewählte Obrigkeit regiert werden. Für Erziehung und Unterricht der Kinder wird hier besonders löblich gesorgt. Waldungen fehlen der schönen Insel; das Brennholz wird durch Schiffe herbeigeführt, und als im Anfang des griechischen Befreiungskrieges die Zufuhr ausblieb, sind die wenigen Eichen, die noch vorhanden waren, gefällt worden. An den Felsenufern gedeiht der Johannisbrodbaum, in den Gärten die Wallnuß und mehre Obstarten; oben bei der Stadt und in den Gebirgsschluchten wird die Rebe gepflegt, die einen feurigen und lieblichen Wein liefert. Getreide wird nicht in hinreichender Menge gebaut. Mehre Familien erwiesen unsern Reisenden Freundlichkeit und Gastfreundschaft; freigebig von ihnen mit Vorräthen für die weitere Seefahrt ausgestattet, schied man von ihnen wie von bewährten Freunden.

Am 9. Juni Mittags wurde der Hafen verlassen; auf der hohen See herrschte wieder der Westwind, der zum Hin- und Herkreuzen nöthigte, aber doch langsam vorwärts schiffen ließ und darum willkommener war als die wiederkehrende Windstille, die ihm aber doch wieder weichen mußte. In diesen Gewässern war auch die langsame Fahrt nicht langweilig; die Augen weideten sich an dem Gebirge von Ikaria, an Amorgos, der Geburtsinsel des

Dickeres Simonides, am Gebirge von Naxos und dem hohen Dimastesberge von Mykonos. Die gefährlichen, hoch hervorragenden, mit vielen unsichtbaren Klippen umgebenen Felsenriffe, von den Schiffern die Ochsen genannt, wurden glücklich umschifft, und aus dem gefahrvollen ikarischen Meer gelangte man wohlbehalten in das ägeische. Vorüber an Stenosa, an dem reichen Naxos, an dem marmorergiebigen Paros, der Geburtsstätte der Archilochos, an dem herrlichen Delos mit seinem erhabenen Cynthusberge, dem Mittelpunkte der zwölf Cykladen, gelangte man endlich am Abend des 11. Juni in den Hafen von Syra, wo eine vierzehntägige Quarantaine zu bestehen war. Vier Tage mußten noch auf dem Schiffe verlebt werden, weil das Quarantainehaus überfüllt war; die übrigen zehn Tage brachte man in einer Breterhütte am Strande, mehr noch im Freien zu, unter anmuthigem Wechsel von Arbeit und Erholung, kleinen Wanderungen innerhalb des abgegrenzten Bezirks, oft besucht von deutschen Freunden, die in einiger Entfernung am Felsen landen und von dort aus eine Unterhaltung anknüpfen durften. Und so behaglich war der Aufenthalt in dem lieblichen Syra, daß man auch nach überstandener Contumaz gern noch vier Tage dort verweilte.

Die Stadt breitet sich am Abhange einer Gebirgsbucht amphitheatralisch aus, die Altstadt mit ihren großen Kirchen und Klostergebäuden, hoch auf dem Berge, die Neustadt in der Nähe des Hafens, großentheils unter Leitung des wackern bairischen Baumeisters Erlacher erbaut. Besonders auszuzeichnen sind hier die Schulanstalten. Das Gymnasium steht unter Leitung eines gelehrten Deutschen, Dr. Fabricius; die Volksschulen, sowol für Knaben als Mädchen, dirigirt der wackere Hildner, ein Thüringer, der sich aus innerm Beruf zum Missionnair gebildet hatte, und der Amerikaner Robertson; alle übrige Lehrer und die Lehrerinnen sind Griechen. Diese Anstalten gedeihen sichtbar und wirken höchst segensreich. Es war einmal gelungen, gegen diese von Ausländern gegründeten Schulen das Volk aufzuwiegeln, unter dem Vorwande, die Fremden seien Ungläubige oder Ketzer und suchten die herrschende Kirche zu untergraben, obwol der Religionsunterricht von Lehrern jeder Confession ertheilt ward. Allmälig aber hat eine bessere Überzeugung Raum gewonnen, und der uneigennützige Eifer der Förderer gesunder Volksbildung wird nun allgemeiner anerkannt.

(Der Beschluß folgt.)

Kritische Darstellung der Socialtheorie Fourier's von A. L. Chuzoa. Herausgegeben durch Gustav Bacherer. Braunschweig, Meyer sen. 1840. 8. ⅔ Thlr.

Die Werke Fourier's erfodern ein mühsames Studium, dem, bei der Ungewißheit des Werthes der zu erlangenden Resultate, Wenige sich zu unterziehen geneigt sein möchten. Bei der nicht zu leugnenden Wichtigkeit der Sache ist daher eine leicht übersichtliche Darstellung des Fourier'schen Systems recht wünschenswerth. Die von dem pseudonymen Verf. gegebene hat das Verdienst, daß sie klar und in reiner einfacher Sprache geschrieben ist und wenigstens die Hauptpunkte des Systems auf lichtvolle Weise veranschaulicht. Mit Unrecht nennt sie sich aber eine kritische, da sie sich auf eine vergleichende Beurtheilung der Grundzüge des jetzt herrschenden Concurrenzsystems mit denen der Fourier'schen Socialtheorie nicht einläßt, sondern Fourier's Ansichten nur ein paar Mal in Bezug auf Nebendinge bestreitet. Auch hätten wir eine etwas genauere Entwickelung der Resultate des Systems auf den menschlichen Leiden und Neigungen (Fourier legt 12 zum Grunde, passions sensitives, affectives und distributives, von denen hier blos die letzten bei der Serienbildung genannt werden) gewünscht. Auf die Sache selbst können wir hier nicht eingehen. Wir müssen aber der vorliegenden Schrift die Aufmerksamkeit des Publicums wünschen, weil wir das demselben dadurch näher gebrachte Fourier'sche System für eine bedeutende Erscheinung halten. Sein langes Unbeachtetbleiben glauben wir jener nüchternen Altklugheit zuschreiben zu müssen, die eben Witz genug hat, einzusehen, daß dergleichen mit dem Herkömmlichen und Angewöhnten streitet und also „nicht geht", die aber vom Geiste der Gegenwart überwunden ist. Mindestens wird man durch den kritischen Theil des Systems über die socialen Zustände der Civilisation eine Aufklärung erlangen, an welche von dem angewöhnten Gesichtspunkte aus gar nicht zu denken ist. 102.

Literarische Notiz.

Einer der wichtigsten Beiträge zur Literatur über Tacitus ist der eben erschienene achte und letzte Band der französischen Übersetzung des Tacitus von Panckoucke. Dieser Band enthält einen neuen, höchst gewissenhaften und vollständigen Index, eine Abhandlung über die Manuscripte und eine Bibliographie von 1055 Ausgaben dieses Autors, welche von dem Übersetzer seit 40 Jahren mit unermüdlichem Eifer gesammelt worden. Die Angaben über die verschiedenen Manuscripte sind noch von keinem Übersetzer geliefert worden. Der Übersetzer hat noch zur Vermehrung des Interesses drei Facsimile hinzugefügt, worunter ein Facsimile des pariser Manuscripts. Die Bibliographie der 1055 Ausgaben umfaßt alle diejenigen, welche von 1470—1840 in Frankreich, Deutschland, Holland, Dänemark, Schweden, Portugal, Spanien, Italien u. s. w. erschienen sind. Ein französisches Journal ruft triumphirend aus: „Man klagt uns Franzosen an, aber mit Unrecht, daß wir die ernsten Studien vernachlässigten; wir sind von diesem Vorwurfe durch die vorliegende Arbeit gereinigt: man sieht daraus, daß 49 von unsern Landsleuten vollständige Übersetzungen des Tacitus geliefert haben, während Deutschland deren nur 16, England nur 9 aufzuweisen hat. In Paris sind im Ganzen 170 Ausgaben des Tacitus erschienen, in Amsterdam dagegen nur 53, in Berlin 27, in Frankfurt 35, in Halle 28 u. s. w." So ist denn glücklich bewiesen, daß die Franzosen auch in Sachen der Philologie die erste Nation der Erde sind. Aber ist die Angabe der in Deutschland und England erschienenen Übersetzungen auch genau? Ist es schmeichelhaft für Paris oder die deutschen Städte, ist es wenigstens nicht unpassend, das so viel kleinere Berlin, oder gar das kleine Halle mit Paris concurriren lassen zu wollen? Liegt es nicht vielmehr auf der Hand, daß Frankfurt, welches eine 17 oder 18 Mal geringere Volkszahl besitzt als Paris, verhältnißmäßig mehr in der Edirung des Tacitus leistete, da die Verhältnißzahl der zu Frankfurt und der zu Paris erschienenen Ausgaben wie 1 zu 5 ist? Warum werden nicht die in ganz Deutschland und in ganz Frankreich erschienenen Tacitusausgaben summirt? Aber auch in diesem Falle beweist sich, daß den Parisern die Metropolis für ganz Frankreich gilt, und dies möchte in der That der einzige Punkt sein, worin die Franzosen ihre so oft in Anspruch genommene Ähnlichkeit mit Rom und den Römern einigermaßen, wenn auch nicht mit demselben Rechte behaupten können. — 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 110. — 20. April 1841.

Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 u. 1837 von G. H. v. Schubert. Dritter und letzter Band.

(Beschluß aus Nr. 109.)

Das griechische Schifflein, auf welchem man am 29. Juni um Mittag aus dem Hafen von Syra fuhr, war eng und unbequem und hatte kaum für die acht Reisenden und vier Schiffsleute Raum genug. Der kräftige Nordwind schwellte die kleinen Segel und war als Seitenwind der Fahrt nicht ungünstig; am Abend fuhr man an Thermia (Kythnos) vorüber. Der frühe Morgen weckte zum Anschauen aller der classischen Stellen, die fern und nah den Augen sich darboten. Fast in Osten lag Ceos, die fruchtbare Insel; fern im Norden erhob sich wie ein bläuliches Gewölk das hohe Gebirge Oche (jetzt St.-Elias) an der Südspitze von Euböa (Negropont), an dessen Felsenküste Agamemnon's Flotte bei der siegreichen Heimkehr von Troja, später ein Theil der drohenden persischen Seemacht ihren Untergang fand. Die aufgehende Sonne beleuchtete das naheliegende Vorgebirge von Sunium (Capo Colonni), es ward umschifft und ein günstiger Ostwind trieb rasch vorwärts. Da trat Ägina hervor, dann Salamis, endlich die Akropolis von Athen und der Wald von Mastbäumen im Hafen des Piräus, sowie in der Meerenge von Salamis. Bald nach 10 Uhr ward im Piräus gelandet.

Es sind noch nicht zwanzig Jahre vergangen, seit um den altberühmten Hafen her nur einzelne elende Lehmhütten und türkische Wachtposten standen; jetzt ist hier eine Vorstadt gegründet, die an Schönheit und Wohlstand einer der schönern deutschen Mittelstädte nicht nachsteht. Eine mit Bäumen bepflanzte Kunststraße führt bis zu dem anderthalb Stunden entfernten Athen und Fiaker und Gesellschaftswagen stehen bereit, die landenden Fremden zur Stadt zu führen. Pallas Athene's Stadt begrüßt der Pilger wol mit andern Empfindungen und Erinnerungen als Jerusalem, aber auch mit erhabenen. Der Verf. hat die große, weltgeschichtliche Bedeutung beider Städte sinnvoll und treffend angedeutet zum Zeugniß, daß er, nachdem er Zion, David's Burg geschaut, sich noch ein offenes Auge für die Akropolis und die großen Denkmäler der Vergangenheit Athens bewahrte.

Am Nachmittag zogen unsere Reisenden in die Stadt ein, die seit ihrer Wiedergeburt Griechenlands aus dem einem uralten Fischerdorfe gleichenden, mit einer dürftigen Lehmmauer umgebenen Hüttenconglomerat in eine sich täglich erweiternde, mit stattlichen, zum Theil prächtigen Gebäuden geschmückte Residenz des Königs eines freien Volks verwandelt ward. Ein trefflicher Deutscher, der Cabinetsrath Brandis, empfing die Landsleute mit zuvorkommender Güte und die huldvolle Aufmerksamkeit des jugendlichen, hochherzigen Königs, der einst Schubert's Schüler gewesen, hatte bereits ihm und den Seinen eine freundliche Wohnung bereiten lassen. Was der Verf. von dem Könige Otto und seiner erlauchten Gemahlin sagt, sind nicht Äußerungen einer lobhudelnden Schmeichelei, auch nicht blos der herzlichsten Dankbarkeit für die immer gleiche Huld, mit welcher das königliche Paar ihn und die Seinen während ihres sechzehntägigen Verweilens in Athen beglückte, sondern wahrhafte Huldigungen des ungefärbten Seelenadels, dem ein gleichgestimmtes Gemüth die gerechte Anerkennung nicht versagen kann, auch wenn der Glanz des Thrones nicht zur Folie dient. Ein Ehren- und Liebesdenkmal hat der Verf. in diesem Reiseberichte auch seinem frühvollendeten Freunde, Ignaz v. Rudhart, dem Manne von hohem Geist und musterhafter Gesinnung, errichtet, den er in Athen zum letzten Mal wiedersah; der Keim des Todes begann schon sich in ihm zu entfalten.

Die noch vorhandenen Reste der Herrlichkeit des alten Athen sind wol mit historischem Blick, mit Verstand und Liebe betrachtet, aber, weil das Buch nicht mit Wiederholung des Bekannten gefüllt werden sollte, nur skizzenhaft beschrieben worden. Es würde Niemand befriedigt werden, wenn wir hier Einzelnes herausheben wollten. Die Ruinen der Propyläen, der Akropolis, des Parthenon, des Erechtheion, des Pantheon, dieses Riesengebäudes, an welchem mehre Jahrhunderte lang gebaut worden; der Tempel der ungeflügelten Siegesgöttin und des Theseus, vor allen noch aufrecht stehend, die Stätten der Akademie und des Lyceum, der Stoa, der Zaubergärten Epikur's und der Pnyx mit ihrer noch vorhandenen Rednerbühne, von der herab Demosthenes die Wunder der Beredtsamkeit entfaltete, das Areopagus, in dessen Mitte ein noch gewaltigerer Redner, der Apostel Paulus, einst „den unbekannten Gott" verkündigte, welche großartige Erinnerungen knüpfen sich an diese Ruinen! Die freilich nur langsam fortschreitenden Ausgrabungen bringen noch manches verschüttete Werk der alten Kunst wieder an das Tageslicht und

der Naturforscher findet nicht blos in der Fülle fossiler Überreste von Landthieren in der Nähe Athens, sondern auch in der ganzen Umgegend reichen Stoff zur Beobachtung. Der atheniſche naturforschende Verein hat schon eine ansehnliche Sammlung von Naturalien gewonnen.

Der Verf. fand in Athen so viele Landsleute, daß er sich wie in eine deutsche Stadt versetzt fühlte; er nennt die Namen vieler Edeln, die ihm die lebhafteste Theilnahme und antike Gastfreundschaft erwiesen. Die eigentlichen Athenienser dieser Zeit erschienen ihm, in ihrer den Ahnen nicht unähnlichen Gestalt, bildsam, von kräftiger Beweglichkeit und Betriebsamkeit, einer schönern Zukunft zustrebend. Zu tieferer Beobachtung des Volks- und des Familienlebens war keine Gelegenheit gegeben.

Reiche Genüsse bereiteten unsern Reisenden auch die Sonntage, die sie in Athen verlebten; nächst der lange entbehrten kirchlichen Feier einmal eine Wanderung zur Stätte der Akademie, wo Plato wandelte und lehrte, und des Lyceums, wo Aristoteles die Schätze seiner Forschungen enthüllte; ein andermal zum Gipfel des Pentelicon, von dem aus die waldigen Höhen Euböas (Negropont), näher Marathons Schlachtfeld, die Insel Salamis, die Gebirge von Platäa, die Gegend von Eleusis, im Osten der Stadt der Hymettus und so viele durch ihre Geschichte geweihten Stätten des schönen Attikas überschaut wurden.

Auf Athen wollte der Verf. mit den Gefährten die Excursion nach Griechenland beschränken; das Heimweh machte immer unwiderstehlicher seine Rechte geltend; die Seele war überfüllt von so vielen und mannichfachen Eindrücken, die sie empfangen hatte, und begehrte die eingesammelten Schätze in der Heimat zu bergen. Da ein sehnlich erwartetes östreichisches Dampfschiff nicht eintraf und da der Ausbruch der Pest in Poros den Verkehr mit den Küsten des adriatischen Meeres sehr gehemmt hatte, so entschloß man sich mit dem Postschiff nach Syra zurückzukehren. Am Abend des 17. Juni segelte das bequeme, gut ausgestattete Schiff aus dem Piräus ab, mit günstigem Winde, im Schein des Vollmonds aus klarem blauen Himmel. Blieb auch der Wind nicht gleich günstig, so konnte man bei langsamerer Fahrt um so ruhiger das Vorgebirge von Sunium, um welches herum, und Keos und Thermia, zwischen denen hindurch das Schiff sich bewegte, betrachten und am Morgen des 19. Juni ward im Hafen von Syra gelandet. In den Straßen der Stadt begegnete Dr. Schubert einem jungen Mönch vom Sinai, der ihm dort lieb geworden und hier des Wiedersehens sich freute. In Geschäften seines Klosters reisend, litt er Mangel an den nöthigen Mitteln und empfing eine willkommene Gabe. Aber am andern Morgen brachte er dieselbe zurück, weil der Gedanke, daß er von einem wegen seines Irrglaubens auf ewig verdammten Manne Geld angenommen, ihm keine Ruhe gelassen, so nöthig er das Geld brauche. Die griechische Kirche allein leuchte hell wie die Sonne; zu ihr solle Schubert sich bekehren und auch den König Otto dazu bewegen.

Noch ein schöner Tag ward unter befreundeten Seelen in Syra verlebt und am Abend des 21. Juni das französische Dampfschiff der Minos bestiegen. Der Aufenthalt in der zweiten Kajüte war wie die Kost befriedigend, der Capitain freundlich und zuvorkommend. Am folgenden Morgen bei Sonnenaufgang war Syra längst den Augen entschwunden, die Inseln Seriphus (Seripho) und Syphnos (Sifano) schon zurückgelegt; am nördlichen Horizont, noch in weiter Ferne zeigten sich die bläulichen Höhen von Argolis und der Insel Hydra; im Westen der mächtige Höhenzug des Parnon im alten Lakonien (Maina); erst fern, bald näher in südöstlicher Richtung die Inseln Milo und Antimilo, das alte Melos, aus dessen vulkanischem Boden noch jetzt giftige Dünste aufsteigen, nahe dabei das alte Cimolos, jetzt Argentiere; im entferntern Osten das felsige Policandro (Pholegandros), Sikino (Sikinos), undeutlicher das kleine Nio (Jos), wo angeblich Homer's Grab war. Man konnte nicht müde werden, vom Verdeck aus diese Inselgruppen zu beschauen. Auch dem Winde entgegen trieb der Dampf das Schiff rasch vorwärts. In den Mittagsstunden traten die Küstengegenden Lakoniens deutlicher hervor; dort, unweit der Ruinen des vormaligen Epidaurus-Limera, liegt Malvasia, dessen süßer feuriger Wein vordem von den Venetianern weit verfahren ward. Das Vorgebirge St.-Angelo (Malea) trägt statt des Haines, der in alter Zeit den kleinen stillen See beschattete, wol nur noch niederes Gebüsch; aber größere Veränderung litt Cythera, jetzt Cerigo, der Geburtsort der Liebesgöttin, der auf dem höchsten Gebirge der Insel ein Tempel geweiht war. Dort begegneten sich die Völker des Westens und Ostens; um ihren Besitz, den Schlüssel des Peloponnes, kämpften die Argiver mit den Phöniziern, die Lacedämonier mit den Argivern; in ihre Häfen liefen die reichbeladenen Schiffe aus Lybien und Ägypten ein. Die Insel war reich an herrlichen Früchten, die Bewohner lebten in Wohlstand; jetzt ist sie ein ödes, wüstes Felsennest und nur die Schwärme von Turteltauben scheinen noch sich dort wohl zu befinden. Hehr und anziehend sind dennoch ihre schöngeformten Gebirge, reich an trefflichem Porphyr. Jenseit Cythera zeigt sich zur Seite der weite lakonische Meerbusen, vorwärts die lange Gebirgskette des Taygetos mit dem Vorgebirge Tänarium (Matapan), wo der Tempel und Hain des Poseidon stand, und nahe dabei die Höhle, durch welche Herakles und Orpheus den Weg zur Unterwelt fanden; die tiefere Küstengegend am Ausfluß des Eurotas und der Hafen des Trinasus (Colochina) entzogen sich den suchenden Blicken. Die untergehende Sonne beleuchtete die Westseite des Vorgebirges Tänarium, Känopolis (Kaino), wo Arion von dem Delphin ans Land getragen ward, und weiter hin gen Norden, auf der Felsenklippe von Pephnus (Peckno) die Geburtsstätte der Dioskuren.

Am Morgen des 23. Juli lag Messenien, Nestor's Königssitz, Elis, das Land alter Weisheit, und Arkadien schon weit hinter den Schiffenden; selbst mit dem Fernrohr war die Stätte des heiligsten Jupiterhaines, Olympia, wo einst Phidias' Meisterwerk, das geistvollste Bild Jupiter's, stand und die getrennten Stämme der Hellenen als Ein Volk sich vereinigten, nicht mehr zu erschauen. Am Mittag hatte auch der letzte Umriß des classischen Bodens sich ent-

zogen. Beim frühen Erwachen am 25. Juli lag Malta deutlich vor Augen. Im Hafen waren viele Menschen mit der Ausbesserung des Dampfschiffes Sesostris beschäftigt, auf welchem ein französischer Admiral in Aufträgen seiner Regierung nach Konstantinopel fahren wollte. Dieser nahm jetzt, da seine Sendung Eile hatte, den Minos in Anspruch und die 30 Passagiere desselben mußten sich entschließen, auf dem kümmerlich wiederhergestellten Sesostris ihre Reise fortzusetzen. Auf Malta herrschte die Cholera; man durfte nicht wagen dort zu verweilen; nur vom Schiffe aus betrachtete man während zweitägiger unbequemer Rast die feste, trefflich angebaute, dichtbevölkerte Insel.

Sehr früh am 27. Juli lichtete der Sesostris die Anker. Schon vor Mittag sah man deutlich die fruchtbare südliche Küste des schönen Siciliens, nahe das Vorgebirge von Pachynum (Passaro); aber Empedokles' Geburtsstadt, das einst mächtige, jetzt verfallene Agrigent (Girgenti) in der Nähe zu schauen war nicht vergönnt. Der östlichen Küste nahend, weidete das Auge sich am Anblick des Ätna, den mit seinen reizenden Umgebungen man am nächsten Morgen, da das wandelbare Schiff die Nachtfahrt nicht wagen durfte, noch ganz nahe sah, indem man dicht am Lande hinfuhr, freilich zu schnell, um mehr als einen flüchtigen Überblick zu gewinnen. Man schaute hinüber nach dem reichen, blühenden Messina, das damals von der Cholera furchtbar heimgesucht war, und gegenüber, an der südwestlichen Küste Italiens, nach Rhegium, durchschiffte glücklich die Meerenge zwischen der jetzt minder gefährlichen Scylla und Charybdis, im tyrrhenischen Meer, den liparischen Inseln zu und fuhr am Abend dicht an der Südseite des dampfenden Bergkegels des Stromboli, der ein seit Jahrhunderten brennender natürlicher Leuchtthurm ist, vorüber. Am Morgen waren die liparischen Inseln nicht mehr zu sehen; aber in blaulicher Ferne lag das fruchtbare, wald- und blumenreiche Lucanien, das Weideland des jetzigen Calabriens, und bald zeigte sich deutlich das Vorgebirge Palinurum, später u. a. das herrliche Vorgebirge Leukosia. Um Mittag kam das Vorgebirge von Sorrento und die Insel Capri zu Gesicht, einige Stunden später die Bucht von Neapel und der Vesuv, im Glanz der Abendsonne Ischia. Am 30. Juli in der Frühe erschienen die Höhenzüge des volskischen Gebirges mit dem Monte Lupino, dann die Bergreihen von Albano, minder fern die Peterskirche der Herrscherin Roma.

In Civitavecchia ward gelandet, um frische Lebensmittel einzunehmen; am Abend eilte man der gefährlichen Nähe der Küste zu entkommen. Am folgenden Tage wüthete ein gewaltiger Sturm und nöthigte den Capitain die Richtung nach Livorno zu verlassen, um an der eisenreichen Insel Elba eine sichere Zuflucht zu suchen. Da man in dem Hafen des romantisch gelegenen Porto Lunghone nicht landen durfte, wurden bei dem kleinen Porto Rio die Anker geworfen. Am 1. August war Windstille eingetreten; aber bis gegen Mittag mußte an der Ausbesserung des sehr beschädigten Dampfschiffes gearbeitet werden; gegen Abend gelangte man an die Rhede von Livorno, mußte aber, weil so spät die Aufnahme in die überfüllten Quarantainehäuser nicht zu erreichen war, bis zum Morgen auf dem Schiffe verharren. Da ward endlich den 19 landenden Passagieren das eine Stunde entfernte Hospital von S.-Leopold zur Contumazstätte angewiesen und zwar auf 35 Tage. Aber auch dieses Hospital war schon überfüllt, und so wurden die 19 Ankömmlinge jeden Standes und Geschlechts in die Halle eines Magazingebäudes gesperrt und an jedem Abend auf 10 Stunden eingeschlossen. Wir übergehen die Schilderung dieser Quarantaine, welche unsere Reisenden durch zweckmäßigen Wechsel von Arbeit und Unterhaltung sich erleichterten und verkürzten, während andere Leidensgefährten von tödtlicher Langweile zu Muthwillen oder zur Verzweiflung gebracht wurden, zumal als in Livorno selbst die Cholera ausbrach.

Endlich war die Prüfungszeit abgelaufen; am 5. September durfte der Käfig verlassen werden. Da war in Livorno keines Bleibens mehr; man eilte über Pisa weiter und traf schon am 6. September Vormittags in Florenz ein, wo abermals der Cholera wegen eine Contumaz auf 14 Tage, eine behaglichere als in Livorno, zu bestehen war. Man durfte sich frei in der herrlichen Stadt und Umgegend bewegen, und so ward dieses unfreiwillige Verweilen auch Denen, die Florenz schon früher gesehen, mannichfach genußreich, belehrend und fördernd. Über Bologna, Modena, Mantua gings der deutschen Heimat zu, deren Sprache schon vor Botzen wie ein freundlicher Gruß ertönte. Von Freunden festlich begrüßt, zogen die Pilger wohlbehalten, voll Freude und Dank wieder in München ein.

Denen, die ihnen nachpilgern wollen, sei die Notiz nicht vorenthalten, welche der Verf. in der Vorrede mittheilt. Er meint, daß, wenn eine kleine Gesellschaft von sieben bis acht Personen sich vereinigte, denselben Weg einzuschlagen, eine nicht mehr als 900 Thlr. oder etwa 1600 Fl. Rhein., ja bei der jetzigen Einrichtung der Dampfschiffahrt von Triest nach dem gelobten Lande, dann durch ganz Syrien und zurück nach Triest sogar nur etwa 800 Fl. bedürfen würde. Die Karte, welche dem dritten Bande des vorliegenden Werks beigefügt ist, würde auf einer solchen Pilgerfahrt gute Dienste leisten.

Man hat gefragt: was denn nun die Ausbeute dieser Reise sei? Was sie den Reisenden selbst gewesen, wie sie ihr inneres Leben bereichert, gekräftigt, befruchtet hat, das liegt über unsere Berechnung hinaus. Die reichen Schätze von Naturalien, mit denen sie das schon reiche münchener Universitätsmuseum ausstatteten, sind auch eine bleibende Frucht, deren Genuß zwar auf München beschränkt bleibt, aber auch eine Aussaat ist, die durch die dort einkehrenden naturkundigen Fremden und besonders durch die dort sich bildenden zahlreichen Jünglinge aus allen Gegenden Deutschlands weithin getragen wird. Das wissenschaftliche Ergebniß, wie es in den drei Bänden des Reiseberichts vorliegt, hat nicht allen Erwartungen entsprochen. Es war aber auch nicht der Zweck dieses Berichts, in ihm Alles niederzulegen, was zu einem andern Behuf, der ein wesentlicher Zweck der Reise selbst war, beobachtet, erforscht, gesammelt ward und, in einem besondern Werke mitgetheilt, auch zum Verständniß der heiligen Urkunden wichtige Bei-

nicht liefern wird. Abgetaschelde, unerhörte neue Entdeckungen konnten ohnehin aus Ländern, die so oft besucht, durchforscht und beschrieben worden sind, nicht herübergebracht werden. Die Reise nach Griechenland, deren Beschreibung man allzu dürftig befunden, war insbesondere nur ein flüchtiger Abstecher, ein Spaziergang und sollte nur das sein, da das eigentliche Reiseziel ein ganz anderes war. Wer Griechenland sowol als Palästina sich zum Ziel setzte, würde zweckmäßiger aus jenem zu diesem übergehen, nicht umgekehrt.

Was der Bericht sein sollte, das ist er wirklich: eine treue Abbildung jener Stätten des Aufgangs, deren unvertilgliche Herrlichkeit selbst unter den Greueln der sichtbaren Verwüstung noch erquickend und belebend hervorleuchtet. Wir haben, was Chateaubriand, Lamartine, Geramb, Marmont von dem heiligen Lande berichteten, mit lebhafter Theilnahme aufgenommen; wie nun ein frommes deutsches Gemüth, ein erleuchteter deutscher Geist dieselben Gegenstände gesehen, beobachtet, aufgefaßt und abgebildet hat, davon sich zu überzeugen, haben Viele Schubert's Reise begierig gelesen und große Befriedigung gefunden. Daß so bald schon eine zweite Auflage des Buchs erforderlich war, ist wol auch ein Zeugniß, daß es eine günstige Aufnahme gefunden hat. Es besteht auch die Probe, daß es bei wiederholter Lesung immer neuen Genuß und neue Befriedigung gewährt. Und so ist Ref. gewiß nur Einer von den Vielen, welche dem Verf. für seine reiche Gabe herzlich dankbar sind. F. A. Koethe.

Englische Quacksalberei.

Ein in der medicinischen Literatur Englands wohlbekannter Arzt, Dr. Charles Cowan, hat vor kurzem eine Schrift „On medical quackery" veröffentlicht, welche diesen Schmutzfleck der großbritannischen Institutionen aufs deutlichste vor Augen stellt. Die Art, wie in allen Theilen des United kingdom, und besonders in England, Hunderttausende sich von Quacksalbern um Geld und Gesundheit betrügen lassen, wirft auf die dortigen bürgerlichen Verhältnisse ein düsteres Licht und zeugt sprechender als irgend etwas für die grobe Unwissenheit in der Masse des Volks. Dieser Volksmasse wird Niemand, der sie kennt, nachsagen mögen, daß sie auf die Pfiffigkeiten des Handels und Wandels sich nicht verstehe. Somderbar daher, daß diese mistrauischen Menschen den Quacksalbern trauen, daß diese klugen Handelsleute in Bezug auf Heilung von Krankheiten leichtgläubige Kinder sind. Um, wenn auch nicht allemal reich, doch in der Regel wohlhabend zu werden, bedarf Jemand nur hinreichender Gewissenlosigkeit, specifics for bodily complaints, sogenannte Universalmedicin zu verkaufen, hinreichender Unverschämtheit, ihre untrüglich heilsame Kraft bei allen Göttern zu versichern, und hinreichender Mittel zu Zeitungsavertissements, zu marktschreierischem Puff und zu einem anständigen Haushalte. Sich von alledem verblüffen zu lassen, scheint eine Eigenthümlichkeit der englischen Natur, denn nicht in England allein, überall, wo eine bedeutende Zahl Engländer oder englische Abkömmlinge wohnen, ist das goldene Land der Universalmedicin-Verkäufer. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika wimmelt es von ihnen und laut eines mäßigen Anschlags übersteigen dort die Gebühren für betreffende Zeitungsavertissements das runde Sümmchen von 200,000 Dollars. Kaum geringer ist es für Canada, Neuschottland, Neubraunschweig und das englische Westindien. Die Arzneien sind genau die in England gangbaren: Elixirs, Pillen, Blutreinigungen, Einreibungen, Waschungen, Wurmkuchen, Zahnmittel u. dergl., und wenn erwiesen vorliegt, daß in Boston täglich ein Viertel dreßener Scheffel Quacksalberpillen verschluckt werden, so ist nach Verhältniß der Einwohnerzahl leicht zu berechnen, wieviel Scheffel die guten Leute in Neuyork, Philadelphia, Washington u. s. w. täglich zu sich nehmen. Über die Bestandtheile der sauglichen Universalarzneien, sowie über deren Charakter im Allgemeinen gibt Dr. Cowan vollständige Nachweisung. In letzter Hinsicht sagt er: „Unsere Quacksalbereien sind fast ohne Ausnahme nichts Anderes als hervorgesuchte Formeln eines alten Dispensatoriums, Recepte eines berühmten Arztes oder eine neuere Medicin unter fremdem Namen und dergestalt verfälscht, daß es schwer ist, sie wiederzuerkennen. Nie sind sie, wofür der Verkäufer sie ausgibt, hochgelehrte eigene Entdeckungen, glückliche Resultate experimentirenden Forschens und unermüdeten Studiums der Chemie; nein, sie sind Recepte, die er der Facultät gestohlen und mittels medicinischer Worte und Phrasen, die er, passend oder unpassend, aus medicinischen Büchern zusammengelesen, in die Welt hinausposaunt hat. Sie sind kein Beitrag zur Heilkunde, und daß sie Käufer finden, rührt weniger daher, weil sie zu Zeiten anschlagen, als weil sie auf mysteriöse Art angekündigt, mit ungeheuerm Puff besprochen und den Vorstellungen und Vorurtheilen eines in medicinischer Beziehung wunderbar einfältigen Volkes angepaßt werden. Der wahre unterscheidende Charakter einer Quacksalberarznei besteht darin, daß sie ein ganz gewöhnliches Mittel ist, das ganz ungewöhnliche Dinge wirken soll, ein Mittel, das der Empiriker, weil er es nicht kennt, für alle Fälle anwendet, während der gelernte Arzt es nur in den Fällen gebraucht, wo Wissenschaft und Erfahrung seine Anwendbarkeit verbürgen." Unter Cromwell ergriffen die verabschiedeten Soldaten die medicinische Praxis und trieben sie nicht sowol zum Vortheile der Patienten als zu ihrem eigenen. Das wird mit dem damaligen Mangel an Aufklärung entschuldigt, und „jetzt im 19. Jahrhunderte, in den Tagen der Aufklärung und des Vorwärts, ist es eine statistische Thatsache, daß jährlich Tausende von Kindern an Wurmkuchen sterben, die von Menschen verkauft werden, welche ein unbegreifliches Privilegium genießen, ihre Nebenmenschen zu tödten". Dr. Cowan nennt mehre dieser Privilegirten bei Namen und gibt einen Abriß ihrer Lebensgeschichte. Unter Anderm erzählt er: „Ein Handwerker war lebensgefährlich krank und berief einen Arzt. Der Arzt verschrieb eine Medicin, die den Kranken schnell und gründlich heilte. Der Geheilte sah nicht ein, warum, was ihm, dem Schneider, geholfen, nicht seinem Freunde, dem Schuster, helfen solle. Also nahm der Schuster dieselbe Arznei und genas. Da erkundigte sich der Schneider, aus was und wie die Medicin zusammengesetzt sei, und sobald er das erfahren, vereinigte er sich mit seinem Freunde dem Schuster, beide bräuten Medicin, gaben ihr einen neuen Namen, risikirten einige Pfund Sterling in Avertissements, fanden Absatz, legten ihre Profession nieder und etablirten sich als — Doctoren. Beide sind gegenwärtig hohe Millionnairs und lachen über die Einfalt Derer, die sie reich gemacht." Ähnliches gilt von einem Barbier, der noch vor 10 Jahren in London für den niedrigsten Lohn von einem Penny den stachlichsten Bart abnahm. Und allerdings, ein profitables Geschäft ist diese Medicinbrauerei. „Fünf- bis sechshundert Procent nennen die Brauherren einen ihrer bescheidenen Gewinne." In seinem ganzen Umfange und genau mit Zahlen läßt der Nachtheil, welchen der Gebrauch der Quacksalbereien in England hat, sich allerdings nicht nachweisen; doch daß er unermeßlich sein muß, ist von vornherein zu glauben. Dennoch hat die Presse bisher dazu geschwiegen, hat das Publikum sich geduldig plündern lassen, haben selbst die Ärzte nichts dagegen veröffentlicht und Parlament und Regierung — Mühlgereds zu thun gehabt. H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 111. — 21. April 1841.

Gedichte von Nikolaus Becker. Köln, Dumont-Schauberg. 1841. Gr. 12. 1 Thlr.

Selten war eine Gedichtsammlung eines großen Publicums so gewiß als diese. Das Glück, das launenhafte, günstige, hatte Becker aus der Menge herausgegriffen und ihn mit Ehren und rauschendem Ruhm bereichert; er war ein Dichter des Vaterlandes, ehe man seine Werke kannte. Ein einziges Lied, ein leichtgeschürztes, ohne poetische Gewalt und Tiefe, aber glatt und wohltönend und allverständlich, voll ehrenwerther Gesinnung, wie sie eben Millionen Deutsche nicht minder haben, gab Becker's Namen einen Glanz, wie Goethe ihn nicht nach dem „Götz" und „Werther", wie Klopstock ihn kaum nach der ersten Erscheinung der „Messiade" erhielt. Wie lang dauerte es, bis jene Heroen unserer Literatur in die Kreise des Volkes so weit eindrangen, daß sie nur überhaupt genannt wurden! Und Becker warf dies und mehr das spielende Schicksal in den Schoos, ehe er nur — als Dichter — die Beweise seiner Ebenbürtigkeit geliefert. Ein poetischer Funke sprang aus seinem Geiste; es war nur ein Funke, aber er fiel in ein offenstehendes Pulverfaß. Wäre „Der freie deutsche Rhein" 1828 gedichtet worden, welchen Empfang hätte diese Sammlung, die wir hier anzeigen, beim Publicum zu gewärtigen?

Es ist immer bedenklich, wenn man des schon längst errungenen Besitzes Rechtmäßigkeit erst nach der Hand beweisen muß; wenn man erst abwarten muß, ob die Muse den Wechsel honoriren werde, den das vorschnelle Glück auf sie gezogen. Becker bringt hier die Urkunden herbei, die seine Ansprüche erhärten sollen; aber wir sagen es mit tiefem Schmerze: der Beweis ist hier nicht geführt worden, die Ansprüche sind nicht begründet. Hinter einem mächtigen Rufe muß eine mächtige Erscheinung hertreten; in den Glanz des Ruhmes darf sich die Mittelmäßigkeit nicht kleiden wollen. Unsere Erwartungen waren angespannt; der Bogen ist gebrochen, und wo man Freude hoffte, ist um so schmerzlicher das Entbehren.

Nicht als ob wir Becker's Gedichte für gänzlichen Miswachs oder für durchaus mittelmäßige Ernte erklären und ihm selbst die poetische Begabung innerhalb gewisser Schranken absprechen wollten. Nein, unter den 70 lyrischen Gaben des vorliegenden Bändchens ist manche, die man gern empfängt, manche, die erfreut, manche, die uns eine günstige Ahnung von dem poetischen Besitzthum Becker's erweckt, aber doch kaum eine, die in der Seele haften bleibt und unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme mit Allgewalt sich erobert; keine, die uns das hochfreudige Bekenntniß erpreßt: Hier haben wir einen neuen Dichter, eine eigenthümliche Natur, deren Entwickelung und Darlegung wir um ihrer selbst willen belauschen, deren Blüten und Früchte sich durch charakteristische Selbständigkeit, durch Farbe und Duft und Form von andern Erzeugnissen im Garten der heimischen Poesie klar abscheiden. Bei dem heutigen Bildungsstande unserer Sprache und Literatur sind ein halb Dutzend guter Gedichte in einer ganzen Sammlung nimmermehr die Musenwaffen, mit denen man sich einen Platz auf dem Parnaß erkämpfen kann.

Becker liebt vor Allem die Naturanschauung: er schweift in Feld und Wald mit der Morgensonne, er beobachtet und symbolisirt das lebendige Wirken und Weben der kleinsten Wesen im allgemeinen Reichthume. Er thut es auf eine zuweilen liebenswürdige, zuweilen sinnige Weise; seine Anschauung ist rein, aber nicht reich; milde und zart, aber nicht groß. Den mächtigen freien Überblick entbehrt er; daher sagt er uns nichts, was nicht schon Andere vor ihm gewußt. Keine Offenbarung ward ihm von den Wechselverhältnissen zwischen Natur und Geist, noch von der höhern Harmonie in den Mißklängen des Lebens; er hat dafür kaum einmal ein Wort, ein nacktes alltägliches Wort: „Das Hohe, das Höhere, das Höchste"; — und so wissen wir nicht, ob es nur etwas Angelerntes, oder vielleicht etwas nicht zum wahren Bewußtsein Gekommenes ist, was der Dichter mit den bekannten Ausdrücken andeuten will. Man vergleiche zum Belege die Gedichte „Gelähmt" (S. 117); „Kern und Schale" (S. 119), wo es heißt:

Die Menschenkinder sehen,
Was schimmert und was scheint;
Laß sie vorübergehen,
Wenn sie es so gemeint.

Sind dir im Busen rege
Gefühle treu und warm,
So heb' die Hülle, — lege
Die Zither in den Arm.

Laß du, mein Sohn, sie tönen,
Belebt von deinem Schlag,
Daß an dem innern Schönen
Dein Herz sich laben mag.

Ferner „An die Nacht" (S. 122):

So thaut es mir im Busen auf;
Das Schöne all, das tief verborgen
Verschüttet lag von Lebenssorgen,
Es blühet freudig wieder auf.

„An Maria", (S. 144):

So bricht, entfernt vom Taggewühl,
Gehegt in deines Busens Haus (!),
Ein hohes, herrliches Gefühl
Zur reinsten Blüte plötzlich aus.

S. 17:

Soll er scheuen jene Rotte,
Die das Höh're nicht berührt?

S. 11:

Ich liebe sie, wenn wie ein Kind
Sie heiter spielet,
Doch mehr noch, wenn sie stark gesinnt
Das Höchste fühlet.

Wir wollen mit Beispielen dieser Art nicht weiter beschwerlich werden. So wenig der Dichter versteht zu sagen, was denn das Hohe und Höchste sei, ebenso wenig gelingt es ihm den rechten Gegensatz des Edeln und Gemeinen herauszufinden. Daß der Dichter das Sehnen nach dem Göttlichen habe, aber kein Brot; daß er einen abgeschabten Rock trage, aber dafür Lieder im Herzen; daß ihm die Natur voll heiligen Genusses sei, hingegen von Andern nur für eine Küchenkammer angesehen werde: das ist die Erkenntniß, innerhalb deren sich Becker's Geist am meisten bewegt und die uns überall geboten wird, wo auch immer wir sein Buch aufschlagen. Man höre z. B. „Vermächtniß des Dichters" (S. 57):

Fünf Treppen hoch, hart unterm Dache,
Lag auf dem Lager der Poet,
Wo frisch herein zu dem Gemache
Der Wind durch hundert Ritzen weht.

Ein Tisch, drei Füße ihm zur Stütze,
Ein Krug mit Wasser rein und klar,
Sechs Bücher und ein Napf mit Grütze:
Das war sein ganzes Mobilar.

Halt, — noch ein Stuhl, doch ohne Lehne:
In dessen Breite theilte sich
Ein stummes Paar, im Aug' die Thräne,
Verschlungnen Armes brüderlich.

Der Eine war ein Notenschreiber,
Der Andere ein Musikant;
Getreue Seelen, dürre Leiber,
Dem Kranken dort im Geist verwandt.

Zu ihnen sprach also der Dichter
Die Rede, die fast zürnend klang:
„Was sollen diese Gramgesichter
Und diese Seufzer schwer und bang?"
— — — — —
— — — — —

„Verpfändet hab' ich dem Verleger
Was mir der Gott an Liedern gab;
Er wird dafür mein Leichenträger, (!!)
Und wölbt den Hügel meinem Grab.

Oder das Gedicht „Die Eichen" (S. 137). Der Poet spricht:

In der Blätter grünem Schmuck,
Diese Eichen, wie sie ragen!
Herz, hier darfst du freudig schlagen,
Frei von allem Erdendruck.

Wie ihr bis zur Wolkenbahn
Strebet mit den kühnen Zweigen,
So aus meiner Seele steigen
Die Gedanken himmelan.

Wärt ihr, hohe Eichen, mein (!!),
Ewig wollt' ich bei euch wohnen,
Unter diesen Schattenkronen
Wie so still, so selig sein!

Darauf spricht der Praktiker:

Wie so hoch und wie so breit
Diese Eichen! muß ich sagen;
Endlich sie nun abzuschlagen
Wäre wahrlich an der Zeit.

Fast bis zu dem Himmel an
Kann ich noch die Zweige schauen (!).
Welch ein Holz das! Zum Verhauen
Für den Ofen welch ein Span!

Wärt ihr, schöne Eichen, mein,
Würd' euch länger nicht verschonen,
Brächtet wol an tausend Kronen,
Wo nicht mehr, dem Beutel ein.

Man erlaube uns jetzt noch, dem Publicum des Dichters „Bitte" (S. 189) vorzutragen:

Mit Sorgfalt weißt du zu bekleiden
All deine Kinder, o Natur!
Wie's eben kommt: mit Sammt und Seiden,
Und bald mit grünem Zeuche nur.

(Also ist grüner Zeuch der Gegensatz von Sammt und Seide?)

Die Blumen stehn in buntem Glanze;
Es quillet Grün an Strauch und Stock;
Bedacht hast du die kleinste Pflanze:
Nur mir bescherst du keinen Rock.

Kannst du es dulden, daß dein Lieber
Im Lenz allein soll schmucklos gehn?
Daß auf den abgeschabten Biber
Die Menschen höhnisch niedersehn?
— — — — —
— — — — —

Ich bitte dich, nur etwas Flimmer
Auf dieses abgenutzte Tuch,
Ein bischen Silber-, Rosenschimmer;
Du hast ja doch des Zeugs genug.

Dieselbe Beschränktheit des Blickes begegnet uns in den meisten Gedichten; die große Mehrzahl derselben ist gewöhnlich, unbedeutend an Stoff und Inhalt, nur zuweilen in der Ausführung einzelnes Schöne und Frische bietend; sehr viele sind schon vor Becker häufig dagewesen, und er verstand es fast nie, den alten Gegenstand durch neue Farben zu bereichern. Man vergleiche nur die Gedichte auf S. 15, 43, 47, 93, 69, 86, 113, 115, 136, 3, 22, 62, 117, 119, 129, 131, 50, 134 und so fort! Eine Anzahl anderer tragen die Livree Uhland's oder Chamisso's; so S. 13, 19, 62, 67, 178, 154, 181, 213 u. A. Namentlich wenn der Humor seine Rolle spielen soll, hören wir Chamisso

wie er sich räuspert und wie er spuckt.

Aber um an einem Beispiele zu erhärten, was Nikolaus Becker uns für Humor geben will, stehe das Gedicht „Der Kesselflicker" (S. 91) zur Erbauung hier:

Es sitzt, die Stirne ernst gefaltet,
Wie's jenem ziemt, der neu gestaltet,

Der Kesselflicker auf dem grünen Plan.
Des Dorfes freundliche Susannen
Umstehen ihn mit morschen Pfannen
Und blicken seine Werke staunend an.

Er läßt des Feuers Glut entglühen,
Daß helle Funken ihn umsprühen,
Dann nietet er mit stummer Gravität.
Es merket selbst der kluge Michel,
Der Beste sonst bei Pflug und Sichel,
Daß er vor einem höhern Geiste steht.

Jetzt legt er nieder seine Zangen,
Die blanken Opfer zu empfangen,
Die man ihm ehrfurchtsvoll entgegenstreckt,
Und wendet sich zu seinem Grauen,
Der ehrbar, wie sein Herr, zu schauen,
Vom scheuen Bubenschwarm blieb ungeneckt.

Zu jenem Weisen geh und lerne,
Wenn du gefallen möchtest gerne,
Und ernten willst die Früchte deiner Kunst.
Geheimniß muß sie dicht umkleiden;
Gemessner Ernst, dann schnelles Scheiden,
Das sichert dir des Volkes Geld und Gunst.

Oder wünscht man vielleicht Chamisso und Uhland vortreten zu sehen? Wenden wir uns nur gleich zu dem „Schloß im Thale" (S. 181). Der Dichter geht früh Morgens aus, zum Schlosse hin, wo die Geliebte wohnt; er denkt sich, wie sie nun erscheinen werde:

Endlich, ha! seh' ich sie schweben,
Schon ist sie dem Fenster nah!
Thöricht Herz, was magst du beben?
Still, sie kommt! da ist sie ja! —

Und in seinem Schlaftalare
Trat der alte Herr hervor,
Strich sich gähnend durch die Haare,
Schob die Brille hinter's Ohr;

Wandte brummend sich zur Klingel,
Und ich hört' ihn sagen laut:
„Hat Er, Johann, jenen Schlingel
Dort in meinem Gras geschaut?

Sag' er doch dem Vagabunden,
Der sich dehnet gar bequem,
Hetzen ließ' ich ihn mit Hunden,
Wär's ihm nicht zu gehn genehm."

Oder man sehe das Gedicht „Der Philister" (S. 154), wo der Dichter im Traume die Philister erschaut.

Daß es laut wie Donner dröhnte,
Sprach er aus der Höhe nieder;
Doch es war nur immer wieder
All das Zeug, das altgewöhnte:

„Nun, wie geht's Euch noch im Leben?
Ei, das sind mir böse Zeiten!
Wenn die Nebel sich verbreiten,
Kann es heut noch Regen geben."

Ja, auch manchen, sonst gut gerathenen Gedichten sieht man das Muster an, nach dem sie durchgezeichnet sind. So ist die Manier des schwäbischen Dichters täuschend getroffen in dem hübschen Gedichtchen „Die Königinnen" (S. 6):

Mit ihren Damen allen,
Die hehrste von Gestalt,
Die Fürstin in der Hallen
Verneigt sich stumm und kalt.

Es schaut der König lange
Ihr nach mit trübem Sinn,
Wie sie mit stolzem Gange
Die Halle schritt dahin.

Und als er war alleine,
Was zog er aus der Brust?
Ein Bild voll Engelsreine,
Das schaut er an mit Lust.

„Es theilt die stolze Krone
Mit mir mein stolz Gemahl;
In meinem Herzen throne,
Du Hirtin aus dem Thal!"

Und dieses glückliche Treffen der Uhland'schen Eigenheiten ist zu solcher Genauigkeit gediehen, daß das schwach Abfallende, Verschwimmende, welches den Schluß der Uhland'schen Balladen und Lieder zuweilen so unbefriedigend erscheinen läßt, hier ebenfalls zum öftern erscheint. Man sehe z. B. S. 13, 125, 159, 171 u. s. w. Manchmal finden wir auch ein sehr merkliches Nachschreiten des Freiligrath'schen Ganges; so in dem „Bettler" (S. 86) und in der „Meerfahrt" (S. 191), die uns gemahnt wie ein entlehnter Bühnenpurpur auf bescheidenen bürgerlichen Schultern.

(Der Beschluß folgt.)

Neugriechische Literatur.

Es sind uns vor kurzem namentlich aus Griechenland und sonst einige neugriechische Schriften zugekommen, über welche wir in der Kürze Einiges bemerken wollen, wäre es selbst nur, um die von Andern auch schon öffentlich ausgesprochene Meinung, als würden in Griechenland nur politische Zeitschriften, Elementarbücher u. dgl. gedruckt, als irrig zurückzuweisen.

Aus dem J. 1838 ist zuvörderst ein kleines Schriftchen von 24 S. von R. Wamwas, Prof. an der Universität in Athen und einem der tüchtigsten Gelehrten des neuen Griechenlands, unter der Aufschrift „Περὶ τῆς νεοελληνικῆς ἐκκλησίας". Dasselbe ist gegen den gelehrten, jedoch wegen seiner unpatriotischen, vielmehr geradezu russischen Gesinnungen vielfach verdächtigten und verdächtigen Presbyter Konstantinos Oikonomos gerichtet, der die Herausgabe einer neugriechischen Übersetzung der heil. Schrift verdächtigt hatte, als habe diese Übersetzung die Vermittlerin einer neuen griechischen Kirche werden sollen. *) Man sieht auch hier, daß die Hierarchen aller Orten und Sekten sich gleichen; sie, die Auserwählten des Herrn, wollen dies auch ganz und allein sein und darum den Laien nicht einmal die Bibel frei und unbeschränkt gestatten. Wie in der römisch-katholischen Kirche seit langer Zeit und nach Maßgabe ihres obersten, nicht durch die christliche Religion, sondern ihre eigenen hierarchischen Zwecke ins Auge fassenden Grundsatzes, so will man es nun auch in der, der ursprünglichen Einfachheit der christlichen Religion jedenfalls treuer gebliebenen griechischen Kirche versuchen und nun, nachdem Griechenland einer, in politischer Hinsicht selbständigen Kirche sich erfreut, den Segen dieser Freiheit und Selbständigkeit ihr verkümmern. Wir haben uns wahrhaft gefreut, in jener Schrift von Wamwas, außer einer tiefen Kenntniß des innersten Wesens der römisch-katholischen Kirche und der päpstlichen Hierarchie, auf die Vorzüge der Bibel für ein wahrhaft kirchliches und religiös-sittliches Leben, für die Entwickelung eines politisch freien Nationallebens, namentlich auch auf deren Vorzüge für das griechische Volk dieses selbst aufmerksam gemacht zu sehen. Bleibe nur dies alles nicht etwa vox clamantis in deserto!

*) Oikonomos hat dagegen mit einer langen „Ἐπιχειρίας" (Athen 1838) geantwortet, ohne dadurch die Sache seinerseits zu verbessern.

Ein anderes Schriftchen ist von dem Prof. J. Wuros an der Universität in Athen: „Περὶ τριῶν ἰχθύων τῶν ἀρχαίων συγγραφέων" (Athen 1840), eine Abhandlung, die der Verf. in der naturhistorischen Gesellschaft zu Athen 1839 vorgelesen hatte. Derselbe verbreitet sich darin über drei Fischarten, die den alten Griechen entweder gar nicht oder nur unvollkommen bekannt waren: nämlich die Lucerna des Plinius, den Χάραξ der griechischen Autoren und die Ὕαινα des Rumenius. Wir können die Zoologen nur im Allgemeinen auf diese Schrift aufmerksam machen und bemerken übrigens bei dieser Gelegenheit, daß derselbe obgenannte Gelehrte auch eine Abhandlung: „Περὶ τῶν ὀρυκτῶν ὑδάτων τῆς Ἑλλάδος" (Von den Mineralwassern Griechenlands) geschrieben hat, die einzeln und in dem in Mailand erschienenen Journal „Il politecnico" (October 1839) abgedruckt ist.

Eine größere Schrift von dem bekannten Theoklitos Pharmakidis gegen den vorhin genannten Oikonomos, unter dem Titel: „Ὁ Ψευδώνυμος Γερμανός" (Athen 1838), ist eine Erwiderung auf die Kritiken über des Erstern frühere Schrift von 1838: „Περὶ Ζαχαρίου, υἱοῦ Βαραχίου", namentlich auf die offenen und geheimen Anfechtungen des Verf. dieser Schrift Seiten des Oikonomos, und bezieht sich auf einen theologischen Streit, der seiner Zeit in Griechenland Aufsehen machte und, obwol nicht ohne Leidenschaftlichkeit, doch auch nicht ohne wissenschaftliche Waffen, besonders Seiten des Pharmakidis geführt wurde (vgl. Nr. 239 d. Bl. f. 1838), übrigens zugleich tiefe Blicke auf die damalige und noch fortdauernde Bewegung im Schooße der griechischen Kirche gestattete. Der spätere Kampf des obgenannten Oikonomos, welcher das Princip des starren Buchstabenglaubens und das der Hierarchie vertritt, sowie der Synode in Athen einerseits wider den Theophilos Kairis andererseits (vgl. „Minerva", 1840, Mai), nicht minder die sogenannte Verschwörung der Philorthodoxen im J. 1839, ging nur aus dieser Bewegung hervor. Diese Bewegung erhielt übrigens in der „Ἀπολογία Θ. Φαρμακίδου" (Athen 1840) theils neue Nahrung, theils eine anderweite, vielfache Beleuchtung. Denn die erwähnte Schrift des Pharmakidis beschränkt sich nicht nur auf dessen Person und theologische Schriften, sondern verbreitet sich auch über die griechische Kirche und deren selbständige Gestaltung unter der bairischen Regentschaft, über das Auftreten des russischen Pensionnairs Oikonomos, über Verfolgung des Theophilos Kairis u. dgl. m., und ist ein interessanter Beitrag zur Kenntniß jener Bewegungen in der griech. Kirche.

Die 1838 in den ersten zwei Bänden erschienene neugriechische Übersetzung von Balbi's Geographie (Wien), von Kumas nach der dritten Ausgabe des Originals besorgt und nach dessen Tode von den Brüdern D. und N. Argyriadis durchgesehen, ist mit den beiden letzten Bänden (Wien 1839) vollendet. Der Nutzen dieser Übersetzung für die griechische Jugend und für die Griechen überhaupt ist einleuchtend.

In Athen ist der Anfang mit der Sammlung aller während des Freiheitskampfes in Griechenland erschienenen politischen Zeitungen, besorgt durch Konst. N. Lewidis, gemacht worden. Der erste Band enthält die „Ἑλληνικὰ χρονικά", welche vom 1. Januar 1824 bis 20. Febr. a. St. 1826 in Missolonghi erschienen und namentlich über die Geschichte der verschiedenen Belagerungen dieser Stadt in jener Zeit als eine Quelle angesehen werden müssen. Überhaupt ist der historische Werth dieser Sammlung nicht zu verkennen.

Eine kleine Sammlung von Gedichten Verschiedener ist unter dem Titel: „Στίχοι ἠρωϊκοὶ καὶ ἐρωτικοί", von E. Christophidis (Athen 1838), bereits in der zweiten Ausgabe erschienen. Sie enthält Volksgedichte aus der Zeit des griechischen Freiheitskampfes und Dichtungen Einzelner und hat wegen der erstern ihren unleugbaren Werth. An Volksliedern, historischen und romantischen, hat Griechenland einen Schatz, der noch nicht erschöpft ist, der aber leicht mit der Zeit ganz verloren zu gehen droht, wenn nicht von irgend einer Seite her bei Zeiten vorgebeugt wird. Wie Ebermann in seiner „Reise in Griechenland" (Bremen 1839) mittheilte, soll früher Prof. Ulrichs in Athen die Absicht gehabt haben, eine Sammlung solcher ungedruckter Volkslieder herauszugeben. Daß derselbe im Besitze von dergleichen sich befindet, ist aus dem ersten Bande seiner „Reisen und Forschungen in Griechenland" (Bremen 1840) zu ersehen, worin er einige der von ihm auf seinen Reisen durch Griechenland gesammelten, noch ungedruckten und des Aufbewahrens werthen Volkslieder in den Originalen mittheilt.

Eine kleine Schrift: „Περὶ συντάξεως πολιτικοῦ κώδηκος εἰς τὴν Ἑλλάδα", von Paulos Kalligas (Athen 1839), die sich als die erste Abtheilung ankündigt und welcher also mehre haben folgen sollen, verbreitet sich über die Abfassung eines Civilgesetzbuchs für Griechenland. Der rechtskundige Verf. erklärt sich darin im Allgemeinen für Nationalgesetzbücher und folglich für ein desgleichen auch namentlich für Griechenland; aber er will, daß es auf der Grundlage des römischen Rechts ruhe, und empfiehlt daher das Studium des römischen Rechts auch in Griechenland mehr, als es bisher getrieben worden sei. Indeß hat die Universität Athen an dem Prof. Herzog einen tüchtigen Lehrer des römischen Rechts; und ein guter Anfang, auch im übrigen, außer durch das lebendige Wort der Rede, die Griechen zu dem Studium des römischen Rechts hinzuführen, ist mit der 1838 erschienenen neugriechischen Übersetzung von Mackeldey's „Lehrbuch des römischen Rechts" gemacht worden. Ob indeß schon jetzt die Zeit gekommen sei, ein eigenes Gesetzbuch für Griechenland abzufassen, ist eine andere Frage, die der Verf. obiger Schrift nicht geradezu bejaht. 17.

Notizen.

In Bezug auf das bei Kunst- und Bauunternehmungen anzuwendende Concurrenz- und Bewerbungsverfahren ist dem Institute der britischen Architekten von seinem correspondirenden Mitgliede, Hrn. Baudoyer in Frankreich, folgender Fall aus früherer Zeit mitgetheilt worden. Als Ludwig XVI. den damals noch unvollendeten Palast von Versailles in einer entsprechenden Weise zur Vollendung bringen wollte, ließ er sich vom Grafen Aiguillers fünf der berühmtesten damaligen Architekten, Chalgrin, Heurtier, Antoine, den jüngern Peyre und Paris, vorstellen, theilte ihnen seine Ansichten und Wünsche mit und bewilligte jedem 12,000 Fr. Honorar, 3000 Fr. zur Bestreitung seiner Kosten und acht Monate zur Vorlegung seiner Zeichnung. Diese Risse sollten zunächst öffentlich ausgestellt, alsdann aber der Prüfung einer aus den fünf Candidaten selbst und vier andern Architekten bestehenden Jury unterworfen werden, welche sowol Specialberichte über jeden einzelnen, als einen Gesammtbericht über die sämmtlichen Entwürfe erstatten und die zwei dessen zur Empfehlung an den König auswählen sollte. Diesem würde es dann freigestanden haben, dienlichen Falls einzelne Partien der andern herauszuheben und durch Verschmelzung der Hauptschönheiten sämmtlicher Plane einen neuen zu bilden, dessen Ausführung endlich einem von den durch die Jury gewählten zwei Architekten, oder beiden übertragen werden sollte. Die Entwürfe wurden gefertigt und bezahlt; allein die Ausstellung, sowie die ganze Ausführung unterblieb in Folge der gerade zum Ausbruche kommenden Revolutionsstürme, und so blieb das ganze Project ohne einen wirklichen Erfolg. Nur Peyre hat seinen Plan in einem 1818 herausgegebenen Bande Zeichnungen veröffentlicht.

In einem Briefe an den Generalregistrator stellt ein Engländer, Hr. Farr, die Behauptung auf, daß man den elektrischen Zustand der Atmosphäre, über welchen man 1838 keine Beobachtungen angestellt habe, aus den Sterbelisten berechnen könne, welche im ganzen Bereiche des Königreiches 24 Todesfälle, durch den Blitz herbeigeführt, angeben: 1 im Winter, 10 im Frühling, 11 im Sommer, 2 im Herbst. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 112. — 22. April 1841.

Gedichte von Nikolaus Becker.

(Beschluß aus Nr. 111.)

Indessen tauchen hier und da lieblichere Bilder auf. Zuweilen ist mitten in das unbedeutendste Gedicht ein Stückchen wahrer Poesie geworfen; wir erwähnen nur „Erhebung" (S. 205), wo das vielfach abgesungene Thema von der Flucht vor den Sorgen zur freien Natur in gewöhnlicher Weise sich findet, aber plötzlich eine sinnige Beobachtung eingeflochten wird:

Sieh vorbei den Weidenstrauch
Hell die Quelle rinnen,
Und bemerke wol den Brauch
Kecker Wasserspinnen.
Welle wird an Welle hin
Ewig fortgeschoben;
Ewig hält ein leichter Sinn
Sie, die leichten, oben.

Andererseits begegnen wir wieder Gedichten, wo die erste Anschauung eine rein poetische, die Ausführung aber schwach ist. Dahin rechnen wir z. B. „Die Rose" (S. 13), „Die Schwester" (S. 26), „Waise und Rose" (S. 29), „Hummeln und Libellen" (S. 175). Die ethischen Gedichte (wenn wir so sagen dürfen) bekunden ein biederes Herz und eine gewisse ruhige Genügsamkeit, doch erheben sie sich wenig über die Lehren des alltäglichen Katechismus.

Ein Verdienst aber — und wir sind von Herzen froh, endlich auch zu Worten der Anerkennung gelangen zu können — Ein Verdienst aber besitzt Becker: eine klare, Jedem verständliche Sprache; Gezwungenes und Fremdes findet sich fast gar nicht. Sein Versbau ist meistens leicht und melodiös, seine Lieder und Balladen in hohem Grade sangbar, den Componisten ganz handgerecht. Er hat wenig Ideen, und die er hat, sind nicht aus den Tiefen des Geistes; allein sie sind auch nicht pretentiös, sie kommen nicht leicht im Kothurngang daher. Stellen, wie z. B. diese (S. 87):

„Nimm diese Silberstücke, eh' ich scheide."
Er ließ sie lässig fallen in den Hut;
Der kaum-gemessne Dank, wie stand er gut
Den Fetzen nach von seinem Kriegerkleide!

sind selten bei Becker anzutreffen; das Einfache und Prunklose seiner Lieder macht sie liebenswürdig; nur daß manchmal diese Einfachheit übermäßig naiv wird, wie z. B. „Bienentod" (S. 73):

Eine Biene fand ich liegen
In der Blume süßem Schoos:
Sucht nicht Honig; lebenlos
Kann sie nicht von dannen fliegen (!!).

Gedichte, an denen eine streng gerechte Kritik sich willig und ohne Wenn und Aber erfreuen kann, möchten wenige in dieser Sammlung sich ausfinden lassen. Doch rechnen wir zu den guten: „Der Matrose" (S. 10), „Das Harfenmädchen" (S. 37), „Die Hirtin" (S. 146), „Die Königinnen" (S. 6), „Umkehr" (S. 40), „Der Inselkönig" (S. 67), „Versäumniß des Poeten" (S. 150), „Giebelrede" (S. 164), „Arbeit für Dichter" (S. 178), „Die treue Haut" (S. 161). Wir können es uns nicht versagen, hier auch, nachdem wir wider Hoffen und Wünschen so viel des Ungünstigen aussprechen mußten, einige Proben der bessern Lieder mitzutheilen.

Die Hirtin.

Die Hirtin hat ihn heimgebracht,
Den wunden Ritter, aus der Schlacht,
Daß er sich nicht verblute.
In ihrer Hütte stillem Raum,
Auf ihres Bettes weichem Flaum
Er wohlgeborgen ruhte.

Als sie beim Lampenschimmer stand,
Voll Sorge prüfend den Verband
An seiner tiefen Wunde;
Der Thräne ließ sie freien Lauf,
Ein Seufzer schwoll vom Herzen auf:
Ach, daß er nur gesunde!

Zuletzt, eh' sie von dannen geht,
Sie flüstert noch ein heiß Gebet
Zur Himmelsfürstin oben.
Horch! Waffen klirren, Kriegergang,
Verworrner Stimmen dumpfer Klang
Schon an der Hütte toben.

Der Ritter aus dem Schlafe fährt:
„Ich kann nicht führen Schild und Schwert
Mit diesen schwachen Händen!
So muß ich fallen ungerächt,
So muß ich wie ein feiger Knecht
Mein Heldenleben enden!"

Da nahm das zarte Frauenbild
Des Ritters Schwert, des Ritters Schild,
Dem Feinde sich zu stellen.
Die Blume an des Ufers Rand,
Kann sie wol halten Widerstand
Dem Wogensturz der Wellen?

Und brausend strömt herein die Flut;
Zum Lager, wo der Krieger ruht,

Hin drängen sich die Scharen.
Das Schwert erklirrt, der Helmbusch wallt,
Ein Jubelruf die Luft durchschallt:
„Wohl, daß wir dein gewahren!“

„Als du erlagst, vom Speer durchrannt,
Zum Kampf du uns zurückgesandt
Mit deines Zornes Dräuen,
Da schlugen wir die heiße Schlacht,
Gebrochen ist des Feindes Macht,
Du kannst des Siegs dich freuen!“

Auf Donnerwolken Sonnenlicht, —
Es hellt sein düstres Angesicht
Der Freude Glut aufs neue.
Er winkt zurück den dichten Kreis,
Sein Auge suchet liebeheiß
Die Holde, die Getreue.

„Du Kühne, sag', was läßt du nun
Die Blicke bang am Boden ruhn?
Was macht dein Herz erbeben?
O reiche mir die sanfte Hand!
Der reinen Liebe, die ich fand,
Will ich für ewig leben.“

Versäumniß des Poeten.

Bitter muß es mich gereuen,
Tief von Herzen muß michs schmerzen,
So die hohen Augenblicke
Leichten Sinnes zu verscherzen.

Wol mein guter Engel weckte
Heute mich zur frühsten Stunde,
Daß ich durch die Frühlingsauen
Halte meine Dichterrunde.

Und in heilig stillem Frieden
Sah das Thal ich vor mir liegen;
Ihre Jubelhymne schmetternd
War die Lerche aufgestiegen.

Blumen hoben aus dem Grase
Ihre Kelche, thaugekräftigt!
Um die Blütenbäume waren
Rege Bienen schon beschäftigt.

Seinen rosenhellen Schimmer
Wob der Morgen um das Ganze,
Und ich selber mitten inne
Stand wie im Verklärungsglanze.

Ungestört, mir selbst nur eigen,
So umringt vom Wundervollen,
Hätte ich nicht reiche Lieder
Leichtlich mir gewinnen sollen?

Aus dem Gras sie aufzulesen
Braucht' ich eben mich zu bücken,
Konnte halb gestreckten Armes
Sie von jedem Zweige pflücken;

Konnt sie oben von dem Saume
Leicht durchglühter Wolken greifen:
Spielend brachten linde Lüfte
Sie mir im Vorüberstreifen.

Aber nichts hab' ich gewonnen;
Träg gelehnt am Kirschenbaume,
Ganz verloren und vergessen
Lag ich wie im halben Traume.

Jetzt nun zwischen engen Wänden
Sollen Lieder mich umschweben,
Die als leichte Frühlingskinder
Draußen nur im Freien leben.

Hier, ach! wo die Sorge hauset,
Nachbar Schmied sein Eisen hämmert,
Sind die bunten Frühlingsbilder
All verblichen und verdämmert.

Wie ich meine Stirn auch reibe
Und mit Sinnen mich zerplage,
Nichts vollend' ich, als dies Eine,
Diese vorwurfsbittre Klage; —

Gleich dem Fischer, der im Netze
Reichen Fang heraufgezogen,
Allzu lässig, daß die Beute
Wieder schlüpfte in die Wogen.

Wie er ferner sich bemühet,
Zug um Zug nur leere Maschen,
Kaum daß er die dünnste Schmerle
Kümmerlich sich mag erhaschen.

Für das beste Lied in dem ganzen Bändchen halten wir das folgende, welches auch wol das einzige ist, an dem jeder Tadel abprallt:

Mein Bild.

Du bist mein Bild,
Du laubentblößte Linde,
Einsam im Winterschnee,
Umtobt vom rauhen Winde!

Der Frühling naht, es kosen
Die Weste um dich her;
Wie knospen deine Zweige, —
Du bist mein Bild nicht mehr!

Du bist mein Bild,
Von Wolken trüb umzogen,
Du mildes Mondeslicht,
Einsam am Himmelsbogen!

Es flieht das Nachtgewölke,
Auf blauer Bahn daher
Gehst du mit tausend Sternen, —
Du bist mein Bild nicht mehr!

Du bist mein Bild,
Im grünen Blätterkranze
Auf tiefem, stillem See,
Einsame Wasserpflanze!

Wie blühst du so verlassen!
Da ziehen um dich her
Sanftrudernd weiße Schwäne, —
Du bist mein Bild nicht mehr!

Man sollte kaum für möglich halten, daß ein Dichter, der dies Lied uns zu geben vermochte, eine lange Folge so markloser, geringfügiger Gedichte ihm anreihen konnte!

Den Schluß der vorliegenden Sammlung bildet „Der deutsche Rhein“, jenes berühmte Lied, dessen kritische Besprechung in diesem Augenblicke unmöglich ist. Ein Lied, das als Banner gedient hat, um welches in einer bedenklichen Zeit die vaterländischen Gefühle sich sammelten und scharten, steht höher, als daß es eine Erörterung seines poetischen Werthes zuließe; es hat seinen Zweck im besten Sinne erfüllt; so rechten wir denn nicht mit dem Beglückten, der es gesungen.

Eine schmerzliche Pflicht war es, die wir in diesen Zeilen erfüllten. Wo wir hofften, dankbar und beseligt einen Dichter begrüßen zu dürfen, mußten wir ernst und zurückweisend den Gaben Nikolaus Becker's gegenüberstehen; wir gedachten dem Ehrenkranze moderner Lyrik eine neue Blüte einzuflechten, und unsere Prüfung entdeckte nichts als ein nicht misformtes Blümchen aus

einer Unterordnung der funfzehnten Uhland'schen Classe. Der Ruhm des Rheinliedes war ein Wetterleuchten; es schien ein hehres Gewitter zu verkündigen, — und verging in den Gewölken des Abends. 68.

Babel. Herausgegeben von dem Literaten-Verein zu Paris. Deutsch von O. L. B. Wolff. Erster bis vierter Band. Leipzig, Weber. 1840. 8. Jeder Band 1 Thlr.

Ein Verein von Schriftstellern zu Paris, zu denen die mehr oder minder anerkannten Namen Balzac, Blardot, Arago, Gozlan, A. Dumas, V. Hugo, G. Sand u. A. gehören, hat sich zu gemeinsamer Vertheidigung gegen die Piraterie der kleinern Journale und den Nachdruck jeder Art zusammengethan, eine Art von bewaffneter Akademie untereinander gebildet und sich zur gemeinschaftlichen Herausgabe ihrer kleinern Schriften und zu gemeinschaftlicher Theilung der Erträge verständigt. Balzac ist Vorsitzender dieses Vereins, der seine Schriften unter dem Titel „Babel" bekannt zu machen angefangen hat und von denen uns der rüstige Übersetzer O. L. B. Wolff die ersten vier Serien in den vorliegenden Bänden liefert. Wie Alles in Paris seine großen und volltönenden Phrasen zu finden pflegt, so auch dies Unternehmen, von dem in einer Vorrede, die wahrscheinlich von Balzac herrührt, wie von einer Association der Geister und der Intelligenzen, die unermeßlichsten Wohlthaten für das Menschengeschlecht in Aussicht gestellt werden. Schade nur, daß man diese hohlen Redensarten zur Genüge kennt. Diese unermeßlich wichtige Vereinigung ist nichts mehr und nichts minder als eine literarische Speculation, theils mit dem Zweck der Ausschließlichkeit, theils mit der Absicht, kleine, flüchtige Arbeiten unter dem Schutz großer Namen gut an den Mann zu bringen. Selbst die Neuheit fehlt diesem Gedanken, der nur eine Wiederholung des bekannten „Buchs der Hundert und Eins" ist.

O, über unsere närrischen Philosophen an der Seine! Ihr großes Werk, das gewaltige Roß, das sie dermalen tummeln, ist der Begriff der Association. Von ihm wird alles Heil in den materiellen Welt, wie in den intellectuellen Existenzen erwartet und geweissagt. Die armen Seelen! Erinnern sie sich denn nicht mehr, mit welcher Wuth sie vor noch nicht 50 Jahren alle Associationen zerstört haben, mit welcher Mordlust sie denselben Begriff, den sie heute vergöttern, verfolgt, zernichtet und als ein nutzloses Meuble über den Bord ihres Staatsschiffs in das empörte Meer revolutionnairer Volkswuth geschleudert haben? Wie sie Alles, was Corporation, Verbindung, Gesellschaft hieß, aus der Wurzel heraus zu vertilgen bestrebt waren, als bestände das Heil der Welt in der Isolirung des Menschen und als machte das Ich den Mittelpunkt der Schöpfung aus! Aber so sind sie geartet, unsere liebenswürdigen Weltweisen an der Seine und so bleiben sie auch, nichts vergessend und nichts lernend und von dem Unmaß in jeder Bestrebung in alle Ewigkeit nicht zu heilen. Denn noch heute, indem sie nach Wiederherstellung des von ihnen selbst Zerstörten drängen und schreien, erkennen sie die größere Weisheit der Völker nicht an, die nicht wie sie zerstören, sondern zeitgemäß bessern, nicht vernichten, sondern erhalten und neu beleben wollten; sie wollen noch heute nicht sehen, daß die Völker Deutschlands und Englands Nutzen zogen aus ihren Verirrungen, was sie vernichteten, bei sich retteten und eben darum auf der Stufe der Intelligenz jetzt um so viel höher stehen als sie, die nach jedem verunglücktem Experiment immer wieder von vorn anzufangen haben. Die Corporationen haben sie zerstört, nach Association ringen sie; was hinderte sie nun aus der einen Institution auf dem Wege mäßigender Besserung in die andere überzugehen und die dazwischenliegenden schlimmen Kämpfe und Krämpfe zu vermeiden? Nichts, als ihr natürliches Unmaß in allen Dingen.

Wir haben wegen dieser Abschweifung, obgleich die Betrachtung nützlich und lehrreich sein kann, den Leser um Verzeihung zu bitten, aber wir wollten einen so guten Anlaß nicht unbenutzt lassen, vor der verlockenden Weisheit unserer Seine-Philosophen zu warnen. Denn wenn sie auch, wie die Fabel vom Skorpion sagt, sich meist selbst tödtlich verwunden, so hören sie doch nimmer auf zu schreien: „Herbei, ihr Völker, von uns kauft Weisheit." Arme, nackte und beklagenswerthe Weisheitskrämer!

Dasselbe Unmaß, dieselbe Ruhelosigkeit und dieselbe theoretische Experimentirlust, wie in den politischen Bestrebungen der Franzosen, kann man auch in ihren literarischen wiedererkennen. Jeder ihrer Autoren hält sich für eine Art kleiner Weltseele, bringt sein Moralsystem mit und will uns dies eingänglich machen. Von einer ewigen und allgemeingültigen Moral wissen sie nichts und wollen nichts wissen. Wir haben Balzac'sche, Sue'sche, Sand'sche Moral, aber keine Allen geltende. Daher ihre Zerrissenheit. Man hat von deutscher Zerrissenheit gesprochen; allein sie ist ein Kind gegen die französische, höchstens eine unehelich geborene Frucht derselben. Wir Deutschen sind doch Alle einig über ein ewiges Sittengesetz und fast Alle über ein ästhetisches Grundprincip; denn welcher Autor von Namen unter uns hätte denn je gewagt, z. B. den Ehebruch zu vertheidigen oder Lamennais'sche und St.-Simonistische Moral für echte Weisheit auszugeben? Mit unserer Zerrissenheit hat es also nicht viel auf sich; sie ist nur eine formale und äußerliche über gewisse, philosophische Stichworte brütende; die der Franzosen aber ist wirklich eine innerliche, das Wesen der Geister und die Natur der Menschen umfassende. An der Seine ist wirklich und ernstlich die Frage, ob der Mensch zum Guten oder zum Bösen bestimmt sei, ob er den Licht- oder den Nachterscheinungen der Natur angehöre — oder wenigstens stellen ihre Autoren die Frage so. Da aber, wo das Für und Wider dieser Frage behauptet wird, da wird man uns zugeben, kann von wahrer Zerrissenheit wie von einer tiefen Wunde der Menschennatur gesprochen werden, gegen welche jede andere Verirrung des Geistes nur ein Kinderspiel ist.

Ob und was wir von den Franzosen lernen können, wird für den nachdenkenden Leser aus diesen wenigen Vordersätzen klar hervorgehen. Die Franzosen sind die Experimentatoren für ganz Europa. In jüngerer Zeit haben sie einige dunkle Traditionen von deutscher Geistestiefe und philosophischer Begründung erlangt und experimentiren nun mit diesen Traditionen. Aber sie nahmen den Bombast für Geistestiefe hin, und französischer Bombast ist bei den Mängeln und den Vorzügen der französischen Sprache das Widernatürlichste, das sich denken läßt. Wer sich davon überzeugen will, hat nur die schon erwähnte Vorrede Balzac's zu diesem Buche zu lesen — eine wahre Olla potrida von Worten! Doch seien wir gerecht; die französische Natur ist eine sehr begabte; Geist und Trieb wohnt ihr in besonderm Grade bei und so geschieht es, daß bei ihrem Experimentiren immer etwas Neues, etwas Blendendes zum Vorschein kömmt. Sie sind das Unterhaus der europäischen Geister; die Anregung, Trieb zum Fortschritt und der dreiste Versuch des Neuen geht von ihnen in allen geistigen Richtungen aus; wir Deutsche dagegen sind das Oberhaus, die geistige Aristokratie, die Conservativen von Natur. Was jene anregen, das sichten und regeln wir und machen es gut und brauchbar. Das ist unsere ewige Feindschaft und wiederum unsere ewige Allianz — das ist die Weltbestimmung der beiden Völker, das ihr Weltendzweck bei ihrer Nachbarschaft. Wir wollen ihn getrost verfolgen; denn die Frucht davon zeitigt eine andere Hand. Der Ton, den wir hier angeschlagen haben, ist vielleicht für den Anlaß zu ernst geworden. Es handelt sich um die Besprechung einer Reihe von Novellen und Poesien von besten Namen und wir kehren zu diesen zurück.

Unter dem Titel „Der Enkel des Sancho Pansa", von L. Blardot, begegnet uns zuerst eine wohlgelungene Nachbil-

dung des köstlichen Licentiaten Vidriera von Cervantes, mit gut festgehaltenem Geist und Ton des Vorbildes. Der Witz darin ist nicht im Übermaß vorhanden, aber der Versuch verdient dennoch alles Lob. Die folgenden Geschichten: „Eine Consultation" und „Schwester Batilde", von de Bernard und Eugénie Foa, haben kein anderes Verdienst, als einen guten Contrast zu der ersten Arbeit darzustellen. Es sind echt französische Geschichten, skizzenhaft die erste, breit und falsche Historie malend, die zweite. „Die historischen Ruinen", von Lavergne, bieten fleißige Untersuchungen dar, haben jedoch wenig allgemeineres Interesse. Endlich liefert dieser Band noch eine gut geschriebene „Reisebeschreibung in die östlichen Pyrenäen", von Viennet, wahrscheinlich nur, um ihm den Charakter größter Mannichfaltigkeit zu geben, den er in der That darbietet, indem er fünferlei Stoffe und ebenso viele Stylarten vor uns ausstellt. Man sieht, die Franzosen verstehen es, angenehme Bücher zu machen.

Den zweiten Band eröffnet eine kleine treffliche Erzählung „Das Kreuz der Ehrenlegion". Die Geschichte des ehrlichen Notar Laforet ist in kleinerm Kreise dieselbe wie die des Macbeth; ihr Thema sind die Verlockungen der Ehrsucht, der Zwiespalt und das innerliche Unglück, das sie in einer redlichen Brust hervorbringen können. Emil Bonnechose hat in dieser kleinen Erzählung ein schönes Talent bekundet, eine psychologische Kunst, die ihm den Namen eines französischen Tieck erwerben kann. Ein redlicher Mann, Feind aller Unwahrheit und alles Flitters, wird allmälig dahin gebracht, um eines rothen Bandes willen sich selbst untreu zu werden. Von daher Schmerz und Verwirrung; der pflichtgetreue Mann versäumt seinen Dienst als Nationalgardist und wird zu zweitägigem Gefängniß verurtheilt. Seine Verzweiflung über dies gesetzliche Unrecht ist schön gezeichnet — sie heilt ihn. Dieser Erzählung ist die Weihe aufgedrückt; ihre innere Harmonie macht sie zu einer classischen. Zur Probe, daß es auch Franzosen gibt, welche die Augen offen haben, nur folgende Stelle: „Betrachten Sie die Franzosen; ihre unsterbliche Natur vergessen sie, an die Ausschmückung ihres Innern denken sie nicht; aber von außen strotzen sie von Worten und Tressen. Wie abgeschmackt ein Vorzug sein mag; es genügt, daß er da sei, und Alles rennt darnach. Wenn heute ein Gesetz erklärte, daß nicht ein Band um den Hals, sondern eine so oder anders gefärbte Nase ein Vorrecht verleihen solle; morgen würde Jedermann in dem Narrenhausen seine Nase färben." Nach dieser durch und durch trefflichen Novelle macht „Zweimal geliebt", von Delord, und „Tom Trick", von Molé-Gentilhomme, geringen Eindruck, obgleich die letzte lebhaft und gut erzählt ist. Victor Hugo's „Siebenter August 1829", sehr mangelhaft übertragen, macht den Beschluß in diesem Bande. Es ist schwer, mattere Gedanken und einen verworrenern Ausdruck anzutreffen. Der Poet erzählt ein warnendes Gespräch, das er gerade ein Jahr vor der zweiten Revolution mit König Karl X. gehabt. Der Gedanke des Poeten ist, daß nichts dem Volkswillen trotze. Gut — aber was ist Volkswille? There is the rub!

Wenn Emil Bonnechose nach dem Ruhm eines französischen Tieck ringt, so will André Delrieu ein französischer Jean Paul werden. Sein Product „Das reißende Thier" im dritten Bande ist schwer zu classificiren. Es ist ein geistreicher Excurs. Das reißende Thier — was ist es? Es ist die Sinnlichkeit im Weibe, welche die sittlichen Grundsätze zerfleischt und den Geist tyrannisirt. Das schwere Thema ist mit großem Geschick hin und her geworfen und bietet Manches dar, das an Jean Paul's Manier erinnert. Diese Richtung ist den Franzosen neu und gefällt ihnen. „Die Liebe einer Creolin", von Chapus, gehört dem Genre intime an, worunter die Franzosen die sentimentale Dichtung verstehen. Die Geschichte ist warm und feurig erzählt, aber etwas graß. „Eine alte neue Geschichte", von Eugène Barreste, zeichnet sich nicht aus, obwol sie die Geschichte der Marquise Beaumarlert von einer neuen Seite auffaßt. Die dramatischen Szenen von H. Monnier: „Die Misvergnügten", verlieren zu viel durch die Übersetzung. Wer das Volkswohlsystem und seinen Jammer kennen lernen will, muß sie lesen; er kann sehen, was es damit auf sich hat in dieser sublunarischen Welt.

Im vierten Bande ist „Tabary, der redliche Mann", von H. Berthoud, eine lesenswerthe Erzählung, aber auch nichts weiter. Die „Chronik über Johanna d'Arc", von Boulland, gewinnt unser Interesse mit vollem Recht; wir sehen mit Befriedigung, mit welcher Treue unser großer Dramatiker der geschichtlichen Urkunde gefolgt ist, wie er das historische Element sich unterwarf und es ganz anders dienstbar zu machen wußte als Goethe im „Egmont". Kein Zweifel, daß Schiller in diesem Kampfe den Sieg über seinen größern Nebenbuhler davongetragen hat. Die Erzählung von Johanna's Schicksal bleibt ewig jung; wir lesen sie in dieser Form mit Freuden wieder. Bonnelier über den neunfachen Mörder Lacenaire erscheint uns wenig würdig in dieser Reihe. Seine psychologischen Bemerkungen streifen an Bombast und tragen den Widerspruch in sich. Wir wünschten das Gerede weg. „Peter Grasson", von Balzac, erfüllte unsere Erwartungen nicht. Die Erzählung ist ungelenkig und steif, das Interesse für den Gegenstand gering, die Kunstliebe Grasson's erscheint fast als Caricatur und die psychologische Ausbeute des Ganzen ist dunkel und unbedeutend. Ein Curiosum gibt Ad. Joanne in der Erzählung von der Bestrafung dreier englischer Schriftsteller im J. 1637 wegen Preßvergehens. Prynn, Burton und Bastwick wurden in diesem Jahre wegen ehrenrühriger Schriften gegen die Hierarchie der Kirche und die Regierung des Königs von der Sternkammer verfolgt und zu 5000 Pf. St. Strafe, Brandmarkung und Verlust der Ohren, sowie zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt. Schriftstellerische Sünden, scheint uns, werden jetzt wohlfeiler gebüßt! „Heroische Reime", von Aug. Barbier, machen den Beschluß; sie sind nicht ohne echt poetischen Anhauch und gut übersetzt. Gedanken, wie dieser:

Nichts ist groß ohne Gott und sein Gedanke
Bleibt aller edeln, hohen Thaten Grund —

gehören bei der Gottvergessenheit der heutigen französischen Poeten zu den Seltenheiten.

Nach dieser Durchsicht werden wir aussprechen können, daß bei dieser Sammlung neuerer Erzeugnisse der französischen schönen Literatur eine besonnene Wahl und ein ästhetischer Grundgedanke gewaltet, und daß mit wenigen Ausnahmen nur Werthvolles und Verdienstliches Zulaß gefunden habe. Wir wissen nicht genau, ob diese gute Auswahl nicht vielleicht ein Verdienst des deutschen Bearbeiters sei, wollen ihn aber jedenfalls auffodern, dabei zu beharren und auch weiterhin nur so Geläutertes, Zulässiges und Reines vorzulegen, wie in diesen vier Bänden gegeben ist. 39.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Über den Druck sanskritischer Werke
mit lateinischen Buchstaben.
Ein Vorschlag
von **Dr. Hermann Brockhaus.**
Gr. 8. Geh. ⅔ Thlr.

Leipzig, im April 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 113. — 23. April 1841.

1. **Cours de philosophie fait à Paris sous les auspices du gouvernement par *H. Ahrens*.** Zwei Bände. Paris, Brockhaus u. Avenarius. 1840. Gr. 8. 3 Thlr.
2. **Cours de droit naturel ou de philosophie du droit, fait d'après l'état actuel de cette science en Allemagne par *H. Ahrens*.** Paris, Brockhaus u. Avenarius. 1840. Gr. 8. 2 Thlr.

Was der Titel der zweiten Schrift in Beziehung deutscher Wissenschaft aussagt, gilt auch von der ersten; ihr Verf. war nämlich von den Herren Guizot und Cousin zu philosophischen Vorlesungen aufgefodert, und wollte die vorzüglichsten Resultate der deutschen Philosophie in Frankreich bekannt machen; nicht als Geschichtschreiber der verschiedenen Systeme, welche Aufgabe er sich vorbehält, sondern in Beziehung auf die Hauptpunkte aller philosophischen Untersuchungen, und zwar nach der in Frankreich gebräuchlichen analytischen Methode, mit Klarheit und Bestimmtheit. Fortgehend von der Psychologie zur Metaphysik, folgt er den Ansichten des verstorbenen Krause, welcher von einigen warmen Anhängern sehr hochgeschätzt wird, aber in Deutschland es zu keiner Anerkennung in größerm Kreise oder zur Begründung einer Schule hat bringen können. Dieses entscheidet natürlich nicht wider ihn, indem von jeder Philosophie gilt, was von Büchern, sie hat ihr Schicksal; und das Hauptschicksal der Wissenschaft wird vom Verf. sehr richtig angedeutet („Cours de philosophie", Bd. 1, S. 70), von vorn wieder anzufangen, obgleich die mannichfaltigsten Systeme schon vorhanden sind; eine Nothwendigkeit für den menschlichen Geist, bei sich selbst einzukehren, wie viel auch schon von ihm herausgekehrt worden; ja, es ist dieses das wahre Amt der Philosophie zu allen Zeiten, in ihrem Verhältniß zu den übrigen Wissenschaften.

Daher beginnt nun die Untersuchung im ersten Werke mit Betrachtung des Menschen im Allgemeinen, seiner Rangordnung im Reiche der Wesen, seinem Unterschiede von allen andern. Es entsteht die Frage nach dem Geiste, wie derselbe sich in unserm Bewußtsein ankündigt, seiner Verbindung mit dem Körper, von welchem er, obgleich aufs genaueste verbunden, doch wesentlich verschieden ist. Geistesvermögen sind das Denken, Fühlen, Wollen, und in Bezug auf Geistesthätigkeit überhaupt fragt man nach Zeit und Raum, sie sind nicht bloße Geistesformen, sondern sind den Außendingen eigenthümlich, unser Geist ist über diesen Formen und wir existiren in Raum und Zeit nur nach einem kleinen Theile unsers Wesens, die Zeit berührt nicht die Substanz des Geistes, wie der Raum nicht das Maß derselben gibt, beide sind Formen der Geistesthätigkeit, welche sie bei ihrer Entwickelung ausfüllt, sodaß der Geist nicht dem Gesetz der Zeit und des Raumes unterthan ist, sondern umgekehrt Zeit und Raum dem höhern Gesetze des Geistes, der ewigen Ordnung der Ideen, wovon jeder Augenblick nur einen unendlich kleinen Theil verwirklicht. Der Geist ist, wie Leibnitz sagte, unendlich viel reicher, als er selbst weiß, ergründet sich nie in seiner Totalität.

Das Denken und die Erkenntniß erheben sich von der untern Stufe des Sinnlichen durch die Abstraction des Verstandes zu den Ideen der Vernunft. Sie ist nicht etwas Persönliches, sondern die allgemeine Quelle, wodurch alle Geister untereinander ein Reich bilden unter derselben Autorität und dem höchsten Gesetz der Vernunft. Darum haben Vernunftideen allgemeine Gültigkeit, und wir endliche Geister haben unendliche Ideen. Hier zeigen sich die Idee des unendlichen Geistes oder der Vernunft, die Idee der Menschheit und die Idee der Natur. Keine dieser Ideen für sich befriedigt die Vernunft, sie fühlt das Bedürfniß, eine gemeinschaftliche Ursache zu suchen, ein Band aller Wesen, wir erheben uns zur Idee der Gottheit, welche Harmonie zwischen allen Classen der Wesen herstellt und der Schluß des Systemes ist. In der Idee der Gottheit vereinigen sich alle unendliche Ideen, sie ist nach Kant das gesuchte Ideal der Vernunft, worin alle Unvollkommenheiten endlicher Wesen verschwinden. In der Gottheit finden wir die Erklärung unserer eigenen Vernunft, des Wesens, was in uns ist und mehr ist als wir, welches uns über unsere Persönlichkeit erhebt, die wahre Quelle ewiger Vernunftideen, und wir bestimmen nach diesen die Idee der Gottheit selbst und legen dadurch den Grund zu einer Religionslehre. Gehörig entwickelt, begreift sie Gott als ein Wesen von unendlicher Persönlichkeit, voll lebendiger Liebe und Vorsehung, wodurch die religiösen Beziehungen bestimmt werden, welche den individuellen Geist mit der Gottheit vereinigen.

Das Fühlen (sentiment) ist auf dieselbe Weise zu entwickeln; denn Denken und Fühlen entsprechen sich, sinken und steigen nach denselben Stufen. Von den sinnlichen

Gefühlen steigen wir auf zu den höhern des Schönen, Erhabenen, der Kunst überhaupt, der Natur und der Menschheit, und alle besondern Gefühle sind eingeschlossen im unendlichen Gefühl der Gottheit, worin alle Gefühle ohne Vernichtung oder Schwächung gehoben, veredelt und in Harmonie gebracht werden.

Das Wollen steigt in ähnlicher Art aus der persönlichen Sphäre zu Gott, als dem höchsten Gut, worauf alle Motive und Entschließungen hinzublicken haben. So vollendet sich die Lehre vom Geiste in seiner Besonderheit; aber der Geist steht in der engsten Beziehung zum Körper, und hierin offenbaren sich bedeutende Phänomene, besonders diejenigen eines kranken Zustandes, wie Geistesirre, Delirium, Narrheit, animalischer Magnetismus und Hellsehen.

Diesen Untersuchungen über den Geist nach allen seinen Beziehungen, für sich selbst und in Verbindung mit dem Körper, folgt die letzte, nämlich über die Entwickelung des individuellen Menschengeistes und der Menschheit, nach den psychologischen Gesetzen, welche durch die Forschung über die Natur des Geistes gefunden sind. Für den Menschen wie für die ganze Menschheit ist das Werk des Lebens nie vollendet, die Bestimmung des Menschen und der Menschheit kann nicht in einer gewissen Zeit und Raum erfüllt werden, das Erdenleben ist nicht das letzte Ziel, Unsterblichkeit ist die Bedingung, wodurch Mensch und Menschheit ihre ihnen angewiesene Bestimmung erreichen können.

Schon aus diesem kurzen Überblick des Gedankenganges, den der Verf. sich vorzeichnet, erhellt die Reichhaltigkeit des Werks, erwachsen auf deutschem Boden, daher lehrreich für deutsche Leser, insonderheit geeignet für die Kenntniß der ziemlich unbekannten Lehre von Krause. Der Vortrag ist durchaus würdig und klar, nur vielleicht zuweilen durch die französische Sprache etwas erschwert. Der Verf. unterscheidet — schon nach physischer Organisation — den Menschen vom Thiere, er läßt als entschiedener Dualist Geist und Körper nicht zusammenfallen, sie sind ihm zwei Wesen, zu zwei verschiedenen Ordnungen der Dinge gehörig, deren eine nicht aus der andern hervorgehen kann, daher auch beide nicht desselben Ursprungs, jeder Geist mit eigenthümlichen Anlagen geboren, die nicht aus der körperlichen Organisation stammen, übrigens der Körper nicht eine todte Masse, sondern nach Ansicht des dynamischen Systems mit lebendigen Kräften begabt und dadurch im dynamischen Verhältniß zum Geiste. Mancherlei Anklänge und Hinweisungen auf ältere und neuere philosophische Lehren treten in der Darstellung hervor, wie denn überhaupt kein Jetztlebender von gewissen schon öfter gebrauchten Begriffen und Kategorien sich ganz losagen kann und darf, sodaß nur eine abweichende Combination derselben und verschiedene Werthgebung das Eigenthümliche jeder Lehre genannt werden möchte. Ohne hierin weiter das Einzelne zu berühren, was an gegenwärtigem Ort nicht angemessen wäre, will Ref. von dem metaphysischen Theile, der ihm anziehend gewesen, eine kurze Andeutung geben und sie mit einigen Bemerkungen begleiten, die sich ihm oft bei metaphysischen Erörterungen und auch hier aufgedrungen haben.

Der allgemeinste Begriff (Bd. 2, S. 164 fg.) ist der des Seins (être), er umfaßt alles Existirende, ist undefinirbar, geht jeder Beobachtung vorher. Die erste Unterscheidung, die wir im Sein zu machen haben, ist diejenige des Seins und seines Wesens (essence) oder seiner Eigenthümlichkeiten. Das Wesen ist kein Verschiedenes vom Sein, doch ist zu unterscheiden zwischen Sein, welches in sich selbst besteht, und Wesen oder Attribute, welche nicht für sich bestehen, ohne ein Sein, dem sie angehören. Hierin sind andere Begriffe enthalten. Da jedes Sein und Wesen Eines ist, so ist Einheit die nächste Kategorie, in Folge deren Identität; dann Selbstheit (auch Substanzialität oder Spontaneität) und Ganzheit, die nicht gegenseitig voneinander abzuleiten sind. Beide letztere sind entweder relativ oder absolut, theilweise oder vollständig, daher ist das Sein bedingt oder unbedingt, volle Bejahung oder nicht, dann auch, wenn sein Wesen nicht alles Existirende in sich schließt, endlich, eine partielle Totalität, oder unendlich, die vollständige Totalität. Einheit ist die obere Kategorie, Spontaneität und Totalität sind coordinirt und die Einheit in dieser innern Zweiheit ist die Harmonie. Diese Kategorien erschöpfen das allgemeine Wesen des Seins, aber ihre Combinationen gehen ins Unendliche.

Aus Combination der Form mit dem Wesen entspringt die Modalität, d. h. die Existenzialität in ihren verschiedenen Gattungen. Existenz ist Form oder Modalität des Wesens. Keim der Pflanze kann angesehen werden als deren Wesen, die Pflanze mit Wurzel, Blatt, Blume ist darin enthaltene Form. Bei dem Menschen nennt man das unentwickelte Wesen Dispositionen, auch Geistesvermögen in Betracht einer Verbindung des Geistes mit der Zeit, in welche ein Theil seines Wesens übergegangen ist. So ist für die Natur wie für den Geist die Existenz eine Manifestation des Wesens, welches Form annimmt, sich in die Existenz einformt.

In der Existenz sind drei Hauptmodi zu unterscheiden: Nothwendigkeit, Möglichkeit und Wirklichkeit. Wirklichkeit ist, was man gewöhnlich Existenz nennt, d. h. das realisirte Wesen. Möglichkeit bezeichnet die Beziehung des Wesens zur Existenz. So ist es möglich, daß ein Keim sich zur Frucht entwickele, daß ein Kind zum erwachsenen Menschen werde. Was nicht im Wesen einer Sache enthalten ist, ist unmöglich, aus dem Wesen der Pflanze wird nie ein Thier. In endlichen Wesen realisirt sich nicht alles für dieses Sein Mögliche, d. h. in seinem Wesen Enthaltene, sondern nur in jedem Moment ein Theil seines Wesens, seiner Möglichkeit, also ein Sein, welches unter einer Beziehung endlich ist, findet sich zugleich über der Entwickelung und der Zeit, weil alles für dasselbe Mögliche auch in ihm realisirt ist. So alle Figuren, welche im unendlichen Raume möglich sind, existiren auch in ihm. Was im Wesen der Natur enthalten ist, existirt auch in Wahrheit, und wenn es noch ein höheres Sein, unendlich in aller Rücksicht, gibt, so werden

sich in ihm Möglichkeit und Wirklichkeit nothwendig verschmelzen. Fragt man nach der Möglichkeit eines Seins, so muß dies Sein einen Theil eines höhern und allgemeinern Wesens ausmachen, worin es enthalten ist. Ob eine geometrische Figur möglich ist, beruht darauf, ob die drei Hauptrichtungen des Raums so combinirt werden können, um jene Figur zu bilden, gleichwie in der Natur ein Sein möglich, wenn es als Theil in dem allgemeinen Wesen der Natur enthalten ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleine theologische Schriften dogmatischen, homiletischen und geschichtlichen Inhalts. Von Joh. Fr. Röhr. Erste Sammlung. Schleusingen, Glaser. 1841. Gr. 8. ¾ Thlr.

Gewiß diese Gabe, mit sieben Abhandlungen, muß jedem echten Protestanten, selbst dem denkenden Laien, der hört und sieht, wie es in unserer Kirche steht, willkommen sein. Man weiß, daß solche in Zeitschriften zerstreute Aufsätze gewöhnlich den Lesern nur einmal und vielleicht ganz flüchtig vor die Augen kommen; daher ist der dem Hrn. Verf. nahe gelegte Wunsch, sie in besondern Sammlungen zu haben, begreiflich. Sie werden auch insgesammt „dem Interesse der erleuchteten theologischen Wissenschaft, welche in der protestantischen Kirche waltet, förderlich sein", wie ihr Verf. hofft. Seine theologische Ansicht ist bekannt. Es ist der Rationalismus, den man so oft fälschlich als ein dogmatisches System betrachtet, da er vielmehr, dem Supernaturalismus gegenüber, nur eine andere Behandlungsweise nach einem andern Princip in Ermittelung und Darstellung der Christuslehre anzeigt und daher freilich zu manchem andern Resultate kommt. Mag es sein, daß manche Anhänger des Rationalismus in ihren Behauptungen oder Ausdrücken schroff gewesen, und daß daher Vielen, wie Ref. aus Erfahrung weiß, die das große Werk des Christenthums mit hellem Blick, aber auch mit warmem Herzen erfassen, „der providentielle Weg" nicht genügt, obgleich man zugestehen muß, daß auch er die ewige Weisheit auf gleiche Weise verherrliche. Aber man unterscheide nur den Mann der Wissenschaft von dem Volkslehrer. Jener hat zu seinem Symbol: keine menschliche Autorität, kein blinder Glaube, sondern Luther's Spruch: „es sei denn, daß" u. s. w., und zwar mit dem oft weggelassenen Zusatze: „oder mit öffentlichen, klaren Gründen und Ursachen" u. s. w. Nach diesem Grundsatze und ausgerüstet mit Scharfsinn, Philologie und Philosophie, prüfte Röhr auch das längst wankende kirchliche Lehrgebäude und verlangte, daß man es entweder durch haltbarere Stützen befestigen, oder es von menschlichen Zusätzen reinigen und in ein rein christliches verwandeln sollte. Bei diesem Streben nach wohlbegründeter Wahrheit in Klarheit bekämpfte er auch täuschende Erscheinungen der neuern Zeit, wie den „Hutterus redivivus", und erhob dagegen den „Melanchthon redivivus", half mit die Taschenspielerei der neuern Philosophie, die so schön orthodox klingt, uns aber um das wahre, biblische Christenthum bringt, aufdecken und schonte dabei selbst den vergötterten Schleiermacher nicht. Und was hat denn nun dieser christliche Rationalismus, den die Gegner als ein Ungethüm, als Atheismus und Naturalismus verschrien, dem sie oft, als sogar völlig todt, Grabreden gehalten haben und der ihnen doch immer wieder Noth macht, ja zu dem sie im Gedränge häufig alle ihre Zuflucht nehmen, bei dem Verf. für Früchte gebracht? Etwa eine Destruirung auf Strauß'sche Manier? Man lese die siebente Abhandlung „Lessing, wie er war, in theologischer Beziehung." Wie nämlich die Orthodoxie den trefflichen Spener jetzt gern zu einem der Ihrigen machen möchte, der doch so nachdrücklich an den Symbolen tadelte und bestritt und sie verfolgte und peinigte bis an den Tod, so hascht sie auch nach einigen Äußerungen Lessing's und will ihn damit zu einem Patron der Altkirchlichkeit stempeln. Das widerlegt der Verf. aus dessen Schriften, wovon wir nur eine Stelle anführen wollen (S. 172): „Luther, du großer verkannter Mann, von Niemanden mehr verkannt als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg schreiend, aber gleichgültig dahinschlendern, du hast uns vom Joche der Tradition erlöst. Wer erlöst uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es jetzt selbst lehren würdest, wie es Christus selbst lehren würde!" Am Schlusse wird erzählt, wie Lessing „die zehn Widersprüche, die der Fragmentist der Auferstehung Jesu entgegenstellte", so beseitigt habe, daß die Thatsache der Auferstehung auf unerschütterlichem geschichtlichen Grunde ruhe? Dann heißt es: „Das ist eine ganz andere Kritik als die willkürliche und grundlose des Dr. Strauß, die auf eben demselben Grundirrthume beruht: daß wegen einiger Widersprüche in Kleinigkeiten den Evangelisten aller Glaube abzusprechen sei." Wir möchten ferner auch wissen, ob die Dogmatik der evangelisch-protestantischen Kirche, die der Hr. Verf. in Abhandlung 1 vor den Richterstuhl der philosophischen und christlichen Moral zieht, und wobei er seine Aufgabe klar und interessant löst, ob Das, was nach dem Abstreifen kirchlicher Zuthaten übrig bleibt, bei aller Einfachheit, wenn man die Röhr'schen „Grund- und Glaubenssätze" (2. Aufl., S. 70) vergleicht, nicht biblisch-christlich, nicht für das wahre, nur nicht erkünstelte religiöse Bedürfniß hinreichend sei? ob, was die Hauptsache ist, Derjenige, der sich an diese Lehren hält und sie treu zu befolgen redlich bemüht ist, wol von Jesu der Seligkeit verlustig erklärt werden möchte?

Doch vielleicht steht es mit dem Verf. desto dürftiger in der Praxis. Man erwäge aber die zweite Abhandlung: „Was heißt Christum predigen?"*) O möchten doch vorzüglich unsere angehenden Prediger und Candidaten diese Worte recht erwägen, dann würden nicht anmaßende, leider bis zum Fanatismus erhitzte Jünglinge einen Schmalz, Paniel, Rothe u. s. w. zu verketzern für Pflicht halten; dann sollten aber auch die Erbärmlichkeiten wegfallen, womit ihre Führer, wie Dr. Heubner in den „Drei Predigten über das herrliche Gleichniß von dem verlorenen Sohne", sie bilden wollen, und wo er seine ganze Theorie von Erbsünde, Teufel, Versöhnung, Satisfaction in die Parabel hineinzwängt, das Vaterhaus zum Paradies, die Entfernung des Sohnes zum Sündenfalle, den Menschen, an den er sich hängt, zum Teufel allegorisirt, ohne daß eine Sylbe darauf hinweist. Unser Verf. dagegen verlangt „eine umfassende Kenntniß Jesu Christi überhaupt, oder seiner Person, Schicksale, Thaten, Lehre, seines Beispiels und seiner Verdienste, man lehre und predige ihn ohne Vernünftelei, biblisch, als Gottessohn und Menschensohn" u. s. w. Und darin ist der Verf. selbst ein Meister. Er hatte, wie Ref. aus sichern Nachrichten weiß, einst eine Prinzessin in Gegenwart einer sehr ansehnlichen Versammlung geprüft und confirmirt. Die unvergeßliche Großherzogin Luise lenkte nachher das Gespräch auf den Religionsunterricht, den die Prinzessin empfangen und den die Mutter aufmerksam mit angehört hatte. Sie sagte zu dem Hrn. Dr. Röhr: „Wie glücklich sind doch unsere Kinder, so in den Wahrheiten des Christenthums unterrichtet zu werden; ach Gott, wie viel habe ich und Meinesgleichen vergessen müssen, weil man uns Mens

*) Wen sollten nicht Predigten, wie am Charfreitage: „Das Kreuz unsers Herrn in seiner hohen Bedeutung für die christliche Welt"; Osterpredigten: „Was und wie viel das Evangelium uns mit dem Glauben an eine persönliche Fortdauer des Menschen nach dem Tode gewähre"; „Über unsere Verbindung mit den Geistern der Vollendeten", in dem „Magazin" ansprechen, da das Christenthum, die Vernunft und das Herz so überzeugen?

[illegible] Anschauungen statt des Evangeliums eingeprägt, das doch so schön, so einfach, so vernünftig ist." Daß er christlich in diesem Sinne predigt, bewiesen besonders auch die so gut aufgenommenen „Christologischen Predigten"; daß er, selbst glaubensvoll und begeistert, auch bei Andern feste Überzeugung und warme Begeisterung auch noch in seinen höhern Jahren zu bewirken vermöge, das hat seine letzte Reformationspredigt 1840 erwiesen. Denn wenn eine Stadt wie Weimar, der man wol zutrauen darf, daß sie Katholicismus und das jetzige päpstlich-jesuitische Treiben recht wohl unterscheide, die Toleranz ehre, aber auch Licht und Geistesfreiheit bewahrt wissen wolle, in allgemeine freudige Erhebung geräth, sodaß der Stadtrath und die Bürgerschaft durch ihre Stadtverordneten dem Redner öffentlich ihren Dank zu erkennen geben und sich glücklich in dem Besitz dieses muthvollen Wahrheitsfreundes schätzen, so müssen doch seine rationalen Vorträge seit mehr als 20 Jahren in einer Stadt, wo seit langer früherer Zeit wissenschaftliche und noch mehr ästhetische Bildung vorherrschten und verführerische Beispiele von Unkirchlichkeit nicht ohne Einfluß bleiben konnten, gewiß kein „kaltes Röhrwasser" sein, wie sie der neidische Aberwitz hat brandmarken wollen, sondern echt christliche Lebensweisheit, da der Redner in Verbindung mit andern würdigen Lehrern in Kirchen und Schulen solche Theilnahme an dem heiligsten Interesse der Menschheit erhalten hat. Wahrhaft ergreifend sind auch schon die Bruchstücke, die man aus dieser Predigt gelesen hat, mächtig erschütternd besonders der Schluß, der hinweist auf die nahen Grüfte jener heldenmüthigen Fürsten, die Leib und Leben, Hab und Gut für die Güter der Glaubens- und Gewissensfreiheit wagten. Die ganz unerwartete Hemmung des Abdrucks hat befremdet, betrübt und macht besorgt. Es kann sein, daß in den Röhr'schen Schriften manche scharfe Ausdrücke sich mildern ließen. Jedoch abgesehen von dem pöbelhaften Schmähen und Verketzern der Irrationalität, die auch den ehrliebenden Verf. nicht kalt lassen können, da ja selbst der sanfte Melanchthon Gott um Erlösung von der rabie theologorum anflehete, so weiß man wohl, daß Röhr zwischen einem Schott, A. Neander u. A. und einem Hengstenberg, Brandt, Tholuck, dessen Gaben in der „Predigerbibliothek" gerühmt worden sind, mit dem Wunsche, „möchte er nur das Schimpfen und Verketzern unterlassen", recht gut unterscheide. Aber wer vermag auch jetzt ruhig zu bleiben? Ist es nicht bereits zu Verfluchungspredigten über eine ganze ansehnliche Stadt mit Ausnahme des Häufleins, das sich selbst vermißt, die Frommen allein zu besitzen, gekommen? Sieht man wol, daß die Concessionen, die ein wohlwollender König, des Protestantismus Hort, den Altlutheranern und Katholiken macht, erkannt, mit Nachgiebigkeit, Recht und Billigkeit vergolten werden? Es fehlt nur noch das Predigen eines Kreuzzuges gegen die vermeinten Ungläubigen und die orthodoxen Eiferer unserer Kirche würden leicht den Pöbel zu einer Allianz mit Rom fanatisiren. Unsere Fürsten zeigten 1813, daß man seiner Kirche treu, aber mit den Bekennern der andern gleich demüthig und einmüthig seine Knie beugen könne; sie streben in Deutschland Einheit und Eintracht hervorzubringen und die Steine des Anstoßes hinwegzuräumen: ist es nicht zu bedauern, wenn die Religion der Liebe, des Friedens, der Verträglichkeit, oder eigentlich die menschlichen Glossen, Scheidewände aufrichten? Wird die Begeisterung wie 1813 erweckt werden, wenn man das Volk durch Schmähworte und falsch angewandte Bibelstellen aufwiegelt? Und da sollte ein starkes Wort nicht vergeblich sein?

Die dritte Abhandlung theilt interessante Nachrichten über die Bulle In coena Domini mit; die vierte Abhandlung trägt einige Bedenken über die Episcopalisirung der protestantischen Kirche Deutschlands vor. Abhandlung 5: „Wie verlor die christliche Kirche zur Zeit der Reformation ihr reiches äußeres Gut?" Abhandlung 6: „Geist und Wesen der gegenwärtigen gemeinen Hindureligion." Ursprünglich war sie rein- und unterschied, hatte nichts mit dem Christenthum gemein, jetzt ist sie durch Pfafferei grenzenloser Aberglaube. Möge bald ein zweites Bändchen erscheinen! 69.

Notiz.

Wahrhaft unsinnig ist die Art, wie gewisse Journalisten, obenan Jules Janin, deutsche Localitäten aufzufassen und zu schildern gewohnt sind. Wenn die Einwohner der Kaffernlandes: Hottentotten, Kaffern oder Buschmänner, Journale hätten, so könnten sie wahrlich nicht monströser über Paris schreiben wie die pariser Journalisten über die Rheinlande, die ihnen doch so nahe liegen und welche sie durch Besitzergreifung zu beglücken hoffen, über Dresden, Weimar, Berlin oder Wien. Ein ergötzliches Muster dieser Art liefert Jules Janin in einem Aufsatze, worin er den Aufenthalt eines jungen, für Deutschland begeisterten Franzosen in Wien schildert. Da heißt es: „Einmal wünschte er Deutschland zu sehen, welches immer sein Haupttraum war. Er thut einem einsichtsvollen Minister (es gibt deren) den Vorschlag, nach Wien zu gehen und dort Entdeckungen zu machen. Was für Entdeckungen? Der Minister weiß davon nichts, er auch nicht; aber sicherlich, wenn man nur sucht, so muß man auch etwas finden. Im Übrigen, sagt er, habe ich einen großen Vorzug, ich habe niemals einen Preis beim Institute gehabt; ich bin kein homme spécial, es ist daher unmöglich, daß ich nicht irgend etwas finde. Und er verlangte so wenig! Gut. Er reist ab, er kommt in Wien an einem Tage an, der für die Wissenschaft günstig war, vermöge des officiellen und riesenhaften (!) Carnevals, der da unten stattfindet. Er war ganz erstaunt und verwundert über seine Entdeckung. Wie? Eine Stadt in Europa, wo man die ganze Nacht tanzt, den ganzen Tag trinkt (bekanntlich stehen die Wiener wol im Rufe der Wohlschmecker, aber nicht der braven Trinker), wo man den Rest der Zeit herrlichen (?) Taback raucht! Wie? Eine Stadt, die durch nichts in Bewegung gesetzt wird, weder durch die Reue über die Vergangenheit, noch durch den Ehrgeiz der Gegenwart, noch durch die Sorge für den morgenden Tag! eine Stadt, wo die Frauen schön sind ohne Kunst, wo die Philosophen (welche?) reden wie die Dichter, wo die Dichter denken wie die Philosophen (die gemüthlichen lyrischen Kinder Östreichs wie Philosophen!), wo Niemand beleidigt wird, selbst nicht der Kaiser, wo Jedermann vor dem Ruhme den Hut abnimmt, wo nichts Lärm macht als die Freude und das Glück!" Noch Unglaublicheres wird späterhin erzählt: Fürst Metternich habe von dem Enthusiasmus des jungen Franzosen, welcher eigentlich Gérard de Nervil heißt, Kunde bekommen, er habe ihn einladen lassen; der junge Franzose habe aber antworten lassen, er könne diesen Tag nicht kommen, Strauß spiele gerade mit seinem gesammten Orchester einen formidabeln Walzer von Liszt (!), morgen sei wieder etwas los, übermorgen indeß werde er seine Aufwartung machen. Nach einem Monate erscheint er im Salon des Fürsten, ohne sich anmelden zu lassen, drückt sich in einen Winkel und lauscht auf die zierliche und geistreiche Unterhaltung, aber er spricht nicht; Metternich fragt: „Wer ist dieser junge blonde Mensch mit dem klugen und zugleich wohlwollenden Lächeln?" Ein französischer Literat, antwortet man ihm — und Metternich will, was doch sonst nicht so leicht geschieht, vor Schreck und Erstaunen außer sich kommen! — Das ist freilich eine Fabel, leider aber fehlt ihr die Moral!

Vom Baron G. de Romand erschien: „Crise morale et politique de la France", mit dem Motto: „Qu'est-il advenu de la dernière coalition électorale et parlementaire?" aus desselben Verfassers Schrift: „De l'état de partis en France." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 114. — 24. April 1841.

1. **Cours de philosophie fait à Paris sous les auspices du gouvernement par *H. Ahrens*.** Zwei Bände.
2. **Cours de droit naturel ou de philosophie du droit, fait d'après l'état actuel de cette science en Allemagne par *H. Ahrens*.**

(Fortsetzung aus Nr. 113.)

Fragt man nach der Möglichkeit des Seins der Natur und des Geistes, so muß es ein Sein geben, welches in seinem allgemeinen Wesen das besondere Wesen der Natur und des Geistes enthält. In Absicht dieses, die physische und geistige Welt enthaltenden Seins kann die Frage nach der Möglichkeit nicht aufgeworfen werden, weil es dann als ein endliches Sein gedacht und nicht das ganze Wesen der Welt als ein einzelnes wäre. Das unendliche und absolute Sein hat keinen Grund über und außer ihm, es ist sein eigener Grund für Alles, was in ihm existirt, und für sein Wesen und seine Existenz gibt es keinen Grund. Darum ist die Erkenntniß dieses Seins absolut, d. h. erkannt durch sich selbst und nicht durch eine Demonstration, welche einen höhern Grund voraussetzen würde, woraus man seine Existenz ableitete.

Untersuchen wir den Begriff des Grundes (raison). Er ist nicht zu verwechseln mit der Idee der Ursache, Grund ist ein höherer Begriff, weil er sich auf alle Classen der Dinge bezieht, und Ursache nur auf diejenigen in der Zeit. Grund bezeichnet die Beziehung des Inhaltenden zum Inhalt, Dasjenige, dessen Wesen das Wesen und die Existenz eines andern Dinges in sich schließt. Der Grund der Blüte des Baumes ist der Baum, des Baumes das Pflanzenreich, des Pflanzenreichs die Erde, der Erde das Sonnensystem, alles physischen Seins die Natur. Grund des Denkens, Wollens und Empfindens ist das Vermögen derselben, deren Grund ist das allgemeine Wesen des Geistes. Der individuelle Geist ist nicht Grund seiner selbst und seiner Organisation, dieser muß in einem höhern Sein gesucht werden (raison commune), welches die Individualitäten in sich enthält. Jedes Sein ist der immanente Grund Dessen, was in ihm ist, das endliche Sein findet ihn in einem höhern allgemeinern Sein. Der höchste Grund ist ein höchstes absolutes unendliches Sein, als immanenter Grund aller Dinge, welcher keinen Grund über sich hat.

Nun sind Geist und Natur das voneinander verschiedene Hauptsein. Der Geist, wie er sich im Selbstbewußtsein offenbart, hat Einheit, Spontaneität und Receptivität, zeigt sich unter den Beziehungen des Wesens und der Existenz, des Möglichen, Wirklichen und des Grundes. Sein Wesen ist nie vollkommen offenbart, das Mögliche und das Wirkliche (Existenz in der Zeit) sind zwei Modalitäten seines Wesens, er findet sich als Einheit über diesen entgegengesetzten Beziehungen. Individueller Geist ist unendlich in seinem Innern, empfänglich einer unendlichen Zahl verschiedener Zustände, aber er ist endlich, weil er nicht die andern Geister ist; wenn ein Geist alle Geister wäre, so wäre er der totale vollständige Geist. Der Grund der gemeinschaftlichen Vermögen, Gesetze, des Wesens und Lebens der Individuengeister ist nur in einem höhern allgemeinern Wesen, oder in einem höhern allgemeinern Sein zu suchen, nämlich in dem letztern, weil jenes dies letztere voraussetzt. Für alle individuellen Geister ist demnach ein höherer allgemeiner Geist anzuerkennen, der sie in seinem Sein umfaßt, wie der Raum die Figuren, die Natur physische Dinge. Vom diesem universalen totalen Geist sind die individuellen Geister Theilglieder, reflectirend das fundamentale Wesen des allgemeinen Geistes. Letzterer ist über aller Individualität, aber dennoch substantielles persönliches Sein, existirend in sich und für sich. In diesem allgemeinen Geist liegt der Grund des gemeinen Menschenverstandes, der gleichen Constitution aller Geister, und daß wir uns auf die Vernunft (raison) als Quelle und Vermögen der Erkenntniß berufen. Dieser höhere Geist ist das wahre Sein der Vernunft.

Aber dieser höhere Geist, ungeachtet er eine unendliche (unbestimmte) Zahl geistiger Individuen enthalten kann, ist nicht das absolut unendliche Sein. Da er nicht Natur und nicht Grund der Natur ist, wird er durch sie begrenzt. Darum darf der allgemeine Geist nicht verwechselt werden mit dem höchsten Sein, welches Grund alles Existirenden ist, der Natur und des Geistes und ihrer Vereinigung und wechselseitigen Begrenzung. Geist und Natur drücken das Wesen dieses Seins aus, beide auf eigenthümliche Weise. Die Natur offenbart sich in der Erfahrung unter dem vorherrschenden Charakter des Unendlichen und der Geist unter dem des Absoluten. Unendliches und Absolutes schließen sich nicht aus, sie sind

blos wechselseitig vorherrschend in jenem doppelten Sein. Die Natur offenbart sich unter dem Charakter der Totalität, der Geist unter dem Charakter der Spontaneität, welche Grund seiner Freiheit ist.

Grund ist etwas nur, insofern es ein Anderes in seinem Wesen enthält und so die Ursache seiner Existenz wird. Nun ist die Natur nicht der Grund des Geistes, weil ihr Wesen nicht dasjenige des Geistes, die Totalität nicht die Spontaneität in sich enthält. Das Sein beider aber existirt zusammen, nicht blos nebeneinander, sondern in inniger Durchdringung. Der Grund dieser Gemeinschaft oder Vereinigung ist nicht zu suchen in einem von beiden, sondern in einer höhern Einheit, welche wesentlich die entgegengesetzten Attribute vereinigt. Sie ist weder durch die Natur noch durch den Geist dargestellt, und dennoch muß es ein Sein geben, welches sie darstellt, indem sie als Wesen oder Eigenthümlichkeit nicht ohne ein substanzielles Sein existiren kann, also dargestellt wird durch ein höchstes Sein, welches die Einheit von Allem ist, was existirt, alles Wesens und aller Existenz, der Möglichkeit und Wirklichkeit — Gott. Er ist keine Zusammensetzung aller Wesen, kein All (Pan), sondern er ist vor dem Ganzen Einer, und so entspringt nicht ein Pantheismus, sondern ein Monotheismus. Er ist in der Einheit seines Wesens nicht Natur und Geist als solche, sondern Identität des Geistes und der Natur. Das höchste Sein ist durch das Attribut der Unendlichkeit oder Totalität Natur, und des Absoluten oder Spontaneität Geist, aber es ist noch mehr, nämlich Einheit des Unendlichen und Absoluten, welche für dasselbe eine neue Art der Existenz ausmacht. Von diesem Modus des Seins können wir uns in unserm gegenwärtigen Zustande keine Vorstellung machen, Gott ist durch seine Einheit über der Welt, hat nicht existirt ohne die Welt, die Welt ist nicht in der Zeit erschaffen, denn das Wesen der Welt ist im göttlichen Wesen enthalten, Gott ist der ewige Grund der Welt, aber ein Sein in sich und für sich, was die unendliche absolute Persönlichkeit Gottes bildet, durch welche er sich von allen endlichen individuellen Wesen unterscheidet. Alles ist für ihn, ihm gegenwärtig, dies bildet die allgemeine göttliche Intelligenz. Diese unendliche Gegenwart aller Dinge in Gott zeigt sich im Charakter der Spontaneität als unendliches absolutes Denken, Allwissenheit, Vorsehung; im Charakter der Totalität als unendliches absolutes Fühlen, unendliche Liebe. Seine Existenz kann nicht bewiesen werden, weil er der letzte Grund von allem Existirenden ist und es keinen höhern Grund für seine Existenz gibt. Die Existenz des höchsten Seins (être, Wesens?) ist unmittelbar gewiß, über dem Gegensatz der Möglichkeit und Wirklichkeit, er ist Einheit und Identität des Wesens (essence) und der Existenz, der Möglichkeit und Wirklichkeit, des Geistes und der Natur mit Allem, was in ihm existirt. Gott ist sonach das unendliche und absolute Sein (être), welches durch das Attribut der Unendlichkeit alles Endliche enthält (contient) und welches als absolutes Sein außer allen Bedingungen ist, aber die Bedingungen für Alles, was ist, in sich schließt (renferme). Die Welt ist nicht außer Gott, sondern in ihm, von göttlichem Wesen (essence), aber sie ist nicht Gott; denn Gott ist in Einheit des Wesens, was die Welt in Differenz ist, in verschiedenen Wesen (êtres) und mannichfachen Formen. Dieses wahre Monotheismus, in dem er Gott als wahrhaft unendlich und absolut erkennt, verstattet keinen Dualismus zwischen Gott und Welt.

Bei dem Überblick dieses Begriffskreises, den scharfsinnig der Verf., oder vor und mit ihm Krause sich bildete, ist dem Ref. zu Muthe wie bei dem Wiedersehen alter Bekannten, die etwas Fremdes an sich tragen, etwas Anderes sein wollen, als sie sonst gewesen, sich in ungewohnte Verbindungen einlassen und dadurch ein Zurechtfinden unter ihnen erschweren; oder wie in einem Blumengarten, wo man die Beete verlegte und die Gruppirung vertauschte. Dergleichen ist nun mehr oder weniger bei jeder eigenthümlichen metaphysischen Gliederung der Fall, und ein Urheber hält die seinige für die beste, während der Hinzutretende daran Manches auszustellen hat und Bedenklichkeiten äußert, ob Alles gut sei, dann aber den Vorwurf hören muß, er habe die Bedeutung des Ganzen nicht verstanden. Die Foderung des Verständnisses ist hierbei gewöhnlich keine andere, als man solle in dem Zusammenhange und dem Hervortreten der Begriffe seine Religion erkennen, wie denn auch unser Verf. von der gegebenen Lehre behauptet, sie führe zum sichern Verständniß der Beziehungen, welche den Menschen mit dem höchsten Wesen verbinden. Ist nun Religion dem Bewußtsein eines Jeglichen gegenwärtig, so erfolgt daraus freundlicher Beifall oder Ablehnung.

Eine Hauptschwierigkeit des Beifalls entspringt dem Ref. aus der Gegenseitigkeit aller Begriffe (Kategorien), deren keiner für sich besteht und nur durch Hinblick auf seinen Beigänger Bedeutung gewinnt, dann aus der Anwendung des logischen Verhältnisses vom Allgemeinen zum Besondern, welche selbst Gegenbegriffe sind. So hat der allgemeine Begriff des Seins seinen Gegenbegriff des Werdens, der des Wesens den des Modus, der des Beharrlichen den des Veränderlichen, der des Einen den des Vielen. Wesen und Attribut (Modus) sind unterschiedene Gegenbegriffe, nicht, wie der Verf. es nimmt, Sein und Wesen oder Attribute. Ebenso wenig bilden Selbstheit und Ganzheit Gegenbegriffe, sondern Selbstheit (Spontaneität) und Abhängigkeit (Receptivität), Ganzheit und Theilheit. Totalität, als bestimmtes Ganze von Theilen, ist nicht combinirbar mit Unendlichkeit, welche nie als ein Ganzes von Theilen bestimmt werden kann, und daher vermag Ref. nicht einzusehen, wie durch diese Kategorien das allgemeine Wesen des Seins erschöpft werden soll, welches in seiner Unbestimmtheit dem Werden gegenüber sich selbst gleich bleibt.

Allgemeines und Besonderes bezeichnen ein logisches Begriffsverhältniß der Abstraction und Reflexion, wodurch unsere Gedanken sich gliedern und einen Zusammenhang für die Erkenntniß gewinnen. Die Besonderheit wird von der Allgemeinheit umfaßt, das Allgemeine ist im Besondern enthalten, wir können aus der Allgemeinheit reflec-

deins die Wesenheit bilden, und aus der Besonderheit abstrahirend die Allgemeinheit entwickeln, darin besteht die Bewegung des Denkens, und man spricht hierbei nach einem Raumbilde von höhern und niedrigern Begriffen. Dies Verhältniß wird dann combinirt mit den Verhältnissen der Begriffe vom Ganzen und Theilen, Wesen und Form, Grund und Folge; das Allgemeine gilt dann als Ganzes, Wesen, Grund. Entsteht die Frage nach dem Grunde eines besondern Seins, Wesens, Theiles, so wird auf das Allgemeine verwiesen, und es ist allerdings Denkgrund des Besondern, aber auch umgekehrt das Besondere Denkgrund des Allgemeinen, weil sie beide nur in der Relation des Denkens ihre Bedeutung finden. Der Verf. bemerkt richtig, Grund sei nicht mit Ursache zu verwechseln, aber setzt mit Unrecht die Zeitbeziehung der letztern als Unterschied, denn Ursache und Wirkung sind ebenso ohne Zeitfolge, wie Grund und Folge gedacht, und Ref. hält das Zwischenschieben der Zeit für eine optische Täuschung. Ursache des Denkens von Grund und Folge, wie alles Denkens, ist der denkende Geist und das Denken jenes Verhältnisses ist die Wirkung. Darum wird unsers Bedünkens unstatthaft Ursache als ein niederer Begriff unter den höhern des Grundes gestellt und dieser als ein unbestimmteres Allgemeine, Unendliche, als Ganzes für den Theil, als immanentes Wesen für dessen Formen betrachtet. Vermöge solcher Stellung sind laut Hegel alle Dinge ihrem Grunde und Wesen nach Allgemeinbegriffe.

Mag dieses Verfahren bei der Frage über Natursein eine gewisse Anwendung finden, weil Natur als ein Ganzes mit Theilen aufzufassen steht, obwol auch hier manche Täuschung obwaltet, aus der Totalität (oft noch dazu unendlich genannt) die Theile zu verstehen, da gleichfalls das Ganze aus den Theilen verstanden wird, so ist doch dergleichen auf das Sein des Geistes unanwendbar, der kein Ganzes aus Theilen, sondern ein Individuum ist; und Ref. gesteht, einen universalen totalen Geist, dessen Theilglieder die individuellen Geister sind, nicht denken zu können. Außerdem scheint das französische Wort raison (Grund und Vernunft bedeutend) den Verf. zu einer Verwechselung der Begriffe Grund und Vernunft geführt zu haben. Dann soll noch dieser allgemeine höhere Geist unendliche Zahl (jede Zahl ist endlich) von Individuen enthalten, und doch zugleich begrenzt, d. h. endlich sein.

Wieder soll für Geist und Natur als sich wechselseitig begrenzende Begriffe ein höheres Sein, ein Grund, ein noch Allgemeineres (Unbestimmteres) gesetzt werden, und jene beiden sollen in ihm identisch sein, wie das Besondere im Allgemeinen, Geist und Natur sollen Attribute dieses Höchsten bilden, dessen Wesen ausdrücken. Hier ist die Geburtsstätte alles Pantheismus und der Verf. bezeichnet den seinigen als Identität des Geistes und der Natur, Gott ist in Einheit des Wesens, was die Welt in Differenz ist, und zwar die letztere mit dem vorherrschenden Charakter des Unendlichen (Natur) oder Absoluten (Geist). Dies entspricht dem bekannten, naturphilosophischen Identitätssystem, mit seinem Überwiegen der Subjectivität und Objectivität, als Differenz des Geistes und der Natur. Aber der Verf. setzt zugleich die Gottheit theistisch als über der Welt, als unendliche absolute Persönlichkeit, und nach Hegel'scher Weise als ein Sein in sich und für sich, freilich gestehend, wir könnten uns davon keine Vorstellung machen. Gewiß ebenso wenig einen Begriff, ungeachtet Hegel eine Wissenschaft von Gott vor der Weltschöpfung und nach der Weltschöpfung besitzt und unterscheidet. Der Verf. und Krause werden letzteres verneinen, schon um deswillen, weil sie keine Weltschöpfung in der Zeit annehmen, allein die Persönlichkeit will sich ebenso wenig in ihre Begriffscombinationen einfügen.

(Der Beschluß folgt.)

Neue englische Literatur.

1. Floreston, or the new lord of the manor. A tale of humanity. Comprising the history of a rural revolution from vice and misery to virtue and happiness. London 1839.

Ref. bescheidet sich von vornherein, daß, wenn ein vor fast zwei Jahren erschienenes Buch zur alten Literatur gehört, „Floreston" auf eine Nummer unter obiger Rubrik keinen Anspruch hat. Wird hingegen ein gutes Buch niemals alt, so war er berechtigt, auch jetzt noch darüber zu sprechen. Gleichwol würde er in seiner jetzigen Schau daran vorübergegangen sein, schiene das Buch nicht, wunderbar genug, den Falkenaugen unserer Übersetzer sich unsichtbar gemacht zu haben. Und doch verdient es in Deutschland gesehen zu werden. Es ist „Dedicated to the landed proprietors of the united kingdom", und deutsche Gutsbesitzer können daraus mancherlei sich ad notam nehmen. Außerdem schildert es England und namentlich englisches Landleben auf eine Weise, die vor ähnlichen, in deutschen Zeitschriften umherirrenden Schilderungen das namhafte Verdienst der Treue voraus hat. Der Verf. hat unstreitig einen hellen Kopf und vermuthlich ein gutes Herz; selbst seine Ausfälle sind so ehrlich, daß der bedenklichste Kritiker sie höchstens belächeln kann. Das Buch ist seiner Form nach ein Roman, in seinem Wesen eine Sammlung von Ansichten, Betrachtungen und Wahrheiten. Die Erzählung ist interessant, obwol keineswegs à la St.-Roche durch Zwischenereignisse in einen Strudel geworfen, der den Leser schwindeln macht. Der Knoten löst sich, ehe man das letzte Blatt umschlägt; doch kann man deshalb es nicht über sich gewinnen, das Buch zuzuschlagen, sobald der Knoten sich gelöst. Mit etwas mehr dramatischer Kunst hätte der Verf. seine Novelle sogar für gewöhnliche Romanleser mundgerecht machen können. Vielleicht hat ihn davon Achtung vor den Lesern abgehalten, die er sich ausschließend gewünscht. Schon der Beisatz zum Titel: Geschichte eines ländlichen Überganges von Laster und Elend zu Tugend und Wohlstand, deutet den Inhalt einigermaßen an; doch ist Andeutung kein Verrath der Einzelnheiten. Das Landgut Floreston ist im Besitze von Spielern und Fuchsjägern verarmt und moralisch verdorben, und als es Schulden halber verkauft werden muß, kömmt es an einen reichen Fremden, der zwar zum Erstaunen der bisherigen Schmarotzer weder einen Vogel im Fluge zu schießen, noch über Hecke und Graben zu setzen, wol aber eine moralische Umwälzung zu bewirken versteht. Dieser „neue Gutsherr" ist jedoch nicht der allein hervorragende Charakter.

„In fothanem Dorfe Floreston hatte ein Müller, Namens Matthew Pollen, bis zu hohem Alter gewohnt. Seine Mühen und seine Sorgen und der beiweitem größere Theil eines im Getreibe des Windes sich abgerollten Lebens hatten seiner Mühle gehört, die natürlich eine Windmühle war, von der Art, was man eine Bandmühle nennt. — — Möglich wie sein Wirken

und zufrieden wie sein Gemüth, war auch sein Leib gesund, und weil geschrieben steht, das Ende des Gerechten ist Friede, so wurde er, seit er alt und seine Tage gezählt, von Vielen als der Gamaliel des geselligen und häuslichen Lebens verehrt, und seine zwei Söhne, Walter und David, und seine einzige und noch unverheirathete Tochter Maria hörten, wenn sie neben seinem Lehnstuhle oder an seinem Bette saßen, von seinen Lippen manche rührende und heilsame Variation auf das alte Lied: sieh, ich sterbe. — — Es versteht sich von selbst, daß die Nachricht des, von der Familie Lumsbury verkauften Gutes auch zu den Ohren der Pollens kam, denn, wie das zu gehen pflegt, jeder im Dorfe theilte, was er diesfalls wußte, dem Nachbar ungefragt mit. Der Eine erzählte, ein londoner Kaufherr habe das Gut erhandelt, und nannte die Summe, die dafür bezahlt worden, auf Heller und Pfennig. Ein Anderer behauptete, Floreston sei zugleich mit Kennelstead von Einem aus der Classe Menschen gekauft worden, die sich in England dadurch auszeichnen, daß sie ebenso viele Äcker als wenig Liebe besitzen. Ein Dritter versicherte rundweg, der Käufer sei ein adeliger Fuchsjäger, der bereits Befehl gegeben, neue Ställe für seine Pferde, eine entsprechende Zahl Ställe für seine Hunde und eine Jagdhütte für ihn selbst zu bauen. Die Hausknechte im Gasthofe, mit ihren dünnen Schenkeln und hitzblatterigen Gesichtern, waren einstimmig der letztern Meinung, tranken von nun an, statt Wasser mit Rum, Rum ohne Wasser, zupften das Halstuch höher über's Kinn und sprachen im Vertrauen von Taubenschießen, Hundekämpfen und Thurmritten, die bei der Ankunft des neuen Gutsherrn oder seines Haushofmeisters zur Feier der Besitzergreifung stattfinden würden. Jeder Widerspruch führte zu einer Wette und keine Wette zu etwas Gutem. Der Advocat im Dorfe schrieb ungesäumt an seinen londoner Buchhändler in Bell-yard, ihm die neuesten richterlichen Entscheidungen über betrügerischen Pferdehandel, ausgetheilte Jagdhiebe und nächtliche Ungebührnisse einzusenden, und der Caviller, im voraus der Protection des edeln Lord versichert, bestellte einen neuen Karren, wetzte sein Handwerkszeug und freute sich im Stillen der „bessern kommenden Zeiten".

„Wenn, was oft geschah, Walter und David Pollen des Abends in Geschäften aus waren, ging es in wenigen Häusern stiller zu als beim Müller. Der alte Matthew und seine Tochter saßen dann oft zu halben Stunden in jener Art von Schweigen, während dessen eine Welt voll Gedanken den Kopf beschäftigt. Eines Abends — — hatte die Wanduhr acht geschlagen, als wieder ein Schweigen eintrat, das durch einen vom Herde auf die Diele springenden Funken unterbrochen wurde. Ihn auszutreten und den Fleck zu säubern, verließ Maria ihren Stuhl und ihre Nähterei, und Matthew sagte: „Ich möchte doch, David hätte wenigstens ein Stück Wegs nach Grimton den alten Ben genommen; die Brote waren schwer und 's wird späte." Maria erinnerte den Vater, daß Bruder Walter den alten Ben zum Mehlaustragen gebraucht, daß er auch viel Korn abzuholen gehabt, manche Säcke für den alten Ben den Hügel zur Mühle hinauf beinahe zu schwer und Bruder David den abgebrannten Nachbarn in Grimton, obgleich es 26 Meilen hin und zurück, die Brote lieber habe zutragen wollen, als daß der alte Ben eine Stunde Rast verlieren sollte. „'S ist ein guter Junge, der David", sagte Matthew Pollen. „Das ist er, Vater", antwortete Maria, „der beste unter Gottes Sonne, würde ich sagen, wenn er nicht einen Bruder hätte." „Walter ist auch gut", versetzte der Vater, „Gott segne Beide!" „Amen!" respondirte die Schwester. „Aber Gott hat mir auch eine Tochter geschenkt", fuhr Matthew fort, „die der Trost meines Alters ist und in jeder Weise meinen Lehren Ehre macht. Was soll ich von dir sagen?" „O Vater", rief Maria, „Ihr habt mir oft gesagt, ich gleiche meiner Mutter; das ist mir Ruhms genug, ich denke, mehr, als ich je verdienen kann." Da vernahm sie den willkommenen Klang von ihrer Brüder Stimmen. Sie waren einander unterwegs begegnet und entledigten jetzt den ächzenden Esel seiner Säcke und Körbe, während das müde Thier den Kopf nach den mehligen Leckereien ausstreckte, die seiner in der Krippe warteten. Maria flog zur Thüre hinaus; der Zugwind löschte das Licht und gleich dem Winde pfiff jetzt der alte Müller. Das bedeutete: fort in die Mühle. Schäkernd mit den Brüdern, kam Maria zurück — und nach einer schnellen Mahlzeit nahm Walter den Schlüssel und ging."

In Walter's Abwesenheit erzählt David seine Tagsgeschichte, den Anfang eines bedeutenden Wechsels für die Familienverhältnisse des Müllers. Walter wird inzwischen von einem Fremden besucht, der in der Folgezeit sich als neuer Gutsherr ausweist. Was jener am folgenden Abende von dem stattgefundenen Gespräche mittheilt, erweckt in Matthew Pollen die Vermuthung, daß der Fremde ein Agent des neuen Gutsherrn und eine Erhöhung des Pachtzinses im Werke sei. Walter versichert zwar, daß das gewiß nicht der Fall, kann es aber dem Vater nicht ausreden, der nun seine Kinder zum Gebet um sich versammelt und von ihnen dann auf das Bett gelegt wird, „von welchem er lebend sich nie mehr erheben sollte". Den Leserinnen will Ref., mit ihrer Erlaubniß, ins Ohr flüstern, daß Maria Pollen — Die Leserinnen haben das schon errathen? Gut, so mögen sie auch errathen, was aus Walter und David Pollen wird, und dann im Buche nachsehen, ob sie recht gerathen. Keinenfalls wird die Lecture sie gereuen und — Leser ebenso wenig.

(Der Beschluß folgt.)

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten von den Monaten Januar und Februar 1841.)

Die Bevölkerung des Staates Indiana beträgt, der neuesten Volkszählung zufolge, 683,314 Seelen, von denen 351,655 Weiße männlichen und 324,641 weiblichen Geschlechts sind. Die Anzahl der farbigen Einwohner belief sich auf 7018. Mit Ackerbau sind 150,019 Personen beschäftigt. In sechs Collegien oder Akademien werden 392 Studenten unterrichtet, in 49 höhern Schulen 3403 Schüler und in 1485 niedern Schulen 34,010. Auf öffentliche Kosten empfingen 7709 Schüler Unterricht; doch ergab sich, daß in diesem Staate noch 38,062 Personen beiderlei Geschlechts sich befinden, die weder lesen noch schreiben können.

Der Gouverneur des Staates Ohio, Hr. Shannon, gibt in seiner an die gesetzgebende Versammlung erlassenen Botschaft folgenden Bericht über das Zuchthauswesen in diesem Staate: Die Einnahme an baarem Gelde betrug in dem mit dem 30. Nov. 1840 endenden Rechnungsjahre 44,000 Dollars, die Ausgabe 27,000 Dollars; der ganze Verdienst der Anstalt belief sich auf 52,000 Dollars und ließ nach Abzug der Verwaltungskosten einen reinen Überschuß von 25,000 Dollars. Die Anzahl der Gefangenen hat sich im verflossenen Jahre auf 488 belaufen und nur vier Todesfälle ereigneten sich unter denselben im ganzen Jahre.

Der „Baltimore American" enthält die Anzeige, daß ein dortiger Einwohner, Namens Sawyer, eine Maschine zur Verfertigung von Backsteinen erfunden habe, welche durch eine Dampfmaschine, die die Kraft von acht Pferden hat, in Bewegung gesetzt wird und mit Hülfe von vier Männern und drei Knaben 1500 gepreßte Backsteine in Einer Stunde liefern kann. Die Backsteine sollen von besserer Beschaffenheit sein als die, welche auf die gewöhnliche Weise angefertigt werden.

Eine alte Dame in Salem (Staat Massachusetts) hat den dortigen Mac-Lean-Asylum zur Aufnahme von wahnsinnigen Armen die Summe von 25,000 Dollars vermacht.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 115. — 25. April 1841.

1. Cours de philosophie fait à Paris sous les auspices du gouvernement par *H. Ahrens*. Zwei Bände.
2. Cours de droit naturel ou de philosophie du droit, fait d'après l'état actuel de cette science en Allemagne par *H. Ahrens*.

(Beschluß aus Nr. 114.)

Ist nun Persönlichkeit des göttlichen Wesens eine ursprüngliche Voraussetzung jeder Religion, so wird Pantheismus mit der letztern nicht übereinstimmen und von ihr abgelehnt werden, weswegen auch Manche die Unvereinbarkeit beider eingestehen und sogar Philosophie und Theologie als feindliche Mächte betrachten. Die neuere deutsche Speculation sucht Beilegung solcher Feindschaft, eine Versöhnung oder in Einsbildung des Pantheismus und Theismus, worauf auch Krause hinarbeitet, nur scheint bis dahin die Absicht mislungen. Vieles hierüber wäre noch zu besprechen, wenn nicht Ref. seinen Lesern schon zu viel von metaphysischen Begriffscombinationen mitgetheilt zu haben fürchten müßte, weshalb er rasch zur zweiten Schrift des Verf. sich wendet.

Wissenschaft des Rechts gründet sich auf die philosophische Erkenntniß des Menschen, wie er seine innern Vermögen im Verhältniß seiner Beziehungen zu den Außendingen entwickelt und den Zweck seines Lebens erreicht. Dies geschieht in der Gesellschaft, darum gibt es ein individuelles Recht, ein Familienrecht, ein Communalrecht, ein Nationalrecht (öffentliches Recht), ein Völkerrecht, ein Weltbürgerrecht. Und nach den verschiedenen Zwecken des Lebens gibt es ein religiöses Recht, ein wissenschaftliches, ein Industrie- und Kunstrecht, ein Erziehungsrecht, ein Handelsrecht. Nach diesen Eintheilungen verbreitet sich der Verf. über die besondern Rechtszweige und stellt als Staatszweck die Anwendung und Entwickelung des Rechts hin, welcher in dem Ganzen der Bedingungen und von menschlicher Freiheit abhängigen äußern Mittel besteht, die nothwendig zur Erreichung der Vernunftzwecke des Menschen und der Menschheit erfodert werden. Der Autor ist zugleich überzeugt, sein Rechtsprincip könne von allen Parteien angenommen werden und zeige sich dadurch als ein wahres; Ref. bezweifelt dieses indessen sehr, weil Parteien gegen das Gemäßigte und Wohlerwogene am heftigsten zu sein pflegen und die beste Philosophie gerade den größten Widerspruch zu erwarten hätte. Als Probe der Behandlung sei hier die Entwickelung des Rechtlichen in Bezug auf Religion hervorgehoben.

Religion ist die Verbindung (liaison, Zusammenhang) des Menschen nach Geist und Herz mit dem höchsten Wesen, welches als intelligente Vorsehung die Welt und jedes einzelne Leben regiert. Gemäß gewöhnlicher Annahme stützt sie sich auf eine göttliche Offenbarung und der Glaube an eine solche Einwirkung stimmt überein mit dem Gedanken der Vorsehung und äußert sich in höhern Geistern, den Wohlthätern des Menschengeschlechts. Wird aber Gott mit der Form eines menschlichen Wesens identificirt, so ist diese Meinung die stärkste Abweichung, wozu Einbildungskraft die unentwickelte Vernunft verleitet. Eine wahre Religionslehre muß die wesentlichen Beziehungen zwischen Gott und allen Classen des Universums kennbar machen, damit der Mensch die Art und Weise wisse, wie alle Wesen angemessen ihren Beziehungen zum höchsten Wesen behandelt werden sollen. Sie muß sich auf das ganze menschliche Leben erstrecken, leibliches und geistiges, die Religion hat ihre Quelle im persönlichen Bewußtsein, und zwischen ihr und andern Lebenssphären ist kein Gegensatz; was gut, wahr und gerecht ist, ist für den religiösen Menschen auch göttlich. Sie verbreitet ihre Strahlen auf die Gesellschaft und stärkt sich in einem gemeinschaftlichen Cultus. Ihre Lehre muß bleibend und fortschreitend zugleich sein, jenes für die Grundwahrheiten, dieses für ihre nähere Entwickelung. Zugleich auch übereinstimmend mit der Vernunft, nicht blos mit äußerer Autorität, Tradition und blindem Glauben. Der Cultus und mit ihm die Kirche ist eine religiöse Gemeinschaft, wozu sich freie Individuen für ihre Erbauung verbunden haben.

Jetzt entspringt die Frage nach dem Recht des Staates und der Kirche. Sie können einander nicht fremd bleiben; der Staat ist ebenso wenig atheistisch, als die Kirche außer dem Gesetze steht. Daher nun folgende Rechte der Kirche, welche sie als Verbindlichkeiten vom System des Staats fodert. Jede religiöse Gemeinschaft darf Unabhängigkeit in Anspruch nehmen, und daß ihr inneres Leben keiner äußern politischen Macht unterworfen wird, der Staat darf eine Religion nicht befohlen oder sie verändern. Entspringt das Bedürfniß der Reform in einer Kirche, so hat der Staat das Recht und sogar die Ver-

bindlichkeit, dieser Umbildung zu Hülfe zu kommen, nicht durch Zwang, sondern durch Gewährung der äußern Existenzbedingungen für die Anhänger des Neuen wie des Alten. Seine Wirksamkeit ist nur secundair, er wird der Geistesrichtung folgen, unparteiisch bleiben unter den Parteien. Atheismus ist keine Religionslehre, ihm gebührt keine Hülfe, er bleibe dem Schicksal jedes Irrthums überlassen, durch bessere Einsicht überwunden zu werden. Kein Cultus darf für einen politischen oder irgend einen der Religion fremden Zweck gebraucht werden und der Staat darf seine von religiösen Zwecken unabhängigen Einrichtungen aufrecht erhalten. Dies gilt für Entscheidung des Streits über die Ehe, es gibt Civilehe und kirchliche Ehe, beide haben sich gegenseitig zu achten, wie in Frankreich. Ernennung der Kirchendiener gebührt der religiösen Gemeinde; wo dies der Kirchenautorität zugetheilt ist, gilt es dem Staat als eine Thatsache, aber wenn eine Gemeinschaft solche Form nicht anerkennt, hat der Staat ihr Ernennungsrecht zu schützen. Als Finanzverwalter der gesammten Gesellschaft sorgt der Staat für Subsistenzmittel der Kirchendiener; allein dies setzt einen religiösen Zustand voraus, in welchem Einheit des Glaubens herrscht; zeigt sich darin eine große Verschiedenheit, so wird eine gute Politik den Staat veranlassen, keinen Cultus zu besolden, sondern dies den Gliedern der vereinigten Gemeinde zu überlassen.

Gegenüber der Religion, dem Cultus und seiner Diener sind die Rechte des Staats: die Kirchendiener müssen im Kreise ihrer religiösen Verrichtungen bleiben, sie können an den politischen Autoritäten nicht Theil nehmen, selbst nicht an denen des Gesammtunterrichts und der Erziehung, welche andere Fähigkeiten voraussetzen. Vermischung der Religion mit Wissenschaft und Unterricht, vielleicht unvermeidlich im Kindheitzustande der Völker, wäre ein großes Unglück für fortgeschrittene Völker, wo sich die Organe für verschiedene Gesellschaftszwecke schon ausgebildet haben. In Absicht der Ausübung des Cultus haben sich die Diener desselben jeder Polemik gegen Personen oder Staatseinrichtungen zu enthalten und dürfen dazu gezwungen werden. Endlich kann der Staat fodern, daß der Cultus innerhalb der für ihn bestimmten Gebäude sich halte, öffentliche Orte sollen von religiösen Äußerungen und symbolischer Darstellung frei bleiben, weil sie den materiellen Verbindungen des äußerlichen Lebens dienen.

In ähnlicher Weise fodert der Verf. für die wissenschaftlichen Institute und den Unterricht eine Unabhängigkeit von der Specialaufsicht und Leitung des Staates, besonders für die Universitäten, weniger für die niedern Schulen. Nur müssen wiederum die Glieder solcher Institute nicht aus ihrer Sphäre heraustreten, nicht fremde Zwecke mit dem Unterricht verfolgen, etwa die der Religion, der Politik und Industrie, und sie müssen, wie sich von selbst versteht, ihrem Unterricht gewachsen sein. Man sieht, der Verf. gehört zu den Liberalen, aber zu den gemäßigten, und die Freunde guten Rechts und guter Ordnung werden ihm gern Beifall schenken.

Aus einer Anmerkung zu dem Abschnitt über Kirchenrecht (S. 396) erhellt, daß Gegner des Verf. metaphysische Lehre als eine pantheistische, religiösen Ideen feindliche, angegriffen haben. Er beruft sich darauf, kein Kenner der Geschichte der Philosophie werde ihn des Pantheismus beschuldigen, weil er, die Existenz der Welt freilich in Gott setzend, diesen als über der Welt erhaben annehme, als intelligente Vorsehung, und mit Güte, Liebe, Gerechtigkeit ꝛc. begabt, was ein religiöses Gefühl immer dem höchsten Wesen beigelegt habe. Dadurch wären die pantheistischen Irrthümer, welche sich bei Hegel wenigstens eingewickelt finden, vermieden und ein wahrer Monotheismus hergestellt. Ref. glaubt jedoch eine Einwicklung wie bei Hegel zu erkennen; denn auch dieser und seine Anhänger wollen keine Pantheisten sein; Beleg dazu liefert die oben gegebene Darstellung einiger schwer zu reimenden Begriffscombinationen. Soll man einmal begreifen, so muß man gut begreifen, auch die Befreiung von Pantheismus, und an solchem gut Begreifen hat es die Philosophie oft genug fehlen lassen, was daher kaum zu einem besondern Vorwurf gereicht. 23.

Neue englische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 114.)

2. Emily, or the Countess of Rosendale. By Mrs. *Maberly*. London 1840.

Dürfte ein Kritiker sich bestechen lassen, so wäre es wirklich kein Wunder, wenn Ref. schwach gewesen und gegenwärtige Anzeige auf goldgerändertes Seidenpapier mit rosenfarbener Tinte schriebe. Recensenten sind doch am Ende auch Menschen, die menschlich fühlen. Vor einiger Zeit erhielt Schreiber dieses, von unbekannter Hand, einen Stahlstich — Mistreß Maberly hoch zu Roß. „Nur eine Engländerin weiß zu Roß zu sitzen", und, dem Stiche zufolge, ist Mistreß Maberly eine schöne Frau und ihr Roß ein schönes Roß. Vier Tage später empfing Schreiber dieses obengenannte Novelle in drei Theilen, eine Novelle voll Sehnsucht und Liebe, voll Fashion und Comfort, voll etwas mehr als „Ehrlichkeit", und Emilie, die Heldin, so schön, mit über eine Viertelmillion jährliche Renten. Da gilt es, stark sein. Und, beim Donnerer! taugte Mistreß Maberly's Novelle noch weniger, so taugte sie gar nichts. An Originalität kränkelt die Intrigue ebenso sehr wie jeder einzelne Charakter. Mistreß Robins ist eine schlechte Copie der Witwe Barnaby, verehrten Andenkens, und Emilie läßt sich genau so entführen, wie vor ihr Tausende entführt worden sind und Mistreß Trollope es in ihrem jüngsten Romane vermuthlich noch nicht zum letztenmale beschrieben hat. Den ersten und zweiten Theil und zwei Drittel des dritten Theils hindurch ist das Buch ein Buch, dergleichen jede vornehme Dame im Stande sein dürfte, zu ihrer und ihrer Freunde Unterhaltung zu schreiben; es wimmelt von Unwahrscheinlichkeiten. Im ersten Capitel überredet Mrs. Robins ihren Gatten, einen reichen londoner Banquier, ohne Vorwissen und Genehmigung des Parlaments seinen Namen Robins in Robinson umzuwandeln. Man sollte meinen, dem Geschäftsmanne müsse das sehr ernste Bedenken erregen; aber point du tout, die Verf. hat für ihren Banquier nichts dawider. Die Beschreibung der Heldin sieht wie bestellte Arbeit; „hoch gewachsen, doch nicht ungewöhnlich groß, voll Grazie, wie Grazien sind, von der Lieblichkeit einer Venus und voll Ehrgefühl wie" — Ref. glaubte, es würde heißen, wie ein Offiziercorps, es heißt aber wie — „ihr Vater. Hände und Füße waren klein und hatten ganz das Ansehen, das nur hochgeborene Hände

und Füße haben können." Dudeldum, dudeldum, dudeldumdei! das ist die alte Geschichte von Lord Byron und einem halben Schock vor Eitelkeit übergeschnappter Lords und Ladies. Nun eins von Mrs. Maberly's männlichen Geschöpfen: „Sir Herbert Mandeville saß lesend" — nicht doch, er saß weder, noch las er, denn — „halb saß er, halb lag er, den Kopf in die rechte Hand gestützt und die linke auf dem Buche, in welchem er las." Upon the book, und upon heißt auf. Agnes, eine andere junge und, weil Witwe, doppelt interessante Dame, beobachtet ihn. „Das Zerstreute in seinem Blicke war vollgültiger Beweis, daß die Attitude, die er gewählt, eine rein natürliche; auch war die Lage der kleinen, in den dicken Ringellocken seines Haupthaars fast vergrabenen Hand und war die hohe Ruhe des leicht zurückgeworfenen Kopfes viel zu sorglos und graziös, um studirt zu sein." Ei, ei, Mrs. Maberly, da haben Sie Sir Eduard Lytton Bulwer copirt, wie auf seinen Wunsch „der Graf", d. h. Graf d'Orsay ihn gezeichnet und ein Lithograph die Skizze vertausendfacht hat. Wollten Sie nicht eine Spottzeichnung eines Mannes geben, so ist der Abconterfeite, was die Engländer unübersetzbar einen skimbly-skambly — namby-pamby nennen. Aber kein Zweifel, Sie haben mindestens Bulweriſiren wollen, denn „Sir Herbert, mit wüthender Geberde" — was that er wol? — „strich sich das Haar aus der Stirn" (Th. 3, S. 124). Oder hätte die Verf. Satire beabsichtigt gegen Bulwer und einige betitelte Novelliſtinnen? Möglich, doch hätte sie dann die Satire entweder bis ans Ende durchführen, oder früher fallen lassen sollen. Zur Vermuthung der Ironie berechtigt das letzte Drittel des dritten Theils. Hier hat die Verf. gezeigt, was sie auf dem rechten Wege Herrliches leisten kann. Die letzten vier Capitel schließen mit tiefem Gefühl eine vorhergehende Unwürdigkeit.

3. The banker lord; a novel. London 1840.

Hier steht es auf dem Titelblatte, daß eine Novelle, wie gewöhnlich in drei Theilen, vorliegt. Sie führt das Motto:

> Were all things plain, then all sides must agree,
> And faith itself be lost in certainty;
> To live uprightly, then, is sure the best,
> To save ourselves, and not to damn the rest.

Das deutet einen religiösen Gegenstand an, und offenbar geht die Tendenz des Verf. dahin, im Gewande einer irischen Erzählung die Irrthümer darzulegen, in welche die Protestanten verfallen, wenn sie die irischen Katholiken verfolgen oder verachten. Daher ist der Held der Geschichte ein protestantischer Geistlicher, Namens Rochfort, die Heldin seine Geliebte, Lady Rosa, eine Katholikin und Tochter von Lord Lisbrian — the banker lord. Ein solcher Gegenstand muß gegenwärtig in England Anklang und das Buch wird um so zahlreichere Leser finden, je anziehender überdies die, obgleich sehr einfache Intrigue ist. Dem Styl gebührt kein besonderes Lob und es scheint im Allgemeinen, als habe der unbekannte Verf. mehr darauf gesonnen, was er sagen, als wie er es sagen wolle. Inzwischen hat ihn das nicht abgehalten, die meisten Charaktere trefflich zu zeichnen. Sie sind insgesammt irisch und wie das Irische in dem Buche überhaupt das Beste darin, so ist es das vorzüglich, was es deutschen Lesern empfiehlt. Es enthält viele, wahrhaft graphische Schilderungen, und wer etwa „irische Scenen" schreiben will, ohne die grüne Insel betreten zu haben, greife rasch zu, ehe ihm — ein Anderer vorgreift.

4. The dream, and other poems. By Mrs. *Norton*. London 1840.

Sollte — und das ist „eine Vermuthung, die wahr sein kann" — sollte Mrs. Norton gegenwärtige Gedichtsammlung als Anhang zu ihres Gemahls Processe gegen Lord Melbourne, gleichsam als pièces justificatives des von den Geschworenen zu ihren Gunsten gegebenen Verdict betrachtet wissen wollen, so ist das mindestens nicht zu leugnen, daß sie eine kluge Wahl getroffen, indem sie fast systematisch bei jenen unerschöpflichen Quellen der Sympathie, bei den reinsten und edelsten aller Gefühle verweilt — der Aeternliche, der Trauer um den Verlust von Menschen, die wir lange und treu im Herzen getragen, dem Seelenschmerz der Trennung, der Folter mütterlicher Angst, dem unaussprechlichen Leiden der unterdrückten, verleumdeten, verfolgten Unschuld. Der Inhalt des erwähnten Processes ist wol selbst in den deutschen Ländern noch nicht vergessen, wo aus andern als Gründen der Anständigkeit keine Sylbe darüber im Druck erscheinen durfte. Daß er das Verhältniß zwischen Mrs. Norton und ihrem Gatten, das durch den Ausgang unauflösbar gewordene, nicht verbessern würde, lag in der Natur der Sache, ich könnte deutlicher sagen, in den veröffentlichten Häuslichkeiten. Bis zu welcher fürchterlichen Höhe er jedoch das Verhältniß verschlimmert hat, haben die Tagesblätter erzählt und die von Norton, wenn auch mit Beifall des Rechtes, doch deshalb nicht minder verletzend gegen Mrs. Norton, die Mutter und das Weib, ergriffenen Maßregeln bezeugt. Inwieweit Letztere so grausame, ihr Herz zerreißende und ihren Credit vernichtende Behandlung verdient habe, darüber sind in England die Stimmen, selbst der stimmbefähigten Kreise, getheilt. Allein trotz aller der Norton ungünstigen Gerüchte, trotz allen ihren Fußtritten folgenden Skandals, trotz aller unumstößlich scheinenden Beweise vernachlässigter apparences drängt sich beim Lesen des vorliegenden Bandes die Überzeugung auf, daß sie ein verkanntes und mißhandeltes Weib ist. „Der Traum", „Das Zwielicht" und mehre sinnverwandte Gedichte geben unverkennbares Zeugniß, daß sie solche mit Beziehung auf sich geschrieben; es ist daher logisch richtig, daß Beziehungen auf sie darin gelesen werden, und in diesen Gedichten sprechen die Gefühle der Gattin und der Mutter so tief und zart und innig, daß, wenn die Dichterin solche nicht in der eigenen, reinen Brust gefunden, sie die schwere Aufgabe, Gedanken, Bilder und Ausdrücke eines befleckten Gemüths lilienweiß zu färben, mit vielleicht unerhörtem Geschicke gelöst hat. Warum aber nicht lieber jenes als dieses, nicht im Weibe lieber an den Engel als an den Teufel glauben? Von allem Persönlichen abgesehen, dürfte es schwer sein, eine englische Gedichtsammlung zu nennen, an welcher, gleich an der vorliegenden, selbst der scrupulöseste Sinn für Schicklichkeit keinerlei Anstoß nehmen, die so unbedingt, wie die vorliegende, eine Mutter ihrer Tochter anvertrauen kann. Doch sind die Gedichte keineswegs ausschließend für weibliche Augen. Auch ein männlicher Leser wird „Twilight" oder „The mother's last watch" nicht ungerührt aus der Hand legen, und thut er es, so much the worse for him. Das Einzige, was die Freude an dieser poetischen Erscheinung beeinträchtigt, sind die hervorspringenden Merkmale einer unvollständigen Bekanntschaft mit den Gesetzen der Poesie. Nur zu häufig verschleudert die Dichterin einen schönen Gedanken, ein reiches, frisches, lebendiges Gebild, die Kraft ihrer Phantasie und die Fähigkeit, Charaktere zu zeichnen und die Farben dazu aus dem tiefen Herzensschacht zu holen, sie verschleudert das an die Unkenntniß, ihren Stoff zu einem Ganzen zu verbinden, ein Gebäude nicht blos bis zum Schlußstein aufzuführen, sondern auch allen seinen Theilen Harmonie zu geben. 74.

Notiz.

Zur Biographie und Charakteristik des Grafen Kapodistrias.

Einige Beiträge zu dieser Biographie und Charakteristik finden sich, wenn anders die diesfallsigen Mittheilungen allenthalben historisch sind und vollen Glauben verdienen, in Fürst Pückler's neuestem Buche „Griechische Leiden" (Bd. 1, S. 270 fg.), wo man sie gerade nicht sucht, und woraus wir sie daher hier, mit einem Zusatze, mittheilen wollen. Der russische Gesandte am griechischen Hofe, Katakasis, der dem Kapodistrias persönlich befreundet gewesen, sagte nämlich dem Fürsten Pückler in Athen, daß Letzterer schon in London auf die Gratulation des Herzogs von Wellington ahnend erwidert

habe: „Glauben Sie mir, ich weiß sehr wohl, was mich in Griechenland erwartet, ein Pistolenschuß oder ein Dolchstoß.“ Es ist gewiß, daß Kapodistrias in der letzten Zeit seines Lebens auf diese selbst nur einen geringen Werth setzte und, wenn nicht den Tod suchte, doch ihm nicht aus dem Wege ging. Sie kamen ihm mehre Tage vor seiner Ermordung Berichte zu, die das Vorhaben der Mavromichalis unzweifelhaft machten; z. B. daß sie in Nauplia Waffen gekauft u. s. w., und dennoch unternahm der Präsident nicht das Geringste dagegen. Als höchst bedeutend, zugleich rührend menschlich und antik heroisch wird sein Benehmen an dem verhängnißvollen Tage selbst bezeichnet. Auf die Thüre der Kirche zuschreitend, erblickte er die Mauchenmörder neben ihr stehen. Er erblaßte und trat dann einen halben Schritt zurück, dann senkte er sein Haupt und ging schnell und festen Schrittes dem finstern Schicksale entgegen.*) Einen andern ebenfalls hierher gehörenden seltsamen Umstand erzählt noch Pückler a. a. O. Auf Ägina ging eines Abends der genannte Katakasis mit Kapodistrias spazieren, als einer der Gefangenen von Ibrahim's Truppen, denen man für Geld im Felde zu arbeiten gestattete, ein wild aussehender Mohr, hinter einem Grabstein plötzlich mit einer Bewegung hervortrat, die bei Ersterm die größte Besorgniß für die Sicherheit des Präsidenten erregte. Er nahm die Gelegenheit wahr, diesen zu bitten, sich doch nicht fortwährend so ganz ohne alle Vorsicht jedem beliebigen Angriff auf sein Leben auszusetzen. „O!“ erwiderte Kapodistrias, „ein Größerer als ich hat gesagt, es sei besser zu sterben, als immer in der Furcht vor dem Tode zu leben, und übrigens“, setzte er lächelnd hinzu, „wenn sie mich ermorden, hier folgt mir schon mein Rächer.“ Bei diesen Worten zeigte er auf einen einarmigen, treuen Palikaren, der ihm sehr zugethan war und ihn überall hinbegleitete.**) Bei der Ermordung des Präsidenten traf dieser Ausspruch wörtlich ein. Derselbe Mensch fing mit dem Stumpf seines verlorenen Armes den Fallenden auf und verwundete mit seinem Dolche zuerst den ergriffenen Verbrecher.“ Hierzu fügen wir noch Folgendes aus glaubwürdiger Quelle. Einem nahen Freunde sagte Kapodistrias, ein Jahr nach seiner Ankunft in Griechenland: „Ce pays n'a pas les éléments pour former un état; je me suis trompé et j'ai trompé l'Europe. Pour moi, il n'y a plus de porte de salut qu'un coup de pistolet. Je ne me le donnerai pas moi-même, mais je bénirai la main, qui me le donne.“ 17.

*) Manches von dem Vorstehenden wird bestätigt in den „Mémoires biographiques-historiques sur le président de la Grèce, le comte Jean Capodistrias, par *A. Papadopoulo-Vrettós*“ (Paris 1839), Th. 2, S. 186 fg.

**) Derselbe hieß nach Papadopulos a. a. O. Georg Kozonis.

Bibliographie.

d'Arlincourt, Vicomte, Die drei Schlösser. Eine Geschichte unserer Zeit. Nach dem Französischen von W. L. Weschè. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 7½ Ngr. (2 Thlr. 6 Gr.)

Eine dunkle Begebenheit. Balzac's neuestem Romane Une ténébreuse affaire, deutsch nacherzählt von Georg Lotz. 2 Bde. 8. Hamburg, Herold. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Becker, R., Gedichte. Gr. 12. Köln, Du Mont-Schauberg. 1 Thlr.

Berthoud, E. H., Peter Paul Rubens. Aus dem Französischen übersetzt von J. Körner. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Gr.)

Choulant, L., Geschichte und Literatur der ältern Medicin. 1ster Theil enthaltend die Bibliographie der gesammten Medicin des griechischen und römischen Alterthums, der Medicin des Morgenlandes und der abendländischen Medicin des frühern Mittelalters. — Auch u. d. T.: Handbuch der Bücherkunde für die ältere Medicin zum Gebrauche der gelehrten, historischen und praktischen Aerzte im ärztlichen Fache und zur bibliographischen Untersuchung ihrer verschiedenen Ausgaben, Uebersetzungen und Erläuterungen. Ein durchaus umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Gr. 8. Leipzig, Voss. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Gr.)

Chewnitz, J., Eugen Rouland oder: Es wird noch Minister! Roman. 2 Bände. 8. Leipzig, Franke. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Gr.)

Duinhaus, J. F., Zeitfragen. Beiträge zu unparteiischer Beurtheilung politischer und socialer Zustände. In zwanglosen Heften. 1stes Heft. Gr. 8. Darmstadt, Jonghaus. 10 Ngr. (8 Gr.)

Dumas, A., Denkwürdigkeiten eines Fechtmeisters oder achtzehn Monate in St. Petersburg. Nach dem Französischen von W. L. Weschè. 3 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr.

— — Die Stuarts. Nach dem Französischen von W. L. Weschè. 2 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Indische Gedichte in deutschen Nachbildungen von A. Hoefer. 1ste Lese. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr.

Grotefend, G. F., Zur Geographie und Geschichte von Alt-Italien. 3tes Heft. Der Römer älteste Sagengeschichte von Italien. Mit 1 Karte von Mittel-Italien nach Virgil's Aeneide. Gr. 4. Hannover, Hahn. 1840. 20 Ngr. (16 Gr.)

Hatin, E., Malerische Beschreibung der Regentschaft Algier. (Algerien.) Mit einer Uebersicht ihrer Geschichte und ausführlicher Erzählung der Eroberung durch die Franzosen im Jahr 1830. Aus dem Französischen übersetzt und mit vielen Zusätzen und einer Geschichte der Begebenheiten bis Ende des Jahres 1840 versehen von P. Gauger. Mit 2 Bildnissen, 4 Holzschnitten und 1 schönen Karte der Barbareskenstaaten und der gegenüberliegenden europäischen Küstenstriche. Gr. 8. Karlsruhe, Macklot. 2 Thlr.

Huhn, E., Poetische Schriften. I. Gedichte. Gr. 8. Karlsruhe, Macklot. 20 Ngr. (16 Gr.)

Kulemann, R., Gedichte. Gr. 12. Hannover, Hahn. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Mérimée, P., Colomba. Corsisches Sittengemälde aus der neuesten Zeit. Aus dem Französischen übersetzt von A. Diezmann. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Michaelis, A., Votum über den Reichsgräflich Bentinckschen Erbfolgerechtsstreit. Gr. 8. Tübingen, Laupp. 20 Ngr. (16 Gr.)

Neuer Nekrolog der Deutschen. 17ter Jahrgang. 1839. 2 Theile. Mit 3 Portraits. 8. Weimar, Voigt. 4 Thlr.

Dänische Novellen und Erzählungen. Deutsch von K. L. Kannegießer. 2ter Band. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr.

Reichenbach, M., Conrad von Marburg der erste deutsche Ketzerrichter. Historisch-romantisches Gemälde aus dem dreizehnten Jahrhunderte. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr. 7½ Ngr. (2 Thlr. 6 Gr.)

Sadi's Rosengarten. Aus dem Persischen durch P. Wolff. Kl. 8. Stuttgart, Scheible. 1 Thlr. 3¾ Ngr. (1 Thlr. 3 Gr.)

Scribe, M. E., Das Glas Wasser, oder: Ursachen und Wirkungen. Lustspiel in fünf Akten. Nach dem Französischen von H. Nagel. 8. Berlin, Fernbach jun. 11½ Ngr. (9 Gr.)

Taschenbibliothek classischer Romane des Auslandes. 1ster Band. Atala, von Chateaubriand. — Auch u. d. T.: Atala oder die Liebe zweier Wilden in der Wüste. Von Chateaubriand. Aus dem Französischen von J. Günther. Kl. 8. Jena, Maute. 5 Ngr. (4 Gr.)

Allgemeines Verzeichniß der Bücher, welche von Michaelis 1840 bis Ostern 1841 neu gedruckt oder aufgelegt worden sind, mit Angabe der Verleger, Bogenzahl und Preis. Nebst einem Anhange von Schriften, die künftig erscheinen sollen. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 25 Ngr. (20 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 116. — 26. April 1841.

Die neuesten Erscheinungen in der Literatur über Schiller.

Zweiter Artikel.*)

Als die Gesänge der großen Dichter Griechenlands längst verstummt waren, ja als der poetische Lebensquell des griechischen Volkes in römischer Knechtschaft versiegt war, da begann die alexandrinische Schule der Grammatiker ihr Werk und beschäftigte sich eifrigst mit der Sammlung und Redigirung jener Dichterwerke, schrieb Scholien, las Varianten zusammen und sichtete kritisch.

Auch unsere Zeit ist in vielleicht mehr als einer Beziehung eine alexandrinische; sie ist es mindestens in einem großen Theile ihres Verhaltens zu der Glanzepoche der Literatur, welche das Abendroth des vergangenen und das Morgenroth des gegenwärtigen Jahrhunderts war. Wie viele Geister und wie noch weit mehr Federn sind nicht allein in dem letzten Decennium thätig gewesen, um nicht blos „die Quintessenz", „das Schönste und Gediegenste", oder auch geradezu „den Geist" aus den Werken unserer großen Dichter herauszuziehen und der Nachwelt hermetisch verschlossen oder doch in einem Meere von Esprit wohl conservirt zu überliefern — nein, auch um diese Dichtungen ganz oder theilweise zu commentiren, und nicht minder, um die Geschichte ihrer Entstehung und ihrer Reife zu geben. Wo wir seither nur mit dem Producte uns beschäftigten, bekommen wir es nun auch noch mit der Production zu thun; das reife, wohlgebildete, gliedmäßige Kind, an dem wir uns erfreuten, wird uns als unförmlicher Embryo vorgezeigt, wie es sich in einem schemenartigen Schema gefunden hat; mit allen Auswüchsen jugendlicher Abundanz überladen tritt uns Das entgegen, was wir als wohlbemessenes, wohldurchdachtes Werk des Genius kannten. Und woher diese Umwandlung? Weil hier der Frühling und der Sommer vorüber sind, wo man Blumen pflückte und sich an den reifen Früchten labte; nun die Scheuern aber gefüllt sind, lockt es doch Manchen, welcher der vollen Speicher keinen Genuß hat, hinaus in die Stoppeln, um Ähren zu lesen. Denn Viele lieben nicht so das Lesen wie das Vorlesen aus Shakspeare, oder das Nachlesen zu Schiller.

*) Vgl. den ersten Art. in Nr. 253—255 d. Bl. f. 1840. D. Red.

Zu solchen Betrachtungen leitet ein Blick auf die neuern hier einschlagenden literarischen Erscheinungen. Im J. 1835 gab Döring eine Nachlese zu Schiller's Werken, 1839 Boas eine gleiche in zwei Bänden, und jetzt tritt Hoffmeister wieder mit zwei Bänden „Nachlese und Variantensammlung" auf. Was Döring gab, finden wir bei Boas wieder, der es mit Manchem vermehrte und namentlich die „Xenien" und die älteste Bearbeitung des „Don Carlos" zuerst bekannt machte*); inwiefern das Gleiche von Hoffmeister's Sammlung im Verhältniß zu seinen beiden Vorgängern gilt, werden wir bald näher sehen. Aber im Allgemeinen sei es bemerkt, daß ein solches Abolitionsverfahren nimmermehr gutgeheißen werden mag. Jene frühern Sammlungen sind ein Bestandtheil unserer Nationalliteratur geworden; es ist ein falsch angewendeter Optimismus, sie dadurch überbieten zu wollen, daß man sie wiederholt und wieder ein Notizchen und ein Variantchen mehr ihnen anfügt. Gewiß standen Hrn. Hoffmeister Quellen für Neues genug zu Gebote — wie wir denn dessen auch schon in den vorliegenden beiden Bänden finden —, um eine ergiebige selbständige Nachlese zu geben: den wiederholten, theilweise zum dritten Male erfolgenden Abdruck eines großen, bis jetzt des bedeutendsten Theils dieser Analekten können wir nicht billigen. Erhöht wird aber der unangenehme Eindruck, den diese Wiederholungsliteratur macht, durch eine neue Concurrenz des „Don Carlos". Ungefähr gleichzeitig — wenigstens so, daß man ein absichtliches Nacheinander nicht annehmen darf — hat ein Ungenannter in Hanover und Hr. Hoffmeister in Stuttgart die älteste Bearbeitung dieses Drama abdrucken lassen, obgleich jeder in verschiedener Weise und mit verschiedener Redactionsthätigkeit. Also auch hier eine Trias von Abdrücken und binnen zwei Jahren! Wollen wir unsere Literatur mit Doubletten der Vergangenheit anschwellen, um einen Mangel an unicis der Gegenwart zu verdecken?

Das mehrgedachte Werk führt den Titel:

1. Nachlese zu Schiller's Werken nebst Variantensammlung. Aus seinem Nachlaß im Einverständniß und unter der Mitwirkung der Familie Schiller's herausgegeben von Karl Hoffmeister. Erster und zweiter Band. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1840. 16. 1 Thlr.

und bildet den Anfang der ersten Abtheilung der „Sup-

*) Vgl. Nr. 300—302 d. Bl. f. 1839. D. Red.

plemente zu Schiller's Werken" u. s. w., deren Edirung bekanntlich auf den Wunsch der Schiller'schen Familie Hr. Hoffmeister übernahm. Wir übergehen, was sich in Bezug auf das Unternehmen überhaupt, gewiß des Lobes mehr als zu Bedenken sagen ließe, und halten uns blos an das, was diesen beiden Bänden Gebotene, an den poetischen Theil der Nachträge und Varianten. Die Reihenfolge ist chronologisch, unter der Überschrift „Früheste Versuche" finden wir sieben Gedichte und ein Fragment (eine Strophe eines Gelegenheitsgedichts, die in Petersen's Nachlasse aufbewahrt ist) aus der Zeit bis 1781, von denen vier theils schon bei Döring („Der Abend", „Der Eroberer", die metrische Übersetzung aus Virgil: „Sturm auf dem tyrrhener Meere"), theils bei Boas („Der Venuswagen") gedruckt, nur drei Gelegenheitsgedichte neu sind. Schiller, noch mehr, der neunjährige, und sodann der neunzehnjährige Schiller — als Gelegenheitsdichter: ein Neujahrsgedicht an seine Ältern (1768), sichtbar gereimte Übersetzung des beigefügten lateinischen Schulexercitiums, und zwei Gedichte zum Namenstage der Gräfin v. Hohenheim, im Namen der Akademie und der École des demoiselles dargebracht (1778) — was können das mehr sein als interessante Familiendocumente, welche die kindliche Pietät sorgfältig bewahren, höchstens der discrete Biograph zu allseitiger Ergründung des Dichterlebens einsehen, aber niemals der große Markt der Literatur in Hunderten von Abdrücken unter die feile Waare aufnehmen sollte.

Wir kommen zu den „Räubern". Hier sind die, meist bloße Verbesserungen der Diction enthaltenden Varianten der zweiten Ausgabe (die erste Ausgabe von 1781 zu erlangen, ist auch Hrn. Hoffmeister nicht gelungen), und die viel bedeutendern, auf die ganze Haltung des Stücks Bezug habenden der mannheimer Theaterausgabe von demselben Jahre (wiederholt 1788) abgedruckt, sodaß die Stichworte, nach Befinden die ganzen Zwischenstellen der gewöhnlichen Ausgabe angeführt, in den Noten auch abweichende Lesarten aus der „Selbstkritik" beigegeben sind. Wir sind überzeugt, daß Hr. Hoffmeister hierbei sehr sorgfältig zu Werke gegangen ist, wie er denn selbst auf sprachliche Eigenthümlichkeiten von geringerer Bedeutung (S. 113) besonders hinweist; aber höchstens dieses Verdienst, nicht das größere, dem Publicum zuerst diese mehrfach interessante Abweichung dargelegt zu haben, hat er vor der Boas'schen Arbeit, bei deren oben angeführter Besprechung in d. Bl. bereits auf die materielle Bedeutung der Abweichungen aufmerksam gemacht worden ist. Von den „Gedichten der Anthologie", sämmtlich muthmaßlich aus dem J. 1781, die Hr. Hoffmeister nach dem in seinem Werke über Schiller angegebenen Gesichtspunkte unter Bezugnahme auf den Inhalt (warum nicht, wie sie in der Anthologie standen?) ordnet, sind nur zwei der hier mitgetheilten bis jetzt nicht wieder gedruckt, und von einem dieser zwei ist es noch zweifelhaft, ob es von Schiller herrühre. Wenigstens behauptet Döring (in „Schiller's Leben", S. 65) das Gegentheil und Hr. Hoffmeister hat (S. 137) keinen andern Grund für seine Annahme, als daß es „in Geist und Sprache von ähnlichen Stücken nicht unterschieden sei"; ein Satz, der, zu einem kritischen Princip erhoben, vor Allem bei den lyrischen Gedichten dieser Periode zu sehr bedenklichen Resultaten führen möchte. Das fragliche Gedicht: „Die Journalisten und Minos", ist übrigens ein satirisches, und hat wahrscheinlich die Tendenz persönlicher Anspielung: wenigstens müßte man es ohne eine solche für ziemlich matt halten. Wie palpabel aber der eben von Hrn. Hoffmeister aufgestellte Satz sei, sieht man alsbald daraus, daß er S. 140 gegen Boas spricht, der auch keinen andern Grund als die „Unverkennbarkeit des Schiller'schen Geistes" geltend gemacht hat, um das kleine Epigramm „Spinoza" aus der Anthologie Schiller'n zu vindiciren. Es ist schon in der mehrerwähnten Anzeige des Boas'schen Werkes über diese Art der Kritik gesprochen worden: wir hätten vor Allem von dem sonst so sorgfältigen und gewissenhaften Herausgeber der vorliegenden Sammlung erwartet, daß er nicht so leichthin auf Grund von Analogien, Andeutungen und möglichen Beziehungen bei der Regulirung eines der ganzen Nation so theuren Nachlasses mit Aufnehmen und Verwerfen verfahren würde. Das Gesagte gilt namentlich auch von den andern kleinen Epigrammen: „Die Messiade", „Klopstock und Wieland", „Grabschrift eines gewissen Physiognomen", die sowol Boas als Hoffmeister unserm Dichter zuschreiben. Im Übrigen hat Hr. Hoffmeister noch Varianten zu der „Laura", Oden und einigen andern, in den Werken aufgenommenen Gedichten der Anthologie mitgetheilt; das zweite, dem Ref. bis jetzt noch nicht bekannte Gedicht ist „Die Pest", eine Phantasie, zu welchem Hr. Hoffmeister die Bemerkung macht:

So oft der jugendliche Schiller sein Mächtigstes und Tiefstes, sein von erhabenen Eindrücken durchschauertes Gemüth kundgeben will, ist er am geschmacklosesten. Das Unendliche stellt er als das Entsetzliche dar.

Nicht uninteressant ist die Notiz, die wir (S. 207) über die „Semele" erhalten: sie besteht, wie sie jetzt in den sämmtlichen Werken durch Körner aufgenommen ist, aus zwei sehr verschiedenartigen Stücken, indem Schiller nur einen Theil derselben namentlich von den argen Abundanzen des ersten Entwurfes (in der Anthologie) reinigte und überhaupt so umarbeitete, wie er jetzt in den sämmtlichen Werken zu lesen ist, der größere Theil des Gedichts aber unverändert blieb. Ob der Grund der unterbliebenen durchgängigen Überarbeitung aber so unbedingt, wie Hr. Hoffmeister behauptet, darin zu finden sei, daß Schiller ermüdete oder daran verzweifelte, das Ganze zu einer würdigen Dichtung erheben zu können, ließe sich noch bezweifeln.

Viel bedeutender als alles bis jetzt Erwähnte sind die Varianten der Theaterbearbeitung des „Fiesco" von 1784, die Hr. Hoffmeister im Manuscripte von der Intendanz der mannheimer Bühne erhalten hat. Durch den bei Boas zuerst mitgetheilten kurzen Prolog hinzu sind wir schon von einer wesentlichen Verschiedenheit des Stücks in Kenntniß gesetzt, nach dessen früherer Gestalt nicht Herrschsucht dem Fiesco den Tod durch Verrina bringt, wie in der bisher bekannten Bearbeitung. Aber auffallend ist es dem Ref. erschienen, insofern einen Widerspruch zwischen dem Prolog und der nun vorliegenden Gestaltung des Stücks

zu finden, als die zweite dort bemerklich gemachte Abweichung, nach welcher Fiesco's Ehrgeiz von seiner Gemahlin zwar bezwungen, aber er selbst bei dem Streben, Genuas glücklichster Bürger zu sein, durch das Schicksal vernichtet wird, keineswegs in der Textbearbeitung sich kundgibt. Das Stück schließt damit, daß Fiesco die Genueser, die ihm den Purpur darbieten, für frei erklärt; es ist aber auch in dieser Gestalt gar kein Trauerspiel, wie auch Hr. Hoffmeister sehr richtig (S. 237) bemerkt. Das meiste Neue enthält der fünfte Act, dessen erste Scene der bereits bekannte Monolog Bertha's im unterirdischen Gewölbe ist, worauf Verrina dem Bourgognino seine Befürchtungen von dem ehrgeizigen Fiesco und seine Plane andeutet und, nachdem die Verschworenen im Namen des Volks und zum Theil mit diesem dem Fiesco gehuldigt haben, den Letztern erst warnt, dann bedroht, dafern er die Huldigung annehmen werde, allein durch das Volk selbst zurückgehalten wird, als er einen Schwertstreich auf Fiesco führt: dieser aber zerbricht das Scepter und wirft es unter das Volk, das jauchzend „Fiesco und Freiheit" ruft, und zu Verrina sich wendend, spricht er:

Und mit Drohungen wolltest du mir einen Entschluß abnöthigen, den mein eigenes Herz nicht geboren hat? Genuas Freiheit war in diesem Busen entschieden, ehe Verrina noch dafür zitterte, aber Fiesco selbst mußte der Schöpfer sein. (Verrina's Hand ergreifend, mit Wärme und Zärtlichkeit) Und jetzt doch mein Freund wieder, Verrina?

Verrina (begeistert in seine Arme stürzend) Ewig!

Fiesco (mit großer Rührung, einen Blick auf das Volk geworfen, das mit allen Zeichen der Freude noch auf den Knien liegt) Himmlischer Anblick, belohnender als alle Kronen der Welt! (Gegen das Volk eilend) Steht auf, Genueser! Den Monarchen hab' ich euch geschenkt, umarmt euern glücklichsten Bürger!

Das ist schon vielmehr die „Atmosphäre des Don Carlos", wie Hr. Hoffmeister sehr treffend bemerkt, und doch ist dieser Schluß sehr gut angedeutet in einem herrlichen Monolog des Fiesco (Scene 15 des 4. Acts) mit den Worten:

Vorwärts! Vollende deine Größe, Fiesco! — Gehe zuvor Stirn gegen Stirn der Versuchung entgegen, dränge dich erst so nahe — so nahe an den Purpur hin, daß nichts mehr zu thun ist, als die Hand nach ihm auszustrecken — und dann trete weg und entsag' ihm.

Aber darin ist kein tragisches Element, so wenig als irgend eines der andern Momente der Tragödie in dieser Bearbeitung zu finden ist; selbst andere düstere Stellen des dramatischen Gemäldes erscheinen hier in einem mildern Lichte: die Beschimpfung der Julie ist gemildert, Leonore stirbt nicht; Bertha wird nicht entehrt, sondern entgeht Giannettino's Nachstellungen. Alles Grund genug, um dieser Bearbeitung besondere Beachtung bei kritischer Würdigung der Schiller'schen Dramen zu widmen!

Wir übergehen die wenigen Varianten zu einigen Gedichten der ersten Periode, die noch in dem ersten Bande dieser „Nachlese" mitgetheilt sind, und wenden uns zu dem zweiten Bande, welcher außerdem „Carlos" in seiner frühern Gestalt — worüber wir sogleich weiter sprechen werden — Varianten zu der „Berühmten Frau", den „Göttern Griechenlands" und den „Künstlern", sowie zu den „Mettlschen Übersetzungen aus Euripides und Virgil", und nächstdem einige, bis auf eine sehr unbedeutende Inschrift in das Tagebuch der Schwarzburg, bereits in frühern Nachlesen gedruckte Gelegenheitsgedichte enthält. Es sind „Der Fräulein v. Arnim" (bei Döring unter der Überschrift „Der Gräfin v. R."), „Widmung des Don Carlos" (im „Morgenblatt" und bei Boas), „Trost im Grabe" (bei Greiner, jedoch nicht mit Unrecht von Hrn. Hoffmeister mit dem Asterisk der muthmaßlichen Unechtheit bezeichnet) und ein Stammbuchsblatt für Baggesen. Nicht bei Greiner in seinen Ergänzungen zu Schiller, wie Hr. Hoffmeister sagt, sondern bereits im „Nekrolog der Deutschen" (1827, Th. 2, S. 138) ist dieses letztere Gedicht zuerst mitgetheilt und, um einen Beitrag zu Hrn. Hoffmeister's Variantensammlung zu geben, will Ref. nicht unterlassen, zu bemerken, daß es dort statt „Zeiten" in der zweiten Zeile „Jugend", und statt „unvergänglich" in der vierten Zeile „unverwelklich" heißt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die europäische Triarchie. Leipzig, O. Wigand. 1841. Gr. 8. 1 Thlr.

Politik und Philosophie! ein seltenes Paar! „Die europäische Triarchie" ist, so viel wir wissen, das erste Buch, welches die Politik speculativ auffaßt. Triarchie heißt das Buch, weil es die Theorie aufstellt, daß die Leitung Europas, d. h. der Civilisation, in den Händen dreier großen Nationen liegen müsse: der Deutschen, Engländer, Franzosen. Der Verf. sieht also von den gegenwärtigen Abgrenzungen der Einzelstaaten, in Bezug auf Deutschland, gänzlich ab. Er sucht das Verhältniß „der drei großen Nationen" geschichtlich und philosophisch zu entwickeln; und so gelangen wir am Ende zu dem Resultate: „Drei große Nationen stehen vereint auf dem Felde der neuen Geschichte; ihr Bund prangt noch nicht in den Paragraphen eines geschriebenen Vertrages; aber seine innersten Keime und die Garantien seines Bestandes liegen im gegenwärtigen Weltgeiste." Natürlich daß bei dieser Art der Auffassung das russische Reich, ausgeschlossen von der Mitherrschaft, zum Gegner wird und in eine Stellung geräth, von welcher der Verf. ausspricht: „Nicht diese oder jene europäische Macht darf separat, sondern die drei großen europäischen Nationen müssen vereint mit Rußland unterhandeln, soll Asien unter europäischen, und nicht umgekehrt Europa unter asiatischen Einfluß gebracht werden."

Der Triarchist, den man in jedem Sinne den Antipoden des Pentarchisten nennen kann, läßt sich jedoch in keine Polemik mit diesem Letztern ein, sondern stellt nur seine positive Weltanschauung auf; es scheint, als ob er es verschmähe, auf die Argumente desselben einzugehen, ja als ob er ihn gänzlich ignoriren wolle. Hingegen in ihren Resultaten, wie in ihren Methoden, stehen beide Schriften (Triarchie und Pentarchie), einander diametral entgegen; der Pentarchist baut auf geographisch-politischer, der Triarchist auf philosophisch-historischer Grundlage. Die Pentarchie holt ihre Argumente, freilich auch willkürlich genug, von Außen her; die Triarchie läßt sich nur durch die innere Logik ihres Gegenstandes fortbewegen.

Wir glauben, die Triarchie wird viele Sympathien hervorrufen, und wenn wir dem Verf. nicht in allen seinen Folgerungen beistimmen, so müssen wir doch dem tiefen Ernste seiner Speculation, der Energie seiner Deduction volle Anerkennung zollen. Nach allen Seiten hin wirft seine Philosophie Fühlfäden aus, welche jedes Interesse der Menschheit im Allgemeinen, wie der momentanen Bewegungen ergreifen und in ihren Kreis ziehen; und wir sehen hier an einem merkwürdigen Beispiele, wie aus reiner Abstraction heraus das Concreteste, anscheinend Will-

kirchliche und unphilosophische logisch entwickelt wird. Der Verf. basirt auf den Resultaten Hegel's: „Die deutsche Philosophie hat ihre Sendung erfüllt, sie hat uns in alle Wahrheit geführt. Jetzt müssen wir Brücken schlagen, die wieder vom Himmel zur Erde führen." Es ist daher die Philosophie der That, die er hervorrufen will; und nachdem er dies in einer Einleitung entwickelt, geht er unmittelbar zu den socialen und politischen Fragen über, die er zu beantworten gedenkt. „Von den unvermischten germanischen Stämmen, als von seinem Geiste, geht das europäische Leben aus. Frankreich und die romanischen Völker stehen da als Vermittler des germanischen und römischen Lebens. England endlich, und was zu ihm gehört, manifestirt das römisch-germanische Europa nach außen und in die Zukunft hinein." Nachdem er diesen Grundgedanken im ersten Capitel zerlegt und zu seinen Folgerungen gebracht hat, stellt er im zweiten „Europa in seiner Zerfallenheit" dar; er schildert den Kampf der Geistesthätigkeit gegen den mittelalterlichen Dogmatismus, welcher erscheint in drei Richtungen: Emancipation des Geistes von der kirchlichen Autorität, d. i. deutsche Reformation; Emancipation der sittlichen, freien That von der herkömmlichen, unfreien Thatsache, d. i. französische Revolution und der heutige Principienstreit; Emancipation der Gesetze vom historischen Rechte, d. i. Englands Streben und Zukunft. Alle diese drei Richtungen werden aber auch im Lande der allgemeinen Bestrebungen, in Deutschland, repräsentirt und aus dem Kampfe hier geht die Zersplitterung der einst zur Gemeinsamkeit verbundenen Führer und Parteien hervor. Hierin erkennt der Verf. die Vorwehen der Zukunft.

Im dritten Capitel, welches ausschließlich sich mit dem Vaterlande beschäftigt, zeigt er, wie der „alte Waffenstillstand zwischen Kirche und Staat" gebrochen werden mußte, und kommt zu dem Schlusse, daß es eine Staatsreligion, aber keine Staatsconfession geben müsse: „Hoch erhaben, wie Gott über seinen Creaturen, muß die souveraine Gewalt über den ihr untergeordneten verschiedenen Confessionen stehen. Sie soll sie vermitteln, aber nicht einer besondern zugethan sein. Sie soll thätig in das geistige Leben eingreifen, aber nicht die freie Entwickelung der Geister hemmen. Sie soll die Starrheit der Confessionen flüssig machen, aber nicht eine zu Gunsten einer andern zu vernichten streben.... Wo der Staatsmacht kein dogmatisches, sonder nur das praktische Christenthum am Herzen liegt, da wird sie, von den Besten unterstützt, gewiß jeden Zwiespalt weise zu vermitteln wissen.... Der Vorwurf, den man dem praktischen Christenthume zu machen pflegt, daß es nicht positiv und historisch sei, an religiösen Indifferentismus grenze, diesen Vorwurf hat die deutsche Nation widerlegt. Das gegenwärtig religiöse Deutschland basirt trotz seines erhabenen Standpunktes, ja eben deshalb, auf positiverer und historischerer Grundlage als in allen frühern Jahrhunderten. Sein Gottesbewußtsein ist erhabener, und das eben durch die Geschichte geworden."

Im vierten Capitel kommt der Verf. zur Wechselwirkung, die Deutschland und Frankreich aufeinander üben müssen. Diese Nothwendigkeit erweist er an einem bedeutsamen Beispiele, den Streitigkeiten über die gemischten Ehen; er verlangt hier die Einführung der bürgerlichen Ehe. (Wir müssen aber hier bemerken, daß es leicht zu erweisen wäre, wie wenig ein solches Mittel ausreichen kann.) Der Mittelpunkt dieses Abschnittes ist der Ausspruch: „Deutschland, das die Geistesfreiheit, und Frankreich, das die Sittenfreiheit errungen, müssen sich ergänzen."

Das fünfte Capitel endlich führt zu dem Grundgedanken und Resultate des ganzen Buchs. Die Nothwendigkeit einer politisch-socialen Reform wird besprochen und zu ihrer Verwirklichung die Triarchie, in dem oben angedeuteten Sinne, als gleich nothwendig erwiesen. Ein Anhang endlich, der sich mehr mit den Tagesproblemen beschäftigt, soll uns „die russische Politik" darstellen und die Unmöglichkeit einer Interessenallianz zwischen Rußland und Frankreich erhärten: „Der Unterschied, den man jetzt zwischen einer Interessen- und Principienallianz machen möchte, ist ein durch und durch unwahrer, unphilosophischer, unpolitischer, darauf berechnet, keineswegs echte, dauerhafte, sondern falsche, ephemere Bündnisse zu stiften, welche den Ruin eines der Bundesgenossen zu ihrem Ziel und Ende haben. Das Princip, worauf ein Staat fußt, die geistige Basis desselben, ist unstreitig ebenso sehr, wenn nicht mehr noch, Grundbedingung seiner Macht, als sein sogenanntes Interesse, als seine materielle Basis; und wenn eine Allianz zwischen Staaten, deren „Interessen" collidiren, wie z. B. die englisch-russische, eine unnatürliche, so ist eine Allianz zwischen Staaten, deren Grundsätze sich entgegenstehen, wie z. B. eine französisch-russische, mindestens eine ebenso unnatürliche und trügerische, die früher oder später zum Nachtheil eines der Verbündeten gereichen und in ihr Gegentheil, in den erbittertsten Kampf umschlagen muß..... Die Politik ist in Europa keine Cabinets- oder Dynastenpolitik mehr; bei dieser mochte wol im Äußern Freundschaft zur Schau getragen werden, trotzdem daß der Geist, das Herz Feindschaft nährte. Aber Nationen können nur auf ihre eigenen Kosten Komödie spielen..... Frankreich hat in der deutschen und englischen Nation seine Freunde zu suchen. Möglich, daß Deutschland und Frankreich die gegenseitige Achtung, auf welcher allein echte Freundschaft beruhen kann, sich erst auf den Schlachtfeldern am Rhein abtrotzen müssen; gewiß aber ist, daß einst das schönste Verhältniß zwischen Deutschland und Frankreich, ein Bündniß, welches Jahrhunderte überdauert, zu Stande kommt, während dessen der zukünftige Weltkampf zwischen England und Rußland, ohne die europäische Civilisation zu gefährden, vorüberziehen wird."

Was man auch von den Ansichten des Verf. halten möchte, sein Buch ist jedenfalls eine bemerkenswerthe Erscheinung in der Gegenwart. Der Verf. ist, wie sich leicht aus dem Buche ergibt, im Rheinland zu Hause; und dies erklärt zum Theil die eigenthümliche Stellung, die er in diesem Werke eingenommen hat. 68.

Notizen.

Auf erhaltene Einladung von Hrn. Yearsley begab sich der vor kurzem (Nr. 102 d. Bl.) erwähnte Berichterstatter des „Athenaeum" zu einer zweiten Operation des genannten Arztes, welche die durch die erste erzeugte Ansicht über das angewendete Verfahren nur noch bestärkt hat. Bei einem halben Dutzend von Patienten zeigte sich durchgängig keine wirkliche Herstellung des Sprachvermögens, wennschon einzelne Erleichterungen; eine Operation blieb ohne allen Erfolg. Aus Allem läßt sich der Schluß ziehen, daß das Verfahren sich auf die eigenthümlichen Fälle einer offenbar unregelmäßigen Bildung oder Lage der Uvula und der Tonsillen zu beschränken hat. Nichtsdestoweniger ist Yearsley der festen Überzeugung, eine umfassende Entdeckung gemacht zu haben, eine Überzeugung, welche sich nicht minder dem größten Theile seines Publicums mitgetheilt hat. Auch bei den ersten Operirten hat sich im Verlaufe der Zeit keine vollkommene Herstellung ergeben; denn auch sie erfreuen sich fortdauernd nur geringer Erleichterung. Es ist hierbei noch zu erwähnen, daß in den letzten Tagen v. M. eine englische Übersetzung von Dieffenbach's Abhandlung über die chirurgische Heilmethode des Stotterns, von Joseph Travers, gewesenem Hauswundarzte am St.-Bartholomäushospitale zu London, erschienen ist.

Die nächste Versammlung der British association wird nicht, wie früher gemeldet wurde, vom 12.—17. Jul., sondern erst im August d. J. stattfinden. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 117. — 27. April 1841.

Die neuesten Erscheinungen in der Literatur über Schiller.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 116.)

Die Varianten zu „Don Carlos" sind außer von Hrn. Hoffmeister auch noch in folgendem besondern Abdruck durch einen Ungenannten zusammengestellt:

2. Schiller's sämmtliche Werke. Ergänzungsband zu der Ausgabe in zwölf Bänden. Enthaltend: Don Carlos, nach dessen ursprünglichem Entwurfe, zusammengestellt mit den beiden spätern Bearbeitungen. Mit einer literar-historisch-kritischen Einleitung. Hanover, Helwing. 1840. Gr. Lex.-8. 2/3 Thlr.

Der ungenannte Herausgeber hat das Geschäft des Variantensammelns aufs höchste ausgebildet, er hat ungefähr sechs verschiedene Bezeichnungen angewendet, um die einzelnen in den verschiedenen Ausgaben ausgelassenen oder veränderten Stellen sofort kenntlich zu machen und diese Veränderungen unter dem Texte angezeigt. Bis zu diesem Grade der Vollkommenheit hat es Hr. Hoffmeister noch nicht gebracht; dieser gibt uns erst die ursprüngliche Form der drei ersten Acte in der „Thalia", und sodann die Varianten der ersten leipziger Ausgabe, die Abweichungen der andern, namentlich der Taschenausgabe bemerkt er unter dem Texte, gibt jedoch, außer bei dem Texte der „Thalia", nur die abweichenden Stellen, nicht das Ganze. Das Resultat ist, daß wir bei dem Ungenannten den vollständigen „Don Carlos" — soweit als die Varianten des Abdrucks würdig erschienen, d. h. bis gegen das Ende des vierten Acts — erhalten, bei Hrn. Hoffmeister nur die einzelnen Metamorphosen, theilweise die früheste Gestalt; bei jenem ist für übersichtliches Verständniß, bei diesem für Einsicht in die Differenz des Einzelnen mehr gesorgt; jener hat mehr eine synchronistische, dieser eine chronologische Methode gewählt. Am handlichsten ist jedenfalls die Ausgabe des Ungenannten, weil man keine Vergleichung mit andern nöthig hat; die Hoffmeister'sche Arbeit ist nur der Comparativ der Boas'schen, welcher gleichfalls die Abweichungen des ersten Abdrucks und der Ausgabe von 1787 mittheilte. Hr. Hoffmeister macht seinem Vorgänger an den beiden Stellen, wo er seiner als solchen in Bezug auf „Don Carlos" gedenkt (S. 185 u. 258), den Vorwurf, daß er in seinen Nachträgen die sehr charakteristischen Noten, welche Schiller über Vortrag und Mimik oft dem Texte beifügte, gewöhnlich weggelassen und überhaupt die Varianten sehr nachlässig und unordentlich angegeben habe. Inwieweit Hr. Hoffmeister sorgfältiger „nachgelesen" habe, können wir nicht beurtheilen, da uns die Boas'sche Ausgabe nicht zur Hand ist; theilweise Vergleichung mit der gleichzeitigen Zusammenstellung (des Ungenannten) wies eine fast durchgängige Übereinstimmung nach, nur in Interpunction und Hervorhebung prägnanter Worte durch gesperrten Druck fanden wir eine Verschiedenheit zu Gunsten des Ungenannten, von der es aber zweifelhaft bleibt, ob sie auch im Verhältniß zu dem ursprünglichen Textabdruck in der „Thalia" den Vorzug der Treue hat.

Doch — begeben wir uns dieser formellen Unbedeutendheiten, in deren Hervorhebung ein Gutheißen der oben berührten alexandrinischen Thätigkeit liegen würde, und fragen wir nach dem Inhalt des hier Gebotenen und seinem Verhältnisse zu dem bereits Bekannten. Insofern nun Hr. Hoffmeister sowie der Ungenannte weder die erste Gestalt des „Don Carlos" (in der „Thalia") noch die Abweichungen der Ausgabe von 1787 zuerst bekannt gemacht, vielmehr nur sorgfältiger und übersichtlicher diese Varianten haben abdrucken lassen, können wir hinsichtlich der materiellen, allerdings sehr wesentlichen Verschiedenheit, die sich in denselben kundgibt, nur auf das hierüber bei Gelegenheit des Boas'schen Werkes Gesagte verweisen. Einige Veranlassung zu fernern Bemerkungen geben aber accessorische Mittheilungen beider Herausgeber. Hr. Hoffmeister hat nämlich sowol aus einer Handschrift den frühesten Plan zum „Don Carlos", als auch eine Stelle aus einer später unterdrückten Scene des Stücks veröffentlicht; und er sowie der Ungenannte haben, jener in „nachträglichen Bemerkungen", dieser in einer größern „literar-historisch-kritischen Einleitung" sich über das Verhältniß der einzelnen Textrecensionen (um bei philologischer Arbeit uns eines philologischen Ausdrucks zu bedienen) ausgesprochen. Der Plan, nach einem Zeugnisse Reinwald's von Schiller selbst geschrieben und 1783 bei seinem Aufenthalte in Bauerbach abgefaßt, ist eine, drei Druckseiten füllende systematische Gliederung des Stücks und materiell wie formell interessant. Er beginnt:

Erster Schritt. Schürzung des Knotens.

A. Der Prinz liebt die Königin. Das wird gezeigt

1. Aus seiner Aufmerksamkeit auf solche, seiner Lage in ihrer Gegenwart.
2. Seiner ungewöhnlichen Melancholie und Zerstreuung, u. s. f. bis 5.

B. Diese Liebe hat Hindernisse und scheint gefährlich für ihn werden zu können. Dies lehren: 1. u. s. f. bis 6.

Zweiter Schritt. Der Knoten verwickelter u. s. w.

Aus den beiden letzten Punkten dieses Plans:

Fünfter Schritt. Auflösung und Katastrophe u. s. f.

C. Das Zeugniß des Sterbenden und das Verbrechen seiner Ankläger rechtfertigt den Prinzen zu spät.

D. Schmerz des betrogenen Königs und Rache über den Urheber.

läßt sich übrigens mit Recht die von Hrn. Hoffmeister ausgesprochene Vermuthung ableiten, daß Schiller noch diesem Plane wol seinen Helden habe unschuldig wollen sterben lassen, während er jetzt im Sinne des historischen Rechts ein Schuldiger ist.

Die Stelle aus einer später unterdrückten Scene ist gleichfalls, wie auch Hr. Hoffmeister diesmal bemerkt, schon bei Boas abgedruckt; sie kommt in zwei Briefen Schiller's vor. Was aber die eigenen Bemerkungen der Herausgeber anlangt, so hat Hr. Hoffmeister auf sechs Seiten eine kurze, sehr am Äußern haftende Übersicht der allmäligen Entstehung des Stücks gegeben und am Schlusse derselben Einiges über Veränderungen der Sprachformen in diesen verschiedenen Bearbeitungen (Roderich — Rodrigo, Dom — Don u. dgl.) unter beiläufiger Polemik gegen Boas hinzugefügt; der Ungenannte dagegen verbreitet sich in einer über 40 Seiten langen Einleitung ausführlich über den Einfluß der allmäligen und auf veränderten Plänen beruhenden Entstehung dieses Drama auf seine eigenthümliche Organisation, er zeigt den Standpunkt, der daraus für die Beurtheilung desselben zu entnehmen ist, und fügt außerdem zwei sehr dankenswerthe Mittheilungen bei; die eine ist ein Auszug aus der Erzählung St.-Réal's, welche dem Dichter die Hauptquelle für die (bekanntlich nicht historisch richtige) Auffassung der Geschichte des Don Carlos war; die andere ist eine Notiz über die Prosaausgabe des „Carlos", die Schiller für die hamburger Bühne veranstaltete und der Schauspieldirector Albrecht 1808 durch den Druck veröffentlichte. Es ist diese, nur bei Boas sich noch vorfindende Umarbeitung um so beachtenswerther, als sie, im Übrigen wenig mehr als eine Paraphrase des gewöhnlichen Textes, doch einen wesentlich veränderten Schluß hat. Schon von der achten Scene des fünften Acts an sind theilweise Abänderungen eingetreten, namentlich fällt die Scene mit dem Großinquisitor ganz aus. Die letzte Scene aber beginnt mit der Überraschung des Carlos durch den König, welche sonst den Schluß des Drama bildet; nach den Worten des Philipp: „es ist dein letzter!" thut Carlos einen Schuß, der aber fehlt, die Königin sinkt ohnmächtig nieder, Philipp befiehlt, den Sohn in den Kerker des heiligen Amts zu führen, aber Carlos wendet sich zu den versammelten Granden mit den Worten:

Hört mich, Spanier! Haschet meine letzten sterbenden Worte auf! — bewahrt sie heilig und laßt sie Nie zu die Nachwelt hinunter schallen! Eure Königin ist unschuldig, Spanier! — Im Tode ist Wahrheit! — Ich trete vor den Richter der Welt! (Durchsticht sich mit einem Dolche und fällt Alba und Feria in die Arme.)

König (mit einem Schrei des Entsetzens). Mein Sohn! — o, mein Sohn! (will auf ihn zugehen und sinkt nieder.)

Es ist nicht ganz unrichtig, wenn der Herausgeber bemerkt, daß, während das Drama in den Prosaausgaben wol ein Ende, aber keinen Schluß habe, einen solchen diese Prosaausgabe hinzufüge; nur bleibt die fernere Frage übrig, ob dieser Schluß auch eben der passendste sei. Weniger noch möchten wir dem Herausgeber beipflichten, wenn er diesen Schluß dem frühern Plane des Dramas entsprechend findet, nach welchem die ersten drittehalb Acte in der Urausgabe (der „Thalia") bearbeitet sind. Wol aber hat der Herausgeber das Verdienst, diesen Plan, wie er sich hier darlegt, den Charakter dieser ersten Acte sehr gut entwickelt und sein Verhältniß zu der spätern Bearbeitung des Stücks in ein klares Licht gestellt zu haben. Er zeigt durch diese Entwickelung zugleich, wie der Widerspruch, den Schiller's Äußerungen in dieser Hinsicht kundgeben, nur auf dem Wege der genetischen Erklärung gelöst werden können. Das Ergebniß seiner Darlegung ist, daß die zuerst erschienenen drittehalb Acte der Exposition den ersten Theil eines als solches unvollendet gebliebenen Familiengemäldes, hingegen der zweite Theil des Dramas in der Ganzausgabe ein politisches Drama bilde, welchem die Exposition fehlt und welches mit der Katastrophe beginnt. Nach seiner Ansicht „schiebt sich die politisch-didaktische Tragödie Posa zwischen jene Exposition und den Schluß der Theater-(Prosa-)Ausgabe ein". Bemerkenswerth sind die fernern Urtheile, welche er hieran knüpft; er geht durchgängig bei ihnen von der Ansicht aus, daß ein hoher Werth dem Familiengemälde, wie es die ersten drei Acte enthielten, ein viel geringerer der spätern Umarbeitung des Drama (in den gewöhnlichen Ausgaben) beizulegen sei. Wenn er hierbei nicht blos gegen die gangbaren, sondern bis zu einem gewissen Grade auch gegen die richtige Ansicht anstößt, so ist wenigstens das letztere nicht von den fernern Andeutungen über Tendenz und Charaktere, namentlich des Posa zu sagen; dem Ref. scheint vielmehr sehr viel Richtiges in der Hinweisung auf die Zeitumstände, unter welchen das Drama entstanden, auf die Begeisterung für das Regierungssystem Joseph's II., vor Allem aber auf das Mißverhältniß zu liegen, in welchem der „josephinische Beglückungsdespotismus und der nordamerikanische Kosmopolitismus, welcher dem Posa erfülle", zu den Gesinnungen und Gefühlen unserer Zeit stehe. Was hierüber gesagt ist, sind starke, dem gewohnten Ultraästhetismus moderner Kritik wenig zusagende, aber nichtsdestoweniger viel Wahres enthaltende und sehr zu beachtende Worte. Schon der Standpunkt, auf welchen sich der Herausgeber im Beginn seiner „Einleitung" stellt, zeugt von einer sichern, charakterfesten, wohldurchdachten Würdigung gegenwärtiger Culturinteressen, und was vielleicht zu enthusiastisch darin für Schiller ausgesprochen ist, findet durch die schon erwähnte Kritik des Dramas seinen richtigen, zur Vermittelung führenden Ge-

gesetzt. Warum trug ein so feiner Denker und gediegener Kritiker Bedenken, seinen Namen diesem Aufsatze vorzusetzen?

Wir wenden uns zu zwei andern Schriften, die sich nicht mit einzelnen von Schiller's Werken, sondern mit seiner Totalität beschäftigen. Erstlich ist erschienen:

3. Friedrich von Schiller. Ein biographisches Denkmal von H. Döring. Jena, Mauke. 1839. 16. 1/2 Thlr.

Es ist jedenfalls eine seltene Erscheinung in der Literatur, daß ein Schriftsteller denselben Stoff für dasselbe Publicum und in derselben Form zweimal behandelt. Bekanntlich hat Hr. Döring schon früher ein Leben Schiller's geschrieben, das in zweiter Auflage (1824) erschienen ist; und nach 15 Jahren schreibt er ein zweites, und spricht sich nicht einmal über das Verhältniß beider Biographien zueinander aus. Denn so sehr kann Hr. Döring doch wol nicht seine frühere Arbeit gering schätzen, daß man glauben könnte, die Anfangsworte der Vorrede: „Das vorliegende Werk unterscheidet sich von den bisher erschienenen Biographien Schiller's vortheilhaft durch die sorgfältigste Benutzung aller vorhandenen Quellen und durch genaue Sichtung wahrer und falscher Nachrichten von des Dichters Leben", sollten sich auch auf seine frühere Biographie erstrecken, um so weniger, als ja Hr. Döring schon in der Vorrede zu der letztern versicherte, „daß kein Umstand in dieselbe aufgenommen worden sei, welcher sich nicht auf Schiller's eigene Äußerungen oder auf glaubwürdige Zeugnisse gründe". Das wahre Verhältniß der neuen und der alten Biographie zueinander ist nur dieses, daß jene eine durch Paraphrasen, Umstellungen und ähnliche die Darstellung ganz besonders tangirende Metamorphosen bewirkte Umgestaltung der frühern ist, welche zu einem großen Theile ebenso wie jene aus aneinandergefügten Fragmenten von Schiller'schen Briefen und sonstigen eigenen Beiträgen zu seiner Lebensgeschichte besteht, nur daß diese Fragmente zum Theil anders gewählt sind. Äußerlich ist ein Unterschied, den wir als wesentlich, doch nicht gerade vortheilhaft bezeichnen müssen, der, daß alle literarischen Nachweisungen der frühern Biographie fehlen. Fügen wir hinzu, daß ziemlich ein Drittheil wörtlich der erstern Arbeit entnommen, ein zweites Drittheil nur in wenig veränderte Form umgegossen ist, mithin nur ungefähr der dritte Theil des Ganzen als in einem gewissen Sinne — nämlich im Verhältniß zu des Verf., nicht aber zu den übrigen über Schiller erschienenen Biographien — neu betrachtet werden kann, so gelangt man unwillkürlich zu der Vermuthung, daß diese metamorphosirte Biographie ihre Entstehung nicht dem Bedürfniß einer Vervollständigung der frühern (was weit füglicher in einer neuen Ausgabe geschehen wäre), noch dem Bedürfniß einer Biographie Schiller's überhaupt (nach dem Vorgange von Karoline v. Wolzogen und Hoffmeister?), sondern — dem Umstande zu verdanken habe, der ja sonst auch eine magische Wirkung auf das Emporsprossen einer neuen kadmusähnlichen Saat in unserer Literatur übte, der neuen Ausgabe von Schiller's Werken in dem darnach benannten „beliebten Schillerformate".

(Der Beschluß folgt.)

Grumbach. Von Ludwig Bechstein. Drei Theile. Hildburghausen und Meiningen, Kesselring. 1839. Gr. 8. 6 Thlr.

Das Thema dieses Buchs ist: der Ritter und sein Recht gegen Pfaffentrug und scheinheilige Anmaßung. Dies ist auch das Thema aller der vielen Ritterromane, die wir kennen, und der Verf. möge es uns nicht übel nehmen, wenn wir seinen Roman auch nicht viel höher stellen als jene Werke einer bekannten Epoche. Er hat allerdings wol den Ausdruck vor ihnen voraus; aber die Ideen sind dieselben, und auf diese, nicht auf jenen, der unserer Zeit ohne eigenes Verdienst angeflogen ist, kommt es der Kritik an. Wir möchten sagen: das Thema ist zu leicht für unsern Kunststandpunkt, gäben wir mit diesem Ausdruck nicht vielleicht zu einem Mißverständniß Anlaß. Die Zustände der Vergangenheit, wenn sie von uns so weit abliegt wie das Ritterthum, sind kein Gegenstand für den heutigen Roman. In der Novelle lassen wir sie uns noch gefallen, sie gehen hier schnell und kurz an uns vorüber; vom Roman verlangen wir, daß er Epos sei, d. h. daß er uns den Menschen aller Zeiten abspiegele, oder uns selbst. Der Verf. aber gibt uns den deutschen Ritter des 15. Jahrhunderts, ehrlich, wahr, muthig im Kampf gegen das Unrecht, gegen die Schlechtigkeit. Allerdings hat dies Gemälde, insofern es sich um die Darstellung des Jesuitismus und die Anmaßung der Kirche handelt, ein Zeitinteresse; aber der Verf. hat dies Thema weder frei noch groß genug gegriffen; er gibt nur Geschichte, oder was doch Geschichte sein könnte, und abstrahirt von aller freien epischen Gestaltung des Stoffs. An den großen Maßstab der Kunstidee gelegt, hat uns seine Arbeit daher nicht befriedigt; nur wenn wir sie als eine Species betrachten, über deren Geltung an sich nicht gestritten werden soll, oder als achtbare historische Studien, können wir ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der Verf. hat das Gedicht „Faust" geschrieben, und er kann nicht so sehr zurückgehen, daß er etwas durchaus Verwerfliches auf den Markt brächte; von seiner gewandten und im Höhern schon versuchten Feder ist etwas Anderes zu erwarten. Allein der Stoff hat ihn gebunden und mit dem Aufgebot aller Mittel hat er doch nicht mehr erreicht wie andere in ähnlicher Lage, wie z. B. Duller in seinem „Kaiser und Papst", abgeschattete Geschichte. Mit Glück lassen solche Gemälde historischer Zustände der Vergangenheit sich unsers Erachtens nur in dramatischer Form hinstellen, weil in dieser Sprache und Denkweise der Zeit ohne den Einschlag moderner Erzählung sofort unmittelbar zur Anschauung zu bringen ist. Darum ist „Götz von Berlichingen" ein ewiges Vorbild und ein beständiger Leitfaden für solche Versuche. Hätte der Verf. die kräftigsten Züge seines „Grumbach" in den dramatischen Focus gesammelt, anstatt sie an den Faden moderner Erzählung aufzureihen, er hätte uns sicher eine größere Befriedigung und mehr Gelegenheit zum Lobe gegeben.

Daß die Geschichte dieses Romans in die Zeit der großen Geisterbewegung, welche wir als die Reformation bezeichnen, fällt, daß sie die Epoche darstellt, wo die Kirchengewalt, ihrem Zusammenbrechen nahe, theils mit List und Gewandtheit, theils durch erhöhte Anmaßung das Verlorene wiederzuerlangen strebte, dürfen wir als bekannt voraussetzen. Als ein Repräsentant dieser Bestrebungen, gegenüber den Forderungen der Zeit und des mit dem Bürgerthum verschwisterten Unabhängigkeitssinnes, tritt der Bischof von Würzburg, Melchior von Zobel, Grumbach's Peiniger, auf, ein Mann, der für seine Partei Pfeiler und Vorbild ist. Sanft und schlau gegen den kühnen Gegner, stolz und hochmüthig gegen den sanften und friedfertigen, hält er das Urtheil über ihn lange im Gleichgewicht, bis die Gewalt des Bösen die gleitende Hand durchdrückt und wie dem Feind deutlich erkennen.

Der Roman „Grumbach" ist kein Werk der Begeisterung, sondern ein Ergebniß mühsamer Studien und ernsten Nachdenkens. Diesen Ursprung verkünden die kaum auftretenden

Charaktere; sie sind besonnen gegeneinander abgewogen, mit Berechnung contrastirt, sie sind gemacht, gut gemacht. Des Erwärmenden und Hinreißenden ist zwar wenig darin, Vieles aber befriedigt den Kunstverstand. Der Verf. hält die Geschichte mit beiden Händen fest und läßt der Phantasie den möglich kleinsten Spielraum. Werth und Unwerth, Lob und Tadel seiner Erzählung sind in diesen Merkzeichen gegeben, und er muß sich nun mit dem mäßigen Antheil begnügen, welchen eine romantisch erläuterte Geschichte, anziehenden Inhalts, den Lesern gewährt. Das Unrecht, das dem Ritter geschieht, und die Strafe, die seinen Dränger dafür trifft, sind die Hebel dieses Interesses. Was an Romaninteresse hat hinzugefügt werden sollen, die Geschichte Anna's von Grumbach, der prophetische Knabe Johannes und andere kleinere Episoden, spricht gleichfalls nur eine flüchtige Theilnahme an, da es an Austiefung der Charaktere fehlt; überall fehlt der zündende Funke, die Wärme, die fesselnde Erfindung und die Sprache des erhöhten Gefühls.

Das Buch ist sonst in einem natürlichen und manierfreien Styl geschrieben, der sich nur etwas zu sehr in behaglicher Breite, die zuweilen selbst in den Kanzleistyl der Zeit hinüberstreift, gefällt. Er wirkt auf den Leser, wie ein in zu langsamem Tempo gespieltes Thema auf den Hörer wirkt; der Geist eilt dem Auge voraus, denn an entbehrlichen und leeren Längen ist kein Mangel.

Dem literarischen Rufe des Verf. kann dieses Buch daher nicht viel zusetzen, wenn die Erzählung, da sie einen der bedeutendsten Momente der deutschen Geschichte zum Thema hat, auch weder zu besonderm Tadel noch zu besonderm Lobe Anlaß gibt und einem Theil der Lesewelt immerhin Belehrung und Befriedigung geben mag. Der Historiker kann die oft lebhaften und gründlich studirten geschichtlichen Züge mit Interesse, ja mit Nutzen lesen, denn der Verf. hat es sich nicht leicht damit gemacht und manche Partie dieses geschichtlichen Gemäldes, besonders im zweiten und dritten Theile, mit Liebe und Gründlichkeit ausgeführt; immer aber beschleicht uns das Gefühl des Zuspätkommens und eines Übergewichts des Materials über den Geist, dem der Verf. sich unterworfen hat. Der Vorsatz, dem Phantastischen aus dem Wege zu gehen, der ihn offenbar beseelte, hat zur poetischen Trockenheit geführt; der dichtende Geist ist bei ihm in die Breite, anstatt in die Tiefe gegangen, und wenn wir diese Arbeit etwa an die ähnlichen Koenig's oder W. Alexis' halten, oder gar sie mit den „Epigonen", der „Hohen Braut" oder dem „Hause Düsterweg" vergleichen, so will unser Sinn, indem er den Verf. zu ähnlichen Erzeugnissen für fähig hält, doch die hier ertraglos aufgewendete Mühe bedauern; denn zu einem bloßen Nachahmer bekannter Bestrebungen ist er jedenfalls zu gut. 39.

Aus Italien.

Der Kirchenstaat besitzt Irrenhäuser und Anstalten für Gemüthskranke in Rom, Bologna, Pesaro, Ancona, Macerata, Faenza und Perugia, die zusammen nicht volle 722 Irre einschließen, die sich doch finden müßten, wenn Quetelet's Angaben richtig wären, daß in Italien auf 3785 Seelen ein Irrer käme, indem die letzten Zählungen im Kirchenstaate 2,732,436 Einwohner nachwiesen. Im Irrenhause zu Perugia, über das genauere Angaben vorliegen, befanden sich im letzten dreijährigen Zeitraume, von dem ein gedruckter Bericht Rechenschaft gibt („Rapporto triennale statistico-medico sullo stabilimento degli alienati in Santa Margherita di Perugia per gli anni 1837, 1838, 1839 del dottore *Cesare Massari*", Perugia 1840), 84 Kranke, von denen 58 durch sittliche Ursachen hierherkamen. Seit den 15 Jahren, daß diese Anstalt besteht, traten 396 Individuen darin ein und 328 verließen sie geheilt, doch sind zu diesen Geheilten, wie billig, auch die 93 Verstorbenen gerechnet. Reizende Lage, Reinlichkeit, Sorgfalt in der Behandlung machen die glücklichen Erfolge dort häufiger und nächst den Anstalten von Aversa, von Reggio und Modena gilt das Irrenhaus von Perugia für das beste Italiens. Männer machten die Mehrzahl der Kranken aus und besonders im Frühjahr und Sommer wuchs die Zahl der Eintretenden, während man im Herbst und Winter Geheilte entlassen konnte. Die seltenere Anwendung der Zwangsmittel bewährte sich fortwährend erfolgreich.

Ein ungenannter Freund der Grobäse hat bei einem Aufenthalt in der Brianza während des verflossenen Sommers mit einem Grindel'schen Barometer Höhenmessungen vorgenommen, die für mehre der gepriesensten Punkte dieser reizenden Hügel folgende Bestimmungen gaben. Inverigo 192,8 Toisen über dem Spiegel des Mittelmeeres; Crimella 163,6; Erba 197,6; Ello 212,3; Villa Vergano 284,2; Oggiamo 134,2; Merate 149,0; Missaglia 162,8; Monticello 193,6; Gernetto 115,1; Canonica 97,2; Monza 86,2. Alle Mailänder, die mit so lautem Entzücken von der erquicklichen Luft der Brianza sprechen, können aus diesem Mittelgrade der Erhöhung zum Theil jene Milde ableiten, die dort ihnen so wohl thut, doch dürfen sie nebenbei nicht vergessen, daß zwei Seen (der Comer und der See von Lecco, die sich bekanntlich vereinen) und unzählige Quellen abkühlen und daß die Blumen und Kräuter der begünstigtsten Lagen sie würzen.

Auch Selvatico in seinem inhaltvollen Werke „Sull' architettura civile e religiosa" (Padua 1840) verzichtet auf die urkundliche Nachweisung über den Ort, von wo der Spitzbogen ausgegangen sei, und leitet ihn von allmälig herbeigeführten Bedürfnissen und Fortschritten der Technik ab, wie es von den Engländern schon vor einer Reihe von Jahren („Archaeol. brit.", T. XVII) nachgewiesen worden ist. Das Zusammentreffen seiner Erklärungen der allmälich sich ausbildenden Formen mit de Caumont ist gewiß für Alle, die zwei Zeugnissen lieber glauben als Einem, der seinen Satz erklärt und begründet, sehr empfehlend. Auch mit ausgezeichneten deutschen Forschern findet man Selvatico nicht im Widerspruch.

Im zoologischen Museum zu Pavia bilden die Schlangen eine beachtenswerth reiche Abtheilung. Diese Sammlung, einst im Besitz des Albert Seba, kam schon gegen das Ende des vorigen Jahrhundert aus dem Haag nach Pavia und nur *wenige* spätere Erwerbungen sind zu diesem ersten Ankaufe hinzugekommen, der eine, neben die bedeutendsten Cabinete sich stellende Reihenfolge ausmacht. Eine mit Berücksichtigung der neuern Werke, besonders des classischen von Schlegel: „Essai sur la physionomie des serpents" (Amsterdam 1837), *ausgearbeitete* Aufzählung dieses reichen Vorraths hat der Hülfsprofessor für Naturgeschichte Filippo de' Filippi in der „Biblioteca italiana" (Augustheft 1840) gegeben, wo auch vom Dr. Zanardini zu Venedig sich ein wissenschaftlicher Katalog über die Algen des adriatischen Meeres findet, der für den Eifer, mit der Naturforschung in Italien getrieben wird, einen schönen Beweis gibt.

Nach den vom Grafen Karaczay neuerdings bekannt gemachten Hülfsmitteln gibt die „Biblioteca italiana" (Julitheft 1840) eine sehr ins Flache gearbeitete Darstellung von Albanien, sowol östreichischen Antheils, als von dem unabhängigen Montenegrinerlande, sowie von dem unter türkischer Hoheit stehenden Distrikten. Zwar wird auch Montenegro mit seinen davon abhängigen Theilen von den Türken in Anspruch genommen; indessen weiß man, wie wenig sie überhaupt ihre Oberherrlichkeit im Sandschak von Skutari geltend machen können, daher besteht die Dreitheilung wol mit Grund gegen jeden Einwurf. Deutsche Geographen werden leider in dieser durchaus nirgend erschöpfenden Übersicht nichts finden, was ihnen nicht längst besser geboten worden wäre, und doch ist dieser Aufsatz in der „Biblioteca italiana", wie sie jetzt ist, noch immer einer der beachtenswerthen. Joseph Acerbi, wecke die Schläfer! 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 118. — 28. April 1841.

Die neuesten Erscheinungen in der Literatur über Schiller.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 117.)

Der Schluß unsers Berichts hat sich mit drei Schriften zu beschäftigen, in denen uns derselbe Mann als Biograph, Diplomatiker und — man möchte sagen — Seelsorger Schiller's entgegentritt; ein Mann, dessen Namen die jüngste Literaturperiode in eine nach mehrfachen Seiten hin nähere Beziehung zu dem großen Dichter gebracht hat. Die zweite der obengedachten Biographien Schiller's ist:

4. Schiller's Leben, in drei Büchern, von Gustav Schwab. Stuttgart, Liesching. 1840. 16. 1 Thlr.

Bei Gelegenheit der Anzeige des ersten Buchs dieses Werkes ist über Tendenz desselben und Bearbeitung des reichen Stoffs, der hier vorliegt, bereits Einiges bemerkt worden, dessen Gültigkeit wir auch in Bezug auf die jetzt neu zur Beurtheilung gelangenden zwei andern Bücher anerkennen müssen. Aber das sei hinzugefügt, daß der höhere Maßstab, der nach dem dort Gesagten nur theilweise sich gerechtfertigt findet, allerdings bei einem Überblicke über das Ganze, wie er nunmehr möglich ist, sich gewiß anlegen läßt. Zwar dürfen wir nicht den Anspruch einer derartigen Innerlichkeit und Vergeistigung des Einzelnen hier stellen, der z. B. bei Hinrichs in einer so bedeutenden, jedenfalls nicht so, wie von Gustav Schwab mehrfach geschehen ist, abzuweisenden Art seine Lösung findet; aber wir können von einem weniger hohen philosophischen Standpunkte aus uns hier einer feinfühlenden ästhetischen Kritik und, was das Biographische anlangt, einer edeln, gediegenen Lebenspragmatik erfreuen, welche vereinigt eine charaktervolle Einheit der biographischen Darstellung in anziehender Form uns gewähren. Ungeachtet das Buch eben für ein größeres Publicum als das, welches sich zunächst mit Literaturgeschichte beschäftigt, geschrieben ist, und diese Aufgabe auf eine so anzuerkennende Weise erfüllt, daß ein Mangel von Befriedigung der verschiedenartigen hier einschlagenden Interessen schwerlich irgendwo sichtbar werden dürfte: finden wir doch andererseits auch die kritisch-biographische Befähigung des Verf. in den mannichfachen Seiten- und Rückblicken dargelegt, die er auf Vorgänger und Zeitgenossen wirft. In dieser Beziehung ist namentlich sein Verhalten zu Hoffmeister zu nennen, mit dessen Ansichten er keineswegs immer übereinstimmt (z. B. II, S. 295, wol auch S. 267); daß ein gleiches zu Hinrichs stattfindet, ist schon bemerkt. So steht G. Schwab selbständig, wenn auch nicht immer unanfechtbar da; aber edel, würdig und schön ist der Geist, der die Darstellung, abgesehen von dem kritischen Hilfswerk, belebt. Neben G. Schwab dem Dichter wird die dankbare Nachwelt auch G. Schwab den Biographen des großen Mannes ehren, zu dem er sich und nicht blos aus Stammverwandtschaft hingezogen fühlte. Und er verschmähte es nicht, die Vorarbeiten des Diplomatikers für den Biographen selbst zu übernehmen, ja wol noch nach vollendeter Biographie fortzusetzen, wie zu ersehen aus den

5. Urkunden über Schiller und seine Familie, mit einem Anhange von fünf neuen Briefen, worunter ein ungedrucktes Autographon, zum Besten des marbacher Denkmals gesammelt und herausgegeben von Gustav Schwab. Stuttgart, Liesching. 1840. 8. ½ Thlr.

Wir erhalten hier von Seiten verschiedener württembergischer Pfarrämter eine Reihe genealogischer Notizen über Schiller's väterliche und mütterliche Vorfahren, das Einbringensinventar von Schiller's Ältern (vom 31. Oct. 1749), eine Protokollvernehmung, das Geburtshaus Schiller's betreffend (von 1812), lateinische Schulverse Schiller's von 1771, Zeugnisse über ihn bei seinem Ein- und Austritt aus der Akademie, einige darauf bezügliche Schriften seines Vaters, endlich fünf Briefe Schiller's selbst, von denen nur zwei, an Dumfeg (1784 aus Mannheim) und an die Hofräthin Reinwald in Meiningen (1804) — diesen auch in lithographischer Beilage — wahrhaft interessant, drei andere (an einen Bürgermeister in Heilbronn und an eine Materin) bloße Geschäftsbriefe sind. Auch die komische Person in Schiller's verwandtschaftlicher Umgebung, der Aventurier Johann Friedrich Schiller, von dem G. Schwab in der „Deutschen Pandora" (Bd. 1) ein interessantes Curiosum (unter der Überschrift „Schiller's Bruder") mittheilt, kommt hier mit dem auch dort gedachten merkwürdigen Briefe vor. Ja, in seiner Art ein einziges Document ist die „Matrikel Schiller's bei seinem Austritt aus der Akademie", wo „Caracter" (sic), Taufname, Religion, Bestimmung, Genie (hier

als „gut" notirt) nächst mehren andern Kategorien in bunter Reihe rangiren, nichts aber mit solcher Genauigkeit als das Maß seines Körpers, nämlich binnen sechs Jahren zwölfmal und zwar unter jedesmaliger Angabe der Fuße, Zolle und Striche, observirt ist! Und doch hat diese gar interessante Urkundenmittheilung nach einer andern Seite hin eine seltsame Bedeutung, für deren Beleuchtung es aber vielleicht nicht undienlich ist, vorher noch einer Schrift ganz andern Standpunktes zu gedenken, von welchem aus die Stimme des uns als Biographen Befreundeten noch einmal, und diesmal in wahlverwandtschaftlicher Vereinigung mit einem hochachtbaren Theologen entgegenklingt; die Schrift führt den Titel:

6. Der Cultus des Genius, mit besonderer Beziehung auf Schiller und sein Verhältniß zum Christenthum. Theologisch-ästhetische Erörterungen von C. Ullmann und G. Schwab. Neuer verbesserter Abdruck. Hamburg, Fr. Perthes. 1840. 8. ¾ Thlr.

Den Ausgangspunkt bei Einsichtnahme in den innern und äußern Zusammenhang des hier Mitgetheilten bildet wiederum Gustav Schwab, als Redner bei Einweihung der Schillerstatue in Stuttgart im Frühjahr 1839: eine Deutung, die einige seiner Worte erfahren hatten, als kundgeben sollend einen „Götzendienst des Genies", in Verbindung mit der Erinnerung an andere Worte des Dr. Strauß (in einem Aufsatze über Vergängliches und Bleibendes im Christenthume, „Freihafen" von 1838), „daß unserer religiös zerfallenen Zeit nichts übrig bleibe als ein Cultus des Genius", veranlaßten den Mitherausgeber der „Theologischen Studien und Kritiken", Dr. Ullmann, zu einem Sendschreiben an G. Schwab, und Letztern zu einem Antwortschreiben auf dasselbe, welche beide in Verbindung mit der oben gedachten Rede, sowie einer Beurtheilung der Binder'schen Schrift: „Schiller im Verhältniß zu dem Christenthum", und einigen „nachträglichen Aphorismen" von Ullmann, den Inhalt des gegenwärtigen Separatabdrucks bilden. Ullmann entwickelt von einem allgemeinern Standpunkte aus, wie der Cultus des Genius seine Wahrheit und sein Recht habe einem Niedrigern gegenüber, aber eine Unwahrheit und ein Unrecht einem höhern gegenüber, wie er „schön und löblich sei als freie Erregung für die höchsten Manifestationen des Menschengeistes, aber verwerflich und verderblich als Stellvertreter für die Anbetung Gottes und für den wahren, lebendigen christlichen Glauben." Die Basis seiner in feinem Gewande schöner Rede auftretenden Operationen ist mehr theologisch, höchstens mit culturgeschichtlicher Beimischung und einigen ästhetischen Seitenblicken. Minder vortrefflich tritt der frühere Redner, G. Schwab, in seinem viel kürzern Antwortschreiben als Vertheidiger und Interpret seiner Worte:

Wir feiern keinen Götzendienst, wenn wir der Liebe und Verehrung der Nationen die Statue dieses Mannes als ein Wallfahrtsbild hinstellen. — Die Grazie, die diesen Geist in ihrer reinen Glut geläutert hat, ist keine heidnische Gottheit, ist der himmlischen Chasis, den überirdischen Verwandtinnen des sittlichen Menschen nicht fremd und entgegengesetzt. — Stehen doch unsere Glaubenslehren von der Erneuerung des Himmels und der Erde — setzen sie doch Dasjenige als Hoffnung und Verheißung voraus, wofür Schiller als Gedanken und Ziel des Strebens kämpft: den Sieg der wesentlichen Schönheit im Weltall!

auf und wendet sich, mit Ullmann im Wesentlichen übereinstimmend, zumeist gegen einen Angriff seiner Worte in demselben „Freihafen", dessen alle andere Stimme ein Hauptmoment des Ullmann'schen Sendschreibens hervorrief. Aber auch hier (einige Noten abgerechnet) noch nicht in näherer Beziehung zu Schiller stehend, spricht vielmehr G. Schwab erst in seiner Beurtheilung der Binder'schen Schrift, indem er dieselbe nach ihrem Detailinhalte darlegt, commentirt, supplirt, im Wesentlichen aber mit Binder ganz übereinstimmend, seine Ansicht von Schiller's, in verschiedenen Stadien verschiedenen, aber auf festem Grunde stehenden, und gegen den Schluß seines Lebens hin mehrfach entschieden ausgesprochenen gläubigen Verhalten zum Christenthum aus.

Und hiermit würde sich, da der bereits erwähnte Inhalt des Buches so wenig als Ullmann's nachträgliche Aphorismen zu weiterer Besprechung und näherer Erörterung von dem Standpunkte des gegenwärtigen Berichts aus Veranlassung geben können, der Kreis der hier niederzulegenden Bemerkungen schließen. Doch sei es dem Ref. vergönnt, bei der gemeinschaftlichen Beziehung dieser verschiedenen Richtungen auf eine Lebensfrage der Zeit noch einige Bedenken aussprechen zu können, die ihm bei der Lesung des letzterwähnten Buches immer deutlicher und gegenwärtiger geworden sind: die Bedenken, ob nicht gerade diese mehrseitige Verwahrung gegen mißliebige Deutung des Verhaltens zu einem großen Verstorbenen neue Veranlassung zu erhöhter Einseitigkeit dieses Verhaltens gebe? ob nicht die mehr oder minder directe Opposition gegen den Standpunkt der speculativen Philosophie, die sich auf eine bedauerliche Weise in diesen sonst so würdig gehaltenen Schreiben hier und da Luft macht, gerade dadurch wieder negirt werde, daß man eine Äußerung, die von jenem Standpunkte aus geschah, erst Seiten der Opposition mit dem Gegenstande der Vertheidigung in Verbindung setzte, während aus Strauß's Worten selbst eine solche Verbindung nichts weniger als direct argumentirt werden kann? ob nicht überhaupt die Gegenwart, welche aus den jüngsten Erinnerungsfesten drei- und vierhundertjähriger Größe neue Kraft und neuen Muth gesogen hat, gerade ganz andern Inhalt für culturgeschichtliche Erörterungen verlange als die Stammbäume geistiger Heroen, deren Werke tief genug in dem Herzen der Nation wurzeln, und als das christliche Glaubensbekenntniß eines Dichtergenius, der auf der Höhe einer Zeit stand, welche im Christenthum 1800 Jahr alt geworden war? ob nicht endlich die innere, geistige Unwahrheit solcher Erörterungen, die als Nachgeburt einer vergangenen literarischen Blütenzeit erscheinen, zur Reinigung und Läuterung des geistigen Inhalts der Zeit einen Gegensatz in dem Hinweisen auf die Größe eines Dichterzeitgenossen erheischen, der in demselben Grade, wie Schiller für die Nationalliteratur, für die Weltliteratur wirkte? 29.

Prophetische Stimmen aus Rom, oder das Christliche in Tacitus und der typisch-prophetische Charakter seiner Werke in Beziehung auf Rom's Verhältniß zu Deutschland. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte und zur tiefern Würdigung des römischen Geschichtschreibers von W. Böttticher. Erster Theil. Hamburg und Gotha, F. u. A. Perthes. 1840. Gr. 8. 1⅙ Thlr.

Die vorliegende Schrift ist in ihrer Anlage von der bekannten Arbeit Hofmeisters „über die Weltanschauung des Tacitus" wesentlich verschieden. Diese sucht blos die sittliche Weltansicht des großen Geschichtschreibers ohne Einmischung spekulativer Ideen über den Zusammenhang der von ihm geschilderten Begebenheiten darzustellen: jene aber will nicht blos den Geist des Geschichtschreibers, sondern auch den Geist der Geschichte erfassen. Die Hauptsache ist die geschichtsphilosophische Ansicht des Verf.: Tacitus kommt nur insoweit dabei in Betracht, als die von ihm geschilderten Begebenheiten — nicht gerade nach Tacitus', sondern nach des Verf. Ansicht — eine für die heutige Zeit prophetische Bedeutung haben. Der Verfasser glaubt nämlich, daß jede Weltbegebenheit in einer frühern ihren Typus habe, daß die Geschichte ein großer Kreislauf und jedes Einzelne also von prophetischer Bedeutung für ein folgendes sei. Die Zeit des Tacitus, in welcher sich der charakteristische Gegensatz der römischen und germanischen Welt ausbildet, soll dann der Typus der heutigen Zeit sein, in welcher sich Rom und Germanien auf gleiche Weise wie damals gegenüberstehen. Unter Rom versteht der Verf. das Papstthum und die Franzosen, unter Germanien aber das protestantische Preußen. Insofern ist die Stimme des Tacitus eine prophetische für die moderne Welt.

Abgesehen von dem Misverhältniß, daß ein enormer philosophischer und philologischer Apparat zu einer bloßen Parteischrift mit einer so schwachen Pointe — der Papst und die Franzosen werden durch die sehr künstliche Deduction, daß ihnen schon Tacitus auf verblümte Weise schlimme Dinge sage, gewiß wenig getroffen werden — verschwendet wird, ist die ganze Anlage des Buchs verfehlt. Es geschieht dazu Großes, um Kleines daraus herzuleiten. Es wird ein künstliches System der Philosophie der Geschichte construirt (dieses füllt den ersten Theil, der zweite minder umfangreiche soll die Weltanschauung des Tacitus selbst und ihre Deutung enthalten), und am Ende dient es zu weiter nichts als zu zeigen, daß die Aussprüche des Tacitus von seiner Zeit als wahre Weissagungen für die unserige, und namentlich für die heutige Spaltung zwischen Franzosenthum, Papstthum und Preußenthum gelten können. Der Verf. hätte daher nach dem Satze a potiori fit denominatio aus seinem Buch lediglich eine Philosophie der Geschichte machen sollen.

Bei der Entwickelung seiner geschichtsphilosophischen Ansichten ist es schwer dem Verf. zu folgen. Seine Darstellung ist weder klar noch geordnet und das Ganze dabei aus einem Gewebe zusammengesetzt, welches theils auf dem Boden der Vernunft, theils aber in dem blinde offenbarungsgläubig frommen mystischen Sinne und der Phantasie des Verf. wurzelt. Auf solchem Boden wächst dann eine Masse üppig emporschießender bunter und abenteuerlicher Gestaltungen hervor, welche ein Auszug aus dem Buche nicht treffen würde, welche aber eben das Wesentliche sind. Nach des Verf. Ansicht ist es natürlich, daß, „da ja Alles zu Christo geschaffen, schon im Heidenthum das Christenthum vorgebildet ist, und schon in dem, wenngleich meist oder wenigstens unbewußten Verlangen desselben nach der Erlösung, welche die christliche Offenbarung in die Welt gebracht hat, eine von der des Alten Testaments verschiedene, doch in anthropologischer Beziehung höchst bedeutungsvolle, typisch prophetische Hinweisung auf die Erscheinung Christi liegt". Diese Vorbereitung der heidnischen Welt auf das christliche Leben hat auch eine historische Seite, auf welche man indeß wegen Unbekanntschaft mit dem typisch-prophetischen Charakter des Tacitus und wegen mangelhafter Auffassung des Entwicklungsganges des christlichen Lebens bisher nicht geachtet hat. Wie vor der Offenbarung des Christenthums die jüdische Theokratie typisch-prophetisch auf den Messias und die Erlösung hinwies, so ist die erste großartige Form, durch welche das neue christliche Leben nach Zerstörung der jüdischen Theokratie seinen Durchgang nehmen sollte, die Hierarchie, in der römischen Weltherrschaft typisch-prophetisch vorgebildet. Der Entartung unter den Kaisern entspricht die Entartung unter dem Papsthum, dem Siege des Arminius der Sieg Luther's, dem Kampfe mit Claudius Civilis der dreißigjährige Krieg, und dem edlichen Stamme aus dem heutigen Preußen) das zu erwartende Unterliegen des Romanismus. Der Verf. erläutert dann auf mystisch-gläubige Weise jenen typisch-prophetischen Charakter der Begebenheiten nach dem Gesetze des Gegensatzes und der Analogie und findet in Christus den Grundtypus aller Bildung, sodaß jede Lebensgestaltung Typus einer spätern vollkommenern, immer aber auch Nachbildung des Lebens Christi ist. Dabei hat der Verf. auch den Plan der Weltregierung Gottes gefunden: dieser ist eine himmlische Vorbildung der Erziehung der Kinder durch die Altern, der Regierung der Völker durch Monarchen auf der Erde. Der Verf. beschließt den ersten Theil mit dem Versuche einer Exposition des göttlichen Waltens in der Geschichte bis zum Ende der Tacitischen Zeit und verheißt im folgenden eine Darlegung der Weltansicht des Tacitus selbst.

Der Verf. scheint uns nun in seiner mystisch offenbarungssüchtigen Weise zu weit gegangen zu sein. Er will die Weltgeschichte durch einem Glauben erklären, dessen Anwendung auf die Erklärung der Begebenheiten in kleinern Kreisen der Menschheit, in Familien, im Leben der Einzelnen, von superstitiöser Gespensterseherei nicht sehr verschieden wäre. Wir bedürfen allerdings des Glaubens, können ihm aber nur soweit folgen, als wir eine geoffenbarte Autorität dafür haben. Wer noch mehr Glauben fodert, der verlangt für seine eigene subjective Offenbarung, d. i. für seine Phantasiegebilde jene Autorität. Das ist gerade die Zumuthung der modernen Mystik, welcher der Verfasser huldigt.

Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts versetzte die christliche Welt Glück, Freiheit, Gerechtigkeit und die Erfüllung der Verheißungen des Erlösers, dessen Reich nicht von dieser Welt war, in eine zukünftige. Das Erdenleben war eine Prüfungszeit; wer hier erniedrigt war, sollte dort erhöht werden. Ein solcher Glaube war für die Wenigen, welche die irdischen Güter in vollem Maße zu eigen hatten, bequem. Endlich wich dieser fromme Glaube der Aufklärung: die Hoffnung auf künftige Ausgleichung ist kein Trost mehr für Unglück und Unterdrückung hienieden. Das ist die moderne Trostlosigkeit, welche dauern wird, bis ein neuer großer Gedanke, der sie hebt, die Massen durchdringt, endlich zur Klarheit kommt und ausgesprochen wird. Bis dahin muthet man den alten Glauben in seiner nackten Starrheit Niemanden zu; man umhüllt aber die einfachen Gedanken mit künstlichen Worten, mit einem unendlichen Schwall von Bildern und Phantasieerzeugnissen, um zu zeigen, daß die Sache doch wahr sei, wenn man sie nur in der gehörig exaltirten Stimmung und vom höhern Gesichtspunkte aus betrachte. Wer sich dann aus jenen phantastischen Zügen ein Bild zu construiren vermag, der empfindet den Eindruck von Befriedigung, den das Auffassen einer schwierigen und abstrusen Lehre macht. Man verwechselt dann den Eindruck eines gerathenen Räthsels mit dem Eindruck der Wahrheit und glaubt sich letztern gleichsam zur Belohnung für die überwundene Mühe des Abstreifens des den einfachen (wahren oder falschen) Satz umhüllenden Wustes nehmen zu dürfen. Das ist die moderne Mystik im bessern Sinne. Auch bei den Lehren unsers Verf. ist das Gesagte anzuwenden. In den von ihm construirten Gebilden ist Consequenz und Symmetrie, aber ist der Eindruck, den diese machen, schon der der Wahrheit? Der Geist des Menschen kann aus den Stoffen, die sein Denken und

Schauen erfaßt, so leicht Gebäude aufführen, die durch regelmäßige Gestalt und Ebenmaß befriedigen, aber hat ihn dabei nicht eine strenge, nicht blos formale Logik geleitet, so werden seine Gebäude Luftschlösser sein. Statt jener Logik hat sich aber der Verf. Schauen, Glauben und christliche Begeisterung zu Führern genommen und verlangt, daß, wer sein Gebäude betrachtet, sich gleicher Führer bedienen soll. Es scheint sogar, als ob ihn zufällige, wenngleich oft auffallende Übereinstimmungen in den Ereignissen erst veranlaßt haben, sein System zu bilden, welches nicht auf Gesammtanschauung der Geschichte, sondern nur auf der Bewunderung einzelner Ereignisse beruht und weniger das Ganze erklärt, als das scheinbar Geheimnißvolle und Unerklärliche einzelner Erscheinungen zur Regel macht. Dieses System rechtfertigt sich auch gar nicht aus den vom Verf. dargestellten Analogien. Die römische Kaiserherrschaft ist etwas von der Herrschaft der römischen Kirche durchaus Verschiedenes: der erste Boden, auf dem das Christenthum fußt, ist nicht Germanien, sondern Rom. Roms Fall durch Deutsche läßt sich freilich mit dem Angriffe der Reformation gegen das Papstthum vergleichen: diese ist indeß eine nothwendige Reaction des Verstandes gegen den überspannten Glauben. Gefühl und Glauben haben auch im Protestantismus nicht unterlassen wider den Verstand zu reagiren. Dann wird bei der ganzen Analogie die Stellung Frankreichs unklar gelassen: gerade von hier aus — nicht von Nordosten, wie der Verf. annimmt — sind die wichtigsten socialen und politischen Neuerungen ausgegangen. Wir glauben daher nicht wie der Verf. an die typisch-prophetische Bedeutung der einzelnen Ereignisse, wol aber an gewisse höhere Typen, nach denen sich die Ereignisse regeln. Eine bestimmte Mischung und Beschaffenheit der Elemente im Weltleben bringt jenen Typus hervor, nach dem sich die Ereignisse in gleichen Fällen gleich, doch wol niemals congruent, weil sich immer Verschiedenheiten in den Elementen finden werden, gestalten. Von gleichen Ereignissen ist daher keins für das andere von typisch-prophetischer Bedeutung, sondern beide stehen unter einem gemeinsamen Typus.

Näher in Einzelnheiten einzugehen, gebricht es an Raum. Über Manches erwarten wir vom zweiten Theile nähere Aufschlüsse, wie z. B. über den uns bis jetzt noch immer zweifelhaft gebliebenen Glauben des Tacitus an Wunder und Prodigien. Nach diesen Bemerkungen ist es wol natürlich, daß wir vom zweiten Theile, welcher die Exposition der Weltansicht des Tacitus enthalten wird, uns weit mehr Erbauung versprechen, als wir im vorliegenden ersten gefunden haben. Nur würde es sehr erfreulich sein, wenn der Verf. dreierlei beobachtete: er müßte 1) seiner Schrift ganz den Charakter einer politischen Parteischrift abstreifen und ihr blos die Haltung einer gelehrten Abhandlung geben. Er würde an der nöthigen Unparteilichkeit gewinnen und am Erfolge nichts einbüßen. Die Pointe, daß sich auf gelehrtem Wege zeigen läßt, wie manche Stellen im Tacitus ein augurium für den Papst enthalten, ist zu matt. 2) Er müßte, wie S. 271 geschieht, ja den Deutschen nicht noch größere Demuth rathen. Der bekannte Ausspruch: „Les Allemands ont besoin de dédaigner pour être les plus forts — ce sont les seuls hommes peut-être auxquels on pouvait conseiller l'orgueil comme un moyen de devenir meilleurs", hat von seiner Wahrheit noch nichts verloren. 3) Er müßte seine Mystik nicht zu weit treiben; nicht wie S. 22 im Namen des Tacitus eine Bedeutung, nicht in dem köstlichen Liede Anakreon's auf die Cicade ein Bild des verklärten, nur dem Preisen Gottes sich weihenden Christenlebens erkennen wollen (S. 163). Eine Exposition der Ansichten des Tacitus in diesem Sinne würde völlig ungenießbar sein. 102.

Literarische Notizen.

Die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften zu Paris hat den dritten Band der zweiten Serie ihrer Memoiren veröffentlicht. In einer Einleitung hat Mignet, immerwährender Secretair, eine Gesammtübersicht der Arbeiten der Akademie vom 1. Jan. 1839 bis zum letzten 31. December gegeben. Die Vorträge, welche Mignet im Laufe dieser Zeit hielt, indem er mit Kraft und Schärfe die hervortretenden Zeitereignisse in der Biographie der an ihnen Theil nehmenden Personen resumirte, findet man in diesem Bande wieder. Hierher gehören die biographischen Notizen über Herrn von Talleyrand und Livingston. Auch enthält dieser Band ein Memoire des Hrn. Mignet über den Eintritt des alten Deutschlands in die civilisirte Gesellschaft des abendländischen Europa und jene große Revolution, wodurch die Deutschen dem Christenthume gewonnen wurden. Ferner enthält dieser Band eine interessante Abhandlung von Barthélemy Saint-Hilaire über die hindostanische Logik, Maya genannt, welche in Indien denselben Einfluß hat wie die des Aristoteles einst unter den Arabern und im Abendlande; einen Aufsatz Damiron's über Hobbes, als Metaphysiker betrachtet; einen andern von Michelet über die Ursachen, welche die Abschaffung der Sklaverei bei den Völkern der alten Welt veranlaßten; einen von Mignet über den ökonomischen und moralischen Zustand von Corsika; endlich die Berichte über die verschiedenen Preisbewerbungen, wie in Bezug auf die deutschen Handelsvereine (Berichterstatter Passy), auf das Völkerrecht seit dem westfälischen Frieden bis jetzt (Berichterstatter Portalis) u. s. w.

Als Lieferungswerke erscheinen: „Esquisse d'une philosophie", von Lamennais (3 Bde. in 9 Lieferungen); „Lettres cochinchinoises", von Albéric Second (4 Bde. in 12 Lieferungen). Werke sogar, welche auf einen gewissen gelehrten Charakter Anspruch machen, erscheinen in Lieferungen z. B.: „Dictionnaire complet d'Homère et des Homérides", von H. Theil, Prof. der Rhetorik, und Hallez-d'Arros. Das Werk resumirt in gedrängter Form alle ältern und neuern kritischen Arbeiten über Homer, seine Dichtungen, deren Geschichte und Interpretation.

Der Minister des öffentlichen Unterrichts subscribirte auf 40 Exemplare der interessanten Schrift: „Histoire critique et philosophique du suicide", aus dem Italienischen des Appiano-Buonafide von den Herren G. Armellino und L. F. Guérin in das Französische übersetzt. 5.

Literarische Anzeige.

Soeben erscheint in meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Elemente
des
Staatsverbandes
von
Georg Siemens.

Gr. 8. Geh. 1⅛ Thlr.

Den Inhalt dieser anziehenden Schrift bilden folgende Capitel: 1. Die Erkenntniß. 2. Die Sitte. 3. Der Pöbel. 4. Die Verfeinerung. 5. Die Vornehmen. 6. Der Mittelstand. 7. Der Staat. 8. Die Gesetzgebung.

Leipzig, im April 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 119. — 29. April 1841.

Vermischte Schriften von Friedrich Theodor Schubert. Neue Folge. Erster bis dritter Theil. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Leipzig, Brockhaus. 1840. Gr. 8. 4¼ Thlr.

Erster Artikel.

Ich begrüße diese neue Folge von Schubert's vermischten Schriften, welche sich bekanntlich über die interessantesten Partien der Himmelskunde und der Wissenschaft von der irdischen Natur verbreiten und, schon in den frühern Abtheilungen, durch eine glückliche Klarheit und Anmuth des Vortrags ein großes Publicum gewonnen haben, gegenwärtig mit einer besonders lebhaften Freude, denn ich hoffe zu Gott, daß unsere ganze Schulbildung bald eine andere Richtung erhalten, daß man das Sprachstudium auf seine rechten Grenzen beschränken und der Astronomie und Physik beim Unterrichte dagegen endlich denjenigen Rang einräumen wird, welcher diesen erhabenen Wissenschaften gebührt. Alsdann aber — und der Zeitpunkt ist, wie ich hoffe, nicht fern — wird der bedeutende Werth von Schriften wie Schubert's vorliegende Arbeit erst recht erkannt werden; man wird dann, neben dem Verdienste, die Wissenschaft in sich selbst erweitert zu haben, der bescheidenern, aber darum oft nicht weniger schweren Bemühung, das schon vorhandene Wissen einem größern Kreise von Freunden mundrecht zuzubereiten, die gebührende Anerkennung widerfahren lassen; kurz, man wird die nicht leichte Kunst, Gegenstände, wie sie Schubert hier gewählt hat, zu populariſiren, gehörig achten lernen.

Diese Gegenstände selbst, auf welche ich nach der obigen einem Manne, der sein ganzes Leben der Verbreitung astronomischer und naturwissenschaftlicher Wahrheiten in einem größern Kreise gewidmet und dafür nicht immer die gebührende Anerkennung erfahren hat, ganz wohl anstehende Expectoration jetzt sogleich übergehe, sind (nächst einer Kometenbetrachtung, die als bloße Fortsetzung noch zur alten Folge gehört) zuerst „Unser Planetensystem".

Wollen die Leser sogleich wissen, wie unser Verf. diese Materie behandelt? Sie kennen Voltaire's vortreffliche dichterische Einkleidung derselben, „Henriade", Ges. 7:

Dans le centre éclatant de ces orbes immenses,
Qui n'ont pu nous cacher leur marche et leurs distances,
Luit cet astre du jour, par Dieu même allumé,
Qui tourne autour de soi sur son axe enflammé:
De lui partent sans fin des torrents de lumière,
Il donne, en se montrant, la vie à la matière,
Et dispense les jours, les saisons et les ans,
A des mondes divers autour de lui flottants.
Ces astres, asservis à la loi qui les presse,
S'attirent dans leur course, et s'evitent sans cesse;
Et servant l'un à l'autre et de règle et d'appui,
Se prêtent les clartés qu'ils reçoivent de lui.
Au-delà de leur cours, et loin dans cet espace,
Où la matière nage, et que Dieu seul embrasse,
Sont des soleils sans nombre et des mondes sans fin;
Dans cet abîme immense il leur ouvre un chemin.
Par-delà tous ces cieux le Dieu des cieux réside!

Nun wohl! diese sublime Poesie denken Sie sich in eine gelungene Prosa übersetzt und mit dem ganzen Reize wissenschaftlichen Details geschmückt, und es wird wenig fehlen, daß Sie nicht Schubert's Darstellung hätten.

Wenn für den Erdbürger kein Gegenstand wichtiger ist als die Natur des Planeten, den er eben bewohnt, so gibt es dagegen für den Weltbürger eine höhere Naturkunde, welche sich nicht auf diesen oder jenen bestimmten Planeten beschränkt, sondern mit dem Weltall von gleichem Umfange ist. Die Einrichtung des ganzen Weltgebäudes, die Gesetze, nach welchen die Weltkörper sich bewegen, die Schöpfungs- und Ausbildungstage des Universums können für uns nicht weniger wichtig sein, uns nicht weniger würdige Begriffe von dem großen Urheber des Ganzen geben, als die Schichten der irdischen Gebirge und Mineralien, die Gesetze, nach denen sich die Pflanzen und Thiere auf der Erde vermehren, oder die Revolutionen, die auf dem Erdboden vorgegangen sind. Der Mensch muß also seine Naturbetrachtung mehr als Welt- denn als bloßer Erdbürger anstellen;

und als „Weltbürger" führt uns Schubert demzufolge zunächst in die Geheimnisse unsers Planetensystems ein.

Es bedarf indeß wol kaum einer Erinnerung, daß bei den diesfalsigen Auseinandersetzungen blos von den äußern Verhältnissen die Rede ist, in denen die Gestirne dieses unsers Sonnensystems zueinander stehen, keineswegs aber von den Veränderungen, welche sich auf ihnen selbst zutragen. Der Verf. gibt diese Mangelhaftigkeit unserer Kenntniß von der physischen Natur der Weltkörper, im Gegensatze des mathematischen Bezuges, von vornherein bescheiden zu. Und in der That,

wenn man bedenkt, daß wir zwar mit der größten Genauigkeit den Tag auf Jahrtausende vorhersagen können, an dem wir selbst oder auch die Bewohner eines andern Planeten eine Finsterniß haben werden, aber dagegen ganz außer Stande sind, die eigene Witterung auch nur des folgenden Tages gleich genau anzugeben, so wird dieser Unterschied zwischen der mathematischen und physischen Beziehung recht palpabel werden.

Jenes mathematische Gesetz aber, welchem der große

Gesetzgeber des Universums die ganze Körperwelt unterworfen hat, ist, wie sich hier nun ferner vortrefflich auseinandergesetzt findet, genau, deutlich, einfach und allgemein; „und da es in einer mathematischen Formel geschrieben ist, so gibt es keinerlei Chicane, welche verfänglich genug wäre, um eine Zweideutigkeit hineinzuzwängen". Der Verf. lehrt dieß Newton'sche Gesetz hiernächst genauer kennen; er hätte vielleicht in noch bestimmtern Worten hinzufügen mögen, daß dieses hehre Himmelsgesetz weit entfernt ist, die enge Sphäre unsers Planetensystems, für welches sein unsterblicher Autor dasselbe fand, eingeschränkt zu sein, den Entdeckungen der neuesten Astronomie zufolge, vielmehr von Stern zu Stern, von Himmel zu Himmel reicht, kurz, das Gesetz des Universums ist. Wir hätten aus Schubert's Munde diese Erweiterung von Anerkennung des großen Newton'schen Fundes doppelt gern ausführlicher vernommen.

Dies ist also das Gesetz, welchem Seifenblasen sowol als Sonnensysteme gehorchen, nach welchem der Apfel vom Baume fällt und Kometen ihre tausendjährigen Bahnen um die Sonne beschreiben; dies ist das ganze Geheimniß, wodurch sich ebenso gut alle Experimente der Physik und Chemie würden erklären lassen, wenn hier nicht zu viele, unsern Augen verborgene Kräfte mitwirkten. Wohl aber reicht dasselbe hin, um den Schlüssel zu sämmtlichen Himmelsbewegungen, auch den allerverwickeltsten zu finden und selbst scheinbare Unregelmäßigkeiten und Ausnahmen vollkommen aufzuhellen;

nur der Astronom kann den erhabenen Sinn der Bitte im Vaterunser ganz fühlen: Möge dein Wille auf der Erde so treu wie am Himmel befolgt werden!

Dies führt unsern Verf. in natürlicher Folge auf die Störungen (Perturbationen). So einfach nämlich das Newton'sche Gesetz ist, wenn die gegenseitige Anziehung von nur zwei Körpern in Betracht kommt, so verwickelt werden, wie oben angedeutet worden, die Bewegungen der Gestirne, wenn drei oder mehre Körper aufeinander wirken. Diesen Fall bildet das berühmte Problem der drei Körper, dessen allgemeinste Auflösung bis jetzt noch die Kräfte der Analysis übersteigt.

Glücklicherweise ist indeß die Einrichtung unsers Planetensystems so beschaffen, daß diese allgemeinste Lösung nicht erfodert wird, und daß die uns zu Gebote stehenden rechnenden Hülfsmittel hinreichen, um vollständig in das Geheimniß seiner Mechanik einzudringen. Diese Art von Einsichtung, deren Durchdringung also gerade unsern Verstand nicht übersteigt, hing aber von der freien Willkür Desjenigen ab, welcher die Sonnen und Planeten im Weltenraume vertheilte, und ist keine unbedingte Consequenz des Gravitationsgesetzes. Da es aber ungereimt sein würde — und wir richten die ganze Aufmerksamkeit unserer Leser auf den nun folgenden erhabenen Gedanken —, anzunehmen, daß bei dieser besondern, gerade den Kräften des Menschengeistes angemessenen und, wie gesagt, vom Schöpfer mit freier Willkür ausgewählten Einrichtung unsers Planetensystems, nicht eben sowol auf die Bewohner des Jupiters, Saturns u. s. w. als die der Erde Rücksicht genommen worden sei; so dürfen wir auch behaupten, daß alle Planeten unsers Systems von Wesen bewohnt werden, welche ungefähr dieselbe Bildung und dieselben Hülfsmittel besitzen, als wir.

Da dies, nur mit etwas andern Worten, dieselben Vermuthungen sind, auf deren höchste Wahrscheinlichkeit ich in meinen eigenen populairen astronomischen Schriften so oft hingewiesen habe, so wird man mein inniges Interesse an der Schrift, welche ich hier anzeige, ganz natürlich finden. Ich fühle mich gehoben durch diese vollkommene Übereinstimmung meiner Ansichten mit denen eines Schubert; und wenn ich im Stande wäre, bei meinen Lesern dieselbe Theilnahme zu erwecken, so würden die höchsten Interessen der Menschheit dabei wahrhaftig nichts einbüßen.

Der Verf. verdeutlicht diese allgemeine Andeutung von den Beziehungen des „Problems dreier Körper" zu der eigenthümlichen Anordnung unsers Systems durch ein Beispiel, welches zugleich den oft nicht richtig aufgefaßten Unterschied zwischen periodischen und Secularglei chungen in ein helles Licht setzt.

Nehmen wir, der Kürze und Deutlichkeit wegen, die Erdbahn, wie sie vom Jupiter gestört wird, zu diesem Beispiele. Die Wirkung des Jupiters auf die Erde besteht nämlich im Allgemeinen darin, daß er sie anzieht, folglich, nach Maßgabe seiner verschiedenen Stellung zu ihr und zur Sonne, unsere Entfernung von der letztern bald vergrößert, bald vermindert, unsere Bewegung um dieselbe bald zurückhält, bald beschleunigt, die ganze Erdbahn nach seiner, mit ihr nicht in einerlei Ebene liegenden Bahn hindreht. Man begreift sogleich, daß hieraus, außer den einzelnen, vorübergehenden Verrückungen der Erde in jedem Augenblicke oder jedem Punkte ihrer Bahn, auch anwachsende Totaländerungen dieser Bahn selbst entstehen müssen. Die erstern heißen periodische Gleichungen; sie ändern theils die augenblickliche Entfernung von der Sonne, theils den Winkel, welchen die Erde an der Sonne beschreibt; die letztern werden Secularg leichungen genannt, weil sie erst nach Jahrhunderten merklich werden; sie ändern die Excentricität, die Lage der Apsiden- und Knotenlinie und die Neigung. — Die, eben aus der eigenthümlichen Einrichtung gerade unsers Systems für uns entspringende Möglichkeit nun, unsere Analysis des Problems der drei Körper, so weit ihre Kräfte reichen, findet sich dadurch bedingt, daß die Planetenbahnen wenig vom Kreise abweichen und nahe im derselben Ebene liegen, und daß der einzige Planet (von den vier sogenannten Planetoiden kann hierbei aus andern Gründen abgesehen werden), welcher wegen seiner beträchtlichern Excentricität und Neigung einigermaßen eine Ausnahme macht (Merkur), eine so kleine Masse hat und so nahe bei der Sonne ist, daß sich sein Einfluß als unbeträchtlich zeigt.

Man sieht aber hieraus — und die beständige Hervorhebung gerade dieses Gesichtspunktes ist eben, was unsern Verf. so ehrwürdig macht —, welche unzählige und ganz besondere Rücksichten der große Himmelsarchitekt zu nehmen hatte, wenn er seinem Planetenbaue die beabsichtigte ewige Dauer sichern wollte. Vielleicht folgen nicht alle Leser dem Vortrage so genau, um sich die innige wissenschaftliche Überzeugung hiervon zu verschaffen; allein ich werde mich schon glücklich schätzen, wenn ich auch nur die Ahnung dieses Gedankens in ihnen angeregt habe.

Daß wir also die ganze Himmelsmechanik, selbst ihren schwierigsten Theil, die Perturbationen, auf das Problem der drei Körper zurückbringen können, und daß wir im Stande sind, dieses Problem, dessen allgemeine Lösung, angeführtermaßen, die Kräfte der irdischen Analysis übersteigt, doch für alle bei unserm Systeme vorkommenden

Fälle anzuwenden, verdanken wir der, denselben von der höchsten Weisheit gegebenen besondern Einrichtung. Der Verf. setzt die Gründe hiervon nachmals, und zwar auf eine so originelle Weise auseinander, daß ich mich nicht enthalten kann, ihn wieder selbstredend einzuführen.

Die Möglichkeit jener Vereinfachung — so drückt er sich nämlich aus — beruht zunächst darauf, daß unser Sonnensystem keine aristokratische oder demokratische, sondern eine gemäßigte monarchische Verfassung hat. Jeder Bürger hat also zwar eine Stimme; aber die Stimme des ganzen Volkes verstummt vor der des Monarchen, der ein achthundertmaliges Übergewicht hat: sein Wille entscheidet also und lege alle Uneinigkeiten und Unordnungen, welche durch das Geschrei der Einzelnen angerichtet werden, so vollkommen bei, daß nach einiger Zeit gar keine Spur davon übrig bleibt; mit andern Worten, die Sonne hat 800 Mal mehr Masse als alle die sie umkreisenden Planeten zusammengenommen, daher sie als ein wahres Centralkörper anzusehen ist. Und hierzu tritt, als zweiter Grund, der nicht weniger entscheidende Umstand, daß die einzelnen Bürger dieses monarchischen Staats eine sehr einförmige Lebensart haben und in ihren Neigungen und ihrem Wandel zu sehr miteinander übereinstimmen, als daß die zwischen ihnen vorfallenden Zwistigkeiten je einen sehr erheblichen Charakter annehmen könnten, welches sagen will, daß alle Planetenbahnen beinahe Kreise und wenig gegeneinander geneigt sind, daher ihre Störungen gering ausfallen. Endlich hat aber die höchste Weisheit bei Anordnung unsers Planetensystems noch eine auf diesen ihren Willen abzweckende Einrichtung getroffen, welche man fast der neuern Staatskunst anempfehlen möchte: sie hat nämlich die Gebiete der einzelnen Staaten (Planeten) ihres Sonnensystems durch dazwischenliegende Wüsten (die die Planeten voneinander trennenden Ätherklüfte) so sehr voneinander geschieden, daß es zu Grenzstreitigkeiten oder Thätlichkeiten nie kommen kann.

Diese Beschränkung in der Anordnung unsers Sonnensystems auf gewisse Bedingungen gestattet uns also, die Bewegungen der Gestirne dieses Systems analytisch mit einer großen Genauigkeit zu verfolgen; nur dürfen wir uns nicht einbilden, daß diese Genauigkeit deshalb auch eine vollkommen erschöpfende sei.

Den ganzen Conflict der Bewegungen und gegenseitigen Wirkungen aller Körper unsers Systems mit der schärfsten, mit einer vollkommenen Genauigkeit zu zergliedern, übersteigt die Kräfte der irdischen Analysis.

Unsere analytischen Methoden sind Näherungsmethoden, welche uns indeß glücklicherweise wenigstens gestatten, das Facit bis auf den, für die Bedürfnisse des gegenwärtigen Standpunktes erfoderlichen Grad zu ermitteln; nur durch Näherung können wir die Quadratur des Cirkels, ja, nur den Raum unserer Wohnzimmer, nur die Größe bestimmen, welche, mit sich selbst multiplicirt, die Zahl 2 gibt: wie dürften wir uns schmeicheln, anders als durch Näherung diejenigen Probleme der Himmelsmechanik aufzulösen, welche nur Derjenige in ihrer ganzen Allgemeinheit erfaßt, der gar keiner Rechnung bedarf und mit einem einzigen Blicke das ganze Weltall überschaut?

Der Verf. führt diesen vortrefflichen Gedanken noch weiter aus.

Die Analysis, obwol die höchste Stufe, welche der menschliche Geist je erreicht hat, ist doch nur Menschenwerk und also, seiner Natur nach, unvollkommen; und der größte Meister in dieser so schweren Kunst wird, wenn er einen wirklich aufgeklärten Geist besitzt, auf die ungeheuern Rechnungen, welche z. B. die gegenseitigen Störungen Jupiters und Saturns darstellen, die ihm fast sein ganzes Leben gekostet haben und die Bewunderung der übrigen Welt erregen, doch nur einen kläglichen und traurigen Blick werfen und sich gestehen, daß alle diese Formeln und Zahlen nur eine Nothhülfe sind, zu welcher unser beschränkter Geist seine Zuflucht nehmen mußte, weil eine anschauende Erkenntniß seine Kräfte übersteigt, *) eine Nothhülfe, welche höhere Geister vielleicht mit dem nämlichen gutmüthigen Lächeln betrachten, mit welchem wir auf die Rechnungsübungen unserer Kinder herabsehen.

Die Kepler'schen Gesetze, verbunden mit den Beobachtungen, lehren uns, daß jeder Körper unsers Systems eine Ellipse beschreibt, in deren einem Brennpunkte sich unsere Sonne oder, falls von Monden die Rede ist, der Hauptplanet befindet, daß aber alle diese Ellipsen durch die Einwirkung jedes dritten Körpers Störungen erleiden, dergestalt, daß also eine einfache Ellipse in unserm ganzen Systeme eigentlich gar nicht beschrieben wird.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Der Kaschmir-Shawl von Charles White. Aus dem Englischen von C. Richard. Drei Theile. Aachen, Mayer. 1840. Gr. 12. 4 Thlr.

Der Kaschmir-Shawl erzählt seine Lebensgeschichte von seinem ersten Entstehen an, als feine Wolle, die Bekleidung einer jungen Ziege auf den himmelanstrebenden Gebirgen, welche das Königreich Kabul von Tibet und Kurdistan trennen, unter den Afghanen, und entwirft mit viel Humor ein treues Bild der Sitten, Gebräuche, Gegenden, Kleidung, in einem tragisch endenden Afghanenroman, der mit den zahlreichen Sprüchwörtern, Ausrufungen, Einschaltungen der Afghanen gewiß den Leser unterhalten wird. Manche jenem Volke eigenthümlichen Redensarten müssen den europäischen Leser belustigen und werden schwerlich in unserm civilisirten Höflichkeitscodex Aufnahme finden. „Du stopfst Koth in meine Ohren" (du sagst mir etwas Unangenehmes). „Ich lasse mir nicht auf den Bart spucken" (ich lasse mir nichts bieten). „Wullah, Wullah, wir haben Koth gegessen" (es ist uns Unangenehmes geschehen). „Ich bin Dreck" (ein Ausdruck der Demuth). „Deine Mutter ist ein Esel", sagt ein junger Mann zu seiner leiblichen Schwester und fährt also fort: „Ihr Weiber seid nur Rauch — gar nichts, mit uns verglichen. Wir sind zehn Grade über euch erhaben; ihr seid unsere Werkzeuge — so steht's geschrieben, unser Platz ist die Schlacht, die Jagd, der Rath oder die Rennbahn; der Curige der Andernoou und das Bad. Wir müssen unsere Angesichter der Sonne zeigen, ihr müßt eure Wangen sogar vor dem Mondschein verbergen. Wir sind Löwen, Helden, Blutrinker; ihr seid Gazellen, Tauben, Milchquetscher." Bei der Beerdigung einer Leiche geht einer der Priester mit einem Flocken Baumwolle umher, drückt diesen auf die Augen der Weinenden und sammelt deren Thränen darin. Dann legt er einen Theil der so benetzten Baumwolle auf den Mund des Todten, damit sie dazu diene, ihm bis zum jüngsten Tag die Lippen zu feuchten. Als Haar wird dann der erzählende Shawl versendet und beschreibt die Karavanen und die verschiedenen Reisenden, die Verhandlungen der Wollkäufer, die Verarbeitung zum Shawl, erzählt von den wilden Thugs und kommt nach verschiedenen

*) Gleichwol fühlt der Geist oft recht schmerzlich das Bedürfniß einer solchen „anschauenden" Erkenntniß, im Gegensatze der durch bloße Formelmechanik erlangten Überzeugung. Ein solches Formelresultat steht da gleichsam wie aus einer Rechenmaschine hervorgegangen; für die Fortsetzung der Untersuchung ist dadurch Alles, für die eigentliche Verstandesberuhigung wenigstens nur sehr wenig gewonnen. Man soll darum ja Schriftsteller recht hoch halten, welche, wie Schubert, durch Klarheit des Vortrages und geschickte Satzverbindung den Formelkram, welcher doch nur für wenige Eingeweihte taugt, möglichst entbehrlich zu machen wissen.

Haremsexistenzen, deren Interieur er schildert und mit mancherlei Scenen ausschmückt, nach Moskau, wo der geschwätzige Shawl auf folgende Bemerkung seines Zuhörers: „Ein gescheiter Mann mag nicht wissen, wo er beginnen soll, aber ein Narr weiß niemals einzuhalten", seinen Bericht schließt. Ref. vergleicht dieses Buch mit jenen Decorationskunstwerken, wo am stillstehenden Nachen ein ganzes Flussesufer vorbeigeführt wird. So ziehen vor dem Leser die orientalischen Lebensbilder vorüber und erfreuen ihn, ohne zu ermüden. Die weitern uns halb und halb versprochenen Schicksale des Shawls mögen ganz verschieden von den vorliegenden sein und den Leser aus einer Welt der Thaten, Grausamkeiten, Ereignisse in die der verfeinerten Gefühle und Gedanken versetzen.

2. Luise von Frankreich. Nach dem Roman der Gräfin Dash ins Deutsche übertragen von A. Cosmar. Berlin, Morin, 1840. Gr. 12. 1½ Thlr.

Ein äußerst anmuthiger Roman, voll lebhafter Interessen. Der fromme, edle Charakter der Prinzessin Louise von Frankreich tritt aus dem verderbten des pariser Hofes sehr wohl berechnet hervor. Diese arme, verwachsene Prinzessin verzehrt sich in unerwiderter Liebe für den Prinzen von Cumberland und erduldet alle Martern der Eifersucht und des verschmähten Gefühls. Das Ringen ihres liebesehnenden Herzens erregt das ganze Interesse, als sie im Bewußtsein, nie Liebe finden zu können, das liebeleere Leben dem Kloster weiht und den Schleier der Karmeliterinnen nimmt. Den Contrast zu ihr bildet ihre schöne Dame, die Gräfin Maulieu mit ihren Liebesintriguen, eine Kokette jener frivolen Zeit und jenes frivolen Hofes, wo die allgemeine Parole war: „erlaubt ist, was gefällt". Der junge 16jährige Oberst Sancerre gehört ganz seiner Zeit an, um so mehr wundert man sich über seine tiefe, innige Liebe für die verwachsene Louise, und über seine lange Treue und Trauer um sie, sodaß er noch nach zehn Jahren in Amerika den Tod suchte und auf dem Todtenbette ihr diese Liebe schriftlich bekannte. Solch ein Gefühl paßt weder zu Sancerre's Charakter, noch an jenen Hof der Orgien und Ausschweifungen. Doch mußte sein Tod erfolgen, um der armen fürstlichen Karmeliterin unter dem härenen Hemd und den harten Büßungen noch einen Schmerz zu geben und einen Schatten der Reue über die Weltentsagung in ihr auftauchen zu lassen. Sie erfuhr, daß sie geliebt gewesen, und erkannte daraus zu spät, daß das Leben ihr eine glückliche Liebe hätte bieten können, und dieses Leben hatte sie verlassen!

3. Acht interessante Erzählungen von der Gräfin v. Blessington, Capitain Marryat, Charles Stuart Saville, Mrs. Hall, Francis Purcell. Aus dem Englischen übersetzt von W. Pirscher. Lemgo, Meyer. 1840. Gr. 12. ¾ Thlr.

Wenn auch nicht alle acht Erzählungen dieser Sammlung interessant sind, so sind es doch einige; unter andern empfiehlt Ref. die vom „Fischhändler" von Mrs. Hall, welche eine der gelungensten Charakterschilderungen enthält. Die äußerst correcte Übersetzung dürfte sich wol dem verschiedenartigen Stoff mehr anpassen.

4. Sophienlust. Novelle von Ludwig Bechstein. Stuttgart, Hoffmann. 1840. 8. 1¾ Thlr.

Diese Rococonovelle liefert in belebter Schilderung ein Bild jener Zeit der Zwerge, Schooshunde, Vorurtheile, fürstlicher Launen, Ahnenfrauen und breiten Reden; Ref. findet letztere oft etwas zu breit, und wenn auch zeitgetreu, nicht immer unterhaltend, sowie auch die Schilderung der Rococogegenstände dem Leser, der dieselben jetzt, zufolge der Mode letzterer Jahre, auf allen Tischen und Commoden erblickt, nichts Neues bietet. „Der Genius der Menschheit hat endlich seine langgefesselten Flügel geregt und sich losgerungen von der Macht des Aberglaubens und der Geistesbeschränkung, welche jene Zeit charakterisiren; die Zeit ist eine andere geworden, die Fürsten halten keine Hofzwerge mehr, die Schooshündlein sind aus der Mode. Es gibt höhere Interessen in der Gegenwart zu verfolgen, als Parforcejagden, Fischereien, Zwergtänze und Maskenzüge zu veranstalten; aber die Menschenherzen, sind sie nicht dieselben geblieben, die sie vor hundert Jahren waren und vor tausend Jahren? Die Menschenherzen glühen noch, hassen, lieben, weinen und jauchzen, wie die Bienen noch summen und Honig sammeln, wie die Vögel noch singen, die also gethan beim Anbeginn der Schöpfung." So schließt der Verfasser. Wol sind die Menschenherzen noch dieselben, doch das Gefühl ist anders, sowie die Art und Weise, darüber nachzudenken, sich Rechenschaft zu geben und es zu äußern. Wie die heidnische Liebe eine andere ist als die christliche, so kehrt auch jedes Jahrhundert einen andern Fall der Liebe heraus, die Rococozeit trug Genußsucht, Sinnlichkeit und Intrigue als Stempel, Vergnügen war die Tendenz und die Charakterfestigkeit sprach sich damals mehr aus durch Erreichung der Wünsche, als durch deren Unterdrückung, mehr im Erjagen als im Entsagen. Wenn nun in „Sophienlust" ein hübsches Durcheinander von Liebe der Fürsten zu Fräulein und Prinzessinnen zu Kammerherrn geboten wird, so möchte es Ref. bedünken, daß dieses innige, platonische, hohe, erhabene Lieben mehr einer spätern Zeit der verfeinerten Gefühle angehört als jener Rococozeit, und dieses Lieben ist auch das Einzige, wobei der Verf. aus der Rococorolle gefallen ist. Sonst sind die Bilder lebendig, treu und farbenreich. 44.

Literarische Notizen.

Es ist in der That bemerkenswerth, wie häufig sich in den äußern Verhältnissen der deutschen und englischen Literatur parallele Erscheinungen in neuerer Zeit fast gleichzeitig begegnen. Kaum ist bei uns das bekannte, zeither verschiedenen andern, darunter den beiden gefeiertsten Dichternamen zugeschriebene Gedicht an Napoleon für Müchler's Dichterruhm in Anspruch genommen worden, so erhebt der „Edinburgh advertiser" vom 19. März eine ähnliche Controverse über die berühmte Ode auf Sir John Moore's Grablegung: „Not a drum was heard" etc. Die allgemeine Annahme, daß der Geistliche C. Wolfe, Dichter einiger wenigen, aber für vortrefflich anerkannten Trauergesänge, ihr Verfasser sei, stand bis jetzt ohne Widerrede fest. Dagegen sucht eine lange, mit mehrfachen Zeugnissen und Belegen ausgestattete Correspondenz des genannten Blattes zu erweisen, daß, während Wolfe die Autorschaft jenes, zuerst im „Newry Telegraph" (Grafschaft Down in Ulster) vom 19. April 1817 erschienenen Gedichts gar niemals in Anspruch genommen habe, der wirkliche Dichter A. Mackintosh (1816 Student in Edinburg, derzeit Schullehrer im Kirchspiele Temple bei Edinburg) sei; ein Hr. Hartley aus Glasgow habe es von ihm selbst, als Erzeugniß der eigenen Muse, in den J. 1816 oder 1817 vorlesen gehört; die Wahrheit der ganzen Behauptung bezeugt der Hülfsgeistliche Will. Muir zu Temple. Hierbei bleibt nur der Zweifel ungelöst, warum das Gedicht in einem irischen, nicht in einem schottischen Blatte, und mit C. W. nicht mit A. M. unterzeichnet erschienen sei.

Die große Autorität, welche in Bezug auf spanische Statistik Miñano's „Diccionario geografico y estadistico de España y Portugal" für sich geltend zu machen vermocht hat, ist durch verschiedene officielle Angaben in neuerer Zeit sehr entkräftet worden, sodaß Behutsamkeit bei Benutzung dieses Werks unbedingt nothwendig erscheint. Miñano gab bereits 1826 die Bevölkerung von Madrid zu 200,000 Einw. an. Trotzdem aber, daß diese während der letzten sieben Jahre durch den in Folge des Bürgerkriegs herbeigeführten Zufluß aus den Provinzen beträchtlich gestiegen ist, hat die von der Regierung bestellte Censuscommission, doch nur, mit Einschluß der Besatzung und der Fremden, einen Bestand von 166,595 Einw. erwiesen. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 120. — 30. April 1841.

Vermischte Schriften von Friedrich Theodor Schubert. Neue Folge. Erster bis dritter Theil.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 119.)

Diese Abweichungen von der reinen elliptischen Gestalt der Bahnen rühren also, wie wir gesehen haben, von den Störungseinflüssen der übrigen, einen Centralkörper zugleich mit umkreisenden Gestirne her; sie modificiren die sonst alleinige Herrschaft dieses letztern, sie heben aber das Übergewicht derselben nicht auf.

Die Beobachtung belehrt uns, daß die monarchische („moralische" ist ein Druckfehler) Verfassung der allgemeine Plan ist, nach welchem der Schöpfer unser Sonnensystem (in andern Systemen könnte es sehr wohl anders sein, und ist es auch ohne Zweifel) nicht allein im Ganzen, sondern auch in allen seinen Theilen ausgeführt hat: die Erde mit ihrem Monde, Jupiter mit seinen vier Monden, Saturn mit sieben, Uranus mit wahrscheinlich noch mehren bilden ebenso viele abgesonderte Systeme, in deren jedem der zugehörige Hauptplanet als Monarch die Regierung führt; aber alle erkennen doch wieder die Oberherrschaft der Sonne an.

Weiter verfolgt der Verf. diese Allegorie nicht; gleichwol hätte er es, und zwar auf die erhabenste Weise, gekonnt. Denn die neueste Astronomie zeigt auf unwiderlegliche Weise, daß die Sonne, gleichwie sie jene untergeordneten Gestirne beherrscht, mit Nachziehung ihrer Planeten, Nebenplaneten und Kometen, selbst wieder einen Centralkörper höherer Ordnung umkreist; daß sich letzterer seinerseits, in ähnlicher Art, wieder auf eine höhere Ordnung bezieht u. s. w. in unendlicher Folge und ewigem Hinaufsteigen zum Urprincip alles Geschaffenen, welcher, als wahrer Autokrat, im Mittelpunkte der Mittelpunkte thront.

Allein selbst bei dieser so einfachen Anordnung — fährt unser Verf. in seiner vortrefflichen Auseinandersetzung fort — ist doch noch eine große Mannichfaltigkeit möglich und es bleiben eine Menge Fragen übrig, welche z. B. ein Bewohner des Sirius über die Einrichtung unsers Sonnensystems aufwerfen könnte. Sind die Ellipsen, welche die Körper desselben entweder unmittelbar um die Sonne, oder aber um einen, dieselbe seinerseits umkreisenden Körper beschreiben, sehr länglich, oder weichen sie sämmtlich nur sehr wenig vom Kreise ab, oder aber finden dabei alle mögliche Abstufungen statt? Welche Lagen haben diese Bahnen? Durchkreuzen sie einander in allen möglichen Richtungen, oder liegen sie ganz oder doch fast in Einer Ebene? Nach welchen Richtungen bewegen sie sich um den Centralkörper? von der rechten zur linken Seite, oder umgekehrt? oder bald so, bald entgegengesetzt? — Die Beantwortung dieser Fragen leitet zu einem ganz unerwarteten Resultate, welches einen sehr wichtigen Aufschluß über die besondere Einrichtung und vielleicht selbst über den Ursprung unsers Sonnensystems gibt.

Diese ganze Darstellung enthält wiederum so viele durchaus originelle Gedanken und ist dabei so höchst anmuthig geschrieben, daß ich sie den Lesern dieser Anzeige, welche vielleicht nicht alle gleich Muße haben, an das Werk selbst zu gehen, durchaus nicht vorenthalten darf. Für welche erhabenern und würdigern Gegenstände könnte auch am Ende der Raum d. Bl. in Anspruch genommen werden!

Um sich also von der eigenthümlichen Einrichtung, wodurch sich unser Sonnensystem vielleicht von allen übrigen unterscheidet, eine genügende Vorstellung zu machen, muß man sich zuerst die Frage vorlegen, was für eine Einrichtung man wol erwartet haben würde, wenn man weiter nichts gewußt hätte, als daß unser System aus unzähligen Weltkörpern besteht, welche um die Sonne, nach dem Kepler'schen Gesetze, Ellipsen beschreiben? und welche besondere Figur und Lage dieser elliptischen Bahnen nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit die natürlichste gewesen sein würde, wenn keine eigenthümliche, uns unbekannte Katastrophe darin eine Veränderung hervorgebracht hätte? Finden wir bei dieser Untersuchung etwas ganz Anderes, als nach jenen Regeln der Wahrscheinlichkeit zu erwarten stand; sind nicht alle gleich mögliche Fälle auch in gleicher Anzahl vorhanden, sondern zeigt sich von allen nur ein einziger Fall oder nur eine gewisse Gattung von Fällen wirklich ausgeführt; finden wir eine gewisse Gleichförmigkeit, welche offenbar auf eine allgemeine physische Ursache hindeutet, so sind wir gezwungen, eine solche Ursache oder Katastrophe anzunehmen, die aus dem ganzen Reiche der Möglichkeiten ausschließlich diejenigen in das Dasein rief, welche ihrer Wirkung angemessen waren. (Vortreffliche Deduction, deren Beweiskraft wenigstens alles Dasjenige leistet, was in Fällen dieser Art überhaupt verlangt werden kann!)

Gegen diese Schlüsse gilt auch nicht der Einwurf, daß jeder mögliche Fall, der unwahrscheinlichste wie der wahrscheinlichste, aus dem alleinigen Willen der Allmacht gleich erklärbar sei: auch die Pflanze, die nach Jahrtausenden wachsen soll, entsteht durch diesen Willen; aber die Allmacht begnügt sich, das erste Samenkorn, oder vielleicht nur einen ersten Keim, aus dem sich dieser Same nach unzähligen Metamorphosen entwickeln soll, zu erschaffen: sie flickt nicht durch täglich erneuete unmittelbare Eingriffe (Wunder) an ihren Werken, sondern überläßt, nachdem sie jenen rohen Keim einmal in den angemessenen Boden gelegt hat, seine nachherige Ausbildung den physischen Kräften, von welchen die Natur durch Sie belebt worden ist. (Welche Andeutung zu einer vernünftigen Kosmogenie, die den ersten Act dem Schöpfer und seiner Allmacht, alles Spätere aber dem Eigenleben der Natur anvertraut!) Es ist also allerdings erlaubt, bei jeder Einrichtung, welche uns die Natur zeigt, zu fragen, zunächst durch

welche physische Kräfte, durch was für mechanische Mittel, durch welche Katastrophe die Allmacht sie habe hervorgehen lassen? Warum sollten wir nicht das Universum als einen großen Garten betrachten dürfen, in welchem Sonnen und Planeten aus dem Keime, welcher im Chaos verborgen lag, durch die Alles belebenden Kräfte der Natur nach und nach ebenso entwickelt werden, wie auf unserer Erde aus tausendjährigem Schlamm endlich die Tulpe hervorblüht?

In der That scheint letzterer Proceß nur die Wiederholung des erstern im kleinen zu sein. Aber hören wir unsern Verf. weiter:

Der Naturforscher, welcher das Wachsthum der Pflanzen durch das Einsaugen der Säfte und ihre Fortpflanzung durch das Eindringen des Blütenstaubes erklärt, ist deswegen doch wol nicht Atheist zu nennen; er zeigt vielmehr, daß der Urheber der Natur unendliche Weisheit mit unendlichen Mitteln verbindet, und daß die augenblickliche Äußerung seines Willens, welche das Seiende aus dem Nichts hervorrief, zugleich hinreicht, dieser Schöpfung alle Kräfte zur eigenen weitern Entwicklung beizulegen.

Wie weit unsere Phantasie nun aber das Sonnengebiet ausdehnen mag, so muß sie es, indem es nach allen Richtungen hin durch eine unendliche Kluft von den umringenden andern Sonnengebieten getrennt ist, in gewisse Grenzen einschließen; und da wir keinen Grund haben, diese Grenzen nach einer Richtung hin mehr einzuschränken als nach den übrigen: so können wir uns diesen Gebietsraum nicht anders als sphärisch denken. In dieser ungeheuern Hohlkugel, deren Mittelpunkt die Sonne als allgemeiner Centralkörper aller übrigen zu diesem Systeme gehörigen Gestirne einnimmt, gibt es kein Rechts, kein Links, kein Oben, kein Unten; keine Richtung hat vor jeder andern etwas voraus; — und von den unzähligen, um den gemeinschaftlichen Mittelpunkt denkbaren Kreisbahnen und Ebenen hat offenbar keine vor der andern durch die Lage etwas voraus, sondern sie dürfen sich nur durch die Größe unterscheiden. Es läßt sich also auch kein Grund denken, warum, bei Vertheilung der Planetenbahnen, einer bestimmten Ebene, oder, hinsichtlich ihrer Bewegung, einer bestimmten Richtung der Vorzug gegeben sein sollte; denn da die Sonne selbst eine Kugel ist, deren Centralkraft sich demgemäß nach allen Seiten auf gleiche Art verbreitet: so bieten sich auch nach allen Seiten hin für die Bewegung die nämlichen Umstände dar. Alle Ebenen und Richtungen sind also in gleichem Grade möglich und müssen daher, nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit, auch wirklich in gleicher Anzahl vorkommen, so lange nämlich keine besondere physische Veranlassung das Gegentheil bewirkt. In ähnlicher Art sind, nach dem allgemeinen Gravitationsgesetze und den daraus herfließenden Kepler'schen Regeln, alle Kegelschnitte vom Kreise bis zur Parabel gleich möglich; und es müßten bei unserm Sonnensysteme also auch alle Grade von Excentricität in gleicher Anzahl anzutreffen sein. Die ganze Richtung der Wahrscheinlichkeit ist darauf begründet, daß unter sehr vielen gleich möglichen Fällen ein bestimmter nicht öfter erwartet werden dürfe als jeder andere. Nach diesem Grundsatze, welcher, in dem Dunkel, worin sich die Natur für uns verhüllt hat, unser einziger Leitfaden sein kann, müßte man also erwarten, daß die Bahnen der Planeten und Kometen im ganzen sphärischen Raume unsers Sonnensystems auf eine gleichförmige Art ausgetheilt sei, daß jene Weltkörper sich nach allen möglichen Richtungen um die Sonne bewegen, und daß sich für die Bahnen Kegelschnitte aller Art und nach allen Abstufungen, kurz, daß sich, hinsichtlich der Lage der Bahnen gegeneinander alle mögliche Neigungen, hinsichtlich der Bewegung alle mögliche Richtungen, und hinsichtlich der Gestalt endlich alle mögliche Excentricitäten vorfinden würden.

Dies ist also der Zustand unsers Sonnensystems, welcher sich nach aller Wahrscheinlichkeit erwarten läßt, und welcher daher auch in der That noch statthaben würde, wenn nicht eine Katastrophe in seiner Ursprünglichkeit Veränderungen hervorgebracht hätte.

Unser Sonnensystem besteht aber gegenwärtig aus zwei, durch die bestimmtesten Kennzeichen voneinander verschiedenen Weltkörperarten: aus Kometen und Planeten; an jenen sehen wir noch die Spuren des ursprünglichen Zustandes; diese zeigen es in seiner theilweisen, neuern Umbildung. Die Kometen laufen in allen möglichen Richtungen um die Sonne; die Ebenen ihrer Bahnen durchschneiden einander und die Ebenen der Planetenbahnen unter allen möglichen Winkeln; kurz, bei ihnen befindet sich in der That Alles so, wie es sich nach den oben entwickelten Regeln der Wahrscheinlichkeit finden sollte, sodaß man ein Recht hätte, die Kometen die eigentlichen Urbewohner (Aborigines) unsers Systems zu nennen. *) Wenigstens kann man doch daraus schließen, daß jeder Theil des sphärischen Raumes, welcher unser System umschließt, für die Bewegung der Weltkörper in gleichem Grade schicklich ist, und daß keine besondere Richtung oder Lage vor der andern etwas voraus hat, sodaß also, wenn in einem bestimmten Theile des Systems eine solche Einschränkung vorkommt, dieselbe auch nur einer bestimmten Ursache zugeschrieben werden kann.

Die Planeten dagegen, wenn sie sich auch nach denselben Gesetzen bewegen wie die Kometen, unterscheiden sich von denselben doch durch andere so wesentliche Bewegungseigenthümlichkeiten und besonders durch die Lage ihrer Bahnen, daß man sie mit Recht als eine, in dieser Hinsicht ganz anders charakterisirte Kategorie ansehen kann. In der Planetenkategorie findet sich von den, angeführtermaßen unzähligen, gleich möglichen Bewegungs- und Lagefällen nur ein einziger wirklich ausgeführt: alle Planetenbahnen liegen nahe in derselben Ebene **), alle laufen nach einer und derselben Richtung um die Sonne; — und diese besondern Gesetze haben nicht blos für die Planeten selbst, sondern ganz ebenso auch für ihre Begleiter, die Monde der Erde, des Jupiters, Saturns und Uranus statt. Diese vollkommene Gleichförmigkeit weist offenbar auf eine gemeinschaftliche Ursache hin.

Noch ein anderes charakteristisches Merkmal aber, wodurch die Planeten und ihre Begleiter sich von den Kometen unterscheiden, ist ihre geringe Excentricität. Die Bahnen aller Planeten und Trabanten (wiederum mit der in der Anmerkung eben erwähnten Ausnahme der Planetoiden) nähern sich dem Kreise so sehr, daß sie von den Astronomen seit Jahrtausenden auch wirklich wie Kreise behandelt worden sind, wogegen es unter den Kometen keinen einzigen gibt, dessen Bahn nicht eine sehr lange ***) Ellipse wäre.

Hier zeigt sich also in unserm Sonnensysteme eine große Lücke zwischen den fast kreisförmigen Planetenbahnen und den so sehr excentrischen Ellipsen der Kometen und man vermißt mit Erstaunen die Abstufungen, welche die Natur sonst in allen ihren Werken so sorgfältig beobachtet. Unser Sonnensystem erscheint unter diesem Gesichtspunkte wie eine Kette, von welcher

*) Ich finde, daß Lambert in seinen „Kosmologischen Briefen" (augsburger Ausgabe von 1761, S. 111), wenn auch nicht ganz die nämlichen, doch ebenfalls sehr vortreffliche Ideen über diesen Gegenstand vorträgt, welche wol verdienen verglichen zu werden.

**) Die, namentlich für die Planetoide Pallas statthabende Ausnahme, wenn auch vom Verf. nicht ausdrücklich erwähnt, spricht, bei der wahrscheinlich noch nicht entschiedenen rein planetarischen Natur dieses Gestirns, eher für als wider die eben zu entwickelnde Hypothese.

***) Olbers scheint diesen Ausdruck vor der Entdeckung des Encke'schen und Biela'schen Kometen geschrieben zu haben, welche sich bekanntlich beide in sehr kurzen Ellipsen um die Sonne bewegen. Da dieselben aber gleichwol bedeutend excentrisch sind, so wird der gleich folgende Schluß hierdurch nicht beeinträchtigt.

die mittlern Glieder (die vermißten Curven von nicht so kleiner und nicht so großer Excentricität) durch irgend eine Katastrophe weggerissen und nur die beiden äußersten Glieder (die fast gar nicht excentrischen Planeten- und die überaus excentrischen Kometenbahnen) übrig geblieben sind.

Es ist in der That unmöglich, hier eine gemeinschaftliche Ursache, einen physischen Grund zu verkennen („erkennen", wie im Buche steht, ist ein Druckfehler), die freilich, da sie lange vorher gewirkt hat, ehe die Erde und die übrigen Planeten bewohnt waren (Weshalb? die Generation brauchte nur spurlos untergegangen zu sein), zu den Geheimnissen gehört, welche uns die Natur verborgen hat. Wenn es aber von einer Seite für uns, die wir oft verlegen sind, nur mit der Geschichte unserer nächsten Vergangenheit auf das Reine zu kommen, thöricht zu sein scheint, die großen Begebenheiten ergründen zu wollen, welche nicht etwa auf unsere Erde beschränkt sind, sondern einen so viel größern Schauplatz umfassen und in das tiefste Dunkel der Zeiten zurückreichen, so gibt es doch von der andern Seite auch keine edlere und unterhaltendere Beschäftigung des menschlichen Geistes, als die Bemühung um Erforschung selbst des Geheimnißvollsten und Verborgensten.

Dieser Ansicht gemäß entwickelt der Verf. nun eine der interessantesten kosmogenischen Hypothesen, deren Verfolgung mich aber für den Augenblick weit über den gewöhnlichen Umfang einer fortlaufenden Anzeige in d. Bl. hinausführen würde. Ich breche daher hier ab, um in einem zweiten Artikel auf seine weitern Darstellungen aus unserm Planetensysteme, auf die übrigen Aufsätze dieses ersten Theiles und demnächst auf die folgenden Theile des ganzen Werkes zurückzukommen. Ich habe lange kein Buch in Händen gehabt, von dem ich so vielartig angeregt worden wäre, und ich wünsche aufrichtig, durch meine Anzeige bei allen Lesern zu ihrem Nutzen dasselbe Interesse erregt zu haben, mit welchem mich fast jede Seite dieser vortrefflichen Arbeit erfüllt hat.*)

Dr. J. Nürnberger.

Literarische Werkstätten.

Im Weinberge der Literatur mit gutem Erfolge zu arbeiten, erheischt allerdings eigenthümliche Fähigkeiten. Doch ist die literarische Arbeit auch eine Kunst, die gleich jeder andern Kunst nur mit Hülfe eines gewissen Grades erlernter Geschicklichkeit ausgeübt werden kann. Dadurch hingegen unterscheidet sich die Literatur qua Kunst von jeder andern, daß sie weder Lehrjungen noch Gesellen, weder Akademien noch Classen hat. Wer sich ihr widmet, muß das Kunstgeschick — so zu sagen — aus freier Faust erlernen, kann höchstens benutzen, was er von den betreffenden Gewohnheiten und Handgriffen Anderer weiß oder erfährt, und muß im übrigen seinen gesunden Menschenverstand walten lassen. Aus diesem Grunde ist es eine noble, weil nutzenbringende Neugier, einen Blick in die literarischen Werkstätten einiger Altmeister zu werfen.

Walter Scott war ein schneller Arbeiter. Er selbst bezeugt, daß er den zweiten und dritten Theil vom „Waverley" in drei Wochen geschrieben, und sein Biograph Lockhart führt an, daß er auf den ganzen „Guy Mannering" nur das Doppelte an Zeit verwendet. Von „Napoleon's Leben" schrieb er im Durchschnitt täglich 16 Druckseiten — mehre Male einen Band in 14 Tagen. Ein schneller Schreiber war Scott freilich, aber kein correcter. In seinem Manuscripte fehlte bei manchem Satze der Schluß; gewaltsame Phrasen und schottische Provinzialismen liefen häufig unter, und hätte er das „Leben Napoleon's" mit mehr Bedacht geschrieben, wäre es vielleicht auch besser ausgefallen. Wie seine prosaischen Schriften, wimmeln seine poetischen von Denkmälern der Eile. In den letzten Jahren blieben seine Manuscripte erste Entwürfe; kaum trocken, schickte er sie in die Druckerei, und von einem Wiederdurchlesen war keine Rede. Ebenso ist bekannt, daß er seine Novellen völlig ohne Plan schrieb. Häufig setzte er sich ans Pult, ohne das zu Schreibende im geringsten bedacht zu haben; eine Scene lieferte die nächste, ein Charakter den andern, und er schrieb fort, bis die Druckerei melden ließ: noch zwei Bogen. Da heute gedruckt wurde, was gestern geschrieben war, verbot Nachhelfen und Abändern sich von selbst, und während es daher aus Wunderbare grenze, daß er im Allgemeinen so richtig geschrieben, so verräth doch fast jeder Schluß das Übereilte und läßt unbefriedigt.

Fénélon vollendete den „Telemach" in drei Monaten und das Originalmanuscript zeigt nicht zehn Abänderungen. Woher kam das? Ehe er sich ans Pult setzte, war sein Manuscript im Kopfe fertig, und wer rein denkt, schreibt auch rein. Dasselbe fand bei Gibbon statt — vom zweiten Bande seiner Geschichte an, und Adam Smith dictirte seinen „Reichthum der Nationen". Bevor jedoch Gibbon zu schreiben anfing, hatte er sieben Jahre, und bevor Adam Smith dictirte, hatte er zehn Jahre vorgearbeitet.

Bei der französischen Quecksilbernatur ist es merkwürdig, wie langsam und überlegt viele Franzosen geschrieben haben. Malherbes, der sogenannte Vater der französischen Poesie, dichtete außerordentlich langsam und feilte auf das sorgfältigste. Er behauptete, wenn ein Dichter hundert gute Verse geschrieben, müsse er zehn Jahre ruhen. Lafontaine's Fabeln lesen sich so leicht, als habe er sie aus dem Ärmel geschüttelt. Dennoch haben sie ihn viel Mühe und die schärfste Feile gekostet. Auch Béranger schreibt langsam und läßt eine Dichtung oft unvollendet, um „den glücklichen Moment" zu erwarten. Madame Dacier übersetzte verschiedene Stellen im Homer sechs und sieben Male und schrieb dann immer noch an den Rand des Manuscripts: noch nicht fertig. Pascal brachte über manchen seiner Briefe 20 Tage zu und änderte den Eingang von manchem sechs und sieben Male.

Pope ging in seinen Compositionen fast peinlich zu Werke; als er die „Iliade" übersetzte, erklärte er 50 Verse für das Äußerste, was er in 24 Stunden liefern könne, und bedingte sich außerdem dreimal 24 Stunden zur Correctur. Addison war die personificirte Genauigkeit und zu wiederholten Malen mußte eine Nummer des „Spectator" umgedruckt werden, weil er eine Präposition einzuschalten oder eine Conjunction wegzulassen wünschte. Gray änderte an einer Sekte eine ganze Woche lang und versicherte zuletzt: so recht zufrieden bin ich noch nicht. Robertson schrieb jeden Satz auf einen besondern Papierstreif, und erst wenn der Wohlklang ihm vollkommen genügte, fertigte er das Manuscript. Selbst Burns „schluderte" nicht. Easy composition, but laborious correction, war sein Motto. Milton gerieth in Fieberwallung, wenn er ungewiß war, ob er ein Komma oder ein Semikolon machen sollte. Virgil dichtete an seiner „Aneide" elf Jahre und wollte sie dann mißvergnügt verbrennen. Ovid hingegen ließ das Wort, wie es ihm aus dem Griffel kam, und Shakspeare soll nicht einen einzigen Vers geändert haben. Churchill, der Satiriker, meinte, so oft er sich verschrieben hatte und radiren mußte. Radiren und durchstreichen erregten ihm dieselbe schmerzhafte Empfindung, als würde ihm ein Stück Fleisch ausgeschnitten. Steele corrigirte nie, und diesfallsigem Tadel begegnete er mit der Bemerkung: ich schreibe, wie ich rede. Young war ein Muster von Sorgfalt und befolgte streng die Lehre, die er in seinen „Epistles" gegeben und an welche zu erinnern, in den Tagen des „nachlässigen" Styls nicht unpassend sein kann:

> Write, and re-write, blot out, and write again,
> And for its swiftness ne'er applaud your pen;
> Leave to the jockeys that Newmarket praise;
> Slow runs the Pegasus that wins the boys.

---

*) Den zweiten Artikel lassen wir im nächsten Monat folgen.
D. Red.

Much time for immortality to pay
Is just and wise; for less is thrown away.
Time only can mature the lab'ring brain;
Time is the father, and the midwife Pain:
The same good sense that makes a man excel,
Still makes him doubt he ne'er has written well.
Downright impossibilities they seek:
What man can be immortal in a week?

Derselben Ansicht ist Cowper. „To touch and retouch is", schreibt er an Mrs. Unwin, „though some writers boast of negligence, and others would be ashamed to show their foul copies, the secret of almost all good writing, especially in verse. I am never weary of it myself." Parr in einem Briefe an Sir James Mackintosh sagt unbedingt: ein wirklich guter Styl kann, mehr oder weniger, nur das Resultat mühsamer Anstrengung sein, und Gleiches drückt Johnson in der kurzen, markigen Sentenz aus: „What we hope ever to do with ease, we must first learn to do with diligence."

Das Erschaute in den literarischen Werkstätten dürfte in Summa sein, daß auf einen Nachlässigen zehn Sorgfältige kommen, und daß daher diejenigen Literaten gar eitle Menschen sind, die sich für Altmeister halten, weil sie nachlässig schreiben. Nochmals: Whatever we would do well, we must first learn to do with diligence. 74.

Literarische Notizen.

Der Baron Trouvé legte in seiner vor nicht sehr langer Zeit erschienenen Schrift: „Jacques Coeur, commerçant, maître des monnaies, argentier du roi Charles VII et négociateur", recht interessante Studien über den Hof Karl's VII., über die Geschichte jener Zeit und über Jacques Coeur selbst nieder. Die Geschichte dieses merkwürdigen Mannes ist ein bemerkenswerthes Beispiel von einem Menschen aus dem Volke, der zu den höchsten Functionen blos in Folge seiner Talente emporgehoben wird, und zwar zu einer Zeit, als die Vorrechte des Adels noch in ihrer ganzen Stärke und Ausdehnung bestanden. Mit einer großen geschäftlichen Betriebsamkeit ausgestattet, gab er seinen Unternehmungen eine so weite Basis, daß man ihn den Schöpfer des französischen Seehandels nennen kann. Seine Rechtschaffenheit, seine Thätigkeit, seine Einsicht gewannen ihm das Vertrauen der ausländischen Fürsten und ihrer Unterthanen. Im Morgenlande besonders wurde er hochgeachtet und zahlreiche Agenten waren in seinem Dienst thätig, um sein Interesse in Ägypten und anderwärts wahrzunehmen. So gelangte er zu einem unermeßlichen Vermögen und zugleich großem Einfluß. Damals waren die Verbindungen zwischen den Völkern, die internationalen Bezüge, wie man sich jetzt ebenso geschraubt wie undeutsch auszudrücken liebt, sparsam und schwierig, um so mehr mußten Jacques Coeur's Unternehmungen die Aufmerksamkeit des Königs erregen. So wurde er zuerst Director einer Münze, dann königlicher Schatzmeister und außerdem noch zu vielen Unterhandlungen verwendet, denen sein Talent gewachsen war. Diese schnelle Erhebung rührte jedoch den Neid auf und die italienischen Handelsleute, denen er ein unbequemer Nebenbuhler war, unterstützten die Bestrebungen seiner Gegner. Ihren schändlichen Umtrieben gelang es, den Verdacht zu erregen, daß Jacques Coeur den Feinden seines Vaterlandes Waffen und Munition verschaffe. Man zog ihn vor Gericht und verbannte ihn aus Frankreich, ein trauriges Beispiel von der Wankelmüthigkeit fürstlicher Gunst! Man bemächtigte sich seiner Güter; glücklicherweise hatte er aber sein Vermögen nicht blos in Frankreich, und Jacques Coeur konnte den Rest seines Lebens im Wohlstande hinbringen. Sein Exil wurde ihm überdies durch den freundlichen Empfang, der ihm von dem Papste Nikolaus V. zu Theil wurde, versüßt. Es scheint, als habe er Rom zu seinem Aufenthalt gewählt und diese Stadt nur verlassen, um an einem Zuge gegen die Ungläubigen Theil zu nehmen, während dessen Dauer er starb. Der Verf. des Werkes hat für die Einkleidung seiner Studien und Beobachtungen gerade keine sehr angenehm lesbare Form gefunden; dies hindert jedoch nicht, seiner Schrift einen höhern historischen Werth zuzugestehen, als z. B. dem Buche des A. Dumas über die Stuarts, in welchem die Form das Beste, der historische Inhalt nur Nebensache ist.

In 40 Lieferungen erscheint: „Dictionnaire encyclopédique usuel ou résumé de tous les dictionnaires historiques, biographiques, géographiques, mythologiques, scientifiques, artistiques, technologiques etc.; répertoire universel et abrégé de toutes les connaissances humaines; publié sous la direction de *Charles Saint-Laurent*." Das Unglaublichste ist hier möglich gemacht, indem prahlerisch verkündet wird, daß in einem einzigen Bande in gr. 8. von 1200 dreigespaltenen Seiten die Materie von 40 gewöhnlichen Octavbänden enthalten sein soll; jede der 40 Lieferungen enthält demnach die Masse eines gewöhnlichen Octavbandes. Dieses Dictionnaire soll sämmtliche specielle Dictionnaire resumiren und so vollständig sein wie jedes von ihnen; es fragt sich nur, ob nicht auch um so oberflächlicher. 5.

Bibliographie.

Beiträge zur physischen Kenntniss der himmlischen Körper im Sonnensysteme von *W. Beer*, *J. H. Mädler*. Mit 7 Kupfertafeln. Gr. 4. Weimar, Voigt. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Burckhardt, C., Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit. Von der Stiftung der heiligen Allianz bis zum Tode Friedrich Wilhelm III. (1815—1840.) Erste Abtheilung. Von der Stiftung der heiligen Allianz bis zum Tode Alexander I. [8te bis 10te Lief.] 1ter Band. Gr. 8. Leipzig, Weber. 1839—41. 1 Thlr.

Busch, G. F., Wolf der Verruchte oder: Der Teufel im Ritterpanzer. Ritter-, Räuber- und Geistergeschichte. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

Damitz, K. v., Sämmtliche Schriften. 6ter, 7ter Band. — Auch u. d. T.: Thron und Beichtstuhl, oder: Der Glanzpunkt irdischer Macht und die Stille des Klosterlebens. Geschichtlicher Roman. 2 Theile. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr.

Hallet, G. A., Werner von Winzingen der Schreckliche, oder: Rettung durch höhere Macht. Romantische Ritter- und Geistergeschichte. 8. Nordhausen, Fürst. 1 Thlr.

Loben, A., Paul Kirton, der gefürchtete Kapercapitain. Historisch-romantisches Seeräubergemälde. 2 Bände. 8. Nordhausen, Fürst. 2 Thlr. 3¾ Ngr. (2 Thlr. 3 Gr.)

Lotze, H., Metaphysik. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Nork, F., Die Existenz der Geister und ihre Einwirkung auf die Sinnenwelt; psychologisch erklärt und historisch begründet. Als Fortsetzung von des Verfassers Schrift über „Fatalismus". 8. Weimar, Voigt. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Prozeß des Prinzen Ludwig Napoleon Bonaparte und seiner Mitangeklagten vor dem Pairshofe. Aus dem Französischen von E. Huhn. Gr. 8. Karlsruhe, Macklot. 26¼ Ngr. (21 Gr.)

Reise durch England vom Eremiten von Gauting. 1839. Kl. 8. Stuttgart, Hallberger. 17½ Ngr. (14 Gr.)

Volksbücher. 18. Herausgegeben von G. O. Marbach. Wigolais vom Rade. 8. Leipzig, O. Wigand. 2½ Ngr. (2 Gr.)

— — 19. 20. Herausgegeben von G. O. Marbach. Deutsche Lieder zu Schutz und Trutz. 8. Ebendas. 5 Ngr. (4 Gr.)

— — 21. Herausgegeben von G. O. Marbach. Hirlanda. 8. Ebendas. 2½ Ngr. (2 Gr.)

Winterhauch, T., Rheinels oder deutsche Sympathien. Gr. 8. Heidelberg, Groos. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 121. — 1. Mai 1841.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Europa und China.

Zwei Gegenstände sind es, um welche sich hauptsächlich das politische Leben der Gegenwart im Ganzen und Großen dreht, welche ihm Ziel und Anregung geben, Hoffnung wie Furcht einflößen und auf welche sich in letzter Instanz alle Fäden der Politik, alle Pläne des Angriffs wie der Abwehr, alle Bestrebungen des fortschreitenden wie des erhaltenden Princips beziehen; man könnte jene beiden die Welt in Bewegung setzenden Dinge die Hauptfactoren der jetzigen politischen Lage nennen. Der eine dieser Factoren tritt zwar mehr passiv, aber darum nicht weniger gewichtig und entscheidend in die welthistorische Entwickelung der Gegenwart ein: es ist der ganze Orient, der bei seinen mit jedem Tage immer deutlicher sich offenbarenden innern Verfall, von der Türkei an bis nach China, durch den täglich steigenden Verkehr mit ihm in ein näheres Verhältniß mit Europa treten und nothwendigerweise nach dem Gesetze der Wechselwirkung bestimmend auf Europa zurückwirken muß. Der andere Factor, activer Natur, besteht in dem proteusartigen Geiste, der ganz Europa durchweht und je nach den verschiedenen Ländern und Völkern in den verschiedensten Gestalten sich zeigt: hier als revolutionnairer Geist und dort als Streben nach materieller Verbesserung, hier als Aufklärerei und dort als Industrialismus, hier als Ideologie und dort als Materialismus, hier als Kosmopolitismus und dort als ins Grenzenlose gehende Speculation — wir meinen, um alle diese verschiedenen Erscheinungen auf ein Princip zu reduciren, das Streben nach einer neuen Begründung ihres socialen Zustandes, was alle Völker Europas mehr oder weniger beseelt, und zu dem sie nothwendig vermöge der ganzen Entwickelung ihrer Eigenthümlichkeit gelangt sind, das aber bis jetzt noch in den Geburtswehen liegt und die feste Gestalt des ersehnten verbesserten Zustandes noch nicht vollkommen an das Tageslicht zu fördern gewußt hat. Das gegenseitige Verhältniß dieser beiden Factoren auseinanderzusetzen, wäre für den politisch-historischen Schriftsteller eine ebenso interessante als würdige Aufgabe, die, mit Geist und Kenntnissen vollständig gelöst, ein Werk geben würde, das bleibendern Werth als eine Broschüre oder ein bloßer Journalartikel hätte. Eine umfassende und tief eingehende Behandlung derselben steht noch zu erwarten; indeß hat bereits der geistvolle Verfasser der „Briefe über Nordamerika", Michel Chevalier, in der „Revue des deux mondes", unter der an der Spitze dieses Artikels stehenden Überschrift einen Beitrag zur Lösung dieser Frage geliefert, der, obwol nur einen Theil derselben speciell ins Auge fassend und ihn mehr geistreich-rhapsodisch, im Sinne des Journalismus, als philosophisch-historisch behandelnd, doch unsere Aufmerksamkeit verdient und den wir deshalb in seinen wesentlichen Partien den Lesern d. Bl. mitzutheilen nicht für unzeitgemäß halten.

Am äußersten Ende Asiens — beginnt Chevalier — liegt ein Reich, das hinsichtlich der Bevölkerung seines Gleichen nicht auf der Erde hat, denn es allein enthält 360 Millionen Menschen, also wenigstens 100 Millionen mehr als ganz Europa und mehr als den dritten Theil der ganzen Bevölkerung unsers Planeten. Nicht minder beachtenswerth erscheint es hinsichtlich des durch Menschenarbeit erzeugten Reichthums. Lange vor Europa im äußern Staatsleben geordnet und wohl eingerichtet, ist es uns doch noch ein unbekanntes Land und bis jetzt hermetisch verschlossen gewesen. Bis vor kurzem hatte es Europa, wie kriegslustig dieses auch sein mag, noch immer in Frieden gelassen. Es lag zu entfernt, um die Eroberungssucht der abendländischen Völker zu reizen. Der abenteuerische Geist der Europäer begnügte sich mit dem Austausche von einigen Waaren, der in dem einzigen Hafen von Kanton betrieben wurde. Diesen Augenblick scheint sich jedoch eine große Veränderung in alle diesem vorbereiten zu wollen. Der Handel hat einen ernsten Zusammenstoß zwischen Großbritannien und der Regierung des weiten und volkreichen Reiches der Mitte herbeigeführt. Durch die Fortschritte der mechanischen Künste und der Naturwissenschaften, sowie durch die Eroberungen, die Europa nach und nach in Asien gemacht, sind die Entfernungen so verkürzt, daß eine Expedition gegen China, wovon vor Kurzem

schon noch vor einem halben Jahrhundert für eine Tollheit gehalten worden wäre, jetzt von der englischen Regierung wie eine ganz einfache und natürliche Unternehmung organisirt worden und in diesem Augenblicke am Werke ist. Welches wird ihr Ergebniß sein? Es wäre kühn, mit Bestimmtheit es vorhersehen zu wollen. Das aber kann man ohne Verwegenheit behaupten, daß dieses Unternehmen eines so um sich greifenden, starken und im Bewahren des einmal Genommenen geschickten Volkes ein wichtiges Ereigniß und man berechtigt ist, es als Vorspiel einer neuen Epoche in dem Verhältnisse Chinas zu Europa zu betrachten.

Man hat viel über die Verdienste der Chinesen in Vergleich mit denen der Europäer gestritten. Natürlich haben wir mit der uns eigenthümlichen Bescheidenheit uns den Vorrang zuerkannt; ich will gar nicht sagen, mit Unrecht; indeß ist der Proceß nicht ohne Appellation zum Spruche gekommen. Die Chinesen sind in der That im ganzen Gebiete der Wissenschaften und schönen Künste, nicht minder auch in dem der nützlichen Künste weit hinter uns zurück. Zwar waren sie Europa in den wichtigsten Erfindungen vorangeschritten, wie der der Buchdruckerkunst, des Schießpulvers, des Compasses u. s. w.; aber sie haben nur zur Hälfte Vortheil daraus zu ziehen gewußt, weil ihnen der unermüdliche Vervollkommnungsgeist, der die Europäer charakterisirt, abgeht, und es bedurfte der Verpflanzung ihrer Erfindungen nach Europa, um sie alle Früchte tragen zu lassen. Ihre Industrie ist besonders dadurch zurück, daß sie es nicht verstanden haben, in der materiellen Welt sich Organe zu schaffen, welche die Verrichtungen derjenigen ersetzen, mit denen die Natur den menschlichen Körper begabt hat. Ihre Maschinen und Saumthiere sind wenig zahlreich und vollkommen. Bei ihnen muß Menschenkraft noch alle Arbeit verrichten und häufig selbst den Transport der schwersten Waaren auf große Entfernungen besorgen. Es fehlt ihnen jene herrschende Geisteskraft, die uns erlaubt hat, die Elemente und die Thiere zu unserm Gebrauche zu verwenden, sie im größten Maßstabe für uns arbeiten zu lassen und so zu sagen den Erdball umzugestalten, damit unsere Verbindungswege sich ganz nach Wunsch darauf entwickeln könnten. Vielleicht gibt es in der kleinen Insel, die sich Großbritannien nennt, mehr Maschinen und ebenso viel Chausseen und schiffbare Kanäle als im ganzen chinesischen Reiche, und mehr Eisen wird daselbst fabricirt und verbraucht.

Was den religiösen Gesichtspunkt anbelangt, so kann man den Fetischismus der Anhänger des Fo kaum als einen Beweis für die Inferiorität Chinas gelten lassen, denn das katholische Europa bietet in seinem Aberglauben und den Religionsübungen der gläubig gebliebenen niedern Classen, sowie in der Reliquienverehrung und dem Glauben an die täglichen Wunder der Heiligen das Seitenstück hierzu. In Betreff des Verhältnisses des Menschen zur Gottheit stehen die aufgeklärten Classen in China fast auf demselben Standpunkte wie in Europa: ihr Glaube besteht in einem Deismus von außerordentlicher Milde, von der man würde sagen können, sie erstrecke sich über Alles, wenn die chinesischen Gelehrten — vermöge eines Versehens, das wir jedoch, so bedeutend es auch ist, ihnen nicht zum Vorwurf machen dürfen, da wir gegen sie denselben Fehler uns zu Schulden kommen lassen — die zahlreichen und mächtigen Völkerschaften des civilisirten Abendlandens aufzuzählen nicht vergessen hätten.

In Betreff der Verhältnisse des Menschen zum Menschen, vom sittlichen Standpunkte aus, sind die Chinesen, in der Form wenigstens, uns voraus, denn sie sind wohlwollender. Zank und Streit ist wenig gekannt unter ihnen. Sie haben im Ceremoniel ein vortreffliches Mittel gesucht und gefunden, um die groben, heftigen oder hochfahrenden Triebe zu unterdrücken. Wenn daher der Chinese auf der einen Seite die äußere Natur weniger zu beherrschen versteht, so weiß er dafür auf der andern sich selbst besser zu beherrschen. Herrschaft gegen Herrschaft genommen, so ist die letztere bestimmt ebenso viel werth als die erstere. In einer sittlichen Beziehung indeß bietet China noch eine bedeutende Unvollkommenheit: die Vielweiberei besteht daselbst, oder das Concubinat vielmehr ist erlaubt und wird von den Reichen häufig in Anwendung gebracht. Die Frau ist daselbst nicht die Gefährtin des Mannes, sondern vielmehr das Werkzeug seiner Lüste, und sonderbarerweise trägt sie viel allgemeiner unter den vornehmern Classen als unter den geringern den Stempel der Knechtschaft an ihrem Körper: sie ist verkrüppelt. Die barbarische Gewohnheit der Verstümmelung der Füße, aus der die chinesischen Damen jetzt eine Ehrensache machen und die die ärmern Classen aus Eitelkeit und Koketterie nachahmen, so viel sie können, ist offenbar ein Überbleibsel der rohen Knechtschaft, die auf dem Weibe, wie auf allen schwachen Wesen, beim Beginn aller Civilisation lastete. Sie ist nichts anders als die Folge der eifersüchtigen Unterdrückung des Herrn gegen den Sklaven. (Merkwürdig ist, daß die tatarischen Eroberer Chinas, die doch alle Gewohnheiten der Chinesen angenommen haben, der Mode der Fußverstümmelung sich nicht unterworfen haben.)

Dagegen kann China in politischer und socialer Hinsicht gar nicht unebene Ansprüche auf Überlegenheit machen. Die Chinesen haben sehr schwierige Probleme gelöst. Es ist ihnen gelungen, während einer undenklichen Reihe von Jahrhunderten unzählige Millionen Menschen zu einem Zusammenleben unter demselben Gesetze zu vereinigen. Bei uns hat man alle Versuche, eine europäische Einheit zu begründen (was wir mit unserer gewohnten Bescheidenheit ein Weltreich zu benennen pflegen), einen nach den andern scheitern sehen, obgleich eine solche Vereinigung, alle Nationaleitelkeit bei Seite gesetzt, viel günstiger für das Glück der Völker sein würde, als die Trennung in feindliche, oder wenigstens rivalisirende Regierungen. Nach der Römerherrschaft sind diese Versuche sogar nicht einmal offen eingestanden worden; denn Karl der Große, Karl V. und Napoleon strebten nur nach einer Obergewalt im Rath der Könige und sprachen nie die Absicht aus, allein thronen zu wollen. Die Chinesen haben ein Reich gegründet, das ohne Unterbrechung seit Anfang der historischen Zeit besteht und das vielleicht in alle Ewigkeit bestehen würde, wenn es nicht der Dampf, indem er unserer Eroberungssucht zu Hülfe kommt, in unsern Bereich brächte. Die Bedingungen des Gleichgewichts sind im chinesischen Reiche so wunderbar erfüllt, daß nichts es hat umstürzen können, und daß Invasionen und Eroberungen, die in unserm Occident zu wiederholten Malen Alles weggefegt und Trümmer auf Trümmer gehäuft haben, statt es zu stürzen oder zu erschüttern, es vielmehr befestigt, gestärkt und vergrößert haben.

Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß die sociale und politische Organisation Chinas auf einem genauern und vollständigern Begriff der menschlichen Natur beruht, als weder in den frühern noch in den gegenwärtigen Zeiten in irgend einem Theile des Abendlandes mit den socialen und politischen Organisationen der Fall gewesen ist.

In einem jüngst erschienenen Werke: „Du parti social", von Hrn. L. Brothier in Toulouse, unterscheidet der Verfasser in seiner Analyse, die ich selbst der Montesquieu's vorziehen möchte, drei Urelemente in der menschlichen Gesellschaft: die persönlichen, die Familien- und die allgemeinen Interessen, und entwirft auf diesem Grunde den Plan zu einer Regierung. Diese Classification ist als Basis der Bestimmung, Combinirung und Vertheilung der Staatsgewalten — ich trage kein Bedenken, es zu wiederholen — tiefer und wahrer als die doppelte Dreieinigkeit (die monarchische, aristokratische und demokratische, und die ausführende, gesetzgebende und richterliche) des berühmten Verfassers des „Esprit des lois". Dies angenommen, muß die Regierung das Bild aller großen Elemente der Gesellschaft treu wiedergeben. Alle großen Principien, auf denen die Gesellschaft beruht, müssen innerhalb der Regierung in einer eigenen Einrichtung ihren Ausdruck finden, durch den sie in Leben und Wirklichkeit treten; sonst wäre der Name: Repräsentativregie-

sung, nur ein thgnerisches Aushängeschild; und jede Regierung muß repräsentativ sein (ich sage nicht parlamentarisch), oder sie geht zu Grunde; denn können die Staatsgewalten etwas Anderes sein als die Personificationen der gesellschaftlichen Kräfte? Unsere modernen europäischen Publicisten nun abstrahiren in ihren politischen Conceptionen durchweg von der Familie, als ob das Familiengefühl nicht eines der stärksten socialen Bande und eine der mächtigsten Triebfedern in der Staatsgesellschaft wäre. Darf man sich deshalb wundern, wenn ihre Werke so hinfällig sind, wenn wir Staatsverfassungen wechseln wie ein Modemann sein Pferd, und wenn bei uns in Frankreich die mittle Lebensdauer der Dynastien gegenwärtig ungefähr das Drittel oder Viertel der mittlern Lebensdauer eines Menschen aus denjenigen Classen beträgt, in denen Elend und Leiden das Leben am meisten verkürzen, bei uns, die wir zuvor in 14 Jahrhunderten nur drei Dynastien hatten?

Jede Verfassung, die den Familiengeist nicht berücksichtigt, die ihm nicht eine angemessene Stellung anweist, ist durchaus unfähig etwas constituiren zu wollen, genau ebenso sehr, als wenn sie von den individuellen Interessen abstrahiren, oder die Gesammtinteressen des Staats mit Stillschweigen übergehen wollte. Dadurch, daß sie eine Kraft erster Ordnung, und gerade diejenige, welche Ständigkeit erzeugt, bei Seite ließe, begäbe sie sich selbst der Ständigkeit. Sie wäre auf den beweglichen Sand der Revolutionen gebaut, oder schwebte in der durch politische Stürme bewegten Atmosphäre. Unglücklicherweise stellt sich bei uns (d. h. in Frankreich; wie das „uns" oder „wir" des Verfassers fast immer zu verstehen ist) das Princip der Familie als unverträglich mit einem andern Principe dar, welches nicht minder geheiligt ist, das Palladium des individuellen Interesses bildet und das Bürgerrecht unwiderruflich gewonnen hat — nämlich mit dem Principe der Gleichheit, das der Nationaleinheit ihre Weihe ertheilt, indem es die Unterschiede von Abstammung und Geburt, von Siegern und Besiegten, von Eroberern und Vasallen aufhebt. Das Princip der Gleichheit hat sich, trotz des Widerstandes der Nachkommen der Eroberer und der Inhaber der Feudalrechte, seit einem halben Jahrhunderte Platz gemacht; doch haben wir ihm nur dadurch Einfluß zu verschaffen gewußt, daß wir immermehr das Familienprincip, worauf sich jene beriefen, untergruben und mit allem Eifer darauf bedacht waren, allen Sinn für Familie aus dem öffentlichen wie dem häuslichen Leben auszurotten. Es ist uns wunderbar gelungen, die Ansprüche der Feudalherrschaft zu vernichten; aber damit haben wir auch zugleich — wiewol gegen unsere Absicht — die Gesellschaft desorganisirt. Übrigens haben in diesem Punkte die Vertheidiger des Familienprincips den Freunden der Gleichheit einen Vorwurf zu machen. Ich meine hier die wahre Gleichheit, nicht die Gleichmacherei, die noch von zu Vielen, selbst von ausgezeichneten Geistern und von wirklich Liberalen mit jener verwechselt wird, obgleich sie in der That die tyrannischste und ungeheuerste Ungleichheit ist. Die Einen wie die Andern nun stimmen unglücklicherweise wenigstens darin überein, daß beide Principien sich gegenseitig widerstreben und ausschließen. Diese Meinung ist zum Axiom geworden, das unzerstörbar in unsern Köpfen geworden zu sein scheint. Man ist entweder für die Gleichheit oder für die Weihe des Familienprincips durchs Staatsleben, aber nicht für beides zugleich. Da nun aber die Staatsgesellschaft auf die Länge ebenso wenig die Gleichheit wie die Familie entbehren kann, so entsteht aus jenen ausschließenden Ansprüchen ein immerwährendes Schwanken, eine Reihe von Kämpfen ohne Ende. Wir drehen uns in einem fehlerhaften Cirkel herum, aus der Charybdis in die Scylla, und umgekehrt, fallend, von der Anarchie zum Absolutismus, und von dem Absolutismus zur Anarchie, von Revolution zu Revolution getrieben. Man möchte sagen, jene Idee von der Unverträglichkeit des Familiengeistes mit der Gleichheit sei von einem bösen Geiste mitten in das Abendland (d. h. hier wieder Frankreich, da der Franzose in Frankreich den vollkommensten Repräsentanten des Abendlandes sieht) geschleudert worden als Same ewiger Zwietracht, damit seine Bewohner sich gegenseitig vernichteten; auch könnte man geneigt sein, an die Entdeckung dieser höllischen Absicht zu glauben, wenn man nicht daran dächte, daß jener Glaube ein ganz junger auf der Erde und nicht älter als ein halbes Jahrhundert ist, und daß er, da blos die Leidenschaften eines schrecklichen Kampfes ihm zur Geltung verhalfen, nach und nach verlöschen muß, wie jene Leidenschaften schwinden, ganz ähnlich wie so viele andere Vorurtheile, die in ihrer Zeit für Universalmittel oder unheilbare Krankheiten des menschlichen Geistes galten, nach und nach verschwunden sind.

Die Chinesen nun haben im Gegentheile jene beiden Principien miteinander zu verbinden gewußt; nicht durch einen lahmen und zwitterhaften Vergleich, sondern durch eine vollkommene Versöhnung, die — eine merkwürdige Thatsache, welche zeigt, bis zu welchem Punkte ihr Naturell und ihre Geschichte von der unserigen verschieden sind — ganz natürlich, ohne Kampf und ohne Anstrengung stattgefunden hat.

Das Princip der Gleichheit gilt bei ihnen ohne allen Rückhalt. Ihre Verfassung kennt keine andere Berechtigung als die durch Verdienst erworbene, und sie wirkt aus allen Kräften dahin, das Verdienst hervorzuziehen und ihm seinen Rang im Staate anzuweisen. Alles gehört dem Würdigsten, Alles, mit Ausnahme der Krone; obendrein wird die Erbfolge nicht einmal nach dem Rechte der Erstgeburt bestimmt: der Kaiser wählt unter seinen Söhnen seinen Nachfolger. Es ist dies die reellste demokratische Organisation, die es auf der Erde gibt, und will man unbefangen sein, so muß man eingestehen, daß sie die einzige ist, die bis jetzt von der Erfahrung völlig constatirt und bestätigt worden ist; denn die alten Demokratien des Abendlandes waren in der That nur Oligarchien oder Aristokratien. Die Meinungen, die jetzt unter uns als demokratische gäng und gäbe sind, sind in der That nicht aus dem Gedanken der Gleichheit, sondern aus dem Streben nach gehässiger Gleichmacherei und roher Gleichmäßigkeit und Gemeinheit entstanden und verdienen nicht populair, sondern pöbelhaft genannt zu werden. Die amerikanische Demokratie endlich, der man den Vorwurf der Gemeinheit und Pöbelhaftigkeit mit vielem Rechte machen darf, ist noch nicht über den Zustand eines Versuchs hinaus; es wäre ein übereiltes Urtheil, wollte man ihr schon jetzt die einem wohlbegründeten, fest bestehenden und säßig gewordenen Systeme zukommenden Ehren zuerkennen. Sie hat kaum ihr erstes halbes Jahrhundert hinter sich und schon zeigt sie in den Bewegungen ihres Mechanismus nicht mehr jene einfache und majestätische Regelmäßigkeit, die sie allen Nationen beneidenswerth und zum Schrecken für alle gekrönte Häupter machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ludwig Halirsch's literarischer Nachlaß. Herausgegeben von Johann Gabriel Seidl. Zwei Bändchen. Wien, Gerold. 1840. Gr. 12. 1⅓ Thlr.

Seidl, der langjährige Jugendfreund des früh verstorbenen Halirsch, hat zu diesem Nachlaß eine Biographie des Dichters mit vieler Sorgfalt, mit Genauigkeit und Fleiß geschrieben, aus der uns mit Schmerzen deutlich wird, daß Halirsch ungeachtet einer sorgenfreien, ja sogar begünstigten und vielversprechenden Lebensstellung doch nie glücklich war. Schwermüthig, argwöhnisch, leicht gereizt, schuf er sich Leiden, die in Wahrheit nicht da waren. Seine poetischen Versuche fanden frühzeitig Anklang und bald gerechte Anerkennung. Als Lyriker stand er unter seinen östreichischen Zeitgenossen mit in der ersten Reihe. Selbst seine Dramen nahm man wohlwollend auf. Dies Alles genügte und erfreute ihn jedoch nicht, da er von so zarter Empfindlichkeit war, daß ihn der geringste Tadel unendlich unglücklich machen konnte. Körperliche Übel haben jedenfalls dazu beigetragen, was auch sein plötzlich erfolgender Tod in Italien,

dem Niemand ernsthaften Kampf bestätigte. Der vorliegende Nachlaß enthält außer einem poetischen Nachspiel: „Meister Tod", eine Menge bald größerer bald kleinerer Gedichte, von denen die meisten sich an englische Dichtweisen anknüpfen, oder wenigstens aus denen Anklänge entschieden sind. In fast allen Poesien Halirsch's spricht sich eine entschiedene Hinneigung zum Düstern, Geheimnißvollen, Unterirdischen aus. Dies tritt am deutlichsten im „Meister Tod" hervor, einem mystischen, peinigenden Gedicht, das zwar reich an einzelnen Schönheiten und Gedanken ist, das in der Form viel Eigenheit verräth, das aber als Gedicht doch schon durch den trüben, dunklen Schleier, der darüber gebreitet ist, unbefriedigt läßt. Heiterer, zarter und erfreuender gibt sich Halirsch in den Weisenfolgen seiner poetischen Schilderungen, obschon auch in diesen ein unversiegbarer Wehmuthsschmerz durchklingt. Einzelne dieser Gedichte sind lieblich und zart, nur stört eine zu große Gleichheit der Form und noch mehr ein unserer Ansicht nach nicht immer statthaftes Tändeln mit der Form, sodaß sie zuletzt zwischen poetischer Prosa und Poesie unsicher hin und wieder schwankt und dann nur als Nachahmung Heine's erscheint. Durch ein solches gewissermaßen schlotteriges Wesen verwöhnt sich ein Dichter leicht und kommt wol gar mit der Zeit auf den Gedanken, die strenge Form des Verses sei bei einem Gedicht immer reine Nebensache. Halirsch kommt aus diesem Leierkastentakt der Heine'schen Liedersalopperie nicht mehr heraus. Sie gehen alle nach ein- und demselben Tempo. Z. B.:

Du sprachest von Petrarca,
Und sangst von ihm ein Sonett,
Das beste, das er gesungen,
Wenn man's nur recht versteht.

Freilich kleiden sich in diese bequeme Worttracht oft schöne und poetische Gedanken, würden sich aber diese nicht in einer vollendetern Form noch besser ausnehmen? Ein Gedicht auf Romeo und Julia beginnt zart und schön, aber in der Form ganz verzerrt:

Horch, wie wehmüthig das Glöcklein
Zum Abendgeläute klingt,
Gleich einem sterbenden Schwane,
Der dem Himmel sein Herzeleid singt.

Und sieh das einsame Kirchlein,
Das so durch die Dämmerung klagt,
Wie eine Waise, die behend
Nach ihrer Heimat fragt.

Nur der Schlußvers stört und liebäugelt einigermaßen mit Satyr Heine:

Da kam zum Glück der Cuskobe,
Und erklärte redselig genug
Das Grab für das Grab eines Wucherers,
Und Julia's Liebe für Trug.

Eins der hübschesten, frischesten Gedichte in diesem Nachlaß ist der Gruß an seinen Freund Leitner. Wir lassen ihn, weil er ein treuer Abdruck von des Dichters östreichischer Gemüthlichkeit und lebhaftem Gefühl ist, unverkürzt hier folgen:

Gott zum Gruße, treue Seele,
In der Heimat Gott zum Gruß!
Leider, daß mit diesem Gruße
Ich auch wieder scheiden muß!

Leider, daß ich dir's nicht sagen,
Nicht mit Küssen sagen kann,
Was in deinem Vaterlande
Ich erlebt schon und ersann.

Wie sein Grün mich schon erfrischte,
Wie sein Mark mich schon gestählt,
Wie die Alpen mich erhoben,
Wie die Menschen mich beseelt!

Doch, warum denn immer sagen,
Was man euch nur fühlen soll?
Doch warum denn immer Worte,
Wenn das Herz empfindungsvoll?

Nein, schwache, so ist es besser,
Wie ein leiser Saitenklang
In der trauten Dämmerstunde
Klingt dich so das Vermächtniß lang:

„Und erheitere dich der Minuten,
Mach's, wie ich: mich trösten fort,
Die erfrorne Thräne im Auge
Thauet auf zur Perle dort!"

Spielt um dich, so wie ein Seufzer
Von den fernen Lieben her,
Und erleichtert uns die Meinung,
Die uns sonsten doppelt schwer!

Eins noch ruft er: „Muthig vorwärts,
Wackrer Sänger, nicht geruht!
Neue Liebe, neue Lieder,
Neue Jugend, neuer Muth!"

Das zweite Bändchen des Nachlasses enthält zwei Novellen; „Die jungen Herzen" und „Bellabonna". Wir haben sie mit Interesse, aber ohne Vergnügen gelesen. Die Oestreicher sind unbedeutende Novellisten, das lyrische Gefühl überrascht sie und macht sie weichlich und verschwommen. Halirsch hat sich sichtlich Mühe gegeben und doch ist nicht viel daraus geworden. Beides, Lyrik und Novellistik zu vereinigen, in beiden bedeutend dazustehen, dies, dünkt uns, wird den Oestreichern noch lange nicht gelingen. 10.

Literarische Notizen.

Unter den neuen in das Gebiet der Geschichtschreibung oder der Tagesgeschichte gehörenden französischen Werken sind zu nennen: „Histoire criminelle du gouvernement anglais depuis les premiers massacres de l'Irlande jusqu'à l'empiesonnement des Chinois, par M. *Elias Regnault*", eine offenbar vom französischen Nationalhaß dictirte Schrift, welche in Lieferungen erscheint; „Histoire électorale de la France depuis la convocation des états-généraux de 1789, par *Audiganne*"; „De la Pologne et des cabinets du Nord, par *Felix Colson*", Verf. des Werkes „De l'état et de l'avenir des principautés de la Moldavie et de la Valachie" (3 Bde.), worin der Verf. die innere Organisation und die Hülfsquellen der nordischen Mächte enthüllt, eine Geschichte ihrer Politik liefert und zugleich, wie französische Blätter behaupten, eine Fortsetzung des „Portfolio" gibt. Die Herren Réaume und Hesse gaben heraus: „Récits et épisodes de l'histoire de France", ein Buch etwas mehr als 300 S. stark, welches von französischen Journalen besonders den Familienvätern und allen Denen, welchen es um die Ausbreitung des Elementarkenntnisses und Popularisirung der vaterländischen Geschichte zu thun ist, empfohlen wird. „Die Verfasser", heißt es in einem Journal, „haben an den beglaubigtsten Quellen geschöpft, aber sich nur an die großen Epochen, an die wahrhaft historischen Namen und die interessantesten und am meisten dramatischen Ereignisse unserer Geschichte gehalten — der beste Weg, um die Geschichtschreibung populair zu machen." Aus dem Deutschen übersetzt erschien: „Athanase le Grand et l'église de son temps, particulièrement dans sa lutte avec l'arianisme, par *Jean Adam Mœhler*, traduit de l'allemand par *Jean Odin*, bibliothécaire à Sainte-Geneviève" (3 Bde.).

Neulich erschien in Paris: „De l'Instruction publique en Autriche, par un diplomate étranger qui a long-temps résidé dans ce pays." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag. — Nr. 122. — 2. Mai 1841.

Europa und China.

(Fortsetzung aus Nr. 121.)

Neben jener unbeschränkten Gleichheit bildet die Familie den Angel der gesellschaftlichen Verfassung der Chinesen. Die gesellschaftliche Grundeinheit, die jetzt bei uns im Individuum liegt, besteht bei ihnen in der Familie. Ihr Leben ist durchaus ein Familienleben; sie leben vereint in zahlreichen Wirthschaften, Brüder mit Brüdern, die Ältern mit den Kindern, was nothwendigerweise die Bande des Bluts verstärkt und enger schließt, die ganze Existenz erweitert und ihr neue Reize gibt, dazu auch alle ökonomischen Vortheile, die der Association eigen sind, gewährt. In China ist der Familiengeist der oberste Regulator der öffentlichen wie der Privathandlungen eines Jeden, die Basis der Strafen und der Belohnungen, und vermöge der vollständigen Gestaltung des Staats zu einer Familie spielt er die wichtigste Rolle sowol im politischen wie im häuslichen Leben. Diese Gestaltung des Staates zu einer Familie ist keine Fiction, die nur in Büchern sich findet und blos auf dem Papier Wirklichkeit hat; nein, in ihr besteht die politische Religion des Staates, eine Religion, die keine Dissentirenden hat. Sie ist ferner nicht etwa eine leere Formel, eine folgenlose Übereinkunft, sondern eine positive Thatsache; denn was gibt es Positiveres und Wirklicheres als ein in alle Herzen gegrabenes und zu jeder Zeit die Gedanken und Handlungen aller Menschen leitendes Gefühl? Von der Zeit an, wo ganz China der Überzeugung ward, daß der Staat eine Familie sei und daß in der Idee wie in der chinesischen Sprache kein Unterschied zwischen dem Fürsten und dem Vater existire — von dieser Zeit an ist die chinesische Regierung die substanziellste Incarnation des Familiengeistes. Die Chinesen haben sogar ein Problem, das uns unlösbar scheint, mit Glück gelöst, nämlich die Aufgabe, die erblichen Unterschiede mit dem Geiste der Gleichheit in harmonische Verbindung zu bringen, indem sie die aufsteigende Erblichkeit an die Stelle der absteigenden setzten und die Vorfahren für die Verdienste des Sohns adelten, statt den Söhnen Vorrechte für die Thaten des Vaters zu bewilligen.

Dies ist sehr überraschend, aber es ist so. Mit der Verachtung, die wir für Alles an den Tag legen, was uns nicht gleicht, wären wir förmlich dies Alles sonderbar und bizarr nennen; aber ehe wir das politische System der Chinesen der Gottesbarbarei und Bizarrerie beschuldigen, sollten wir uns doch fragen, ob unsere politischen Systeme nicht noch viel sternengleiche Benennungen verdienten. Unsere politischen Theorien machen das Mißtrauen gegen die Regierung zu ihrem Prinzipe; dem bestbegründeten Verdachte und den schmachvollsten Anklagen gegen dieselbe geben sie den Charakter gesetzlicher Berechtigung; und als das Muster eines Bürgers stellen sie Den auf, der sein Leben damit hinbringt, der Regierung Hindernisse in den Weg zu legen, ihr Trotz zu bieten und sie zu schmähen. Dem stand nun die politischen Theorien der Chinesen diametral entgegengesetzt. Und ist dies nicht auch — wenn wir unsere revolutionnairen Vorurtheile einmal bei Seite setzen wollen — mit den Regeln der gesunden Vernunft, der guten Ordnung und anerkennender Gerechtigkeit nicht beiweitem übereinstimmender? Die Hand aufs Herz, was ist ehrenwerther, schöner, eines anständigen Menschen würdiger, freier und muthiger: den Fürsten, in dem sich die Nationaleinheit personificirt, wie einen Vater zu achten und zu lieben, oder, mit der Gewißheit, unbestraft zu bleiben, ihn mit Schmach zu überhäufen, die der ehrenhafteste Spartaner nicht dem Heloten, der zu seinen Füßen lag, angethan haben würde, ihn in seiner zartesten und theuersten Neigung zu verfolgen, in seinen Kindern, um die ihn alle Könige beneiden und auf die der Stolz aller Väter, die Zärtlichkeit aller Mütter mit Eifersucht blicken würde? Haben wir das Recht, uns auf die Vorzüglichkeit unserer politischen Conceptionen etwas zugute zu thun, wir, bei denen die öffentliche Ordnung, die Form der Regierung, die Nationalunabhängigkeit von dem ersten besten Ereignisse abhängt? Wenn wir über entfernte Völker lachen, sollten wir doch an unsere eigene Nase greifen und kaltblütig untersuchen, ob wir mehr Mitleid oder Gelächter erregen, wir, deren Versuche alle noch der Erfahrung weniger Jahre fehlschlugen; wir, die wir nichts zu gründen vermögen; wir, von denen Keiner mit einiger Sicherheit sagen kann, was das Vaterland, ja, was er selbst nach 10 Jahren sein wird?

Sonst waren auch wir voll den chinesischen ähnlicher Illusionen; aber wir sind davon geheilt und sind exprès sonst ganz geworden. Unglücklicherweise sind wir dadurch bis jetzt weder besser noch glücklicher geworden. Übrigens, ist es denn wirklich so gewiß, daß wir alle Illusionen, allen Mysticismus abgethan haben? Die Liebe zu unsern Königen, die früher mit der Liebe zum Vaterlande verschmolz, war ein Vorurtheil, das mag sein; es ist uns auch kein Stäubchen davon übriggeblieben; aber wenn wir uns auch nicht mehr mit kindlicher Eifersucht vor dem Throne unserer Fürsten beugen, so haben wir dagegen uns den tiefsten Verehrung metaphysischer Abstractionen hingegeben. Gab es jemals auf der Welt ein mysticisirenderes Mysterium als das Dogma von der Abwägung der Staatsgewalten, das sein treffendstes Symbol in der in Stein ausgehauenen Dreidrigue auf der Façade des Louvre finden würde, wo zwei kräftige Gespanne, aus allen Kräften nach entgegengesetzten Seiten ziehend, ohne den Wagen vom Flecke zu bringen, um deshalb die vollkommenste Regierung nach dem Prinzipe der Theilung der Staatsgewalten vorzustellen scheinen?

Hervorragende Geister, zuletzt noch Benjamin Constant, haben gedacht und erklärt, daß Europa in politischer wie sozialer Beziehung dem chinesischen Systeme entgegengehe. Was dies Pessimismus oder Optimismus von ihrer Seite, Mechanerei oder Hoffnung?

In der Zeit des dauernden Übergangs, in der wir leben, bekümmern sich die Männer, die bei den meisten europäischen Nationen, und besonders in Frankreich, das Staatsschiff leiten, nicht im geringsten um Das, was im entfernten Orient vorgeht, den Vortheil, welchen wir haben könnten, Verbindungen mit demselben anzuknüpfen, läßt sie gleichgültig, und man würde ihnen

sehr ungelegen kommen, wollte man ihnen diesen Gegenstand näher ans Herz legen. Dies beweist aber durchaus nicht, daß dieser Gegenstand zu denen gehöre, mit welchen sich nur Träumer herumtragen, und daß es eines auf das Positive gerichteten Mannes unwürdig sei, sich damit vor Anderm zu beschäftigen; es könnte blos darthun — was leider keines Beweises mehr bedarf —, daß die Interessen der Zukunft in den Gedanken der Regierenden kein Plätzchen mehr finden. Sämmtliche Staatsmänner (d. h. im Sinne des Verf.: französische, wie die folgende Schilderung deutlich zeigt), höhere wie niedere Beamte sind jetzt nur von den Nothwendigkeiten ihrer ephemeren Existenz in Anspruch genommen. Wie hätten sie auch Muße und Vermögen, in die Zukunft sich zu versenken? Der Mensch denkt nur dann an die Zukunft seines Landes, wenn er weiß, daß er selbst eine hat. Wenn die Regierenden auf Das, was den künftigen Geschlechtern noth thut, denken sollen, müssen sie irgend eine Zukunft vor sich sehen. Jetzt geht die ganze Zukunft in der Kammersitzung von heute oder morgen auf. Unsere Minister wissen wol, daß kein Deputirter sie über das himmlische Reich zur Rede setzt, daß kein Blatt in böser Laune Rechenschaft von ihnen über Japan verlangt. Daher sind diese entfernten Nationen für sie so gut wie gar nicht da. Durch geringfügige Veranlassungen zu ihren Stellen erhoben, von kleinen Rivalitäten und kleinen Ränken umgeben, bestimmt, durch einen großen oder kleinlichen Zwischenfall ganz aus dem Steigreife gestürzt zu werden, „zwischen zwei Thüren gestellt" — um mich des Worts eines unserer geistreichsten Verstorbenen zu bedienen —, können sie sich nicht großen Gedanken hingeben, wie talentvoll sie auch sein mögen. Und wahrlich, wir haben Männer am Staatsruder gehabt, denen es nicht an Talent fehlte; denn in einem Lande, wo man seit zehn Jahren immer Männer vom Schlage der Herren Molé, Guizot und Thiers getrennt oder zu zweien im Ministerium gesehen hat, da kann man nicht sagen, daß das Reich der Politik den Armen an Geist anheimgefallen sei. Aber ihrer eigenen Erhaltung wegen genöthigt, immer das Auge auf einen beschränkten Umkreis um sich geheftet zu halten, können sie ihr Augenmerk nicht gewissenhaft auf die Ferne richten; sie müssen vom Tage leben. Von dieser mehr oder weniger hochmüthigen Gleichgültigkeit, welcher der Gedanke an neue Verbindungen zwischen Europa und dem entfernten Osten auf dem Gebiete der Politik begegnet, darf man aber nicht schließen, daß die Frage unzeitgemäß oder gar müssig sei. Nur gegen die gegenwärtige Politik, oder vielmehr gegen die falsche Richtung, in die sie lange Zeit gebracht worden ist, läßt sich ein Schluß daraus ziehen. Wie auch in dieser Beziehung die Staatsmänner denken mögen, es ist nichtsdestoweniger wahr, daß die Begründung einer regelmäßigen, engen und lebhaften Verbindung zwischen Europa und dem östlichen Asien ein Ereigniß von unberechenbarer Wichtigkeit sein würde; nicht minder bleibt es gewiß, daß die Engländer in diesem Augenblicke den Anfang dazu machen und den Zeitpunkt zu beschleunigen suchen, wo zwei mächtige Sitze der Civilisation, des Reichthums und der Kenntniß, an den beiden Endpunkten der alten Welt gelegen, sich gegenseitig ihre Strahlen senden und ihren Glanz und ihre Fruchtbarkeit verdoppelt werden. Wenn die Politik gegenwärtig diese Frage verachtet oder bei Seite liegen läßt, so muß und wird sie durch andere Hände wieder aufgehoben werden. Möchte sie die Beachtung der denkenden Freunde der Humanität erwecken, welche von dem wahren Staatsmanne nur dadurch sich unterscheiden, daß sie, indem ihre Uhr der seinigen immer vorangeht, statt ihr zu folgen, ihm den Weg bahnen.

Merkwürdig ist es indeß, daß die Politik unserer Zeit, selbst da, wo sie zerrüttet, schwankend, kurzsichtig ist, doch dem entfernten Osten glänzende Anerkennung seiner Wichtigkeit zu Theil werden läßt, ohne sich gerade dessen deutlich bewußt zu sein. Es ist dies ein Vermächtniß verflossener Jahrhunderte, das sie wohl oder übel hat übernehmen müssen, eine unwiderstehliche Überlieferung, ein Strom, gegen den zu schwimmen nicht in ihren Kräften steht, da es der Strom der Zeit ist. Der große Zankapfel unter den Cabineten — sowol der bauerhaften als derer, die wie Sternschnuppen aufeinander folgen, sowol derer, die weitausgreifende Pläne Schritt vor Schritt entwickeln und feste Ideen verfolgen, als derer, die ohne Idee und Plan sind — ist nämlich die orientalische Frage, die in der That weit mehr als die Furcht vor der Propaganda Europa im Zustande einer bewaffneten Beobachtung erhält. Was gibt nun aber der Hinterlassenschaft des Islamismus so großen Werth? Einzig der Umstand, daß er das Verbindungsglied zwischen dem entfernten Osten und Europa macht und zwischen beiden sich niedergelassen hatte. Denn Das, was dem Bosporus und Ägypten ihre Wichtigkeit verlieh und jetzt mehr als je verleiht; Das, was Alexander den Großen bestimmte Alexandrien mit seinem Namen zu bezeichnen, was Konstantin die Penaten des römischen Reichs nach Byzanz verpflanzen ließ, als Rom keinen sichern Aufenthalt mehr bot, was die Khalifen bewog Bagdad zur Hauptstadt ihres Gebiets zu erheben, was die Türken antrieb ihre Anstrengungen zu verdoppeln, um den Halbmond auf der Sophienkirche aufzupflanzen; Das, was dem Genie Leibnitz's seine Denkschrift an Ludwig XIV. über die Eroberung Ägyptens eingab, was Bonaparte nach diesem Lande zog; der Grund, um dessenwillen gegenwärtig Alexandrien und Konstantinopel die Lüsternheit, oder vielmehr das eingestandene und auch offen einzugestehende Streben Englands und Rußlands erregen; Das, warum die Russen so viel Menschen und Geld in scheinbar unfruchtbaren Expeditionen gegen Khiwa und die armen Stämme der Tscherkessen aufopfern, warum England ohne Unterlaß seine geschickten Agenten, seine unerschrockenen Offiziere, seine schwimmenden Citadellen, seine Ränke und sein Gold vom rothen Meer zum persischen Meerbusen, vom Nil zum Euphrat, von Aden nach Buschir schweifen läßt; Das, was im Grunde den zähen Widerstand jeder dieser Mächte gegen die andere und Frankreichs gegen beide motivirt — ich sage nicht: rechtfertigt —, ist nicht die zauberische Lage Konstantinopels, nicht die Fruchtbarkeit des Nilthals oder der Reiz des Euphrats, noch weniger sind es die dürren oder überschwemmten Landstriche am rothen Meere und dem persischen Meerbusen, noch weniger sind es die paar Millionen elender Einwohner, die in den verschiedenen Dependenzien des gewesenen osmanischen Reichs vegetiren: es ist vielmehr der Umstand, daß der Bosporus nebst den Gestaden des schwarzen und des kaspischen Meeres, der Isthmus von Suez nebst dem rothen Meere und Aden, der Euphrat mit Bagdad, dem persischen Meerbusen und Buschir die großen Straßen zwischen Europa und dem alten Asien bilden; es ist der Umstand, daß die Levante die Vorhalle des fernern Asiens, Indiens und Chinas bildet.

Zwei mächtige Kräfte treiben die Völker Europas zum äußersten Osten hin: die eine, mysteriös, instinktartig, unwiderstehlich, scheint im Wirken der Vorsehung, welche die Völker, ohne daß sie sich dessen bewußt wären, leitet, selbst zu liegen; die andere ergibt sich aus dem thätigen, strebenden, unruhigen und unersättlichen Temperament, das die europäischen Völker von den Völkern des Alterthums, deren Erben sie sind, überkommen haben.

Seit den frühesten Jahrhunderten hat unsere Civilisation, ausgehend von dem Hochlande, das den Indus und den Ganges beherrscht, in gemessenem Schritt und mit zeitweiligen Haltpunkten immer sich von Osten nach Westen bewegt. Indem sie sich durch die Aufnahme frischen Blutes auf jedem Haltepunkt erneute, drang sie auf ihrer majestätischen Pilgerschaft vorwärts, Wüsten, Flüsse, Gebirge, die Engen und Arme des mittelländischen Meeres durchschneidend, bis sie längs des Küstensaumes des atlantischen Oceans angekommen war, von der Südspitze der pyrenäischen Halbinsel an bis zur Nordspitze Großbritanniens und der skandinavischen Halbinsel. Hier machte sie eine Pause, um neue Kräfte zu sammeln, und überschritt dann den Ocean. Mit einem kühnen Sprung war sie in die neue Welt eingefallen und bald kannte sie von den Gipfeln der Cordilleren, wie von einem Observatorium von 3500 Lieues Länge,

den letzten Raum erblickten, der sie vom östlichen Rande des alten Continents trennte.

Eine andere Civilisation hat, von demselben Herd ausgehend, den entgegengesetzten Weg, von Abend nach Morgen eingeschlagen. Dies ist die Civilisation des äußersten Orients, des wahren Orients, des großen Orients, der in kurzem der einzige Orient sein wird, denn Europa absorbirt immermehr die Länder und Völker, welche für uns bis jetzt vorzugsweise den Orient ausmachten, weil sie die uns gerade nächstliegenden waren und uns durch den Conflict, in dem sie mit uns standen, ihre Existenz am fühlbarsten machten. Aber diese andere Civilisation, weniger bewegt, weniger kühn als die unserige, hat in China Halt gemacht, und nachdem sie einen vorgeschobenen Posten nach Japan gesendet, hat sie sich auf dem Lande für immer niedergelassen, indem sie sich scheute dem schrecklichen Meere Trotz zu bieten.

Zu der nämlichen Zeit, wo auf diese Weise, vermöge einer allgemeinen und den planetarischen Revolutionen ähnlichen providentiellen Bewegung, unsere Civilisation unbewußt von Osten nach dem Westen hingezogen wurde und so, die Reise um die Erde machend, wieder bei ihrer Schwester im äußersten Osten ankam, suchte sie diese auch auf einem andern Wege, unter dem Einflusse einer andern, wesentlich subjectiven Triebfeder. Der Durst nach Reichthümern und Eroberungen, die Triebe der Sinnlichkeit und des Ehrgeizes waren es, die sie veranlaßten ihre Richtung zu ändern, die Bahn von Osten nach Westen zu verlassen und nach dem Osten zurückzukehren, bald des Handels, bald Eroberungen halber. Aus diesem Antriebe gingen schon der Zug der Argonauten, der Kampf um Troja und die Feldzüge Alexander's des Großen, im Mittelalter die Kreuzzüge, die Factoreien der Lombarden, Genuesen und Venetianer, und in der neuen Zeit die heldenmüthigen Unternehmungen Albuquerque's und Vasco de Gama's, die einen Augenblick glücklichen Versuche der Franzosen unter Ludwig XIV. und endlich die englische ostindische Compagnie mit ihrem Reiche in Asien hervor.

Zu allen Zeiten herrschte unter den europäischen Völkern der Glaube, daß der entfernteste Orient unerhörte Reichthümer bewahre. Immer waren die Menschen der Meinung, daß ferne Gegenden Wunder und Schätze verbärgen. Schon die ersten griechischen Dichter und Philosophen setzten die elysischen Gefilde, die Inseln der Seligen, die Hyperboreer und das gerechte Volk der Äthiopen an die äußersten Grenzen der vom Okeanos umflossenen Erdscheibe. Fruchtbarkeit, mildes Klima, kräftige Bewohner, reine Sitten, alle nur denkbaren Güter wurden den Gestaden des Okeanos beigelegt. Später, als die christliche Erdbeschreibung die Idee von einer runden Scheibe, als der Form der Erde, verdrängt und die letztere zu einer Fläche in Form eines Parallelogramms umgestaltet hatte, lehrte man, daß jenseit des Oceans ein anderes Land liege, in welchem das Paradies befindlich sei und welches die Menschen bis zur Sündflut bewohnt hätten. Herodot, der treue Ausdruck des Wissens wie der Vorurtheile seiner Zeit, stellt als Princip auf, daß die äußersten Enden der Erde die schönsten Erzeugnisse zuertheilt erhalten haben. Diese Meinung drückte, wie Alexander von Humboldt bemerkt, nicht blos den melancholischen aber natürlichen Gedanken aus, daß das Glück fern wohne, sondern sie stützte sich auch auf die Entfernung der Orte, woher die Hellenen den Bernstein, das Zinn, das Gold und die Gewürze erhielten. Da streckte die Chersonesus aurea ihre langen Ufer hin, da lag Salomon's Ophir. Der Glaube, daß der äußerste Orient ein Goldland sei, findet sich auch bei den semitischen Völkern. Die arabischen Geographen Edrisi und Bakui setzen sowol die Silberinsel Sahabet als die Goldinseln Uak-Uak und Galla, wo die Hunde und Affen goldene Armbänder tragen, an die äußersten östlichen Grenzen der bekannten Welt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. Dritter Band. Mit Carsten Niebuhr's Bildniß. Hamburg, Perthes. 1839. Gr. 8. 2½ Thlr.*)

Dieser Band der anziehenden Mittheilungen über Niebuhr enthält dessen Rücktritt ins Privatleben und gelehrtes Leben in Bonn, von 1823—30. Über des letztern Wirksamkeit und Ende gibt ein ungenannter Freund nähere Nachrichten, Bunsen zeichnet seinen Vorgänger als Diplomaten in Rom, ein dritter ungenannter Freund liefert einen Beitrag zu Niebuhr's Charakteristik und Savigny krönt das Ganze mit Erinnerungen an sein Leben und Wirken. So haben wir sammt den eigenen Briefen des Mannes ein geschickt und wohlwollend zusammengesetztes mustvisches Bildniß vor uns; ein Denkmal, wie es jeder sich wünschen mag, der Verdienstliches geleistet und mit seinen Schriften einen Namen in der Bücherwelt erworben.

Wer aus Rom nach Deutschland zurückkehrt, wenn er dort Jahrelang weilte, wird mit aller Liebe des Vaterländischen manchen Schmerz bekämpfen müssen. Ihn fühlt der Sohn Marcus, wenn er sich Abends an den Vater schmiegt und ausruft: „Wie schön geht die Sonne in Italien unter, hier ist kein heller Himmel und kein Meer, und die Häuser und Kirchen sind so häßlich!" In Bonn, welches Niebuhr zum einstweiligen Aufenthalt wählte, empfing ihn zugleich ein feindlicher literarischer Angriff, wogegen unempfindlich zu sein von keinem Schriftsteller verlangt werden darf; es stirbt ein Kind und ein zweites kränkelt; erst nach Überwindung solcher Gemüthsbewegungen, nach Entlassung von der römischen Gesandtschaft, nebst Beibehaltung seines Gehaltes als Wartegeld, eröffnet sich die Stille und Befriedigung eines ganz den Wissenschaften gewidmeten Lebens. Niebuhr hält Vorlesungen an der Universität, arbeitet an seiner „Römischen Geschichte", erfreut sich ihrer guten Aufnahme, selbst in Amerika, nimmt Theil am „Rheinischen Museum", stiftet mit Brandis und andern Philologen eine philologische Gesellschaft, macht kleine Reisen, auch nach Holstein, entwirft den Plan zu einer neuen Ausgabe der byzantinischen Schriftsteller, — da wird er am 6. Febr. 1830 um Mitternacht durch den Brand seines Hauses erschüttert, wobei vieles ihm Unersetzliche zu Grunde geht, Manches sich wiederfindet. Das Haus wird verschönert hergestellt, er bezieht es für den nächsten Winter, allein die Julirevolution mit den ihr folgenden Aufständen in Belgien und Deutschland drückte sein Gemüth — vielleicht durch körperliche Schwäche besonders verstärkt — er sieht ein Zeitalter der Barbarei und des Untergangs hereinbrechen und stirbt nach kurzer Krankheit (Lungenentzündung) in der Nacht auf den 2. Jan. 1831. Neun Tage nach ihm folgte mit gebrochenem Herzen die Gattin ins Grab. Der jetzige König von Preußen hat es mit einem Denkmal geschmückt.

Als Lehrer wirkte sein Vortrag ohne Macht des Organs oder Schönheit des Flusses durch seinen natürlichen lebendigen Eifer und die Fülle der mannichfaltigsten Kenntnisse, Vergleichung des Ältesten und des Neuesten; er wirkte durch Anregung Derjenigen, die Zutritt in sein Haus hatten, durch Aussetzung von Preisen für philologisch-historische Aufgaben, durch Mittheilung und Gespräch auf jeden Freund und Kenner der Wissenschaft, wie er denn selbst seinen Schatz von Einsichten bei regelmäßiger Lebensart täglich erweiterte; was er las, wurde sein Eigenthum, in ursprünglicher oder veränderter Gestalt, er dachte, fühlte, redete, schrieb und handelte aus der ungetheilten Einheit seines ganzen Wesens.

Als Diplomat standen Vorzeit und Gegenwart lebendig vor seinem Geiste. Von dem Geschäft hegte er keine ideale Ansicht, das Vorherrschen hohler Phrasen, die Nichtigkeit und Langweiligkeit des höhern gesellschaftlichen Lebens waren ihm zuwider. Weil dies in seinen Äußerungen (wovon S. 309 ein

---

*) Vgl. die Berichte über den ersten und zweiten Band in Nr. 99 – 102 d. Bl. f. 1838 und Nr. 196—197 f. 1838. D. Red.

Beispiel) oft scharf und offen hervortrat, mußte er sich Verunglimpfungen und Verunglimpfungen anlegen. Eigene Kränklichkeit, die seiner Gattin und die Beschränktheit seiner Mittel hatten ihn oft, ein Amt zu suchen, in Rom hätte es wichtiger Bedeutung als unterstützt; ihm schien ein Glück, pflegte er zu sagen: „daß es in Rom keine Hofdamen gibt, es werde ihm so schwer, eine von der andern zu unterscheiden.“ Seine Geschäfte betrieb er mit gewissenhafter Ordnung, der Geschäftsstyl war eigenthümlich, ohne doctrinair zu sein, auch fließend und leicht. In mündlicher Unterhandlung schien ihm Redlichkeit die höchste Weisheit. Über seine Unterhandlungen mit Rom ist er schon bei Lebzeiten misverstanden worden, er hielt eine bis ins Kleinste gehende policeiliche Beaufsichtigung und verwaltende Leitung der römisch-katholischen Kirche von Seiten des Staats nicht für weise, und ebenso wenig, daß die Regierung den Wünschen einer innerlichen Umgestaltung der römisch-katholischen Kirche in Deutschland sich geneigt zeigen, alle Unterhandlung mit Rom abbrechen, oder sich zum Organe jener Ansichten erklären solle. Er hielt als Philosoph und Historiker das hierdurch Angestrebte für unmöglich. Ein Concordat abzuschließen, war ihm von Anfang an ein unzulässiger Gedanke, er meinte in Folge einer offenen und geraden Verständigung über praktische Punkte, die kanonische Form, der neuen Entwickelung der römisch-katholischen Kirche im Lande eine feierliche Grundlage zu geben. „Wenn er sich in dieser Ansicht täuschte“, sagt Bunsen, „so theilte er diesen Irrthum mit den edelsten Geistern seines Volkes.“ Kann sein, aber nach den Erlebnissen der neuesten Zeit — wenn anders Erfolge den Werth der Gedanken entscheiden — war der Irrthum sehr groß, und es ist der Grundruhm eines Diplomaten, sich über die Gesinnungen seiner Umgebungen (Gegner oder Freunde) nicht zu täuschen, dies sichert ihm zugleich den Gebrauch von Redlichkeit, welche ohne jene Grundlage gefährlich und ein Spielball der Listigen wird; ja, wir lesen in dieser Beziehung eine sehr merkwürdige Äußerung Niebuhr's: „Wie viel leichter könnte ich mir meine Stellung in Rom machen und Manchen hier und dort genügen, ja Beifall ernten, wenn ich nur ein Atheist wäre.“ Der Beifall wäre wol hierin das Unwichtigste, allein Frömmigkeit, wenn sie Einfluß gewinnt auf diplomatische Verhandlungen, muß über Gesinnungen Anderer irre leiten und dadurch ein Verderb diplomatischer Tugend sein, besonders aber zu Rom, im Sinne Niebuhr's oder Bunsen's genommen, gänzlich am unrechten Platze erscheinen.

Niebuhr galt für leidenschaftlich, und freilich äußerten sich seine Neigungen und Abneigungen mit Heftigkeit, jedoch wol nie hat er der Freundschaft unheilbare Wunden geschlagen, und ebenso heftig war sein Gefühl für Ungerechtigkeiten der Mitwelt oder Nachwelt. Vom Mittelpunkt der Persönlichkeit betrachtete er die Geschichte, prüfte fortwährend, aber Widerspruch ohne Durchdringung des Gegenstandes, ein Hinstellen bloßer Möglichkeiten konnte ihn bitter kränken. Er hat durch den großen Reichthum des im Gedächtniß gegenwärtigen Stoffes und seiner Combinationen fast immer durch sich selber, selten durch Andere bessere Überzeugung gewonnen. Und wenn durch den Gegensatz einer Combination mit der zweiten das Ergebniß an Sicherheit und Festigkeit zu verlieren scheint, so gehört dieses zum unvermeidlichen Schicksal aller Geschichte überhaupt. Savigny sagt über das gedruckte Werk der römischen Geschichte, dem er in seinen verschiedenen Bearbeitungen nahe gestanden: „er wolle sich nicht anmaßen, ein eigentliches Urtheil darüber auszusprechen“, theils wegen der dazu nöthigen seltenen Vereinigung mannichfaltiger Kenntnisse, dann weil es uns zu nahe stehe und unvollendet geblieben. Wie viel Einzelnes von den neuen Behauptungen als bleibende Wahrheit sich erhalten werde, lasse sich noch auf keine Weise übersehen, aber dem Einfluß derselben auf jede neue Forschung in diesem Gebiet könne sich Niemand entziehen, die Nichtvollendung des Werks sei sehr beklagenswerth, da die vorhandenen Theile eine Gattbehandlung, in welcher die Geschichte mit so vielfacher Untersuchung so unvermeidlich gemischt sei, daß die vollständige Begründung des Lesers fast unüberwindliche Schwierigkeiten entstehen. Bei einer Vergleichung der ersten Ausgaben mit den späteren erscheine der Unterschied oft so groß, daß eine aus Letzteren überhaupt gefährdende Mündlichkeit der Ansichten mit Widersprüchen gefunden werden könne, die doch nur scheinbar vorhanden seien. Diese Geschichtswerk hatte seine Geschichte, bei Erscheinung der ersten Ausgabe hatte Niebuhr Italien noch nicht gesehen. Wegen seiner politischen Gesinnung ihn zu verdächtigen, was geschehen, darf der Böswilligkeit zugeschrieben werden, und der Freund rechtfertigt den Verstorbenen vollkommen; in Hinsicht des Gangs wird eine nicht überall gleich Vollkommenheit eingeräumt, aber dessen Wahrheit und Fortschritt mit Recht gerühmt; ja, wenn der Freund in seltener Maßgebung besitzt, was dem Verstorbenen mangelte, so wird dadurch das Urtheil des Ref. über Geschichtschreibung bei Anzeige des ersten Bandes unsers Blattes hinreichend bestätigt.

Mit Bedauern vermißt der Leser vorliegenden Bandes nähere Angaben über das Project einer Nationalbank und das bäuerliche Eigenthumsrecht in Westfalen, in welcher Angelegenheit Niebuhr eine Zeit lang stark beschäftigt gewesen. Nicht einmal, ob seine Opposition entschieden gefruchtet, erfährt man aus den allgemeinen Lebensnachrichten und den Andeutungen der Briefe. Ihm selber lag die Verhinderung des Planes sehr am Herzen, welches sich bei der Bedenklichkeit und der Gefahr aller Bankeinrichtungen vollkommen begreift. Er klagt gleich im Anfang, manche Sachen seien im Zuschnitt verdorben, das Project sei verderblicher und unhaltbarer, als er sich gedacht; es sei ein System von Agiotage, bei dem mancherlei viele und bedeutende Personen ihren Vortheil hätten; er hoffe das Täuschende darzulegen, rechtschaffene Männer müßten ihm beistimmen; er halte es für gar zu verderblich, und sehe doch die Gefahr, daß es durchgehen könne; ließ man nur offenen Gefecht zu mit ehrlichen Waffen; eine veränderte Vorlage sei wol weniger verderblich, aber könne deshalb nicht gehen, die Agiotage gewinne nicht genug dabei; es sei ein Aufsatz erschienen, der Alles zugebe, was man dem Papiergeld Böses nachsagen könne, aber darthun wolle, daß eine Association von reichen Banquiers alle denkbare Sicherheit gewähre; die Commission habe Veränderungen vorgeschlagen, es sei über viele Punkte nachgegeben, z. B. die Lockspeisen für die Finanzen ganz weggefallen, aber die Sache dadurch für den Staat nicht um ein Haarbreit weniger mislich; er habe die letzte Eingabe an den König gemacht und so zum viertenmal über dieselbe Sache geschrieben und immer mit denselben Gründen ein und dasselbe bekämpft; — damit ist alle weitere Erwähnung zu Ende. Ein helleres Licht hätte schwerlich der Auffassung des Niebuhr'schen Verdienstes als Staatsmann und Patriot geschadet, und die geflissentliche Verhüllung scheint aus Rücksichten geschehen, welche der Leser nicht tadeln darf, weil er sie gleichfalls nicht kennt, nur muß er für sich und den Mann wünschen, der Schleier sei weniger undurchdringlich.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Bei Coquebert in Paris erscheint eine Reihenfolge von Romanen unter dem Titel: „Les enfants de Paris; mœurs parisiennes“. Den Anfang macht: „L'armoire de fer, histoire d'autrefois“ (2 Bde.), von E. Vander-Burch; anschließen werden sich: „Zizi, Zézo et Zizu, histoire de trois singes“, „Le paletot à salade, histoire de soixante-sept maisons“, „La maison maudite, histoire de cent ans“, „Le heures d'invention, histoire d'une marmotte“, „L'homme de paille, histoire d'un fainéant“, „Le général Polichinelle, histoire de huit révolutions“. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag. — Nr. 123. — 3. Mai 1841.

Europa und China.

(Fortsetzung aus Nr. 122.)

In dem nun folgenden Abschnitte zeigt der Verf., wie das Streben, den äußersten Orient durch ein Durchschiffen des Oceans von Osten nach Westen aufzufinden, die Veranlassung zur Entdeckung Amerikas ward. So interessant dieser Abschnitt auch in historischer Hinsicht ist, indem er nachweist, wie die Entdeckung Amerikas durch Colombo nicht das zufällige Ergebniß einer abenteuerischen Expedition, sondern das Resultat einer weltgeschichtlichen Bewegung war, so glauben wir ihn doch übergehen zu können, da er einestheils nur in mittelbarer Beziehung zum Thema des Aufsatzes steht und mehr eine Abschweifung bildet, anderntheils aber nichts Originelles liefert, indem er ganz nach A. v. Humboldt's „Histoire de la géographie du nouveau continent" gearbeitet ist.

Der Gedanke, der Colombo beseelte — fährt der Verf. weiter fort —, bietet sich jetzt Europa von neuem dar, oder drängt sich ihm vielmehr auf. Vergleicht man das heutige Europa mit dem vor 300 Jahren, so erkennt man deutlich, daß der kritische Zustand gegenwärtig noch entschiedener ist, daß wir noch mehr als die Zeitgenossen Colombo's in vollkommener Umgestaltung begriffen sind, daß die moralischen, intellectuellen und materiellen Geburtswehen, deren Beute die Staatsgesellschaft jetzt ist, weit heftiger, thätiger und allgemeiner sind als damals. Der Raum, auf welchem diese Umgestaltung vor sich geht, ist weiter, denn ganz Europa nimmt daran Theil und Amerika ist von einem Pol zum andern davon gequält. Im Schooße jedes einzelnen Landes ist die Quantität der Bewegung — um mich eines Ausdrucks aus der rationellen Mechanik zu bedienen — beiweitem bedeutender, es gibt im gesellschaftlichen Körper keine Fasern, die dazu nicht ihr Theil beitrüge. Dies kommt daher, daß die Entwickelung jetzt vorzugsweise democratisch ist, was vor 300 Jahren nicht der Fall war. Die Bewegung, die Leidenschaften, die Hoffnungen, die Gefühle, wie sie damals nur bei Einzelnen vorkamen, finden sich jetzt bei Allen. Wenn es damals, um den Völkern eine ihrem Aufschwung, ihrem Thatendrange entsprechende Beschäftigung zu gewähren, nöthig war, ihnen eine ganze neue Welt zu bieten, in der nur die unbelebte Natur zu besiegen, das physische Dasein umzugestalten war — wird es für das gegenwärtige Europa zu viel oder genug sein, wenn es einen Kampfplatz erhält, auf dem es seine Thätigkeit gegen Völkerschaften, zahlreicher als seine eigenen, versuchen kann? Ein neuer fast wüster Continent genügte, das überströmende Leben unserer Väter zu beschäftigen; die Völker der Gegenwart bedürfen mehr. Sollte das so sehr von ihnen begehrte Ziel, der Osten Asiens, ihnen wirklich zufallen, so würden sie nicht blos neue Länder — denn welche Inselgruppen umgeben nicht Asien auf seiner Ostseite —, sondern auch eine neue Menschheit in demselben finden, einen Gegenstand also, den höchst kitzlich zu behandeln und schwer zu gestalten ist, wenn man die frühere Brutalität, mit der doch Europa für immer gebrochen hat, verschmäht, der jedoch auch den höchsten Ruhm in seiner Bewältigung bietet und die auf ihn verwendeten Mühen mit reichen Zinsen lohnen wird. In der That, man sieht nicht, welcher andere Gegenstand der Erwartung großer Ereignisse, welche die Köpfe in Gährung erhält, und dem Umfange der Kräfte entspräche, die einmal vorhanden sind, zitternd vor Ungeduld, ans Werk zu gehen.

Dies könnte man zwar ein Utopien, eine Phantasie nennen. Das letztere mag es sein. Träume sind zwar Lügen, aber jede Phantasie ist noch nicht ein Traum, und diese ist am allerwenigsten in die Luft gebaut; sie beruht auf den Überlieferungen des menschlichen Geschlechts, auf seinen Tendenzen, wie sie die Geschichte offenbart, auf seinen gegenwärtigen Bedürfnissen.

Es wird Europa nicht an klugen und höchst wohlgesinnten Leuten fehlen, voll von Philanthropie und Kenntnissen, die ihm eifrig vorstellen werden, daß es Zeit, Mühe und Blut besser anwenden könne als zur Realisirung jener Phantasie; denn in der That wird es ohne einen blutigen Stoß auch nicht möglich sein, die Schranken, die uns vom äußersten Orient trennen, niederzureißen. Sie werden Europa die Süßigkeiten eines friedlichen, ehrbaren und geordneten Lebens, die Ruhe der gesellschaftlichen Bewegung und die Freuden des häuslichen Glücks bei einer wohl regierten Nation ausmalen, die darauf verzichte, nach Abenteuern zu laufen und ehrgeizige Entwürfe zu verfolgen, und sich vielmehr der eigenen Vervollkommnung und Ausbildung widme. Sie werden den Regierungen rathen, ausschließlich materielle Unternehmungen zu begünstigen, die öffentlichen Bauten zu vervielfältigen, hier Banken, dort Schulen zu errichten, die Ackerbau-, Manufactur- und Handelsindustrie zu unterstützen, die Arbeit zu organisiren, um den Arbeitern Sicherheit zu gewähren und ihnen das Gefühl ihrer Würde einzuflößen. Sie werden beweisen, daß die Aufregung der Völker sich um diesen Preis legen, die erschütterte öffentliche Ordnung sich wieder befestigen, die so sehr gesunkene öffentliche Sicherheit wiederherstellen und man bald sehen werde, wie die den Horizont von Europa verdunkelnden Wolken sich wieder zerstreuen.

Schönklingende und wohlgemeinte Vorlesungen lassen sich über dies Thema halten; Europa wird sie genugsam anhören müssen; es wird sie auch sehr verständlich finden und ihnen seinen Beifall schenken; aber wenn es diese Rathschläge befolgt, so wird es dies nur zur Hälfte thun. Als der Philosoph und Schönredner Cyneas seinen Freund Pyrrhus ermahnte, seinen verwegenen Kreuz- und Querzügen zu entsagen und ohne weitere Frist der Ruhe sich hinzugeben, die er sich erst am Ende seiner Eroberungen zu genießen vorgesetzt hatte, fand der König sicherlich, daß sein Rath als höchst verständiger Mann gesprochen habe; dessenungeachtet trieb er es wie zuvor und ließ jenen nur reden. Europa wird weisen Vorschlägen gewiß weniger unzugänglich sein. Es wird die meisten ihm empfohlenen Verbesserungen bei sich in Ausführung bringen, wenn deren Ge-

mäßheit und Wirksamkeit ihm erwiesen sind; aber es wird deshalb nicht einwilligen, sich auf sein Gebiet zu beschränken. Wir sind keine Leute, die chinesische Mauern um sich herumbauen, im Gegentheil, wir wollen selbst nicht erlauben, daß andere welche errichten, und machen sogar die Prätension, diejenigen, welche schon errichtet sind, wieder niederzureißen. Sich in die Angelegenheiten Anderer zu mischen, bei dem Nächsten einzuschreiten, die Welt mit Wort oder Gewalt zu meistern, bald durch Handlungen Einzelner, bald durch Demonstrationen der Regierungen, hier durch diplomatische Unterhandlungen, dort durch Kanonenschüsse, das ist für die Natur der Europäer ein dringendes Bedürfniß, dem sie sich nicht nach freiem Belieben entziehen können, denn Völker wie Einzelne widerstreben vergeblich ihrem natürlichen Temperament. Vielleicht wären wir glücklicher, wenn wir anders wären; das läßt sich vielleicht mit guten Gründen durchführen. Denn der Mensch, der sich am besten zu beherrschen weiß, ist auch der, der sich am besten zu befriedigen versteht; dagegen ist der, dessen Gedanken und Wünsche keine Grenzen kennen, auch ungezügelten Leidenschaften unterworfen. Aber die europäischen Völker sind und die Völker des Alterthums, von denen wir abstammen und deren welthistorische Aufgabe wir fortsetzen, waren nun einmal so, und lange noch werden wir so bleiben; denn, ohne die höchste Güte der Vorsehung zu verkennen, kann man doch annehmen, daß dies der Stachel ist, mit dem sie uns vorwärts treibt, und daß sie nicht eher aufhören wird uns von Unternehmung zu Unternehmung, von Abgrund zu Abgrund, von Klima zu Klima und von Continent zu Continent rastlos zu führen, als bis wir das uns aufgegebene Werk vollendet haben, nämlich das, die Ringe der Kette allgemeiner Harmonie und Brüderlichkeit um unsern ganzen Planeten durch alle Hindernisse hindurch zu entrollen und zu befestigen, und für immer die beiden Endpunkte, das Alpha und das Omega, den Orient und den Occident, fest miteinander zu verbinden.

Man wird den Europäer nie dahin bringen können, sich lediglich auf den häuslichen Herd, oder selbst nur auf den Umkreis des Vaterlandes zu beschränken. Er bedarf eines öffentlichen Lebens ebenso sehr als eines häuslichen; er muß sich als Mitspielender irgend welcher Art bei einem Drama fühlen, in welchem es sich um das Geschick des Vaterlandes und des ganzen menschlichen Geschlechts handelt. Liegt hierin nicht der Beweis, daß Europa die Geschicke der Menschheit anvertraut sind?

Gewiß, Niemand weniger als ich ist wol fähig Das zu schmähen, was er früher aus allen Kräften angepriesen hat; nie wird es mir einfallen den Bau von Eisenbahnen, Kanälen und andern öffentlichen Bauten, mit einem Wort, die materiellen und positiven Verbesserungen überhaupt zu bekämpfen; noch immer halte ich dafür, daß die Politik der materiellen Interessen die Wohlfahrt der untern Classen, die diese ebenso sehr ersehnen wie verdienen und zu der sie durch den Schweiß ihrer Arbeit berechtigt sind, sichern werde; noch immer glaube ich, daß diese Politik allein den Gegnern des monarchischen Regierungssystems, die den Volksmassen die Erfüllung ihrer Wünsche versprechen und zur Unterstützung des republikanischen Systems ein glänzendes Gemälde von dem Wohlstande des Handwerkers und Landmannes in den Vereinigten Staaten Nordamerikas entwerfen, den Mund verschließen werde: dennoch aber müssen wir uns hüten, die Wichtigkeit und die Bedeutung der materiellen Politik in Betreff der Krisis zu übertreiben, die gegenwärtig in ganz Europa überhaupt und insbesondere in Frankreich die Gesellschaft quält und bis in ihre innersten Fugen erschüttert. Das leidenschaftliche Element ist außerordentlich in Frankreich entwickelt. Diese Leidenschaften bedürfen einer Nahrung; nun wird man aber Europa nie leidenschaftlich für öffentliche Bauten — obgleich von allen positiven Verbesserungen diese die evidentesten sind und am thatsächlichsten dem Sinne des Volkes sich aufdringen —, noch für den Gewerbfleiß überhaupt einnehmen. Nie wird in Europa — wenigstens nicht für längere Zeit — die industrielle Tendenz enthusiastisch und fieberhaft werden. Und doch bedarf Europa, und Frankreich insbesondere, des Enthusiasmus; beide können ihn ebenso wenig entbehren als das tägliche Brot.

Dies ist ein Übel! wird man sagen. Das ist wol möglich, obgleich ich das Gegentheil glaube; jedenfalls aber ist es eine Thatsache, die man nicht ändern kann, sondern hinnehmen muß. Niemand wird es dahin bringen, daß die Liebe zum materiellen Wohlbefinden dem Kopfe wie dem Herzen der europäischen Völker Genüge leiste. Sie sind von viel zu edelm Stoffe, als daß die Erwerbung von Reichthümern oder der Epikureismus, mag er auch noch so sehr durch den Glanz der Künste gehoben werden, lange Entzückungen in ihnen hervorbringen, oder ihnen andere als vorübergehende lebhafte Sympathien einflößen könnte. Sie streben nach materiellen Verbesserungen, weil sie, wenn sie den Fortschritt der Civilisation wollen, auch das Material dazu wollen müssen, da jener ohne dieses nur eine Fiction, ein Schatten ohne Substanz wäre. Aber nur in Zwischenzeiten vermag die Sorge um dieses Material die Völker ausschließlich zu beschäftigen. Diejenigen Classen, die an dem Material am meisten Mangel leiden, die armen, verstehen sich vielleicht noch weniger als die andern dazu, ihm ihr ganzes Dasein zu widmen. Der absolute Cultus der Materie, die ausschließliche Vergötterung der Industrie würden für die europäischen Völker tausend Gefahren mit sich führen. Es ist ein Unglück für kräftige Naturen, sie auf eine Aufgabe, die unter ihren Kräften liegt, und auf einen Gedanken, der nicht ihre ganze Geisteskraft in Anspruch nimmt, beschränkt werden. Gelänge es die Völker Europas in den Umkreis ihrer materiellen Interessen einzupferchen, versuchten sie dieselben zum einzigen Gegenstand ihrer durchdringenden Intelligenz und ihrer kräftigen Leidenschaften zu machen, so würde man sie bald den Wohlstand in ungeheuern Orgien vergeuden, die Geschäfte in eine kolossale Agiotage verwandeln und sie selbst im Schlamm eines ungezügelten scheußliche Habgier Sensualismus sich wälzen und durch eine Ohnmacht begegnete, herabwürdigen sehen. Man weiß, was den . . . . Wollte als sie in ihrem Reiche sich abgeschlossen hätten, weder zufrieden Europa sich auf sich beschränken, so würde es Befriedigung nur noch ruhig sein; für dasselbe ist Ruhe und die innerhalb unter der Bedingung möglich, daß es die Fluten verbreite. seiner Grenzen murrend rauschen, nach außen hin.

(Der Beschluß folgt.)

Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr aus Briefen desselben und aus Erinnerungen seiner nächsten Freunde. Dritter Band.

(Beschluß aus Nr. 122.)

Fragen wir uns nun über das Lebensganze, was es vorliegt, so macht es, besonders für den letzten Abschnitt des traurigen, ja tragischen Eindruck. Tragisch ist der Verlust Hauses, die Einbuße werther Sachen, der Verlust von Manuscripten, das Wiedereinziehen der Ehegatten, als die fische Julirevolution den Historiker im Innersten erschütterte, dann sein eigener und bald darauf der Gattin schnelle Tode. Allein auch vorher verbreitet sich über das Leben eine Nichtbefriedigung, die selbst mit der Zahl 7 (Sättigung nicht ohne Bangen etwas Bedeutendes, Erfüllung, Vertiefung oder wenigstens Veränderung ahnen läßt. Man gewahrt einen ausgezeichneten Geist, der die stets gewünschte Muße zur reichen Pflege der Wissenschaften findet, in einer für die Jugendbildung günstigen Universitätsstadt an den Ufern des grünen Rheins, wo er Eigenthum eines Hauses und Gartens gewinnt, thätig und anerkannt als Schriftsteller, voll Freude über die Mittheilung und das Fruchtbringende seiner Vorlesungen, umgeben von einer ihn verehrenden Jugend, welche durch ihre Beihülfe sogar größere, dem Einzelnen zu weitschichtige literarische Unternehmungen gestattet, der sich selber nicht sagt: „das Alter mahne, zu ergreifen und zu genießen", der eine Familie um sich aufblühen sieht; — was fehlt zum menschlichen Erdenglück? Kränklichkeit, die öfter ein Leiden, ist

ein Übel; allein sie herrscht nicht ununterbrochen und wird ertragen und bekämpft. Dennoch durchziehen trübe Äußerungen eigener Art die Briefe: Niebuhr hegt eine ungünstige Meinung vom Stande der Gelehrten — findet die Literatur in Bonn so gut wie todt und den moralischen Zustand der Nation traurig — hat keinen Menschen, mit dem sich über seine Arbeit reden läßt, und mit den Büchern steht es schlimmer als zu Rom — in der trivialen Gesellschaft ist jeder klüger als ich — allgemeine gesunde Vernunft und Sitte sind nicht unter uns, wie sie es bei unsern Vorältern waren — die Arbeit wird gestört, oft ist alle Stimmung zur Composition fort — ihm fehlt Veränderung — er vermißt einen Geistesverkehr, der das Schlummernde hervorruft, das ist nun einmal versagt — ihn gereut nicht seine Wohnung in Bonn zu nehmen, da er einmal ein anmuthigeres und reizenderes Leben verlassen, wovon beim Zurückdenken die Augen feucht werden — er fühlt sich stumpf und kleinmüthig — spricht im Bade Nenndorf von unerträglicher tödtlich langweiliger Existenz — sitzt an der Arbeit, aber sie will nicht fließen — ist gesund, aber in keiner energischen Geistesstimmung — die Welt schläft ein, Erschütterungen lassen die Menschen leidend, die Indifferenz ist greulich — es liegt ein schwerer Druck auf seinem Gemüth u. s. w. Dazu gesellt sich dem Historiker und Politiker — wie einem Arzte, der bei Krankheitssymptomen das schlimmste Mögliche fürchtet — eine bange Ahnung schrecklicher Ereignisse, er sieht wehmüthig auf die untergegangene Welt, welche die Revolution wegriß, kein neuer Frühling ist gekommen — daß die Ruhe, welche wir nun im Abendlande 12 Jahre genossen haben, uns lange bleiben könne, ist sehr unwahrscheinlich (1827) — er geht in das neue Jahr (1827 Dec.) mit trüben Besorgnissen — ein Krieg droht Deutschland so gewiß als andern Ländern (1828) — Erfreuliches ist auf keinen Fall denkbar — alle Wissenschaften und Musen werden verscheucht, wir eilen in Deutschland im Fluge der Barbarei zu — seine Traurigkeit bezieht sich auf die Ausartung wie auf die Knechtschaft und Verheerung unserer Nation — ja er äußert sogar 1824: ein tüchtiger fremder Eroberer, mit einer Auswahl achtungswerther fremder Machthaber, könnte allein die Nation zu etwas Besserm zurückrufen!!!

Ref. erinnerte sich hierbei eines Geständnisses des durch Gesundheit, äußere Lebensverhältnisse, große Gaben und Ruhm in seltenem Maße begünstigten Goethe: Er wisse in seinem langen Leben kaum vier vollkommen glückliche Tage. Ist dies vielleicht eine Wiegenmitgift der Ausgezeichneten durch Umgebungen und die Welt Gehobenen, welche das Schicksal des gewöhnlichen Daseins und Wirkens nicht kennt?

In Bezug auf Niebuhr entwickelte sich mir Folgendes. Ein Leben zwischen den Schienen der Gelehrsamkeit, wenn diese frohen Genuß und leichte Bewegung desselben zu hindern scheinen, gleicht dem Leben eines Reichen, dem sein Besitz keine geringe Last ist, weil die Erhaltung und Vermehrung desselben unruhige Sorge und Mühe, Aufmerksamkeit nach verschiedenen Seiten stets erfodert, und der Gedanke hinzutritt, den Reichthum für sich und Andere würdig zu gebrauchen, darüber dann Plane sich bilden, die verfolgt werden müssen; von Allem, was hemmend entgegentritt, unangenehm berühret und gestört, mit dem Errungenen nie befriedigt, indem das Gewollte doch ein ganz Anderes gewesen. Jeder Genuß und Werth des menschlichen Lebens besteht nun freilich in Thätigkeit, im Fortschritt der Aneignung und glücklichem Gebrauch der Gaben; allein ohne eine gewisse Ruhe, welche darüber schwebt — religiöse Erhebung, als die höchste, steht dadurch mit dem irdischen Glück in genauester Verbindung, obgleich sie dieses nicht verheißt —, welche die Richtungen der Thätigkeit wie des Gebrauches bestimmt und das Erreichbare mit dem darüber hinaus treibenden Fluge der Gedanken und Wünsche in Übereinstimmung bringt, mit Genügsamkeit des Erreichten sich freut, ist kein Erdenglück je gediehen, besonders nicht im stillen Kreise der Contemplation und des Umgangs mit der Bücherwelt ohne äußere entschieden forttreibende Verhältnisse und drängende Umstände — die Unruhe erzeugt sich auf eigenem Grund und Boden und aus eigener Gewalt, der Wille weitet sich aus über die Grenzen der Kraft wie des menschlichen Lebenstraums, und ehe darin irgend eine Ausgleichung eingetreten, ist der Wallfahrt Ende da, alles war Mühe und Arbeit, Freunde und Genossen stehen betroffen und erschüttert. Vielleicht sind in dem Leben jedes ausgezeichneten Schriftstellers ähnliche Spuren trüber Verkommniß zu finden, und das subjective Trauergefühl Dessen, der darunter leidet, hat Ref. einst Welthypochonder genannt, sowie man die objective Erscheinung solches Schicksals eine Tragödie der Gelehrsamkeit und Geistesgaben nennen könnte. Hierdurch wird der Ausspruch des jüngern Plinius: „Beatos puto, quibus deorum munere datum est aut facere scribenda, aut scribere legenda; beatissimos vero, quibus utrumque“ *), bedeutend eingeschränkt. Inzwischen hat er seine Wahrheit, und so ist er als Motto gewählt für eine mit dem dritten Bande gleichzeitig erschienene Schrift:

Barthold Georg Niebuhr's Brief an einen jungen Philologen. Mit einer Abhandlung über Niebuhr's philologische Wirksamkeit und einigen Excursen, herausgegeben von Karl Georg Jacob. Leipzig, Vogel. 1839. Gr. 8. 1¼ Thlr.

Der Verf. ist gar nicht der Ansicht, daß unsere Gymnasien lediglich Philologen bilden sollen, aber er ist der festen Überzeugung, daß es für das Ziel wissenschaftlicher und künstlerischer Ausbildung keinen wahrern Weg gibt, als das Aufnehmen der Alten, sonach auch das Erlernen der alten Sprachen, und den Worten Goethe's: „Möge das Studium der griechischen und römischen Literatur immerfort die Basis der höhern Bildung bleiben“, werden Viele unbedingt beistimmen, und auch Ref. selber, der in diesem Sinne den vortrefflichen Brief Niebuhr's empfahl. Haben in neuerer Zeit Manche hiergegen sich erklärt und allerlei Realien und brauchbaren Kenntnissen für die Gegenwart den Vorzug gegeben, dadurch dann jene Grundlage für Gymnasien zu erschüttern gesucht, so vertheidigen mit Recht die Schulmänner ihr altes Fußgestell. Es beruht hierin Alles auf dem Maß und auf der Verträglichkeit anderer Anfoderungen mit jener Grundlage, inwiefern auch den Gegnern der alten Sprachen Einiges eingeräumt werden darf. Der Verf. (ein Schulmann zu Pforta) beschränkt sich auf einige Zugaben, zu denen ihm Niebuhr's entschiedene Äußerungen und warme Empfehlungen des Lateinschreibens Veranlassung geworden sind. „Das Lateinschreiben“, sagt Niebuhr, „ist eine herrliche Schule alles guten Styls.“ Er sagt es im Briefe an einen jungen Philologen, und so ist nichts dawider zu erinnern. Aber ganz allgemein gesprochen, behaupten die Worte zu viel, und gegen diese Allgemeinheit erheben sich die Stimmen eines J. H. Voß, Jean Paul, eines Pauli, Klumpp, auch in ihrer Weise der Männer des jungen Deutschlands, welche der Verf. anführt und nun den Spruch Niebuhr's in voller Allgemeinheit zu rechtfertigen sucht. Ref. muß sich hierin auf die Seite seiner Gegner stellen, nicht allein, weil mehre Wege nach Rom führen, sondern auch, weil menschliche Bildung in Wissenschaft und Sprache nach verschiedenen Gestaltungen zur Wirklichkeit gedeihen kann und deswegen von einer Erziehlehre nicht mit strenger Einseitigkeit aufgefaßt werden soll. Indem der Lateinstreit noch gegenwärtig unentschieden ist und vielleicht noch lange unentschieden bleibt, will Ref. zur Erhellung des Streitpunktes und Stütze seines eigenen Urtheils einige Gründe anführen.

Gilt das Lateinschreiben nicht als Zweck, sondern als Mittel zum Zweck, womit Hr. Jacob sich „durchaus einverstanden erklärt, und daß keine vernünftige Lehranstalt es anders betrachte“ (S. 156), so muß es vollkommen zulässig

*) Ich achte Diejenigen glücklich, denen von den Göttern gewährt wurde, Aufzeichnungswürdiges zu thun, oder Lesenswerthes zu schreiben; die Glücklichsten sind, denen beides zufiel.

genannte worden und steht unsern Schuldeutschen, die meist lange in den Schulen vergeblich abmühsig gehauen werden, nicht allein gleich, sondern verdient manchen Vorzug, bei der Wahl hervorgezogen und man könnte blos dagegen einwenden, daß die Fertigkeit im lateinischen Ausdruck nur „die Frucht jahrelangen methodisch betriebenen Übungen" (S. 150) ist, demnach als Mittel zu viel Zeit in Anspruch nehme. Abgesehen indeß von dieser Nebenrücksicht, die etwa durch gute Zeiteintheilung zu heben ist, was kommt gewöhnlich heraus? Ein halb altes, halb neumodisches, halb deutschthümliches Mischlatein, welches gerade Demjenigen, der es genießen soll, sonach die Alten kennen muß, sehr widerlich ist. Schreibt Jemand freilich, wie Hermann und Eichstädt, dann gewährt es allerdings besondern Reiz, wie vortrefflich die Landsleute sich in fremder Toga bewegen. Aber wie Wenige schreiben gleich ihnen! Man erinnere sich des sonst gewiß ausgezeichneten Göttingers Heyne. Bleibe jedoch dem eigentlichen Philologen diese Aufgabe gestellt, da mag ihm eine gute Lösung derselben zu empfehlen, eben warum Andern sie als eine nothwendige vorhalten, die nach aller Wahrscheinlichkeit nur ein klägliches Ergebniß bringen? Zugestanden, das junge Deutschland, seit dem Antigöttinger Heine und Börne, verstehe, wie Eichstädt sagt (S. 157), wenig von classischem Studium, so schreibt es doch ein gutes Deutsch, besser als mancher Lateiner der alten Schule, und rühmt sich nicht ohne Grund seines Stils. Der Ruhm ist also ohne Lateinschreiben gewonnen.

Und ferner: Jeder Gedanke des Menschen vereint sich am unmittelbarsten und natürlichsten mit der Muttersprache, mit denjenigen Lauten, an denen die ersten Empfindungen und Begriffe des Kindes wach geworden, und in einer lebendigen Einheit des Gedankens und Wortes besteht eben das Classische der Rede. Jene vortrefflichen Lateiner des 15. und 16. Jahrhunderts, wie Erasmus von Rotterdam, waren mit dem Latein gleich einer Muttersprache aufgewachsen, hatten es gehegt und gepflegt, ihnen ganzen Witz und Scharfsinn für Eleganz desselben aufgeboten; Luthern, dessen Kraft das Deutsche ergriff, war nun mustergültig in diesem. Soll man nun, bei vorhandenem Werth und Reichthum deutscher Muttersprache, bei dem angeborenen Zuge zu ihr, der allgemeinen Faßlichkeit für deutsche Leser, die Jugend abquälen, sich ein fremdes Sprachgebiet, welches nicht im Leben, sondern blos in Büchern zu finden ist, anzueignen, um für wenige Kenner Wohlgefälliges zu leisten; zumal eine gute Handhabung des Deutschen gar nicht leicht ist und fortwährend des Schriftstellers Aufmerksamkeit und strenge Zucht erfodert? Natürlich kommt einzig das Schreiben des Lateinischen in Frage; denn für das Lesen der römischen Classiker muß Jedem die Sprache geläufig sein, wenn er den Geist der Alten auf sich wirken lassen und sie als Muster des Vortrags erkennen will; daß aber ein solches Lesen ohne Schreiben unmöglich sei, ist zu viel gesagt, wenngleich F. A. Wolf richtig bemerkt: „nur die Fertigkeit (wenigstens der Sinn dafür), nach Muster der Alten zu schreiben (nämlich deutsch), befähige uns, fremde Productionen gleicher Art ganz zu verstehen" (S. 164), nämlich das Verdienst des Vortrags völlig zu würdigen. Ebenso richtig warnt Niebuhr vor der Annahme einer Manier, zu welcher das Nachahmen des Fremden leicht verführen kann — Peter Bembus giebt davon ein Beispiel —, obgleich wiederum die Jugend sich an der Nachahmung des Vortrefflichen emporarbeiten muß, was der Verf. S. 169 mit Cicero behauptet, und diesen als Muster für die Nachahmung empfiehlt. Gedenken wir nun dieses Römers, der die lateinischen Schulen beherrscht, der neuerdings wegen seiner Eitelkeit und Empfindlichkeit zu sehr herabgesetzt, wie vordem seiner Verdienste halber zu hoch erhoben wurde, so muß ihn gewiß Jeder als einen großen und in seiner Art einzigen Redner preisen. Wer inzwischen mehre Reden hintereinander liest, entflieht schwerlich dem Geständniß einer Übersättigung durch wiederkehrende für sich allerdings ansprechende Formen und Wendungen, indem eine zur zweiten Natur gewordene Kunst die in jeglicher Kunst zu fodernde erste Natur verdrängt. Eben darin ist diese seine Kunst unserer deutschen Art und Weise sammt der Sprache selbst fremdartig, und Ref. möchte für den in lateinischen Schulen ewig deutschen Cicero nur eine einzige Übersetzung wünschen, die sich als wahres Deutsch lesen und schreiben ließe. Ein vollkommener Ciceronianer — etwa ein eleuder Wurst, wie diesen Jean Paul nannte — könnte mit seinem ganz in Cicero verwandelten Geist und Buchstaben keinen guten deutschen Vortrag zu Tage fördern. Diesen aber zunächst verlangt die Ehre Deutschlands, des deutschen Schriftstellers und der gesammten Nationalbildung. Mag es gut sein, Werke wie „Das Leben Jesu" von Strauß (S. 165) lateinisch zu schreiben — solches gehört zur Gedankenpolitei, nicht zur Erwägung vollendeten Vortrags.

Übrigens scheiden wir von dieser Schrift über Niebuhr mit Dank für die sorgfältige Zusammenstellung seiner philologischen Verdienste, seiner Forschungen und Entdeckungen in Handschriften, der Streitigkeiten mit Abbate Mai und Andern, wodurch die „Lebensnachrichten" sich angenehm ergänzen.

Friedrich Köppen.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten von den Monaten Januar und Februar 1841.)

Mehre pennsylvanische Blätter liefern Berichte über die neulich zu Harrisburgh geschlossene Mäßigkeitsconvention. Dieselbe bestand aus mehr als 100 Abgeordneten aus verschiedenen Theilen des Staates Pennsylvanien. Senator Ewing wurde zum Präsidenten, Dr. Burgin, Senator Kingsby und Professor Caldwell zu Vicepräsidenten erwählt. Die Convention beschloß einmüthig, daß die Fabrikation, der Verkauf und der Genuß geistiger Getränke im gegenwärtigen Zustande der menschlichen Gesellschaft als moralisch unrecht zu betrachten sei, daß kein Freund der Mäßigkeit Häuser zu den ebengenannten Zwecken vermiethen kann, ohne an dem dadurch bewirkten Unrechte Theil zu nehmen, daß die Freunde der Mäßigkeit bei allen vorzunehmenden Beamten- oder Deputirtenwahlen vorher ausfindig machen sollen, ob die in Vorschlag gebrachten Candidaten sich des Gebrauchs geistiger Getränke enthalten und ob sie den Principien der Mäßigkeitsgesellschaft entsprechenden Ansichten zugethan sind; daß alle Zeitungen, welche Mäßigkeitsartikel aufnehmen, den Dank der Convention verdienen, und daß die Geistlichen aller religiösen Gesellschaften und Sekten aufzufodern, am ersten Sonntage im März 1841 über diesen Gegenstand Predigten zu halten. Die Convention ernannte zugleich 30 Deputirte, um den Staat Pennsylvanien bei der im August d. J. zu haltenden Vereinigten Staaten-Convention in Saratoga zu vertreten. Endlich wurde auch beschlossen, Unterschriften zu Petitionen zu sammeln, worin die Gesetzgebung aufgefodert wird, ein Gesetz zu erlassen, durch welches alle Diejenigen, welche um Erlaubniß nachsuchen, geistige Getränke zu verkaufen, angehalten werden, ihre Röpfe und die Namen des angesessenen Bürgen, welche den Schein ausstellen, daß die öffentliche Wohlfahrt die Anlage einer neuen Schenke zulasse, wenigstens sechs Wochen vor Ertheilung der Licenz öffentlich bekannt zu machen.

Am Neujahrstage 1841 sandte Hr. Miles C. Burrows dem Aufseher des Criminalgefängnisses in Philadelphia gebratene Truthähne, Gänse, Enten und Hühner, einen ganzen gebratenen Hammel und mehre gebratene Hammelkeulen, sowie auch verschiedene gekochte Schinken, nebst Zwiebeln und Gemüsen, um alle diese Gerichte den seiner Fürsorge anvertrauten Gefangenen vorzusetzen. Auch überschickte er ein ganzes Faß Cider als Getränk für die Gefangenen. Zwei Hundert Personen aßen davon in ihren Zellen, bis sie satt wurden, und tranken auf die Gesundheit des Gebers.

117.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 124. — 4. Mai 1841.

Europa und China.

(Beschluß aus Nr. 123.)

Die Europäer, als Völker und Einzelne, leben wenigstens zur Hälfte in der Außenwelt; ihr Ich hat an sich selbst nicht genug, es bedarf einer auf das Nichtich gerichteten Thätigkeit, und diese ist fast immer vom Gefühle der Kampflust und des Wettstreites begleitet, oder durch dasselbe hervorgerufen worden; einem Gefühle, das manchmal unter der Form des Wetteifers sich zeigte und hoffentlich in Zukunft immer mehr diesen Charakter annehmen wird, das aber größtentheils sich bisher immer durch einen heftigen und blutigen Haß bethätigt hat. Das Bedürfniß, auf die Außenwelt einzuwirken und sich in einen Wettkampf zu stürzen, spielt die nächste Rolle in ihrem Organismus und ihrer Existenz und gehört unter die charakteristischen Züge ihrer Physiognomie und ihres Temperaments. Das ist ihre schwache Seite! werden ängstliche Moralisten sagen. Das ist ihre starke Seite! werden Solche behaupten, die kühnerer Ansicht sind und die menschliche Natur besser verstehen und mehr auf die göttliche Weisheit vertrauen. Bei dieser Eigenheit erfaßt sie die göttliche Vorsehung, um sie vorwärts zu treiben und alle Theile der Menschheit in Berührung miteinander zu bringen, auf diese Weise durch die Hände des Menschen die harmonische Einheit der Civilisation vorbereitend. Oft geschieht es, daß sie, um vor Allem ihre Oberherrschaft in der Außenwelt zu sichern, um ihre Nebenbuhler zu erreichen und zu übertreffen, oder um einen entscheidenden Schlag auf das Ausland zu thun, Verbesserungen in ihrem Innern bewerkstelligen. Sie (d. h. hier wiederum die Franzosen) leben so sehr ein äußeres Leben, daß häufig nur das Streben nach äußerer Bewunderung der Beweggrund ihrer Thätigkeit in der innern Politik und Verwaltung ist; denn wir sind wol von demselben Stamme wie Alexander, der nach seinem größten Siege ausrief: „Was thut man nicht, o Athener, um euer Lob zu verdienen!" Wir Franzosen haben unsere bedeutendsten Vervollkommnungen in der Landesverwaltung erst dann verwirklicht, als wir uns vom Stachel des Kriegs getrieben fühlten. So unter andern verdanken wir unsere Centralisation lediglich einem kriegerischen Gefühle .... In diesem Augenblick liefern wir in Algier einen unwiderleglichen Beweis von der absoluten Nothwendigkeit, der Thatenlust, die uns eben quält wie die übrigen europäischen Nationen, wohl oder übel Nahrung zu gewähren. Vom Standpunkte des materiellen Interesses aus betrachtet, ist unsere Unternehmung im nördlichen Afrika unhaltbar; nur allein wenn man sie als ein Mittel betrachtet, einem lebhaften Gefühle, von dem das ganze Land ergriffen ist, einige Befriedigung zu gewähren, nur dann läßt sie sich begreifen, motiviren und rechtfertigen.

Das Bedürfniß, den Thätigkeitstrieb, der die europäischen Völker beseelt, zu befriedigen, hat sich oft in großen, weitgehenden Unternehmungen gezeigt: dergleichen waren die Kreuzzüge und die Eroberung von Amerika; am meisten aber zeigte sich jener Trieb in den innern Kämpfen Europas. Glücklicherweise geht gegenwärtig eine heilsame Veränderung vor, und eine dem innern Frieden ausnehmend günstige Revolution in der europäischen Politik ist in ihrer Vollendung begriffen. Die Gemeinsamkeit der Ideen und Gefühle, die Solidarität der Interessen, sowie die wachsende Leichtigkeit der Verbindungen von einem Ende Europas zum andern haben aus den Völkern, die es bewohnen, eine große Familie gemacht. Vielleicht werden wir in Europa noch einmal Zeugen eines großen Zusammenstoßes sein; jedenfalls aber würde ein Krieg, wenn er ausbrechen sollte, nur von sehr kurzer Dauer sein. Er könnte blutig, gewichtig in seinen Folgen werden, aber er würde gewiß schnell vorübergehen. Die Verhältnisse der Regierungen zueinander lassen noch viel zu wünschen übrig, sie sind noch nicht ganz in Übereinstimmung mit den natürlichen Richtungen und Neigungen der Völker; aber sie müssen dies bald werden, weil die Rückwirkung der Regierten auf die Regierenden, diese wahre Volkssouverainetät, niemals so mächtig gewesen ist als jetzt. Wer könnte nach der Aufrechthaltung des Friedens 1830 noch an dem Vorwalten der friedlichen Interessen in der europäischen Politik zweifeln? ...

Aber gerade um diesen europäischen Frieden zu consolidiren, muß man den Völkern erlauben, sich außerhalb Europas einen Spielraum für ihren Thätigkeitstrieb zu suchen. Europa, ich wiederhole es, hat ein kriegerisches, kampf- und wettstreitlustiges Temperament, es schwingt gern das Schwert, und ist ungeachtet der Prophezeiung des Jesaias, ungeachtet der Milderung der Sitten noch nicht dahin gelangt, die Lanzenspitzen zu Pflugscharen umzuschmieden. Aber die Schwerter, welche früher nur von der Beutelust, von dem Geiste der Unterdrückung, von wildem Haß und widriger Eifersucht geführt wurden, werden den Principien der Civilisation dienstbar werden.

Und doch hat man sich hiergegen gesträubt. Der kriegerische Geist hat den Platz, den er seit 1830 verloren, nur nach dem lebhaftesten Widerstande geräumt. Die Feindseligkeit ist zwar in dem Sinne aus der Welt der Thatsachen verbannt worden, daß man nicht Bataillone gegeneinander entsendet hat; aber sie ist nichtsdestoweniger in den Gefühlen geblieben. Man hat sich gerade nicht erwürgt, aber man hat sich desto mehr aus vollem Herzen verwünscht. Die Congresse und Conferenzen sind an die Stelle der Schlachten getreten; aber wie oft sind, während man die Kanonen schweigen hieß, die Dolche unter dem Conferenztische gezückt worden. Man hat Frieden geschworen, während man es an häufigen Demonstrationen gegeneinander nicht fehlen ließ, welche eine quälerische und selbst unter Feinden rohe Antipathie, ein beschimpfendes Mistrauen, einen unter Freunden und Verbündeten unwürdigen Neid bewiesen. Das diplomatische Geschütz hinterlistigen Beinunterschlagens spielte mit einer Thätigkeit wie nur die beste Artillerie. Alle die Schwankungen, Ängste, Inconsequenzen, Widersprüche, Verlegenheiten, Missgriffe und — sagen wir es nur gerade heraus — Treulosigkeiten und Feigheiten, die von übel oder gar nicht geleiteten Übergängen und falschen Stellungen unzertrennlich sind, konnte man da sich entwickeln sehen .... Aber alle diese falschen Manoeuvres gehören zur nothwendigen Begleitung schroffer Übergänge. Europa konnte nicht in einem Augenblicke die große Frontver-

änderung vom Krieg zum europäischen Frieden, von der Feindseligkeit zur Vergesellschaftung machen, ohne daß Unordnung daraus entstanden wäre. Das wohlverstandene Interesse aller Mächte besteht darin, sich der Vernunft zu ergeben; und sie werden es thun. Die ausgezeichneten Männer, die Europa regieren, fühlen in ihren Händen die heftigen Schwingungen einer Feder, die Umwälzungen herbeiführen würde, wollte man fortfahren, sie auf sich selbst zurückzudrücken. Sie kennen aber auch recht wohl die Vortheile, die man aus dieser Kraft ziehen könnte, wenn man ihr gestatten wollte, unter dem Einflusse einer civilisirenden Idee außerhalb Europas sich abzuarbeiten. Aus Furcht vor innern Unruhen, oder vielmehr aus Liebe zu ihrem Vaterlande und zur Menschheit, werden sie sich endlich dazu verstehen, den Geschlechtern, die ihr Feuer in Gährung versetzt, einen Spielraum für ihren Thatendrang zu eröffnen. Sie werden dahin arbeiten, daß unser Europa, dieser kleine Winkel der Erde, der eine unendliche Masse von Einsicht und Thatkraft in sich hält, in dem die Menschen sich drängen, die Köpfe sich erhitzen, die einzelnen und Gesammtbestrebungen, die Völker und die Könige, die Interessen und die Ideen sich reiben und stoßen, seine Lebenskraft, die in Schranken zu halten ihnen so viele Mühe macht, in Masse nach außen ergieße. Sie werden dies bestimmt wollen, denn sie müssen es; wollten sie es nicht, so würde jene Kraft ihnen zum Trotz überströmen. Alles wirkt zusammen, um diese Ausbreitung nach außen zum gebieterischen Gesetze zu machen; Alles ist bereit dazu, das Material zum Feldzuge ist schon beisammen. Was anders aber als das östliche Asien könnte, ich will nicht sagen das einzige Ziel sein, aber doch das hauptsächlichste, das glorreichste, das würdigste für den Ehrgeiz der großen wie der unruhigen Seelen, das lockendste für den Eroberungs- und Herrschergeist Europas? Treibt ein starker Instinct nicht ohnedies schon Europa nach diesem Himmelsstriche? Was gedenken die Engländer in diesem Augenblicke dort zu schaffen?

Selbst wenn sich Europa ruhig auf sich beschränkt, oder wenigstens nicht über das Becken des Mittelmeers weit hinausginge, würde — in Folge der Resultate, welche die Anwendung der Dampfkraft ergeben hat und noch mehr verspricht — der äußerste Osten zugänglich für Europa werden und dieses im Stande sein, im Guten oder Bösen in nachbarliche Verbindung mit ihm zu treten. Aber Europa ist jetzt schon überall. Zu derselben Zeit, wo es die Entfernungen durch seine Erfindungen verkürzt hat, hat es auch drei Viertheile des Zwischenraums, der es von China trennte, auf der Karte unterdrückt. Es hat sich wörtlich auf der chinesischen Grenze installirt. Der größte Theil Asiens ist gegenwärtig europäisches Eigenthum. England beherrscht in Indien 83 Millionen unmittelbarer Unterthanen und 50 Millionen mittelbarer. Während die Engländer das himmlische Reich von Süden her einschließen, lasten von Norden die Russen auf demselben. Rußland sucht wie im Westen so im Osten so viel Land als möglich zu gewinnen. Täglich unterwirft es sich mit Gewalt oder List neue Steppen und andere Volksstämme. Seine an China grenzenden Besitzungen erstrecken sich gen Süden bis zum 50., ja selbst auf einer Seite bis zum 45. Breitengrade. Es ist dies also ein durchaus bewohnbares Land, in dem es leicht ist, Hülfsquellen aufzufinden und ein Heer sowie die dazu nöthigen Verpflegungsmittel zu vereinigen.

Ja, noch mehr, das Heer ist schon da, und zwar eines, das durch Tradition es weiß, wie man das himmlische Reich erobert. Jener Landstrich, der jetzt durch die Vorsorge des Zars eine Organisation zu erhalten anfängt, ist nämlich seit den allerältesten Zeiten die Heimat der kriegerischen Nomadenvölker gewesen, die eine Hauptrolle in der Geschichte spielten, indem sie von Zeit zu Zeit bald im Orient, bald im Occident als Geißeln Gottes, begleitet von dem Würgengel, erschienen.

Rußland vollbringt in jenen Gegenden ein Werk, dessen Bedeutung die Europäer, allein mit dessen Vergrößerungen in Europa beschäftigt, noch gar nicht sorgfältig genug erwogen haben. Es sucht die tatarischen Stämme nach und nach von ihrem Wanderleben zu einem seßhaften überzuführen. Indem es sie aber der europäischen Gesittung theilhaftig macht, entwickelt es in ihnen zugleich auch den kriegerischen Geist vielmehr, als daß es denselben ertödtete. Es gewöhnt sie an kriegerische Ordnung und Zucht und lehrt sie die Kriegsinstrumente, welche die Wissenschaft des Abendlandes vervollkommnet hat, mit Geschicklichkeit handhaben. So schafft es sich unter dieser Menschenrace ein Werkzeug, das für Europa gefährlich werden könnte, für das chinesische Reich aber schon furchtbar ist.

Von der Meeresseite ist China ebenfalls beobachtet, bedroht und von Schmugglern geneckt, die gewöhnlich die Vorläufer von Eroberern oder wenigstens von einem regelmäßigen Handel sind. Die aus Indien abgesegelten Clippers fallen über die ganze lange Küste Chinas her. Schon gesellen sich die unerschrockenen Seeleute Nordamerikas zu ihnen; was aber wird geschehen, wenn die Bevölkerung der Vereinigten Staaten sich über den westlichen Abhang der Felsenberge in das Gebiet des Oregon ergossen hat und auf ihrem Zuge von Westen nach Osten kein unbesetztes Land mehr urbar zu machen findet, oder wenn die furchtbaren Schützen des Mississippithales die muthig in Texas begonnene Eroberung bis nach Californien fortgesetzt haben? Was wird geschehen, wenn die zahlreichen Inselgruppen Polynesiens, befruchtet durch die Dampfschiffahrt, die wirklich eigens zu ihrem Vortheil erfunden zu sein scheint, durch die unternehmenden Schwärme von Ansiedlern, welche die englische Race aus Großbritannien wie von den Gestaden Nordamerikas entsendet, vollständig colonisirt sein werden?

Man beschäftigt sich viel mit einem nahe bevorstehenden feindlichen Zusammentreffen Englands und Rußlands im Herzen von Asien. Es wäre auch in der That möglich, daß die europäische Streitlust einen Zusammenstoß zwischen beiden Mächten verursachte; aber ich kann mir nicht denken, daß sie ihre Rivalität bis zur Wuth gegeneinander steigerten und sich wechselsweise lange zerfleischten. Vielmehr glaube ich, daß sie sich — wenn es erlaubt ist, Übergriffe, die der Sache der Civilisation dienen, mit Räubereien in eine Parallele zu bringen — in Asien aus demselben Grunde verständigen werden, der Räuber und Spitzbuben sich verständigen läßt. Unter der Sonne Asiens gibt es Raum für beide und hinlängliche Beute, um sie zu sättigen, um eines wie das andere vollzustopfen. Ist es deshalb im Gegentheil nicht viel wahrscheinlicher, daß sie sich, nachdem sie sich lange beobachtet und einen Augenblick vielleicht miteinander gemessen, anstatt sich gegenseitig zu vernichten, vielmehr aussöhnen, indem sie den Kaiser des Mittelreichs die Kosten des Friedensvertrags bezahlen lassen?

Ebenso, wie es in Europa nicht möglich ist, daß sich Rußland und England über eine Theilung der Türkei verständigen, kann es leicht derselbe Fall in Asien mit China werden. Das himmlische Reich scheint trotz seiner zahllosen Bevölkerung sehr wenig fähig zu sein, der europäischen Taktik die Spitze zu bieten; dabei hat es keine dritte Macht in seiner Nähe, die ihm beizustehen im Stande wäre, wie dies in Europa bei dem osmanischen Reiche mit Östreich und Frankreich der Fall ist. Die Tataren kennen den Weg nach Peking; sie können einst unter russischem Feldzeichen wieder dahin kommen, ganz wie sie unter der Fahne der Mongolen oder Mandschu daselbst einzogen. Ein solcher Zug würde sich, den Namen der Horde, den Grad ihrer Bildung und die Vervollkommnung ihrer militairischen Hülfsmittel ausgenommen, in nichts von den frühern unterscheiden. Andererseits würde ein einziger Tag für die Flotten Englands hinreichen, um Kanton zu nehmen. Als Gegenstand einer Eroberung oder eines eigenthümlichen Schutzes ist eine Hälfte Chinas beiweitem mehr werth als alle Besitzungen der Osmanlis zusammen. Welchen unvergleichlichen Markt würde nicht ein Land mit 360 Millionen gewerbfleißigen, wohlhabenden und selbst an Luxus gewöhnten Einwohnern für die Fabriken von Manchester, Leeds, Sheffield und Birmingham abgeben! Ich überlasse es dem Leser, zu entscheiden, ob dies nicht eine von den Versuchungen ist, denen die Engländer nicht lange wider-

stehen können, sie, die gegenwärtig bis zu den Quellen des Niger darauf aus sind, sich Absatzwege für ihre Fabriken zu suchen.

Die voraussichtliche enge Annäherung der beiden Civilisationen — des Westen und des äußersten Osten —, oder ihre Verschmelzung zu einer einzigen muß indeß Frankreich eine tiefe Besorgniß einflößen. Man sieht nämlich nicht ab, welche Rolle Frankreich unmittelbar in diesem großen Drama spielen könnte, in diesem Drama, das über kurz oder lang durchgespielt werden muß und das sich nicht mehr lange aufschieben läßt, da der Prolog schon begonnen hat. Daß in diesem großen Ereignisse eine Continentalmacht die Hauptrolle mitspielen muß, ist gewiß; aber wird dies Frankreich sein? Es war einmal eine Zeit, wo man glauben konnte, daß das Mittelmeer eine französische See werden würde. Der Mann, der ihm diesen Namen gegeben, hegte, nachdem er auf Malta, Korfu und in Alexandrien die dreifarbige Fahne aufgepflanzt, den kühnen Gedanken, das osmanische Reich in seinem Herzen anzugreifen, und er hatte Recht zu sagen, daß er, wenn St.-Jean d'Acre ihm nicht den Weg versperrt hätte, nur erst in Stambul Halt gemacht haben würde. Das von den Kreuzrittern an den Ufern des Bosporus gegründete fränkische Kaiserthum würde wieder auferstanden sein. Herrin Alexandriens, Konstantinopels und des persischen Meerbusens, würde Frankreich vom Westen aus die Schlüssel zum entferntesten Osten in seiner Gewalt gehabt haben; es wäre nicht nur Königin des Mittelmeeres, sondern Königin der ganzen Welt gewesen. Diese Schlüssel sind unsern Händen entschlüpft; unser Stern ist erbleicht und ein anderer hat sich erhoben. Der mächtige Fürst, dessen einer Arm im Hintergrunde des baltischen Meeres ruht und dessen anderer bis an die Pforten von Konstantinopel reicht, dem das schwarze und das kaspische Meer gehören, dessen Fahne im ganzen nördlichen Asien von einem Ende bis zum andern weht, scheint der einzige Mann des Festlandes zu sein, der ein entscheidendes Wort in dieser wichtigsten Frage über den „großen Osten" zu sagen hat. Glänzendes Gestirn Frankreichs, warum bist du vom Himmel gefallen, und wie könntest du dich wieder dahin erheben? 43.

Der innere Mensch.

Ein Buch, betitelt „The internal man" (London 1841) erzählt eine Menge, mitunter sehr lustige Beispiele, wie in ihren Fächern ausgezeichnete Männer sich schlechterdings nicht von der Überzeugung trennen können, daß die Natur sie eigentlich zu etwas Anderm bestimmt habe. „Diese Thatsachen", bemerkt der ungenannte Verf., „dürften wol beweisen, daß es um das Innere der meisten, wenn nicht aller Menschen, sehr verschieden von Dem aussieht, was sie äußerlich vorstellen, daß ihr Inneres gröber oder feiner, jedenfalls etwas Anderes ist als ihr Äußeres und daß jenes ihren Charakter richtiger zeichnet als dieses, ja daß die äußere Erscheinung der meisten Menschen nur die Charaktermaske ist, in welcher sie die öffentliche Redoute besuchen." Liston, der zum Lachen zwingende Komiker, hat Young's „Nachtgedanken" zur Lieblingslecture gewählt und läßt es sich nicht ausreden, daß die Tragödie, in welcher er sich nur zu zeigen braucht, um alle Traurigkeit zu verbannen, seinem Talente beiweitem angemessener sei als die Posse. Mathews, der 1835 verstorbene, der mittels weniger Kleidungsstücke und in nicht längerer Frist, als das Wechseln derselben erfoderte, zwölf Charaktere darzustellen verstand, alle verschieden in Blick, Geberde und Stimme, und in dessen Blinzeln schon ein unerschöpflicher Reichthum des derbsten Humors lag, dieser Mathews war des festen Glaubens, daß blos eine Lähmung, Folge des Umwerfens im Wagen, ihn verhindere, als Romeo zu glänzen. Weekes, vielleicht der beste Darsteller gemeiner irischer Charaktere und dessen Gestalt, Gesicht und ganzes Wesen für dieses Rollenfach geschaffen waren, murrte täglich, daß der Eigensinn der Directoren ihn zu komischen Rollen zwinge, während ein Brutus und ein Hamlet an ihm ihren Mann finden würden. Bekannt ist die Anekdote, wie Carlini, der Lustigmacher von Paris, niedergedrückt von Melancholie, einen Arzt um Rath fragte und dieser ihm keinen bessern zu geben wußte, als daß er so oft wie möglich Carlini spielen sehen solle. Burns, der in hohem Grade die Fähigkeit besaß, mündlich und schriftlich Lachen zu erregen, war von Kindheit an zum Tiefsinne geneigt, und Grimaldi, der tausendgliedrige Harlekin, war im gewöhnlichen Leben ein plumper, schwerfälliger Mensch. Dickens sive Boz, Grimaldi's Biograph, bemerkt zwar, er sei weder plump, noch schwerfällig, dagegen schüchtern und weichmüthig gewesen; allein abgesehen, daß selbst das an einem Grimaldi überraschen muß, ist Dickens in jenem Widerspruche von der Wahrheit abgewichen. Hood, dessen jährliches Taschenbuch von Witz und Humor schäumt, scheint in seinem Gesichte keine Lachmuskel zu haben, ist ein ernster, fast finsterer Mann, und nota bene, war das, ehe die englische Presse Veranlassung nahm, die Mildthätigkeit für ihn anzusprechen. Gleich ernst und finster soll einer der hervorragendsten komischen Schriftsteller unserer Zeit sein, der Verfasser der in Deutschland vielgelesenen „Sayings and doings of Sam Slick". Auch Shakspeare, in der Komödie und Tragödie gewiß Eine Größe und selbst eine Zeit lang auf der Bühne Spaßmacher, war in seiner Häuslichkeit ein stiller, in sich gekehrter Mann. Seine Sonette sind voll Klagen, nicht wegen einer scheinbar hoffnungslosen Liebe allein, sondern wegen der Richtung überhaupt, die sein Leben genommen. Er nennt seine Natur fast niedergekämpft durch Das, worin sie arbeite, like the dyer's hand, und drückt damit deutlich genug seine Überzeugung aus, daß Das, was er thue und vor der Welt scheine, nicht Das sei, was die Natur ihm geboten zu thun und zu sein. In der City von London lebt ein Kaufmann, der auf der Börse für den habsüchtigsten und geizigsten Mann gilt und zu Bekehrung der Juden jährlich 2000 Pf. Sterl. beisteuert. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts machte ein Mann, Namens Thomas Britton, in London ungemeines Aufsehen. Äußerlich und am Tage war Thomas Britton ein kleiner Kohlenverkäufer, fuhr Kohlen durch die Straßen und rief sie feil. Innerlich und des Abends war Thomas Britton ein musikalisches Genie und die vornehmsten Leute warben um die Erlaubniß, in seinem bescheidenen Hause ihn singen und musiciren zu hören. Unlängst starb in Edinburg ein Fleischhauer, der seine Mußestunden ausschließend auf das Lesen tief philosophischer Werke verwendete. Hobbes, Hutcheson, Stewart und Brown waren seine steten Begleiter und ein Wortspiel sagte von ihm, er sei mit Bacon — deutsch: Speck — durch und durch vertraut. Um dieselbe Zeit hatte der Magistrat zu Dundee einen Aufwärter, der in der ganzen Stadt unbestritten der gelehrteste Mann war. Er hieß James Alexander, verstand Griechisch und Latein, fertigte mathematische Instrumente und trieb Chemie und Astronomie, versicherte jedoch, daß ihn hierzu nur die Noth treibe, indem er mit den Seinigen von der Rathswärterstelle nicht leben könne. Von Walter Scott unterliegt es keinem Zweifel, denn er hat es selbst gesagt, daß er sich von der Natur zum Kriegsmanne bestimmt glaubte. Aber merkwürdig wäre, wenn wahr, was der Verf. von Lord Stanley berichtet. „Lord Stanley ist, bis auf eine einzige Ausnahme, aller Schmeichelei unzugänglich. Man rede ihm von seinen staatsmännischen Talenten, von seinem scharfen Blicke, von seinen gediegenen Kenntnissen, von seiner schlagenden Beredtsamkeit — er wird es anhören und schweigend hinnehmen. Nun sage man ihm aber, daß man von seiner wundervollen Fähigkeit gehört habe, täuschend wie ein Meerschwein zu quiken, und daß man in einer Probe einen besondern Beweis seiner Güte erkennen würde — was geschieht? Lord Stanley erröthet und zögert, gleich einer siebzehnjährigen, eben aus der Pension gekommenen Miß, betheuert, daß das nicht der Erwähnung werth und eigentlich großer Unsinn sei, läßt sich einige Zeit bitten, hustet dann, spitzt die Lippen und quikt à la Meerschwein — superb, innerlich überzeugt, daß er nöthigenfalls sein Brot sich damit verdienen könne." 74.

Literarische Notizen aus Dänemark.

Im J. 1838 erschien in Christiania: „Norges, Sveriges og Danmarks Historia til Stolsbrug", von Peter Munch. Seinem Umfange nach ist dies Werk zu einem Handbuch für Lehrer der skandinavischen Geschichte an Gymnasien und höhern Realschulen geeignet. Zuerst handelt der Verf. von dem ältesten Zustande Nordens, von der Vereinigung der vielen kleinen nordischen Reiche in drei Staaten und von der ersten Verbreitung des Christenthums in Skandinavien; darnach wird die nordische Geschichte in drei Zeiträume eingetheilt: 1) Von der Gründung der Reiche bis zu der kalmarschen Union; 2) die Geschichte der Union und der Reformation; 3) die Geschichte der neuern Zeit. Die Brauchbarkeit des Buchs würde beiweitem größer sein, wenn der Verf. im Laufe seiner Erzählung weniger einseitig und parteiisch wäre. Statt sich darauf zu beschränken, dem Leser die sichern Ergebnisse einer kritisch-gesichteten Geschichtsforschung klar und bündig darzubieten, dringt er ihm gar zu oft seine eigenen subjectiven Meinungen und Urtheile auf. Besonders macht ihn sein Patriotismus als Norweger befangen und ungerecht gegen Dänemark. Ein anderer Mangel ist, daß dem Verf. die Verhältnisse der drei nordischen Reiche zu den übrigen europäischen Staaten nicht immer hinlänglich bekannt sind, wodurch vieles in ein falsches Licht gestellt wird. Styl und Darstellung des Hrn. Munch ist im Ganzen genommen gut und lebendig, obgleich im Einzelnen nicht ohne Fehler. Von dem größern Werke erschien 1839 ein kurzer Auszug für die Jugend, worin der Styl besser, reiner und fließender als im ersten ist. Gewiß ist, daß die Wissenschaftlichkeit im Norden besser gedeihen wird, sobald die letzten Nationalvorurtheile, welche das geistige Zusammenwirken der so nahe verwandten nordischen Völker bisher gehindert, endlich verschwunden sein werden. Aber zur Beschleunigung dieses Resultats wird nichts mehr beitragen als die gegenseitige Achtung der Nationalgefühle. Erst dann kann man diese aufrichtige geistige Vereinigung der drei Nationen Skandinaviens erwarten, wenn die Wortführer jedes Landes sich der Billigkeit gegen die Brüdervölker und der Anerkennung ihrer Tugenden befleißigen.

Freunden des griechischen Alterthums muß folgende Schrift: „De rebus Chiorum publicis ante dominationem Romanorum, scripsit *J. E. Whitte*" (Kopenhagen 1838), um so willkommener sein, da unter den vielen, an Werth oft sehr verschiedenen Monographien über griechische Städte und Lande, welche die philologische Literatur der neuern Zeit aufzuweisen hat, keine von der Insel Chios handelte. Es muß daher dem Verf. zum Verdienst angerechnet werden, diese Materie zum Gegenstand einer besondern Untersuchung gemacht zu haben. Und wenn auch diese Schrift in Hinsicht auf Interesse oder Wichtigkeit und Neuheit der Resultate nicht an die Seite dieser oder jener Arbeit in demselben Fache gestellt werden kann, so liegt dies am Gegenstande, nicht am Verf. Was nun die Behandlung im Allgemeinen betrifft, so hat er im Ganzen eine gute Bekanntschaft mit der philologischen Literatur, Kritik und Benutzung der Arbeiten seiner Vorgänger, sowie Gründlichkeit und Genauigkeit an den Tag gelegt. Zuerst gibt der Verf. eine Beschreibung der Insel, worin die Nachrichten der Alten fleißig gesammelt und benutzt sind, dann die Geschichte der Insel von der ältesten Zeit, bis dieselbe unter die Herrschaft der Römer kam. Darauf erzählt er von dem Handel, dem Religionswesen, der Erziehung und dem Volkscharakter Chios, und zuletzt folgt ein Verzeichniß und eine Beschreibung der chiischen Münzen, welche den Numismatikern willkommen sein wird. Der Styl ist rein und fließend und des Verf. Latein gibt ein vortheilhaftes Zeugniß von dessen Sprachkenntniß.

Zu Kopenhagen erschien 1838: „Groenlands historiske Mindesmaerker". Dieses interessante auf Kosten der königlichen Alterthumsgesellschaft herausgegebene Werk, welches wir vorzüglich dem Eifer der Herren Rafn und Finn Magnusen zu verdanken haben, wird in drei Abtheilungen zerfallen. Die erste und größte Abtheilung desselben enthält die ältern isländischen Schriften, welche von den Zügen nach Grönland und den da vorgefallenen Begebenheiten handeln, nebst Bruchstücken von solchen Schriften, wovon nur einzelne Theile Grönland betreffen, mit Einleitungen und Anmerkungen, sowie mit einer dänischen Übersetzung. Die zweite Abtheilung wird merkwürdige alte Erzählungen, Grönlands geographische und physische Beschreibung betreffend, enthalten, gleichfalls mit dänischer Übersetzung und erklärenden Einleitungen und Anmerkungen. Die dritte Abtheilung wird insbesondere Grönlands Wiederentdeckung, Geschichte und Geographie betreffen und eine ausführliche Beschreibung der alten Denkmäler des Landes nebst den nöthigen Abbildungen enthalten. Die zwei Bände, welche schon herausgekommen sind, enthalten noch blos den größten Theil der ersten Abtheilung; sie sind von den beiden abgedachten Gelehrten so redigirt und abgefaßt, daß Rafn den Text zu den Sagen von Erich dem Rothen und Thorfinn Karlsefne mit der dazu gehörenden dänischen Übersetzung, sowie auch den Text zu der Fostbraedra-Saga und der Erzählung von Einar Sokkesen bearbeitet hat. Magnusen hat die übrigen Stücke abgeschrieben und übersetzt und die Geschlechtsregister hinzugefügt, welche bis zu unsern Tagen fortgesetzt sind. Einleitungen und Anmerkungen sind durchgegangen und die Collationirung ist besorgt worden von Beiden in Gemeinschaft. Das übrige der ersten Abtheilung wird in den dritten Theil kommen, worin zugleich die ganze zweite und dritte Abtheilung enthalten sein wird.

Lobende Erwähnung verdient folgende Schrift: „De formis quiescentibus linguarum Semiticarum commentationis pars prior. Scripsit *D. G. Monzad*" (Kopenhagen 1838). In dieser Abhandlung hat der genannte Verf. eine Ansicht von den schwachen Stämmen der semitischen Sprache durchzuführen gesucht, welche im Wesentlichen von Ewald ausgegangen ist, die aber doch auf eine dem Verf. eigenthümliche Weise, mit einer Kühnheit und Unabhängigkeit ausgeführt ist, über die wir uns nur freuen können; denn es sind gerade die kühnen Behauptungen, welche zu dem Kampf, der die Wahrheit ans Licht bringen soll, auffodern. Was man dagegen unbedingt tadeln muß, ist die geringe Sorgfalt, welche der Verf. für Sprache und Darstellung gezeigt hat, denn diese sind weit davon entfernt den Foderungen, welche man an eine wissenschaftliche Abhandlung machen darf, zu genügen. Auch zeigt sich in dieser Arbeit ein gewisser Mangel an Harmonie in der Behandlung der einzelnen Partien. B.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes kann folgende neu bei mir erscheinende **interessante Schrift** bezogen werden:

Über alte und neue medicinische Lehrsysteme
im Allgemeinen und über
Dr. J. L. Schönlein's
neuestes natürliches System der Medicin insbesondere.
Ein historisch-kritischer Versuch von
Dr. G. F. Most.
Gr. 8. Geh. 1⅝ Thlr.

Leipzig, im April 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 125. — 5. Mai 1841.

Gedichte von Ludwig August Frankl. Leipzig, Brockhaus. 1840. 8. 1⅙ Thlr.

Der Verf. dieser Gedichte ist unzweifelhaft ein echtes und ursprüngliches Dichtergemüth. Das stellt sich nicht nur durch den Gesammteindruck der hier dargebotenen Poesien heraus, sondern noch mehr durch viele trefflich gelungene lyrische Blüten, die voll und frisch hier und da am Stamme des Ganzen hervorbrechen. Aber auch Frankl kann über gewisse conventionnelle Manieren der modernen deutschen Lyrik nicht hinaus. Abgesehen von der großen Monotonie, welche dadurch hervorgebracht wird, daß er, wie so viele andere seiner Genossen, fast nur das Allerheiligste seines Herzens besingt und, dem Publicum gegenüber, in Schmerz und Lust sein Herz zu hoch anschlägt, so finden wir auch bei ihm das zu absichtliche Haschen und Jagen nach einem oft sehr unpassenden Bilderschmuck, womit die östreichischen Lyriker die einfachste Empfindung auszuputzen lieben, sodaß diese vor Bild, Gleichniß und Zierath kaum noch zu erkennen ist. Manches Lied nicht blos Frankl's, sondern der östreichischen Dichter überhaupt erschien Ref. unwillkürlich wie eine starre und kalte Kindesleiche, die man förmlich in Blumen und Kränze verhüllt und versteckt hat, oder wie irgend ein hölzernes Muttergottesbild, dem man prächtige, goldene Gewänder und Kronen angethan. Doch halt! Ref. fängt selber an, auf die Bilderjagd zu gehen — so mächtig wirkt das verführerische Beispiel!

Ein echt lyrischer Zug durchweht alle diese Gedichte, der aber nicht immer in seiner ursprünglichen Reinheit festgehalten ist. Der Dichter empfindet tief und voll, wenn auch etwas eintönig. Sein eigenes Herz ist die Kurbel, in der sich seine Lyrik dreht, die Sonne, in die er zu lange geblickt hat und die ihn nun blendet, der Schwerpunkt, nach dem all seine Gefühle und Empfindungen sich drängen. Er wird nicht müde zu erzählen — und wir hören ihm gern zu — wann, durch wen, wie oft, wie tief Liebe ihn ergriffen, beseligt oder unglücklich gemacht hat. Dies ist das Hauptsujet, alles Andere nur beiläufig. Erst in der letzten Abtheilung: „Episches", erhebt er sich zu objectiver Gestaltung, und hier werden wir wenigstens ebenso viel zu loben, als in den vorhergehenden Abtheilungen auszusetzen haben. Unser Urtheil will sich jedoch nicht als ein allgemeingültiges produciren. In Angelegenheiten der Lyrik ist, wie es uns scheint, überhaupt nur ein subjectives Urtheil möglich, da der Genuß eines Liedes, einer Melodie nur auf der Mitempfindung, auf der augenblicklichen Stimmung, dem jeweiligen Herzensbedürfnisse beruht. Ein überdiemaßen Verliebter oder durch Liebe unglücklich Gewordener sollte Frankl's Gedichte beurtheilen, und vielleicht würde auch dieser zuweilen auszurufen sich gestimmt fühlen: jene oder diese Empfindung ist wahr und schön, aber sie ist zu kostbar, zu gesucht ausgedrückt und verfehlt deshalb ihres Eindrucks; der Dichter hätte alles das wohlfeiler haben können!

Man halte indeß den Verf. für keinen Verschwender, für keinen allzu reichen Dichter, der nicht weiß, was mit seinen Schätzen anfangen, und sie so im bloßen Marschiren und Promeniren aus der Tasche in der Form von Bildern und Gleichnissen fallen läßt, weil sie darin nicht mehr Platz haben. Vielmehr ist seine Empfindung, seine Anschauung, selbst sein Ausdruck im Ganzen sehr einfach, sodaß die gerügte Sucht, mit einem Bilde, einem Gleichnisse wie ein ungebetener Gast mit der Thüre ins Haus zu fallen, im Gegensatze zu jener Einfachheit um so leichter und tiefer empfunden wird. Die Phantasie wirft ihm die Bilder nicht zu, sondern der Dichter zwingt sie ihr auf dem Wege witziger Unterscheidung gewaltsam ab. Man sieht, der Verf. sagt zu sich selbst: Dieser Gegenstand, dieser Reim erlauben ein Bild — und er macht eins, von dem noch sehr die Frage ist, ob es passe oder nicht. Wir haben daher bei kaum einem Dichter die Manie, einem und demselben Gegenstand so viele verschiedene, selbst entgegengesetzte Gleichnisse und Bilder anzupassen, ausgeprägter gefunden als bei Frankl. Diese Spielerei ist besonders in derjenigen Abtheilung, welche den Titel „Seefahrt" trägt, bemerkbar und tadelnswerth. Das eine Mal z. B. sind die Wogen zu „Wogenweibern" gemacht, die, „geschmückt mit Kronen blank gezackt, mit weißen schlanken Leibern sich tanzend drehn beim Sturmestakt"; dann schwanken sie wieder wie „bewegte Gräber"; dann ist die Woge wieder „das Herz des Meeres, gerissen durch die Sehnsucht in ein glänzend Leeres"; dann sind die Wogen „blaue Wogenriesen, welche um das helle Spielzeug lustig herwallen" u. s. w. Das helle Spielzeug ist aber die Sonne, „die goldene Kugel, die auf das Meer herabgefallen ist, welche die Wogenriesen auf ihrem Rücken hinab, hinauf-

rollen und, ganz roth von Entzücken, wieder mit dem Nacken auffangen". Zuletzt aber heißt es:

Ein Riese, ungelenk im Fangen,
Dem fällt sie in des Meeres Schacht —
Die andern, zürnend mit dem Rangen,
Ziehn finster grollend durch die Nacht.

Kann sich hier der Leser irgend ein klares Bild machen? und wenn wirklich, ist hier irgend ein haltbarer Gedanke, eine großartige Anschauung versteckt, welche des vielen Bilderaufwandes werth wären? Es ist eine Beleidigung für die große mächtige Sonne, wenn sie zu einer goldenen Kugel erniedrigt wird, welche die Wogenriesen nach Art indischer Jongleurs auf ihrem Nacken auf- und abgleiten lassen, mit einem Worte: das Bild ist zu klein für die Größe des Gegenstandes. Noch kleinlicher ist der Schluß: Die Wogen rollen zürnend fort, ärgerlich über einen ungeschickten Rangen, einen „Wogenriesen", welcher die Kugel in das Meer fallen ließ; sie zürnen dem Rangen, weil sie nun nicht mehr mit der goldenen Kugel spielen können, wie etwa ein Haufe Knaben einem Spielgenossen, der ihren Spiel- und Fangball in den Brunnen verworfen hat. Ist da irgend ein Verhältniß zwischen dem Gleichniß und dem verglichenen Gegenstande?

Es ist Schade, daß wir einem Dichter wie Frankl, den wir seines poetischen Talentes wegen achten, dergleichen Verstöße gegen den guten Geschmack und die poetische Ökonomie nachweisen müssen; es ist aber nicht das Individuum, welches wir tadeln, wir tadeln vielmehr in dem Individuum eine ganze Gattung von Dichtern, welche den Geschmack an dem einfach Schönen verderben helfen durch den Misbrauch mit pomphaften Bildern- und prunkenden Worten, welche den unkritischen Leser übertäuben und ihn für das Verständniß des einfach Schönen allmälig unempfänglich machen. Der Dichter erlaube uns daher, bei dieser seiner schwächsten Seite noch eine Weile stehen zu bleiben, ehe wir zu denjenigen Eigenschaften übergehen, welche an ihm zu loben sind.

Die ganze Episode „Seefahrt" beruht, obgleich vortrefflich versificirt und nicht ohne schöne Einzelnheiten, auf diesem üppigen Gaukelwerk von Bildern. Einmal redet er den Ocean an:

Ewger Feind von Allen, die da wesen! (!)
Schmeichelnd doch zu Füßen legst
Du mir Muscheln bunt und auserlesen,
Wie du flutend dich bewegst.

Einem König gleich, der Feindeshorden
Kühn zum Untergange drängt
Und dem Liebling spielend einen Orden
Um den treuen Busen hängt.

Wir lassen diesen Vergleich als ein Werk des Witzes gelten, aber nimmermehr der schaffenden Phantasie, die viel zu naiv ist, um solche gesuchte Anwendungen zu machen. Nicht minder gesucht ist folgendes Bild, welches freilich für unkritische Leser etwas Blendendes hat:

Still lag die See, die endlos unbewegte,
Ein blauer Schild, den hier ein Götterheld
Vom Arme gebend auf die Erde legte,
Zum Friedenszeichen für die ganze Welt.
Doch flattert noch des Himmels blaue Fahne,
Auf der die Sonne glänzt als Wappenschild ꝛc.

Dies Bild ist so complicirt, daß man es sich erst zurechtlegen und abermals gestehen muß, es verdanke nur dem Scharfsinn, nicht der unmittelbaren poetischen Anschauung seinen Ursprung. Ein andermal wird der Himmel mit einem „finstern Blatte" verglichen, worauf „der Vulkan mit Flammen schreibt". Zuletzt stehen, „verwundert ihre Häupter wiegend, alle Schiffe rings umher" — gewiß ein possierliches Bild — und sogar das Wimpel „traumhaft fliegend, glaubt sich im Sturm auf hohem Meer".

Die übrigen Abtheilungen sind weniger reich an forcirtem und gesuchtem Wort- und Bilderprunk, obgleich es an einzelnen Beispielen nicht fehlt. So heißt es einmal:

Wol wühlten Kummer und Beschwerde
Durch seines Herzens rothe Erde.

Mit Herzblut schreiben, sein eigen Herzblut trinken, blutrothe oder hochrothe Schlachtenlieder singen u. dgl. haben wir schon oft gehört, daran sind wir gewöhnt, aber die rothe Erde des Herzens war für uns neu, ganz neu, ein Mineral, von dem wir erst durch Frankl vernommen haben.

Man erinnert sich an die Strophen von Karl Beck in seiner Widmung an Frau von Goethe:

— — Es tönt die Sage hell:
Es trinke das Kameel sich satt am Bronnen,
Bevor es wandert in der Wüste Sonnen,
Wo es verschmachtend hin sich sehnt zum Quell,
Da hol' es sich herauf die Fluten schnell ꝛc.

So, meint der Dichter, habe ich, ein durstender Gesell, aus deinem Geist der Dichtung Quellen mir gewonnen. Auch bei Frankl muß das Kameel, ein so wenig liebreizendes Thier es auch ist, zu einem ähnlichen Zwecke dienen:

Das Kameel zieht langsam durch die Wüste
Und ernährt sich kühlend von den Fluten,
Die es trank und wieder trinkt in Gluten,
Bis ihm winket der Oasen Küste.

Und so trank auch ich, ein kühner Zecher ꝛc.

Nämlich, will der Dichter sagen, aus der Lippen zart geformtem Becher. Der Dichter ein Kameel und die Lippen seiner Geliebten die Oase in der Wüste oder vielmehr der Brunnen in der Oase, woraus das Kameel Erquickung schlürft, ist doch wahrlich ein Vergleich, der durch seine Naivetät sich selbst schlägt.

Am wunderlichsten spuken die Bilder in dem kleinen Gedichte „Die brennende Kerze". Da heißt es:

Du streckst betend Strahlenarme
Rings in die tiefe Nacht hinein —
Ein Falter stürzt in sie — der Arme!
Ihn lockte, ihn verzehrt' der Schein.

Berechnet Morden war dein Beten? (!!)
Ha Lichtpolyp, der Leben wirbt!
Spielst Sonne du — die auch Planeten
An sich heranzieht und verdirbt? ꝛc.

Doch genug Beispiele von der gerügten Untugend des Dichters, obgleich sie sich noch sehr vermehren ließen. Gibt es doch unter den verschiedenen Rubriken: „Frühling", „Liebe", „Herbst", „Nachfrühling", eine reiche Anzahl ebenso zart empfundener als zart ausgedrückter Lieder, an denen sich der Leser erbauen mag. Daß sie sich sämmt-

lich durch leichte Versification, eine große Beweglichkeit des Gefühls und hohen Wohllaut der Sprache auszeichnen, läßt sich von Frankl als einem östreichischen Lyriker erwarten; auch bewahrt er, wie alle Lyriker Östreichs, durchaus Keuschheit und sittliche Reinheit der Empfindung. Ein Gedicht „Entgötterung" führen wir als eine zu kenntliche Reminiscenz an ein Jugendgedicht Schiller's an, das mit den Worten beginnt: „Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schlug." Folgende Stelle bei Frankl ist fast ganz wie abgeschrieben:

An Sternen vorüber
Ein entbrannter Komet —
„Kühner Segler, wohin?"
„„Hinüber, hinüber,
Wo Freiheit weht."" ꝛc.

Die vorletzte Abtheilung enthält unter dem Titel „Epi-sches" unserer Meinung nach, das Gelungenste der Sammlung. Die Objectivität des Inhalts zwingt hier den Dichter auch zu einer objectivern und gemessenern Einkleidung. Das Gedicht „Eine Urweltsscene" ist schön und großartig gedacht und enthält einige ganz vortreffliche Partien. Es hat etwas Hochpathetisches, wenn der erste Mensch ausruft:

O wehe mir! die Erde hör' ich klagen:
Du finstrer Mensch, was hab' ich dir gethan?
Durch dich verflucht, muß ich jetzt Disteln tragen,
Und bot dir Saatengold und Rosen an.
Und meine Kinder hör' ich fluchend jammern;
Das endet nicht, Geschlechter auf Geschlecht,
Die heiß und glühend sich ans Leben klammern,
Sie alle alle sind des Todes Knecht.
Wer wird von diesem Fluche sie erlösen,
Es erbt die finstre Sünde fort und fort,
Verstoßen All, gehören sie dem Bösen
Und ewig fällt auf mich zurück ihr Mord.
Dem Tod geboren All', so Viele kommen —
Dem Tod! Ich kenn' ihn nicht, was ist der Tod? ꝛc.

Die Versöhnung des Gedichts ist schön. Der erste Mensch will sich, Gott zum Trotze, selbst vernichten; da kündigt ihm die Gattin zum ersten Male an, sie fühle unter ihrem Herzen ein neues Leben sich regen. Nun wird er mild und zärtlich, baut der Gattin ein schönes Laubzelt und arbeitet im Schweiße seines Angesichts für seine Gattin und für sein zukünftiges Kind. Aber so ward auch

— — — der Mord hineingezeugt ins Leben
Und seinen Bruder traf des Bruders Streich.

Die Ballade „Der Nebelritt" ist eine gelungene Bearbeitung der, so viel wir uns erinnern serbischen, Sage vom König Trojan. Der „Traum eines Weißen" enthält einzeln sehr ergreifende und kräftige Stellen; nur sind die Verbindungen und Übergänge zwischen den einzelnen Gliedern nicht klar genug angedeutet; auch erinnert Art und Weise der Auffassung und Schilderung zuweilen an die Weise Freiligrath's. Von bedeutender, fast dramatischer Wirkung ist die tiefergreifende Ballade „Der Jude", während „Mohammed und die Katze" einfach anspruchslos und „Moderne Legende" treffend pointirt auftritt. In dem Liede „Die Cillerthalerin (1809)" stören wieder einige gesuchte Gleichnisse, die sich im Munde eines einfachen tyroler Landmädchens doppelt unpassend ausnehmen, z. B. wenn sie am Schlusse, als die Feinde näher und immer näher heranziehen, ausruft:

Schon näher das Getose —
Ich ziele niederwärts,
Ich drück' eine rothe Rose
Dem Jäger an das Herz.

Die Ballade „Die Kinderlose" behandelt eine schwedische Sage in der Weise der Chamisso'schen Terzinen. Lenau hat denselben Stoff in seinen neuern Gedichten unter dem Titel „Anna" bearbeitet, lyrischer, balladenartiger, weicher, Frankl dagegen, wenigstens in der ersten Abtheilung, finsterer, großartiger, unheimlicher, dem nordischen Charakter der Ballade entsprechender.

Die letzte Partie der Frankl'schen Gedichtsammlung bringt Gelegenheitsgedichte, einen Nachruf an Graf von Platen, ein Gedicht an Hammer-Purgstall als Dank für die Widmung der „Duftkörner", ein Lobgedicht auf Fanny Elsler u. s. w. unter denen manche mehr als Gelegenheitsgedichte, d. h. wirkliche Gedichte sind, und von des Dichters großer Fertigkeit in Stoff- und Reimgestaltung zeugen. 5.

Einiges aus der französischen und englischen Regentengeschichte im 16. Jahrhundert.

In dem, von dem Bibliothekar Peignot, unter dem Namen Philomneste, vor kurzem herausgegebenen „Livre des singularités" (Dijon 1841), einer Olla potrida von Curiositäten allerlei Art, werden auch einige Briefe und Merkwürdigkeiten, die französische und englische Regentengeschichte im 16. Jahrhundert betreffend, bekannt gemacht, wovon uns Folgendes neu und nicht ohne Interesse zu sein scheint. Anne Boleyn, 1532 Gemahlin Heinrich's VIII. und Mutter der Königin Elisabeth, schreibt wahrscheinlich 11 Jahr vor jener Standeserhöhung, und damals noch nichts weiter als die Tochter eines Landedelmanns, während eines Aufenthalts mit ihrer Mutter in London, an eine Freundin, daß sie der Hauptstadt, wo man spät aufstehe und schlafen gehe, herzlich müde sei und nur noch in den Geschenken, die ihr zu Theil würden, einigen Ersatz finden könne. So habe ihr ihre Mutter drei neue Hemden gekauft und zu einem Ball bei Lord Norfolk dürfe sie ein paar prächtigen Schuhen entgegensehen. Durch die veränderte Lebensweise habe ihre Eßlust so gelitten, daß sie, die, wie ihre Freundin wisse, zu Hause gewöhnlich ein Pfund Speck und einen Krug guten Biers als Frühstück zu sich genommen, jetzt kaum der Hälfte bedürfe.

Karl IX., König von Frankreich, damals 11 Jahr alt, schreibt unter der Aufschrift: A ma cousine comtesse de Crussol, an eine alte Gouvernante und Hofdame: „Meine alte Laterne! Heute hätte ich Ihre Hülfe sehr nöthig gehabt, denn ich mußte einen Gesandten empfangen, der aus einem fremden Lande kam, dessen Sprache kein Mensch verstand. Da Ihnen die Zunge so gut zu Gebot steht, so würden Sie, glaub' ich, gewiß etwas gefunden haben, ihm zu antworten" u. s. w. Späterhin schrieb derselbe, nachdem er sich durch die Bartholomäusnacht befudelt hatte, an seinen Bruder, den nachmaligen Heinrich III. (par nobile fratrum), bald nachdem dieser König von Polen geworben und in seinen neuen Staaten angelangt war: „Mein Herr Bruder. Balagny, Überbringer dieses, ist so wohl unterrichtet über Das, was er bei Ihnen ausrichten soll, daß ich ihm Unrecht thun würde, wenn ich noch mehr davon schreiben wollte. Ich begnüge mich also Ihnen zu sagen, daß, nachdem Sie nunmehr dort sind, wir den Riemen an beiden Enden halten und daß wir ihn als gute Spieler so zusammenschnüren wollen, daß

Alles, was dazwischenliegt, plagen muß, und damit küsse ich die Hand. Ihr sehr guter Freund und Bruder." Sein einige Monate darauf 1574 erfolgter Tod verhinderte die Ausführung dieser edeln Vorsätze. Sein Bruder schrieb, nachdem er sein Nachfolger geworden war, 1588 an seinen Gesandten René de Fancigny: „Lassen Sie sich im Vertrauen sagen, daß mein Bruder, der Herzog von Savoyen, sich die Mühe sparen kann, mich gegen das Weib von England (Elisabeth) noch mehr aufzubringen, die ich schon ärger hasse als den Tod, indem ich sie mit Recht für eine Tochter der Hölle halte, grausam und blutgierig, wie die heidnischen Tyrannen Tiberius und Nero, anbei von Geburt, unversöhnlich und gottlos, eine tolle und stolze Ketzerin und verdammter Bastard, von dem Gott die Erde befreien wolle, wo sie seit mehr als 30 Jahren nur Unheil stiftet, indem sie treue Christen martert und königliches Blut mit dem ihrer Liebhaber vergießt. Unter dem Schein, mir behülflich zu sein, stiftet sie Verrath in meinem Königreich und sucht meine Unterthanen, ja meine Verwandten und Freunde zu verführen, sodaß ich ihretwegen sogar in Gewissensklemmen gerathen bin und mir zuweilen Absolution und Segen versagt worden ist, wegen der Sünden meines Zorns und meiner Rachsucht gegen diese abscheuliche Königin." Das machte dem Beichtvater mehr Ehre als dem König. Einige Jahre früher äußert er sich in einem Schreiben an Villeroy, Schatzmeister des heiligen Geistordens, über den Papst, der an der Spitze des Manifests des Cardinals von Bourbon wegen Aufrechthaltung des katholischen Glaubens stand, in welchem die Gegner des Königs, die Herzöge von Lothringen und Guise, als Generallieutenants der Ligue genannt waren, folgendergestalt: „Villeroy, ich brenne vor Zorn, nachdem ich die unwürdige Kränkung erfahren, die der Papst mir zugefügt hat, mir, der ich wegen meines katholischen Glaubens und meiner eifrigen Anhänglichkeit an denselben solche weniger als irgend einer jetzt oder je verdient hätte. Ich kenne mich selbst nicht mehr, so bin ich außer mir! Es schmeckt ihm wohl, daß ich Katholik bin. Aber ich werde es von nun an allein meines Gewissens wegen sein, nicht aus Respect vor ihm, indem ich ihm nur Böses will und ihm noch mehr wiedergeben möchte, als er mir angethan hat. Denn Sie wissen, daß es nichts Süßeres gibt als die Rache" u. s. w.

Unter Heinrich IV. hatte sich das persönliche Verhältniß des Königs zu Elisabeth von England sehr geändert. Sie pflegte ihn ihren Gendarme zu nennen und er trieb die Galanterie so weit, daß er sie einst gegen den englischen Gesandten an Schönheit über seine Gabriele setzte. Ja, er soll sie sogar durch seinen Gesandten Nicolas de Harlay wegen einer Vermählung mit ihm haben sondiren lassen, worauf sie aber antwortete: „Nein, daran ist nicht zu denken. Mein Gendarme paßt nicht für mich und ich nicht für ihn, nicht sowol, weil ich einem Manne, wie er mir recht wäre, nicht noch Genüge thun könnte, als aus andern Gründen." Und dabei ließ sie den Gesandten einen Theil ihres Beins sehen, der sich in demselben Augenblick niederstürzte und es küßte. Als die Königin sich über diesen Mangel an Ehrfurcht erzürnt stellte, sagte der Gesandte: „Madame, ich that nur, was mein Herr nicht unterlassen haben würde zu thun, wenn er so viel gesehen hätte als ich." Diese Entschuldigung gefiel und dem Gesandten wurde verziehen, auch Heinrich lachte, als er davon hörte, und sagte, er habe seine Sache gut gemacht.

Im J. 1563, als Elisabeth 30 Jahr alt war und im fünften Jahre ihrer Regierung soll, angeblich um den Wünsch ihrer Unterthanen aller Stände nach einem getreuen Ebenbild von ihr zu entsprechen, und weil keines der vorhandenen Bildnisse ähnlich und schön genug war, das Parlament eine Censur derselben durch Sachverständige angeordnet und die Königin zu malen oder zu stechen verboten haben, bis durch einen ausgezeichneten Künstler ein anerkanntes Bild würde zu Stande gekommen sein, welches alsdann nur allein copirt werden solle. Peignot gesteht zwar zu, daß unter den Parlamentsacten nichts davon zu finden sei, will aber doch, ohne zu sagen woher, erfahren haben, daß diese sonderbare Verordnung, von der Hand des Staatssecretair Cecil geschrieben, vorhanden und in gedachtem Jahr wirklich erschienen sei. G.

Literarische Anzeige.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Fünfunddreissigstes Heft,

Bogen 24—33 der zweiten Abtheilung des vierten Bandes.

Weiß bis Zunftwesen.

Druckpapier ⅓ Thlr.; Schreibpapier ½ Thlr.; Velinpapier ¾ Thlr.

Weiß (Christian). — **Weiße** (Christian Herm.). — **Wendt'scher Criminalproceß.** — **Wergeland** (Henrik Arnold). — **Werkhaus.** — **Werlauff** (Erik Christian). — **Werther** (Heinr. Aug. Alexander Wilh., Freih. v.). — **Weyer** (Sylvan van de). — **Wheaton** (Henry). — **White** (Charles). — **Wiedemann** (Christian Rudolf Wilh.). — **Wiederhold** (Christian). — **Wiegmann** (Arend Friedr. Aug.). — **Wienbarg** (Ludolf). — **Wiese** (Sigismund). — **Wietersheim** (Eduard v.). — **Wigand** (Paul). — **Wilbrand** (Joh. Bernhard). — **Wilda** (Wilh. Eduard). — **Wilson** (John). — **Windischmann** (Karl Joseph Hieronymus). — **Wingård** (Karl Fredrik af). — **Winnefeld** (Alois). — **Winter** (Georg Ludw.). — **Wippermann** (Karl Wilh.). — **Wirschinger** (Ludw. v.). — **Wisch** (Joh. Kaspar von der). — **Witzleben** (Job Wilh. Karl Ernst v.). — **Witzleben** (Karl Aug. Friedr. v.). — **Wolff** (Emil). — **Wolfram** (Joseph). — **Wörl** (Joseph Edmund). — **Wronicki** (Anton). — **Wronski** (Horne), s. **Hoene-Wronski.** — **Wuk** (Stefanowitsch). — **Württemberg.** — **Württemberg** (Alexander Christian Friedr., Graf v.). — **Wyszecki** (Peter). — **Yrisarri** (Pablo de). — **Zylander** (Joseph Karl Aug., Ritter v.). — **Zahn** (Joh. Karl Wilh.). — **Zaimis** (Andreas). — **Zannoni** (Giovanni Battista). — **Zeitgeist.** — **Zeitschriften und Zeitungen.** — **Zell** (Karl). — **Zenker** (Jonathan Karl). — **Zeschau** (Heinr. Anton v.). — **Zetterstedt** (Joh. Wilh.). — **Ziegland** (Georg Friedr.). — **Zillerthaler** (evangelische). — **Zipser** (Christian Andreas). — **Zoologie.** — **Zuaven.** — **Zuccarini** (Joseph Gerhard v.). — **Zuckerfabrikation.** — **Zumpt** (Karl Gottlob). — **Zunftwesen.**

Leipzig, im April 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 126. — 6. Mai 1841.

Neue römische Briefe von einem Florentiner. *)

1. Die Savelli von Ariccia.

Im Sommer in Rom leben, ist wenig Freude. Die entsetzlichste Hitze, dicke, schwüle, stagnirende Luft, wenn nicht ein gelegentlicher Südwindsturm kommt, wie eben jetzt einer an meinen Fenstern tobt, als wollte er das alte Gebäude, in dem ich, auf beinahe ganz Rom herabblickend, wohne, von Grunde aus zerstören, und wobei ich sehnsüchtig nach Süden blicke, ob nicht etwa Regenwolken statt der Staubwolken am Horizont aufziehen; sonst gewöhnlich ein perfide stiller Sirocco oder dessen Bruder Libeccio, centnerschwer die Brust belastend, alle Fibern erschlaffen machend, und das Blut nach dem Kopfe drängend; früh und spät die Campagna verdeckt und wie begraben unter einem grauen Nebelmeere, aus welchem inselartig die Gebirgszüge emportauchen; feuchte Kälte bei Sonnenuntergang nach glühenden Tagen. Dies ist der klimatische Zustand. Nun der gesellige. Ja, wenn's einen geselligen Zustand gäbe! Aber die Fremden sind weg, die Römer sehen Niemand. Zwar in der Villa Borghese ist Sonntags kaum eine Abnahme der Menge zu spüren. Nur sieht man lauter Unbekannte. Denn nehme ich einige römische Principi aus, die hier umherfahren, oder ein paar Diplomaten, welche keinen Urlaub zu verlangen gewagt haben, so sieht man kaum etwas Anderes als die zahlreichen Equipagen des Mezzo Ceto, die man im Winter kaum bemerkt, die aber jetzt eine große Rolle spielen. Beim Nachhausefahren wird dann vor einem Café gehalten, auf Piazza di Spagna, am Palast Ruspoli, auf Piazza Sciarra, und ein Sorbet eingenommen: damit ist die Unterhaltung aus. Ins Theater gehen Wenige: es ist auch Keinem übel zu nehmen, wenn er wegbleibt.

So ist Rom, wenigstens in diesem Augenblicke. Wer nicht verreisen kann, thut am räthlichsten, irgend einen Ort in der Nähe zu beziehen. Albano ist zu städtisch und, mit Ausnahme weniger Landhäuser, zu warm; Frascati reizend mit seinen Villen und prachtvollen Gärten, aber feucht. Ariccia hat nur eine geringe Zahl von Wohnungen: wer aber eine gute findet, thut wohl daran sie zu nehmen. Denn so schönes Land, so herrliche Bäume, so köstlichen Schatten und dabei so gute Luft findet er schwerlich anderswo.

Ehe ich sonst was von Ariccia sage, will ich eine Geschichte erzählen, die dort im 16. Jahrhundert vorfiel und für die Kenntniß des Charakters und der Sitten der Zeit nicht ohne Interesse ist. Da sie auf das Schicksal des Örtchens, oder vielmehr der Familie, der es ehedem gehörte, keinen geringen Einfluß hatte, so diene sie mir zugleich als Anknüpfungspunkt, um von dieser Einiges zu melden. Zu ihrer Zeit machte diese Geschichte viel Aufsehen in Rom: Kaiser Karl V. ließ sich vom Cardinal Gaetano Bericht darüber erstatten, und aus diesem Berichte, der im Archiv des Capitels des Ortes aufbewahrt wird *), ist die nachfolgende Erzählung geschöpft. Sie kann zugleich dazu dienen, einen Begriff zu geben, wie unter Paul III. die Justiz in Rom verwaltet wurde.

Der Herzog Savelli, Herr von Ariccia, hatte einen Sohn, der sich durch die Lebhaftigkeit seines Geistes und durch sein anmuthiges Benehmen, wie durch seine Körperschönheit unter dem ganzen jüngern Adel Roms auszeichnete. Der junge Mann hatte Lust, in den Dienst Kaiser Karl's V. zu treten: aber der Vater wollte ihn nicht ziehen lassen, denn er war ihm lieb wie das Licht seiner Augen; überdies war er die einzige Hoffnung und der letzte Sprosse dieses Zweiges des Savelli'schen Hauses. Deshalb hatte er auch frühe schon sich angelegen sein lassen, ihm in einer der vornehmsten Familien Neapels eine Braut zu suchen, und die Vermählung war nur deshalb nicht vollzogen worden, weil die Tochter des Marchese del Vasto, auf welche die Wahl gefallen, erst zehn Jahre alt war. Die Mitgift der Braut bestand in 800,000 Scudi.

Es traf sich, daß, als der junge Savelli im Sommer in seinem Castell Ariccia zubrachte, er sich in ein Mädchen von großer Schönheit und achtbarer Familie verliebte, welches mit einem Jünglinge aus dem nämlichen Orte, Namens Cristoforo, verlobt war. Dieser Cristoforo war ein Vasall des fürstlichen Hauses Savelli, und war in demselben wohlgelitten. Die Ältern des Mädchens betrieben die Heirath mit einer gewissen Eile, denn sie

*) Die Schrift unter dem Titel: „Römische Briefe von einem Florentiner", erschien 1840 und wurde in Nr. 215 u. 216 d. Bl. f. 1840 besprochen. D. Red.

*) Gedruckt in Theodi's „Memorie storiche dell' Ariccia" (Rom 1796).

hofften auf solche Weise ihre Tochter den Nachstellungen des Fürsten zu entziehen, welcher immer derselben nachging und ihr Briefe auf Briefe schrieb, in denen er sie um Gegenliebe bat. Der Mutter der Schönen sandte er Geschenke, welche diese ehrsuchtsvoll, aber fest ausschlug. Eine Zeitlang wußte das Mädchen ihr einsam Haus verborgen, wo der Fürst sie weder sehen noch mit ihr reden konnte. Endlich wurde die Ehe mit Cristoforo vollzogen und der Fürst sandte der Braut als Geschenk ein Mieder, welches ganz mit Blumen gestickt war. Des Bräutigams bemächtigte sich die heftigste Eifersucht zugleich mit großer Niedergeschlagenheit, und er war nahe daran, Heimat und Braut zu verlassen und in ein anderes Land zu fliehen, da er daran verzweifelte seinem Gebieter auf die Dauer widerstreben zu können, und für sein Leben fürchtete, wenn er es thäte. Da er aber sah, daß seine junge Frau entschlossen war, sein Schicksal zu theilen und ihre Ehre zu wahren, so ermannte er sich und beschloß Alles ins Werk zu setzen, um Ruhe und Frieden zu erzielen. Seiner Frau hatte kein Hehl vor ihm, er nicht vor ihr: so berichtete sie ihm denn Alles, was der Fürst im Drange seiner Leidenschaft that. Da dieser es dahin gebracht hatte, in ein Nachbarhaus sich einzuschleichen, um vom Fenster aus mit seiner Geliebten zu reden, so verließen Beide sogleich das Haus, welches sie bewohnten, und bezogen ein anderes, um diesem Treiben ein Ende zu machen. Vergebens. Nun folgte Brief auf Brief, und in jedem waren Betheurungen enthalten und die Bitte, ihm eine geheime Zusammenkunft zu gestatten. Die junge Frau war auf diese Weise immerfort geängstigt, und da sie sah, daß alle ihre Versuche, dem Fürsten zu entgehen, an dessen Beharrlichkeit scheiterten, so begann auch sie auf Mittel zu sinnen, um dessen Nachstellungen sich zu entziehen. Cristoforo aber, in dessen Hände alle diese Briefe gelangten, wurde immer gereizter, um so mehr da des Savelli Leidenschaft allen Leuten im Orte bekannt war und jeder davon sich unterhielt. Seine Eifersucht wurde immer größer: er verwünschte seine Heimath und quälte seine unschuldige Frau durch seine unfreundliche und mürrische Stimmung.

So ging es eine Zeit lang. Endlich aber stiegen bei dem jungen Savelli Leidenschaft und Ungeduld auf einen solchen Punkt, daß vorauszusehen war, er werde es nicht bei Bitten und Versprechungen bewenden lassen. Da beschloß Cristoforo in seiner Verzweiflung, das Ungestüm sich zu entledigen, um seiner Gattin Ehre und die seinige zu wahren. Die Gelegenheit bot sich bald. Wie gesagt, bestürmte der Jüngling die junge Frau anhaltend mit Briefen, in denen er sie um eine Zusammenkunft bat. Auf Cristoforo's Veranlassung ließ sie ihm endlich antworten, an einem bestimmten Tage sei sie bereit ihn zu sehen, indem ihr Gatte seiner Angelegenheiten halber nach Rom gehen müsse. Der Fürst war ausserordentlich vor Glückseligkeit. Als nun der Tag herangekommen, an welchem Cristoforo sein Vorhaben auszuführen dachte, erhielt der junge Savelli einen Zettel, worin es hieß: wenn er gegen Mitternacht in das Haus sich begeben wolle, so werde er Einlaß finden; indeß möge er verkleidet kommen, um nicht erkannt zu werden. Dieser Zettel war von Cristoforo selbst dictirt worden, welcher seine Gattin glauben machte, er wolle dem Liebhaber irgend einen scherzhaften Streich spielen, um ihn von seinem Vorhaben in Zukunft abstehen zu machen. Seine eigentliche Absicht verrieth er ihr nie.

Als die bezeichnete Stunde herangekommen, erschien der Jüngling verkleidet vor dem Hause. Im ganzen Orte war es stille, die Wohnung selbst etwas abgelegen. Eine Magd wartete an der halbgeöffneten Thüre und führte den Fürsten nach einer Hinterstube. Am Eingange derselben stand Cristoforo in Weiberkleidern. Im Augenblicke, wo er den Erwarteten eintreten sah, drückte er eine mit fünf Kugeln geladene Pistole auf ihn ab. Der Unglückliche stürzte: ein Dolch machte seinem Leben sogleich ein Ende. Es war tiefe Nacht; das Haus war, wie gesagt, von den übrigen Wohnungen entfernt: so hatte Niemand etwas vernommen. Der Mörder holte nun einen Winzer herbei, den er in das Geheimniß eingeweiht und im Hause verborgen hatte. Diese Beiden schleppten den Leichnam zum Savelli'schen Palaste hin und ließen ihn, in Blut gebadet, unter dem Thorwege liegen.

Die junge Frau, welche von einem solchen Ausgange nichts geahnt hatte, ward vom höchsten Entsetzen ergriffen, und während die Beiden noch beschäftigt waren bei ihrem blutigen Werke, floh sie in das Haus ihrer Mutter. Cristoforo, welchem nach geschehener That die Angst ankam, verließ mit seinem Helfershelfer Ariccia noch in derselben Nacht. Nachdem sie im Gebirge umhergeirrt, gelangten sie über die neapolitanische Grenze, und später ward in Rom bekannt, daß sie in der Türkei Zuflucht gefunden, da sie wol sich nicht getrauten im Lande eines christlichen Fürsten zu bleiben.

Am Morgen sah das Volk von Ariccia mit größter Bestürzung die Leiche des Fürsten vor dem Palaste liegen. Die Nachricht von dem Vorfalle verbreitete sich blitzesschnell und es entstand ein ungeheuerer Zulauf von Leuten aus Albano und der Umgebung. Der Governatore ließ sogleich zu den Waffen läuten und alle Bewohner des Ortes in ihre Wohnungen einschließen, damit Niemand entkommen könnte. Zugleich ließ er dem Herzog Savelli, der in Rom verweilte, das Vorgefallene melden. Der Schrecken und die Trauer der Ältern bei einer solchen Botschaft können nicht beschrieben werden. Papst Paul III. sandte sogleich den ersten Criminalnotar, den Fiscal und andere Justizbeamte nach Ariccia. Eine Menge Leute wurden eingezogen, eine Menge Nachforschungen angestellt, und bald fand man in Cristoforo's Hause die Stelle, wo der Jüngling ermordet worden, kenntlich an dem vielen Blute, welches er daselbst vergossen hatte. Die Gattin Cristoforo's wurde aus der Wohnung ihrer Mutter nach dem Gefängnisse von Borgo Castella gebracht. Zwei Monate lang währte der Untersuchungsproceß: man wendete selbst die Folter an gegen die Unglückliche, aber ihre Aussage war und blieb stets die nämliche und beschränkte sich auf eine einfache Darstellung der Thatsachen,

als sie aus der obigen Erzählung hervorgehen, wo sie hauptsächlich auf die Protokollen gehabt. „Meine Mutter“, sagte sie in ihrem Berichte über den Hergang bei der Mordthat selbst, „erklärte, er wolle dem jungen Fürsten einen Possen spielen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen. Er legte meine Kleider an, hing sich eine goldene Kette um, zog mir selbst die Ringe von den Fingern und wartete so auf den Ankommenden gegen die siebente Stunde der Nacht. Ich sah das Übrige nicht. Dann als ich den Schuß vernahm und die schreckliche Wahrheit mir vor die Seele trat, floh ich aus dem Hause, eigentlich aus Furcht, die Diener des Fürsten möchten nachkommen und uns Allen den Garaus machen. So lief ich zu meiner Mutter, welche mir rieth, die Sache nicht bekannt zu machen, bis wir mit dem Podestà geredet. Ich wiederhole und bekräftige es, daß Cristofero mir nie auch nur leise angedeutet, er wolle den Jüngling ermorden. Er sprach immer nur von einem Possen, und ich glaubte es um so mehr, da er meine Kleider anlegte, in denen er auch entflohen ist.“

So weit die Aussage der Gefangenen. Auf Befehl des Papstes wurden alle Verwandte derselben gefänglich eingezogen, sowie ihre Ältern, und Alle einzeln befragt. Die ganze Untersuchung war erst nach sechs Monaten beendigt. Die Ältern und übrigen Verwandten wurden unschuldig befunden; die junge Frau aber, obgleich sie auch unter Martern standhaft blieb in der Betheurung, daß sie um nichts gewußt, ward vom Gerichte zum Tode verurtheilt. Die Familie Savelli und ihre Freunde, welche Blutrache verlangten, drängten, daß die Hinrichtung vollzogen werden sollte. Aber es kam anders. Gerade in diesen Tagen war Margaretha von Östreich, die Gemahlin des Herrn Ottavio Farnese, welcher nachmals Herzog von Parma ward, in Rom anwesend. Diese hatte von der Schönheit der unglücklichen Gefangenen reden gehört, und nachdem sie dieselbe gesehen, empfand sie eine solche Theilnahme, daß sie beschloß, zu ihrer Befreiung Alles ins Werk zu setzen. So wandte sie sich denn mit Bitten an den Papst, der das Mandat schon unterschrieben hatte. Paul III., welcher Margarethen ungern etwas versagte, antwortete ihr, vom Herzog Savelli hänge die Entscheidung ab; wolle dieser seine Einwilligung zur Befreiung der Eingekerkerten geben, so sei's ihm genehm. Sonst müsse die Gerechtigkeit ihren Lauf haben. Der alte Herzog widerstand den Bitten Margarethens nicht. Nach mehrmonatlicher Gefangenschaft wurde die junge Frau auf freien Fuß gesetzt und blieb dann im Hofstaate ihrer Beschützerin, welche ihr die Lossprechung von allen Strafen zuwege brachte.

Papst Paul war indeß über den Vorgang äußerst erzürnt. Im ganzen Kirchenstaate ließ er Nachforschungen anstellen, um den Mörder in seine Hände zu bekommen. Ein Preis von 30,000 Scudi wurde auf seinen Kopf gesetzt. Selbst mit einigen bekannten Banditenhäuptlingen trat man in Unterhandlung und machte ihnen eine Menge Versprechungen, wenn sie den Cristofero entdeckten und auslieferten. Aber Alles war vergebens. Manche Unschuldige scheinbar eingezogen; die Angehörigen endlich aus Ariccia und aus dem Staate verwiesen. Der Urheber des Verbrechens blieb unerforscht. Erst lange nachher erfuhr man, daß er in Aleppo gesehen worden sei. Was später aus ihm ward, weiß man nicht. Der Herzog Savelli wurde einige Zeit darauf von einem hitzigen Fieber befallen, welches allmälig in völligen Wahnsinn ausartete. Es wurde für nöthig erachtet ihn ins Irrenhaus zu bringen: die Herzogin, seine Gemahlin, folgte ihm dahin und wartete und pflegte ihn getreu bis zu seinem Tode.

Von den fernern Lebensschicksalen Derjenigen, welche die unschuldige Veranlassung war der tragischen Geschichte, die in Obigem erzählt worden, ist nichts weiter bekannt, als daß sie bis zum Tode der Frau Herzogin von Parma in deren Nähe blieb und dann, nach der Veranstaltung ihrer Gönnerin, Aufnahme am Esterhazyschen Hofe fand, wo sie ihr Leben beendigte.

Auf solche Weise endete die Linie der Saveller, denen Ariccia gehörte, welches auf den Zweig der Herren von Albano überging. Bei Albano, auf einem der letzten Hügel, welche das sich verflachende Gebirge in die Campagna hinausschiebt, sieht man die immer geringer werdenden Trümmer des Castells, von welchem, wie es scheint, diese berühmte Familie ihren Namen herleitete. Es heißt noch Castell Savello. Der Hügel liegt da, einem Vorgebirge ähnlich, zu welchem das weite Meer der Ebene hinanwogt, deren Luftverpestung er, wenigstens in unserer Zeit, nicht ganz hat entgehen können. So viel auch von dem Ursprunge der Saveller geschrieben worden ist, über Heimerich, den Vater Honorius III., gehen wol keine sichern Nachrichten hinaus. Unter dem genannten Papste Honorius aber, der 1216 gewählt ward und früher Cencius Savelli hieß, nach seiner Cardinalswürde gewöhnlich Cencio Camerario genannt, stieg der Glanz des Hauses mächtig empor. Dieser Papst war es, der den Orden der Franziskaner und jenen der Dominikaner bestätigte, und zwei Kaiser krönte, einen des Morgenlandes, Peter von Courtenai, einen des Abendlandes, Friedrich II. Die Krönung des Letztern ist an dem Orte, wo sie vollzogen ward, in der altertümlichen Kirche San Lorenzo vor Roms Mauern, welche Honorius ihre gegenwärtige Gestalt verdankt, heute noch in einem Wandgemälde jener Zeit zu sehen. Als er 1227 starb, waren die Saveller einer von Roms ersten Häusern. In der alten Conventskirche Santa Maria Araceli hatten sie ihre Kapelle: leider ist diese im vorigen Jahrhundert modernisirt worden, aber noch bewahrt sie die alten Grabmäler und Grabsteine, mit Luca de Savello und seiner Gattin Giovanna aus dem alten Hause der Aldobrandeschi von Santa Fiora beginnend, den Ältern des Jakob Savelli, welcher 1285 Papst ward und seinem Geschlechte zu Ehren sich Honorius IV. nannte. Bis auf den Letzten des Hauses, den Fürsten Julius, welcher 1712 in seinem 86. Jahre starb, gehen hier die Erinnerungen an diese Familie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Französisches Urtheil über H. Blaze's Übersetzung des Goethe'schen „Faust".

Über die Übersetzung der beiden Theile von Goethe'schen „Faust" von H. Blaze enthält die „Revue critique" von Cherbuliez folgende unparteiische und zum Theil treffende Bemerkungen: „Zum erstenmal ist hier Goethe's Meisterwerk in seiner Vollständigkeit übersetzt. Früher kannte man in Frankreich nur den ersten Theil, welcher ohne Zweifel der wichtigste, in dramatischer Hinsicht ausgezeichnetste ist, aber doch immer nur die Hälfte von des Dichters Idee einschließt. Wie weitschichtig diese kühne Auffassung uns auch scheinen mag, so hielt sie der Dichter doch für sein Genie noch zu eng; er begehrte, daß sich sein Werk immer mehr dem Unendlichen nähere — ein verwegener Versuch, für welchen menschliche Kräfte nicht ausreichen konnten, welcher jedoch die Macht dieses überlegenen Geistes darthut und der Schöpfungskraft seiner glänzenden Phantasie ein räumliches und fruchtbares Feld eröffnete. Hat er den Faust mitten in die aufgeblasenen Eitelkeiten der modernen Welt versetzt, so will er ihn nun auch in den Schoos des Alterthums versetzen. Plötzlich verändert sich die Scene; an die Stelle des romantischen Deutschlands tritt das classische Griechenland mit seiner edeln und anmuthvollen Poesie, seinen heidnischen Göttern, seiner freigegebenen Liebe. Das unschuldig süße Gretchen wird von der stolzen Helena verdrängt, für welche Faust eine heftige Leidenschaft empfindet. Hier sieht man Goethe's Vorliebe für die antike Schönheit durchschlagen, die ihn unwiderstehlich anzog, obgleich er sich zuweilen als eifriger Vertheidiger neuer Ideen und Formen zeigte und sie künstlerisch und geschickt zu gestalten wußte. Die Unbehaglichkeit, welche Mephistopheles mitten in dieser von ihm unbegriffenen Welt empfindet, welche seiner Macht entschlüpft und seinen Geist verachtet, ist ein sehr sinnreiches Bild von den Hindernissen, mit denen es Goethe in seinen Bestrebungen, so verschiedenartige Elemente zu vereinigen und die Inspirationen des deutschen christlichen Geistes mit denen der antiken und heidnischen Muse zu verbinden, nothwendig zu thun hatte. Vergebens strebt er, sein Drama mit seinen Erinnerungen an das classische Griechenland fortzusetzen; alle Augenblicke reißt der Faden und der Einschlag läßt die groben Knoten wahrnehmen, die er flechten muß, um einen Schein von Einheit in seiner Arbeit herzustellen. Der Skepticismus der modernen Wissenschaft, der satanische Charakter des Mephistopheles bringen neben den lachenden und anmuthigen Gebilden der Mythologie einen seltsamen Contrast hervor. Die Handlung schreitet nicht mehr in einer folgrechten Weise fort, der Geist verliert sich in der Umgebung zahlreicher Allegorien, die einander verdrängen; das Phantastische herrscht allein; alle diese Traumgebilde sind mit dem dunkelsten Mysticismus behaftet. Wir können demnach die markirte Vorliebe des Übersetzers für den zweiten Theil des „Faust" nicht theilen und glauben, daß die Mehrzahl der französischen Leser unserer Meinung sein wird. Es ist eine Art Entwurf, voll Kunst und Talent ohne Zweifel, aber doch immer nur ein Entwurf, und die Vollkommenheit im Einzelnen, die angenehme Harmonie des Styls, die Grazie und Frische der Poesie sind Verdienste, die man in einer Übersetzung, so gut sie auch sein mag, nicht wohl würdigen kann. Dessenungeachtet halten wir Blaze's Arbeit für sehr trefflich, indem sie im Allgemeinen Eleganz mit Treue verbindet; er hält gewissenhaft den Urtext in Ehren und erlaubt sich weder Zusätze noch Auslassungen. Das Ziel aller seiner Bemühungen war, Goethe's „Faust" so zu reproduciren, wie er ist, ohne Sinn oder Form zu ändern, und man muß gestehen, daß es ihm meist gelungen ist, soweit es nämlich der Genius der französischen Sprache, welcher von dem der deutschen so verschieden ist, gestatten mochte. Doch hätten wir gewünscht, daß der Übersetzer sich durchgehends der Prosa bedient hätte, welche leichter als der Vers zu handhaben und fähiger ist, sich den Foderungen einer ähnlichen Verbalmetathese zu fügen. Die französische Sprache ist zu steif, zu abgezirkelt, um sich mit Leichtigkeit in die Rolle zu finden, welche der Übersetzer sie spielen lassen will. — — Blaze's Verse sind sorgfältig gearbeitet, man sieht, daß er nicht gescheut hat, sie mehr als einmal auf den Werkstuhl zu bringen, und doch gleichen sie der Mehrzahl nach nur gereimter Prosa, weil jene freie Begeisterung und Urkraft fehlen, welche allein eine harmonische Poesie erzeugen können. Diesen gefährlichen Abstich besonders mußte man vermeiden, gegenüber den unerschöpflichen Schätzen des deutschen Dichters, dessen mächtiges Genie alle Hülfsquellen einer der reichsten und dichterischsten Sprachen so trefflich in Bewegung zu setzen wußte. Die Übersetzung enthält manche prosaische Bruchstücke, welche an Schönheit und Harmonie den versificirten Stellen, die Hr. Blaze einzuschieben für zweckdienlich hielt, weit vorzuziehen sind. Der vorangestellte Versuch über das Leben und die Werke Goethe's ist eine sehr interessante Arbeit, welche manche wenig bekannte Angaben über das Leben dieses großen Schriftstellers enthält und über seine unermeßlichen literarischen und wissenschaftlichen Arbeiten einen ausgezeichneten Überblick gewährt. Die Abhandlung über das Mystische des Gedichts ist eine merkwürdige Studie, worin Hr. Blaze mit vieler gelehrten und wissenschaftlichen Kenntniß die asbelhaften Allegorien zu deuten versucht, womit Goethe den zweiten Theil seines Meisterwerks angefüllt hat. Aber Räthsel dieser Art haben etwas von denen der Apokalypse: sie finden wol gelehrte Ausleger und geben unzähligen Commentaren die Entstehung, aber ihre wahrhafte Auflösung kann man doch niemals finden." 70.

Notizen über neugriechische Literatur.

In Smyrna erscheint seit einiger Zeit eine neugriechische Zeitschrift: „*Αμάλθεια*", die vornehmlich die Absicht hat, die kleinasiatischen Griechen, welche die Unabhängigkeitserklärung der griechischen Kirche im Königreich Griechenland mit großem Mistrauen gegen dieselbe erfüllt hat, mit den freien Griechen näher zu befreunden und überhaupt gesunde und freisinnige Ideen unter der griechischen Bevölkerung Kleinasiens zu verbreiten. Die türkische Regierung, die an sich geringen Werth auf die Journalistenthätigkeit legt, läßt den Redacteur der „*Αμάλθεια*" und die Journalisten überhaupt ruhig gewähren, wenn sie nur die Reformplane der Regierung unterstützen; um die fernere Zukunft bekümmern sich die Türken wenig. Jedenfalls gehört auch diese Zukunft für die Türken nicht Europa, sondern nur Asien an.

Aus Athen ist uns ein „*Κατάλογος των κατά το 1840 έτος εις το βιβλιοπωλείον Ροδόλφου Βοϋνδ. ευρισκομένων Ελληνικών βιβλίων*" (Verzeichniß der im J. 1840 in der Buchhandlung von Rud. Bund in Athen vorräthigen griechischen Bücher) zugekommen. Wir können diese Zusammenstellung nur billigen; sie wird für Griechenland ihre Früchte tragen und auch für das Ausland ist sie nicht ohne Interesse. Das Verzeichniß ist nach alphabetischer Ordnung, unter Angabe des Preises eines jeden Buches, nach Duodnen und Septenstücken, sowie unter Bezeichnung des Formats und der Anzahl der einzelnen Bände, zusammengestellt; dagegen ist nicht angegeben, wo und wenn die einzelnen Bücher erschienen sind. Es ist dies ein Mangel, den wir für die Zukunft beseitigt wünschen, damit der Katalog denjenigen Nutzen gewähren könne, welchen man sich überhaupt davon zu versprechen berechtigt ist. Übrigens sind die verzeichneten Bücher verschiedenen Inhalts, wissenschaftliche Bücher und Zeitschriften, schönwissenschaftliche und politische, Originale und Übersetzungen, Manches, was unter uns schon bekannt ist, und Anderes, was uns neu war. Es ist Vieles über den Stand der neugriechischen Literatur aus jenem Kataloge zu ersehen, und auch diese letztere selbst kann für ihre fernerweiten Bestrebungen Manches daraus lernen. 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 127. — 7. Mai 1841.

Neue römische Briefe von einem Florentiner.

(Fortsetzung aus Nr. 126.)

Das Thal von Ariccia, gewöhnlich Valle Riccia genannt, trägt alle Kennzeichen an sich, daß es einst ein See gewesen. Das alte Aricia, einer der mächtigern Orte des Latinerbundes, ward ein römisches Municipium und war die erste Station auf der appischen Straße, welche durch das Städtchen führte und deren großartige Substructionen man noch jetzt am Anfange der Ebene erblickt. Nach dem Untergange des römischen Reiches scheint der größere Theil des Ortes verlassen und von den wenigen Bewohnern der Raum der alten Citadelle auf dem das Thal beherrschenden Hügel benutzt worden zu sein. Das so entstandene Castell gehörte im 13. Jahrhundert der römischen Familie Malabranca, von welcher Honorius III. es 1223 kaufte. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts lag es in Trümmern und gehörte der Abtei Grottaferrata, deren Abt, Julian della Rovere, welcher als Papst Julius II. die Welt mit dem Rufe seiner Thaten erfüllte, es gegen ein anderes verödetes Castell an die Savelli vertauschte. Von diesen wurde Ariccia nach dem J. 1474 wiederaufgebaut und eine Linie dieser Familie nannte sich nach diesem Besitzthume. Auf welche tragische Weise sie endete, habe ich schon oben erzählt. Bei den Sabellern von Albano blieb Ariccia bis 1661. In diesem Jahre verkaufte der bereits genannte Fürst Julius den Ort dem Bruder Papst Alexander's VII., Mario Chigi. Noch jetzt sind die Chigi Herzöge von Ariccia.

Reizend ist die Lage des Örtchens. Auf einem Hügel, der die ganze Campagna beherrscht, sind die Wohnungen ziemlich enge zusammengedrängt, denn weit sich auszubreiten, war kein Raum vorhanden. Doch fehlt es nicht an einem geräumigen Platze, wo man die schöne Collegiatkirche sieht, welche Papst Alexander VII. 1662 durch Lorenzo Bernini beginnen ließ. Die Kirche ist von runder Form mit einer Kuppel, welche im Innern von acht Pfeilern getragen wird; sie hat einen Porticus und zwei Glockenthürme. Unter den zahlreichen Bauten Bernini's ist diese beiweitem eine der vorzüglichern. Der Palast der Familie Chigi hat nichts Merkwürdiges, um so schöner aber ist der daranstoßende Park, dessen erhabene, hochstämmige, gewaltige Bäume schon Tausenden von Künstlern zum Studium gedient haben, wie es auch jetzt noch der Fall ist, obgleich übelberechnete Ersparung, oder vielmehr das Bedürfniß, sonstige Ausgaben zu decken, zu mancher Zerstörung leider Veranlassung gegeben hat. Das Thor auf der Seite von Albano wurde ebenfalls von Bernini gebaut. Hier, wo die schöne Straße beginnt, welche im Baumschatten nach dem genannten freundlichen Städtchen führt, umfaßt der Blick ein so weites wie reizendes Panorama, im Vordergrunde die in die Ebene sich hinabsenkenden Hügel, das reiche, grüne Thal von Ariccia, die Campagna und das Meer von Ostia bis zum Monte Circello, dessen Umrisse sich scharf abzeichnen an heitern Tagen. Auf der andern Seite aber führt ein angenehmer Weg zum Kapuzinerkloster, wo man unter sich den Spiegel des Sees von Albano erblickt und darüber hinwegtagend die waldige Höhe des Montecavo.

Die Erinnerung an die Saveller führt mich nach Rom zurück. Wie Ariccia an eine neue, plötzlich großgewordene Nepotenfamilie überging, so sind allmälig die meisten Besitzungen der alten Geschlechter in andern Besitz gekommen und von jenen hört man nur wenig mehr reden. Nachdem die Päpste von der alten Sitte abgelassen, die Ihrigen unmäßig zu bereichern — Pius VI. war der letzte, der es that, ohne aber den Glanz seines Hauses recht dauerhaft begründet zu haben, des Herzogstitels ungeachtet, welchen die Braschi von Nemi führen — kommen Banquiersfamilien in die Höhe, wie einst im italienischen Mittelalter, und ein Torlonia führt nun den Titel, welcher ehedem den Orsini gehörte. Der römische Zweig der Colonna hat einer Erbschaft wegen seinen altberühmten Familiennamen gegen den der Barberini vertauscht. Der letzte Zweig der einst so mächtigen und zahlreichen Orsini, der der Herzöge von Gravina, ist dem Aussterben nahe. Ihm gehört jetzt der ehemalige Palast der Fürsten Savelli, der auf den Trümmern des Marcellustheaters errichtet ist. Die Vorderseite und das Innere sind neu und wurden unter dem jetzt lebenden Besitzer umgewandelt; nach der Piazza Montanara zu sieht man aber die kolossalen Reste des alten Baues, drei Reihen von Arcaden übereinander, dorischer Ordnung die untern, die obere ionischer, die mächtigen Quadern an hundert Stellen zerstückt und lückenhaft, und geschwärzt vom Rauche der Schmieden, die im Erdgeschosse sich etablirt haben. Noch heißt das Ganze Monte Savelli, nach den alten Besitzern und weil der

Fahrweg nach dem Hofraume vor dem Palaste hinaufsteigt, da der Schutt des frühern Gebäudes hier einen ganzen Hügel gebildet hat. Von der Savelli'schen Burg aber, welche Honorius IV. auf dem Aventin anlegte, sieht man bei dem Kloster Sta.-Sabina einen großen Theil der Ringmauer mit ihren Thürmen, welche malerisch emporsteigen aus dem Grün, das diesen Hügel vom Ufer der Tiber an bis zur Spitze bekleidet.

Der Aventin liegt vor mir, indem ich dieses schreibe. Pittoresk wie er ist kein anderer von Roms Hügeln. An seinem Fuße strömt die Tiber vorüber, nur für die Straße nach dem Thore von Ostia Raum lassend auf ihrem linken Ufer. Steil ab fällt die Höhe, zu welcher, an den Mauern der Savelli'schen Burg vorbei, der Pfad hinanführt. Kirche und Dominikanerkloster von Santa-Sabina nehmen einen Theil des ehemaligen Palastes ein, ihr viereckiger Thurm alle andern Gebäude überragend. Dann folgt, wie Santa Sabina dicht am Abhange des Berges, das Hieronymitenkloster Sant' Alessio mit seiner modernisirten Kirche. Von einem anmuthigen Garten umgeben, in welchem immergrüne Eichen den herrlichsten Laubgang bilden, steht auf der äußersten Spitze des Aventin, da wo die Richtung des Berges nach Süden ist, das Priorat des Malteserordens. Eine Palme breitet neben der, der heiligen Jungfrau gewidmeten Kirche ihren Fächer aus, gleichsam als wollte sie mahnen an das Morgenland, in welchem der Orden entstand und wo er seinen Jugendruhm erwarb. Es ist heute der 23. Juni, der Vorabend des Festes St.-Johann des Täufers. Die Nacht sinkt herab, ein Ende machend dem schwülen Tage. Dunst und Rauch liegen auf der Niederung, durch welche die Tiber fließt: in ihrer Mitte brennen Lichter auf den Trümmern der Pfeiler der sublicischen Brücke, wo Fischer ihre Netze auswerfen nach nächtlicher Beute. Da entzündet sich am Priorat von Malta ein Lämpchen nach dem andern und bald leuchtet das ganze Gebäude weithin durch die strahlende Nacht. Es ist das Fest des Schutzheiligen des Ordens, welches auf diese Weise verkündet und gefeiert wird. Mag auch dieser Lichterschein noch so hell erglänzen, wie wenig Glanz ist dem ritterlichen Orden geblieben für die Jetztwelt aus früherer thatenreicher Zeit! In mir aber weckt diese Feier des Johannesabends noch eine andere Erinnerung: mit Sehnsucht denke ich an Florenz, dessen schönstes, freudigstes, volksthümlichstes Fest eben an diesem Tage seinen Anfang genommen hat. Von allen Festen, die ich gesehen, ist es mir stets das liebste geblieben. Ihm fehlt nicht die historische Erinnerung, denn Toscanas frühesten christlichen Zeiten gehört sein Ursprung an, und die großen Tage der Republik, alle den Florentinern verbundene oder unterworfene Städte und Ortschaften einladend zur Theilnahme, gaben ihm nationale Bedeutung und Gestaltung, während die ersten Mediceer den Glanz noch erhöhten. Ihm fehlt nicht die passende Umgebung, denn wo könnte eine schönere gefunden werden als die Straßen der Stadt, welche der Italiener selbst oltre ad ogni altra italica bellissima nennt, wo jeder Schritt ans Mittelalter gedenken macht, das uns lebendig entgegentritt in himmelhohen burgähnlichen Palästen, aus deren Fenstern tausend Seidenteppiche wehen, in Thürmen, an deren Stärke einst die Wuth der Parteienkämpfe sich brach, in Monumenten, welche die Kunst strebender und blühender Jahrhunderte vorführen. Ihm fehlt nicht ein Volk, welches Freude hat am Schönen, denn mit ruhiger Heiterkeit genießt der Toscaner die tausendfachen Segnungen, in deren ungetrübtem Besitze mehr denn ein anderes Land in Italien seine Heimat ist. So läßt bei Jedem die freundlichste Rückerinnerung dies schöne Fest, mit seinen kirchlichen Feierlichkeiten, seinen Wagen- und Pferderennen, seinen buntgeschmückten, mit Menschen gefüllten Straßen und Plätzen, und der Beleuchtung der Quais und der Brücken, welche bis zum Morgen währt und Tausende von Lustwandelnden anlockt, der kühlen Stunden sich zu erfreuen unter dem schwarzblauen, gestirnten nächtlichen Himmel eines wolkenlosen Junitages.

(Der Beschluß folgt.)

Versuch einer Darstellung der Christologie des Koran von C. F. Gerock. Gotha, F. und A. Perthes. 1840. Gr. 8. ¾ Thlr.

Zunächst ist allerdings diese Schrift in der Art der Darstellung, welcher sie folgt, und in den Ergebnissen, welche sie vermittelt, auf Theologen berechnet. Doch führt sie durch die Eigenthümlichkeit der Zeit, in welcher sie hervortritt, und durch den gegen sonstige Vorurtheile unbefangenern Standpunkt ihres Verfassers zu Erwägungen, welche dem Kreise der Leser d. Bl. nahe liegen, sowie diese auch die von dem Verf. gewonnenen Hauptresultate sich gern zur Kenntnißnahme werden mittheilen lassen.

Eine unbefangenere Würdigung des Islam ist erst möglich geworden, seitdem man dessen Stifter selbst unparteiischer zu beurtheilen angefangen hat. Die ältern christlichen Schriftsteller haben Mohammed meist in sehr ungünstigem Lichte — als groben Betrüger, beschränkten Enthusiasten, größten Seelenverführer und Conquirant des Teufels — dargestellt, ohne zu bedenken, daß dadurch die großen Erfolge seines Auftretens nur noch unerklärlicher werden. Ein Mann, der durch die hohe Begeisterung, die er weckt und nährt, seine bisher getrennten Landsleute vereinigt, sie von unbedeutenden Thaten zur Welteroberung beruft und, wenn auch mit Hülfe des Schwertes, doch nicht durch dasselbe allein Anhänger sich verschafft, führt mit Recht einen Namen, der durch den Schmutz, mit welchem man ihn beworfen hat, hell hervorglänzt, den Namen des Ruhmwürdigen; und wenn er seinen Volksgenossen überhaupt nicht minder ehr- und glaubwürdig erschien, als die jüdischen Propheten den ihrigen, so haben Viele die Größe seines Genius vielleicht nicht mit Unrecht darin bewundert, daß es ihm gelang, von seinen eigenen Frauen als Prophet betrachtet und geehrt zu werden, indem gewöhnlich Propheten in ihrem Vaterlande und in den Augen der Weiber ebenso wenig dafür gelten, als der große Mann für einen solchen in den Augen seines Kammerdieners. Religiös aufgeregt, wie Mohammed an und für sich war, und seinem Hange zum Nachdenken in der Einsamkeit gern sich überlassend, gaben ihm Vaterland und Fremde immer und immer wieder Veranlassung, auf den Unterschied der Religionen und ihrer Cultusformen zu achten. Denn welche Musterkarte gleichsam von Religionen entfaltete Arabien überhaupt, das sogenannte heilige (Hedjaz), die eigentliche Wiege des Islam, nicht ausgeschlossen! Dem Sabäismus huldigten ursprünglich seine Bewohner; vielfache Spaltungen derselben in zahlreiche sich befehdende Stämme begünstig-

ten die Aufnahme anderer Religionen aus der Nachbarschaft. Es fehlte nicht an Feueranbetern aus Persien mit ihren Engeln und Dämonen; der Juden gab es viele; das Christenthum scheint sich in der ersten Zeit seiner Verbreitung eingefunden zu haben — Paulus selbst war in Arabien (Galat. 1, 17) und arabische Bisthümer werden erwähnt — und später suchten verfolgte Sekten, Monophysiten, Collyridianer ꝛc. bei den Söhnen der Wüste eine Zufluchtsstätte. Ganze Stämme mit ihren Scheiks bekannten sich zum Christenthume. Ein solches Land konnte zur Pflanzung einer neuen Religion einen geeigneten Boden abgeben. Dazu kamen Mohammed's Handelsreisen, namentlich nach Syrien, durch welche er mit Christen in vielfache Berührungen gekommen sein und von ihnen, leider mehr durch ihre Ausartung und Zerwürfnisse, Manches gelernt haben mochte, das in ihm die Idee weckte und befestigte, eine neue Religion zu stiften. Daß sie aus seltsamen Bestandtheilen gemischt ward, kann nicht befremden und folgt aus dem Bestreben Mohammed's, an die Stelle der Allegorien, des Materialismus und der Abstractionen des Heiden-, Juden- und Christenthums etwas Reelles und Handgreifliches zu setzen, schon von selbst. Doch verehrte er den Kern der mosaischen und christlichen Offenbarung als göttlich; nur behauptete er, sie seien theilweise irrig verkündet und aufgefaßt und in ihm habe Gott den rechten Erklärer — den von Jesu verheißenen Paraklet — gesandt. Offenbar hatte er auch Jesu Musterbild vor Augen und bemühte sich es mit, seiner Nationalität und Zeit angemessenen Modificationen zu copiren, und man kann behaupten, wäre Christus nicht gewesen, so würde auch kein Mohammed aufgestanden sein, der den Glauben an seine Person dem hohen Vorgänger gleichsam abstahl und in dieser Hinsicht wol der Antichrist genannt werden mag. Denn ein Feind Christi ist Jeder, der das Irdische als letztes Ziel im Auge hat, um so mehr, je eifriger er das Göttliche als Mittel zu seinen irdischen Zwecken misbraucht; dies aber liegt in Mohammed's Bestreben klar am Tage.

Man darf es als besondere Fügung der göttlichen Vorsehung betrachten, daß der Koran so zeitig nach Mohammed's Tode (bereits im 32. Jahre der Hedschra) in eine authentische Sammlung gebracht und dadurch das Eindringen zahlreicher und abgeschmackter Traditionen zurückgewiesen wurde. Was würde ohne diesen sofortigen Abschluß aus dem Koran geworden sein, da die arabischen Geschichtschreiber die hohe Wichtigkeit des Wirkens ihres Religionsstifters auch dadurch anerkennen zu müssen glaubten, daß sie über seine Person, Familie, Gefährten ꝛc. Alles aufs ausführlichste sammelten und berichteten. Sowie er eben ist und auf eine merkwürdige Weise die Eigenschaften eines Lehr- und Gesetzbuches, Rituals und Gedichts in sich vereinigt, läßt er, wenn auch neben Albernheiten und Irrthümern, in seinen bessern Lehren das Erbstück klar hindurchschimmern, welches die Moslemim (die Gottergebenen, Gläubigen) als Söhne Ismael's theils von ihren nahen Verwandten, den Israeliten und ihrem Gesetzgeber, theils aus früherer Tradition der ersten christlichen Gemeinden in Asien erhalten und bewahrt hatten. Auch haben sie nie aufgehört, den Stifter unserer Religion unter dem Namen Mesich Isa Ben Mirjam in hohen Ehren zu halten, und es besonders dadurch bethätigt, daß sie allenthalben, wo sie den dunkeln Schatten ihrer Herrschaft über Stätten christlicher Anbetung warfen, diese Heiligthümer selbst zu Gegenständen der lebhaftesten und eifersüchtigsten Verehrung machten. Um das Hauptthema im Koran, die Verehrung des einzig wahren Gottes im entschiedensten Gegensatze gegen alle Idololatrie, gruppirt sich wie von selbst gleichsam das Wahre, Große und Einfache, dessen Anerkennung auch den Christen so wohl ansteht *), abgesehen davon, daß er theilweise durch seine dichterische Haltung ungemein anzieht. Denn so wenig er als eigentliches Dichterwerk betrachtet werden kann, da er in seiner Eigenthümlichkeit als Gesetz- und Lehrbuch z. B. die Erbschaftsrechte und Schuldverschreibungen mit demselben Interesse abhandelt als die Schöpfung des Himmels und der Erde: so waltet doch größtentheils in sinnreichem, blühendem, mit kühnen Figuren verziertem Ausdrucke wahrhaft poetisches Element vor. Gerade wie er in stylistischer Form und kategorischem Tone ist, war er für die Menschen geeignet, die nach ihm regiert werden sollten; gerade so mußte er sein, um im Dienste der Civilisation der Menschheit den Barbaren im Innern Asiens und Afrikas ihre Abgötterei zu nehmen; gerade so mußte er sein, um auf längere Dauer einen großen Theil des Orients unter seinen Befehlen zu erhalten und in der Periode der Kreuzzüge die Kraft von fast ganz Europa an sich zersplittern und brechen zu lassen; gerade so mußte er sein, um die ausgezeichnete Hochachtung zu gründen und zu sichern, welche die Mohammedaner nicht selten auf die rührendste Weise an den Tag legen. Denn daß sie ihn nicht berühren, ohne sich vorher zu waschen, bei ihm schwören, ihn in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe ziehen, Sprüche aus ihm auf Fahnen sticken und auf Münzen prägen u. dgl. m., ist das Geringere; das Größere ist, daß sich überwiegend die Meisten willig und ausdauernd den in ihm verordneten zahlreichen, oft so peinlichen Übungen (z. B. dem täglichen fünfmaligen Gebete, den häufigen Abwaschungen, dem Fasten des Monats Ramadan, während die Sonne über dem Horizonte ist, welches die arbeitende Classe so angreift, daß Mancher aus ihr fast demselben erliegt ꝛc.) unterwerfen; auch lassen sich bekanntlich die Moslemim bei ihren frommen Gebräuchen durch die Gegenwart von Fremden nicht stören und bezeugen hierdurch auf eine für manche Christen beschämende Weise, daß Gott ihnen beachtenswerther und größer erscheine als das Urtheil und Ansehen der Menschen. Endlich verdient er noch insofern auch den allgemeinern Bildungsmitteln beigezählt zu werden, als jeder Muselmann die vorzüglichsten Lehren desselben auswendig lernen muß und mit Unwissenheit sich nicht entschuldigen darf; das Wort des Höchsten aber, das er durch den Mund des Propheten ausgesprochen hat, den Gläubigen zu entziehen, wird für das entsetzlichste Verbrechen gehalten, dessen sich ein Mensch je schuldig machen kann. Es ergibt sich aus diesen Vorschriften von selbst, daß alle Muselmänner müssen lesen können *), und wirklich hat

*) Überschätzung des Koran steht unter Christen auch jetzt nicht zu befürchten; denn eben in Folge allseitig gerechterer Beurtheilung betrachtet man Mohammed als einen Mann, der, völlig untadelig in der ersten Zeit seines Wirkens, für sein Volk höchst nützlich ward, jedoch niedriger steht als die Propheten des Alten Testaments, leider aber in den spätern Lebensjahren sehr verblendet ward. Ist hier ein literarischer Blick in die Vergangenheit erlaubt, so erscheint es jedenfalls als eine nicht zu rechtfertigende Maßregel, daß der erste, von Pagninus um 1530 zu Venedig veranstaltete arabische Abdruck des Koran nach einem Beschlusse der römischen Curie zum Feuer verdammt ward (vgl. Joh. Mich. Lange's „De Alcorani prima inter Europaeos editione arabica", Altorf 1703); obgleich es noch nicht ganz ausgemacht zu sein scheint, ob nicht einzelne Exemplare dürften gerettet worden sein. Vgl. Panzer's „Annal. typogr.", Bd. 6, S. 492; Vogt's „Catal. librr. rar.", S. 17; Joh. Bernh. de Rossi's „De Corano arabico, Venetiis typis Paguini impresso" (Parma 1805), S. 12. Ganz im Gegensatze zur römischen Curie hätte freilich der Doctor der Sorbonne, Claude Mores, gehandelt, dem man nachsagt, er habe einer neu zu druckenden Übersetzung des Koran das Imprimatur mit dem herkömmlichen Ausdrucke ertheilt, „daß er darin nichts gegen die katholische Religion gefunden habe".

*) Daß Mohammed selbst habe weder lesen noch schreiben können, versichert der Koran (Sure 29, Vers 48) bestimmt, so unwahrscheinlich es auch lautet. Beiläufig sei bemerkt, daß der Koran (d. h. Buch; genaue Orientalisten wollen Goran geschrieben haben) in 114 Suren (Capiteln) 6225 Verse, 77,639 Wörter und 323,015 Buchstaben enthält. Jede Sure hat eine besondere Überschrift (z. B. die Kuh, Adam ꝛc.) und zu Anfang

auf Expedition auf seine Reise im Innern Afrika's überzeugt, daß es nicht einen muselmännischen Neger im Süden gibt, der nicht lesen könne.

Seine Hauptaufgabe in der Mitverflechtung des Menschengeschlechts scheint jedoch der Islam gelöst zu haben. Nach allen den Seiten hin, durch welche er in stehende Formen schlägt, fängt er an zu erstarren, und wenn nicht Alles trügt, so geht zunächst der türkische und persische Islam unwiedetbringlich seinem Untergange entgegen, wenn er sich auch in den todten Formen noch lange erhalten sollte. Denn in den letzten Jahrhunderten hat, einige hellere Zwischenräume abgerechnet, das niedere Element in ihm überhandgenommen; nur spärlich noch macht er Proselyten, und wer weiß, ob nicht bereits nach Jahrhunderten etwa wie von den Anhängern des Zerdüscht, so von ihm nur Reste noch auf afrikanisch-asiatischem Boden sich vorfinden werden. Freuen wir uns aber der Keime für evangelische Ernten, welche im Islam liegen, der, nach der treffenden Bezeichnung eines geistreichen Mannes *) „eine Cisterne ist; das Christenthum aber ein Quell". Auch dem Islam wird sein Luther kommen, der ihn zum evangelischen Glauben zurückführt, und bleiben wir bei unsern nächsten Berührungspunkten stehen, so wird, wenn einst die Stunde für die innere Umgestaltung des Türkenreichs geschlagen haben wird, der Koran wenigstens nicht hindern, daß es sich freundlich und friedlich an die andern europäischen Staaten anschließe, und vielleicht ist es die, dem jetzigen Sultan schon vom Vater her überkommene Bestimmung, seinem Volke das allmälige Hinüberwachsen in eine neue höhere Stufe der geistigen Gestaltung und Ausbildung zu erleichtern. Unter allen Umständen ist so viel gewiß, daß der Islam dereinst im Christenthume aufgehen muß, weil eben dieses vor jenem das im voraus hat, daß es die Entwickelung aller geistigen Kräfte der Menschheit freiläßt und eben dadurch für nothwendig erklärt.

Abgesehen von der hier angedeuteten allgemeinern Wichtigkeit des Islam in der Entwickelungsgeschichte unsers Geschlechts, ist die besondere Ermittelung des doctrinellen Gehalts seiner im Koran niedergelegten Glaubens- und Sittenlehre in ältern und neuern Zeiten der Gegenstand verdienstlicher Bemühungen vieler Gelehrten gewesen, wobei die verwandtschaftlichen Verhältnisse des Juden- und Christenthums stets mit Vorliebe behandelt worden sind. Erst neuerdings hat Abraham Geiger in der Preisschrift: „Was hat Mohammed aus dem Judenthume aufgenommen?" (Bonn 1833) die jüdischen Bestandtheile des Koran nachgewiesen und zusammengestellt, und bezüglich auf die christlichen hat der Verf. der dieser Anzeige vorliegenden Schrift diejenige Seite durchgeführt, welche als die wichtigste erscheint, indem er die im Koran zerstreuten Nachrichten und Antheile über Jesu Person, Leben und Lehre zu einem übersichtlichen Ganzen vereinigt. Er macht im Eingange die ähnlichen Arbeiten mehrer Gelehrten, eines Augusti, Bauer, Dettinger, Rorberg, Schmidt u. A. namhaft, denen nunmehr die Abhandlung von Maier: „Christliche Bestandtheile des Koran", in der von Hug, Hirscher u. A. herausgegebenen „Zeitschrift für Theologie" Bd. 2, Heft 1, S. 34—97 (Freiburg 1839), noch beizugesellen sein würde. Da inzwischen kleinere Schriften und eingedruckte Abhandlungen in der Regel schwieriger zu erlangen sind, so hätten gründlichkeitliebende einige hierher gehörige ältere und neuere Schriften, z. B. von Walch, Reland, Rose, Wießner, Cludius ꝛc., behufs nöthiger Vergleichung und Weiterbelehrung aufgeführt werden können. Der Verf. findet es am wahrscheinlichsten, daß Mohammed seine Berichte über Christenthum nicht sowol aus schriftlichen Quellen (kanonischen und apokryphischen Evangelien) oder bestimmten mündlichen Mittheilungen (durch den Mönch oder die Mönche Sergius, Nestor, Bohetra), als vielmehr aus einer in seinem Vaterlande umhergetragenen Volkstradition geschöpft habe, so wenig er auch in Abrede stellen mag, daß die damalige Kirchen- und Ketzergeschichte auf die Ideen Mohammed's vom Christenthume Einfluß gehabt habe. Mit dieser Annahme stimmt auch Maier überein und weist namentlich die von unserm Verf. übersehene, durch v. Hammer in Umlauf gebrachte Nachricht aus Ibrahim Halebi's Lebensbeschreibung Mohammed's, daß dieser zu seinen Plagiaten aus der Bibel eine Übersetzung derselben ins Arabische von Werka, dem Sohne Naufil's, benutzt habe, entschieden zurück.

(Der Beschluß folgt.)

---

einer jeden, die neunte aufgenommen, stehen die Anfangsbuchstaben von Allah, Gabriel, Mohammed dem Verfasser, Überbringer und Adresse. Das immer wiederkehrende Präambulum fast aller Capitel ist das bekannte kurze Glaubensbekenntniß, in dem Munde der Muselmänner, was das Kreuzmachen bei den Christen. In Folge der Vorstellung von dem unabänderlichen Geschick (Kismet) nannte der Prophet selbst seine Religion Islam, d. h. Ergebung in Gott. Völker des Buchs nannten die Araber diejenigen, deren Religion sich auf eine göttliche Offenbarung gründet oder gründen soll.

*) K. Hase, Gnosis ꝛc., Bd. 1, S. 116.

Notiz.

Ein Dorfpfarrer soll nicht politisiren.

Johann Gottfried Pahl, der vor zwei Jahren als würtembergischer Prälat und Generalsuperintendent verstorben ist, gab bekanntlich von 1801—8 die „Nationalchronik der Deutschen" heraus, ein historisch-politisches vielgelesenes Blatt von der edelsten Farbe unter der schweren Herrschaft der Franzosen in Deutschland. Er hatte durch viele Klippen sein Schiff glücklich durchgesteuert, als er im Anfange des J. 1809, wo der Krieg Napoleon's mit Östreich kaum mehr zweifelhaft schien, einen Aufsatz „Östreichs Staatskräfte" in dieses Journal schrieb, aus dem offenbar eine Zuneigung für Östreich und ein unverkennbares Interesse für die Erhaltung dieses Staates in seiner bisherigen Bedeutung in dem politischen Systeme von Europa hervorging. Am 28. Jan. war dies Blatt erschienen, am 31. mußte sich Pahl für den Verfasser des Aufsatzes erklären und noch an demselben Tage ward in Stuttgart bekannt gemacht, daß des Königs Majestät (es war der strenge und willkürliche Friedrich I.) die fernere Erscheinung der Zeitschrift wegen mehrer darin enthaltenen ungeziemenden und verwerflichen Äußerungen zu verbieten sich bewogen gefunden habe. Vorzugsweise geschah dies aus ängstlicher Rücksicht gegen den Kaiser Napoleon. Dem Verfasser aber wurde folgendes vom König eigenhändig vollzogene Decret zugefertigt: „Da der Pfarrer Pahl zu Affalterbach nach seiner eigenen, durch das Censurcollegium einberichteten Angabe der Verfasser des in dem letzten Blatte der von ihm herausgegebenen Zeitung „Chronik der Deutschen", vorkommenden unziemlichen Artikels, über die östreichischen Streitkräfte, ist, weshalb sich Se. Königl. Majestät veranlaßt gesehen haben, gedachte Zeitung zu verbieten; so geben Allerhöchstdieselben dem Cultusminister anburch gnädigst auf, diesem Dorfpfarrer deshalb einen derben Verweis im Namen Sr. Königl. Majestät mit der Weisung zu ertheilen, wie es besser für ihn sein werde, sich künftig mit seinem Amte angemessenen Gegenständen zu beschäftigen, als im Fache der Politik herumzutreten, worin er nichts zu suchen hat. Decr. Stuttgart am 4. Febr. 1809." Nach Pahl's eigener Erzählung in seinen „Denkwürdigkeiten" (Tübingen 1840). Es war dies übrigens derselbe König Friedrich, auf dessen Befehl, ebenfalls 1809, die Professoren der Universität Tübingen einen Verweis mußten stehend anhören, wie von Dresch in der Fortsetzung von Schmidt's „Geschichte der Deutschen" (Bd. 24, S. 313) erzählt.

11.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 128. — 8. Mai 1841.

Neue römische Briefe von einem Florentiner.

(Beschluß aus Nr. 127.)

2. L'Agosta.

Im alten Marsfelde, zwischen der Via Flaminia und der Tiber, sieht man an der heutigen Via de' Pontefici ein ziemlich ansehnliches Haus, nach italienischer Sitte mit dem hochklingenden Namen Palazzo beehrt, obgleich es, wie so oft in ähnlichen Fällen, wenig oder nichts Palastartiges an sich hat. Es ist überhaupt gar nichts Merkwürdiges daran und die Aufmerksamkeit wird nicht eher erregt, bis man, über einen engen Hofraum gehend, einen Cirkeltheil eines großen innern Gebäudes vor sich sieht und hinaufsteigend im Umkreise eines großen Amphitheaters sich befindet. Alles in demselben sieht völlig modern aus: es ist eine Arena von nicht unbedeutendem Umfange, in welcher eine niedere Breterwand den engern Kreis beschreibt, der für die Reiterkünste und andere Schauspiele bestimmt ist; mehre emporsteigende Reihen von Sitzen umgeben sie, zu oberst eine Reihe bedeckter Logen, über welche dann noch auf der einen Seite ein zu Wohnungen bestimmter Theil des Gebäudes hinwegschaut, zu einer so bedeutenden Höhe sich erhebend, daß man aus der Ferne beinahe von allen Punkten den Bau gewahrt, obgleich er ganz in der Niederung liegt. Man würde kaum sich träumen lassen, auch hier auf classischem Boden zu stehen. Und doch befindet man sich im Umkreise des Grabmals des Kaisers Augustus, seiner Angehörigen und vieler seiner Nachfolger.

Welche großartigen Massen schon die letzten Zeiten der Republik aufthürmten, die Reste der Abgeschiedenen aufzunehmen, zeigt uns das Grabmal der Cäcilia Metella, der Tochter des Eroberers von Kreta, der Gattin Crassus des Triumvirs. Octavianus Augustus, dem das durch die Bürgerkriege erschöpfte, ihrer Greuel müde Rom den Primat willig zugestand, obgleich er anscheinend den Stand des hochgestellten Bürgers eines Freistaats nicht verließ, war also wohl berechtigt, für sich und seine Familie einen prächtigen Begräbnißort einrichten zu lassen. Er wählte dazu das Marsfeld und auf ihm eine Stelle in der Nähe des Ufers. Eine Grundmauer von netzförmigem Ziegelbau, mit Marmorplatten ausgelegt, 225 Fuß im äußern Durchmesser, beschrieb einen Kreis, zu welchem auf der Südseite, bei der jetzigen Kirche San-Rocco, der Eingang war. In der Mitte dieses Kreises befand sich ein von einer Kuppel bedeckter großer runder Saal und um denselben herum 13 Grabkammern. Über der Wölbung und den Kammern erhob sich ein mit immergrünen Bäumen bepflanzter Erdhügel, auf dessen Spitze Augustus' kolossale Erzstatue stand. Am Eingange errichtete man, wahrscheinlich in der spätern Kaiserzeit, zwei Obelisken, von denen Sixtus V. 1587 den einen bei der Kirche Santa-Maria Maggiore, Pius VI. den andern 1786 auf dem quirinalischen Berge aufstellen ließ. So war das Grabmal beschaffen, welches man, in Rom das einzige, nach dem zu Halicarnassus, Mausoleum nannte und das 28 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung gebaut ward. Mehre der Seinigen sah Augustus hier beisetzen — Marcellus, Agrippa, seine Schwester Octavia, Drusus, Cajus und Lucius Cäsar: dann nahm die Grabkammer seine eigene Asche auf und nach ihm die von mehren seines Geschlechts und seiner Nachfolger bis auf Nerva. Für spätere war kein Raum vorhanden. Zu verschiedenen Zeiten gefundene Inschriften und andere Monumente nennen uns die einzelnen Personen.

Ein so ansehnlicher Bau konnte der Zerstörungswuth des Mittelalters nicht entgehen. Schon Alarich drang in in das Innere, um nach Schätzen zu suchen. Dann ist von des Kaisers Grabe nicht mehr die Rede Jahrhunderte lang, es verschwindet in der Nacht des Vergessens, welcher die Schicksale von nur wenigen unter den Bauten des alten Rom entrissen worden sind. Endlich finden wir es wieder, verbunden mit dem Namen einer der größten römischen Familien. Als die halberhaltenen, halbzertrümmerten Gebäude der Stadt, Theater, Thermen, Tempel, Grabmäler, meistens den Geschlechtern zugefallen waren, denen wir, wo die historischen Nachrichten wieder etwas reichlicher zu werden beginnen, begegnen, ohne von der Mehrzahl derselben die Herkunft zu wissen, fand das Mausoleum sich in den Händen der Colonnesen. Es war jene Zeit, wo Roms Gebiet gewissermaßen auf die Campagna beschränkt war und wie in den Tagen der Könige die kleinen Ortschaften des Gebirges bekämpft wurden. Am 30. Mai 1167 fand jene viel besprochene Schlacht gegen die Bewohner des festen Tusculum statt, in welcher die Römer, heu quantum mutati ab illis! eine entschiedene Niederlage erlitten. Flüchtig und Schutz suchend hinter

ihren halbzerstörten Mauern, wollten sie sich rächen an den Colonnesen, denen sie das Unglück beimaßen, als stünden diese mit den Tusculanern im heimlichen Bündniß. Die Burg der Familie, L'Agosta, wie man sie nebst dem ganzen Stadttheile, in welchem sie lag, zu nennen pflegte, wurde vom Volke angegriffen, erobert und verwüstet. Um jene Zeit hatten die Bewohner Roms schon angefangen, ihre Wohnungen in diesem Stadttheile zu bauen, den ehemals nur öffentliche Gebäude geschmückt hatten: nach der Einäscherung des größten Theiles der Hügelstadt durch die Normannen aus Apulien hatten sie sich in die Ebene zurückgezogen. Diese entlegene Gegend mochte damals doch noch größtentheils öde liegen. So konnten auch die Colonnesen die verwüstete Burg leicht behalten und wiederherstellen, ohne daran gehindert zu werden. Noch einmal aber sollte ein ähnliches Schicksal sie treffen. In den Streitigkeiten zwischen Kaiser Friedrich II. und Gregor IX., im letzten Lebensjahre dieses Papstes, 1241, ergriff der Cardinal Johann Colonna die Partei des Kaisers. Ein Jahr zuvor hatte er mit Friedrich Frieden geschlossen im Namen des Papstes, aber dieser weigerte sich später die Bedingungen anzuerkennen. Erzürnt darüber, auf solche Weise sich preisgegeben zu sehen, erklärte der Cardinal sich gegen den Papst, zog seinen Neffen Otto und andere der Familie in sein Interesse und befestigte seine Burgen. Gregor gab dem Senator der Stadt, Matteo Rosso, Befehl, das Grabmal Augusts anzugreifen: es konnte sich gegen die Belagerer nicht halten, wurde genommen und von Grund aus zerstört. Die Colonnesen verließen Rom und zogen nach dem festen Palestrina, ihre Burgen und die lucanische Brücke über den Anio auf der Straße nach Tivoli verstärkend, die in ihre Hände gefallen war. Der Kaiser drang bis zu den albaner Bergen vor, stand aber doch ab von der beabsichtigten Belagerung der Stadt. Es ist dieser Cardinal Colonna, welcher das Spital beim Lateran gründete, das nach dem Erlöser benannt wird.

So blieb das Mausoleum in Trümmern liegen. Nur die Grundmauern des Rundbaues, deren Festigkeit den Stürmen getrotzt hatte, waren stehen geblieben. Die Wölbung war eingestürzt und der innere Raum bildete eine mit Erde und Schutt bedeckte Fläche, welche man das Feld der Agosta nannte. Noch einmal wird die Ruine in der mittelalterlichen Geschichte genannt, in der Erzählung nämlich vom Tode des Cola di Rienzo. Am 8. Sept. 1354 wurde der vormalige Tribun und Wiederhersteller der römischen Freiheit am Fuße des Capitols niedergestoßen. Von dort schleppte der Pöbel ihn nach San-Marcello. Am Erker eines Hauses, berichtet ein gleichzeitiger Chronist, wurde er aufgehangen; kopflos, denn sein Haupt war unterwegs liegen geblieben; der Rumpf von Wunden durchlöchert wie ein Sieb, unmäßig dick und von weißlicher Farbe. Nachdem er zwei Tage und eine Nacht dort gehangen und die Buben immer mit Steinen nach ihm geworfen, wurde er am dritten Tage nach dem Befehle des Jugurtha und Sciarretta della Colonna nach dem Felde der Agosta geschleift. Dort versammelten sich alle Juden in großer Menge: nicht einer blieb zu Hause. Sie zündeten ein Feuer an von trockenen Kardendisteln und warfen ihn in die Flamme. Die Juden standen da und drängten sich hinzu und schürten das Feuer an, damit er rasch verbrenne. So wurde der Leichnam in Asche verwandelt und es blieb von ihm keine Spur mehr übrig. Welches Schauspiel, diese gräßliche Leichenfeier des einstigen Lieblings und Führers eines rohen, wetterwendischen Volkes, des Freundes des Petrarca, dessen, der in seinen guten Tagen Roms mächtigen Adel in Zaum gehalten, dann aber versunken war und untergegangen in Nichtigkeit. Und eine solche Leichenfeier da, wo einst das ganze Römervolk Augustus' Überreste, von den Priestern, den Rittern, den Magistratspersonen und Kriegern umgeben, auf dem Scheiterhaufen von den Flammen verzehrt und einen Adler die Rauchsäule umkreisen gesehen.

In der malerischen Schilderung, welche der damalige päpstliche Geheimschreiber und nachmalige florentinische Kanzler, Poggio Bracciolini, von dem Zustande Roms unter den Päpsten Martin V. und Eugen IV. in seinem Werke „De varietate fortunae" entwirft, finden wir das Grabmal des August in der Form eines mit Reben bepflanzten Hügels erwähnt, den man Augusta nannte. So blieb es auch in der spätern Zeit. Verschiedene Nachgrabungen wurden angestellt, welche mannichfachen Ertrag lieferten: einer der Obelisken lag zerbrochen am Boden, der andere war mit Schutt bedeckt. Mehr denn hundert Jahre nach Poggio und einige Zeit, nachdem Andrea Fulvio eine Beschreibung der Reste geliefert, finden wir eine beiläufige Erwähnung des Mausoleums in den interessanten Briefen, welche ein florentinischer Verbannter, Giambattista Busini, über die Ereignisse in seiner Vaterstadt in den J. 1527—31 an Benedetto Varchi schrieb, als dieser im Auftrage Cosmus' von Medici mit der Geschichte von Florenz sich beschäftigte und überall Material sammelte.

Gegenwärtigen Brief — heißt es im 20. des Busini, vom fünften Sonntage in den Fasten 1549 — schreibe ich mitten im Grabmale des Augustus im Campomorzo. Mein Monsignore (vielleicht der Bischof von Fermo) hat es unternommen diesen Ort wiederherzustellen und hat ihn in einen schönen Garten umgeschaffen, mit einigen Zimmern, in denen wir zu Mittag essen können. Dies ist sein Zeitvertreib. So ist nun das Mausoleum ein Küchengarten geworden, der uns vortrefflichen Salat liefert.

Die Reihe der Bestimmungswechsel dieses Gebäudes war aber noch nicht zu Ende. Als die Bevölkerung in diesem Theile Roms immer dichter wurde und ein großer Theil der vornehmen Welt nach dieser Seite hinzog, war es natürlich, daß die Trümmerstätte nicht lange mehr in ihrem bisherigen Zustande bleiben konnte. Indeß fand ihre Umwandlung doch erst gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts statt, und die Bestimmung des Gebäudes, welches sich auf den Ruinen erhob, wurde schon durch die Form des ursprünglichen Baues an die Hand gegeben. Seltsamer Wechsel! Während das flavische Amphitheater, zur Befriedigung der Schaulust einer unbeschäf-

eigten Menge errichtet, durch das Blut der Märtyrer geheiligt, zu einem geweihten Orte geworden: ist das Grabmal des ersten Kaisers, den alten Römern ein Gegenstand frommer Ehrfurcht, gerade in einen solchen Schauplatz öffentlicher Vergnügungen umgeschaffen. Die Localität der beiden Gebäude — das eine in Roms verödetem Theile, von Klöstern und Vignen umgeben, das andere in einem dichtbewohnten Viertel, wo man nur dem alltäglichen Getreibe der modernen Stadt begegnet — hat zu jenem wie zu diesem das Meiste beigetragen. So läßt man denn der Cäsaren Asche noch nicht ruhig schlafen, und während vor Jahrhunderten bürgerliche Kämpfe über ihr tobten, machen jetzt Pferde und mit Tricot überzogene Reiter und Reiterinnen ihre Kunststücke, wird das Lotto gespielt und Feuerwerk nach Feuerwerk, der Hauptgenuß der Römer unserer Tage, in der Area abgebrannt. Der alte Kaiser Augustus mag zusehen, wie er dabei zurechte kommt.

Die antiken Reste bestehen in der schon erwähnten Grundmauer aus netzförmigem Mauerwerk von Tuffstein und in den Spuren der Wände, welche die dreizehn Grabkammern bildeten. Die zu einer nicht unbeträchtlichen Höhe sich erhebende Mauer ist von äußerster Dauerhaftigkeit. Sonst ist an dem Gebäude Alles neu und übertüncht.

Manche Gebäude des alten Rom haben ihre Bestimmung auf sonderbare Weise verändert. Das Grabmal Hadrian's ist eine Burg und Gefängniß für politische und andere Verbrecher oder Angeschuldigte; das Colosseum ist eine Stätte frommer Andacht, das Marcellustheater die friedliche Wohnung der einst so kriegerischen Orsini'schen Familie. Im Tempel oder der Basilica des Antoninus hat die Douane Raum gefunden und die Diocletianischen Thermen sind ein Karthäuserkloster geworden. Augustus' Mausoleum aber wurde Burg, Weinberg, Küchengarten und ist nun Amfiteatro Correa. 107.

Versuch einer Darstellung der Christologie des Koran von C. F. Gerock.

(Beschluß aus Nr. 127.)

Die erste, geschichtliche Abtheilung enthält die Nachrichten, welche der Koran über Leben und Schicksale des Stifters der christlichen Religion gibt. Sie betreffen die Geburt der Maria, die Verkündigung der Geburt des Johannes und der Jesu an die Maria, die Geburt Jesu, einige seiner Wunder und seine prophetische Wirksamkeit, seine Apostel und seine letzten Schicksale, seine und seiner Mutter Aufnahme ins Paradies, seine Verkündigung der Annäherung des Weltgerichts und seine Erscheinung bei demselben. Das Zerstreute und Lückenhafte dieser Berichte mag zum Theil daher rühren, daß die Theile des Koran überhaupt unordentlich und unchronologisch zusammengestellt worden sind; nirgend aber verleugnet sich hohe Achtung für Christus. Es werden auch viele andere prophetische Personen theils aus der alttestamentlichen, theils aus der Nationalgeschichte als erhabene Bilder der Vorzeit, als Werkzeuge und Gesandte des Höchsten aufgeführt. Unter allen aber strahlt Maria's Sohn durch seine hohe Würde und die Reinheit seiner Lehre hervor. Nicht seine Schuld war es, wenn Die, die nach ihm kamen, seine Lehre verunstalteten und, seiner ausdrücklichen Warnung zuwider, sich in Sekten zertheilten und, statt des reinen, gottgefälligen Wandels, sich nur ehrsüchten Schulgezänkes befleißigten. Zur nähern Kenntlichmachung des Tones und der Farbe dieser Berichte sei es vergönnt, eine längere, die Geburt Jesu betreffende Stelle im Zusammenhange hierher herüberzunehmen: „Melde Auch in dem Buche (Koran) von der Mariam, wie sie sich, von den Ihrigen weg, nach einem Orte zurückzog, der gegen Morgen lag. Von ihnen entfernt, nahm sie den Schleier ab; da sandten wir zu ihr unsern Geist, der ihr als ein wahrhafter Mensch erschien. Sie sprach: Ich flüchte mich zu dem Barmherzigen vor dir, wenn du Allah fürchtest. Er antwortete: Ich bin gesandt von deinem Herrn, dir einen heiligen Sohn zu schenken. Wie kann ich doch, erwiderte sie, einen Sohn bekommen, da mich kein Mann berührt hat und ich keine Buhlerin bin? So wird es sein, antwortete er; dein Herr spricht: Das ist mir ein Leichtes; und wir werden ihn den Menschen als ein Zeichen und Barmherzigkeit darstellen. So ist es fest beschlossen. Mariam empfing den verheißenen Sohn und begab sich mit ihm an einen entlegenen Ort. Da trieben sie die Geburtsschmerzen zu dem Stamme des Palmbaums. O, rief sie, möchte ich doch vor dieser Begebenheit gestorben und völlig vergessen sein! Da rief zu ihr, der unter ihr war: Betrübe dich nicht! Dein Herr hat eine Quelle unter dir entstehen lassen, und schüttle den Stamm des Palmbaums, so wird er reife Datteln auf dich herabfallen lassen. So iß nun und trink und erheitre dein Auge. Solltest du aber Jemand treffen, so sprich: Ich habe dem Barmherzigen ein Fasten gelobet und werde daher heute mit Niemand sprechen. Hernach kam sie, das Kind tragend, zu den Ihrigen zurück; diese sprachen: O Mariam, du hast etwas Unerhörtes gethan. Schwester Harun's, dein Vater war doch kein schlechter Mann und deine Mutter kein unzüchtiges Weib! Sie aber zeigte auf das Kind hin. Sie sprachen: Wie können wir mit einem Kinde reden, welches noch in der Wiege liegt? Da sprach es: Wahrhaftig, ich bin ein Knecht Allah's. Er hat mir die Schrift gegeben und mich zum Propheten bestellt. Überall, wo ich sein werde, wird mich sein Segen begleiten. Er hat mir geboten, das Gebet zu beobachten und Almosen auszutheilen mein Leben lang und fromm gegen meine Gebärerin zu sein und er hat mich nicht gemacht, frech und gottlos zu sein. Heil mir am Tage meiner Geburt, an meinem Todestag und an dem Tag, da ich zum Leben auferstehen werde." (Sure 19, 16—32.) Der Verf. macht zu den ersten Versen dieser Perikope bemerklich, der Verfasser des Koran habe den Geist (Engel Gabriel) als leiblichen Vater Jesu angesehen, sodaß diese Lehre nothwendig derjenigen der Christen entgegengesetzt sei, welche dem Koran zufolge annehmen, Gott selbst habe durch einen physischen Act einen Sohn gezeugt, was, als des Hocherhabenen unwürdig, verworfen wird, von dem es in dieser Beziehung an einer andern Stelle heißt: „Allah ziemt es nicht einen Sohn zu haben. Lob ihm, wenn er eine Sache beschlossen hat, so sagt er ihr nur: sei! und sie ist." Noch möge aus dieser Abtheilung die Ansicht des Koran vom Tode Jesu eine Stelle finden. Nach ihm hat Gott hier eine List ausgeführet. Es heißt: „Die ungläubigen Juden handelten listig; aber auch Allah handelte listig, denn Allah übertrifft an Klugheit auch die Listigsten. Allah sprach nämlich: O Isa, ich will dich sterben lassen, will dich erhöhen zu mir und dich von diesen Ungläubigen retten. Sie (die Juden) sagen: Wahrhaftig, wir haben getödtet den Mesich Isa Ben Mariam, den Gesandten Allah's. Aber sie haben ihn nicht getödtet und gekreuzigt, sondern er wurde ihnen nachgeahmt" ꝛc. Der Koran selbst geht in diese Vorstellungen nicht noch näher ein und hat seinen Auslegern desto freiern Spielraum gelassen und so gewiß der Geist desselben vom Doketismus entfernt ist, so kann es doch noch in den Umgebungen Mohammed's Bekenner dieser alten häretischen Meinung gegeben haben, da die Idee vom Versöhnungstode ihm fern war und von dem Verf. wol zu willkürlich hereingezogen wird. Vielleicht fand die Vorstellung, daß ein nachgemachter Jesus gekreuzigt worden sei, den Weg zu Mohammed durch das apokryphische Evangelium, welches an Jesu Stelle den Judas Ischariot gekreuzigt werden läßt.

Die zweite dogmatische Abtheilung erörtert anschaulich und in guter Ordnung die koranischen Ansichten über die Person Jesu, über Zweck, Inhalt und Quellen seiner Lehre, über sein Verhältniß zu den frühern Propheten und namentlich zu Mohammed ꝛc. Da dieser den strengsten Begriff von der Einheit Gottes festhält und bei aller sonstigen Schärfe seines natürlichen Verstandes in die dogmatischen Spitzfindigkeiten und Unterscheidungen nicht eingehen konnte oder wollte, mit welchen die christlichen Theologen sich von dem Vorwurfe des Tritheismus zu befreien suchten: so konnte es nicht anders kommen, als daß er gegen die Lehre von der Gottheit Christi und von der Dreieinigkeit förmlich und heftig zu Felde zieht. Diese Dreiheit aber besteht nicht, wie in der christlichen Trinität, aus Vater, Sohn und Geist, sondern in der einfachern, natürlichern Verbindung zwischen Vater, Mutter, Sohn (Allah, Mariam und Mesich Isa), die die himmlische oder Götterfamilie ausmachen. Zur Erklärung der irrthümlichen Annahme Mohammed's, daß Maria von sämmtlichen Christen angebetet und vergöttert werde, hätte der Verf. die Sitte der morgenländischen Christen, die Maria vorzugsweise und ausschließlich die Frau (al Seidat, etwa wie notre Dame) zu nennen, anführen können. Aus der Entwickelung der übrigen Punkte sei nur noch des Unterschiedes gedacht, welchen die Mohammedaner zwischen einem Propheten (Nabi, welcher blos mündlichen Unterricht empfängt und ertheilt), und Gesandten (Resul, welcher dazu noch eine geschriebene, göttliche Offenbarung mitbringt) machen; außer vielen Propheten von geringerm Ansehen gelten ihnen sechs: Adam, Noah, Abraham, Moses, Jesus und Mohammed als große, die letztern Drei zugleich als Gesandte. Hinsichtlich einzelner Ausdrücke, Bilder und Gleichnisse aber, welche als aus dem Christenthum entlehnt betrachtet werden, darf doch auch nicht übersehen werden, daß die Ähnlichkeit des Gedankens und des Ausdrucks doch oft als zufällig zu betrachten sein dürfte.

Ein kurzer Anhang stellt noch manches Interessante, auch in einigen Beispielen von der Ausbildung der christologischen Ideen bei den Mohammedanern, zusammen und so scheint denn der Zeitpunkt nicht mehr sehr weit hinausgerückt zu sein, wo es möglich wäre, eine wissenschaftliche mohammedanische Dogmatik zu schreiben, die, das Religionsbuch des Islam als Quelle zu Grunde legend, mit Hülfe der Schriften der angesehensten moslemischen Gottesgelehrten, dessen Lehren zu einem systematischen Ganzen auszuarbeiten haben würde. 45.

Bibliographie.

Bergmann, H. A., Die Parteigänger der Finsterniß in der protestantischen Kirche, nach ihrem Wesen, Streben und Treiben dargestellt. Gr. 8. Weimar, Voigt. 20 Ngr. (16 Gr.)

Bericht an Se. Majestät den Kaiser von Russland über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das Jahr 1839. Gr. 12. Hamburg. 11¼ Ngr. (9 Gr.)

Bericht über eine auf Befehl Seiner Herzoglichen Durchlaucht von Sachsen-Altenburg nach Baden und Würtemberg unternommene landwirthschaftliche Reise von dem Rittmstr. v. Bärenstein, Postmstr. Voigt, Kammergutspachter Löhner, Bauer und Anspanner Kresse. Gr. 8. Altenburg, Pierer. 12½ Ngr. (10 Gr.)

Byron, Lord, Dichtungen. Aus dem Englischen mit Hinzufügung der Anmerkungen der Londoner und Pariser Original-Ausgaben. Von *A. Kolein*. 8. Crefeld, Funke. 26¼ Ngr. (21 Gr.)

Drach, P. L. B., Der Katholicismus und der Judäismus. Frei nach dem französischen Werke: „Lettres d'un Rabbin converti aux israélites ses frères". Nebst Erläuterungen, mit besonderer Rücksicht auf die Juden in Deutschland, bearbeitet von L. Baumblatt. 8. Frankenthal. 15 Ngr. (12 Gr.)

Ehrenhauß, C., Der Wahrheit die Ehre. An die Gegner der sogenannten Schmähschrift von C. v. C. mit besonderer Bezugnahme auf die Synode zu Xorgau. 8. Leipzig, Schreck. 5 Ngr. (4 Gr.)

Erörterungen zu den Vier Fragen eines Ostpreußen von einem Nicht-Ostpreußen, worin die betreffenden Stellen aus den vier Fragen wörtlich abgedruckt sind. Gr. 8. Berlin, Mittler. 12½ Ngr. (10 Gr.)

Gallerie deutscher Zeitgenossen. I. Leben des Freiherrn vom u. zum Stein. In 2 Theilen. — Auch u. d. T.: Leben des königlich preußischen Staatsministers Freiherrn vom und zum Stein. Ein Denkmal. 2 Theile. Gr. 12. Leipzig, Fr. Fleischer. 3 Thlr.

Generalbaß zu den literarischen Variazionen des Herrn Anti-Bretschneider über das Thema: O si tacuisses! Eine selbsterbetene Proclamation, daß dieses merkwürdige Requiem vorhanden sei. Von einem kritischen Dilettanten aus der Mitte des lesenden und urtheilenden Publikums. Gr. 8. Plauen, A. Wieprecht. 6 Ngr. (4½ Gr.)

Geschichte der Kriege in Europa seit dem Jahre 1792, als Folgen der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. 10ter Theil. I. Band. Mit 4 Plänen. Gr. 8. Berlin, Mittler. 2 Thlr.

Hanne, J. W., Sokrates als Genius der Humanität. Ein Seitenstück zu Friedrich Schleiermacher als religiöser Genius Deutschlands. Dargestellt in einer Rede. 8. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 12½ Ngr. (10 Gr.)

Jung's, J. H., genannt Stilling, sämmtliche Werke. Neue vollständige Ausgabe. 1ster Band enthält: Stilling's Lebensgeschichte. Kl. 8. Stuttgart, Scheible. 1 Thlr.

Klänge aus der Zeit. Hervorgerufen durch die neuesten politischen Ereignisse und zunächst durch das Becker'sche Rheinlied. Gesammelt und herausgegeben von J. Funck. 2te, unveränderte Auflage. 8. Erlangen, Palm. 10 Ngr. (8 Gr.)

Krummacher, F. W., Der scheinheilige Rationalismus vor dem Richterstuhle der heil. Schrift. Resumé der Bremer Kirchenfehde. Gr. 8. Elberfeld, Hassel. 1 Thlr.

Langenn, F. A. v., Moritz, Herzog und Churfürst zu Sachsen. Eine Darstellung aus dem Zeitalter der Reformation. 1ster Theil. Mit Moritz's Bildniß. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 3 Thlr.

Münch, E. v., Erinnerungen, Reisebilder, Phantasiegemälde und Fastenpredigten aus den Jahren 1828 bis 1840. 1ster Theil. 8. Stuttgart, Cast. 2 Thlr.

Nariscus, J., Zwölf Körbe. Erzählung. 16. Landshut, v. Vogel. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Pairhans, H. J., Militärische Stärke und Schwäche von Frankreich. Ein Versuch über die Frage der Vertheidigung der Staaten und über den Defensivkrieg. Frei ins Deutsche übertragen von F. v. Kausler. 8. Stuttgart, Cast. 1 Thlr.

Pfeiffer, F., Sie sollen ihn nicht haben, oder des Dichters Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. Eine Farce. Gr. 12. Bremen, Geisler. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Unpietistische Reime, erbaulich und gut zu lesen für Jedermann. 1ste Gabe. Gr. 8. Bremen, Geisler. 2½ Ngr. (2 Gr.)

Rückert, F., Gedichte. (Auswahl des Verfassers.) Mit dem Bildniß und Facsimile des Verfassers. Gr. 12. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Stimme treuer Unterthanen Sr. Majestät des Königs von Preußen, veranlaßt durch die Flugschrift: „Vier Fragen, beantwortet von einem Ostpreußen". Gr. 8. Marienwerder, Baumann. 5 Ngr. (4 Gr.)

Ueber den Angriff des teutschen Bundes gegen Frankreich, als Folge unserer anfänglichen Vertheidigung gegen die Franzosen. 8. Stuttgart, Göpel. 11¼ Ngr. (9 Gr.)

Voigt, J., Briefwechsel der berühmtesten Gelehrten des Zeitalters der Reformation mit Herzog Albrecht von Preußen. Beiträge zur Gelehrten-, Kirchen- und politischen Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts, aus Originalbriefen dieser Zeit. Gr. 8. Königsberg, Borntträger. 3 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 129. — 9. Mai 1841.

Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsar's Tod. Von K. W. Göttling. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1840. Gr. 8. 3½ Thlr.

Vor einem Menschenalter gab es noch keine Geschichte der römischen Staatsverfassung, denn die Kunde der römischen Alterthümer, aus frühern gelehrten Verkehr noch die geeignetste Analogie dafür, war doch nur eine Sammlung zerstreuter Einzelnheiten, über die ganze Breite des römischen Lebens ausgedehnt, die man, den Alten getreu und was sie gemeldet nur sorglich verknüpfend, höchstens in leisen Berichtigungen althergebrachter Weise überlieferte. Niebuhr erschuf diese Wissenschaft, indem er die römische Geschichte der Umwerfung unter den geschriebenen Buchstaben entriß und die alte Überlieferung, deren Schranken bisher nur selten ein freierer Geist durchbrochen, von Grund aus und nach allen Seiten hin in Frage stellte, bis sie in kritischer Sichtung und staatswissenschaftlicher Prüfung sich bewährt. Es war das Blitz der protestantischen Wissenschaft, der wieder ein Glied in der Kette der alten Tradition gesprengt, und wunderlich verstört und trümmerhaft sah es wol einen Augenblick aus in den Gebieten der ewigen Roma, als ob die deutsche Kritik das Werk vollenden wolle, das die Schwerter der Wolfahrten begonnen. Doch nur auf den ersten Augenblick: eben Der, welcher den Hammer der Zerstörung geführt, entwarf auch schon den Grundriß zu festerm Aufbau und wies in der Geschichte des Rechts und des Staates der Römer die historische Substanz nach, deren Bildungen jetzt vor Allem ins Auge zu fassen; darauf beruhe die welthistorische Größe des Volks, das dem bewohnten Erdkreise einst Sitte und Gesetz gegeben. Ihm selbst noch schloß sich der Sinn manch alten Räthsels auf, da er rüstig, „in der Begeisterung, die von der Gegenwart und dem Umgange der Freunde ausgeht, in der unmittelbaren Einwirkung, wodurch die Musen sich uns offenbaren", an das Werk der Herstellung schritt; „es wurde seine Mühe durch das erfreuliche Resultat belohnt. Das, was widersinnig erscheine, sei nur durch oberflächliche Auffassung entstanden; aber es umgebe einen unverdorbenen Kern, der sich emsiger Forschung enthülle, und wenn er auch das „Werk seines Lebens" nicht vollenden könne, dies dürfte er als sichere Hoffnung aussprechen, die kritische Bearbeitung der römischen Geschichte werde reicher an Thatsachen sich gestalten als die leichtgläubige Wiederholung des Alten.

Die Geschichte dieser literarischen Entwicklung in ihre einzelnen Phasen zu verfolgen und die ausgezeichneten Verdienste zu würdigen, welche die historische Schule der Juristen und die realistische Richtung der heutigen Philologie um den Ausbau der römischen Geschichte sich erworben, liegt außerhalb der Grenzen d. Bl. Wer aber den Stand dieser Untersuchungen im gegenwärtigen Augenblick und zwar nicht blos ins Allgemeine hin kennen zu lernen wünscht, dem möchte Göttling's vorliegendes Werk den trefflichen Wunsch am geeignetsten erfüllen.

Die Vorrede hebt die welthistorische Bedeutung der römischen Geschichte, deren Kern in dem Staate der Römer — ihrem Kunstwerk — und dem Rechte der Römer — ihrer ewig geltenden Wissenschaft — zu finden, in kräftiger, am Mark der Alten genährten Sprache hervor.

Wir sind gewohnt, die Griechen in jeder Hinsicht über die Römer zu stellen, und pflegen diese nur zu achten als würdig nachstrebende, die, wenn auch nicht vermögend, den ewigen Lorber griechischer Kunst und Wissenschaft zu brechen, doch von ihrer Stellung aus einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan auf der von den Griechen gebrochenen Bahn. Und allerdings hat das gottgelichte Volk der Griechen in Kunst und Wissenschaft von andern Völkern nie Erreichtes geschaffen, aber in Einem stehen diesen Griechen die Römer weit voran, in der Kunst eines glorreichen, mannhaften Staatslebens. Der Staat der Römer ist ihr Kunstwerk, ihr Recht ihre ewig geltende Wissenschaft: ein Kunstwerk und eine Wissenschaft, welche, nicht hervorgegangen aus der Seele eines einzigen Mannes, wie Pallas Athene, die Göttin des griechischen Staates, in voller Rüstung aus dem Haupte des Zeus hervorsprang, vielmehr des ganzen römischen Volkes Werk sind, an welchem sieben Jahrhunderte gearbeitet haben, und in diesen die edelsten Geister und die festesten Charaktere. Sparta ist mit seiner Politik niemals vorwärts geschritten, mit beschränktem Eigensinne hat es seine alte Verfassung gegen alle Forderungen der eilenden Zeit behauptet und sich selbst eher dem Tode dargeboten, ehe es die engen Schranken altdorischer Satzungen hinwegnehmen ließ. Athen entgegen, in der leichtern Empfänglichkeit des ionischen Stamms, hat rasch die sämmtlichen Staffeln bürgerlicher Freiheit erklommen, in dem ungemischten Wein der höchsten Demokratie sich berauscht, und ist in diesem Rausche erst eine Beute des halbbarbarischen Macedoniers, dann des römischen Volkes geworden. Dieses Rom dagegen steht in der Mitte zwischen seinen, den starren unbeweglichen Spartanern, und den gefahrenen Athenern, und wenn die Aristotelische Definition der Tugend, daß sie die Mitte sei zwischen zwei Extremen, auch auf politische Volkstugenden

gen angewendet werden darf, so ist nicht zu zweifeln, die Römer sind unter jenen drei alten, von einem gütigen Geschick begünstigten Volksstämmen politisch der tüchtigste. Denn sie haben in ihrer Verfassung den Foderungen der Gegenwart stets so genügt, daß die vergangene Zeit der Väter darüber nicht preisgegeben und ein ehrenhaftes Erbe von ihnen nicht vergeudet ward. Darum gleicht dieses Werk der Jahrhunderte zwar keinem Tempel der Griechen in seiner Kunst, wie der Plan eines einzigen Architekten ihn erstehen ließ, wol aber einer großartigen Festung auf einem gewaltigen Felsen, in welcher die allmälig entstandenen Basteien und Thürme dem Baue vollkommen entsprechen und die tapfere Besatzung stets zu Hause ist, überall sich zu finden weiß, alle Winkel und Vortheile kennt, dem Feinde immer unerwartete, unübersteigliche Hindernisse darbietet, und lieber dem Tode sich selbst hinzugeben entschlossen ist, als die Festung dem Feinde.

Von diesem Mittelpunkte des römischen Lebens aus, nach der Seite der politischen und rechtlichen Bezüge hin, schildert der verehrte Verf. die zwei Perioden der Republik, der Größe und des Verfalls, und ihre Veranlassungen. Er zeigt zuerst, wie zwei durch ihre Nationalität verschiedene Volksstämme, durch den Drang der Umstände zusammengeführt, ihr Eigenthümliches in Sitte und Recht gegeneinander ausgetauscht; wie der eine, der der Sabiner, Urheber des größten Theiles des patriarchalischen Stamm- und Familienrechts, der andere, der der Latiner, des öffentlichen Rechts geworden ist, nachdem beide Völker ihren Staat durch einen Vertrag vereinigt. Ein Hauptzweck des Buchs ist die geschichtliche Darstellung dieses siegenden Staatsrechts: das Wesen des Kampfes zwischen Patriziern und Plebejern besteht eben in jenem Gegensatze des beschränkten Patriarchats gegen die höhere Politeia; die Patrizier, hauptsächlich vertreten durch das sabinische Princip, stellen jenes, die Plebejer, deren Hauptstock latinisch, stellen dieses dar; sie mußten siegen, da das Lebendige jederzeit das Starre und Unbewegliche überwinden wird. In diesem Verhältniß gewinnen die anfangs ganz unterdrückten Plebejer durch freien wohlbedachten Entschluß des Königs S. Tullius erst Antheil an der Timokratie dieses Königs, ohne Vertretung ihres Standes; dann geleitet durch ihren Senat, die Tribunen, den sie in Übereinkunft mit den Patriziern geschaffen, diese Timokratie allmälig durchbrechend und sich fester stellend, steigern sie sich zu einer immer gewichtigern Macht, bis die Altbürger, nachdem sie Schritt vor Schritt in einer tapfern Weise Das, was sie das Ihre nannten, vertheidigt, ihre Gegner zu vollkommen gleichen Rechten aufzunehmen genöthigt sind, während der beiden streitenden Elementen zugehörige Ritterstand die Vereinigung vermittelte, und, auf Sittlichkeit und politische Erkenntniß gegründet, entsteht in ruhiger Allmälichkeit ein neuer Amtsadel, welcher, durch die Wahl des Volks geschaffen, die Schlacken in beiden Parteien ausschied, einem edeln Ehrgeize die Bahn öffnete und die Größe der Republik erbaute. Als aber Rom die einer solchen Verfassung gesteckten Schranken überschritt und erobernd über Italiens Grenzen hinausging, begann der Verfall im Innern durch Demoralisation: sie ergriff zuerst den Amtsadel und den Ritterstand, weil beide Theile des Volks allein die Mittel besaßen, unrechtmäßigerweise großen Reichthum zu gewinnen; dadurch versank der andere Theil des Volks, dessen souveraine Glieder nur an Kornspenden und Gaben ihren Unterhalt fanden, in die bitterste Armuth und die Gründung eines tüchtigen Mittelstandes, der doch nach der Überzeugung der alten Politiker die Basis einer guten dauernden Verfassung ist, wurde nach der Empörung der Italiker versäumt. Zwei Versuche, die wankende Republik zu halten und zu befestigen, wenn es sein könnte, zu regeneriren, werden aus der Zeit des Verfalls als höchst beachtungswerth hervorgehoben: die Gracchischen Unternehmungen, welche vom demokratischen Standpunkte aus einen Mittelstand zu schaffen gesucht hatten, und Sulla's Constitution, die vom Standpunkte der Aristokratie aus das Ganze zu stützen gedachte, aber auf einem zu unterwühlten Boden, um dauernd bestehen zu können, und nur nachdem er die ganze Gegenpartei ausgerottet, den Rest der Nation durch greuliche Angeberei entsittlicht und das Heer dem Vaterlande entfremdet hatte. Dieses letztere System der Soldatenherrschaft auf den Gipfel gesteigert und die Republik gewissermassen entseelt zu haben, ist C. Cäsar's Schuld, dessen Soldaten den Namen Milites für ehrenvoller hielten als den alten bürgerlichen Ehrennamen Quirites, dessen sie sich sogar schämten; Cäsar's, welcher durch seine großen Tugenden vielmehr berufen schien, die Republik selbständig zu regeneriren in einer Weise, welche die neue Verfassung mit der alten verknüpfte, statt den Staat egoistisch sich selbst zuzusprechen ohne Scheu vor dem alten Rechte.

Nun sieht man es kommen, wie der römische Staat zuletzt einem sehr mittelmäßigen Kopfe, dem Octavian, verfallen mußte, und nichts zeigt den furchtbaren Abstand der Sitten der alten Republik und des beginnenden Kaiserthums klarer, als die Vergleichung der Devotion der alten Decier, welche in drei Generationen, des Vaters, des Sohnes und des Enkels, für das Wohl und Gedeihen der ganzen Republik, in einer viel großartigern Weise eines religiösen Glaubens als Kodrus, sich dem Tode geweihet hatten, und der Devotion eines so armseligen Lotterbuben, wie des S. Pacuvius, eines Volkstribuns! welcher seine Begeisterung für Octavian dadurch aussprechen wollte, daß er öffentlich bei den Göttern schwur, bei seines Boot- und Dienstherrn Tode sich selbst auch den Tod geben zu wollen. Niemand hat aber gehört, daß der herzhafte Schwörer sich auf dem Grabe des Augustus geopfert hätte.

Eine vollständige Geschichte der Römer, die doch außer der Darstellung der öffentlichen Zustände auch das Eingreifen der Persönlichkeiten, des Ereignisses und der That auf die rechtlichen und politischen Bildungen zu schildern hätte — eine solche, das sieht man schon aus dieser allgemeinen Angabe, liegt auch nach diesem trefflichen Werke noch im Reiche der Wünsche: aber nicht allein, daß man der frohen Hoffnung Raum geben darf, da, wo solche Kräfte schaffen, sei die Kluft, welche die Möglichkeit von der Wirklichkeit trennt, schon zur Hälfte ausgefüllt, es ist auch für die Römer, besonders der ältesten Zeit, in welcher das Gedächtniß bestimmter Individuen noch zurücktritt, das Meiste schon gethan, sobald die Formen des Gemeinwesens durch historische, auf die Analogie späterer Tage sicher gegründete Forschung hergestellt worden. Um dies größte, auf die frühern Zeiten bezügliche Verdienst der römischen Alterthumswissenschaft, die uns, vereinzelten Unter-

suchungen allmälig größere, in sich gegliederte Gruppen der Geschichte geordnet, wenigstens an einem Punkte nachzuweisen, wagen wir uns schon auf ein schöpferiges Gebiet hinaus, zu den altitalischen Völkern. Die prahlerische Erdichtung des Augusteischen Zeitalters hat über diese vorrömische Welt einen bunten Schleier gewoben und noch Niebuhr, als er die Archäologie der altitalischen Völkerstämme ordnen wollte, ermüdete unter dem Zusammenlesen einzelner, meist gehaltloser Notizen: jetzt nach sorgfältiger Beschauung und Prüfung der trefflichsten Forscher, denen Göttling selbständig sich anreiht, scheint es, als ständen wir schon auf sicherm historischen Boden, als wolle auch dort eine bestimmte, in sich abgeschlossene Völkergruppe in nothwendiger Gliederung sich gestalten.

(Der Beschluß folgt.)

Grillenfang auf 1840. Von Graf Chr. Ernst von Bentzel-Sternau. Zürich, Schultheß. 1840. 8. 1 Thlr.

In Bentzel-Sternau erscheint uns eine überaus glückliche Vereinigung von Praxis und Reflexion, von Religion und Politik, von Liberalismus und Aristokratismus, von idyllischem und ritterlichem Wesen. Ein Mann, der so große und seltene Phasen des deutschen Lebens gesehen, ein Mann, der sie nicht blos gesehen, sondern der zur Gestaltung derselben mehrfach kräftigst mitgewirkt hat, der darf sich immer theilnehmender Hörer und Leser gewiß halten. Wer den ehrenwerthen Mann kennt aus seinem „Goldenen Kalb", aus seinem „Steinernen Gast", aus seinem „Alten Adam", aus seinem „Jason" und andern Sachen, der findet in diesem seinem neuesten Werk noch denselben Reichthum von Bildern, dieselbe Fülle der Parallelen, dieselbe Schärfe in der Auffassung, wie in den frühern. Allein ebenso wenig darf es verschwiegen werden, daß eine gewisse Unbehülflichkeit des Ausdrucks den Genuß nicht selten stört; ich muß hinzufügen, daß auch der Witz, worin Bentzel-Sternau allerdings stark ist, doch bisweilen unklar und gesucht erscheint. Ich möchte behaupten, daß dem Grafen Bentzel Dasselbe geschehen könnte, was Jean Paul geschah. Als diesen nämlich einmal eine Dame um den Sinn einer Stelle, die sie ihm wörtlich recitirte, fragte, da entgegnete er: „Damals, als ich's schrieb, werd' ich gewiß gewußt haben, was ich habe sagen wollen; jetzt ist mir's selbst unklar." So wird es ohne Zweifel nicht blos dem Ref., sondern sehr vielen Lesern des vorliegenden Buches ganz unverständlich sein, was der Verf. sich unter Witz eigentlich denkt. Es heißt nämlich gleich im Anfange des Buchs darüber so: „Der Witz ist am witzigsten gegen seine Prätendenten. Er schiebt ihnen die Champagnerbastarden zweier Matadore, des Geistes und der Laune zu, und flugs zeugen die Prätendenten Liebeskinder mit Hexen und verlieren ihre Schlachten bei Culloden."

Dennoch ist das Buch Demjenigen, welcher die Ereignisse der Gegenwart mit theilnehmenden Blicken verfolgt, eine werthvolle Gabe; die meisten Artikel lehnen sich an Verhältnisse und Zustände, an die Fragen und Probleme, an die Interessen und Personen der Gegenwart aufs engste an. Da finden wir Artikel über Rom, über die Pentarchie, über Hanover und Jesuiten, über Fürstenerziehung, Emporkömmlinge und Illuminaten, über Emancipationen, über Ablösung, Credit und Regierungskunst, über Kritik, über Preßfreiheit, über Poesie und Poeten, sogar über die „Theeblätter" und über Waffenbrüderschaft liest man Ergötzliches. Man findet in unserm Buche mehr oder weniger Ausführliches über Machiavell und Genz, über Mendizabal und Marotz, über Friedrich den Großen, über Rothschild, über Oken, über Mittermaier und Rotteck, über Rahel und Bettina, über Schelling, Uhland und Heine, über Börne, über Ringseis, über Zeiler, Daguerre und Wessenberg, auch über Mohammed Ali und Nebukadnezar.

Schade ist es, daß das ganze Buch nur Aphorismen enthält. Jede derartige Schrift ist eigentlich kein Buch, kein vollendetes Ganze, kein Kunstwerk, was denn doch jedes Buch sein soll; es sind hier nur Bausteine, zu einem Pandaemonium etwa, oder Körpertheile zu einer Statua. Kann aber nicht Jeder mit Bedacht diese Einzelheiten, diese Mosaikstücke sich zusammenlesen und zusammensetzen zu einem großen weitverzweigten Ganzen? Namentlich das Bild des Autors läßt sich daraus mit Genauigkeit und Wahrheit construiren. Von diesem Gesichtspunkte aus begreife ich nicht, wie Jean Paul sich so sehr erhitzen konnte, als er erfuhr, daß man aus seinen Werken Hauptstellen excerpirt und unter dem Namen „Jean Paul's Geist" herausgegeben habe; ein Schaf nannte er den Herausgeber, ein Schaf, welches aus einer weiten Wiese einzelne Blumen herausrupft, unbekümmert um die Anmuth und den Duft der sonnbeglänzten Fläche. Da nun der Verf. unserer vorliegenden Aphorismen, die er selbst durch den Titel „Grillenfang" als klein, flüchtig, neckisch, koboldartig bezeichnet, noch kurz vor der Herausgabe dieses seines letzten Buches in seinem „Gespenst von Canossa" gezeigt hat, daß er auch vereinzelte Momente zu einem lebendigen Ganzen zu sammeln verstehe, so kann ihn auch der Vorwurf, daß er jetzt nur Fragmentarisches bieten könne, nicht treffen.

Um den Leser dieser wenigen einleitenden Worte für das Buch selbst noch mehr zu interessiren, so geben wir ein Paar Proben daraus:

„Dichter und Regent verschmelzen schwerer als Feldherr und Dichter. Den Feldherrn krönt die Begeisterung des Augenblicks, wie den Dichter. Der Regent bedarf der Ausdauer eines Lebens. Heldenthaten und Dichterwerke sind Strahlen, ein echtes Königsleben soll Sonne sein. Feldherren und Dichter erheben, echte Könige pflegen das Geschlecht der Menschen. Ihr werdet leichter Amazonen als Gracchenmütter finden, so sehr auch Pantalons und Cigaretten die Ausreißerinnen der Natur zur Emancipationsfahne locken."

„Aristokratie ist die unermüdlichste Kriegerin und die siegreichste. Warum? Die Natur selbst ist ihre Urheberin in der Aristokratie der Intelligenz. Die Natur will diese, darum schuf sie die Ungleichheit der Geister. Die Monarchie ist immer nur Anhalt für die Intelligenz-Aristokratie; nur die Tyrannei schlägt mit Tarquin's Stab die höchsten Tulpen ab, und sich das Leben. Wenn die Aristokratie der Intelligenz mit dem Drucke nicht mehr fertig werden kann, der sie hemmt, so entsteht Revolution; jede Revolution behauptet sich so, denn der Tumult der rohen Gewalt von unten ist nur Sturm mit Zerstörung. Kein Staat machte der Intelligenz-Aristokratie so reichlich und so üppig folgenreich Luft als Östreich und England, jedes auf eigene Weise. Wie fest standen beide in der Lava-Ära."

„Fürstenerzieher sind die Lordlieutenants des Verhängnisses für Völker. Zelaten, seien sie auch ehrlich, können nie gute Fürstenerzieher sein, denn sie sind geborene Peter-Eremiten der Vorurtheile und Kreuzzugspapas. Mit Riesenarmen greifen diese geistigen Schnecken die Zukunft von Hunderttausenden auf, und der stolze Heilige wird der Satan von Nationen. Wie oft glaubt der gutmüthige Lüstling auf dem Thron seine Sündenschuld gelöst, wenn er zum Fénelon seines Erbfolgers den Kapuziner oder Jesuiten wählt, oder, was noch schlimmer, den Kapuziner-Jesuiten. So steckten die alten Faustrechtsritter ihre Töchterlein zur Fürbitte in ein Kloster, um selbst nicht in die Hölle gesteckt zu werden; Unmenschen für den Himmel, weil sie für die Erde Thiermenschen gewesen."

„Börne, ein kritischer Genius, ist, gegen die Gewohnheit der nur chemischen und anatomischen Kritiker, ein reicher Pro-

bäume. Doch wird jede Rose dir Früchte tragen; er hänselt, als Gattin Perlenheim, den Erstlingsdatel und den Gurken. Kein Wesen war der Hoffahrt ferner als dieser frohe und gutmüthige Gott, der toll vor edelm Unmuth werden konnte, doch unedel nie. Er trug sein stilles Friedensgesicht mit dem tatarischen Zug wie ein Fürst den Überrock mit dem Bändelkreuz; unter beiden strahlten Sterne. Und wie fest trat er dennoch immer auf für die Offenbarung des Geistes. Und galt es, so lieh er der Vernunft gegen Skorpionen seinen Edelstahl wie seinen populären Witzrübezahl. Geistige Magnaten haben auch Hofstaat."

„Rosine! Ein Versuch zu ergründen, wie weit die barbarische Selbstschändung des Menschen in der toga praetexta gehen kann. Die Römer, blinde Heiden mit classischen Augen, begaben die Vestalinnen zur Ehrfurcht. Wir Tempelkinder des himmlischen Liebes aber begaben sie in Schanden zur Versorgung. Und dennoch blühen diese lebendigen Todtengebeten jetzt wieder auf. Jede Nonne ist eine verschleierte, aber um so öffentlichere Ironie dem Gott der Güte gegenüber. Ich nehme die barmherzigen Schwestern der Kranken ehrenvoll aus!"

„Der Name Bonaparte steht auf dem Fußgestell der Jahrtausende für Freund und Feind; so soll ein Dukaten genügen, Roß und Reiter zu vergolden. Elisa, älteste Schwester des Namensschöpfers nicht, aber des Ruhmschöpfers, war Semiramis im Kleinen, die jedoch ihrem Ninus keinen Kopf nehmen durfte, da er keinen hatte. Sein Bruder Joseph bedurfte keinen Thron, und nahm, da der Kaiser Könige zu Brüdern bedurfte, deren zwei an, ohne, nach beider Verlust, einen zu missen. Karoline Murat verwandelte den Gatten, geborenen Heimann, in das Opfer ihrer Namensschwester von Neapel. Lucian schmollte mehr dem Kronverleiher als der Krone; Ludwig trug die ihm unbequeme mit Anstand und gab sie mit Würde auf. Hieronymus bezog westfälische Schinken mit Burgunder und vergoß kein Kosackenblut, der Kosackenwuth entfliehend. Die anmuthige Pauline schwieg, dem heiligen Paulus gehorsam, in Kirche und Staat. Tolletta hieß ihre Fee; aus Amathunt war ihre Göttin. Die arme Lätitia, reiche Mutter und enterbte, wurde die Niobe des Jahrhunderts. Die junge Generation des unvergeßlichen Geschlechts hat die edele Aufgabe, napoleonisch das Glück zu besiegen, wie zu entbehren."

„Jeder Mensch hat etwas vom Osterei an sich; die Mehrheit hüllt sich an die aufgeblasene Auszgeblasenheit, mit Silber und Gold übersponnen."

„Das Lachen hat der Himmel seinen Menschen homöopathisch geschenkt. Könnten es die Thiere zum Lachen bringen, sie würden sich unserer ironisch entledigen; alle reißenden Thiere würden Lucians. Unsere ersten Thränen sind uns urkundlich aufbehalten, nicht unser erstes Lachen. Vom Leben, dem Erzhanswurst und Ober-Eulenspiegel, kommt das Lachen und das Lächeln von deiner Tochter, der Liebe."

Wenn aus diesen mitgetheilten wenigen Stellen aufs deutlichste erhellt, daß Wenzel Sternau noch immer mit Jugendkraft gegen die bösen Geister der Lüge und des Trugs, wie sie in dem socialen Leben, in der strengen Wissenschaft, in der Literatur und in der Kirche spuken, ritterlichen Kampf — so sichert sich der Verf. mit diesem seinem neuesten Werke die Achtung und Verehrung, die ihm so viele weitere Bogen schon seit lange gewidmet haben. M.

Literarische Notizen.

Einen der werthvollsten Beiträge zur Literatur über asiatische Geographie bildet des Lieutenants John Wood's „Personal narrative of a journey to the source of the river Oxus. Schon allzulang, nachdem die englische Regierung in Indien bei den Fürsten des Lindstaates die Eröffnung des Indus für den Handel durchgesetzt hatte (1832), übernahm Lieutenant Wood das Commando eines kleinen, von einem persischen Kaufmann zu Bombay, Aga Mohammed Rachin, ausgerüsteten Dampfbootes, die erste Unternehmung, welche sich an diesen neuen Verkehr belebter. Wood blieb auch noch ihrer Vollführung einige Zeit in Sind, um über die periodischen Veränderungen des Indus Beobachtungen anzustellen. Sogleich nach seiner Rückkehr nach Bombay, 1836, ward er der Sendung Burnes' nach Kabul beigegeben mit dem besondern Auftrage, den Indus von der Vereinigung der Pendschabsflüsse an bis nach Attok vollends aufzunehmen. Das Ergebniß dieses Theils der Reise war leider das negative, die Vergewisserung über die Untauglichkeit des Flusses zur Ausführung eines bedeutenden Schiffahrtssystems trotz seiner Wassermasse, herbeigeführt durch die unablässige Veränderung seines Bettes mittels Wegschwemmung seiner Ufer und Anspülung des weggeschwemmten Landes an der Mündung; doch finden sich in der vorliegenden Beschreibung zugleich Andeutungen, wie eine Rectificirung des Stromdettes zu ermöglichen sein möchte. In der Bestimmung der Tiefe des Indus bei Attok weicht Wood von der Angabe Burnes' zu 35 Faden bedeutend ab, indem er nur 10 fand; und allerdings scheint Burnes' Glaubwürdigkeit in diesem Punkte nicht sicher. Wood setzte seine Reise weiter nach Kabul fort, besuchte das Khaiber Koh Dawan, nördlich von Kabul am Fuße des Hindukusch, und schloß sich dem Dr. Lord an, der sich auf erhaltene dringende Einladung zu Murad Ali Bai, dem Beherrscher von Kunduz, begab, um dessen Bruder ärztliche Hülfe zu bringen. Der betreffende Reisebericht stimmt im Wesentlichen mit den Schilderungen Moorcroft's, Wolff's und Burnes' überein; aus Murads Bei selbst ist von Wood mehr in dem günstigen Lichte eines Gastesverwandten Mohammed Ali's und Rundschit-Singh's, als in dem eines blosen Räuberfürsten dargestellt; zur letztern Annahme haben bei den Ausländern namentlich die von Murad Bei unterworfenen und in ihrem Grolle gebliebenen Fürsten von Badakschan beigetragen, welche, gleich den Dynastien in mehren benachbarten Bergstaaten, ihre Abkunft von Alexander dem Großen herleiten. Mit Bewilligung und Unterstützung Murad's aber unter desto größern Schwierigkeiten durch Witterung und Jahreszeit führte Lieutenant Wood seinen Plan, die Quellen des Oxus zu besuchen, aus; am 19. Febr. 1838 gelangte er auf die Ebene von Pamir, von wo der Fluß sich ergießt. Die eigene Anschauung bestätigte die durchgängige Genauigkeit in der Beschreibung Marco Polo's von derselben. Die Lage bestimmte Lieutenant Wood unter 37° 27′ nördl. B., 73° östl. L., die Höhe auf 16,000 Fuß. Den Rückweg nahm er grade wegs über den Hindukusch und durch das Thal von Panjschir, dieselbe Straße, auf welcher 1833 der Jesuit Gog von Kabul an den Oxus reiste. Alle Mittheilungen beschränken sich auf geographische Untersuchungen mit Beobachtung des bisherigen Stillschweigens über die politischen Verhältnisse der Mission nach Kabul. 17.

Eine interessante Schrift trägt den Titel: „Les forçats considérés sous les rapports physiologique, moral et intellectuel, observés au bagne de Toulon, par *H. Lauvergne*, médecin en chef de la marine et de l'hôpital du bagne de Toulon etc." Der Inhalt vertheilt sich folgendermaßen: Physiognomie und Physiognomik des Galeerensklaven; Studien über die Classe der Mörder unter den Galeerensklaven; die verschiedenen Classen der Meuchelmörder und ihre Psychologie; über die großen und kleinen Diebe, ihre Sitten im Bagno; die Fälscher und Falschmünzer; Gesetzesverfassung des Bagno's; Statistik der Bagnos in Frankreich; Beantwortung der Frage, ob die Bagnos nöthig sind u. s. w.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 130. —— 10. Mai 1841.

Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsar's Tod. Von K. W. Göttling.

(Beschluß aus Nr. 129.)

Drei Völkerstämme, sieht man, haben die wesentlich politische Bildung des alten Italiens gegründet vor dem Dasein eines römischen Staates, alle in scharf ausgeprägten Volksthümlichkeiten, deren politische Richtungen die drei Hauptformen des öffentlichen Lebens auf altitalischem Boden darstellen. Das Volk der Sabiner, ein eingeborener echt italischer Stamm, lebt noch in ursprünglichen, patriarchalischen Bezügen des Lebens, es ist das Volk der Natur, und die Institute der väterlichen Gewalt, der Ehe und der Stammherrschaft bilden die hervorstechendsten Elemente des Lebens. Unter der Ältesten Herrschaft und Gericht wohnen sie in offenen Flecken beisammen, höchstens um befestigte Gipfel der Berge, denn Strenge der Sitte, freudige Genügsamkeit und Tapferkeit des Einzelnen schützen sie besser als Mauern und Städte, die sie nicht kennen. Kraft der väterlichen Gewalt, deren Recht die Römer von ihnen empfingen, hatte der Vater volle Gewalt über Leben und Tod des Kindes, das er geißeln, einkerkern, ja tödten durfte, und dessen Erwerb als Besitzthum des Vaters, nur unter der Verwaltung des Sohnes galt. Das heiligste Institut war die Ehe: man weihte sie in Gegenwart des Wassers und des Feuers, der Symbole aller bürgerlichen Gemeinschaft, und zum Zeichen, daß die Jungfrau völlig in die Hand ihres Herrn gegeben werde, scheitelte der Bräutigam ihr das Stirnhaar mit der Spitze der Lanze, die er im Kriege schon bewährt, und trug sie auf seinen Armen in sein Haus. Ein eigentlicher Staat ist bei ihnen nicht zu finden: nur wenn die Noth es erheischt, in Kriegsläuften und Sterbefällen, treten die Ältesten zu einer Berathung zusammen, deren einfacher, stets gleicher Beschluß auf das Gelübde eines heiligen Lenzes lautete: man weihte den Göttern die Geburten des nächsten Frühlings; nach dem Kreislauf bestimmter Jahre ward diese Jugend zum Kampfe gerüstet, die Götter senden ihnen heilige Thiere zur Leitung, und wie ein Bienenschwarm zieht diese Schar aus, sich andere Wohnsitze zu erkämpfen. Ihre Religion haftet an der Natur des heimatlichen Bodens, auf den seit uralter Zeit unterirdische vulkanische Thätigkeit gewirkt: eine Religion des Feuers und der Gestirne, die als sichtbare Repräsentanten des Feuers gelten, der Sonne, des Mondes, der runden, im Elementarfeuer schwebenden Erde, des Vulcanus und des Suennanus, der die Blitze vom dunkeln Nachthimmel herabschleudert. Neben diesen einfach patriarchalischen Zuständen der Salier waltet dann die alte hierarchische Hoheit und Strenge der Etrusker, die Religion beherrscht ihr Leben und an die Götter knüpfen sich die Institute, welche die Landschaften ordnen, das Regiment der Städte bestimmen und die Bundesstaaten zusammenhalten. Die Götter selbst, die im Norden wohnenden Äsar stufen sich in geschlossenen und, wie es scheint, dualistisch geschiedenen Ordnungen ab: im innersten Heiligthum des Himmels ruhen die dunkeln und geheim wirkenden verhüllten Gottheiten, die in sich ruhenden Quellen des Daseins, nur selten in bedeutenden Veränderungen aus sich herausströmend; geringer als sie, um Jupiter das regierende und in der Welt lebendige Wesen gesammelt, walten die Consentes durch die bestehende Weltordnung, die Jahreszeiten führend, die Elemente leitend, die Natur beherrschend, aber auch vergänglich, Götter eines bestimmten, wenn auch noch so großen Weltalters: und die Genien strömen die ewig unerschöpfliche Lebenskraft der Götter nach allen Seiten über die Welt und das wandelbare Geschlecht der Menschen, als Laren in sanftem und friedlichem Wesen über den Häusern waltend, als Larven schemenartig zur Plage der Bösen, den Guten aber nur nichtige Schreckbilder, umherirrend. Der Dienst dieser Götter, eine weitschichtige, in der Schau des Blitzes, des Vogelflugs, der Eingeweide künstlich ausgebildete Divination, für deren priesterliche Auslegung die Gemüther durch den drohenden Hintergrund eines Göttersturzes empfänglich gestimmt waren, beherrschte alle Interessen des tuskischen Lebens. Eine priesterliche Adelsaristokratie, die Lucumonen, welche den Willen der Götter aus jenen Zeichen verkündigte und ihren Zorn nach schreckenden Wundern versöhnte, regierte die Gemeindeversammlungen der einzelnen Städte, durch uralten Pomp der Kleider und Insignien über die Masse des Volkes erhoben, das ihnen in strenger Hörigkeit diente. In den Händen dieser Kaste lag auch die Gewalt eines tuskischen, stets zwölf Städte umfassenden Bundes, und wenn das Volk im Frühlinge zu den Versammlungen zusammenströmte und am Tempel der Volkumna den Göttern opferte, berathschlagten die vorste-

henden Lucumonen, durch die zwölf Lictoren und die purpurne Toga ausgezeichnet, in ihren Sitzungen die allgemeinen Bundesangelegenheiten. Das ganze Land war der Gottheit geweiht, und wie der Augur den Tempel des Himmels in Regionen zerlegte, bildete auch das irdische Eigenthum der Götter einen Tempel ab: darum, wenn die Städte gegründet wurden, zeichnete der eherne Pflug, von einem weißen Stier und einer weißen Kuh gezogen, durch eine gleichmäßig fortlaufende Furche den Kreis der Mauern; nur drei Thore blieben offen für die Gottheiten, denen sie geweiht waren, und die Haruspices vertheilten nach religiösem Maße das Land. Das Volk der Latiner endlich repräsentirt das politische Gemeinwesen in dem alten Italien, denn griechisches — das Blut des am meisten politischen Volkes des Alterthums fließt in ihren Adern: ein eingewanderter Stamm der städtebewohnenden tyrsenischen Pelasger. In ältester Zeit standen Könige, die Söhne des Zeus, an der Spitze der einzelnen Städte; nachher ein Senat, der die Gerichte hält und die allgemeinen Gesetzesvorschläge vorberathet, und eine Volksversammlung, welche die berathenen bestätigt oder verwirft: die Leitung der Geschäfte liegt im Ganzen in den Händen eines Adels, der aber nicht auf patriarchalischen oder hierarchischen Grundlagen erbaut ist, sondern allmälig aus dem freien Bürger, etwa wie der römische Amtsadel sich gebildet hat. Die einzelnen Städte sind durch einen Bund vereinigt, an bestimmten Orten halten die Abgeordneten Concilien, welche unter Opfern die Bundesangelegenheiten ordnen, und jeder Bürger besitzt in den übrigen Städten die Isopolitie, das Bundesbürgerrecht, kraft dessen er in jeder vereinigten Stadt eine rechtsgültige Ehe eingehen und überall auf dem Boden des Bundes rechtlich Eigenthum erwerben darf. Fortgeschrittener als die Sabiner, die ohne Achtung vor dem heiligen Hospitium und im Handrecht leben, erkennt der latinische Stamm ein allgemeines Völkerrecht an: nach der Beleidigung durch ein anderes Gemeinwesen fodern die Fecialen unter bestimmten, geregelten Formeln eine Erklärung, ob man den Beschädiger ausliefern und den Schaden herstellen wolle, und erst, wenn keine Genugthuung erfolgt, heißen sie das andere Volk ein ungerechtes, das nicht das Recht lösen wolle, und kündigen gerechten Krieg an. In ihrer Religion herrscht das politische Element vor, ihre Mythologie ist entstanden mit ihrem Staate, und ihr erster König und Priester hatte das Volk gelehrt, nachdem die alte patriarchalische Götterdynastie des Kronos und der Rhea verdrängt worden, halte ein Königthum, Zeus und seine Statthalter Poseidon und Aides die Götter und die Welt zusammen und ordne und leite die Staaten der Menschen. Dies die Grundzüge der altitalischen Bildung: wir versuchten dabei, der knappen Darstellung Göttling's durch die Forschungen anderer Gelehrten Färbung und Füllung zu geben.

Unwillkürlich erinnert uns der Name Göttling's neben römischer Staatsverfassung an die Tragikomödie, die vor etwa sieben Jahren Chr. Ludw. Fr. Schultz auf eigene Kosten aufgeführt. Wunderlich genug bei Studien über den Säculartcyklus, den Unzialzinsfuß oder den Census, deren Tendenzen doch, sollte man meinen, weit genug von dem Markt des Lebens sich entfernen, wollte er die Gelehrten, die sich ihnen hingegeben, als höchst gefährlich verdächtigen, und am Grabe Niebuhr's, den er mit affectirter Wehmuth seinen Freund nannte, scheute er sich nicht, die „Römische Geschichte" als ein unchristliches und staatsgefährliches Werk zu denunciren: denn, meinte er, wenn überhaupt schon die schülerhafte politische Einsicht der Philologen in das Alterthum jene falschen Freiheitsbegriffe der Gegenwart gepflanzt habe, aus denen die Entsittlichung der neuern Zeit und die Revolutionen erwachsen, so habe Niebuhr's Lehre, daß „Rom in früherer Zeit von einer rechtswidrigen räuberischen Regierung beherrscht worden, die nur durch die Meutereien des großen Volkshaufens habe gezügelt werden können", diese Übel auf einen Punkt gesteigert, der ehedem auch den Unbesonnensten zurückgehalten hätte. Als damals Klenze's „Kritische Phantasien eines praktischen Staatsmannes" den knabenhaften Dilettantismus eines alten Mannes, der nach eigenem Geständniß von der lateinischen Sprache wenig und von der griechischen nichts verstand, und doch den Grund legen wollte zu einer geschichtlichen Staatswissenschaft der Römer, mit bitterm Hohn geißelte und überall in der vermeinten Weisheit nur Regenwürmer fand, die diese „reale Erkenntniß der Verfassung und Verwaltung der Römer" aus dem „Chaos geschichtlicher Thatsachen" zu Tage gefördert: empfingen wir auch von Göttling in den berliner „Jahrbüchern" eine treffliche Recension des Angriffs auf Niebuhr; — er fragte den Prof. Heinrich, auf dessen günstiges Urtheil über seine Emendationen Schultz sich berufen:

Versprich mir's, Heinrich,
Sag mir, wie hältst du's mit solcher Emendation?
Du bist ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', du hältst nicht viel davon. 81.

Erzählungen von Gotthilf Heinrich von Schubert. Erlangen, Palm u. Enke. 1840. Gr. 8. 1 7/12 Thlr.

Erzählungen? — Und von Schubert? — So fragt wol Mancher mit einiger Verwunderung. Der Erzähler hat das vorausbedacht und für nöthig gehalten, in der Vorrede sein Unternehmen zu rechtfertigen. Da erzählt er denn die heitere Anekdote von jenem alten Schulmanne, der, als sein Arzt ihm die Bewegung des Reitens verordnet hatte, auf dessen Regeln er nur wenig sich verstand, seinen Bekannten, sobald sie bei dieser Leibesübung ihm begegneten, schon aus der Ferne zuzurufen pflegte: „Ich reite nicht zum Staate, sondern weil mir's befohlen ist." Mit einem ähnlichen Gefühle wie jener ungeschickte Reiter, meint Schubert, begegne er mit diesen Erzählungen solchen Lesern, die ihn kennen und wissen, wie viel Anderes, Nöthigeres und wol auch Angelegentlicheres ihm noch für den Rest seines Lebens obliege. Solche Leser, setzt er bescheiden hinzu, wüßten denn auch, daß er, mehr Lehrer als Gelehrter, von jeher im mündlichen Verkehr mit der ihm theuren deutschen Jugend vorzugsweise einer thatsächlichen Weise des Unterrichts zugethan war, und daß ihm in seinen frühern Lehrerverhältnissen zu Kindern hoher Stellung das Geschäft auch eines bloßen Erzählers ein sehr liebes, oft wiederkehrendes gewesen. Das, was er damals in diesem Geschäft gefunden: ein wohlthuendes Bewegen wie im Grün der Wälder nach beengendem Sitzen im Arbeitszimmer, das sollte ihm auch diesmal, im Kampf mit einer gepreßten Stimmung des Gemüths,

das Niederschreiben von Erzählungen werden, und sei ihm dies auch wirklich geworden.

Wir finden dies im Buche selbst bestätigt. Es ist in ihm keine Spur einer gepreßten Gemüthsstimmung zu finden, vielmehr bei tiefem Ernst die kräftige Heiterkeit eines Glaubens, welcher den Stürmen und Wogen des Lebens Stille gebietet, alle Mißtöne in Harmonien auflöst und jede wechselnde Stimmung durch den mächtigen Grundton des Gemüths überwindet.

In unserer Zeit, da Viele die Dichtung der geschichtlichen Wahrheit vorziehen und zunächst Romane und Novellen begehren, wenn diese auch eben nicht wirkliche Kunstwerke sind, wird die einfache, anspruchslose Erzählung weniger geachtet und fast nur als ein Bedürfniß der Unmündigen und der gemeinen Leute zugelassen. Wirklich hat Schubert für Solche auch seine Erzählungen geschrieben, für Kinder, nicht kleine nur, sondern auch große, für Kinderseelen, die auch im reifern Leben mit kindlichem Sinn an dem Wahren und Schönen sich ergötzen und erbauen und in der Einfalt ihres Herzens das Einfältige, das aus einem frischen Brunnen des Lebens hervorquillt, mit Freude und Dank aufnehmen. Die vorliegenden Erzählungen sind nicht auf die Hochgebildeten berechnet, deren verwöhnter Gaumen nur durch pikante, starkgewürzte Speisen gekitzelt werden kann; sie sind fürs Volk, im rechten Sinne des Worts, und bestehen die Probe eines echten Volksbuchs, daß es nämlich die Wahrhaftgebildeten und die schlichten Leute, welche die Welt Ungebildete nennt, anzieht und festhält, befriedigt und fördert. Schubert ist hier wirklich nicht Gelehrter, aber Lehrer; er lehrt die Gelehrten und die Ungelehrten, die Gebildeten und die Ungebildeten, die Großen und die Kleinen, und zwar auf die anmuthigste und erbaulichste Weise, in Erzählungen, die nicht blos einen geschichtlichen Hintergrund haben, sondern selbst Geschichten sind, Bilder aus dem Leben.

Der Hr. Verf. hat nicht gesagt, woher er das geschichtliche Material zu diesen Erzählungen genommen; dem Ref. schwebt nur eine dunkle Erinnerung vor, als habe er schon etwas davon gehört oder gelesen; in jedem Fall tragen sie alle das untrügliche Gepräge wirklicher Erlebnisse, treubewährter Geschichten, sind alle kleine, aber in sich vollendete Blätter aus dem großen Buche des Menschenlebens in einer tiefbewegten, oft grauenvollen Zeit, der des dreißigjährigen Krieges.

Um diese Zeit, so wird erzählt, lebte in der Burg seiner Väter, auf einem Hügel am Saume des Odenwaldes, der Ritter Konrad, genannt der Erzähler, der Letzte seines Stammes. Er war, in Folge des allzu rigorösen Abhärtungssystems seines Vaters, als dreijähriges Kind, plötzlich erblindet; aber um so schärfer waren die übrigen Sinne geworden und das innere Auge hatte sich um so mehr zum Hellsehen entwickelt.*)

*) Dem Ref. drängte sich bei Schubert's Schilderung dieses Ritters Konrad unwiderstehlich das unvergeßlich theure Bild des edeln Ritters Truchseß auf, der schon vor einem Vierteljahrhundert zum höhern Licht eingegangen ist, aber in Vieler Herzen, vielleicht auch mancher Leser d. Bl. ein unvergängliches Gedächtniß zurückgelassen hat. Seine „Bettenburg" (bei Meiningen) war auch eine „freie Herberge", jeden anständigen Fremden gastlich aufnehmend und den Armen und Dürftigen nie verschlossen. In den weiten Hallen der uralten Burg trat dem Gast die hohe, freundlichernste und ehrfurchtgebietende Gestalt des greisen Ritters, dem der Augen Licht fast erloschen war, bieder bewillkommnend entgegen, das sinnige Gespräch, das er einzuleiten und zu beleben wußte, erhöhte und begeistigte den Genuß des einfachen reichlichen Mahles an seinem Tische; gern führte er dann seine Gäste in der weiten Burg, der er das alterthümliche Gepräge, ohne Ziererei, gelassen und wiedergegeben hatte, und in den schönen Umgebungen, den von ihm sinnig geordneten Anlagen, umher, und wen er zum längern Verweilen nöthigte, der fühlte sich so behaglich und befriedigt, so mannichfach belebend angesprochen, daß es ihm schwer ward, von dem herrlichen Greise, der in seinen letzten Lebensjahren selbst als der letzte Ritter erschien, sich zu trennen. Es lag in seiner ganzen Erscheinung so viel Hoheit und Würde, zugleich so viel Milde und Güte, daß fast unwiderstehlich sich das Haupt vor ihm beugte und das Herz ihm zuneigte. Das jugendlichlebendige Interesse, mit welchem der Greis noch an allen neuern poetischen und wissenschaftlichen Bestrebungen und den Ergebnissen der Literatur Theil nahm, erhöhte den Zauber, der von ihm ausging. In dieser imponirenden Gestalt wohnte ein reicher Geist und ein edles Herz. Die ihn kannten, halten dem Ref. diese Äußerungen eines liebevollen Andenkens gewiß zugute; die ihn nicht kannten, erfahren hier, daß ein Mann wie Ritter Konrad auch unserer Zeit noch angehörte.

Die geliebte Gattin und den einzigen Sohn hatte der Tod früh ihm geraubt; seitdem war er nur noch mehr ein Vater der Armen geworden. Die alte Burg ward bis auf den Flügel, den seine Emma mit dem Kinde bewohnt hatte, abgetragen und dafür ein geräumiges Landhaus „zur freien Herberge", darneben ein Krankenhaus und ein anderes für verlassene und verwaiste Kinder erbaut. In der freien Herberge fand jeder Gast, weß Standes er auch war, gastliche Aufnahme, an der allen Gästen gemeinsamen Tafel nicht üppige, aber genügende Bewirthung, in einem der zahlreichen Zimmer eine behagliche Ruhestätte. Frommheitere und verständige Unterhaltung würze jedes Mahl, unter dem Vorsitze des alten Ritters und seines wackern Hausmeisters, den man nur unter dem Namen des Armenfreundes kannte. Es fehlte nicht an zahlreichen Musikanten, die sich allezeit im Speisesaal einfanden, aber, wenn ein gutes Tischgespräch sich anknüpfte, müßig blieben, hingegen wenn ein geistloses Geschwätz, Prahlen und Lügen, Afterreden und Verleumden sich vernehmen ließ, auf einen Wink des Ritters, eine so tolle, ohrenzerreißende Musik in der unmittelbaren Nähe des Schwätzers anstimmten, daß diesem Sehen und Hören verging. Doch fehlte es der freien Herberge nie an Gästen, die in günstiger Jahreszeit oft zahlreich genug eintrafen und alle hinreichenden Raum fanden, in der Regel nur für die nöthige Rast. Wer länger zu verweilen eingeladen ward, durfte dies als eine Auszeichnung, als einen Beweis, daß der Hausherr an ihm besonderes Gefallen gefunden, betrachten. Viele kamen lediglich, den wunderlichen Ritter zu sehen und kennen zu lernen; Alle aber, die einmal in der freien Herberge übernachteten, hatten von ihr und ihren eigenthümlichen Einrichtungen und von dem merkwürdigen Wirth viel zu erzählen.

Einst an einem unfreundlichen Februartage, dem schon mehre Tage mit Sturmwind, Regen und Schneegestöber vorangegangen, fanden sich allmälig vier Gäste ein, zufällig zusammentreffend, aber recht eine auserlesene Gesellschaft, die der Ritter gern zu längerm Bleiben nöthigte und die alle ebenso gern seiner Aufforderung folgten, die merkwürdigsten Führungen aus ihrem Leben den Tischgenossen zu erzählen. Die anspruchslosen, aber höchst anziehenden Mittheilungen dieser vier Wintergäste sind der Hauptinhalt der vorliegenden Sammlung.

Zuerst aufgefodert, erzählt Joseph, ein wackerer Bürgers- und Handwerksmann, der sich selbst als der „Reichthumsucher" bezeichnet, den einfachen, aber erbaulichen Gang seines Lebens. In der tiefsten Dürftigkeit, in der armen Hütte einer Vorstadt des prächtigen Köln geboren, hat er mit dem Anblick des Reichthums eines großen Handelshauses, in welches er zu kleinen Diensten aufgenommen worden, schon als Knabe den Wunsch und das Verlangen nach Reichthum eingesogen, und ehrlich und treu in manchen Prüfungen beharrend, mehr als einmal der Erfüllung des jugendlichen Strebens sich nähernd, aber als er schon zu behaglichem Wohlstande gelangt war, durch eine Feuersbrunst fast all seiner Habe beraubt, läutert er sich je mehr und mehr von der Thorheit des auf vergängliche Güter gerichteten Sinnens und Trachtens, zu harmloser Zufriedenheit mit Dem, was Gott ihm beschieden und redlicher Fleiß erworben hat. Er hat mit Gott manche schwere Versuchung siegreich bestanden, und dadurch gekräftigt, mit fruchtbaren Erfahrungen bereichert, ist er ein ehrsamer, tüchtiger Bürger von gutem Schrot und Korn geworden, dem der edle Wirth und die

übrigen Gäste die wohlverdiente Achtung um so weniger versagen, da er mit aufrichtiger Anspruchslosigkeit seine „geringe Lebensgeschichte" vorträgt und in Allem, was ihm Gutes widerfahren und was eine höhere Hand aus ihm gemacht hat, Gott die Ehre gibt, wie er denn auch die arme Mutter bis ans Ende ihres Lebens geehrt und treulich versorgt und gepflegt hat, sodaß diese sterbend ihm, da eben große Trübsal ihn heimsucht, den Trost zurückläßt, es werde ihm noch wohlgehen, in Kraft der Verheißung, die an das vierte Gebot geknüpft ist.

Neben ihm sitzt an Konrad's Tafel ein vornehmer Offizier, Karl v. Hochwarten, der, als Meister Pähler seine Erzählung geendet hat, ihn glücklich preist, daß er aus allen Versuchungen errettet und darin bewährt worden, weil es seine Art gewesen, nicht zu hoch zu fahren, sondern sich an den niedern festen Boden zu halten. Sich aber klagt er an, daß seine Hände befleckt sind von dem Blute eines Menschen, den er seinem Abgott, der falschen schnöden Ehre zum Opfer geschlachtet. „Ich konnte nicht vor dem Fall bewahrt bleiben, weil ich mich nicht von der Demuth halten und führen ließ, sondern weil mein Hochmuth mich hinaufriß nach lauter hohen Dingen — Ich bin ein Mörder!" Durch dieses Bekenntniß erschüttert, äußern die Gäste ein lebhaftes Verlangen, seine Geschichte zu hören, zu deren Mittheilung er sich erbietet.

Frühverwaist — der Vater fiel in einem Duell und die Mutter starb bald darauf an gebrochenem Herzen — ward er von seiner Großmutter und einer Tante aufgenommen und erzogen, und unter deren allzu zärtlicher Leitung entwickelte sich in ihm früh ein starker Eigenwille, ein hochfahrender Sinn; als Knabe schon ergötzte er sich an den Schauererzählungen von den Greueln des dreißigjährigen Krieges, und Soldat zu werden war sein erster Vorsatz. In seinem zwölften Jahre ward er in eine Freischule für junge Adelige gebracht; die klösterliche Einrichtung dieser Anstalt war ihm in tiefster Seele zuwider; mit unbändigem Trotz versagte er den Lehrern jede Antwort, ließ mehre Tage lang das Essen unberührt, legte sich in kein Bett, bis endlich der Hunger und mehr noch die weise und liebevolle Consequenz des Vorstehers seinen harten Sinn etwas beugten. Die Liebe zu dem trefflichen Manne, der als ein Freund seines Vaters sich ihm zu erkennen gab, war die erste bessere Regung in seinem Herzen, und sie ward ihm durch die treueste Führung reichlich vergolten. Von seinem Ehrgeiz gespornt, machte er in Kenntnissen die raschesten Fortschritte und übertraf bald alle Mitschüler. Nur zu bald ward er der heilsamen Pflege des väterlichen Freundes entnommen. Ein Blitz zündete das Obergebäude eines nahen Pulvermagazins; die drohendste Gefahr für die Stadt konnte nur dadurch abgewendet werden, wenn eilend die Schleuße eines Teiches oberhalb dem Magazin geöffnet wurde; Niemand fand sich dazu geneigt; da eilte der Knabe hinauf, vollzog furchtlos das Öffnen der Schleuße und rettete die Stadt. Zur Belohnung versetzte der Landesherr ihn nach seinem Wunsche in eine höhere Militairschule, die in einer damals noch deutschen Stadt jenseit des Rhein, aber unter Leitung französischer Offiziere, nur Knaben und Jünglinge höhern Standes aufnahm. Da war die Ehre die mächtigste Triebfeder für die Mehrzahl; in dem jungen Hochwarten erwachte bald der kaum gedämpfte Hochmuth wieder, mit leichtgereizter Empfindlichkeit und starrsinnigem Eigenwillen. Doch schloß er sich mit der innigsten Freundschaft an einen Jugendgenossen an, der, von ganz entgegengesetzter Gemüthsart, seiner Heftigkeit und Störrigkeit mit Sanftmuth und Nachgiebigkeit begegnete. Einer durch unzeitige Empfindlichkeit wohlverdienten Strafe will Hochwarten sich nicht unterwerfen; er beschließt zu entfliehen, und sein Freund, mit dem nöthigen Gelde versehen, begleitet ihn. Sie gelangen glücklich nach Frankreich, begierig, unter Turenne's Fahnen zu dienen. Ein Dienst, den die beiden Freunde auf ihrer Reise einem Marquis, der am französischen Hofe angesehen war, zu leisten Gelegenheit fanden, bahnte ihnen den Weg in den französischen Kriegsdienst unter Turenne. Vom stärksten Ehrgeiz getrieben, muthig, voll Todesverachtung, stieg Hochwarten rasch zu hohen militairischen Ehren empor und war in seinem sechsundzwanzigsten Lebensjahre ein ausgezeichneter Mann. In Paris traf er mit seinem Freunde, der langsamere Fortschritte gemacht hatte, wieder zusammen. Durch eine rasche Äußerung, mit welcher dieser in einem befreundeten Kreise unfreundlichen Witzeleien begegnete, beleidigt, fodert er den treuen Freund mit unversöhnlicher Heftigkeit zum Zweikampf und tödtet ihn. Eine Zeit lang fühlt er die Qualen des strafenden Gewissens; aber bald darauf zum Commandanten einer eroberten Festung ernannt, beschwichtigte er in ehrgeiziger Thätigkeit den innern Richter. Als er darauf unter dem Herzog von Orleans in der Schlacht bei Montcassel sich ausgezeichnet hatte, und König Ludwig XIV., der persönlich an dem Feldzuge Theil genommen, eifersüchtig, daß die Ehre des Siegs nicht ihm allein zuerkannt ward, ihm ungnädig begegnete, entbrannte sein beleidigter Stolz und entlud sich im Kreise vertrauter Kameraden durch unvorsichtige Äußerungen. Einer, den er liebte, für den er viel gethan, den er für einen treuen Freund hielt, verrieth ihn. Er ward vor ein Kriegsgericht gestellt, des Hochverraths angeklagt und — zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt, im Hafen von Brest mit gemeinen Verbrechern zusammengeschmiedet. Jahrelang hatte er seine Fesseln getragen und das Härteste erduldet; aber sein Stolz und Trotz war noch ungebrochen. Da brach ein bösartiges Fieber unter den Galeerensklaven aus und ergriff auch ihn. Umgeben von den Schrecknissen des Todes, sah er wachend und träumend das Bild seines gemordeten Freundes und er erkannte endlich sich selbst in seinem Verderben. Tröstend trat ein barmherziger Ordensbruder zu ihm und förderte das Werk seiner Bekehrung. An Leib und Seele genesen, ging er aus dem Lazareth hervor. Geduldiger ertrug er nun seine schwere Prüfung. Ein Leidensgenosse, der in Folge eines ungerechten Urtheils mit ihm an eine Kette geschmiedet ward, erleichterte ihm sein Loos und befestigte zugleich seine erwachte bessere Gesinnung. Leiblich noch schwach und krank, ward er, da die Galeere, auf der er ruderte, von einem algierischen Corsaren genommen worden, auf dem Sklavenmarkte zum Verkauf ausgestellt. Dort erblickte er einen reichen Israeliten, dem er in Mecheln einst wesentliche Dienste geleistet, gab sich ihm zu erkennen, ward von ihm losgekauft, in seinem Hause freundlich gepflegt, großmüthig ausgestattet und glücklich nach Italien übergeschifft. Er nahm nun Dienste im östreichischen Heere, stieg im Kriege gegen die Türken von der kleinen Offizierstelle, mit der begonnen, bald zu seinem frühern Range im französischen Heere empor, war nicht blos in heißen Schlachten, sondern noch einmal auch auf schwerem Krankenbette dem Tode nahe, aber, demüthig in dem errungenen Glück, bewahrte er auch den schwererrungenen Frieden der Seele.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage erscheint soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gobée (Dr. Karl),

Die sogenannte **ägyptisch-contagiöse Augenentzündung**, mit besonderer Hinweisung auf ein neues Curverfahren.

Gr. 8. Geh. ½ Thlr.

Der Verfasser hatte als Militairarzt in niederländischen Diensten vielfache Gelegenheit zur Beobachtung der Krankheit, die er in dieser Schrift schildert, und begründet auf diese Beobachtungen ein neues Heilverfahren.

Leipzig, im Mai 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 131. — 11. Mai 1841.

F. Marlow.

Erster Artikel.

1. Faust. Ein dramatisches Gedicht in drei Abschnitten. Von F. Marlow. Leipzig, Bösenberg. 1839. Gr. 12. 1¼ Thlr.
2. Dichter-Nachtwege. Novellistische Blätter. Von F. Marlow. Leipzig, Bösenberg. 1839. 8. 2 Thlr.

Der Name F. Marlow ist nicht mehr unbekannt; er gehört einem unserer jungen Poeten an, die in bombastischen Vorreden über alle Kritik hinausfliegen, um hinter diesen Vorreden, in ihren poetischen Leistungen selbst, desto tiefer zu stürzen; Geister ohne Maß und Schönheit, denen es nicht genug ist, etwas zu schaffen, sondern die mit einem Worte die Welt umzuschaffen glauben. Als Goethe den „Werther" schrieb, folgte er einem Drange, etwas Neues den Schöpfungen des Gedankens hinzuzufügen. Unsern jungen Poeten genügt eine solche Armseligkeit nicht; mit fünf Zeilen, die sie schreiben, wollen sie die Vergangenheit und Gegenwart unserer Literatur — einer Weltpflanze, die sich doch so gut wie jede andere nach Naturgesetzen entwickelt hat — vernichten und eine neue Zukunft heraufbeschwören. Doch womit beginnen sie ein so kolossales Werk? Mit Nichtigkeiten! Zu dieser wunderbar verirrten Schar, der man nur immer zurufen möchte: „Liebt doch und bewundert erst, und dann versucht es zu schaffen!" gehört auch F. Marlow. Er schreibt einen „Faust", von dem wir sprechen werden; aber er schreibt auch eine Vorrede dazu, von der es peinlich ist, zu sprechen. Die deutsche Poesie ist ihm in den Todesschlaf gesunken.

„Denn — sagt er — wie vormals der deutsche Gedanke, nachdem er die Monas des allgemeinen Denkens verloren und sich in die unendliche Kleinlichkeit dürftigsten Formelwesens zersplittert hatte, traurig dastand auf der Schädelstätte seiner selbst — wie er dann, sich selbst in der Macht des Subjects ergreifend, zuerst die Fähigkeit seiner Erkenntniß grausam untersuchte, dann aber sein Erkennen in die einfache Unerschütterlichkeit des Individuums, in den dunkeln Abgrund des sich selbst gleichen Ich zurückzog und versenkte, welches in höchster Vermessenheit die Gottheit und die Welt aus sich gebären will; wie aber dann in dieser grausamen Einsamkeit des Beisichselbstseins ihm selbst, dem deutschen Gedanken, nicht wohl ward, und er, gewaltigst strebend, das Universum suchte, das er verschlungen, — wie er in der unendlichen Sehnsucht dieses Beginnens statt des trostlosen Ich das Absolute erkannte u. s. w. — so muß nicht anders wird es auch der deutschen Poesie ergehen!

Jeder Andere, als ein Deutscher, würde die vorstehende, noch sehr verkürzte Periode ohne weiteres für tollgewordene Philosophie erklären; wir aber finden sie blos etwas schwer zu begreifen, und der Verf. glaubt unstreitig damit eine unendliche Weisheit ausgesprochen zu haben. Die Zeit der Orakel ist vorüber; der Verf. lenkt daher etwas ein und nennt den Egoismus als den Mörder der deutschen Poesie. Er hat Recht, aber in einem andern Sinne als er meint. Nichtsdestoweniger meint er, es habe nichts zu sagen, der Gedanke müsse siegen; denn so habe Hegel gesagt. Wir können das zugeben, nur mit einem kleinen Beisatz: der Gedanke nämlich, geregelt und geformt vom Schönheitssinn, vom Geschmack. Wir bitten unsern Faustdichter, diesen Zusatz nicht für unwesentlich zu halten; in unsern Augen ist er von absoluter Nothwendigkeit. Es ist umsonst, die Poesie auf den Gedanken reduciren zu wollen; sein Körper erst macht die Poesie. Gedanke und Geschmack, das ist die Ehe, welche die Kunst erzeugt; Vater oder Mutter allein bringen kein Kind hervor!

Hier ist der Punkt der Abirrung unsers Poeten. Indem er sich an den Gedanken klammert, stößt er den Schönheitssinn mit dem Fuße von sich, und mit dieser einzigen Bewegung fällt er von der Höhe seiner Vorrede in die Tiefe seines „Faust" hinab. Gewohntes Geschick für Dichter dieses Schlages, das Goethe vielleicht im Loose seines lichtbringenden Phosphorus hat versinnlichen wollen! Von den drei Elementen, die zur Kunstproduction erfoderlich sind, nämlich: der Liebe, des Gedankens und der Regel, erkennen und erstreben sie nur das eine und lassen dies ohne Befruchtung sein eigenes Heil versuchen. Kein Wunder, daß das Auge der Welt an ihren Werken nicht haftet. Allein anstatt hierüber zur bessern Erkenntniß umzukehren, füllen sie sich mit Haß gegen die Welt und schmähen auf sie und die Literatur.

Dem Dichter des „Faust" wohnt unstreitig der Drang und die mit diesem parallel laufende Kühnheit des Gedankens bei, welche den ersten Act der Kunstproduction constituiren. Wäre dies nicht der Fall, so hätte ein Thema wie dies ihm gar nicht begegnen können. Ein gewisses Maß von Liebe zu seinem Gegenstande wohnt ihm auch bei; es ist nur nicht die rechte Liebe, es ist eine

eigensinnige, pythagoräische, blos auf Aneignung und Unterwerfung gerichtete Empfindung, ohne alle freie Hingebung. Was ihm aber ganz fehlt, ist das Kunstgesetz und der Schönheitssinn; ein Literaturgeist ohne diesen bringt nichts hervor als chinesische Eigensinnigkeiten, Bizarrerien und schnörkelichte Caricaturen. Zu solchen gehört denn auch das vorliegende Faustgedicht.

Die Scene eröffnet sich mit einem Monologe auf dem Kirchhofe. Faust, dem die ganze Welt ein Kirchhof ist, beschwört das Weltgeheimniß:

Halt, Gespenst!
Gib die Parol'; Homunkelchen! Sprich, Pumphut,
Hat Anaximenes aus Äther dich,
Hat aus dem Wasser Thales dich gezeugt?
Bist Stickstoff, Sauer-, Wasser-, Kohlenstoff?
Gehörst vielleicht du zu den trüben Mitteln
In unsers Vaters Goethe Farbenlehre? (!)
So rede, Kerl; zeig die Hanswurstnatur ...
... Mein Nam' ist Faust, der Zweifler.

Schon in dieser Stelle zeigt sich, was wir meinen, wenn wir den Verf. als einen Verleugner aller Geschmacksregel bezeichnen. Der Gedanke geht mit ihm durch und reißt ihn über die Schranke dahin, welche die Kunst sich selbst gesetzt hat, um zu bleiben, was sie sein will. Die Antwort des Gespenstes ist gut.

Faustе, du lügst! Dein Wesen ist nicht Zweifeln.
Glaub' ist dein Wesen. Fürchte nicht den Zweifel,
Den Glauben fürchte. Glaubensstarker Faust,
Den Glauben wurzle ganz aus deiner Seele —
Du wirst's nicht können, stolzer Erdenwurm!
— — Weil ihr's nicht lassen könnt zu glauben,
So holt im vollen Glauben euch der Teufel!

Dieser Gedanke, dessen Entdeckung wir dem Poeten nicht abstreiten wollen, bildet denn auch das Grundthema des ganzen Gedichtes; er wird mit einer unendlichen Wortseligkeit, in begreiflichen und unbegreiflichen Wendungen, mit guten und mit schlechten Bildern, in geschickten und in ungeschickten Versen, wohl und übel wiederholt, verneint, bejaht und wiedergeboren, wie es die täuschende Armseligkeit eines Geistes, der sich an einem neuen Gedanken zu Tode jagt, verlangt. Aus dieser Verschlingung kann der Poet nicht heraus, wie er auch zappelt und, um uns eines seiner neuen Ausdrücke zu bedienen, auch kankerbeint. Seine Grundidee mag gelten, sie mag sogar poetisch sein; wir wollen seinen Ideenkreis — nämlich, daß die Natur die Mutter alles Geistigen sei, aber auch das Nächtige des Lebens darstelle, und daß zuletzt nur die Kunst Alles versöhne — nicht anfechten; es fragt sich nur, was hat der Dichter aus dieser Idee gemacht? Und hier stoßen wir auf Bedenken. Es begegnet uns eine Fülle von mystischen Worten, eine Fülle von kühnen und gewaltigen Bildern, aber auch ein Übermaß von Widersprüchen, von Geschmacklosigkeiten und ein Wortschwall, der, wäre das angeschlagene Thema nicht für jeden denkenden Menschen das anziehendste, dem er sich hingeben kann, den Leser in Verzweiflung das Buch von sich schleudern ließe.

Der erste Abschnitt ist „Natur" überschrieben. Von Grübelei und Wissensdurst geplagt, wendet Faust, nach jener Antwort des Gespenstes, sich an den Schatten Hamlet's um Auskunft; dieser schilt ihn, seiner altweiberhaften Neugier halber, und nennt ihn einen Betteljungen, der heulend vor der Thierbude steht, weil er keinen Groschen hat, das Entreebillet zu bezahlen. „Merkst du etwas davon", sagt er; „nun so bessere dich, vielleicht schenkt dir der himmlische Theaterdirector dann eine Einlaßkarte in die Generalprobe." Nach mancherlei ähnlichen Witzen zeigt er ihm dann doch das Riesengrab des „menschlichen Gedankens", wenn er gestorben ist. Faust blickt hinein und erkennt — wen glaubt der Leser wol? — Niemand anders als Napoleon und seinen Sohn! Armer Poet, der du keinen bessern Repräsentanten des menschlichen Gedankens zu finden vermochtest als diesen Tagesgötzen des jung-deutschen Deutschlands! Hamlet entläßt den ungeschickten Fragen endlich mit diesen ganz guten Versen:

Hast du genug geschaut vom vielgeliebten Jenseits?
— — — — — —
So darfst du dieserhalb nicht irre werden;
Der Sonnenball verliert nicht gleich den Schein,
Wenn dir ein altes Hemd vorm Fenster hängt.
Nur leider lehrt's die ewige Geschichte,
Daß, was ein Lumpen, nach und nach verfaule.

Er räth ihm dann das Leben beim Schopf zu fassen, worauf er — Hamlet — noch ein Loblied auf Uhland anstimmt und verschwindet. Faust wirft sich nun in die Natur. Geister der Luft und des Meeres singen den Gestrandeten in unendlichen Platen'schen Versen an, die zum Theil gar nicht übel sind, wie folgende Probe lehren mag:

Meereswunder, Dichtungswunder, meerentsprossene Gedanken,
Können Wesen euch begreifen, die am ird'schen Lichte kranken?
Wunderselig, wer an Meerweibs Wellenbrust Vernichtung trinkt,
Flutensaugend, lebensaugend in des Weltmeers Tiefe sinkt!

In unermeßlicher Redefülle wird uns bewiesen, daß Gedanken Wellen, und Wellen — Flammen sind. Wir können den Verf. durch diesen mystischen Widersinn nicht folgen und wenden uns an den auftretenden Guckkastenmann, der, obwol der Teufel selbst, doch unterhaltender ist als der alte, langweilige Nereus. Humoristisch und wirklich poetisch sind namentlich die Bilder von verkehrter Naturauffassung, die er gibt. „Ich habe fünf Jahre lang die Natur genothzüchtigt in Abrissen für des hochwürdigen Erzbischof von Salzburg Privatguckkasten. Da muß alles verkehrt aufgenommen werden; es ist eine Camera obscura." Politisch wird der Poet und zeigt die Zähne in den folgenden Stellen:

Faust. Weshalb trägst du rothe Schleifen an deinem schwarzen Beinkleid?

Guckkastenmann. Es ist unser Feuerzeichen daheim. Auf die Berge dürfen wir's nicht pflanzen; so heften wir's an die Hosen. Vivat, es lebe der kleine Winzer vom Johannisberge!

Faust. Pereat, es sterbe der rothe Hund von der Krämerinsel! Hast du den Kaiser Napoleon gekannt, Freund?

Guckkastenmann. Knäblein, das ist 'ne traur'ge Mähr;
I hab' se g'sungen, i sing' se nit mehr.
Sieben Weiden um einen Stein —
I wollt', das Wetter schlüg' darein!

Faust. Freund, du zeigst Verstand u. s. w.

Mit Verlaub, nicht allzu viel, Herr Poet! Goethe sagt: „Ein politisches Lied, ein garstiges Lied", und das ist

hier so wahr wie anderwärts! Auch gegen Israel hat er einen Zahn.

Entzieht den Judenjungen zwei Monate lang Spargel und Sellerie und sie werden ohne Schaden in ein Nonnenkloster gehen können. Freund, weißt du, was die Poesie ist?

Faust. Ich will mich darauf besinnen.

Guckkastenmann. Besinne dich nicht, du möchtest den Verstand verlieren. Die Poesie ist der T....l.

Wirklich poetisch ist das Folgende. Faust stürzt sich in die Natur — Stimmen in der Luft mahnen ihn an seine Unwürdigkeit und Kleinheit.

Wag' in knechtischem Verzagen
Unter Palmen nicht zu gehn,
Nicht in abgrundtiefen Klüften
Vor dem Katarakt zu stehn!
Zittre vor der Abendblume,
Die sich nächtigduftend regt,
Tod birgt sie in jedem Kelche,
Dem, der noch die Kette trägt.

Diese Stelle ist vielleicht die schönste des ganzen Gedichts und wir bedauern sie nicht ganz geben zu können:

Ohne Weisheit, ohne Tiefe,
Ohn' Ermannung höchster Kraft,
Ohne ew'gen Durst nach Wahrheit,
Ohne Glut und Leidenschaft,
Machtlos, muthlos, zweifelnd, zagend,
Sohn der jämmerlichen Zeit,
Sag, was suchst du in der Wildniß
Wundervoller Einsamkeit?

Ariel's Gesang ist nicht minder gut:

Aus der Feuerwolke reichen
Götter sich die Hände dar.
Und ihr Odem ist Erbarmen,
Und Vergebung ist ihr Blick,
Und ihr Mitleid ruft den Armen,
Den Verstoßenen zurück.

Herakleitos belehrt Faust über die Tücke der Natur:

Der Bosheit und der listigen Verlockung Inbegriff,

und fragt ihn, ob er wirklich glaube:

Daß wahrhaft Gottes Wesen durch das Weltall geht,
Und daß sein Geist in jeglichem Erschaffen zeugend wohnt,
Im All das Eine, Schöpfer und Geschöpf zugleich,
Und als Gedanke deines eignen Denkens Wesen ist?

Über dieser Frage erstarrt Faust zu Stein — und damit endet der Abschnitt: Natur.

(Der Beschluß folgt.)

Erzählungen von Gotthilf Heinrich von Schubert.

(Beschluß aus Nr. 190.)

Nach ihm erzählte der dritte der Gäste, Martin Reiser, praktischer Arzt in Köln am Rhein, die merkwürdigen Schicksale seines Lebens, von denen wir hier nur einige Andeutungen geben können. Wer nicht geübt ist, die Hand Gottes in wunderbaren Führungen zu erkennen, mag viele Erlebnisse des wackern Arztes für eine Erdichtung halten; aber sie tragen das untrügliche Gepräge thatsächlicher Wahrheit und sind inhaltvolle Blätter aus dem Buch der Offenbarungen Gottes im Menschenleben.

Martin Reiser's Vater, der denselben Vornamen führte, hatte als holländischer Schiffsarzt viele Länder und Völker gesehen und, in seinem funfzigsten Jahre mit hinreichender Pension seines Dienstes entlassen, sich glücklich verheirathet. Seine anmuthigen Reiseberichte erweckten in der Seele des einzigen Sohnes schon früh eine ahnungsvolle Reiselust. Dieser war erst sechs Jahre alt, als der Vater genöthigt ward, in den Dienst zurückzukehren und nach Ostindien sich einzuschiffen. Nach der schmerzlichen Trennung fand sich Manches, insbesondere ein Psalmbuch, das der Vater wol ungern zurückgelassen und das die Mutter ihm nachsenden zu können wünschte. Das hörte der Knabe, beschloß dem Vater nachzueilen, um ihm das liebe Buch zu überbringen, und verließ heimlich das Haus, gelangte auch glücklich nach Nymwegen, wo die Einzuschiffenden sich sammelten, fand aber den Vater nicht, dessen Namen er nicht einmal zu nennen wußte. Zigeuner fanden das Kind auf der verlassenen Stätte des Feldlagers, nahmen es mit sich und schleppten es, sowie ein kleines Mädchen, das sie geraubt, auf ihren Bettel- und Raubzügen mit sich herum, bis Verwandte der Mutter den kleinen Martin in seiner Verkleidung und Entstellung erkannten und so mit seiner jüngern Leidensgefährten aus den Händen jener Bande befreiten. Endlich seiner trostlosen Mutter wiedergegeben, verlebte er mit der kleinen Marie glückliche Tage, bis diese als die geraubte Tochter des Herrn von Ruyter, eines der reichsten Privatmänner Hollands, wiedererkannt und von ihren Ältern abgeholt ward. Die Kinder wollten sich nicht trennen, und die Mutter Reiser mußte sich entschließen, ihren Martin auf kurze Zeit mit Hrn. v. Ruyter ziehen zu lassen. Er kehrte aber bald zurück und lebte bis in sein zehntes Jahr glücklich in dem kleinen Hause der Ältern. Da kam die Nachricht, das Schiff, in welchem der Vater nach Batavia gereist, sei untergegangen; in tiefer Trauer erkrankte die Mutter und starb nach schönen unvergeßlichen Ermahnungen, die sie dem Herzen des einzigen Sohnes einprägte. Diesen nahm nun derselbe Verwandte, der ihn aus der Gewalt der Zigeuner befreite, ein trefflicher Pfarrer, zu sich und erzog mit seiner frommen Hausfrau den Verwaisten mit zärtlicher, aber weiser Liebe. Der Knabe war fromm, aber zum Grübeln geneigt, dem nur die sorgsame geistige Pflege, die er genoß, steuerte. Unerwartet kam er in den Ruf eines Heilkundigen, weil er einigemal mit glücklichem Erfolge einige Heilmittel, die er unter den Zigeunern kennen gelernt, da er für sie Pflanzen suchen mußte, anwendete. Dieser Pfuscherei wehrte aber der verständige Pflegevater, doch ohne seine Liebe zur Natur- und Heilkunde zu beschränken. Gründlich vorbereitet, kam er in die gelehrte Schule zu Nymwegen und widmete sich dann, auf Veranstaltung und mit Unterstützung des Hrn. v. Ruyter, der ununterbrochen für ihn sorgte, in Leyden dem Studium der Medicin. Er studirte mit glühendem Eifer, und die Versuchung zu erneutem Grübeln, zu dem ein geistreicher Zweifler ihn verlockte, bekämpfte sein wackerer Hauswirth, ein Freund seines Pflegevaters. Wie es ihm durch eine merkwürdige Fügung vergönnt ward, dem trefflichen Manne, was er an ihm gethan, durch Rettung aus einer peinlichen, seine Ehre und sein ganzes häusliches Glück bedrohenden Verlegenheit zu vergelten, kann hier nicht berichtet werden, öffnet aber auch einen Blick in die Haushaltung Gottes und ist ebenso fruchtbar als anziehend zu lesen.

Nach beendigten Universitätsstudien und erlangter Doctorwürde begann Reiser, auf den Rath seines alten Freundes van Ruyter, dessen Sohn ihm innig befreundet, die Tochter aber, jene Marie, mit der er unter den Zigeunern gelebt, sehr theuer geworden, seine Wirksamkeit als praktischer Arzt, mit einem außerordentlich günstigen, ja glänzenden Erfolge. Da trat plötzlich eine furchtbare Wandlung seines bis dahin ungemein glücklichen Looses ein. An dem Tage, da die geliebte Marie nach langer Abwesenheit heimkehren sollte und seine ganze Seele des ersehnten Wiedersehens harrte, ward er zu einem Kranken nach Medemblik gerufen; auf dem Rückwege trieb ihn die Ungeduld der Sehnsucht dem begleitenden Postillon zu weit voraus; es ward Abend, er verlor den Weg, hielt bei einem einsamstehenden Hause an und — war unter Seelenverkäufer gerathen.

die Ueberwundenen ihn auf ein weit von der Küste vor Anker liegendes französisches Schiff schleppten, welches sogleich rasch die Segel lichtete und nach Bordeaux eilte. Dort gelang es ihm eine Nachricht in die Heimat zu senden; er selbst mußte die weitere Seefahrt antreten, anfangs unter drückenden Matrosendiensten, bald aber, da seine ärztliche Kunst kund und an dem Schiffscapitain selbst erprobt worden, unter angemessenern Beschäftigungen. Bei Madagaskar landend, gerieth die Schiffsmannschaft mit den Eingeborenen in blutigen Kampf; Reiser rettete sich an die Küste, wo er mit dem Capitain ein Boot erreichte, in welchem sie lange auf dem Meere umhertrieben, ohne das Schiff erreichen zu können. Endlich erschöpft und verschmachtend, wurden sie an eine der kleinen Amrantencinseln getrieben, auf der sie ihr elendes Leben kümmerlich fristeten. Da brach bei Reiser's einzigem Genossen, dem Capitain, Wahnsinn aus, und in demselben eine wüthende Mordlust, sodaß bei Tag und Nacht alle Sorgfalt nöthig war, seinen Nachstellungen zu entgehen, bis der Unglückliche starb.

Der einsame Reiser arbeitete das madagassische Boot, das ihn mit seinem Leidensgefährten zu der Insel getragen, aus Schlamm und Sand wieder heraus, rüstete es mit dem Unentbehrlichsten aus und wagte sich mit ihm hinaus in die offene See. Wie er dann in ein Labyrinth von Klippen und Küstenfelsen verschlagen, dem Untergang nahe, nur durch große Geistesgegenwart und muthige Kraft, welche die starke Hand, die ihn führte, aufrecht erhielt, gerettet, auf einer andern Insel nicht nur eine Zuflucht, sondern auch seinen alten, längst todtgewähnten Vater findet, mit diesem sich wieder auf dem kleinen Fahrzeug hinauswagt in die See, glücklich eine europäische Niederlassung erreicht und von dieser aus auf bequemem Schiff nach Java gelangt, wo er das Glück hat, seinen kranken, von den Ärzten schon aufgegebenen Freund, den Sohn van Ruyter's, vom Tode zu retten, wofür dieser ihm die erfreulichste Kunde von der treuen Liebe seiner Schwester, der geliebten Marie, mittheilt, wie er dann mit dem Vater und dem Freunde nach Europa hinübersegelt, von Rotterdam nach van Ruyter's Landgut eilt, dort seiner Marie begegnet und bald der glücklichste Gatte, durch seine ärztliche Kunst ein geehrter und durch die mitgebrachten Schätze auch ein reicher, überall aber ein tüchtiger Mann wird — das will in Schubert's Erzählung selbst gelesen werden.

Endlich berichtet auch der älteste der vier Wintergäste, Jakob Werner, seine Erlebnisse. In einem Dorfe unfern von Stendal, in einem Bauergut geboren, verlor er schon als sechsjähriges Kind, als im J. 1627 Wallenstein's Scharen die Gegend verwüsteten, die Dörfer anzündeten, Greise und Kinder tödteten, seine Ältern, während er mit einer ältern Schwester und dem hochbetagten kranken Großvater, dem Schullehrer des Orts, in einer verborgenen Waldhütte eine Zufluchtsstätte gefunden hatte. Dort starb der Großvater und die beiden verwaisten Kinder irrten hülfsbedürftig unter den Orangsalen und Greueln des weithin Alles zerstörenden Krieges umher; aber was noch sterbend der Großvater sie gelehrt, das lehrte nun noch mehr die Noth: beten und Gott vertrauen. Man kann nicht ohne die lebhafteste, sich stets erneuende Theilnahme die mancherlei Führungen und Bewahrungen lesen, welche ihnen und Manchen, mit denen sie in Verbindung kamen, in schwerer Zeit begegneten. Ihre Aufnahme bei einem frommen Ehepaar, dessen Haus mitten unter den Verwüstungen des Kriegs wunderbar beschirmt ward, dessen fast gleichzeitiger Tod nach drei Jahren sie von neuem zu Waisen machte, ihre Flucht in rauher Winternacht, als Kroaten ihren Zufluchtsort zerstörten, ihre gefahrvolle Wanderung nach Magdeburg, wo ein armer, aber frommer Schuhmacher sie in seine Wohnung aufnahm und mit seiner gleichgesinnten Hausfrau sie leiblich und geistig erquickte, das Mädchen bei einer reichen menschenfreundlichen Gräfin unterbrachte, den Knaben aber, von dieser unterstützt, bei sich behielt, christlich erzog und fleißig zur Schule sandte, die abermalige Rettung aus drohenden Gefahren bei der Eroberung Magdeburgs durch Tilly, ihre Reise nach Schlesien, im Gefolge der frommen Gräfin — Alles bezeugt Denen, die Augen haben zu sehen, die besondere Vorsorge Gottes für die Waisen. Im funfzehnten Lebensjahre ward Jakob Werner, der bis dahin im Hause der Gräfin gelebt, von dieser in eine entfernte Lehranstalt gesendet, um sich zum Lehramt vorzubereiten, wozu er Neigung und Talent zeigte. Er zeichnete sich durch Sittsamkeit, Fleiß und rüstige Fortschritte in seiner Bildung so merklich aus, daß ihm schon in seinem achtzehnten Lebensjahre die Stelle eines Hülfslehrers an der Stadtschule anvertraut ward. Aber eine solche Auszeichnung nährte in ihm den geistlichen Hochmuth, der mit seiner Entfernung von der frommen Gräfin sich entwickelt hatte, da er sich für frömmer hielt, als andere Leute ihm erschienen, mit denen er in Berührung kam. Nun schloß er sich auch an Leute an, die den Schein der Gottseligkeit zur Schau stellten und vom Christenthum schön zu reden wußten, ohne eben in ihrem Leben dasselbe zu bethätigen. Mit ihnen gesellte er sich einem Prediger zu, welcher durch denselben Schein einer sonderlichen Frömmigkeit und durch eine erschütternde Gewaltsamkeit seine Anhänger blendete und, in gleichem geistlichen Hochmuth befangen, endlich in solche Ausschweifungen versank, daß er in Ketten und Banden dafür büßen mußte. Gegen seine mehr oder minder mitschuldigen Genossen ward eine Untersuchung verhängt, unser J. Werner aber in Ehren seines Amtes entlassen. Tiefgebeugt, fand er bei seiner Schwester und deren Gatten, den er, weil er nicht die Manier jener Frömmigkeit annahm, vernachlässigt hatte, Trost und Unterstützung; gedemüthigt und gezüchtigt, gelangte er zu einer gründlichen Sinnesänderung, und, zu einem Lehramte abermals berufen, wirkte er fortan in demüthiger Treue, ehelichte eine Witwe, die ihm mehre Kinder zubrachte und ihm selbst einen Sohn gebar, dessen frühe Verwilderung und Flucht aus dem älterlichen Hause ihm den größten Kummer bereitete. Er war schon ein Greis und Witwer geworden, als ihm eine Kunde kam, daß sein verlorener Sohn noch lebe. Da ward er in einen ehrenvollen Ruhestand versetzt und zog aus, den Verlorenen, der 26 Jahre von ihm entfernt war, zu suchen.

Diese Entdeckungsreise führte ihn in das Schloß des Ritters Konrad und — hier fand er den Sohn, den er suchte — in dem Armenfreunde, der, nach vielen schweren Prüfungen gründlich bekehrt, nun dem beglückten Vater in die Arme sinkt. Die Geschichte dieses Verlorenen und Wiedergefundenen beschließt das Buch, muß aber in ihrer prägnanten Kürze und Lebensfrische selbst gelesen werden, wenn ihre tiefe Bedeutung sich recht herausstellen soll.

Das dürre Skelett, welches hier von den seelenvollen Erzählungen mitgetheilt ward, ist überhaupt nicht geeignet oder darauf berechnet, das eigene Lesen derselben überflüssig zu machen; es sollte nur angedeutet werden, welch eine reichhaltige Quelle fruchtbarer Unterhaltung und kräftiger Erbauung hier geöffnet ist. Diese treuen Bilder aus dem Leben sind des Darstellers vollkommen würdig, und so gewiß Viele daraus kräftige Nahrung, Belehrung, Warnung und Ermunterung schöpfen werden, so wird er nie Ursache haben, zu bereuen, daß er seine Mußestunden diesen Mittheilungen widmete. Die Darstellungsgabe und die eigenthümliche ansprechende Einfalt und Innigkeit der Sprache des Verf. sind bekannt genug, und Ref. darf versichern, daß man alle die Vorzüge, die ihn zu einem der beliebtesten und geachtetsten Schriftsteller erhoben haben, auch hier wiederfinden wird. Und so liegt der Wunsch nahe, daß diese Erzählungen von Vielen gelesen und beherzigt werden und die Masse flacher, zum Theil seelenverderblicher Romane, die wie ein schleichendes Gift aus den Bibliotheken unter dem Volke verbreitet werden, zu verdrängen mitwirken mögen. 52.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 132. — 12. Mai 1841.

F. Marlow.
Erster Artikel.
(Beschluß aus Nr. 131.)

Die zweite Abtheilung: Leben, zeigt uns Faust entschlossen, die alte Lehre zu befolgen und das Leben beim Schopf zu fassen. Kaspar ist hierbei sein Begleiter. Er ist in Rom; bei der Pyramide des Cestius gibt ihm Amanda ein Stelldichein; aber in dem Arme der Liebe, im Schooße des Genusses — der mit schöner Glut geschildert ist — umfängt ihn die Naturgewalt des Zweifels:

Leben nennst du dies Ermatten,
Dieses lodernde Vergehn?
Dies Versinken in der Fülle,
Durst'ge Wiederauferstehn?
Leben nennst du diese Freuden,
Diesen Sturz von Geist und Sinn?
Leben diesen Graus der Wonne?
Bleiche, schöne Zauberin!

Unter diesen Zweifeln wird Amanda ihm zur Leiche; Modergeruch umhüllt ihn, er flucht seiner neuen Täuschung und flucht der Natur.

Leib frißt den Geist mir; im Erkennen muß ich untergehn!

ruft er und versucht einen Kreuzgriff, aber der Guckkastenmann erscheint und hält ihm einen Schwertgriff aus seinem Pferdefuß vor. Ein Ritter — schrecklich und wundervoll — erlöst ihn und verjagt den Satan, den Kaspar „ein mediatisirtes Höllenfürstchen" nennt. Faust gelangt nun an einen prächtigen Blumentempel und weiht sich dem Dienst der Mächte, die das Leben lenken. Die Blumen halten langen Zwiesprach mit ihm, der uns ziemlich unverständlich bleibt und aus dem uns nur die beiden Lehren klar werden:

Träume nicht von Nachtgewalten,

und:

Lerne nur den Wechsel tragen;

bis die Rose lehrt:

Darum, weil selig so dein Sinn begrenzt ist,
Sei Leben eines Lebens höchstes Ziel.

und Nelke hinzusetzt:

Und merke: daß nur kräftig-heitre That
Dich vor des nächt'gen Lebens Wundern rettet.

Hierauf Scene in Venedig. Ein Zweikampf führt Faust ins Gefängniß; nur die Heilung der kranken Fiordiligi kann ihn retten. Es geschieht, aber er liebt Fiordiligi; der Doge trennt sie: in Verzweiflung ruft Faust die Hölle zu Hülfe: „Rette dies Weib, dafür verschreibe ich dir auf ewig meine Seele." Satan entführt beide, doch Faust ist betrogen: denn Fiordiligi ist todt. Faust ist in Spanien, ist nun ein Raufbold, Schlemmer, Gesunkener. So begegnet er Ahasverus, dem die „Emancipirjünglinge" den Bart abgeschnitten haben; sie streiten, wer der größte Sünder sei; Faust liegt sterbend, da erscheint der Strahlenritter von vorhin und Faust erkennt den Heiland. Dieser gibt

den Leib dem Teufel; der Natur sei, was natürlich war;
Nimm auch die Seel', Herr Teufel — doch den Geist nehm' ich für mich.

Hier das Ende des zweiten Abschnitts.

Die dritte Abtheilung heißt Kunst.

Aus dem Kelche dieses Geisterreichs
Schäumt ihm die Unendlichkeit

Ein Verhüllter singt im Tempel:

Im Staube lieg' ich hier und bete dich in Wonne an,
Lichtheilig Lilienblumenkreuzeswunder — Poesie.

Nachdem wir uns von diesem monströsen Worte erholt haben, beginnt der Chor, schildert das Leben, den Untergang des Menschen, und der Pontifex schließt:

Doch Halleluja tönt des Retters Stimme,
Des Ritters, Retters, Rächers Donnerstimme:
Verdammt sei Leib und Seel' — Geist ist gerettet!

Was soll nun dieses Schlußwort des Räthsels sagen? Zu voller Klarheit gelangen wir hierüber nicht. Soll es heißen, daß außer dem Leib auch die Neigungen und Triebe der Naturgewalt angehören; so ist das zuzugeben — denn die Neigungen und Triebe gehören ja dem Leibe an. Soll es aber bedeuten, daß die nach Wahrheit ringende Seele auch verloren sei, wie der Leib, und daß nur der auf das Schöne gerichtete Geist sich retten könne — so ist das nicht zuzugeben; denn der auf das Schöne gerichtete Geist ist derselbe mit dem, der auf Wahrheit gerichtet ist. Wir wissen daher nicht, was wir aus der Seele des Verfassers machen sollen, wo sie ihren Sitz hat und was sie eigentlich ist.

Man erkennt hier leicht den Grundirrthum des ganzen Gedichts, dem sonst Gedankenreichthum und ein gewisser kühner und origineller Flug nicht abzusprechen ist. Es fehlt ihm, außer dem schönen Maße, von dem oben gesprochen wurde, auch an selbstbewußter Klarheit des Gedankens und trotz der subtilen Distinction, die der Dichter uns zwischen Seele und Geist poetisch vorführen will,

bleibt es bei dem alten Satz: daß der Leib verloren und die Seele gerettet sei! Der Verfasser aber scheint unter Seele nichts Anderes zu verstehen, als was wir gewöhnlich das Herz nennen, dessen Lebensbedingungen denn allerdings irdisch und körperlich sind.

2. Denselben Dichter lernen wir nun auch in einem prosaischen Werke kennen, das er „Dichter-Nachtwege" nennt. Es ist eine Wiederholung derselben Ideen, die den „Faust" bilden, nur etwas weniger prätentiös und mit mehr Natürlichkeit und Anmuth ausgedrückt, sodaß wir, trotz der theilweise niedrigen Elemente, die hier verarbeitet wurden, dem Werke in Prosa den Vorzug vor den stolzen Versen des „Faust" geben möchten.

Die leitende Idee ist auch hier die von der Erniedrigung der heutigen Poesie, und wie diese Alles, nur den Gedanken nicht erfasse; die Einkleidung ist nicht originell, denn sie ist ganz Hoffmannisch. Dennoch zeigt sich in den Details ein selbständiger, nur zuweilen etwas krankhafter Geist. Der Poet ist ziemlich mit Allem unzufrieden, die Summe des Lebens ist ihm verloren gegangen; er sieht überall nur Stoff zur Seelenqual. Doch diese Unzufriedenheit, diese Überschwänglichkeit der Foderungen, die er an das Leben stellt, bringen der Welt keine Gefahr; sie enthalten höchstens eine Gefahr für ihn selbst; denn lange bevor sie zu äußerlich wirksamen Theorien umschlagen, verzehrt seine Überschwänglichkeit sich in sich selbst und seine Galle verwandelt sich in bloße Tinte. Dies ist der Fall mit der ganzen Schule, welcher der Verf. der „Dichter-Nachtwege" angehört, und eben deshalb haben wir auch niemals eine Gefahr dabei gesehen, diese Schule ihre Lebensschule durchmachen zu sehen. Sie verzehrt sich selbst, sie verzehrt ihre eigenen Geschöpfe, sie ist ein wahrer Chronos, gierig auf seine eigenen Kinder. Bei dem Verf. vollends mischt sich ein gutes Theil Selbstironie in das Geschäft; sein Humor wendet sich gegen seine eigene Arbeit. Dies verdient hervorgehoben zu werden, denn es zeichnet ihn aus; er ist sich seiner Schwärmerei bewußt, während Andere, Gutzkow, Laube und der frühere Mundt, ganz ernsthaft an ihr Pontificat glaubten. Insoweit ist der Poet durchaus unschuldig. Er sagt: „die Poesie müsse niederfahren zur Hölle, um glorreich aufzuerstehen". Dieser Satz, der uns durch sein Vorwort keineswegs klar wird, läßt eine üble Anwendung auf sein Buch zu. Die Geschichte spielt meistens in dem bekannten Weinkeller zu B— an der Jägerstraßenecke. Ist das nun die Hölle, zu der der Poet so oft niederfährt, um glorreich aufzuerstehen? Ist es der Keller, oder sind es die niedrigen Elemente darin, die er meint? Wir wollen diesen wichtigen und bedeutungsvollen Satz nicht näher untersuchen; aber es ist uns bange um die häufigen Niederfahrten des Poeten. Jean Paul, der doch eigentlich, obwol polarisch entgegengesetzt, das Vorbild dieser Schule ist, kannte in seiner besten Zeit eine andere Niederfahrt. Es war die Sympathie mit der Welt, nicht der Haß gegen sie, aus der er seine Inspirationen heraufholte. Wie er die Welt liebte, so lieben seine abtrünnigen Jünger sich selbst, und auf diesem Felde der Selbstliebe keimt das poetische Unkraut. Diese Selbstliebe ist ein großer Betrüger, sie spiegelt uns eigene Widersprüche als Weltwidersprüche, eigene Qualen als fremde, selbstverschuldete Leiden als Weltgesetze vor. Hütet euch vor dieser Selbstliebe, ihr jungen Dichter!

Der Verf. ist sehr bescheiden, er zählt sich selbst zu den einsamen Geistern, von welchen er sagt: „sie dichten noch nicht, sie gestalten noch nicht, sie erfreuen sich noch nicht an eigenen Gebilden; was sie thun, ist, daß sie der Poesie ihre Heimat sichern". Eben darum sind sie keine Dichter! Wir wollten, sie bekümmerten sich etwas weniger um die „Heimat der Poesie" und dichteten etwas mehr! Er selbst nennt seine Dichtung formlos; besser als dies Geständniß wäre, er hätte ihr Form gegeben; denn in der Poesie gilt nur die That, nicht der Wille. Platen versprach sein Lebenlang; will der Verfasser ihm nachahmen, wie er mit seinen Versen thut? Er hält den deutschen Genius für entschlafen und singt nicht übel:

So ruhe denn drei Tage,
O deutscher Genius!

Drei Tage sind schnell vergangen, warum versucht er es nicht den Schläfer zu wecken?

So viel über und gegen die Grundideen des Dichters. Wir haben gesagt, daß er in den Einzelnheiten Verdienst hat. Sehen wir nun seine Arbeit, seinen Stoff etwas näher an, so finden wir, daß dieser sich in Gesprächen zwischen einem Doctor, der eben der auf Nachtwegen wandelnde Dichter ist, einem Weinwirth, welcher den Humor repräsentirt, dem Schauspieler Ludwig Devrient, der die Kunstinteressen vertritt, einem jungen mysteriösen Schauspieler, welcher den Enthusiasmus darstellt, einigen Nebenpersonen, und endlich den halb irrsinnigen Vogelmarquis, Marquis d'Oiseau, auflöst, der als die personificirte Verirrung auftritt. In diese Gespräche fällt das Ereigniß, ziemlich verworren und unklar, meistentheils plump und grob, wie das Schicksal, mitten hinein, reißt das Gespräch auseinander oder knüpft es auch wieder zusammen und läßt endlich Alles in die größte Disharmonie verklingen, die der Leser sich denken kann. Hier fehlt es sichtbar an aller Bewältigung des Stoffes und die Formgebung schmiegt sich keinem Gesetze an. In den Gesprächen über Kunst, über Poesie, über Tod, Erscheinungen und Naturgeheimnisse, Idiosynkrasien und Sympathien, in den Ereignissen selbst, obgleich sprunghaft fortgeführt, sind einzelne Lichtblitze und manche nicht verwerfliche Anschauung gegeben; aber die Durchdringung, die Einheit, der befriedigende Schluß fehlt. Man sieht leicht, daß hundert Kräfte dazu gehören, einen Stoff harmonisch zu gestalten, und daß dem Verf. die Hälfte davon fehlt. Er bringt Gedanken, aber kein Kunstwerk. Das, was er selbst das Nächtige nennt, hat sich seiner bemeistert; es bleibt aber keine Hoffnung für ihn, bevor er dies Element nicht bewältigt und an seine Stelle untergeordnet hat. Die Tücke der Natur z. B. ist einer seiner Lieblingsgedanken und wir folgen ihm mit Interesse, wenn er in diesem Sinne etwa berühmte Dichtungen wie den „Erlkönig" u. s. w. zersetzt und auflöst. Nun aber fehlt ihm der Gegensatz, der ganze Gegensatz von der Sympathie der Natur mit dem Menschengeiste,

der dem Gedanken erst seine Wahrheit gibt und welcher hinwieder das Grundthema von Jean Paul und Leopold Schefer ist. Dies Centrum der Wahrheit, in dem alles Nächtige endet und die Klarheit aufersteht, hat unser junger Poet noch nicht gefunden! Wir wären zufrieden, wenn wir ihn nur recht lebhaft darnach ringen sähen; allein auch dies ist nicht der Fall, und so können wir nur die schönen poetischen Anlagen bedauern, die ihm unzweifelhaft beiwohnen, da sie, zur Zeit wenigstens, eine schöne Frucht nicht versprechen.

Im Übrigen sind die „Dichter-Nachtwege" nur für Eingeweihte geschrieben und mit ihren speculativen und kritischen Tendenzen neun Zehntheil der gewöhnlichen Leser gewiß unverständlich. Sollen wir zum Schluß dem Faustdichter einen Rath geben, so ist es der, daß er sich vorerst bezwinge, weder so hoch zu steigen, noch so tief nieder zu fahren, als er jetzt thut, und ein Centrum zu suchen, das nirgend als in der Wahrheit und in der Natur zu finden ist. *) 39.

Sir Humphry Davy's Salmonia oder neun Angeltage. Unterhaltungen über naturgeschichtliche und verwandte Gegenstände, insbesondere über Fische aus dem Salmengeschlechte. Deutsch bearbeitet von C. Neubert. Mit drei Steindrucktafeln. Leipzig, Voß. 1840. 8. 1½ Thlr.

Aus derselben sorgfältigen und geschickten Hand, welche vor Kurzem H. Davy's „Denkwürdigkeiten" nach Deutschland verpflanzt hat**), erhalten die Freunde des großen Naturforschers hier die Übersetzung einer kleinern Schrift desselben, welche zusammengenommen mit den „Letzten Tagen eines Naturforschers" die Anschauung der Beziehungen, in welchen er zu der Natur stand, zu vervollständigen geeignet ist. Wenn nämlich in den „Letzten Tagen eines Naturforschers" diejenige Seite der Naturbetrachtung sich vorzugsweise geltend macht, welche auf die Natur im Großen und Ganzen geht und selbst die Entwickelungen der Menschengeschichte als ein Glied in die Kette ihrer Evolutionen einreiht, so repräsentirt die „Salmonia" den vertrautern Umgang mit den einzelnen Naturerscheinungen, einen Umgang, der in dem Genusse der Natur die denkende Beobachtung nicht ausschließt und Das, was an sich der bloßen Unterhaltung dient, durch die Beziehung auf die Erkenntniß veredelt. Der Faden, der sich durch die neun Dialoge, welche diese Schrift bilden, hindurchzieht, ist das Angeln, ein Vergnügen, an welchem Davy, wie den Lesern der „Denkwürdigkeiten" bekannt sein wird, großen Geschmack fand. Da wir nun in Deutschland von der Kunst und Geschicklichkeit, mit welcher in England diese Art des Fischfangs betrieben wird, wenigstens aus eigener Übung keinen Begriff und auch, wie es scheint, weder besondere Neigung noch Gelegenheit haben, die in England weitausgebildete Theorie dieser Kunst in die Praxis überzutragen, so wird die Mehrzahl der Leser mit dem Übersetzer darin einverstanden sein, daß der Hauptgegenstand dieser Gespräche unter uns das Interesse schwerlich in so hohem Grade fesseln wird, wie dies in England der Fall war, wo in sehr kurzer Zeit drei Auflagen dieses Büchleins hintereinander erschienen. Es ist daher allerdings vorzugsweise die Art, in welcher Davy seinen Gegenstand auffaßt und behandelt, die Mannichfaltigkeit der Beziehungen, in welche er ihn zu setzen versteht, die Vielseitigkeit der Gesichtspunkte, unter welchen er Das, was mit ihm in Verbindung steht, betrachtet, kurz es ist die Persönlichkeit des Mannes, was den Leser bei der Lectüre dieser Anglergespräche festhalten und ihn für die Gleichgültigkeit Dessen, was nur den Angler interessiren kann, entschädigen wird. Davy schrieb diese Dialogen ein halbes Jahr vor seinem Tode, wo die Kraft seines Lebens gebrochen war, er flüchtete zu dieser leichten Arbeit, die ihm eine Reihe angenehmer Erinnerungen zurückrief, um sich Unterhaltung und Zerstreuung für die schweren Stunden körperlichen Leidens zu verschaffen, und wer würde nicht eine wehmüthige Theilnahme empfinden, wenn Davy einen der Unterredner, der meistentheils ihn selbst repräsentirt, am Schlusse der Gespräche zu seinen scheidenden Freunden sagen läßt: „Ja, könnte ich etwas von der Geistesfrische wiedererlangen, die ich im fünfundzwanzigsten Jahre besaß, die wie der Thau des Morgens noch auf Allem schimmerte und Alles ernährte, was in mir emporkeimte, die es schöner gedeihen ließ als selbst der Sonnenstrahl des Mittags — könnte ich diese Geistesfrische wiederhaben, was gäbe ich nicht darum? Alles, Alles möchte ich darum hingeben, was ich in einem regsamen und nicht ohne Erfolg gebliebenen Leben errungen habe! Wie lebendig steht vor meiner Seele jene köstliche Zeit, da ich, übervoll von Kraft, Kraft an Andern suchte, wo Kraft zur Sympathie, Sympathie zur Kraft wurde; wo eine mächtige Einbildungskraft die Todten und das Unbekannte, die Größe vergangener Jahrhunderte und entfernter Gegenden mir zu Gefährten gab, mir befreundet und heimisch machte; wo jede Stimme nur Ruhm und Liebe zu verkünden schien, jede Blume den Schmelz und den Duft der Rose hatte, wo ich nur den Dichterlorber oder die Krone sprossen sah, die sich von selbst zum Schmuck um meine heiße Stirn zu winden schien. Ach, es kann nicht sein! Zwei Frühlinge bietet uns Allen das Leben nicht, mögen Ihnen auch, meine Freunde, Angeltage kommen, wo die Jugendgefühle wieder erwachen; mag es auch sein, daß Ihr Herbst noch dem Frühlinge ähnlicher ist, als der meinige!"

Die Unterredner der Gespräche hat Davy in der etwas pedantischen und abstracten Manier seiner Landsleute durch die sich selbst erklärenden Benennungen Halieus, Ornither, Poietes und Physeus bezeichnet. Nachdem diese im ersten Gespräche ihre Ansichten über die Verwerflichkeit oder Zulässigkeit des Angelns ausgesprochen, versetzen die folgenden Gespräche an die Ufer verschiedener Flüsse Englands, Schottlands und Östreichs, wo die Freunde während des Angelns oder bei einer Mahlzeit ihre Empfindungen, Erfahrungen und Beobachtungen austauschen. Einen großen Theil der Unterredungen nimmt, wie gesagt, Das ein, was sich unmittelbar auf das Angeln selbst bezieht, die Construction des Angelapparats, die Beschaffenheit der Schnuren und Haken, die Art des Einwerfens, die Verschiedenheit des Köders, wo unter Anderm den künstlichen Fliegen (artificial oder made fly), die aus roher Seide, Thierhaaren, Gold- und Silberdrathfäden, Vogelfedern u. s. f. verfertigt werden, ausführliche Erörterungen gewidmet sind, die Beobachtung der Tages- und Jahreszeit, der Witterung, des Standes der Sonne, die Vorsichtsmaßregeln, um das Entkommen eines Fisches, der angebissen hat, zu verhindern, und hundert andere Dinge, welche zusammen ein ganzes System von Rücksichten, Kunstgriffen und Geschicklichkeiten ausmachen. Neben alle diesem bietet sich aber zugleich mannichfaltige Gelegenheit dar, auf die verschiedensten Fragen einzugehen, die sich namentlich auf die Naturgeschichte der Thiere, die beim Angeln vorkommen, beziehen. Am reichsten ist dabei natürlich die Naturgeschichte der Fische, namentlich des Salmengeschlechts, die der Forelle, des Lachses, der Äsche, des Aals, des Huchs, rücksichtlich ihres Baues, ihrer Lebensweise, ihrer geographischen Verbreitung ꝛc. bedacht. Wir müssen es dahingestellt sein lassen, inwiefern der Zoolog von Fach in Dem, was Davy hier aus eigener Erfahrung und Beobachtung mittheilt, Stoff für die eigentliche Erweiterung seiner Kenntnisse finden wird; Ref. will nur auf einiges von Dem aufmerksam machen, was auch für den Laien

*) Über die neueste Dichtung C. Marlow's, das Drama „Gutenberg", berichten wir in einem zweiten Artikel. D. Red.

**) Vgl. Nr. 281 — 284 d. Bl. f. 1840. D. Red.

von Interesse sein wird. Hierher gehört im ersten Gespräche der Excurs über die Empfänglichkeit der Fische für physischen Schmerz, im zweiten der über den Geruchssinn und das Gedächtniß der Fische, über die Entstehung der Varietäten, über die Kreuzung der Arten und die willkürliche Befruchtung des Fischlaichs; im fünften der über die Instincte der Thiere, worauf sich im neunten Gespräche auch Vermuthungen über die Möglichkeit der Vererbung des Instincts beziehen; im siebenten über die Fortpflanzung und die Wanderungen der Aale, im achten über die Entwickelung der Insekten, namentlich der Ephemeren und Phryganeen, deren (auf den drei Steindrucktafeln abgebildete) Nachbildungen vorzugsweise zum Angeln benutzt werden; im neunten über den Bau und die Lebensweise des Hechts, über die Farbe des Wassers in verschiedenen Flüssen und Seen und deren Ursachen, über den landschaftlichen Charakter einiger der berühmtesten Wasserfälle und Ähnliches mehr. Das Talent des umsichtigen Beobachters, der Scharfblick des genialen Forschers zeigt sich in allen diesen Erörterungen, auch da, wo eine subjective und individuelle Vorliebe für gewisse Ansichten nicht ganz ohne Einfluß bleibt. Überhaupt, was schon aus den „Denkwürdigkeiten" hervorgeht, daß das geistige Leben Davy's aus dem Umgange mit der Natur und der Verarbeitung ihrer mannichfaltigen Erscheinungen seinen eigenthümlichen Nahrungsstoff zog, und daß seine ganze Denk- und Empfindungsweise mit ihr auf das innigste zusammenhing, zu ihr immer wieder zurückkehrte, bestätigen diese Anglergespräche in hohem Grade; und ebenso spricht sich der fromme Sinn, der sich freut, die Spuren göttlicher Fürsorge und Anordnung in der Natur zu finden, und der sich von den Bedingungen, an welche die Entwickelung einer Eintagsfliege gebunden ist, unmittelbar zu der Ursache alles Lebens und alles Daseins erhebt, hier mehrmals in einer so ungesuchten und ungekünstelten Art aus, daß man ihn gern gewähren lassen wird, auch wenn man überlegt, welche ungeheuere Kluft, zwischen einer Reihe individueller Thatsachen und der Voraussetzung liegt, durch welche der Glaube das Wissen zu ergänzen sucht.

Schließlich muß noch der Sorgfalt erwähnt werden, mit welcher der Übersetzer seine Aufgabe gelöst hat. Sichere Gewandtheit und Herrschaft über die Sprache, die sich hier wie überall in ähnlichen Fällen auf das Eingehen in den Charakter des Originals gründet, hat er schon in der Übertragung der „Denkwürdigkeiten" beurkundet; die Schwierigkeiten, welche die Übersetzung der „Salmonia" zu überwinden hatte, sind aber noch von anderer Art. Sie liegen darin, daß diese sich mit einem Gegenstand beschäftigt, der seine eigene Terminologie hat, über welche die Wörterbücher nicht immer hinlängliche Auskunft geben. Der Übersetzer hat sich daher in diesen Kreis von Bezeichnungen erst hineinarbeiten müssen, und da die englischen auf die Angelkunst sich beziehenden Schriften in Deutschland nicht leicht zugänglich sind, so blieb ihm nichts übrig als sich aus des alten Sir Isaac Walton „Complete angler" mit Cotton's Nachträgen, die zusammen eine Art Anglerbibel sind, zu unterrichten. Um den Leser in den Stand zu setzen, die Partien des Buchs, welche sich ganz speciell auf die Technik des Angelns beziehen, zu verstehen, hat er in einer Einleitung, die sich zugleich über den Gesichtspunkt, aus welchem der deutsche Leser die ganze Schrift auffassen wird, sehr genügend ausspricht, einen kurzen Abriß Desjenigen vorausgeschickt, was in dieser Beziehung zu wissen nöthig ist und dabei zugleich über die Wahl mancher deutschen Ausdrücke Rechenschaft gegeben. Eine andere Schwierigkeit lag noch darin, daß sich Davy gewöhnlich nur der englischen vulgairen Namen für die verschiedenen Fische, Vögel und Insekten, von denen die Rede ist, bedient, was für den Übersetzer nicht selten eine schwankende Unsicherheit, welches Thier eigentlich gemeint sei, herbeiführt; deshalb hat der Übersetzer die von ihm gebrauchten vulgairen deutschen Namen classificirt und mit ihren systematischen Benennungen dem Texte am Schlusse beigefügt. Er hat sich dabei für die englischen Namen an Shaw's „General zoology", für die systematischen an Cuvier's „Thierreich" gehalten. Ein paar Versehen, die er zu spät bemerkt hat, sind am Ende der Einleitung von ihm selbst angegeben worden. 94.

Lady Flora Hastings.

In Nr. 64 d. Bl. war ein Aufsatz über die Gedichte der Lady Flora Hastings enthalten, worin der Berichterstatter zur Übertragung eines von ihm mitgetheilten Gedichts auffoderte. Wir empfangen jetzt eine Übersetzung und lassen dieselbe sowie das Original zur Vergleichung hier abdrucken.

D. Red.

My course is o'er, the day is gone,
My bark has reach'd the destin'd shore;
Her sails are furl'd, her voyage done,
She braves the stormy surge no more.

Bright was the morn when to the breeze
I spread her snowy bosom'd sail;
As speeding o'er the azure seas,
She flew before the fav'ring gale.

In these young hours of early spring
No storm dimm'd the eye of day,
Save the small bird whose dusky wing
A moment cross'd the golden ray.

I will not tell how time has blighted
The promise of those sunny years;
I will not tell that hope but lighted
Her beacon, to be quench'd by tears.

I will not tell that pain and sorrow
And anguish round my heart have prest;
Enough — 'tis done! — the rising morrow
Shall find me and my bark at rest.

The summer gale, the wintry blast,
Are now alike, and shade and sun;
My sails are furl'd, my toils are past,
The heaven's gain'd — my course is run.

Mein Lauf ist vorüber, der Tag hat verendet,
Mein Boot hat erreichet das sichere Ziel;
Die Segel sind nieder, die Reis' ist vollendet,
Nicht länger der stürmischen Meeresflut Spiel.

O, hell war der Morgen, als linderem Wehen
Ich preisgab des Segels weißschneeige Brust,
Als gleitend durch klare, azurblaue Seen
Es floh vor dem Hauche voll heiterer Lust!

Kein Stäublein umdunkelt' in frühesten Tagen
Des Lenzes das schimmernde Auge vom Tag,
Es sei denn das Vöglein, das aufwärts getragen
Für einen Moment nur den Goldstrahl durchbrach.

Nicht kündet mein Lied, wie die Zeit hat zerstöret,
Was einst mir versprochen den Jugendjahr' Schein,
Nicht wie mich der Schimmer der Hoffnung betöret,
In Fluten von Thränen ersticket zu sein.

Nicht will ich euch künden, wie Mühe und Sorgen
Und Ängste mein leidendes Herze bedrückt;
Genug — es ist über — der steigende Morgen
Sieht mich und mein Schifflein durch Ruhe beglückt.

Drum gleich sind mir Schatten jetzt fürder und Sonnen,
Das Wehen des Sommers, des Winters Orkan;
Die Segel sind nieder, die Mühen zerronnen,
Der Himmel errungen — vollendet die Bahn.

Köln. J. Wilfert.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 133. — 13. Mai 1841.

Gerhard Anton von Halem's Selbstbiographie. Zum Druck bearbeitet von seinem Bruder Ludwig Wilhelm Christian von Halem und herausgegeben von C. F. Strackerjan. Oldenburg, Schulze. 1840. 8. 2 Thlr.

Das Hauptsächliche, was über die Lebensverhältnisse und die Leistungen des Gerhard Anton von Halem zu berichten ist, findet sich bereits in dem „Conversations-Lexikon" mitgetheilt. Die angezeigte Biographie zerfällt in zwei Abschnitte. Sie ist bis zu Ausgang des Jahres 1783 wirkliche Selbstbiographie und nicht für das Publicum, sondern nur zum Andenken für die Familie und Freunde geschrieben. Von da an hat sie Ludwig Wilhelm Christian v. Halem bearbeitet. Die Veröffentlichung der Schrift ist dankenswerth, dankenswerth aus den nämlichen Gründen, welche in unsern Tagen so vielen Lebensbeschreibungen und abgedruckten Correspondenzen verstorbener Männer und Frauen ein theilnehmendes Publicum sichern, sollten auch die Verhältnisse, die darin vorgeführt werden, nichts weniger als zu den außerordentlichen gehören, die Celebrität der Individuen, welche sich in jenen Verhältnissen bewegten, eben keine überaus glänzend hervorstechende, ja sogar ziemlich verblichene sein. Was nun aber ist es wol, das solche Biographien und Correspondenzen, wie wenigstens Ref. an sich und ihm Gleichgesinnten wahrgenommen hat, besonders dann so anziehend macht, wenn sie diejenigen Zustände zurückrufen, die für das häusliche, öffentliche und literarische Leben in den der französischen Revolution vorhergegangenen Decennien so charakteristisch hinsichtlich Deutschlands und insonderheit des protestantischen Deutschlands sind? Unstreitig der Gegensatz zwischen dem Jetzt und Damals. Jener Geist des bescheidenen, redlichen Fleißes, der zu gediegen war, um seine Bestrebungen nicht auch auf Dasjenige zu erstrecken, was man damals schöne Künste und Wissenschaften nannte; jener Geist der Genügsamkeit, widerspruchslos williger Unterordnung unter häusliche und öffentliche Autorität und treuer Pflichterfüllung in den bürgerlichen wie in den Privatbeziehungen, bedingt von einer gläubigen religiösen Sicherheit der Gemüther, welche dazumal allgemein verbreitet war, die soeben angedeutet, jene Zeit charakterisirenden Eigenthümlichkeiten, in Folge welchen sich in allen Erscheinungen des damaligen Lebens eine ruhige und erquickliche Heiterkeit ausspricht, bilden einen idyllischen Gegensatz zu der ungeheuern Bewegung, die seit der französischen Revolution alle Elemente und Richtungen des Lebens durchdrungen hat, ohne daß noch zur Zeit das lösende Wort gefunden ist, durch welches die entgegengesetztesten Ansichten und Ansprüche im literarischen und öffentlichen Leben ausgeglichen werden möchten, Gegensätze, welche auf die Individuen, zum Theil selbst in den engsten Kreisen ihrer Privatexistenz, nicht ohne störende Rückwirkungen bleiben können. Jener Zustände Friedlichkeit und bescheidene Tugenden sind uns bereits zu einer Poesie geworden, in deren Genuß wir durch das Bewußtsein seitdem mannichfach beengende Hemmnisse niedergeworfen, Neues und Großes geleistet, damals Unbekanntes entdeckt und erkannt zu haben, ebenso wenig gestört werden, als unsere Überlegenheit im geographischen und nautischen Wissen die Theilnahme an den Schicksalen des heimkehrenden Ulysses beeinträchtigt.

In diesem Sinne aufgefaßt, hat die angezeigte Schrift den Ref. sehr erfreulich angesprochen und allen für gleiche Auffassung Befähigten glaubt er eine Freude zu machen, wenn er über den Eingangs bemerkten ersten Abschnitt der Schrift umständlicher berichtet.

Den 2. Mai 1752 wurde Morgens 9 Uhr dem Syndicus der Stadt Oldenburg nach dem Rathhause gemeldet, daß ihm, der bereits Vater eines zweijährigen Sohnes war, abermals ein Knabe geboren sei. Der erstgeborene starb im siebenten Jahre; in dem zweiten wuchs unser Gerhard Anton von Halem heran. Zehn Jahre alt (1762) ward er von seinem Vater auf einer Reise nach Holland mitgenommen, wo dieser für die Stadt Oldenburg ein bedeutendes Capital zu negociren hatte. Der große Eindruck, welchen ohnehin Holland in des Knaben Erinnerung zurücklassen mußte, war um so bleibender, als nach einer alten, obschon alles schriftlichen Beweises entbehrenden Sage die Familie, welche keinen genealogischen Zusammenhang mit der des in neuesten Zeiten oftgenannten v. Halem angeben kann, aus Holland und früher aus Brabant abstammt, von wo sie unter Philipp II. soll geflüchtet sein. Dem fleißigen Knaben, welcher versäumte Schulstunden weit nachzuholen im Stande war, nahm auch späterhin der Vater auf kleinen Reisen nach Göttingen, Bremen und Hamburg mit. In letzterm

Orte zog den Vater durch Witz und stete Laune besonders der Secretair Dreyer an, der wöchentlich in geschriebenen Blättern eine Zeitung voll politischer und literarischer Anekdoten an die Leselustigen der Umgegend ausgab, welche ihm ihre Dukaten zahlen wollten. In Beziehung auf diesen S. 6 und 7 folgende charakteristische Bemerkung:

In meiner Gegenwart ward vermuthlich manche Asotie Dreyer's unterdrückt. Aber anstößig ward mir doch nicht selten sein Wesen, am anstößigsten eine katechetische Übung, die er einst zur Belustigung einer geladenen Gesellschaft, meistens Mitglieder des Theaters, nach dem Mittagsmahle mit seiner unehelichen Tochter, einem Kinde von etwa zehn Jahren, anstellte. Der parodirende Katechismus war aus seiner Fabrik, und die Antworten, die das Kind auf die Fragen: „Wer oder was bist du?" u. s. w. hatte auswendig lernen müssen, empörten den reinen Sinn des Jünglings, ohne ihm jedoch schädlich zu werden. Denn dieses, sowie manches Andere, sah und hörte ich unter den Augen eines Vaters, der das Gehörte und Gesehene würdigte, den ich täglich mit Ernst in den Büchern der heiligen Schrift und in religiösen Werken lesen sah, der ein guter Ehemann, ein guter Vater, ein fleißiger Geschäftsmann, bei seinen Mitbürgern in sehr hoher Achtung stand, und der bei seiner Liebe zum frohgeselligen Leben sich keiner Ausschweifung schuldig machte.

Anton v. Halem's Lehrer an der lateinischen Schule des Ortes war ein gewisser Fischer, welcher seine „rege, nicht immer von richtigen Urtheilen geleitete" Einbildungskraft zu Klopstock'scher Begeisterung zu erheben strebte, jedoch seine Poesien der verbessernden Feile des dänischen Statthalters der Grafschaft, dem Grafen von Lynar, einem Dichterdilettanten in Gottsched-Triller'scher Manier, zu unterwerfen pflegte. Das wunderbare Gemisch, das auf solche Weise fertig wurde, blieb nicht ohne Beifall. Fischer's Vorlesungen Gleim'scher, Kleist'scher und Ramler'scher Gedichte, Günther's, Brockes' und Hagedorn's Gedichte in des Vaters Büchersammlung nebst der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" erregten den Knaben zu eigenen poetischen Versuchen bei Geburtstagen und Hochzeiten in der Familie; auch wagte er eine Ode des Horaz gereimt zu übersetzen und sogar eine Hymne an Gott zu versificiren. Als zum Geburtstage der Gräfin von Lynar auf dem Rathhause von den Schülern Lessing's „Freigeist" und Holberg's „Deutschfranzos" gegeben wurde, spielte v. Halem in dem einen Stücke die Lisette, in dem andern den Jean de France und sprach zu Fischer's Entzücken den von diesem gedichteten Gratulationsepilog. Durch den Rector Herbart, der sogar in den Schulstunden Stellen aus dem „Messias" vorlas, wurde v. Halem ein Bewunderer Klopstock's, nicht so sein Vater, welcher das Lateinische und Französische mit Fertigkeit und Eleganz schreibend — er hatte in Strasburg studirt und Paris gesehen — nur wenige deutsche Dichter las und ausschließlich die französischen und lateinischen schätzte. Von letzterm wußte er den Virgil beinahe auswendig. Hinsichtlich Klopstock's war er der Dreyer'schen Ansicht, von welcher aus einem an den Vater v. Halem 1752 geschriebenen Briefe folgende Stellen mitgetheilt sind.

Des Herrn Klopstock's Braut ist zwar nicht mit ihm gereiset, allein sie bleibt ihm auch entfernt getreu. Man will mich unterdessen versichern, daß dieser Vicemessias fast an jedem Orte eine Sulamithin haben soll. Klopstocken spreche ich täglich und muß zur Steuer der Wahrheit sagen, daß sein Umgang, Gottlob! nicht das Geringste von seiner Schreibart an sich hat. Er redet und scherzet und lacht nicht nur wie ein anderer vernünftiger Mensch, sondern er ist auch wahrhaftig ein recht artiger und angenehmer Compagnon. Ich gebe mir alle Mühe, seine unpoetische Freundschaft zu erlangen. Denn in Ansehung seiner Poesie bleibe ich bei meiner Meinung. In dem leipziger Journale: „Das Neueste aus dem Reiche der Gelehrsamkeit" ist Klopstock's Ode auf das Absterben der Königin Louise ins Deutsche übersetzt worden. Es soll von einem Frauenzimmer im Brandenburgischen geschehen sein. In dem Vorberichte wird angezeigt, daß Hr. Klopstock der erste Dichter wäre, dem die zweideutige Ehre widerführe, in seine eigene Muttersprache übersetzt zu werden; man suche dadurch nur seine Bewunderer dahin zu bringen, daß sie künftig keine neue Sprachfehler für neue Gedanken halten möchten. Ist Ihnen schon die Parodie auf Klopstock's Ode an Gott zu Gesicht gekommen? Sie heißt „Ode an den Menschen" von Michael Reinecke. Ich habe herzlich dabei lachen müssen. — Hr. Klopstock hat neulich einen Herameter gemacht, der mir schwer zu entziffern schien. Er heißt: Gott, der die kommenden Welten dem Unding entwinkte. Dies soll so viel sagen als: Gott, der noch nicht erschaffene Welten aus Nichts hervorbrachte. Ich habe einmal reimlose Verse auf die Klopstock'sche Schreibart gemacht:

Den Weisen dichtet Haller,
Den Schönen dichtet Gellert,
Den Bürgern reimet Stoype.
Wem aber schreibt denn Klopstock,
Zu ungelehrt für Weise,
Zu trocken für die Schönen,
Zu dunkel für die Bürger?
Wenn er die Psalmen plündert,
Und, was der große Luther
Schon vor zweihundert Jahren
Schön und mit Nachdruck sagte,
Blos holpricht-undeutsch saget,
So mögen seine Lieder,
Voll Andacht ohne Denken,
Die alten Weiber singen.

Das Syndicat und die damit verbundene Advocatur gewährten zwar dem Vater v. Halem ein gutes Einkommen, doch konnte er davon nichts zurücklegen, weshalb er den Sohn, damit dieser um so früher möchte selbständig werden, schon in dessen 14. Jahre für die Universität vorbereitete. Er trug ihm — wie viel Syndiken und Advocaten wären dazu in unsern Tagen geschickt genug? — Literarhistorie, Moral und Recht der Natur, römische Antiquitäten nach Heineccius und Rechtsgeschichte vor, ließ ihn die Institutionen übersetzen und eine dem bekannten Pandektentitel entnommene Reihe von den sogenannten Regulis juris auswendig lernen. Dabei wurde in dem Knaben die Lust zu geschichtlichen Studien durch Imhof's „Historischen Bildersaal" (1712 begonnen und 1766 mit dem 14. Bande geschlossen), sowie durch die bilderreichen oldenburgischen Chroniken geweckt, besonders durch die ältere von Hamelmann, und schon im 16. Jahre versuchte unser v. Halem sich schriftlich in der Geschichte Oldenburgs. Michaelis 1768 reiste er mit einem Verwandten und Schulkameraden, dem nachherigen Kanzleirathe Wardenburg in Eisfleth, zur Akademie in Frankfurt a. d. Oder ab, für welche den Vater Darjes' Ruf, vielleicht auch freimaurerische Verbindungen bestimmt hatten,

in denen v. Halem der Ältere und Darjes standen. S. 24 über den Grad literarischer Vorbereitung sprechend, zu dem er auf der Schule gediehen war, stellt v. Halem unter Anderm folgende Bemerkung auf:

Der historisch-politische Erwerb, den man von der Schule davonträgt, ist vollends ein Chaos von unzusammenhängenden Ideen, ohne Einheit. Man liest den Livius und findet es vortrefflich, daß die Römer ihren König vertreiben und einen Freistaat bilden. Man hört die dänische Geschichte und jubelt, wenn die Dänen sich unbedingt der Willkür ihrer Könige unterwerfen. Wenn mich der helvetische Schwur im Rütli mit dessen Folgen in Enthusiasmus setzte, so war ich doch, ich muß es gestehen, zu gleicher Zeit stolz darauf, der Unterthan des souverainsten Königs in Europa zu sein, welche letztere Empfindung damals wol die meisten Bewohner der dänischen Staaten mit mir theilen mochten. Mit so verwirrten Ideen wird man im zartesten Alter in die Welt getrieben und unter unbekannte Menschen, unter Jünglinge mit gleich ungeordneten Begriffen. Und doch soll aus dem Zusammenstoß dieser chaotischen Massen Licht entstehen; und — es entsteht.

Wahrhaft erbaulich, erwägt man, wie jetzt in den verschiedenartigsten Fächern unreife junge Leute jede Autorität verhöhnen, spricht in dem Berichte seiner Reise nach Frankfurt a. d. O. v. Halem der damaligen Jugend Verehrung für anerkannte Verdienste aus:

Die Reise nach Frankfurt a. d. O. ging über Braunschweig und Berlin. In Braunschweig schien mir nichts angelegener, als den Dichter Zachariä zu besuchen. Noch sehe ich ihn in seinem geblümten Schlafrocke und mit dem hochfrisirten Kopfe. Er war ein ansehnlicher, wohlgebildeter Mann. Mich entzückte die Freundlichkeit, womit er mich aufnahm. Seine Wohnung und was ihn umringte, schien mir so zierlich und geschmackvoll, daß ich mir keinen geringen Begriff von dem Wohlstande eines deutschen Dichters machte. Nach der, nicht übeln, Sitte der Zeit reichte ich ihm mein Stammbuch, in das er mit schöner Handschrift die Zeilen schrieb:

Beglückt ist der, der keines Mächt'gen Sklav,
Sich selber lebt, dem bei Nordwestensturm
Kein Schiff zerschettert am untreuen Fels,
Den Hoffnung nicht im Vorgemache nährt,
Und der, wenn rings um ihn der Thoren Schar
Nach dem Phantom der flücht'gen Ehre hascht,
Verborgen liegt im Winkel seiner Welt.

Diese Zeilen machten keinen geringen Eindruck auf mich und ich habe sie mir oft als Sittenspruch wiederholt. Gut nannte ich die Stammbuchsittte. Sie leitet die Jünglinge zu ausgezeichneten Männern, ermuntert sie, um mit Ehren vor diesen zu erscheinen, ihren Geist zu bilden; und ist der Spruch, der ihnen geschenkt wird, ein eingreifendes Wort, so kann er eine Saat sein, die, auf guten Boden gestreut, wohlthätig fürs Leben wuchert. Büsching, den ich in Berlin besuchte, schrieb mir den Spruch ein: „Das Leben auf Erden ist ein Stand der Prüfung, Übung und Vorbereitung zum Himmel", und Darjes die Worte Baco's: „Philosophia obiter libata a Deo abducit, penitus hausta ad eundem reducit."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die beiden Grundprobleme der Ethik, behandelt in zwei akademischen Preisschriften, von Arthur Schopenhauer. Frankfurt, Hermann. 1841. Gr. 8. 1½ Thlr.

Dies Werk besteht aus zwei Abhandlungen, deren eine: „Über die Freiheit des menschlichen Willens", von der königlich norwegischen Societät der Wissenschaft gekrönt, die andere: „Über das Fundament der Moral", von der königlich dänischen Societät der Wissenschaften nicht gekrönt wurde. Dieser letzte Umstand nun ist es, der dem Leser des Buchs zu einer interessanten Einleitung verholfen hat. Die dänische Societät gab über die Preisschrift ein Urtheil ab, welches dem Buche beigefügt ist und worin sie ihm unter Anderm zum Hauptvorwurf macht: „plures recentioris aetatis summos philosophos tam indecenter commemorari, ut justam et gravem offensionem habeat". Unter diesen summos philosophos ist aber vor allen Hegel gemeint. Daher polemisirt der Verf. in der Vorrede gegen die Societät und zugleich gegen Hegel, und geht so weit, daß er behauptet: „dieser summus philosophus der dänischen Akademie habe Unsinn geschmiert, wie kein Sterblicher je vor ihm; sodaß, wer sein gepriesenstes Werk, die sogenannte Phänomenologie des Geistes lesen könne, ohne daß ihm dabei zu Muthe würde, als wäre er im Tollhaus, selber hinein gehöre". Dies will Dr. Schopenhauer auch „unwiderleglich" beweisen, und zwar will er insbesondere beweisen, daß Hegeln der gemeine Menschenverstand abging. Wir erlauben uns, die drei Beispiele, die, aus Hegel's Encyklopädie genommen, diesen Ausspruch erhärten sollen, hier mitzutheilen:

„Daselbst also, in der Abtheilung „Physik" §. 293 (zweite Auflage, 1827) handelt er vom specifischen Gewichte, welches er specifische Schwere nennt, und bestreitet die Annahme, daß dasselbe auf Verschiedenheit der Porosität beruhe, durch folgendes Argument: „„Ein Beispiel vom existirenden Specificiren der Schwere ist die Erscheinung, daß ein auf seinem Unterstützungspunkte gleichgewichtig schwebender Eisenstab, wie er magnetisirt wird, sein Gleichgewicht verliert und sich an dem einen Pole jetzt schwerer zeigt als an dem andern. Hier wird der eine Theil so inficirt, daß er, ohne sein Volumen zu verändern, schwerer wird; die Materie, deren Masse nicht vermehrt worden, ist somit specifisch schwerer geworden"". Hier macht also der summus philosophus der dänischen Akademie folgenden Schluß: „„Wenn ein in seinem Schwerpunkt unterstützter Stab nachmals auf einer Seite schwerer wird, so senkt er sich nach dieser Seite; nun aber senkt ein Eisenstab, nachdem er magnetisirt worden, sich nach einer Seite: also ist er daselbst schwerer geworden."" Ein würdiges Analogon zu dem Schluß: alle Gänse haben zwei Beine, du hast zwei Beine, also bist du eine Gans. . . . Das ist die Syllogistik dieses summi philosophi und Reformators der Logik, dem man leider vergessen hat beizubringen, daß e meris affirmativis in secunda figura nihil sequitur. . . . Das zweite Beispiel vom Mangel des gemeinen Menschenverstandes in dem summo philosopho der dänischen Akademie beurkundet der §. 269 desselben Haupt- und Lehrwerks: in dem Satz: „„Zunächst widerspricht die Gravitation unmittelbar dem Gesetze der Trägheit, denn vermöge jener strebt die Materie aus sich selbst zur andern hin."" Wie? nicht zu begreifen, daß es dem Gesetze der Trägheit ebenso wenig zuwiderläuft, daß ein Körper von einem andern angezogen, als daß er von ihm gestoßen wird? Im einen wie im andern Fall ist es ja der Hinzutritt einer äußern Ursache, welcher die bis dahin bestehende Ruhe oder Bewegung aufhebt oder verändert; und zwar so, daß, beim Anziehen wie beim Stoßen, Wirkung und Gegenwirkung einander gleich sind. . . . Dem, der denken kann, ist es nicht erklärlicher, daß ein Körper den andern fortstößt, als daß er ihn anzieht, da dem Einen wie dem Andern unerklärte Naturkräfte, wie solche jede Causalerklärung zur Voraussetzung hat, zum Grunde liegen. Will man daher sagen, daß ein Körper, der von einem andern vermöge der Gravitation angezogen wird, „„aus sich selbst"" zu ihm hinstrebt; so muß man auch sagen, daß der gestoßene Körper „„aus sich selbst"" vor dem stoßenden flieht, und wie im Einen so im Andern das Gesetz der Trägheit aufgehoben sehen. Das Gesetz der Trägheit fließt unmittelbar aus dem der Causalität, ja ist eigentlich nur dessen Kehrseite: „„jede Veränderung wird durch eine Ursache herbeigeführt"", sagt das Gesetz der Causalität; „„wo keine Ursache hinzukommt, tritt keine Veränderung ein"", sagt das Gesetz der Trägheit. Das

her würde eine Thatsache die, dem Gesetze der Identität widerspräche, geradezu auch dem der Causalität, d. h. dem a priori Gewissen, widersprechen und uns eine Wirkung ohne Ursache zeigen, welches anzunehmen, den Keim alles Unverstandes ist. Die dritte Probe der eben genannten angebornen Eigenschaft legt der summus philosophus der dänischen Akademie im §. 298 desselben Meisterwerks ab, woselbst er, gegen die Erklärung der Elasticität durch Poren polemisirend, sagt: „„Wenn zwar sonst in Abstracto zugegeben wird, daß die Materie vergänglich, nicht absolut sei, so wird sich doch in der Anwendung dagegen gesträubt — —; sodaß in der That die Materie als absolut selbstständig, ewig, angenommen wird. Dieser Irrthum wird durch den allgemeinen Irrthum des Verstandes eingeführt, daß u. s. w.““ Welcher Dummkopf hat je zugegeben, daß die Materie vergänglich sei? und welcher nennt das Gegentheil einen Irrthum? Daß die Materie beharrt, d. h. daß sie, nicht, gleich allem Andern, entsteht und vergeht, sondern, unzerstörbar wie unentstanden, alle Zeit hindurch ist und bleibt, daher ihr Quantum weder vermehrt noch vermindert werden kann; dies ist eine Erkenntniß a priori, so fest und sicher wie irgend eine mathematische. Ein Entstehen oder Vergehen von Materie auch nur vorzustellen, ist uns schlechterdings unmöglich, weil die Form unseres Verstandes es nicht zuläßt. Dies leugnen, dies für einen Irrthum erklären, heißt daher allem Verstande geradezu entsagen."

Der Verf. erklärt hierauf, daß er „aus einer reichen Auswahl von Absurditäten jeder Art", diese drei Beispiele deshalb gewählt, weil es sich hier nicht um schwierige Probleme, sondern um Einsichten a priori handle, die Jeder durch bloßes Nachdenken lösen könne.

Ohne daß wir im entferntesten die herbe, mehr als herbe Ausdrucksweise der Polemik des Verf. (die wir hier sogar meistens durch Auslassungen gemildert) billigen wollen, müssen wir dessenungeachtet bekennen, daß in den drei Punkten, die seine Vorrede heraushebt, das Recht auf seiner Seite zu sein scheint. Man könnte freilich erwidern, daß das Hervorheben einzelner Irrthümer nicht die rechte Art sei, gegen ein ganzes System in die Schranken zu treten; allein der Verf. bezweckt wol in seiner Vorrede auch nichts weiter, als den Leser auf die ausführliche Polemik seines Buchs vorzubereiten, ihm gewissermaßen von vornherein die Zuversicht zu geben, daß die so glänzende Aureole des Hegel'schen Namens nicht ohne dunkle Flecken sei. Jedenfalls hat er Muth und Selbständigkeit gezeigt; denn es gehört in der That fast Kühnheit dazu, heutzutage gegen den Meister einer weitverzweigten Schule negirend sich zu erheben. Es kann hier unsere Aufgabe nicht sein, Schopenhauer's System zu analysiren, um so mehr, da wir uns sonst selbst in weitläufige Erörterungen einlassen müßten, denn wir können ihn im Ganzen keineswegs unbedingt beitreten. Allein rühmen müssen wir den eigenthümlichen Standpunkt, den Dr. Schopenhauer einnimmt, und das Bestreben, auf der Grundlage der Kant'schen Forschungen in selbständiger geistvoller Weise ein neues und zumal klares System zu bauen. Was wir aus seiner Vorrede eben mitgetheilt, wird ohne Zweifel hinreichend sein, das Publicum auf das Buch aufmerksam und Viele nach der Lecture desselben begierig zu machen; und so viel ist gewiß, Schopenhauer's „Grundprobleme der Ethik" sind ein Werk, das nicht mit den Verdammungsformeln der Schule vornehm ignorirt werden darf. Es muß eine Anerkennung oder eine Widerlegung finden; uns will es bedünken, als ob beide sich in das Buch theilen würden. Ein früheres Werk Schopenhauer's: „Die Welt als Wille und Vorstellung", welches die Grundzüge seines Systems enthält, zeichnet sich durch die nämlichen Vorzüge, durch Tiefe der Auffassung, verbunden mit der (so seltenen) Klarheit der Darstellung, nicht minder aus und hat auch durch Standenmayer und Rosenkranz (im letzten Bande von dessen Ausgabe der Kant'schen Werke) verdiente Anerkennung erhalten. 68.

Literarische Miscellen.

Nachträgliche Säcularfeier eines Druckfehlers.

Mieux vaut tard que jamais!

Voltaire's „Charles XII." erschien zuerst um das J. 1728. Wie viel rechtmäßige und unrechtmäßige Auflagen das Buch seitdem erlebte, dürfte schwer zu ermitteln sein; so viel ist aber gewiß, daß nur wenige Schriften einen so ununterbrochenen und reichlichen Absatz gefunden haben. Eben dadurch wird es aber auch um so auffallender, daß ein sinnentstellender Druckfehler sich bis jetzt in den verschiedensten Auflagen*) dieses Werks, gleichsam wie ein eisernes Capital, erhalten konnte und daß ihn bisher selbst alle Übersetzer getreulich respectirt, d. h. wörtlich mit übertragen haben. Dieser Druckfehler befindet sich im zweiten Buch, wo von der Belagerung Rigas gesprochen wird. Die sächsischen Truppen bemühten sich vergeblich, die Stadt zu erobern; ihre Anstrengungen wurden vor der tapfern Vertheidigung der Schweden zu Schanden. Endlich verliert der König August die Hoffnung und ergreift eine ehrenvolle Gelegenheit, die Belagerung aufzuheben, wie in Folgendem berichtet wird: „Il saisit enfin une occasion honorable de lever le siége. Riga était pleine de marchandises appartenantes aux Hollandais: les états généraux ordonnèrent à leur ambassadeur auprès du roi Auguste de lui faire sur cela des représentations. Le roi de Pologne ne se fit pas longtemps prier; il consentit à lever le siége plutôt que de causer le moindre dommage à ses alliés, qui ne furent point étonnés de cet excès de complaisance, dont ils furent la véritable cause." Diese Worte stehen in offenbarem Widerspruch mit dem Vorangegangenen; die Holländer waren ja keineswegs die wahre Ursache, daß die Belagerung aufgehoben wurde; wenn sich der König August nicht lange bitten ließ und lieber von der Belagerung abstehen, als seinen Verbündeten den geringsten Schaden zufügen wollte, so war dies, wie der Text sagt: une occasion honorable, ein willkommener Vorwand, dies Unternehmen mit Ehren aufzugeben, nicht aber ein entscheidender Beweggrund seines Verfahrens. Auf diese lange Auseinandersetzung folgt nun in aller Kürze die Berichtigung des Druckfehlers; er liegt in dem Worte furent (la véritable cause), wofür surent zu lesen. Die Holländer *waren nicht Ursache* der Aufhebung der Belagerung, sie *wußten* aber diese Ursache recht gut et c'est pourquoi ils „ne furent point étonnés de cet excès de complaisance".

Französische Novitäten in Petersburg.

Seit dem Anfange dieses Jahres erscheint in Petersburg ein neues Journal: „Le messager de St.-Petersbourg" unter der Leitung der Hrn. Senfée, Guillou u. A. Eine andere Neuigkeit ist das Taschenbuch „Centifolia", ebenfalls in französischer Sprache. Es ist eine Sammlung belletristischer Productionen, deren Verfasser der Aristokratie angehören, und bietet hauptsächlich Skizzen aus der vornehmen petersburger Welt. Zu den schönsten Pieces rechnet man: „Pavlovsk", „Je pense à vous", „La critique du Centifolia" von Hrn. St. Julien (welcher die Herausgabe besorgte), „Une âme" von der Gräfin B. und „Episode du grand monde" von Hrn. v. Bl. Im erstgenannten Gedicht „Pavlovsk" ist die Eisenbahn und das Vauxhall geschildert; in der „Critique du Centifolia" befindet sich eine Übersicht der Urtheile, welche in verschiedenen Salons über das Buch gefällt worden. Die Subscriptionslisten haben vorzugsweise nur in den höhern Gesellschaften circulirt und das Werk soll gar nicht in den Buchhandel kommen. 118.

*) Ich sage nicht in allen: denn wer könnte wol behaupten, alle Auflagen dieses Buchs gesehen zu haben? Dreißig bis vierzig Ausgaben sind mir schon mit dem Texte gegen Gesicht gekommen, keine einzige ohne denselben.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 134. — 14. Mai 1841.

Gerhard Anton von Halem's Selbstbiographie. Zum Druck bearbeitet von seinem Bruder Ludwig Wilhelm Christian von Halem und herausgegeben von C. F. Strackerjan.

(Fortsetzung aus Nr. 133.)

Mehre Jahre später schrieb Hommel in Leipzig dem Stammbuche v. Halem's die Worte ein: „Initium sapientiae dubitatio." Darjes, Töllner, dieser an der Spitze der „philosophirenden Theologen", und Friedrich Samuel Böhmer leben bei v. Halem in besonders dankbarer Erinnerung. Von Töllner berichtet er, bei diesem habe er zu Zeiten eine Erbauungsstunde besucht, welche an den Sonntagabenden von Töllner unentgeltlich gehalten worden und so stark besucht gewesen sei, daß man oft Mühe gehabt habe, einen Platz zu gewinnen. Daß diesen Studenten, welche sich an Sonntagsabenden zu Erbauungsstunden drängten, v. Halem sich anschließen konnte, ohne in den Augen der übrigen die akademische Ritterlichkeit zu compromittiren oder gar selbst ihrer entsagt zu haben, belegt ein S. 30 fg. berichteter Vorfall. Die Schuch'sche Schauspielergesellschaft, welche die frankfurter Messen besuchte, Winterconcerte bei dem Generallieutenant v. Diringhof und eine Dragonerrevue, vor dem großen Könige bei Küstrin gehalten, sind v. Halem lichte Punkte seines äußern Lebens geblieben. In der Carnevalszeit 1770 sah er in Berlin „Didone abbandonata". „Ich hätte", sagt er, „noch einer zweiten Oper und andern Festlichkeiten beiwohnen können; aber alle Beredungen meiner Freunde konnten mich nicht halten, denn ich hätte einige Pandektenstunden versäumen müssen", wie er denn, zum juristischen Praktiker bestimmt, sich fast ganz auf juristische Collegia einschränkte und nur abgestohlene Stunden auf schönwissenschaftliche Lecture wendete, der er gern sich ganz hingegeben hätte. Doch erlernte er in jener Zeit das Italienische und legte ein literarisches Excerptenbuch an. Am Schlusse der Bemerkungen über seinen akademischen Aufenthalt sagt v. Halem (S. 36—38):

Die Erinnerung des Zwanges, den ich mir anthun mußte, um in dem juristischen Kreise, in den ich gebannt war, zu bleiben, ist noch jetzt ein peinliches Gefühl für mich. Vielleicht wirken auch noch andere Eindrücke zu dieser schwermüthigen Erinnerung an Frankfurt. Noch dehnt sich vor meinen Augen das weite Schlachtfeld von Kunersdorf mit dem Spitzberge und dem Kuhgrunde, der die Tausende der Preußen verschlang. Dann seh ich den Kirchhof, wo ich unter Dornen und Disteln Kleist's Grab, damals noch durch kein Monument bezeichnet, vergebens suchte. Auch verfolgt mich das Bild eines jungen Mannes, Namens Carmon, der in Göttingen im Duell seinen Freund erstochen hatte und nach Frankfurt geflüchtet war. Nur auf Augenblicke blinkte die Freude bei ihm empor; aber gleich trübte sich wieder das Auge des unglücklichen Jünglings; mit Thränen im Blicke verließ er die frohe Gesellschaft, um in der Einsamkeit ungestört seiner Traurigkeit nachhängen zu können. Eine angenehme Erinnerung gewährt mir das Andenken an den ländlichen Aufenthalt in dem Dorfe Unterkrug, das auf dem Wege nach Lebus ein Stündchen von Frankfurt entfernt liegt. Mit wenigen Freunden spazierte ich oft dahin, mitunter mit üblicher zwangloser Burschikosität im Schlafrocke und in Pantoffeln. Wir weilten dort oft mehre Tage und freuten uns der schönen Natur. Aber auch das Andenken an diese Naturscenen wird durch eine Blutscene, der ich dort beiwohnte, geschwärzt, indem einer meiner Freunde bei einem Duell einen Hieb in das Gelenk der linken Hand erhielt, sodaß sie kaum noch an der Wurzel festhing.

Nach dem Wunsche seines Vaters führte nach dem Abgange von Frankfurt v. Halem den Plan aus, sich zuerst dem aus dänischen Diensten entlassenen Grafen v. Lynar auf dessen Herrschaft Lübbenau in der Niederlausitz darzustellen, dann über Dresden, Leipzig, Halle, Jena, Gotha und Frankfurt a. M. nach Strasburg zu reisen, ein halbes Jahr in Wetzlar zu verweilen und hierauf in Kopenhagen den Doctorhut zu erwerben, und so vor dem Winter als dänischer Doctor der Rechte in Oldenburg Theil an der väterlichen Praxis zu nehmen. Von seinem Besuche bei dem Grafen von Lynar berichtet er:

Der Graf, damals 62 Jahr alt, belebte die ganze Gesellschaft. Ich erinnere mich, daß er einst nach der Tafel, als die Rede auf die pariser Petitmaitres kam, ein solches Geschöpf zu spielen unternahm und uns eine halbe Stunde lang durch die lebhafteste Darstellung ungemein unterhielt. Abends wurde eine Spazierfahrt gemacht, die sich jedoch nicht bis zum nahen Spreewalde erstreckte. Ich staunte über die Zeichen tiefer Unterthänigkeit, womit der Graf beim Vorüberfahren von seinen Unterthanen gegrüßt wurde; die Kinder warfen sich gar zur Erde.

Wir übergehen, was v. Halem von seiner Reise, dem Besuch in Strasburg und dem Aufenthalt in Wetzlar sagt. Doch heben wir eine Stelle aus:

In dem Odilienkloster (im Elsaß) war das Bild der Heiligen zu schauen, von unzähligen Exvotos umringt. Die Mönche erzählten eine ganze Iliade von Wundern und zeigten zwei große Tonnen voll Thränen, die die Heilige weinte, zeigten zwei Vertiefungen, die ihre Thränen, beim Gebete vergossen,

in die Erde drückten, und rühmten uns einen Quell, den wir am Abhange des Berges finden würden, Odiliens Thränenquell, der Blinden das Gesicht wiedergebe.

Denn v. Halem's individuelles Sein und Sichbehaben gewinnt dadurch keine größere Anschaulichkeit, während die kurzen Reisebemerkungen auf einer, nach damaligem Maßstabe ziemlich eiligen, durch anziehende Gegenden Deutschlands Anfangs der siebziger Jahre gemachten Reise nichts Neues enthalten, auch die Erinnerungen an Strasburg und besonders an Wetzlar, nur die Vorstellungen schon bekannter Zustände hervorrufen. Dennoch wird es dem Leser nicht uninteressant sein, auch hier Züge aus dem feierlichen und zugleich heitern, durchaus aber würdigen Leben wiederzufinden, das dazumal Wetzlar charakterisirte. So wahr es ist, daß am Ende in den Worten Goethe's: „Das liebe heil'ge röm'sche Reich, wie hält's nur noch zusammen", Alles gesagt ist, was im Laufe der letzten Decennien des deutschen Reiches eine treffende Beobachtung darüber sagen konnte, fühlt dennoch der unterrichtete Deutsche sich bei jeder Erinnerung an das Wetzlar damaliger Zeit wehmüthig, ja schmerzlich angeregt und empfindet, welch ungeheuerer Verlust es ist, daß, als das deutsche Reich unterging, auch jene tüchtige publicistische Bildung untergehen mußte, deren Mittelpunkt das damalige Wetzlar war. Der eine Verlust wäre nicht unersetzlich, hätte er nicht den andern nach sich gezogen. Gegen die flache Empirie und Routine, welche in unsern Tagen der Diplomatie und staatsrechtlichen Verhandlungen genügt, war in Wetzlar wenigstens ein Damm gezogen; er ist verschwunden und die willkürlichste Handhabung staatsrechtlicher Verhältnisse, wie klar sie auch von dem Rechtsgefühle der Nation erkannt werde, findet ebenso wenig ein Tribunal zu ihrer Würdigung, als es möglich sein würde, ein solches Tribunal mit Männern von damaliger Tüchtigkeit für ein solches Fach zu besitzen.

Von der Reise nach Kopenhagen (den zehnwöchentlichen Aufenthalt daselbst zählt v. Halem zu den angenehmsten Tagen seines Lebens) berichtet er (S. 55 u. 56):

Es war am Ende Augusts 1770, als der achtzehnjährige, von der Universität und von Wetzlar zurückgekehrte Jüngling, um die Doctorwürde zu erhalten, in Verbindung mit seinem Freunde Römer, der sich in gleicher Absicht zu ihm gesellte, nach Kopenhagen, der Residenz ihres damaligen Souveräns, abreiste. Die in Kopenhagen erlangte Doctorwürde sicherte dem Graduirten nicht nur die Praxis bei allen Ober- und Untergerichten, sondern auch den Rang eines Kanzleiassessors, Vorzüge, welche, verbunden mit der Aussicht, die herrliche Königsstadt zu sehen und die persönliche Bekanntschaft Derer zu machen, von denen man sein Glück (wie man zu sagen pflegt) erwartete, der Reise wol werth waren. Mit dem Manuscripte der mit Hülfe meines Vaters ausgearbeiteten Dissertation, mit einer nicht kleinen Dosis Dreistigkeit, die nur ein Achtzehnjähriger hat, und mit einem guten Beutel voll Gold, dessen sehr schwierige Zusammenbringung, worüber ich erst nach meines Vaters Tode nähere Auskunft erhielt, mich damals wenig kümmerte, machte ich mich auf die Reise.

Von den Erinnerungen an Kopenhagen heben wir zwei Stellen aus (S. 58—62):

Wir meldeten uns bei dem Statsrath und Professor des Rechts, Kofod Ancher, unter dessen Präsidio ich disputiren sollte. Der Name Peter Kofod Ancher ist in den Annalen der dänischen Rechtsgelahrtheit unsterblich, besonders durch eine Geschichte des dänischen Rechts, die als classisch gilt. Ancher (geb. 1710), ein kleiner kränklicher Mann, genoß in Kopenhagen einer unbegrenzten Achtung, und er verdiente sie nicht blos als Gelehrter, sondern auch wegen seines Charakters, in welchem Verstand und milder, gefälliger Sinn sich in seltenem Vereine fanden. Er lud uns gleich nach seinem angenehmen Landsitze in dem Dorfe Silleröd, zwei Stunden von Kopenhagen. Ein junger Professor der Naturgeschichte, Brünings, holte uns dahin ab und wir fanden dort den berühmten Hofprediger Cramer mit seiner Frau und zwei Töchtern und den Etatsrath und Professor Harbde mit seiner Frau. In dieser angenehmen Gesellschaft unter den liebenswürdigsten Menschen verlebten wir einen der schönsten Septembertage. Cramer, ein jovialer Mann, und seine gebildeten Töchter belebten den Nachmittagsspaziergang im freundlichen umbüschten Dorfe durch anziehendes Gespräch und durch Gesang.

In den Assembleen bei dem C. R. P. war die Frau vom Hause, eine der intriguantesten und bestechlichsten Mether der Hauptstadt, die Seele der Versammlung. Sie hielt diese Assembleen, um dadurch Einfluß auf diejenigen Männer zu gewinnen, von denen die Besetzung der Ämter abhing. Dies Weib trieb sie so ohne Scheu, daß einst, als ich mit ihr und dem General G. l'Hombre spielte, sie zu diesem, so laut, daß jeder Umstehende es hören konnte, sagte: „Ihre Excellenz! ich höre noch immer nicht, daß mein Protégé, Hr. N. N., etwas wird. Kann ich denn nun nicht einmal mehr einen Lieutenant machen?" Um ihre Protection zu erhalten, mußte man hoch l'Hombre mit ihr spielen, zu verlieren suchen und nicht zu bemerken scheinen, wenn sie ihre Beten mit der langen Manschette tilgte. Mich mahnte sie einmal an ein Geschenk, welches ihr mein Vater versprochen haben sollte, um eine Angelegenheit irgend einer oldenburgischen Commune zu befördern. Ich könne ihr wol, meinte sie, zehn Dukaten auf Abschlag darauf bezahlen. Ich suchte auszuweichen, sie wiederholte aber nach einigen Tagen die Aufforderung, und ich sah mich in die Nothwendigkeit versetzt, von dem mir so nöthigen Reisegelde der habsüchtigen Frau das Verlangte zu zahlen.

Am 17. Oct. 1770 vertheidigte v. Halem eine Dissertation aus dem oldenburgischen Provinzialrechte, „De jure eliminatorum" (von dem Rechte der Ausgedelchten); Ende des Monats war er bereits wieder in Oldenburg, wo er sich als Obergerichtsadvocat der Praxis widmete. Schon am 28. Nov. 1771 verlor er den Vater. Der nichts weniger als glänzende Stand des Nachlasses nöthigte zum Verkauf der starken Bibliothek. Das älterliche Haus wurde ihm, der Mutter und fünf unerwachsenen Geschwistern erhalten. Über seine Geschäftsthätigkeit berichtet v. Halem (S. 69):

Die (vornehmlich beim Reichskammergerichte in Wetzlar) nicht unbedeutende Praxis meines Vaters, die ich übernahm und fortsetzte, beschäftigte und nährte mich hinlänglich. Ich würde noch zufriedener mit dieser Beschäftigung gewesen sein, wenn sie nicht durch das damit verbundene Detail der Rechnungsführung über die Sporteln, die der Anwalt vorschießen muß, mir unangenehm geworden wäre. Auch zog mir einst eine etwas freie Schreibart, die ich mir gegen einen alten Anwalt (in einer Consistorialsache) erlaubt hatte, einen zwar nicht ganz unverdienten, aber dem neunzehnjährigen Anwalte doch sehr empfindlichen Verweis zu. Am meisten verdroß es mich, daß außer dem Director noch ein dabei gegenwärtiger Consistorialassessor und Prediger, gegen die Gewohnheit in solchen Fällen, unaufgefordert das Wort nahm und das Gesagte noch kürzer wiederholte. Ich rächte mich durch ein Epigramm. Dieser Prediger, ein Mann von sehr langer und hagerer Statur, hatte eine

sehr häßliche Tochter hatte, hatte nämlich gerade gegen die Freuden des Tanzes öffentlich auf der Kanzel gepredigt und dabei Oldenburg mit Sodom und Gomorrha verglichen. Man sagte allgemein, er würde dies unterlassen haben, wenn man seine Tochter mit zu den Bällen geladen hätte. Gekränkt, ergoß ich daher meine jugendliche Galle in folgendem Epigramme, welches freilich etwas an das Pasquill streift:

Schön war die Dame doch, um welche Ilium
Ein Raub der Flammen war.
Unglücklicher würd'st du, mein Vaterstädtchen, sein,
Träf eines Priesters Predigt ein,
Der dir jüngsthin, mit Thränen gar,
Gomorrha's Schicksal prophezeite.
Warum? Es luden hier die bösen Leute
Sein Kind — ihr kennt's — zum Tanz nicht ein.
Sollst du, o arme Stadt, doch Sodom ähnlich sein,
Gesteht's, wär' dann wol Jemand da,
Der besser sich zur Säule schickte,
Als er, der Herr Papa?

Im J. 1775 nahm v. Halem mit 500 Thaler Gehalt die Stelle eines Assessors bei dem oldenburgischen Landgericht ein. Und wie glücklich fand er sich!

Ich fühlte mich — sagt v. Halem S. 76 — sehr glücklich, daß ich durch diese Anstellung die Aussicht gewann, meinen Wunsch, in der Stadt Oldenburg zu bleiben, erfüllt zu sehen. Mit meinen Collegen lebte ich in schönster Harmonie; ich fand mich nicht durch Arbeiten überladen, hatte mein Auskommen, lebte häuslich zufrieden, hatte Freunde und Freundinnen, mit denen ich mich nicht selten im frohen Kreise versammelte. Auch fühlte ich ganz mein Glück. Wissen Sie wol, schrieb ich 1777 an eine Freundin, daß wir hier in unserm kleinen Eirkel ein recht vergnügtes Leben führen, und daß wir dies wol recht zu erkennen Ursache haben? Wissen Sie wol, daß dies so unsere besten Jahre sind, deren wir uns künftig immer mit Vergnügen erinnern werden. Fühlten wir dies jetzt nicht in seinem ganzen Umfange, so würden wir künftig trauern, daß wir unser Glück nicht gefühlt, nicht geschätzt hätten. Dabei hatte ich dennoch das volle Vorgefühl, daß meine Zufriedenheit nicht auf das Jugendalter eingeschränkt sein würde. In demselben Briefe schrieb ich meiner Freundin, bei Erwähnung der heitern Sinnesart meiner Mutter: Ähnliche Freuden, Freuden, wovon wir uns jetzt nur einen schwachen Begriff machen, versüßen dann wieder die traurigen Aussichten auf ein herannahendes Alter. So hat jede Zeit ihre eigenthümlichen Reize, und ich bin fest überzeugt, daß wir nach 30 Jahren ebenso vergnügt miteinander leben werden, als wir es jetzt sind.

Der Berufsarbeiten ungeachtet lernte jetzt v. Halem das Englische und nahm das meist vergessene Griechisch wieder auf; doch bekennt er, daß er behindert gewesen sei, in diesem bedeutende Fortschritte zu machen. Charakteristisch für die damalige Zeit sind die Bemerkungen (S. 78 fg.):

Genährt wurde auch die Liebe zu den Musen durch die Schauspiele, deren sich Oldenburg damals erfreute. Seitdem 1750 Kunniger mit seiner Bande, um mich dieses damals üblichen seltsamen Ausdrucks zu bedienen, hier die „Schöpfung der Welt", Voltaire's „Zaire" und „Der Schneider und sein Sohn" zu sehen gab, hatte Melpomene diesem Winkel Deutschlands nicht wieder gelächelt. Allgemein war daher die Theilnahme, als im Sommer 1777 ein Hr. Jüngling mit einer Schauspielergesellschaft zu uns kam. Sie spielte zwar in einem nicht sehr anständigen Local, einem Stalle von dem Chore, doch besuchte auch der Hof mitunter ihre Vorstellungen. Im Ganzen übertraf sie die Erwartung und erhob sich etwas über das Mittelmäßige. Im Herbst 1777 verließ sie uns, und Hr. Jüngling ward bald darauf Bierbrauer in Lübeck, und ist, wenn er gutes Bier gebrauet hat, so ein nutzbarerer Mann gewesen, als er als Schauspieldirector war. Die gute Aufnahme der Jüngling'schen Truppe bewog einen Herrn Hentschel, hier auch sein Glück zu versuchen. Er blieb mit seiner Gesellschaft im Sommer und Herbst 1778 bei uns und verdiente mehr als sein Vorgänger den Beifall, den er erhielt. Auch gewann die Bühne im Äußern, da er Erlaubniß erhielt, sie in der herzoglichen Reitbahn aufzuschlagen; die Decorationen waren jedoch sehr mittelmäßig. Madame Hentschel spielte alle Rollen und verdarb keine. Unter den Schauspielern zeichneten sich unter andern Hr. und Mad. Hagendorf aus, er z. B. als Just in der Minna, sie als Mariane im Gotter'schen Stücke; man sah, daß sie ihre Rollen mit vielem Fleiße studirt hatten. Beide leben noch unter uns; sie haben sich ganz der Landwirthschaft gewidmet, und Hr. Hagendorf hat sich durch Anlegung einer Bleichanstalt und durch Urbarmachung einer großen Strecke Landes sehr verdient gemacht. Diese Schauspiele waren ein Ferment, welches nicht ohne Einfluß auf den Geist meiner Vaterstadt blieb. Statt daß sonst nur Processe, Zeitungen, Familienvorfälle und Schwächen des Nächsten Gegenstände gesellschaftlicher Unterhaltung waren, sprach man jetzt mehr von Schauspielen und zugleich von andern Gegenständen der schönen Literatur. Alles fing an zu lesen. Die erste Büchergesellschaft war hier 1772 entstanden; sechs Jahre später waren deren schon vier hier im Gange, deren eine von mir errichtet war. Freilich war es dabei hauptsächlich nur auf Unterhaltung abgesehen, und manche Zeit, vielleicht auch mancher Kopf wurde durch das Lesen elender Romane, die bis dahin nicht so allgemein in Umlauf gekommen waren, verdorben. Doch mußte im Ganzen die Bildung des Geschmacks dabei gewinnen.

Im Sommer 1778 machte er eine Reise nach Minden und berichtet (S. 81 u. 82) eine von ihm im „Deutschen Museum" ausgeführte Scene.

Am meisten interessirte mich bei meinem Aufenthalte in Minden der Besuch des nahen Jakobsberges, der seinen Namen von einem damals fünfundachtzigjährigen preußischen Feldwebel hat, der sich oben auf dem Berge angebaut hatte. Wir trafen ihn, wie er in einer kunstlos verfertigten Grotte Weinstöcke schnitt. Er ließ sich in seiner Arbeit nicht stören; doch grüßte er uns freundlich und winkte seiner Frau uns den Kaffee zu bereiten. Sein herrliches altes Gesicht flößte beim ersten Anblick Liebe und Ehrfurcht ein. Mit Wärme erzählte er uns am Abend bei einer Flasche Wein, wie lange er seinem Könige gedient, welchen Schlachten er beigewohnt habe. Er zeigte uns seine Wunden; und noch jetzt, sagte er, opferte ich gern meine wenigen Kräfte für meinen König auf, wenn man es mir nur erlaubte, mit zu Felde zu ziehen. Er stand mit uns auf, wir entblößten das Haupt und tranken auf das Glück von Friedrich's Waffen. Und gewiß werden sie glücklich sein, sagte Jakob. Sehen sie dort jenes Bäumchen! Ich pflanzte es, wie es Krieg ward, auf einen felsigen Boden. Blühe auf, sagte ich, du sollst mir ein Zeichen sein, ob mein König siegen wird. Sehen sie, wie herrlich es blühet! Dann führte er uns auf seinem Weinberge herum und zeigte uns die ganze Anlage seiner Einsiedelei. Plötzlich standen wir vor einer kühlen Öffnung des Felsens, die er mit großer Mühe eingehauen hatte. Hier soll mein Grab sein, sagte er und führte uns mit dem heitersten Angesichte hinein. Man soll mich in keinen Sarg legen; mit einer Binde vor den Augen will ich hier verwesen. Ich drückte ihm die Hand und schied gerührt.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen aus Dänemark.

Ein Verdienst um die alte isländische Literatur ist die neue Herausgabe von „Sagan af Hrafnkeli Freysgoda" (Kopenhagen 1839), herausgegeben von P. G. Thorsen und K. Gislason. Nur selten sieht man gegenwärtig eine isländische Sage, deren

Herausgabe weder von der Arnamagnäanischen Commission noch von der nordischen Alterthumsgesellschaft besorgt ist; darum verdient besonders eine solche der Besprechung, während die Arbeiten, welche jene Institute herausgeben, im Allgemeinen ihre Wirkung thun, ohne daß es nöthig ist, das Publicum auf dieselben aufmerksam zu machen. Die gelehrte Behandlung der alten nordischen Sprache ist seit Rask's Tod eher rückwärts als vorwärts gegangen. Die lexikalische ist noch in ihrer Kindheit. Das grammatische Element, auf welches er seine Aufmerksamkeit besonders richtete und um welches er sich so große Verdienste erwarb, ist liegen geblieben, wie er es verließ. Die kleine hier erwähnte Schrift zeigt nun ein rühmliches Streben vorwärts auf der Bahn, welche Rask zuerst gebrochen; ein Streben, sich nicht allein Das, was in dem altnordischen Sprachstudium bereits gewonnen ist, anzueignen, sondern auch das Gewonnene zu noch größerer Vollkommenheit zu bringen. Es war bekanntlich eine von Rask's Hauptbestrebungen bei der Herausgabe der isländischen Sagen, ein reines und echtes Bild der alten Sprachformen hervorzubringen. Darin sind nun Thorsen und Gislason seinem Beispiele gefolgt. Unter allen vorhandenen Handschriften war keine so vorzüglich, daß sie bei der Herausgabe ganz zu Grunde gelegt werden konnte; sie sahen sich daher genöthigt, nach den verschiedenen Handschriften selbst den besten Text, der zu erhalten war, zu bilden, dergestalt, daß sie beständig alle Varianten vor Augen hatten und nach genauester Überlegung wählten, was sie für das Richtigste, Beste und Echteste erkannten. Es ist bei jedem Studium wichtig, daß man sich recht klar macht, auf welchem Standpunkt es steht, wie weit man gekommen ist und was noch zu thun übrig bleibt. So auch hier. Und dann leuchtet es ein, daß besonders zwei Dinge nöthig sind: ein guter Text und gute Hülfsmittel, denselben zu verstehen. Der Text ist die Sage selbst in der Grundsprache; die Hülfsmittel sind eine gute Sprachlehre und ein gutes Wörterbuch. Die Herausgabe der in Rede stehenden Sage ist demnach eine kritische, welche aus allen Handschriften den besten Text zu bilden sucht. Es ist zu wünschen, daß die beiden verdienstvollen Männer auf diesem Wege fortfahren und mehre Sagen auf dieselbe Weise bearbeiten. Im Ganzen sind sie Rask gefolgt, aber nicht bei ihm stehen geblieben, sondern dem Ziele näher gerückt.

Unter den neuesten poetischen Producten in Dänemark verdient folgendes: „Syvsoverdag" (Siebenschläfertag), romantische Komödie von J. L. Heiberg (Kopenhagen 1840), besondere Beachtung. In dem „Siebenschläfertag" haben wir nämlich ein Stück, worin die Welt der Realität und die Welt der Phantasie sich kühn ineinander verschlingen, wo Traum und Wirklichkeit unvermerkt zusammenschmelzen wie der Himmel und das Meer am Horizont an einem nebligen Abend. Aber die Traumwelt ist der Menge in unsern Tagen ein Geheimniß, und der Phantasus ist dem gegenwärtigen Geschlecht, dessen Gedanken sich wesentlich in der realen Wirklichkeit bewegen, halb fremd geworden. Mit welcher Berechtigung der Dichter sich erlaubt hat „mit demselben Blick die beiden Welten, in denen der Mensch auf der Erde wohnt, zu malen", wird eine ganz kurze Betrachtung über der Poesie Natur anzudeuten im Stande sein. Der Kunst Wesen ist die Offenbarung des Ewigen im Zeitlichen; aber indem sie also wol überhaupt an ein Äußeres, an gewisse endliche Bestimmungen gebunden ist, kann sie doch auf verschiedenen Stadien ihrer Entwickelung sich in verschiedene Verhältnisse zu diesen setzen. Die classische Kunstvollendung bestand in der vollkommenen Identität des Wesens mit ihrem Phänomen, der totalen Harmonie des Innern und Äußern, der Schönheit Reich in seiner ganzen göttlichen Ruhe und Gleichgewicht. Aber der Geist fühlte den Drang nach einer freiern Existenz, einem tiefern und innerlichern Zusammenleben mit sich selbst, wo er, ohne die äußere Realität aufzugeben, sie zu ihrem secundairen, zufälligen Platz herabsetzen konnte, um über sie mit der geistigen Subjectivität freieste Willkür zu herrschen, und so entstand die romantische Kunst, welche mit des freigemachten Geistes jugendlicher Kraft die Schranken der classischen Kunst zerbrach. Da also der Verfasser seiner Arbeit den Namen einer romantischen Komödie gegeben, so hat er dadurch die Unabhängigkeit bezeichnet, mit der er die Idee über den äußern Stoff herrschen läßt, den freiern Standpunkt, von dem er sieht und gesehen sein will, und darin auch sein Recht, die Welt des Realen und Idealen, das Leben in der Wirklichkeit und das Leben im Traum in einem Dichterblick zu umfassen. In der hier erwähnten Komödie Heiberg's ist die Verbindung der beiden Welten soweit entfernt, etwas blos Äußeres und Zufälliges zu sein, daß sie vielmehr das wahre Wesen und den innersten Kern des Stückes ausmacht. Es schließt sich nämlich an die poetische Entwickelungsreihe des Dichters, welche zunächst durch die „Alfen" und die „Fata Morgana" bezeichnet wird. Durch seine leichtere Structur und frischere Farbe stellt es sich den „Alfen" am nächsten. Dieselbe Entgegensetzung der realen und idealen Welt begegnet uns wieder hier, aber in einer originellern und sinnreichern Symbolik, nicht in einer Alfen- und Feenwelt, sondern in einer verschwundenen Welt, welche blos in des Dichters idealen Träumen existirt, aber dadurch auch in ihrer Wahrheit ist; denn des Dichters Träume sind ja so gewiß, als die ideale Welt, das Reich der Phantasie, das Leben in der Idee das wahre ist; das, worin man seines Daseins reichere Fülle fühlt, die unsichtbare Quelle aller höhern Wirksamkeit, alle höhere Auffassung der realen Welt, welche zur völligen Leerheit herabsinkt, wenn sie sich eine wesentliche Existenz beimißt und, in sich selbst verloren, das Licht der Idee, das Bewußtsein des höhern Lebens fahren läßt. Der Dichter hat nicht blos willkürliche Foderungen an seine Zuschauer gemacht, sondern er hat es auch auf mancherlei Weise verstanden, ihrer Phantasie eine hülfreiche Hand zu bieten und die unsichtbare Brücke zu bauen, welche die zwei verschiedenen Regionen verbindet. Die idealische Welt hat er dargestellt in einer dramatischen Bearbeitung der dänischen Volkssage von Tove des Kleinen Ring, welcher das Herz des Königs Waldemar an Alle band, die ihn trugen. Die Behandlung dieser schönen Volkssage ist vorzüglich, die lyrischen Partien, wie das Jägerlied und insbesondere Anna's Romanze, sind hinreißend schön. Die Sage ist in ihrer Reinheit ohne störende Zusätze bewahrt. Die realistische Welt ist etwas loser skizzirt, etwas weniger reich ausgestattet. 13.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Scipio Cicala.

Zweite ganz umgearbeitete Ausgabe.

Vier Bände.

8. 6½ Thlr.

Der große Beifall, den dieser ausgezeichnete Roman bei seinem ersten Erscheinen im Jahr 1832 erhielt, wird gewiß auch dieser zweiten ganz umgearbeiteten und mit vielen erklärenden Anmerkungen versehenen Ausgabe zu Theil werden.

Von demselben Verfasser erschien bei mir:

Die Belagerung des Castells von Gozzo, oder der letzte Assassine. Zwei Bände. 1834. 8. 4 Thlr.

Leipzig, im Mai 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 135. — 15. Mai 1841.

Gerhard Anton von Halem's Selbstbiographie.

Zum Druck bearbeitet von seinem Bruder Ludwig Wilhelm Christian von Halem und herausgegeben von C. F. Strackerjan.

(Beschluß aus Nr. 134.)

Im J. 1779 wurde v. Halem, bei einem Besuche in Hamburg, dort in der sogenannten literarischen, von Klopstock gestifteten Gesellschaft eingeführt, von der er (S. 86 u. 87) erzählt:

Männer und Frauen nahmen an derselben Antheil. Sie versammelten sich, däucht mir, gegen 6 Uhr. Aber nur die erste Stunde wurde der Lecture gewidmet. Unter dem Gemälde Theone, dem Ideale einer Leserin, das der kasseler Tischbein nach einer Ode Klopstock's gemalt und der Gesellschaft geschenkt hatte, saß der Lesende an einem etwas erhabenen Tische. Klopstock las an dem Abende nicht. Unter den Lesenden war der nachherige Etatsrath v. Voght, der in der Folge durch seine Schriften über Armenanstalten und durch mehre patriotische und ökonomische Unternehmungen berühmt wurde. Er las unter Anderm meinen anonym ins Museum gesandten Aufsatz über das Grabmal zum Baum. Nach einer Stunde trennte sich der Lesecirkel zu — Kartenspielpartien. Manche spielten jedoch nicht, unter diesen war auch Klopstock, der sich sehr lebhaft mit den Damen unterhielt und mit ihnen schäkerte und lachte. Nach dem Spiele wurde zu Abend gespeist. Diese Gesellschaft hat nur wenige Jahre bestanden; vielleicht hat das Kartenspiel und die Theilnahme der Damen mit zu dieser baldigen Auflösung beigetragen.

Der Besuch jenes Vereines bestimmte den v. Halem die noch jetzt bestehende oldenburgische literarische Gesellschaft zu stiften.

Von Halem's Selbstbiographie wird beschlossen vor der Erzählung seiner Verheirathung mit einer Tochter des Justizraths Wardenburg, einer Stiefschwester von v. Halem's Mutter, die 10 Jahre jünger als er war. Diese Liebesgeschichte, recht eigentlich im Geschmacke der guten alten Zeit, ist auch in dem entsprechenden Tone erzählt.

Als ich von der Universität zurückkehrte, sprang mir dies liebliche achtzehnjährige Mädchen mit braunem Haar, das die kleine Stirn und die hellen schwarzen Augen umwallte, entgegen, den wiederkehrenden Vetter freundlich begrüßend. Susanne war ihr Name; Selene nannte ich sie in der Folge als Dichter. Unter meinen Augen wuchs das holde Kind zur Jungfrau heran, zwei nur ein und zwei Jahre ältere Schwestern mit ihr. Wenige Tage vergingen, an welchen ich diese drei Schwestern nicht in ihrem väterlichen Hause besuchte, wo sie, nach ihrer Mutter Tode, mit ihrem würdigen alten Vater in häuslicher Eingezogenheit ihr Leben lebten. Sehr willkommen war ihnen immer der Vetter, der Geschmack an der schönen Literatur hatte und sie mit mancherlei Lecture versorgte, auch, was ihnen nicht verständlich war, durch Erklärung und Vortrag verdeutlichte. Homer, Ossian, Klopstock, Herder, Stolberg, Stilling u. s. w. sprachen trefflich das junge Gemüth der Mädchen an. Selene verband mit großer Fassungskraft und einem fromm-empfindsamen Sinne ein bewunderungswürdiges Gedächtniß. Aus Klopstock's „Messias", den ich ganz mit ihr las, wußte sie in kurzem sehr lange Stellen ohne alle Anstrengung auswendig; auch viele der längern Klopstock'schen Oden: „Die Frühlingsfeier", „Die Glückseligkeit Aller", und andere sprach sie mit schönem Ausdruck; so auch Ossian's „Carthon", den sie nach meiner Übersetzung ganz auswendig wußte. Warum singen denn, so sagte sie mir einst, die deutschen Dichter nicht auch die Thaten ihrer Vorfahren, wie der Schotte Ossian die seinigen feierte? Klopstock's „Gelehrtenrepublik", die damals erschien, machte mich auf die lombardische Geschichte aufmerksam und so entstand mein erstes längeres Gedicht „Teutelinde", das 1780 in Hamburg bei Herold in Quart gedruckt wurde. Ich dedicirte es dem Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg, den ich 1770 zuerst persönlich hatte kennen lernen. Es ist in der Folge in die Sammlung „Poesie und Prosa" aufgenommen. Daß Selene, die meine Muse gewesen war, auch dieses Gedicht zu sprechen wußte, kann man sich denken. Süß ist mir die Erinnerung des Augenblicks, an dem ich es zuerst, von den drei Schwestern umringt, vorlas. Es war in einer späten Winterabendstunde, da wir miteinander um das lodernde Feuer saßen. Der Vater war in sein Schlafzimmer gegangen. Ossianische Geister, die uns umwallten, zauberten uns wie um den Brand der prasselnden Eiche — ich hatte geendet und ich sah, was ich am Schlusse geweissagt hatte,

— ich sah die Thrän' entzittern dem Auge Selene's.
Mich hat geweihet die Thräne!

Aber nicht zum Sänger allein hatte sie mich geweihet, Selene war mir mehr geworden als bisher, und auch sie mußte das fühlen. Doch gestanden wir es uns selbst nicht, und vielleicht würden wir es uns nie gestanden haben, wenn mir nicht durch den Brief einer in der Nähe der Stadt wohnenden Freundin und Verwandtin, die uns schon seit längere Zeit beobachtet hatte, über unser Verhältniß die Augen wären geöffnet worden.

Allein der Landesherr und der Geliebten Vater fanden die Ehe mit der Mutter Stiefschwester den mosaischen Eheverboten unterliegend, auch war keine Dispensation zu erlangen. Von Halem, hoffend, daß, wenn auch nur in einem andern Staate der Fall dispensabel gefunden würde und er sein Auskommen in jenem Staate fände, dies den Vater zur Einwilligung bestimmen könne, wandte sich unter dem 8. Dec. 1779 unmittelbar in einem französischen Briefe an Friedrich II. und erhielt von ihm die erwünschte eigenhändige Antwort:

En considération de Votre établissement dans Mon état,

Je veux bien agréer les raisons, que vous alléguez dans Votre requête du 8 pour soustraire à la défense générale Votre mariage avec Votre tante de 17 ans. Pour cet effet j'ai ordonné à mon Ministre d'état, Baron de Zedlitz, de Vous faire expédier la dispense nécessaire; et sur ce je prie Dieu, qu'il Vous ait dans sa sainte et digne garde.

Berlin, ce 21 de Décembre 1779.

Frederic.

Als nun im Mai 1780 die förmliche Dispensation erfolgt war, erwuchs dem v. Halem die Hoffnung, daß er sie wol auch noch in dem Vaterlande werde erhalten können. Von Kiel und Göttingen erholte er sich Gutachten der dortigen theologischen Facultäten. Sie gingen im erwünschten Sinne ein, hoben die Gewissensscrupel des Vaters und bestimmten die Mehrheit des oldenburgischen Consistoriums zu einem günstigen Berichte an das Cabinet, worauf im October 1780 die Dispensation und im Januar 1781 die Trauung erfolgte. Ende des nämlichen Jahres ward v. Halem Vater, verlor aber die Gattin im Juni 1782, nachdem er während des kurzen Bräutigamstandes zum Kanzleirathe und Rathe der oldenburgischen Regierung und Justizkanzlei war ernannt worden. Wer möchte seine Theilnahme den innigen Worten versagen, in denen v. Halem sich über diesen Verlust ausspricht.

Die von L. W. Chr. v. Halem ausgearbeitete Fortsetzung übergehen wir (S. 105 — 144), nicht als sprächen wir ihr das Interesse ab, sondern weil sie, da sie nicht Selbstbiographie ist, weniger charakteristisch ist, auch Manches enthält, was, obschon ohne v. Halem's Verschulden, eine trübselige Lecture gewährt. Wir meinen damit v. Halem's in Folge der Vereinigung Oldenburgs mit Frankreich herbeigeführten Eintritt in französischen Staatsdienst, so schön auch hier seine deutsche Redlichkeit und Tüchtigkeit sich bewährte.

Der Abschnitt „G. A. v. Halem als Schriftsteller" (S. 145 — 203) ist staunenerregend. Wie hat der durch Berufsarbeiten vielbeschäftigte Mann die Zeit zu dieser Masse poetischer und prosaischer verschiedenartigster Productionen gewinnen können! Aufmerksamkeit verdient der Abschnitt schon um deswillen, weil er beweist, was deutscher Fleiß vermag. Die Briefe — 200 an der Zahl, nur ein Theil der im Nachlasse vorgefundenen Correspondenz — füllen 213 Seiten. Sie sind von Boje, Stolberg, Amalie v. Ompteda, v. Ungern-Sternberg, Voß, Bürger und Andern. Als besonders interessant möchten wir bezeichnen einen längern Brief (S. 46 — 49) von Voß über den Bau des Hexameters, einen von Stolberg (S. 97 — 101) über religiöse Glaubensgegenstände, einen 1791 (S. 130 — 135) von v. Ungern-Sternberg, in Beziehung auf die großen, damals die Welt bewegenden politischen Ideen, und einen andern 1795 von Ebendemselben geschriebenen ähnlichen Inhaltes (S. 172 — 174).

Im 132. Briefe sendet Schröder das Manuscript der „Johanna von Neapel" zurück und erklärt sich mit sehr freimüthiger Kritik, das Stück nicht auf die Bühne bringen zu können. Auch andere Bühnen haben übrigens, wegen der von Schröder mit Recht an dem Stücke gerügten Mängel, dasselbe nicht aufgeführt.

Die Correspondenz geht von 1780 — 1800. Die bedeutende Zeitperiode und die Namen der Briefsteller verbürgen dem Leser eine zusagende Unterhaltung.

In dem 199. und 200. Briefe erklärt Stolberg sein Verhältniß zu v. Halem für abgebrochen; der letzte schließt mit den energischen Worten:

Wenige haben mein moralisches Gefühl so empört, sind mir so zum Abscheu gewesen wie der verstorbene Knigge. Warum? das bedarf ich Ihnen nicht zu sagen. Sie haben ihn öffentlich gelobt, den Mann, dessen ganzes Dichten und Trachten nur eine Tendenz hatte, eine Tendenz, welche Ihnen am wenigsten unbekannt war, und welche! Alles, was mir heilig ist, war dem Manne zuwider. Was er zu befördern suchte, war mir Greuel und wird es immer sein. Wie könnte ich mit seinem Schatten einen Freund in Gemeinschaft haben? 96.

Romanenliteratur.

1. Georgette. Ein Roman von A. von Sternberg. Stuttgart, Hoffmann. 1840. Kl. 8. 1¼ Thlr.

Wenn ein scharfer Kritiker unserer Zeit von „abstracten Literaten" spricht, so lassen wir es dahingestellt sein, welchen Persönlichkeiten zunächst dieses Prädicat beigelegt werden müsse; aber zu leugnen ist es nicht, in unserer Literatur, namentlich in der ästhetischen, flutet eine Masse von Productionen, die alles schöpferischen Dranges der Idee baar, allein von dem äußerlichen Talente und dem abstracten Willen ihrer Meister hervorgerufen wird. Die Gewandtheit, mit welcher der vorliegende Roman geschrieben, soll uns nicht hindern, in demselben ein solches Kind der abstracten Muse zu erkennen. Ein Engländer, in dessen Familie der Spleen bei den Erstgebornen seit einigen Generationen erblich, bildet sich ein, daß er, bei glücklicher Constitution und glücklichen Verhältnissen, mit dem dreißigsten Jahre dem Selbstmorde unterliegen müsse wie seine Väter. Er ist ein Mann von gebildetem Geiste, ein Denker und ein edler, großmüthiger Charakter. Kurze Zeit vor seinem vermeintlichen Schicksale treibt ihn der Durst nach Wissen und Prüfung der Lebensprobleme nach Deutschland: er steigt in die Tiefe deutscher Kunst, deutscher Philosophie und Theologie, und nachdem er Alles durchmessen, legt er die Resultate in einem Briefe an seinen Freund nieder; auf dieses Schreiben kommen wir später zurück. Der unglückliche Ehrenmann muß aber eilen seine große Lection durchzumachen. Um vorzüglich leicht die deutsche Sprache zu lernen, corrumpirt er mit seinem englischen Golde ein junges, unschuldiges deutsches Mädchen; das Kind ist ihm Gesellschafterin und Sprachmeisterin, vor jeder tiefern Neigung zu ihr sucht er sich aber zu bewahren, und dies aus lauter Humanität: denn sein Loos schließt die Liebe aus, er gehört ja dem Tode. Indessen hat das Mädchen ihn doch aufs neue an das Leben gebunden, er liebt sie heimlich; mit Schmerz verläßt er sie und Deutschland, um seinem finstern Geschicke entgegenzueilen. Die vernünftigen und zärtlichen Worte eines Freundes machen keinen Eindruck auf ihn, vielmehr bestärken seinen Todesgedanken und den Glauben an den prädestinirten Selbstmord die Briefe einer alten irländischen Lady, die ihn noch erreichen, ehe er den Kanal überschritten. Diese Frau hat die Leidenschaft, die Erstgeborenen der Familie des Lord zu überwachen, ihnen den Gedanken des Todes einzupflanzen und zu nähren, die unglücklichen Opfer gleichsam zu weihen und ihre drohende Stimme zu erheben, wenn sie nicht willig ihrer „hohen Bestimmung" entgegengehen wollen; da ihre Leidenschaft keinen Inhalt hat, da weder Rache noch sonst etwas sie antreibt, müssen wir annehmen, die Frau sei verrückt: sie gehört, wie sie der Roman schildert, mit ihrer schauderhaften Wuth ins Tollhaus. Ehe der Lord aber dem drohenden Rufe dieses Weibes folgen kann, um sich am bestimmten Ort und zu bestimmter Zeit unter ihrer Aufsicht das Leben zu nehmen, erlit

ihn seine verlassene Geliebte, das deutsche Mädchen. Nach seiner Entfernung hat das arme Kind erst empfunden, daß sie ihn unendlich liebe, daß sie ihn nicht lassen könne: sie bittet, sie beschwört ihn ihre Gegenwart zu dulden — aber Alles vergebens, er stößt sie unbarmherzig, aus lauter Liebe zu ihr, von sich. Als sie aber doch nicht geht, will er ihr ein Medicament reichen, das sie ans Bett fesseln und ihm die Flucht möglich machen soll; der Zufall spielt ihm den Streich, daß er das Gift selbst nimmt, und tödtlich davon erkrankt. Die rührende Liebe, Pflege und Theilnahme, die ihm das deutsche Mädchen auch unter diesen Umständen bezeigt, erweichen und bestimmen ihn endlich, dasselbe mit nach England hinüberzunehmen. Die Liebe hat jetzt plötzlich auch in ihm ihr Recht gefunden, Beide sind auf kurze Zeit auf einem reizenden Landsitze unendlich glücklich. Allein die Zeit naht und mit ihr auch die schreckliche Lady, und ungeachtet alles Bittens und Flehens des liebenden und geliebten Mädchens, ungeachtet der vernünftigsten Vorstellungen eines Freundes an den Lord und die Lady, ruht die Letztere nicht eher, als bis der Erstere seine „hohe" Bestimmung erfüllt und sich durch Gift umbringt. Wir werden Hrn. von Sternberg wol zugeben, daß ein incurabler Spleen und chronischer Wahnsinn ein höchst unglücklicher und bedauerlicher Zufall sei, der für den Arzt und den Psychologen kein geringes Interesse hat, aber eine solche Disposition an sich und das Verderben, das sie herbeiführt, ist kein Motiv zu einem dichterischen Kunstwerke. Die künstlerische Idee hat das eben vor der Wirklichkeit voraus, daß sie nur einer freien, sittlichen Macht huldigt, die Darstellung eines menschlichen Geschickes reißt hin, rührt, erhebt, kurz ist insofern von ästhetischer Wirkung, als es aus der sittlichen Selbstbestimmung des Menschen hervorgegangen. Leidenschaft, Wahnsinn, das Tollhaus, der Tod haben darum nur als die Folge freimenschlicher That eine tragische Wirkung, nicht aber das leere Verderben an sich, und wäre es noch so verderblich. Abgesehen von diesem allgemeinen Gesichtspunkt, trägt jedoch auch der Charakter des Lords innere Unwahrheit in sich. Er ist ein Mann von solcher Geistesfreiheit, daß es ihn zu den tiefsten Studien treibt, daß er zu den reinsten Höhen menschlicher Vernunft emporsteigt: wird denn ein solcher Mann, ein Mensch von universeller Bildung, eine Caprice, eine abergläubische Frage nicht überwinden? wird die leere Wuth eines alten verrückten Weibes auf einen Geist, dessen Weltanschauung nicht eben cavalierement erworben ist, einen solchen Einfluß haben? wird ein Mann, der aufrichtig ein Weib liebt und sich des Besitzes desselben erfreut, hingehen und sich ohne moralischen Grund morden? wird ein Mann, der edel und von reinen Sitten, wie der Lord sein soll, sich mit Gold ein Mädchen erkaufen, um unter geschlechtlichen Tändeleien Deutsch zu lernen? Und endlich — kann ein Mädchen, wenn auch ein leidenschaftliches, diesen grausamen, verrückten Menschen, dieses wandelnde Grab lieben? Im Ganzen wie im Einzelnen läuft die Dichtung gegen jede innere Nothwendigkeit und stellt sich als ein Product heraus, das von jedem wahren Lebensinhalte abstrahirt. Es bliebe nur noch übrig, unsern Lesern den Brief vors Auge zu führen, in welchem der Engländer die künstlerischen und wissenschaftlichen Zustände Deutschlands charakterisirt, denn sicherlich hat uns Hr. von Sternberg damit einen Spiegel vorhalten wollen; es sind so ziemlich diejenigen Ansichten, wie er sie in zahlreichen Abhandlungen in den Zeitschriften schon bekannt gemacht. Indessen möchte dies hier zu weit führen und wir begnügen uns nur mit der Bemerkung, daß es dem Verfasser schwer fallen dürfte, seine dogmatischen Behauptungen und Sprünge in einer gründlichen, wissenschaftlichen Erörterung zu rechtfertigen.

2. Viel Sinne, viel Köpfe. Eine Zaubergeschichte von Leopold Schefer. Stuttgart, Hoffmann. 1840. Kl. 8. 1¼ Thlr.

Hr. Leopold Schefer nimmt eine so einzige, ja abgesonderte Stellung in der deutschen Literatur ein, daß es gewiß von hohem Interesse wäre, wenn eine geeignete Hand, am geeigneten Orte eine umfassende, alle Höhen und Tiefen seines reichen Geistes ermessende Charakteristik, wie dessen Verhältniß zu den übrigen Geistesrichtungen der Zeit entwerfen wollte. Ein idealer Pantheismus läuft durch alle seine Productionen; sein Evangelium ist die Liebe und die Pietät für jede Creatur, seine dichterischen Motive sind gewöhnlich die Conflicte, welche sich innerhalb dieses allgemeinen Principes der Liebe und der Pietät erheben, und seine Werke haben darum, sie mögen nun unmittelbare oder vermittelte Lebensbeziehungen darstellen, eine ethische Pointe. Das ganze Wesen des Dichters neigt sich nach dem Oriente, und eine reiche, kühne, wundersam fliegende Phantasie begünstigt diesen Zug. Solcher Weise entspringen aber auch die Eigenthümlichkeiten, die uns bei ihm nicht selten stören: die Bizarrerie in der Fabel, wie im Styl, zu große Empfindseligkeit und die Charakter- und Gestaltlosigkeit, die starre oder zerfließende Individualität seiner Menschen. Gegenwärtige „Zaubergeschichte" ist gar sehr mit diesen Mängeln behaftet. Der Dichter versinnlicht uns in derselben den Spruch „viel Sinne, viel Köpfe", oder: Die Liebe zu einem Weibe ist die eine, untheilbare, eine zweite Neigung gebärt einen neuen Menschen, an dessen Seite der alte verwelkt. Die Skizze des Märchens ist folgende: Prinz Cephalo glaubt sich von einem Mädchen ungeliebt, weil er ihr nicht, wie sein Bruder, eine Krone bieten kann. Diesen Gram im Herzen, macht er sich darum in einer wilden Gegend zum Einsiedler. Die alte Zauberin Mutha, welche die Macht besitzt, sich noch einmal für ein Jahr jung zu machen, findet den jungen Mann und bringt ihn zu einer zweiten klugen Frau, die eine junge, schöne Tochter besitzt; er soll sich in die Tochter verlieben, sie ehelichen und Mutha will dann in ihrer liebreizenden Metamorphose erscheinen, um den Prinzen zur Untreue zu erregen; denn sie haßt Torinden und ihre Tochter Alberga, und möchte gern über deren Haus Verderben bringen, weil ihr Torinde einst den Geliebten geraubt. Gedacht — geschehen. Cephalo wird bald glücklicher Gatte und Vater; aber nun erscheint auch die verjüngte Mutha und verführt sein Herz. Torinde will sich und ihre Tochter von der Untreue Cephalo's überzeugen; sie besitzt eine Salbe, deren Anwendung bei einem untreuen Manne aus den Schultern desselben einen zweiten Kopf hervortreibt; sie wendet diese Salbe an. Das Schreckliche geschieht, Cephalo erhält ein zweites Haupt, an dessen Seite das alte verwelkt, und das nur Sinn für die schöne Magd Mutha hat. Die unglückliche Alberga mit ihrem Kinde stirbt darüber aus Gram. Das Unglück ist hereingebrochen, Mutha gerächt und wieder alternd, als die erste Geliebte des Prinzen, die schöne Esmeralda, erscheint und dessen alten Kopf und altes Haupt wieder ganz in Anspruch nimmt. Mit dieser ersten wahren Liebe weicht aber auch der Zauber, Cephalo wird wieder einhäuptig, Esmeralda reicht ihm ihre Hand und er ihr die Krone, welche sein gleichfalls durch Zauber verunstalteter Bruder von sich weist. Cephalo macht Alle glücklich. Noch einiges phantastische Beiwerk läuft neben dieser seltsamen Geschichte her, deren Figuren gut oder übel zusammentreten müssen, um den Sinnspruch des Dichters zu realisiren. Anmuthig ist all dieser Zauber nun eben nicht, wir müssen den Dichter schon von früher lieben und verehren, damit wir mit ihm die unfruchtbaren Strecken durchwandern und uns an einer einsamen Blüte, oder einem verlornen Goldkorne erbauen. Als eine merkwürdige Manier, wie der Dichter seine Gedanken zu Tage fördert, kann gelten, daß Cephalo zu Anfange auftritt und eine lange Rede vorträgt, die einst im Alter Esmeralda sich selbst würde halten müssen, wenn sie den Cephalo wirklich verschmähen sollte.

3. Der Traumdeuter. Ein Roman von Ernst Willkomm. Stuttgart, Hoffmann. 1840. Kl. 8. 1¾ Thlr.

Hr. Willkomm, der sonst den Gegenstand seiner Dichtungen mit Sorgfalt wählt, mit Sorgfalt bearbeitet und dem darum eine nicht unverdiente Anerkennung zu Theil worden ist, liefert hier ein Werk, das tief unter der Linie steht von Allem, was er früher geleistet hat. Es ist dies um so auffallender,

als er dem nichtigen Werke eine Ausdehnung gegeben, die ihm selbst die tödtlichste Langeweile und immer aufs neue das Gefühl verursacht haben muß, daß er seine Leser bei der Nase herumführe. Die Dichtung soll uns in die Nachtseite der Natur, in die Traumsphäre einführen und, irren wir nicht, ein menschliches Schicksal darstellen, dessen Erfüllung von der Welt des Traumes ausgeht. Ein Dechant auf der böhmischen Seite des lausitzer Gebirges hat große Disposition zu Träumen und zur Deutung derselben. Er begnügt sich nicht damit, diese Deutung auf die Seelenlehre zu beschränken, sondern die Mathematik, die Astronomie und Gott weiß welche Künste müssen ihm dabei an die Hand gehen. Hr. Willkomm erklärt sich, obgleich er viel Worte und Redensarten macht, nicht deutlich darüber, ob er diesen Mann für einen aparten Weisen oder für einen originellen Dummkopf gehalten wissen will: wir würden ihn für das Letztere halten. Der Dechant nun, ein Mädchen, Ludmilla, Otto, ein junger Mann und Geliebter des Mädchens, haben durch geheimnißvolle, unbegreifliche Einwirkung untereinander ein und denselben Traum: sie sehen nämlich zusammen, wie ein Priester gerade in dem Momente, als sie in eine bekannte Kapelle treten wollen, Jedem den geliebten Gegenstand des Herzens von der Seite entreißt. Der Verlauf des Romans ist die Erfüllung dieses nächtlichen Bildes, „denn", sagt der Dichter, „die ungeahnt den Menschen umstrickenden Fäden des Schicksals bedingen den Zug des Herzens, bilden, stiften, vernichten Bündnisse." Was der Dichter damit meint, wollen wir nicht fragen; genug, Ludmilla und Otto gehen füreinander, und Letzterer auch für das Leben verloren durch die Schuld des Dechants, indem derselbe das Traumleben dieser Personen gedeutet und gestört hat; der Dechant aber, der kurz vorher zufällig zu einem Liebchen gekommen ist, wird vor der bestimmten Kapelle, als er Nachts mit seiner Geliebten einen ewigen Bund bespricht, durch einen Schuß, den ihm die Kirche meuchelmörderisch aus der Hand eines spionirenden Paters zuschickt, getödtet. Daneben werden Träume und ein sehr phantastisches Märchen erzählt, auch lernen wir einen oberlausitzer Natursohn kennen, der seinen Jargon spricht und dem Romane das Interesse des Localen geben soll. Explicationen, Gemeinplätze und Redensarten, die der gesunden Vernunft nicht Stich halten, geben überdies dem Buche einen Anstrich von geistreicher Prätension.

4. Nepenthes. Neueste Novellen und Erzählungen von Ludwig Storch. Vier Bände. Stuttgart, Hoffmann. 1840. 8. 5 Thlr.

Eine außerordentliche Kraft und Fülle gestaltender Phantasie, Gewandtheit der Darstellung, gesunde Lebensphilosophie, Humor und die vollkommne Kenntniß des dichterischen Handwerks machen Hrn. Storch zu einem unerschöpflichen und immer das Interesse seiner Leser in Anspruch nehmenden Novellisten. Vorliegende Sammlung ist so mannichfaltig, daß wir nur einige der vorzüglichsten Erzählungen berühren können, obschon fast keine derselben ohne Interesse ist. Den Preis verdient, nach unserm Dafürhalten, die humoristische Erzählung „Die Bürgerjagd". Sie entwirft ein treffliches Bild voll kleinstädtischer Charaktere und Situationen, zu dem noch manches Örtchen unsers lieben Vaterlandes als Original dienen kann und das dem Griffel eines Hogarth ein würdiger Gegenstand gewesen sein würde. Eine zweite humoristische Novelle ist „Das Wunder der Zöpfe". Hr. Storch contrastirt in derselben die alte katholische Romantik, ihren Wunder- und Aberglauben, mit einer freien und natürlichen Auffassung des Lebens. Er erzählt zu dem Zwecke den Hergang einer Begebenheit, nach welcher die Mutter Gottes in einem baierischen Dorfe ein Paar Frauenzöpfe zum Opfer erhält, zuerst in der Weise, wie sie z. B. das gläubige und romantische Gemüth eines Görres einfältiglich würde aufgefaßt haben: es ist so eine wunderbarliche, erbauliche Volksmäre; dann aber berichtet er einen natürlichen Zusammenhang und das Wunder löst sich in eine lustige und frivole Anekdote auf, in welcher ein alter, eifersüchtiger Ehemann von seiner jungen und frischen Frau mit einem Gewächse versehen wird. „Der Sohn der Amme" nennt sich eine schöne Novelle voll interessanter und trefflich gezeichneter Charaktere, die sich alle in concreter Weise an einer Reihe von gut erfundenen Begebenheiten entwickeln; eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens wird dabei an den Tag gelegt. „Die schöne Komödiantin" erzählt von einer Dame, welche die Vertraute jener unglücklichen Prinzessin von Hannover war, die ein Liebesverhältniß mit dem Grafen Königsmark, dem Bruder der berühmten Aurora, hatte. Ihre Schicksale sind sehr abenteuerlich; sie muß aus Hannover flüchten, wird die Gemahlin eines russischen Grafen, muß wieder entfliehen, weil sie der Sohn ihres Gemahls mit seiner Leidenschaft verfolgt, und läßt sich endlich bei einer herumziehenden Schauspielertruppe engagiren, wo sie mit ihrer Schönheit außerordentliches Glück macht. Damit enden aber ihre Prüfungen, denn sie erhält Gelegenheit, dem Zar Peter ihr Schicksal zu erzählen, und dessen Machtspruch gibt ihr den gräflichen Stand wieder und erfüllt den Wunsch ihres Herzens. Die flüchtig entworfene Novelle enthält das Sujet zu einem gewiß interessanten Romane. Dieses wären, nach unserer Meinung, die Hauptpiecen der Sammlung. Außer der Menge von Erzählungen, die sie enthält, treffen wir auch auf mehre biographische Skizzen, wie: Karl Maria von Weber; Laura, die Geliebte Petrarca's; die heilige Ida; Charlotte Auguste, Prinzessin von Wales u. a., die alle mit gewandter Feder und historischer Wahrheit entworfen sind. 36.

Notizen.

Das neueste Heft des „Foreign quarterly review" enthält folgende merkwürdige Nachricht: „Der König von Böhmen hat seine Absicht zu erkennen gegeben, dem Geschichtschreiber Johannes von Müller in Kassel ein Denkmal zu errichten." Solche grobe Irrthümer war man in Deutschland bisher nur von den französischen Journalisten gewohnt! Überhaupt könnte das genannte Journal, welches ganz treffliche leitende Artikel bringt, für die von ihm angestrebte Vermittelung zwischen England und der Fremde, namentlich Deutschland, hohe Anerkennung verdient und außerdem ein ziemlich reichhaltiges Feuilleton enthält, doch auf letzteres mehr Sorgfalt und Gründlichkeit verwenden. Wir lesen bald darauf, daß das Einkommen der Universität zu Leipzig 241,150 Pfund betrage, ein echt englischer Maßstab! In einer Nachricht aus Paris heißt die neueste Oper von Halévy „Der Guitarrespieler" (sic!). Wie kommt die von einem Franzosen, Scribe, in französischer Sprache gedichtete und von dem Franzosen Halévy componirte Oper in einem englischen Journale zu dem deutschen Titel? Der letzt erschienene Band von Gervinus' Literaturgeschichte wird in einer Notiz mit Recht rühmlich erwähnt; aber merkwürdig, wenigstens überflüssig erscheint der Zusatz: daß man daraus die Periode der wiederaufstehenden deutschen Literatur besser kennen lerne als aus den kurzen Bemerkungen in Goethe's Selbstbiographie. Oder steht letztere bei den Engländern wirklich im Ansehen einer Literaturgeschichte? Naiv ist auch der Zusatz zu einer Notiz über die Shelley-Übersetzung von Seybt: „Wir fürchten, daß die langen Prosanoten nur zu viele Bewunderer finden werden." Altengland scheint für den christlichen Glauben Deutschlands mehr als billig besorgt zu sein, da wir dem gesunden Sinne unserer Landsleute wenigstens so viel zutrauen dürfen, daß sie die langweiligen, nackt prosaischen, reiz- und geistlosen Ausfälle, welche Shelley in seine Anmerkungen zur „Königin Mab" gegen das Christenthum, längst dagewesene Ansichten wiederkäuend, niedergelegt hat, sehr ungenießbar und unverführerisch finden werden.

Von den „Mémoires secrets" des Grafen d'Alonville, Verf. der „Mémoires tirés des papiers d'un homme d'état", erscheinen der dritte und vierte Band; der fünfte und sechste sollen am nächsten 25. Mai herauskommen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 136. — 16. Mai 1841.

Über die Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert.

Erster Artikel. *)

Ein alter Meister klagt, daß die Geschichte tief gesunken, denn stets ein Abbild des Lebens, sei sie jetzt nüchtern, reflectirt, zerrissen wie die trostlose Gegenwart selbst. In jener alten einfältigen Zeit, als die Menschen an das Dasein einer großen objectiven Wahrheit glaubten, habe auch hier ein heiligeres Gesetz gewaltet: die Überlieferung habe wie das Leben auch die Wissenschaft beherrscht, Das, was sie erzählt, sei, wie es vernommen, in gläubig treuem Gedächtniß bewahrt, und der Mensch habe von der großen Vergangenheit gelernt. Jetzt will ein hochmüthiges Geschlecht nach dem Belieben des Augenblickes die Geschichte meistern. Auf der Unterlage einer selbstregierenden Natur hatte man schon lange den vertragsmäßigen Staat construirt und das Bild einer postulirten Gottheit aufgerichtet: zur Ergänzung des Apparats begann man noch eine eigenhändige Geschichte nachzuliefern. Dem subjectiven Verstande wurde das Amt übertragen, über Alles, was geschehen, über das Gedächtniß der Zeiten zu richten, und leicht ist es der Weisheit auf hölzernem Katheder geworden, die alte heilig gehaltene Überlieferung in kritische Fetzen zu zerreißen, denn nicht zu bauen und zu bilden gilt es hier, nur die schon fraglichen Geschichten noch trümmerhafter und zerrissener den Enkeln zu überliefern. Jetzt, nachdem die alte Meisterin so oft von scharfblickender Kritik des Betruges überführt worden, so oft ihr nachgewiesen, daß Urkunden, die sie selbst aufgenommen, untergeschoben, Ereignisse, bei denen sie selbst zugegen gewesen, unmöglich, ja ganze Zeitalter, die sie mit erlebt, nie dagewesen, wird fernerhin nur dann ihr Rede verstattet, wenn sie durch die vorgeschriebene Zahl von Citaten sich gesetzlich ausgewiesen.

Wir kennen dieses Wehe dir, o Zeit! Es ist Meister Görres, der diese Klage, diesen Hohn über ein Geschlecht ausgießt, das von der Väter Sitte abgewichen, ein entartetes geworden. Ermüdet von dem Kampfe für die Freiheit, ist er zu München unter den Gesängen römischer Priester entschlummert, weitab liegt das Leben dieser Welt und was den irdischen Hausrath angeht, sein Blick ist auf das heilige Opfer der Mystik gerichtet, auf jenes Schauen und Erkennen in einem höhern Lichte, auf jenes Wirken und Thun in einer höhern Freiheit, den süßen Minnedienst des Herrn, er schaut die Märtyrer der Kirche, die Wolke der Zeugen, die einst die Wundenmale des Erlösers in ihr eignes Dasein eingebildet. Hüte dich, Bock, denn es brennt! ruft er den Andern zu, die seiner Geschichte spotten, denn ihre Augen sind gehalten, sie fühlen, ahnen nichts von den Flammen der göttlichen Liebe. Sie gleichen einem hohlen Baume im Schlamme, die Früchte äußerlich glänzend, Asche unter der Schale, am Fuße wühlen Säue, an dem Stamme, Blättern und Früchten nagen Ameisen, auf seinem Gipfel hausen Affen und überall ertönt es: „Keine Mystik!“

Daß diese Träume nur Schäume wären, die schweren Tadelworte schon durch den Spott widerlegt, der an die fliegenden, Zimmt duftenden Engel seiner Mystik sich geheftet! Daß ein Verlaß wäre auf die Versicherung der freien Wissenschaft, gerade jenes Negiren und Vernichten sei ein nothwendiges Erforderniß und Ergebniß des protestantischen Geistes, vor dem Alles, was ist, sich auch bewähren müsse als ein Vernünftiges, gehöre mit zu dem welthistorischen Siege des modernen Lebens über das Mittelalter! Die Werke zeugten nicht dawider, die Mythengespinnste, die um die heilige Geschichte sich weben, die Verflüchtigung historischer Frische und Fülle in abgebleichte speculative Kategorien, die sogenannte kritische Forschung des Tages, das Spielzeug literarischer Knaben, denn ehe sie das Erbe der Vergangenheit in den äußersten Umrissen betastet, leuchten ihre kritischen Lichter schon überlegend einem unechten Locus, einem untergeschobenen Documente, einem mythischen Factum. Doch sollte ich meinen, nicht Görres, nicht diese Richtung hätte ein Recht zur Anklage. So unendlich auf den ersten Anblick auch die Kluft erscheint, die zwischen seinem Wunderspuk und den mythischen Historikern sich dehnt, es ist doch ein Gemeinsames, daran ihre geschichtliche Auffassung gescheitert. Denn dies ist der gemeinsame tiefste Irrthum des römisch-katholischen Systems und der speculativen Philosophie, der ihre Welt- und Lebensansicht bedingt, daß sie die Schranken abbrechen, welche die Gottheit zwischen sich aufgerichtet und der Welt eine Harmonie kehren, in deren

*) Zuletzt berichtete ein anderer Mitarbeiter über dieses Unternehmen in Nr. 51, 80—82, 117—120 d. Bl. f. 1838.
D. Red.

Tönen der Meister selbst verklingt, meinen, das Göttliche ströme auch heute noch sein ganzes Wesen, sein unendliches Leben ohne allen Rückhalt und sich selbst darin in die Geschichte aus, und des Menschen Sinn könne dies tragen, ergreifen, fassen. Indem der Katholicismus für das Walten der Vorsehung das Zeugniß der Sinne und eines äußern Factums bedarf, muß ewig frisch in der Nahrung der göttlichen Kräfte die Saat der Wunder in die blutgefärbten Blätter und ihre Dornenkrone schießen; indem die Speculation den Inhalt der heiligen Geschichte in ihre endlichen Kategorien, in denen alles Verständniß beschlossen, nicht hineinzwängen kann, wird das unlösbare Problem zu einem Mythus, bei dem die Scheidekünstler markten um Wahrheit und Dichtung. Freilich ruht die Welt in den Armen der Vorsehung, doch nur einmal in der Fülle der Zeiten hat die Gottheit ihr ganzes Wesen aufgeschlossen, und dieses göttliche Leben, ein gegebenes, soll auf der Erde eine Gestalt gewinnen, nicht daß es in ewiger Menschwerdung alle Tage sich erneue. Die Geschichte folgt dieser Spur. Wie alle Zeiten nach diesem göttlichen Leben gestrebt, die Alten sich gesehnt das Licht zu schauen, die Christenwelt daran eine Leuchte ihres Weges gehabt, dies zu erforschen, ist das letzte höchste Ziel der Geschichte.

Eben darum aber auch ein fernes Ziel! Was in letzter Zeit dafür geschehen, mag als Versuch gelten, im ersten Drange des christlichen Bekenntnisses unternommen, zu einem Handbuche brauchbar, für praktische Interessen und Tendenzen der Gegenwart sogar von Werth und zu verwerthen. Nur nicht für die Wissenschaft. Denn ehe wir das Göttliche und wie es hinter dem Erscheinenden ruht als sein Wesen und seine Wahrheit, bis wir die Fäden erkennen, die von dem Himmel zur Erde reichen und die einzelnen Thatsachen und Geschicke einordnen in ihre göttliche Bestimmtheit, hat es noch weite Wege, manche Arbeit in dem Augiasstalle der historischen Forschung. Die reine unverhüllte Gestalt des Geschehenden ein geläutert Erz aus den Schlacken menschlicher Auffassungen herauszufördern: die gegründete und wahrhaftige Historie, wie Ranke sagt, die ebenso innig mit dem protestantischen Geiste verbunden und an dessen erstes Erwachen geknüpft ist, als zur Begründung der römisch-katholischen Autorität die falsche Geschichte, diese gigantischen Fictionen, ihre zahllosen erdichteten Documente gehören; daß der menschliche Geist zu der unverhüllten Kunde der Jahrhunderte und dem Bewußtsein seiner Vergangenheit gelange: wir dürfen diese zunächst liegende Arbeit so wenig über phantastischen und speculativen Träumen als über christlichen Hoffnungen außer Acht lassen. Die Arbeit der historischen Kritik, die Ergründung des Gehalts, der in einer Reihe von Thatsachen verborgen liegt, und ihre pragmatische Beziehung, die geistige Architektonik der Weltgeschichte!

Wir haben eine ernste Saite angeschlagen: all' ihre Schwingungen austönen zu lassen, ihren tiefsten, in die göttlichen Ordnungen hinüberklingenden Ton auszuhalten, ist nicht dieses Ortes. Vielleicht wäre es passender gewesen, zu erörtern, wie das historische Studium doch gegenwärtig in der reichsten Blüte stehe und fast alle Wissenschaften ihre historischen Bezüge mit Vernachlässigung der übrigen Seiten ausgebildet hätten: von dieser Volksmelodie getragen, konnten wir — etwa mit dem interessanten Passus, auch hier liege ein Werk vor — auf das Thema unserer Besprechung hinübergleiten. Eben dieses aber, ein solches Werk drängte uns zu dem Versuche, die mannichfachen verderblichen Richtungen, in welche die Historik heute sich verloren, auf einen Augenblick zu fixiren und aus den hochfliegenden, sich überstürzenden Gedanken die einfache Idee der Wissenschaft hervorzuziehen; denn erst in ihr gewinnen wir das rechte Maß der Werthschätzung für unser Werk. Die Aufgabe, die heute der Geschichte zu stellen, ist hier in dem gezogenen Kreise realisirt. Schon frühere Anzeigen in d. Bl. haben darauf hingewiesen, wie deutscher Fleiß in dem ernsten Quellenstudium, in strenger Kritik und scharfsinniger historischer Combination, wie deutscher Geist in dem Gestalten historischer Ideen, wie deutsche Geschichtschreibekunst in classischer Darstellung hier den alten Reichthum bewährt habe. Von der Gesammtheit der Werke, die der europäischen Staatengeschichte angehören, darf man dies aussagen, denn so verschieden auch die einzelnen Werke an diesen Vorzügen Antheil nehmen — eine Differenz, die zwischen Leo's Italien und Pfister's Deutschland unerfreulicher ist als der politische Gegensatz, der einst die Völker selbst getrennt —, so verlieren sich doch die einzelnen Mängel von dem höhern Standpunkte einer alle Werke umfassenden Anschauung, und so als eine Einheit betrachtet, innerhalb deren die Individualität eines jeden Autors nach ihrer Weise sich ausleben mag, wird dieser Staatencyklus ein bleibend Zeugniß ablegen von der Höhe, auf welche die historische Forschung des 19. Jahrhunderts sich erhoben. Es ist ein echt deutsches Nationalunternehmen, man wird jetzt schon sagen dürfen: Nationalwerk, das wunderlich einsam sich ausnimmt unter der übersetzenden und compilirenden Pfennigsliteratur, unter den tristen Lebensfragen über Kirche und Staat.

Wir möchten diese in Betreff der historischen Forschung soeben ausgesprochene Foderung, die Heeren-Ukert'sche Staatengeschichte als eine Reihe zusammengehöriger Werke aufzufassen, auch in Bezug auf den hier dargestellten Inhalt, den gemeinsamen Geist, in welchem diese Werke geschrieben, auf die universalhistorische Darstellung überhaupt in Anspruch nehmen. Wer nicht in rigorosen Anfoderungen und auf deren Grund hin in leerer Krittelei sich gefällt, der wird eingestehen müssen, daß die ausgesprochene Absicht der Herren Herausgeber — des würdigen Mannes nicht zu vergessen, der seine buchhändlerischen Kräfte dem großartigen Unternehmen gewidmet hat — nach allen diesen Seiten hin aufs Wort erfüllt ist. Wie sie jetzt vorliegt und auch nach dem völligen Abschlusse wird die europäische Staatengeschichte freilich nicht in der Art ein Ganzes sein, daß man überall und in jedem einzelnen Theile die Gliederung eines bestimmten Planes wahrnehmen könnte, doch man hätte es auch erst nachzuweisen

und der Thatbeweis wird schwierig sein, daß ein solches Werk jetzt schon dem Bereiche menschlichen Vermögens angehöre, jedenfalls war nicht dies die Idee beim Beginne des Unternehmens. Man wünschte einen Verein von Historikern zu bilden, die, von Einem Geiste beseelt, die Geschichte der einzelnen Staaten ausarbeiteten, in solcher Verbindung Das leistend, was bei den heutigen nicht blos durch strengere Wissenschaftlichkeit, sondern auch durch ein reicheres Leben gesteigerten Anfoderungen von einem Einzelnen nicht mehr geleistet werden kann. Allgemeine Übereinstimmung in aller Ansichten stand ebenso wenig zu erwarten, als sie wünschenswerth war, wenn der alle beseelende Geist nicht in Einseitigkeit, in beschränkte Parteinahme für ein politisches Tagesinteresse ausarten sollte: nur darin, wurde versprochen, sollten alle Mitarbeiter übereinkommen, vom regsten Eifer für Wahrheit und Recht beseelt, daß nur die ruhige Untersuchung ihre Stimme hören lassen dürfe. Jeder Mitarbeiter durfte auf dem selbstgewählten Boden, auf dem Neigung oder frühere Studien ihn heimisch gemacht, seine Forschungen anbauen, während als ein gemeinsames Ziel wiederum sich das Studium der innern Zustände ergab, überall nachzuweisen, wie die Verfassung sich gebildet, was in Bezug auf Verwaltung und Finanzwesen, auf Volkswirthschaft, Landbau, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft geschehen, fördernd und hemmend. Die reichliche Erfüllung dieses Versprechens, die wir in Händen halten, kommt der universalhistorischen Darstellung der Geschichte, diesem ihren höchsten Ziele trefflich zu statten. Die Schicksale der einzelnen Völker und Staaten sind gerade nur des Ortes einzureihen, wo die gedankenmäßige Gliederung der Weltgeschichte ihnen den Platz anweist als integrirenden Momenten einer menschheitlichen Entwickelung. Die Rechtsgeschichte namentlich des Mittelalters hat von den betreffenden Expositionen, die, innerhalb dieses Cyklus je auf einen einzelnen Staat beschränkt, um so schärfer die Eigenthümlichkeit dieser rechtlichen Bildungen in Betracht ziehen, eine mannichfache Füllung und Individualisirung der allgemeinen Rechtsideen zu erwarten. Ereignisse, die wie Völkerwanderung, Kreuzzüge, Reformation die gesammte europäische Menschheit umfassen und das abgeschlossene, gesonderte Dasein der einzelnen Völker in eine gewaltige, Eine, welthistorische Strömung hereinreißen, können hier, wie es in der Natur der Sache liegt, ihren universalhistorischen Charakter und die daraus resultirende Gliederung der Begebenheiten nicht bewahren. Doch muß es schon von vornherein gewinnbringend erscheinen, ein solches Ganze in seine einzelnen Theile zerlegt und den Antheil jedes Volkes für sich wie in monographischer Composition zu erblicken, und wir werden nicht irren, wenn wir Studien, wie sie Leo's Italien über den Zustand des Landes beim Untergange des abendländischen Reiches, und Lappenberg's England über die Wohnsitze und Wanderungen der Angelsachsen enthalten, als wesentliche Vorarbeiten zu der ohnehin erst zu schreibenden Geschichte der Völkerwanderung bezeichnen, und von den Partien dieses Staatencyklus, welche die Reformation, den Antagonismus Frankreichs gegen die spanischen und östreichischen Habsburger, oder etwa die polnischen Theilungen, in der Geschichte der einzelnen Völker, die daran Theil genommen, somit stets von verschiedenem Standpunkte beleuchten werden, die werthvollsten Bereicherungen der Literatur erwarten.

Ist die Heeren-Ukert'sche Staatengeschichte auch nicht ein Werk aus einem Gusse, so ist sie doch ein Ganzes, nach einem gemeinsamen Plane geordnet, aus Gliedern kunstvoll zusammengefügt, die eins auf das andere sich beziehen, wechselseitig einander heben und tragen. So, wir hoffen nicht zu viel, wird sie Frucht tragen für das Leben, beruhigend und versöhnend, denn nur den Samen einfacher Belehrung, Warnung und Ermahnung auszustreuen, nur dies kommt aller Historie zu. Einzugreifen in den Strom des vollen frischen Lebens, dies liegt so wenig in der Absicht als der Macht geschichtlicher Studien, die ihren wissenschaftlichen Zweck in sich selbst tragen und zu dessen Realisirung in das Gewebe zahlloser Einzelnheiten sich vertiefen müssen, aber es ist auch nicht gerathen, das Leben in seiner Bewegung und mannichfachen Irrthümern der Zucht der Ereignisse nur zuzuweisen, ohne daß die unbestochene objective Haltung des Urtheils an den Leiden und Freuden des individuellen Ergehens sich vereinseitigte. Der Zweck der Geschichte, sagt Joh. v. Müller, ist Bildung des Menschen zum praktischen Leben; sie soll ihn herunterziehen von den gigantischen Luftschlössern der Speculation und Phantasie, nicht die Einbildungskraft, sondern den Verstand und sein Herz beschäftigen, die Welt, nicht wie er sie haben möchte, sondern wie sie war und ist, die Verfassungen nicht nach abstracten Theorien, sondern in dem Geiste ihrer Institutionen und in ihrem Zusammenhange mit Lebensverhältnissen ihm zeigen, überhaupt was die Philosophie generalisirte, individualisiren. Wir haben gerade die Lehren und Mahnungen betont, welche die Geschichte dem politischen Verhalten gibt, denn mit diesen wendet die Staatengeschichte sich auf jedem Blatte an die Gegenwart, gerade jetzt, da manch wunderliches Regen und Bewegen kund gibt, daß politische Theorien und Abstractionen auch unseres Volkes klare Einsicht in die Natur öffentlicher Verhältnisse und das Festhalten an den natürlich gegebenen und historisch erwachsenen Zuständen in alter deutscher Treue hemmen — hemmen möchten. *) 81.

Notizen.

Der Contreadmiral Dumont d'Urville hat von seiner Reise um die Erde eine Sammlung von Gypsabgüssen von Köpfen verschiedener bis jetzt wenig studirter Menschenracen mitgebracht. Diese Sammlung, welche aus etwa funfzig nach der Natur genommenen Abdrücken besteht, verspricht Phrenologen und Naturforschern eine reiche wissenschaftliche Ausbeute.

H. Verstraete hat dem pariser Museum eine kleine Büste von weißem Marmor zum Geschenk gemacht, die er beim Graben eines Brunnens hinter seinem Hause gefunden. Sie stellt

*) Der zweite Artikel, der auf die einzelnen Werke näher eingeht, folgt im nächsten Monat. D. Red.

einen jungen Mann mit ausgelegter Hemdkrause und langem lockigem Haare vor. Die Form des Hutes und die Tracht des Haares geben auf den ersten Blick zu erkennen, daß die dargestellte Person der Periode Ludwig's XIII. angehört. Der Umstand, daß die Figur auf der rechten Seite des Bildes einen starken Hofer zeigt, läßt vermuthen, daß sie den berühmten Marschall von Luxemburg darstellt, der 1628 geboren wurde und 1695 starb und für den ausgezeichnetsten Feldherrn des damaligen Frankreichs galt. Der Prinz von Oranien rief eines Tages im Aerger über ihn aus: „Soll ich denn nie diesen Buckligen besiegen!" „Woher weiß er, daß ich bucklig bin", sagte der Marschall, dem man jene Äußerung hinterbrachte, „er hat mich noch nie von hinten gesehen?"

In der Bibliothek des Fürsten von Ligne zu Bel-Oeil befindet sich eine bibliographische Merkwürdigkeit, welche die Aufmerksamkeit der Liebhaber seltener Bücher verdient. Es ist ein Band in Quodez mit schönem Velinpapier und scheint englischen Ursprungs, aus den J. 1485—1500, zu sein. Sein Titel heißt: „Liber Passionis cum figuris et caracteribus ex nulla materia compositis." Der Titel lügt nicht. Die Buchstaben des Textes und die Linien der Bilder sind nicht gedruckt, sondern ausgeschnitten und zeichnen sich mit einer unglaublichen Reinheit und Schärfe auf einem blauen Papiere ab, welches hinter jedes Blatt geklebt ist. Das Buch hat 24 Blätter und ist ein Meisterwerk mittelalterlicher Geduld. 9.

Bibliographie.

Bibliothek der schönsten modernen Romane Italiens. 2tes, 3tes Bändchen. — Auch u. d. T.: Margherita Pusterla. Romantisches Gemälde von Cäsar Cantu. Aus dem Italienischen von G. Fink. 2tes, 3tes Bdchn. 8. Stuttgart, Neff. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Braun v. Braunthal, R., Mission. Ein Wort zur Zeit. Gerichtet an Dr. Strauß. Gr. 8. Cannstadt, Vereins-Buchh. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Der Götzhat. 2 Abtheilungen. Gr. 8. Regensburg, Manz. 2 Thlr.

Dellarosa, L., Astrubal der Löwenkopf oder die Riesenschlacht bei Wiener-Neustadt. Historisch-romantische Erzählung, aus den Zeiten Friedrich des Streitbaren, Herzogs von Oesterreich. Gr. 12. Wien, J. Gödkholzer von Hirschfeld. 26¼ Ngr. (21 Gr.)

Elselen, J. F. G., Geschichte des Lützow'schen Freicorps. 8. Halle, Anton. 1 Thlr.

Engel, W. H., Kypros. Eine Monographie. 1ster Theil. Gr. 8. Berlin, Reimer. 3 Thlr. 10 Ngr. (3 Thlr. 8 Gr.)

Ausführliche Erörterung der beiden höchst wichtigen Fragen: I. Was ist in der Streitsache über die gemischten Ehen streng Rechtens? II. Welche Vorschläge sind zur endlichen Ausgleichung der desfallsigen Differenzen zulässig und empfehlungswerth? Ein Handbuch für Alle, welche in gemischter Ehe leben, und eine solche eingehen wollen, so wie für diejenigen, welche Amts halber dabei interessirt sind. Von einem unpartheiischen Canonisten. Gr. 8. Tübingen, Fues. 20 Ngr. (16 Gr.)

Fouqué, F., Baron de la Motte, Ausgewählte Werke. Ausgabe letzter Hand. 15ten Band. Der Held des Nordens. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Der Held des Nordens. In 3 Theilen. 1ster Theil. Gr. 16. Halle, Schwetschke u. Sohn. 10 Ngr. (8 Gr.)

Gedichte von C. F. L. in Magdeburg. 8. Leipzig, O. Wigand. 2 Thlr.

Haecker, P. W., Über Magnetismus. Gr. 12. Nürnberg, Korn. 3¾ Ngr. (3 Gr.)

Heyd, L. F., Ulrich, Herzog zu Württemberg. Ein Beitrag zur Geschichte Württembergs und des deutschen Reichs im Zeitalter der Reformation. 1ster Band. Mit dem Bildniß des Herzogs. Gr. 8. Tübingen, Fues. 2 Thlr.

Heyden, F. v., Randzeichnungen. Eine Sammlung von Novellen und Erzählungen. 1ster Theil. Gr. 12. Leipzig, Einhorn. 2 Thlr.

Andreas Hofer und der Befreiungskampf in Tyrol 1809. Von Fr. Mit 24 Stahlstichen. (1ste Lief.) Gr. 16. Leipzig, Teubner. 3¼ Ngr. (3 Gr.)

Koch, M., Kurzgefaßte kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, mit der ältesten Wiener und österreichischen Buchdruckergeschichte, nebst Widerlegung der Ansprüche der Städte Straßburg und Haarlem auf die Erfindung, und Abfertigung der neuesten Behauptung: Gutenberg sey ein Böhme und ein geborener Kuttenberger. Im Anhange, Untersuchungen über den Kalender Johann's von Gmunden und den in Wien aufgefundenen ersten Kalender v. J. 1400—1496. Gr. 8. Wien, Singer u. Goering. 25 Ngr. (20 Gr.)

Kolloff, E., Beschreibung der königlichen Museen und Privat-Galerien zu Paris. Zum Gebrauch für Künstler und Kunstfreunde. 8. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Lavargne-Peguilhen, M. v., Die Landgemeinde in Preußen. Gr. 8. Königsberg in Pr., Gebr. Bornträger. 1 Thlr.

Lechler, G. V., Geschichte des englischen Deismus. Gr. 8. Stuttgart u. Tübingen, Cotta. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Loewenstein, L. H., Damascia. Die Judenverfolgung zu Damaskus und ihre Wirkungen auf die öffentliche Meinung, nebst Nachweisungen über den Ursprung der gegen die Juden wiederholten Beschuldigung, als bedienten sie sich des Menschenblutes bei rituellen Zeremonien. Im Laufe der Ereignisse dargestellt und beleuchtet. 8. Rödelheim, Lehrberger u. Comp. 1840. 1 Thlr.

Marx, Eulalia, Psalter-Klänge. Eine Sammlung geistlicher Gedichte. 8. Leipzig, Friese. 15 Ngr. (12 Gr.)

Mühl, G., Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Freiherrn C. R. v. Schäffer, großherzoglich badischen General-Lieutenants und Präsidenten des Kriegs-Ministeriums. Oder: Beiträge zur politischen und Kriegsgeschichte unserer Zeit. Mit dem Bildniß des Generals und Schlachtplänen. Gr. 8. Pforzheim, Dennig, Finck u. Comp. 1840. 2 Thlr.

Müller, W., Junge Lieder. 8. Düsseldorf, Schreiner. 25 Ngr. (20 Gr.)

Münch, E. v., Sämmtliche Dichtungen. Ausgabe letzter Hand mit Auswahl. Mit dem Bildniß des Verfassers. 8. Stuttgart, Cast. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Der Nibelunge Noth und die Klage. Nach der ältesten Überlieferung mit Bezeichnung des Unechten und mit den Abweichungen der gemeinen Lesart herausgegeben von K. Lachmann. 3te Ausgabe. Lex.-8. Berlin, Reimer. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Ueber Strafe und Strafanstalten, von Sr. Königl. Hoheit Oskar, Kronprinzen von Schweden und Norwegen. Aus dem Schwedischen übersetzt von A. von Treskow. Mit Einleitung und Anmerkungen von R. H. Julius. Mit 3 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr.

Psyche. Aus L. Horn's Nachlasse. Ausgewählt von G. Schwab und F. Förster. 1ster Band. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Gr. 16. Leipzig, Teubner. 1 Thlr.

Reynolds, G. W. M., Pickwick in der Fremde, oder: Die Reise in Frankreich. Nach dem Englischen bearbeitet von L. Heyrig. 1ster Band. 8. Braunschweig, Leibrock. 10 Ngr. (8 Gr.)

Die Schifffahrt auf der Elbe. Gr. 8. Hamburg, Meißner. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Schulze, E., Romanische Gedichte. 2te Auflage. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 137. — 17. Mai 1841.

Ein deutsches Colonisationsproject des 17. Jahrhunderts.

Aus französischen Gesandtschaftsberichten auf der pariser königlichen Bibliothek.

In den 1660er Jahren hielt sich im Kurmainzischen ein alter Krieger, Namens Kaisler auf, welcher im Dienste der holländischen Freistaaten grau geworden war. Er hatte in den holländischen Besitzungen Ostindiens das Commando gehabt, war aber von seinen Herren mit Undank belohnt worden, hatte daher in seiner Unzufriedenheit mit der Handelsrepublik nebst seinem Sohne den Abschied gefodert und erhalten, und wollte sein Leben in seinem Vaterlande beschließen.

Der Mann erzählte, wie alle bejahrten Krieger, gern von seinen Feldzügen und Abenteuern. In Ost- und Westindien wußte er sehr gut Bescheid und hatte genaue Kenntnisse über die Colonien, über die Art, sie zu behandeln, und über die Fehler, welche die Holländer in den ihrigen begingen. Er unterhielt sich oft mit dem Kurfürsten von Mainz, Johann Philipp v. Schönborn, einem gutmüthigen und schwachen Manne, welcher abenteuerliche Unternehmungen liebte, aber sich persönlich fern davon hielt, wie es einem Reichserzkanzler geziemte, und welcher in seinem Lande schon genug zu thun gehabt hätte, wenn er die Kunst, wohl zu regieren, verstanden hätte.

Diesem Fürsten mußte Kaisler seine Erfahrungen und Ansichten mittheilen. Der geistliche Herr wurde durch die Erzählungen des alten Generals ganz eifrig fürs Colonisationswesen eingenommen. Johann Philipp wollte auch Colonien anlegen, oder doch anlegen helfen. Überhaupt war man damals ziemlich eifrig zu Gunsten solcher Unternehmungen. Erhielt nicht Spanien jährlich eine Ladung baaren Goldes und Silbers aus seinen amerikanischen Besitzungen? ernährte nicht Portugal lauter Juden? und segelte nicht eine mit Spezereien, Balsam und Myrrhen angefüllte Flotte jährlich aus Asien in die Häfen Hollands ein? Ganz Europa war neidisch auf die großen Schätze, welche die Colonienbesitzer kommen ließen. England stand auf dem Punkte, eine große Colonialmacht zu werden, und Frankreich hatte bereits Schritte gethan, um auch seinem Lande etwas von den Vortheilen zuzuwenden, welche die großen Strecken aus ihren Colonien zogen oder zu ziehen schienen. Es hatte versucht, in Nordamerika festen Fuß zu fassen und besaß schon einige antillische Inseln. Nach andern Welttheilen wurden ebenfalls französische Flotten gesandt; ost- und westindische Gesellschaften waren durch Colbert's Anstiften und unter seiner Aufsicht errichtet worden. Französische Städte und Corporationen waren von der Regierung aufgefodert worden, an den Handelsunternehmungen Theil zu nehmen, d. h. Actien der beiden indischen Compagnien zu kaufen, und sogar die Bischöfe ermunterten die Gläubigen, den allerchristlichsten König in dieser Hinsicht mit Geld zu unterstützen.

Eine ministerielle Anempfehlung, ein bischöfliches Mandement war so gut als ein directer Befehl, und man wußte, daß man dem Hofe gefiel, wenn man Actien kaufte. Dennoch ging die Angelegenheit langsam von statten, und wohl Denen, welche den ihnen gethanen Vorspiegelungen nicht trauten, denn die Actienträger kamen in der Folge um ihr Geld, und der großmächtige König, der seinen Unterthanen beinahe geboten hatte, an den ost- und westindischen Handelscompagnien Theil zu nehmen, entschädigte Niemand für seinen Verlust. Freilich war es ein patriotisches Unternehmen gewesen, und als solches verdiente es die Unterstützung der begüterten Bewohner Frankreichs.

Um den französischen Handelsgesellschaften, wie auch den holländischen das Gleichgewicht zu halten, fing endlich die träge spanische Regierung ebenfalls an sich zu regen. Jedoch nicht durch eine freisinnige, edelmüthige Verfassung ihrer Colonien, sondern durch eine Gegencompagnie, die sie, anstatt Spaniens, in Deutschland errichten wollte, glaubte sie ihren Zweck erreichen zu können; erstlich, weil sie die Deutschen für sehr tauglich hielt, gute Colonisten zu werden, und zweitens, weil sie wahrscheinlich dächte, es wäre klüger, das Risico des Unternehmens auf Deutsche als auf Spanier fallen zu lassen. Im Allgemeinen hat man über dieses, den Kurfürsten des deutschen Reichs mitgetheilte Project nur so viel erfahren, daß eine Handelsgesellschaft Deutschlands unter der Leitung und Aufsicht eines katholischen Fürsten, nämlich des Markgrafen von Baden, Colonien in den spanischen Ländern fremder Welttheile anlegen sollte, mit dem Vorrechte des freien Zutritts zu allen Inseln, Städten und Häfen Spaniens in der alten und neuen Welt, mit Ausnahme Perus, wo die Deutschen sich nicht ansiedeln sollten, weil den Spaniern bange war, der Ertrag ihrer Gold- und Silberbergwerke

möchte dadurch geschmälert werden; jedoch sollte den Deutschen verstattet werden, in Perus Häfen einzulaufen und sich mit Erfrischungen zu versehen.*)

Solch ein Project war fürs damalige Deutschland zu kühn, zu gewagt, zu weit umfassend; was hätte es auch ohne Flotten und ohne Schiffahrt für überseeischen Handel treiben können? Dem Vorschlage der Spanier wurde nicht Folge geleistet; als Grund dafür gaben politische Köpfe dieses an: die Spanier hätten schon zu viel Einfluß in Deutschland, als daß man ihnen noch durch die Annahme ihres Projects dazu förderlich sein sollte, sich fester an Deutschland anzuschmiegen.**) Der eigentliche Grund war aber die Unfähigkeit der damaligen Reichsfürsten, etwas Großes zur Beförderung des Handels zu unternehmen.

Der Kurfürst von Mainz war vielleicht der Einzige, der sich die Mühe gab, über die Wichtigkeit des überseeischen Handels Betrachtungen anzustellen; da er aber gewohnt war, sich Frankreich unterzuordnen, weil Ludwig XIV. ihm reichliche Geldunterstützung zukommen ließ, so wollte er auch sein Project mit der französischen Politik in Verbindung setzen. Er sprach mit dem französischen Gesandten d'Avaugour; dieser mochte den Gedanken des Kurfürsten wol für etwas sehr Unbedeutendes halten und ließ, wie es scheint, die Sache fallen; wenigstens habe ich in seinen Gesandtschaftsberichten nichts darüber gelesen. Aber sein Nachfolger Dufresne, mit welchem der Kurfürst die Sache 1664 besprach, schenkte derselben etwas mehr Aufmerksamkeit, weil er Weisheit darin zu erkennen glaubte,***) und berichtete nach Hofe über die ihm von dem Reichserzkanzler gethanen Eröffnungen. Johann Philipp lobte nämlich Ludwig XIV., daß dieser König auf die aus Besitzungen und Handel in fremden Welttheilen entspringenden Vortheile mehr sein Augenmerk richtete als seine Vorgänger; er bemerkte, daß Spanien, welches doch sonst so cavaliermäßig, d. h. so vornehm unthätig sich bewiese, zuerst das Beispiel einer großen Colonialverwaltung gegeben habe und unermeßliche Reichthümer aus Amerika bezöge; daß Holland diesem Beispiel gefolgt sei und durch die aus den Colonien gezogenen Reichthümer sich in Stand gesetzt habe, im Kriege sich aufrecht zu halten und im Frieden sich zu bereichern; daß auch die Engländer bereits durch ihre Colonien sich auszeichneten, und es um so leichter könnten, da sie zur See stark wären; daß sie sich in der Verwaltung der Colonien sogar besser benähmen als die Holländer, welche sich damit begnügten, einige feste Plätze in ihren Besitzungen zu unterhalten, eigentlich die Länder gar nicht bepflanzten und deshalb die Insel Formosa mit zwei großen Festungen bereits verloren hätten, wogegen die Engländer fremde Länder wirklich bevölkerten, wie es auch die Spanier anfangs gethan hätten und dadurch große Königreiche entstanden wären. Der König von Frankreich, setzte er hinzu, hätte größere Mittel als irgendein anderer Fürst, um durch Colonien mächtig zu werden.*)

Bis dahin hatte Johann Philipp nur die Bemerkungen des alten Generals Kaisler wiederholt, welchen er auch dem Gesandten als einen in Colonialsachen wohlbewanderten Mann empfahl und bereit war, dem Könige von Frankreich zuzusenden.

Nun rückte er aber mit seinem eigenen Projecte hervor: er hätte, sagte er, fleißige, an ein hartes Leben gewohnte und zum Colonisiren recht taugliche Deutsche. Diese wollte er mit ihren Familien unter gewissen Bedingungen aussenden, um eine katholische Colonie zu gründen, vorzüglich in Guyana, welches auf ähnliche Weise bebaut werden könnte als Brasilien und dieselben Vortheile gewähren würde, wenn es von fleißigen und genügsamen Leuten bewohnt würde, wie diejenigen, welche er aussenden wollte, und wenn es gut verwaltet würde. Jedoch wollte er nicht, wie er hinzusetzte, ins Blaue hineinarbeiten, sondern bedächtig zu Werke gehen. Erstlich sollte Frankreich an dem Projecte mit Antheil nehmen, entweder durch das unmittelbare Einschreiten des Königs, oder dadurch, daß er einem von ihm angesetzten Manne die Aufsicht übergäbe. Auf jeden Fall müßte die Colonie unter den Schutz Frankreichs treten und auch in geistlicher Hinsicht einem französischen Erzbischofe oder Bischofe unterworfen werden. Er, der Kurfürst verlangte blos, aus der Colonie die zu seinen Privatbedürfnissen hinreichenden Producte ziehen zu können.**)

Welchen besondern Vortheil er selbst oder Deutschland aus dieser fränkischen, dem Könige Frankreichs untergebenen Colonie erhalten sollte, ist nicht *einleuchtend; wahrscheinlich* keinen. Entweder wollte der Kurfürst dem Könige mit den in Franken ausgehobenen deutschen Familien ein Geschenk machen, oder sie ihm gar verkaufen; denn

*) Schreiben des französischen Gesandten zu Mainz, Dufresne, an den Minister Colbert, Würzburg den 13. Sept. 1664.

**) Comme il a esté jugé que les Espagnols n'avoient desja que trop correspondans dans l'Allemagne, on a trouvé moyen d'éluder cette proposition. Ebendaselbst.

***) Entre autres choses qui en font connoistre la sageme, il m'a dit etc. Ebendaselbst.

*) Que le Roy avoit plus de moyen d'y réussir qu'aucun Prince qui fust sur la terre. Ebendaselbst.

**) Qu'il vouloit bien hazarder et risquer à la mer, mais qu'il ne vouloit rien bastir en l'air; qu'il a des Allemands très propres à des colonies, gens industrieux à toutes sortes d'ouvrages de vie dure et de grande peine, que volontiers il les employeroit à une colonie, pourveu que le Roy y voulust mesler des François, soit que S. M. le fist par elle-mesme, ou par quelque autre sous son adveu; que le tout fust sous la protection du Roy, et mesme que pour le spirituel la colonie reconnust un archevesque ou évesque de France; qu'il y feroit passer des familles de Franconie. — Pour l'isle de Cayenne, c'est à quoy ce prince ne pense pas, mais bien au pays de Guyana, qu'il sçait estre capable de la mesme culture que le Brezil, et pouvoir donner les mesmes avantages à ses colonies, quand elles seront bien régies et composées de gens industrieux et de travail, comme sont ceux qu'il destine à cela, lesquels il voudroit mettre sous la protection et dépendence du Roy, et à certaines conditions, et mesme les obliger à porter toutes leurs denrées en France et non ailleurs, à la réserve de ce qui seroit à son usage, dont la quantité seroit limitée, en leur accordant les moderations dans les douanes. Ebendaselbst.

sächer Seelenhandel hatte damals unter allerlei Gestalten statt, und es gab Menschenverkäufer unter den geistlichen wie unter den weltlichen Fürsten.

Johann Philipp war beinahe stolz auf seinen Einfall. Es dünkte ihm herrlich, mittels Einwohner aus Ost- und aus Westfranken in der neuen Welt auch ein neues Frankenreich zu stiften.*) Jedoch hielt er es für zuträglich, zuerst Jemand dahin abzusenden, um genaue Kundschaft über die Örtlichkeit einzuziehen; er wünschte die französische Regierung möchte ein Gleiches thun.

Der Gesandte, nachdem er alles dieses vernommen hatte, verfuhr mit echt diplomatischer Bedachtsamkeit. Er erwiderte, alles Mitgetheilte fände er zwar recht schön; um es jedoch ins Werk zu setzen, brauchte sich Seine kurfürstliche Hoheit nur mit der vom Könige angeordneten westindischen Compagnie in Verbindung zu setzen und mit derselben sich über den Ort zu besprechen, wo er die Niederlassung seiner Ostfranken bewerkstelligen wollte. Johann Philipp wollte aber etwas mehr. Er redete wieder vom alten General Kaisler und wünschte sehr, Ludwig XIV. möchte ihn rufen lassen und ihn zu Rathe ziehen. Dies geschah aber nicht; die französische Regierung ließ jedoch den Einfall des mainzer Kurfürsten nicht unbeachtet und schenkte ihm sogar mehr Aufmerksamkeit, als der Gesandte wol vorhergesehen hatte. Dieser wurde nun auch achtsamer und berichtete fleißig über den Fortgang der Sache.

Es kamen indessen einige politische Begebenheiten dazwischen, welche die Thätigkeit oder die Zeit des Kurfürsten in Anspruch nahmen und auf andere Gegenstände richteten.

Die protestantische Stadt Erfurt wollte dem katholischen Kurfürsten nicht mehr gehorchen und empörte sich. Die Stadt mußte wieder unterworfen werden. Vielleicht hatte sie auf Unterstützung von Seiten Brandenburgs gehofft. Aber die Reichsacht war gegen sie erklärt und einige katholische Fürsten mit der Execution beauftragt worden, weshalb der Kurfürst von Brandenburg sich auf das Anerbieten seiner Vermittelung beschränkte. Dagegen sandte der König von Frankreich dem Kurfürsten von Mainz Hülfstruppen zu und General v. Pradelles kam an den Hof desselben, um sich mit ihm über den Plan der Belagerung zu besprechen. Der Kurfürst war so froh darüber, daß er dem französischen Feldherrn sagte, er überließe ihm die Ehre der Wiedereroberung Erfurts und nur mit Grafen v. Pradelles sollten die Erfurter capituliren können.

Heutzutage würde es empörend scheinen, wenn ein Fürst die Unterjochung seiner Unterthanen und ihr Schicksal einer fremden Macht aus bloßer Höflichkeit anheimstellte; damals sah es aber mit dem Nationalgefühl und manchmal auch mit den Pflichten und Rechten der Fürsten und Unterthanen noch sehr verworren aus; statt der politischen Interessen hatten noch Religionsinteressen die Oberhand im Cabinete der Fürsten. Alle Katholischen sahen sich als zu einem Bunde gehörig an, sowie andererseits alle Protestanten bereit standen, sich einander zu unterstützen — wenn eben kein näherer Beweggrund ein anderes Betragen vorschrieb. Die Erfurter mußten sich unterwerfen, und nicht allein der Kurfürst von Mainz, sondern auch der erfurter Stadtmagistrat — sicher ein anderer als derjenige, welcher während der Belagerung die Stadt regiert hatte — dankten dem Könige von Frankreich für die geleistete Hülfe. Von Berlepsch, brandenburgischer Abgeordneter, hatte vorgeschlagen, die Festung und ein Thor Erfurts zu einem Drittel mit mainzischen, zu zwei Drittel aber mit brandenburgischen und sächsischen Truppen besetzen zu lassen. Davon wollte Johann Philipp nichts hören, besonders seitdem er der französischen Hülfe versichert war. Er verlangte unbedingte Unterwerfung bei Pradelles' Ankunft, und man unterwarf ihm die Stadt, wie er es verlangt hatte.

Man hat es den deutschen Fürsten der damaligen Zeit als ein Vergehen gegen Nationalwürde und Nationalinteressen vorgeworfen, daß sie sich an Frankreich hingen, die Hand nach französischem Gelde ausstreckten und für Frankreichs Wohlfahrt, oder auch nur für Ludwig's XIV. Ehrgeiz sogar gegen ihre eigenen Landsleute kämpften. Was war aber das deutsche Reich? Fürsten und Städte, welche sich einander anfeindeten, sodaß die Schwächern Hülfe in der Nachbarschaft suchen mußten, um den Stärkern nicht unterzuliegen. Wenn nun vollends die Nachbarn im Auslande außer der Unterstützung auch noch baares Geld gaben, woran es im deutschen Reiche sehr gebrach, so nahm man keinen Anstand, sich dem mächtigen Beschützer in die Arme zu werfen. Daher standen sie im Schutze Spaniens, Schwedens, Frankreichs u. s. w.

Zu der Zeit, wovon hier die Rede ist, herrschte eine heftige Feindschaft zwischen dem Kurfürsten von der Pfalz und den benachbarten Fürsten. Der Vater des Erstern hatte durch seine Auflehnung gegen den Kaiser einen Theil seiner Länder verloren, und auf seine Unkosten hatten sich die Nachbarfürsten vergrößert. Er konnte an diesen Verlust nicht ohne Unwillen denken, und man war überzeugt, daß er die erste beste Gelegenheit ergreifen würde, um sich wieder in den Besitz der verlorenen Landstriche zu setzen. Mainz, Speier und Baiern beklagten sich über seine Feindschaft. Das einfachste Mittel wäre gewesen, ein Bündniß gegen den gefährlichen Nachbar untereinander zu stiften; aber keiner von ihnen traute dem andern; sie zogen ein einzelnes Bündniß mit Frankreich vor, zumal, da dieses noch dazu Subsidien gab, ohne einstweilen etwas dafür zu verlangen. Fürsten und Minister ließen sich auf die französische Pensionsliste setzen, und nur derjenige unter ihnen, welcher es ein wenig zu arg trieb in seinem Eifer für Frankreich, wurde zuweilen in seine Schranken zurückgewiesen. Dies war z. B. der Fall mit dem kurmainzischen Hofmarschall und Minister v. Boineburg gewesen, welchen der Kurfürst hatte absetzen müssen, weil er sich von Kaiser und König bestechen ließ und weil er allzu sichtbar fürs Ausland arbeitete. Man hat die Behauptung aufgestellt, Frankreich habe den Kurfürsten gezwungen, Boineburg abzusetzen*); allein seine Ungnade kam

*) On verroit la France orientale et occidentale faire une nouvelle France en un autre monde. Ebendaselbst.

*) Man sehe das Literaturblatt vom 15. Mai 1840.

vom französischen Hofe unterstützt und ungelegen. *) Der Kurfürst hatte nicht umhin gekonnt, den der Bestechung überwiesenen Minister abzusetzen. Er schenkte von nun an sein Vertrauen seinem einzigen Bruder, dem Domcapitular v. Schönborn, dem man viel Geist zuschrieb und als einen Ehrenmann rühmte **); aber auch dieser hatte bereits eine bedeutende Summe französischen Geldes eingesteckt. ***)

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Ein längerer Aufsatz im „Quarterly review", mitgetheilt im vorigen Jahrgange, benutzt Passavant's inhaltreiches und gediegenes Werk „Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi", um seinen Lesern das Leben Rafael's im Zusammenhange mit seiner künstlerischen Wirksamkeit ziemlich vollständig, aber gedrängt vorzuführen. Diese Abhandlung gibt gleichsam das von Passavant in Lebensgröße ausgeführte Portrait als Kniestück und in kleinerm Maßstabe wieder. Die Einleitung zu dieser biographischen Skizze enthält etwa folgende Andeutungen: Vasari's Bericht über das Leben und die Werke Rafael's galt lange Zeit als unantastbare Quelle, trotz der vielen darin vorfindlichen Ungenauigkeiten; man ahnte diese wol, wagte aber nicht, den Vasari, der ein so großes und gewiß wohlverdientes Ansehen hatte, zu revidiren. Unter den zahlreichen Schriften über die italienischen Maler, die innerhalb des laufenden Jahrhunderts erschienen sind, kann man fast keine nennen, welche den Bestand der vorhandenen Nachrichten mit wesentlichen neuen Facten vermehrte. Wir meinen hier die Werke von Duppa, Braun und Quatremère de Quincy über das Leben Rafael's. Des Letztern Werk ist in das Italienische über-

*) Il sembloit que j'estois touché de quelque esprit de divination, quand en prenant congé de vous, à Fontainebleau, j'eus l'honneur de vous parler de M. le baron de Boynebourg, grand mareschal et ministre de Monseigneur l'Electeur de Mayence, comme si non obstant les avis qu'on me donnoit qu'il devoit estre envoyé vers le Roy, j'eusse sceu que S. A. El. eust changé de dessein et pris d'autres résolutions à son esgard. Car en effect je l'ay trouvé disgratié et mesme hors d'apparence de retour, s'estant trouvé si estourdi de la chute, qu'il s'est d'abord tout confessé au premier interrogatoire, et tesmoigné ensuite n'avoir d'esperance et n'attendre son salut que de la grâce du prince. Ce ministre avoit tousjours essayé de faire croire qu'il gouvernoit son maistre, et les grandes largesses qu'on luy fit il y a quelques années de la part du Roy, ont fait voir qu'il y avoit réussy auprès de Messieurs les ambassadeurs extraordinaires à l'assemblée de Francfort tenue pour l'Election de l'Empereur. Schreiben Dufresne's an Colbert, Würzburg den 13. Sept. 1664.

**) C'est un homme d'honneur et d'esprit sur la parolle duquel on se pourra d'autant plus asseurement reposer qu'il ne sera rien dont il puisse estre desavoué. Ebendas.

***) Aus einem Schreiben des französischen Geschäftsträgers Gravel an Colbert vom 11. Oct. 1661 geht hervor, daß derselbe beauftragt worden war, folgende Summen auszuzahlen: 45,000 Livres an den Kurfürsten von Mainz, 18,000 an den Kurfürsten von Köln, 15,000 an den Freiherrn v. Schönborn, 2250 an den Freiherrn v. Boineburg. Letzteres war aber wol nicht die einzige Gratification, die er erhielt.

setzt worden; als eine Ergänzung, mit einer kritischen Beurtheilung einer neuerlich herausgegebenen Sammlung, kann deshalb ungeachtet als das vollständigste Werk über Rafael angesehen werden, welches vor dem beiweitem vorzüglichern Werke Passavant's erschienen ist. Eine neue Art kunstgeschichtlicher Forschungen, die der Gewohnheit, den Vasari zu copiren, ganz entgegengesetzt ist, verdankt man vielleicht in erster Stelle dem Pungileoni. Der erste 1817 erschienene Band von dessen „Leben des Correggio" beweist, daß es noch möglich war, aus bisher unbenutzten Klosterurkunden und ähnlichen Quellen einige wichtige Facta und chronologische Angaben abzugewinnen. Willig machte man diesen Schriftsteller zu seinen mühevollen Untersuchungen zu Urbino in Bezug auf Giovanni Santi, Rafael's Vater, und Rafael selbst; da er aber vielleicht fühlte, daß seine Biographie des Correggio einen umfassenden, mit der kritischen Genauigkeit in Verbindung gesetzten kritischen Geistes ermangelte, so begnügte er sich damit, die letztern Resultate seiner Untersuchungen in zwei Flugschriften als Material für künftige Geschichtschreiber zu veröffentlichen. Unter den Schriftstellern im Norden der Alpen folgte dem Beispiele des Pungileoni zuerst Hr. von Rumohr, der aber den Italiener an philosophischer Kritik übertraf. Rumohr erntet bei dieser Gelegenheit für seine „Italienischen Forschungen" von dem englischen Recensenten großes Lob. Der bis zum Kleinsten genauigkeitsvolle Forschungsgeist, wird gesagt, verbunden mit den Ansichten eines klaren Geschichtschreibers und nicht ungeübten Kenners, unterscheiden Rumohr von fast Allen, welche über diese Gegenstände um dieselbe Zeit geschrieben haben. Indeß wird der Leitfaden, dem Studium Rafael's und seinen Zeitgenossen gewidmete Band getadelt, indem die Geschichterzählung nur kurz und die Methode, die der Verf. in den frühern Bänden mit so großer Mühe befolgt habe, von ihm aus Gemächlichkeit oder Vielseitigkeit aufgegeben worden sei. Alsdann heißt es von Passavant: „Derselbe Geist genauer Forschung, dasselbe gewissenhafte Prüfen, Alles mit eigenen Augen zu besichtigen, ein noch praktischerer Blick und künstlerischeres Gefühl vereinigen sich in Passavant mit einer vorsichtigern Schonung particulairer Meinungen und Eindrücke. Was die philosophische Kritik betrifft, so reicht sie vielleicht Rumohr nicht; sein mühsames und gewissenhaftes Buch könnte vielleicht sogar in den Facten noch genauer und vollständiger sein, aber im Ganzen muß man gestehen, daß keine Arbeit von diesem Genre mit der in Rede stehenden an Fülle und Ursprünglichkeit der Nachrichten zu vergleichen ist." Der zweite Band wird als ausnehmend brauchbar gerühmt; er könne, heißt es, mit nur ganz geringen Verbesserungen, allen künftigen Compilationen dieser Art zum Muster aufgestellt werden. Als die wichtigste Partie in der Lebensbeschreibung selbst wird diejenige bezeichnet, welche sich auf die Erstlingswerke Rafael's und seine Jugendperiode bezieht, eine Periode, bei deren Beurtheilung und Betrachtung bisher die bloße Muthmaßung nur zu lange die Stelle historischer Genauigkeit oder nur des Strebens darnach usurpirt habe.

Die brittische Bibelgesellschaft zählt gegenwärtig in Großbritannien nicht weniger als 2572 associirte und Hülfsgesellschaften und 351 in den Colonien und andern brittischen Niederlassungen. Aus dem Jahresbericht für das Jahr 1840 (der 36. seit der Stiftung) erhellt, daß die Bibel und das Testament in 156 verschiedene Sprachen übersetzt wurden, nämlich in 47 europäische Sprachen, 6 asiatisch russische, 5 kaukasische, 3 semitische, 3 persische, 8 chinesische, 9 australische, 9 afrikanische, 8 amerikanische und 38 in Indien und Persien gangbare Dialekte; 18 andere waren am Schlusse des Jahres im Werke, obgleich noch nicht vollendet. Die Zahl der von der Gesellschaft vom 7. März 1804 bis zum 31. März 1840 gelieferten Bibeln betrug 4,771,004 und außerdem 7,551,467 Testamente.

S.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 138. — 18. Mai 1841.

Ein deutsches Colonisationsproject des 17. Jahrhunderts.

(Beschluß aus Nr. 137.)

Um diese Zeit ereignete sich eine andere Begebenheit, welche den französischen Einfluß in Deutschland zeigte. Der Herzog von Mecklenburg hatte die Länder seines Vaters nur unter der üblichen Bedingung zu regieren bekommen, daß er der Mutter ihren Witwengehalt und seinen Schwestern einen Jahrgehalt oder eine Aussteuer zahlen sollte. Da er aber der Verschwendung ergeben war, so verpraßte er in fremden Ländern die Einkünfte seines Landes, wurde in Paris katholisch und verheirathete sich daselbst. Seine verlassene und darbende Familie wandte sich mit ihren Klagen ans Reich, und dieses legte dem Herzoge, unter Bedrohung mit Execution, die Verbindlichkeit auf, die seinen Verwandten schuldigen Gelder zu zahlen. Durch seinen Übertritt zur katholischen Religion und durch seinen Aufenthalt am französischen Hofe hatte er sich jedoch die Gunst Ludwig's XIV. zu sehr erworben, als daß er sich den Reichsbefehl sonderlich hätte zu Herzen zu führen brauchen; er zahlte daher auch keinen Heller und fuhr fort sehr flott zu leben. Indessen sollte die Reichsexecution vor sich gehen; schon hatte der französische Gesandte einen Aufschub erlangt; auch dieser ging mit dem J. 1664 zu Ende; der Kurfürst von Mainz verwendete sich nun mit dem französischen Gesandten für ihn, aus Rücksicht, wie er sagte, auf die Bekehrung des Herzogs und auf den Wunsch des Königs von Frankreich, und wirkte beim Kurfürsten von Brandenburg, dem Hauptexecutor, wieder einen Aufschub aus, zum großen Leidwesen der herzoglichen Familie, welche mit Recht auf den Herzog sehr aufgebracht war, da er sie in der Noth stecken ließ. Der Kurfürst von Mainz versprach sogar für den Neubekehrten einen immerwährenden Aufschub, d. h. die Vereitelung des Urtheils der Reichsgerichtskammer zu bewirken *), wie sie der Adel am französischen Hofe erschlich, wenn seine Gläubiger ihn zu hart drängten. Auf die Rechte der Gläubiger wurde in der mecklenburgischen Angelegenheit so wenig Rücksicht genommen als in Frankreich bei den Adelsschulden.

Besagter Herzog von Mecklenburg muß ein mauvais garnement gewesen sein; denn in der Folge beklagte sich auch seine Frau beim französischen Hofe über ihn, weil er sich schlecht gegen sie betrüge und ihre Habe aufzehrte. Ludwig XIV., sein Beschützer gegen seine Gläubiger, wurde sehr ungehalten auf ihn. *) Dies sei jedoch nur beiläufig gesagt; ich komme auf Johann Philipp's Colonisationsproject zurück.

Der französische Hof hatte sich geneigt bewiesen, nach dem Vorschlage Johann Philipp's einen Agenten zu ernennen, welcher in Übereinstimmung mit dem mainzischen das Land Guyana bereisen und untersuchen sollte. Der mainzer Abgeordnete sollte mit dem Gesandten nach Frankreich abreisen und sich dort mit dem französischen Agenten nach Amerika einschiffen. Einstweilen blieb Dufresne noch am kurfürstlichen Hofe.

Der Winter verstrich; 1665 vergrößerte sich das Project des Kurfürsten von Mainz bedeutend. Er hatte mit dem Kurfürsten von Baiern über sein Vorhaben gesprochen und es ihm so annehmlich dargestellt, daß dieser Fürst daran Theil nehmen wollte. Jedweder von ihnen wollte nämlich einen Landstrich längs Guyanas Küsten in Besitz nehmen, denselben mit seinen Unterthanen bevölkern und den Handel daselbst durch einen deutschen Ver-

*) M. l'Electeur — m'a dit que sy une fois on avoit obtenu ce delay, il employeroit volontiers ce qu'il a d'habitudes à la cour de l'Empereur pour faire donner une surséance à toutes les exécutions des créanciers de M. de Meklebourg, qui seroit un moyen de les rendre aussy traictables et couples qu'à présent ils sont fiers, arrogans et déraisonnables; que la dignité d'un prince de cette qualité et sa conversion à la religion catholique méritoient bien ce secours d'un Electeur qui en fait profession, quand il ne le considéroit pas comme un allié de S. M. Schreiben Dufresne's an den König von Frankreich, Erfurt den 16. Dec. 1664.

*) Sie legte Fürbitte für ihn ein und wünschte, daß, falls sie seine Gnade erwirkte, dies dem Herzoge bekannt würde, damit er dadurch bewogen würde, sie glimpflicher zu behandeln und nicht ihr Gut durchzubringen. „Prospère", schrieb sie aus Schwerin am 22. Sept. 1672 an den Kriegsminister Louvois, „que si vous vous radoucés (radoucissez) qu'il paroitra que c'est à la prière que je vous en ay faite, et que je vous ay supplié d'avoir soin des interests de M. mon mary, ne voyant que cette ressource pour le retenir des conseils que l'on luy donne pour en mal user avec moy, et disposer de mon bien fort désagréablement pour mon frère." Dieses Schreiben befindet sich im pariser Kriegsarchiv.

ein betreiben lassen. Auch andere deutsche Reichsfürsten hoffte Johann Philipp für sein Unternehmen zu gewinnen. *) Ein aus Hamburg gebürtiger Kaufmann, welcher lange im Dienste der ostindischen Compagnie Hollands gestanden und sich nachher in Baiern niedergelassen hatte, wo ihm bedeutende Handelsprivilegien ertheilt wurden, entwarf ein Project, welches viele Sachkenntniß verrieth. Er galt für einen in überseeischen Handelsangelegenheiten und in dem Wolle- und Seidefabrikwesen sehr bewanderten Mann; in Holland soll er nicht seines gleichen gefunden haben. **) Es ist Schade, daß sein Name in den Berichten nicht genannt wird. Vielleicht findet sich in mainzer oder in bairischen Archiven das Original oder eine Abschrift der Entwürfe, die er auf Geheiß der beiden Fürsten aufgesetzt hatte.

Frankreich sollte nach wie vor die Oberherrschaft über die deutschen Colonien ausüben und die Reichsfürsten gewissermaßen mit den guayanischen Landstrichen, welche sie bebauen lassen wollten, belehnen. Hiermit begnügte sich der kriechende Kurfürst von Mainz aber noch nicht, sondern ging noch einige Schritte weiter. Er wollte sich anheischig machen, erstlich Alles, was er zur Anlegung der Colonien gebrauchte, aus Frankreich und zwar von den königlichen ost- und westindischen Compagnien anzuschaffen. Zweitens wollte er den Handel mit den deutschen Colonien nur über Frankreich betreiben, also alles aus besagten Colonien Ankommende sollte in französischen Häfen anlanden, alles nach den Colonien Bestimmte durch Frankreich gefahren und daselbst eingeschifft werden. Sogar die Vortheile, welche ihm die Rheinschiffahrt gewährte, wollte er freiwillig aufgeben und diese natürliche und bequeme Handelsstraße gar nicht gebrauchen, also auch künftighin die Colonialwaaren gar nicht mehr aus Holland beziehen, noch mit den Holländern Handel treiben.

Tiefer liegende politische Zwecke wurden mit dieser beabsichtigten Umwälzung im deutschen Handel verbunden. Wären einmal die Reichsfürsten in Hinsicht des Handels von Frankreich abhängig, hieß es, so würden sie sich auch in politischer Hinsicht nicht von der Allianz mit demselben losreißen können und Ludwig XIV. würde sie alsdann in seiner Gewalt haben. ***)

Solch ein Gewebe von antinationalen Ränken ließ sich ein Erzkanzler des Reichs einfallen oder vielmehr eingeben; denn er hatte wol nicht selbst so weit hinausgedacht.

Nach diesem Plane wäre aller Vortheil für Frankreich, alle Gefahr, Wagniß und Auslage für Deutschland gewesen. Daß der Kurfürst von Baiern sich in die Unternehmung einließ, schien dem französischen Gesandten wichtig, da dieser Kurfürst in einigen Theilen seines Landes dürftige und arbeitsame Leute, er selbst aber viel Geld in seinen Koffern habe, beträchtliche Einkünfte genieße und also der reichste aller Kurfürsten sei. *) In Baiern sowie im Mainzischen würden viele Spezereien und viel Zucker verbraucht. Könnte der Kurfürst das Monopolium dieser Waaren an sich ziehen, so würden zwar einige Städte Deutschlands, welche mit Colonialwaaren handelten, dadurch ihren Handel verlieren, aber der Kurfürst würde sehr dabei gewinnen. **) Dieser Fürst folgte dem hochherzigen Beispiele seines Vaters Maximilian; er hatte viel Verstand und legte sich mit Ernst auf Staatsgeschäfte. ***) Der französische Gesandte äußerte den Wunsch, das Unternehmen möchte gelingen. Natürlich nahm der französische Hof das Anerbieten von Mainz und Baiern mit beiden Händen an und ließ sich besonders das Versprechen wiederholen, nur über Frankreich mit den Colonien Handel treiben zu wollen, wodurch man dem holländischen Monopol in Norddeutschland einen tödtlichen Streich zu versetzen hoffte. Es fehlte nicht an Gründen dazu. Man bemerkte nämlich, daß man die Colonialwaaren über Holland nur durch die zweite oder dritte Hand erhielte, wogegen man sie künftighin direct zu beziehen hoffte. Vermuthlich glaubte man, das zu colonisirende Land würde alle Spezereien und sonstige Colonialwaaren hervorbringen, oder man gedachte das Fehlende von den französischen Handelscompagnien zu kaufen.

Allmäliges Nachdenken bewog jedoch den Kurfürsten von Baiern sich einige Vorrechte auszubedingen. Von der unsinnigen Verbindlichkeit, welche der Kurfürst von Mainz hatte eingehen wollen, alle Producte der deutschen Colonien den französischen Handelscompagnien zu überliefern, war schon lange keine Rede mehr. Der Kurfürst von Baiern verlangte, daß die Ländereien Guyanas in demselben Lehnsverhältnisse zur französischen Krone stehen sollten, wie die deutschen Fürstenländer zum Reiche; ferner sollten sie nur von Deutschen verwaltet und nach deutschem Rechte regiert werden; diejenigen deutschen Familien, welche die Colonie begründen wollten, sollten aus französischen Häfen (wahrscheinlich auf Kosten Frankreichs) nach Amerika eingeschifft werden. Auch der französische Gesandte zu Mainz sah ein, daß man den Deutschen bei dieser Colonisation einige Vortheile einräumen und den dieselbe befördernden Fürsten Privilegien ertheilen müßte.

Spanien hatte von diesen Unterhandlungen, so heimlich sie auch betrieben wurden, Nachricht erhalten und so-

*) Si les choses pouvoient s'adjuster de la sorte, S. A. El. ameneroit M. l'Electeur de Bavière et d'autres princes catholiques de l'Empire à ce parti, qui donneroit une merveilleuse réputation au commerce de France. Schreiben Dufresne's an Colbert vom 15. März 1665.

**) Comme le plus sçavant et le plus entendu en ces sortes de commerce, qui se soit encore veu en Hollande. Schreiben desselben vom 14. April 1665.

***) Ce sera un merveilleux engagement de ces princes envers le Roy et sa couronne, pour les avoir amis dans l'Empire, et je conçoy qu'il sera plus fort que n'est celuy qui se fait par des traittes d'alliance. Schreiben desselben vom 21. April 1665.

*) Il est le plus riche Electeur de l'Empire et le mieux en ses affaires. Schreiben Dufresne's vom 14. April 1665.

**) Cela véritablement pourra dessecher le commerce de deux ou trois villes d'Allemagne, où tout le pays de Bavière se fournissoit, qui consomme beaucoup de sucres et d'espiceries, aussy bien que font les estats de Mayence; mais l'Electeur de Bavière y trouvera mieux son compte, parce qu'il en pourra le monopole. Ebendaselbst.

***) ayant beaucoup de sens, et l'appliquant sérieusement aux affaires. Ebendaselbst.

gleich war Don Cristoforo de Roras, ein zum Bischofe beförderter Franziskanermönch, nach Deutschland abgesandt worden, um auch von spanischer Seite die katholischen Deutschen an sich zu ziehen. Der Gesandte begab sich zuerst nach Wien und erhielt die mündliche und schriftliche Genehmigung des Kaisers zu seinem Vorhaben. Von da begab er sich zu den katholischen Reichsfürsten. Johann Philipp, welcher von der bevorstehenden Ankunft desselben benachrichtigt worden war, sandte ihm seine Sänfte entgegen, mit seinem Beichtvater, dem P. Brünig, darin, welcher als ein schlauer Jesuit den spanischen Bevollmächtigten ein wenig aushorchen sollte, um zu erfahren, was denn eigentlich für ein Zweck hinter dessen Sendung steckte.*) Es bedurfte dieser List jedoch nicht, denn Don Cristoforo de Roras machte kein Geheimniß aus seinem Auftrage. Er hatte die kaiserliche und die spanische Vollmacht, deutsch-katholische Fürsten, welche Colonien anlegen wollten, aufzufodern, sich an Spanien zu wenden, welches ihnen verstattete, sich auf den Küsten, Ufern und Inseln niederzulassen, welche ihnen in den spanischen Besitzungen anstehen könnten, und ihnen in allem auf ihre bezweckte Niederlassungen Bezüglichen gern behülflich sein wollte. Es sollte ein Verein unter dem Namen der kaiserlichen indischen Compagnie gestiftet werden. Die Schweden, obwol sie protestantisch waren, sollten mit in dieses Bündniß gezogen werden, und da sie Anschläge auf Bremen hatten, so war Spanien nicht abgeneigt, ihnen in diesem geheimen Anschlage zu willfahren. Don Crist. de Roras hatte deshalb mit dem schwedischen Geschäftsträger zu Regensburg heimliche Conferenzen gehabt, und als eines Abends um 10 Uhr der Erzbischof von Salzburg zum Besuche beim spanischen Bischofe gekommen war, hatte der Schwede, welcher gerade sich mit diesem in der Stille unterhielt, leise aus der Hinterthür entschlüpfen müssen, um keinen Verdacht zu erregen**); denn damals gehörte Heimlichkeit noch mehr als heutzutage zur diplomatischen Klugheit.

Dem Erzkanzler des Reichs und wahrscheinlich auch andern deutschen Fürsten schien es aber höchst bedenklich, den Schweden eine so wichtige Handelsstadt, als Bremen war, einzuräumen; schon hätten sie durch den nach Wismar gezogenen Handel, hieß es, den Städten Lübeck und Rostock großen Schaden zugefügt; nähmen sie nun auch noch Bremen ein, so würden sie aus dieser Stadt die Hauptniederlage des Handels der zu errichtenden indischen Compagnie machen, mit Spanien im Einverständniß leben und ihrer natürlichen Armuth abhelfen, welche sie bisher so geschmeidig gegen Frankreich gemacht hätte.***)

Dies war wenigstens die Ansicht des bestochenen Erzkanzlers, wie er sie dem französischen Gesandten offenbarte. Der spanisch-kaiserliche Handelsverein wegen Colonialwaaren kam nicht zu Stande. Aber auch Frankreich sah den vom Reichserzkanzler ausgesonnenen oder vorgetragenen und vom Kurfürsten von Baiern unterstützten Plan nicht zur Reife bringen. Der Seekrieg zwischen Holland und England, der spanische Erbfolgestreit, welcher einen Theil Europas mit Krieg bedrohte, dann der Tod des Kurfürsten von Mainz und noch andere Zeitumstände verhinderten die Fortsetzung der Unterhandlungen und in der Folge war keine Rede mehr davon; wenigstens findet sich nichts weiter darüber in den französischen Gesandtschaftsberichten. Einige Zeit vor seinem Ende hatte der Erzkanzler noch mit dem Leibnitz'schen Projecte einer Landung der Franzosen in Ägypten zu thun, woraus aber ebenso wenig etwas wurde als aus dem mainzisch-bairischen Projecte einer Colonie in Guyana. Etwas später versuchte der Kurfürst von Brandenburg eine Niederlassung auf der afrikanischen Küste; diese hatte aber wenig Fortgang, und da kein anderer deutscher Fürst zur Theilnahme aufgefodert worden zu sein scheint, so war dies nur ein Privat-, nicht ein Nationalunternehmen und blieb ohne Folgen für den deutschen Handel.

Der Herzog von Kurland, welcher allerlei feil hatte, als Soldaten, Colonien und Schiffe, hatte seine Besitzungen auf der Küste von Guinea an England verkauft. Frankreich bot er heimlich seine Schiffe zur Miethe oder zum Kaufe an*) und an Holland lieferte er Truppen, welche 1672 im Kriege gegen Frankreich gebraucht wurden. Der Mann verstand sich darauf, aus Allem Geld zu ziehen, war aber deswegen noch kein Handelsmann und seine Colonisationsversuche sind kaum einer Erwähnung werth. Deutschland ist seit der Mitte des 17. Jahrhunderts niemals wieder in Versuchung gerathen, etwas dieser Art auszuführen, und hat mithin auch die Schuld des abscheulichen Sklavenhandels nicht auf sich geladen. Dagegen hat vielleicht kein anderes Land fremden Gegenden so viele Ansiedler geliefert als dieses. G. B. Depping.

The gipsy king; and other poems. By *Richard Howitt*. London 1841.

Die drei Geschwister Howitt sind ein seltenes Trio. Geborene und erzogene Quäker, beweisen sie durch die That, daß diese sprüchwörtlich praktische Sekte dem legitimen Anbaue der Phantasie und dem Sinn für Kunst und Dichtung nicht län-

---

*) affin de le sonder, en parlant avec lui teste-à-teste. Schreiben Dufresne's an Colbert vom 11. Mai 1665.

**) Il ne se trouva jamais plus embarrassé qu'un soir qu'il estoit avec luy, et que l'archevesque de Salzbourg y survenant, vers les 10 heures du soir, il avoit esté obligé de faire évader le Suédois par la porte de derrière. Ebendaselbst.

***) De la manière qu'ils pensoient, ils s'accommoderoient volontiers avec l'Espagne pour le commerce des Indes, et se mettroient en estat au moyen de l'establissement qu'ils en feroient à Brème et dans l'Allemagne, de sortir de cette pauvreté qui jusques icy les a rendus maniables à la France. Ebendaselbst.

*) J'apprends qu'il a desja traitté avec le Roy d'Angleterre de ce qu'il avoit dans la rivière de Gambie. — Il tesmoigne grande inclination à servir le Roy et mesme les Compagnies de bastimens de guerre, comme s'il le pouvoit et vouloit faire à meilleur compte que les autres; et si on en vouloit traitter, il désireroit que cela se fist secrètement et non par une personne publique. Schreiben Dufresne's an Colbert vom 24. April 1665.

gen ungangbar sein will. Allerdings haben die Howitt mit dem „Practicalismus" ihren „Freunde" einen Kampf zu bestehen gehabt; aber unterm Schutze der jungen Quäker und Quäkerinnen sind sie Sieger geblieben, denn bis zu welchen Extremen auch jetzt noch viele gewissenhafte Quäker der alten Schule ihre Ansichten von Dem treiben, was sich schicke und gebühre: die alte Strenge stirbt mit der alten Schule und die aufwachsende Generation huldigt dem Glauben, daß sie nicht die einzigen Menschen seien, geschaffen, „trocken verbraucht zu werden". William Howitt genießt in England den Ruf eines fleißigen und gewandten Journalisten. Mary Howitt steht mit Recht hochgeachtet. Die schöne Einfachheit und echt weibliche Grazie ihrer Dichtungen geben ihr einen Ehrenplatz unter den achtbaren Schriftstellerinnen. Richard Howitt, Verfasser des „Zigeunerkönigs und anderer Gedichte", ist noch am wenigsten gekannt, aber auf gutem Wege, es zu werden. Er gehört zu den Anhängern Wordsworth's und geht in dessen Verehrung wol zu seinem eigenen Nachtheile zu weit. Nicht genug, daß er ihm in der Wahl der Gegenstände und im Versbau folgt, ahmt er ihm in seiner Denkweise und selbst in seinen Ausdrücken nach. Dadurch fodert er zur Vergleichung auf und „Vergleichung ist eine gefährliche Probe", zumal wenn, wie in vorliegendem Falle, das Kleinere sich neben das Größere stellt. Nur darin ist der Schüler dem Meister vollkommen ähnlich, daß die Dichtkunst ihm nicht die Sklavin des Stolzes oder der Lust, sondern die freie Dienerin alles Guten und Edeln gilt, denn gleich Wordsworth achtet Howitt sie für eine göttliche Kunst, zu hehr und heilig, um in den Dienst der Leidenschaft gepreßt oder zum Spielwerk der Langweile entwürdigt zu werden. Obwol jedoch Nachahmer, verdient Howitt schon jetzt unter den englischen Dichtern einen bevorzugten Namen. Die Natur ist sein Tempel, wo sein Geist in ungefesseltem Fluge mit der geheimnißvollen Macht des Universums verkehrt. „Der Zigeunerkönig" ist das Hauptgedicht in der Sammlung dieses Titels und böte zu einem viel längern Gedichte hinreichenden Stoff. Der Held, Harry Lee, wird in einer stürmischen Novembernacht unterm Zeltdache eines wandernden Zigeuners geboren und bis zu seinem zwölften Jahre im Hause eines Dorfgeistlichen erzogen, dem seine Mutter eine treue Magd gewesen. Dann klingt in die Brust des Knaben die räthselhafte Stimme des Bluts und treibt ihn fort aus dem Hause seines Wohlthäters, ein wildes Wanderleben zu beginnen, wie sein Vater es gelebt. Nachdem er ein kecker, wagehalsiger Zigeuner geworden, kehrt er an den Tummelplatz seiner Kindheit zurück und findet seine Gespielin, des Pfarrherrn einzige Tochter, weinend am Grabe ihrer Mutter. Ellen Bedoke wird die Seinige und folgt ihm ins Zigeunerlager. Hier erwacht sie aus dem Traume, der ihre Sinne umstrickt, entflieht, sieht die traute Heimat wieder und stirbt. Harry Lee verfolgt die gewählte Bahn, wird zum Könige ausgerufen und herrscht bis an seinen Tod, der unerschrockene, grundsatzlose Führer eines wilden Geschlechts. Dann schließt das Gedicht mit den Zeilen:

Thenceforth what of their king became?
He had the fate of other kings —
To his last gasp his power he kept —
He reigned his time — then soundly slept
Amongst forgotten things.

Yet was not totally forgot —
Amongst his tribe he left a name,
With stains of deepest dye defaced,
Yet with some traits that would have graced
The greatest in their fame. (74.

Mancherlei.

Der nicht trennende Unterschied und nicht mischende Zusammenhang, wovon C. L. Reinhold seiner Zeit viel gesprochen, kommt jetzt durch seinen Sohn und den jüngern Fichte in der Philosophie wieder zum Vorschein und sie bezeichnen damit die philosophische Auffassung jenes ursprünglichen Dualismus des Idealen und Realen, Gottes und der Welt, wodurch Wandelbares am Unwandelbaren, Leibliches als Wirklichkeit des Geistigen, außerdem nur unter dessen Möglichkeit stehend, wie die Bardili unter dem prius τοῦ ἔχειν — gesetzt wird. Mit allem diesen wird das Wesen des logischen Grundes und seiner Folge ausgedrückt; denn beide sind unterschieden und nicht getrennt, zusammenhängend und nicht gemischt, verhalten sich wie Allgemeines und Besonderes, können genannt werden Manifestation des Innern am Äußern, des Unendlichen am Endlichen, des Urbildes am Abbilde u. s. w., das Eine und Alle. Folgt dann die Philosophie der sinnlichen Auffassung des Gegebenen, so läßt sie das Bewußtvolle aus dem Bewußtlosen werden; folgt sie der geistigen Auffassung, so läßt sie das Bewußtvolle sich einbilden, einschaffen, verwirklichen im Bewußtlosen. Nach jenem Proceß entsteht die Persönlichkeit als Erscheinung, nach diesem scheint sie durch in der entstandenen Wirklichkeit. Beiderlei Ansichten sind eigentlich eine Transsubstantiation des logischen Verhältnisses von Grund und Folge, von Allgemeinem und Besondern, der die Philosophen vielleicht unvermeidlich entgegengetrieben werden, da sie doch nur mit logischen Begriffen etwas einsehen und begreifen.

Kirchenväter haben gesagt: „Die Philosophie ist nützlich, um einzusehen, daß sie nichts nützt." Dennoch haben sie Philosophie in ihre Theologie hineingetragen und dieser dadurch eine Haltung gegen das Heidenthum gegeben. Heutzutage wird die solchergestalt entstandene und in spätern Zeiten noch weiter ausgebildete dogmatische Theologie in die Philosophie hineingetragen, damit diese eine Haltung gewinne, welche sie außerdem verloren zu haben scheint.

Eitelkeit ist eine Selbstgenügsamkeit, die leicht befriedigt wird, Hochmuth ein solche, die nicht befriedigt werden kann. Die meisten Menschen tadeln und verfeinden die Eitelkeit, verehren aber und hätscheln den Hochmuth, jenes aus Neid und Eifersucht, dieses aus Feigheit und Scheu; sodaß Jemand durch Eitelkeit dem Spott sich preisgibt, durch Hochmuth gefällige Umgebungen gewinnt. Der Weise — das heißt Einer, der nicht selbst in Eitelkeit und Hochmuth verfallen will — lobt sich die Vergnüglichkeit der Eitelkeit und meidet die spröde Gegenwart der Hochmüthigen. Nur dann wird die Eitelkeit lästig und widerlich, wenn sie in Prahlsucht umschlägt, wie bei den Juden.

Philosophie läßt sich beschreiben als die Wissenschaft, nicht blos Alles besser zu wissen als Andere, sondern umgekehrt. Nach Copernikus bewegt sich nicht der Himmel, sondern die Erde; nach der Theorie des Setzens steht das Bild der Gegenstände auf der Netzhaut des Auges kopfunten statt kopfoben; nach einer Theorie der Passatwinde, die jüngst irgendwo gegeben worden, bewegt sich der Wind nicht gegen das Haus, sondern das Haus gegen den Wind; gleichwie bei einer nach Westen abgeschossenen Kanone nicht die Kugel gegen die Festung, sondern die Festung gegen die Kugel fliegt. Ironisch wäre Hegel's Behauptung nicht ohne Analogie, die philosophische Wahrheit erscheine dem gewöhnlichen Menschenverstande absurd. Streng genommen, folgt daraus, man habe in allen Dingen das Absurde aufzusuchen, um philosophische Wahrheit zu finden, was allerdings für das Verständniß mehrerer Systeme, z. B. des Hegel'schen, den Schlüssel gibt.

Alle Gotteserkenntniß, wornach Philosophen und Theosophen streben, wird nie über die Worte im Gebet des Herrn hinausreichen: „Vater Unser, der du bist im Himmel!" 50.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 139. — 19. Mai 1841.

Das System der deutschen Constitutionen. Erster Theil. Das Volk. — Auch u. d. T.: Die allgemeinen politischen Rechte und Pflichten der Staatsgenossen in den constitutionellen Staaten des deutschen Bundes. Dargestellt von Eduard Hermsdorf. Leipzig, Gnobloch. 1840. Gr. 8. 1½ Thlr.

Wie die vergleichende Statistik zwar vielleicht unmittelbar zur Übersicht über die statistischen Verhältnisse eines einzelnen Staates nur wenig beiträgt, dagegen das allgemeine statistische Wissen, die statistische Kunst ungemein gefördert und dadurch auch auf die bessere statistische Darstellung der einzelnen Staaten den wesentlichsten Einfluß gehabt hat: so wird auch aus einem vergleichenden Staatsrechte nicht unmittelbar für die Kenntniß der positiven Gesetzgebung des einzelnen Staats, aber wol für die allgemeine Gesetzgebungswissenschaft gar Vieles gewonnen. Man hat wol früher solche Zusammenstellungen versucht, aber in Vorschlag gebracht, in der Hoffnung, daß sich daraus ein allgemeines Staatsrecht, auf das man im Zweifel recurriren, das man als subsidiarisches benutzen könne, entwickeln werde. Aber, abgesehen davon, daß es sehr zu bezweifeln ist, ob jemals die Gültigkeit eines solchen doctrinellen Staatsrechts anerkannt werden würde, sind auch die staatsrechtlichen und politischen Einrichtungen vielfach durch den Charakter, die Geschichte und die sonstigen Zustände jedes Landes und Volkes wesentlich bedingt, und wenn sie nicht der treue Ausdruck des von den Verhältnissen Gefoderten und Getragenen sind, so ist das eben ein Fehler und sie passen überall gleich, aber nirgend recht hin.

Der Verf. der vorliegenden Schrift hat sich eine weniger umfangreiche, aber hoffnungsreichere und nützlichere Aufgabe gestellt und das mit Liebe unternommene und mit Genauigkeit ausgeführte Werk wird gewiß zur politischen Bildung der Freunde des constitutionellen Lebens und zu manchen Verbesserungen des constitutionellen Gesetzgebungspolitikrechts möglich beitragen. Er ordnet die Bestimmungen der Verfassungsgrundgesetze nach den Angelegenheiten, die sie betreffen, hebt in zweckmäßiger Weise die Punkte hervor, auf die es in jedem Falle besonders ankam, stellt nun die verschiedenen Versuche zur Lösung der einzelnen Aufgaben zusammen und fügt oft einen eigenen Vorschlag bei, durch welchen er die von ihm bemerkten Mängel zu heben glaubt. Hier wird man durch die Vergleichung erst recht auf die Bedeutung der verschiedenen Fassung aufmerksam. Wenn man so diese Bestimmungen nebeneinander liest, fühlt man recht, daß in der That die Gesetzgebung in unserer Zeit, unter meistens so vielfach ineinander eingreifenden Verhältnissen und mit einer Sprache, die, zum Theil wol in Folge der Einführung der fremden Rechte, an Tauglichkeit zu einer Rechtssprache wol mehr verloren als gewonnen hat, eine sehr schwierige Sache ist. Wollte man so manche dieser allgemeinen Sätze, wie sie in vorliegendem Werke verzeichnet sind, durchnehmen und die einzelnen Worte prüfen, was könnte man nicht alles herausdeuten?

Der Verf. stellt das hier Gebotene als den ersten Theil eines „Systems der deutschen Constitutionen" dar. Im gegenwärtigen hat er es mit den allgemeinen Bestimmungen über Rechte und Pflichten der Staatsbürger zu thun, die, nach dem Vorgange der ersten französischen Constitution, in die meisten neuen Staatsgrundgesetze aufgenommen worden sind. Er beschränkt sich auf die deutschen Verfassungen, führt aber doch in diesem Theile aus guten Gründen auch die Bestimmungen der französischen Verfassungen mit auf, deren Nebeneinanderstellung an sich schon interessant und ergötzlich ist. Der Verf. vertheidigt die Aufnahme jener allgemeinen Bestimmungen in die Verfassungsurkunden. Wir können diese Vertheidigung in dem Sinne, in dem sie gefaßt ist, nicht bekreten. Denn er geht von der Ansicht aus, daß man dadurch das Volk über seine Rechte und Pflichten habe aufklären wollen. Aber ist das wirklich geschehen und konnte es in dieser Weise geschehen? Wir können den Werth dieser Bestimmungen nur da anerkennen, wo sie, in einer Zeit erlassen, die vielfache Reformen für nöthig hielt, zu Richtschnuren an der Gesetzgebung dabei dienen sollten, zum Theil Versprechungen waren, die erst durch eine umfassende Gesetzgebung gelöst werden mußten. Sie sind bindend und bestimmend für Regierung, Stände, Behörden, der Bürger aber kann von Umfang und der innern Natur seines Gebietes und seiner Pflicht genau nichts wissen, wenn er weiter nichts als diese Bestimmungen kennt.

Der Verf. beginnt mit einer Einleitung, in der er sich über einige wichtige staatsrechtliche und politische

Vorfragen auf eine Weise ausspricht, die unverkennbar zeigt, wie gründlich und selbständig er darüber nachgedacht hat und wie tüchtig seine Gesinnung ist. Hier kommt zuerst die soeben besprochene Schutzrede. Er bezeichnet darauf als den Zweck des Staats: daß der Staat vorhanden sei, „um das wahre, das äußere wie das innere Wohl der Staatsgenossen durch Gemeinschaftlichkeit besser zu erzielen, als dies durch Einzelwillen und Einzelkraft möglich ist". Wir können es nur billigen, daß er sogleich die Natur des staatlichen Wirkens charakterisirt und sich nicht, wie gewöhnlich geschieht, begnügt hat, irgend eine Aufgabe als den Zweck des Staats zu nennen, für welche der Staat allerdings ein Mittel, aber nicht das einzige Mittel ist. Zugleich liegt in seiner Fassung die Anerkennung des richtigen Grundsatzes, daß der Einzelwille, die Einzelkraft die Regel bilden, und nur da, wo sie untauglich zur Lösung der Aufgabe sind, die Gemeinschaftlichkeit eintritt. Der Verf. versucht weiterhin eine Classification der verschiedenen Regierungsformen, wobei wir bei der Demokratie den Unterschied zwischen reiner und repräsentativer, sowie überhaupt die Rücksicht auf die Verhältnisse föderativer Staatsverbände vermissen. Er spricht sich zu Gunsten der erblichen Monarchie und gegen die Theilung der Staatsgewalt, wol aber für eine Beschränkung der letztern in der Ausübung aus. Von der Vertragstheorie hat er sich dagegen nicht trennen können und bringt sie auch mit einer Volkssouverainetät in Verbindung, wobei er jedoch beide, mit andern, besonders den deutschen Anhängern derselben, in einer Weise auslegt, wo sie in der That die praktische Gefährlichkeit verlieren, um derer willen sie von manchen Seiten her verfolgt wurden, und wo sie ziemlich künstliche und mystische Dinge werden. Gelungen scheint uns seine Beweisführung nicht. Er behauptet: die Souverainetät stelle sich ursprünglich als Eigenthum der Gesammtheit der Staatsgenossen, des Volks, dar. Als Beweis dieser, z. B. durch die Geschichte der germanischen Staaten sehr zweifelhaft werdenden Behauptung führt er nur an: „Aller Wille im Staate ist ein Wille, der auf Erreichung der Gemeinwohlfahrt gerichtete. Die Macht, diesen Willen zur That zu machen, geht von letzterm (dem Volke) aus und ist demnach nicht minder der Gesammtheit." Was nun den erstern Satz betrifft, so würden wir ihn nur richtig finden, wenn er hieße: aller Wille im Staate soll auf Beförderung der Gesammtwohlfahrt gerichtet sein. Und dem zweiten Satze widersprechen Geschichte und Erfahrung nur zu vielfach. Wollen wir auf die factischen Zustände sehen, so finden wir fast immer und überall die Herrschaft Weniger über Viele, meist staatsrechtlich begründet, außerdem thatsächlich vorhanden. Wollen wir uns aber zu dem Reiche der Idee flüchten, so können wir nicht den Gesammtwillen, sondern müssen den Gesammtzweck für die höchste Richtschnur erklären und das Recht zur Herrschaft den Wolfesten, wie die Alten sagten, den Geeigneten zusprechen. Denen, überhaupt der Vernunft zu folgen, ist für Alle sittliche Pflicht. Der Verf. sagt selbst, es sei „in jeder Beziehung unmöglich, daß diese Macht in der Wirklichkeit von der Gesammtheit ausgeübt werde", was wir nicht unbedingt behaupten möchten, sobald wir z. B. an kleine schweizerische Cantone denken; er sagt ferner, es sei dies „ebenso unmöglich, als das Motiv der Macht, der Gesammtwille durch die Gesammtheit selbst ermittelbar" sei; und er sagt endlich, „niemals würde ein Gesammtwille in dem Sinne vorhanden sein, daß jeder einzelne Staatsgenosse denselben theilen müßte, wenn er als solcher erkannt werden sollte". Wenn also dieser sogenannte Gesammtwille gar nicht als solcher ausgeübt, gar nicht als solcher ermittelt werden kann und endlich gar nicht ein wahrer Gesammtwille ist, sondern die Abweichung vieler einzelner Mitglieder der Gesammtheit davon zuläßt, was sollen wir da mit dem ganzen Begriffe anfangen? In der That scheint es, daß es hier blos um das Wort zu thun ist, und daß die Gegner unter dem Gesammtwillen auch weiter nichts verstehen, als die von der verfassungsmäßigen Staatsgewalt gefaßte Überzeugung über die Mittel zur Erstrebung des Gesammtwohls. Der Verf. sagt sogar: „dieser abstracte Gesammtwille ist im monarchischen Staate das Staatsoberhaupt". Er sagt ferner: der König handhabe „den Gesammtwillen, die Staatsgewalt". Wir dächten, man könnte sich beruhigen, wenn man allseitig anerkennt, daß nicht der Vortheil einzelner Menschen, oder Stände, oder selbst der augenblickliche Vortheil der Mehrzahl, sondern einzig das bleibende Gesammtwohl — was natürlich nur in Übereinstimmung mit dem Rechts- und Sittengefühle der Nation erstrebt werden kann — das Ziel und höchste Gesetz aller Staatsthätigkeit sein soll; daß aber die Entscheidung über die Mittel zu seiner Förderung staatsrechtlich den nach dem im Volke bestehenden Rechtszustande verfassungsmäßig wirksamen Autoritäten zustehe; aus dem Gesichtspunkte der Politik aber dahin zu streben sei, daß sie möglichst durch solche Gewalten und Institute und unter solchen Formen und Einflüssen geübt werde, bei denen sich die richtige Erkennung des unter den gegebenen Verhältnissen wahrhaft Besten am sichersten erwarten läßt. Das System, dem der Verf. sich zuneigt, führt im Wesentlichen auch auf dasselbe Resultat; aber indem es an dem Ausdrucke „Wille" festhält, unterliegt es großen Bedenken. Zuvörderst dürften manche Leser nicht geneigt und befähigt sein, diesem Ausdrucke den höhern, fast mystischen Sinn beizulegen, in dem das System ihn nimmt; sondern sie werden sich an den Wortsinn halten und der Meinung sein, es komme auf den Willen des Volks an, zu bestimmen, was recht und gut sein solle, und alle Autorität unterliege diesem höchsten Forum. Es wird auch in der That jenes System sich nur dann vom Vorwurfe der Zweideutigkeit und eines Eingehüllseins in mystische Fictionen frei machen können, wenn es mit strenger Consequenz darauf hinarbeitet, alle Staatsgewalt und alles gesetzliche Recht immer weiter dem Einflusse der größten Mehrzahl offen zu stellen und dem in Volksversammlungen zusammentretenden Volke die Entscheidung der höchsten Fragen zu vermitteln. Gleichwol ist der einsichtsvolle Verf. weit entfernt, die Entscheidung über Recht

und Staatswohl wirklich von dem Willen der Mehrzahl abhängig zu machen, deren Recht, auch das Unvernünftige durchzusetzen, ja nur aus dem Rechte des Stärkern abgeleitet werden könnte. Man könnte willig anerkennen, daß es einem Jeden möglich gemacht werden müsse, nach seinen Kräften und Verhältnissen einen Einfluß auf das öffentliche Leben zu versuchen, und daß gar häufig eine Maßregel dadurch zweckmäßig wird, daß sie mit den Wünschen der Meisten und mit der öffentlichen Meinung übereinstimmt. Darum soll für das Erkennen dieser Momente gesorgt sein; aber als höchstes Forum können sie nicht gelten, vielmehr ist es eben wegen der factischen Bedeutung, die sie immer mehr erlangen, höchst wichtig, es allseitig anzuerkennen und durch starke Einrichtungen zu verbürgen, daß auch der Einzelne sein Recht gegen Alle erhalten und daß das wahre Staatswohl auch durch solche Maßregeln gefördert werden könne, die von der höhern Staatsweisheit als nothwendig erkannt werden, wenn sie auch momentan gegen zahlreiche Interessen und herrschende Ansichten verstoßen. Es ist schon richtig, daß ein Zustand nicht haltbar wäre, der die Interessen der Mehrzahl bleibend und wahrhaft verletzte. Aber eben in ihrem eigenen wohlverstandenen Interesse geschieht es, daß auch die Rechte der Minderzahl in den einzelnen Fällen, wo sie vorübergehend mit denen der Mehrzahl collidiren, gewahrt werden. Die Entscheidung der Stimmenmehrheit muß in gewissen Fällen als letztes Auskunftsmittel, bis ein besseres Mittel gefunden ist, wol noch angenommen werden; doch sind diese Fälle möglichst zu beschränken und die Sache wird um etwas unbedenklicher, wenn sie in einer nicht zu großen Versammlung im Wesentlichen gleich Berufener und bei Angelegenheiten eintritt, bei denen es weniger auf die absolute Güte der Entscheidung, als auf ihre Übereinstimmung mit den Ansichten und Wünschen der Mehrzahl ankommt. (Bei den ständischen Verfassungen bekommt der Beschluß der Mehrzahl ein Gegengewicht, theils durch die Abtheilung in mehre Kammern, theils dadurch, daß die Einwilligung der Regierung erfodert wird.) An sich aber bleibt es ewig wahr, daß man, wo es sich darum handelt, das Wahre und Rechte zu finden, die Stimmen wägen und nicht zählen soll. Daß nichts Ersprießliches zu erwarten wäre, wenn der Mehrzahl des gesammten Volks, mit gleichem Stimmrechte, die Endentscheidung oder die Bestimmung der wahren Herrschaft überlassen würde, gilt auch nicht blos für den heutigen Staat. Die Menschheit mag vorschreiten und es mögen Weisheit und Tugend sich immer weiter unter den Menschen verbreiten, immer tiefer dringen: so werden auch immer Mehre geschickt sein, nützliche Bürger des Staats zu sein, seine Zwecke an ihrem Theile zu fördern, sich selbst in allen ihren Beziehungen zu leiten, frei und der Freiheit würdig zu sein, und der Staat wird, dem Volke gegenüber, immer weniger zu regieren brauchen; daß aber die Fähigkeit zur Regierung des Staates, daß auch nur das richtige Urtheil über jede Staatsangelegenheit und die Kraft, dabei allen Versuchungen zum willig angenommenen Irrthume zu widerstehen, in völliger Gleichheit sich unter dem Volke verbreiten sollten, liegt außer aller menschlichen Voraussicht. Wie nicht Alle Dichter, Philosophen, Mechaniker, große Handelsgenies u. s. w. sein können, so können auch nicht Alle Staatsmänner sein, am wenigsten mit gleichem Berufe, und außer der Fähigkeit sind auch die Verhältnisse zu berücksichtigen, die auf die Ausbildung dieser Fähigkeit, auf die Gesichtspunkte, aus denen man die Dinge anzuschauen liebt, und auf den Willen so wesentlich einwirken. In Rom ward das Volk nach dem Census abgetheilt und die wenigen Reichen erhielten eine gleiche Stimme mit der vieler Armen. Wichtiger noch möchte es sein, es nach der Tauglichkeit zur gediegenen Ausübung politischer Rechte abzutheilen, was freilich nicht so leicht und nicht durch mechanische Einrichtungen, sondern nur auf organischem Wege geschehen kann und annäherungsweise geschieht.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Novellen und Erzählungen. Aus hinterlassenen Papieren der Frau Amalie Bezerédy. Zwei Bände. Pesth, Heckenast. 1840. Gr. 12. 3 Thlr.

Den Namen Novellen würden diese Erzählungen mit Unrecht führen. Es fehlt allen die Geschlossenheit und Präcision, die wir von der Novelle verlangen, als Erzählungen läßt man solche Federübungen schon eher passiren. Die Verfasserin hat ein geschmeidiges Talent für leichte, gefällige Darstellung, wenn man sich durch die Weitschweifigkeit in den schildernden Partien sowol wie in den eingeflochtenen Gesprächen nicht abschrecken läßt. Schreibende Frauen, wenn es ihnen an Übung und Durchbildung gebricht, verfallen immer in diesen Fehler und eine Menge lesender Frauen, dünkt uns, fühlen sich gerade dadurch angezogen. Da nun diese Bände, wie es scheint, großentheils für einen weiblichen Leserkreis bestimmt sind, so werden sie sicherlich ihr Publicum finden. Die Wahl der Gegenstände spricht schon dafür. Der erste Band enthält drei Erzählungen: „Die Pädagogen", „Die Mädchenschule" und „Die Schicksalsschule". Diese letztere ist die interessanteste darunter, ungeachtet der mancherlei Unwahrscheinlichkeiten, die sich darin vorfinden, und des ziemlich wohlfeilen Romanapparats, der dabei angewendet worden ist. Eine Personenverwechselung und geschickte Benutzung des günstigen Zufalls bilden den Hauptheb'el. Sonst ist wenig Empfehlendes darüber zu sagen. Bei den Erzählungen des zweiten Bandes: „Die Brautschau", „Musikalische Bekanntschaften" und „Cäcilie", ist die Einkleidung unglücklich, oder doch dem Geschmack unsers jetzigen Publicums nicht mehr angemessen. Sie sind sämmtlich in Briefen geschrieben. Das schreckt heutzutage ab, das bringt ein Buch um, wenn nicht der Name des Autors etwa für die Güte desselben einsteht, und selbst dann dürfte es noch immer precair sein! Auch in diesen Erzählungen dehnt sich eine langweilige Breite gewaltig aus und ermüdet über die Gebühr. Die Briefform begünstigt noch den unnöthigen Wortschwall, zu dem die Verfasserin ohnedies hinneigt. Zu loben ist die sittlich-praktische Tendenz, die allen diesen Proben zu Grunde liegt. Auch der Styl erfreut durch Einfachheit und gemessene Haltung. Wir werden nicht durch Bilderprunk und Bombast überschüttet, worin so viele Autoren die echte Poesie irrthümlich genug suchen.

2. Agay-Han. Roman nach dem Polnischen des A. K. von Emil Brachvogel. Leipzig, Einhorn. 1840. 8. 1 Thlr.

Alle polnischen Romane, die uns noch zu Gesicht gekommen sind, zeichnen sich durch ein Übermaß von Schwulst und Bilderstand aus. Wir heißen volltönenden ist es ebenso. Das ist aber nicht poetisch, das ist blos geschmacklos. Die polnische Phantasie ist kühn, verwegen, tollkühn, narrathenisch, just wie

das polnische Volk. Man weiß nicht, wie man diese Tollheiten (Neuigkeiten) wie dem sie handhaben soll. Die hier erzählte Geschichte spielt zur Zeit der polnischen Siege und Triumphe über die Russen oder Moskowiter, wie man sie damals nannte. Sie strotzt von Greueln aller Art und macht Einen müd und öde. Mit Blut und Mord beginnt das Buch und mit Blut und Mord schließt es. Manche Schilderungen könnte man gelungen nennen, hätte der Verf. nur des Guten nicht zu viel gethan. Kommt er einmal ins Ausmalen, dann nimmt er nicht etwa einen Pinsel, nein, er fährt am liebsten mit einem Strohbesen in den Farbentopf und streicht Alles auf einmal auf. Das glänzt und gleißt nun allerdings, nur gefallen kann es nicht. Mancher wird sagen, hier offenbare sich orientalische Glut, Phantasie und Bilderpracht des Morgenlandes. Mit nichten! geben wir zur Antwort. Farbenhäufung ist keine Glut, es ist nur ein unreifes, phantastisches Durcheinander. Das Buch ist übrigens mit einer stürmischen Hitze geschrieben, die, wenn sie der Übersetzer dem Originale treu nachgebildet haben sollte, alle Anerkennung verdiente. Wir vermuthen aber stark, daß Hr. Emil Wachvogel nur die Körner aus dem Polnischen geholt und in seinem Kopfe großgezogen haben mag. Was das Buch der deutschen Literatur nützen soll, ist uns nicht klar geworden. 10.

Miscellen.

Etwa — partout comme chez nous?

Die sehr achtenswerthe nordamerikanische Zeitschrift „New York mirror" enthält einen Paragraphen, überschrieben: „Living upon air" (von der Luft leben), der vielleicht auch in Deutschland als „Spiegel" dienen kann. Paragraph und Spiegel sehen aus wie folgt: „Es hat sich die merkwürdige Idee verbreitet, daß die Herausgeber und Verleger von Zeitschriften, die contribuirenden Schriftsteller, die Papierfabrikanten, die Setzer, die Drucker und mit einem Worte sämmtliche beim Drucken, Herausgeben und Verlegen concurrirenden warmblütigen und lebendige Junge zur Welt bringenden Geschöpfe die Eigenthümlichkeiten des Chamäleon besitzen. Auf Gottes weiter Erde gibt es keinen größern Irrthum. Theorien mögen hierüber sagen und behaupten, was sie wollen, so viel steht fest, daß nicht ein Einziger jener Zahllosen von den Gesetzen des Menschseins entbunden ist, sondern sie insgesammt, um ihr Menschenleben zu fristen, den natürlichen Abgang ihrer Kräfte von Zeit zu Zeit durch nahrhafte Speisen ersetzen müssen. Diesem zoologischen Unverstande ähnelt eine andere verkehrte Ansicht, die sich mehrer unserer Subscribenten bemächtigt zu haben scheint. Es scheint nämlich, daß sie eine Zeitschrift für eine gemeine Pflanze halten, die, einmal in den Boden gesetzt, von selbst fortwächst, blüht und Früchte trägt, sodaß man, um die Blüten und Früchte zu bekommen, jene nur zu brechen, diese höchstens aufzuheben braucht. Wie eine solche stupide Vorstellung bei den erleuchteten Lesern des „Mirror" Raum gefunden haben kann, ist uns platterdings unbegreiflich. Inzwischen hoffen wir allen Ernstes, daß diejenigen unserer Subscribenten, welche wir im Verdachte solcher lächerlichen Unwissenheit haben, sich schleunigst beeilen werden, uns vom Gegentheile zu überzeugen, d. h. ihren gesunden Verstand, an welchem wir übrigens nicht zweifeln, durch Entrichtung der schuldigen Beträge uns thatsächlich zu beweisen."

Présence d'esprit.

Die Damen der Halle in Paris, die sogenannten poissardes, von denen ein „wiederkäuender" Artikel im „Morgenblatt", betitelt: „Die pariser Hallen", vor kurzem ebenso scharfsinnig als glaubhaft versichert, daß sie nicht dieselben seien, die sie im letzten Jahrhundert gewesen, bildeten unter der Regierung Ludwig's XIV. (und bilden jetzt noch) eine Corporation, die bei eintretenden Gelegenheiten sich auszuzeichnen verstand. Eine solche Gelegenheit war die Genesung des Dauphin von einer lebensgefährlichen Krankheit. Ganz Frankreich schickte Beglückwünschungen, die Damen der Halle sendeten eine Deputation. Der König befiehlt, sie in die Appartements des Dauphin einzulassen, wo er ihre Adresse entgegennahm. „Und so danken wir Gott auf unsern Knien für die Erhaltung unsers theuern Dauphin", schloß die Sprecherin, „denn sagen Eure Majestät selbst, was hätte aus uns Armen, was aus dem Ruhme Frankreichs werden sollen, wäre unser geliebter Dauphin gestorben? Mit ihm wären wir, wäre ganz Frankreich begraben worden." Eine Wolke überzog des Königs Stirn. Von Schmeichlern gewöhnt, in sich den Repräsentanten von Frankreichs Ruhm zu sehen, hörte er diese Repräsentation gern auf den Sohn übergetragen. „Deshalb", sagte der französische Berichterstatter, „sammelte der Donner sich auf seiner Stirn, der Blitz sich in seinen Augen." Eine, der Sprecherin zunächst stehende poissarde bemerkte das und setzte schnell hinzu: „Ja, Sire, mit dem Dauphin wären wir und Frankreich begraben worden, denn ihn, der Frankreich ist, unsern guten König Ludwig, würde der Schmerz um den geliebten Sohn getödtet haben."

Justizmord.

Bei Gelegenheit des neuerdings in England wieder vors Parlament gebrachten Antrags auf Abschaffung der Todesstrafe wurde als abermaliger Beleg für die Unsicherheit des Beweises aus Indicien — the uncertainty of circumstantial evidence — folgendes actenmäßige Factum erzählt. Vor zwölf Jahren kam ein Neger, der seinem Herrn entlaufen war, auf einem nordamerikanischen Schiffe nach London. Hier lernte er eine Wäscherin kennen, die im Distrikte Wapping wohnte und vielleicht wegen zwei goldener Ringe, die sie meist an einem Finger trug, in den Ruf gekommen war, einiges Geld erspart zu haben. In Folge dieses Gerüchts faßte der Neger den Entschluß, sie zu berauben. Die Frau war Wittwe und lebte in einem kleinen Hause allein mit ihrem Neffen. Eines Abends bemerkte der Neger, daß Letzterer betrunken nach Hause taumelte, und glaubte dies zur Ausführung seines Vorhabens benutzen zu müssen. Also stieg er des Nachts durchs Fenster in die Schlafkammer der Wäscherin und, getäuscht in der Erwartung, Geld zu finden, knebelte er die Frau und schnitt ihr, da er anders der Ringe nicht habhaft werden konnte, den Finger ab. Ein lauter Schrei zeigte ihm seine Gefahr; sein Messer gab der Frau den Tod. Das Geräusch hatte den Neffen geweckt. Seines Rausches zur Hälfte ledig, eilte er herbei und faßte den Neger, der sich eben zum Fenster hinausschwingen wollte. Dieser schleuderte ihn zurück und entkam. Die Verstümmelung hatte das Hemd des Neffen mit Blut befleckt. Seine Erzählung fand keinen Glauben; die Blutflecke zeugten wider ihn; sein unordentlicher Wandel und ein früher begangenes Verbrechen unterstützten den Verdacht und das Schuldig der Jury brachte ihm den Strick. Vierzehn Tage später verrieth sich der Neger durch den Verkauf der Ringe und sein Geständniß enthüllte den Justizmord. H.

Literarische Anzeige.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Indische Gedichte

in deutschen Nachbildungen von

Albert Sträfer.

Erstes Heft.

Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Alle Freunde der Poesie werden auf diese interessante Sammlung aufmerksam gemacht. Eine zweite Lfge folgt bald.

Leipzig, im Mai 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 140. — 20. Mai 1841.

Das System der deutschen Constitutionen. Erster Theil. Dargestellt von Eduard Hermsdorf.

(Beschluß aus Nr. 139.)

Wenn der Verf. im Weitern den Regenten als solchen als nicht mit zum Volke gehörig betrachtet, so mag man sich das in gewisser Beziehung gefallen lassen. Allein wo es sich um den vom Verf. angenommenen Urvertrag des Staats und um das von ihm dem Volke zugeschriebene Souverainetätsrecht handelt, scheint es doch sehr nahe zu liegen, daß auch hierbei Demjenigen ein besonderer Antheil an jenen Acten einzuräumen ist, der mehr und durch stärkere Interessen als irgend ein Anderer an den Staat gebunden und in erblichen Reichen mit dessen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft verwachsen, der ferner, in unsern heutigen Staaten wenigstens, zugleich der Ausdruck eines Standes ist, in welchem sich die meiste Erfahrung in Staatsgeschäften findet, der sich planmäßig auf dieselben vorbereitet und der ihren Betrieb zu seinem Lebensberufe gemacht hat. Jedenfalls scheint ihm mehr zu gebühren, als daß er blos einen ohne ihn gefaßten Beschluß in Empfang zu nehmen habe, wie denn auch bei der vertragsmäßigen Gründung neuer Verfassungen wenigstens in Deutschland die Rolle der Regierungen eine ganz andere gewesen ist. Der Verf. sagt nun:

Ist die Souverainetät ursprünglich in diesem Gesammtvereine, dem Volke, beruhend, so muß auch ein Urvertrag gedacht werden, mittels dessen der Monarch in den Besitz und die Handhabung der Souverainetät und der aus ihr fließenden Rechte gesetzt worden ist, mag nun ein solcher Vertrag positiv vorhanden sein oder nicht.

Er sagt selbst:

Er ist wol in dem Sinne, welchen wir gewöhnlich mit dem Worte Vertrag verbinden, in keinem Staate vorhanden gewesen, nur die neuen vertragsmäßig ins Leben getretenen Constitutionen erst haben diese Annahme zur ostensiblen Wirklichkeit gemacht.

Auch das möchten wir in Abrede stellen. Auch die pactirten Staatsverfassungen sind in keiner Weise ein Vertrag zwischen einem Fürsten und einem Volke über einen zu gründenden Staat; wollen wir sie als Verträge ansehen — denn eigentlich sind sie auf dem Wege einer Übereinkunft zu Stande gekommene Gesetze —, so müssen wir doch berücksichtigen, daß sie zwischen den Fürsten und gewissen andern verfassungsmäßigen Gewalten im Volke, innerhalb eines bereits bestehenden Staats, verabschiedet waren und nicht den Staat selbst, nicht alles Wichtige und Charakteristische in ihm, sondern nur einzelne Grundsätze und Einrichtungen für seine Regierung betrafen.

Aber — fährt der Verf. fort — wo er eben nicht vorhanden ist, da würde keine von allen Staatsformen da sein, wenn ein Urvertrag nicht zur Basis in hypothesi gelegt wäre.

Statt eines überzeugenden Beweises, führt er nun aus, daß auch, wenn ein Monarch durch Usurpation sich die höchste Gewalt erworben hätte, man entweder eine stillschweigende Übertragung, also, wie der Verf. sagt, einen Vertrag annehmen, oder seinen Besitz für einen unberechtigten erklären müsse. Nicht darauf komme es an, wie die Geschichte die verschiedenen Staaten habe entstehen lassen, sondern darauf, wie die Wissenschaft den Begriff des Staates stelle. Aber die Staatswissenschaft soll ja von dem Staate selbst und seinem Wesen ausgehen. Wir können von dem Obigen nur so viel einräumen, daß, abgesehen vom positiven Rechte, nur eine solche Herrschaft als eine rechtliche gelten kann, deren Bestehen von dem Volke als berechtigt anerkannt, oder wenigstens nicht als unberechtigt verworfen wird. (Vorkommen kann es auch, daß eine solche Herrschaft dem positiven Rechte gegenüber doch keine rechtmäßige ist. Ebenso auf der andern Seite, daß eine rechtmäßige Regierung in ihrem zeitweiligen Träger dem Volke verhaßt ist und von demselben nur geduldet wird, weil es eben das Recht anerkennt und von einer Rechtserschütterung für sich selbst nur größeres Unheil fürchtet.) Ein Staat und eine Herrschaft im Staate, die blos auf Zwang beruhten und durch keine entgegenkommenden Gefühle des Volks zugleich mit gehalten würden, wären eben nur Thatsachen, nicht rechtliche Zustände, und würden schwerlich Bestand haben. Aber das aus dem erst im Staate entstandenen Privatrecht heraufgenommene Bild des Vertrags paßt auf dieses Verhältniß gar nicht. Ein Vertrag setzt vor allen Dingen völlige Freiheit des Entschlusses voraus und daß man das Thun und Lassen habe. Der Staat an sich — denn die Theorie, der sich der Verf. in diesen Punkten anschließt, legt den Urvertrag dem Staate selbst, nicht blos der Herrschaft im Staate zum Grunde; sie unterscheidet die pacta unionis, constitutionis und subjectionis — kann nicht auf einen Vertrag

gestützt werden. Denn er ist ein natürlich-nothwendiges Verhältniß, eine Grundbedingung der rechtlich-sittlichen Existenz, eine sittliche Pflicht für den Menschen. Wer nicht als Einsiedler auf eine Insel der Südsee ziehen wollte, der muß im Staate leben, er mag wollen oder nicht. Man kann den einen Staat mit dem andern vertauschen, dem Staate selbst kann man nicht entrinnen. Das in herrenlosen Wäldern geborene, von wilden Thieren aufgenährte Kind mag eine Art von Wahl haben. Wir aber gehörten dem Staate schon vor unserer Geburt an, und alle Verhältnisse, unter denen wir aufwuchsen, machten den Staat für uns zu einer Nothwendigkeit, lange bevor wir zu einem vollen Bewußtsein und wahrer Entschlußfähigkeit gereift waren. Wie kann man nun sagen, ein solches Verhältniß erlange seine rechtliche Geltung für uns erst dadurch, daß wir unsere Einwilligung darein geben, die wir doch gar nicht zurückhalten können? Was aber den einzelnen concreten Staat anbelangt, so mag hier eine gewisse Wahl, ob man ihm angehören will oder nicht, wol anzunehmen sein. Daraus resultirt aber weiter nichts als die Auswanderungsfreiheit, die gleichfalls für die Meisten durch ihre ganzen Verhältnisse zu einem bloßen Rechte, an dessen Ausübung sie nicht denken können, wird. Aber wer möchte behaupten, daß das Verhältniß des Einzelnen zum Staate auf einem zwischen ihnen bestehenden Vertrage beruhe, wo der Einzelne schon durch den bloßen Aufenthalt im Staate zur Beobachtung seiner Gesetze genöthigt wird, mit seiner Geburt sofort in Rechtsverhältnisse eintritt und Verpflichtungen gegen den Staat und Andere erhält, die gar nicht auf seinem Willen beruhen, in einen altbegründeten, innig verflochtenen Organismus sich hineinlebt, der weder sein noch seiner Väter Werk ist, und der auf alle seine Gedanken, Gefühle und Entschlüsse durch tausendfache Kräfte bestimmend einwirkt und wo er nur die Wahl hat, sein Vaterland zu verlassen, oder es mit Allem, was darin ist, so wenig ihm auch Vieles davon behagen mag, anzuerkennen und sich ihm zu unterwerfen? Das ist höchstens ein Sichgefallenlassen, ein nicht Nichtwollen, kein freier Vertrag. Dazu nun diese große Mehrzahl des Volks, die niemals zu einem wahren freien Bewußtsein ihrer Stellung zum Staate gelangt und der der Staat aus Naturgefühl ist, was er dem Gebildeten aus Überzeugung wird: eine unverrückliche Nothwendigkeit. Dazu die geschichtliche Ausbildung der Staaten. Der Verf. meint, es sei wol bei den meisten Staaten anzunehmen, daß die höchste Gewalt durch Usurpation erworben worden sei. Das möchten wir keineswegs behaupten und am wenigsten von unsern germanischen Staaten, bei denen sich vielmehr recht wohl nachweisen läßt, wie allmälig das Staatsrechtliche sich aus privatrechtlichen Anfängen herausentwickelt, die Staatsgewalt selbst mit der Herrschaft fortgewachsen ist und dabei jenes obenerwähnte Sichgefallenlassen von Seiten des Volks, sowie eine Übereinstimmung und Wechselwirkung mit den neuentstehenden Bedürfnissen des Lebens stattfanden. Der Verf. sagt selbst, daß der von ihm supponirte Urvertrag wol niemals irgendwo wirklich vorgekommen sei. Ist er es aber bei der ersten Bildung des Staats nicht, so wird er es noch weniger bei dessen Fortgange, wo gar keine Wahl mehr zwischen Staat und Nichtstaat möglich ist und auch in dem einzelnen Staate tausendfache Verhältnisse und Grundsätze aller Wahl entrückt sind, selbst die Wahl zwischen diesem und jenem Staate für Viele eine factische Unmöglichkeit ist. Der Vertrag der von uns bekämpften Theorie ist in der That nur ein Gleichniß, das zu den künstlichsten Fictionen nöthigt und nur in einem sehr uneigentlichen Sinne angewendet werden kann. Dazu kommt nun, daß wir ihn gar nicht brauchen, um dem Staate sein vernünftig-sittliches Fundament zu geben. Er hat das edelste: seine sittliche Bedeutung und seine unumgängliche Beziehung zu allen Zwecken der Menschheit. Er ist nach der ganzen Natur des Irdischen nothwendig und das Leben in ihm und für ihn ist sittliche Pflicht des Menschen. Was aber die Herrschaft im Staate anbelangt, so erhält sie ihre rechtliche Begründung durch ihre Übereinstimmung mit dem in jedem Volke bestehenden Rechtsstande. Gleichviel aus welchen Anfängen sie entstanden sei, sobald sie sich mit der rechtlichen Ordnung im Staate so vermählt hatte, daß Niemand mehr war, der sie aus einem bessern Rechte beanspruchen konnte, und daß alle im Volke die Überzeugung haben mußten, das Bestehen dieser Regierung sei mit den im Völkerleben geltenden Gesetzen und Rechtsnormen in Einklang, so war sie eine legitime, wie unzufrieden man auch mit ihrem zeitweisen Verhalten sein mochte. Das Recht der concreten Erscheinung kann nur nach dem positiven Rechte beurtheilt werden, das allein ein mit Sicherheit Erkennbares und nicht von individuellen Meinungen Abhängiges ist. Ausnahmsweise mag eine Regierung, die nicht auf den positiven Rechten beruht, durch den Willen des Volks gehalten werden, bis sie sich nach längerm Bestehen in die Rechtsordnung hineinlebt. Aber sind etwa die revolutionnairen Regierungen die rechtmäßigsten? Die Schwierigkeiten, die jede revolutionnaire Regierung zu bestehen hat, bis sie sich auf ein festeres Fundament gestellt hat, als der Wille, der sie berief, sind durch so viele Erfahrungen erwiesen. Erhalten unsere Regierungen, mit denen zugleich unsere Staaten erwachsen sind und deren Recht auf denselben Stützen beruht wie unser Aller Recht im Staate, unter deren Schutze die Jetztlebenden, wie ihre Väter und Urväter geboren wurden und aufwuchsen, und welche die Träger und Repräsentanten, der Ausdruck und die Bürgschaft für diese Masse von Grundsätzen, Gesetzen und Instituten sind, an denen Jahrhunderte gearbeitet haben und die weit in die Zukunft hinausgreifen, vielfach zugleich unsere ganzen Ansichten und Gefühle beherrschend: erhalten sie erst dadurch den Stempel der Rechtmäßigkeit, daß die gerade jetztlebenden Mitglieder des Volks das Recht dieser Regierungen anerkannten? Und wer gäbe den gerade Jetztlebenden das Recht, den kommenden Generationen Gesetze vorzuschreiben, während sie selbst sich an die von den Vorfahren gegebenen nicht gebunden hielten? Oder soll der Vertrag bei jeder Generation

einer Revision unterworfen werden? Den allgemeinen Zustand der Freiheit des Staatslebens und daß das Volk, so weit es eines politischen Bewußtseins fähig ist, die Hauptsachen in seinem Staatsleben billigt, in Anderes als in Nothwendigkeiten sich fügt und auch dem Mißfälligen und Überflüssigen so lange Gehorsam leistet, als es noch Gesetz ist, das kann man doch nur sehr uneigentlich einen Vertrag nennen. Mit dem Allen soll übrigens natürlich der Heiligkeit wirklicher im Staate und über wichtige Verhältnisse desselben geschlossenen Übereinkommen kein Einspruch gethan und ebenso wenig der unter gegebenen Verhältnissen eintretenden Zweckmäßigkeit einer vertragsmäßigen Festsetzung bedeutender Grundnormen und einer vertragsmäßigen Fortbildung des Staatslebens widersprochen werden.

Der Verf. verbreitet sich ferner mit Wärme über die Vorzüge constitutionneller Garantien und bemerkt mit Recht, daß hier das Meiste auf die Gesinnung des Volks zu bauen sei, und daß daher in dem constitutionnellen Staate vorzugsweise auf Beförderung geistiger und moralischer Bildung der Gesammtheit hingewirkt werden müsse. Freilich wenn die constitutionnelle Gesinnung, von der unser Verf. meint, nicht blos ein oberflächliches, gedankenloses und parteimäßiges Erhitzen für Namen und Formen sein soll, so muß auch der ganze Charakter des Staatslebens von der Art sein, daß der Bürger des constitutionnellen Staats täglich und überall, bis in die kleinste Beziehung herab, in die er mit dem Staate kommen kann, es fühlt, daß er einem freien Staatswesen angehört. Wenn der Unterschied zwischen dem absoluten und dem constitutionnellen Staate nur eben darin besteht, daß in letzterm zu einem übrigens ganz gleichen Staatsleben noch eine Constitution und das blos periodisch wirksame Institut der Landtage hinzukommt — also nur eine unter Umständen nicht einmal ganz sichere Garantie für die Erhaltung des Bestehenden und eine veränderte Art der Gesetzberathung —, so kann man das als ein Pfand des Vertrauens, als eine Bürgschaft mehr und als eine Mäßigung der Einseitigkeit bloßer Beamtenregierung immer recht nützlich finden, man wird aber eine ausdauernde Begeisterung für dieses Staatsleben, ein immer freudigeres Hineinleben des Volkes in die Verfassung, eine grundandere Gesinnung des Volks zum Staate, als in dem absoluten stattfindet, auch nicht erwarten können. Und wo Verfassung und Verwaltung nicht im Einklange sind, wo die Verfassung dem Volke unverständlich bleibt, den natürlichen Verhältnissen und Richtungen desselben nicht entspricht, kein lebendiger Ausdruck derselben, sondern eben nur etwas Gemachtes ist, auf nichts ruhend als auf dem Willen einiger Menschen und einer Zeit, da wird sie auch nicht von Segen sein, und es geschieht dann, was Hansemann mit dem Ausdrucke: „mit dem constitutionnellen Leben gemartert werden", bezeichnete. Und wenn sich das Volk gar in einem constitutionnellen Staate schlechter befindet als in einem absoluten — natürlich von den vom Staate unabhängigen, oder blos zeitweisen Calamitäten abgesehen — da wird sich die constitutionnelle Gesinnung schwerlich ausbreiten, und was man etwa dafür ansehen möchte, wird nicht die echte, sondern eine fieberhafte Bewegung des Hasses, des Neides und der Unzufriedenheit sein. Darin kann ich dem Verf. nicht beistimmen, daß er in der Vorrede (S. VI) die Freiheit des constitutionnellen Staats als eine die „bequeme Selbstsucht zum Opfer fodernde und wol in dieser Hinsicht auch gefahrvolle" charakterisirt und über die „an aller Entwickelung des freien Staatslebens nagende Bequemlichkeitsliebe" klagt, sofern darin, wie in einigen andern Stellen, die auch sonst nicht ungewöhnliche Ansicht durchzuleuchten scheint, als sei etwas Lästiges und Unbequemes, was nur durch den guten Willen des Volks diese Eigenschaften verliere, ein charakteristisches Merkmal des constitutionnellen Staats. In England wenigstens spürt man nichts davon. Das ist nicht der rechte constitutionnelle Staat, der sich durch ein Mehr von Geboten und Verboten von dem absoluten unterscheidet und die Bürger zwangsweise zur Ausübung ihrer Rechte anhält, wobei sie schwerlich Lust dazu bekommen werden; sondern er soll nur der öffentlichen Theilnahme recht bereite Gelegenheiten eröffnen, recht würdige Zielpunkte stecken. Der Bequeme mag immer zurückbleiben, der Strebende wird desto eifriger arbeiten und sein Beispiel immer mehre spornen. England zeigt uns, daß das Volk desto mehr leistet, je weniger von ihm verlangt wird.

Der Verf. geht nun auf das Geschichtliche über und gibt eine sehr zweckmäßige Übersicht der äußern, auf die deutschen Verfassungen bezüglichen Momente. Darauf kommt er zur Hauptsache und handelt erst von dem Begriffe der Staatsgenossenschaft, dann von den allgemeinen politischen Rechten der Staatsgenossen. Hier betrachtet er zuerst die bürgerliche Sicherheit, nach Person, Eigenthum und Rechten; dann die bürgerliche Freiheit; theils im Allgemeinen, theils in Bezug auf die besondern, unter diesen Begriff gehörigen Rechte; ebenso die bürgerliche Gleichheit, unter welche er namentlich auch die den Rechtsschutz betreffenden Bestimmungen reiht. Hierauf stellt er die allgemeinen Pflichten der Staatsgenossen zusammen und zählt zum Schlusse noch die mittelbaren, durch die Vertreter des Volks geübten und einige besondere, in einzelnen Verfassungen gewährleistete Rechte von Staatsgenossen auf. Es ist schon erwähnt worden, daß der Verf. bei jedem einzelnen Punkte die einschlagenden Bestimmungen der Gesetze aufführt, einige kritische und auf die zu erfassenden Gesichtspunkte hinleitende Bemerkungen beigibt und öfters einen eigenen Vorschlag zur bessern Fassung hinzufügt. Überall zeigt sich der ernste, gründliche Denker, überall ist mit Sorgfalt und sichtbar mit großer Liebe zur Sache gearbeitet worden, sodaß man nur wünschen kann, daß die Idee des constitutionnellen Staats viele solche Freunde besitzen möge. Möge auch das Buch viele Leser finden! Daß sie in jeder einzelnen Meinung ihm beistimmen, verlangt gewiß der Verf. in seiner überall sichtbaren Bescheidenheit am wenigsten; aber wenn sie sich nur eifrig damit beschäftigen und ernstlich darüber nachdenken, so werden sie und es wird das Ganze ge-

wommen haben. Von der Fortsetzung des Werks versprechen wir uns aber noch manche interessante und lehrreiche Beiträge zur praktischen Staatskunst. 57.

Historische Literatur in Spanien.

In keinem Fache der literarischen Thätigkeit hat die freiere Bewegung, welche derselben durch die neugestalteten politischen Verhältnisse gestattet ist, in Spanien erfreulichere Fortschritte gemacht, als in dem historischen. Namentliches Verdienst hat sich auf diesem Gebiete die königliche Akademie für Geschichte erworben, was um so mehr anzuerkennen ist, da dieselbe von Seite der Regierung fast ohne alle Unterstützung gelassen worden ist. Die meiste Anerkennung verdient unstreitig eine ebenso sehr mit dem wissenschaftlichen als dem praktisch-politischen Interesse in Einklang stehende Unternehmung derselben, eine Ausgabe der Verhandlungen der alten castilischen Cortes zu besorgen. Für die Geschichte des Repräsentativsystems sind diese von besonderer Wichtigkeit, da sich von einer Vertretung des eigentlichen Volkselements fast in keinem der heutigen Staaten so frühzeitige Spuren auffinden lassen wie gerade in Spanien. Denn während in Deutschland die Reichsstädte erst in der Zeit um das große Interregnum eine positive politische Stellung erlangten, in England Mitglieder aus dem Bürgerstande nicht vor 1265 in das Parlament berufen wurden und in Frankreich städtische Deputationen nicht früher als 1303 bei den Etats généraux vorkommen, findet man, daß in Spanien der dritte Stand bereits 1169 bei den Verhandlungen zu Burgos zur Berathschlagung zugelassen ist. Dabei war die von den Cortes ausgeübte Gewalt größer, als sie irgend eine ähnliche Körperschaft in andern Staaten besaß. Die castilischen Cortes, mit Einschluß ihrer Bestandtheile aus dem Bürgerstande, beschränkten sich nicht auf Geldbewilligungen oder auf Überwachung der Verwendung derselben, sondern alle, sowol auswärtige als innere Verhältnisse unterlagen ihren Urtheile und Aufsehen, und sogar die Bestellung der höchsten Staatsgewalt unterwarfen sie häufig ihrer Bestätigung und Machtertheilung. Lange waren die Quellen, aus welchen die Kenntniß dieser geschichtlichen Zustände zu schöpfen ist, verschlossen; auch die Werke von Marina und Sempere ließen mannichfache Lücken und Dunkelheiten. Erst während der constitutionnellen Periode von 1820—23 begann die königliche Akademie zur Ausführung des ebengenannten Unternehmens zu schreiten, welches aber, nachdem einige wenige Bände erschienen waren, durch den Sieg des Absolutismus ebenso, wie andere ähnliche Projecte, unterbrochen und erst nach dessen abermaligem Sturze wieder aufgenommen wurde. Es sind bis jetzt davon 33 Theile erschienen unter dem Titel: „Coleccion de Cortes, publicada par la real academia de la historia.“ Der zuletzt ausgegebene Theil enthält die Verhandlungen der Cortesversammlung zu Medina del Campo und zu Valladolid unter Ferdinand IV., genannt El Emplazado, in den Jahren 1305 und 1307. Ein in genauer Parallele mit diesem Unternehmen stehendes ist ein in der neuesten Zeit begonnenes Werk über constitutionnelle Alterthümer Aragoniens, von welchem der erste Band erschienen ist unter dem Titel: „Discursos politicos sobre la legislacion y la historia del antiguo reyno de Aragon“, von Quinta. Es kann auf Aragonien das von den Cortes Castiliens Gesagte fast in noch höherm Grade übertragen werden: das um seines Stoffes, wie um seines Zweckes willen an sich lobenswerthe Werk verdient daher um so mehr hervorgehoben zu werden, da es mit gründlicher Kenntniß und kritischem Scharfsinne geschrieben ist. Noch umfassender ist das Gebiet, welches eine, bis jetzt freilich nur in der Ankündigung existirende „Geschichte der spanischen Gesetzgebung von der westgothischen Eroberung bis auf die Gegenwart“ behandeln wird. Ebenso ist ein Complement zum „Diccionario de hacienda“ von Conga y Argüelles versprochen. Endlich ist noch die Herausgabe einer „Chronik Heinrich's IV.“ von Alonso de Palencia aus dem 15. Jahrhunderte zu erwähnen, welche gleichfalls von der historischen Akademie ausgegangen ist. Alle diese Erscheinungen sind, abgesehen von dem wissenschaftlichen Interesse, um so beachtenswerther, da sie dafür zeugen, daß sich bei den Spaniern ein Streben regt, bei Feststellung der politischen Ordnung nicht allein nach sogenannten theoretischen Abstractionen zu verfahren, oder ein Zerrbild ausländischer Institutionen zu schaffen, sondern sich auf den historischen Boden zu stellen und durch Erweckung vaterländischer Erinnerungen an Zustände, die organisch aus dem Charakter des Volks herausgebildet sind, die Schöpfungen der Gegenwart und Zukunft zu begründen. 47.

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten von den Monaten Januar und Februar 1841.)

Der Indianerkrieg in Florida.

Der unermüdliche Oberstlieutenant Harney hat mit einem Commando von Dragonern, die mit acht Mal schießenden Patentbüchsen bewaffnet sind, und einer Abtheilung Matrosen und Marinesoldaten, Key Neß gegenüber, an der Küste von Florida die Indianer sehr in die Enge getrieben. Einer der furchtbarsten Häuptlinge derselben Thakika wurde von einem Dragoner Hall erschossen. Er war gerade mit dem Umhauen einer Kohlpalme beschäftigt, als die Soldaten landeten, und da er sich bald entdeckt sah, ergriff er die Flucht nach dem langen Sumpfgras, um seinen Verfolgern zu entrinnen. Von den Vielen, welche ihm nachsetzten, ermüdeten die meisten; nur Hall folgte seinen Fußtapfen unablässig und es gelang ihm, den Häuptling endlich so nahe zu kommen, daß er ihn mit seiner Büchse zu erreichen vermochte. Diese Expedition hat den Indianern Schrecken und Furcht eingejagt, indem sie nun die Erfahrung gemacht, daß die Sümpfe im südlichen Florida ihnen keine sichere Zuflucht mehr gewähren. Eine Schwester des berüchtigten Indianerhäuptlings Tiger Tail hat sich dem alten General Armistead als Friedensvermittlerin angeboten. Die Zeitungen aus dem Süden haben jetzt von neuem Hoffnung, daß sich ein großer Theil der Indianer in Florida bereden lassen werde, auf friedlichem Wege das Gebiet zu verlassen und den schon ausgewanderten Stämmen nach der Gegend jenseit des Mississippi zu folgen. Auf mehren Militairposten ist die Anzahl derjenigen Indianer, welche sich dort einfanden, angeblich zu erklären, daß sie zur Auswanderung bereit seien, sehr groß und sie stellen sich wie gewöhnlich sehr friedfertig und willig fortzuziehen. Allein der große Fehler, welchen die Offiziere der Vereinigten Staaten von Anfang dieses Indianerkrieges an begangen haben, bemerkt eine Zeitung aus Philadelphia, ist der, daß sie den Versicherungen der Indianer zu viel Glauben schenken und sich nicht gewöhnen können, denselben andere Gesinnungen und Handlungen zuzumuthen, als Cooper und andere Romanschreiber ihren Helden andichten. Nur erst, wenn der Indianer seine Waffen ausliefert — und das ist, so viel wir wissen, noch nicht allgemein geschehen — läßt sich mit gutem Grunde annehmen, daß es ihm mit den zur Schau getragenen Gesinnungen wirklich Ernst sei.

Der vom „Redeverein freier Arbeiter“ in Philadelphia erwählte Ausschuß macht in den Tagesblättern bekannt, daß am 13. Jan. in der evangelischen Kirche in der Julianenstraße Professor K. Minnigerode eine Vorlesung „über Erziehung“ halten wird. Der Zutritt zu dieser Vorlesung ist, den Statuten des Vereins gemäß, frei und unentgeltlich. 117.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 141. — 21. Mai 1841.

Memorabilien von Karl Immermann. Erster Theil. — Auch u. d. T.: Karl Immermann's Schriften. Zwölfter Band. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1840. 8. 2 Thlr.

Studien enthält das Buch, von welchem hier der erste Theil erscheint, „Studien in einer Doctrin, in der Niemand über den Schüler hinauskommt. Diese Doctrin ist das Leben. Wie das Leben mich an einzelnen Punkten berührte; besonders wie Kunst und Wissenschaft sich mir in das Leben verschlangen, wollte ich erzählen.“ Diese wenigen Worte, mit denen die kurze Vorrede der „Memorabilien“ beginnt, charakterisiren diese am treffendsten; denn nicht das Stoffliche, die äußern Erlebnisse, sondern der geistige Gehalt derselben, den der Verfasser durch Denken sich errang, ist das Vorwaltende in dem Buche. In dieser Hinsicht bildet es den wirklich entgegengesetzten Pol zu Arndt's „Erinnerungen aus dem äußern Leben“, obwol es auf der andern, sowol was Gesinnung, als was Zeit und Gegenstand der Darstellung betrifft, aufs innigste mit denselben verwandt ist. Beide Schriften ergänzen sich wechselseitig, indem sie nach verschiedenen Seiten und auf verschiedene Weise das deutsche Leben schildern, wie es zu Anfang dieses Jahrhunderts während der französischen Zwingherrschaft sich gestaltete. Dieses ist im Grunde das gemeinsame Thema derselben; ein Thema, das der aufmerksamen Theilnahme aller Zeitgenossen, aller Solcher, die mit ihrer geistigen Thätigkeit in dem gemeinsamen Leben der Nation wurzeln, gewiß sein kann, wenn es einem Manne anheimfiel, der Geist und Herz genug besaß, um es auf eine würdige Weise zu behandeln. Daß dieses bei Immermann der Fall gewesen, braucht für Die, welche ihn aus seinen Werken kennen, keines Beweises; aber auch wenn er nichts weiter geschrieben hätte als vorliegendes Buch, so würde dieses doch schon hinreichen, um in ihm einen Mann zu erkennen, der mit der feinsten Beobachtungsgabe, mit einem offenen, unverdorbenen Sinn für alles natürlich Gute, Schöne und Wahre, mit einem durch Studium und Erfahrung gebildeten treffenden Urtheil und einem geläuterten Kunstsinn, der ebenso sehr aus angeborener Befähigung zur Kunst wie aus energischem geistigen Ringen hervorging, endlich mit einem umfassenden Wissen eine Kraft des Charakters, eine Reinheit des Willens, einen Adel der Gesinnung, eine Regsamkeit des Strebens verbindet, wie man sie selten in einem und demselben Individuum anzutreffen gewohnt ist. Bei der Menge von Schafel, originalem wie übersetztem, womit die deutsche Lesewelt Jahr ein Jahr aus im Gebiete der schönen Literatur überschüttet wird, ist es wirklich eine Genugthuung der erfreulichsten Art, wenn man auf ein Buch wie die „Memorabilien“ stößt, das durch geistigen Werth wie durch die darin sich aussprechende Gesinnung wahrhaft eine Oase im Sande der Tagesliteratur bildet und nur Eines uns bedauern läßt: nämlich daß Der, welcher so Vorzügliches leistete und noch mehr versprach, durch den Tod so frühzeitig uns entrissen werden mußte. In der That, die Wissenschaft und die schöne Literatur Deutschlands haben im verflossenen Jahre einen herben Verlust zu beklagen, denn noch sieht man nicht, wer Otfried Müller oder Immermann ersetzen könnte.

Wir nannten oben die „Memorabilien“ den entgegengesetzten Pol von Arndt's „Erinnerungen aus dem äußern Leben“; es möge uns erlaubt sein, diese Parallele etwas weiter zu verfolgen, da sich aus ihr die Eigenthümlichkeit von Immermann's Werk am besten herausstellen wird, denn Tüchtiges bewährt sich am meisten neben Tüchtigem. Nicht leicht kann es wol zwei verschiedenartigere Charaktere geben als die Arndt's und Immermann's: der Eine starr befangen in der gewohnten Auffassungs- und Darstellungsweise, seinem Gefühls- und Geistesleben eher abgewandt als zugewandt, gegen Kunst wenigstens gleichgültig, aber ausdauernd in Haß wie in Liebe, von beschränktem, aber in seiner Sphäre treffendem Urtheil, nicht vielseitig, aber um so energischer in seiner geistigen Thätigkeit, mehr an das Stoffliche sich haltend, als es bis zu seinem innersten geistigen Grunde durchdringend, und auf dem einmal errungenen geistigen Standpunkte unbeweglich verharrend; der Andere dagegen eine allen Eindrücken offene, in immerwährendem geistigen Proceß begriffene Natur, nicht starr abgeschlossen, sondern Alles verarbeitend und sich assimilirend, von der feinsten Beobachtung, geistig in Alles eindringend, bis zur Sensibilität mitunter reizbar, die Kunst und das Kunstschöne als Zielpunkt seines geistigen Strebens stets im Auge haltend, von ebenso vielseitiger Thätigkeit als umfassendem Wissen, Alles vergeistigend und nur auf den innersten geistigen Kern der Dinge gerichtet; — und dennoch welche Übereinstimmung im Innersten die-

ser beiden, ihrer äußern Erscheinung nach so verschiedenartigen Naturen! Beide, vor Allem, stehen auf gleichem materiellen Boden, in welchen der Baum ihres Geistes aufs tiefste Wurzel geschlagen hat, um aus ihm seine lebenvollsten Säfte zu ziehen und mit ihm Blätter, Blüten und Früchte zu treiben, die zwar verschiedener Art sind, aber doch darin übereinstimmen, daß sie nur auf deutschem Boden wachsen konnten. Mehr als in seinen frühern Werken zeigt sich dieses echt deutsche Gewächs von Immermann's Geiste in seinen spätern, den „Epigonen" und dem „Münchhausen", ganz unmittelbar aber in dem uns vorliegenden. Wie in jenen beiden Romanen die eigenthümlichen Probleme und Conflicte des neuesten deutschen socialen, nebenbei auch des politischen Lebens — denn beides ist ja so nahe verwandt — den Vorwurf der Darstellung bilden und ihr hauptsächlich den Stoff liefern, der in ihnen durch die poetische Form vermittelt zur Erscheinung kommt, so werden in den „Memorabilien" vor allem deutsche Zustände direct besprochen und erörtert. Aber nicht blos im Stofflichen, im Boden, auf dem sie stehen, sondern noch mehr in dem innersten Wesen ihres Charakters zeigt sich das Analoge ihrer Naturen, deren Eigenthümlichkeit eben darin besteht, daß sie — trotz aller Verschiedenheit in der äußern Entwickelung — immer echt deutsche Naturen blieben. Bei beiden bildet eine tiefe sittliche Gemüthlichkeit den Grundzug ihres Charakters, der sich insbesondere in einer Ehrenhaftigkeit, die sich nie zur Handlangerin von Nebenzwecken herabwürdigt, in einem Pflichtgefühl, das nie die eigene Person, sondern immer die Sache sucht, in eine Selbstgerechtigkeit, die das Bewußtsein, recht zu thun, über das Urtheil der Welt setzt und in einer Gewissenhaftigkeit ausspricht, der die innere Wahrheit, die geistige Redlichkeit, die keiner Partei oder Coterie dient, über Alles geht. Wenn sich diese Eigenschaften bei Arndt eintöniger und mit einer gewissen rauhen Starrheit aussprechen, so zeigen sich dagegen ihre Strahlen bei Immermann, im Auge der Poesie, der Wissenschaft und des socialen Lebens gebrochen, in einer farbigern, durch Mittelstufen von Licht und Schatten gemilderten Mannichfaltigkeit, die um so erquickender wirkt, als sie dessenungeachtet jene Eigenschaften selbst im Hintergrunde in ungeschwächter Stärke zeigt.

Ein glückliches Zusammentreffen ist es daher zu nennen, daß diese Werke, die, indem sie sich gegenseitig ergänzen und erweiternd berichtigen, einen werthvollen Beitrag zur social-politischen Geschichte Deutschlands in der neuesten Zeit liefern, gerade in diesem Augenblicke gleichzeitig erschienen sind. Allein nicht blos für den Geschichtsforscher ist dieses Zusammentreffen erfreulich, noch mehr ist dies der Fall für den echten Vaterlandsfreund, der, wenn er auch manchmal in dem Gewirr des Alltagstreibens und in der beängstigenden Masse des Einzelstoffs keinen leitenden Faden, keine fortschreitende Entwickelung erblicken zu können meint, doch hier, wo sich die Zeitgeschichte in zwei charakteristischen Erscheinungen zusammenfaßt, im Ganzen und Großen den deutlichen Beweis erhält von dem Fortschritt, den das deutsche Leben in seiner stillen Entwickelung, im Einzelnen unmerklich, seit 25 Jahren gemacht hat. Denn wenn auch die Selbstbiographie des Klugiers und die Denkwürdigkeiten des jüngern Magdeburgers zu gleicher Zeit erschienen sind, so gehören sie doch verschiedenen Zeiten an, nicht nur nach dem darin waltenden Geist und der Auffassung der Dinge, sondern auch nach der wirklichen Zeit ihres Entstehens, da bekanntlich Arndt's „Erinnerungen" beiweitem früher geschrieben als herausgegeben sind. Wir erhalten daher in beiden Schriften zwei Documente, die den Geist der Zeit von 1815 u. 1840 ganz unmittelbar zur Erscheinung bringen; eine Erscheinung, die, wie gesagt, den erfreulichen Beweis liefert, wie voller, substantieller, mannichfacher der Gehalt des deutschen Lebens geworden ist. Wenn Arndt's Deutschthum zwar intensiv stark, in jeder Hinsicht ehrenwerth, doch häufig abstract ins Leere gehend und darum erkünstelt und unwahr ist, so erblicken wir es dagegen bei Immermann mit den gegebenen Verhältnissen verwachsen, aus ihnen hervorgegangen und sie wieder gestaltend. Immermann's Deutschthum ist nicht der abstracte, in idealistischer Höhe gestaltlos schwebende Enthusiasmus, sondern es ist die concrete Gesinnung, die sich in bestimmten Gestaltungen ausspricht, in Sitte, Wissenschaft, Kunst, Staat, Kirche, socialem und gewerblichem Leben, mit einem Worte in allen bestimmten Erscheinungen menschlicher Thätigkeit, mögen sie nun mehr den Geist, oder das Gemüth, oder die Sinne betreffen. Diese concrete Gesinnung zeigt sich nun zwar nicht so nackt und unumwunden als jener deutsche Patriotismus vor 25 Jahren, aber sie ist deshalb nicht minder intensiv; ohne Vergleich aber ist sie einflußreicher und nachhaltiger, da sie nicht nur in den Herzen und Köpfen einer Anzahl edler Enthusiasten existirt, sondern fähig ist, auf das Volk überzugehen, sich seiner Denk-, Gefühls- und Handelsweise zu assimiliren und so dasselbe heranzubilden, während es früher durch eine große Kluft von jenen idealistischen Vaterlandsfreunden getrennt war und nur wenig selbstthätigen Antheil an den Bestrebungen der Zeit zur Gestaltung eines selbständigen und eigenthümlichen Volks- und Staatslebens nahm.

Doch besser als allgemeine Reflexionen wird eine Durchmusterung des Inhalts des Immermann'schen Werks den Geist und die Bedeutung desselben für die Gegenwart an den Tag legen; sie wird die beste Kritik desselben liefern, indem sie die Aussprüche und Folgerungen des Verf. an den Thatsachen und Resultaten der Zeitgeschichte prüft, mit welcher er es zu thun hat und die er uns zum Theil selbst liefert.

Der uns vorliegende Theil, welchen allein von seinen „Memorabilien" auszuarbeiten Immermann vergönnt war, umfaßt nur Einen Abschnitt, „Die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren" überschrieben. Ein „Avisbrief" eröffnet denselben, um den Leser gleich von vornherein über Plan und Absicht des Verf., über Das, was er zu erwarten und nicht zu erwarten hat, ins Klare zu setzen.

Unter der „Jugend von fünfundzwanzig Jahren" versteht der Verf. die,

welche am 14. Oct. 1806 mindestens 10 Jahre und höchstens

10 Jahre alt war, welche also am 3. Febr. 1813 die siebenzehnjährigen bis zu den dreiundzwanzigjährigen Menschen des Volks ausmachte.

Man sieht — fährt er fort — daß hier die Jugend Norddeutschlands gemeint ist; denn am ersten Tage wurde Norddeutschland umgeworfen und, so weit es den Fremden möglich war, in seinem Dasein zerstört, am zweiten aber begann der Wiederaufbau durch die Gesammtkraft der Nation in Sichtbarkeit zu treten. Ich will unternehmen zu schildern, wie und auf welche Weise die norddeutsche Jugend von den beiden Tagen, von Dem, was zwischen ihnen lag, und von Dem, was dem letzten unmittelbar folgte, berührt worden ist, welche Gestalt des Geistes und des Herzens ihr dadurch zukam, und in welchen Folgen sich diese Gestalt abdrucken mußte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schriften über Amerika.

1. Voyage à Surinam, par *P. J. Benoit*. Mit Abbildungen. Brüssel 1839.
2. Brasilianische Zustände. Nach gesandtschaftlichen Berichten bis zum Jahre 1837, von *F. Tietz*. Berlin, Voß. 1839. Gr. 12. ⅔ Thlr.

Über keinen der den Europäern fremden Welttheile ist in den letzten drei Jahrhunderten eine so staunenswerthe Menge von Büchern erschienen, als über Amerika. Menschen von den verschiedensten Nationen und der ungleichsten Befähigung haben sich zur Abgebung ihres Urtheils berechtigt geglaubt, oder mindestens das Erlebte zu erzählen versucht, und daher wechseln mit den bessern und gehaltvollen Werken zahlreiche Erzeugnisse, die kaum im Augenblicke ihres Erscheinens Werth hatten. Eine ähnliche Ungleichheit und Buntheit findet sich weder in der Literatur über Asien noch Afrika; sie bezeichnet aber keineswegs allein die Berichte der schreibseligen Zeit, in der wir leben, sondern auch im Verhältnisse die an sich weit weniger zahlreichen Werke, welche über die neue Welt im 16. und 17. Jahrhunderte gedruckt wurden. Diese Schreibsucht der amerikanischen Reisenden erregt dann besonderes Erstaunen, wenn man bedenkt, daß der westliche Continent das Schauspiel einer uralten Civilisation nirgend darbot, daß große Städte und kolossale Bauwerke nur in zwei beschränkten Reichen gefunden wurden und somit jene Gegenstände fehlten, welche den gewöhnlichern Beobachter am ersten auffallen und zur Beschreibung weder gelehrte Vorkenntniß noch tiefe und mühsame Forschung erheischen. Der wesentlichste Grund dieser Erscheinung dürfte in dem Eindrucke zu suchen sein, welchen von jeher die amerikanische Natur auf die Europäer jedes Standes machte und der auch bei verlängertem Aufenthalte an Bestimmtheit nichts verliert, sondern vielmehr bei gleichzeitig gesteigerter Empfänglichkeit an Tiefe gewinnt. Zwischen den Wendekreisen regt die unbesiegbare Zeugungskraft des Bodens, die großartige, an das Unbegreifliche grenzende Entwickelung, die Menge und Wunderbarkeit der Geschöpfe wol die stumpfste Einbildungskraft auf; aber für den gebildeten Beobachter haben diese Erscheinungen eine neue, heilige Bedeutung. Wir finden die unverkennbaren Spuren eines aus solchen Quellen entsprungenen Enthusiasmus ebenso in den ältesten von meist ungebildeten Abenteurern verfaßten Berichten, die jetzt nur noch ein archäologisches Interesse besitzen, als in den Werken dieses Jahrhunderts, in welchen die glänzenden Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungsreisen niedergelegt wurden. Wenn in den kältern Ländern Amerikas die Natur dem Fremden in minder überraschender und bestechender Gestalt entgegentrat, so mußte die leichte Erkenntniß der zahllosen Vortheile, die sie dem Ansiedler versprachen, Verwunderung rege machen und zu Versuchen der Beschreibung reizen. Großer Scharfsinn war nirgend erforderlich, um den Überfluß an Hülfsquellen aller Art zu entdecken, durch welche Amerika Handel und Ackerbau mehr begünstigt als alle übrigen Welttheile. Die Überzeugung, daß nirgend weiter ein gleich großer und geeigneter Raum der vereinten Thätigkeit fleißiger Colonisten sich darbiete, und daß der Grund mächtiger Staaten in keinem Lande mit größerer Sicherheit gelegt werden könne, leitete schon frühzeitig manche der Ansiedler auf die schriftstellerische Laufbahn.

In allen ältern Werken vermissen wir aber Nachrichten über das Wesen und Treiben der eingewanderten Fremdlinge, die ungeachtet der Geringfügigkeit ihrer Kräfte dennoch verstanden hatten, sich zu Herren großer Länder zu machen. Ihr Charakter tritt nur dann, und gleichsam zufällig hervor, wenn sie unter sich in bürgerliche Zwiespalte zerfallen, mit Colonien einer anderer Abstammung in Kriege verwickelt oder im Kampfe mit den unglücklichen Ureinwohnern erscheinen. Eine Culturgeschichte der amerikanischen Pflanzorte, namentlich der südlichern, möchte bei der Geringfügigkeit historischer Nachweise eine kaum lösbare Aufgabe sein. Daß in den spanischen und portugiesischen Colonien die weiße Bevölkerung geraume Zeit derjenigen der Mutterländer in allen innern Beziehungen sehr ähnlich geblieben sein möge, läßt sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vermuthen; allein es ist nicht möglich, den langsamen Gang der Veränderungen zu verfolgen, die damit endeten, daß vor etwa 40 Jahren die ganze Masse der Creolen in Sitte und Kenntniß selbst hinter jenen wenig fortgeschrittenen Staaten Europas zurückgeblieben waren, von welchen sie abhingen. Seit dem Beginn der Revolutionen haben Charakter und Cultur des Volks dort eine neue Gestalt angenommen und entfernen sich immer mehr von den ursprünglichen Vorbildern; neben früher seltenen Tugenden sind neue Gebrechen heimisch geworden. Die offenkundige Geschichte dieser Zeit gibt zur Erklärung den Schlüssel. In den ehemaligen englischen Colonien verfolgt man zwar mit größerer Leichtigkeit die eigenthümliche Entwickelung des Volks, allein noch bleiben manche der Züge unerklärt, welche den gegenwärtigen Bürger der Vereinigten Staaten auf das schroffste vom Engländer trennen.

Das Studium der amerikanischen Weißen gehört allein unserer Zeit an. Es ist von um so größerm Interesse, als es nothwendig auf die der mannichfachsten Beantwortungen fähige Frage über die Macht klimatischer Einflüsse führen muß. Versuche zur Schilderung des Volkscharakters und zur Erklärung seiner Eigenthümlichkeiten nehmen in den meisten der erscheinenden Werke einen ansehnlichen Raum in Anspruch, allein nur in seltenern Fällen sind sie mit philosophischem Geiste niedergeschrieben. Je schwieriger die Aufsuchung der Grundursachen ist, die zum großen Theile in den ältern politischen Verhältnissen der Colonien liegen, um so mehr neigt man sich zu materialistischen Herleitungen. Montesquieu's übertriebene Sätze über directe Einwirkung des Klimas finden noch jetzt zahlreiche Anhänger, denn sie sind äußerst bequem und überheben der schärfern Forschung. Man vergißt, daß Klima allein niemals die menschlichen Handlungen bestimmte und daß die Eigenthümlichkeiten manches Volks mehr als scheinbar im Widerspruche mit jenen Einflüssen seines Himmelsstriches stehen, welche eine einseitige Theorie annimmt. Der Brasilier wohnt in einem Klima, das an Heiterkeit hinter den gerühmtesten des südlichen Europa nicht zurückbleibt, an Gleichförmigkeit aber sie weit übertrifft. Die Leichtigkeit, mit welcher die Bedürfnisse des Lebens zu erlangen sind, steht sich an beiden Orten ungefähr gleich. Dennoch mangelt den brasilischen Weißen der Sinn für das Schöne, der von jeher ein Erbtheil griechischer und italienischer Völker ausmachte; zu bildenden Künsten zeigten die erstern niemals eine Neigung. Im Großen aufgefaßt, weist sich der Gang der Bildung im tropischen Amerika dem in Europa gewöhnlichen als gerade entgegengesetzt aus. Bei zunehmendem Reichthume und vergrößerter Bevölkerung wendet sich dort die Aufmerksamkeit vorzugsweise auf Alles, was das Leben bequem und im Äußern angenehm machen kann, und schreitet bis zum Luxus und den feinern Sinnesreizen fort. Nur erst wenn diese Verhältnisse einen hohen Grad von Ausbildung erreicht haben und in solcher Beziehung kaum noch Wünsche zu befriedigen

weisen, beginnen. Einzelne an Ernährung zu denken, unter den Millionen Ganges hingegen sind, verpestete Gewässer und Verschlechterung der localen Lebensformen stets erst die Folgen einer allgemeinen, mehrfortgesetzten, wissenschaftlichen Cultur gewesen. Die europäische Civilisation gleicht einem langsam entstandenen, auf festen Grundlagen errichteten Gebäude; den amerikanischen Colonien wurden, die reifen Früchte tausendjähriger Anstrengung, eine gar Aufnahme gleichsam vorgerichtete Cultur dargeboten. Absichtlich gegen das mühelos erlangte Gut und ohne eigene Anstrengung kehrte demnach jeder seinen Instinct gekehrt, dabei von den vorwärtsschreitenden Mutterländern in Abhängigkeit erhalten, eigneten sie sich von europäischer Bildung nur das Äußere an, sogen das Glänzende, die Sinne Bestechende vor. Der Stammcharakter der Völker, welche die Pflanzorte anlegten, ist von großer Bedeutung bei Würdigung der transatlantischen Verhältnisse. Wenn auch im Ganzen noch erkennbar, hat er doch in einem andern Welttheile und im Laufe der Zeiten manche höchst merkwürdige Abänderung erlitten. Scharfsinnige Vergleichung würde vielleicht die Art und das Maß der Kräfte kennen lehren, die jene Modificationen hervorriefen.

Der Amerikaner kaukasischer Abkunft hat bisher noch nicht das Thema zu tiefen, von solchen Gesichtspunkten ausgehenden Untersuchungen geliefert. In Ermangelung derselben begnügt man sich gern mit Beobachtungen über seine Erscheinung, wie sie im Ganzen sich darstellt. Sind erst Materialien genug vorhanden, so wird früher oder später eine Hand sich finden, um sie zu sichten und zu einem lehrreichen Ganzen zu ordnen. Als dergleichen Beiträge sind die oben genannten Werke nicht unwillkommen, die sich vorzugsweise mit Beschreibung der socialen Verhältnisse in tropischen Colonien beschäftigen, ohne indessen in die Tiefe zu dringen, oder mehr als Eindrücke wiederzugeben. Das deutsche Buch entsprang, dem Titel nach, aus vornehmer Quelle. Es verräth zwar weder diplomatische Geheimnisse, noch bietet es besondern Reichthum neuer Thatsachen oder geistreicher Anschauungen, indessen gibt es in gefälliger Manier eine Übersicht mancher Einrichtungen des Staats- und Privatlebens in Brasilien. Nicht weil gerade Umfang oder Bedeutung der an sich kleinen Schrift es erheischt, sondern weil manche der darin ausgesprochenen Ansichten in vielen andern, flüchtiger geschriebenen, oder auf Compilation beruhenden Reiseberichten sich wiederfinden, ist es nöthig, auf gewisse alte Vorurtheile aufmerksam zu machen, deren Beibehaltung jede richtige Erkennung des Creolencharakters unmöglich machen muß. In vergangenen Zeiten war es stehende Sitte aller nicht katholischen Seereisenden, die Erzählung ihrer Landung in einem spanischen Hafen mit Tiraden gegen den Schwarm von Bettelmönchen zu beginnen, der sie angeblich empfing, und weil einmal die Volksmeinung im nördlichen Europa die Bewohner der Halbinsel zu einem bigoten, stolzen und faulen Menschenschlage gestempelt hatte, so fanden die meisten Reisenden es bequem, entweder die Belege zu dieser Charakteristik aufzusuchen, oder hielten wol gar jede Untersuchung in Bezug auf eine so allgemein herrschende Ansicht für überflüssig. Begebenheiten der neuern Zeit haben Allen, die da zum Sehen geneigt waren, bewiesen, daß eine mittelalterlich unbedingte Unterwerfung unter den Willen der Kirche den Spanier diesseit und jenseit des Oceans auszuzeichnen aufgehört habe, und die südamerikanische Geschichte lehrt, daß dieser Widerstand im Geheimen schon von jeher thätig gewesen ist. Völker, die Jahre lang die Partie der Civilregierung gegen die Kirche ergreifen und die übermüthigen Bischöfe mit gewaffneter Hand verjagen konnten, waren sicherlich nicht bigot, und daher dürfen auch die Eigenthümlichkeiten ihres Charakters und ihre Uncultur nicht aus der Gefangenschaft hergeleitet werden, in welcher sie angeblich der mächtige Klerus hielt. Ein anderes Vorurtheil setzt den Stand der Bildung in den portugiesischen Colonien weit unter denjenigen der spanischen Pflanzorte. Man dichtet der madrider Regierung eine zärtliche Vorsorge für ihre Unterthanen in Amerika an, die sie in der Wirklichkeit entweder nie gekannt, oder viel zu schwach war, geltend machen zu lassen. Das Mutterland behandelte die Bewohner der Colonien wie Kinder allerdings, aber allein nicht wie leibliche, sondern wie Stiefkinder. Man hat sich auf die unglaublich kostbaren Expeditionen, die Spanien nach dem jenseitigen Besitze der neuen Welt, mit großem Pomp zur Untersuchung seiner Länder abschickte, auf die wissenschaftlichen Anstalten, die unter Karl IV. in drei oder vier Hauptstädten angelegt wurden. Welche Erfolge die ersteren gehabt, weiß jetzt jeder mit den amerikanischen Geschichte vertraute Mann. Ihre Früchte waren entweder sehr geringfügig, oder sie wurden im entgegengesetzten Falle sorgfältig verheimlicht. Eine erstaunliche Menge von sogenannten „Informes", Berichten von Provinzialbeamten und Mönchen, die zum Theil nicht ohne Werth sind, lag modernd in Archiven, vergessen von der Regierung, ohne Nutzen für das Volk. Manche kommen erst jetzt an das Licht; wir erinnern an Barry, Parish, Funes, Angelis u. A. Das Schicksal des eingekerkerten Malaspina beweist, wie sehr die spanische Regierung die Bekanntwerdung der Resultate tüchtiger und zuverlässiger Arbeiten zu verhindern strebte. Der Einfluß der sorgfältig überwachten Universitäten erstreckte sich nicht über die Grenzen ihrer Provinzen; ihre Einrichtung und die anbefohlenen Studien konnten an sich schon einer allgemeinen geistigen Erhebung nicht förderlich sein. Portugal verlor noch viel zeitiger als Spanien seine politische Bedeutung; es nahm augenscheinlich, wenigstens bis zur Zeit der Auswanderung seines Könighauses, noch geringern Antheil an der Civilisation Brasiliens, als Spanien an der Bildung seiner Colonisten, und stellte allerdings nicht einmal die glänzenden Phantome hin, die in Mexico und Bogota den Fremden blendeten und noch jetzt einzelne irrige Urtheile veranlassen. Allein die Masse des Volks stand vor 30 Jahren, abgesehen von gewissen Zügen der Nationalität, in Brasilien auf derselben Stufe der Bildung wie in dem spanischen Gebiete von Chile bis Neumexico. Was die Südamerikaner damals an guten Eigenschaften auszeichnete, die geringen Kenntnisse, die sie besaßen, verdankten sie nirgend den Regierungen, vielmehr hatten sie die letztern aus andern Quellen empfangen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Pitre-Chevalier, welcher vor kurzem die Stücke der Prinzessin Amalie von Sachsen übersetzte, begann schon früher eine Reihenfolge von historischen Romanen, welche den Gesammttitel „Études sur la Bretagne" führt, mit dem Romane „Jeanne de Montfort". Hiervon erschien jetzt ein neuer Roman: „Michel Columb, tailleur d'images; époque des arts et de la décadence 1490." Der Roman spielt unter Karl VIII. und Ludwig XII. Außer dem originellen Hauptheldenpaar treten in dem Rahmen einer anziehenden Erfindung noch folgende interessante Personen auf: Herzog Franz II. und Anna von Bretagne, dessen Tochter; der berühmte Herzog von Orleans, Madame de Beaujeu, die Herzöge von Rohan und noch 20 andere französische und bretagnische Herren, deren ruhmvolle Namen durch ihre Nachkömmlinge bis auf die jetzige Zeit fortgepflanzt worden sind. Die Geschichte des großen Bildhauers Michel Columb ist dem großen Maler Paul Delaroche gewidmet. Als Fortsetzungen werden erscheinen: „Aliénor de Lock-Maria, 1524"; „Conan-le-Tétu, 1604"; „Mlle. de Kersac, 1793"; „Alix-les-Yeux-Bleus"; „Fées et revenants, traditions fantastiques".

Von einer „Histoire de la lutte des papes et des empereurs de la maison de Souabe, de ses causes et de ses effets", von E. de Cherrier, erschien der erste Band, welcher die Periode von 1152—97 umfaßt. E. S.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 142. — 22. Mai 1841.

Memorabilien von Karl Immermann. Erster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 141.)

Wir sehen, daß der Verf. uns in den interessantesten, wenn auch zum Theil unheilvollsten Abschnitte der neuesten Geschichte Deutschlands durch seine Schilderungen und Betrachtungen einführen will; ein Unternehmen, das er gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt für zeitgemäß hält, da der Gegenstand desselben im Laufe der Zeit und im Wechsel der Stimmungen und Ereignisse für das Volk zwar ein Abgethanes, an dem es mit keinem Affecte mehr, als an einem Fortzeugenden, theil nehme, geworden, die Erinnerung daran aber noch frisch sei und die Erfolge noch unverworrenes Zeugniß geben.

Doch nicht allein über die formelle Seite des Buchs verbreitet sich der einleitende „Avisbrief", vielmehr enthält er auch noch eine Menge der treffendsten Bemerkungen und Ansichten über die Stellung der Gegenwart und besonders der gegenwärtigen wie der damaligen Jugend zu den großen Ereignissen, die den stofflichen Vorwurf des Ganzen bilden. So heißt es unter Anderm:

Der Gegenstand ist von der Art, daß er in Deutschland früher nie vorgekommen war und allem Vermuthen nach kaum wieder vorkommen kann. Eine Napoleon'sche Überziehung war unerhört und kann sich nicht wiederholen, sollte auch in späteren Zeiten ein neuer Eroberer auf eine neue Schwäche treffen, weil dann doch Held und Überwundene in andern Farben spielen werden. Nun brachte jenes Tyrannis auch eine nie gesehene Wirkung hervor. Unsere Jugend ging vor der Eroberung ihren mäßigen Lebens- und Bildungsschritt. Die Weltereignisse traten nicht an sie heran; die Stille des Hauses umgab ihre ersten Entfaltungen, zugeschnitten war der Unterricht, und dieses überlieferte sie nach gelindem Brausen und Schäumen in den akademischen Jahren einem gemessenen Berufe, indem sie nun das wurden, was sie vorher verachtet hatten, nämlich Philister. Zwischen der Gewalt des öffentlichen Lebens und ihr war bis dahin eine unübersteigliche Kluft befestigt gewesen. Gegenwärtig lebt zwar die Jugend seit dem Erwachen ihrer Aufmerksamkeit mehr in den Weltbegebenheiten, weil diese alle Verstellungen und Verhältnisse zu durchdringen angefangen haben; allein sie empfängt dieselben doch nur in einer Rückspiegelung und gestaltet sie sich in einer oft sehr vorschnellen Reflexion, sodaß zwischen ihr und dem Öffentlich-Wirklichen abermals ein breiter Strom fließen bleibt, nämlich der Strom ruhiger Friedenstage. — Ganz im Gegentheil zu beiden Zuständen sah die Jugend, welche beschrieben werden soll, ihren ersten Blick die furchtbarsten Erschütterungen in materiellster Aufdringlichkeit nahen, und wenige Jahre später hörte sie sich berufen zu dem Eingreifen in das öffentliche Leben, über welches hinaus es kein tieferes gibt, nämlich die Waffen zu nehmen, um Thron und Vaterland retten zu helfen. Die Jugend vor der Eroberung war daher politisch null, die gegenwärtige Jugend ist im glücklichsten Falle (wenn nämlich keine phantastischen Verirrungen sie hinreißen) politisch contemplativ; die Jugend vor 25 Jahren war politisch leidend und handelnd. Gewiß ein Phänomen, welches, nur einmal so vorgekommen und von den weitest greifenden Folgen gewesen, ernste Betrachtung verdient. Und was zu letzterer noch mehr auffodert, ist: die Jugend litt damals als Jugend, handelte als Jugend. Jugendstimmungen wurden angerührt und jugendliche Motive in Bewegung gesetzt.

Das Ereigniß — heißt es ferner — welches 1813 für uns in die Wirklichkeit treten wollte, war, daß die Deutschen, und zwar zuerst die Norddeutschen, eine Nöthigung ausführten, ein Volk zu sein, nachdem sie lange nur ein Conglomerat von Haushaltern, Gelehrten, Dienenden oder Besthlenden gewesen waren.

Dann zeigt der Verf., wie die große That von 1813 rein aus dem Volke hervorging, nicht aus dem Entschluß eines Einzelnen, oder dem Beschluß eines Cabinets. Diesem eigenthümlichen Charakter des Befreiungskrieges, der „dadurch groß war, daß er keiner eigentlichen Größe eines Einzelnen bedurfte, sondern viele sonst geringe Menschen trieb, an ihrer Stelle groß zu handeln", haben wir hauptsächlich die erfreulichen Erscheinungen, die uns seitdem im deutschen Nationalleben begegnen, zu danken.

Zuvörderst läßt sich die Trennung, welche allerdings noch zwischen den deutschen Volksstämmen in manchen Dingen besteht, mit dem frühern Haß, Hader, Spott und Schimpf nicht vergleichen. Das Gefühl der germanischen Einheit ist ohne Zweifel größer geworden. Die häuslichen Beziehungen, welche die Deutschen über ihre lange Nichtigkeit hinüberlullten, sind in einer großen Umbildung begriffen.... Ganz beschäftigt sich fast Keiner mehr blos mit sich und seinem Vergnügen, sondern etwas ein Jeder mit dem Öffentlichen und Allgemeinen. In den herrschenden Leidenschaft, Monumente zu setzen, selbst bis zu Hermann dem Cherusker hinauf, flammt der Drang des Volkes, mit seiner Geschichte wiederanzuknüpfen. In der nicht mindern Begier, Associationen aller Art zu knüpfen, ist der Lebenstrieb neuer gesellschaftlicher Bildungen thätig.... Die Gelehrten haben aufgehört, oder hören auf, eine vom Leben zurückgezogene Priesterkaste zu sein. Ganz antiquirt ist die Meinung, es könne Jemand im Besitze von Zeichen und Wundern sein über Dinge, die Allen Noth thun. Das Königthum wollen Alle, die Republik nicht Einer. Die Fremden wünscht Niemand ins Land herein, selbst die Hambacher haben sich gegen die Unterstellung eines solchen Wunsches verwahrt. Man will aber die Majestät binnen der Schranken, binnen welcher sie, wie man glaubt, allein Majestät bleibt, und über welche hinaus — so glaubt man — sie eine Art erhabner Klopffechterei wird. Seltsam ist einigen Regenten ein veränderter öffentlicher Zustand

abgedrungen worden, an andern Orten hat der bestehende zu heftigen Reibungen zwischen Fürst und Volk geführt; das Schlimmste aber, was aus solchen Dingen entsprang, war etwa ein Aufruhr, der von einer Revolution auch keine Farbe trug. Politische Sympathien haben unter den Deutschen begonnen, zwar noch schwach, aber doch regsam.

Nachdem Immermann nun auch noch den thätigen Antheil, den Deutschland an den materiellen Tendenzen nimmt, geschildert und auch darin die Möglichkeit nationellen Fortschritts gesehen hat, sieht er sich doch auch genöthigt, neben jenen Lichtern, die aus dem Befreiungskriege herstammen, auch tiefe Schatten zu bemerken.

Der trübste ist, daß Deutschland noch immer des rechten vollen Selbstvertrauens entbehrt. — Dreißig Millionen Menschen fürchten! — Das allgemeine Selbstvertrauen fehlt aber, oder ist noch nicht so stark, wie es sein könnte, weil der Einzelne sich nicht genugsam zu vertrauen weiß. Noch immer, wenn auch schwächer als früher, regt sich die alte Wuth, zu dienen, sich wegzuwerfen und ein abgeleitetes Dasein zu leben, statt eines eigenen.

Was wird jener gute Preuße gegen diese Stelle sagen, der sich neulich in einem öffentlichen Blatt mit so officieller Entrüstnug gegen das Wort eines viel verheißenden jungen Dichters: „Mein Volk verlern den krummen Rücken!"... erzürnte. Einen andern Schatten leitet der Verf. ab aus dem historischen Unglück, daß nicht Deutsche allein die Rettungsschlachten schlugen, sondern der Kampf eine gemischte Natur hatte.

Es mögen diese Anführungen hinreichen, um den Leser d. Bl. auf den Standpunkt zu setzen, von welchem aus Immermann seinen Stoff betrachtet und vermöge der Doppelnatur seines poetisch-verständigen Geistes mit den socialen, wissenschaftlichen und poetischen Zuständen und Bestrebungen der Zeit zu verbinden und Eines aus dem Andern zu erläutern und in seinen innern wechselseitigen Beziehungen ins rechte Licht zu setzen weiß. Wen also jene traurige Periode der Erniedrigung unsers Volkes, sowie jene spätere der Erhebung desselben sammt den Nachwirkungen, die beide an die Gegenwart knüpfen, noch interessirt, wer eine ungeschminkte Darstellung, freimüthige Betrachtung und belehrende Anwendung der Geschichte liebt, wird das Immermann'sche Buch mit dem größten Interesse lesen. Solchen also möge die nachstehende resumirende Charakteristik desselben ein Anreiz sein, sich näher mit demselben bekannt zu machen. Den für das politische Wohl und Wehe ihres Volks Gleichgültigen aber — seien sie es nun aus vornehmem Dünkel, oder aus beschränkter Kleinmüthigkeit, oder aus machiavellistischer Berechnung — möge folgende Abfertigung Immermann's nachgerufen sein:

Daß aber der 14. Oct. (1806) und der 3. Febr. (1813) zusammengehören, wird der Geschichte wol unverboten bleiben zu sagen, wenn auch Einige die Erinnerung an den ersten Tag unbequem finden. Diese verrathen dadurch, daß sie von dem letzten ebenfalls nichts wissen, oder nichts mehr wissen wollen. Denn eine glorreiche Erhebung fand nur statt, weil eine schmähliche Niederlage vorangegangen war. Die also von der Niederlage zu hören tauben Ohres sind, legen Zeugniß ab, daß ihnen die Erhebung vorübergegangen ist wie etwa ein Sturm, vor dem sich der für seine Gesundheit besorgte Mann unter einem Wetterdache birgt. Am consequentesten unter diesen verfahren denn auch Diejenigen, welche die Jahre 1813, 1814 u. 1815 geradezu für schädliche Wetterereignisse ausgeben. — Für solche werden die nachfolgenden Blätter nicht beschrieben. Da wir nur durch jene Jahre als Deutsche vorhanden sind, so zeigen sie, daß sie an diesem Zustande nicht Theil haben wollen, sondern überhaupt nur als sogenannte Weltbürger dasein, oder sich bei andern Völkern naturalisirt haben wollen.... Ob die Wahlvölker nun solchen Übergängern das Naturalisationspatent auszufertigen geneigt sein möchten, ist eine Frage, auf welche nur die Ironie die verneinende Antwort in Zweifel stellen würde. Sonach wären die Genannten lediglich an das Weltbürgerthum verwiesen, über welches die öffentliche Überzeugung sich dahin geeinigt hat, es für eine Negation, d. h. für ein reines Nichts zu erklären.

Der nun folgende Abschnitt „Knabenerinnerungen" führt uns, mehr schildernd als betrachtend, ins Innere der Immermann'schen Familie und des damaligen Lebens und Treibens des höhern Mittelstandes Norddeutschlands ein. Wir erhalten darin ein vortreffliches Genrebild, das zu den historischen Ereignissen den passenden Hintergrund liefert, sie in die richtige Beleuchtung stellt und dadurch, daß es viele ihrer innern Motive und Beziehungen versinnlicht, ihnen erst Leben und Farbe leiht. Viele auffallende Erscheinungen in den damaligen Weltbegebenheiten werden uns erst erklärlich, wenn wir sie mit dem Familienleben und den die Masse des Volks beherrschenden und beseelenden Gesinnungen und Ansichten zusammenhalten. Daß Immermann bei diesen Schilderungen immer den im „Avisbrief" ausgesprochenen Zweck seines Werkes in Augen behält und sich nicht in Zufälligkeiten verliert, vielmehr immer die Verbindung mit der Idee, die das bewegende geistige Princip seines Buches bildet, festhält — dies gibt diesen Schilderungen selbst da, wo sie zum täglichen Leben und zu scheinbaren Kleinigkeiten hinabsteigen, ein Gepräge der Geistigkeit, die es neben der darin waltenden Naturtreue schwer macht, die Darstellung auszugsweise wiederzugeben, da in ihr nothwendig der gestaltende künstlerische Geist, der das Ganze innerlich durchdringt, obwol er in der einfachen, anspruchslosen Form sich gar nicht auffallend hervordrängt, verloren gehen müßte. Wir bemerken daher nur so viel, daß die strenge, aber dabei doch väterlich liebevolle, höchst biedere und tüchtige Persönlichkeit von Immermann's Vater nebst den an ihn sich knüpfenden Erinnerungen an Friedrich den Großen, ferner ein Besuch der Königin Luise in Magdeburg — der Vaterstadt Immermann's —, dann die politische Stimmung der Magdeburger bei den damaligen Zeitereignissen, insbesondere den Niederlagen der Östreicher gegenüber, endlich die Katastrophe von 1806 die Hauptmomente der ganzen Darstellung bilden. Bei den beiden letzten Gegenständen verfehlt Immermann nicht die gänzliche Gleichgültigkeit für alles eigentlich politische Leben und besonders für alle nationaldeutschen Interessen, welche vor dem Schlag von Jena in Deutschland — hier speciell in Preußen — herrschte, aufs anschaulichste in ihrem Wesen und Folgen darzustellen und zu zeigen, wie vorzüglich aus ihr einestheils die grenzenlose Verblendung über die eigenen Kräfte und die eigene Tüchtigkeit, welche jene Katastrophe herbeiführte, sowie anderntheils jene schmähliche Kopf- und Haltungslosigkeit hervorging, die nach dem Fall an die Stelle der frühern Überhebung trat.

Der dritte Abschnitt, „Die Familie" überschrieben, ist mehr reflectirender Natur und gibt eine ziemlich vollständige Metaphysik der deutschen Familie. Er bildet gewissermaßen einen Ruhepunkt nach den Ereignissen von 1806 und bereitet durch eine geistreiche Analyse der Elemente, auf denen das deutsche Familienleben beruht, zu den nachfolgenden Abschnitten vor, in welchen sich zeigt, wie das über Deutschland gekommene Unglück aus dem Familienleben heraus jenen Geist entwickelte, der 1813 geharnischt aus dem zum Volksbewußtsein vorgeschrittenen Familienbewußtsein plötzlich und unerwartet hervorsprang. Darum ist dies Thema von Wichtigkeit für den Gang, den der Verf. in seiner Darstellung eingeschlagen hat. Er hat sich in der Behandlung desselben — gegen seine sonstige Gewohnheit — mehr an die reine Idee, mit Abstrahirung von der gemeinen Wirklichkeit gehalten, sodaß dieser Abschnitt ein abstract ideales, ja häufig idealisirtes Gepräge trägt, dessen ideelle Wahrheit zwar nicht bestritten werden kann, das aber in vielen Stücken, wenn man es an die gemeine Wirklichkeit halten wollte, sich verwischen und in Nebendingen modificiren müßte. Doch muß man bedenken, daß es dem Verf. eben nicht darum zu thun war, ein vollständiges und allseitiges Bild des deutschen Familienlebens zu geben, sondern nur den Grund zu zeigen, auf welchem, im charakteristischen Unterschiede von dem französischen, englischen ꝛc. Familienleben, die deutsche Familie im Ganzen und Großen ruht, wobei er natürlich nicht auf mehre oder mindere Ausnahmen von der Regel und Veränderungen des Princips im Einzelnen eingehen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schriften über Amerika.

(Beschluß aus Nr. 141.)

Der künftige Geschichtschreiber der amerikanischen Civilisation wird es schwer finden, die außerordentlichen Einflüsse zu entwickeln, welche der Umsturz aller alten Einrichtungen und das unvorbereitete Eindringen neuer Begriffe auf Umgestaltung des Volkscharakters in kurzer Zeit gehabt haben. Wohin man blickt, sind Bürgerkriege die nächsten Folgen des Sieges über die europäischen Regierer gewesen, und in Provinzen, wo, nach einer ältern Erzählung, die Milizoffiziere unter dem von Negern getragenen Sonnenschirme seufzend zur Parade gingen, hat sich ein so kriegerischer Geist ausgebildet, daß man sich jahrelang hartnäckig mit dem allgemeinen Feinde schlug und nach seiner Vertreibung eine Kriegsmacht übrig blieb, der es wenigstens im spanischen Amerika nie an Freiwilligen fehlt, sobald eine neue Revolution beginnt und Aussicht zur Beute vorhanden ist. Wie ein Alp drückt sie die gesetzlich geordnete Gesellschaft, die zu verschiedenen Malen sich zu befreien gesucht hat. Von der sklavischen Unterwürfigkeit gegen Europäer, die zur Zeit der Colonialregierungen streng verlangt wurde, sind keine Spuren mehr übrig, vielmehr sind die Creolen hin und wieder zum andern Extrem geschritten; sie fühlen sich und treten sogar mit übermüthigem Wesen gegen den Fremden auf. Es ist leicht möglich, daß am Ende der großen Gährung aus diesem Stolze des rohen Menschen sich ein edles Nationalgefühl entwickele, eine bis jetzt dort nur dem Namen nach bekannte, in der Wirklichkeit vermißte Eigenschaft, ohne welche politische Selbständigkeit ein Schattenspiel bleibt, Erlangung wahrer Größe und Macht unmöglich ist. Bisher ist noch nirgend eine allgemeine Theilnahme des Volks an den Fortschritten des Staats bemerkbar geworden. Die Gleichgültigkeit und der Egoismus aller Classen sollten aber nicht, wie es immer geschieht, als Folgen des mühelosen, durch die Gunst des Klimas erleichterten Lebens betrachtet werden. Sie sind Ausdrücke von Gesinnungen und von Gewöhnungen, deren Entstehen und Fortdauer die Regierungen von jeher hauptsächlich bezweckten und die während der bürgerlichen Unruhen fester einwurzeln mußten. Der Stolz der Farbe ist mächtiger als die den tropischen Menschen herkömmlich zugeschriebene Neigung zur Bequemlichkeit, um die Mehrzahl zu veranlassen, sich, wo es irgend geschehen kann, öffentlichen Leistungen zu entziehen. Die Weißen verschmähen alle tiefere Stellungen, und da sachgemäß nur eine kleine Anzahl im Besitze der obersten und einträglichsten Posten sein kann, so versuchen sie es stets einander zu verdrängen und bedienen sich hierzu der Erregung bürgerlicher Unruhen als des sichersten und schnellsten Mittels. Aus demselben Grunde ist auch der Militairdienst durchaus nicht populair, dessen nothwendige Subordination außerdem einer Classe zuwider sein muß, welcher von der Regierung der Mutterländer fast niemals Plätze anvertraut wurden, die auf der einen Seite Pflichttreue erheischen, auf der andern an Abhängigkeit gewöhnen. Wenn die Soldateska Brasiliens als ein unzuverlässiger, häufig als ein durch Zügellosigkeit gefährlicher Haufen auftritt, so liegt dieses nicht in der Weichlichkeit oder Verdorbenheit des ganzen Volks, sondern in der Zusammensetzung der Truppen aus dem niedrigsten Pöbel. Was irgend auf bessere Herkunft oder einige Bildung Anspruch machen kann, weiß auf eine oder die andere Art dem Dienst sich zu entziehen, oder verlangt die höhern Offizierstellen, und unter allen Maßregeln, durch welche der launenhafte und unvorsichtige Don Pedro sich um die Gunst der Brasilier brachte, war keine so gehässig als die Anordnung einer nie in volle Wirksamkeit getretenen Conscription. Selbst die jetzige Regierung findet es unmöglich, diesem Übelstande abzuhelfen und ein brauchbares Nationalheer zu begründen; sie hat soeben Abgeordnete nach Europa geschickt, um einige Regimenter zu werben, und wird ihre Absicht ohne Zweifel erreichen. Die Verrätherei und Gewissenlosigkeit, die sich weit mehr im Militairdienste als in der, übrigens keineswegs guten, Civilverwaltung offenbaren, können unter solchen Umständen nicht in Verwunderung setzen. Der Krieg gegen Buenos Ayres (1826 — 30) ist kein Beweis der volksthümlichen Feigheit der Brasilier, sondern der Schlechtigkeit und des Fellseins der Offiziere. Im übrigen sollten besonders die Niederlagen der brasilischen Flotte in solcher Beziehung unerwähnt bleiben. Wenn die größere Hälfte einer Bemannung aus zusammengerafftem farbigen Gesindel besteht, welches zum Theil noch nie das hohe Meer befahren hatte, so muß der erfahrenste Admiral die Schlacht verlieren. Ein undisciplinirter Haufen hat ungleich mehr Aussicht, zu Lande sich einige Zeit dem Feind gegenüber zu erhalten und vielleicht sogar kleine Siege zu erlangen als auf der See, wo ohne größte Präcision und Thätigkeit des Dienstes Nachtheile in einem Augenblicke eintreten können, denen keine spätere Anstrengung Grenzen setzt. Die Brasilier hatten es damals ebenso wenig mit argentinischen Seeleuten zu thun, als einst die Spanier mit colombischen oder peruanischen. Wo irgend in Südamerika ähnliche Kämpfe entbrennen, sind Nordamerikaner, Franzosen und Engländer bei der Hand, welchen das Unwesen der Kaperei besser gefällt als die friedliche Schiffahrt des Handels. Sie bilden den größten Theil der Mannschaften und commandiren die Schiffe, und selbst der Admiral von Buenos Ayres, Brown, besetzte die Offizierstellen bis auf den Lieutenant herab fast nur mit Fremden. Die pomphaften Phrasen und die offenbaren Lügen der öffentlichen Actenstücke sind nur ebenso viele Nothbehelfe, um Verrath oder gewissenlose Verletzung auferlegter Pflichten zu bemänteln. Man hat diesen geschmacklosen amerikanischen Bombast häufig getadelt und sehr mit Unrecht als eine Ausgeburt einer angestammten poetischen Neigung südlicher Völker betrachtet. Wenn die Bürger der südamerikanischen Staa-

ten die elenden Motive solcher schwülstigen Anreden übersehen und an der Form kein Mißfallen äußern, so erklärt sich dieses theils aus der sonderbaren Art des Schulunterrichts, theils aus der Liebe zu Allem, was äußerlich repräsentirt und stattlich läßt. Antworten, wie sie einst Palafox auf den Ruinen von Saragossa gab, sind nirgend eine Seltenheit, wo Spanier oder Portugiesen herrschen oder geherrscht haben, nur sind wenige Male die Thaten dem Worte ebenso angemessen gewesen wie bei jener Gelegenheit. Es sähe schlimmer um beide Völker und ihre creolischen Nachkommen aus, als es leider schon der Fall ist, wenn jene im Innersten der Staatseinrichtungen begründeten Übelstände nicht auszurotten wären, von welchen der politische Schwulst nur eine geringfügige Darlegung ist.

Die Zukunft der südamerikanischen Colonien läßt sich in dieser Zeit noch nicht mit annähernder Wahrscheinlichkeit voraussagen. Wenn man die Möglichkeit europäischer Einmischung und erneuter Eroberung nicht in Anschlag bringen wollte, so ist doch die Umänderung noch viel zu wenig bekannt und abgeschätzt, welche der Volkscharakter der Spanier und Portugiesen in den Creolen jedenfalls erfahren hat und die in dem Verhältnisse sich befestigen und steigern muß, als die Einwanderung aus den Mutterländern immer seltener wird. Vieles berechtigt zu der Hoffnung, daß der Erfolg des noch fortdauernden Bildungsprocesses der südamerikanischen Volksthümlichkeit am Ende günstig sein werde, wenn nicht, als ein alle Berechnung zernichtendes Element, die farbige und schwarze Bevölkerung in die Mitte tritt. Ihr Einfluß, obgleich nur passiv, ist nirgend, wo Sklaven in großer Zahl gehalten werden, zu bezweifeln, und die Gefahr eines Krieges der Farbe ist keineswegs so eingebildet, wie der Berichterstatter über Brasilien es will. Sind bisher die Sklavenaufstände mit geringer Mühe unterdrückt worden, so verdankt man dieses nur dem Umstande, daß Neger, die obenein meist in Afrika geboren waren, die Waffen ergriffen und die Mulatten und ähnliche civilisirtere, aber ungleich gefährlichere Kastenmenschen sich allgemeiner Theilnahme enthielten. Sollten diese, wie einst in Domingo, Partei gegen die Weißen nehmen, so würde sich der Kampf ernster gestalten und, im Falle des besten Ausganges, die Civilisation für lange Zeit am Fortschreiten gehindert werden.

Wir wenden uns von den deutschen Fragmenten über Brasilien, in welchen jedoch der philosophische und geschichtliche Standpunkt nicht so behauptet worden ist, wie die Beurtheilung von Völkern es verlangt, zu einem französischen Werke, dessen vorzügliche Absicht die künstlerische Darstellung von Volkseigenthümlichkeiten zu sein scheint. Die Schule, die man mit vielem Rechte die Humboldt'sche genannt hat, besitzt unter vielen andern auch das Verdienst, auf die Nothwendigkeit und den Nutzen getreuer Abbildungen von der tropischen Natur aufmerksam gemacht zu haben. Solche Mahnungen sind nicht erfolglos geblieben. Deutsche, Engländer und Franzosen haben Kunstwerke geliefert, deren Treue man selbst in andern Welttheilen mit Überraschung anerkannte, und gegen welche die willkürlich oder abenteuerlich zusammengesetzten Bilder früherer Zeiten wie Carricaturen erscheinen. Daß jedoch zur richtigen und dabei schönen Auffassung einer so frembartigen Natur einfaches Malertalent nicht ausreiche, sondern naturhistorische Kenntniß bis zu einem gewissen Grade erfodert werde, beweist Benoit, sobald er an landschaftliche Ansichten sich wagt. Zu den meisten derselben könnten die Originale ebenso wol in irgend einem ebenen und waldigen Lande Europas vermuthet werden als in Surinam. Eine Palme im Vordergrunde macht ebenso wenig eine Äquatoriallandschaft, als eine Tanne eine norwegische Ansicht allein andeutet. Unser Rugendas hat den Charakter der Tropen ganz anders, und zwar mit schwer erreichbarer Meisterschaft wiedergegeben. Hingegen spricht aus den Volksgruppen Benoit's ganz die schnelle Auffassung der äußern Lebensverhältnisse, die dem Franzosen eigen ist, und insofern verdienen seine Leistungen rühmende Anerkennung. Der Text läuft übrigens nur nebenbei und zeugt gerade nicht von bessern Kenntnissen. Notizen wie folgende, daß der Surinamfluß in den Bergen entspringe, welche das holländische Guyana von dem östlichen Peru trennen, sind garstige Flecken. Daß das ganze Guyana eine und dieselbe Beschaffenheit habe, ist eine kühne Behauptung, die bei deutschen Lesern auch ohne Schomburgk's neue Berichte keinen Glauben gefunden haben würde. 77.

Notizen.

Die Bibliotheken des mittäglichen Frankreich.

Die Bibliothek von Carpentras besitzt fast nichts von Allem, was in den letzten 50 Jahren erschienen ist, aber sie hat 25—30,000 Bände der besten ältern Werke, großentheils in den kostbarsten Ausgaben. Unter ihren 800 Manuscripten ist manches Merkwürdige, zumal Documente für die Geschichte der Provence und Briefe berühmter Italiener, z. B. Galilei's, der sich in einem Schreiben weitläufig über seine Verhältnisse und über die ihm widerfahrenen Widerwärtigkeiten auslässt.

Marseille und Toulon besitzen nur unbedeutende Bibliotheken, die der letztgenannten Stadt zählt nicht mehr als 15,000 Bände und existirt erst seit ein paar Jahren.

Über die Bibliothek von Aix ist wenig zu sagen, außer daß sie eine vollständige Abschrift der Correspondenz Peiresc's und die Handschriften zweier Werke von Boccaccio „La Teseide" und „Il corbaccio" besitzt.

Die 30,000 Bände starke Bibliothek von Nimes ist besonders reich an naturhistorischen und archäologischen Werken und bietet in der Correspondenz des gelehrten Séguier mit vielen seiner berühmtesten Zeitgenossen, wie Muratori, Maffei, Montfaucon u. s. w. interessanten Stoff für die Literaturgeschichte.

Die im Ganzen unbedeutende Bibliothek von Narbonne besitzt einen großen Schatz in der vollständigen Sammlung der auf die Verwaltung dieser Stadt, die bekanntlich lange eine selbständige Republik bildete, bezüglichen Documente. Viele derselben sind in provençalischer Sprache abgefaßt.

Die Bibliothek von Toulouse besitzt 40,000 Bände und 500 Manuscripte. Viele ihrer Bücher haben der Bibliothek Racine's angehört und man findet in manchen derselben Noten von der Hand des Hofdichters Ludwig's XIV.

Die Bibliothek von Montpellier ist reich an wichtigen Handschriften, die größtentheils aus Italien herrühren. Besondere Erwähnung verdienen 15 Bände Briefe der Königin Christine von Schweden an die ausgezeichnetsten Männer ihrer Zeit; Abschriften mehrer Werke Galilei's; ein Band autographischer Briefe verschiedener Personen, namentlich von Tasso, Muret, Giganius u. s. w. an Aldus und Paulus Manutius; zwei Bände autographischer Briefe von Peiresc; ein Band Beobachtungen über das Alterthum von der Hand Winckelmann's. Montpellier besitzt außerdem die ganze Bibliothek Alfieri's, welche ihm von dem Maler Fabre zum Geschenk gemacht worden ist. Sie besteht aus 3000 griechischen, lateinischen und italienischen Büchern, unter denen sich nur ein einziges französisches, die Werke Marot's, befindet.

Das „Journal asiatique" gibt folgende Notiz von H. Leßon über die Malayensprache. Man muß das Malayische als beinahe unentbehrlich für die heutigen schiffahrenden Nationen ansehen. Da es auf den Ufern aller Länder des Oceans von den Sundainseln bis nach Neuguinea von den Philippinen bis nach Timor und Malacca geredet wird, so ist es von der größten Wichtigkeit für die Handelsverbindungen mit jenen weiten Erdstrichen. Auch die Geschichte der Menschheit hat viel bei dem Studium der Annalen dieses Volks zu gewinnen. Das Malayische ist das Spanisch Australiens. Mit seiner Hülfe läßt sich der Schleier zerreißen, welcher noch die Geschichte von Borneo und Sumatra bedeckt. Wenn die Schiffahrer die malayische Sprache verständen, so würden die Handelsoperationen weit sicherer sein als bisher und nicht mehr so oft durch Mord und Plünderung gestört werden, welche nur zu oft aus bloßen Mißverständnissen entstehen. D.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 143. — 23. Mai 1841.

Memorabilien von Karl Immermann. Erster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 142.)

Was ist nun aber die Ansicht Immermann's von der deutschen Familie? Polen und Russen, meint er, haben nur eine Art Contubernium, Spanier und Italiener allenfalls den Instinct, der sich der Kinder annimmt; bei den Franzosen herrsche zwar umgekehrt eine ehrfurchtsvolle Pflege des Alters, dagegen sei die Ehe selbst, welche doch immer der eigentliche Pulsschlag des Hauses bleibe, auch unter ihnen entzaubert, dürr und heruntergebracht; Grisetten und Freundinnen befriedigen bei den Franzosen — nicht etwa blos die Wollust — nein, das Herz. Blicke man nach England, so scheine das häusliche Leben sehr glänzend; allein sähe man schärfer zu, so möchte sich doch Alles zuletzt auf das Gefühl des Comfort beschränken. Der Hausvater sei dort nur der durch die Hausverfassung beschränkte König, der zwar innerhalb dieser Schranken des höchsten Ansehens sicher sein könne, aber sein Reich auch nur unter der Bedingung habe, daß er Frau, Kinder, ja selbst Gesinde als constituirte Gewalten achte. Der Spruch, daß eines Engländers Haus seine Festung sei, sei bezeichnend, denn er deute doch nur auf einen Werth der Sache nach außen, nicht auf eine Befriedigung im Innern hin. Daher komme es, daß die feinern Zauber der ehelichen Liebe, die tiefern Conflicte, die im Hause nur entstehen können, wenn es den ganzen Menschen absorbire, der Schmelz, der über das Verhältniß der Ältern zu den Kindern gehaucht sei, wenn es in seiner zartesten Gefühligkeit vorhanden ist, dem englischen häuslichen Leben fremd seien.

Ich glaube — fährt der Verf. hingegen fort — daß die Familie nur in Deutschland sich zur höchsten Gestalt durchbildete.... Die Basis, über welcher sich das eigenthümlich deutsche Familiengefühl erhob, ist das Urgefühl des Germanen, daß in dem Weibe etwas Heiliges sei. Aus diesem Urgefühle entsprang eine durch Reflexion vermittelte Ahnung, daß auf das, was von dem Weibe in seiner innersten und ihm eigensten Thätigkeit ausgeht, nämlich auf das Kind, auch etwas von dem Heiligen der Hervorbringenden übergehe. Beides, das Urgefühl und die abgeleitete Empfindung haben die beiden unterscheidenden Kennzeichen der deutschen Familie hervorgebracht. Das erste derselben ist, daß, wie ich glaube, nur bei uns die Ehe als Sacrament geknüpft wird, nicht im Sinne der katholischen Kirche, sondern im menschlichen, aber eben deshalb göttlichern Sinne;..... denn bei uns vereinigen Mann und Weib nicht abgesonderte Geschmacksrichtungen, Neigungen, geistige oder gemüthliche Sympathien, sondern die Personen, d. h. das ganze, ewige, unberechenbare Wesen des Menschen.... Das zweite unterscheidende Kennzeichen unserer Familie ist, daß die Ältern in dem Kinde gleichfalls die Person erkennen und es darnach behandeln. Sie betrachten es daher, sobald sich nur der leiseste Anknüpfungspunkt für diese Überzeugung darbietet, als ein in die Fortsetzung der ideellen Menschheit eingeordnetes Wesen, als zur Zukunft des Menschengeschlechts gehörig, und sich verpflichtet, es für diese Zukunft zu erziehen. Zwischen diesen beiden göttlichen Momenten wächst und quillt unsere Familie. Es folgt daraus, daß, während sie bei andern Völkern mehr Mittel zum Zweck oder äußere Veranstaltung ist, sie bei uns den Zweck selbst bildet und alles Äußerliche in ihr zum Innerlichsten eingeschrieben und aufgetragen erscheint. Es folgt ferner, daß der Deutsche über sie hinaus sich schwerlich einen Zweck setzen kann, denn zu allen Zeiten kam es dem Volke in seinen besten Repräsentanten nur darauf an, daß diese sich als Person hatten und besaßen und folglich auch Andere als Personen erkannten, in dieser Erkenntniß aber sie hatten und besaßen. Mithin wird die deutsche Familie die unselbstische, erweiterte Person. Endlich folgt, daß, wenn gesagt worden ist, auf den Familien ruhe der Staat und solle darauf ruhen, dies für uns nur folgende Bedeutung haben kann: Staat und Familie sollen auch bei uns in das engste Bündniß geschlungen werden, so jedoch, daß der Staat das nothwendige Mittel bildet, um das Familiendasein zu erschaffen. Von den Beziehungen zum Staate aus soll die Familie entledigt werden aller Kleinlichkeit, in den Staat hinüber soll dagegen der Mann alle Wärme tragen, die er in seinem Hause empfing, und für Alles, was er draußen leistete, soll ihn wieder die Blüte des Hausgeistes belohnen. Dies wäre wol die richtigste und schönste Wechselwirkung zwischen germanischem Staat und germanischem Hause.

Dies ungefähr wäre in kurzem Abriß der Inbegriff der Immermann'schen Theorie von der deutschen Familie, bei dem wir freilich alle nähere Begründung und weitere Ausführung der aufgestellten Sätze bei Seite lassen und uns lediglich an die Resultate halten mußten. Doch diese genügen, um zu Dem hinüberzuleiten, worin Immermann mit der Wirklichkeit anknüpft und die Anwendung seines Raisonnements auf die Gegenwart macht. Vor Allem fragt er:

War nun aber die deutsche Familie während der Unterdrückung verschieden von der jetzigen? — Ja, antwortet er — nicht dem Wesen, aber der Beleuchtung nach, in welcher die Gruppe jetzt steht und damals stand.... Um mit zwei Worten anzugeben, wohin ich steuere, sage ich: die deutsche Familie hatte während der Unterdrückung absoluten Werth und gegenwärtig nur relativen.

Diesen relativen Werth der gegenwärtigen deutschen Familie leitet Immermann von der Unbefriedigtheit, dem

Skepticismus und der Zerrissenheit her, welche sich der Gemüther bemächtigt haben und wesentlich die Folge der seit dem Freiheitskriege in dem socialen und öffentlichen Leben waltenden Widersprüche seien, die daraus entstanden, daß selbst die Erwartungen von dem Nothwendigen sich erfüllt und die naturgemäße Entwickelung des öffentlichen und socialen Lebens zurückgedrängt worden sei. Unvermeidlich habe dadurch in den Einzelnen ein Sehnen nach jenen vorenthaltenen Gütern entstehen müssen, das eine unbedingte Hingabe an das Familienleben, wie sie nur bei einem gesicherten, harmonischen Dasein bestehen könne, unmöglich mache. Die Ausführung dieser Ansicht gehört zu den geistreichsten Auseinandersetzungen dieses Buches, welche voll der überraschendsten Schlaglichter auf einzelne Seiten des deutschen Lebens, voll treffender Urtheile über die gegenwärtigen Zustände ist und überall von gesunder Auffassung der socialen wie politischen Verhältnisse der Gegenwart zeugt. Auszüge daraus zu geben, würde zu weit führen; nur um anzudeuten, was alles in den Kreis der Besprechung gezogen wird, erwähnen wir, daß da unter Anderm das aus dem Bedürfniß universeller Bildung hervorgegangene Journalwesen, die jetzt herrschende Reisewuth, das Streben, sich zu Associationen zu einigen, die gegenwärtige Geselligkeit, die jämmerliche Dressur der Mädchen zu Schein und Flitter, die Frauenvereine ꝛc. ihre Würdigung finden. Schade ist bei alledem, daß der Verf. manche Verhältnisse mehr in abstracto berührt und im Hintergrunde seiner Betrachtung ahnen läßt, statt ihnen direct auf den Leib zu gehen und sie bei ihrem wahren Namen zu nennen. Den Schluß des Abschnitts macht eine Charakteristik der Familie, wie sie noch unmittelbar vor der Umgestaltung des deutschen Lebens durch die Ereignisse von 1806—15 bestand.

In Betreff der beiden folgenden Abschnitte: „Pädagogische Anekdoten" und der „Oheim", müssen wir die Leser d. Bl. auf das Buch selbst verweisen, da jene Capitel keinen Auszug erlauben. Beide sind in noch höherm Grade Das, was wir oben von den „Knabenerinnerungen" sagten, nämlich Genrebilder, in denen der Hauch der Poesie die höchste Naturwahrheit durchdringt und immer mit den Zeitverhältnissen in Verbindung setzt, auf diese Weise ein Gemälde liefert, das in seiner Art ebenso viel zur Erkenntniß der Zeit beiträgt als das directe Raisonnement des vorhergehenden Capitels; denn überall hat Immermann den lobenswerthen Entschluß treu befolgt, in der Schilderung seiner persönlichen Verhältnisse und Erlebnisse das mehr Zufällige auszuscheiden und seine eigene Person mehr in den Hintergrund treten und sie nur als Vermittlerin der auf das Allgemeine sich beziehenden Schilderungen gelten zu lassen. Ja, man kann wol sagen, daß er in letzterer Beziehung zu weit gegangen und die Entwickelung seiner Individualität viel zu wenig hervorgehoben hat; viel zu wenig — ich will gar nicht sagen für seine Verehrer, sondern für alle Die, welchen jede bedeutende Persönlichkeit von Interesse ist und die in deren Entwickelung einen Beitrag zur Entwickelung der allgemeinen Bildung der Nation erkennen.

Natürlich ist es, daß Immermann, nachdem er in den vorhergehenden Abschnitten den Beginn seiner akademischen Laufbahn geschildert, nun auch einen Blick auf das geistige Leben der damaligen und der Jetztzeit und über ihr Verhältniß zu einander und zu den äußern Zuständen wirft. Dies geschieht in dem „Lehre und Literatur" überschriebenen Abschnitt, ohne Zweifel dem bedeutendsten des ganzen Werkes, denn hier ist der Verf. völlig auf einem Felde, wo er mit vollen Händen Samen aus dem reichen Schatz seiner — durch eigene Erfahrung geprüften und vermittelten — literarischen Erkenntniß ausstreut. Niemand wird diesen Abschnitt — selbst wenn er nicht überall der Meinung des Verf. wäre — ohne Interesse lesen, so viel des Anregenden, Geistreichen und Treffenden enthält er. Zwar kann der Verf. vermöge des Plans seines Werkes, da er keine Literaturgeschichte schreiben will, nur mehr rhapsodisch und behauptend als deducirend und beweisend verfahren; dennoch weiß er seine Gedanken mit solcher Nettigkeit und dabei Prägnanz darzustellen, daß die Einsicht in Das, was begründet oder minder haltbar an ihnen ist, auch ohne weitläufige Ausführung jedem Unbefangenen leicht wird.

Zuvörderst beginnt Immermann mit der Lehre. Sie ist, äußert er,

wenn man von ihr im strengsten Sinne reden darf, etwas Fixes; sie gibt den Niederschlag der Forschung in einem gewissen Stadio der geistigen Gährung. In diesem Sinne existirt jetzt kaum eine Lehre. Das zweifelnde Jahrhundert läßt nirgend einen eigentlichen Abschnitt zu .... Je beschränkter die Lehre, desto selbstzufriedener der Lehrling. Desto gewisser gibt sie ihm den Glauben, daß er in ihr das wahre Wissen für sich und seines Geistes Kraft erobert habe. Desto weiter entfernt sie ihn von dem Zusammenhange mit dem Fortschritt oder mit den Nachbargebieten. Die Lehre in jener Drang- und Kriegsperiode nun war eine zugeschnittene. Große Arbeiten waren zwar geschehen auf dem Boden der Wissenschaften, welche den Geist am meisten erregen, aber sie hatten den ganzbaren Erhebungspunkt noch wenig berührt, in den sie erst jetzt eingebrochen waren. Die jungen Leute wandelten daher in einer Art von wachem wissenschaftlichen Traume umher, zu vergleichen mit dem praktischen Traume von politischer Größe, dessen Einbildungen so rauh entscheucht worden waren. In den Disciplinen, die vorgetragen wurden, war Alles für einen guten Kopf bezwingbar; über den Verhack der Lehrsätze hinaus wurde sein Blick nicht gelockt; er durfte daher meinen, wenn er den Vortrag gefaßt, die Sache zu besitzen. Ein strebsamer Anfänger glaubte damals immer zu wissen, woran er war in der Wissenschaft, jedes abgemachte Compendium wies ihm in seiner Meinung die Rangstufe im Reiche der Geister an. Schwerlich möchte dem jetzigen Geschlechte diese dornige Unschuld des Erkennens eigen sein.

Nach einer kurzen Charakteristik des damaligen Burschenlebens und seiner Beziehungen zur übrigen Welt geht Immermann dann von der Art des Lehrens und Lernens zu Dem über, was gelehrt wurde, den Wissenschaften, um auch hier das Damals und Jetzt nebeneinander zu stellen. Von diesen faßt er besonders drei ins Auge, das Studium der Alten, die Geschichte und die Philosophie, als diejenigen, welche am unmittelbarsten das Reinmenschliche zum Gegenstande haben und am geeignetsten sind, es im Menschen zur Ausbildung zu bringen. Zuerst beginnt er mit der Philologie.

Faßt man alles Das — sagt er in dieser Beziehung — was jetzt in vielfältigster Zusammenstellung, Combination, Con-

jetzt für die Erkenntniß der Alten geschehe, unter einem einfachen Gesichtspunkte auf, so wird man finden, daß das Forschen sie als Gewächse eigener Structur, auf eigenem Boden entsprossen, verstehen lernen will. Offenbar ist die Überzeugung vorhanden, daß jede Meinung, Auffassung, Form, ja jede Construction, jedes Wort und jeder Accent der Alten etwas sei, was aus irgend einem politischen, religiösen, Cultur- oder Localmomente ihres Lebens entsprang, und daß gerade die hohe Vortrefflichkeit der uns gebliebenen Denkmäler in dem innigen Zusammenhange derselben mit dem Realismus des antiken Zustandes bestehe. Die Alten wollen uns werden etwas im größten Sinne Abgethanes, in der Zeit Untergegangenes, von uns Grundverschiedenes, eben deshalb aber nun einer reinen Betrachtung Gewonnenes. In dieser Überzeugung ist der deutsche Geist den andern Nationen vorgesprungen; bei den Engländern und Franzosen herrscht noch die ältere Behandlung. Die erste Stufe derselben war die grammatische Tagelöhnerarbeit. In ihr waren (nämlich noch damals, in der Kriegs- und Drangperiode) die Deutschen stark und Viele kamen nicht darüber hinaus. Meldete sich ein Bedürfniß nach stofflicher Ausbeute, so stillte es der bekannte oder verschwiegene Irrthum, daß modernes Wissen, Denken, Sein eigentlich nur eine Fortsetzung des Alterthums sei. Er veranlaßte das Bestreben, unter jenen ehrwürdigen Falten unsere Gestalt, unsere Züge, nur in idealer Verklärung, zu erblicken. Ihre Sentenzen sollten für unsere Verhältnisse die leitendsten Normen abgeben, ihre Tugenden waren der unserigen Vorbilder, ein Gleiches galt von ihren Formen. Und da denn doch eine Herstellung ihrer Volks- und Staatseinrichtungen durchaus nicht mehr gelingen wollte, so begegnete man sich wenigstens mit ihnen auf einem allgemeinen Gebiete, welches von ihren Vortrefflichkeiten bevölkert war, denen nur leider die eigentliche Spitze und Das, was sie gerade zu ihren Vortrefflichkeiten gemacht, hatte abgebrochen werden müssen. . . .

Nun aber ist es freilich klar, daß, so sehr die neuere Betrachtung die wahrere Erkenntniß zeugt, sie doch auch wieder die betrachteten Muster uns ferner stellt. Auf gewisse Weise hatte man von den Alten sonst mehr als jetzt. In Allem, was ein Menschengeschlecht zu seiner besten Zeit hervorbrachte, ist nämlich ein allgemeiner Gehalt, der freilich nicht das Höchste der Sache gibt, dagegen den Betrachtenden rascher erwärmt als die historische Beobachtung; der allgemeine Gehalt der Alten besteht in dem Festen, Paltabeln ihrer Thaten und Gedanken, erfindbar auch ohne das specielste Wissen von den einstigen Bedingungen dieser Tugenden. Diesen allgemeinen Gehalt brachte nun die ältere Lehre rascher und erwärmender herzu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fräulein Keaou Lwan Wang, eine chinesische Novelle.

Das „Foreign quarterly review" bringt einen interessanten Bericht über „Wang Keaou Lwan Plh Nëen Chang Han, or the lasting resentment of Miss Keaou Lwan Wang, a chinese tale, founded on fact. Translated from the original by *Robert Thom*, Resident at Canton" (Kanton 1839). In der Einleitung wird gesagt, daß die so reichhaltige dramatische, lyrische und besonders Romanliteratur der Chinesen eine gründlichere Anschauung der Sitten und des Empfindungszustandes dieses sonderbaren Volks verschaffe, als irgend ein anderer Theil ihrer Literatur. Ref. hat bei dieser Gelegenheit darüber nachgedacht, welche Kenntniß deutscher Sitten wol künftige Zeiten aus unserer poetischen Literatur, wie sie gegenwärtig beschaffen ist, schöpfen könnten, und er muß gestehen, daß die oft verlachten Chinesen wenigstens durch die nationale und locale Bedeutsamkeit ihrer poetischen Literatur einen Vorzug vor uns zu haben scheinen. Der Deutsche ist aber überall mehr zu Hause als in seiner Heimat, und er thut sich sogar darauf etwas zugute; der Chinese denkt, fühlt, schreibt, handelt eben nur als Chinese, und so wird die Literatur dieses barocken Volks, auch abgesehen von allen dichterischen Eigenschaften, für den Ausländer schon immer darum den hohen Interesse sein, daß sie der vollkommenste, wenn auch ungeheuerliche Ab- und Ausdruck der nationalen Existenz nach jeder Richtung hin ist. Dieses Lob muß man auch dem Roman, der von der unglücklichen Miß Keaou Lwan Wang handelt, zugestehen. Es ist darin Alles echt chinesisch, und wenn man auch nicht selten über den einfach schönen Ausdruck, die poetische Empfindung in den eingeflochtenen Versen, über die Zartheit der Darstellung, über das tragische Pathos erstaunt, so wird man doch ebenso oft über die halb kindische, halb großenhafte Naivetät, über die nationale Steifigkeit vieler Situationen, über das wunderliche convellamene Geschnörkel, welches überall angebracht ist, lächeln müssen und nicht begreifen, wie so ganz heterogene Elemente in dieser grotesken Mischung nebeneinander bestehen können. Die Erzählung ist aus dem elften Bande von „Kin Koo Kee Kwan" (Merkwürdige Beobachtungen aus der neuern Zeit) ausgezogen, und es möchte schwierig sein, das Werk irgendwohin zu rangiren, da es weder in dem Style der Classiker noch in der Mandarinensprache, sondern im „Halb- oder Bastardclassischen" geschrieben ist. Der Übersetzer zog einige von den Sien Sang oder Lehrern zu Rathe, aber selbst der talentvollste von ihnen, welcher Äsop's Fabeln in das Chinesische übersetzt hat, verstrickte ihn nur noch tiefer in Schwierigkeiten. Er lieferte dem Übersetzer Randglossen zu den wichtigsten Stellen; leider aber war die Erklärung, welche er heute gab, von der, welche er morgen gab, gänzlich verschieden, und wenn man ihm diese Inconsequenz vorwarf, pflegte er nur zu sagen, daß jeder Leser die chinesische Poesie auf seine eigene Weise zu lesen pflege; also: „quot homines tot sententiae", wie viel Leser, so viel Auslegungen. Hierdurch bewogen, hielt es der Übersetzer für zweckmäßig, viele für den englischen Leser ohnehin anstößige Stellen wegzulassen, den seltsam abrupten Styl zu mildern und so dem Werke eine mehr literarische Form zu geben. Wir fürchten jedoch, daß durch dieses Verfahren, besonders da die englische Pruderie überall Anstößigkeiten findet, viel von der Localfärbung des Textes verloren gegangen ist; und wenn auch der Inhalt und der Geist des Ganzen noch chinesisch genug sind, so trägt den Styl in den von dem Reviewer mitgetheilten Auszügen fast eine modern europäische Glätte zur Schau. Übrigens ist die Übersetzung mit einer ganz erträglichen, von einem dort eingeborenen Künstler gefertigten Lithographie geschmückt worden. Zarte verrathene Liebe ist der Gegenstand der Erzählung und Fräulein Keaou Lwan Wang, die Hauptheldin, in ihrer glühenden Hingebung, ihrer Naivetät, endlich in ihrer Trauer und Verzweiflung vortrefflich geschildert. Ihr schwächlicher Liebhaber, Namens Ting-chang, ein junger Student der Künste, erinnert ein wenig an manche Goethe'sche Liebhaber, welche es mit der Treue so genau nicht nehmen; aber der chinesische Dichter geht moralischer und kräftiger zu Werke, als z. B. Goethe in der „Stella", und verhängt über den Schändlichen, doppelt Verheiratheten eine schreckliche Buße. Ming-hea, das Kammermädchen des Fräuleins, spielt die Vermittlerin, aber Wang-chung, ein Chehwuy (Oberst), der Vater der jungen Dame, und Chow, der gelehrte Vater des jungen Menschen, verhindern die Liebenden, sich zu sehen und zu sprechen, sodaß Fräulein Lwan krank wird und sogar keine Nahrung zu sich nehmen will. Endlich besticht Ting-chang die alte Tante und Aufseherin der Geliebten und diese gibt beide in heimlicher Ehe zusammen, wobei sie unter Anderm die Worte in den Ehecontract schreiben läßt: „Wenn die Frau den Mann betrügt, so möge der hurtige Blitz ihr Haupt treffen! Wenn der Mann die Frau betrügt, so mögen zahllose Pfeile seinen Körper zerreißen! und dann mögen er oder sie die Strafe für ihr Verbrechen empfangen in der Stadt des Todes, hinunterstürzend in den Abgrund der Finsterniß für ewig und ewig!" Ein halbes Jahr vergeht, die Liebenden haben sich öfters heimlich besucht, als Ting-chang's Vater plötzlich versetzt

wird. Später erfieht der junge Mensch aus einer Zeitung, daß sein Vater geschwächter Gesundheit wegen sich vom Dienste zurückgezogen und in seiner Geburtsstadt angesiedelt hat. Es überfällt ihn eine heiße Sehnsucht, seine Eltern zu sehen. Er reist ab, sie zu besuchen, zur größten Betrübniß seiner Geliebten. Er kommt zu Hause an, wo man für ihn ein gewisses Fräulein, Namens Wei, zur Gattin ausersehen hat, welche ausnehmend reich und schön ist. Gegen so viele Reize bleibt der Treulose nicht gleichgültig und nach einem halben Jahre ist die junge Dame seine Frau. Die arme Verlassene wartet und wartet, aber der ungetreue Geliebte kommt nicht, auch antwortet er nicht. Und sie schreibt ihm doch so süße Verse, in denen es z. B. heißt: „Seit du mich verlassen, Herr, thue ich nichts als die Augenbrauen runzeln, ich kümmere mich nicht mehr um Schminke und Schmuck und mein Haupt ist struppig. Braut und Bräutigam in zwei verschiedenen Ländern — o, peinvoll ist der Gedanke! Eine Nacht träumte ich, mein Geliebter wäre mit einer Andern verheirathet, und als der Morgen anbrach, hatte der Kummer, ohne daß ich es gewahr wurde, mein Gesicht verwandelt, aus der Jugend in das Alter. Wir schwuren, daß, wenn einer falsch, die Götter ihre Donner schleudern und ihre rächenden Blitze werfen sollten, und die Göttin Heuen-neu theilte unsere Eide durch alle neun Himmel mit" u. s. w. Endlich erhängt sie sich in Verzweiflung. Der treulose Tingchang wird vor den kaiserlichen Richter Fan-che beschieden; dieser erkennt ihm 50 Schläge mit dem Bambus zu und läßt ihn im Gefängniß verwahren, bis er zu Nang-yang neue Befehle erhalten. Diese kommen nach einigen Tagen an und der Richter theilt sie ihm folgendergestalt mit: „Die Tochter eines Mandarinen leichtsinnig behandeln oder beleidigen, ist ein Verbrechen. Noch verheirathet sein und eine andere Ehe schließen, ist ein zweites Verbrechen. Ehebrecherischen Umgang pflegen, welcher den Tod einer der betreffenden Parteien veranlaßt, ist ein drittes Verbrechen. In Euerm Ehecontract steht geschrieben, wenn ein Mann sein Weib täuscht, so mögen zahllose Pfeile seinen Körper zerreißen! Ich habe hier keine Pfeile, um dich damit zu treffen, aber" — fügte er hinzu, seine Stimme erhebend — „du sollst geschlagen werden wie ein Hund, zum warnenden Beispiel für alle künftigen kaltherzigen Schurken!" Sogleich stürzten die Gerichtsdiener und Büttel mit ihren Bambusstöcken gleichzeitig auf Ting-chang los und hieben den Unglücklichen nieder. Stücke seines Körpers flogen bald nach allen Richtungen der Halle und in wenigen Augenblicken war sein Körper in eine blutige und widerliche Masse verwandelt. Mit diesem Beispiel chinesischer Gerechtigkeit schließt die Erzählung, aber nicht ohne eine nüchterne Moral in Versen anzuknüpfen, deren Inhalt etwa dieser ist:

„Leser! Warum bewarb er sich auch um den Reichthum und die Schönheit einer zweiten Braut und wurde seinen frühern Eiden untreu? Was hatte er davon für einen Nutzen? Wie der Vers sagt: Wer Mann und Weib für einen einzigen Tag gewesen, bleibe auch Mann und Weib für immer! Was könnt ihr für einen Gewinn erwarten, wenn ihr eines zärtlichen Mädchens zu vertrauensvolles Herz betrügt? Solltet ihr meinen, daß den falschen und grausamen Liebhaber keine Rache erwartet, so leset diese in vergangenen Tagen vorgefallene Geschichte!" 70.

Literarische Notizen.

Die Fabelpoesie, welche in Deutschland bereits vollständig abgestorben zu sein scheint, findet in Frankreich noch immer ihre Producenten und Consumenten. Hr. Lavalette, Mitglied der Deputirtenkammer, die in ihrer jetzigen Gestalt auch etwas Fabelhaftes hat, gab ein „Recueil de fables" heraus, wovon es in einem französischen Journale heißt: „Es dürfte in einem Lande, welches den Lafontaine hervorgebracht hat, immer ein sehr bedenkliches Unternehmen sein, Fabeln zu verfassen und noch dazu herauszugeben. Wir sind jedoch überzeugt, daß es die Leser Hrn. Lavalette Dank wissen werden, wenn er diese Bedenklichkeit nicht gescheut hat. Wol wird Niemand unsern unsterblichen Fabulisten und sein unnachahmliches Werk vergessen machen; aber die Laufbahn, auf welcher Lafontaine Ruhm erwarb, ist nicht geschlossen und kann selbst nach Lafontaine noch betreten werden. Lavalette's Fabeln sind das Werk eines delikaten Beobachters und gewandten Schriftstellers. Die Schlußstücke der Sammlung, wovon einige aus dem Virgil übersetzt sind, beweisen, daß sich Hr. Lavalette zur poetischen Schilderung zu erheben weiß und Leichtigkeit genug besitzt, die einfachste und familiairste Fabelsprache zu handhaben." Die Sammlung ist übrigens durch Grandville und Gérard Séguin prachtvoll illustrirt, sodaß Diejenigen, welche keine Fabeln lesen, eine niedliche Entschädigung haben.

Das große Werk des Hrn. du Sommerard „Les arts au moyen-âge" nähert sich seinem Ende immer mehr. Der Atlas ist seit drei Monaten vollendet und die 60. Lieferung des Album bereits erschienen. Die letzten Lieferungen enthalten Zeichnungen von Denkmälern, welche Sommerard in Italien selbst von mehren ihn begleitenden ausgezeichneten Künstlern copiren ließ. Der Verf. hat sich besonders zur Aufgabe gestellt, der französischen Kunst das Recht auf Originalität und Ursprünglichkeit zu vindiciren, welches ihr zukommt. Er beginnt sein Werk mit der Epoche Konstantin's, sodaß es auch zugleich die Kunstgeschichte anderer Länder umfaßt. Es sind darin nicht blos die Bau- und Bildhauerkunst, die Malerei, die Glas- und Manuscriptenmalerei, sondern auch die Buchdruckerkunst, die Waffenschmiederei, die Costume, die Uhrmacherkunst, die Arbeiten in Email, Mosaik, Fayence, die Goldarbeiterkunst u. s. w. behandelt. S.

Literarische Anzeige.

Lloyd's Werke zur Erlernung der englischen Sprache.

Lloyd, H. E., Theoretisch-praktische englische Sprachlehre für Deutsche. Mit faßlichen Übungen nach den Regeln der Sprache versehen. Sechste verbesserte Auflage. 8. 1841. 11/12 Thlr.

— —, Englisch-deutsche Gespräche; ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach **L. Perrin** bearbeitet. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Achte Auflage. 8. 1838. 2/3 Thlr.

— — und **G. H. Möhden**, Neues englisch-deutsches und deutsch-englisches Handwörterbuch. Zweite Auflage. 2 Theile. Gr. 8. 1836. Cart. 2 2/3 Thlr.

Auch unter dem Titel:

A new Dictionary of the English and German languages. In two parts. By **H. E. Lloyd** and **G. H. Noehden.**

— —, Übersetzungsbuch aus dem Deutschen ins Englische. 8. 1832. 1/2 Thlr.

— —, Englisches Lesebuch. Eine Auswahl aus den besten neuern englischen Schriftstellern.

Auch unter dem Titel:

Gems of the english literature. 8. 1832. 5/6 Thlr.

Hamburg, Verlag von **A. Campe.**

Zu beziehen durch

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 144. — 24. Mai 1841.

Memorabilien von Karl Immermann. Erster Theil.

(Fortsetzung aus Nr. 143.)

Von der Alterthumswissenschaft geht Immermann zur Geschichte über. Als Dichter, dem das Individuelle und die Berechtigung der persönlichen Freiheit über das Allgemeine und die Gewalt der Dinge, die unter dem Gesetz der Naturnothwendigkeit stehen, gehen muß, hat er mit seinem Takt den verschiedenen Charakter der frühern und gegenwärtigen Geschichtschreibung dahin zu bestimmen gewußt, daß die erstere vielmehr in der Geschichte ein Erzeugniß menschlichen Wollens, ja menschlicher Willkür, die letztere dagegen in ihr die nothwendige Entwickelung eines Princips aus gegebenen Verhältnissen, wobei die einzelnen Individuen nur als Werkzeuge des erstern, nicht als Bestimmer der letztern erscheinen, erblicke; daß demgemäß die erstere mehr Personen schildere und den Pragmatismus aus Thaten entwickele, während die letztere mehr Zustände darstelle und das Geschehene aus Principien herleite. Ein Unterschied, der, wie Ref. scheint, bis jetzt nicht die gehörige Beachtung erfahren hat, obgleich er augenfällig begründet ist und im engsten Zusammenhange mit der verschiedenen Weltansicht steht, welche früher und welche gegenwärtig im praktischen wie im theoretischen Leben besonders Deutschlands und Frankreichs sich geltend macht. Wir brauchen hier nur hindeutend an das jetzt im wissenschaftlichen Leben Deutschlands — selbst außerhalb der Hegel'schen Schule — herrschende Streben, jede Erscheinung aus ihrer innern Nothwendigkeit zu begreifen, sowie an die in Frankreich vorwaltende fatalistische Ansicht von den menschlichen Dingen zu erinnern, die nicht blos auf die historische Auffassungsweise Mignet's und Thiers' sich beschränkt, sondern bereits vielfach ins praktische Leben übergegangen ist. Nimmt man noch die auffallende Erscheinung dazu, wie wenig entschieden bestimmend seit dem Abtreten Napoleon's einzelne Persönlichkeiten in den Gang der Geschichte eingegriffen haben, wie sehr vielmehr alle geschichtlichen Resultate fast mit Naturnothwendigkeit sich aus dem Leben der Massen entwickelten, ganz im Gegensatze zum vorigen Jahrhundert bis zur französischen Revolution, wo aller Impuls von einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten ausging, und wo natürlich in der Geschichtsbehandlung wie in der Philosophie überhaupt eine Ansicht vorherrschte, die alle Erscheinungen inductiv aus einzelnen Thatsachen herzuleiten suchte und nicht selten bei dieser Manipulation Alles am Ende ins Gebiet des Zufalls und der Willkür schob — bedenkt man dieses, so wird einem erst recht klar werden, wie richtig und mit philosophischem Geist Immermann den Charakter der jetzigen und frühern Behandlung der Geschichte aufzufassen gewußt hat.

Wichtiger noch als Das, was Immermann über Philologie und Geschichte — denn die Philosophie bespricht er später in einem eigenen Abschnitt — sagt, ist seine nun folgende Ansicht über die schöne Literatur; hier ist er ja in seinem eigensten Reich und ist durch Selbsterfahrung befugt, ein entscheidendes Wort zu sagen. Wir geben zuvörderst auszugsweise seine desfalsige Ansicht, um am Schlusse einiges Erläuternde hinzuzufügen.

Die deutsche Poesie — beginnt er — hat eine Entstehung gehabt, welche von dem Ursprunge der andern europäischen Dichtungen ganz verschieden war. Diese brachten ihre höchsten Gestalten hervor theils im Mittelalter, theils in Zeiten, welche wenigstens noch den Reflex des Mittelalters aufwiesen. Bei den Italienern folgen einander binnen dieser Grenzen in einem wunderbar schönen Reigen Dante, Boccaccio, Petrarca, Ariost, Tasso; bei den Portugiesen tritt Camoens auf unter dem ritterlich religiösen Sebastian. Bei den Spaniern blühen Cervantes und Lope unter Philipp II., der noch einmal mit ganzer Kraft die Würde der alten Kirche und des gothischen Königthums aufrecht zu halten unternimmt, hier in seinem Volke nicht wie eine Singularität vorkommt, sondern den Spaniern der Kluge, der Gerechte heißt. Calderon glänzt unter dem dritten und vierten Philipp, unter welchen jene Richtungen, wenn auch bei weit geringern Gaben, verfolgt wurden. Bei den Engländern hat Shakspeare noch alle Nachklänge des alten „lustigen" Landes und der Feudalkriege im Ohr; bei den Franzosen endlich erscheinen Corneille und Racine unter Ludwig XIV., dem geistigen elften Ludwig. Der elfte Ludwig hatte die großen Vasallen gedemüthigt oder vernichtet, der vierzehnte schlug die idealen Befugnisse des spanisch-französischen Ritterthums: Galanterie und Bigoterie, zur Krone. Ludwig's Hof war das Mittelalter in einer Abbreviatur, welche die Züge der alten Schrift freilich schon etwas verstümmelt hatte. Den Sinn dieser Abbreviatur gaben die großen französischen Dichter wieder, wenn sie auch ihren Helden römische oder griechische Namen beilegten. Und so waren auch sie wenigstens mittelalterlicher Nachfärbung. . . . .

So ergibt sich, daß die Literaturen aller übrigen tonangebenden europäischen Völker romantischen Ursprungs sind, aus romantischem Boden ihre edelsten Säfte zogen, in ihm zu einer noch nicht wieder erreichten Blüte aufwuchsen. Dort hatte sich bei ihnen der Begriff der Classicität festgestellt. Die romantischen Motive sind aber aus dem Leben verschwunden. Die Dichter jener Völker empfindenda?er den Zwang, entweder zurück-

zugreifen auf abgeschlossene Muster ohne Auffrischung durch einen fortquellenden Strom der wirklichen Dinge, oder sich zu versuchen in neuen Gebieten mit dem niederschlagenden Bewußtsein, daß unleugbar der Nation früher schon einmal ein Allerbestes geboten worden sei. . . .

Ganz verschieden lautet nun das Taufzeugniß der deutschen Literatur. Wir haben zwar auch eine Poesie des Mittelalters und seiner Nachzeiten: Nibelungen, Tristan, Parcival, Minnegesang, dann die Meistersänger, Hans Sachs, die scharfen Satiriker der Reformationszeiten, endlich die schlesische Schule und Flemming. Ich theile die Verehrung für diese alten Denkmale, allein wer möchte behaupten, daß sie unter Umständen entstanden seien, unter welchen Classiker möglich sind? Diese entstehen nur, wenn ein Volk den Kern seines Wesens in seinen Zuständen empfunden hatte und die Sprache so weit gebracht worden war, daß sie für bevorzugte Geister zum Instrument mustergültigen Ausdrucks werden konnte. Italien besaß Eleganz des Wissens und des Lebens, die Durchbildung der Einzelverhältnisse, welche für die Entwickelung der Eigenschaften so günstig ist; Spanien seinen insularischen grandiosen Fanatismus; Portugal berühmte Seefahrer und fabelhafte Küstenfernen; England ein reiches Volkswesen und die mannichfachste Gliederung der öffentlichen Verhältnisse, Frankreich die hohe Komödie der Repräsentation, als die Classiker dieser Nation erschienen. Das deutsche Volk war aber weder im Mittelalter, noch in den Zeiten, welche diesem folgten, eines solchen Kernes sich bewußt geworden, auch hatte ein entsprechendes Idiom sich nicht hinreichend vorbereitet. Die romantischen Elemente waren wol alle vorhanden in Deutschland, aber theils waren sie mehr angeeignet, wie das Ritterthum, theils aber und hauptsächlich fehlte das Etwas verbreiteter Bildung, durch welches alle jene Elemente erst für den großen Schriftsteller zubereitet werden müssen. . . . Die deutsche Literatur des Mittelalters blieb ein großer Ansatz, ein kühner Handstreich, sie konnte nicht für den Sieg des deutschen Geistes in einer Hauptschlacht gelten. . . .

Dem 18. Jahrhundert mußte es vorbehalten bleiben, das Geburtsjahr der eigentlich großen Literatur der Deutschen zu werden. Über den politischen und patriotischen Unwerth dieser deutschen Zeit sind wir einverstanden. Aber gerade in dem Unwerthe konnte nur eine eigenste Seite der Deutschen erst zum Vorschein kommen: ihre Subjectivität. In dem Chaos des aufgelösten Staates, der verwesten Kirche, der zerrütteten leitenden Begriffe entsprang eine Unzahl von Individualitäten, deren Gemeinsames nur war, daß eben das Individuum sich mit allen seinen Berechtigungen und Launen voll in die Wirklichkeit hinauszuleben wollte. Diesen Stoff subjectivster Angriffe ergriff nun der Geist großer Männer durch eine Sprache, welche gerade so weit mannbar geworden war, um unter dem Kusse der Meister Mutter werden zu können. Alle unsere großen Schriftsteller gehen von Standpunkten aus, die nur ihnen, nicht einem Vaterlande, einem Kirchendogma, einer stabilen öffentlichen Meinung angehören. . . .

Sonach ist unsere große Literatur entstanden aus völlig antiromantischen Stimmungen, nach dem Verschwinden des letzten Widerscheins des Mittelalters; sie ist die vorzugsweise moderne. Das moderne Leben mit seinen feinsten Nuancen, mit seiner Anatomie der Seele, mit allem Zauber und Elend der Gegenwart ist nur in ihr zu seinem vollen Ausdruck gelangt. Während die andern Nationen nach genuinen Schöpfungen aus der Fülle ihres modernen Lebens herauf umhertasten und nur zu solchen mittlern Maßes gelangt sind, besitzen wir in Symbolen des modernen Geistes unsere Hauptwerke.

Mit dieser ganz subjectiven Poesie trat nun die Mehrzahl der Empfangenden von jeher in ein subjectives Verhältniß. Während bei den andern Völkern sich rasch das Gefühl erzeugte, daß die Dichtkunst ein heiteres Spiel, eine Form sei, blieb bei uns vorwiegend der stoffartige Antheil, hervorgegangen aus dem Glauben, daß Dichten eigentlich ein Handeln in Versen vorstelle. . . .

Dieser Antheil wird so lange immer wieder emportauchen, bis die deutsche Poesie die Form findet, die sie bei ihrem subjectiven Ursprunge noch nicht rein erlangen konnte. Die deutsche Poesie als Kunst will mir als eine zweite Möglichkeit unserer großen Literatur erscheinen.

Vielen wird diese Ansicht von dem „romantischen" Ursprung der italienischen, spanischen, englischen und selbst französischen Literatur im Gegensatz zur deutschen, gelind gesagt, paradox erscheinen, da wir umgekehrt gewohnt sind, den Charakter des Romantischen vorzugsweise in unserer Literatur zu erblicken. Sehen wir aber genauer zu und bleiben wir nicht bei dem äußerlichen Worte stehen, so werden wir finden, daß Immermann in der Sache durchaus Recht hat. Allerdings ist der Ausdruck „romantisch" nicht der rechte; selbst „mittelalterlich" würde man die italienische wie französische Literatur nicht nennen können, und Immermann ist in Bezug auf den ersten Ausdruck von einer Sünde am Sprachgebrauch nicht freizusprechen. Der Begriff des Romantischen im engern Sinne, wie er sich jetzt festgesetzt und aus dem Gegensatz zum Classischen entwickelt hat, liegt nämlich für uns nicht sowol im Stoff, als in der Behandlung, in der Form; nun nennt aber Immermann gerade des Gehalts wegen die nichtdeutschen Literaturen vorzugsweise romantische: man sieht daher, daß es sich mehr um eine Differenz im Wort als in der Sache handelt. Hätte Immermann, statt des zu einer besondern ästhetischen Gattung gewordenen Romantischen, das damit verwandte Wort: romanisch gewählt, so würde er die Beziehung, welche ihn offenbar veranlaßt das Wort: romantisch zu wählen, ausgedrückt und doch das Mißverständniß, das er durch Nichtachtung des einmal geltenden Sprachgebrauchs herbeigeführt, vermieden haben. Das, was er wirklich meint, ergibt sich am deutlichsten aus dem Gegensatze Dessen, worein er das Eigenthümliche der modernen deutschen Literatur setzt. Dieses findet er bekanntlich in ihrem subjectiven Charakter, in der subjectiven Weltansicht, die sich in ihr ausspricht, d. h. in ihrem Beruhen nicht auf etwas äußerlich Gegebenem, auf bestimmten Formen, in welchen sich das sinnliche wie das geistige, das sociale wie das sittliche Leben einer Nation, oder eines Gliedes derselben zu einer bestimmten Zeit bewegt, sondern lediglich in ihrem Beruhen auf dem rein menschlichen geistigen Gehalte des Individuums. Im Gegensatze zu diesem Subjectiven, das kein äußeres Gesetz, keine Form, die nicht aus dem innersten Wesen des freien Geistes hervorgeht, anerkennt, würde nun der Charakter der übrigen europäischen Literaturen auf dem Gesetz von außen her gegebener Formen beruhen, d. h. nicht der menschliche Geist in seiner Unendlichkeit, sondern in seiner endlichen Bestimmtheit, wie er sich zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten in conventionellen Sitten, Gewohnheiten, Meinungen, Ansichten, Betrachtungs- und Redensarten fixirt hat, bildet mehr oder minder ihren ausschließlichen Inhalt. Wir sagen absichtlich mehr oder minder, denn es wäre eine Ungerechtigkeit, wenn man in dieser Hinsicht z. B. Shakspeare — dieses bisher unübertroffene Beispiel von Vereinigung der Forderungen des subjectiven Geistes mit dem objectiv in Zeit und Raum gegebenen Formen — mit Corneille und Ra-

eine, die nichts als die geschicktesten poetischen Interpreten des äußern Lebens und Treibens, nicht etwa eines Volkes, nein nur eines Hofes waren, auf eine Stufe setzen wollte. Auch hierin kann man Immermann einen Vorwurf machen, daß er, um den Gegensatz recht scharf zu machen, keine Stufenleiter vom objectiven Pol zum subjectiven anerkannt hat. Nichtsdestoweniger muß man den begrifflichen Unterschied, wie er ihn feststellt, sowie seine Anwendung auf die verschiedenen Literaturen im Ganzen als völlig begründet ansehen. Denn Niemand wird leugnen wollen, daß sämmtliche romanische Literaturen von einer Weltansicht durchdrungen sind, die nichts als der Reflex der jeweilig in socialem wie politischem, religiösem wie sittlichem, wissenschaftlichem wie künstlerischem Leben zur Autorität gelangten Form ist; mit mehr Recht als „romantisch" hätte Immermann daher das Grundelement dieser Literaturen romanisch nennen können, um so mehr, als es ja überhaupt ein Grundzug im Leben und Wesen der romanischen Völker ist, daß ihr Geist mehr auf die äußere Form, auf das positiv Gegebene gerichtet ist und in ihm seine Befriedigung findet. Auch in der englischen Literatur — ja zu gewissen Zeiten in der deutschen selbst — waltet dieses Element in bedeutendem Maße, findet aber in noch bedeutenderm in dem subjectiven germanischen sein Gegengewicht, mit dem es denn auch, wie schon erwähnt, in der bedeutendsten poetischen Erscheinung Englands, zu einem unvergleichlichen Ganzen verschmilzt. So bildet die englische Literatur den Übergang zu der deutschen, ganz analog der Bildung des englischen Volks, die, obwol das germanische Element ihr Grundelement bleibt, doch mit verschiedenen romanischen Ingredienzen stark versetzt ist.

So gefaßt und modificirt, glauben wir, wird die Immermann'sche Ansicht wenig Widerspruch finden; denn auch Das, was er von dem mittelalterlichen Ursprung der nichtdeutschen Literatur sagt, findet hierdurch seine Erledigung, da es deutlich wird, daß er nicht an den mittelalterlichen Geist an und für sich, sondern nur an die positiven Verhältnisse denkt, wie sie sich aus den mittelalterlichen Zuständen — oft mit gänzlicher Verkehrung ihres eigentlichsten Wesens — entwickelten.

Gern gingen wir noch weiter auf Das ein, was Immermann Treffendes im Einzelnen über die Koryphäen unserer Literatur und ihre Einwirkung auf das Volk, insbesondere die Jugend, sagt; allein wir müßten befürchten, die Anzeige des Buchs in eine Excerpirung desselben zu verwandeln, wenn wir alle die einzelnen Gedanken des Verf. würdigend anführen wollten. Es genüge daher an dem Mitgetheilten, das seine Grundansicht enthält und zu dem das Übrige nur das Complement bildet. Auch in Betreff des folgenden Capitels, „Fichte" überschrieben, in welchem der Verf. einen geistreichen Abriß der damaligen philosophischen Bestrebungen in Deutschland gibt, müssen wir, so geistreich und tief gedacht es auch ist, den Leser auf das Buch selbst verweisen, da die speculative Natur des Abschnittes am allerwenigsten eine kurze Inhaltsangabe zuläßt.

Ganz kurz erwähnen wir des kurzen Abschnitts, worin der alte Jahn eine ebenso ruhige als gerechte Würdigung erfährt. Was an ihm tüchtig und bedeutend ist, findet darin ebenso seine Anerkennung, als das Schwache und Verfehlte in seinem Treiben unbemäntelt zugestanden wird. Das ganze Urtheil über ihn gewinnt ebenso sehr durch die Leidenschaftlosigkeit wie durch die Unbefangenheit und den gesunden Sinn, die in ihm walten.

(Der Beschluß folgt.)

Kaiserin und Sklavin. Ein historischer Roman aus dem dritten Jahrhundert der christlichen Kirche. Drei Theile. Leipzig, Engelmann. 1840. 8. 4¼ Thlr.

Als Ref. nur wenige Seiten dieses Romans gelesen, beschlich ihn ein unheimliches Gefühl. Das ist ein fremder Hauch, der uns entgegenweht! Das ist nicht echt Deutsch, weder an Gesinnung, noch Sprache, noch Styl, noch Inhalt. Wir lasen weiter; — es gemahnte uns wie französisches Modegerede, überall fanden sich Anklänge an die Dinge, die à l'ordre du jour in der Weltstadt sind. Wir lasen weiter; — freilich, Jesuitismus gibt's genug in Deutschland, aber der rhetorische Klang, die süße Phraselei, die er hier hat, die hat er nur in Frankreich. Endlich kamen wir an eine Stelle, wo der Papst Fabian (denn aller Geschichte zum Trotz wird hier der Bischof der christlichen Römer schon unter Heliogabalus mit diesem Titel als einem Vorzug ausgeschmückt), wo also Fabian Bekehrungsapostel in alle Lande schickt, und fanden eine bedenkliche Vorliebe des Autors für die gallischen Missionnaire, von denen einer ein Dutzendmal Denis genannt wird. Nun war kein Zweifel mehr: der Roman, der sich als ein Originalwerk gibt, der ein Stück aus Börne statt der Vorrede enthält, ist nichts als eine Übersetzung aus dem Französischen, wobei der Mann, der hierzu seine Feder gebrauchte, nicht einmal wußte, daß dieser Denis in Deutschland Dionys heißt und derselbe sein soll mit dem nachher heilig gewordenen St.-Dionys, dem Schutzpatron Frankreichs! Eine Übersetzung, sagen wir, und nicht eine Bearbeitung; denn aus jeder Zeile leuchtet die französische Construction, das Eigenthümliche der französischen Wendungen hervor. Gutes Publicum, so geht man mit dir um!

Der Inhalt — nun, der Inhalt läßt sich errathen, wenn man an die Epoche denkt, in welcher der Roman spielt: die Zeit Heliogabal's und der Gordiane. Blut, Mord, Nothzucht, der tiefste Schmutz des Lasters auf einer Seite, von der andern christliche Reinheit, Tugend, Liebe, als das extinctive Christliche. Der Prätor Flavian wird geliebt von seiner Christensklavin Neodamia und liebt sie ganz; er wird geliebt von der Kaiserin Mutter Faustina und liebt sie halb: daher der Titel des Buches. Wer eine Epoche, die dem Historiker eine der wichtigsten ist, auf eine halbwahre Weise dargestellt sehen will, der lese „Kaiserin und Sklavin". Er wird dann gar schiefe Ideen über Dinge bekommen, die er bisher vielleicht gar nicht kannte; aber er wird sich ein paar Stunden immerhin unterhalten haben. Denn das hat dieser Roman wenigstens, langweilig ist er nicht. Zugleich kann man sich dabei auf wohlfeile Art erbauen, denn der Prätor und die Kaiserin bekehren sich; Jener, nachdem er mit einem Heiligen der Wüste zusammen auf einem Krokodill geritten (NB. dies ist ein Wunder), wird ein Einsiedler und Faustina wird Nonne. Damit ist das wahre Ziel der Menschheit, also auch das Ende des Buchs erreicht. Wir könnten noch viel von Gladiatoren, Prätorianern, Parasiten, Philosophen, Senatoren, Kaisern, Feldherren, Anachoreten und so fort und fort berichten; aber wir würden dann des Guten — nein des Schlechten zu viel thun. Also genug. G.

Literarische Notizen.

Über den Druck von Urkunden, namentlich englischer.

Das „Athenaeum" macht bei Gelegenheit der Beurtheilung einer englischen Localgeschichte der Herrschaft Holderneß in East Riding, Yorkshire, von George Poulson, die ein selbst für den englischen Historiker ziemlich trockenes Material enthält, folgende Bemerkung über das in England gebräuchliche Verfahren beim Abdrucke von Urkunden, welche in mancher Beziehung auch anderwärts Beachtung verdienen möchte. „Es ist wirklich nöthig, daß ein gleichförmiges System beim Abdrucke von Urkunden, seien es lateinische, oder französische, oder englische, angenommen werde. Beinahe jedes Wort ist in Urkunden abgekürzt: verschiedene Zeichen bezeichnen genau die besondern ausgelassenen Wörter; dabei wechselt die Orthographie solcher Documente, wie im Englischen, nicht blos zu verschiedenen Zeiten, sondern fast auf jeder Zeile. Will man Urkunden buchstäblich abdrucken, so bedarf man nothwendig Lettern, welche die verschiedenen Zeichen darstellen. Da indessen wenige Provincial- und nicht einmal alle londoner Pressen damit versehen sind, so hat man zur Einschaltung eines Komma von dieser Art [ʻ] seine Zuflucht genommen, um die Elisionen zu bezeichnen. So bekommt man Stellen, wo nur der Eingeweihte, und selbst dieser nicht allemal die Bedeutung entziffern kann; in manchen Fällen ist es völlig unmöglich, die zu ergänzenden Buchstaben oder Sylben zu errathen. Dagegen findet es in hundert Fällen kaum einmal statt, daß man bei Einsicht des Originals noch den mindesten Zweifel behalte oder auf Schwierigkeit stoße, das volle Wort zu schreiben. Es sollten daher alle Urkunden in typographischen Werken ohne alle Abkürzungen gedruckt werden; in zweifelhaften Fällen sollte das dunkle Wort in seiner abgekürzten Form in einer Note angefügt sein. In Bezug auf englische Documente wäre es sehr wünschenswerth, daß man die Sprache in allen Artikeln aus der Zeit nach Heinrich VII. modernisire und dabei die zweifelhaften Worte gleichfalls in Noten genau so, wie sie vorkommen, anführe. Hätte die Society of antiquaries vor 30 Jahren einige bestimmte und fühlbare Gesetze über diesen Gegenstand festgestellt, so würden diese seit jener Zeit in allgemeinen Gebrauch gekommen sein und das Studium der englischen Geschichte ungemein erleichtert haben."

Ein literarisches pium desiderium.

G. Poulson macht in seiner kürzlich erschienenen „History of the seignory of Holderness" bei Gelegenheit der Anführung einer Taxationsliste über die Effecten eines Sir Thom. Boynton aus Barmston, aufgenommen am 28. Febr. 1581, die treffende Bemerkung, von welchem Verdienste die Abfassung eines guten Werkes über Vergleichung des Geldwerthes aus verschiedenen Zeiten sein müsse. Alle Benennung der Münzen vermag keine bestimmte Idee von dem Werthe der durch sie ausgedrückten Summe zu geben, wenn nicht ihr Werth ein fast stehender oder genau ermittelter ist. In dem jeweiligen Preise der Lebensmittel findet man den besten Maßstab zu einer solchen Werthbestimmung, und in England betrachtet man die Weizenpreise dazu am geeignetsten. Fast von der frühesten Zeit an bekam ein Arbeiter im Feldbau in den Kirchspielen, welche die Geschichte von Holderneß berührt, für die Arbeit einer Woche den Preis von zwei Scheffeln (bushels) Weizen, was sich in fetten oder dürren Jahren steigerte oder minderte. In der Beschaffung dieses Bestandes liegt ein Normalmaß, nach welchem man Generation für Generation die sichersten Berechnungen anstellen kann, und durch diese einfache Annahme findet die Nationalökonomie in Bezug auf den Werth des Circulationsmittels die leichteste Lösung. Aus der angeführten Liste ließen sich noch mancherlei Beispiele anführen. So nimmt man in der Regel an, daß seidene Strümpfe erst unter der Regierung Elisabeth's aufgekommen und eine lange Zeit eine Seltenheit gewesen seien; doch besaß unser Landjunker deren 11 Paar, nebst 13 Paar Jernsey- (Guernsey-) Strümpfen, zusammen 15 Pf. St., jedes Paar einzeln 12 Schilling werth. Vom literarischen Material findet sich in der höchst minutiös abgefaßten Liste nichts, als ein halbes Ries Papier; nur in des Sohnes, Francis Boynton's, Gemache finden sich 40 Bücher und ein Paar Spinette, zusammen 3 Pf. 10 Sch. werth. Auch durch Bischof Fleetwood's „Chronicon preciosum" wird das genannte Bedürfniß nicht befriedigt; aber es ist auch nicht abzusehen, wer sich in einer Zeit, wo mühsame Werke kaum die Kosten tragen, für dieses antiquarische Desiderium aufopfern soll.

Johnson und Gibbon, parallelisirt von Colman.

Der englische Schauspieldichter und Theaterdirector George Colman entwirft folgende, von Peake in dessen „Memoirs of the Colman family" mitgetheilte Schilderung des Eindrucks, welchen seine erste Bekanntschaft mit Johnson und Gibbon auf ihn gemacht habe. „Bei unserm Eintritte fanden wir Johnson auf einem Fauteuil von rosafarbenem Atlas sitzen, dessen ganzes Aussehen von der höchsten Eleganz zeugte. Desto schreiender war der Contrast zwischen Johnson und seinem Sitze; ein ungewaschner Kohlenträger vis à vis wäre hier nicht mehr am unrechten Platze gewesen als Johnson selbst. Seine alte gelbe Perücke hatte ungeheure Dimensionen; das gelehrte Haupt, welches sie trug, drehte sich in einer scheinbar paralytischen Bewegung herum, neigte sich aber beträchtlich nach einer Schulter zu, ob nach der rechten oder linken, kann ich mich nicht erinnern. Der gelehrte Gibbon war ein merkwürdiges Gegenstück zu Johnson. Ihr Benehmen und Geschmack waren sowol im Schreiben wie in der Unterhaltung ebenso verschieden wie ihre Kleidung. An demselben Tage, da ich Johnson zum ersten Male in seinem rostbraunen Rocke und seinen schwarzen wollenen Strümpfen sah, stand mir Gibbon in einem Anzuge von geblümtem Sammt, mit dem Degen versehen, gegenüber. Beide hatten eine gemessene Ausdrucksweise und Johnson's berühmte Parallele zwischen Dryden und Pope konnte gewissermaßen auf ihn selbst und Gibbon parodirt werden. Johnson's Styl war erhaben, der Gibbon's zierlich; der Prunk des erstern war zuweilen pedantisch, die Glätte des letztern gelegentlich geziert. Johnson marschirte nach Pauken und Trompeten, Gibbon bewegte sich nach Flöten und Hoboen; Johnson hieb sich Pässe durch die Alpen, während Gibbon durch Parke und Gärten wandelte."

Englische Poesien.

Obgleich sich die Erzeugnisse der poetischen Literatur auch in der neuesten Zeit nicht über den Standpunkt erheben, den sie seit längerer Zeit eingenommen haben, nämlich den der Mittelmäßigkeit, so läßt sich doch bei einer Übersicht der letzterschienenen englischen Gedichte und Gedichtsammlungen nicht alles dichterische Talent vermissen. In dieser Beziehung ist zu nennen: „Erro", von Edward Royce Browne, die romantische Geschichte eines Wanderers behandelnd, welcher zur Linderung eigner Schmerzen fremdes Unglück aufsucht und zu lindern sucht. Obgleich weder mit Ansprüchen auf poetische Kraft noch auf eigne Erfindung hervortretend, sind doch P. Scott's „Oriental musings", welche viele Nachbildungen, namentlich persischer Dichtungen enthalten, über viele Originalerzeugnisse zu stellen und für die beste Gabe des Augenblicks zu achten. Über den Standpunkt gewöhnlicher akademischer Preisgedichte erhebt sich „The ministry of angels; a Seatonian prize poem", von Thom. E. Hankinson, welcher die Aufgaben der genannten Anstalt bereits zu wiederholten Malen gelöst hat. Die „Scraps from the mountains, by Christabel" lassen zum guten Theile Mrs. Hemans als Dichterin erkennen, welche hier ein glücklich fortschreitendes Talent zeigt, von dem die Überwindung einzelner es noch verdunkelnder Mängel zu hoffen steht. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 145. — 25. Mai 1841.

Memorabilien von Karl Immermann. Erster Theil.

(Beschluß aus Nr. 144.)

Natürlich ist der Übergang von Jahn zu dessen Erzfeinde Napoleon. Das Capitel „Despotismus", das den eigentlichen Schluß des Bandes bildet (denn der letzte Abschnitt: „Die Jugend", führt in Kürze das allgemeine Thema nur auf das besondere Object zurück, das den speciellen Vorwurf dieses Bandes ausmacht), ist diesem gewaltthätigen Heber und Beweger der neuesten Geschichte gewidmet. Nachdem der Verf. den Umsturz der Dinge in Deutschland und die Einwirkung, die derselbe auf alle Bereiche des geistigen Lebens geäußert, uns vor Augen geführt hat, ist es ganz in der Ordnung, daß er auch auf die Ursache dieser Wirkung, auf den Dränger und Treiber Deutschlands zurückkommt und seine Ansicht über ihn ausspricht. Zu diesem Zwecke leitet er mit einigen Bemerkungen über das Wesen der Revolutionen im Allgemeinen und über die Phasen der französischen insbesondere ein. Der Sinn derselben ist folgender: Alle Revolutionen an sich sind negativer Art und können zu nichts führen, wenn nicht aus ihrem Ringen sich ein positiv Neues hervorarbeitet, das das Alte nicht blos verneint, sondern ihm eine neue geistige Substanz, organisch entwickelt, gegenüberstellt. Dies kann aber nicht geschehen, indem man nur den alten entgegengesetzte Begriffe, Abstractionen, aufstellt, sondern indem Gesinnung, Gefühle, Anschauungs-, Denk- und Handlungsweise des Volkes, also die Persönlichkeiten, die dessen wahre Substanz bilden, umgewandelt werden. Dies konnte die französische Revolution nun nicht mit einem Male thun, sondern es bedurfte dazu eines Processes, der die verschiedenen Phasen in diesem welthistorischen Ereignisse herbeiführte. Das Zurückgehen auf das altfranzösische Staatsrecht in den Versammlungen der Parlamente, der Hofliberalismus in der Berufung der Reichsstände, das beschränkte Königthum der constituirenden Versammlung, der idealisirte Demokratismus der gesetzgebenden Versammlung, die Dictatur einzelner Demagogen während der rohen Demokratie des Convents und die Oligarchie der Directorialregierung, dies sind die hauptsächlichsten Stadien im Verlauf dieses Prdcesses.

Ein Element — fährt Immermann fort — war noch nicht zur Herrschaft gekommen: das gothische. Dieses sollte nun an die Reihe gelangen, um endlich ebenfalls an dem Sinne des Jahrhunderts unterzugehen. . . .

Napoleon, zusammengesetzt aus Mathematik und Phantasie, Penetration und äußerster Beschränktheit, Schwulst und Simplicität, jenes kalte Feuer, jene schwere Leichtigkeit, die Elasticität mit der Zähigkeit des Bleis, und wie sonst die Antithese sich schildernd an ihm abmühen möchte, wird noch lange ein Räthsel bleiben. Nicht um ihn zu entziffern, sondern um die Hauptseite seiner öffentlichen Erscheinung einigermaßen zu charakterisiren, sage ich: das gothische Element kam im Empire durch ihn zur Gestalt. Ich verstehe darunter jene Begeisterung dunkler, thatkräftiger, kriegerischer Naturen von sich selbst, welche sie treibt, in sich den Ausgangspunkt einer neuen Welt zu sehen; eine Begeisterung, zu welcher sich dann die getreue Heermannschaft bald hinzuzufinden pflegt. Da wird denn der Boden, so weit er erreichbar ist, für herrenlos angesehen und die Bewohnerschaft für von Rechtswegen tributair. Es erfolgt eine Austheilung zu Lehen, der Oberlehnsherr und die Vasallen sind Gipfel und Stützpfeiler einer frischen gesellschaftlichen Ordnung . . .

Kein anderer als dieser gothische Gedanke ist wirklich der Gedanke des französischen Heerführers gewesen. . . . Er konnte natürlich nicht wie ein Dschingischan durch Völker, die Philosophie und Literatur hatten, hindurchfahren; er mußte sich civilisirt zeigen, und das philosophische Jahrhundert übte insofern auch auf diesen Starken seinen Einfluß, daß er sich wenigstens anstellen mußte, als wolle er den Nationen bessere Begriffe unter Donner und Blitz beibringen. Jedoch nur in Äußerungen gothischen Sinnes, in der Schöpfung der Ehrenlegion, in der Gründung des Erbkaiserthums, im Familienstatut, in der Stiftung der großen Reichslehen, in der Beschlagnahme von einem Theile des Grundes und Bodens zur Belohnung guter Dienste, in der östreichischen Heirath, endlich in der Dotirung der Napoleoniden durch Reiche spricht seine ganze Seele. In diesen Dingen ist er sich immer gleich geblieben, in allem übrigen widerspricht er sich, ohne irgend eine Verlegenheit zu zeigen; er wirft weg, was er noch eben erhob, er nimmt das Weggeworfene wieder auf, je nachdem das Bedürfniß des Augenblicks gebietet. Er hat in dem einen Fache freies, unabhängiges Gericht, in dem andern Specialcommission; in dem einen Sinn für die Bildung der Nation, in dem andern Lob der Barbarei. Wie hat man also nur sagen können, Napoleon habe etwas Anderes vor sich gesehen als sich?

Dieser Egoismus ist die Begabung aller großen Männer. In dem Sinne waren Cäsar, Alexander, Otto, Friedrich auch Egoisten. Ihr Unterschied von Napoleon war nur, daß ihre Egoismen sich an sociale Keime anheften durften, Napoleon's grandiose Selbstsucht aber in das Leere, oder in das Widersprechende fiel. . . . Nur die Kritik des Nichtigen ist seine Stärke. Die Nichtigkeiten der frühern europäischen Verhältnisse kritisch beleuchtet zu haben, scheint mir sein welthistorischer Nutzen zu sein. Dagegen ist alles Tiefste, Wahrste wie zugedeckt vor seinem adlerscharfen Auge. Was über die Einsicht in das Schlechte, oder über einen glänzenden Irrthum in den öffentlichen Verhältnissen hinausliegt, verhöhnt er mit einem selbstgeschaffenen Worte: Ideologie. . . .

Der Schatten dieses Riesen war der Despotismus. Zwar hat man den Schatten leugnen, Napoleon gleichsam zu einem ungeheuern Peter Schlemihl machen wollen. Nachdem der Haß und Abscheu sich an ihm ersättigt hatte, begann eine kindische Vergötterung vor ihm zu keimen. Er war nach der Meinung mancher Menschen eigentlich ein durchaus guter und braver Mann gewesen, ein Apostel vernünftiger, gemäßigter Ideen; man begriff schwer, warum dieser sanfte Charakter nicht Landprediger geworden war. In ähnlicher Art sprach er selbst von sich zuweilen auf seinem Felsen, freilich wol nur, um sich einen Spaß mit seiner Umgebung zu machen. . . .

Napoleon war ein Despot. Es ist abgeschmackt, beweisen zu wollen, daß das Feuer brenne und das Wasser nässe. Ich ersparo mir daher die gleich abgeschmackte Mühe, Napoleon's Despotismus beweisen zu wollen. Wer jene Zeit noch mit Bewußtsein durchlebt, oder wer auch nur einige Zeilen Geschichte gelesen hat, weiß, daß in ihr Alles unsicher, depravirt, vereitelt und verkäuflich war, daß die Schmeichelei sich an die Stelle der Gesinnung gedrängt hatte, daß den Schwachen und Schlechten wohl, den Starken und Guten übel zu Muthe war, und daß alles dieses von dem Einzigen herrührte, der nichts an seinem Platze gelassen hatte. Mit diesen Sätzen habe ich zugleich schon bewiesen, daß Napoleon's Despotismus ein schlechter war.

Wir schließen hier unsere Anzeige. Leider sind wir dazu gezwungen, da es dem Verf. nicht vergönnt war, sein Werk weiter fortzuführen. Doppelt zu beklagen ist dieser gezwungene Schluß darum, da er den Faden der Mittheilungen gerade da abschneidet, wo diese, sowol wegen der wachsenden Bedeutung der zur Besprechung bestimmten Begebenheiten als wegen des immer selbstthätigern Antheils, den der Verf. von nun an an ihnen nahm, erst recht interessant zu werden versprachen. Sollten sich nicht vielleicht noch Vorarbeiten oder Materialien zur Folge des Werkes im Nachlasse Immermann's vorfinden? Wären sie vorhanden, so glauben wir nicht unberufen zu handeln, wenn wir an Die, welche über seinen Nachlaß zu verfügen haben, die Aufforderung ergehen lassen, solche dem Publicum nicht vorzuenthalten. *) 196.

Über Theaterschule. Eine Mittheilung an das Theaterpublicum von Eduard Devrient. Berlin, Jonas. 1840. Gr. 12. ⅓ Thlr.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Schauspieler jetzt in einem ganz andern Verhältniß zur bürgerlichen Gesellschaft steht als vor 40—50 Jahren, wenngleich die Histrionen nach dem Wort des Gesetzes in Baiern noch jetzt mit den Dienstboten in eine Kategorie gestellt und vor Gericht als personae miserabiles behandelt werden. In der Schweiz waren früher die Schauspieler wahrhaft gefürchtet; sie galten sammt und sonders für Schwarzkünstler; Niemand ging mit ihnen um; kein größeres Unglück für einen Ort, als wenn daselbst Einer starb; sogar an seiner Leiche wollte man des Teufels Insiegel entdecken. Das hat sich jetzt geändert. Histrionen haben überall Zutritt; sie fraternisiren mit Fürsten.

Nach meinem Gefühl liegt etwas Mysteriöses über diesem Stande. Trotz allen Neides, aller Kabale und Intrigue, wovon das Schauspielerleben die großartigsten und raffinirtesten Beispiele liefert, findet man unter diesen Leuten ein merkwürdig festes Zusammenhalten; es ist mir immer, als wenn sie sich an geheimen Zeichen erkennten, als wenn eine geheimnißvolle Übereinkunft betreff eines unbekannten Etwas unter ihnen existirte wie unter den Juden, den ersten Christen und den Freimaurern. Es hat mir auch immer sehr gefallen wollen, daß die Schauspielkunst durch Tradition, so zu sagen, sich fortpflanzt. Jeder dramatische Künstler hat von einem andern Anweisung und Lehre empfangen; jeder hält sich daher in seinem Gewissen verbunden, die Neulinge auch seinerseits zu bilden und zu fördern. Und gerade dies Apodiktische in der Bildung des Schauspielers, gerade das Phantastische, welches in seinem Leben herrscht, macht es ihm möglich, Schauspieler zu sein und zu bleiben. Ich setze den Fall, man errichtet jetzt hier und dort Theaterschulen, so wird es doch lange dauern, daß die Schauspielkunst sich in die Reihe der übrigen Künste und Carrieren gestellt sieht; es wird so bald noch nicht geschehen, daß ein Jüngling, sowie er sich dem Baufach oder der Mechanik widmet, sich also der Schauspielkunst zuwendet. Ich glaube, es wird mit der Theaterschule gehen wie mit jener Postenschule, von welcher Fr. v. Schlegel einst so viel redete und deren Zweckmäßigkeit er mit Scharfsinn deducirte. Sollte übrigens die projectirte Theaterschule errichtet werden, so wird man, unsers Bedünkens, zwei bedeutende Vortheile davon erleben. Erstens: daß das Publicum nicht gezwungen wird, die theatralischen Erstlingsversuche aller der Mädchen ansehen zu müssen, welche der Herr Director, oder welche die Frau Directrice protegirt und gleich auf die Hofbühne stellt. Zweitens: daß man dann vielleicht nicht mehr nöthig hätte zu den Knabenrollen Mädchen zu nehmen, was immer einen störenden, gewiß keinen Natureindruck gibt. Doch da Ref. in dem Gegenwärtigen nicht selbst eine Broschüre über Theaterschule schreibt, so wird er weniger seine eigenen Ansichten darzulegen, als die in der vorliegenden Schrift aufgestellten zu prüfen haben.

Zuerst spreche ich von dem ästhetischen Principe, welches der Hr. Verf. adoptirt hat. Leider spricht er dasselbe nicht ohne Inconsequenz aus; er sagt nämlich, es falle ihm nicht ein, das Theater gewaltsam dahin für eine Bildungsanstalt des Publicums zu halten, aber er habe die Überzeugung, daß die Künste dem menschlichen Geschlechte zu seiner Veredlung und Vergeistigung gegeben seien. Ferner sagt er, daß die Verbreitung eines schlechten Geschmacks entsittlichend wirke; da nun der Verf. schon seine Theaterschule mit einem Seminar für Prediger und Lehrer verglich, so scheint sein ästhetisches Princip jener Zeit anzugehören, wo man Bühne und Kanzel zu parallelisiren pflegte. Da nun der Verf. sagt, die Kunst solle die Menschen veredeln und vergeistigen, und da veredeln und vergeistigen ebenso viel bedeutet als bilden, so dürfen wir sagen, daß Hr. Devrient über den Satz, daß die Bühne eine moralische Anstalt sei, eigentlich nicht hinauskomme, wenn er auch darüber hinauszukommen strebt. Dies eben bezeichnete Princip aber ist ein durchaus untergeordnetes und darum falsches. Die Kunst steht nicht im Dienste der Wahrheit, des Rechtes oder der Moral: die Kunst stellt in vollendeter Form das Schöne dar, sie ist sich selbst ihr höchster Zweck.

Ich gehe nun zu dem Buche über. Der erste Theil desselben sucht den Beweis zu führen, daß eine Theaterschule nothwendig sei. Der Verf. sagt, daß jetzt dem Theater die größten Geister ihren Antheil und ihre Thätigkeit zugewandt hätten; daß man gegen den Schauspieler jetzt endlich gerecht sei; daß man jetzt einen allgemeinen Antheil am Theater nehme, daß es also einen allgemeinen Einfluß gewonnen haben müsse — und nun verlangt er, man müsse den Schauspielerstand ins Niveau der Zeitbildung bringen und ihm dieselbe Basis geben, welche die übrigen Stände haben. Ist darin aber nicht ein offenbarer Widerspruch enthalten? Wenn die Schauspielkunst einen allgemeinen Einfluß gewonnen hat, kann dann der Schauspieler unter dem Niveau der Zeitbildung stehen? Entweder muß Hr. Devrient zugeben, daß die Schauspielkunst noch keinen allgemeinen Einfluß hat, dann mag die Theaterschule nothwendig sein; oder er muß bei seiner Behauptung bleiben, daß die Schauspielkunst einen allgemeinen Einfluß ausübe, dann sind aber Theaterschulen nicht nothwen-

*) Wir werden nächstens noch zwei Artikel über Immermann von Friedrich von Uechtritz mittheilen: „Immermann als Theaterdirector" und „Der Dichter Immermann". D. Red.

dig, weil die Schauspieler schon bemerken, was sie bemerken wollen oder sollen. Ferner sagt Hr. Devrient, es müsse dem Schauspielerstande eine gleiche Basis mit allen übrigen gegeben werden, damit der Schauspielerstand seines Antheils an den Fortschritten menschlichen Lebens gewiß sein könne. Dazu fügt er auf die Behauptung, daß die Universitäten der Ort nicht seien, wo die Schauspieler ihre Bildung gewinnen könnten. Nun hat aber die Universität gerade von der Allgemeinheit der Bildung, die sie gibt, den Namen; Hr. Devrient verlangt allgemeine Bildung für seinen Stand, und doch verschmäht er die Universitäten und äußert, daß ein Schauspieler mit der Last der Gelehrsamkeit, die man ihm dort aufladen werde, nichts anfangen könne. Freilich kann ich mit Hrn. Devrient nicht über das Wesen der Universitäten streiten; allein wenn derselbe eine allgemeine Bildung für den Schauspielerstand fodert, die Universitäten verwirft und die Theaterschulen vorschlägt, so ist diese Inconsequenz eine der größten, die uns in seiner Schrift frappirt hat.

Nachdem nun Hr. Devrient zugegeben hat, daß die Theaterschule nicht lauter Genies bilden könne, so sagt er, es reiche auch schon aus, wenn durch die Theaterschule nur das Falsche und Verkehrte von der Bühne verschwinde. Wenn nun Hr. Devrient anfangs sagte, die Theaterschule werde eine Bildung gewähren, welche die Universität nicht gebe, was wirft ihn plötzlich von der Höhe hinunter, daß er spricht: es ist schon genug, wenn nur das Verkehrte von der Bühne dadurch entfernt wird? Gibt Hr. Devrient nicht damit jedem Leser das volle Recht zu behaupten, der Verf. habe selbst nicht klar gedacht, was die Theaterschule eigentlich wolle und solle. Ferner sagt Hr. Devrient, daß die Art der Direction Iffland's, Goethe's und Immermann's als eine bestimmte Foderung, als eine Art Anfang einer Theaterschule zu betrachten sei. Über Iffland's und Immermann's Leistungen wird gar nichts Charakterisirendes beigebracht; von Goethe wird weiter nichts gesagt, als daß dessen Bemühungen vornehmlich auf eine ebenmäßige Glätte, Unanstößigkeit und formelle Übereinstimmung der Rede und der Bewegung gerichtet gewesen sei; er habe mehr als irgend ein anderer Bühnenleiter auf das Erlernbare und Schulmäßige in der Schauspielkunst gehalten. Diesen Aussprüchen fügt Hr. Devrient ungefähr Folgendes hinzu: Was würden diese Männer ausgerichtet haben, wenn ihrer Leitung Schauspieler anvertraut gewesen wären, denen das zum Handwerke der Kunst Gehörige geläufig gewesen wäre; die hinlänglich wissenschaftlich gebildet, angeregt und erweckt zu poetischem Leben jeden Wink verstanden und mit Gewandtheit ausgeführt hätten". Was nun Ref. betrifft, so ist demselben wirklich unerklärlich, was Hr. Devrient unter dem „hinlänglich wissenschaftlich gebildet" und „zu poetischem Leben angeregt und erweckt" sich gedacht habe. Meiner unmaßgeblichen Meinung nach können Männer, die das Eine wie das Andere wirklich sind, jener „Winke" und wären sie selbst von Iffland, Goethe oder Immermann gegeben, durchaus entbehren.

Der zweite Haupttheil der Broschüre handelt von der Einrichtung der Theaterschule. Als Vorbedingung der Aufnahme wird festgestellt für Jünglinge das vollendete sechszehnte Lebensjahr und eine Schulbildung, die in den besten Schulen bis dahin zu erreichen ist. Eine solche wissenschaftliche Schulbildung, sagt der Verf., muß mit Strenge gefodert werden. Allein, was mag sich der Hr. Verf. unter einer wissenschaftlichen Schulbildung, die bis zum sechszehnten Jahre fortgesetzt ist, denken? Da unsere Jünglinge, welche diese Bildung bekommen, schon zwei Jahre nach dem sechszehnten die Universität zu beziehen pflegen, so kann dieselbe nicht gering sein. Und doch sagt Hr. Devrient in dem Capitel von der Einrichtung der Theaterschule, daß man den Unterricht in der Theaterschule beginnen müsse mit Regulirung der Aussprache der einzelnen Laute und Sylben, Übung im richtigen Interpungiren, Phrasiren und Moduliren. Das heißt doch wol einem wissenschaftlich gebildeten Sechszehnjährigen gar zu wenig zugetraut! Ferner sollen die Versarten erklärt und ein Anfang gemacht werden mit dem Lesen metrischer Gedichte. Da nun in unsern Schulen Knaben von 14 Jahren Ilias Odis, Virgil, Horaz und Homer lesen, so ist es wirklich auffallend, daß man in der Theaterschule den wissenschaftlich gebildeten Sechszehnjährigen erst die Versarten erklären muß. Ferner verlangt Hr. Devrient unter der Überschrift „Sprachkenntniß", daß der Zögling in der Syntax geübt werde, damit er, selbst unvorbereitet, über die verschiedensten Gegenstände einen freien Vortrag zu halten im Stande sei. Diese Verbindung nun, in welche Hr. Devrient die grammatische Syntax mit der seltenen Gabe und Kunst des Unvorbereitetredens stellt, ist wirklich unerklärlich. Hr. Devrient scheint zu behaupten, daß, wer die Syntax verstehe, auch schon ohne Vorbereitung werde einen Vortrag halten können; schriftliche Arbeiten, sagt er, sind in der Theaterschule nur als Behelfe und Krücken für unbehülfliche Zöglinge zu dulden. Ferner soll in der Theaterschule, nach dem Vorschlage des Hrn. Devrient, nur die Aussprache und der eigenthümliche Accent des Französischen, des Englischen und des Italienischen gelehrt werden, der Unterricht beschränkt sich auf das formelle Lautlesen. Indeß da als Vorbedingung der Aufnahme eine wissenschaftliche Schulbildung festgestellt ist, so möchte dieses formelle Lautlesenlehren vielleicht überflüssig erscheinen, da man auf unsern Schulen wenigstens Französisch und Englisch, wenn auch nicht Italienisch, zu lehren pflegt. Allein die Zöglinge sollen noch mehr lernen, sagt Hr. Devrient, sie sollen eine allgemeine Kenntniß von dem Charakter der fremden Sprachen erhalten. Wie es nun aber möglich ist, Jemanden, der keine andere als seine Muttersprache, und auch diese eigentlich nur oberflächlich, kennt, mit dem Charakter von zwei, drei fremden Sprachen bekannt zu machen, das ist uns wirklich durchaus unverständlich.

Gegen das Ende seiner Arbeit sagt der Hr. Verf., daß es nicht gut sein möchte, einen Gelehrten an die Spitze der Theaterschule zu stellen; der Director müsse vielmehr aus den ersten Schauspielern gewählt werden. Allein da Hr. Devrient in seiner Broschüre die Behauptung ausspricht, daß die Schauspieler einer Theaterschule bedürfen, so sieht man nicht recht ein, wie Schauspieler, und selbst erste Schauspieler, im Stande sein möchten, die Theaterschule zu leiten und dadurch den ganzen Stand auf das Niveau der heutigen Bildung zu erheben, was doch Hr. Devrient von der Theaterschule verlangt. Die wissenschaftliche Schärfe, die dieser Broschüre fehlt, müßte dem Director einer Theaterschule durchaus zu Gebote stehen. Sonst würden die Schauspieler in der projectirten Theaterschule am Ende ebenso oberflächlich gebildet werden oder gebildet bleiben, wie es jetzt, nach Hrn. Devrient's Meinung, die meisten sind. Dazu kommt, daß, wenn die Theaterschule sich blos um die Novizen der Kunst bekümmert, ein arges Mißverhältniß unter den in der Theaterschule Gebildeten und Denen, die es nicht sind, entstehen würde. Und doch kann man's nicht machen wie Moses, der sich 40 Jahre in der Wüste aufhielt, um die alte Generation erst aussterben zu lassen.

Übrigens wird Jeder, der die Broschüre liest, mit Achtung vor den redlichen Bestrebungen des Verf. erfüllt werden, namentlich wenn man auf Stellen trifft wie die, mit der wir unsere Relation schließen wollen: „Für das künftige theatralische Leben streue man in der Theaterschule den Samen einer ehrenhaften Gesinnung, eines gewissenhaften Kunststrebens. Man pflanze die Achtung für das Gedicht, die Treue gegen seine Motive, den feinen Takt und das willige Hingeben für die Harmonie der Darstellung. Man versäume keinen Anlaß, die Erkenntniß zu befestigen, daß die Schauspielkunst ganz auf Socialität beruhe, daß also jedes Jagen nach falschen Effecten eine Feindseligkeit gegen die Kunst sei. Man suche die jungen Seelen für die sittliche Würde ihres Berufs zu begeistern, damit sie ein Gegengewicht gegen die Anfechtungen der Selbstsucht, der Eitelkeit und Sinnlichkeit erhalten, welche von ihrem Stande unzertrennbar sind."

34.

Literarische Notizen.

Von des Baron Guizard großem Werke „La philosophie catholique de l'histoire" ist soeben der zweite Band und eine neue Auflage des ersten Bandes erschienen. Wenn man nach der Leichtigkeit, womit in Frankreich ein belletristisches sowol wie ein streng wissenschaftliches Buch von einiger Bedeutung eine zweite, dritte, selbst vierte Auflage erlebt, schließen und sie mit der Schwierigkeit vergleichen will, womit ein deutsches Werk, welches nicht gerade ein anerkannter Classiker, ein Nachschlage-, Hand- oder Schulbuch oder sonst ein fauler Rechenknecht irgend einer Art ist, zweite oder dritte Auflagen erlebt, so steigen uns gegen den Vorzug der allgemeinen Volksbildung und des Lesetriebes, dessen wir Deutsche uns so selbstgefällig rühmen, doch billige Bedenken auf. Es kommt nicht darauf an, wieviel und wie Verschiedenartiges man durcheinander liest, sondern was und in welchem Geiste man es liest. Verf. dieser Zeilen erstaunt jedesmal, wenn er die Bücheranzeigen in englischen oder französischen Journalen mustert und so viele derselben in neuen Auflagen angekündigt findet; er gedenkt dabei mit Trauer so mancher tüchtiger literarischer Originalunternehmungen, welche in Deutschland mit großen Aufopferungen betrieben wurden und aus Mangel an Theilnahme nicht reussirten, während jedes mittelmäßige ausländische Werk in deutscher Übersetzung ebenso viele Leser als Käufer findet, als manches gediegenere Originalwerk. Es ist eben die Fremdlandssucht, welche uns nicht weniger in der Literatur als in der Politik und Industrie Abbruch thut.

Der Vicomte von Arlincourt schrieb einen neuen Roman unter dem Titel „Ida", welcher, wie ein französisches Journal sagt, auf einer „croyance mistérieuse et germanique" beruht, die alle menschlichen Schicksale gern auf eine bizarre Weise erklären möchte. Die Handlung soll voller Interesse und der Roman überhaupt das Merkwürdigste sein, was der Verf. des „Solitaire" bisher geschrieben hat. Er hat auch eine Fortsetzung davon „Nathalie" vollendet, die Geschichte einer bekannten Person, welche in den höhern Kreisen der pariser Gesellschaft bewundert wurde. Einige Fragmente, die in mehren Salons vorgelesen wurden, erregten lebhaftes Aufsehen.

Das Leben des phantastischen Künstlers Jacques Callot diente der Mad. Elise Voiart zum Gegenstande eines neuen Romans, an dem man den einfachen und natürlichen Styl, die lebhafte Erzählung und die darin enthaltenen Kunsturtheile rühmt. Überhaupt sind die schriftstellernden Frauen sehr thätig in Frankreich. Auch von Mad. Bawr erschien ein neuer Roman „La fille d'honneur", wovon die erste Auflage in wenigen Tagen fast erschöpft war. Eug. Sue's „Mathilde, mémoires d'une jeune femme" erscheint in zwei Lieferungen, jede zu zwei Bänden. Sue's Productivität ist zu erstaunlich, um noch natürlich zu sein.

Hr. Lacretelle, der Sohn des bekannten Geschichtschreibers Lacretelle, gab einen Band Gedichte unter dem Titel „Les cloches" heraus. Beigedruckt ist eine Art Epistel in Versen, an den jungen hoffnungsvollen Dichter gerichtet, von A. de Lamartine. Ferner erschien von E. Alletz, bekannt durch mehre Werke philosophischen und sittengeschichtlichen Inhalts, eine Reihe poetischer Erzeugnisse unter dem Titel: „Esquisses poétiques de la vie." Auch die „Bibliothèque-Charpentier" vermehrte sich mit einem Bande Gedichte von A. Delatour, welcher die dritte Ausgabe von dessen „Vie intime" und ein neues poetisches Erzeugniß desselben Dichters unter dem Titel „Loin du foyer" enthält. Letzteres spiegelt die Naivetät und Treuherzigkeit der Empfindung, wodurch sich des Dichters frühere Poesien auszeichnen, vollkommen wider, läßt jedoch eine Mischung von Schmerz und Bitterkeit durchblicken, welche von größerer Reife, Lebenserfahrung und Enttäuschung zeugt. Man rühmt an diesem neuen Erzeugnisse die glückliche Verbindung von Leidenschaft und Reflexion, von Anmuth und Strenge. Zu nennen sind noch die „Chants du Danube" von A. Scorabini. S.

Bibliographie.

Adalbert vom Berge. Das Leben Napoleons. 1ster Band. 1stes Heft. Mit Kupfern. Gr. 8. Berlin, Recht. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur von der ältesten bis auf die neuere Zeit. 21ster Band: Altteutsche Schauspiele. — Auch u. d. T.: Altteutsche Schauspiele. Herausgegeben von F. J. Mone. Gr. 8. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Das Burgverließ, oder: Die blutrothe Todtenfackel. Rittergeschichte aus dem vierzehnten Jahrhundert. 2 Thle. 2te Aufl. Quedlinburg, Basse. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Gr.)

Busch, G. F., Amorello, der gefürchtete Räuberhauptmann. Oder: die lebende Leiche im Sarge. Romantisches Räubergemälde. 8. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Drieberg, F. v., Die griechische Musik auf ihre Grundgesetze zurückgeführt. Eine Antikritik in drei Büchern. Gr. 4. Berlin, Trautwein u. Comp. 15 Ngr. (12 Gr.)

Est! Est! Est! Anekdoten, Curiosa, Charakteristiken, Meinungen, Buntes und Puffs von und für Weintrinker. Ein launiges Quodlibet und unentbehrliches Vademecum für Alle, die nicht Muselmänner sind. 8. Quedlinburg, Basse. 10 Ngr. (8 Gr.)

Fuchs, F. A., Philosophische Kritiken. Zur Einleitung in das Studium der Philosophie. 1stes Heft. — Auch u. d. T.: Das Hamburger akademische Gymnasium und die Philosophie. Gr. 8. Hamburg, Nestler u. Melle. 15 Ngr. (12 Gr.)

Günther, J., Thüringische Bilder. Eine Sammlung von Schilderungen der wichtigsten Ereignisse aus der thüringischen Geschichte. 1stes Bändchen. 8. Eisenberg, Schöne. 20 Ngr. (16 Gr.)

Hildebrandt, C., Der preußische Dragoner. Eine Geschichte aus dem siebenjährigen Kriege. 8. Quedlinburg, Basse. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Koch-Sternfeld, J. E. Ritter v., Betrachtungen über die Geschichte, ihre Attribute, und ihren Zweck; als über eine der fürwährenden Aufgaben der bayerischen Akademie der Wissenschaften: vom Jahre 1759 bis zur Gegenwart. Gelesen in der öffentlichen Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften zur Feyer ihres zweyundachtzigsten Stiftungstages. Gr. 4. München. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Mises, Dr., Gedichte. 8. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1 Thlr.

Münch, E. v., Margariten. Frauen-Charaktere aus älterer und neuerer Zeit. 1ster, 2ter Theil. Gr. 8. Cannstatt, Vereins-Buchh. 1840, 41. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Orlich, L. v., Geschichte der schlesischen Kriege nach Original-Quellen. Mit Planen und mit 1 Operationskarte. 1ster Theil. Gr. 8. Berlin, Gropius. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Gr.)

Schütz, W. v., Ueber Kirchen-Staatsrecht in der preußischen Rheinprovinz. Betrachtungen zum Geiste der Gesetzgebungen und zum jetzigen Weltzustande. Gr. 8. Würzburg, Voigt u. Mocker. 12½ Ngr. (10 Gr.)

Storch, L., Neueste Novellen. 8. Stuttgart, Hoffmann. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süd-Deutschland. Herausgegeben von H. Schreiber. 3ter Jahrg., mit 3 Tafeln Abbildungen. Gr. 12. Freiburg im Br., Emmerling. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 146. — 26. Mai 1841.

Der Somnambulismus. Von Friedrich Fischer. Drei Bände. Basel, Schweighäuser. 1839. Gr. 12. 3¾ Thlr.

Das menschliche Leben nach seiner geistigen wie nach seiner körperlichen Seite hat gewisse Tiefen, welche von Beobachtung und Forschung nicht ganz durchdrungen werden und dadurch stets neue Aufgaben für wissenschaftliche Zurechtlegung und Erklärung des theilweise Erkannten darbieten. Weder Psychologie noch Physiologie kommen in dem Sinn zu Ende, daß sie nicht für berichtigte Einsicht und weitere Verfolgung des Gegebenen von vorn wieder anfangen und mit erneuerter Begriffscombination ihre Untersuchung fortsetzen müßten. Für beide Wissenschaften, die selbst Zwillingsbrüder sind, bildet der Somnambulismus eine große Merkwürdigkeit. Schlafen, und dennoch wahrnehmen, denken und sprechen, sogar nach gewissen Beziehungen in höherm Maße als sonst, dann beim Erwachen Nichts von dem Allen sich erinnern, Entzücktsein bei Unempfindlichkeit der Sinne, sich selbst (und zum Theil auch Andere) heilen in Krankheiten ohne ärztliche Kenntnisse, Entferntes und Künftiges, ja manchmal auch Unsichtbares, nämlich Geister, in den Kreis seiner Anschauung ziehen u. s. w. — ist etwas der gewöhnlichen Lebenserfahrung Fremdes und darum Staunenerregendes. Leicht wird darüber abgesprochen, wenn man es als Täuschung und unbewährte Sage aus dem Kreise wirklicher Erfahrungen verbannt, leicht wird es über sich selbst hinausgetrieben, wenn man mit metaphysischen und religiösen Voraussetzungen eine Offenbarung himmlischer Welten darin zu finden meint, die außerdem der Erkenntniß verschlossen bleiben. Von zu vielen glaubwürdigen Zeugen wird die Wirklichkeit des Somnambulismus bestätigt, um vernünftigerweise jenes Erste zu thun, und von zu vielen Seltsamkeiten und Widersprüchen sind die Offenbarungen der Somnambulen begleitet, um ohne haltlose Schwärmerei das Zweite zu wagen.

Reso hat schon an andern Orten seine Ansicht der Sache geäußert. Geistiges und Körperliches, Seele und Leib bilden als Einheit das persönliche Dasein des Menschen und werden vom Bewußtsein zwar als ein Verschiedenes, aber nicht als ein Getrenntes aufgefaßt, beziehen sich wechselseitig und wirken aufeinander. Will man den Unterschied sich vergegenwärtigen, so ist freilich die Seele das innerlich Thätige, Herrschende, der Leib das Abhängige, Beherrschte, aber nicht ohne Gegeneinfluß des letztern und seiner Zustände, und die Doppelwirthschaft beider mag nie verkannt werden. Wir sehen, hören, erkennen u. s. w. die Außenwelt durch leibliche Sinne, aber diese sind nicht das Sehen, Hören, Erkennen selbst, sondern letztere folgen einer innern Thatkraft der Seele, welche zugleich durch Dasjenige, was Gedächtniß und Phantasie genannt wird, eine Reproduction und Combination des sinnlich Wahrgenommenen und Erkannten möglich macht. Hieraus erwächst ein Bewußtsein von zwei Welten, der sinnlichen Erfahrungswelt und der Gedankenwelt, und das persönliche Menschenwesen lebt in beiden. Im allnächtlichen Schlafe verschwindet die erste Welt, allein darum nicht die zweite, vielmehr läßt sich annehmen, die Thätigkeit der Seele daueve hierfür im Schlafe fort, obwol wir uns erwachend nichts davon erinnern. Grund für diese Voraussetzung gibt der Traum, ein Übergangszustand vom Schlafen ins Wachen und umgekehrt, auch manche Übertragung Dessen, was der Schlafwelt angehört, in die Wachwelt durch besondere Stimmungen, Ahnungen, dunkle Erinnerungen, ja sogar durch Visionen spricht für die Annahme. Darum dürfte man buchstäblich von einer Nachtseite (Schlafseite) und Tagseite (Wachseite) unsers Lebens reden. Zu vermuthen steht gleichfalls, daß die Seelenthätigkeit der Nachtseite ungebundener und freier in ihrer Welt schaltet, als dies bei der Tagseite der Fall sein kann, daß dadurch Vorstellungen und Combinationen des Denkens entstehen, welche der letztern fehlen. Im gewöhnlichen Schlafe nimmt dies Niemand an dem Andern wahr, es bleibt verschlossen im Innersten jeder Persönlichkeit und selbst dem Schläfer nach dem Erwachen unbekannt. Der Somnambulismus ist nun ein Zustand, der durch Sprachmittheilung und Schlafwachen Einiges von diesem Verborgenen Andern entdeckt, und indem eine gewisse Verbindung mit der Außenwelt eintritt, ohne den Schlafzustand aufzuheben, diese in ganz andern Verhältnissen und Formen zeigt als im Tagwachen. Dies erscheint dem Beobachter als etwas Außerordentliches und Wunderbares, gehört aber im Grunde — nur anders gedacht — zum gewöhnlichen Verlaufe des Lebens, und wollte man den Andeutungen scharfsinniger Biologen folgen, gestützt auf die geringere Theilnahme des Alters für die Tagwelt, so wäre im Fortgange der Jahre ein gesteigertes Verschlungenwerden der

Tagwelt in die Schlafwelt zu erkennen, bis eine gänzliche Lösung derselben mit dem Aufhören der Sinnenexistenz eintritt.

Schöne Übersicht des Ganzen, was in Frage kommt, gewährt die vorliegende Schrift unsers schon durch andere psychologische Werke bekannten Verfassers. Der erste Band handelt vom Schlafwandeln und der Vision, der zweite vom thierischen Magnetismus und der dritte vom Hellsehen und der Besessenheit. Da neuerdings böse Geister wieder in die Leute fahren und manche Gemüther ein Grauen vor solchem Schicksal anwandeln möchte, so ist zu deren Beruhigung und überhaupt zur allgemeinern Verbreitung nützlicher Einsicht eine nähere Darstellung auch in d. Bl. zweckmäßig.

Wenn der Verf. sagt, im Somnambulismus kehre sich eine neue Seite der Seele ans Tageslicht, so deutet dies Ref. in seinem oben erwähnten Sinne, möchte aber lieber nicht von einer Seite der Seele sprechen. Es werden mit dem Somnambulismus theils künstlich bewirkte Zustände des thierischen Magnetismus, theils von selbst entstandene des Schlafwandels, der Vision, der Metamorphosen des Bewußtseins in Krampfanfällen bezeichnet. Sie haben miteinander gemein das Erwachen innerhalb des Schlafes, nicht aus dem Schlafe.

Drei Stufen sind zu unterscheiden: 1) somnambuler Traum, im Traumkreise weilend, selten redet der Träumer und geräth ins Traumwachen und einen gewissen beschränkten Verkehr mit der Außenwelt, sieht dann, wenn dieses eintritt 2) als Visionnair selige Geister, Verstorbene, Kobolde und Gespenster; 3) im Schlafwachen oder Hellsehen ist ein anderer sinnlicher Zusammenhang mit der Außenwelt wie der gewöhnliche, es wird gesehen mit den Fingerspitzen, mit andern Theilen des Körpers, es zeigt sich ein Rapport mit dem Magnetiseur, eine Fernsicht, Durchschauen des eigenen Körpers. Die Wirklichkeit solcher Zustände ist nicht in Zweifel zu ziehen, obgleich manche willkürliche und unwillkürliche Täuschungen dabei vorfallen. War auch Mesmer ein Charlatan, die spätern Beobachter, Wienholt und Heineken in Bremen, Gmelin in Heilbronn, Tritschler in Kannstadt, Kluge in Berlin, Kieser in Jena u. A. brachten die Sache wieder zu Ehren.

Schlafwandel ist allgemein bekannt, er beginnt mit Schlafreden, kann so weit steigen, daß man ihn kaum vom Tagwachen unterscheidet, die Augen sind geschlossen, die übrigen Sinne unempfindlich. Der Verf. unterscheidet nach der Stufe des Erwachens Schlafredner, Traumwandler, Traumhandler, Nachtarbeiter und Tagwandler.

Zu den Schlafrednern gehörte die Somnambule bei La Croix, sie unterhielt sich mit einem Kreise um sie her versammelter Traumgestalten. Ein anderes Mädchen, wenn sie des Abends einschlief, gab Antworten, ward immer lebhafter, je tiefer sie schlief, lachte, spielte und sang Musikstücke, welche sie am Tage gehört, zeichnete und stickte. In einer Steigerung zur religiösen und sittlichen Stimmung wiederholte ein Korbmacher schlafend die ganze Predigt, welche er am Tage gehört. Oft lassen sich dem Träumer Träume einflüstern; ein verschmäheter Liebhaber erhielt von seiner Angebeteten die Erlaubniß, ihr im Schlaf seinen Namen ins Ohr flüstern zu dürfen, sie ward ihm gewogen und gab ihm ihre Hand.

Den Traumwandlern fehlt Consequenz und Besonnenheit, sie rennen umher, machen tolle Sprünge, klettern nach regellosen Traumvorstellungen. Der Verf. erzählt von einem Seminaristen in Tübingen, der alle Abend diesen Anfall hatte, er sprang über die Betten und gewöhnlich alle 60 Seminaristen hinterher, um ihn zu fangen, was durch seine Behendigkeit nicht gelang. Es verunglücken nur wenige Nachtwandler.

Negretti's Bedienter 1762 war Traumhandler. Er entschlief auf einem Stuhl, nahm Prisen Taback, leuchtete die Treppe hinunter, trug Stühle, füllte Wasserflaschen, aß Kuchen als Salat, trank Wasser als Wein, prügelte einen Muff statt eines Hundes.

Nachtarbeiten ist ähnlich dem Vorgange des gewöhnlichen Traumes, in welchem wir unsere Tagsarbeiten fortsetzen. Prof. Wähner stand einmal des Nachts auf und schrieb schlafend zwei griechische Verse, die er vorher sich abgequält hatte zu finden. Ein junger Geistlicher im Seminar schrieb schlafend Predigten und Musikstücke, corrigirte das Geschriebene und wußte, ob Tinte in der Feder sei oder nicht.

Unter den Tagwandlern fand ein Landmädchen mit geschlossenen Augen den Gesang in der Kirche gesungen, brachte ein Recept in die Apotheke und empfing dafür die Arzenei. Einen 23jährigen Mann überfiel oft mitten in seiner Hantirung der Schlaf, er war dann unempfindlich gegen Kneipen und Stechen, hörte nichts, ging über Feld von Naumburg nach Weimar, wich Wagen aus, ritt sogar und tränkte sein Pferd, wiederholte im Schlaf erzählend ganze Tagsgeschichten.

Der Verf. gibt eine von der Ansicht des Ref. unterschiedene Erklärung dieser Erscheinungen, worüber denn in so verhülltem Gebiet eben nicht mit ihm zu rechten. Er setzt Seele und Lebenskraft als ein und dasselbe geistige Wesen, letztere ohne Bewußtsein, worin der Schlaf zurücksinkt. Es erwacht diese Lebenskraft aus ihrer Bewußtlosigkeit zur Seele, aus naturgesetzlicher Intelligenz zum Denken. Somnambulismus erweist sich als eine Entbindung und ein Erwachen der Lebenskraft zur Bewußtheit, zu Anfängen der Freiheit, also gewissermaßen zu einer neuen von der Tagseele verschiedenen Nachtseele, welche den vegetativen instinctartigen Charakter der Lebenskraft nicht verleugnet. Das Erwachen geschieht theils innerhalb des Gehirns (Gehirnsomnambulismus), theils in andern Organen an verschiedenen Stellen der Haut. Beides ist eine krankhafte Lösung der sonstigen Gebundenheit der Lebenskraft. Viele Physiologen haben das Gangliensystem als Organ für gewisse Wahrnehmungen bezeichnet, der Verf. nennt die Haut mit einem sie umgebenden Medium. Es stehen die Verrichtungen der Lebenskraft unter Leitung des Instincts, der sicherer führt als der Verstand. Es ist dabei ein volles Gedächtniß des wachen Lebens, nicht umgekehrt ein Gedächtniß des Traumzustandes im Wachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erzählungen und Novellen. Von C. v. Wachsmann. Neue Folge. Siebenter bis zehnter Band. Zweite Folge. Erster bis vierter Band. Leipzig, Focke. 1840. Kl. 8. 6 Thlr.

Wir haben wenige so rüstige und gebildete Erzähler in Deutschland, wie C. v. Wachsmann ist, und es möchte an der Zeit sein, ihm, dessen Rede so reichlich geflossen ist, nunmehr einen bestimmten Standpunkt in unserer Literatur, seinen geistigen Rang unter den Mitbrüdern anzuweisen. Wachsmann ist zunächst ein kritischer Geist; viele treffliche Arbeiten dieser Gattung haben sein ästhetisches Bewußtsein und einen Geist des guten Geschmacks bei ihm bekundet, der ihm, da er mit der Fülle schaffender Kraft gepaart ist, einen bedeutenden Platz unter den Jüngern der Kunst sichert. Er ist ein Autor von mannichfaltigem Ton, dessen jugendliche Rüstigkeit in Erfindung und Gestaltung jeden Gedanken von Erschöpfung und Wiederholung, jede Abnahme der Kräfte verleugnet, wie zahlreich seine Arbeiten auch geworden seien. Wachsmann greift immer frisch in den unausgeschöpften Born der Natur und findet darin immer neue Gestalten und Situationen, sein Styl kann in verschiedenen Arbeiten sich ähneln, der Inhalt ist meistens ein anderer. Die Kunst der gefälligen Erzählung verstehen wenige besser als er; es ist stets das rechte Maß in Dem, was er gibt, und unter allen seinen zahlreichen Novellen ist keine, die wir geschmackwidrig nennen dürften. Mit diesen negativen Vorzügen verbinden sich die positiven eines reinen deutschen Styls, Gewandtheit und Mannichfaltigkeit der Darstellung. Das Gebiet des reinen Gedankenromans, das Feld des Phantastischen ist ihm fremd; er bedarf, um seine Erfindungskraft in Thätigkeit zu setzen, eines äußerlichen Anstoßes, eines Anknüpfungspunktes im Gegebenen. Irgend ein historischer Zug, eine Sage oder Legende, eine Anekdote ist ihm nöthig, um seine Phantasie in Bewegung zu setzen; er findet diesen Antrieb, nicht wie Andere, innerlich, sondern außer ihm. Aber den kleinsten Impuls dieser Art hält er fest, pflegt ihn mit Liebe und bearbeitet ihn mit Ernst. Seine Moral ist rein, er ist ein Freund und Wortführer der Gerechtigkeit; doch wie er ein Kenner der menschlichen Natur ist, so ist er auch ein sanfter Richter ihrer Schwächen. Die große Verworfenheit, wie überhaupt alles Schroffe, Übertriebene und Gewaltsame in der Gestaltung seiner Charaktere widersteht ihm; er sieht den Himmel blau, glaubt an den Menschen und stößt die hypochondrische Lebensansicht als krankhaft zurück. Meist heiter, zuweilen ernst, niemals düster, breiten seine Gemälde — oftmals die Ausbeute tüchtiger Studien — ein lebenvolles bewegtes Bild menschlicher Thaten, eine heitere, gefällige Naturscene, niemals den Anblick gewitterhafter Umkehrung aller Elemente oder Bilder einer Hölle auf Erden vor uns aus, wie sie den Nachahmern der Franzosen gefallen.

Nach diesen Andeutungen ist es leicht, seine Stelle zu bezeichnen. Wachsmann gehört nicht zu den Heroen der psychologischen und philosophischen Erzählung; er faßt seine Kräfte anders zusammen. Er ist kein Tieck, kein Immermann, kein Sternberg; aber er nimmt unter den gefälligen und geschmackvollen Novellisten unserer Tage eine der ersten Stellen ein. Gedankentiefe ist nicht sein Ziel, aber der sanfte Fluß seiner Erzählung, mit poetischen Zügen reich gemischt, leitet uns durch einen Naturgarten voll Anmuth und voll Interesse und milder Rührung. In der Energie der Empfindung steht er Wenigen nach, im guten Ausdruck derselben Keinem; Weisheitslehre, Ergründung und was dem philosophischen Epos unserer Zeit angehört, überläßt er begabtern Geistern, zufrieden mit dem Beifall Derer, die bei ihm geschmackvolle Unterhaltung suchen. Viele können von ihm lernen; er beneidet Niemand seine größern Ruhmesansprüche.

So ist der Autor anzusehen, der uns in vier Bänden die jüngsten Früchte seines Erzählertalents vorlegt, welche denn unser Urtheil über ihn bestätigen werden. Es gibt tiefere Bestrebungen, Wachsmann findet seine Kräfte für diese nicht geeignet. Vielleicht hat er Unrecht; aber er glaubt sich selbst treu zu bleiben, wenn er nur nach dem ihm Zugänglichen ringt, nach Dem, was sich ihm als erreichbar schon bewährt hat. Gefälliger Reiz ist sein Ziel.

So eröffnet er seinen Bildersaal im ersten Bande dieser neuen Reihe mit zwei historischen Novellen, denen der Charakter reizender Erzählungen nicht abzusprechen sein wird. Der Ausgang des italienischen Mittelalters am Schluß des 16. Jahrhunderts, das Bild der Eigenmacht der römischen Großen um diese Zeit, gegenüber dem ihm widerstrebenden Bandenführergeist und Banditenmuth der Plebejer, bilden den Inhalt der Novelle „Montalto". Mit jenem Vorwurf ist ein specielles Thema, der historische Act der Aufrichtung des Sonnenobelisken durch Fontana, in eine freie und glückliche Verbindung gebracht. Der junge, feurige Fontana hat, eine Ehrenkränkung zu rächen, im Palast Sixtus' V. selbst das Schwert gezogen und soll sterben, oder ein Werk verrichten, das die Strenge des Gesetzes zu beugen vermögend ist. Er richtet den Obelisk des Nero auf. Die Beschreibung dieser in ihrer Zeit wunderwürdigen That nimmt den Rest der Erzählung ein. Wir haben hierzu eine vielleicht nicht allgemein bekannte historische Anmerkung zu machen. Die Erzählung von der Benetzung der Taue im letzten Augenblick, wodurch die Aufrichtung des Kolosses bewirkt sein soll, ist ganz populair; allein der Gedanke kam, wie versichert wird, nicht von Fontana oder von seiner geliebten Antonia, wie Wachsmann erzählt, sondern von einem alten Weibe aus San-Remo an der ligurischen Küste her, und zum Danke dafür ward ihrer Familie das Monopol ertheilt, Rom am Palmsonntage ausschließlich mit Palmenzweigen aus ihrer Heimat zu versorgen, was, wie weiter versichert wird, noch heutzutage geschieht. Die zweite Erzählung „Laura Verasteguy" schildert uns die Zeiten der letzten Erben der arabischen Herrschaft in Spanien. Auch diesem Thema wohnt das natürliche Interesse bei, das sich an den Untergang einer glorreichen Zeitepoche knüpft. Der Verf. kennt das Local aus eigener Anschauung und erfüllt das Übrige durch gute Studien. So hat er gewissermaßen ein Recht, uns von den Abenceragen zu unterhalten, und er benutzt dies Recht zu unserer Zufriedenheit. Der Charakter der heldenmüthigen Laura ist mit ebenso viel Phantasie aufgefaßt, als gut motivirt und consequent durchgeführt.

Im zweiten Bande treffen wir auf „Die letzten Frangipani", eine Erzählung im besten Styl und zu des Verf. vorzüglichern Arbeiten zu rechnen. Er hat sich darin kräftiger Charakterzeichnung befleißigt und in dem jüngern Frangipani, dessen Untergang die alte Blutschuld des Hauses rächt, die an Friedrich, dem letzten Hohenstaufen, verübt wurde, besonders ein anziehendes Charakterbild geliefert. Zugleich lehrt diese Erzählung, was die Ungarn ein großes Volk zu werden gehindert hat: es ist die Familienfeindschaft, der Familienneid, wie er in keiner andern Volksgeschichte ein so hervortretendes Element geworden ist; jene zügellose Leidenschaft, welche auch die Polen politisch vernichtete und die den Ungar, bei allem ritterlichen Geist und aller Tapferkeit, zu einem ewigen unzuverlässigen Vasallenthum verurtheilte. Diese Seite der ungarischen Volksgeschichte findet sich in dieser Erzählung sehr eindringlich berührt und verklärt. Die Novelle „Der Sturm auf [illegible]" findet ihre Entwickelung unter der Erde, nämlich in den Bergwerken von Nertschinsk. Die Begebenheit ist, ohne eben reich erfunden zu sein, gut gruppirt und ansprechend erzählt und läßt uns einen Blick in die Greuel jener verrufenen Colonie thun, die uns mit Theilnahme an Fedor's Loose erfüllen. Gelungen ist hier besonders das Charakterbild des alten Oberbeamten, für den die Menschen aufgehört haben, Personen zu sein, indem sie ihm nur noch als Nummern erscheinen; Fedor ist Nr. 76; was er sonst ist, geht spurlos an ihm vorüber.

Der dritte Band gibt die Novellen „Der Brautraub" und „Die Tochter der Pharaonen"; die erste eine aus gewöhnlicheren Ingredienzen zusammengestellte venetianische Geschichte; die

zweite eine geistreiche, mit Schwung erfundene und gut vorgetragene Erzählung. Historische Verbrämungen, wie sie die erste Geschichte umkleiden, scheinen uns immer auf eine träge oder ermattende Erfindung bei dem Novellisten hinzudeuten; denn dieser soll uns in die Mitte der Dinge versetzen und an den Personen die Geschichte erläutern, nicht sie erzählen. Von diesem Gesetz weicht der Verf. in dem „Brautraub" ab. Desto besser aber findet er sich in der „Tochter der Pharaonen" zurecht; die vielleicht ein Recht hat, für eine classische Frucht vom Baume der Novelle zu gelten und für musterhaft in ihrer Gattung. Ehren Ambrosius ist ein Prototyp alles beschränkten Sammlergeistes, wie er, indem er sich selbst täuscht, Andere zur Täuschung herausfodert. In dem kleinen, enggehaltenen Rahmen des Gemäldes finden feurige Liebe, Laune, Eifersucht, List und die betrogene Thorheit jede ihre rechte Stelle, und die muntere Erzählungsweise steht mit dem kecken und freien Inhalte der Geschichte in gutem Einklang. In dieser Gattung von Novellen liegt Etwas, das an ihren Ursprung erinnert, an Boccaccio und Cervantes, von deren Mustervorbild die Mehrzahl der deutschen Novellen sich so weit entfernt wie Grillenfängerei von Jovialität und heiterer Laune.

Der vierte Band endlich gibt zunächst in den „Rächern" wieder eine sittenmalende Erzählung, die einen ernstern Vorwurf nimmt. Die tiefglühende Leidenschaft der Rache, jener dunkeln Gewalt, die das Gemüth des Corsen beherrscht, ist ihr Gegenstand. Der Verf. bringt uns dies Gefühl nahe, macht es uns verständlich und adelt es durch den Beisatz der Ehre, den er damit verschmilzt. Der Erzählung, die ihrer ergreifenden Momente nicht entbehrt, liegt ein historischer Stoff zum Grunde, wenn auch die Erhebung der Corsen gegen die genuesische Macht unter Sampiero niemals einen bedeutenden Umfang gewann. „Das Fest von Moritzburg" entfaltet sich gleichfalls auf einem historischen Boden und malt uns das Leben am üppigen Hofe des Kurfürsten von Sachsen mit seinen Rococovergnügungen, symbolischen Festen und seiner steifen Unsittlichkeit, die dem Deutschen, der den französischen Leichtsinn nachahmen will, immer so schlecht steht. Die stille Liebe eines spanischen Pagen zu der stolzen Gräfin Aurora Königsmark ist der Inhalt dieser Novellette, die wol zu den frühesten Arbeiten des Verf. gehört und vom seiner Unfreiheit noch mancherlei Andeutung gibt. Den Beschluß macht eine Sage „Hakelberg", die populaire Form der Legende vom wilden Jäger, wie sie am Fuße des Harzes lebt. Die Erzählung ist frisch und lebensvoll, sie läßt der Phantasie freien Spielraum und gefällt durch die kurze und körnige Vortragsweise, sowie durch ihren mystischen Ausgang.

Indem wir diese Arbeiten des Verf. kurz überblickten, haben wir Gelegenheit gehabt, auf die Mannichfaltigkeit seiner Erfindungen hinzudeuten. Sein Verdienst ist, in allen Richtungen hin gutes Maß zu halten, durch sein Beispiel der Vorliebe für neufranzösischen Greuel und sittliche Verkehrtheit entgegenzuwirken, überall eine gewisse schöne Natur walten zu lassen, Excentricitäten zu vermeiden und den Ton gefälliger, anziehender und erfrischender Erzählung festzuhalten. Etwas Typisches in den Charakteren, die Wiederkehr gewisser Gruppirungen, einige Gleichmäßigkeit in der Mischung der guten und der bösen Elemente ist in seinen Erzählungen nicht zu verkennen; indeß sinkt diese Umschränkung niemals bis zur Selbstcopie herab — und seine Art müssen wir jedem Autor lassen. Ist doch auch Jean Paul überall wiederzuerkennen und Tieck oder L. Schefer haben ebenso gut ihr typisches Gesetz, aus welchem her sie ihre Wirkungen suchen. Die gedankenlose Novellistik aber ist ihm fremd. 39.

Literarische Notizen.

Ainsworth schreibt für die „Sunday times" einen historischen Roman „Old Saint Paul's". In jeder Wochennummer erscheint ein Abschnitt. Das soll durch das ganze Jahr gehen, und neben dem Rechte, das Manuscript dann anderweit zu verkaufen, erhält Ainsworth 1000 Pf. St. Ähnelt jedoch das Bisherige dem Künftigen, schreitet der Roman in derselben Weise fort, wie er durch die ersten 13 Nummern geschritten ist, so dürfte zweierlei gewiß sein: einmal, daß die Eigenthümer der „Sunday times" von Ainsworth angeführt sind, und zweitens, daß kein Verleger sich au même mit „Old Saint Pauls" anführen lassen wird. Ein anderer Roman desselben Verfassers, der gleich dem „Tower of London" mit Zeichnungen von George Cruikshank in monatlichen Lieferungen erscheinen sollte und dessen erstes Heft für Ende Januar angekündigt war, ist auf „unbestimmte Zeit" vertagt.

Von der in „Blackwood's magazine" bis zum Jahresschlusse fortgesetzten Erzählung „Zehntausend jährlich", welche in England ein ungewöhnliches Aufsehen erregt hat, wird der jetzige Jahrgang noch fünf Capitel bringen, diese aber nicht in fortlaufenden Nummern, sondern dergestalt, daß sie wieder bis zum Jahresschlusse reichen. Das heißt, wenn nichts Buchhändlerisches, jedenfalls Spannung der Neugier with a vengeance. Später soll die Erzählung in zwei Bänden zusammengedruckt werden.

Das „Metropolitan magazine" bringt in seinem Januarhefte den Anfang einer Novelle von Mistreß Trollope unter dem anziehenden Titel: „The blue bells of England" (blue-bell die Glockenblume). Eine vollständige Ausgabe in drei Bänden soll noch vor Jahresschluß erscheinen.

Die in den letzten Monaten vorigen Jahres erschienene dritte Serie von „Sam Slick" hat den für ein Werk dieser Art in der Jetztzeit ungeheuern Absatz von 2000 Exemplaren gehabt. 74.

Literarische Anzeige.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch der Geometrie

von

Karl Snell,

Lehrer der Mathematik an der Kreuzschule zu Dresden.

Mit sechs lithogr. Tafeln. Gr. 8. Geh. 1⅓ Thlr.

Der Verfasser bezeichnet die herrschende Form der Darstellungen der niedern Geometrie, die fast nur durch Rücksicht auf die Consequenz der Demonstration einzelner isolirt stehender Sätze bestimmt wird, als eine solche, welche von Seiten ihrer wissenschaftlichen Vollendung als eine niedere erscheint, und von Seiten ihrer Zweckmäßigkeit für die Bedürfnisse der Lehrmethode voller Gebrechen und Übelstände sich zeigt. Sein Bestreben ging deshalb dahin, den gesammten Stoff der geradlinigten Planimetrie, nach der innern Verwandtschaft des Inhalts geordnet, in eine so naturgemäße Folge zu bringen, daß der Lernende nicht blos, indem er den Stoff der Wissenschaft in jedem Augenblick freithätig aus sich selbst zu produciren glaubt, denselben wie alles von ihm selbst Erfundene mit der größten Leichtigkeit sich aneignet und mit Sicherheit behält, sondern auch ein wissenschaftliches Ganze noch in innern Gesetzen sich bilden und entwickeln sieht und dadurch eine höhere Übersicht und größern Zusammenhang der Erkenntnisse gewinnt.

Leipzig, im Mai 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 147. — 27. Mai 1841.

Der Somnambulismus. Von Friedrich Fischer.

(Fortsetzung aus Nr. 146.)

Visionen sind schon den Alten bekannt, als Tempelschläfe, Incubationen und Orakel. Sie können durch narkotische Gifte (auch tellurische Ausdünstungen) erzeugt werden. Von Helmont versuchte die Wurzel des blauen Eisenhuts (Napellus) mit der Zungenspitze, und fühlte dann, daß er nichts mehr im Kopfe, sondern in der Herzgrube und um den Magenmund dachte, und zwar mit besonderer Seligkeit und Klarheit. Der orientalische Opiumrausch gewährt Tagesvisionen; die Araber brauchen den Hrachich, fühlen dann ihren Kopf vom Rumpf sich lösen, fliegen, halten sich für gestorben. Agrippa von Nettesheim empfiehlt Räucherungen als Mittel für Visionen und Dämonenerscheinungen. Eckartshausen hatte von einem Schottländer ein Recept, wodurch man jede beliebige Person im Rauch sehen konnte. Horst (Verf. der „Dämonologie") machte damit einen Versuch an sich selbst und glaubte wirklich Gestalten aus dem Boden aufsteigen zu sehen. Durch betäubende Körperdrehungen und Kopfbewegungen bewirken ein Ähnliches die sibirischen Schamanen und türkische Derwische; Wiederholung erhöht ihre Reizbarkeit und Aufregbarkeit.

Als Arten der Tagesvisionen bezeichnet der Verf.: 1) Hallucinationen. Hiermit sind die Gesichte des Säuferwahnsinns verwandt, und Nicolai erfuhr sie in einer Krankheit, während welcher eine Menge Gestalten ihm folgten, mit ihm redeten. 2) Gespenster. Die trivialste Schöpfung der somnambulen Phantasie ist hierbei das Sehen seiner selbst; andere Gestalten erscheinen bekanntlich auf Gräbern, in Kirchen, über Moorgründen ꝛc. Baczko sah trotz seiner Blindheit Phantasmen in stehender Form von Gespenstern und litt sehr davon. Jung-Stilling in seiner „Geisterkunde" läßt objective Spuren der Gespenster, eingebrannte Löcher in Bibel und Schnupftuch entstehen. Weil für Erfahrung Mehrer keine schlagenden Beweise gegeben werden, hält der Verf. dieses für betrügerischen Spuk, und ebenso das gespenstische Rutschen und Klatschen an der Wand in Weinsberg, welches nur von der Betrügerin vernommen wird. Ein Glaube daran wirkt ansteckend. 3) Religiöse Visionen. Hierher gehören die Genien, Schutzgeister, Dämonen des Alterthums, die Vision der Johanna von Orleans (1431 verbrannt), auch was Swedenborg vom Umgange mit Geistern erzählt, wobei er nur zwei oder dreimal in einen Zustand der Entzückung gerieth. Jene ihm zugeschriebene Entdeckung verborgener Papiere und Angabe, was die verwitwete Königin von Schweden einst mit ihrem verstorbenen Bruder gesprochen, erklärt der Verf. für Märchen. 4) Zweites Gesicht. Es kommt vor in der Volkssage, bezieht sich auf trübsinnige Vorahnung kleiner häuslicher Ereignisse, denen so wenig als Träumen ein wirklich Prophetisches inwohnt. Viele solcher Gesichte gingen nicht in Erfüllung, von andern wird hinterher behauptet, sie seien nicht verstanden worden.

Zur vorläufigen Erklärung verweist der Verf. auf Krämpfe. Sie spielen allenthalben eine Hauptrolle und scheinen bei der Tagesvision auf das Gehirn und die Sehnerven zu wirken. Ref. hält die Krämpfe selbst einem dunkeln Gebiet angehörig, indem dabei Willkürliches und Unwillkürliches auf eine sonderbare Weise ineinandergreifen.

Als Schlafvisionen lassen sich die Entzückungen und Extasen der Schwärmer, die Visionen der Scheintodten und die Hexenfahrten betrachten. So lag Hans Engelbrecht (1639) nach starkem Fasten acht Tage lang im Bett ohne Nahrung außer im Abendmahl, erstarrte dann, wurde vor die Hölle und ins Paradies gebracht, konnte aber das Erfahrene nicht aussprechen. Scheintod ist vielleicht ein Starrkrampf, und dahin gehört die Sage von den Vampyren, welche nicht verwesen, weil sie nicht tief begraben wurden. Man hörte bei der Execution der Vampyre durch einen Pfahl ihr Ächzen. Hexerei, als Überbleibsel des Heidenthums, ist von der christlichen Kirche verfolgt worden, und die Hexen gestanden ihre Schuld, freilich nach Tortur. Im 17. Jahrhundert gab es Hexenepidemien und die Leute erzählten vom Teufel auf irgend einem Berge (in Deutschland dem Blocksberge), wie er grauen Rock, rothe Beinkleider, blaue Strümpfe, hohen Hut mit bunten Federn trage, lustig sei, auftische, einmal sogar dem Tode nahe gewesen ꝛc. In den meisten Fällen bestand die Hexerei aus somnambulen, mehr oder weniger lebhaften Träumen, gefärbt durch den Wahn der Zeit, wohin auch der empfindungslose Hexenschlaf und was bei Märtyrern mit Visionen vorkommt, deutet. Narkotische Tränke konnten dazu helfen.

Unter alle diese Erscheinungen mischt sich seit dem vorigen Jahrhundert die Entdeckung des thierischen Magne-

ismus. Die menschliche Hand ist zur Erzeugung desselben zwar nicht das einzige, doch das wirksamste Mittel. Abwärtslaufende Striche schläfern ein, aufwärtslaufende erwecken, doch wird eine Disposition (eine krankhafte) des Organismus stets dazu erfodert. Wirkungen der Manipulation sind: Steigerung organischer Lebensthätigkeit, Vertheilung örtlicher Überreize, Krampfzufälle oder deren Beruhigung, magnetischer Schlaf und somnambules Erwachen nach verschiedenen Stufen der hellsehenden Vision und des Hellsehens. Zum letztern kommt es selten. Ist der somnambule Zustand erzeugt, so wirkt der Magnetiseur auch durch Hauch, Blick, Befehl, ja durch bloße Willensrichtung, die sich auf Entfernungen erstrecken soll. Franzosen wollen hundert und mehre Meilen weit Einwirkung geübt haben; Wienholt getraute sich eine deutsche Meile seine Willenskraft fühlbar zu machen. Nur sind die Berichte darüber oft etwas zweifelhaft, aber Mitwirkung des Willens wird jederzeit erfodert, sowie auch Zutrauen und Glaube Alles verstärken.

Handauflegung ward von jeher wirksam erkannt, Könige von England und Frankreich heilten dadurch Kröpfe, Kaiser Hadrian Blinde, Vespasian Lahme, Apollonius von Thyana alle Krankheiten. Belebende und heilende Kraft körperlicher Einwirkung erfuhr schon der alternde König David, und zu Zeiten nannte man Gerokomik die Methode, abgelebte Personen durch die Nähe junger zu stärken. Wirkt dabei eine durch keinen Sinn wahrnehmbare geistige Atmosphäre, oder eine im Blick und Befehl liegende psychische und psychologische Gewalt? Daß Glaube und Aberglaube vielen Einfluß haben, beweisen die Heilungen des Pater Gaßner (1774 — 77), wenn auch Manches ihm mislang.

Des Verf. Ansicht ist folgende. Er setzt Bewußtsein und Willen als Grundkräfte aller Geistes- und Seelenvermögen; im gesunden Zustande sind sie nicht gesondert, doch kann Eines das Andere überwiegen. Diese zwei Pole des Seelenlebens sind auch in der Lebenskraft, nur in gebundener Form, als Organisation und Leben. Organisation ist Bewußtsein in gebundener Form, sie geht mit Sensibilität ins Bewußtsein über. Dies ist im gesunden Zustande hauptsächlich nur innerhalb der Nerven der Fall, doch erstreckt es sich auch auf die Haut; im kranken Zustande kann Alles empfindlich werden bis in die Knochen. Leben ist Willenspol der Seele, hat Bezug auf alle Organe, tritt besonders hervor in Muskelreizbarkeit oder Irritabilität. Leben und Irritabilität sind Wille, nur in körperlichen Organen gebunden. Bei krankhafter Entbindung vom körperlichen Stoffe werden Bewußtsein und Wille mehr oder weniger frei, zugleich verwandelt sich das Bewußtsein aus blinder Bildungskraft in bewußte Vorstellkraft, der Wille dagegen aus gesetzmäßigem Leben in gesetzlosen Willen, namentlich innerhalb der Muskeln in gesetzlose Irritabilität. Krampf ist das zu gesetzloser Irritabilität gewordene Muskelleben; Somnambulismus ist die zur bewußten Vorstellkraft gewordene organische Bildungskraft. Auf ähnlicher Lösung des natürlichen Bandes der Seelenelemente beruht der Wahnsinn. In Verrücktheit fehlt der Wille, in der Tollheit tritt das Bewußtsein zurück. Der Somnambule gleicht dem Verrückten, der Krampfichte dem Tollen.

Im Wahnsinn und im Traume des gesunden Seelenlebens fallen die einseitigen Lösungen nicht in die Region der Lebenskraft. Innerhalb derselben zeigt sie der Somnambulismus. Dadurch trägt das Bewußtsein den Instinct und dessen plastische Schöpferkraft als visionnaire Phantasie in sich. Die polaren Entbindungen, wenn sie in demselben Grade fortdauerten, müßten zum Tode führen; allein sie erschöpfen sich, gleichen sich aus und darin liegt die heilende Kraft des thierischen Magnetismus, er heilt den Krampf als Gegengewicht, wirkt wöhlthuend und lindernd bei örtlichen Zufällen, ist unanwendbar bei allgemeiner Überreizung der Sensibilität in Fieberdelirien. Männliche Activität wirkt am leichtesten auf weibliche Empfänglichkeit, daher in Deutschland kein Beispiel eines erwachsenen männlichen Somnambulen.

Erste magnetische Wirkung ist Einschläferung, oft ruhig, oft mit Krämpfen. Wienholt brachte es unter 56 Subjecten nur bei 8 zu Spuren somnambulen Wachens. Dieses erscheint durch fortgesetztes Magnetisiren. Verdächtig sind die Erzählungen von magnetischem Anziehen der Glieder. Selbstmagnetisirung ist selten und nie ganz rein, indem entweder fremde magnetische Hülfe oder entschiedene Disposition die Hauptsache that. Selbsterweckung kommt vor bei ungeduldigen Somnambulen. Der Verf. nimmt eine animalische Lebensatmosphäre an (Andere sprechen von Nervengeist), die etwas von Ausdünstung Verschiedenes ist und welche von Somnambulen als Schwefel oder Blumenduft gerochen und als Funken, Glanz oder Nebel gesehen worden.

Im Rapport zeigt sich wirklicher Übergang und eine übergreifende Vereinigung der in Wechselwirkung getretenen Seelen- und Lebenselemente; denn er bezieht sich auf Bewußtsein und Willen, sodaß die Somnambule weiß und mitfühlt, was im Magnetiseur vorgeht, dieser aber davon nichts weiß, obgleich er auf sie wirkt. Der Verf. erklärt sich dies aus einem gemeinsamen Geist, der die Menschheit als gemeinsame Substanz zusammenhält; Ref. gesteht indeß, daß ihm die logischen Fächer des Allgemeinen und Besondern für Auffassung und Erklärung geistiger Persönlichkeit unangemessen scheinen, wiewol sie aus einem natürlichen Hange des Denkens sich aufdrängen. Einzelnheiten jener Erscheinung sind, daß die Somnambule Empfindungen des Magnetiseurs, Stiche, Kopfweh, Geschmack von Salzen, ja selbst Gedanken, Gefühle und Stimmungen mit dem Magnetiseur theilt. In Bezug der letztern gibt es jedoch nur einzelne Gemeinschaft in Sprachfertigkeit, Kenntniß gewisser Arzneien, Traurigkeit oder Fröhlichkeit, das innere Eigenthum der Gedanken scheint hiervor sicher zu sein. Entschiedener stillt der Wille des Magnetisirenden Krämpfe, überträgt Körperleiden und Bewegungen. Hr. Bendsen richtete seine Gedanken auf einen 18 Meilen weit entfernten Postmeister Hanemann, sogleich sah ihn die Somnambule und entwarf dessen Portrait. Nur sind solche angeführte Facta nicht gegen alle Zweifel gesi-

ihert. Von Anstellung des Somnambulismus machte man Erfahrungen, auch Dinge, besonders Wasser, werden magnetisirt, und darauf beruht Mesmer's Baquet. Mineralien, besonders Metalle, äußern Einfluß und hieraus erwuchs die Rhabdomantie, deren genaue Erforschung bei Campetti einer münchner Akademie der Wissenschaften nicht gelingen wollte. Niemand brachte es darin weiter als Katharina Beutler (1817), deren Finger sich bogen, wenn zufällig die Hand über dem Kopfe auf einen Planeten deutete; deren Daumen vom Monde, Kleinfinger von Sonne und Kometen angezogen wurden!!!

Hellsehen entwickelt sich allmälig aus dem magnetischen Schlaf, verbunden mit Unempfindlichkeit der Tagessinne, sodaß man im somnambulen Zustande schmerzhafte Operationen unternommen. Hier ist die erste Stufe der Halbschlaf, worin die Sinne halb geschlossen sind, das Urtheil sich verwirrt und die Phantasie in Visionen spielt. Der Verf. nennt diesen Zustand Gehirnsomnambulismus. Die zweite Stufe zeigt Versetzung der Sinnenempfänglichkeit auf Herzgrube, Fingerspitzen und andere Körpertheile; innere Stimme für Heilung der Krankheit, Rapport, Voraussicht von Begebenheiten, Einblick ins Innere: vegetativer Somnambulismus. Auf der dritten Stufe kommen Visionen der Entzückung, Hochschlaf, Doppelschlaf, Erscheinungen, Geister oder Gespenster, Führer. Bei Kerner's Christine dauerte der Halbschlaf vom 24. Oct. 1822 bis 1. Nov. Darauf tritt Umstimmung ein, und am 22. Nov. beginnt der vegetative Somnambulismus mit Visionen vor der Herzgrube, prophetischen Bildern, sie sieht sich selbst sitzen. Am 24. Nov. verfällt sie in Hochschlaf, sieht alle Theile ihres Körpers, ein Stück Perlmutter im Magen, im fünften Lebensjahre verschluckt, welches abgeht und von Kerner als Reliquie aufbewahrt wird; am 5. Dec. kommt Fernsehen (der Mutter im hintern Zimmer), sie sieht das Innere Kerner's, das Denken versetzt sich in die Herzgrube. Inzwischen bemerkt der Verf., bis zu Anfang Januars scheine das Mädchen ziemlich wahrhaft, doch hätten sich schon früh Kerner'sche Ideen gezeigt, wozu dieser sie durch Fragen veranlaßte und die Antworten niederschrieb, und wir lesen den Zusatz: „Wäre der Verlauf ein erfundenes Spiel, so veranschaulicht er doch sehr gut die Stufen und Grade des Hellsehens."

(Der Beschluß folgt.)

Handbuch der Weltgeschichte von Friedrich Straß, fortgesetzt von Wilhelm Havemann. Vierter Theil. — Auch u. d. T.: Handbuch der neuern Geschichte vom Prof. Havemann. Erster Theil. Jena, Frommann. 1841. Gr. 8. 1½ Thlr.

Die bisherigen Bestrebungen der Bearbeiter der Geschichte haben hauptsächlich zwei Richtungen verfolgt. Zunächst hat man sich bemüht den Stoff herbeizuschaffen, ihn kritisch zu sichten und das Gewonnene in genießbarer Form darzulegen. Dann aber hat man den Stoff philosophisch zu durchdringen und in dem scheinbar bunten und planlosen Gemisch der Begebenheiten Geist und Vernunft zu erkennen gesucht. Von der Vereinzelung dieser Richtungen ist ein befriedigendes Resultat nicht zu erwarten; der bloße Stoff wird nur die Neugier reizen; das dem Stoff vernachlässigende Raisonnement wird sich in das Gebiet der Einfälle und Vermuthungen verlieren. Beide Mängel müssen sich daher vereinigen. Aus ihrer Vereinigung sind die Kunstwerke der Geschichtschreiber des classischen Alterthums hervorgegangen, welche uns heute für unerreichbare Muster gelten. Je mehr wir in den Stand kommen, das Material, dessen Massenhaftigkeit die geistige Durchdringung erschwerte, zu beherrschen, desto erreichbarer werden uns diese Muster. Jetzt sind wir so weit gediehen, daß das Zusammeln neuen Materials den Quellensammlungen und Specialgeschichten überlassen und ein bloßes Wiedererzählen und Auftischen des Bekannten und allgemein Zugänglichen für überflüssig gehalten werden kann. Auf diesem Standpunkte ist uns jene höhere Auffassung der Geschichte ein dringendes Bedürfniß geworden. Die blos empirische Behandlung derselben kann interessant sein, aber, näher erwogen, gewährt dieses Interesse nur Unterhaltung; die Neugier wird gereizt und befriedigt. Historiker, die auf diese Weise arbeiten, können wol die massenhafteste Gelehrsamkeit anhäufen, werden aber außer einem anständigen Zeitvertreibe keinen Gewinn davon haben. Am leichtesten werden ihnen Anekdoten, Scandalosa und Curiositäten zur Hauptsache. Gegen den Standpunkt der Reflexion bewahrt sie meistens die Freude am Sammeln und Erforschen des Details; sie bleiben also auf dem dogmatischen Standpunkte der Gläubigkeit, wo ihnen Recht und Geschichte merkwürdig zusammenlaufen. Historische Gewißheit und Begründung ist ihnen das Nächste; sie finden in leichter Selbsttäuschung auch die Befriedigung darin, die im Erkennen des Rechts und der Vernunft liegt. Der fernere Standpunkt des kritischen Nachdenkens liegt der großen Menge der Gebildeten näher als dem Geschichtsforscher ex professo. Er wird sich jedem Leser eines das bloße Material liefernden Geschichtswerks von selbst darbieten. Die Trostlosigkeit, zu der dieser trügerische und deshalb von der Wissenschaft zu bestegende Standpunkt führt, liegt zu Tage, und es wäre thöricht, sie aus Mangel an Freimüthigkeit und Aufrichtigkeit nicht erkennen und bezeichnen zu wollen. Die Freiheit ist nirgend von Dauer gewesen; der ganze Weltwirrwarr reducirt sich auf einen Kampf, in dem sie fortwährend besiegt, endlich gefesselt, bewacht und an jeder Regung gehemmt wird. Einzelne Familien haben ein hohes Maß von Macht, Ehre und Reichthum erlangt. Gilt nun ihr Bestreben der Erhaltung dieser Güter, oder der dieselben gefährdenden Freiheit und dem Interesse der Völker? Das einfache Nachdenken steht als Grund der Begebenheiten, des Krieges, des Friedens, der Aufklärung und Verdunkelung nur Launen, Eitelkeit und Geldsucht der Mächtigen, und es ist zu bewundern, daß die Völker die Möglichkeit, welche jener Hofnarr mit den Worten: wie, wenn Alle einmal nein sagten? anzudeuten sich herausnahm, niemals geahnet haben. In diesen Zweifeln des rationalistischen Liberalismus soll dann die ewigtäuschende Hoffnung auf den Sieg der Freiheit, oder die noch ärgere Täuschung, als habe sie schon gesiegt und die moderne Zeit mehr als mildere Formen gewonnen, Trost gewähren! Rotteck's Werk ist ein Beispiel dieser zur Verzweiflung führenden reflectirenden Auffassung der Geschichte und dieses Haschens nach einem ewig entfliehenden Troste.

Der bezeichnete Standpunkt steht einem Jeden als nothwendiger Übergangspunkt bevor und allein die Wissenschaft kann und muß schnell darüber hinweghelfen. Darf nun auch die Kritik bei neuen Geschichtswerken diese Aufgabe der Wissenschaft nicht unerwogen lassen, so würde sie doch zu strenge richten, wenn sie über jede Arbeit, welche nicht als Fortschritt zu dem bezeichneten Ziele gelten kann, das Verdammungsurtheil ausspräche. Der Autor hat alsdann seine Leser bis vor jene Klippe geführt und überläßt es den Gedankenlosen, liegen zu bleiben, den Denkenden aber, sich nach einem Führer umzusehen, der sie über die gefährliche Stelle hinwegleitet. Sein Werk kann daher immer für den Unterricht oder die Selbstbelehrung von Nutzen sein. So ist auch das vorliegende Buch — in welchem die bekannte Straß'sche „Weltgeschichte" fortgesetzt

wird — immer eine achtungswerthe Arbeit, obgleich es jenen höhern Ansprüchen nicht entfernt genügt. Es umfaßt in zwei Abtheilungen die Geschichte des 16. Jahrhunderts. Der Verf. beschränkt sich dabei auf eine Darstellung des Materials, und zwar zu ausschließlich auf das Thun und Treiben der Regentenfamilien, sodaß die Völker nur in Betracht kommen, sofern sie für Hofstaat und Krieg Geld und Soldaten liefern. Das 16. Jahrhundert enthält doch Vieles, womit man sich über diesen Unfug trösten kann. Man wird heute wol behaupten können, daß die Völker sich damals zum geistigen Erwachen regten, zumal sie jetzt die ihnen aufs neue zurechtgelegten Polster wieder bequem zu finden scheinen. Jene Dürre des Materials hat der Verf. aber durch eine belebte Darstellung erträglich zu machen gewußt. Man findet bei ihm nicht blos ein Gerippe von Namen und Thatsachen, sondern die Personen und Begebenheiten werden so lebendig zur Anschauung gebracht, daß sein Buch Interesse und Anregung darbietet. Diese frische und lebendige Darstellung halten wir für das Hauptverdienst des Werks. Der Verf. besitzt in dieser Hinsicht — was er bereits durch seine „Braunschweigische Geschichte" bewiesen hat — ein mehr als gewöhnliches Talent, und sein Buch zeichnet sich vor ähnlichen, welche oft durch die matte und trockene Darstellung ungenießbar werden, sehr vortheilhaft aus. 102.

Literarische Notizen.

Die „Revue critique" von Cherbuliez beurtheilt eine Reihe von französischen Romanen folgendermaßen: „Gelüstet es euch nach gewaltsamen Scenen, seltsamen Abenteuern, wilden Leidenschaften, so nehmt die „Deux histoires" von E. Sue oder „Les gentilshommes de l'Ouest" des Baron Régis de Trobriand zur Hand. In dem erstern von beiden Werken findet ihr ein stark gefärbtes Gemälde, dessen Hauptpersonen Negersklaven, Mulatten, barbarische Indier und europäische Pflanzer sind, letztere trotz der zur Schau getragenen Bildung noch roher als die übrigen. Es sind Gemälde, worin das Roth vorherrscht und Alles von der Liebe bis zum Haß barbarisch ist. Der Dolch, die Klapperschlange, die Riesenschlange sind die Werkzeuge der Intrigue, und man begreift, wie anmuthige Ereignisse mit solcherlei Mitteln bewirkt werden können. Die Handlung ist eine bloße Reihenfolge von Katastrophen und der Verfasser schlachtet zum größten Vergnügen der Leser ich weiß nicht wie viele Neger, Mulatten und Indier. Des Contrastes wegen ist der Held ein Schwachkopf, ein halb einfältiger holländischer Offizier, mitten in diese bizarre Welt geschleudert, deren Spielball er ist. Hr. Sue hat damit eine sehr originelle und fesselnde Wirkung hervorzubringen geglaubt; aber der Zweck ist verfehlt, man fühlt sich nur versucht, über seine Albernheit zu lachen, gegenüber jenen trostlosen Scenen, die nur ein ekelhaftes Mitleid hervorbringen. Die zweite Erzählung des Hrn. Sue geht auf einer Bühne vor, welche uns näher liegt. Es ist eine Episode, entlehnt den Salons des Kaiserreichs, dem Leben dieser improvisirten Noblesse, bei welcher allein der Ehrgeiz alle großherzigen Gefühle, alle edeln Empfindungen ersetzt zu haben schien." Hierauf folgt eine Analyse der in der That höchst dürftig erfundenen und unwahrscheinlichen Erzählung, die mit allen bekannten Hausmitteln der modernen französischen Romantik reichlich versehen ist. „Der Roman ‚Les gentilhommes de l'Ouest'", heißt es weiter, „gehört demselben Genre an. Hr. v. Trobriand beabsichtigte, die Sitten der Chouans zu schildern, und er verfiel in einen ähnlichen Irrthum, indem er mitten in die civilisirte Welt die wilde Entwickelung der heftigsten Leidenschaften verpflanzte. Hätte er noch den ersten Aufstand zum Sujet gewählt, jene fanatischen Bauern, deren abergläubische Unwissenheit alle jene Ausschweifungen herbeiführte, die in ihrer brutalen Überspannung den Phantasien des Verfassers den Anschein von Wahrheit geben konnten! Aber Hr. v. Trobriand hat seinen Roman in die Wirren verlegt, welche der Revolution von 1830 gefolgt sind; er schildert uns ein Volk aus den höhern Kreisen der modernen Gesellschaft als eine mitleidlose Messalina, welche vor keiner Missethat zurückschreckt, ihren Leidenschaften keinen Zügel anlegt und ihnen ohne Erbarmen das Leben und die Ruhe der Menschen opfert. Diese Gräfin von Halgue ist gänzlich unnatürlich. Es ist immer dieselbe Querköpfigkeit, welche die modernen Romanschriftsteller bezeichnet; die Wahrheit kümmert sie nicht, wenn sie nur Wirkung machen. Sie begreifen nicht, daß dieses Mittel sich schnell abnutzt und daß in der Literatur wie in den Künsten das Falsche nur einen ephemeren Erfolg hat und die modische Laune nicht überdauert." Wer aber Gemälde aus dem wirklichen, alltäglichen Leben sucht, dem empfiehlt der Berichterstatter de Lavergne's „Course au clocher", eine gut erzählte die Leidenschaften wenigstens nicht caricirende und übertreibende Kleinigkeit, welche mit desselben Verfassers Roman „Le comte de Mansfeld" ein Werkchen von zwei Bänden bildet. Selbst Lamothe-Langon's Roman „Les deux familles" ist von den gerügten Fehlern frei, nur arbeitet der Verf. zu flüchtig, läßt sich zur Zeichnung der Charaktere keine Zeit, häuft Ereignisse auf Ereignisse, Personen auf Personen und versteht wenig, neue Intriguen zu erfinden. Die „Revue critique" gehört zu den wenigen französischen Journalen, welche die Auswüchse der französischen Romantik scharf controliren, wennschon sie ihren Antipathien zuweilen zu sehr den Zügel schießen läßt. Die Feuilletons der politischen Journale dagegen sind der wahrhafte kritische Himmel für die Schriftsteller und es ist bekannt, durch welche Mittel man oft darin Einlaß findet.

Auf dem Gebiete der französischen Reiseliteratur ist zu nennen: „Voyage en Afrique, au royaume de Barcah et dans la Cyrénaïque à travers le désert, traduit par *Ad. Pezant.*" Der Verf. dieses Werkes ist von dem Übersetzer nicht genannt, scheint aber ein Sardinier zu sein, welcher begierig war, die noch sehr wenig bekannten Küsten Afrikas zu besuchen und zu diesem Zweck als Arzt den Sohn des Pascha von Tripolis bei einer Expedition begleitete, welche dieser gegen seinen ältern Bruder unternahm, der an der Spitze eines drohenden Aufruhrs stand. So fand der Reisende Schutz gegen den treulosen und grausamen Charakter der wilden Völkerschaften, welche diese Gegenden bewohnen. Aber seine Stellung als Arzt, die ihm bei dem Anführer der Truppen ein großes Ansehen verschaffte, weckte ihm bald nicht minder furchtbare Feinde. Der muselmännische blinde Glaubenseifer konnte es ihm nicht verzeihen, daß er, ein Christ, die Gunst des Heerführers genoß; glücklicherweise diente seine ärztliche Kenntniß als Gegengewicht gegen diese hinterlistigen Intriguen, die endlich durch einige glückliche Erfolge seiner Kunst beschwichtigt oder wenigstens unschädlich gemacht wurden. Sein Reisebericht bringt manche merkwürdige Details über die Sitten der afrikanischen Völkerschaften, deren Gebiet er durchreiste. Einige Schreckens- und Blutscenen, lebendig und naiv erzählt, geben Kunde von der furchtbaren Wildheit, welche ein Hauptzug im Charakter dieser Menschen ist. Außerdem findet man einen Bericht über die Erzeugnisse des Bodens, eine Naturgeschichte des Landes und eine Erwähnung der verschiedenen Denkmäler, deren Trümmer noch an die alte Civilisation dieser Landstrecken erinnern, wohin die Einbildungskraft der Griechen die Gärten der Hesperiden verpflanzte. Im Allgemeinen sind jedoch seine Bemerkungen sehr unvollständig und sein Reisebericht würde nur ein unbedeutendes Interesse darbieten, hätte ihn nicht der Übersetzer mit zahlreichen Anmerkungen, mit sinnreichen Erläuterungen und mit mehren Abhandlungen über das Königreich Barka, über das Gebiet von Cyrene und andere von dem Reisenden nur beiläufig erwähnte Gegenstände versehen. Erst in dieser Gestalt bietet das Werk eine ebenso anziehende als sehr unterrichtende Lecture.

Der Vicomte de Marcellus, Verf. der „Souvenirs de l'Orient" gab heraus: „Vingt jours en Sicile." 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 148. — 28. Mai 1841.

Der Somnambulismus. Von Friedrich Fischer.

(Beschluß aus Nr. 147.)

Bei dem durch Baquet hervorgebrachten Somnambulismus will der Verf. einen umgekehrten Verlauf entdecken und warnt deshalb vor einer gleichzeitigen Anwendung der Manipulation.

Bei dem Krampfsomnambulismus in Erstarrung zeigt sich Unwillkürlichkeit und Exaltation des Dichtens, Denkens, Wollens, Wechsel zwischen Narrheit und Verzückung, visionnaire Gestaltung, Höllengesicht, Unempfindlichkeit des Tastsinns und Gefühls, Rapport durch Berührung und Fortleitung, Wechsel zwischen dem Gehirn und vegetativen Somnambulismus. Hierauf bezieht der Verf. die Verzückungen und Weissagungen in den Cevennen (1688), die Convulsionen auf dem Grabe des Abbé Paris (1727), den tungusischen Schamanenzustand mit dunkeln Orakelsprüchen.

Es gibt auch eine somnambulistische Exaltation im wachen Zustande als Folge des Schlafes. Solches war gewöhnlich der Fall bei der Seherin von Prevorst (1827), welche Kerner behandelte. (Der Verf. nennt dies den verhungertsten Somnambulismus.) Ihre Geister und Gespenster wurden blos von ihr selbst, ihrer Schwester und einigen Wärterinnen gesehen, ihre Reiserein waren in Kerner'scher Manier, den Sessel, der sich in freier Luft an die Decke des Zimmers erhob und dann langsam niedersank, sah sie allein. Nur Kerner sah der Seherin einen Stiefel vom Fuß fahren und wie mit Geisterhand durchs Zimmer getragen, vor kritischen Beobachtern scheuten sich die Geister. Scharren, Klopfen ꝛc. wurde von der Seherin hervorgebracht, Anderes vorgegeben.

Selbst die Sternenreisen würden einer Stufe hellsehender Vision angehören, wenn sie echt wären, worüber eine „Reise in den Mond" (1834) erschien. Ein 17jähriges Mädchen, Philippine Bäuerlin, aus einer pietistischen Familie in Weilheim, wird wegen Schlafsucht magnetisch behandelt und schwebt nun nach ihrer Aussage binnen vier Minuten in den Mond, braucht drei Minuten, um einen Mondberg zu besteigen, sie ist in der Venus und Sonne, während sie mit ihren Umgebungen spricht, schluckt in Weilheim, während sie in der Ceres einen Becher Wasser trinkt, schildert Gegenden der Sonne und Planeten der Erde ähnlich mit Wiesen, Wäldern, alttestamentlich gebildeten Namen, wie Bethel, Sinao ꝛc., bevölkert die Planeten mit würtembergischen Pietisten, die beten und Lieder aus Hiller's „Schatzkästlein" und dem würtemberger Gesangbuch singen; Bengel ist in der Nähe Gottes in Bundstiefeln mit rothen Maschen, schreibt Bücher, Jung-Stilling ist Lehrer im Jupiter, Sokrates in der Venus, Goethe im Jupiter u. s. w.

Hochschlaf ist der höchste Zustand, die darin Versetzten sprechen von Entzückung und Klarheit, Erhabenheit über das Irdische, sehen im Himmel Geister. Das Ferngefühl erklärt der Verf. aus empfindlich gewordener Lebensatmosphäre. Ein Ähnliches findet sich bei Blinden und Fledermäusen, denen Spallanzani die Augen ausstach. Der Verf. selbst merkte in gewissen Fieberzuständen Schälle früher, als er sie hörte. In Manchester war ein seit seiner frühesten Kindheit blinder Fuhrmann, diente Nachts als Wegweiser auf ungebahnten Wegen, machte Pläne für Gartenanlagen und Straßen. Die Fräulein Paradies in Wien, seit dem zweiten Jahre blind, war Clavierspielerin, strickte, spielte Karten, tanzte, konnte die Größe unbekannter Zimmer unterscheiden, unterschied die Gegend des Augartens und Praters ꝛc. Dies läßt sich kaum ohne Annahme einer visionnairen Wahrnehmung der Außenwelt erklären. Bei dem Einblick ins Innere wird die Vision hierauf versetzt, es entstehen Schaubilder, visionnaire Producte der entbundenen Lebenskraft. Durchschauen Anderer hat weniger factische Wahrheit, als innere Stimme wirkt der Instinct, sie verwandelt sich oft in das visionnaire Traumbild des Führers.

Fernsehen ist eine seltene Erscheinung und entwickelt sich theils aus dem Nahesehen, theils aus dem Ferngefühl. Kerner's Somnambule, Karoline St*, 1822, sieht in die Küche der mehre Häuser entfernten Apotheke, was Apotheker und dessen Frau dort machen und was sich durch einen hingeschickten Boten bewährt findet. Dann kommt sie in Zug, sieht in Stuttgart eine Dame über die Straße gehen und weiß, was in dem Briefe steht, den diese trägt; aber aus der Erzählung ist nicht zu entnehmen, wie dies eingetroffen. In andern Dingen irrte sie sich. Daß von Kassel aus eine Somnambule, Kamer, Europa und selbst Amerika überschaute, erwähnt der Verf. lediglich.

Die prophetischen Gesichte sind Zweifeln ausgesetzt. Selbst der auf den 30. Oct. 1816 vorausgesagte Tod des Kö-

nigs von Würtemberg scheint dem Verf. ein zufälliges Eintreffen unbestimmter Aussage, da die eine Somnambule schon auf den 20. April das Ereigniß festsetzte und die zweite den Termin auf ½ Jahr verlängerte. Am allerzweifelhaftesten ist, daß Somnambulen sich entfernten Personen bemerklich machten, Gedanken eingaben, sichtbar erschienen, was sogar Kieser und Passavant nacherzählten. So behauptete Auguste Müller 1814 ihren Bruder in Wien besuchen zu können, und besucht ihre Freundin geisterhaft des Nachts im Bett, die heroisch ruhig neben ihr einschläft. Außer den beiden Frauenzimmern gibt es natürlich keine Zeugen.

Besessenheit endlich ist eine somnambule Verrückung der Persönlichkeit, wie solche im krampfichten Halbschlaf vorkommt. Schon bei Krampfanfällen können die Umgebungen auf den Gedanken einer fremden dämonischen Gewalt gerathen, diese Vermuthung geht über in die exaltirte Stimmung des somnambul Verrückten und er wirft sich in die Rolle eines Dämons oder fremder Persönlichkeit. In Weinsberg sind es abgeschiedene Seelen, die einfahren und erlöst sein wollen, welches auf die katholische Annahme des Fegefeuers deutet. Kerner und Protestanten suchten den Verstorbenen zu bekehren und auf diesem Wege zu erlösen. Oft sogar fahren zwei Geister ein, wie bei Kerner's Bäuerin ein Schmied, ein Wirth und noch Andere. Schneider Dürr macht mit magnetischen Gegenstrichen dem Dinge ein Ende, bedarf aber viel Wein zur Stärkung und hat mit einigen Besessenen Gaukelspiele aufgeführt. Zu der Besessenheit gesellen sich auch Tagesvisionen von weißen und schwarzen Geistern ꝛc., und sie bildet einen Übergang in Wahnsinn, nämlich eine wahnsinnige Verrückung der Persönlichkeit, daß sich Jemand z. B. für Gott Vater hält u. s. w. Nur haben die Wahnsinnigen Erinnerung ihres Thuns und Treibens.

So gibt uns der Verf. eine belehrende Übersicht der bewährten Erfahrungen des Somnambulismus mit den weniger bewährten Zusätzen und versucht eine mögliche Erklärung. Über verschiedenen Glauben und verschiedene Ansicht darf Niemand sich wundern. Wenn aber ein Hereinragen der unsichtbaren Geisterwelt in die sichtbare körperliche von Manchen angenommen und in den Erscheinungen erkannt worden, so hat Ref. oft gewünscht, gleich Kerner einen Stiefel vom Fuß fahren und wie mit Geisterhand durchs Zimmer getragen zu sehen (nach Andern geschah dies auch mit Lichtputzen vom Tische), um dadurch seinen Glauben an Besessenheit und sinnlich wahrnehmbare Gestalt und Thatkraft der Geister zu stärken. 28.

Wie ist in einer Übersetzung Dante's das Metrum zu behandeln? *)

Nicht die in der Überschrift ausgesprochene Frage zu entscheiden, sondern nur sie ihrer Entscheidung näher zu bringen, oder vielmehr zu zeigen, daß es schwerlich zu einer Entscheidung kommen werde, schreibe ich die hier folgenden Bemerkungen nieder.

Wenn zuvörderst Hr. Graul annimmt, Dante habe den zu herben Stoff der „Divina commedia" durch den Gebrauch unvermischter weiblicher Reime mildern wollen, so kann ich mich hiervon nicht überzeugen. Denn einmal sind die Hendekasyllaben das stehende Versmaß, nicht blos in Dante's, sondern in allen Terzinen, und nicht blos in den Terzinen, sondern ebenso im Sonett, in der Canzone, der Sestine, der Ottave und den reimlosen Dramen, z. B. den Tragödien Alfieri's. Sodann führte die italienische Sprache, welche in zwei- und mehrsylbigen Wörtern so selten die letzte Sylbe betont, ganz von selbst auf den fast ausschließenden Gebrauch des weiblichen Reimes. Endlich mag auch den Italiener wol sein musikalisches Gefühl bei diesem Versmaaße geleitet haben. Dieses fodert eigentlich einen zwölfsylbigen Vers von drei Takten:

∪ | – ∪ – ∪ | – ∪ – ∪ | – ∪ – ‖ ∪ | – ∪ – ∪ | – ∪ – ∪ | – ∪ –

deren letzter immer durch den Auftakt des folgenden Verses ergänzt wird, — es versteht sich im Epos, das ohne Pausen fortschreitet wie der Hexameter, und im Drama, dessen antiker Trimeter ebenfalls akatalektisch ist, wie es denn auch der ältere deutsche (Hans Sachs') iambische Vers von acht oder neun Sylben ist, nicht in der lyrischen Poesie, die nicht nur die Sylben beliegig dehnen, sondern auch Pausen anwenden darf. Aber auch von diesen Gründen abgesehen, kann ich nicht finden, daß Dante seinen Stoff mildern wollte, vielmehr denke ich, wenn er ihn ungemildert lassen konnte, mußte er ihn nicht einmal mildern, wenigstens nicht durch die Form, da Schiller's Wort:

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang —

wol für Glockenspeise und andere Speisen seine Richtigkeit haben mag, aber nicht für Kunstwerke, deren Inhalt und Form ja einander entsprechen und ein gleichmäßiges Ganze darstellen sollen. Gestattete also die italienische Sprache den männlichen Reim, so würde er in der „Divina commedia" den Vorzug vor den weiblichen verdienen und hierin für eine deutsche Übertragung die Rechtfertigung wechselnder weiblicher und männlicher Reime gegeben sein, und zwar um so mehr, als unsere Muttersprache nicht blos reich an männlichen Reimen ist, sondern auch die Folge ungemischter weiblicher Reime durch kein Herkommen begründet.

Was Hr. Graul vom zehnsylbigen Verse sagt, daß er nämlich zum elfsylbigen das Verhältniß des Pentameters zum Hexameter habe, gilt kaum von der Verkürzung überhaupt, keineswegs aber von der Art der Verkürzung. Denn der Pentameter ist kein verkürzter Hexameter, sondern ein ganz neuer, und noch dazu ein lyrischer, ein asynartetischer Vers, während der moderne zehnsylbige Vers dem Hendekasyllabus nur am Ende eine Sylbe entzieht. Daher verändern die Italiener ihren Hendekasyllabus (verso piano) nicht nur durch Verlängerung zum zwölfsylbigen (verso sdrucciolo), sondern auch durch Verkürzung zum zehnsylbigen (verso tronco), welches letztern sich auch Dante mit männlichem Reime bedient: „Inferno" IV, Noè, re, fè; XX, può, cò, Pò; XXXII am Ende posò, levò. Insofern aber die antiken Distichen den Übergang zur lyrischen Strophe bilden und der Wechsel männlicher und weiblicher Reime allerdings lyrischer ist als lauter männliche und lauter weibliche Reime, sind unsere Terzinen mit gemischten Reimen minder episch als die italienischen; nur daß dem Deutschen dieser Wechsel nicht so auffällt als dem Südländer. Der Deutsche steht auch hier in der Mitte zwischen der südlichen Weichlichkeit und der nordischen Härte. Italien hat Gedichte mit lauter weiblichen, England mit lauter männlichen Reimen, wenn man die mit rechnet, welche nur für das Auge, nicht für das Ohr weiblich sind, z. B. Shakspeare's tongue und wrong, I und die, boar und wore und so durch die ganze englische Poesie. So gewinnt denn der Wechsel männlicher und weiblicher Reime bei uns fast das Ansehn

*) Bei dem Abdruck des nachstehenden Aufsatzes glaubt die Redaction erklären zu müssen, daß der Raum ihr nicht gestattet, noch mehr Mittheilungen dieser Art zu veröffentlichen. D. Red.

eines Naturgesetzes — eines Naturgesetzes, dem aber ein anderes entgegensteht, nämlich die volle Entäußerung unserer Deutschheit, wenn es gilt die poetischen Erzeugnisse fremder Völker in unsere Literatur zu verpflanzen. Unser Bestreben möglichst treuer Nachbildung verlangt also andererseits in einem deutschen Dante lauter weiblich reimende Terzinen, da gemischte Reime den Charakter dieser italienischen Versart ganz aufheben würden. Aber auch der Charakter des italienischen Sonetts, der Ottave und der Canzone wird durch den männlichen Reim aufgehoben. In dem Wesen aller dieser Formen an sich liegt jedoch nichts, was den männlichen Reim ausschlösse. Denn der Unterschied, welchen Hr. Graul in diesem Punkte zwischen der Ottave und der Terzine macht, scheint mir von keinem Einflusse, da ja die Regelmäßigkeit der Terzinen durch den männlichen Reim nicht aufgehoben, sondern nur anders modificirt und ihr dreizeiliger Cyklus in einen sechszeiligen verwandelt wird.

Wird denn nun aber in einer deutschen Übersetzung Dante's der italienische Charakter durch unvermischte weibliche Reime wirklich gerettet? Ich muß es leugnen. Oder findet man den Unterschied zwischen vita, smarita und Mitte, Tritte, zwischen trovai, entrai, abbandonai und gefunden, bekunden, verschwunden, zwischen punto, giunto, compunto und übernommen, gekommen, beklommen nicht sehr merklich und höchst bedeutend? Dante hat im ersten Gesange der „Hölle" nur 14 Reime mit einem e in der zweiten Sylbe; Kannegießer (Ausgabe von 1825) deren 34, obschon er sich nicht selten der männlichen Reime bedient, ohne welche jene Zahl noch größer sein würde; Streckfuß (Ausgabe von 1834) 23, eine Zahl, die sich verdoppeln würde, wenn nicht die Hälfte seiner Reime männliche wären. Zu der Monotonie unsers e kommt aber noch seine prosodische Schwäche. Dante's Reime gelten über drei Moren (— ⏑ ⏑), die unsern, mit wenigen Ausnahmen, unter drei Moren (— ⏑). Man beruft sich zwar auf unsere weiblichen Reime auf ung (Trennung), heit (Mannheit), niß (Geheimniß), sam (einsam), bar (mannbar), haft (mannhaft) und einige andere. Allein einmal sind diese Reime ziemlich selten und noch seltener passen ihrer drei zu dem Gedanken. Sodann sind einige schwerfällig und daher nicht allenthalben anwendbar, wie namentlich die Reime auf sam, haft, bar und schaft. Endlich gewinnt gerade das Verb, das doch oft die Reimstelle einnehmen muß, durch alle diese Endungen gar nichts, sondern bleibt in allen Theilen auf das armselige e beschränkt. Streckfuß schließt im ersten, aus 136 Versen bestehenden Gesange 80 Verse mit einem Verb, zu welchem ich natürlich das Particip und das dem Infinitiv gleiche Substantiv, z. B. schreibend, geschrieben und das Schreiben rechne. Bei Kannegießer findet sich in eben dem Gesange das Verb 69 Mal so gestellt, bei Dante nur 37 Mal.

Ferner werden die weiblichen Reime mit der Bemerkung vertheidigt, daß Dante's Wohlklang uns Deutschen überall unerreichbar sei, mithin auch von den weiblichen Reimen nicht dürfe gefodert werden. Sehr wahr. Wenn wir aber an Wohlklang mit Dante nicht wetteifern können, sollen wir da nicht um so mehr wenigstens den erreichbaren Wohlklang erstreben? Dazu kommt, daß die unserer Poesie fremde Folge von lauter weiblichen Reimen dem gebildeten Ohre desto mehr auffällt, und wegen der klanglosen Ausgänge höchst unangenehm auffällt. Voß verpönt im Hexameter die häufige unmittelbare Wiederkehr des stummen e in der zweiten Sylbe des sechsten Fußes, und doch reimen die Hexameter nicht, sodaß ein minder gebildetes Ohr den Übelstand dort überhört, während er in Reimen, zumal von drei Wörtern, auch dem rohern Ohre sich aufdrängt. Zwar sagt Hr. Graul, die Stammsylbe nehme unsere ganze Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch, daß die accentlose Anhängesylbe fast überhört werde, woher es denn komme, daß die ganze Kraft des Reims auf jene Stammsylbe falle. In den deutschen Stammsylben herrsche aber eine ebenso große Klangverschiedenheit als in den italienischen, ja eine noch größere, vermöge unserer Doppellauter und, setze ich hinzu, vermöge unserer Umlaute ö und ü, denn ä ist von dem breiten e nicht verschieden. Allein das Überhören der accentlosen Schlußsylben gilt nur von Leuten, welche die Worte in Versen ungefähr wie in Prosa, ja wie im trivialsten Gespräch behandeln und z. B. in Kannegießer's Dante, „Hölle", IV, 63 mit viermaliger Auslassung des e: „Der heil'r schien von weg'n lang'n Schweig'ns" aussprechen. Leider herrscht diese Aussprache, die ganz geeignet ist unsere Muttersprache allmälig um allen Wohllaut zu bringen, ziemlich allgemein auf der Bühne wie auf der Kanzel, in Versen wie in Prosa; die Schuld aber tragen die Schulen, welche dieser fehlerhaften Aussprache nicht auf alle Weise entgegenarbeiten und sogar ἐστ'ν, εἰπ'ν, ἐποιησ'ν und Ähnliches durchgehen lassen. Will man nun auch deutsche Terzinen so nachlässig aussprechen, so hört man etwas, das man gewohnt ist für Verse hinzunehmen, eigentlich aber keine, und Reime, die männlich klingen, obschon man sie für weibliche gelten läßt.

Wenn endlich Hr. Graul schreibt, daß es nur in wenigen Fällen Schwierigkeit mache, dasselbe Wort für einen männlichen oder weiblichen Versausgang zu benutzen, so kann ich auch das nicht zugeben. Es hilft nämlich nichts, daß man Stand, genannt, fand, Hand und Rand, welche Wörter untadelhaft aufeinander reimen, um eine Sylbe verlängern kann; Stande, genannte, fanden, Hände und Ränder reimen dennoch nicht, wogegen die Verwandlung des weiblichen Versausganges in einen männlichen ein oft anwendbares Mittel zur Gewinnung des Reimes gewährt. Überdies ist die Verwandlung des Singulars (Stadt, fiel) in einen Plural (Städte, fielen) in der That nur selten gestattet, und meistens nimmt man behufs der Verlängerung zur leidigsten aller Formen, dem Infinitiv auf en, mit Einschiebung eines Hülfsverbum müssen, mögen, können, wollen, dürfen u. s. w., seine Zuflucht. Da übersetzt man denn mit Kannegießer: „che venne da Troja", „der Troja mußte meiden", „s' ell' è possente", „ob sie's mag erlangen", „Me degno a ciò nè io, nè altri il crede", „Mich kann nicht ich, noch wer deß würdig glauben", „Che del bel monte il corto andar ti tolse", „Das dir die schöne Anhöh wollte wehren" (vielmehr: dich zu einem Umwege nöthigte), „Nè lo profondo Inferno gli riceve", „Die tiefe Höll' auch darf sie nicht empfangen", „Dicerolti molto breve", „Deß sollst du schnelle Kund' erlangen". Zu gleichem Verfahren sieht sich auch Streckfuß genöthigt: „Questa mi porse tanto di gravezza", „Vor dieser mußte so mein Muth sich neigen", „Mi ripingeva", „Mußte ich zurück mich ziehen", „Sì ch' i' vegga la porta di San Pietro", „Sodaß ich Petri Thor erschauen möge". Sind nun solche Dehnungen und Umschreibungen langweilig, so sind sie obenein nicht die einzigen, sondern nur eine Art aus den vielen andern, die hier zu besprechen nicht der Ort ist. Allein man will es einmal nicht gelten lassen, daß bei einem Kunstwerke nach den Schwierigkeiten, dem Zeitaufwande und der Anstrengung gefragt werde. Das ist schon recht. Wenn wir jedoch Männer von entschiedenem Talent und ungewöhnlicher Fertigkeit hinter ihrer Aufgabe zurückbleiben sehen, trotz den Erleichterungen, die sie sich der herkömmlichen Ansicht gemäß gestatten, so ist die Gefahr, durch Vermeidung eines fraglichen Übels in ein ganz entschiedenes zu gerathen, wol der ernstesten Betrachtung werth. Gewinnen wir wirklich durch einen rein weiblich reimenden und schon dadurch monotonen Dante, wenn wir bei seiner Lesung bald auf Auslassungen und Zusätze, bald auf Halbes und Schiefes, bald auf Hartes und Schlaffes, bald auf Umschreibungen und Zusammenziehungen, bald auf Überbietungen und Abschwächungen, bald auf undeutsche und unpassende Worte, Wendungen und Wortstellungen, auf Albernes und Lächerliches, auf unreine und in den Vocalen zu wenig wechselnde Reime, auf schlecht gemessene und kakophone Verse, unerlaubte Apostrophe, zahlreiche Hiatus und andere Übelstände treffen und fast keine Seite ohne Anstoß lesen können? Denn es ist doch

einmal nicht zu leugnen, daß es beim Übersetzen Schwierigkeiten gibt, die schlechterdings Niemand, wenigstens kein Deutscher zu besiegen vermag, z. B. wenn in griechischen Gedichten 12 oder mehr Kürzen, oder in einem arabischen 100 gleiche Reime unmittelbar aufeinander folgen.

Und das Endergebniß? und der langen Rede kurzer Sinn? Ich fürchte, es wird Niemand eine allgemein gültige, eine zwingende Entscheidung auszusprechen vermögen, da die treue Nachbildung der Form einerseits und andererseits die durch diese Treue herbeigeführte Kakophonie sich als ganz incommensurable Größen nicht gegeneinander abwägen lassen. Hr. Graul mag also für seine Übersetzung lauter weibliche Reime wählen oder sie regelmäßig mit männlichen abwechseln lassen, immer wird er competente Richter für und wider sich haben. Ich rathe ihm also seiner eigenen Überzeugung und Neigung ohne viele Nachfrage zu folgen. Einen entschiedenen Vorzug sehe ich aber doch bei der Einmischung der männlichen Reime: die Monotonie der weiblichen wächst im Fortgange des Lesens, die Abwechselung mit männlichen würde uns dagegen mit jedem Schritte erleichtert werden, wenn sie uns nicht ohnehin schon geläufig wäre; nur Denen wird sie natürlich nicht zusagen, die gleichzeitig die Urschrift vor Augen haben.

Weit wichtiger als die Frage nach dem Reime scheint mir die Frage, wie die Verse selbst, die Hendekasyllaben, sowol in Übersetzungen als in eigenen Gedichten bei uns Deutschen zu behandeln sind, eine Frage, über die meines Wissens in unserer Literatur noch tiefes Stillschweigen herrscht, was mich denn bewogen, sie schon vor Jahren in einer Vorlesung für die hiesige Deutsche Gesellschaft zu beantworten.

Zum Schlusse füge ich die ersten zwölf Verse des dritten Gesanges im Original und zwei Übersetzungen bei. Die mit wechselnden weiblichen und männlichen Reimen hat mir kein Kopfbrechen verursacht, die andere mit lauter weiblichen Reimen habe ich nur nach mehrmaligem vergebenen Versuche zu Stande gebracht. Nach Übersetzungen, die ich in jüngern Jahren aus dem Italienischen gemacht habe, durfte ich nichts Anderes erwarten; um jedoch nach einem frischen Versuche urtheilen zu können, übersetzte ich diese wenigen Zeilen, die ich übrigens keineswegs für gelungen halte:

Per me si va nella città dolente:
Per me si va nell' eterno dolore:
Per me si va tra la perduta gente.
Giustizia mosse 'l mio alto fattore:
Fecemi la divina potestate,
La somma sapienzia, e 'l primo amore.
Dinanzi a me non fur cose create,
Se non eterne, ed io eterno duro:
Lasciate ogni speranza voi, che 'ntrate.
Queste parole di colore oscuro
Vid' io scritte al sommo d'una porta:
Perch' io, Maestro', il senso lor m'è duro.

Durch mich geht's ein zur Stadt der herben Klagen,
Durch mich geht's ein zur ew'gen Höllenpein,
Durch mich geht's ein, wo die Verdammten zagen.
Gerechtigkeit gab's meinem Gründer ein:
Mich hat geschaffen sein hochheilig Walten,
Der ersten Lieb' und Allweisheit Verein.
Bevor ich war, gab's keinerlei Gestalten
Als ew'ge, nur, und ewig dauer' ich fort.
Der du eintrittst, laß jed' Hoffnung erkalten.
In düstrer Farbe Schrift schaut' ich dies Wort
An eines Thores hohem Giebelfelde
Und sprach: Mir wecket Graun ihr Sinn, mein Hort.

Durch mich geht's ein zur Stadt der grausen Klagen,
Durch mich geht's ein zur ew'gen Reu und Buße,
Durch mich geht's ein, wo die Verdammten zagen.
Ihn, der mich baute, trieb zu dem Entschlusse
Gerechtigkeit: mich schuf sein göttlich Walten
Aus erster Lieb und Allweisheit Ergusse.
Bevor ich war, gab's keinerlei Gestalten
Als ew'ge, ewig ist auch meine Dauer.
Der du eingehst, laß jed' Hoffnung erkalten.
In düstern Zügen an der Giebelmauer
Von einem Thor' erschaut' ich dies Worte
Und sprach: Ihr Sinn, mein Meister, weckt mir Trauer.

Königsberg. Gotthold.

Notizen.

Die Trümmer von Palenque.

Die Bestrebungen, welche englische Reisende in neuerer Zeit in erhöhtem Grade den überresten amerikanischer Cultur aus der vorgeschichtlichen Zeit zugewendet haben, sind durch einen Besuch vermehrt worden, welchen Hr. Walker und Lieutenant Caddy zu Anfang 1840 den Trümmern von Palenque abgestattet haben. Von ihrem Ausgangspunkte Belize aus bis zu ihrem Zielpunkte machten die Reisenden einen Weg von 69 Tagen, stromaufwärts auf dem von seinen großen Fällen, 71 Meilen oberhalb seiner Mündung an zur Schiffahrt untauglichen Flusse Belize, durch den ziemlich unwegsamen, theils durch morastige Waldungen, theils durch Gebirgszüge beschwerlichen Paß nach dem ziemlich verfallenen Peten am malerischen See Itza (16° nördl. B., 91° 16′ westl. L.), längs des Flusses Usumasiata hinab durch Gegenden von durchgängig reicher Vegetation sowol in ihren bergigen Theilen, als in den weitgedehnten Savannen. Am 29. Jan. 1840 erreichten sie Santo Domingo de Palenque; acht Meilen von da gelangt man zu einer steilen, mit dichtem Gebüsche bewachsenen Höhe, auf deren Boden Haufen gänzlich zerstörter Trümmer früher vorhanden gewesener Bauwerke zerstreut liegen. Eine Meile weiterhin gelangt man zu einer schmalen Ebene am Fuße einer weiten Hügelreihe, welche die Staaten Chiapa und Tabasco voneinander abgrenzt; hier befindet sich der eigentliche Zielpunkt der Unternehmung. Die ganze Bauart der vorhandenen Werke, sowie der Glanz der äußern Verzierungen an einem Theile davon zeugen von hohem Alter und von der ehemaligen Existenz eines großen, in der Civilisation weit vorgeschrittenen Volkes. Der einigermaßen erhaltenen Gebäude sind leider wenige im Vergleiche zu den in zahllosen Hügeln aufgethürmten Steintrümmern, die man kaum noch Ruinen nennen kann. Die Stärke und Dauerhaftigkeit der Mauern, die massenhaften Verhältnisse der Ausführung und die vortreffliche Beschaffenheit des angewendeten Mörtels können gleichfalls, wenn es dessen bedürfte, das hohe Alter beweisen. Der ganze Charakter der Ruinen gleicht dem ägyptisch-indischen Style; jedes Gebäude ist ohne alle Abweichung streng nach einem Modell ausgeführt; die vielen großen Kriegergestalten und Götterbilder tragen ganz den düstern, phantastischen Anstrich orientalischer Kunst. Die Lage von Palenque ist für eine große Stadt wie geschaffen. Die Reisenden verwendeten 14 Tage auf die Untersuchung dieser Überbleibsel, wobei sie jedoch eingestehen, daß die Zeit von einem Jahre erforderlich sei, um diese genügend durchzuführen. Der der Geographischen Gesellschaft zu London in der Sitzung vom 8. März vorgelegte Bericht ist von vielen schätzenswerthen Zeichnungen begleitet.

Auch in England wiederholt sich die Manie, die geschichtlichen Zustände der Neuzeit aus der Bibel zu erklären. Ein gewisser Wilson hat sich neuerdings die Mühe gemacht, durch lexikalische Analogien die Abkunft der Hauptvölker Europas von den zehn Stämmen Israels zu erweisen. 47.

Hierzu Beilage Nr. 3.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Beilage zu den Blättern für literarische Unterhaltung.

Nr. 3. 28. Mai 1841.

Saint-Sylvan. Von A. v. Sternberg. Zwei Theile. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1839. 8. 3 Thlr.

Den meisten Producten Sternberg's sieht man die Abstammung ihres Verfassers an. Eine aristokratische Atmosphäre, eine gewisse Hofmannsluft weht in allen seinen Schriften, und das Parquet der Gesellschaft ist die Arena, wo er am liebsten seine Figuren miteinander kämpfen läßt. Bei manchem andern Schriftsteller könnte dies Festhalten an einem gewählten Terrain ermüden und eintönig werden, bei Sternberg aber sieht man den alten Tummelplatz immer gern sich wieder aufthun, weil man so leicht keinen Autor finden möchte, der mit gleicher Leichtigkeit, mit gleicher Anmuth und Grazie auf diesem glatten Boden sich bewegen dürfte. Auch in dem vorstehenden Buche führt uns Sternberg abermals in die Gemächer, in die Cirkel der Großen, nur daß es diesmal keine modernen Sociolen sind, keine Raisonneurs über Frauenemancipation, über Judenthum und Börnianismus, keine Weltverbesserer nach dem neuesten Zuschnitt, überhaupt keine Misvergnügten. Nehmen wir den Helden des Buches und seinen Freund Dionys aus, so haben wir hier eine Compagnie der lustigsten, emancipirtesten, heiter-frivolsten Männer und Frauen beisammen. Der Verf. führt uns nämlich an den frivolen sächsischen Hof zur Zeit, wo die berüchtigte Frau v. Cosel mit Fürst und Volk nach Belieben schaltete. Was diesen Auftritten vorangeht, ist von geringer Bedeutung, obwol das Schicksal des jungen Grafen von St.-Sylvan eng damit verknüpft ist. St.-Sylvan wurde nämlich im Saalthale unweit Schulpforta im Hause eines Pfarrers erzogen. Dort lernt er den Sohn eines andern Predigers kennen und schließt eine enge Freundschaft mit ihm. Dionys ist ein stiller sinnender Mensch, trotzdem aber der heftigsten Leidenschaft fähig, und so kommt es denn, daß sowol Dionys als der junge Graf sich beide in die Tochter ihres Lehrers verlieben. Das Mädchen zeigt sich dem Grafen geneigt, Dionys wird mistrauisch gegen seinen Freund, doch liebt er ihn immer mit gleicher Wärme. Nun zeigt sich ein unheimlicher Jesuit in der Nähe, Dionys tritt mit diesem in geheimnißvolle Verbindungen; man spürt dem nach, es kommt zu Entdeckungen, Dionys wird eingezogen. Er glaubt, St.-Sylvan sei daran schuld, dieser kann ihn von dem Gegentheil nicht überzeugen und so verlieren sich Beide aus dem Gesicht, bis der junge Graf in einer stürmischen Nacht den Jugendfreund als blutige Leiche wiedererblickt.

Bald darauf kommt Sylvan an den Hof Friedrich August's. Hier nun eröffnet sich für Sternberg ein erwünschtes Feld zu den gelungensten Schilderungen von Personen und Sitten. Man kann die Frivolität, die liebenswürdige Liederlichkeit der Weiber, die galante Frechheit der Männer, den schamlosen Leichtsinn der Adeligen damaliger Zeit nicht feischer, nicht treuer, nicht kecker gezeichnet wünschen. Und thut auch Sternberg hin und wieder ein klein wenig zu viel, reißt ihn zuweilen die Sicherheit, mit der er bei solchen Gelegenheiten im Allgemeinen seinen Pinsel zu führen versteht, etwas zu weit über die erlaubten Grenzen fort, eigentlich unschön wird er doch nirgend. Nur scheint es uns, als gefalle sich der Autor manchmal am Cynischen, wenn es doch blos seine Aufgabe war, das Cynische von Ehemals zu schildern. Davor muß sich ein Schriftsteller hüten, sonst kann er leicht bei unserm sittenrichterlichen Publicum in Miscredit kommen. Wir erwähnen hier nur die Scene, wo der eifersüchtige Marquis seine Gattin zwingt, am hellen Tage vor seinen und des Grafen v. Dohna Augen in einem Bassin zu baden, während er sich mit seinem Rivalen duellirt. Die Scene ist zwar mit aller möglichen Feinheit durchgeführt, an sich aber schon so raffinirt überreizt, daß Niemand an die Wahrheit derselben glauben kann. Auch meinen wir, es würde selbst die frivolste Frau sich eher umbringen lassen, als einer solchen Zumuthung Genüge leisten. Müssen wir dieses Ausschweifen der Phantasie des Autors rügen, so können wir dagegen die detaillirten Schilderungen von dem damaligen Leben am sächsischen Hofe zu Dresden nicht genug loben. An diesen möchten wir Alles gelungen nennen, von der Beschreibung des Einzugs Sylvan's in Dresden bis zur ersten Audienz bei dem Könige und dem bald darauf folgenden Bacchanal. So pöbelhaft die Situationen zuweilen sind, die Erzählung hüpft mit graziöser Leichtigkeit und dennoch erschöpfend darüber hin. Das Nämliche gilt von der Charakteristik einzelner Personen, die im Verlauf dieser memoirenartigen Mittheilungen auftreten. Sie zu nennen und näher zu betrachten, würde uns zu weit führen. Um aber sowol unser Urtheil zu rechtfertigen, als auch dem Leser einen Köder hinzuwerfen, heben wir einige kürzere Stellen aus, die ein treues Bild von der Demoralisation des Hofes, von der gewissenlosen Verwaltung des Landes und der schauderhaften Messalinenherrschaft geben, die damals in Sachsen so arg war wie später am französischen Hofe. Ein Höfling läßt sich über die Gesellschaft bei Hofe folgendermaßen aus:

„Was finden Sie besonderes an unsern Gesellschaften? Lassen Sie uns einmal ein vertrauliches Wort sprechen. Sie sehen da den Feldmarschall, Grafen Flemming, einen Mann voll eingebildeter Verdienste, einen prahlerischen und geschwätzigen Großen, einen unermüdlichen Zänker und Rechthaber; Sie sehen den Grafen Bitzthum, den Liebling und das Factotum seines Königs. Haben Sie je bemerkt, daß eine ernsthafte Miene in dem Gesichte dieses Mannes Platz finde? Immer Lächeln, immer Gehorsam und Bereitwilligkeit, und hinterm Rücken die kleinlichste Ränkespinnerei, der maßloseste Eigennutz. — Sie finden da ferner einen Minister, der den unbegreiflichen und lächerlichen Stolz hat, sich mit einer Thatsache zu brüsten, die ihm so wenig Ehre macht. Sie kennen ohne Zweifel die Geschichte der Frau v. Cosel? Sie war, was man eine tugendhafte Frau nennt, die, bescheiden auf dem Lande lebend, ihren Pflichten aufs beste nachkam. Da fällt es dem Minister, ihrem Manne, ein, den man betrunken gemacht hat, zu behaupten, seine Frau sei die schönste Dame in ganz Sachsen. Der König sieht das für eine Auffoderung seiner Unfehlbarkeit an und befiehlt dem Statthalter v. Fürstenberg, dem Manne eine Wette von 1000 Dukaten anzubieten, die dem Minister ausgezahlt werden sollen, wenn sich fände, daß die Frau wirklich so schön sei, als der Mann geprahlt. Was geschieht? Die Dame muß zur Stadt und an den Hof. Sie ist wirklich schön, die 1000 Dukaten werden gezahlt, und Madame Hoym hört auf, eine Frau zu sein, die tugendhaft und auf dem Lande lebt. Statt ihrer kommt eine Reichsgräfin Cosel zum Vorschein, ein Teufel — was Intrigue, Putzsucht und Libertinage betrifft. Was glauben Sie, daß der Palast kostet, in dem sie jetzt wohnt? Allein 500,000 Thaler für das Ameublement. Zu meiner Zeit durfte eine Maitresse nicht mehr kosten wie ein Reitpferd. Es ist ein adeliges Vergnügen wie jedes andere; ich sehe nicht ein, warum man dafür den Preis so übermäßig erhöhen soll. — Sie finden ferner einen Herrn v. Bellmann, einen gemeinen, pöbelhaften Menschen, der sich vom Stallknecht bis zu einem Großen des Hofes aufgeschwungen; ferner einen Grafen Covenzel, dem der König eine Rente von 6000 Thaler bezahlt, lediglich, damit er sein kurzes Gedächtniß behalte und sich nicht erinnere, eine junge, hübsche Frau zu haben. Sie finden einen Finanzminister, der die Pächter aussaugt, um die verwachsene Schulter seiner Frau mit Brillanten zu bedecken. Sie finden endlich ruinirte Spieler, Verschwender, die fürstliche Titel führen und das Brot, das sie essen, schuldig bleiben; Väter, die

ihre Töchter für einen Orden ausbieten; landstreicherische Messalinen und unbekannte Bastarde."

In dieser liebenswürdigen, nichtsnutzigen Gesellschaft lebt nun St.-Sylvan eine geraume Zeit, ohne durch sie eigentlich verdorben zu werden. Denn einmal hält ihn seine Liebe vom Abgrunde fern, an dessen Rande er sich herumtreibt, und sodann locken und fesseln ihn ein paar neue reizende Gestalten, wecken seine Gefühle und dämpfen sie doch auch wieder. Sie heißen Mimia und Polyxena, jene ein unschuldig naives Kind, diese eine kunstgerechte, doch gutmüthige Kokette. Zugleich aber tritt auch immer in gefahrvollen Augenblicken ein Mahner zu ihm, oder thut sich schriftlich ihm kund, der all seine Herzensgeheimnisse auf unbegreifliche Weise kennt, ohne daß Sylvan ermitteln kann, wer dieser geheimnißvoll ihn Umschleichende wol sein mag. Auf gleich geheimnißvolle Weise wird späterhin Mimia, die dem Grafen ihre Hand zugesagt hat, entführt, man weiß nicht wohin? Neue Zerstreuungen und politische Ereignisse lassen Sylvan die Verlorene nach und nach vergessen. Unterdeß erfolgen staatliche Umgestaltungen, Sturz der Günstlinge u. dgl. St.-Sylvan's Freunde haben sich zum Theil gänzlich zurückgezogen, namentlich der Graf v. Dohna, der auf seinen Gütern an der Grenze von Schlesien lebt, philosophirt, zweifelt und ein Verehrer Friedrich's von Preußen geworden ist. Bei diesem, den Sylvan besucht, lernt er den Grafen v. Zinzendorf und dessen Lehre kennen. Später trifft er die Kokette Polyxena als — Betschwester. Endlich führt ihn das Schicksal nach Paris. Wie früher in Dresden, begegnet ihm jetzt auch in Paris dieselbe Sittenlosigkeit, nur daß sie hier noch widerlich gesteigert erscheint, indem alte Weiber die Gesellschaften leiten, den Ton angeben, Kunst und Wissenschaften in ihrer Manier anzubauen sich bemühen, ohne dabei ihre Frivolität abzulegen. Mögen uns die hier sich wiederholenden Schilderungen auch unangenehm berühren, ihre Trefflichkeit können wir ihnen nicht wohl absprechen. Ein Auszug wird auch hier am besten dem Talente Sternberg's vor dem Publicum Gerechtigkeit verschaffen. Sylvan erzählt:

„Wenn einst die Namen einer Madame Junon de Geoffrin, eines Fräuleins Claire de l'Espinasse, eines erblindeten, alten, boshaften Weibes, das sich Mad. du Deffant nennt, und eines Dutzend anderer Schöngeistinnen auf die Nachwelt gelangen, so geschieht es lediglich, weil Klio, die den Griffel der Unsterblichkeit führt, ein Weib ist und daher nie zu bemerken vergißt, wo Weiber die Trägerinnen der geistigen Interessen einer Zeit gewesen. Einige dieser Frauen waren abschreckend häßlich; man machte Epigramme auf sie, aber das verhinderte nicht, daß ganz Paris sie aufsuchte. Mad. Junon de Geoffrin war eine Schwätzerin, Mademoiselle Claire de l'Espinasse führte einen ärgerlichen Lebenswandel und Mad. du Deffant war ein kleines Ungeheuer; aber man fand bei ihren Vereinigungen alle Heroen der neuen Philosophie gegenwärtig, jene geistreichen Abbés, die so niederträchtige Streiche machten und denen man sie wegen ihres hübschen Einfalls verzieh; jene Schriftsteller in Mode, die über Alles spotteten; jene Frauen, die sich damit brüsteten, nichts zu glauben und nichts zu lieben; jene altersschwachen Berühmtheiten, die wie gelähmte Affen in ihren Stühlen nur lallten und grinsten, bei denen man jedoch jede Miene aufhaschte und bewunderte; jene feierende Philosophen, die sich an die Kamine drängten, um über den Glauben an Unsterblichkeit zu lachen, während sie ihre dürren Beine von der Flamme durchwärmen ließen; jene stolzen Würdenträger, die ein Bonmot auf den Thron gesetzt hatte und die jetzt ungestraft ihre Umgebung tyrannisirten: kurz, die glänzende Kostbarkeit und das wahnsinnige Unglück dieser aufs höchste der Verfeinerung getriebenen Gesellschaft fand man bei den genannten Damen, und deshalb besuchte man sie und deshalb machte man sich selbst zum Gecken."

In diesen Cirkel sucht Graf St.-Sylvan natürlich auch Zutritt zu erhalten. Sein Besuch bei Mad. Junon ist zu originell burlesk, als daß wir ihn den Lesern d. Bl. nicht mittheilen sollten. Nachdem St.-Sylvan ein längeres Gespräch mit dem Bedienten oder Kammerdiener der Mad. Junon, Cornille, gehalten, der ein Nachkomme des großen Dramatikers zu sein behauptet, und auf Gott und die Welt, auf die Genies und ihre Hosen in den malitiösesten Ausdrücken schimpft, wie es scheint, blos deswegen, weil er selbst trotz seines berühmten Namens kein berühmter Mann hat werden können, entschließt sich der Unzufriedene endlich den Grafen seiner Herrin zu melden, nicht wenig darüber verwundert, daß St.-Sylvan, ohne irgend etwas geschrieben zu haben, Zutritt zu Mad. Junon verlangt. Indeß führt er den Grafen als „einen Mann, der gar nicht geschrieben hat", ein. Der Graf wird vorgelassen.

„Mad. Junon", erzählt nun St.-Sylvan, „war eine über die Gebühr alte Dame, die in einem Lehnstuhl am Feuer saß und ihre erblindeten Augen mit einem weiten Schirm bedeckt hielt, auf dem Amor und die Grazien gemalt waren. Während der Unterhaltung, die ich mit ihr führte, verbrauchte sie wenigstens ein Viertelpfund Taback, welches seinen Weg durch eine dünne, plattgedrückte, fast wie ein Entenschnabel geformte Nase fand, die bei dieser menschenfreundlichen Manipulation taktmäßig auf- und niederschweppte. Offenbar wußte die ehrwürdige Priesterin dieses Tempels nicht, auf welchen Gegenstand der Unterhaltung sie mich eigentlich hinzustoßen habe; nachdem sie daher einige verworrene Andeutungen über die Tagesbegebenheiten in der diplomatischen und in der militairischen Welt auf gut Glück hatte vom Stapel laufen lassen, verfiel sie auf einen Gegenstand, von dem sie mit der größten Sicherheit annahm, daß ich etwas davon wissen müsse. Sie schob demnach den Schirm mit Amor und den Grazien etwas in die Höhe, sodaß er ihr ein keckes Ansehen gab, und indem sie dabei mit einem genialen Wurf das linke Bein über das rechte Knie warf, fragte sie mit einem gewissen Blinzeln der Augen, das mir eine verunglückte Nachahmung früher erfolgreicher Koketterie schien: „Sind Sie ein Gluckist oder ein Piccinist?"

„Madame", entgegnete ich, „ich darf mich nicht als einen Kenner der Musik aufstellen —"

„Was thut das?" rief Junon, indem sie mit einem leichten Stoß ihrem Schirme ein noch gewagteres Ansehen gab; „um zu urtheilen, braucht man nicht eben Kenner einer Sache zu sein. Was sagen Sie dazu? So halten wir es wenigstens hier in Paris." Diese Keckheit schien der alten Dame selbst so sehr ergötzlich, daß ihre Leichtfertigkeit die höchste Staffel erreichte und sie ein kleines, gichtisches Gelächter aufschlug, das volkommen den Klang hatte, als käme es hinter der Tapete hervor. „Nun also, sind Sie ein Gluckist oder ein Piccinist?"

„Gluck ist mein Landsmann", erwiderte ich, indem ich halb schamhaft, halb spöttisch zur Seite blickte.

„A la bonne heure, so sind Sie ein Gluckist", rief die Dame heftig und gab ihrem Lehnstuhl einen gewaltigen Stoß, daß er drei Zoll mir näher rückte. „Auch ich bin eine Gluckistin. Es ist mir unbeschreiblich lieb, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Wissen Sie auch, daß der Bürger von Genf auf unserer Seite ist?" — „Der Bürger von Genf?" — „Jean Jacques, Sie haben natürlich seine Schriften gelesen?" Ich bejahte es. „Die Julie", fuhr die Dame fort, „ist ein allerliebstes Geschöpf; Rousseau hat dabei Einiges aus meiner Jugendgeschichte copirt; der Himmel weiß, wer ihm das erzählt haben muß. Hier, mein Herr, nehmen Sie diese kleine Zange und bringen Sie mir die Kastanien aus dem Feuer. Sie sollen unser Abendessen ausmachen."

„Mit vielem Vergnügen", erwiderte ich und ergriff eine Zange von Messing mit einem Griff von Ebenholz. „Das erinnert mich an eine Lafontaine'sche Fabel", sagte ich mit einem Tone des Scherzes.

„Ganz recht", entgegnete sie:

Bertrand avec Raton, l'un singe, et l'autre chat —

„Ich habe die Marquise de Pigéon noch gekannt, der Lafontaine diese Fabel widmete. Sie war eine Frau gänzlich ohne Hintern, mit einem flachen Busen und einer Menge Sommerflecken im Gesicht. Nie sah ich eine häßlichere Person."

Die Kastanien waren auf einem silbernen Teller gesam-

melt und auf ein kleines Tischchen gesetzt. Wir verzehrten zusammen dieses Abendbrot, wozu eine Flasche Chateau de Melle die Hälfte ihres Inhalts lieferte. „Mein lieber Graf“, sagte die Dame sehr munter, „wie finden Sie die Umstände, die Julien bewogen, in den Verlust ihrer Jungfräulichkeit zu willigen?“

„Äußerst psychologisch und der Natur abgelauscht —“ erwiderte ich. „Nein“, entgegnete die Dame heftig. „Julie hätte länger widerstehen sollen. Zu Zeiten der Regentschaft hätte man ein solches Weib ausgepfiffen. Nicht weil sie gegen die Gesetze der Tugend verstieß, sondern lediglich, weil sie gegen die Klugheit sündigte.“ Sie hielt einen Augenblick inne, dann blickte sie wieder mit dem schalkhaften Augenblinzeln mich an und rief: „Hab' ich Grundsätze oder keine? He! So denkt man wenigstens in Paris.“ Wahrscheinlich denkt man heutigen Tages in Paris eben noch so, wenn man auch die eigene Verdorbenheit in etwas anderer Weise zur Schau trägt.

Aus den mitgetheilten Stellen geht hervor, daß A. v. Sternberg ganz eigentlich der Schriftsteller für solchen veralteten, obgleich interessanten Skandal ist. Möchte er sich nur nicht gar zu sehr aus Liebhaberei für dergleichen zu öftern Schilderungen dieser Art hinreißen lassen. Das reine Kunstinteresse unterliegt dann gar zu leicht dem Bestreben, durch Erfindung boshaftwitziger Situationen die Leser zu kitzeln. Überhaupt müssen wir bezweifeln, daß Sternberg bei seinem großen Talente der Literatur förderlich sein wird. Seine Auffassung, seine Art zu combiniren, sein Styl — Alles ist mehr auf den Moment berechnet. Es glänzt und blitzt Alles und dennoch vermissen wir bei genauerer Untersuchung den unvergänglichen Goldgehalt. Früher schrieb Sternberg gediegener. Seine „Galathea“ ist ein Werk tiefsinnig poetischer Auffassung des Menschenlebens. Was er neuerdings geschrieben, bewegt sich mehr auf dem Niveau der socialen Conversation; hübsch, einschmeichelnd, glatt, aber oberflächlich — es ist auch für die mittelmäßigen Menschen gar artig zugerichtet.

Bald nach seiner Ankunft in Paris erhält St.-Sylvan ein Packet Briefe von seiner verschollenen Geliebten. Diese Briefe sagen ihm, daß Dionys, sein Jugendfreund, Maria bewogen habe, den Geliebten zu fliehen. Dionys hat den Grafen erst durchs Leben erziehen wollen. Die spätern Schicksale verhinderten eine Wiedervereinigung der Liebenden. Maria starb, Dionys war der Schutzgeist, der geheimnißvolle Warner St.-Sylvan's. Er lebt noch, menschenscheu, als Einsiedler und Weiser. St.-Sylvan macht sich sogleich auf den Weg, um ihn aufzusuchen. Beide erkennen sich wieder am Grabe Maria's. Als Roman dürfte das Buch wenig zu loben sein, als Memoiren aber, als welche es sich gibt, verdient es durch die Lebendigkeit und Treue in Auffassung einer unsern Blicken völlig entrückten Zeit alle Beachtung. 10.

Oriental outlines; or, a Rambler's recollections of a tour in Turkey, Greece and Tuscany in 1838. By *W. Knight*.

Der Verf. kreuzte einen Sommer hindurch im griechischen Archipelagus, besuchte Konstantinopel und Smyrna und hat von diesen Streifereien in einem der anziehendsten Theile der Welt in obigem Büchelchen die unterhaltendste und lesenswertheste Beschreibung gegeben. Seine Skizzen, flüchtig wie sie entworfen scheinen, vergegenwärtigen uns das Leben, das sie darzustellen bestimmt sind, mit der größten Treue und enthalten eine Wahrheit und Anschaulichkeit, die auch in der sorgfältigsten Darstellung nicht größer sein könnte. Hier ist z. B. die Scene einer griechischen Taufhandlung:

„Bei der Ankunft der Taufgesellschaft nahm die Ceremonie sogleich ihren Anfang. Vor der Kapelle wurde dem Kinde das Amulet abgeschnitten, welches es bis dahin, der Gewohnheit des Landes gemäß, am Halse getragen hatte. Die Pathe desselben nahm es hierauf in ihre Arme und blieb mit ihm an der Thüre der Kapelle stehen, während der Priester, einige Schritte weiter im Eingange stehend, ein paar kurze Gebete las. Hierauf trat er an das Kind heran, hauchte es an, machte dreimal mit dem Daum und zwei Fingern der rechten Hand, die er dicht aneinanderdrückte, das Zeichen des Kreuzes über ihm, schloß es in seine Arme und trug es zum Altar, wo das kleine Wesen, vielleicht über seinen struppigen grauen Bart erschrocken, ein entsetzliches Geschrei erhob. Er sagte hierauf fernere Gebete her und entkleidete das Kind dabei von dem sämmtlichen Zeuche, in das es eingehüllt war. Dann wurde ein Zuber mit warmem Wasser gefüllt, in welchem der Priester das Kind von Kopf bis zu Fuße mit Seife wusch. Als er hiermit fertig war, machte er mittels einer Wachskerze wieder das Zeichen des Kreuzes über dem Kinde, schnitt ihm einige Haare ab, zog ihm seine Kleider wieder an, trug es mehremal, von der Pathe begleitet und zwei ungeheuere Kerzen in der Hand haltend, um das Taufbecken, wobei der Pathe mit einer dritten folgte. Zuletzt wurde das Kind fest mit den Lippen gegen die Bilder des Heilands und der Jungfrau Maria gepreßt und damit war die eigentliche Taufceremonie geschlossen. Etwa um die Mitte derselben wurde der Vater nach dem Namen des Kindes gefragt und er nannte einen, der für eine Kaiserin lang genug gewesen wäre, indem der gewöhnliche Mädchenname, Dudu, der so viel bedeutet wie Papagei, seinem Geschmack nicht zusagte. Nach Beendigung der heiligen Handlung begaben sich Alle, die dabei anwesend gewesen waren, in den obern Raum des Klosters, um den Kaffee einzunehmen, den die Nonnen inzwischen zubereitet hatten. Hier gab auch die Pathe jeder der armen Frauen des Orts, welche der Taufe beigewohnt hatten, 10 Leptas. Am Abend erfolgte in dem Hause des Taufgebers ein Tanz, ein Vergnügen, dem die Griechen über Alles ergeben sind, das selbst von ihren Priestern ermuntert und sogar Sonntags nicht ungern gesehen wird. Eine Einladung zu solchem Ball ist nicht nöthig und findet auch nie statt. Unter den Tönen der Guitarre und Geige, die von den stentorischen Stimmen der Musicirenden begleitet werden, bringt die ungebetene aber willkommene Gesellschaft in das Haus ein und rasch füllen sich alle Räume desselben, indem auch Frauen mit Kindern auf dem Arme zugelassen werden, deren gelegentliches Schreien in dem lärmenden Taumel der Fröhlichkeit Niemanden stört. Von Walzern oder Quadrillen weiß man zu Pyrgo noch nichts; es genügt den Leuten dasselbst der alte griechische Tanz, den sie auf einer Erdflur aufführen und der jedweder Neuerung spottet. Die meisten der Gäste bringen sich, wie zu einem Picknik, ihre eigenen Erfrischungen mit, und von dem Wirth wird fast weiter nichts verlangt, als daß er für eine rein gefegte Flur und für einige Musikanten sorge. Diese bezahlt er aber keineswegs allein, sondern die jungen Leute werfen ihnen nach jedem Tanze ein paar Leptos oder eine Drachme zu, was den ganzen Nachmittag oder Abend hindurch eine hübsche Summe ausmacht, mit der die Spielleute zufrieden sein können. Bei dem Feste, dem ich beizuwohnen Gelegenheit hatte, trat einer von ihnen, der bei einem übrigens ganz griechischen Costume ein paar englische Stulpenstiefeln anhatte, mit diesen den Takt auf eine Weise, daß die Musik dadurch den echt orientalischen Charakter, nämlich den korybantischen Lärms, erhielt. Die ausgelassene Fröhlichkeit, die schönen und malerischen Anzüge und die Gliedergelenkigkeit der ländlichen Tänzer brachten eine Scene, so malerisch, hervor, wie man sie kaum in dem dieserhalb berühmten Schottland antreffen wird. Als man bis tief in die Nacht hinein getanzt hatte und ein Theil der Gesellschaft, auch der Priester Macvromara, im Schlaf versunken, durch seine Nasenlaute das Concert verstärkte, Alle aber sich nach Ruhe sehnten, wurde schnell Kaffee bereitet, und als dieser getrunken war, steckte Jeder sich seine Laterne an und begab sich heim.“

Die Beschreibung der kleinen Insel Tino (Pyrgo, wo das eben dargestellte Tauffest stattfand, liegt auf Tino) bildet überhaupt den interessantesten Theil des Büchelchens, indem der Verf. mit einer gewissen Vorliebe für dieselbe erfüllt scheint, und wir fügen deshalb aus derselben unsern Mittheilungen noch einige Bemerkungen hinzu.

„Die Insel enthält etwa 60 englische (12½ deutsche) Meilen im Umkreis, ist sehr gebirgig und außerordentlich fruchtbar, indem sie unter Anderm schönen Weizen, Gerste, Seide, Öl, Feigen, Wein, Wachs und unvergleichlichen Honig, Hasen, wilde und zahme Tauben, Schafe, Schweine und vorzügliches Geflügel hervorbringt. Berühmt ist die Insel, wie dem Leser aus andern Reisebeschreibungen hinlänglich bekannt sein wird, wegen seiner Marmorbrüche, der Zustand der Straßen, ein Gegenstand, den man im ganzen Orient kaum der Beachtung werth hält, aber so schlecht, daß die Steinblöcke und Platten auf Maulthieren oder durch bloße Menschenkraft an die Seehäfen geschafft werden müssen. In den drei Städten und etwa 70 Dörfern, welche die Insel besitzt, sind fast alle Häuser von glänzendem Marmor erbaut. Die Zahl der Klöster und Kirchen ist außerordentlich groß. Das Dorf Pyrgo, dessen Bevölkerung nur 3000 Einwohner beträgt, enthält allein 15 Kirchen, von denen jedoch nur einer einzigen ein Gottesacker beigefügt ist. Die marmornen Grabsteine, die gleichsam ein glänzendes Pflaster desselben bilden, deuten durch eingegrabene Zeichen en relief die frühere Beschäftigung der Verstorbenen an, eine Gewohnheit, die unter den Armeniern in Konstantinopel und Kleinasien sehr alltäglich ist. Die Insel besitzt natürlich keine größern Flüsse, wol aber drei silberklare Bäche und zahllose Quellen voll des schönsten Wassers, die ihre Fruchtbarkeit nähren. Die Menge der Schlangen, um deretwillen sie im Alterthume Ophiusa genannt wurde, ist auch noch jetzt sehr groß, die der Schakals dagegen höchst unbedeutend. Die Zahl der Einwohner beträgt im Ganzen 30,000, deren weiblicher Theil nicht ohne Kunstfleiß starke Handschuhe, Strümpfe und andere Zeuche sowol zum eigenen Bedarf wie zur Ausfuhr verfertigt, während die Männer in den Gärten und Steinbrüchen arbeiten. Die Bevölkerung ist im Allgemeinen einfach, gutherzig und fleißig. Die Mädchen stehen gewöhnlich um vier Uhr auf, arbeiten bis zum Frühstück um sieben Uhr Handschuh und Strümpfe, brechen um acht nach Holz und Wasser auf und bringen den übrigen Theil des Tags mit häuslichen Arbeiten zu, oder begeben sich nach dem Mittagessen, das auf Tino um zwölf eingenommen wird, gleich der Nausikaa mit ihren Mägden in der Odyssee, mit der Familienwäsche nach den öffentlichen Waschplätzen. Sind sie von hier zeitig zum Abendessen zurückgekehrt, dann geht es zu einem Tanz oder zu einem schwatzenden Cirkel im Nachbarhause. Vor dem Schlafengehen werden dann noch Kaffee gebrannt und gemahlen, Brot gebacken und andere Vorkehrungen für den morgenden Tag getroffen, wie von Homer die Mägde des Odysseus noch tief in der Nacht an den Handmühlen, auf denen sie das Mehl für das Brot auf den andern Tag mahlen, seufzend dargestellt werden. Das Holz zum Kochen — zur Heizung bedient man sich der Kohlen in kupfernen Gefäßen — holen die Mädchen wöchentlich viermal aus dem Gebirge, wozu sich gewöhnlich ihrer acht oder zehn zu vereinigen pflegen. Die Lasten, welche sie bringen, sind ungewöhnlich schwer und würden schwerlich von einem Mädchen im westlichen Europa getragen werden. Das Kochen geschieht mittels eines anderthalb Fuß langen und einen Fuß breiten Steins, in welchem sich fünf senkrechte runde Löcher befinden, deren unterer Theil mit einem andern zusammentrifft, das horizontal in Form eines Bogens hineingeschnitten ist. Durch ein paar eiserne Stangen werden sie getrennt. Über den obern Löchern, in denen sich das Brennmaterial befindet, stehen Töpfe und Pfannen, während der untere Theil die Asche aufnimmt und den nöthigen Luftzug zuläßt. Wegen der vielen und streng beobachteten Fasttage ist der protestantische Europäer oft um ein Mahl in Verlegenheit, wie es seinem Gaumen am meisten zusagt, und muß, wenn er z. B. einen Hammelbraten essen will, für sich ganz allein ein Thier schlachten lassen. In Pyrgo kostet ihm dies indeß nicht viel. Denn als ich selbst an einem Fasttage von einem solchen Appetit ergriffen wurde, bezahlte ich ein zwölfpfündiges Lamm, das für mich geschlachtet wurde, mit nur 10 engl. Pence, d. i. noch weniger, als man in dem nämlichen Dorfe, ungeachtet der Nähe der See, für einen Meerkrebs gibt. Der Wein wird gewöhnlich die Flasche zu 1 Penny verkauft, dessenungeachtet kommt Trunkenheit äußerst selten auf der Insel vor."

„Obgleich Pyrgo 1837 seine 3000 Einwohner hatte, besaß es doch keine öffentliche Bäckerei: man bediente sich nur hausbackenen Brotes, das aber trefflich war, an Feinheit und an Geschmack. Der Müller erhält für die Arbeit des Mahlens kein Geld, sondern eine Oke Mehl, das sind etwa drei Pfund, auf jede zwölf Oken Korn. Kaffee wird von den Bewohnern der Insel gern und viel getrunken, Thee weniger. Butter und Käse sind unerträglich, erstere wird daher allgemein durch Honig ersetzt, der hier von ausgezeichneter Güte ist. Auch gelangt von dem gegenüberliegenden Syra, das britische Schiffe auf ihrer Fahrt nach Smyrna, Konstantinopel und Odessa zu besuchen pflegen, nicht selten englischer Käse nach Tino. Einer der köstlichsten Bissen ist ein mit tinoer Honig bestrichener Lokmakuchen. Derselbe, aus feinem Mehl bestehend, hat die Größe eines Eis und wird von allen Classen in Griechenland und in der Türkei außerordentlich geschätzt. Fische werden zu zwei Pence das Pfund verkauft, das seltsamste Gericht aber, das ich auf der Insel gegessen habe, hieß Trigonla und bestand aus eingepökelten Tauben. Früchte und Vegetabilien sind auf Tino in Überfluß vorhanden." 19.

Jüdische Sagen und Dichtungen nach den Talmuden und Midraschen, nebst einigen Makamen aus dem Divan des Alcharisi. Von C. Krafft. — Auch u. d. T.: Proben neuhebräischer Poesie in deutschen Nachbildungen. Erstes Bändchen. Erlangen, Enke. 1839. Gr. 12. ⅚ Thlr.

Das Nachleben, der Spätsommer eines Volkes, oder richtiger eines Nationalgeistes nach Erlöschen der Volkseinheit, kann nie den Glanz wie den Gehalt seines eigentlichen Blütenlebens erreichen. An diesem Satze, den die Literaturgeschichte so vielfach lehrt, sollte man festhalten, wenn es sich um das Zutagefördern aus noch wenigen bekannten Fundgruben handelt, wie wir es auch in vorliegendem Büchlein erkennen. Die bedeutendern Elemente der sogenannten neuhebräischen Poesie sind in neuerer Zeit gebührend gewürdigt worden, und es wäre zu wünschen, daß mit Rücksicht auf diese Würdigung auch nur das wahrhaft Bedeutende in vorliegender Sammlung aufgenommen wäre. Unter den in drei Büchern von den Talmuden und Midraschen mitgetheilten Sagen und Dichtungen findet sich sehr Vieles, wo der Gedanke hinter der Form sehr zurücktritt, ja oft vielleicht an sich weder richtig noch praktisch genannt werden mag, und die sehr modernisirende Bearbeitung des Herrn Herausgebers hat noch dazu nicht selten den eigenthümlichen Duft der dichterischen Gestaltung verwischt. Gereimte Jamben scheinen nur wenigen der hier mitgetheilten Gedichte angemessen zu sein. Den Einfluß gewisser Zelttendenzen vermag man noch weniger in dem zweiten Bändchen dieser Sammlung, welcher vier Makamen aus dem Divan des R. Jehuda Alcharisi enthält, verkennen. Konnte selbst in Alcharisi's großem Vorbilde Hariri nur ein etwas einseitiger Geschmack sich an der Künstlichkeit und dem Frappanten der Form erfreuen, so mag man mit Recht diese Anschauungen, von denen Silvestre de Sacy selbst erklärt, daß sie auch die Fehler des Prototypus nachgeahmt hätten, noch um Bedeutendes tiefer stellen und selbst die in einer gewissen Hinsicht poetischste dieser Makamen (4. Pforte, „Dichterwettstreit oder Floh und Ameise") verletzt durch die Wahl und Behandlung des Gegenstandes nicht selten. Hr. Krafft hat sich die Quellenmäßigkeit und sorgfältige historische Erkenntniß des von ihm Mitgetheilten sehr angelegen sein lassen, wie aus den von ihm beigefügten Anmerkungen hervorgeht; möge er bei der Fortsetzung der Sammlung nur auch einen richtigern feinern poetischen Takt sowol hinsichtlich der Auswahl als der Bearbeitung bewähren. 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 149. — 29. Mai 1841.

Die Elemente des Staatsverbandes von Georg Siemens. Leipzig, Brockhaus. 1841. Gr. 8. 1⅓ Thlr.

Lange genug haben die Betrachtungen über den Staat, besonders wenn sie nicht auf dem wahren Boden der eigentlichen Staatswissenschaft fußten, sondern von Tagespolitikern, oder von Solchen herrührten, die im Gefolge einer philosophischen Schule einherzogen und der Meinung waren, man könne über den Staat wie über ein metaphysisches Problem raisonniren, ohne etwas von ihm zu wissen — lange genug haben diese Betrachtungen von den wirklich im Staate bestehenden Verhältnissen, von seinen Unterlagen, den in ihnen wirkenden Kräften, den Bedingungen, unter denen sich die Gesellschaft bewegt, den bleibend oder zeitlich gegebenen Zuständen abstrahirt und sich unwillkürlich Menschen und Verhältnisse fingirt, wie man sie gerade für das System brauchte. Machte man nicht reine Fictionen, so beugte man doch wenigstens die Zustände nach bester Bequemlichkeit, verschloß dem sein Auge und sah jenes durch eine gefärbte Brille an. Freilich die sogenannte historische Schule verfolgte einen ganz andern Weg. Aber ihre eifrigsten Wortführer verfielen in ein entgegengesetztes Extrem und die Extreme berühren sich überall. Allerdings ist das Studium der Vergangenheit schon an sich für die Staatswissenschaft von unendlicher Wichtigkeit. Ihre große Aufgabe ist: das Wesen der Verhältnisse und Einrichtungen, und aus ihren Wechselbeziehungen die Gesetze ihres Wirkens zu ergründen. Sie hat zu forschen, welches die Verhältnisse waren, durch welche, oder um deren willen ein Institut entstand und bestehen — oder auch nicht bestehen konnte; worin es lag, daß sein Wirken diesen oder jenen Charakter annahm; welchen Einfluß andere oder sich ändernde Verhältnisse auf dieselbe Einrichtung äußerten; wie eine jede unter ihren Verhältnissen gewirkt hat, folglich unter denselben Verhältnissen ebenso, unter andern anders wirken muß. Zu diesen Forschungen liefert uns die Vergangenheit um so schätzbarere Anhaltepunkte, je sicherer diese Erfahrungen bereits abgeschlossene sind, der ganze Verlauf der Erscheinung vor uns liegt und all der Schein, die künstliche Haltung, der vorübergehende Wechsel, wodurch die Beurtheilung der Zeitmomente erschwert wird, hier nicht mehr irren können. Zu dieser Schule der praktischen Politik, welche die Geschichte eröffnet, gesellt sich die andere, die uns die Völkerkunde darbietet und die uns eine unendliche Mannichfaltigkeit von Verhältnissen, Einrichtungen, Ansichten und Grundsätzen vorlegt, an denen der politische Blick sich üben und bilden, die Staatskunst nützliche Erfahrungen sammeln, der Geist sich vor der Einseitigkeit bewahren kann, welche das Product der Zeit und des Ortes als ewig und allgemeingültig und unverrückt nothwendig betrachtet. Interessante Studien sind das alles und doppelt nützliche, wenn sie nicht als gelehrte Liebhaberei, sondern mit steter Beziehung auf das unter gegebenen Zuständen praktisch Brauchbare betrieben werden. Allein nicht zu solchem Zwecke betrat die historische Schule die Hallen der Geschichte. Sie wollte wissen, was da gewesen ist, nicht warum und wofür es bestand und vergangen ist. Nun auch so ist das Studium der Entwickelung eines Zustandes ein wichtiges Mittel, ihn richtig erkennen, klar begreifen, sicher erklären und behandeln zu können, und die Geschichte des Staats in seinen Instituten und Zuständen hat den doppelten Nutzen: eine Schule der praktischen Politik zu bilden und zugleich, nicht blos wie hierdurch im Allgemeinen, sondern auch im Besondern, nicht blos durch Schärfung des politischen Blickes, sondern auch durch positive Mittel, das Verständniß der Gegenwart, des Bestehenden und Vorhandenen zu erleichtern. Zum vollen Wissen, was eine Sache ist, gehört auch, daß man weiß, wie sie geworden und gewesen ist. Allein die an die historische Schule sich anlehnende historische Partei vergötterte das Gewesene und wollte auch das Abgestorbene wieder aufleben machen. Sie betrachtete die absterbenden oder bereits erloschenen Institute nur in der Zeit ihrer höchsten Blüte und sah auch diese meist in idealer Verschönerung an. Sie sah nur die Lichtseiten, nicht die Schattenseiten der ihren weitern politischen Tendenzen entsprechenden Gestaltungen und wog nicht Vortheil und Nachtheil in unparteiischer Schale ab. Sie verfolgte die Institute nicht in ihrer Wechselbeziehung zu den allmälig sich verändernden Verhältnissen, sah nicht, wie ihre ursprüngliche Zweckmäßigkeit sich nach und nach verlor, wie es versäumt ward, ihnen einen den veränderten Verhältnissen entsprechenden höhern Geist einzuhauchen, ihre Formen den Verhältnissen gemäß zu bilden, wie ihr Geist sich verkehrte, entwich und sie zuletzt als unbequeme, hinderliche Trümmer eines untergegangenen Zustandes mitten in einer veränderten Welt nur zum Unheil noch forterhal-

ten, oder von weiser Reform entfernt, oder im Sturm der Ereignisse umgestürzt wurden. Wie ihre Antipoden sich Menschen und Verhältnisse willkürlich so dachten, oder zu machen strebten, wie sie sein müßten, wenn die von Jenen für vortrefflich gehaltene Einrichtung auch nur mit einigem Nutzen, mit einiger Kraft bestehen sollte, so dachten auch sie sich das Leben fortwährend so gestaltet, wie es gewesen war, als die von ihnen gepriesenen Institute, nach ihrer Meinung, mit Segen geblüht hatten. Oder wenn sie die veränderte Gestalt der Dinge nicht zu verkennen vermochten, so sahen sie doch die Änderung nur im schlimmsten Lichte, verschlossen ihre Augen vor ihrer Nothwendigkeit und Natürlichkeit, schoben alle Schuld auf den Untergang alter Grundsätze und Institute und meinten, mit deren Herstellung werde auch sofort die gute alte Zeit zurückkehren. Dabei waren sie Buchstaben- und Formendiener und sie, wie ihre Gegner, sahen in der Form — der dem Systeme, oder der der Geschichte entlehnten — alles Heil, statt sich einzig an das Princip zu halten und es in den Verhältnissen gemäßen Formen auszuprägen. Vor Jenen haben sie voraus, daß das von ihnen Empfohlene wenigstens einmal wirklich und vielleicht gut gewesen ist. Dagegen haben Jene vor ihnen voraus, daß wider die von Jenen ersehnten Gestaltungen nicht immer bereits eine Erfahrung zeugt, während bei den Idolen der historischen Partei die Thatsache vorliegt, daß sie aufgehört haben, gut und wirklich zu sein.

Zu diesen Betrachtungen gab uns die Lecture der vorliegenden Schrift einen erwünschten Anlaß, da wir in dieser Schrift der einzig zweckgemäßen Methode begegnen, die sie zwar nicht in dem Ganzen der hierher gehörigen Untersuchungen, wol aber in einem Theile derselben anwendet und zu dessen Feststellung wichtige Beiträge liefert. Der Verf. geht nicht, oder wenig und nur im Vorbeigehen auf die einzelnen Institute des Staats ein, er verfolgt sie nicht in ihrem factischen Wirken, oder in ihrer geschichtlichen Entwickelung, er vergleicht nicht die verschiedenen Zustände vieler Völker und Zeiten, er setzt selbst seine Betrachtungen nicht auf die unendlich mannichfaltigen feinen Schattirungen fort; er nimmt nicht Alles auf einmal vor, aber er legt einen tüchtigen Grundstein, er betrachtet wichtige Grundverhältnisse, er will den Menschen zeichnen, wie er unter unsern Zuständen wahrhaft ist und wie er sich unter den auf ganze Classen von Menschen gleichförmig wirkenden Einflüssen ihrer Lage, ihrer Verhältnisse, ihrer Lebensart in charakteristischen Eigenthümlichkeiten darstellt. Diese Untersuchung aber erfolgt in einfacher, geistvoller und meistens unbefangener Weise. Der Verf. bewährt sich als denkender Kopf, als gemüthvoller Mensch, als scharfer Beobachter und erfahrener Menschenkenner.

Eins möchten wir wissen, ob ihm das Motto, das er auf dem Titel anbringt: Mittelstand goldener Stand, erst in den Sinn kam, wie er sein Werk geschrieben hatte, oder ob er es bereits in der Seele trug, als er an die Abfassung seines Werkes ging. Denn allerdings scheint uns in der praktischen Ausführung dieses Satzes, als welche das ganze Buch gelten kann, noch am ersten etwas Tendenz zu liegen und eben deshalb, wie in solchen Fällen allemal zu geschehen pflegt, nicht in allen Punkten das Wahre getroffen worden zu sein. Auch scheint sich der „goldene" Stand in der Auffassung des Verf. allmälig in den „besten" Stand und das Glück in Tugend verwandelt zu haben. Denn das wollte jenes Sprüchwort wol eigentlich sagen: daß in dem Mittelstande das sicherste Glück zu suchen, nicht: daß er zu allen Dingen der tüchtigste sei.

Die Schrift zerfällt in acht Abhandlungen, die miteinander im innigsten organischen Zusammenhange stehen und alle zum Ganzen wirken. Die erste, „Die Erkenntniß" überschrieben, mag zugleich für das fehlende Vorwort genommen werden. Der Verf. unterscheidet sehr scharfsinnig Erkenntniß von Aufklärung, welche letztere mehr dem Aberglauben als der Unwissenheit entgegengesetzt, mehr negativer als positiver Art sei. Der „modige" Aufgeklärte suche weniger nützliche wahre Sätze zu wissen, als falsche Sätze sich nicht aufbürden zu lassen. Er sei immer im Mistrauen befangen und im Widerlegen begriffen; er helfe mehr die alte Wissenschaft einreißen, als die neue aufbauen. (In diesen Sätzen ist gewiß viel Wahres. Doch zeigt sich der „modige" Aufgeklärte allerdings nicht blos im Negiren, und ganz bestimmt stellen wir in Abrede, daß er stets im Mistrauen und Widerlegen begriffen sei. Es wäre gut, wenn er es mehr wäre. Er ist es gegen alte Sätze und gegen Sätze, die seiner Fassungskraft zu tief sind und die der Nichtaufgeklärte auf guten Glauben hinnahm, während nur der Denker sie begreift. Aber er ist es nicht gegen neue, verbreitete, seiner Sinnesart und seinen Strebungen zusagende und seinem auf der Oberfläche der Erscheinungen haftenden Verstand entsprechende Sätze. Er vertauscht ein Vorurtheil mit dem andern, leider auch manche Wahrheit dabei aufgebend.) Der Verf. sucht den Grund dieser Richtung zum Theil darin, daß bei unsern Vätern mehr das Gedächtniß als das Denkvermögen ausgebildet worden sei. (Gerade das wird aber der heutigen Schule vorgeworfen.) Darum sei pedantische Sectirerei der herrschende Ton gewesen, und nun habe die erwachende Denkkraft überall Stoff zur Kritik in Menge gefunden, wodurch eben das Mistrauen den Gemüthern eingeprägt worden sei. Aber Alles könne übertrieben werden, und dies sei es worden. Die Nachtheile der hier von ihm bekämpften Richtung stellt er in scharfen, treffenden Zügen dar. Dies um so wirksamer, je gewisser er nicht zu Denen gehört, als welche die Aufgeklärten sich ihre Gegner denken. Er ist ein heller Kopf und gehört der Zeit an. Mit kräftigen Worten stellt er den Werth, das Verdienst einer wahren Erkenntniß ans Licht und bezeichnet dann, sich allmälig näher zu dem Politischen wendend, die vorurtheilsfreie Erörterung, „welcher Zustand in den Staaten dieselben feststehend und glücklich machen, welcher Zustand dagegen ihr Bestehen den Zufällen aussetzen und ihnen die echte duftende Blüte nehmen würde", als eine hochwichtige Untersuchung, von welcher er selbst sein Werk nur ein Bruchstück nennt.

Nun jenes Thema ist von Vielen aufgestellt worden.

Aber der Vorzug des Verf. besteht zuvörderst in dem richtigen Wege, den er zu seiner Lösung einschlägt: daß er nämlich, wie bemerkt, die Elemente der Gesellschaft und die Wirkungen in ihr waltender Einflüsse und Verhältnisse untersucht, von einer Art Physiologie der Gesellschaft ausgeht. Er betrachtet in der zweiten Abhandlung die „Sitte". Hier unterscheidet er Sitten und Sitte und versteht unter letzterer die gute Sitte, die Sittlichkeit. Sitte und Erkenntniß hebt er mit Recht als die Grundsäulen öffentlicher Wohlfahrt hervor und bezeichnet es als die wichtigste Frage, wie ein Staat durch sichere Mittel wahre Erkenntniß und Veredlung der Sitten befördern könne. Der Unterricht sei in dieser Beziehung nur von geringem Nutzen. Grundsätze lerne der Mensch im Unterrichte wol hersagen und zolle ihnen auch einen kalten Beifall, aber sie grüben sich nicht fest ein, sie hielten die Seele nicht zur Zeit des stechenden Reizes, oder wenn sie mächtig gezogen werde, und es würden mehr die Worte gedacht als die Sachen. Zum Unterricht müsse Erfahrung und sinnliche Anschauung kommen und die Reizungen müßten dem Sittentriebe „vorgespannt" werden, daß die Sittlichkeit Gewohnheit und stark werde. Nun macht er auf den großen Einfluß, welchen die Lage auf die Entwickelung der Sitte äußere, aufmerksam und bemerkt, was sich diejenigen Philosophen, die Alles auf den Geist und das Wissen zurückführen, gesagt sein lassen mögen: daß öfterer die richtige Erkenntniß die Folge einer guten Sitte, als die gute Sitte ein Ergebniß und die nothwendige Folge der tiefern Einsicht sei. Nachdem er an einigen bekannten und deutlichen Beispielen gezeigt, daß es äußere Lagen gebe, welche der Klugheit und Sittlichkeit widerstreben, und auf der andern Seite Verhältnisse, welche die Erwerbung richtiger Erkenntniß und die Ausübung guter Sitte erleichtern und die Gewöhnung zur Tugend unterstützen, findet er darin den Übergang zur Betrachtung solcher Lagen.

Hier tritt ihm zuerst die Lage des Proletariers entgegen, oder wie er, sich eines doch zu widerwärtigen Ausdrucks bedienend, sagt, die des Pöbels. Mit scharfen und genauen psychologischen Zügen zerlegt er den Zustand „eines sehr dürftigen Mannes, welcher kaum und kümmerlich die ersten Bedürfnisse der Natur befriedigen kann". Das Einzige nur vergißt er, nicht in der Untersuchung selbst, aber gleich bei der Aufstellung seines Themas anzugeben: daß dieser Mann zu denken ist mitten in einer verfeinerten, reichen, üppigen, streng policirten Gesellschaft. Denn vielleicht befindet sich kaum ein Armer in unsern Ländern, in Betreff der gemeinen Lebensbedürfnisse, wie sie sich jetzt bei uns gestellt haben, unter solchen Entbehrungen, wie in der frühern Zeit des Mittelalters Millionen, und wie noch jetzt so viele Tausende sogenannter Wilden, ohne daß diese sich unglücklich fühlten und ohne daß aus ihrer Entblößung für sie noch andere Übel hervorgingen, als eben die Thatsache der Entbehrung. Der Contrast ist hier mit in Anschlag zu bringen und die Entfernung von dem Naturleben. Der Verf. nimmt den Armen unter unsern Zuständen und zeigt, wie ein in Noth hingebrachtes Leben meistens stumpf, roh, selbstsüchtig und träge mache. Hier entwirft er eine Schilderung, in der nur zu viele Wahrheit ist und wo wir wenigstens das Schlimme, was darin gesagt wird, nicht in Abrede stellen, nicht einmal mildern können, wenn wir gleich einige neben dem Schlimmen doch auch befindliche Lichtschimmer dem Gemälde hinzugefügt gewünscht hätten. Namentlich betrachtet der Verf. den Proletarier mehr in dem Verhältnisse zu den über ihm stehenden, als in dem zu seinen Genossen und kommt, nach dem ganzen Plane seines Werks, nicht darauf, die nationellen Verschiedenheiten in dem Charakter des Proletariers zu berühren, deren Betrachtung sehr gute Anhaltepunkte zu dessen Beurtheilung darbietet. Der Verf. hebt die Gefährlichkeit des Pöbels, die er am schlimmsten für Staaten hält, die nicht militairisch regiert werden, hervor, wirft einen besondern Blick auf die Manufacturstaaten, bemerkt sehr richtig, daß man dem Proletarier seine Gebrechen nicht zur Last legen, sondern ihn auch um ihretwillen nur mitleidswürdig finden dürfe und legt es den Staatsmännern ans Herz, dem Übel ihr Augenmerk zuzuwenden.

Sofort geht er zu einem Gegensatz über und bespricht in der vierten Abhandlung die „Verfeinerung". Auch sie beleuchtet er zuerst in ihren psychologischen Gründen, wobei er allerdings zu sehr von den blos sinnlichen Gefühlen ausgeht, aber gewiß mit Recht hervorhebt, daß mit dem Aufhören der stärksten Gefühle der Natur die schwächern desto mehr empfunden würden. Er hat darum in einem Betrachte ganz recht, wenn er eine erhöhte Reizbarkeit für den unzertrennlichen Genossen der Verfeinerung erklärt. Der Verfeinerte wird für Vieles empfindlich sein, wofür es sein Gegensatz nicht ist, und er wird auch manche sinnliche Gefühle, wenn sie ihn einmal doch berühren, stärker empfinden. Aber wenn der Verf. unter den Gefühlen noch schärfer unterschieden hätte, so würde er auch besser haben erklären können, warum der Verfeinerte für manche starke Gefühle weniger empfänglich zu sein pflegt als der Naturmensch. Den Wohlstand bezeichnet er als die Bedingung der Verfeinerung, geht aber wol zu weit, wenn er nur da Sittlichkeit zu finden glaubt, wo durch den Wohlstand Verfeinerung sei. Wenigstens darf er hier den Begriff des Wohlstandes und der Verfeinerung nicht zu hoch nehmen, und namentlich von der Selbstsucht, die er als den Begleiter des Elends schildert, ließe sich wol eher behaupten, daß sie nicht selten in Wohlstand und Verfeinerung zugenommen habe. Doch er unterscheidet gar wohl zwischen Wohlstand und Überfluß und findet die Folgen des letztern keineswegs heilsam. Wer im Überfluß lebe, gewöhne sich immer Genuß zu haben und Vergnügen als seine Bestimmung anzusehen. Sinnlichkeit sei zwar an sich nichts Übeles, werde aber zu einem Übel, wenn sie fast einzige Herrin der Seele geworden sei. Sie vernachlässige denjenigen Theil der wahren Verfeinerung, der nicht in dem Aufnehmen feinerer sinnlicher Reize, sondern in dem Bewußtsein erfüllter Pflichten und in der Fähigkeit für die geistigen, mit der Sittlichkeit näher verwandten Anregungen bestehe. Im Wechsel von Arbeit und Bequemlichkeit, Entbehrung und Genuß bestehe der wahre Stein der Weisen. Dem Pöbel gehe die Verfeinerung

aller Gefühle gänzlich ab, die Folge des Überflusses aber sei die Vernachlässigung der sittlichen Verfeinerung, und so berührten sich auch hier in manchen Beziehungen die Extreme. Echte Cultur herrsche, richtige Erkenntniß werde gesucht und gute Sitte geübt, wo richtige Verfeinerung, nämlich Empfänglichkeit für leisere edlere Eindrücke vorhanden sei. Deshalb werde die Frage so wichtig, ob es eine Lage gebe, in welcher sie mehr als anderwärts heimisch sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Alterthümer und Sprache in Griechenland.

Auch der Verf. der höchst interessanten Bilder von der Donau, Türkei, Griechenland, Ägypten, Palästina, Syrien, dem Mittelmeere, Spanien, Portugal und Südfrankreich, die unter dem Titel „Morgenland und Abendland" (3 Bde., Stuttgart 1841) erschienen sind, spricht über die, aus Griechenland in neuerer Zeit weggeführten alten Sculpturen auf dieselbe Weise, wie wir selbst in d. Bl. gethan haben. So sagt er Bd. 1, S. 291 fg., wo er vor dem Apollotempel in Phigalia im Peloponnes steht, nachdem er die Bemerkung vorausgeschickt, daß alle Sculpturwerke, die auf Entfernung berechnet seien, nirgend weniger zu sehen seien als in Galerien: „Das englische Nationalmuseum (wo die von dem genannten Tempel weggeführten Basrelief-Friesen sich befinden) würde nicht viel verlieren, wenn es seine schöne Beute an die ursprüngliche Behörde (an Griechenland nämlich) zurückgäbe. Wenn in den Zeiten der Zerstörung die Entfremdung dieser Werke als ein Rettungswerk anzusehen war, so wäre es jetzt, nach Griechenlands Wiederherstehung, eines großen kunstliebenden Volks würdig, das aus dem Schiffbruche geborgene Gut den Eigenthümern wiederzuerstatten und sich selbst dadurch ein ruhmvolles Denkmal zu errichten." Der Verf. bemerkt dabei, daß Lord Palmerston ein Ansuchen der griechischen Regierung um Rückgabe jener Friese mit der Äußerung abgelehnt haben solle, er dürfe über ein von der englischen Nation erworbenes Eigenthum nicht verfügen, so lange ihn kein Parlamentsbeschluß dazu ermächtige. (Nun wohlan! ist denn kein Brougham da, diesen Gegenstand gehörigen Orts zur Sprache zu bringen und mit der Kraft seiner Rede zu unterstützen? Freilich müßte der Antrag zugleich mit auf die von dem Parthenon u. s. w. weggeführten Sculpturarbeiten erstreckt werden, und für diese Sammlung Elgin'scher Bildwerke gestand das englische Parlament im J. 1816 die Summe von 35,000 Pf. St. zu!) Selbst Engländer, wenn anders wir die Worte von H. W. Williams in einer Note zu der bekannten Philippica Byron's auf Lord Elgin (s. „Lord Byron's sämmtliche Werke, deutsch von W. Böttger", S. 748) recht deuten, scheinen für eine solche Rückgabe zu sein. Übrigens ist der Verf. von „Morgenland und Abendland" (a. a. O.) der Meinung, daß, wenn schon die Architraven in Phigalias Tempel den Einsturz drohten, dennoch die Herstellung dieses Tempels mit Hülfe jener Friese leicht so weit zu bewirken sei, daß der ganze Effect dieser Götterhalle wie zur Zeit ihrer Blüte anschaulich würde. Er erstreckt auch diese Meinung nicht nur auf den Parthenon und den Niketempel auf der Akropolis (S. 296), sondern er meint zugleich (S. 184), daß es leicht sei, den größten Theil des Athenetempels auf dem Vorgebirge Sunium aus den ungehaurn Substructionen, Blöcken von Säulenschäften, erhaltenen Metopen und Knäufen, sowie Bruchstücken von Stufen, die alle chaotisch durch- und übereinanderlägen, mit geringen Kosten wiederherzustellen, wenigstens die vier äußern Säulenreihen, um das Ganze vom Verfalle zu retten. Mit geringen Kosten! Hat denn aber, muß man leider fragen, die griechische Regierung, welche andere, näherliegende Bedürfnisse zu befriedigen hat, die Mittel zu solchen Unternehmungen, die mehr der Vergangenheit, wenn auch der schönsten für das griechische Land und Volk, angehören?

Schon 1834 schrieb ein Engländer aus Griechenland: „Die griechische Sprache bildet sich schnell wieder auf ihrer alten Grundlage", und der deutsche Verf. von „Morgenland und Abendland" sagt Bd. 1, S. 205, wo er von den in Athen für Griechenland errichteten Anstalten zur Pflege der einzelnen Zweige des Wissens spricht und namentlich der dortigen Universität („die", bemerkt er, „schon jetzt mit mancher europäischen in die Schranken treten kann") gedenkt, daß „durch dieselbe die Sprache bereits auf eine Weise gereinigt worden, daß ausländische Griechen Mühe haben, sich verständlich zu machen". Und von anderer Seite her ist uns die Bemerkung eines wohlunterrichteten deutschen Gelehrten mitgetheilt worden, daß sich jetzt im Königreiche Griechenland, namentlich in Athen, die Sprache schneller und höher erhebe, als man je erwartet habe; Frauen sogar schwärzten nach Kräften Octave in die Rede ein u. s. w., und viele Verständige behaupteten, daß Lieder, wie sie Fauriel u. A. herausgegeben, nicht einmal neugriechisch, sondern in dem epirotischen Pöbeldialekte abgefaßt, mithin dem größern Theile des griechischen Volks unverständlich und unwürdig des jetzigen Standes seiner Sprache und Bildung seien. Dürfte nun auch in dieser Behauptung jener Verständigen insofern eine offenbare Übertreibung nicht zu verkennen sein, als die von Fauriel u. A. gesammelten und herausgegebenen Volkslieder, wenn auch eben Volkslieder und in den verschiedensten Dialekten gedichtet, dennoch das neugriechische oder vielmehr ein, nur unter dem Einflusse der Zeit und so mancher äußerer Einwirkungen etwas unscheinbar gewordenes, mehr oder weniger altgriechisches Gepräge in Form und Geist an sich tragen, so ist doch das nicht zu verkennen, daß bei der Verschiedenheit der mannichfaltig entstellten Dialekte der niedern Volksclassen in Epirus, Attika, dem Peloponnes, im Archipelagus u. s. w. die jetzt überall sichtbar werdende Annäherung an das Altgriechische als ein Mittel angesehen werden muß, die getrennten Stämme des griechischen Volks durch ein allgemeines Band wieder zu verbinden. Den unsichtbaren Banden der Sprachverwandtschaft kann, muß und wird die Vereinigung dieser getrennten Stämme gelingen, und auch eine Art politischer Einheit kann, muß und wird aus dieser Sprachvereinigung in sicherer und kräftiger Lebensfülle hervorgehen. Gewisse Anzeichen im Schooße der griechischen Bevölkerung außerhalb des Königreichs Griechenland lassen auf das in jener Bevölkerung lebende kräftige Bewußtsein von der Macht des Beispiels, das ihr in der Errichtung des Königreichs Griechenland gegeben ist, mit Sicherheit schließen. Das Wort, das von manchen Seiten her laut geworden ist, daß die griechische Revolution mit ihrer Beendigung in der Anerkennung und Errichtung eines selbständigen Königreichs Griechenland noch nicht vollendet sei, beginnt sich zu bewähren und zu erfüllen. K.

Literarische Anzeige.

Skizzen aus dem Alltagsleben.

Aus dem Schwedischen.

Sechstes Bändchen: **Streit und Friede.**

Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

Diese neueste Dichtung der beliebten Verfasserin erscheint sodann in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Von dem 1. Bändchen: „Die Töchter des Präsidenten", und dem 2. und 3. Bändchen: „Die Nachbarn", sind neue wohlfeile Auflagen unter der Presse. Das 4. und 5. Bändchen: „Das Haus" (1840), kostet 3 Thlr. Binnen kurzem erscheint auch noch von derselben Verfasserin: „Nina" (2 Theile).

Leipzig, im Mai 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 150. — 30. Mai 1841.

Die Elemente des Staatsverbandes von Georg Siemens.

(Fortsetzung aus Nr. 149.)

Unter den „Vornehmen", denen der Verf. die fünfte Abhandlung widmet, findet er diese Lage nicht. Er betrachtet als die Vornehmen „Diejenigen, welche, ohne den Fleiß und eine wirthschaftliche Aufmerksamkeit nöthig zu haben, dennoch die Mittel besitzen, allen Verlangungen einer ausgebildeten Sinnlichkeit zu genügen, und welche außerdem nach den Verfassungen der Staaten einen vorzüglich hohen Rang in der menschlichen Gesellschaft einnehmen". Es sei die leichteste und süßeste Art, sich selig zu fühlen, wenn man sich mit scharfen und buntwechselnden Sinnengenüssen umgebe. Jeder, welcher die Mittel dazu in den Händen habe und von keinem Anstande, der zuweilen wohlthätig herrsche, zurückgehalten werde, pflege sich lieber auf diese Art glücklich machen zu wollen. Völliges Hingeben an entnervende Üppigkeit nähere mehr, als man glaube, den Eigenschaften des Pöbels, und dieser habe wenigstens noch die körperliche Stärke voraus, welche Muth und eine gewisse Geradheit erzeuge. In unsern Zeiten besonders sei die Lust weit verführerischer, habe sich das Genießen zu einer Kunst herangebildet und finde weit mehr Gelegenheiten zu seiner Weckung und Befriedigung als im Mittelalter. So sei die Üppigkeit auch dem südlichen Europa gefährlicher als dem nördlichen. Ferner verbreitet sich der Verf. darüber, daß die Vornehmen weniger Veranlassung hätten, sich zur thätigen Theilnahme an Anderer Wohl zu bilden, weil diese Theilnahme vorzüglich dann belebt werde, wo eine gewisse Gleichheit der Lage stattfinde. Auch werde an den Vornehmen schon das Gleichgültige als Vorzug betrachtet, und damit falle für sie ein Sporn zum Besserwerden hinweg. Wenn ferner großer Reichthum der Einzelnen auf wohe kriegerische Zeiten folge, so erzeuge derselbe stolze, kraftvolle und kriegerische Charaktere, so bereite er den Boden, auf welchem der Ehrgeiz üppig wachse, der Ehrgeiz aber sei ein sehr gefährlicher Trieb und der Stand, dessen herrschende Leidenschaft er wäre, werde mehr schädlich als nützlich sein. Rang ohne Reichthum entkräftet befördere bei starken Charakteren den Ehrgeiz, bei schwachen eine kleinliche Eitelkeit. Reichthum ohne Rang vermindere den Fleiß, die Mäßigkeit, Häuslichkeit, nähre Stolz und Ostentation.

Wir haben zu dem Allen wol Einiges zu bemerken, wollen aber erst anführen, was der Verf. in dem sechsten Artikel über den „Mittelstand" sagt. Er zieht seine Grenzen folgendermaßen:

Unter unserm Himmelsstriche kann der schon zum Mittelstande gerechnet werden, welcher in den Umständen ist, sich hinreichend stärkend und gesund nähren zu können, welcher eine schirmende Wohnung, bedeckende Kleidung und beruhigende Sicherheit sowol seiner Person als der eben genannten Vortheile auch für die Zukunft hat. Über die so angegebenen Umstände erstreckt sich der Mittelstand noch ein Beträchtliches nach oben hinaus. Der gehört noch immer zu demselben, welcher die Mittel hat, manche Bequemlichkeiten zu genießen, manchen feinern sinnlichen Genuß sich zu verschaffen, vorausgesetzt, daß diese Vortheile, um erworben oder erhalten zu werden, von Arbeitsamkeit, Wirthschaftlichkeit, genauer Aufmerksamkeit und mancher Entsagung begleitet sein müssen.

Vorrechte, großer Reichthum, in seltenen Fällen auch die Natur erheben nach dem Verf. über den Mittelstand.

Der Mittelstand ist der Noth und ihren hart andringenden Empfindungen entnommen, welche die übrigen sanftern Gefühle verdrängen und endlich alles Gefühlsvermögen abstumpfen. Die mildern Reize erhalten sich bei ihm bemerkbar, rühren ihn zu Freude und Leide, er ist rührbar und verfeinert.

Seine Verfeinerung sei aber weniger eine Verfeinerung der Sinne als des Herzens und die letztere bezeichnet der Verf. in schönen Zügen. Mit Recht sagt er: „Das Mitgefühl hauptsächlich macht das Herz aus." Diese Gefühle aber, meint er, vernichteten sich durch herrschende Noth, schwächten sich durch die übermäßige Verfeinerung der stärkern Sinnesempfindungen, wie durch den Stolz und durch Alles, was diesen nährt. Sie bedürften zu ihrer Entwickelung der Ruhe und einer gewissen Einform der Umgebungen. Hier bespricht der Verf. wahr und schön den Einfluß kleiner häuslicher oder freundschaftlicher Cirkel. Ein wechselvolles Leben, sagt er ferner, sei am besten geeignet, die Gefühle der Theilnahme recht lebhaft werden zu lassen. Beständiges Glück raube nicht nur das Gefühl des guten Zustandes, sondern auch die zarte Theilnahme am Wohle Anderer. Der Mittelmann müsse immer in einiger Befürchtung leben, ob das Nothwendige, welches er besitzt, ihm nicht entgehen könne.

Und diese Befürchtung hält ihn in der Weisheit, ein solches aus Gutem und Bösem zusammengesetztes Schicksal erhält ihm das Unglück immer bekannt als einen misgestalteten aber wahren, warnenden Freund. Die Widerwärtigkeiten, welche ihm nahe sein sind, erhalten ihn selbst gefühlvoll, machen ihn

sein überwiegendes Glück mit recht einsaugendem Bewußtsein dankbar gegen einen großen Geber genießen, machen ihn des vielen Guten, das ihm widerfährt, innig sich freuen. Seine rege Freude und seine zwischenfallenden Leiden drängen durch natürlichen Trieb, sich mitzutheilen, ihn dichter an Andere. Wie werth hält er seine theilnehmend helfende, mittragende Gattin, wie liebt er seine Kinder, an die sein fühlendes Herz ihn inniger anschließt, ihn, welcher dem süßen Zuge der Natur ganz folgt, welcher durch keine getümmelvolle Lebensart zerstreut, durch keinen Ehrgeiz abgezogen, durch keine Überfüllung mit sinnlichen Genüssen abgestumpft wird. Er ist reich an redlicher, warmer Freundschaft für Einzelne, an Wohlwollen für alle Menschen, deren große Mehrheit nicht ganz ihm ungleich aussehende Geschöpfe sind. Er hat Mitleiden und Hülfe für Leiden, die er auch aus Erfahrung kennt, deren bekümmernder Zustand ihm eine mögliche und eine geläufige Vorstellung ist. Im Mittelstande sind daher die gutartigen, die wohlwollenden Gefühle zu Hause, welche den Einen sich selbst im Andern finden und fühlen machen. Hier gibt's treue, häusliche Anhänglichkeit, uneigennützige, zärtliche, dauernde Freundschaft, mühsame Dienstfertigkeit ohne gesuchten Vortheil, und wahre, weniger eitele Wohlthätigkeit.

Der Verf. zeigt nun weiter die Wichtigkeit der Verfeinerung der wohlwollenden Gefühle. Auch der Wechsel, der Gegensatz ist ein Vortheil des Mittelstandes, wie er weiter bemerkt, da „einzelne Unfälle die guten Vorfälle empfinden lassen und von Besorgnissen die frohen Hoffnungen ausgehen". Die meiste Freude mache der Genuß des Nothwendigen und zwar am meisten dann, wenn wirkliche Entbehrungen vorangingen oder zu fürchten waren. Die Lage des Mittelstandes erzeuge Sorgsamkeit, Enthaltung, Fleiß, Ordnung, Sparsamkeit, Selbstbeherrschung. Die Sorge sei die Würze jedes Genusses. Jene Nüchternheit erhalte die Fähigkeit des Genießens. Der Eigenliebe schmeichele es, selbst Schöpfer des Erwünschten zu sein. Ein thätiges und abwechselnd mit Genuß umgebenes Leben lasse weder Neid noch Misgunst aufkommen. Der Mittelstand sei mäßig in seinen Vergnügungen, denn schon die Thätigkeit, die auch zum Bedürfniß werde, zügele den übertriebenen Hang. Der Mittelstand sei der gerechtere, weil er mehr zur Gerechtigkeit angehalten werde als der vornehmere Stand, in welchem sich leicht die Überzeugung von einem Stärkerecht ausbilde, und weil er öfterer Ungerechtigkeit zu erleiden habe, folglich auch das Übel im Unrecht stärker empfinde, auch der Gerechtigkeit nichts so sehr schade als die Schmeichelei. Den Mittelstand knüpfe ein stärkeres Band an seine Familie. Er sei rechtschaffen und ehrlich, schon aus Rücksicht auf seinen Credit. Fern von Frömmelei, liebe er die Gewissensfreiheit und, gewohnt mehr das Wesen als die Form im Auge zu haben, dulde er gern andere Überzeugungen neben sich, sofern sie einem edeln Ziele sich zuwenden und nicht die Sitte verletzen. Seine Anschauung des höchsten Wesens beruhe mehr auf der natürlichen, durch die Umstände erregten Gedankenfolge als auf dem gelernten Glauben, der gewöhnlich mit Unduldsamkeit verbunden ist. (Ich bemerke gleich hier, da ich im Weitern nicht auf diesen Punkt komme, daß man nach Dem, was der Verf. von der Verfeinerung des Herzens bei dem Mittelstande behauptet hat, eher erwarten sollte, er werde die Religion des Mittelstandes auf das Gefühl, als auf „die natürliche, durch die Umstände erregte Gedankenfolge" stützen. Er verfällt hier in einen Widerspruch, den er unerklärt läßt.) Der Mittelstand schätze eine vernünftige bürgerliche Freiheit, d. h. er wünsche sich von den zahllosen, zwar oft geringen, aber vielfach lästigen, oft dem Erwerbe nachtheiligen Beschränkungen frei zu fühlen, die von oben herab zur Erreichung kleiner Vortheile und Bequemlichkeiten eingeführt worden und seinem Streben hinderlich seien. Im Mittelstande erhielten sich alte Gewohnheiten, werde die Liebe für der Väter Gesetze bewahrt. Auch sein Widerstand sei wenigstens von Anfang an gemäßigt und besonnen. Der Verf. erkennt aber an, daß manche von ihm an dem Mittelstande gerühmten Vorzüge in dichtbevölkerten Städten sich sehr verminderten. Dagegen rühmt er die kleinern Städte und das Land.

(Der Beschluß folgt.)

Eduard Alleyn's „Memoirs".

Aus England ward bereits früher die vor einigen Monaten stattgefundene Bildung eines Shakspearevereins gemeldet, welcher sich die Herausgabe theils handschriftlicher, theils gedruckter, aber seltener, auf das Leben und die Arbeiten des Dichters, auf die Geschichte der gleichzeitigen Literatur und auf die Bühne seiner Zeit bezüglicher Werke zum Zwecke gesetzt hat. Neuere Berichte zeugen sowol von der Theilnahme, die er gefunden hat, als von seiner eigenen Lebensthätigkeit. Schon sind ihm genügende Mittel zu Gebote gestellt worden, um einen glücklichen Fortgang seiner Bemühungen hoffen zu lassen. Ebenso liegt die erste Frucht dieser Bemühungen bereits vor in den unter den Auspicien des Vereins von J. Payne-Collier herausgegebenen „Memoirs" Eduard Alleyn's, des Gründers von Dulwich-College, welche die beste Lebensgeschichte bilden, die man von einer auf die Bühne jener Zeit bezüglichen Persönlichkeit bis jetzt hat. Viele Umstände aus Alleyn's Leben waren zeither theils völlig unbekannt, theils ließen sich darüber nur Vermuthungen aufstellen. Bedenkt man, daß fast bei allen gebildeten Völkern mit der Entstehungsgeschichte des Nationalschauspiels die Verhältnisse der dieser Epoche angehörenden Schauspieler im innigsten Zusammenhange stehen, so versteht sich der Werth jener „Memoirs" von selbst; und es dürfte somit nicht überflüssig scheinen, einige Notizen aus denselben zusammengestellt folgen zu lassen.

Alleyn war am 1. September 1566 zu St.-Botolph bei Bishopsgate geboren. Er stammte auf beiden Seiten aus ziemlich begüterten Familien, und namentlich hinterließ sein Vater, gleichfalls Eduard Alleyn geheißen, in seinem Testamente von 1570 ein nicht unansehnliches Vermögen. Nach dessen Tode verheirathete sich die Mutter, eine Tochter John Towneley's, aus Towneley in Lancashire, zum zweiten Male an einen Schauspieler, Namens Brown. Ob diese Verbindung die erste Berührung war, in welche die Familie mit dem Theater kam, bleibt ungewiß; indessen ist zu bemerken, daß Alleyn der Vater in dem erwähnten Testamente als „Bürger und Gasthofsbesitzer" vorkommt, und daß zu seinen Lebzeiten die Sitte, Gasthaushöfe zu theatralischen Zwecken zu benutzen, in England noch nicht abgekommen war und wol zunächst eine solche Berührung vermittelt haben mag. Noch wahrscheinlicher ist es, daß der Stiefvater frühzeitig die Fähigkeiten des jungen Alleyn benutzte. Im J. 1592 spricht Nash von diesem bereits als von einem großen Schauspieler von höchst verdientem Ruhme. In dem handschriftlichen Nachlasse zu Dulwich befindet sich die für Alleyn von dem Theaterschreiber ausgeschriebene Rolle des Orlando in Greene's „Rasendem Roland"; an manchen Stellen, die der Schreiber ausgelassen hatte, von Alleyn selbst ausgefüllt. Sie

enthält eben gerade nur die Rolle des Orlando nebst den, ganz, wie heutzutage bemerkten, Stichwörtern, und ist ihrer Merkwürdigkeit halber in dem Anhange vollständig abgedruckt: sie zeigt bedeutende Abweichungen von dem Texte, wie er 1594 und zum zweitenmale im darauf folgenden Jahre erschien, wie man aus einer Vergleichung des von Dyce in seiner Ausgabe von Greene's poetischen Werken (2 Bde., 1834) gegebenen genauen Abdrucks der ersten Ausgabe ersehen kann, woraus man sich zugleich eine Vorstellung von der liederlichen Art zu bilden vermag, mit der die alten englischen Stücke gewöhnlich unter der Presse behandelt wurden. Eine andere berühmte Rolle Alleyn's war Barabas in Marlowe's „Juden von Malta"; noch in späterer Zeit, bei Wiedervorführung des Stücks 1633, spielte Heywood in einem dazu gedichteten Prologe auf ihre Vollendung an und erwähnte dann die Alleyn zu Theil gewordenen Beinamen des „Unvergleichlichen" und des

> Proteus for shapes, and Roscius for a tongue:
> So could he speak, so vary.

In jener Zeit waren förmliche Wettkämpfe unter den Schauspielern sehr gewöhnlich: so erzählt Malone, daß ein Freund Alleyn's darauf wettete, dieser werde in einer Rolle, die vorher Bentley und Knell gegeben hatten, den Schauspieler Peele übertreffen. Einen gleichen Umstand berührt eine poetische Epistel eines Genossen Alleyn's an diesen: jener hatte gewettet, daß Alleyn in einer nicht näher bezeichneten Rolle den Sieg über Kempe, welchen Nash in der Zeit um 1589 in der Widmung zu seinem „Almond for a Parrot" den Vice-gerent General to the Ghost of Dick Tarlton nennt, davontragen werde; er bittet Alleyn, durch seine Leistung zum Gewinnen der Wette beizutragen, erinnert ihn daran, daß er bereits die Schauspieler Tarlton, Bentley und Knell übertroffen habe, daß Philipps und Pope sich vor ihm beugen werden, und sicher auch an Kempe nun die Reihe kommen werde.

> Feare not, the victorie is thyne;
> Thou still as macheless Ned shall shyne.
> If Roscius Richard foames and fumes,
> The Globe shall have but emptie roomes,
> If thou doest act; and Willes newe playe
> Shall be rehearst some other daye.

Alleyn spielte damals auf dem Theater The Hope, welches unmittelbar an den Globe grenzte, wo Roscius Richard, unter welchem Namen Alleyn's Nebenbuhler, Burbage, verstanden ist, zu spielen pflegte, und neben dem Blackfriarstheater Shakspeare's Stücke gegeben wurden. Letzterer ist der in den angeführten Versen erwähnte Will, unter welchem Namen er nach Thomas Heywood's Versicherung in seiner „Hierarchie of the blessed angels" (1635) bei seinen Genossen bekannt war. Zugleich geht aus jener Epistel hervor, daß Alleyn gleich ausgezeichnet in der Komödie wie in der Tragödie war; denn alle genannten Schauspieler gehörten mit Ausnahme Burbage's und Shakspeare's, der nur als Dichter erwähnt ist, der erstern an. Nicht minder in Bezug auf seine theatralische Laufbahn steht seine Verheirathung mit Joh. Woodward, der Stieftochter Philipp Henslowe's, welche ihm ein ansehnliches Vermögen zubrachte; von dieser Zeit an betrieben Alleyn und Henslowe, welchen Ersterer immer „Vater" nennt, ihre theatralischen Unternehmungen gemeinschaftlich. Man ist in Zweifel gewesen, ob Alleyn in Stücken von Shakspeare gespielt habe, aber aus einem Verzeichnisse seiner Garderobe geht ganz sicher hervor, daß dies der Fall gewesen ist, widrigenfalls er in ältern, dasselbe Sujet, wie die Shakspeare's, behandelnden und von diesem Dichter benutzten Stücken aufgetreten sein müßte. So finden sich „ein Scharlachmantel mit zwei goldenen Streifen mit goldenen Knöpfen an den Seiten, für Lear"; „ein purpurnes Atlasgewand mit Sammt und Silberschnur besetzt, für Romeo"; „ein Mantel Heinrich's VIII.", sowie Stücke für den „Mohren in Venedig" und „Perikles" darin vor. Hierzu kommt noch folgender Umstand: der Contract zwischen Burbage und dem Zimmermeister Street über die Erbauung des Globetheaters ist am 22. Dec. 1593 abgeschlossen, sodaß der Bau selbst erst 1594 begonnen worden sein kann. Wie lange er gedauert habe, weiß man nicht; aber in Henslowe's Tagebuche findet sich eine mit dem 3. Juni 1594 beginnende und mit dem 15. Nov. 1596 schließende Berechnung, aus welcher sich ergibt, daß während dieser Zeit die Schauspieler des Lordadmirals und die des Lordkämmerers, zu welchen auch Shakspeare gehörte, zusammen auf dem Theater in Newington-Butts spielten: ob gemeinschaftlich an denselben Tagen, oder an verschiedenen Tagen abwechselnd, ist ungewiß; doch geht die Liste Henslowe's über die Einkünfte für seinen Theil dahinaus, daß ihm von jeder Einnahme, welche Gesellschaft auch gespielt, ein Antheil zugestanden habe. In derselben Zeit wurden vom 9. Juni 1594 bis zum 22. Juni 1596, in welche Periode jedenfalls die Ausführung des Globetheaterbaus fällt, wie ebendaselbst bei Henslowe sich ergibt, nicht weniger als zehn Stücke aufgeführt, welche gleiche, oder ähnliche Sujets wie die Shakspeare'schen betreffen: nämlich 1594 Hamlet, the Tamynge of a Shrowe, Andronicus, the Venesyon Comodey (muthmaßlich „Der Kaufmann von Venedig"), Palaman and Arsett und Seser and Pompie; 1595 Antony and Vallea, the 2pte of Seaser und Harry V.; 1596 Troye. Von diesen Stücken waren sicher fünf, nämlich das vierte bis sechste und die beiden letzten neu; denn nicht nur sind die bei ihnen bemerkten Einnahmen Henslowe's, ohne Zweifel in Folge des vollen Besuchs im Theater, weit bedeutender als bei den andern, sondern Henslowe bemerkt dies auch ausdrücklich durch ein ihm dafür gebräuchliches Zeichen. Allerdings läßt sich der Gegenstand nur bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit, nicht bis zur unumstößlichen Evidenz erweisen; war aber wirklich keines der genannten Stücke von Shakspeare, sondern solche, die er selbst bei Verfassung seiner eigenen benutzte, so war er doch jedenfalls bei deren Darstellung irgendwie betheiligt und mag besonders dadurch auf sie geleitet worden sein.

Zweimal, 1592 und 1593 ward Alleyn's theatralische Thätigkeit in der Hauptstadt unterbrochen, indem in Folge der daselbst herrschenden Pest die Bühnen geschlossen wurden; während dieser Zeit machte er Streifzüge durch das Land. Aus einem seiner Briefe an seine Gattin in dem erstern Jahre läßt sich auf einen Vorfall schließen, welcher einen interessanten Beitrag zur damaligen Sittengeschichte Englands gibt. Seine Gattin hatte es abgelehnt, ihm auf seinen Fahrten zu begleiten; ihrem Beispiele waren mehre Mitglieder seiner Truppe gefolgt. Diese zusammen hatten die Verordnung hintergangen, welche Vorstellungen während der Dauer der Krankheit untersagte; zur Strafe wurden sie auf Befehl des Lordmayors auf einem Karren zur öffentlichen Schau ausgestellt. Alleyn's und Henslowe's Speculationen beschränkten sich übrigens nicht auf ihren Antheil an verschiedenen Theatern, sondern sie waren zugleich Eigenthümer eines Bärengartens und 1600 kauften sie von Sir William Stuart das privilegirte Amt als Master of the King's Games of Bears, Bulls and Dogs, in Folge dessen sie das ausschließliche Recht in Anspruch nahmen, Bärenwärter in die Provinzen schicken zu dürfen, sowie sich aller ihnen beliebiger Doggen unter dem Vorwande zu bemächtigen, sie seien zum Dienste des Königs erforderlich, worüber ein Streit entstand, welchen der Lordkämmerer fast in eigener Person zu ihren Gunsten zu schlichten und die Widersetzlichen zu bestrafen für geeignet gefunden hätte.

Eines der wichtigsten Ereignisse in Alleyn's Leben, welches zugleich gewissermaßen den Schluß seiner Laufbahn bildet, ist die Gründung des God's-Gift-College zu Dulwich. Man ist zweifelhaft darüber gewesen, woher er das dazu erforderliche Vermögen gehabt habe; aber es ist schon angedeutet worden, daß sowol sein ursprüngliches Familienvermögen beträchtlich war, als auch das von seiner Frau zugebrachte. Zwar ging 1596 eines seiner Besitzthümer, zu Firle in Sussex, an einen gewissen Langworth für 3000 Pf. St. über, was in Betracht des

verschiedenen Geldwerthes der heutigen Summe von 15,000 Pf. St. gleichkommt; allein 1601 kam dasselbe wieder an Alleyn zurück, weshalb es denn nur wegen Geldbedürfnisses für einen augenblicklichen Zweck in Form einer Verpfändung veräußert worden sein kann, wodurch sich zugleich ein noch viel höherer Werth desselben ergibt. Der ursprüngliche Kaufcontract über die Besitzung zu Dulwich mit Sir Francis Calton ist vom 3. Oct. 1605 datirt; von demselben erkaufte er später das Gut zu Lewisham. Der zu Dulwich noch vorhandene Contract über den Bau ist am 17. Mai 1613 gezeichnet und bedingt den Anfang desselben „an oder vor dem letzten Tage dieses Monats"; unterm 20. Juni findet sich die erste Arbeiterbezahlung. Im J. 1616 war das Gebäude zur Aufnahme von Bewohnern vollkommen eingerichtet; doch stieß Alleyn bei dem Lordkanzler Bacon auf mancherlei formelle Schwierigkeiten in Erlangung des großen Siegels für das Patent zur Stiftung, die erst im Juli 1619 völlig gehoben waren, worauf am 13. Sept. die feierliche Einweihung und Eröffnung unter dem Beisein des Lordkanzlers selbst und vieler anderer hohen Personen stattfand. Von da an scheint Alleyn in Dulwich seine feste Wohnung aufgeschlagen zu haben. Sein Tagebuch enthält eine Masse Namen von Freunden und Gästen, welche seine Gastlichkeit und Mildthätigkeit dort aufnahm. Auffallend ist es dabei, wie wenige dramatische Dichter und Schauspieler sich darunter befinden; indessen war deshalb seine Mildthätigkeit gegen sie keineswegs minder werkthätig als gegen Andere. So finden sich zwei Briefe von Thomas Dekker, dem Verf. des „Satyromastix" und dramatischem Dichter, während seiner Gefangenschaft in King's Bench 1616: im erstern belobt er Alleyn wegen seines Unternehmens zu Dulwich und übersendet ihm ein verlorengegangenes Gedicht „zum Lobe der Barmherzigkeit, die zu besingen ihm jetzt am besten vorkomme, weil, obschon er selten die Hand durch ihren Druck erwärmt gefühlt habe, ihn doch das Gefängniß sehnsüchtig darnach mache". Jedenfalls war darunter eine Bitte um Unterstützung versteckt; und der zweite Brief dankt Alleyn für ein anderweites „Kennzeichen seiner Liebe". Bekannt ist der dritfache Brief von Field, Daborne und Massinger bei Malone und Gifford, in welchem sie Henslowe dringend um das Darlehen von 10 Pf. St. angehen; ein ähnliches von 3 Pf. St. bei demselben sehen wir die beiden Letzten im Juli 1615 zu entnehmen genöthigt.

Die Beziehungen zwischen Alleyn und Shakspeare sind bereits angedeutet worden; auch mit des Letztern Rücktritt aus dem Bühnenleben steht der Erstere in Verbindung. Die letzte Vorstellung Shakspeare's hat man zeither gewöhnlich in das J. 1603 gesetzt; aber in den zu Dulwich aufbewahrten Papieren findet er sich noch ein Jahr später als Mitglied der königlichen Schauspielergesellschaft. Auch Malone hat schon bemerkt, daß er schriftliche Beweise besitze, daß derselbe noch 1608 in Southwark gewohnt habe. Noch weiter gehen jene Urkunden zu Dulwich: in einer Armensteuerliste von 1609 wird er als „Einwohner" angeführt und wöchentlich mit 6 Den. abgeschätzt; eine an Henslowe, der in jenem Jahre Kirchenvorsteher war, von Francis Carter, einem der gewesenen Aufseher, übergebene Übersicht der Steuern bezeichnet ihn näher als in dem Liberty of the Clink benannten Stadttheile wohnhaft; er befindet sich nebst Henslowe und Alleyn unter den Höchstbesteuerten. Ebenso schwebte man im Dunkeln über das Jahr, wenn sich Shakspeare mit seiner Familie nach Stratford zurückgezogen habe. Man hatte übersehen, daß in den beiden letzten, bis jetzt außer seinem Testamente aufgefundenen Urkunden, worin sein Name vorkommt, er „W. Shakspeare aus Stratford am Avon in der Grafschaft Warwick, Gentleman" heißt, eine Bezeichnung, welche unpassend gewesen wäre, hätte er zur Zeit ihrer Abfassung, März 1612 (13), noch in Southwark gelebt; vielmehr hatte er sich damals schon seit einiger Zeit nach seinem Geburtsorte zurückgezogen, wahrscheinlich kurz nach Aufführung seines letzten Stücks, welches wol 1611 erschienen und vielleicht ein zeitgeschichtliches oder romantisches Drama, „Coriolan" oder „Timon" ist; denn der „Sturm" und das „Wintermärchen", die man nach den besten Autoritäten gewöhnlich als die letzten Stücke betrachtet hat, scheinen beide einer frühern Zeit anzugehören. Deshalb kann man annehmen, daß sein Weggang ungefähr ein Jahr vor dem März 1613, in den Frühling 1612, zu setzen ist, in welche Jahreszeit die gewöhnliche Übersiedelung aus der Hauptstadt auf das Land fällt. Um seinen Aufenthalt zu Stratford durch nichts stören zu lassen, suchte er eine freie Verfügung über sein bei Theaterunternehmungen angelegtes Vermögen zu erlangen. Seinen Antheil an dem Globe hat er wahrscheinlich an mehre Hauptmitglieder der Gesellschaft verkauft, ehe noch das Theater am 29. Juni 1613 abbrannte; Alleyn dagegen kaufte seinen Gesammtantheil am Blackfriarstheater: in dem Nachlasse in Dulwich-College findet sich ein handschriftliches Memorandum Alleyn's über Gelder, die er in April 1612 für Blackfriars bezahlt hat. Die ganze Summe beläuft sich auf 600 Pf. St., nach jetzigem Werthe ungefähr 3000 Pf. St., und wenn schon das Theater und der Empfänger nicht ausdrücklich genannt sind, so zeugt sie doch von einem beträchtlichen Antheile Alleyn's an dem Vermögen der Gesellschaft und ist wahrscheinlich die an Shakspeare vor dessen Abreise von London ausgezahlte.

Am 28. Juni 1623 verlor Alleyn seine Gattin, die in der Kapelle des College beigesetzt ist. Bei dem innigen Verhältnisse, welches allen vorhandenen Anzeigen nach zwischen den beiden Gatten stattgefunden hatte, fällt es auf, daß er sich schon nach vier Monaten zum zweitenmale mit der Tochter des D. Donne vermählte; doch überlebte er diese Verbindung nicht lange, sondern starb am 25. Nov. 1626. Auch in seinen letztwilligen Verfügungen sorgte er noch für Armenstiftungen in den Kirchspielen seines Geburtsorts, sowie zu Southwark. 80.

Notizen.

Am 2. April hielt die pariser geographische Gesellschaft, unter der Präsidentschaft des Baron Las Cases, ihre erste allgemeine Versammlung für das J. 1841. Der Präsident eröffnete die Sitzung mit einer Abhandlung über die Wichtigkeit der geographischen Wissenschaften und über die Bestrebungen der Gesellschaft, deren Fortschritte zu unterstützen. Daussy erstattete Bericht über die Bewerbung um den jährlichen Preis für die wichtigste geographische Entdeckung. Die Gesellschaft erkannte ihre goldene Medaille dem Contreadmiral Dumont d'Urville für dessen Entdeckung der Länder Louis-Philippe und Adélie zu. Ehrenvolle Erwähnung wurde noch den Herren Deake und Simpson für ihre Entdeckungen auf der Nordküste Amerikas zu Theil; dem Herrn Schomburgk für seine Erforschung Guyanas, und dem Ingenieurhauptmann Codazzi für seine große und wichtige geographische Unternehmung in der Republik Venezuela. Außerdem las Hr. Avezac einen Bericht über das Land Hebou in Afrika und Hr. Prax, der eben von Arabien zurückgekehrt, einen Bericht über Mekka und die mohammedanischen Frauen.

Lord Jocelyn's bekannte Schrift ist jetzt unter dem Titel „La campagne de Chine ou six mois avec l'expédition anglaise", französisch erschienen. Übersetzer ist Xavier Raymond. Eins der beachtenswerthesten Capitel ist dasjenige, welches sich mit der Beschreibung der Forts im Kantonflusse wie überhaupt derjenigen Örtlichkeiten beschäftigt, wo die Ereignisse stattfanden, welche den Friedensabschluß zur Folge hatten. Die französische Übersetzung ist mit einer Karte von China und zwei Ansichten versehen, wovon die eine den Hafen von Kiakhta, die andere eins jener öffentlichen, von Lord Jocelyn so trefflich beschriebenen Häuser darstellt, in welchen sich die Chinesen dem so schädlichen Vergnügen des Opiumrauchens zu überlassen pflegen. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 151. — 31. Mai 1841.

Die Elemente des Staatsverbandes von Georg Siemens.

(Beschluß aus Nr. 150.)

Wir sehen also, wie der Verf. den Mittelstand und die Vornehmen betrachtet. Gewiß ist in seiner Schilderung des Mittelstandes viel Wahres, und ebenso mögen die Großen zu manchen Zeiten und in manchen Ländern dem Bilde, das er von ihnen entwirft, entsprochen haben und auf solche Zeiten und Länder beruft er sich auch. Indeß gibt seine Darstellung doch zu manchen Bemerkungen Anlaß. Zuvörderst wenn er die von ihm den Großen zur Last gelegten Übel hauptsächlich von der sinnlichen Verfeinerung, zu welcher der Überfluß führe, ableitet, so beachtet er wol nicht genug, daß in dieser Beziehung die Classen sehr ineinander fließen. Er selbst hat bemerkt, daß die neuere Zeit die sinnlichen Genüsse sehr vervielfältigt und ihre Befriedigung erleichtert habe. Aber sie hat sie auch dem Mittelstande in sehr erhöhtem Grade zugänglich gemacht und Vieles ist jetzt gemeines Bedürfniß, was sonst Luxus der Reichsten war. Hieraus hätte der Verf. wol die Besorgniß schöpfen können, daß auch der Mittelstand einer gesteigerten Verfeinerung der Sinne verfallen möge und hätte bedenken müssen, daß dies im Mittelstande doppelt gefährlich sei, weil es hier eben nicht auf einen Überfluß der Mittel zur Befriedigung gestützt ist, folglich zu wirthschaftlichem Ruin führen kann. Ferner wird die höchste sinnliche Verfeinerung nicht blos bei Denen gefunden, die einen fortwährenden Überfluß haben, und Mancher aus dem Mittelstande, dem momentan ein großes Einkommen zu Theil wird, macht denselben Aufwand wie Der, der dasselbe Einkommen aus einem sichern, bleibenden Vermögen zieht. Die heutige Erfahrung bestätigt uns eben nicht, daß der Luxus gerade unter den vornehmsten Ständen am höchsten gesteigert würde, und gerade die höchsten Classen unserer Nation, die der fürstlichen Familien und der hohen Aristokratie, bieten uns jetzt zahlreiche Beispiele jener von dem Verf. an dem Mittelstande gerühmten Verfeinerung des Herzens und einer Vorliebe für edlere, einfache Freuden, für Familienleben, Kunst, Natur und geistige Genüsse. Auch unterscheidet der Verf. zu wenig unter den einzelnen Classen des Mittelstandes und manche von ihm gerühmten Vorzüge finden sich nur unter dessen höhern, andere nur unter dessen niedern Classen. Im Allgemeinen wird aber auch wol anerkannt werden müssen, daß er ein Ideal des Mittelstandes entworfen hat. In einzelnen Familien dieses Standes, vielleicht in manchen Ländern in vielen, vielleicht in gewissen Classen des Mittelstandes in den meisten, mag es Wahrheit, oder nur etwas verschönerte Wahrheit sein. Als allgemeine oder vorherrschende Erscheinung ist es doch wol idealisirt. Es mag, der Sitte zu Danke, vielleicht Wahrheit gewesen sein, und wir hoffen, daß es Wahrheit werden wird; aber daß es jetzt gerade die volle Wahrheit sei, wagen wir nicht zu behaupten. Daß z. B. die Gefahr, in der der Mittelstand schwebe, theilnehmender für die Leiden Anderer mache, wird nicht immer durch die Erfahrung bestätigt. Vielmehr bemerken wir, daß gerade die Classen des Mittelstandes, welche dem Proletarier am nächsten stehen, folglich am ersten in Gefahr sind, zu ihm herabzusinken, am härtesten gegen ihn sind, während das Mitleid mit seinem Elend sich in den höhern Classen mehr bethätigt. Ebenso wird das zarte Bild, was der Verf. von der Häuslichkeit und dem Familienleben des Mittelstandes entwirft, in dessen niedern Classen weit seltener Wahrheit sein als in den höhern Stufen desselben Standes, während hier wieder die von ihm gerühmte Einfachheit und Anhänglichkeit an das Alte weniger häufig ist. Sollte ferner der Verf. nicht Beispiele vor sich haben, wo auch in dem höhern Mittelstande das Geschäft, der Verkehr, der Erwerb zur alles verschlingenden Sucht wurde, der Familien dem geistigen Genuß, den edlern Freuden entfremdete? Sollte er wirklich aus Erfahrung behaupten können, daß Neid und Misgunst im Mittelstande nur selten vorkämen? Ferner Duldsamkeit gegen abweichende Meinungen und Lebensweisen möchten wir weit eher unter den höhern Ständen suchen. Dann hat er auch den Kreis des Mittelstandes so weit gezogen, daß er gar Viele umfaßt, bei denen die Mittelmäßigkeit ihrer Lage keineswegs in einer solchen Bildung ein Gegengewicht findet, daß sie nicht in eine Mittelmäßigkeit und oft Beschränktheit des Geistes, in eine Enge des Gesichtskreises bannen sollte, mit welcher manche Kleinlichkeit, manches engherzige Urtheil und selbst manche Härten verbunden zu sein pflegen. Er hat überhaupt hier nur die Lichtseiten gezeichnet und gar keine Schatten beigefügt, während er bei „dem Pöbel" und „den Vornehmen" das Gegentheil that. Er hat uns einen gebildeten und veredelten Mittel-

stand gezeichnet und als natürliches Product der Lage desselben dargestellt und muß uns daher erlauben, daß auch wir einen edeln Stand der Großen uns denken und in der Lage der „Vornehmen" Manches bemerklich machen, was auf den Charakter derselben vortheilhaft wirken kann. Hier heben wir nur Einiges hervor. Es ist wahr, der Vornehme, den der Verf. sich denkt, ist im Überfluß aufgewachsen und hat von früh an die mannichfaltigsten sinnlichen Genüsse befriedigen können. Der Verf. selbst jedoch bemerkt, daß zuweilen der Anstand eine wohlthätige Schranke bilde, und gerade die vornehmsten Stände sind am öftersten von solchen Anstandsschranken umgeben. Ferner finden wir, daß nicht immer Der den stärksten Sinnesgenüssen am eifrigsten fröhnt, der sie von Jugend auf am üppigsten befriedigen konnte; vielmehr sehen wir bei ganzen Stämmen, die ein sehr wechselvolles, unter Entbehrung und Genuß getheiltes Leben zu führen haben, daß sie sich in den Momenten des Genusses demselben mit doppelter Gier und Unersättlichkeit hingeben, während z. B. dem Orientalen, um den die Natur so viele Lockungen ausbreitet, Mäßigkeit nachgerühmt wird. Was wir hier bei Nationen sehen, davon finden sich auch in dem Leben von Individuen Beispiele: daß ein selten und spät erlangter Sinnengenuß gar verführerisch wird, während wer ihn früh und leicht befriedigen konnte, bald übersättigt wird und sich nach edlern, Gemüth und Geist mit größerer Stärke ansprechenden Empfindungen sehnt. Hebt ferner der Verf. die wohlthätigen Folgen hervor, welche aus der wechselvollen und unsichern Lage des Mittelstandes hervorgehen können, so läßt sich doch auch denken, daß das unverrückliche Gefühl der Sicherheit, in welchem die Großen aufwachsen, eine gewisse sichere Haltung, eine Unabhängigkeit des Charakters, einen edeln Stolz und wahre Würde befördern kann. Manchen Versuchungen und schlechten Trieben sind die Großen, die der Verf. denkt, durch ihre Lage gleich gänzlich entrückt. Ihr Überfluß setzt sie in den Stand, ihre Wünsche zu befriedigen, ohne in Versuchung zu kommen, den eigenen Vortheil oder die Rechte und Interessen Anderer zu gefährden. Sie haben ihr Einkommen nicht in jenem Kampfe mit der Concurrenz zu erringen, der nicht selten so manchen schlimmen Charakterzug ausbildet. Sie sind den Verstrickungen der Habsucht und des Geizes weniger ausgesetzt und ihre Lage wenigstens fördert bei ihnen die Ausbildung einer moralischen Unfähigkeit zu dem Niedrigen und Gemeinen, welche gewiß die edelste Bürgschaft ist. Wol hat der Verf. Recht, wenn er das Gefühl preist, womit der thätige Mann auf das redlich und mühevoll erworbene Gut blickt. Aber wenn, wie man doch wol nicht so selten sieht und was sich unter Umständen in ganzen Ständen ausbilden kann, der Erwerb zum Hauptziel des Lebens wird und dieses sich lediglich um ihn dreht, sollten da nicht die Stände am längsten von der allgemeinen Seuche unberührt und die Bewahrer der höhern Interessen bleiben, die auf das Haben gestützt und nicht auf das Erwerben gewiesen sind? Ebenso ist es eine bekannte Erscheinung, daß die Vornehmsten, eben weil ihre Stellung eine jedem Zweifel enthobene ist, am wenigsten hochmüthig zu sein pflegen und ihr Stolz am wenigsten drückend ist. Die Vornehmen, die der Verf. sich denkt, ruhen auf einem sichern Überfluß, einem Vorrath von Reichthum, Ansehen und Macht, an dessen Begründung lange Generationen gearbeitet haben, und welchen in gleicher Sicherheit ihr nachfolgendes Geschlechter zu bewahren durch viele Rücksichten ihnen zur natürlichen Pflicht und zum Interesse gemacht wird. Sie haben also mehr als Andere Veranlassung, der Vergangenheit und der Zukunft zu gedenken, und da es eine hochwichtige Aufgabe des Staats ist: sich als ein ewiges Institut zu denken und die Verknüpfung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu vermitteln, so sind sie die geeignetsten Bürgen und Träger dieser Richtung, dieser Pflichten. Und so finden wir denn auch, daß für die Seiten der Politik, in denen hauptsächlich die Festhaltung und umsichtige, ausharrende Durchführung erprobter Maximen und langdauernder, in kleinen Schritten allmälig zu verwirklichender Pläne von Wichtigkeit wird, die hohe Aristokratie der wichtigste Stand gewesen ist, wie namentlich bei der auswärtigen Politik in Rom, in Venedig, in Östreich und in England sich gezeigt hat. Auf eine erhabene Stelle von Jugend auf gerückt und vielen kleinen Sorgen und Mühen, vielen Händeln um Armseligkeiten enthoben, können die Großen einen freiern Umblick über hohe und weite Verhältnisse gewinnen und sich vorzugsweise für das Wirken in großen Dingen berufen halten. Viele bewerben sich um ihre Gunst, Vielen können sie nützen und mögen durch Schmeicheleien verdorben werden; aber es kann sich auch eine Freude an der Begründung fremden Glücks aus der reichen Veranlassung dazu, eine Gewohnheit der Großmuth bilden. Und gewiß ist es ein schönes Bild, wenn wir uns z. B. einen großen Grundherrn denken, der auf väterlichen Besitzungen lebt, unter Verhältnissen aufwuchs, die ihm einen nobeln und würdigen Sinn zur andern, vielmehr zur wahren Natur machten, durch eine weise und freisinnige Erziehung auf das Wirken in großen Dingen vorbereitet wurde, dabei nicht durch irgend ein persönliches Interesse, dem ihn seine ganze Lage entrückt, sondern durch die Erinnerung großer Vorfahren, das Beispiel der Nächsten, das Bedürfniß unabhängiger Wirksamkeit für Menschenwohl getrieben wird, nie sich um Kleinliches mühen mußte, mit Sicherheit in den höchsten Kreisen sich bewegt, der Führer, der Vertheidiger und Wohlthäter seiner schwächern Nachbarn, der Träger großer, eine lange Zukunft mit Segen umfassender Interessen, seinen Nachkommen wie Allen im Volk ein Musterbild echter Großmuth, Würde und Menschenliebe ist. Hat es niemals solche Große gegeben und liegt in der Lage dieser Stände gar nichts, was auf eine solche Entwickelung hinführen könnte, zumal wenn das Gesammtleben des Volkes ein edles ist? Denn auch das ist zu beachten, daß die verschiedenen Stände des Volks auch aufeinander wirken und ihrer aller Charakter von den Zuständen des Ganzen mit abhängt. Auch wir haben ein Ideal gezeichnet, was nur in einzelnen Fällen Wahrheit gewesen ist. Aber wenn das Ideal des Verf. verwirklicht sein, wenn der ganze, von dem Verf. so weit gezogene

Mittelstand, in allen seinen Theilen und Abstufungen, die Vorzüge, die er ihm nachrühmt, ganz besitzen und die Schattenseiten, die er zu bemerken vergaß, entfernt haben wird, kann auch unser Ideal das treue Bild eines ganzen Standes werden. Und wenn es in beiden Fällen auch nur die Mehrzahl träfe!

Was den Ehrgeiz anlangt, den der Verf. besonders als Standeseigenschaft so gefährlich findet, so hängt das auch sehr von den Umständen ab. Hat z. B. die Aristokratie ein monarchisches Haupt, also eine Grenze, über die sie nicht hinauskann, eine Gewalt, die ihr unerreichbar bleibt, so wird, wie England zeigt, derselbe Ehrgeiz, der in Republiken und Wahlreichen das Volk in ewiger, fieberhafter Bewegung umtreibt, zu einer dem Gemeinwesen nützlichen Triebfeder.

Wenn endlich der Verf. den Mittelstand der kleinen Städte dem der Großstädte vorzieht, so möchten wir doch bemerken, daß die Kleinstädterei gar vieles Unerquickliche liefert und Großstädter des Mittelstandes weniger beschränkt und engherzig zu sein pflegen als Kleinstädter. Der Proletarier freilich ist in großen Städten in seiner schlimmsten Gestalt zu finden. Endlich die Vorzüge der ländlichen Bevölkerung, neben denen sich doch auch manche eigenthümliche Gebrechen finden, sind hauptsächlich in der Natur des Landbaus und Landlebens begründet und machen sich bei allen Classen der ländlichen Bevölkerung geltend.

In der siebenten Abhandlung kommt der Verf. zum „Staat" und bemerkt, daß sein Bestehen und die Erreichung seiner Zwecke wesentlich von der „Artung" der Menschen abhänge, weshalb man der Form der Staaten keinen zu hohen Werth beilegen dürfe. Gewiß wahr, indeß ist auch hier Wechselwirkung und die Staatsform, die doch auch nicht bloße Form, sondern etwas Wirkendes ist, bleibt auch auf die „Artung" der Menschen nicht ohne Einfluß. Der Verf. sucht nun besonders auszuführen, daß der Mittelstand hauptsächlich die Seele des Staatslebens sein müsse, daß er sein wohlthätigstes Element sei. Man kann ihm das zugeben, auch wenn man eine innere Organisirung dieses Mittelstandes für gut hält und auch für Solche, die über ihn hinausragen, eine nützliche Stelle im Staatsleben weiß. Von den Fürsten sagt der Verf.: sie seien von jeher Freunde des eigentlichen Volkes und Beschützer desselben vor dem Drucke Derjenigen gewesen, welchen ein parteiisches Glück übergroßes Vermögen und dadurch viele Mittel in die Hände gegeben, ihren Zustand auf Kosten der verachteten Classe noch reichlicher und hervorragender zu machen. Die Ursachen der Übelstände, der Revolutionen sucht der Verf. dagegen besonders in den Vornehmen, und zwar nicht sowol in dem durch sie geübten Drucke, als in ihrem Ehrgeiz. So z. B. bei der französischen Revolution, die ein Prinz des königlichen Hauses, die aus Vornehmen bestehenden Parlamente und der Adel der nördlichen Provinzen begonnen, und in welcher Mirabeau, Lafayette, Lameth und andere Vornehme gewirkt hätten. (Freilich kann man da fragen, warum dieselben Bemühungen der Parlamente und eines viel mächtigern Adels zur Zeit der Fronde, eben nur zur Fronde, 1789 aber zur Revolution führten.) In einer übermächtigen Aristokratie findet der Verf. die größte Gefahr für die Monarchie; von der Republik aber sagt er, sie könne mit Pöbel und mit übermäßig reichen Familien gar nicht bestehen. Mit Wärme und Klarheit vertheidigt er übrigens die Monarchie und neben ihr die bürgerliche Freiheit. Beide werden ohne Frage durch einen Ruhe, Fleiß, Sitte und das Gesetz liebenden Mittelstand wesentlich unterstützt und gesichert. Stellt er dagegen die Aristokratie mehr von einer gefährlichen Seite dar, so erkennt er doch an, daß sie, unter gewissen Bedingungen, moralische Stärke haben und eine Stütze des Thrones sein könne.

Gelegentlich kommt er auch auf das parlamentarische Institut zu sprechen. Er meint, es habe neben großem Guten auch viel Gefährliches, und über seinen Nutzen lasse sich zur Zeit ein sicheres Urtheil noch nicht fällen; es könne jedenfalls entbehrt werden, wo die Regierungen in keinem speciellen Interesse, sondern zu des Landes Wohl den Scepter führten, ohne Unterschied sich das Talent zu erhalten und die öffentliche Meinung zu heben suchen würden. Der Verf., den wir für einen Preußen halten, scheint an dieser ganzen Stelle nicht genug unter den verschiedenen Arten, in welchen sich ein Einfluß parlamentarischer Gewalten äußern kann, unterschieden zu haben. Es gibt keinen Staat, in welchem nicht das Princip einer solchen Gewalt seinen Nutzen haben würde. Wo es mehr Übel als Gutes, oder gar nichts schafft, da liegt die Schuld an der Modalität der Verwirklichung des Princips. Welche Modalität in jedem Staate die geeignetste sei und bestehen und wirken könne, das hängt von allen Elementen, mit denen man es in dem betreffenden Volks- und Staatsleben zu thun hat, von allen einschlagenden Bedingungen, Einrichtungen und Einflüssen ab. Im Übrigen sagt der Verf.: daß alle Staaten äußerst darüber zu wachen haben, ihre Verfassungen festzumachen, „denn abändern werden sie sich schon von selbst. Besser ein Misbrauch bleibe, als das Andern werde Gewohnheit."

Die achte Abhandlung widmet der Verf. der „Gesetzgebung" und faßt dabei besonders die Mittel ins Auge, durch welche, wie er hofft, eine glückliche Mittellage sehr vieler Einwohner herbeizuführen wäre. Er empfiehlt in kurzer Ausführung thätige Fürsorge für Erziehung und Unterricht, Freiheit der Presse, Gerechtigkeit in dem Verfahren des Staats, Erhaltung bürgerlicher Freiheit, Erhöhung des Selbstgefühls der Bürger, Beförderung und freigebige Ausstattung gemeinnütziger Anstalten, Vertrauen zum Volk.

Gewiß enthält diese Schrift viele treffende Beobachtungen, viele schöne und bedeutungsvolle Ideen und auch, wo sie im Einzelnen Widerspruch anregen mag, wird sie doch zu weitern, fruchtbringenden Betrachtungen führen. Jedenfalls hat der Verf. einen sehr richtigen Weg zum Ziele gewählt und es ist zu wünschen, daß er von ihm und Andern recht oft und eifrig betreten werde. 57.

Moderne Liebe. Roman von Julian Chownitz. Posth, Kilian u. Comp. 1840. Gr. 12. 1 Thlr.

Der Verf. erzählt uns in einem Vorwort voll gewaltsamen Witzes, daß dieser Roman das Product einer achttägigen Arbeit sei. Mit allem Respect vor einer solchen Federfertigkeit können wir nicht sagen, daß wir dem unausgetragenen Kinde seiner Muse besondern Geschmack abgewonnen hätten; denn obgleich wir an den acht Tagen Zweifel hegen, so zeigt sich die Spur der Flüchtigkeit nur allzu sehr in diesem Product. Es mag sein, daß der Verf. wirklich ethische Intentionen bei einem Gemälde hatte, das uns nur vernachlässigte sittliche Bildung zeigt; allein diese Intentionen sind versteckt und das unsittliche Element überdeckt sie beiweitem. Cäsar ist ein in seinem Grunde verdorbener Charakter, und wir zweifeln, ob das Leben, das Unglück oder sein Engel ihn retten könne. Wäre die Verachtung des Weibes die einzige Sünde seines selbstgeschaffenen Wahnes, so möchte seine Besserung annehmbar sein; allein das Verderben liegt tiefer. Der Verf., eine gewandte Feder, huldigt dem beliebten Sichgehenlassen etwas allzu sehr; wir haben ihm Intentionen zuerkannt; aber er muß seiner eigenen Bestrebung etwas treuer bleiben, wenn er sie verwirklichen will. Er legt mit großer Leichtigkeit an, erfindet mit Frische und Glück, erzählt belebt und rasch und stürzt gleichsam durch die Begebenheit dahin. Allein alles bleibt Skizze, er gibt sich selbst über nichts Rechenschaft, tieft nirgend aus und folgt zu sehr der Verführung eines leichtfertigen Styls. Hierin liegt es, daß seine Arbeit ein frivoleres Ansehen gewinnt, als es eigentlich seine Meinung ist, und daß ihr Verdienst rascher und talentvoller Erzählung minder gewürdigt wird. Wo eine gute Anlage sichtbar wird, da haben wir stets Neigung, sie vor ihrem Abwege sicherzustellen. Wir rathen dem Verf. daher zu einer ruhigern Behandlung seines Stoffs, zu größerm Ernst und besserer Würdigung seines eigenen Talents; denn wenn es wirklich, wie es scheint, Grundsatz bei ihm ist, alle Prüfung zu beseitigen und seine Feder gehen zu lassen, wohin sie will, so würden wir ihn verloren geben. Es fehlt ihm nicht an Reflexion, Lebenskenntniß und Geschick; allein die erste streift auf der Oberfläche hin, die zweite hat eine kranke, gallsüchtige Anlage und mit dem letzten treibt er Misbrauch. 39.

Bibliographie.

Anthologie aus den Poesieen von Sophie Albrecht. Erwählt und herausgegeben von F. Clemens. Mit 1 Portrait und 1 Vignette. Gr. 12. Altona, Hammerich. 1 Thlr.

Angely, L., Neuestes komisches Theater. 3ter Band. 8. Hamburg, Berendsohn. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Benedix, R., Gedenkbuch für das Leben. Mit Randzeichnungen von Levi Elkan. Kl. 4. Wesel, Bagel. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Betrachtungen eines Militairs über einen bevorstehenden Krieg zwischen Deutschland und Frankreich. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 20 Ngr. (16 Gr.)

Bolzano's Wissenschaftslehre und Religionswissenschaft in einer beurtheilenden Übersicht. Eine Schrift für Alle, die dessen wichtigste Ansichten kennen zu lernen wünschen. Gr. 8. Sulzbach, v. Seidel. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Burmeister, C. C. H., Die Bürgersprachen und Bürgerverträge der Stadt Wismar. Zum ersten Male vollständig herausgegeben. Gr. 4. Wismar, Schmidt u. v. Cossel. 1840. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Clemens, F., Leben Napoleon Bonaparte's. Erste Periode. Von seiner Geburt bis zum Kaiserthum. 16. Hamburg, Berendsohn. 1840, 41. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Mémoires et lettres inédits du Chevalier *de Gentz*. Publiés par *G. Schlesier*. In-8. Stoutgart, Hallberger. 3 Thlr. 15 Ngr. (3 Thlr. 12 Gr.)

Glaser, J. C., Die Metaphysik des Aristoteles nach Composition, Inhalt und Methode dargestellt. Gr. 8. Berlin, Trautwein. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

— —, M. C., Ueber Gemüths-Bewegungen und Leidenschaften. Ein wissenschaftlicher Versuch in deren Benennung und Begriff. 8. Sulzbach, v. Seidel. 1840. 11¼ Ngr. (9 Gr.)

Greverus, J. P. C., Würdigung der Iphigeneia auf Tauris des Euripides mit Rücksicht auf die Bearbeitung Goethe's nebst Bemerkungen über den griechischen Text. Gr. 4. Oldenburg. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Der fliegende Holländer. Zauberposse mit Gesang in drei Aufzügen. Auf dem zweiten Theater in Hamburg 40 Mal nach einander mit immer steigendem Beifall aufgeführt. Gr. 12. Hamburg, Berendsohn. 10 Ngr. (8 Gr.)

Kock, C. P. de, Der Mann aus den Zeiten der Republik, des Kaiserreichs und der Restauration. Aus dem Französischen von Ed. Brinckmeier. 4 Bände. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 3 Thlr.

Lengerke, A. v., Landwirthschaftliche Statistik der deutschen Bundesstaaten. 2ter Band. 2te Abth. Gr. 8. Braunschweig, Westermann. 4 Thlr.

Lorenz, Wilhelmine, Schloß Tornitz. Romantisches Gemälde aus dem siebzehnten Jahrhundert. 2 Theile. 8. Leipzig, Wienbrack. 2 Thlr. 15 Ngr. (2 Thlr. 12 Gr.)

Mühlbach, L., Bunte Welt. Roman. 2 Bände. Mit 1 Musikbeilage. 8. Stuttgart, Krabbe. 3 Thlr.

Müller, A., Die deutschen Auswanderungs-, Freizügigkeits- und Heimaths-Verhältnisse. Eine vergleichende Darstellung der darüber in den Staaten des deutschen Bundes besonders in Östreich, Preußen und Sachsen bestehenden Verträge, Gesetze und Verordnungen, zugleich mit literärischen Nachweisungen und Bemerkungen für die Gesetzgebungs-Politik. Zur Selbstbelehrung für deutsche und ausländische Staatsbürger jeden Standes. Gr. 8. Leipzig, Wienbrack. 2 Thlr. 7½ Ngr. (2 Thlr. 6 Gr.)

— —, R., Der Streit der Gegenwart in religiöser, ethischer und politischer Hinsicht, mit Beziehung auf Vergangenheit und Zukunft entwickelt und dargestellt. Herausgegeben und bevorwortet von F. Richter. Gr. 8. Berlin, Richter. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Nanz, K. F., Der Pietismus in Württemberg. Eine historische Skizze. 8. Stuttgart, Etzel. 11¼ Ngr. (9 Gr.)

Penseroso, Die Verwandten in Copenhagen. Novelle. 3 Bände. 8. Leipzig, Wienbrack. 4 Thlr.

Phantasien nach Aledge's Urania. Ein poetischer Versuch nach derselben. Kl. 8. Leipzig, Wienbrack. 10 Ngr. (8 Gr.)

Prutz, R. E., Der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Literatur. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 2 Thlr.

Soulié, F., Die Eisenhütte. Aus dem Französischen von W. Schultze. 2 Theile. 8. Braunschweig, G. C. E. Meyer sen. 2 Thlr.

Spindler's, C., sämmtliche Werke. 60ster, 61ster Band. Enthält: Mancherlei. I., II. — Auch u. d. T.: Mancherlei. Von C. Spindler. 2 Bände. 8. Stuttgart, Hallberger. 3 Thlr. 7½ Ngr. (3 Thlr. 6 Gr.)

Werg, A., Der Freigraf. Eine Erzählung aus den Zeiten der heimlichen Gerichte. 8. Berlin, Lüderitz. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Wolf, F., Über die Lais, Sequenzen und Leiche. Ein Beitrag zur Geschichte der rhythmischen Formen und Singweisen der Volkslieder und der volksmässigen Kirchen- und Kunstlieder im Mittelalter. Mit Fac-similes und Musikbeilagen. Gr. 8. Heidelberg, C. F. Winter. 3 Thlr. 20 Ngr. (3 Thlr. 16 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 152. — 1. Juni 1841.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheint außer den Beilagen täglich eine Nummer und ist der Preis für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellung darauf an, ebenso alle Postämter, die sich an die königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig oder das königl. preußische Grenzpostamt in Halle wenden. Die Versendung findet wöchentlich zweimal, Dienstags und Freitags, aber auch in Monatsheften statt.

Was soll unserer Jugend die Bekanntschaft mit dem Staatswesen des classischen Alterthums.

Der nicht blos als gelehrter Schulmann, sondern auch in mehrfachen andern Beziehungen rühmlichst bekannte Professor Christian Friedrich Wurm am Gymnasium zu Hamburg hat als derzeitiger Rector desselben in dem diesjährigen, in Hamburg, wie es scheint, zum ersten Male in deutscher Sprache abgefaßten Osterprogramm einen Gegenstand zur Sprache gebracht, der sowol wegen seines allgemeinen Interesses, wie in Rücksicht der ganzen Art und Weise der Auffassung, Darstellung und Durchführung auch in weitern Kreisen verbreitet zu werden verdient, und unzweifelhaft die Beachtung finden wird, auf welche er den gerechtesten Anspruch hat.

Was soll — sagt der Verfasser — unserer Jugend die Bekanntschaft mit dem Staatswesen des classischen Alterthums? Unserer Jugend, ich meine ganz speciell die Jugend unseres Freistaats, und zwar, sofern sie, nach durchlaufenem Curses der Gelehrtenschule, dem Gymnasium zum Zweck der weitern Vorbereitung für die Facultätsstudien anvertraut wird. In diesem Sinne, scheint es mir, an der Zeit, die Frage, die mein Beruf mir nahe gelegt hat, auch öffentlich zur Sprache zu bringen.

Der Sprachgebrauch (dem wir seine Geltung möglichst erhalten wollen) bezeichnet die Bestimmung des Gymnasiums, die vermittelst der öffentlichen Vorlesungen dem Publicum gewidmet ist, als eine „gemeinnützige". Der Bestand unserer Anstalt aber in ihrer gegenwärtigen Einrichtung und ihre unverkümmerte Wirksamkeit ist auf die Dauer wesentlich dadurch bedingt, daß auch die andere, die ursprüngliche und frühere ausschließliche Bestimmung derselben als eine zweckmäßige und nützliche von der allgemeinen Überzeugung sich bewähre. Und in dieser Beziehung sind die Voraussetzungen nicht sehr klar, denen man im Gespräch hin und wieder in den Tagblättern begegnet. Wenn auf dem Gymnasium Dasselbe getrieben wird, was die Schule, oder Dasselbe, was die Universität lehrt: wozu dann eine besondere Anstalt? Ist's aber etwas Anderes, was mag es denn eigentlich sein?

Die Wahrheit zu sagen, es fehlt dem Publicum nicht sowol der Maßstab für ein Urtheil, als vielmehr die Grundlage dazu, die Kunde von Dem, was wirklich geschieht. Es liegt dies theils in der Natur der Sache, theils aber auch liegt es an unsern Gewohnheiten. Alljährlich ein (lateinisches!) Programm, mit den Überschriften der Arbeiten, welche von den zur Universität Abgehenden eingereicht sind, und mit dem in den W. G. Nachrichten wiederholten Lectionsverzeichniß — das ist Alles, was über die Thätigkeit im engern Kreise der Anstalt dem Publicum mitgetheilt zu werden pflegt.

Ich habe längst gewünscht, dies Schweigen zu brechen. Möge man es denn nicht unangemessen finden, wenn ich die sich darbietende Gelegenheit benutze, um meinen Mitbürgern einige Rechenschaft *) zu geben über den Gesichtspunkt, der mir bei der Erfüllung eines Theils meiner Berufspflichten durch das Zeitbedürfniß im Allgemeinen und durch die besondern Verhältnisse unserer Anstalt vorgezeichnet scheint.

Daß beim Vortrag der alten Geschichte auf dem Gymnasium fortwährend auf die Quellen zurückgegangen werden muß, daß die Schriften der Alten (und beiweitem nicht ihre historischen Schriften allein) diese Quellen bilden, daß die zum Verständniß erfoderlichen Sprachkenntnisse dabei vorausgesetzt werden müssen — das sind Dinge, die sich von selbst verstehen.

„Also die Alten, und immer wieder die Alten!" Allerdings, ungeachtet mir nicht verborgen ist, mit welcher entschiedenen Ungunst in unsern Tagen das größere Publicum die Beschäftigung mit den Alten betrachtet. Denn ich trage nicht das geringste Bedenken, diese Stimmung des Publicums lediglich für die Folge eines Mißverständnisses zu erklären. Diese Überzeugung, weit entfernt nur aus individuellen Eindrücken zu entspringen, stützt sich mir vielmehr darauf, daß ich nie, und unter keinem Volke, einen Mann angetroffen habe, der die Alten gekannt und sie doch nicht hochgeschätzt hätte.

Übrigens ist jene weitverbreitete Ungunst des Publicums keineswegs unerklärlich. Sie rührt, soweit meine Beobachtung reicht, vornehmlich von zwei Ursachen her: 1) von der maßlosen Überschätzung der Alten, die man auf Kosten aller andern Bildungsmittel hat geltend machen wollen; 2) von dem Umstande, daß bei der großen Mehrzahl Derjenigen, welche die Alten zu

*) Ich weiß recht wohl, wie stolz Einer bei dem alten Komiker singt („Wespen", 567): „und Keinem legen wir Rechenschaft ab; nicht wir; doch wissens die Andern". Ich schätze die Lehrfreiheit, deren wir genießen und die uns zukommt, und liebe die Unabhängigkeit so sehr als Einer; aber gesichert scheint mir nur die Unabhängigkeit, die sich der Controle des öffentlichen Urtheils nicht entzieht.

kennen glauben, diese Bekanntschaft auf die Schulzeit beschränkt, in reifern Jahren nicht erneuert und deshalb auch die Erinnerung mit fremdartigen Eindrücken vermischt ist.

Wenn man die Vertrautheit mit den alten Classikern für die Gebildeten unentbehrlich hielt, so hatte diese Behauptung einen Sinn in den Zeiten, als die Völker des neuern Europa noch keine selbständige Nationalliteratur besaßen. Es ist uns nicht ganz leicht, uns in jene Zeiten zurückzuversetzen. Die Erinnerung an die gelehrten Frauen des 16. Jahrhunderts dient am ehesten dazu, uns das Verhältniß anschaulich zu machen. Ein scharfsinniger Schriftsteller *) hat seine Landsleute über den Untergang der classischen Bildung bei dem spätern Frauengeschlecht getröstet und bei dieser Gelegenheit treffende Wahrheiten gesagt: — „Wer zur Zeit Heinrich's VIII. oder Eduard's VI. nicht Griechisch und Latein las, der konnte Nichts lesen, oder wenig mehr als Nichts. Das Italienische war die einzige Sprache, von der man sagen konnte, sie besaß eine eigene Literatur. England hatte noch nicht Shakspeare's Dramen, noch die „Fairy queen"; Frankreich noch nicht seinen Montaigne; Spanien noch keinen „Don Quixote". Wenn man eine wohlausgerüstete Sammlung durchgeht, wie wenig englische und französische Bücher findet man, die bereits vorhanden waren, als Lady Jane Gray und die Königin Elisabeth unterrichtet wurden. Chaucer**), Gower, Froissart, Comines, Rabelais — das ist fast Alles. Eine Frau mußte also entweder keine, oder eine classische Bildung erhalten. Bei welchem Trauerspiel konnte sie weinen, bei welchem Lustspiel lachen, wenn in ihrem Bücherschatz die Bühnendichter des Alterthums fehlten?"

Diese Betrachtung hat ohne Zweifel etwas Überraschendes. Für Viele mag sie den Reiz der Neuheit haben. Nicht minder wahr, aber geläufiger sind uns die folgenden Bemerkungen: „Ohne die Kenntniß einer der alten Sprachen konnte Keiner deutliche Kunde haben von Dem, was in der politischen, der literarischen, der religiösen Welt vorging. Das Latein war im 16. Jahrhundert Alles, und mehr noch, als im 18. das Französische. Es war die Sprache der Höfe sowol als der Schulen. Es war die Sprache der Diplomatie, der theologischen und der politischen Controvers. Wer nicht Latein verstand, der war ausgeschlossen von aller Bekanntschaft, nicht allein mit Cicero und Virgil, nicht allein mit gewichtigen Erörterungen des kanonischen Rechts oder der Scholastik, sondern mit den interessantesten Denkwürdigkeiten, Staatsschriften und fliegenden Blättern seiner Zeit; selbst die gefeierte Poesie der Zeitgenossen, selbst ihre glücklichsten Einfälle über die Zeitereignisse waren ihm unzugänglich; selbst Buchanan's Lobgedichte, Erasmus' Gespräche, Hutten's Episteln. Dies ist nicht mehr der Fall. Jedes politische, jedes religiöse Interesse wird in den lebenden Sprachen durchgesprochen. Die großen Werke des atheniensischen und römischen Geistes sind noch, was sie waren. Aber wenn gleich ihr absoluter Werth unverändert bleibt, so ist doch ihr relativer Werth, im Verhältniß zum gesammten Geistesreichthum der Menschheit, fortwährend gefallen. Sie waren das ganze geistige Erbtheil unserer Vorväter; sie sind nur ein Theil unserer Schätze. Wir glauben nicht eines Mangels an Ehrfurcht uns schuldig zu machen für die großen Völker, denen die Menschheit Kunst, Wissenschaft, Geschmack, bürgerliche und geistige Freiheit verdankt, wenn wir sagen, mit dem Pfunde, das sie uns anvertraut, ist so trefflich gewuchert, daß die anschwellenden Zinsen den Hauptstuhl übersteigen."

Man sieht, hier spricht ein Freund der Alten. Die Überschätzung, gegen die er kämpft, mußte zu einem Rückschlag in der öffentlichen Meinung führen. Billigerweise hätte dieser aber nur die Gelehrten treffen müssen, die sich selbst das Monopol der Bildung anmaßten, indem sie die Kenntniß der Alten als einzige Grundlage aller Bildung ausposaunten. Es ist zu hoch am Tage, um ein solches Monopol mit einiger Hoffnung auf Erfolg zu Markte zu bringen. Wer heutzutage nur den lateinisch und griechisch Gelehrten echte Bildung zugestehen will, der setzt sich mindestens dem dringenden Verdachte aus, daß er selbst Nichts weiter wisse als Latein und Griechisch. Aber anstatt die Bescheidenheit der Gelehrten zu bezweifeln, bezweifelte man den Werth der Alten. Gewiß, es war nicht sehr logisch; doch war der Unwille verzeihlich, wenn Einer sich selbst nicht eben schlechter wußte als uns Andere, denen die Schule die Sprache der Alten ins Gedächtniß, denen die Vertrautheit der reifern Jahre die Liebe zu den Alten ins Herz gepflanzt hat. Aber bei einigem Nachdenken sieht Jeder, daß die Überschätzung (ob sie nun auf übertriebenem Respect für das eigene Wissen, oder auf wirklicher Hingebung beruht) den wahren Werth der Alten nicht im Mindesten berühren kann.

Die Behauptung von der Unentbehrlichkeit der Alten tritt noch verletzender auf, wenn sie nicht nur als allgemeines Bildungsmittel, sondern als die beste, sittliche Vorschule fürs Leben einzig in ihrer Art sein sollen. Daß ihre Schriften reich sind an Lehren der Weisheit und Tugend, an Schilderungen von Männerstolz und Seelengröße, wer hat es geleugnet? Aber hilf Himmel, wenn wir erst von den Alten zu lernen haben, wie man die Ältern ehren, ein Hauswesen regieren, dem Vaterlande dienen soll!

Und gerade zur Erweckung des Bürgersinns, der Vaterlandsliebe hat man ihre Schriften als unfehlbares Mittel angepriesen. Schade nur, daß sie's nicht sind, noch mehr Schade, daß die Geschichte unseres eigenen Volkes den leidigen Gegenbeweis liefert. Oder jene gehorsamen Diener der Rheinbundfürsten, Jene, die unbekümmert um die Vernichtung der Verfassungen, um den Sturz des Reiches, um die Schmach des deutschen Namens, dem Herrendienst und dem „Bauchdienst" fröhnten, Werkzeuge rechtloser Willkür, sollten sie nicht auf Schulen den Tacitus gelesen haben? Ihre Schulzeugnisse weiß ich freilich nicht beizubringen; aber sollten nicht Manche von ihnen in humanioribus wohl bewandert gewesen sein? Wiederum aber, als endlich unser Volk sich ermannte, als die zurückgedrängte Flut deutscher Gesinnung wieder zu strömen begann, als die Jugend die goldenen Zeichen von Freiheit, Ehre, Vaterland in ihre Fahnen schrieb; will man das etwa, kann man es für classische Reminiscenz ausgeben?

Kurz vor der Schlacht von Austerlitz ließ Niebuhr einen deutschen Auszug der ersten Philippischen Rede drucken. Im Vorwort sagt er unter Anderm: „Demosthenes hat Vieles gesprochen, was eine schwergefährdete Zeit für sich vernehmen, sich daran erbauen und dadurch belehren sollte. Wenn das nicht geschieht, so haben wir in diesem Jahrhundert die philologischen Studien nutzlos ausgebreitet, und die Vervielfältigung der Classiker in Hunderttausenden von Exemplaren klagt unsere Zeit nur an, daß, was sie schafft, ganz äußerlich bleibt."

Es war eine schlechte Zeit, der Niebuhr den Spiegel vorhielt. Doch trifft der Vorwurf, wenn mich nicht Alles täuscht, zugleich alle Vorstellungen von einer unfehlbaren Wirkung dieser oder einer andern Lectüre, als eines sittlichen Bildungsmittels. Erstaunlich gering ist der Einfluß auf das Handeln, den das aus Büchern Erlernte auszuüben pflegt. Die Einsicht fördert es wol; aber kommt es denn in Augenblicken ernster Entscheidung auf die Einsicht allein an, oder zumeist auf die Einsicht? Da muß Ehrgefühl, Gewissen, Gottesfurcht das Beste thun. Und wenn einmal vom Einfluß des früh Erlernten die Rede

*) In einer Anzeige von Montagu's „Bacon", im „Edinburgh review", Nr. 133, S. 10 (Juli 1837). Man hat Lord Brougham den Aufsatz zugeschrieben; er ist aber von J. Babington Macaulay (dem jetzigen Kriegssecretair).

**) Ich möchte doch zweifeln, ob Lady Jane Gray den Chaucer gelesen. Nicht daß er es nicht neben den Alten verdient hätte; denn er möchte im guten Ernst (nicht nur wie Ennius halb im Scherz) alter Homerus heißen. Aber der Nimbus der Classicität umfließt am spätesten die einheimischen Namen. Dasselbe Verhältniß gilt natürlich auch für die Anfänge des deutschen Schriftwesens.

sein soll, so bekenn' ich mich zu dem einfältigen Glauben, daß ein einfacher Bibelspruch häufiger einen Menschen vom Übelthun zurückgehalten hat, als alle Sentenzen der Classiker; die moderne Weisheit geb' ich in den Kauf.

So viel von der Unfehlbarkeit, die zugleich für die Unentbehrlichkeit des Mittels zeugen sollte. Ist es darum überflüssig? Liegt denn nicht zwischen dem Unentbehrlichen und dem Überflüssigen, in vielfachen Abstufungen, das Nützliche?

Wenn irgend Einer, so war Luther durchdrungen von dem Bewußtsein, wie überwiegend für die Förderung seines eigensten Werkes die Kunde der alten Sprachen, in ihrer Anwendung auf die Schrifterklärung, sich bewährt. Sollte die freie Forschung, die er mächtig angeregt, nicht wieder dem blinden Autoritätsglauben weichen, sollte der eröffnete Lebensquell nicht im Sande einer unerquicklichen Beschränktheit versiegen, so war er aufs lebhafteste überzeugt, daß auf diesem Wege fortgeschritten werden müsse. So waren ihm denn die Sprachen „die Scheide, darin das Schwert des Geistes steckt". Doch war er sehr weit entfernt, bei dieser Anwendung stehen zu bleiben. Wie ernstlich ermahnt er die Rathsherren aller Städte Deutschlands (1524), Schulen einzurichten, nicht allein für den Zweck, der ihm über Alles ging, sondern auch für die Kenntniß der Alten. „Darnach die Poeten und Oratoren, nicht angesehen, ob sie Heiden oder Christen wären, griechisch oder lateinisch." Wie grimmig ist er darüber, daß er seine Jugend bei der unfruchtbaren Scholastik verloren. „Ja, wie leid ist mir's jetzt, daß ich nicht mehr Poeten und Historien gelesen habe, und mich auch dieselben Niemand gelehrt hat. Und habe dafür müssen lesen des Teufels Dreck, die Philosophen und Sophisten, mit großen Kosten, Arbeit und Schaden, daß ich genug habe daran auszufegen." Sein Schulplan ist ein umfassender; die „freien Künste", die Musik, Mathematik, sollen nicht darin vermißt werden. Das Vorbild der Alten, das Ziel und die Frucht ihrer Erziehung, schwebt ihm lebhaft vor Augen. Was die griechische Jugend lernte, scheint „eitel Kinderspiel", „dadurch doch wundergeschickte Leute daraus geworden, zu allerlei hernach tüchtig". Ähnlich hat die Stadt Rom ihre Söhne ausgestattet, „darnach alsbald in den Krieg und Regiment, da wurden witzige, vernünftige und treffliche Leute daraus, mit allerlei Kunst und Erfahrung geschickt, darum ging auch ihr Ding von statten". *) Und nicht allein im Alterthum sollte die Jugend heimisch werden; die Vorzeit des deutschen Volkes müßte, mit gleichem Gewinn, ihrer Betrachtung dargeboten sein; schmerzlich und bitter beklagt er die Unachtsamkeit der Deutschen, wenn es sich um die Geschichten ihrer Heimat handelt. „Mit unter den vornehmsten aber sollten sein die Chroniken und Historien, welcherlei Sprachen man haben könnte; denn dieselben wundernützlich sind, der Welt Lauf zu erkennen und zu regieren, ja auch Gottes Wunder und Werk zu sehen. O wie manche feine Geschichten und Sprüche sollte man jetzt haben, die in deutschen Ländern geschehen und ergangen sind, deren wir jetzt gar keins wissen. Das macht: Niemand ist dagewesen, der sie beschrieben, oder, ob sie schon beschrieben gewesen wären, Niemand die Bücher behalten hat; darum man auch von uns Deutschen Nichts weiß in andern Ländern, und müssen in aller Welt die deutschen Bestien heißen u. s. w." So gesund hat auch in diesen Dingen des Mannes Urtheil sich erwiesen. Sein Sinn war vaterländisch; aber er wollte kein Abschließen, nicht gegen das Ausland, nicht gegen das Alterthum. „Mich wundert, warum wir nicht auch einmal sagen: Was soll uns Seide, Wein, Gewürze und der fremden ausländischen Waaren, so wir doch selbst Wein, Korn, Wolle, Flachs, Holz und Steine in deutschen Landen nicht allein die Fülle haben zur Nahrung, sondern auch die Kür und Wahl zu Ehren und Schmuck? Die Künste und Sprachen, die uns ohne Schaden, ja größerer Schmuck, Nutzen, Ehre und Frommen sind, beide zur heiligen Schrift zu verstehen und weltlich Regiment zu führen, wollen wir verachten, und der ausländischen Waaren, die uns weder noth noch nütze sind, der wollen wir nicht zu gerathen (entbehren) u. s. w." Überblicke man doch die Grundzüge von Luther's Schulplan; wie wenig wäre noch jetzt hinzuzuthun, wenn man nur mit der Zeit fortgehen will in den Richtungen, die er selbst angegeben hat. Gestehen wir uns zugleich: ein Monopol für die Alten läßt sich aus seinen Rathschlägen nicht begründen; der überwiegende Aufwand von Zeit, den man für sie in Anspruch genommen, läßt sich durch sein Ansehen nicht rechtfertigen; ebenso wenig aber kann man für eine Geringschätzung der Alten Luther's Autorität anführen. Sie waren ihm nicht das Ein' und All; nicht den Pulsschlag der Gegenwart wollt' er, aus Ehrfurcht für die Marmorbilder der Vergangenheit, zurückhalten; aber er war auch nicht gleichgültig gegen das Vermächtniß der Jahrhunderte; wohlbewahrt und wohlbenutzt sollt' es die Thätigkeit jedes kommenden Geschlechts ermuntern; denn, verbunden mit Dem, was der Fortgang der Zeiten heischt, erschien ihm das Studium der Alten auch als treffliche Vorschule fürs praktische Leben.

Seitdem sind wir um drei Jahrhunderte vorwärtsgeschritten. Sollte seiner Ansicht wol eine nationale Gesinnung in unsern Tagen widerstreiten? Sollte Denjenigen, die für die Vorzeit des deutschen Volkes am stolzesten fühlen, die am schwersten zürnen über Jedes, was wir eingebüßt, die uns am eifrigsten anspornen, den alten Ruhm, die alte Macht wieder zu gewinnen, — sollte ihnen das Studium der Alten eine Thorheit sein? Unter den Männern dieser Gesinnung, und, ich meine, nicht unter den Letzten aus ihren Reihen, wäre Ernst Moritz Arndt zu nennen. Schlagt sein jüngstes Buch auf; er läßt sich seine Alten nicht nehmen. In Freud' und Leid haben sie ihn auf bewegter Lebensbahn begleitet.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Merkwürdig, mit welcher Sicherheit Luther darauf zählt, daß wohlgeübte Kräfte aus der Schule der allgemeinen Bildung, auch ohne speciellere Vorbereitung für ein Lebensgeschäft, im praktischen Leben leicht heimisch werden und tüchtig eingreifen würden. Die englischen Universitäten sind bekanntlich ganz auf diese Voraussetzung gebaut; sie würden ihre Einrichtungen nicht bis heute behauptet haben, wenn die Erfahrung jene Annahme widerlegt hätte.

Starozytności Galicyjskie zebrał i wydał *Zegota Pauli*. (Galizische Alterthümer, gesammelt und herausgegeben von Zegota Pauli.) Lemberg 1840.

Die Polen haben erst in neuerer Zeit angefangen, den in ihrem Vaterlande zerstreuten Überresten einer glorreichen Vorzeit nähere Aufmerksamkeit zu widmen und dieselben vor dem Untergange zu sichern. Beschreibungen und Abbildungen solcher historischer Denkmäler fehlen in der polnischen Literatur fast noch gänzlich, nur hin und wieder begegnet man dergleichen in den neuesten Zeitschriften. Um diese sehr fühlbare Lücke in der Literatur wenigstens zum Theil auszufüllen, hat Zegota Pauli, der seine Befähigung dazu schon durch mehre treffliche Schriften bekundet hat, ein Werk vorbereitet, in dem er sämmtliche historisch wichtige Denkmäler Galiziens zu beschreiben und allgemeiner bekannt zu machen gedenkt. Ein Probeheft dieses großen Werkes, mit 20 Lithographien illustrirt, liegt vor uns. Das meiste historische Interesse gewähren in demselben die Abbildungen und Beschreibungen alterthümlicher Waffen, Werkzeuge und Urnen, welche in den heidnischen Mogilen (Grabhügeln) aufgefunden worden sind und in der sehr schätzbaren Ossolinski'schen Sammlung in Lemberg einen Platz gefunden haben. Neben ihnen stehen Biographien berühmter Polen, deren Grabmäler, Bildsäulen oder Bildnisse in Galizien befindlich sind. Die Biographien sind mit Sorgfalt nach sicheren Quellen abgefaßt. Unter andern begegnet man hier der Geschwister Oswiecim, welche durch ihre unglückliche Liebe in ganz Polen bekannt sind. Im Anfang des 17. Jahrhunderts lebte Stanislaw Oswiecim, aus einem angesehenen Geschlechte ent-

sprossen und wegen seiner Tapferkeit und Geistesbildung am Hofe Wladislaw's IV. sehr wohl gelitten. Dieser entbrannte in so heftiger Liebe gegen seine Stiefschwester Anna, daß er eine Reise nach Rom unternahm, um vom Papste die Erlaubniß zur Ehescheidung seiner Schwester einzuholen. Aber die unerwartete traurige Nachricht von dem glücklichen Erfolge seiner Bemühungen tödtete die Geliebte und ihr folgte der trostlose Bruder bald ins Grab nach. Eine Vorstellung davon, wie mit den historischen Reliquien in Polen umgegangen wird, erhält man durch des Verfassers Beschreibung des in Krosno in Galizien befindlichen Grabmals dieser Geschwister. Von Anna's Leichnam ist nur noch der Schädel und ein Theil der Gebeine vorhanden, weil jeder Reisende, deren eine große Anzahl jährlich das Grabmal besucht, ein Andenken mitzunehmen pflegt, und vor nicht langer Zeit befand sich in Lemberg die Hälfte eines bräunenen, stark vergoldeten Stirnbandes, das der habsüchtige Kirchendiener von dem Haupte der Anna abgenommen und zerbrochen hatte. Ferner bringt das vorliegende Heft eine Biographie der Sultanin Roxolane, Gemahlin Soliman's II., die nach des Verfassers Annahme aus Galizien (der Rus) stammt, worauf schon der Name hindeutet. Sie wäre hiernach eine Tochter eines russischen Geistlichen in dem Städtchen Rohatyn und im Anfange des 16. Jahrhunderts von den Tataren aus ihrem Vaterlande geraubt worden. Inmitten der Intriguen am türkischen Hofe, an dem sie bekanntlich einen großen Einfluß ausübte, gedachte sie doch ihres Vaterlandes, und auf ihre Verwendung bestätigte Soliman 1532 von neuem die mit Polen eingegangenen Verträge, verbot sogar dem Khan der Krim Sahibgiraj das polnische Land zu verwüsten. Zu einigen Biographien hat der Verf. nicht unbefangen genug die Quellen studirt. Die Hinrichtung des Samuel Zborowski, eines angesehenen Edelmanns, schreibt er der Rachsucht des Großkanzlers Zamoyski allein zu, während doch erwiesen ist, daß Zamoyski durch Aufopferung des in ungestümen Trotz gegen Stephan Batori verharrenden Zborowski dem Gesetz Ansehen zu verschaffen gedachte. Ebenso wenig kann die Biographie des der Reformation zugethanen Kanonikus Orzechowski befriedigen. Da der Verf. aber sonst sehr gründliche Studien zu dem beabsichtigten Werke gemacht hat, so ist zu wünschen, daß er zur Herausgabe desselben hinlängliche Unterstützung finde. 7.

Literarische Notizen.

Die Bühnenstücke des Hrn. Empis, welche, ohne gerade rauschenden Beifall auf dem Theater zu finden, doch wohl aufgenommen wurden und im Repertoir der Bühnen Platz genommen haben, erschienen unter dem Titel: „Théâtre de A. St.-Empis" (Paris, 2 Bde.). Seine Dramen fesseln die Aufmerksamkeit und vielleicht die des Lesers noch mehr als des Zuschauers; es bedarf wenigstens eines sehr intelligenten Zusammenspiels, wenn sie auch auf der Bühne Wirkung machen und nicht kalt erscheinen sollen. Ihr Gang ist im Allgemeinen einfach und natürlich, die Auflösung des Knotens wenn auch unerwartet, doch nicht gezwungen. Einige von ihnen, z. B. „La mère de la mariée", „Une liaison" ꝛc., sind Sittengemälde voll Wahrheit und Natur. Mehr Dramen als Lustspiele, weisen sie das komische Element, welches überhaupt des Verfassers starke Seite nicht zu sein scheint, in den Hintergrund. Er prüft die Gesellschaft von einem ernsten Standpunkt; er sondirt ihre Wunden und Moralist, nicht als bösartiger Tadler. Er ist der gewaltsamen und zügellosen modernen Schule durchaus nicht angehörig, und es gehört jetzt offenbar mehr Muth und Originalität dazu, einfach moralisch statt pikant unmoralisch zu schreiben. Es konnte dem Schwülste der Lohenstein'schen Schule gegenüber die Nüchternheit der Gottsched'schen eine Zeit lang als Verdienst und Originalität gelten. Die historischen Stücke des Hrn. Empis sind viel schwächer als diejenigen, deren Stoff dem socialen Leben entlehnt ist; besonders fehlt es ihnen an Localfärbung, ein Vorwurf, welcher alle historischen Dramen der Franzosen und unter anderen auch Scribe's neues und gern gesehenes Bühnenstück „Das Glas Wasser" in reichlichem Maße trifft. Es ist eben die Tugend und das Laster des Franzosen, daß er überall nichts weiter sein kann oder will als Franzose und zwar in der engherzigsten Bedeutung und Form.

Während die deutsche Kritik sich darin gefällt, boshaft, skeptisch, zerstörend und terroristisch aufzutreten, wird die französische im Allgemeinen immer gläubiger und gemüthlicher. So zeigt ein französisches Journal die neue französische Übersetzung der in Deutschland kaum noch gelesenen „Messiade" mit folgenden bequemen Phrasen an: „Das eigenthümliche Genie Klopstock's besteht darin, daß es den Leser zwingt, zu sich selbst zu kommen und sich über Das, was er jenseits hofft oder fürchtet, zu befragen. Der glänzenden Copie, welche die Frau Baronin von Carlowitz in französischer Sprache von diesem Meisterwerke geliefert hat, haben wir es zu danken, daß sich das französische Publicum dieses Meisterwerks, wovon der Verleger eine zweite Auflage vorbereitet, zum ersten Male erfreuen kann. Was ist die „Messiade" anders als die ohne Aufhören dem Leser vor Augen gerückte Bestimmung des ganzen Menschengeschlechts? Die französische Akademie hat dies anerkannt, als sie Klopstock unter die Zahl ihrer Ehrenmitglieder aufnahm, und doch kannte sie damals das Gedicht nur durch den Ruf, den es in Deutschland hatte. Alle frühern Übersetzungen gaben von dem Original nur eine unvollkommene oder bizarre Idee. Das einfache Verständniß des Sinnes und der Worte reicht nicht hin; der Übersetzer bedarf auch nothwendig der dichterischen Begeisterung. Mit einer in ihren Formen so regelmäßigen Sprache wie die unsrige, welche Hindernisse hat man da nicht zu besiegen? Wo soll man alle Ausdrücke finden, um diese so zarten und feinen Ideen, diese urplötzlichen und erhabenen Inspirationen, diese Absprünge der Einbildungskraft wiederzugeben, welche uns in eine von Wolken umgebene Welt versetzen? Wohlan! diese Absprünge und Wolken sind in der doch immer treuen Übersetzung der Frau von Carlowitz verschwunden!" 5.

Literarische Anzeige.

Schriften von Ernst Schulze.

Neu erscheint soeben in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vermischte Gedichte von Ernst Schulze.
Zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1⅓ Thlr.

Von **Ernst Schulze** sind ferner bei mir erschienen:

Sämmtliche poetische Werke. Neue Auflage. 4 Bände. 8. 6 Thlr. Mit 16 Kupfern 8 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 16 Thlr.

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in 30 Gesängen. Neue Auflage. 2 Bände. 8. 3 Thlr. Mit 8 Kupfern 4 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 9 Thlr.

Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Sechste Auflage. 8. 1 Thlr. Mit 7 Kupfern 2 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 2½ Thlr.

Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1 Thlr.

Leipzig, im Mai 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 153. — 2. Juni 1841.

Was soll unserer Jugend die Bekanntschaft mit dem Staatswesen des classischen Alterthums?

(Fortsetzung aus Nr. 152.)

Oder wollen wir ein praktisches Volk — eins, das vorzugsweise, im Sinn unserer Zeit, den Namen verdient? Den Amerikanern wird man nicht streitig machen, daß sie stark darin sind, nutzlosen Ballast über Bord zu werfen. Sind denn etwa die Besten des Volkes übereingekommen, daß das Studium der Alten für werthlos gelten soll? Vielmehr kommen uns Stimmen übers Meer her, eine nach der andern, die der classischen Literatur kräftig das Wort reden. Channing, ein Mann von hellem und scharfem Geiste und den man wol zu den ersten Prosaikern unserer Zeit, in irgend einer Sprache, zählen darf, hat, in seiner berühmten Charakteristik Milton's, diesen so hoch gestellt, weil er, von Jugend an den Classikern vertraut, ihnen nicht einseitige Bewunderung gezollt, sondern, ohne doch der frühern Neigung untreu zu werden, der Anschauungsweise anderer Völker und den großen Interessen seiner Zeit die frischeste Theilnahme gewidmet. Diese Geistesfreiheit, die Channing, im Gegensatze einer vorurtheilsvollen Überschätzung der Alten, so hoch hält, die den Alten neben dem Trefflichsten aller Zeiten und Völker die ehrende Stelle anweist, waltet auch in den Äußerungen anderer Männer aus dem Volke, das unter allen zuletzt zur Selbständigkeit gereift, am unbefangensten den Vorrath geistiger Schätze überschauen mag. Und wie warm haben sie zugleich für die Alten gesprochen! Keiner beredter als Joseph Story. Ich brauche nicht zu sagen, daß der Mann an der Spitze der Rechtsgelehrten seines Welttheils steht.

In einer seiner Festreden spricht er von den Ursachen, die, zumal in England und Amerika, die Vorstellung von der Bedeutung der classischen Gelehrsamkeit zurückgedrängt. *) „Der ungemeine Erfolg, der die Unternehmungen in der Mechanik, der Chemie, der bürgerlichen Baukunst, den Naturwissenschaften begleitet, hat auf die besten Köpfe in beiden Ländern großen Einfluß geübt. Zugleich findet sich in der öffentlichen Meinung eine entschiedene Neigung, für Alles eine praktische Anwendung zu begehren, der Gelehrsamkeit sich zu entziehen und Alles mehr empirisch zu betreiben; endlich, ein gesichertes äußeres Wohlleben den Genüssen eines rein geistigen Luxus vorzuziehen. Auf der andern Seite ist das Material dergestalt angewachsen und die kritische Kunst dergestalt erweitert, daß gründliche Gelehrsamkeit in diesem Fache ein schwer zu erreichender Preis des Strebens bleibt; und ist sie erreicht, so darf sie spät erst auf anerkennende Gunst, noch später auf äußere Belohnung hoffen. Dazu kömmt bei Gelehrten dieses Faches leicht ein von der Welt abgezogenes, schüchternes Wesen, oder ein Selbstgefühl, das wenig Rücksichten nimmt und keinen Widerspruch verträgt. Die Auszeichnungen der Welt werden ihnen seltener zu Theil und sie hegen mit besonderer Wärme gerade diejenigen Empfindungen, die im Geschäftsleben abgestumpft, wenn nicht ganz verdrängt werden. Die Hingebung an solche Studien wird oft zur ausschließlichen Leidenschaft; die Befriedigung derselben, anstatt als Mittel zum Zweck zu dienen, wird oft als Lebenszweck selbst betrachtet. Außerordentliches Glück auf einer Laufbahn dieser Art ist seltener als auf jeder andern. Kein Wunder denn, wenn die Weltklugheit des Einen und der Ehrgeiz des Andern die Mühen scheut, die arbeitvollen Tage und die durchwachten Nächte, denen nur ein ferner Lohn, nur ein geistiger Genuß verheißen ist. Solche Ursachen, in einer Zeit wie die unserige, haben mitgewirkt, wenn der Nutzen und Werth der classischen Studien in Frage gestellt worden. Es ist nicht meine Absicht, hier ihre Ansprüche zu verfechten, ihr Verdienst zu preisen. Das wäre eine Aufgabe für einen unserer gelehrten Männer. Aber mein freudiges Zeugniß für die Trefflichkeit jener Studien will ich nicht verschweigen, noch mag ich die Sehnsucht vergessen, mit der ich von den trauten Führern meiner Jugend mich trennte, um mich in eine Schule von weniger anziehenden Lehrmitteln zu begeben."

Darauf spricht der Redner von der Nothwendigkeit der alten Sprachen für Diejenigen, die sich der Gottesgelehrtheit, den Rechten, der Heilkunde widmen. Sie ist unbestritten, und was er darüber sagt, gilt für unsere Verhältnisse nicht weniger, es gilt, mit Bezug auf das römische Recht, noch mehr.

Von dem innern Werthe der alten Literatur will er nicht reden — und redet doch davon. „Ich verweile nicht bei jenen bewunderten Schriften, aus welchen, wie mit einer Himmelsstimme, die Weisheit spricht; bei den Blüten des Dichtergeistes, die ewig frisch von einem Jahrhundert zum andern blühen; bei den vollendeten Geschichtswerken, die noch jetzt den Staat über seine Pflichten und sein Geschick aufklären; bei jenen unübertroffenen Reden, welche die Nationen zu den Waffen riefen und den lauschenden Senat an den Donnerwagen der siegenden Worte fesselten. Sie sind alle jetzt in unserer Muttersprache zu lesen.

*) „Discourse pronounced before the Phi Beta Kappa Society" (Boston 1826). Ich verdanke diese Schrift der freundlichen Mittheilung von Dr. Julius. — Bekannt ist die Cause célèbre in der gelehrten Welt, zu Ende des 17. Jahrhunderts, über den Werth der alten Literatur im Vergleich mit der neuern. Der Angriff auf die Alten ging von Fontenelle und Perrault aus und ward schneidend erwidert von Sir William Temple und Swift. Perrault ward zum Widerruf gebracht. Minder bekannt ist, daß diese Controvers die Veranlassung ward zu der berühmtesten Streitschrift von Bentley. Temple hatte die ältesten prosaischen Schriften von Profanschriftstellern zugleich für die besten erklärt: Äsop's Fabeln und Phalaris' Briefe. William Wotton war beschäftigt gegen Temple zu schreiben, als Bentley gegen ihn ein Wort fallen ließ, er wolle wol beweisen, daß die beiden Bücher, die Temple so hoch gestellt, weder alt seien noch gut. Wotton drang in ihn, das Versprechen wahr zu machen, und Bentley erwies triumphirend die Unechtheit des Phalaris. („Bentley's Leben" von Monk; vergl. „North-American review", October 1836.)

Ja, wie man das Antlitz des todten Freundes aus den vereinzelten Zügen seines Bildes sich zusammensetzt — wie man im Plätschern des Baches das Rauschen des Meeres vernimmt — wie man im Zwielicht den vollen Mittagsstrahl noch ahnt."

Einen Einwurf macht unser Redner sich selbst, von dem er sagt, daß er ihn häufig vernommen, und von dem ich nicht weiter untersuchen will, diesem derselbe auch bei uns Anwendung findet. Wie kömmt es, daß Gelehrte nicht selten nachlässig und unschön, oder steif und schwerfällig schreiben, während mancher Andere, ohne alle classische Bildung, sich einen ausgezeichneten Platz unter den heimischen Schriftstellern erworben hat? Story's Antwort ist sehr bündig: die Thatsache werde nicht zu leugnen, ebenso wenig aber zu erweisen sein, daß die classische Bildung im einen Fall, der Mangel derselben im andern, als Grund jener Erscheinungen betrachtet werden dürfe. Sofort berührt er noch eine wesentliche Empfehlung der classischen Studien. „Ich leugne nicht, daß eine Literatur denkbar ist, glänzend und lehrreich, anziehend durch die Form und inhaltschwer durch Gedanken, und die keine Verwandtschaft mit der classischen hätte; daß im weiten Zeitenstrom eine solche Literatur unvermischt mit den umgebenden Sprachen ihren Lauf nehmen, daß die alte Fabel zur Wahrheit werden könnte:

Doris amara suam non intermiscent undam —

daß all ihr Eigenthümliches und all' ihre salze Bitterkeit ihr verbleiben möchte. Aber dies leugne ich, daß eine solche Nationalliteratur im neuern Europa besteht, oder in der großen Völkergemeinde, von der wir einen Theil ausmachen, an deren Leistungen in Literatur und Kunst wir durch unsere Gewohnheiten, unsere Empfindung, unsere Interessen uns anschließen. Kein Volk lebt vom Norden bis zum Süden Europas, vom Gestade der Ostsee bis zu den sonnigen Ebenen Italiens, kein Volk, dessen Literatur nicht inmitten der fördernden Lebenskeime des classischen Alterthums aufgesproßt wäre."

Merkwürdig genug scheint mir diese Stimme aus dem fernen Westen und aus dem Munde eines Mannes, dessen Ruf sich auf Leistungen gründet, die dem praktischen Gebiete angehören. Darf ich dabei erinnern, daß für die Philologen durch die größere Anzahl höherer Schulen und die Universitäten, für die Laien durch besser gelungene Übersetzungen in Deutschland besser im Ganzen gesorgt ist als in Amerika; darf ich, im Rückblick auf das Erörterte und, wie mir scheint, im Einklang mit Story's Bemerkungen, das Resultat ziehen, daß allerdings die classischen Studien, als allgemeines Bildungsmittel, weder unfehlbar noch unentbehrlich sind; daß sie aber Denjenigen, der aus dem Schulwesen irgend eines neuern Volkes ein eigenes Studium machen will; nicht fremd sein dürfen; daß endlich die Vertrautheit mit den Alten einen geistigen Genuß gewährt und einen „geistigen Luxus"*) in sich schließt, der mindestens Denen, die durch ihre Berufsbildung auf die alten Sprachen angewiesen sind, nicht zu mißgönnen, und von Denen, die der alten Sprachen nicht bedürfen, nicht geringzuschätzen ist.

Es entsteht nun die Frage, ob dieser geistige Luxus wirklich Denen zu Theil wird, welche in den Schulen Latein und Griechisch lernen? Wenn es sich so verhielte, so würde auch im größern Publicum der alte Glaube an den Werth dieser Studien nicht erschüttert worden sein. Aber es fehlt viel, daß es sich so verhielte. Von Allen, die auf Schulen die alten Sprachen erlernt, sind nur Wenige, die später im Leben aus eigener Wahl zur alten Literatur einmal zurückkehren, die auch nur Einem der Alten in derselben Weise, wie etwa einem neuern Lieblingsschriftsteller, Erheiterung, Genuß und Belehrung verdanken.

Einer und der Andere wird sich wundern, wenn ich nicht von vornherein zu Gunsten der Engländer eine Ausnahme statuire. Und ich habe Altengland nicht vergessen. Zu meinen liebsten Erinnerungen zähl' ich die Wanderjahre, die ich unter Engländern, im tagtäglichen Verkehr mit den gemeinsamen Freunden, den alten Classikern, verlebt. Doch kann ich die Ausnahme so unbedingt nicht zugeben, als man mol verlangt.

Fragt man, worauf die Meinung sich gründet, daß den Engländer die classische Literatur durchs Leben geleite, so antworten die Meisten: man sieht es schon an den Reden im Parlament. Dabei hat es gewöhnlich sein Bewenden.

Don Antonio Alcalá Galiano, der bekannte spanische Liberale, der in langer und wiederholter Verbannung nur den Wissenschaften lebte, hatte einmal angefangen bei den Cortes seinen Reden nach der englischen Gewohnheit classische Citate einzuflechten. Er und, ich glaube, Arguelles blieben fast die Einzigen, die es thaten. Im Parlament ists eine alte und stehende Gewohnheit. Aber wie viele Redner sind es denn unter der großen Anzahl, denen die glücklichen Reminiscenzen zur Hand sind? Und wo steht geschrieben, daß sie vom ganzen Hause auch nur verstanden werden? Fox soll gesagt haben, als er den Demosthenes citirt: ich will es übersetzen for the benefit of the country gentlemen, denn es ist Griechisch! Thomas Moore erzählt eine närrische Anekdote von Sheridan. Dieser sagte einmal in Bezug auf das gelehrte Citat eines vorigen Redners: „Hätte der ehrenwerthe Herr nur ein paar Seiten weiterhin zusehen wollen, er würde eine Stelle gefunden haben, in welcher sein Autor jener Ansicht geradezu widerspricht." Als er nach beendigter Rede sich wieder gesetzt, sagte einer seiner Freunde: „Wie habt Ihr Euch nur darauf so schnell besinnen können? Es ist wahr, das ist schlagend; mir wär' es nimmermehr eingefallen". Sheridan aber hatte keinen Autor citirt, hatte kein Griechisch gesprochen, sondern nur etwas weniger artikulirt als gewöhnlich, hinlängliche Ai's und Ou's, Oi's und Au's hervorgesprudelt. In guter Gesellschaft rühmte er sich später der kecken Improvisation, die das Haus für Griechisch genommen. Diese Dinge mögen in den Kreis der „Mythenbildung" gehören. Möglich; aber daß sie geglaubt werden konnten, bezeugt, daß man wohl thun wird, für die Geläufigkeit der classischen Erinnerungen sich nach andern Beweisen umzusehen.

Einen zuverlässigern Maßstab und einen günstigern Erfund als die gelegentlichen Citate im Parlamente bietet die Geläufigkeit der classischen Anspielungen in der Journalliteratur, die einflußreichen politischen Tageblätter nicht ausgenommen. Ich bin auch weit entfernt, die Thatsache in Abrede zu stellen *), daß man unter den Engländern häufiger Solche antrifft, die der classischen Literatur im Leben nicht ganz entfremdet werden. Aber wer die Verhältnisse in Erwägung zieht, der wird billigerweise zugeben müssen, daß nicht den Schulen in England ein Verdienst zukömmt, das man den gelehrten Schulen Deutschlands zur Nacheiferung vorhalten könnte. Denn man muß in Betracht ziehen, 1) daß auf den englischen Universitäten nicht Facultätsstudien getrieben werden, sondern daß auch hier neben der Mathematik die Classiker vorwalten **), wodurch denn

*) Intellectual luxury ist Story's Wort. Erinnern wir uns, daß der Luxus Sache des Geschmacks und tadelnswerth nur dann ist, wenn er mit Hintansetzung Dessen getrieben wird, was als nützlich und nothwendig und als Pflichtgebot erscheint.

*) Ungeachtet sie öfters bestritten ist, z. B. in einem Aufsatze im „Westminster review", Juli 1835 (von Dr. Southwood Smith), der seiner Zeit viel Aufsehen machte, weil man ihn durch Bentham's Autorität veranlaßt glaubte, der aber freilich Alles übertreibt und auf die Spitze stellt. Da heißt es unter Anderm: „Nicht Einer von Tausend ließ einen lateinischen Autor seinem Inhalt zu lieb, nicht Einer von Zehntausend einen griechischen; die Wenigen, die eine vollständigere Kenntniß der alten Sprachen erwerben, oder zu erwerben scheinen, sind just Diejenigen, die einen Autor nie zu anderm Zweck studiren, als um mit Accenten, Quantitäten und Partikeln herumzuhantieren (to haberdash) u. s. w."

**) Fast das Seltsamste für uns bei der Disciplin dieser Universitäten (von der wir uns überhaupt nur mit Mühe einen richtigen Begriff bilden) ist dies, daß das Abschreiben einer ge-

dem Engländer die Beschäftigung mit den Classikern bis zum Übertritt ins bürgerliche Leben ununterbrochen sich fortsetzt; 2) daß die Universitäten von sehr vielen Begüterten besucht werden, die in gar keinen äußern Beruf eintreten, sondern einer litterarischen, aber einer nichtsthuenden Muße, oder der Politik leben, die also auch später, wenn sie die classische Literatur einmal liebgewonnen haben, nicht, wie bei uns die Meisten, durch unabweislichen Drang des Geschäftslebens von derselben sich abgezogen finden.

Kehren wir zu den deutschen Verhältnissen zurück. Die Klage über die Vernachlässigung der Alten nach vollbrachter Schulzeit ist nichts weniger als neu. Westenrieder eiferte 1790 gewaltig darüber, „daß zwar Knaben, daß aber weder Jünglinge noch Männer die Schriftsteller der Griechen und Römer lesen, verstehen und ihren hohen Gehalt kennen lernen, sie auch eben darum als Männer nie wieder lesen, nie zu Rathe ziehen." *)

Wollen wir nun auch nicht mit Westenrieder hauptsächlich daraus den Mangel an „großem, mannhaftem, classischem Sinn" herleiten, so müssen wir uns doch gestehen, es ist ein großer Übelstand. Hat Einer mindestens die reine Hälfte seiner Schulzeit über den alten Sprachen zugebracht, und der Sinn für die alte Literatur ist ihm doch nicht aufgegangen, und der Gewinn, den er aus einer wirklichen Vertrautheit mit den Alten ziehen könnte, ist ihm fremd geblieben, so würde Franklin, in seiner einfachen Weise, sagen (und leicht möchte das Publicum ihm Recht geben): „der hat zu theuer für seine Pfeife bezahlt".

Die Hauptursache dieser kläglichen Erscheinung hat man längst in der Methode der Schulen gefunden. **) Ich werde mit Absicht verschiedene Beobachter nacheinander reden lassen, um zu zeigen, wie einstimmig verschiedene Individualitäten in dieser Überzeugung sich begegnen.

Nur historisch führ' ich auch hier zum Anfang einige Worte von Luther an. „Ist's nicht ein elender Jammer bisher gewesen, daß ein Knabe hat müssen zwanzig Jahr oder länger studiren, allein, daß er so viel böses Latein hat gelernt, daß er möchte Pfaffe werden und Messe lesen. Und ist doch ein armer, ungelehrter Mensch sein Lebenlang geblieben, der weder zu glücken, noch zum Eierlegen getaugt hat ..... So sprichst du: ja, wer kann seine Kinder alle zu Junkern ziehen? Antwort: ist's doch auch nicht meine Meinung, daß man solche Schulen anrichte, wie sie bisher gewesen sind, da ein Knabe zwanzig oder dreißig Jahr hat übel beim Donat und Alexander gelernet, und dennoch Nichts gelernet. Es ist jetzt eine andere Welt, und gehet anders zu."

Dem Himmel sei Dank, es gehet jetzt anders zu. Aber wie ging es noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts zu?

Rehberg, nachdem er, wie Alle wissen wie kräftig und treffend, für das Studium der Alten (1788) das Wort genommen, hat dem neuen Abdruck jener Abhandlung (1828) die Bemerkung hinzugefügt: „Die Pedanterie, mit welcher die Jugend so viele Jahre lang gequält ward, um eine unfruchtbare Sprachkenntniß zu erwerben, war längst für verderblich erkannt: und bessere Methoden wurden schon damals emsig gesucht. Die Bemühungen einsichtsvoller Gelehrten, eine würdigere Behandlung der alten Schriftsteller einzuführen, waren nicht ohne Erfolg. Aber Denen, welche sich als Reformatoren des menschlichen Geschlechts ankündigten, sollte der gegründete Tadel der Lehrart dazu dienen, die Beschäftigung mit den Geist und Herz erhebenden Werken zu verdrängen, die ihren Ansichten und Entwürfen hinderlich war."

(Die Fortsetzung folgt.)

---

wissen Anzahl von Zeilen aus einem Classiker, eine bekannte Schulstrafe, auch den Studenten auferlegt wird. Ich habe einige Reliquien dieser Art aufbewahrt. Hier ist eine vom Jahr 1626 von Trinity College, Cambridge: „— to transcribe 100 lines of Virgil's Aeneid, beginning at line 300 book 6 and to deliver it to the Senior Dean after Morning-Chapel on Friday." Das Formular ist gedruckt, die Zahlen werden ausgefüllt. Was mein Freund verbrochen, ist mir entfallen; ich glaube, er ist zu spät zur Morgenandacht gekommen. Für die Privilegirten wird dann wiederum das Erscheinen bei dieser Andacht zur Strafe. S. B. „— to go 5 mornings to Chapel, by order of the Junior Dean." — Mit wehmüthiger Erinnerung suche ich die vergilbten Zettel hervor. Der, dem die Sentenz dictirt worden, ist nicht mehr. Wie sein Bild vor mir steht, geb' ich mich gerne dem Glauben hin, daß er nicht Schwereres verschuldet, als was durch diese Art von Disciplin abgebüßt werden mochte. Have, cara anima, anima candida; have cara anima.

*) Die ganze Stelle, sammt der famosen baierischen Instruction von 1584, durch welche Osorius und Prudentius an der Stelle „der gelehrten Heiden und Ungläubigen" eingeführt werden sollten, findet sich bei Thiersch, „Gel. Schulen", 1, 184 fg.

**) Nur wer sie nicht kennt, würde die englischen Schulen ausnehmen. Ihre Methoden sind abscheulich und weichen langsamer, als bei uns, dem Bessern. Byron war nicht der Einzige, dem man in Harrow den Horaz so verleidet, daß er ihn sein Lebenlang nicht wieder aufschlagen mochte.

Lenchen im Zuchthause. Von W. Reinhard. Karlsruhe, Bielefeld. 1840. Gr. 12. 1½ Thlr.

Victor Hugo schrieb bekanntlich vor Jahren: „Le dernier jour d'un condamné." Das kleine Buch ist eine Tendenzschrift. Der Verf. wollte nichts Anderes als sagen: „Seht, so gräßlich ist die Todesstrafe; Schimpf und Schande der Menschheit, daß man sie nicht längst schon aufgehoben hat!"

Hr. W. Reinhard hatte — bewußt oder unbewußt — eine ähnliche Tendenz, als er sein „Lenchen im Zuchthause" schrieb. Er wollte nichts Anderes, als über Zuchthäuser sprechen und über die mancherlei Verbesserungen, welche dergleichen Anstalten, namentlich in Deutschland, noch bedürfen. Der Verf. zeigt in seinem Buche, wie schwer zu ermitteln oftmals der Grad der Schuld, die Schuld selbst sei. Er zeigt, wie manche Handlung von der Justiz als Verbrechen bestraft, ja mit Zuchthausstrafe geahndet wird, welche vor dem Richterstuhle der Moral ein ganz anderes Urtheil würde empfangen haben. Wenn in dem vorliegenden Buche Lenchen aus der Schatulle ihrer Gebieterin 108 Gulden nimmt, um einen Unglücklichen zu retten, wenn sie ihrer Herrin die Summe nimmt, weil sie in Abwesenheit der Dame nicht darum bitten konnte; wenn Lenchen, sobald ihre Gebieterin nach Hause kommt, sagt, was sie gethan hat, und das Ganze ehrlich ersetzen zu wollen verspricht — so ist es wahrhaft gräßlich, daß das unglückliche Mädchen kein Gehör findet, sondern den Gerichten übergeben und ins Zuchthaus abgeliefert wird. Mögen auch viele ähnliche Fälle vorkommen, so kann der Gang der Justiz nicht geändert werden; in unserm jetzigen Staatsleben sind die Zuchthäuser ein nothwendiges Übel. Allein man muß — und daß es nicht überall geschieht, darüber klagt der Verf. mit Recht — unterscheiden zwischen Detentionsgefängnissen und Strafgefängnissen. Schon Plato in seinem Buch von den Gesetzen hat einen Gedanken, der auf die richtige Ansicht hinleitet: er verlangt ein Strafgefängniß und ein Besserungsgefängniß. Die christliche Zeit hat in ihrem ersten Jahrhundert im Gefängnißwesen mehre heilsame Verbesserungen durchgesetzt. Die Kaiser Konstantin, Theodosius und Justinianus befahlen, daß die Gefangenen nach Geschlechtern gesondert, und daß selbst die Gefangenwärter unter eine scharfe Aufsicht sollten gestellt werden; jeden Sonntag mußten die Richter sich die Gefangenen einzeln vorführen lassen und Sorge tragen, daß ihnen Belehrung und Zurechtweisung von Geistlichen gegeben würden. So streng nun auch in der ersten Zeit auf Erfüllung dieser Gesetze gehalten wurde, so schnell kamen sie in der christlichen Welt in Vergessenheit. Namentlich in England stellte man im 16. Jahrhundert den Grundsatz auf, daß die Gefangenen nicht hart und schlecht genug gehalten wer-

den könnten, allein eine pestartige Krankheit, welche sich von den Gefängnissen aus über ganz England verbreitete, lehrte das Gräßliche und Unzweckmäßige dieser Idee.

Hierauf kam die Mode des Deportirens, namentlich in England und in Portugal auf; noch in neuerer Zeit hat Preußen einen Theil seiner Verbrecher nach Rußland deportirt; Mecklenburg hat einige nach Brasilien geschickt; allein die Deportirten kommen nicht selten und um Vieles schlimmer in ihre Heimat zurück. Colquhoun sagt, diejenigen Deportirten, welche nach England zurückkehren, gehören entweder zu den jetzigen londoner Dieben, oder sie sind schon am Galgen aufgeknüpft.

Von der Anwendung der sogenannten Gefangenschiffe ist man zurückgekommen; sie gewähren nicht die nothwendige Sicherheit gegen das Ausbrechen der Detinirten. Man hat, glaube ich, im gegenwärtigen Augenblick, in den sämmtlichen Häfen Englands nur 12 solcher Gefangenschiffe.

Das vorzüglichste, eine Art Normalgefängniß, hat man seit 1823 in Milbank; das Ganze ist in Form eines Sternes angelegt; in der Mitte ist die Wohnung des Aufsehers, vier bis fünf Fuß höher gelegen als das Gefängnißhaus selbst; ein ungeheueres Gefangenhaus in Neuyork ist von einem andern größern Gebäude überbaut und also von außen ganz verschlossen; so sicher das sein mag, so schädlich wird es dem Gesundheitszustande sein.

Wenn nun der Verf. von „Lenchen im Zuchthause" allerlei specielle Verbesserungsvorschläge macht, so möchte Ref. noch folgende Punkte hinzufügen. Es ist zu unbestimmt gesprochen, wenn man sagt, die Nahrung der Gefangenen muß gut sein; sie soll der jedesmaligen Arbeit der Gefangenen angemessen sein. Der Verf. verlangt, daß die Detinirten in Betten schlafen; der Reinlichkeit wegen würde es vorzuziehen sein, man ließe sie in Hangematten schlafen. Ferner müssen durchaus die jugendlichen Verbrecher, deren Zahl jetzt in auffallender Progression zunimmt, von den alten getrennt werden. Ferner muß Schweigen und Einsamsein als harte Strafe auferlegt werden, wie man das in England und Nordamerika anwendet; oftmals ist das Nichtarbeitendürfen eine Schärfung der Strafe. Gewiß ist es löblich, den Gefangenen auch Anleitung zu ihrer Besserung zu geben und sie auf den Rücktritt ins bürgerliche Leben damit vorzubereiten, theils indirect durch Arbeit, theils direct durch Belehrung. Es dürfte an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, daß Elisabeth Fry vor einem Jahre in Deutschland war, um daselbst auf eine bessere Organisirung der Gefängnißhäuser, namentlich in moralischer und religiöser Hinsicht, zu wirken. An mehren Orten sind ihre Bemühungen nicht ohne Resultat geblieben.

Wenn nun der Verf. des vorliegenden Buches diese und ähnliche Ideen, welche Mirabeau in seinem Werke: „Des lettres de cachet et des prisons d'état", auch Dr. Julius in seinen „Vorlesungen über Gefängnißkunde" (Berlin 1828) weiter entwickelt und begründet hat, einer abermaligen Revision unterworfen hätte, so würden wir von ihm gewiß einen schätzenswerthen Beitrag zur Gefängnißkunde erhalten haben. Der Verf. hätte dann gar nicht nöthig gehabt auf sein Buch zu schreiben: „La mère ne le donnera pas à la fille", weil es wahrscheinlich gar nicht in Frauenhände gekommen wäre; ja, ich sage noch mehr, es wäre dann ein Buch gar nicht geschrieben worden, welches als Erzählung so mager und dürftig ist, wie man wenige findet, und welches durch seine ausführlichen und scheußlichen Schilderungen halbunterdrückter Wollust zu dem Ekelerregendsten gehört, was in jüngster Zeit dem Druck übergeben ist. 24.

Beiträge zum ältesten Kalenderwesen.

Zur Vervollständigung der in Nr. 90 d. Bl. über den Astronomen Johann Ryder von Gmünd mitgetheilten Notizen bemerken wir noch, daß in der Abtei St.-Florian in Oberösterreich dem Papiercodex, welcher das Directorium simplicium curatorum des Magisters Johann von Ambach enthält, eine Flugschrift Johann's von Gmünd beigegeben ist, in welcher derselbe das Gerücht eines von Jakob von Erfurt (wahrscheinlich Jakobus de Aasa, Prior der Karthause von Erfurt) auf das Jahr 1432 verkündeten concursus planetarum und daraus entspringenden großen Unheils widerlegt. Diese in deutscher Sprache geführte Widerlegung ist durchweg wissenschaftlich gehalten und zeigt, daß die Prophezeiung „all planetten werden zusamchömen in dem traken zagl wann dy sunn stet in der wag" falsch ist. Lehrreich für den Astronomen dürfte die Durchführung dieses Gegenbeweises sein; Ehre aber bringt sie dem Verfasser, der vom Standpunkte der Wissenschaft den Trug beleuchtet und von seinem höhern Wissen zum Besten des Volks Gebrauch macht. In diesem Geiste schließt er mit den Worten: „Was Gott in seinen Rathschlüssen verhängen will, das hat er ihm (dem falschen Propheten) nicht kund gethan; derselbe hat es auch nicht aus der Kunst, ebenso ist nicht abzusehen, daß diese Trugschrift ausgegangen sey von einem Gelehrten und Weisen, sondern daß sie eines Narren Machwerk sey und hervorgebracht um das Volk zu betrügen."

Diese Flugschrift ist datirt Wien den 2. August 1432 und lautet im Eingange „Ich Maister Hanns von Gmund", was für Schwäbisch-Gmünd wol besser als für Gmunden am Traunsee spricht. Die Abtei St.-Florian besitzt überdies in ihrer Manuscriptensammlung von Johann von Gmünd einen Kalender in 4. auf Pergament in 20 Blättern. In M. Koch's Buchdruckergeschichte wird das einzige in der wiener Hofbibliothek befindliche Mondseer Exemplar dieses Kalenders angeführt, nachdem das Khautz'sche in Verlust gerathen ist. Wie dieses und das Mondseer fängt auch das Florianer vom Jahre 1439 an, ist aber auf 380 Jahre, mithin verschieden von beiden, eingerichtet. Die Schlußschrift lautet: „Explicit Kalendarium hoc cum suis canonibus et tabulis Wienne compositum per Reverendum M. Joannem *Gmünd* Canonicum Eccle. S. Stephani ibidem in Laa quoque plebanum *Rescriptum* per Matthiam Gau de Rochlicz Anno 1461." Da aus dieser Schlußschrift erhellt, daß dieses Kalendermanuscript 1461 abgeschrieben wurde und dasselbe gemäß der Schlußschrift im verlornen Khautz'schen Manuscripte auch noch 1472 geschah, so ist der Beweis doppelt gegeben, daß der Kalender Johann's von Gmünd kein vorgutenbergisches Druckwerk ist. Es ist überdies alle Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß dem Kalender dieses Astronomen noch ein älterer, der ebenfalls ihn zum Verfasser hat, vorangeht. In der Manuscriptensammlung der Abtei St.-Florian findet sich nämlich auch ein deutscher Kalender von 1415 in 13 Octavblättern auf Pergament, dessen Einrichtung dem Kalender Johann's von Gmünd von 1439 ziemlich entspricht. Hieraus ergibt sich, daß die ältesten bekannten Kalender, mit dem von Koch in Wien aufgefundenen zu beginnen, datiren wie folgt: 1400, 1415, 1439 und daß die beiden ersten in deutscher Sprache verfaßt sind. Der von Regiomontanus verfaßte, lange Zeit für den ersten gegoltene Kalender ist demnach jetzt in der Reihe der vierte. Die Abtei St.-Florian besitzt von Regiomontanus' Kalender gleichfalls ein chylographisches Exemplar, ganz gleich mit dem bei Panzer und Heller („Geschichte der Holzschneidekunst") beschriebenen; nur ist der Name des Verfassers darin, wie bei den in Wien in Hrn. Kuppitsch's Sammlungen befindlichen drei Exemplaren, nicht genannt.

Die wiener „Jahrbücher der Literatur", 41. Bd., Anzeigeblatt S. 26—30, enthalten die nähern Details über die hier erwähnten Manuscripte der Abtei Florian.

Wien, im April 1841.

M. Koch.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 154. — 3. Juni 1841.

Was soll unserer Jugend die Bekanntschaft mit dem Staatswesen des classischen Alterthums.

(Fortsetzung aus Nr. 153.)

Gervinus sagte 1834 und wiederholte das Wort vier Jahre später, in seinen kleinen Schriften: „Wir wollen trotz unserer großen Verehrung der alten Sprachen sie nicht zum Zweck gemacht wissen als Sprachen. Je mehr unsere Philologen engherzig dies Mittel zum höchsten Ziele alles Unterrichts machen, weil sie eben aller eigentlich pädagogischen Bildung ermangeln, desto entschiedener weissagen wir ihnen und ihren Sprachen den Anwachs der Gegner, die durch diese verkehrte Behandlung der Sache ein Recht bekommen; und wir müssen bekennen, daß wir, obgleich wir mit bitterer Wehmuth die altclassische Bildung aus unserer Nation würden schwinden sehen, doch gegen das Überhandnehmen dieser unfruchtbaren Sprachcultur am Ende mit Partei nehmen würden."

Jedes Wort dieser letzten Erklärung möcht' ich unterschreiben; nur nicht die Anklage gegen die Philologen, weil sie gar zu allgemein und ohne Unterscheidung gefaßt ist. Die Philologen ermangeln keineswegs alle so ganz der pädagogischen Bildung, oder vielmehr des verständigen Urtheils, daß der schreiende Mißstand ihnen hätte verborgen bleiben können. Vermißt man etwa Zeugnisse von Philologen, welche die Verkehrtheit erkennen und ihr den Stab brechen? Ich kann auch damit dienen. Bei Mager *) finden sich deren mehre zusammengestellt. Kühner z. B. spricht es sehr bestimmt aus: „die durch das Gedächtniß gelernten Formeln und Regeln sind dem Schüler ein todter, werthloser Schatz". Und August Grotefend: „Die wunderbare Erscheinung, welche auf Schulen nicht selten vorkömmt, daß Knaben drei oder vier Jahre lang Latein gelernt haben und doch nicht im Stande sind, die leichtesten deutschen Sätze fehlerfrei zu übersetzen u. s. w., hat, wo sie vorkömmt, ihren Grund lediglich darin, daß die Schüler zu lange mit dem Declíniren und Conjugiren, mit dem Auswendiglernen der Geschlechtsregeln und was dahin gehört, geplagt werden. Was die Knaben auf jenem Wege lernen, lernen sie am Ende nur durch die bis zum Ekel getriebenen Wiederholungen wie die Papageien, und sie wissen von dem Gelernten weiter keine Anwendung zu machen, als es herzubeten."

Man sieht, hier ist von Extremen die Rede, von welchen sich voraussetzen läßt, daß sie nur noch selten vorkommen. Die Erscheinung aber, daß die Classiker nach vielen auf die Erlernung der alten Sprachen verwendeten Schuljahren von der Mehrzahl gänzlich vernachlässigt werden, ist eine allgemeine. Es steht dahin und die bisherige Erfahrung läßt bezweifeln, ob es anders werden wird, wenn nicht die Schulen zu noch weitern Concessionen hinsichtlich der Methode sich entschließen.

Es sind 100 Jahre und darüber, seitdem unter den deutschen Philologen Johann Matthias Gesner die Grundzüge einer Reform des Unterrichts in den alten Sprachen mit fester und sicherer Hand gezeichnet hat. In seiner Vorrede zum neuen Abdruck von le Clerc's Livius *) geißelt er die Gewohnheit einer minutiösen Zergliederung und Überladung des Textes mit grammatischen und andern Erklärungen, wobei man nicht von der Stelle kömmt. Es ist ein schlimmerer Proceß, sagt er, als derjenige, den Medea mit ihrem Bruder Absyrtus vorgenommen. Fragt man nach dem Inhalt des auf diese Weise Gelesenen und Erklärten, so ist auch selbst bei den Fleißigsten davon fast keine Erinnerung zurückgeblieben. „Daher", fährt Gesner fort, „rührt denn auch, wenn mich nicht Alles täuscht, jener sprüchwörtliche stupor paedagogicus: man sieht Leute, die einen guten Theil ihrer Zeit gewissermaßen im Umgang der weisesten Männer aller Jahrhunderte verlebt und Nichts als Worte davon mitgebracht, während sie doch Jenen in Sinnesart und Gedankengang und Ausdruck hätten ähnlich werden sollen..... Während der Reiz der Lecture allein hinreicht, um selbst weniger Aufgeweckte den Telemach, Robinson, Gulliver verschlingen, und, bis sie ihn durchgelesen, nicht aus der Hand legen zu lassen, wendet unsere Jugend mit Gleichgültigkeit, ja mit Widerwillen von Schriftstellern sich ab, die nicht minder anziehend sind, von Homer, Virgil, Plautus, Terenz, Ovid, Sueton, Curtius — nur darum, weil sie niemals ein ansehnliches Stück eines derselben in ununterbrochenem Fluß und gleichsam in einem Athem zu lesen bekömmt." Nichts kann lebendiger sein als die Schilderung des Eindrucks, wie er auf der Thomasschule in Leipzig den Terenz cursorisch und ein Stück des Euripides statarisch mit denselben Schülern gelesen. **) Übrigens will Gesner die sorgfältigere Lecture irgend eines Buches von geringerm Umfang keineswegs verwerfen; er hält sie für zweckmäßig, um der Gründlichkeit des Verständnisses ihr Recht widerfahren zu lassen; Nichts müßte dabei unerörtert, kein Gewinn aus dem angehäuften Vorrath der neuern For-

*) „Moderne Philologie", 20 (Stuttgart 1841). Ich nenne meine Quelle um so dankbarer, da Mager sich auf einen Theil der Literatur bezieht, in welchem ich mich eben keiner Belesenheit rühmen kann: auf die Vorreden von Sprachunterrichtsbüchern.

*) Diese Vorrede, datirt vom 1. Nov. 1734, scheint das Erste gewesen zu sein, was Gesner in Göttingen schrieb; im Eingang erwähnt er, seine Bücher seien noch nicht alle aufgestellt; daher wähle er eine Materie, die eine librorum praesidia abzuhandeln sei.

**) Ernesti rühmt den Erfolg, mit welchem er selbst die rascheren Lecture der Autoren auf der Thomasschule getrieben. Erst nach mehren Jahren habe er mit einem der Inspectoren, Depling, über diese seine Gewohnheit gesprochen. „Cum ei exponere factum instituerem, ille vero etiam me gradatim facilose ejobat. Nam consulendo coepi bona consilia corrumpi. Me vero recitus inspectoribus omnibus intelligere, certe debere, quid esset utile juventuti." Narratio de J. M. Gesnero ad Dav. Ruhnkenium (Biograph. acad. Gotting. 1, 211).

schung verschmäht bleiben. *) Aber gewiß hat er Recht, wenn er ein solches Verfahren lediglich als Ausnahme bei der Erklärung der Autoren betrachtet wissen will. Eine lange Erfahrung vor Gesner und eine hundertjährige Erfahrung nach seiner Zeit erweist zur Genüge, daß ein solches Verfahren, wo es allgemein angewendet wird, der gerade Weg ist, um der Jugend die Alten für immer zu verleiden.

Die obenerwähnten Klagen von Kühner und Grotefend sind im 19. Jahrhundert um so betrübender, wenn man sieht, wie schon Gesner gegen dieselben Misbräuche geeifert. In der Vorrede zu der Grammatik des Cellarius, die er als Schulinspector 1739 neu bearbeitete, sagt er unter Anderm: „Gleichwie die Sprachen ehe gewesen, als die Grammatik, also ist gewiß und unleugbar, daß es hundertmal leichter, durch den Gebrauch und Übung, ohne Grammatik, eine Sprache zu lernen, als ohne Übung und Gebrauch allein aus der Grammatik. **) Das Erste geschiehet täglich von Millionen Menschen in Ansehung der Muttersprache, und von viel Hunderten in fremden Sprachen. Das Letztere ist schlechterdings unmüglich, und leider tausend Exempel solcher Unglückseligen bekannt, welchen die Grammatik, das ist, das unvernünftige Auswendiglernen derselben zu Nichts gedienet, als ihnen einen unauslöschlichen Haß zum Studiren beizubringen, den Kopf zu verwirren und sie zu andern vernünftigen Verrichtungen desto untüchtiger zu machen. Es lautet dieses etwas hart, ist aber eben so wahr, als es betrübt und von Seiten Derer, die es einsehen und ändern könnten, unverantwortlich ist, es ferner so gehen zu lassen."

Aber Gesner ging in seinem Sinn noch weiter. Die Sprachlehre, die Theorie des Organismus der Sprache, hielt er hoch ***); aber er war der Meinung, daß der Sprachunterricht nicht mit der Grammatik begonnen werden müsse. Er sagt darüber: „Die Grammatik ist keine Lection für die, welche noch gar Nichts von der Sprache wissen. Sie ist auch von ihren Erfindern nicht dazu bestimmt worden, daß der Anfang des Studirens damit gemacht werden soll. Ein Knabe, der durch praktische Übungen einen guten Theil der Sprache gelernt hat, wird hernach leicht die sonst so bittere Grammatik viel fester und richtiger fassen, als wenn er gleich im Anfang damit gemartert und dadurch um einen guten Theil der Vernunft und oft um alle Lust zum Studiren gebracht worden ist." †) Es scheint mir nicht unwichtig, durch die Autorität eines anerkannt gründlichen Philologen eine Ansicht unterstützt zu sehen, die mit der Praxis der Alten und mit der Überzeugung von vielen Neuern (darunter Männer wie Locke und Gibbon) zusammentrifft. Möge ein Schulmann sich das Verdienst erwerben (um jedes nachwachsende Geschlecht ein unsterbliches Verdienst), dieser Ansicht die fruchtbringende Anwendung auf den Unterricht in den alten Sprachen abzugewinnen.

Denn davon großentheils scheint es abzuhängen, ob das Studium der Alten auch ferner für die große Mehrzahl der Nichtphilologen auf die Schuljahre sich beschränken, oder ob den so großen Zurüstungen für die Erlernung der alten Sprachen der Gewinn fürs Leben, den man so gerne davon rühmen möchte, wirklich entsprechen, ob in den Augen unserer Zeit (die nicht mit Unrecht an alle Dinge den Maßstab der Nützlichkeit legt) die einst vorwaltende, jetzt vielfach gefährdete Meinung von dem hohen Werth der classischen Studien gerechtfertigt werden soll.

Eben dieser Maßstab der Nützlichkeit nun ist *ohne Zweifel* an den Vortrag der alten Geschichte zu legen.

Bei einer Anstalt, die sich unmittelbar an die Gelehrtenschule anreiht, ist es aber für jedes Fach, das nicht als ein früher nicht berücksichtigtes auftritt, eine Hauptbedingung, daß der fortgehende Unterricht dem frühern zweckmäßig sich anschließe. Und in dieser Hinsicht freue ich mich der Gelegenheit, auch öffentlich auszusprechen, daß durch die Vorbereitung meine Aufgabe mir ungemein erleichtert ist. In der That, einzig dadurch ist es mir möglich geworden, den Plan durchzuführen, den ich mit wenigen Worten hier andeuten will.

Gute Kenntnisse in der alten Geschichte darf ich im Allgemeinen bei Denen, die ins Gymnasium eintreten, voraussetzen. Vergleicht man das jetzige Unterrichtswesen der gelehrten Schulen Deutschlands mit dem des vorigen Jahrhunderts, so wird man den bedeutendsten Fortschritt überall in der Ausbildung der realen Seite der Alterthumswissenschaft antreffen. In keiner andern Richtung liegt eine so sichere Bürgschaft des Fortschrittes; von keiner ist für die Wiederanerkennung des vollen Werthes classischer Studien mehr zu erwarten; weil eben dadurch die Beschäftigung mit dem Alterthum an Inhalt, Leben und Interesse gewinnt. Die Bekanntschaft mit *größern Partien* der alten Geschichtschreiber (darunter auch, worauf *nicht geringer* Werth zu legen, des Thucydides) erweist sich dabei natürlich sehr fördernd; auch findet hier der Privatfleiß, dem jetzt die literarischen Hülfsmittel leichter zur Hand sind als früher, vorzugsweise ein anziehendes Feld.

Da erscheint es mir denn als Hauptaufgabe des Gymnasiums, auf der guten Grundlage in der Art fortzubauen, daß die Staatsverhältnisse des Alterthums in ihrer Verwandtschaft oder im Contrast mit denen der jetzigen Welt so klar als möglich zur Anschauung gebracht werden: mit einem Wort, die alte Geschichte als Vorschule für das Interesse an bürgerlichen Angelegenheiten zu benutzen.

Ich gehe dabei von dieser Betrachtung aus:

Wir leben in einem Bürgerstaat; Keiner unter uns müßte ohne Theilnahme für das Öffentliche sein. Gleichgültigkeit *gegen* das gemeine Wesen war von jeher unser schlimmster Feind. Daß ein Interesse dafür geweckt werden muß, wird Jeder zugeben.

Aber nicht darauf allein kömmt es an, daß Etwas geschehe, sondern ebenso sehr, vielleicht noch mehr, daß es zur rechten Zeit und auf die rechte Weise geschehe.

Das moderne Staatswesen zum Gegenstand eines Gymnasialvortrags *) zu machen, wäre sicher ein abenteuerliches Begin-

---

*) Daß auch dabei unendlich viel auf die Persönlichkeit und den belebenden Einfluß des Lehrers ankömmt, versteht sich von selbst. Ich wüßte Manchen zu nennen, der in einer gründlichen Schule gebildet, mit lebhaftem Vergnügen an die frühere Beschäftigung mit den Classikern zurückdenkt. Es waren (denn der Verstorbenen darf ich ja mit der ehrenden Anerkennung gedenken, die auf jeder Lippe schwebt) Schüler von Gurlitt, Hipp, Zimmermann; es waren (denn auch der Lehrer in der fernen Heimat dankbar zu erwähnen, wird mir vergönnt sein) Schüler von Männern wie C. F. Klaiber, C. L. Roth (jetzt in Nürnberg) und Gustav Schwab.

**) Wenn es für eine sonnenklare Wahrheit weiterer Zeugnisse bedürfte, so würde es auch daran nicht fehlen. So sagt Luther: welche Sprache war jemals, die man aus Regeln der Grammatik sprechen gelernt hätte? Werden nicht auch jene Sprachen, welche die regelmäßigsten sind, wie die griechische und lateinische, doch mehr aus der Übung erlernt? (Dies ist eine der Stellen, die auch Mager aushebt; sie steht übrigens im Commentar zur Genesis, Opp. lat. Wittenb. 6, 85.)

***) Es gilt hier, was Cicero von der Beredtsamkeit und der Theorie derselben sagt, esse non eloquentiam ex artificio, sed artificium ex eloquentia natum; quod tamen, fügt er hinzu, non ejicio; est enim, etiamsi minus necessarium ad bene dicendum, tamen ad cognoscendum non illiberale. De Orat. 1, 32.

†) Diese eine Stelle von Gesner finde ich bei Mager, kann aber diesen Augenblick nicht ausmitteln, in welcher von Gesner's Schriften sie vorkömmt. Übrigens stimmt damit aufs vollständigste, was J. N. Niclas (einst Rector in Lüneburg), ein vertrauter Schüler und Freund Gesner's, über dessen Ansichten in dem äußerst lesenswerthen Schreiben an Cyring mittheilt. Biograph. acad. Gotting. 3, 44.

*) Ich rede natürlich von Gymnasialvorträgen im engern Sinn, zu welchen ich die Vorlesungen über unsere Verfassung nicht zähle.

nen. Es hieße den Standpunkt unserer Anstalt verkennen und vergessen, daß die Universitätsjahre zwischen dem Besuch des Gymnasiums und dem Eintritt ins bürgerliche Leben mitten inne liegen.

Aber nicht minder thöricht wär' es, wenn man glaubte, die Jugend gegen politische Eindrücke überall abschließen zu müssen oder zu können. Es wäre nicht viel besser, als wenn man der Jugend verbieten wollte, zwischen Recht und Unrecht zu unterscheiden. Das möchte (zumal wenn es auch auf die Erwachsenen sich ausdehnen ließe) sehr bequem sein, sehr erwünscht für gewisse Tendenzen, die aber mit den Ansprüchen Nichts gemein haben können, welche unser Freistaat an die Bildung des nachwachsenden Geschlechts richtet.

(Der Beschluß folgt.)

Romanenliteratur.

1. Herbstblätter von Henriette Hanke. Berlin, Bethge. 1841. 8. 1⅙ Thlr.

Die drei Erzählungen: „Die Sphinx", „Der jüngste Tag", „Das Häuschen auf der Stadtmauer", endigen sämmtlich außerordentlich befriedigend, alle drei durch Vermählung. Wenn auch der Lauf der Begebenheiten hier ein sehr gewöhnlicher ist, so wird doch die Entwickelung der Charaktere und Verhältnisse so hübsch durchgeführt und ist so voll inniger Empfindung, mit einem Hauche von Humor gewürzt, welchen Frauen sonst so selten besitzen, daß jeder Leser sich erfreuen muß. Ein besonderes Talent, Wortspiele mit einer gewissen Trockenheit in das Gespräch einzuführen, verleiht in der ersten Erzählung dem Syndicus, in der zweiten dem alten Pfarrer eine, sie zu lebenden Wesen umwandelnde Eigenthümlichkeit, sodaß man glaubt, ihnen begegnet zu sein, mit ihnen gesprochen zu haben.

Doctor Conradin wählt die kleine Stadt zum Wohnort, weil er da ganz unbekannt, gar keinen Verwandten hat; eine alte, kranke Tante reist ihm nach, da sie sich überall vor Erbschleichern fürchtet, sie will dem jungen Neffen ihr Vermögen vermachen und durch ihre stete Kränklichkeit nimmt sie seine Pflege in Anspruch. Eine junge, schöne, für Geld stickende Blondine, mit ihrer intriguanten Mutter, wissen das Herz der Tante zu umstricken, sodaß diese eine Vermählung zwischen Ersterer und ihrem Neffen zu stiften wünscht. Das Herz des jungen Mannes ist halb und halb einer schönen, schnippischen Brünette anheimgefallen, die ihn durch scheinbare Kälte über ihre Neigung in Zweifel läßt, sodaß er sich mit der Blondine verlobt, und die Tante macht ihr Testament zu Gunsten des Paars. Die Veränderung im Betragen der sanften Blondine gegen die Tante und gegen den Bräutigam enthüllt nach und nach dem armen Doctor seinen Fehlgriff. Diese Blonde ist indeß eine mislungene Schilderung einer Intriguantin, insofern sie aus der Rolle fällt, noch ehe die Tante gestorben, als das Testament noch zu ändern, ein Codicill noch zu verfertigen war. Dessenungeachtet stirbt die Tante, ohne solche Änderung vorzunehmen; der Doctor aber heirathet die Brünette, deren Liebe ihm im unbewachten Moment verrathen ward, deren Verdienste und tiefes, edles Gefühl unter der scherzhaften oft spottenden Hülle ihm klar wurde, und streift die blonde Braut mittels einer Verzichtleistung auf den größten Theil der Erbschaft ab. Das, was ihm von der Tante bleibt, ist eine alte, schwarze Commode, die sie von Jugend auf in Gebrauch hatte, und ein Schreibzeug in Gestalt einer Sphinx. Das Ganze ist so hübsch erzählt, daß man mit Interesse folgt; es ist meist humoristisch gehalten, voll hübscher Bemerkungen, wahrer Worte, gut gewählter Gleichnisse, glücklicher Wortspiele — letztere nach unserm Geschmacke etwas zu häufig, oft sogar da angebracht, wo der Ernst passender wäre. Bei den andern beiden Novellen ist der Faden noch unbedeutender, die Erzählung ist aber ebenso anmuthig und lieblich.

2. Geschichten von E. J. — Auch u. d. T.: Gleich und Gleich? Novelle. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1840. 8. 5/12 Thlr.

Ref. hat keinen Begriff, inwiefern der Name des Büchelchens mit dem Inhalt desselben in Beziehung steht. Daß das schöne, wunderliche Fräulein Susanna ein Eichhörnchen und nebenbei auch den Jäger Friedrich schießt, beim eigenhändigen Verband seiner Wunde eine höhere Bildung in ihm entdeckt, ihn liebt, diese Neigung gesteht und ihn heimlich heirathet, darin sehe ich nichts von Gleich und Gleich, es sei denn, daß durch die nach der Vermählung gemachte Entdeckung, daß der Jäger Friedrich Waldburg von Waldburg heißt, das Gleich und Gleich hergestellt werde; oder soll es aus der Verlobung der jungen Pachterstochter mit dem alten Gutsherrn hervorgehen? Der Verf. scheint auch in andern Dingen nicht recht gewußt zu haben, was er wollte, und all der philosophische Unsinn eines jungen berliner Gelehrten, eines Vetters und Verehrers der schönen Susanna, gibt der Person ein Ridicul, ohne den Leser zu amusiren, man müßte denn Stellen wie: „Religion der Schönheit, id est Liebe; Religion der Offenbarung, id est die Trauung; Philosophie, id est Mann und Frau" — sehr amusant finden. Häufige Anspielungen auf Rahel scheinen darauf berechnet zu sein, jene ausgezeichnete Frau lächerlich, ihren Einfluß auf Frauen als verderblich darzustellen, doch ist das ganze Werkchen zu unbedeutend, um irgend Einfluß auf Meinung zu haben, zu oberflächlich in einer Zeit, wo man Gründe haben will für alle Behauptungen dieser Art; und soll Ref. irgend etwas daran loben, so ist es das Titelblatt, welches den Namen des Autors verschweigt, wodurch der Verf. sich als einen bescheidenen, nicht allzu selbstvertrauenden Autor erweist, was ihm Ehre macht.

3. Die Bürgerverschwörung zu Breslau und die Royalisten in der Vendée. Novellen von G. Kletke. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1840. Kl. 8. ⅔ Thlr.

Erstere sehr lebhaft erzählt, zu reich der Stoff, zu zahlreich die Personen und zu kurz der Raum, um Einzelnes gehörig zu erörtern und hervorzuheben. Es ist mehr ein geschichtlicher Auszug als eine Novelle. „Die Royalisten in der Vendée" haben kein Leben; lange Lebensgeschichten werden darin erzählt; der in dem historischen Canevas eingewirkte Roman ist matt, keine Person desselben besonderes Interesse erregend, beide Producte ohne Phantasie, Poesie und Genie.

4. St.-Maria. Novelle von J. Brunold. Berlin, Ohmigke. 1840. 8. 1⅙ Thlr.

Bei den jetzt von allen Seiten herbeiströmenden Novellenfluten kann man nicht dankbar genug anerkennen, wenn deren einige sich auszeichnen und entweder an Stoff oder in Art und Weise der Ausführung Neues liefern. Diese in dem kleinen Bändchen enthaltenen zehn kleinen Novellen, von denen jede nur einige Accorde anschlägt und jede in einem andern Ton, sind oft sehr tief ergreifend durch die wenigen Worte und könnten eher Gedichte ohne Versmaß und Reime genannt werden als Novellen. Es sind lauter auffallende, wenn auch nicht ausgeführte Bilder. Die in der Novelle „Die Sterbende" eingelegten vier Märchen sind außerordentlich poetisch, besonders „Die Windmutter" mit ihren vier wilden Söhnen, dem mismuthigen Nordwind (der Mutter ungezogenes Kind) und dem klagenden, schwermuthsvollen Südwind; sie verdienten in Musik gesetzt zu werden. „Der Liebe Lohn" ist höchst tragisch, das Interesse sich steigernd bis zuletzt, wo der Schmuggler seine Geliebte, die Alles seinetwegen verlassen will, Alles für ihn wagt, in den Abgrund stößt, um sich selbst zu retten; sie ist außerordentlich dramatisch, pitoresk in den einzelnen Gruppen, die mit wenigen Federstrichen (denn die ganze Erzählung enthält 28 Seiten) dem Leser dargestellt ist. „Die Hülfe des Dichters", „Der Mann mit der weißen Leber", dessen Frauen alle sterben müssen, auch die letzte, jüngste und schönste, die einen Andern liebt, Apolligon, den Rache suchenden Baumeister — sind höchst ergreifend, letztere wild phantastisch. „Die Wasserrose"

zeigt die Liebe zweier Schwestern zu dem einen Mann; während der Glücklichen, mit dem Geliebten vereint, ein Ständchen gebracht wird, stürzt die Andere sich ins Wasser und endigt ihr Leben, an der Brust die Wasserrose, die man auch Todtenblume nennt, weil, wenn sie Jemand mit nach Hause nimmt, eins im Hause sterben muß. Auch „Das Verbrechen der Großmutter" ist erschütternd erzählt; die ganze Sammlung, voll Geist und Phantasie, voll höhern Schwunges, verlieh Ref. einen Genuß, wie wenige der neuern Novellen ihm geboten.

5. Die Belagerung von Bonifazio und der Untergang des Hauses Leca. Zwei Erzählungen von Adolph Strahl. Wien, Bohmann. 1840. 8. 2/3 Thlr.

Beides mehr Bruchstücke aus der Geschichte Corsicas als Erzählungen. Ersteres, die Vertheidigung Bonifazios gegen die Aragonier 1420 darstellend, schildert die Tapferkeit der Männer, den Muth und Heldensinn der Frauen, die Ausdauer beider bei Treffen, Angriffen und Ausfällen mit großem Feuer, bis der Entsatz den Genueser nach langem Zögern und Zaudern die große eiserne, den Hafen sperrende Kette sprengt und eine spätere Rettung gewährt. Die beiden Enden dieser Kette wurden zwischen Genua und Bonifazio getheilt und als Symbol der gebrochenen Knechtschaft an den Thoren dieser Stadt aufgehangen, wo sie noch heutigen Tages zu sehen sind. Die leidenschaftliche Beharrlichkeit der Corsen, die sich noch jetzt durch die Vendetta oder Familienrache kund that, spricht sich auf jeder Seite in der Geschichte dieser Insel aus und wird in der zweiten Erzählung dieses Bändchens: „Der Untergang der Familie Leca", durch die mörderischen Hinrichtungen der Genueser, auf Befehl und vor den Augen des Burgherrn Rafael Leca, auf furchtbare Weise dargethan. Im J. 1450 fiel dessen Haupt und mit diesem erlosch die Familie. Dieser Band historischer Abrisse ist für die der Geschichte der Corsen Unkundigen sehr interessant. 44.

Literarische Notizen.

Die Gletscher und die verschiedenen damit zusammenhängenden Phänomene sind seit einiger Zeit ein Hauptgegenstand der geologischen Betrachtung geworden. Man glaubte darin einige Aufklärung über den Ursprung der sogenannten erratischen Felsblöcke und über die geheimnißvolle Ursache ihrer Zerstreuung zu finden. Man meinte, die Gletscher seien die Triebkräfte gewesen, welche diese erratischen Granitblöcke, deren Existenz so vielen mehr oder weniger sinnreichen Hypothesen die Entstehung gegeben, fortgeschoben und versprengt hätten. Man kannte aber das Terrain nicht genau, von dem aus man operiren wollte, und man wird daher folgende beide Schriften nur willkommen heißen können: „Observationa sur les glaciers du Spitzberg comparés à ceux de la Suisse et de la Norvège", von Ch. Martins; und „Notice sur les glaciers, les moraines et les blocs erratiques des Alpes", von Ch. Godeffroy. Letzterer sucht mit gründlicher Gelehrsamkeit und eindringlicher Beobachtungsgabe, welche auf dem an Ort und Stelle gewonnenen Augenschein beruht, die oben angeführte Hypothese zu widerlegen. Die Entstehungs- und Fortbildungsweise der Gletscher, welche der Verf. auf eine anschauliche Art erklärt, widerspricht überhaupt dieser Annahme; endlich auch die gar zu langsame und verhältnißmäßig kaum bemerkbare Bewegung derselben. Um jener Hypothese einige Wahrscheinlichkeit zu geben, nahm man an, daß vor sehr langer Zeit ausgedehnte Gletscher die ganze Alpenkette bedeckten, dann müßte man aber annehmen, daß die Alpen selbst beträchtlich höher gewesen als jetzt, denn wie hätten sie sonst von ihren Seiten Geschiebe entlassen können in Entfernungen, welche die Grenze der gegenwärtigen Gletscher um 20—30 Lieues überschreiten. Martins, der Ref. den ersten oben angezeigten Schrift, begleitete die Expedition des Hrn. Gaimard und war zweimal auf Spitzbergen. Aus seiner Arbeit geht hervor, daß die Eisberge auf Spitzbergen mit denen in der Schweiz viel Ähnlichkeit haben, wenn auch manche durch die verschiedene geographische Lage bedingte Abweichungen von den Gletscherformen in der Schweiz stattfinden. Das kalte Klima auf Spitzbergen erlaubt den Gletschern nicht sehr zu schmelzen, und diese bieten daher lange nicht den chaotischen Anblick der schweizer Gletscher dar; ihre Bewegung ist ohne Zweifel geregelter, einförmiger. Ein merkwürdiges, dem Martins constatirtes Factum ist dies, daß die Gletscher nicht, wie einige andern Naturforscher glaubten, sich bis zum Grunde des Meeres hinabsenken; an der Oberfläche angeschwemmt, halten sie vielmehr ein, hängen darüber weg und bilden zuletzt, durch ihr eigenes Gewicht gebrochen, kleine schwimmende Inselchen. Hiermit vergleiche man noch einen interessanten Artikel über denselben Gegenstand von Hrn. Viridet, im vorigen Jahrgange der „Revue de Genève".

Von Interesse sind die „Archives de voyages, ou collection d'anciennes relations inédites ou très-rares de lettres, mémoires, itinéraires et autres documens relatifs à la géographie et aux voyages", von H. Ternaux-Compans. Der Sammler hat den ersten Theil des ersten Bandes in drei Abtheilungen gebracht; die erste enthält noch unedirte Berichte, die zweite Übersetzungen, die dritte Wiederabdrücke von sehr selten gewordenen Werken oder interessante Auszüge aus andern, die außerdem manche nutzlose Details enthalten. Unter den letztern sind folgende zu nennen, deren alterthümliche Titel wir hier anführen: „Copie de quelques lettres sur la navigation du chevalier de Villegaignon es terres de l'Amérique oultre l'aequinoctial, jusques soubs le tropique de Capricorne; contenant sommairement les fortunes encourues en ce voyage, avec les moeurs et façons de vivre des sauvages du païs envoyées par un des gens dudict seigneur" (1557). „Nouvelle de la venue de la royne d'Algier à Rome, et du baptisme d'icelle, et de ses six enfans, et des dames de sa compagnie avec le moyen de son départ" (1567). „La conversion du plus grand roy des Indes orientales à présent régnant à la foy catholique. Avec six millie habitans de son royaume par les révérends pères de la compagnie de Jésus. Avec la lettre par lui escripte au roy d'Espagne sur le subject de sa conversion. Ensemble les cérémonies qui ont esté faictes à son baptesme et les miracles qui y sont arrivés" (1621). „Advis moderne de l'Estat et grand royaume de Megor, situé entre la Tartarie, l'Inde et la Perse: de la personne, qualité et manière de vivre du roy et du prince son filz et de ses peuples, et des bons signes et espoirs qu'ilz donnent, de se convertir à la foy chrétienne, et autres singularites des païs" (1598). Diese Titel mit ihrer alterthümlichen Abfassung und Orthographie dürften pikant genug sein, um die Aufmerksamkeit auf dieses Sammelwerk zu lenken. 5.

Les reflets, par Mlle. *Sophie Niviani.*

Sophie Niviani, welche während mehren Jahren die einzige Stütze ihres 70jährigen Vaters gewesen und diesen theils durch ihrer Hände Arbeit, theils durch Stundengeben ernährte, erlag endlich der allzu großen Anstrengung und starb am 11. Sept. 1840. Ihre Gedichte und Aufsätze hat sie als Vermächtniß für den aller Hülfsquellen beraubten Vater zum Druck bestimmt; sie sind in einzelnen Heften à 1 Fr. zu haben. Subscriptionen übernimmt M. Ita., rue Jacob, No. 41 zu Paris. Möchte doch auch in Deutschland das rührende Mühen der Tochter Interesse und ihr edles Streben durch zahlreiche Subscriptionen Unterstützung finden. 44.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 155. — 4. Juni 1841.

Was soll unserer Jugend die Bekanntschaft mit dem Staatswesen des classischen Alterthums?

(Beschluß aus Nr. 154.)

Ferner: wenn auch unsere innern Verhältnisse geräuschlos ihren Gang gehen, so ist es anderwärts anders. Die Staaten, in welchen die am meisten besuchten Universitäten liegen, sind mehr oder weniger von politischen Bewegungen und Parteiungen berührt. Wem diese Bemerkung entgeht, wen sie nicht zu einigem Nachdenken auffoderte, wer nach keiner Art von öffentlicher Discussion hinhörte, von dem möchte ich nicht sagen, daß er eifrig studirt, oder harmlos *) seiner Jugend sich freut, sondern daß er Gefahr läuft, sich um den Verstand zu studiren, oder in Genußsucht unterzugehen.

Unter diesen Umständen scheint es mir nicht unwichtig, auf die Bildung eines gesunden Urtheils, soweit die Gelegenheit sich darbietet, einzuwirken. Und ich behaupte, die alte Geschichte bietet dazu die geeignetste Veranlassung.

Am unbefangensten können wir das Alterthum betrachten, weil es uns fern liegt. Fern und doch nahe genug, um bald zu der Beobachtung zu leiten, daß, so lange die menschlichen Leidenschaften sich gleich bleiben, auch denselben Ursachen dieselben Wirkungen entsprechen werden.

Es sind im Wesentlichen dieselben Interessen, um welche im Alterthum gekämpft ward, die noch heute die Welt bewegen. Man braucht die Parallelen nicht aufzusuchen. Um sie zu verfehlen, müßte man ihnen absichtlich aus dem Wege gehen.

Freilich, man hat es ungereimt finden wollen, daß die Jugend um die Zeiten der Griechen und Römer sich bekümmern soll. Die Ungereimtheit liegt aber in der Voraussetzung, daß die alte Geschichte aus Namen und Zahlen bestehe, oder, wenn's hoch kömmt, aus etlichen großen Bataillen. **)

Auch ist ordentlich Protest eingelegt gegen die alte Geschichte, weil sie, wie Hobbes ***) meint, die Jugend revolutionssüchtig mache. Es gibt auch deutsche Schriften †), in welchen diese Besorgniß durchblickt. Es hat zu allen Zeiten Leute gegeben, welche Gespenster sehen.

Woran unsere Zeit nicht am wenigsten leidet, das ist eine schwachsinnige Überschätzung der Formen des Liberalismus; schwachsinnig, weil sie im Grunde nicht geneigt ist, etwas Namhaftes daran zu setzen. Überspannten Begriffen aber und politischen Täuschungen vorzubeugen, wüßt' ich in der That kaum ein besseres Mittel, als gründliche Bekanntschaft mit den Verfassungsgeschichten der Griechen und Römer.

Nicht daß ich an und für sich ihre Institutionen so hoch stellte. Es ist nicht zu leugnen, die Griechen zumal haben viel experimentirt. Aber wir haben den Vortheil, zu sehen, wie die Experimente abgelaufen sind. Auf welchem Wege Staaten groß werden und wieder vergehen, lehrt am besten die Geschichte der Völker, die ihren Lauf vollendet haben.

Dazu kömmt der Schatz von politischer Erfahrung und Staatsweisheit, der in den Schriften der Alten niedergelegt ist. Man möchte sagen, kein Verhältniß war ihnen fremd. *) Den überraschendsten Wahrheiten, recht wie für unsere Tage gesprochen, begegnet man überall.

---

*) „Et puer es, nec te quidquam, nisi ludere, oportet. Lude, decent annos seria nulla tuos." Aber dem Knabenalter ist ein Ziel gesetzt, und es wäre kindisch, von dem Jüngling verlangen zu wollen, daß er ein Knabe bleibe.

**) Wenn Bolingbroke sagt: „Bis zum Ende des 15. Jahrhunderts laßt uns die Geschichte lesen, von da an bis auf unsere Zeit laßt uns sie studiren", so zeigen seine frühern Briefe und der Spott, den er auf unfruchtbare und alberne Streitfragen grundgelehrter Leute ausgießt, genugsam, welche Art von Studium der alten Geschichte ihm werthlos schien. Zugleich aber läßt sich nicht leugnen, daß er mit einer gewissen Einseitigkeit, die in seiner ganzen Denkungsart liegt, die Bedeutung der mittlern Geschichte verkannt hat.

***) Leviathan II, 29, S. 170.

†) Ich will nur eine der anständigsten nennen: „Die Republiken des Alterthums: ob sie glücklicher als die heutigen Staaten waren?" (Leipzig 1798.) „Sollte man", sagt die Vorrede, „denn nicht endlich einmal die Scene verändern, und die Republiken des Alterthums auch von ihrer schlimmen Seite darstellen?" Als ein Übungsstück in dieser Beziehung ist die Schrift nicht schlecht ausgefallen.

*) Für die jüngste unter den Staatswissenschaften gilt mit Recht die politische Ökonomie. Doch hat das Licht, das ein Deutscher zuerst über den „atheniſchen Staatshaushalt" verbreitet, die Bekanntschaft der Alten mit manchen Hauptsätzen außer Zweifel gestellt. Ein junger holländischer Gelehrter, N. G. Calkoen, unternahm eine Zusammenstellung der Grundsätze, die sich bei den Alten finden. Er starb, nachdem er nur einen Theil der Arbeit vollendet. Was sich unter seinen Papieren vorfand, hat sein Lehrer C. A. den Ter den „Bijdragen tot Regtsgeleerdheid en Wetgeving" (Th. 8, Nr. 3; Amsterdam 1832), die er mit J. van Hall herausgibt, einverleibt. Der Aufsatz führt den Titel: „Over eenige Staatshuishoudkundige gevoelens en stellingen in de geschriften der Ouden en vooral in die van Cicero voorkomende." Durch ein Citat in Rau's Handbuch aufmerksam gemacht, verschaffte ich mir ohne Schwierigkeit das einzelne Heft auf dem Wege des Buchhandels. Es ist zu bedauern, daß es dem Verfasser nicht vergönnt war, die wohl angelegte Arbeit nach dem umfassendern Plan zu Ende zu führen. Möchte sich eine geschickte Hand für die Übersetzung und Ergänzung des Bruchstücks (besonders mit Rücksicht auf Xenophon und Aristoteles) finden. Es würde sich zeigen, daß in einigen Stücken die Griechen die richtigere Ansicht hatten; wie z. B. Cicero in der bekannten Stelle Pro Flacco (C. 28) gegen die Goldausfuhr eifert, während Xenophon De vectig. (C. 3) die edeln Metalle ganz einfach als Waare betrachtet.

Für die Bearbeitung der alten Geschichte mit steter Beziehung auf neuere Verhältnisse hat unter den Deutschen Niebuhr die Bahn gebrochen. Keine seiner Entdeckungen, keine seiner Hypothesen ist, die nicht angefochten wäre; aber das Verdienst hat Keiner ihm streitig gemacht, daß die umfassende Kenntniß der neuern Zustände, und vor Allem der staatsmännische Blick, ihn in den Stand gesetzt hat, die Verhältnisse des Alterthums aufzuhellen, wie es keinem Deutschen vorher gelungen war. Seine Gelehrsamkeit war höhern Zwecken dienstbar als denen der antiquarischen Kritik. Sein Herz war in Dem, was er schrieb. Seine Wärme läßt uns vergessen, daß er von längst verschwundenen Zeiten redet. Wir fühlen, es sind unsere Interessen, unsere Bestrebungen, die auf dem Spiele stehen. Der Dank wird ihm bleiben, wenn das Gothse der gelehrten Waffen, die für und wider seine einzelnen Behauptungen sich emsig gerührt haben, längst verhallt ist.

Doch verhehle ich mir nicht, daß das frühe Studium von Niebuhr's Schriften etwas Bedenkliches hat. Es erregt leicht, auch bei sehr viel geringern Fähigkeiten und bei beschränkten positiven Kenntnissen, eine Lust an neuen Hypothesen und verführet (was es ebenso wenig soll) zu willkürlicher Behandlung alter Zeugnisse. Die Keckheit seines kritischen Fluges hat manchen Ikarus zu Fall gebracht. Die beste Warnung (und man darf es in der That daran nicht fehlen lassen) besteht meines Erachtens darin, wenn man, wenigstens in einzelnen, wichtigern Fällen, eine Abhör der sämmtlichen alten Zeugen anstellt. Mag immerhin das Ergebniß, wie es in manchem Fall nicht ausbleiben kann, das ehrliche Bekenntniß sein, daß irgend eine Frage mit Bestimmtheit sich nicht entscheiden läßt; immer besser, als die Gewohnheit rascher und wenig gerechtfertigter Voraussetzungen; und des Unbestrittenen, des unbezweifelt Lehrreichen bleibt immer genug.

Die Ausländer, die uns an politischer Bildung voranstehen, bieten auch auf diesem Feld uns Führer, die sich den Alten verbunden wüßten und wiederum die Lehren der neuern Geschichte für die Aufklärung der alten Verhältnisse benutzten. Machiavel und Montesquieu wird man leicht obenan stellen. Englische und französische Geschichtschreiber des Alterthums haben das Ihrige gethan und durch nützliche, lebensvolle Leistungen die nicht selten stattlichere Gelehrsamkeit der Deutschen beschämt. Soll ich noch einzelne Schriften nennen, so möchte ich an das jetzt wenig gelesene Buch von Edward Wortley Montague, über die alten Republiken, erinnern. Ein Holländer hat Betrachtungen über die Geschichte seines Vaterlandes hinzugethan.*) Auch die Amerikaner sind nicht zurückgeblieben. John Adams hat als Gesandter in London eine „Vertheidigung der amerikanischen Verfassungen" ausgearbeitet, die sehr schätzbare Gesichtspunkte für die, durchgängig berücksichtigte alte Geschichte aufstellt.**) Die Art und Weise, wie die politische Controvers, zumal bei den Engländern, geführt wird, bringt es mit sich, daß Erörterungen über das Alterthum sehr häufig angetroffen werden, wo man sie nicht sucht, aber auch gewiß nicht verschmähen wird. Wie viele treffliche Winke hat Brougham da und dort im „Edinburgh review", in den Zeiten seiner fast ununterbrochenen Theilnahme, niedergelegt. Das Trefflichste aber in dieser Art, was mir neuerdings bekannt geworden, ist eine bündige Übersicht der atheniſchen Demokratie im „New York review"*), das, unter Cogswell's Leitung, mit den ersten europäischen Instituten wetteifert.

Ich gestehe, daß ich, nächst den Schriften der Alten selbst, solchen Führern unter den Neuern die meiste Belehrung verdanke. Ich glaube nichts Unnützes zu thun, wenn ich auf diesem Wege Gewonnene beim Vortrag der alten Geschichte einzuflechten suche und zugleich meine Zuhörer auf bewährte Führer verweise. Wenn die Geschichte des Alterthums nicht unsere bürgerliche Erziehung fördern soll, was soll sie denn unserer Jugend?

Nachdem ich von dem Gesichtspunkt Rechenschaft gegeben, bleibt mir noch übrig zu sagen, daß ich keinen Werth darauf lege, ein weites Feld in dem Vortrag eines Semesters zu durchlaufen. Es würde dabei nicht viel mehr als das Bekannte wiederholt werden und für fruchtbare Erörterungen wenige Zeit bleiben. Ist es nicht überall wichtiger, daß in Vorlesungen die Art erlernt werde, wie man Geschichte zu studiren hat, und der Zweck, zu welchem sie dient, als daß im ungenügenden Umriß wiedergegeben wird, was Jeder mit Muße, zum Theil vielleicht ausführlicher, in jedem guten Handbuch lesen kann?

Besonders geeignet zur umständlichern und quellenmäßigen Behandlung scheinen mir solche Abschnitte wie die Verfassungsgeschichte Athens und Spartas, die Demosthenische Zeit und der achäische Bund, die Geschichte der römischen Verfassung von den Gracchen bis auf August. Auch habe ich öfters das sechste Buch des Polybius erklärt und denke künftig mit ausgewählteren Stücken der Politik des Aristoteles abzuwechseln.

Diese Wahl zu motiviren, läßt der Verf. in der zweiten Hälfte des Programms eine Abhandlung: „Der politische Standpunkt des Polybius", folgen, in der er ausführlich 1) die Verhältnisse, unter welchen Polybius sein Geschichtswerk schrieb, 2) den Kreislauf der Verfassungen, 3) das Gleichgewicht der Gewalten im Staat, 4) daß nicht in den Formen das Heil liege, in genialer Weise behandelt und mit den Worten schließt:

Ich meine, von diesem Alten (Polybius) ist Etwas zu lernen, für jede Zeit, auch für die unserige.

Ballades et chants populaires (anciens et modernes) de l'Allemagne, traduction nouvelle par *Sch. Albin*. Paris 1841.

Läßt sich denn überhaupt Poesie übersetzen? Und nun gar Volkspoesie, Volkslieder? Die Seele und zugleich der Leib, die Umrisse und zugleich die Färbung, der Sinn und zugleich der Ton des innersten Volkswesens, das Alles wiederzugeben, ist unmöglich. Jedes Lied, jeder aus dem Innersten kommende Seufzer eines Volkes ist etwas so echt Eigenthümliches, daß alle Kunst der Welt nicht im Stande wäre, ihn aus einer Sprache in die andere vollkommen zu übertragen. Man kann nur andeuten, was der Dichter ausgearbeitet gibt, hier den Umriß des Bildchens, dort nur den Schatten des Körpers zu zeigen versuchen. Gelingt es auf diese Weise auch nur halbwegs eine Idee des Urbildes zu geben, gelingt es dem poetischen Gemüthe des Auslandes nur einen Anhalt zu reichen, an dem es selbst, den Rest ahnend ausmalen kann, so ist schon sehr viel gewonnen.

Die vorliegende Übersetzung deutscher Volkslieder und volksthümlich gewordener Poesien beabsichtigt nicht mehr und erreicht

---

*) Ex hatte eigentlich diese seine unabhängige Arbeit fertig, als ihm das Buch von einem Engelschen Heer zu Gesicht kam, waarin ik, sagt er, so veel smaak vond, dat ik de Drukkers verzocht eene vertaaling door eene bekwaame hand te besorgen. Der Titel lautet: „De Opkomst en Bloei van de Republiek d. V. N., voorafgegaan door eene Verhandeling over de opkomst en den ondergang van oude en hedendaagsche republieken" (Amsterdam 1774).

**) Einer französischen Bearbeitung (2 Bde., Paris 1792), welche die Betrachtungen über die italischen Freistaaten des Mittelalters in sehr verjüngtem Maßstab wiedergibt, sind Anmerkungen von de la Croix beigefügt.

*) Nr. XLI, Jul. 1840. Den Eingang bildet eine sehr rühmliche Anerkennung der griechischen Alterthümer von Hochmuth und C. F. Hermann; beide Werke liegen in englischen Übersetzungen vor. Als Verfasser des Aufsatzes wird mir Hr. Legaré genannt, früher amerikanischer Geschäftsträger in Brüssel.

diese Absicht vollkommen. In einfach schlichter Prosa sucht Hr. Albin die Umrisse der Gedichte, die er in seine Sammlung aufgenommen hat, wiederzugeben und übersetzt sie zu dem Ende so wörtlich als möglich. Daß hierbei die feinen Schönheiten der Form, Ton und Färbung gänzlich verloren gehen, versteht sich von selbst. Dagegen bleibt immer noch so viel übrig, daß der Franzose, der die ganze Sammlung durchgelesen hat, am Ende sicher mehr deutschem Geist begegnet ist, als wenn er Alles las, was bis jetzt Mosmier, Philarete Chasles u. A., wie sie alle heißen, die in der letzten Zeit deutsches Wesen und deutsche Poesie zu ihrer Mücksuh zu machen wußten, geschrieben haben. Das Werk Hrn. Albin's ist ein verdienstliches, Deutschland und Frankreich sind ihm gleich viel Dank schuldig, um so mehr, als die Sammlung, die uns vorliegt, die ältere und neuere lyrische und Gesangslitteratur Deutschlands umfaßt und kein großer Name der deutschen Dichter, kein ausgezeichnetes Lied in derselben fehlt.

Die Franzosen glauben nun einmal das Recht zu haben, in Bezug auf neuere Sprachen Ignoranten zu sein. Dagegen wäre von Seiten des Auslandes wenig zu sagen, denn das Recht, Ignorant zu sein, gehört mit zur persönlichen Freiheit. Wer nichts lernen will, mag dies mit sich selbst abmachen. Aber es hat das doch auch seine bösen Folgen für den Nachbar des Ignoranten; denn die Ignoranz führt meist zur Selbstüberschätzung. So etwas ist den Franzosen Deutschland gegenüber widerfahren. Sie kannen Deutschland nicht, und deswegen schufen sie sich eins nach ihrem Geschmacke und ihrem Bedürfnisse, setzten dasselbe aus einer großen Dosis Nebel, etwas Philosophie, Sentimentalität, dummer Ehrlichkeit, in neuer Zerrissenheit, gräßlicher politischer Tyrannei und ägyptischer Preßfinsterniß zusammen, und kneteten an dem Teige herum, bis er nach ihrem Herzen und fertig war. Daher kam es, daß sich die sehr spitzfindigen, sehr tiefblickenden und sehr geistreichen Franzosen in der letzten Zeit so furchtbar in Bezug auf Deutschland verrechnen konnten. Man kann nichts Besseres thun, als den hohen Herren der Kammer und der Presse dies Büchlein der Lieder in der Übersetzung Hrn. Albin's zuschicken. Da würden sie ahnen gelernt haben, daß in diesem nebeligen, philosophischen, sentimentalen, dummehrlichen, zerrissenen und tyrannisirten Deutschland ein einiges, kerniges, freidenkendes, frohes, tapferes und, wo es Noth thut, stolzkeckes Volk wohnt. Freilich würden sie nicht begreifen, was es heißt:

Eine feste Burg ist unser Gott,
Eine gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns stets aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.

Aber Hr. Albin würde ihnen zuflüstern: „Notre Dieu est un château fort; il est une bonne arme et une bonne défense. Il nous delivrera de tous les maux, qui viennent nous accabler!" und dann könnte er ihnen vielleicht gar noch sagen, daß vor Zeiten die Deutschen das Lied sangen, ehe sie in die Schlacht gingen, und dann gewiß so tapfer waren wie die Franzosen, wenn sie die Marseillaise berauscht hatte; doch ist das vielleicht zu lange her für das Gedächtniß eines Franzosen, und so würde denn die neue Zeit der alten zu Hülfe kommen müssen, mit ihrem:

Vater, ich rufe dich,
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umsprudeln mich rasselnde Blitze;
Lenker der Schlachten, ich rufe dich,
Vater, du führe mich.

Und Hr. Albin würde es seinen Landsleuten übersetzen: „Père je t'invoque, la vapeur de l'artillerie m'enveloppe, les éclaires bruyants se croisent autour de moi. Guide des armées, je t'invoque. Père conduis-moi!" Das ist freilich oft etwas sehr prosaisch, aber es läßt doch ahnen, was ein Volk vermag, das noch betend kämpfen und kämpfend beten kann. Und ein anderes Lied, ein anderes Gebet würde noch Mauer in Frankreich sprechen, denn es ist weniger poetisch, einfacher und daher besser übersetzbar. Ich meine jenes gewaltige „Hör' uns, Allmächtiger", das Hr. Albin den Franzosen in folgender Weise zugänglich macht:

„Ecoute-nous, Tout-Puissant; écoute-nous, Dieu bon, guide céleste des armées! Père nous te glorifions, père nous te bénissons! Tu nous as réveillés pour la vertu.

Que l'enfer se soulève. Dieu ta main forte renverse l'édifice du mensonge. Conduis-nous, Seigneur Sébaoth! Conduis-nous, Trinité sainte, conduis-nous de la bataille à la victoire!

Conduis-nous, et si notre sort tombe dans le sein profond du tombeau, gloire et louange à ton nom; Empire, force, honneur sont à toi pour l'Eternité. Conduit-nous, Tout-Puissant."

Aber auch 1813 gehört für die Franzosen schon zur alten Geschichte und wenigstens zum Mittelalter. Da würde nun Hr. Albin aushelfen müssen und still antworten: „Die Deutschen haben ein höchst artig gutes Gedächtniß, schlagen Sie in meinen „Chants populaires" nach und Sie werden finden, daß es deren in Deutschland aus dem 12., 13. Jahrhundert gibt, die noch heute gesungen werden."

Das Buch Hrn. Albin's ist ein sehr verdienstliches und man kann es den Franzosen nicht genug anempfehlen. Wenn sie es nur schon vor einiger Zeit hätten lesen können, wer weiß, die Sachen ständen vielleicht heute anders. Lützow's „Wilde Jagd" würde ihnen vielleicht doch die J. 1813, 1814 und 1815 näher gerückt haben. Auch die Rheinfrage würde selbst ohne das neue „Sie sollen ihn nicht haben" ihnen viel Köstlicher vorgekommen sein, wenn sie schon vorhergewußt, daß bei Jung und Alt in Deutschland, so oft das Herz voll ist, der Mund überläuft und singt: „Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben", oder auch mit Schenkendorf: „Un mot sublime, un mot allemand est répété dans tous les hymnes des Allemands. C'est le nom d'un vieux roi d'illustre naissance, auquel nos coeurs ont prété serment. Quelque souvent que ce nom revienne, il ne revient jamais assez. C'est le Rhin sacré!" Auf alle Fragen gibt dies Büchlein der Lieder Antwort, für alle Zweifel hat es eine Lösung. Jede Seite aber hat für die Franzosen eine große Lehre und könnte sie ihren deutschen Nachbarn gegenüber vorsichtiger machen. Das „zerrissene" Deutschland würde ihnen weniger zersplittert vorkommen nach dem Liede: „Was ist des Deutschen Vaterland", nach der Strophe:

Qu'elle est la patrie de l'Allemand?
Nomme-la donc cette grande patrie.

Ecoute: c'est tout le pays où retentit le langage Allemand, où les chants célèbrent Dieu dans le ciel. Brave Allemand, voici ce que tu dois nommer ta patrie.

Là est la patrie allemand, où presser la main vaut un serment, où la félicité brille dans les yeux, où l'amour chauffe le coeur. Voilà où doit être la patrie allemande!

Là est la patrie allemande, où la colère poursuit les frivolités étrangères, où tout criminel s'appelle ennemi, où tout homme noble s'appelle ami. Voilà quelle est ta patrie, brave Allemand, voilà l'Allemagne entière.

Oui, la patrie doit être l'Allemagne entière. O Dieu du ciel, regarde-la d'un oeil favorable! Donne-nous le vrai courage allemand, que nous l'aimions avec force et fidélité. La patrie doit être l'Allemagne tout entière."

Selber aber wird dann auch Frankreich in diesen Liedern sehen, daß die Hoffnungen des Jahres 1813 nicht erfüllt wurden, denn Uhland's Lied vom 18. Oct. dürfte nicht in der Sammlung fehlen. Das könnte dann freilich Frankreich glauben machen, daß es ihm wieder leicht sein würde, Deutschland gegen Deutschland zu führen. Aber auch gegen diesen Irrthum wären den Hrn. Albin's Übersetzungen vielfach warnen, denn der Geist, der 1813 schuf, der ein einiges Vaterland will, der Deutschland gegen jeden Feind, ob aus dem Süden oder aus dem Norden kommend, vertheidigen wird, ist derselbe.

Das Haus mag zerfallen,
Was hat's denn für Noth?
Der Geist lebt in uns Allen,
Und unsere Burg ist Gott!

„La maison peut tomber; quel en sera le mal? L'esprit est en nous, et Dieu est notre château fort!"

Die Franzosen sollten Hrn. Albin eine Bürgerkrone schenken, denn wenn er dazu beiträgt, Deutschland im Geiste und in der Wahrheit bei den Franzosen bekannt zu machen, so bringt er zwei Völker sich näher, von deren Freundschaft oder Feindschaft das Heil der Welt, die Zukunft der europäischen Civilisation abhängt. Noch einmal, das Werk ist, wenn auch die Kritik Tadelnswerthes in Einzelnheiten finden könnte, im Ganzen ein sehr verdienstvolles; Deutschland und Frankreich zugleich sind Hrn. Albin Dank schuldig, den wir ihm, mit gutem Beispiele vorangehend, hiermit abtragen wollen! 35.

Notizen.

Das magnetische Observatorium zu Kairo.

Über den Zustand des magnetischen Observatoriums zu Kairo enthält ein Schreiben Hrn. Caldecott's, der Zeit Astronomen im Dienste des ostindischen Radschas von Travancore, datirt vom Dampfschiffe Berenice in der Nähe von Aden, unter dem 4. März 1841, mitgetheilt im „Athenaeum", folgende Schilderung. In einer eine Stunde dauernden Unterredung mit dem Pascha von Ägypten zu Alexandria, welche sich über dessen wissenschaftliche Bemühungen in Ägypten, über die für dieselben zu Gebote stehenden Mittel, sowie über den Beifall verbreitete, welchen die Errichtung eines magnetischen Observatoriums zu Kairo in Europa gefunden habe, erhielt Hr. Caldecott von dem Vicekönige sowol Schreiben an die Behörden von Kairo mit der Weisung, ihm alle wissenschaftlichen Merkwürdigkeiten der Stadt zu zeigen, als auch eines an den Director des Observatoriums, Hrn. Lambert, mit dem Auftrage an diesen, mit dem Überbringer sich über die zur Vollendung des Observatoriums zu treffenden Einrichtungen zu berathen; außerdem lud der Pascha Hrn. Caldecott ein, ihm etwa aufstoßende Bemerkungen über die geeignete Leitung der Beobachtungen mitzutheilen. Dieser fand den Zustand der Anstalt, wie er ihn antraf, nicht ganz geeignet zur Aufnahme der Instrumente. Diese bestand aus einer Anzahl kleiner, übereinander befindlicher Gemächer, deren größtes nur 8 — 10 Fuß im Durchmesser hatte. Hr. Lambert hatte bereits vergebliche Vorstellungen über diesen Übelstand gemacht; Hr. Caldecott benutzte daher die von dem Pascha ihm ertheilte Erlaubniß, erhielt die gefoderte Bewilligung und war selbst zu deren Verwirklichung thätig, die bald in vollem Gange war. Sind die beabsichtigten Erweiterungen ausgeführt, so wird das Observatorium den Stand der Vollkommenheit erreicht haben. Das große Gemach wird einen Umfang von ungefähr 55 Fuß in der Länge und 25 Fuß in der Breite haben. Im ganzen Gebäude findet sich kein einziges Stück Eisen; ebenso in einer beträchtlichen Strecke der Umgebung keines, was eine Einwirkung äußern könnte. Hrn. Lambert schildert der Verfasser des Briefs als einen vortrefflichen, anspruchslosen, talentvollen Mann; nur glaubt er ihn zu beschäftigt, um die Beobachtungen ganz vollständig führen zu können. Er hat zugleich die Oberaufsicht über die polytechnische Schule, in welcher sich mehre sehr gebildete arabische Lehrer und Zöglinge befinden, welche er hoffentlich ganz gut zu den Beobachtungen wird gebrauchen können. Hr. Caldecott gab ihnen selbst einige Anweisung über den Gebrauch der Instrumente; an den vorgenommenen Operationen nahmen sie den lebhaftesten Antheil. Die Erweiterungsbauten sollten gegen Ende Aprils vollendet sein und Hr. Caldecott hoffte für den Fall, daß die noch rückständigen Instrumente von den Überresten seines Briefes ohne Verzug befördert würden, mit Hrn. Lambert gleichzeitig, dieser zu Kairo, er selbst zu Travancore, seine Beobachtungen beginnen zu können.

Bei der Versteigerung der Münzsammlung Baron Holland's zu London kam am ersten Tage unter schätzbaren Stücken auch folgendes höchst seltene und interessante vor. Es ist dies ein „Groat" von Perkin Warbeck, dem falschen Richard unter Heinrich VII. Die Vorderseite trägt die Worte: „Domine * Salvum * Fac Regem ⁂ ", den vierten Theil des englischen Wappens, darüber eine gewölbte Krone in einem Doppelkreis von je fünf Punkten; zur Rechten befindet sich die Rose von York, zur Linken eine Lilie, bezüglich auf das Herzogthum Burgund: über beiden eine Krone. Auf der Kehrseite stehen die Worte aus Daniel 5, 25: „Mani ⁂ Techel ⁂ Phares ⁂ 1494 ⁂ ", eine Anspielung, welche die Zerrissenheit des englischen Reiches in jener Zeit in Vergleich mit der Herrschaft Belsazer's, des Chaldäerkönigs, stellt. Im Felde findet sich wieder eine Lilie für das Haus Burgund mit einem aufrecht stehenden Löwen und einer Rose für das Haus York, darüber eine kleine gewölbte Krone; auf beiden Seiten ein aufrecht schreitender Löwe. Die Münze ward für 11 Pf. St. versteigert. Der ganze Ertrag der Versteigerung am ersten Tage betrug für 129 Partien fast 300 Pf. St.

Englische Schriftsteller lassen sich bei ihren Versuchen, den in Irland herrschenden Dialekt der englischen Sprache in ihren Werken wiederzugeben, oft bedeutende Verstöße zu Schulden kommen. Besonders häufig drängt sich diese Bemerkung in Novellen und dramatischen Stücken auf. In der letzten Zeit namentlich ist es Mode geworden, das verdorbene, unverständliche Kauderwelsch der niedrigsten Classen in den großen Städten Irlands für „gut Irisch" zu halten. Die besondern Eigenthümlichkeiten des irischen Dialekts rühren auf der einen Seite von der Übertragung ursprünglicher irischer Wortfügungen ins Englische, auf der andern davon her, daß sich ursprünglich englische Idiome in Irland länger erhalten haben als in England selbst, wo sie ganz veraltet sind. Überdies wird das Englische in den verschiedenen Theilen Irlands verschieden gesprochen, am schlechtesten merkwürdigerweise gerade in dem England zunächst gelegenen östlichen Theile, in Leinster. Am vollkommensten hat sich Lady Morgan unter allen neuern englischen Schriftstellern das irische Englisch zu eigen gemacht und behandelt.

Am 16. April starb der Patriarch der englischen Bühnenschriftsteller, Frederick Reynolds, in dem Alter von ungefähr 77 Jahren. Noch im vergangenen Jahre schrieb er für das Adelphitheater dessen Pantomime. Seine dramatischen Versuche belaufen sich auf ein volles Hundert. Durch die Verhältnisse seines Vaters, sowie durch seine Erziehung auf der Westminsterschule, die damals im höchsten Ansehen war, erhielt er Zutritt zu der feinen Gesellschaft Londons, in welcher er sich jeder Zeit der freundlichsten Begegnung und voller Achtung erfreute. Manche seiner Stücke waren zu ihrer Zeit beliebt; aber kein einziges trägt in sich eine Bürgschaft, daß es den Verfasser überleben werde; selbst die besten darunter sind seicht, mehr Farcen als Lustspiele, entsprachen den Modethorheiten des Augenblicks und wurden mit diesen vergessen.

Das „Provident institution" der englischen Buchhändler erfreut sich, dem zuletzt erstatteten Jahresbericht zufolge, einer höchst glücklichen Entwickelung. Die Fonds des Vereins belaufen sich auf 10,000 Pf. St.; die Verwendung von Unterstützung an Solche, die deren bedürftig und würdig, hat bereits viele segensvolle Wirkungen gehabt.

Im Monate April ward die neue ornithologische Galerie des britischen Museums eröffnet. Bei ihr befindet sich eine gut geordnete Sammlung von Muschelthieren. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 156. — 5. Juni 1841.

Humoristische Erinnerungen aus meinem akademischen Leben in Heidelberg und Kiel in den Jahren 1817—19, von Theodor v. Kobbe. Zwei Bändchen. Bremen, Kaiser. 1840. Gr. 12. 1⅞ Thlr.

Glückselige Zeiten, wo seid ihr, als der deutsche Bursch ein Wesen war, das sich erhaben dünkte über die gewöhnlichen Menschen und auf die Philisterwelt herabblickte mit unsaglicher Geringschätzung und Verachtung, etwa wie Titanengeschlechter auf das kleine Gesindel, das über die Erde läuft und kriecht und meint, sie gehöre ihm, wie den Ameisen. Der Bursch in Kanonen, die Pfeife mit den allgewaltigen, buntfarbigen Quasten tief herabhängend, die kleine Mütze schief über das Lockenhaupt, was war der Bursch, was war ihm die Welt! Saß er im Keller, in der Kneipe und seine Stimme dröhnte beim Gaudeamus, beim Landesvater, der Hieber fuhr durchbohrend durch seinen Hut und die Gläser klirrten, die Arme verschlungen sich zum Schmollis und Fiducit, wie tief und tiefer versanken da die Dinge um ihn in Prosa, Gemeinheit und Nichtigkeit. Oder er saß in seinem niedrigen Kämmerlein, sein Bett, der Schemel, die aufeinander gethürmten Pandekten, wo er Platz fand, es war ein Thron; der Bierkrug neben dem Tintefaß, auf dem zerbrochenen Teller, wie das Lied sagt, „zu den Kartoffeln ein Hering", der Tisch war ein Altar; der Rauch aus seiner Pfeife ein magischer Duft, der die Philisterwelt ihm verbarg. Oder gar der berauschende Moment, wo er vor die Mensur trat und die blankgeschliffenen Hieber kreuzten, Welt, du begriffst nicht das Hochgefühl. Oder die noch größere Seligkeit, wenn sie dem alten Burschen das Comitat gaben. Da saß er in seinem Flaus nachlässig in der Rücklehne, das Rohr im Munde, die Mütze mit verwitterten Farben auf dem Scheitel und vor ihm, schwarz von Kopf bis Fuß, mit Manschetten und Gekraus, den Clack unterm Arm, den Galanteriedegen an der Seite, seine Chapeau d'honneurs, wie Kammerherren den Wink ihres Serenissimus gewärtig; und vier oder sechs Rosse zogen die Kutsche, blasende Postillone, Ehrenmarschälle, Wagen an Wagen hinter ihm, und Seniores und Präsides zu Pferd, eine Schar in bunter Tracht. Der Bursch ein König zum letzten Male, zum letzten Male ein freier Mensch, ein Auserwählter; und sie läuteten ihn aus in Ehren in die Philisterwelt. Da war er todt für sie.

Nur in Deutschland, in dem Lande der Ideenwelt, konnte das alte Burschenthum entstehen, existiren. Nur in dem alten Deutschland konnte es so exclusive Freie geben; nur wo keine Freiheit war, fühlte man sich zu dieser Fiction der Freiheit gedrungen. Wie viele alte Männer blicken noch jetzt mit Sehnsucht auf die goldenen Tage ihrer Jugend; sie seufzen, daß es nicht mehr so ist, daß die Jugend anders ward. Ist es denn anders möglich? Läßt sich ein Zustand zurückerzwingen, dessen Bedingungen untergegangen sind. Wenn wir auch nicht politisch frei sind, so fühlen wir doch, wir denken uns diese Freiheit. Nicht mehr der Gelehrtenstand allein hat dies Privilegium. Wir nehmen Alle, die wir zum Bewußtsein unserer Existenz im Staate erwacht sind, Theil an seinem Wohl und Weh, wir denken, wer überhaupt denkt, nicht mehr allein an uns, sondern an das Allgemeine. Und wer täglich gewohnt ist Wein zu trinken, dem ist das Glas am Fest- und Feiertage nicht mehr etwas Außerordentliches, was ihn berauscht. Das Burschenthum als Repräsentation der geistigen Freiheit, des sich Erhebens über die Alltagswelt hat seine Bedeutsamkeit verloren. Wo man es noch pflegt in alter Weise, sind es hohle Formeln ohne Sinn und Geist, ein Tummelplatz der Rohheit und Ausgelassenheit, also gerade das Gegentheil von Dem, was in seiner Stiftung, wenn man es so nennen darf, lag.

Die Geschichte des deutschen Burschenthums umfaßt etwa zwei Jahrhunderte, vom dreißigjährigen Kriege bis zum deutschen Befreiungskriege. Seine Wurzeln, weiß ich wol, sind älter; aber seine unveränderlichen Formen dürfte es erst mit dem westfälischen Frieden angenommen haben. Erst mit jener Epoche, wo das Nationalgefühl zerdrückt und verkümmert wurde, rettete sich der Stolz und die Freiheit, oder, will man's so nennen, der ritterliche Jugendsinn auf die Universitäten, und wovon man sein Lebelang keinen Abschmack bekam, davon wollte man wenigstens in den drei Jahren der Universitätsstudien einen Rausch haben. Dahin artete denn auch meist die Universitätsfreiheit aus: die gesetzten Alten approbirten das Institut, weil die Jugend darin austoben, sich die tollen Hörner abstoßen müsse. Je toller je besser, hieß es; und was seinem ursprünglichen Gedanken nach die Seele frei machen sollte und den Geist erheben über das Conventionnelle, damit er Kraft gewinne für das kommende Leben, ward eine Art

Opiummessen, das die freien Kräfte, den edlern Aufschwung verzehrte und eine gehörige Nüchternheit und Hohlheit zurückließ, welche der Staat, wie er nach jenem unseligen Kriege in Deutschland geworden, am besten gebrauchen konnte, Maschinenarbeiter. Aus diesem unseligen Standpunkte hört man noch jetzt zuweilen die Universitätsfreiheit von alten Leuten preisen als eine Heilanstalt, wo die Tobsucht die bösen Säfte abführt und aus tollwüthigen Jungen zahme Philister hervorgehen. Diese drei Jahre haben denn auch in der deutschen Sittengeschichte Wunder gethan; durch zwei Jahrhunderte wurde die Kraft der deutschen Jünglinge hier zuerst ins Kochen und Gähren gebracht und so lange abgeschäumt, wieder aufgekocht und wieder abgegossen, bis solide Männer daraus hervorgingen, nüchtern, fügsam, geschmeidig, wie das Leben und die Staatsmaschine sie brauchte; und es bedurfte erst solcher Umwälzungen wie die französische Revolution, die Fremdherrschaft und die Befreiungskriege, um zur Erkenntniß zu kommen, daß es anders sein könne, und die Jugend nicht isolirt vom Mannesalter dastehen, daß die dort entwickelten Triebe auch für das Leben des Einzelnen wie des Staates fortdauern und wirken müßten.

Das wiedererwachte deutsche Nationalgefühl belebte die Studentenwelt mit neuem Geiste, mit neuen Ideen. Wie sie thatkräftig mit Blut und Gut und ihrem Tode in jener großen Zeit mitgewirkt, braucht nicht erwähnt zu werden. Es steht in den Tafeln der Geschichte niedergeschrieben, was auch viele staatskluge Männer, die ihr bessrer Theil in jener ältern Heilanstalt zurückgelassen, sich bemüht haben, es von diesen Tafeln auszulöschen und die Begeisterung, die Opfer und die Erfolge hämisch zu verkleinern. Aber auch auf sie selbst, ihr inneres Treiben zurück wirkte die nationale Aufregung. Diesen Jünglingen, die für das Vaterland gefochten und in Schlachten und Gefechten dem ernsten Tod ins Auge gesehen, wollte, auf ihre Hochschulen zurückkehrend, das Spiel mit todten Formen nicht mehr gefallen. Zwar hatten schon Viele vor ihnen sich bemüht, in die abgestorbenen neuen Geist zu gießen, aber es war immer wieder Spielerei geworden, weil ein mächtiger Grundgedanke fehlte. Der war nun da: das deutsche Vaterland. Sie wollten vom kühnen frischen Jugendtreiben die Brücken bauen ins Leben des Mannes, des Volkes, des Staates; sie wollten die sittlichen Keime, ohne die kein großes gesundes Leben, keine wahre Freiheit ist, auch in die Studentenwelt pflanzen, sie wollten aus den Tummelplätzen der Roheit, der Rauferei und Saufere Ringerschulen edlerer Bestrebungen, edlerer Lust bilden. Ihre Formationslust ging zu weit, sie war wieder vom pedantischen deutschen Geiste begleitet und unwillkürlich fanden sich neue Formen ein, die eben nichts Anderes waren als Formen wie jene, über die man lachen, spotten und hinter denen die Roheit und Flachheit sich verbergen, die Gemeinheit und Furchtsamkeit sich verschanzen konnte. Sie überhoben sich hier und dort, und Dünkel und Übermuth fanden sich hier wie anderwärts ein. Sie hatten zu kämpfen mit der alten Roheit, der diese neuen Sittengesetze sehr unbequem wurden, die in diesem ernsten Spiele eine Tyrannei sah, die ihre alte Lust und Freiheit beeinträchtigte; sie hatten zu kämpfen mit dem Argwohn der Regierungen. Aber ihre gefährlichsten Feinde waren in ihren eigenen Reihen, jene Schwärmer, die über die kaum angefangene Brücke fortgaloppirten ins wilde Blaue; die, umgekehrt mit jenen alten Säufern und Raufern, welche ganz vom bürgerlichen Leben abstrahiren zu können vermeinend nur ihrer Phantasie und Lust lebten, jenes, Staat, Nation, Wissenschaft und Erfahrung, Alles, was die letzte Errungenschaft eines durchgekämpften Lebens ist, schon vollauf in sich zu haben wähnten und, aufgebläht von unverdauten Stoffen, in der schönen Vorbereitungswelt zum Leben, dieses schon selbst in ihre Kreise zogen. Über die volksthümlichen Frohen, Frischen, Frommen, Freien und ihren spielerischen Kram von Worten und Farben konnte man lächeln, aber die unverdauten geistigen Genüsse erzeugten in den schwachen Magen böse Dünste, eine gefährliche Schwärmerei, und Sand's unselige That vernichtete mit einem Dolchstoß die frühreife Geburt eines neuen Universitätslebens.

Es kann nur bedauert werden, daß von Seiten der Regierungen gegen die deutsche Burschenschaft mit unerbittlicher Strenge verfahren wurde. In ihrer Begründung, in ihrer ersten Erscheinung hatte sie weder in Jena, noch in Heidelberg, noch an den meisten andern Orten eine staatsgefährliche Beimischung und Tendenzen. Diese kamen erst mit den Verfolgungen. Indem man ihnen eine feindliche Bedeutung beimaß, schlich sich diese wie von selbst ein. Ein Mann, der seine unschuldige Frau mit Eifersucht plagt, ward sehr oft der Anlaß, daß sie die unbekannte Sünde versuchte. Die möglichste Öffentlichkeit war ihr Princip; hätten die Regierungen mit weiser Milde die deutschen Burschenschaften zu behandeln, zu lenken gewußt, es wären traurige Misverständnisse, böse Irrungen vermieden worden. Der Gedanke geistiger Einheit, den man zwanzig Jahr später mit Geschenken, Gaben und Ehren zu wärmen, zu hegen und pflegen versucht, lag so unschuldig und rein zum Grunde. Wie mächtig und natürlich er war, beweisen die Wunder, welche ein einziges Lied erweckte, nachdem man so lange Jahre mit Keulen auf den unschuldigen Gedanken geschlagen, als jugendliche Gemüther ihn nährten. Auch ohne den Widerstand und die Interdicte der Gewalt hatten die Burschenschaften der Feinde genug. Offen standen ihnen die Landsmannschaften gegenüber. In diesem ehrlichen und offenen Kampfe hätten sie gesiegt; die Sitte überwindet die Roheit. Da wurden in unbegreiflicher Verblendung von Obrigkeitswegen die Landsmannschaften direct oder indirect begünstigt. Der Schutz half ihnen wenig; wenn sie auch noch hier und da existiren, ihrem Wesen nach sind sie längst untergegangen, sind verschollene Mächte. Fragt man, was hätte sich aus den Burschenschaften entwickelt, wenn sie geduldet worden, so ist die Antwort schwerer. Sie hätten sich selbst überhoben und wären in ihrer eigenen puritanischen Thorheit untergegangen, möchten Einige sagen. Der Turnerdünkel, das altdeutsche Wesen, die puritanischen volksthümelnden Albernheiten wären zur entsetzlichsten Despotie

ausgenutzt; wir wären geradewegs rückwärts gegangen in die deutschen Wälder zu unsern Eichein fressenden Altvordern. Das wol nicht. Das Wesen, oder vielmehr das Unwesen fing gerade schon an lächerlich zu werden und den Witz auf sich zu reizen, der es niedergeschlagen hätte, als die Policei ihn der Mühe überhob und denuncirte, einsperrte, verfolgte. Die langen Löwenmähnen, die weißen Hemdkragen, die polnisch-deutschen Röcke zeigten sich noch eine geraume Weile als Symbole des Märtyrthums. Als die Policei endlich, wenngleich spät, erkannte, daß unter den Mähnen und Kragen keine Catilinas und Guy Fawkes steckten, sondern unschuldige Jungen, verkürzten und versteckten sie sich von selbst. Geht heute noch eine solche Erscheinung über die Straßen, so gukt man sie als Revenant an.

Aber was trat in die Stelle der Burschenschaften, der Altdeutschthümler? Die gepflegten Landsmannschaftler meine ich nicht; sie haben niemals wieder eine wahrhafte Wesenheit und Bedeutung gewonnen. Sie sind Überbleibsel einer Vergangenheit, die nicht wiederkommen kann. Auch nicht die gefährlichen Verbindungen auf den deutschen Universitäten, welche nur vermöge des Drucks und des Zwanges, geheim zu bleiben, gefährlich wurden, bis sie zu dem undeutschen frankfurter Attentate gediehen. Auch das sind Ausnahmen, Erscheinungen in der Zeit, Symptome ihres Krankheitsstoffes, aber keine Symbole der Zeit selbst. Aber statt der frommen Altdeutschen wuchsen die negirenden jungen Deutschen auf, statt der germanischen Christen, oder christlichen Germanen, die beim revolutionnairen Wartburgfeste noch das Abendmahl nahmen, die Kosmopolitiker und Philosophen. Keine geheime Verbindungen mehr, mit verborgenen Wahrzeichen, mit Bundeshemden und Bundeskragen; sie tragen sich wie andere Leute und kein Kreuz, kein Dolch steckt in ihrem Busen. Nicht im Verborgenen ist ihre Thätigkeit, sie reden und predigen sie und lassen sie drucken; aber kein Censor kann sie verbieten, kein Gensdarme sie ergreifen, keine Policei sie verfolgen, keine Macht sie unterdrücken, als die ebenbürtig ist; nur mit Waffen des Geistes wird der Geist bekämpft. Ich will damit nicht behaupten, daß, wenn man die Burschenschaften und ihr Wirken nicht unterdrückt hätte und die Deutschthümler gewähren lassen, die neuesten Lehren und Erscheinungen in der Wissenschaft ungeboren geblieben wären, daß Hegel's Schüler und Strauß niemals ihre Stimmen ins Volk getragen hätten; aber das weiß ich, daß die Gewalthabenden den schlimmen und verderblichen Feind dadurch schneller aufriefen, indem sie jenen, einen harmlos phantastischen Schwärmer, mit dem Aufwand aller Kräfte zu tödten für nöthig hielten. Die Waffenvorräthe sind verbraucht, die Zeughäuser stehen leer. Einen drohenden Feind haben sie zertreten und erschlagen, und dafür steht ein anderer auf, den keine Waffe trifft, wenigstens keine von den Waffen, die sie zu führen wissen. Jetzt möchte man sogar den alten Feind wieder aufsuchen, armiren, die Arndt, Jahn u. s. w. Der Zauber ist gebrochen; ihre Stimme war kräftig, aber die kräftigste Stimme dringt nicht durch den Sturm. Von dorther ist keine Hülfe gegen die wachsende Heeresmacht der Ungläubigen.

Das sind Kämpfe der Gegenwart und mehr noch der Zukunft. Wir reden hier von der Vergangenheit, an die uns Theodor v. Kobbe's Buch erinnert, von der Vergangenheit der deutschen Universitäten, des deutschen Burschenlebens und meinen, es sei an der Zeit, daß eine Geschichte derselben geschrieben werde. Noch haftet Vieles nur noch in Traditionen, die mit den nächsten Generationen aussterben werden. Man sammle sie, da man sie noch weiß, schon Manches mag verloren gegangen sein, und der Gegenstand ist, als eine ganz eigenthümliche Emanation des deutschen Geistes, wol der sorgsamsten Forschung, der aufmerksamsten Behandlung würdig.

Die Kobbe'schen „Erinnerungen" mahnten uns lebhaft an diesen Gegenstand und an die eigenen Erinnerungen. Es sind nur vereinzelte Memorabilien, wie schon das Beiwort zu den Erinnerungen „humoristische" anzeigt; aber es sind schätzenswerthe, lebenvolle Beiträge zu einem Werke, wie wir es wünschten, und wir empfehlen sie daher, abgesehen von ihrem Werthe für die heutige Lesewelt, als gute Collectaneen dem künftigen Geschichtschreiber. Nicht, daß sie uns aus jenem alten burschenschaftlichen Leben Charakterzüge bringen, der Verfasser studirte vielmehr in jener angedeuteten Restaurationsperiode; sein Leben gehört der Studentenwelt nach den Befreiungskriegen an, als die Burschenschaft ihr Haupt erhob und ihre Kämpfe mit den alten Landsmannschaften auszufechten hatte. Seine Anschauungsweise ist nicht die eines Maßmann, Follen oder gar, die höchste Potenz im Fanatismus jener Tage, die eines Sand; er war auch mit ganzer, aber mit ungekünstelt froher Seele bei der Sache und so betrachtet er sie noch jetzt, in der Reife der Jahre, humoristisch. Sein Herz erfreut sich bei den Erinnerungen und die Jugendlust ist noch nicht so weit in dem Manne erloschen, daß er nicht noch bei Gelegenheit in das Spiel der Jugend sich gern zurückversetzte. Er macht gelegentlich Besuche nach dem Hauptschauplatz derselben, nach Heidelberg, und sammelt dort mit Pietät die Eindrücke, die Rudera der frohen Zeit. Als er selbst dort thätig war, war es gleichfalls sein Bestreben, in dem löblichen Ernst des burschenschaftlichen Treibens den Humor nicht ausgehen zu lassen, wovon er uns interessante Belege liefert. Die heidelberger Burschenschaft erhielt sich, wie bekannt, am längsten frei von den einseitigen, fanatischen Richtungen, in die andere zu ihrem und dem allgemeinen Unglück verfielen. Das glückliche Klima, die schöne Gegend, der süddeutsche Lebenssinn und zum Theil wol auch der Umstand, daß Söhne aus gebildeten, angesehenen und reichen Familien hier eine schon gebildetere Lebensumsicht und -Ansicht mitbrachten, bewahrte sie vor pedantischer Verknöcherung und puritanischer Strenge. Wie der Humor in den Parlamenten und Kammern, wo er zugelassen ist, so oft glückliche Brücken über schroffe Klüfte baut, wirkt er auch im Studentenleben, ja er ist eine unerläßliche Bedingung des Gedeihens desselben. Darin versahen es die strengen Burschenschaftler nur zu oft. Auch sie wollten Frohsinn, aber es war ein gezwungener, er sollte keusch, christlich, deutsch sein; er war in den Schul- und Predigerstuben fabricirt, in strenge

Strahlen steigerung. Ein solches Dichtungsvermögen verträgt aber die Humoristik; er will springen, wohin die Lust ihn treibt.

(Der Beschluß folgt.)

Buch vermischter Bezüge, von Gustav Bacherer. Leipzig, Fest. 1840. Gr. 12. 1¼ Thlr.

Von dem vorliegenden Buche ist nicht viel zu rühmen. Es gehört zu den Tagsproductionen, die man nach flüchtigem Durchblick nie wieder ansieht und deren Masse ein Hauptleiden im Zustande unserer Literatur bildet. Man schreibt einige Kleinigkeiten, sucht einiges früher gelegentlich Geschriebene dazu, und ein Octavband voll Schilderungen der Zeit und der Zustände ist fertig. Wo die Gedanken ausgehen, helfen gespreizte Phrasen. Hr. Bacherer bespricht in solcher Weise die münchner Straßenliederlichkeit, das sociale und literarische Leben in Würtemberg, den Kerner'schen und Eschenmayer'schen Dämonenspuk, die Anfeindungen Salat's gegen Schelling u. s. w. Auch die Tragödie „Elisabeth Klappole", die schon 1836 erschien, ist in einer neuen verbesserten Ausgabe wiederabgedruckt. Trotz des scharfen Vorausgriffs auf ungünstige Recensionen, muß Ref. bekennen, daß er das Stück zuerst für Spaß und Parodie hielt; dann hätten Hrn. Bacherer's Klagen über die Intendanturen, die so Herrliches nicht aufführen wollen, eine recht gute Pointe gehabt. Man höre z. B. die Stelle, wo Elisabeth den Heinrich Slingsby erwartet:

Elisabeth.

Mein Gefühl straft alle Zweifel Lügen,
Es ist harmonisch, und — mein Heinrich kommt.

Agnes.

Ich glaub' es auch. (Geräusch.) Horch! was ist das?

Elisabeth.

Das ist Heinrich — nicht wahr? liebe Walton, bitte,
Sieh nach — ich kann nicht — von der Stelle. (Agnes ab.)

Elisabeth.

O Herz vergehe nicht vor den gewalt'gen Schlägen,
Bin ja ein schwaches Wesen nur — ach welch Entzücken,
Und doch — welch Zittern — was ist dies denn? (Agnes kommt.)
Agnes, wo ist Heinrich?

Agnes.

Der scheln'sche Papagei,
Dem du heut' Futter gabst, er stürmt herum
Und macht sich lustig.

Elisabeth.

O armes Herz!
Laß deine Sehnen fallen, viel zu früh
Fingst du sie an, den Himmel zu empfangen.

Die Theaterintendanturen haben also wol Recht, und Hr. Bacherer hat sehr Unrecht, wenn er die „Selfelden" ein Afterstück nennen zu dürfen glaubt. 192.

Literarische Notizen.

E. Kurzweil gab in Paris heraus: „Idée de la république de Pologne et son état actuel, manuscrit de la bibliothèque royale de Paris, de la seconde moitié du 18ième siècle." Dieses Manuscript ist, mit vieler Wahrscheinlichkeit, von dem Herausgeber dem Grafen Broglie zugeschrieben, welcher während August's II. Regierung französischer Gesandter zu Warschau war. Dieser Diplomat war auch in der That derjenige, welcher sich für Polens Schicksal am meisten interessirte und keine Bemühung unversucht ließ, um es dem gefährlichen Einflusse Rußlands zu entziehen, welches unter der Maske einer wohlwollenden und uninteressirten Protection den Grundstein zu seiner künftigen Herrschaft legte. Man erhält hier ein sehr merkwürdiges Gemälde von den Einrichtungen der polnischen Republik, die Mißbräuche einer ungezügelten Freiheit und complicirten Maschine, welche für den Glanz des Staats selbst arbeitete, findet man hier im Detail dargelegt. Besonders ist darin enthüllt, wie kläglich der Zustand der Finanzen und vorzüglich der Gerichte war. Letztere namentlich standen unter dem despotischen Einflusse der vornehmen Familien, welche die Gerichtsstellen mit ihren Creaturen besetzten und sich ihrer als Werkzeuge bedienten, um ihrer persönlichen Rache genugzuthun. Sogar ein französisches Journal sagt bei dieser Veranlassung: „Man begreift nicht, wie Polen mit einer so fehlerhaften Organisation so lange seinen Rang unter den Völkern Europas behaupten und drei Jahrhunderte dem Todeskeim, welchen es in seinem Busen trug, Widerstand leisten konnte. Dieses kostbare Document wirft ein lebhaftes Licht auf die Grundursachen, welche Polen zu Grunde richteten und alle für Wahrung seiner Unabhängigkeit versuchten Anstrengungen erfolglos machten."

Reiseerinnerungen, auf einer Dampfschiffahrt von Wien nach Konstantinopel gesammelt, gab Hr. E. Thouvenel unter dem Titel heraus: „La Hongrie et la Valachie, souvenirs de voyage et notices historiques." Der Verf. schildert mit Mäßigkeit und Wärme Ungarn in seinem jüngsten Streben nach Nationalität und freierer Bewegung; aber von der Walachei entwirft er ein dunkelfarbiges Bild. Wol sind die höhern Classen civilisirt oder für Civilisation empfänglich, aber die noch unbeschränkt bestehende Leibeigenschaft verdumpft das Volk und läßt dessen größere Hälfte in der elendesten Knechtschaft und Dummheit schmachten. Nach verschiedenen Seiten hin- und hergezerrt, kann sich das Gouvernement nicht frei regen, und die besten Absichten einiger weniger aufgeklärter Männer, welche der Verwaltung beigegeben sind, werden vereitelt durch die Wechsel- und Gegenströmungen, denen sie bald von Seiten der türkischen Oberhoheit, bald von Seiten des russischen Schutzes ausgesetzt sind. Früher der Kampfplatz zwischen Rußland und der Türkei, ist die Walachei jetzt der traurige Schauplatz ihrer Intriguen, und es ist gar nicht vorauszusehen, wann sie sich diesem alle Nationalität erstickenden Joche wird entziehen können. Dies sind zwar bekannte Dinge, die hier von Hrn. Thouvenel erzählt werden, aber man kann über solche trostlose Zustände nicht genug Augenzeugen vernehmen. Der Verf. schließt seine Reise mit einer pikanten Schilderung der vorzüglichsten Paläste und Moscheen von Konstantinopel, die er, durch Vermittelung des belgischen Gesandten und mit einem Firman ausgestattet, das glückliche Vorrecht hatte, zu besuchen. 5.

Literarische Anzeige.

Die Schnuphase'sche Buchhandlung in Altenburg hat mir mit dem Verlagsrechte überlassen und ist jetzt von mir durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Ulfilas veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt **H. C. de Gabelentz** et **Dr. J. Loebe.** Volumen I. Textum continens. 4maj. cum tabulis II. Weisses Druckpapier 5⅓ Thlr. Velinpapier 6⅔ Thlr.

Der Druck des zweiten Bandes, den Schluß des Textes, ein vollständiges Glossar und eine Grammatik der gothischen Sprache enthaltend, hat begonnen und es wird die erste Abtheilung desselben noch dieses Jahr erscheinen können.

Leipzig, im Mai 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 157. — 6. Juni 1841.

Humoristische Erinnerungen aus meinem akademischen Leben in Heidelberg und Kiel in den Jahren 1817—19 von Theodor v. Kobbe. Zwei Bändchen.

(Beschluß aus Nr. 156.)

Schreiber dieses hat nicht selbst in Heidelberg studirt, nur besuchsweise war er dort um jene Zeit, die Herr v. Kobbe uns so lebendig vorführt. Aber er hat die Mittheilungen mit der regsten, steigenden Theilnahme verfolgt, denn er war den Thatsachen und vielen Personen nicht fremd. Die Erinnerungen des Verf. haben auch in ihm lebendige, wenngleich trübe angeregt, an einen jüngst geschiedenen theuern Freund, der in Heidelberg in denselben Jahren studirt, in denselben Kreisen mit dem Verf. lebte, und sich unter den Studenten und der Burschenschaft einen ebenso ehrenvollen Ruf erworben, als später in ernstern Berufskreisen als Mann und Beamter. Was ist schneller vergänglich als der Ruhm auf Universitäten! Der tüchtigste Schläger, der begeistertste Redner, die schönste Persönlichkeit, der liebevollste Bruder — und das muß man anerkennen, in der Burschenschaft ist die freie Arena, wo die Eigenschaften den Mann machen und einen Namen schaffen — ein Heros, vor dem Alles weicht, wenn er die Straße daherschreitet, dessen Name als Autorität gilt, dessen Wort ein Schwert ist, in die Wagschale gelegt, für den sie wachen, schwören, sich für ihn schlagen, dem sie Comitate geben und von dem sie sprechen, wenn er fort ist, sein Andenken werde ewig dauern, nur drei Generationen brauchen zu vergehen, oft kaum die, und er ist vergessen. Ja, die Tradition, und das ist noch trauriger, bewahrt weit eher die Andenken an ausgelassene und schlechte Subjecte, von denen Carcer und Pedelle sprechen, als die der leuchtenden Erscheinungen der Humanität.

Eine zergliedernde Kritik paßt zu diesem Werke so wenig als eine vollständig referirende. Für Den, welcher nicht die vergangene Burschenwelt daraus studiren will, ist es ein interessantes Compositum launiger und ernsthafter Vorfälle aus einer frischen, hoffenden Vergangenheit; Launiges und Ernstes bunt gemischt. Den Faden muß sich Jeder selbst machen. Es fehlt nicht an charakteristischen Bemerkungen und Beobachtungen, die von allgemeinerem Werthe sind. Beispielsweise fällt mir die Charakteristik der einzelnen Landsmannschaften (d. h. ihre Nationalität, nicht ihre Bundesverbrüderung) bei, die treffend ist und manches Neue enthält, wenngleich nicht Alles, was der Verf. von den Einzelnen berichtet, diese selbst, z. B. die Kurländer und Hanoveraner, sehr erfreuen wird. Die Kurländer auf den deutschen Universitäten sind weltbekannt; was er aber über die Letztern berichtet, möchte Vielen sehr seltsam klingen.

Gar ergötzlich zu lesen ist Hrn. v. Kobbe's authentischer Bericht über die von ihm gestiftete Brüderschaft, Cervisia genannt. Das Biersaufen war zu einer grauenerregenden Höhe gestiegen (wie es denn auch neuerdings wieder auf einigen Universitäten furchtbar spuken soll, und in seinen Folgen noch verderblicher, seit die starken bairischen Biersorten überall die ältern schwächern Biere verdrängt haben); es gab sogenannte „Staatsbierschwaben", welche es bei einem Commers bis auf 72 Schoppen brachten. Vergebens eiferten dagegen die Professoren der Medicin; der Nachtheil auf die Gesundheit (viele der Biersäufer starben und starben nachmals an der Schwindsucht) zeigte sich schon bei mehren Jünglingen sichtlich, aber vergebens, und die wüste Rohheit schien wieder um sich zu greifen. So — kaum glaublich, aber der Verf. erbietet sich, sie namhaft zu machen — gaben sich sieben Studenten das Ehrenwort, sich zu Tode zu trinken, oder wenigstens beim Pereat, einem Kartenspiel, wobei stets gesungen und gezecht wird, die Ewigkeit zu belauern! So spielten und zechten sie uno tenore (während abwechselnd Dreie auf Stroh neben dem Tische schliefen) vier Tage und fünf Nächte, bis die akademische Policei dem Skandal steuerte und die wüsten Gesellen strafte. Auch in der Burschenschaft, wiewol dort der Genuß des Bieres „noch Trinken zu nennen war", überschritt er doch das Maß. Das veranlaßte Hrn. v. Kobbe, die Cervisia zu stiften, um das Biertrinken in gewisse gesetzliche Schranken zu bringen. Er erfand die Biermythe, daß er der Sohn der Biervernunft sei, die sich sozusagen in ihm verkörpert habe, und legte sich den Titel Eminenz bei. Zugleich erließ er ein Gesetz der 12 Tafeln, deren erstes: Eminentia errare nequit, auf die Tendenz der andern schließen läßt. Er führte Orden ein pour le mérite, den St.-Kannenorden, den Orden des Bierviließes, und unter den Eminenten verschiedene Grade. Jeder Rausch führte eine Degradation herbei. Seine Eminenz war so respectirt, daß er den Trinkern und Schlägern seinen Biersegen ertheilen mußte, z. B. Einem, den die Ärzte verurtheilt Wasser zu trinken, legte er die Hände aufs

Glas mit dem Spruch: Sit aqua tua cerevisia! Von Mitternacht bis 1 Uhr durfte kein Bier getrunken werden, weil die Mythe lehrte, dann habe die Cerevisia keine Eminenz. Diese sei dann, wie einst Numa Pompilius bei der Nymphe Egeria, bei der Biervernunft im Odenwalde. Der Stifter hatte den Triumph, viele Jünglinge von dem ärgsten Biergesöff frei gemacht zu haben, und erntet noch jetzt häufig von ergrauenden Familienvätern deshalb Dank ein. Einst suchte man seine Souverainetät zu stürzen, indem man eine bierständische Verfassung verlangte. Der Legitimus, gedrungt selbst von einigen seiner Großkreuze, versprach die Einführung, sobald die Cerevisianer dafür reif seien, stellte ihnen Mancherlei vor, temporisirte und hielt die Sache so lange hin wie möglich.

Die Großkreuze — erzählt er — gewann ich durch Freigebigkeit und einige neu creirte Ehrenstellen, wie die eines Biervaters, Bierkanzlers und Adoption eines königlichen Sohnes, und als ich endlich meiner Sache gewiß war, erklärte ich, daß es von nun an bei Strafe der Bieracht verboten sei, von bierständischer Verfassung zu reden. In diesem Sinne handelte ich sofort, ich führte eine geheime Bierpolicei ein, welches natürlich zu vielen humoristischen Denunciationen und Debatten Anlaß gab, unsere Zusammenkünfte würzte, und erlebte endlich das hohe Glück, mich als souverainer unumschränkter Bierfürst anerkannt zu sehen.

Der Verf. besuchte später, als Abgeordneter der heidelberger Burschenschaft, den allgemeinen Burschentag in Jena. Was er uns von den Verhandlungen mittheilt, erweckt die Lust, mehr davon zu hören; mancherlei des Ernsten und Guten, aber dazwischen auch genug launige Intermezzos. Überhaupt beschränken sich seine Mittheilungen nicht allein auf die Studentenwelt, auch die Professoren und sonstigen Philister in Heidelberg, Frankfurt, Jena, Kiel und andern Orten, z. B. Jean Paul und Goethe, werden uns vorgeführt. Z. B. ein Besuch bei Letzterm, als er in Jena verweilte. Nichts gerade Neues, aber doch ein Charakterzug mehr der wohlbekannten Art, wie Goethe in jenen Jahren Andringlinge, d. h. Jeden, der kein jus quaesitum hatte, ihn zu sprechen, abführte, nämlich das Gespräch sofort auf Nebendinge leitete, um die der glühende Verehrer des Dichters ihn nicht besuchte. In spätern Jahren änderte sich das. Jean Paul's Besuch in Heidelberg hat historische Bedeutung erhalten. Es war eine späte, aber erste publike Nationalweihe des gefeierten Dichters. Als Ref. einige Zeit darauf in Baireuth war, meinte Jean Paul's bekannte Freundin, die originelle Frau Rollwenzel, trotz aller möglichen eigenen Verehrung für den großen Dichter, daß ihm die Aufnahme dort doch etwas zu Kopf gestiegen sei. Übrigens war die Feier von Seiten der Studirenden in der Art der Ausführung nur ein Impromptu. Die Burschenschaft, von der sie ausging, wollte sich, da es eine gemeinsame Nationalsache betreffe, mit den Corps der Landsmannschaften zusammenthun. Da aber deren Bedingungen gar zu unbillig, hinsichtlich des Ehrenantheils, ausfielen und, als man nicht einig werden konnte, der Senat die ganze Feier untersagte, unternahmen es die Burschenschaftler auf eigene Hand und eigene Gefahr, ihre Gefühle der Verehrung dem gefeierten Manne in einem stürmischen Anlaufe darzubringen. Es lief über Erwarten gut ab, und Jean Paul war drauf und dran, in der Aufwallung eigener Jugendgefühle den jungen Leuten in die Hirschgasse zu folgen und mit ihnen beim Bier zu commersiren.

Heidelberg bildet den Hauptpunkt in den „Erinnerungen", zumal für die ehemaligen Komplitanten des Verf. An lustigen und charakteristischen Anekdoten über das kieler und sonstige holsteiner Leben, über hamburger Verhältnisse, das dortige Theater und öffentliche Charaktere aus den ersten Jahrzehnden dieses Jahrhunderts fehlt es dem zweiten Bändchen übrigens so wenig als dem ersten, und neben dem Unterhaltenden ist darin mancher Schatz von Lebenserfahrungen und Warnungen, wie ein junger Mensch, der ins Leben tritt, sich nicht den Jugendträumen hingeben darf und die edeln Wallungen, die er von der Hochschule mitbringt, unterdrücken muß, wenn er nicht gefährlich anstoßen will. Von sich selbst sagt der Verf. zum Schluß:

Einen sauern Richterdienst verwaltend, habe ich nur sehr wenige Freistunden, welche meine Muse oder meine Freunde, deren ich mehre und vortreffliche besitze, in Anspruch nehmen. Ich habe die Liebe für die Welt und meinen Respect vor dem Himmel frisch behalten, wie ich beide von Kindheit her in meinem Herzen trug, lache und weine dabei über die Thorheit des Menschen, und werde mein Rittergut, das ich nächstens in der Lotterie gewinne, Heraklitsruhe oder Demokritslust nennen. Mein Jugendland Holstein liegt wie eine glückliche Insel vor den Blicken meiner Erinnerung, nichtsdestoweniger fühle ich mich ganz oldenburgisch und weiche in dieser Gesinnung keinem Eingeborenen, gebe einigen sogar auf die Partie Patriotismus mehre Points vor.

Übrigens ist dem Humor des Verf. durch den Setzer der ärgste Streich gespielt, oder vielmehr das ganze Buch sind fortgesetzte Setzerstreiche (es wurde während der Abwesenheit des Autors zur gräfenberger Wassercur gedruckt), so drolliger Art oft, daß sie Alles überbieten, selbst was man in Deutschland in der Art zu lesen gewohnt ist, und zu dem mitgebrachten Humor eine neue Zuthat liefern, auf die der Verf. am wenigsten rechnete. 41.

Neue englische Literatur.

1. Lyra urbanica. By Captain *C. Morris*. Zwei Bände. London 1840.

Die Klänge dieser „städtischen Leyer" sind einigermaßen Grabestaute. Der Name des Capitain Charles Morris ist mit der Jugendgeschichte Georg's IV. verschwisterschaftet und erinnert an manches in England volksthümliche Lied. Nachdem aber seit 40 Jahren der Sänger für todt gegolten, ähnelte schon das einer Auferstehung, als voriges Jahr die Zeitungen seinen Tod anzeigten, und nun, eine zweite Auferstehung, erscheint das Beste, was er gedichtet, in vorliegenden zwei Bänden zum ersten Male vollständig gesammelt. Charles Morris wurde am 18. Mai 1746 unweit Longtown in einem Distrikte geboren, welcher das streitige Land heißt — the debateable land. Sein Vater war Offizier, und zwar einer

whose naked sword
Earn'd the poor pittance of his daily board.

Der Sohn trat jung in die Armee und erlangte mit der Zeit eine Compagnie in der Leibgarde. Wie und wann er mit dem Prinzen von Wales bekannt wurden ist, wissen die Götter; jedenfalls war er mehre Jahre lang in Carlton-house ein täglicher und willkommener Gast. In vorgerücktem Alter vertauschte er das Schwert gegen die Feder, oder, wie er sich aus-

dricht, „left the field for the haunts of the muse"; doch ging es ihm wie Andern, die Feder trug noch weniger ein als das Schwert. Unwesentliche Unterstützung empfing er vom Prinz Regent, wesentliche vom Herzoge von Norfolk, der ihm auf seinen Gütern in Surrey einen so heitern Aufenthalt anwies, daß die von Curran vor einigen Jahren zu ihm gesagten Worte: „Magst du sterben, wenn du willst, Charles, jung stirbst du doch", auch ungeachtet der 93 Jahre, welche Charles erreichte, in Erfüllung gegangen sind. Die nun von einem seiner Freunde veranstaltete Sammlung ist nicht blos eine angenehme, sondern auch, was mehr bedeutet, eine angenehm täuschende Gabe. Die bisher bekanntesten von Morris' Liedern sind zu bacchantisch gefärbt, als daß sie dem ruhigen Leser gefallen könnten, und läßt sich auch nicht leugnen, daß viele der minderbekannten die Freuden der Geselligkeit etwas zu stark loben, so läuft doch manche gute und heilsame Lehre mit unter und zeigt es sich recht deutlich, daß der Sänger die Geselligkeit des Lebens ohne dessen Liederlichkeit liebte. Der ist gewiß kein wilder Bacchant, der die Strophen dichten konnte:

For me I shun what stirs the breast
Of proud and busy man,
Those fruits that leave the soul unblest,
And mark life's little span.
I will not in those joyless fields
A crop of woods and woe,
But pick the flowers that nature yields,
And seek them where they grow.

No wealth to me is worth a sigh,
But pure responsive love,
And man can neither bribe nor buy
That blessing from above:
From nature's heavenly hand it flows,
Not dealt by earthly will —
The palmy plant for human woes,
Unforced by human skill.

I ask but sprightly hope at morn,
To wake at night my glee;
A life of health, through honour borne,
With love and liberty.
While fate these precious gifts supplies,
Which heaven ne'er meant to part,
High shall my mantling goblet rise,
And grateful beat my heart.

Mit Morris ist vielleicht der beste Horaz gestorben, den England je gehabt, denn obwol er selbst erwähnt, daß der römische Lyriker ihm Lehrer gewesen,

In childhood I prattled about him,
In youth he was ever my charm,
In manhood I ne'er stirred without him,
In age he lies under my arm —

so ist er ihm doch keineswegs sklavisch nachgetreten. Schon das Gedicht „Experience" — zur Mittheilung zu lang — beweist das. Was aber Ref. oben in sittlicher Beziehung von Morris' Gesellschaftsliedern sagte, behauptet er ohne Ausnahme von allen seinen Gedichten. In beiden Bänden dürfte nicht ein einziges Wort Zucht und Sitte verletzen. Man lese „The power of love", und man wird gestehen müssen, daß die Macht der Liebe reiner und zarter sich nicht besingen läßt. Gleich rein und zart ist der Rath an einen Freund, der über unerwiderte Liebe klagt. Nur eine Stanze zum Beweis und Schluß:

Safe in the trust and fair the plea
When sorrow seeks the skies;
And surest the holy hope must lee
From power where mercy lies.
The hand that binds can like restrain
Thy darken'd bosom's strife,
And throw around thy days again
The light of joy and life.

2. The Arabs in Spain. An historical narrative. Zwei Bände. London 1840.

Daß dieses zweibändige Machwerk hier erwähnt wird, ist lediglich Folge zweier lobposaunenden englischen Beurtheilungen, die, weil auf einen vornehmen Verf. hindeutend, leicht in Deutschland Gehör finden könnten. Der vornehme Hr. Verf. hat also ein Buch in die Welt gesetzt, das, nach Ref. unmaßgeblichem Bedünken, weder den ernsten Geschichtforscher noch den leichtfertigen Romanleser befriedigen wird, jenen nicht wegen seiner Oberflächlichkeit, diesen nicht wegen seiner Tiefe. Was die Natur, richtiger die Geburt dem Verf. an Scharfsinn und Ausdauer versagt hat, das ist ihm an Selbstgenügsamkeit überreich zu Theil worden. Hätte er sich daher begnügt, aus zehn Büchern ein eilftes zu machen, so besaß er hinreichende Fähigkeit, etwas Interessantes zu compiliren. Die Schlachten, Heerzüge, Belagerungen, Hinrichtungen, Überfälle und persönlich tapfere Thaten, die er aus Gibbon abgeschrieben, lesen sich vortrefflich. Bietet er dann aber seine eigene Genialität auf, um Ursachen zu erörtern und Wirkungen herauszustellen, da hinkts oder thut etwas noch Schlimmeres. Vorzüglich ist das der Fall in dem Theile des Buchs, den er „Prefatory introduction" genannt hat, eine Überschrift, die durch einleitendes Vorwort sich um deswillen nicht verdeutschen läßt, weil die Sache ein Traktat ist, der zum Buche paßt wie die Faust aufs Auge. In sothanem einleitenden Vorworte nämlich versinkt der vornehme Hr. Verf. in grundtiefe, aber ganz pudelnärrische Speculationen über das Dasein Gottes und den Ursprung sämmtlicher Religionen, unter denen er, wenn Ref. den Wischiwaschi richtig verstanden hat, der Hindureligion den Vorzug einräumt. Dabei bespricht er jedoch sämmtliche Religionen, die christliche eingeschlossen, mit Cavalier-Nonchalance, was ein Beweis seiner Unparteilichkeit sein soll. Übrigens geht es bei dieser Untersuchung fürchterlich gelehrt zu. Sogar Griechisch kommt vor. Gleich im Eingange bemerkt er, daß das griechische βέλος die Sonne bedeute und Homer sehr im Irrthume gewesen, wenn er damit einen Pfeil bezeichnet habe. Was verstand auch Homer vom Griechischen! Dann heißt es: „In den ältesten Zeiten, will sagen, zu der Zeit, wo Religion zuerst importirt wurde — when religion was first imported —, glaubten alle Heiden an einen Gott." Woher wol die Leute zu einer Zeit, wo es nach des Verf. Versicherung überall Heiden gab, die Religion — gleichviel, ob in Fässern oder Ballen — importirt haben mögen? „Wenn dieser Gott blitzte", fährt der Verf. fort, „nannten sie ihn Jupiter." Superb! „War er zur See, nannten sie ihn Neptun. Saß er im Rathe, nannten sie ihn Minerva." Punktum.

3. The letter-bag of the Great Western. By the author of Sam Slick. London 1840.

Die „Sayings and doings of Hamnel Slick of Slickville" haben auch außerhalb Englands durch Laune und Witz sich so zahlreiche Gönnerschaft erworben, daß der von derselben Hand gefüllte „Briefbeutel des großen Westerry" nicht unbeachtet bleiben kann. Schon in dem Worte Briefbeutel liegt etwas unwiderstehlich Anziehendes. Wer indessen vermuthet, daß der fragliche Beutel Briefe enthalte, aus England für Amerika oder aus Amerika für England, der irrt. Es sind Briefe von Passagieren am Bord des großen Dampfschiffes während einer der letzten Überfahrten von Bristol nach Neuyork. Ein zweiter Irrthum würde der sein, in diesen Briefen ebenso angenehme Unterhaltung zu erwarten wie in den „Sayings and doings". Nach Ref. Dafürhalten steht dieses zweite Product dem ersten an Witz und Laune nach. Schon Zuschrift wie Vorrede sind einigermaßen langweilig und taktlos. Wenigstens will das keinen guten Takt anzeigen, ein Werk der leichten Literatur mit bitterer, boshafter politischer Satire einzuleiten. Suum cuique. Demzufolge erscheint auch im Allgemeinen der Ton und Inhalt der Briefe etwas verfehlt. Man muß bis zur Ungerechtigkeit schlecht von den Menschen denken, soll man glauben, daß eine lange Passagierliste eine gleich lange Liste von Narren und

Bösewichtern sein könne. Aber zu einer dieser zwei Classen gehören die Contribuenten des Briefbeutels. Kann daher Ref. auch nicht umhin, getäuschte Erwartung als Endurtheil abzugeben und der Meinung zu sein, daß das forte des Verf. in der Darstellung amerikanischer Eigenthümlichkeiten liege, so ist er doch weit entfernt, den mitgetheilten Briefen allen Witz und alle Laune abzusprechen. Ein in dieser Beziehung gar nicht zu verachtender ist Nr. 15: „Letter from an old hand." Die alte Hand schreibt unter Anderm Folgendes: „Gewöhnlich besteht die Gesellschaft: aus jungen Offizieren, die zu ihren Regimentern gehen; sprechen von Gibraltar, vom Cap, von Halifax, dem Kriegsminister, von Avancement und Jagd — aus Seeleuten; sprechen von beleidigter Flagge, auswärtigem Dienst, Prachtfregatten, Hinter- und Vordertheilen und vom alten Admiral — aus Speculanten; sprechen von Baumwolle, Taback und Mehl — aus Provinzialen; sprechen von Durham, Head, Colborne und Poulett Thompson — aus Reisenden; sprechen vom Mississippi, Niagara und Mahone Bai — aus Frauen; sprechen von Kopfweh, Vergnügungen und Byron — aus Yankees; sprechen von Loco-Focos, vom Vorwärtskommen und von Dollars — aus Fabrikanten; sprechen von Dampf, Agenten und Maschinenwesen — aus Dummköpfen; plappern von Allem. Die gewöhnlichen Vorkommenheiten sind Gemeingut; ausgleiten und fallen — durch und durch naß — seekrank — schlechter Wein — kaltes Essen — stürmisches Wetter — Wellenschlag und eine Tasse Fleischbrühe — riefen ein Schiff an, konnten die Antwort nicht hören — sahen einen Walfisch, der so fern war, daß er wie ein schwarzer Punkt aussah — sind verdrüßlich. Da sehen Sie, daß, was ich Ihnen auch sagen möchte, schon tausendmal gesagt worden ist und beim ersten Male nicht hätte gesagt zu werden brauchen. Doch ein Paar Regeln verdienen Erwähnung. Rufe den Steward; frage nach deiner Kajütennummer; er wird vielleicht Nummer eins nennen. So antworte: „Ach ganz recht, Nummer eins. Doch vor allen Dingen, Steward, hier ein halber Sovereign, und vergessen Sie nicht, daß es Nummer eins ist. Am Ende der Fahrt ein Mehres." Nun verliert er Nummer eins nie aus den Augen; bei Tische steht zufällig die beste Schüssel vor dir, die beste Bedienung hinter dir u. s. w. Solches thue ich stets. — Mußt du die Kajüte mit Jemand theilen, so wähle dir einen jungen Menschen, den kannst du dir nach deiner Hand ziehen. Ich thue das stets. — Sind die Betten übereinander, so nimm das unterste. Laß den jungen Menschen hinaufklettern und statt deiner den Hals brechen. Ich thue das stets. — Alles nicht zum Handgebrauch nöthige Gepäck soll mit „hinunter" bezeichnet werden. Zeichne das deinige gar nicht und du behältst es in deiner Kajüte, weißt dann, wo es ist, und es wird nicht von Hunderten von Kisten zu Tode gequetscht. Hat es aber in der Kajüte nicht Raum, so bedeute den jungen Menschen, daß er zu viel Gepäck habe und einiges davon „hinunter" müsse. Ich thue das stets. — Sprich nie mit einem Kinde oder du wirst das kleine dreckige Ding nie wieder los. Ich beobachte das stets. — Nimm jederzeit an, daß die Reisegenossen das Gegentheil von dem sind, was sie scheinen wollen. Ein Offizier braucht nicht händelsüchtig zu sein, Niemand zweifelt an seinem Muthe; ein Schneider ist es. Ein Geistlicher braucht nicht überreligiös zu sein; Niemand bezweifelt seine Frömmigkeit; ein Betrüger ist es. Ein Advocat disputirt nicht; wol aber ein Schauspieler. Eine Frau, die ganz freundlich und gutmüthig aussieht, ist im Herzen ein Zankteufel; Schlangen bezaubern. Ein Fremder, der ohne sichtbaren Grund fügsam und überhöflich, ist ein Verräther; Katzen, die schnurren, krallen und beißen. Stolz ist eins, Hochmuth ist auch eins. Letzterm drehe stets den Rücken, denn ein Hochmüthiger ist kein Gentleman. Männer affectiren nie, was sie sind, stets, was sie nicht sind, und wer wirklich ist, was er scheint, der allein ist ein Gentleman. Das war stets meine Meinung. — Laß kein Geld in deinen Taschen. Wenn die Kleider des Morgens ausgebürstet werden, ist das Geld — hm, hm, — sehr geneigt herauszufallen. Ich beobachte das stets. — Sprich nie von Religion oder Politik mit Andersdenkenden; das sind Gegenstände, die sich in der Hand erhitzen, bis sie die Finger verbrennen. Sprich nie gelehrt von Sachen, die du verstehst; die Leute fürchten sich vor dir. Sprich nie von Dingen, die du nicht verstehst; die Leute verachten dich. Suche nie etwas zu beweisen. Niemand lohnt die Mühe einer Beweisführung, und je voller du beweisest, desto halsstarriger wird der Gegentheil. Mache nie aus Dem, was Jemand sagt, ein Wortspiel. Du könntest ihm ebenso gut ins Gesicht spucken. Mit einem Worte, so lang es möglich, laß Andere handeln und sieh du zu. Ein Sitz in der Loge ist bequemer als ein Stehplatz im Parterre. Das ist meine Maxime. — Sei stets höflich und Niemand wird mit Vorsatz unhöflich gegen dich sein. Benimm dich mit Anstand und Niemand wird ihn gegen dich verletzen. Uneingeladen beehrt Unverschämtheit mit keinem Besuche; wenigstens habe ich das immer gefunden. — Spiele nie Karte, manche Leute verstehen davon weniger, als dein Blut, andre mehr, als dein Beutel vertragen kann. Ich spiele nie."

(Der Beschluß folgt.)

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten von den Monaten Januar und Februar 1841.)

Der „National intelligencer" meldet aus Washington, daß unter den die Bundesstadt besuchenden Fremden sich auch ein junger Chinese befinde. Derselbe kam mit Dr. Parker, welcher lange Zeit in Kanton gewohnt hat, nach Amerika. Sein Name ist Chin-tung und er führt den Titel Tutsch-schujin, d. h. Student der schönen Wissenschaften. Am 22. Januar wurde er dem Präsidenten van Buren vorgestellt und er richtete an denselben unter anderm die Frage: wie lange Se. Excellenz schon der Schutz des Volks (d. i. Präsident) gewesen sei? Dieser junge Chinese ist aus Peking gebürtig, 21 Jahr alt und seiner Religion nach ein Buddha.

Aus dem Berichte der Directoren des Irrenhauses im Staate Connecticut geht hervor, daß seit dessen Errichtung 1001 Wahnsinnige aufgenommen worden sind. Etwa die Hälfte dieser Anzahl war erst kurz vor der Aufnahme in die Anstalt wahnsinnig geworden und es gelang, 450 davon vollständig zu heilen. Von der andern Hälfte, welche aus Personen bestand, die schon länger wahnsinnig gewesen waren, ist ebenfalls eine große Anzahl geheilt worden. In den 16 Jahren, seit welchen diese Anstalt besteht, haben sich nur 60 Todesfälle ereignet.

Die Zahl der verwahrlosten Kinder, welche in der Rettungs- und Besserungsanstalt zu Neuyork seit deren Stiftung im J. 1825 Aufnahme gefunden, beläuft sich auf 2621. Im verflossenen Jahre 1840 wurden 190 aufgenommen und es befinden sich in diesem Augenblicke im Ganzen 238 in dieser Anstalt. Die meisten, welche dieselbe als Lehrlinge verließen, wurden bei Landwirthen untergebracht.

Die Zeitungen aus Luisiana melden, daß man jetzt damit umgeht, einen Tunnel unter dem Mississippi auszugraben, um die Stadt Neuorleans mit dem gegenüberliegenden Ufer zu verbinden. Man beabsichtigt jedoch nicht, wie bei dem Tunnel unter der Themse in London, den Gang mit Steinen auszumauern, sondern das Gewölbe mit Gußeisen auszulegen.

Das Dampfschiff Columbia brachte jüngst 30,000 Briefe von England nach Amerika. Das ist wol die größte Anzahl von Briefen, die je mit einem Schiffe versandt worden sind.

Im Repräsentantenhause des Staats Indiana ist das vorgeschlagene Gesetz, wodurch die Todesstrafe aufgehoben werden soll, durchgegangen. 117.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 158. — 7. Juni 1841.

Französische Lustschlösser von Heinrich Laube. Drei Bände. Mannheim, Hoff. 1840. Gr. 12. 6 Thlr.

Der Titel dieses Buches läßt kaum errathen, was hinter ihm verborgen ist. Keine Dichtung in der Form des Romans oder der Novelle (obwol auch diese Schrift gewissermaßen zu den „Reisenovellen" des Verf. gehört), sondern Geschichte, und zwar Hauptepochen der französischen Geschichte, an die Geschichte der königlichen Lustschlösser geknüpft. Denn diese dem Vergnügen der Herrscher geweihten Orte haben vielleicht häufiger die Entladung finsterer Verhängnisse in Blut und Thränen als Scenen der Lust gesehen, und so ist der Gedanke ganz glücklich, auf diesen Schauplätzen denkwürdiger und selbst hochtragischer Ereignisse uns das Leben berühmter Könige und Hauptmomente aus der Geschichte des Landes zu vergegenwärtigen. Aber nicht blos die Lustschlösser französischer Könige sind geeignet zu Rückblicken auf ihr Leben und ihre Thaten, sondern vielleicht noch mehr ihre Gräber in der Abtei St.-Denis, und wirklich, wie Ref. bestimmt weiß, dürfen wir unter diesem Titel einer Geschichte Frankreichs aus der Feder eines geachteten Forschers entgegensehen. Standpunkte solcher Art gewähren der Auffassung und Darstellung einen freiern Spielraum, den gelegentlich auch die Phantasie des Autors betreten und durch poetische Färbung beleben darf, von welchem Rechte wir denn auch Hrn. Laube einen zweckmäßigen Gebrauch machen sehen. Sein Buch bietet darum des Interessanten mancherlei dar, was hier nur in wenigen Worten andeutend berührt werden kann.

Wir setzen uns zunächst an die Seite eines Reisenden versetzt, der weder welt- oder europamüde, noch als blasirter Verstorbener und Vergnügting, sondern als Mann mit gesundem Geist und Sinn sich Land und Leute besieht und aus jenem und der natürlichen Gestaltung desselben sich Geist und Charakter des Volkes klar zu machen strebt. Aus der Gegenwart führt er uns in die Vergangenheit zurück und zwar durch die Thore alter Königsschlösser, die wir aber nicht eher betreten dürfen, als bis die Provinz und Landschaft, in der sie liegen, mit ihren Bewohnern auf das vollständigste gezeichnet ist. Hier leitet den Verf. die Autopsie und eine glückliche Beobachtungsgabe für Naturgegenstände, die vielleicht durch seine sich öfters bemerklich machende Liebe zur Jagd genährt worden ist. So begeben wir uns denn zuerst nach dem berühmten Fontainebleau, wohin uns der Verf. aus Paris, auf dessen Leben und Treiben er zuvor einige flüchtige, aber dennoch treffende Blicke geworfen, mitnimmt. Der gefeierte Wald von Fontainebleau erscheint unter seiner Feder weder in der Ausdehnung, noch in der feierlichen Pracht, die wir nach unsern deutschen Waldvorstellungen erwarten. Statt 25 Lieues, wie die officiellen Beschreiber angeben, hat er nur 7—8 Lieues im Umfange, ein zwar immer noch bedeutender Raum, der auch theilweise mit den stattlichsten Buchen geschmückt, aber mehr noch mit niedrigem Holze besetzt ist und in trockene Flächen ausläuft. In diesem Walde nun fand es der Verf. „todtenstill, aber nicht still wie in unsern Wäldern, wo man immer ein leises Gebären der Schöpfung zu hören glaubt, nein, hier war es todtenstill". Diese tiefe Stille hat ihren Grund in dem Mangel aller — Vögel. Dies scheint unglaublich und doch ist es so. Ganz Frankreich ist arm an Vögeln. Man hat die Schuld daran den vielen Katzen zugeschrieben, die allerdings auch der Verf. sehr oft sich ungestört mit der Vögeljagd belustigen sah. Aber die eigentliche Schuld trägt der Franzose selbst, „der die Jagd mehr wie eine rasche Zerstörung, als wie einen lieblichen wiederkehrenden Krieg betrachtet. Deshalb ist bei aller Vernichtung des Wildes das Raubthier dort noch viel mehr verbreitet als bei uns, in allen Theilen von Frankreich gibt es noch Wölfe, in den Pyrenäen noch Bären." Hr. Laube hat also nicht Unrecht, wenn er die Behauptung der Franzosen, daß wir in einem Bärenlande wohnen, auf sie selbst zurückwirft, da unsere Wälder rein sind von Wolf und Bär, die der „gründliche deutsche Jäger, der sich noch poetisch vertieft in die Geheimnisse des Waldes und des Thierlebens, nicht bestehen läßt", während die Franzosen in Waldstrichen von einigen Lieues Ausdehnung des Wolfes nicht Herr werden können.

Fontainebleau, der Schauplatz großer historischer Ereignisse, besitzt das älteste Lustschloß Frankreichs, welches in Bezug auf seine Bauart von einem Engländer sehr richtig ein Rendezvous von Schlössern genannt worden ist. Vorherrschend jedoch ist in den Gebäuden der Styl der Renaissance, den es Franz I. verdankt, in dessen Geschichte überhaupt Fontainebleau eine große Rolle spielt. Der Verf. gibt uns eine plastisch-dramatische Schilderung des Schlosses, die man lesen muß; der Eindruck, den diese Gallerien

von einem so kühnen Wurfe, diese verschwenderischen Treppen, diese Säle im großartigsten Geschmack der Renaissance machen, darf wol ein außerordentlicher genannt werden.

Wenn ich — um den Verf. selbst reden zu lassen — aus dem langen, schönen Eindrucke, den mir das Innere dieses Schlosses gewährt, noch einige Hauptpunkte herausheben will außer den Gemächern Napoleon's und der Maintenon, so ist es immer wieder die glänzende, wie ein Freudentag schimmernde Galerie der Diana, wo die meisten Bilder Heinrich IV., le roi chevalier, feiern, wo vor kurzem unsere nordische Prinzessin Helene eine Hochzeittafel fand, an der gegen 300 Franzosen saßen. Es ist ferner der Raum unter dieser Galerie, den man nicht sieht, der aber düster mit seinen gewaffneten Hirschköpfen vor der Phantasie aufsteigt. Da unten in der Galerie des cerfs nämlich ließ die schwedische Christine den Monaldeschi ermorden. — Es ist endlich ein wunderlich Zeichen der Zeit, was nicht aus dem Gedächtnisse will. Die Wiederherstellung des Schlosses muß den König Ludwig Philipp sehr große Summen gekostet haben und kosten; da ist unter Anderm ein großer Saal mit großer Mühe und schwerem Aufwande wieder in Stand gebracht und reich ausgeschmückt worden, sehr reich und theuer; dieser Saal heißt der Saal Ludwig Philipp's und wird von schweren dorischen Säulen getragen; diese Säulen, mitten in dem massiven, stattlich und echt hergestellten Fontainebleau, sehen wie Marmor aus, und wenn man die Hand daran legt, so erfähret man, daß sie von Holz sind. In Frankreich, wo der Marmor jedem Bürger zu Gebot steht! Wäre das nöthig für den Saal des Bürgerkönigs!

Unter den Erinnerungen, welche Fontainebleau erweckt, nimmt die Ermordung Monaldeschi's eine Hauptstelle ein. Der Verf. erzählt sie mit den Worten des Pater Lebel, der die ganze Begebenheit von Anfang bis zu Ende angesehen. Diese Hinrichtung eines verrätherischen Geliebten gehört zu den Lustschloßscenen jener Zeit, bei welchen sich heute das Haar sträubt. Als Mazarin der Königin Christine darüber im Namen seines Königs das höchste Mißfallen bezeigt hatte, antwortete sie in einem Briefe, der an Frechheit und Übermuth Alles übertrifft. Und was war die Folge? Vierzehn Tage nach diesem Briefe erschien Ludwig XIV., begleitet von seinem Premierminister Mazarin, in Fontainebleau, um der schwedischen Majestät einen feierlichen Besuch abzustatten!...

Um den herben Eindruck dieser Begebenheit zu mildern oder zu verwischen, schließt uns der Verf. die Gärten des Schlosses auf, von welchen aber wenig Rühmliches zu sagen ist. Wenn, nach Hrn. Laube, der Garten ein Gedicht ist, was mit jedem Frühjahr neu gefeilt sein will, so fehlt den Gärten von Fontainebleau diese wiederkehrende poetische Hand und sie haben darum „etwas Unordentliches, vielfach Trockenes und wenig Erquickliches". Es fehlt an systematischer Pflege und Talent, an jenem feinkünstlerischen Sinn und großartigen Geschmack, worin gewiß Niemand den Fürsten Pückler übertrifft. Der Verf. verweist darum die Franzosen auf Muskau, wo sie in die Schule gehen und lernen sollen; dort gibt es einen schlechtern Erdboden und gar keinen geschichtlichen Boden mit behülflichem Reize, und dort ist eine Gewalt der Naturkunst entwickelt, von welcher das begabtere, aber nicht benutzte Fontainebleau nichts weiß. Diese Naturkunst ist nun freilich sehr verschieden von der französischen Gartenkunst Lenotre's, welche durch architektonischen Reiz und vielleicht noch den Reiz der Übersichten und Farben sich geltend macht. Viele Könige haben in den Gärten Fontainebleaus Denkmale ihres Geschmacks zurückgelassen, zuletzt noch Napoleon, welcher, „überall England hassend, nur nicht in Poesie und Garten", hier eine nicht gelungene englische Anlage schuf. Aber was will dies Vermächtniß dort sagen, wo er ein weltgeschichtliches Andenken hinterlassen hat! Dort spielte der letzte Act seines politischen Lebens und der Verf. hat die verschiedenen Scenen desselben sehr anziehend dargestellt.

Vorzugsweise jedoch knüpft der Verf. an Fontainebleau die Geschichte Franz I., die er gleichsam ab ovo, von dessen Geburt in Cognac, beginnt und in einigen der folgenden Schlösser weiter fortführt. Die Liebe, mit der er sie behandelt, ist nicht zu verkennen. Chroniken, Memoiren und Traditionen scheinen neben den sichersten Quellen der Geschichte benutzt worden zu sein, um auch die kleinsten Züge zum Bilde dieses ritterlichen und kunstliebenden Königs zu sammeln. Es fehlt dabei nicht an glücklichen Blicken in die Vergangenheit und Gegenwart, selbst in die geheimnißvollen Tiefen der Natur und des Geistes, aus welchen die Geschichte ihren Faden spinnt, wenngleich vieles mehr pikant und blendend, als innerlich wahr ist. Gewiß hat für Manche auch des Verf. Darstellungsweise ihren besondern Reiz, da derselben eine Art bequemer Haltung, ein gewisses nachlässiges Sichgehenlassen eigen ist, welches indessen selbst auf Kosten der Correctheit mitunter etwas zu nachlässig erscheint. Aber Geist, oder wenigstens Esprit mit ehrbar deutschem Anstande, wird man nirgend vermissen.

Auf Fontainebleau folgen die Schlösser Chambord, Eu, Pau, St.-Germain, Versailles und, als eine Art hors d'oeuvre, die Kaschba. Hr. Laube hat nämlich a trip to Algier gemacht, oder Neufrankreich, wie man es wol nennen hört, und theilt unter der Firma dieses ehemaligen Residenzschlosses das im französischen Afrika Erlebte und Gedachte in anziehender Weise mit. Wir geben statt weiterer Auszüge oder Andeutungen des Inhalts hier blos die Versicherung, daß der Leser in jedem der genannten Schlösser die interessantesten Thatsachen und Reflexionen in lebendiger Zusammenstellung antreffen wird. Eine angenehme Zugabe bilden noch die den einzelnen Bänden vorgehefteten lithographirten Abbildungen der Schlösser Chambord, Pau und St.-Germain, eine Karte Frankreichs nach der Provinzeneintheilung vor 1789 und eine Karte von Algier.

Was endlich die Originalität des Buches und die zu demselben gemachten Studien betrifft, so vermag Ref. nicht anzugeben, welchen Einfluß auf jene ein kürzlich in Paris erschienenes Werk: „Souvenirs historiques des résidences royales de France", von J. Watout, ausgeübt hat, da er dasselbe nur durch Anzeigen und nicht aus eigener Anschauung kennt. Auffallend jedoch ist es ihm gewesen, daß Hr. Laube sehr bekannte, besonders italienische Namen stets nach französischer Orthographie schreibt, z. B. Primatice statt Primaticcio, Vignolle statt Vignola u. s. w. Sciativa soll wol Xativa in Spanien sein. Daß Baldasarre

Castiglione „der tapferste Spanier" jener Zeit genannt wird (1, 258), dürfte Kennern der italienischen Literatur unverzeihlich erscheinen, wenn auch wirklich dieser berühmte Mantuaner später von Karl V. als Spanier naturalisirt worden ist. 53.

Neue englische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 157.)

4. Visits to remarkable places: old halls, battle-fields and scenes illustrative of striking passages in english history and poetry. By *William Howitt*. London 1840.

Auf, galante Herren Landsmänner, und wer von Ihnen einer schönen Freundin, die Englisch versteht —, und welche schöne Deutsche lernt jetzt nicht Englisch? — ein englisches Buch zu Füßen oder in die Hände legen will, der wähle statt Ackermann's „Vergißmeinnicht" oder Heath's „Buch der Schönheit" Howitt's „Besuche merkwürdiger Plätze". Zuvörderst ist das Buch ein fühlbarer Octavband, 500 Seiten stark, das schönste Papier, der schönste Druck, goldener Schnitt, der die Blätter nicht verklebt, 40 Holzschnitte von Samuel Williams' Meisterhand, und eingebunden und wie! Demnächst ist der Inhalt allenthalben empfehlenswerth. Er beginnt mit Penshurst, dem ehrwürdigen Sitze der Sydney, berühmt durch Sir Phllip, verherrlicht durch seine Schwester, Pembroke's Mutter, gefeiert durch Ben Jonson und andere Würdenträger des 16. und 17. Jahrhunderts. Bald darauf Stratford am Avon; dann Combe Abbey, Compton Winyates, Hampton Court und das große Jesuitencollegium zu Stonyhurst. Weiter die Wahlstätten von Edge-hill und Culloden. Dann ein Aufsatz über Winchester, dann einer über Tintagel, die alte Felsenburg König Arthur's, dann Staffa und Iona, und Ref. meint, für fünf Thaler ist schon das genug. Welchen Artikel man aber auch aufschlage, jeder ist interessant, und wem der eine besser gefällt als der andere, der sei gerecht und bringe seinen Geschmack nicht dem Verf. in Anrechnung. Wie in seinem „ländlichen Leben in England" hat Howitt die Darstellungsweise gewählt, die das Gefühl anspricht und den Verstand beschäftigt, und Ref. möchte behaupten, daß ihm das hier in ausgezeichneter Weise gelungen. Für die Beschreibung alter Burgen bot Compton Winyates den gehaltreichsten Stoff und das hebt natürlich diesen Artikel hervor. Aber unter den merkwürdigen Plätzen lockt Shakspeare's Name nach Stratford. Neue Thatsachen in Shakspeare's Leben hat auch Howitt nicht entdeckt; dagegen dürfte die commerzielle Wichtigkeit neu sein, welche Shakspeare's Ruhm dem Hause seiner Geburt gegeben hat. „Dem Rathhause gegenüber wohnt ein Hr. Reason, der mittels Anschlags sich als Besitzer einer Sammlung von Gegenständen ankündigt, die früher in dem Hause gewesen, wo der Dichter geboren und dort geblieben, bis Mary Homby, Mutter der derzeitigen Mrs. Reason, in Folge des vom Eigenthümer über die Maße gesteigerten Zinses das Haus verlassen. Sie hatte zuerst 10, später 20, endlich 40 Pf. St. jährliche Miethe gezahlt. Je höher aber die Flut der Besucher schwoll, desto höher stieg die Begehrlichkeit des Wirthes, bis er entweder den Ertrag oder Mary Homby's Geduld überschätzte. Sie kündigte auf und eine andere Person miethete ein. Da entspann sich eine gewaltige Fehde zwischen der fortgehenden und der ankommenden Ausstellerin. Mary Homby nahm Alles und Jedes hinweg, was bisher als Shakspearisch gezeigt worden war. Und damit noch nicht zufrieden, ergriff sie sehr überlegt, oder vielmehr, nach dem Erfolge zu urtheilen, sehr unüberlegt einen Pinsel und einen Eimer Kalkwasser und überpinselte die Millionen an die Wände geschriebene Namen, Verehrung durchdrungener Fremden. Mit einem Striche verschwanden die Namenszüge von Königen und Königinnen, von Prinzen und Prinzessinnen, von Gesandten und Gesandtinnen, von Lords und Ladies, von Rittern, Dichtern, Philosophen, Staatsmännern, Tragöden, Komödianten, Bischöfen, Lord Kanzlern, Lord Oberrichtern, Geheimenräthen, Senatoren und Rednern, und auch die süßen Namen von Herzoginnen, Gräfinnen, Baronessen, von hochachtbaren und gar nicht achtbaren Damen; — sie verschwanden alle zusammen, gleich als habe statt Mary Homby's kaltwasserigem Pinsel des Todes schonungsloser Besen sie weggefegt. Nachdem Mary Homby diese erhabene Vertilgung bewirkt, trat sie über die Hausschwelle, stolz auf die Leere, die sie zurückließ, denn auch die Albums hatte sie nicht vergessen mitzunehmen. Sprachberaubt stand bei ihrem Eintritte die neue Miethsfrau. In des unsterblichen Barden eigenen Worten waren alle die tröstlichen Reliquien

Vanished like the baseless fabric of a vision,
And left not a wreck behind.

Nichts da als vier kahle Wände. Was nun thun? Freilich war es immer noch das Haus, wo Shakspeare geboren worden, aber ein nacktes Haus — all die lockenden Reliquien fort, drüben von einer Rivalin ausgestellt. Die Gute achtete sich für betrogen. Auf der einen Seite ein höherer Zins, auf der andern verringerte Valuta und eine fürchterliche Nebenbuhlerin, — lautes Geschrei kreischte sie in die Ohren des Hauswirthes. Dieser gab es an Mary Homby und foderte die Rückgabe des Mobiliars sub titulo Erbstück, oder Wand-, Band-, Ried- und Nagelfestes Hauszubehör. Die Richter waren einer andern Meinung. Dann klagte er auf Rückgabe der Albums, ohne bessern Erfolg. Dann wollte er die Albums kaufen; seine Gebote wurden verschmäht, und so blieb zuletzt nichts übrig, als mit leeren Wänden und leeren Büchern das Geschäft neu anzufangen. Es war ein trübseliger Wechsel. Wo war der Stuhl, Shakspeare's Stuhl, der in einer Nische des Zimmers gestanden und für dessen Arme allein 23 Guineen bezahlt worden? Wo waren jene zwei schönen, alten, hochlehnigen Stühle, die der Graf von Southampton Shakspeare geschenkt haben soll, mit des Grafen Krone und Wappenhaltern? Wo war der kleine Stuhl, Hameet's Stuhl, Shakspeare's zwölf Jahre alt gestorbenen Sohnes? Wo war jene kostbare alte Laterne, gefertigt aus einer Fensterscheibe des Hauses, in welchem Shakspeare gestorben? Wo die Büste, geformt und bemalt nach der Büste in der Kirche? — — — Wo das Gemälde, welches Shakspeare als Petruchio darstellt und von Shakspeare's Neffen, William Shakspeare Hart, gemalt sein soll? Wo der Becher und der Knotenstock, geschnitzt aus dem Stamme des wilden Obstbaumes, unter welchem Shakspeare auf den Bidfordfeldern geschlummert? Wo das alte Schwert mit dem Korbgriffe, das genau aussah, als habe es ein oder zwei Jahrtausende auf dem Blachfelde von Edge-hill verscharrt gelegen, das aber in Treu und Wahrheit das identische Schwert war, womit Shakspeare als Hamlet sich die Lenden gegürtet und welches der Prinz Regent im J. 1815 zu kaufen wünschte, weil, wie er sagte, „er die Familie, die es Shakspeare geschenkt, ganz genau kenne". Wo war das? Und wo vor Allen war das alte, grandiose Schnitzwerk, das bunt gemalt und vergoldet über dem Feuerherde gehangen, David vorstellend im Kampfe mit Goliath zwischen den feindlich gescharten Heeren, und darüber ein fliegendes Strumpfband, worauf laut Sage, verbürgt durch den Glanz der Verse, der unsterbliche Barde mit selbsteigener Hand die Zeilen geschrieben:

Goliath comes with sword and spear,
And David with his sling;
Although Goliath rage and swear,
Down David doth him bring.
Samuel, XVII. An. Dom. 1606.

Wo der eiserne Behälter von Shakspeare's Testament? Wo die Shakspeare's Bank? Wo Stücke von seinem Maulbeerbaume? — — — Wo die Hälfte des Feuerschlosses, mit welchem er das Reh erlegt? — — Wo war alles dies? — — Standen indessen auch die Verwüstungen dieser modernen Go-

thin und Vandalin, Mary Homby, nicht zu ersetzen; so waren sie doch vielleicht zu mildern, und wie die ernstlich Nachfolgerin über diesfällige Mittel nachgrübelte, siehe da blitzte ein glücklicher, begeisterter Gedanke in ihr auf. Mary Homby hatte in der Leidenschaft gehandelt und alles, wol möglich, den Leim zum Kalkwasser vergessen. Rasch fuhr ein Kehrbesen über die Wand; die Vermuthung wurde zur Gewißheit; Mary Homby hatte den Leim vergessen, und durch sanfte Frottirung erschienen die Millionen angeschriebener Namen in aller Pracht und Herrlichkeit von sonst. — — — Dies Haus, das nebst anderm Grundeigenthum Shakspeare's Nachkommen, den Harts, vor Jahren für 250 Pf. St. abgekauft wurde, kostet 2000."

Literarische Notizen aus Dänemark.

Von allgemeinem Interesse ist folgendes Werk: „Antiquitates Americanae sive scriptores septentrionales rerum Ante-Columbianarum in America. Edidit Societas Regia Antiquariorum Septentrionalium" (Kopenhagen 1837). Es enthält eine Sammlung der in den historischen Sagen des Nordens enthaltenen Nachrichten von den Entdeckungsreisen der alten Nordbewohner nach Amerika vom 10. bis zum 14. Jahrhundert. Nur so viel scheint aus den neuern Forschungen besonders amerikanischer Gelehrten als einigermaßen sichere Resultate hervorzugehen, daß die neue Welt ihre Bevölkerung von den verschiedenen Küsten der alten, wie von dem nordöstlichen und südöstlichen Asien, so von dem westlichen Afrika ursprünglich erhalten hat; daß eine solche Einwanderung in einer Zeit stattgefunden haben muß, welche hinter der Bildung der bekannten Sprachen und hinter der Erfindung der meisten mechanischen Künste, also vor der historischen Zeit liegt; endlich, daß die meisten cultivirten Völker der neuen Welt, Mexicaner und Peruaner, ihre eigene Civilisation vollführt haben, welches ihre eigenthümliche Zeitrechnung und selbständige Schreibart zu beweisen scheint. Von der Untersuchung über Amerikas ursprüngliche Bevölkerung unterscheidet sich dagegen die Frage, inwieweit in einem fernen Zeitalter, wiewol nach der Bildung cultivirter Staaten, ein Verkehr zwischen den Einwohnern Amerikas und den Bewohnern der alten Welt denkbar ist. Betrachtet man die weitausgedehnten Küsten jenes ungeheuern Festlandes, welche so viele Landungspunkte darbieten; die geringe Entfernung zwischen Afrika und Amerika, theils von Obergninea, wo jener Welttheil sich nähert, theils von Brasilien, wo dasselbe mit Amerika der Fall ist, so kann es wol als möglich gedacht werden, daß einzelne Seefahrer, sogar vor Erfindung des Compasses, entweder von den canarischen Inseln, oder von Afrika, ja selbst von Spanien und Irland, mit Hülfe des Passatwindes Amerikas Ostküste erreicht haben können, ungeachtet weder eine beständige Schiffahrt zwischen den beiden Continenten noch eine feste Niederlassung von dem einen auf dem andern stattgefunden. Die Meinung, daß die Seefahrt der Alten sich immer auf die Küsten beschränkt habe, ist jedenfalls Zweifel unterworfen. Was den Phöniziern und Griechen im Alterthum durch Zufall oder Kühnheit gelingen konnte, kann auch für die Völker, welche sich im Mittelalter durch Seefahrt und Handel auszeichneten, nämlich für die Araber, die italienischen Seestädte und die Hansestädte als möglich gedacht werden. Wenn nun aber auch die Frage von Amerikas Zustand und Entwickelung in dem langen Zeitraum vor der Entdeckung des Colombo noch zur Zeit nicht beantwortet werden kann, so steht doch zu hoffen, daß auch dieses, wie viele andere historische Probleme, vorzüglich durch den in Amerika selbst erwachten Forschungsgeist und die Aufmerksamkeit auf Alles, was mit der Geschichte vor Colombo in Verbindung steht, sich einer, wenn nicht vollkommenen, doch einigermaßen befriedigenden Lösung allmälig nähern wird. Es ist bekannt, daß Amerikas sowol nördlicher, als südlicher Theil einen großen Reichthum an Denkmälern und Hervorbringungen der Kunst besitzet, als Trümmer alter Städte und Festungswerke, Grabhügel und Begräbnißplätze, Pyramiden und Prachtgebäude, Basreliefs und Felseninschriften u. s. w., welche großentheils auf keins der in der neuen Welt bekannten Völker bezogen werden können. Eine kritische Zusammenstellung dieser Denkmäler mit ähnlichen, nicht blos asiatischen und ägyptischen, sondern auch im westlichen Europa und östlichen Afrika würde vielleicht zu neuen und interessanten Resultaten über die Verbindung zwischen den verschiedenen Welttheilen in einer uralten Periode führen. Bis ein neueres und helleres Licht über Amerikas Vorzeit einmal aufgeht, kann also in dem unbestimmten Zeitraum vor dessen Entdeckung nicht mit genügender historischer Wahrscheinlichkeit dargethan werden, daß dieses oder jenes Volk einen Theil jenes Festlandes besegelt hat, ausgenommen vielleicht die Waliser (aus England) und die Irländer, und von keinem Volke weiß man dies mit historischer Gewißheit, ausgenommen von den Norwegern oder, richtiger gesprochen, von den Isländern und den norwegisch-isländischen Colonisten von Grönland. Das in Rede stehende Werk enthält nun die Quellen der Geschichte von den Fahrten der Skandinavier nach Grönland und Nordamerika. Es hat drei Haupttheile. Der erste enthält Quellenschriften, sowol norwegische als fremde, der zweite einen geographischen und antiquarischen Commentar derselben, der dritte monumentale Erläuterungen. Unter den nordischen Quellenschriften, von denen einige zum erstenmal hier hervortreten, sind die isländischen natürlich die wichtigsten.

Die größte Beachtung verdient folgende Arbeit: „Euripides oversat af Christian Wilster" (Kopenhagen 1840). Nachdem dieser ausgezeichnete Philolog seine meisterhafte Übersetzung von Homer vollendet hatte, beschloß er, auch den Euripides zu übersetzen; aber kaum hatte er den ersten Theil dieser großen Arbeit beendigt, als ihn der Tod am 11. Jan. 1840 wegraffte. Dieser jetzt im Druck erschienene Theil enthält folgende acht Stücke: „Alkestis", „Medea", „Iphigenia in Aulis", „Iphigenia in Taurien", „Hekuba", „Andromache", „Die Bacchantinnen" und „Hippolytos". Ein jedes der übersetzten Stücke ist ein Ganzes für sich, geeignet Diejenigen, welche diese Werke in der Originalsprache nicht lesen können, mit der Eigenthümlichkeit des Dichters bekannt zu machen, sowie sie auch, jedes insbesondere, die seltene Kunst zeigen, womit der Übersetzer diese Arbeit ausgeführt hat. Dieselbe zeugt nicht allein von philologischer Gelehrsamkeit und technischer Fertigkeit, sondern auch von dichterischem Geiste und poetischer Auffassung des Originals, welches Hr. Wilster in einer Form wiedergegeben hat, die durch ihre Leichtigkeit, Freiheit und Schönheit geeignet ist, Leser in weit größern Kreisen zu interessiren, als Übersetzungen, sogar die bessern, zu finden pflegen. Kaum dürfte man eine Übersetzung von einem classischen Schriftsteller des Alterthums finden, die uns mehr vergessen macht, daß wir eine Übersetzung lesen. Sie ruft den Eindruck eines mit Talent, Liebe zur Sache und technischer Fertigkeit geschriebenen Originals hervor; Eigenschaften, wodurch diese Arbeit allgemeine Anerkennung verdient und eine unverwelkliche Blume im Kranze des zu früh heimgegangenen Dichters bleibt.

Im letztvergangenen Jahr erschienen in Kopenhagen: „Lyriske Digte" von P. L. Möller, und „Digte" von H. P. Holst. Die beiden hier erwähnten Dichter sind zwar sehr verschieden in Hinsicht auf den eigentlichen geistigen Gehalt; bei Möller ist viel Gedankenreichthum und seine Gedichte zeugen von einer kämpfenden und in sich selbst gährenden Subjectivität, dagegen ist das Charakteristische bei Holst eine leichte und gefällige Behandlung von den Gedanken und Gefühlen Anderer; aber Beide offenbaren doch, jeder in seiner Weise, ein unverkennbares poetisches Talent. H.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 159. — 8. Juni 1841.

Gefängnißverbesserung.

Die immer größere allgemeine Scheu vor Verhängung der in früherer Zeit nur allzu häufig angewendeten Todesstrafe, der nicht mindere Widerwille gegen beschimpfende oder schmerzhafte, strafweise vollzogene Züchtigungsmittel und die große und widerrechtliche Ungleichheit, mit der Geldstrafen auf die Übertreter drücken, je nachdem sie arm, bemittelt oder reich sind, haben für die Gesetzgebung der Gegenwart fast keine andere Strafe mehr übrig gelassen, als die der Freiheitsentziehung oder der Gefangenschaft.

So mußten sich, auch abgesehen von den Wirkungen der im Öffentlichen stets weiter ausgebildeten Policeieinrichtungen, der systematischen Trennung von Justiz und Verwaltung, sowie der in den Familien erschlaffenden Bande der älterlichen, lehrherrlichen und Schulzucht, nebst dem dieselben begründenden Ansehen und der Autorität, erst die Untersuchungs- und dann die Strafgefängnisse immer mehr füllen. Aus allen Ländern erscholl und erschallt der Klageruf, daß deren Räume nicht mehr ausreichen für die ihnen Zugewiesenen, deren Anzahl sich allenthalben in weit raschern Fortschreiten mehrt, als dies durch die bloße Zunahme der Gesammtbevölkerung der Staaten eintreten könnte. Gesteigert wird dieser Übelstand, dessen bisher aufgezählte Ursachen nicht ausreichen würden, eine wirkliche Vermehrung der Verbrecher geradehin anzunehmen, durch die bei deren Missethaten in allen Ländern im geraden Verhältnisse mit steigender Civilisation sich äußernde Abnahme der blutigen, ich möchte sagen plötzlichen Verbrechen, bei weit stärkerer Zunahme der langerwogenen Übertretungen der List, des Betrugs und der Eigenthumsverletzungen. Hierzu kommt noch, als Quelle der nicht ganz zu leugnenden Thatsache der Verbrecherzunahme, der Verfall der Gottesfurcht, die Erschlaffung der Familienbande und die bei Hinwegnahme jener wohlthätigen Zügelungen der Leidenschaften stets sichtbarer hervortretende Ausgelassenheit und Unsittlichkeit, welche mit Handlungen enden muß, die sämmtlich das Gemeinwohl schädigen, beeinträchtigen, verletzen, und deshalb von allen guten Gesetzgebern verpönt werden.

So ist demnach die Vermehrung der Gefängnisse unabweislich und ihre Wichtigkeit stets gesteigert worden. Ihre Gebrechen aber traten immer häufiger, greller und fühlbarer ans Licht und führten auf die Nothwendigkeit ihrer Verbesserung, sowol hinsichtlich der Baulichkeit als der Zucht. Im britischen Reiche, in den Vereinigten Staaten von Amerika, in Belgien, in einigen Schweizercantonen ist für diese Zwecke mehr oder weniger geleistet worden. In unserm deutschen Vaterlande war es nach Wagniz, der blos den Zustand der Zuchthäuser, wie er ihn vorfand, schilderte, ohne noch Mittel zur Abhülfe angeben zu können, Spangenberg zuerst, der vor zwei Jahrzehnden, sich an den auch als Geschichtschreiber berühmten liverpooler Kaufmann Roscoe anlehnend, den Ruf nach Gefängnißverbesserung, insbesondere durch das einzig wahre Zuchtmittel des Buß- und Besserungssystems ertönen ließ. Ihm folgte nach wenigen Jahren Julius, der, durch große Reisen zu diesem Zwecke und durch seine ärztliche Vorbildung dazu befähigt, sowol jene Mittel zur Besserung als die nicht minder wichtigen Fortschritte einer neuerstandenen Gefängnißbaukunst in seinen verschiedenen Werken und Aufsätzen verkündete.

Jetzt endlich scheint sich für die in allen deutschen Ländern nöthig befundene Gefängnißverbesserung, für welche durch den Minister Lindenau in Sachsen, durch Mittermaier in Baden, durch v. Wieck in Mecklenburg, sowie durch den Minister Rochow in Preußen Manches, wenngleich nicht immer auf die rechte Weise geschehen ist, ein neues, reiches und fruchtbringendes Leben zu entfalten. Der großgesinnte König des letztgenannten Reiches hat gleich in den ersten Wochen nach seiner Thronbesteigung den beiden dort die Gefängnisse beaufsichtigenden und verwaltenden Ministern eine Reform derselben anbefohlen, und zu diesem Behufe auch den vorbenannten, aus den Reihen der Ärzte hervorgegangenen Schriftsteller berufen und demselben, dem Vernehmen nach, umfassende Arbeiten aufgetragen.

In diesem Zeitpunkte der für Gefängnißverbesserung günstigsten, jemals über unserm Vaterlande aufgegangenen Constellation treten soeben zwei Werke ans Licht, welche wir den Lesern dieser Blätter nicht dringend genug empfehlen können. Diese Schriften *) ergänzen

*) 1. Über Strafe und Strafanstalten, von S. K. H. Oskar, Kronprinzen von Schweden und Norwegen. Aus dem Schwedischen übersetzt von A. v. Treskow. Mit Einleitung und Anmerkungen von R. H. Julius. Mit

sich aber gegenseitig auf eine, dem Wünschenswerthesten beizuzählende, merkwürdige Weise. Das erste der beiden untengenannten Bücher ist von dem, als Schriftsteller für die edelsten Zwecke bereits bewährten ruhmwürdigen Erben zweier Kronen, zunächst für das schwedische Volk abgefaßt und dessen treue Übersetzung von Julius eingeleitet und vermehrt worden. Aus dem höchsten, für die Betrachtung der Strafe und der Strafvollstreckung denkbaren Standpunkte, dem eines zur Regierung berufenen Fürsten angeschaut, entworfen und durchgeführt, schließt sich an das auf diese Weise in demselben gelieferte reliefartige Gemälde aus der Vogelperspective, wunderbar hineingreifend und einfugend, in Varrentrapp's Abhandlung die höchst genaue, vom sorgfältigsten Studium aller vorhandenen Hülfsmittel zeugende, fast musivische Darstellung vom bürgerlichen Standpunkte des mit den rein menschlichen Bedürfnissen, Gebrechen und Vorzügen innig vertrauten Arztes einer freien deutschen Stadt. So bieten also beide Schriften, mit Beseitigung alles minder vollkommen Befundenen in den bisherigen Versuchen zur Gefängniß- und Gefangenenbesserung das Trefflichste, was die Erfahrung gelehrt und bewährt hat, goldene Äpfel in silbernen Schalen. Ich meine das, einstimmig von allen Augenzeugen für das vorzüglichste erkannte versittlichende pennsylvanische System ununterbrochener Vereinzelung der Gefangenen, im Gegensatze des verderbenden, durch gebotenes aber nicht durchzusetzendes Schweigen bezeichneten aubürnischen Systems des Zusammenseins der Gefangenen am Tage, wo nicht gar des schlimmern am Tage und bei der Nacht, wie es unsere alten Strafhäuser zeigen.

Als einzigen hier zu gebenden Beleg der des Verfassers und seiner erhabenen Stellung würdigen Höhe der Anschauung, auf welcher sich das kronprinzliche Werk erhält, sei es vergönnt hier nachstehende Äußerung über das Begnadigungsrecht, dieses Kleinod der Fürsten, herzusetzen, welcher, eben wegen ihres Urhebers, wol keine andere aus der gesammten Literatur der Nationen, an die Seite zu stellen sein möchte. Sie lautet wie folgt:

Das Begnadigungsrecht beruht auf einem großen und heiligen Gedanken und gewährt der verfolgten Unschuld die letzte Zuflucht auf Erden; es kann sogar als eine Vervollständigung der Gesetze in den Fällen betrachtet werden, wo der Buchstabe nicht ausreicht. Das Gesetz enthält die unbeweglichen Anfoderungen der Gerechtigkeit, die kalten Berechnungen des Verstandes; die Gnade ist hingegen die Stimme des innersten Gefühls des Gesammtwohls und dessen Herzenseingebung. Aber das erwähnte Vorrecht, das schönste unter denen der Krone, muß sparsam angewendet werden; es ist so schwer wie verantwortungsvoll, das Wort auszusprechen, welches unwiderruflich ein Menschenleben endet. Bevor der Beschluß gefaßt wird, sind die Gedanken peinlich beschäftigt, Das aufzufinden, was recht ist, und später lastet wieder des betrübten Vorfalls Erinnerung schwer auf dem Herzen. Der Richter ist dieser schmerzlichen Ungewißheit nicht ausgesetzt, denn er ist nur der Ausleger des Gesetzes und wendet dessen Aussprüche ohne Leidenschaft und ohne Mitleid an; aber der Wirkungskreis der Gnade ist nicht so genau abgesteckt. Wie weit darf er sich ausdehnen? Wo finden sich die Grenzen für ihr milderndes Einschreiten? Diese Fragen sind schwer abzuthun und nehmen eine Zeit und eine Thätigkeit in Anspruch, welche durch die Abschaffung der Todesstrafe für die Förderung anderer, dem Wohl des Staates dienlicherer Zwecke verwendet werden könnten. Um die Wichtigkeit dieser Bemerkung recht zu fassen, muß man sich in Gedanken in die Lage des Regenten versetzen und sich sagen, daß in Schweden durchschnittlich im Jahre mehr als einundsechzig Fragen über Leben und Tod vorkommen, also wöchentlich mehr als eine, welche einen bedeutenden Theil der Zeit des Regenten in Anspruch nehmen; denn es liegt in der Natur dieser Sachen, daß sie nicht mit den gewöhnlichen Angelegenheiten der Verwaltung verglichen werden können.

Auch Varrentrapp's Schrift zerfällt, wie die des Kronprinzen, in vier Hauptabschnitte. Gewidmet sind diese: der erste der Prüfung der verschiedenen Besserungssysteme; der zweite der Anwendung auf die Verhältnisse der Geburtsstätte des Verfassers; der dritte der Darlegung der Nothwendigkeit gleichzeitiger entsprechender Anordnungen und Änderungen der Strafgesetze, der Gefängnißverwaltung und des Beitritts freiwilliger, nur von sittlichen Motiven getriebener Mitarbeiter an dem Besserungswerke der Sünder in den Strafhäusern, und endlich der vierte der bewährtesten Bauart. In allen, diesen Abschnitten angehängten Folgeschlüssen stimmt unser Landsmann mit dem gleichzeitigen erlauchten Verfasser, in der Anempfehlung der pennsylvanischen Zucht und Bauart, wie in deren Hinstellung als ein jetzt in Großbritannien laut Parlamentsbeschluß befolgtes Muster aller neuen Institute und Constructionen, aufs vollständigste überein. Mit ganz besonderer Gründlichkeit und Belesenheit hat Jener, durch die sorgfältige Vergleichung beider Systeme, dies für jeden Unbefangenen unwiderleglich dargethan. Ich theile daher nachstehend ein paar, dem Nachweise der Unmöglichkeit, Schweigen unter den gemeinsam arbeitenden, essenden, sich erholenden und erbauenden Verbrechern zu erhalten, gewidmete Stellen mit und schließe mit einigen trefflichen Worten über die Vereinzelung.

Es ist doch wahrlich grausam, dieselben Menschen Jahre lang während der Arbeit, der Essenzeit und des Spaziergangs so nahe aneinander zu stellen, daß sie sich mit der Hand berühren können, und ihnen, die durch Gleichheit der frühern Verhältnisse, der Verschuldung, der Strafe und Hoffnung so innige Sympathie füreinander fühlen müssen, jedes Wort oder Zeichen der Frage und Mittheilung unter Androhung unausbleiblicher körperlicher Züchtigung zu verbieten. Solche systematische stete Versuchung ist doch wahrlich eine tantalische Qual, während andererseits viel vorgefaßte Meinung dazu gehört, in dem pennsylvanischen Systeme ähnliche oder gar noch größere Härte entdecken zu wollen, wo nur der Verkehr mit den andern Verbrechern, aber auch ohne Möglichkeit einer Versuchung aufgehoben ist; dagegen bei den Besuchen des Geistlichen, des Arztes, der Inspectoren, der Lehrmeister und Wächter oder der officiellen Besucher das ungehinderste Zwiegespräch gestattet wird.

Unerklärlich ist es in Wahrheit, daß ein System den als angeborene Menschenrechte unveräußerlichen geselligen Gewohnheiten und Bedürfnissen entsprechen und die moralische Besserung möglichst sicher soll erzielen können, dessen Grundprincip (absolutes Stillschweigen bei stetem Zusammensein) nicht in Wirk-

drei Steindrücken. Leipzig, Brockhaus. 1841. Gr. 8. 1 Thlr.

2. Georg Varrentrapp über Pönitentiarsysteme, insbesondere über die vorgeschlagene Einführung des pennsylvanischen Systems in Frankfurt. Frankfurt, Varrentrapp. 1841. 8.

lichkeit durchzuführen ist, das ohne die rohesten und härtesten Strafen nicht bestehen kann, und das die Herzen der zu bessernden Sträflinge mit den häßlichsten Leidenschaften erfüllt. Oder ist es denn möglich, daß ein Gefangener sich moralisch bessere, wenn sein Geist sich in steter Aufregung befindet, in Folge der Strafen, welche er bei dem ersten Wort, Zeichen oder Blick erhält oder doch fürchtet? Dieser Zwang jedes Augenblicks hindert die Bewegungen seines Geistes wie die seines Körpers, und wenn er solchergestalt ermüdet Abends in seine Zelle kommt, fühlt er mehr das Bedürfniß des Schlafs als des Nachdenkens. Ist aber sein Geist hierzu noch frei genug, so denkt er sicher nur an den Kampf des Tages und in seinem Herzen nimmt Haß die Stelle der Reue ein. Oder macht man in vollem Ernste dem philadelphischen Systeme den Vorwurf, daß, indem es jede Versuchung zur Verletzung der Hausordnung entfernt, es auch das Verdienst des Widerstehens und die Gelegenheit zur Besiegung der Leidenschaften wegnehme? Glaubt man, daß Menschen, welche in der äußern Welt nicht sowol deswegen gefehlt haben, weil sie nicht gewußt hätten, das Gute von dem Bösen zu unterscheiden, als vielmehr weil die Kraft ihrer Tugend, weil ihr Wille zeitweise nicht stark genug war, ihre Begierden und Leidenschaften siegreich zu bekämpfen; — glaubt man wirklich, sage ich, daß solche Menschen, um zur Tugend zurückgeführt zu werden, nur in ein Gefängniß gesteckt und dort steter Versuchung, stetem Kampf zwischen schlechten Trieben und gutem Willen oder gar nur der Furcht vor der Strafe ausgesetzt zu werden brauchten!

Noch nie ist es Jemand eingefallen, auf solche Weise die Erziehung eines moralischreinen Kindes einzuleiten oder zu vollenden; wie viel weniger soll man einen schon gefallenen schwachen Menschen so rauhen gefährlichen Weg führen. Setzt man denn etwa den an körperlicher Krankheit Leidenden allen möglichen Schädlichkeiten in Temperatur und Diät aus, um seinen Körper gegen diese schlimmen Einflüsse zu stählen? Entfernt man diese nicht vielmehr selbst, mit früher unnöthiger Sorgsamkeit! Ebenso kann unmöglich das einzig wahre Besserungssystem dasjenige sein, welches den Sträfling in stete Versuchung führt, und das einzig falsche das, welches ihn hindert zu unterliegen. Wahrlich nur aus Systemconsequenz kann solche Behauptung hervorgehen, die jeder psychologischen Wahrheit entgegentritt, ja jeder fernern Analogie ermangelt.

Das schon bei nicht der Ahndung der Gesetze Verfallenen so nützliche und bessernde Alleinsein des Menschen, wie es z. B. noch heutigen Tages in Rom, in dem von Z. Werner so ergreifend beschriebenen geistlichen Exercitien der Passionswoche vorkommt, ist doppelte Wohlthat für Verbrecher, die einander nur ermuthigen, verhärten und verderbend zu gleicher Tiefe in den Abgrund des Bösen versenken können. Die Unentbehrlichkeit solches, allein durch öftere Besuche der Gefängnißbeamten sowie weniger auserlesener, die Liebespflicht Übender, unterbrochenen Alleinseins für die Sträflinge hat aber unser Verfasser in folgende schlagende Worte zusammengefaßt, welche den Beschluß dieser leichten Andeutungen über einen Gegenstand der höchsten und schwersten Bedeutung und Verantwortlichkeit für jeden Machthaber bilden mögen:

Die Isolirung von den andern Gefangenen dürfte wol als der unerläßliche Grundstein eines jeden wirksamen Besserungssystems zu betrachten sein. Sie ist so innig mit diesem verwachsen, daß Isolirung vertheidigen, überhaupt nichts Anderes heißt, als für Herstellung einer systematischen Besserung der Gefangenen streiten. Die Wichtigkeit der Isolirung des Einzelnen von dem schlimmen Einflusse seiner Mitgefangenen ist so groß, daß die mehr oder minder vollkommene Erreichung dieses Zieles geradezu auch für die Vorzüglichkeit des einen oder des andern Systems spricht, und daß dieser Punkt nicht für sich besprochen werden kann, ohne damit zugleich über das ganze System zu urtheilen. L.

Neue Fahrten des alten Musikanten. Herausgegeben von Elsner. Zwei Bände. Chemnitz, Binder. 1841. 8. 2½ Thlr.

Die humoristischen Romane sind der Deutschen vollkommenes Eigenthum. Das beweise ich aus dem Charakter des deutschen Volks. In dem humoristischen Romane findet sich so ein bedächtlicher Gang, so ein überlegter, ruhiger Fortschritt; es lehnt sich Alles darin an das uns umgebende Leben; auch an Reflexionen fehlt es nicht; oft wird dazu nur eine Anleitung gegeben, oft aber werden dieselben ausgesprochen und begleiten die Handlung, wie es der Chorus in der alten Tragödie that. Ferner zieht sich durch einen humoristischen Roman, wie durch den Charakter des deutschen Volks, ein tiefes Bewußtsein von der Thorheit der meisten Wünsche, von der Verkehrtheit der meisten Bestrebungen, von der Unbeständigkeit des Gewonnenen, von der Flüchtigkeit der Glücksgüter, kurz von der Nichtigkeit aller menschlichen Dinge. Dies Alles bringt mich zu der Behauptung, daß der humoristische Roman des Deutschen besonderes Eigenthum sei. Nichtsdestoweniger sind die humoristischen Romane der Deutschen noch nicht Gemeingut des Volks geworden; namentlich verlangt Jean Paul eine seltene Schärfe des Geistes, eine glückliche Combinationsgabe und eine ungewöhnliche Kraft der Divination für seine vielen flüchtigen Andeutungen; ja, man hat oft und nicht mit Unrecht bemerkt, daß Jean Paul schwer trage an der Last der Gelehrsamkeit. Die Zeit, wo dieser Dichter von Allen verstanden wird, ist noch nicht hier; aber sie wird kommen, dafür bürgt die ewige Wahrheit und die Großartigkeit seiner Dichtungen.

Ähnlich wie den Jean Paul'schen Romanen geht es dem „Vater Blasedow und seine Söhne". Dies Buch trägt zwar keine Last von Gelehrsamkeit, aber es setzt das vollste Lebendigsein in der Gegenwart voraus. Wer nicht unserer Zeit und ihren Bestrebungen Herz und Auge zuwendet, der findet in jenem Romane manches Unverständliche und Ungehörige; wer aber seine Zeit versteht, der findet viel Wahrheit und freut sich, daß auch mit den scharfen Waffen des Spottes, des Scherzes und des Muthwillens gekämpft wird gegen die goldenen Kälber, die man unter uns angebetet werden sieht. Derjenige, welcher nach dem Verständniß seiner Zeit strebt, der findet in „Blasedow" viel Aufklärung und Licht, theils angedeutet, theils in unverschleierter Reinheit und Kraft strahlend.

An der Grenze des humoristischen Genre liegt das oben angezeigte Buch: „Neue Fahrten des alten Musikanten." Von dem Humor verlangt man, daß er eine Welt in seinen Kreis ziehe und umfasse; eine kleine Welt oder eine Welt im Kleinen zu begreifen und darzustellen, dazu hat auch unser Verfasser Geist und Kraft. Es war des Verfassers Absicht nicht, einen humoristischen Roman im höchsten Sinne des Worts zu schreiben; er wollte ein ganz leichtes Werk geben, worin neben der höchsten Wahrheit die höchste Freiheit herrscht. Diesen Zweck hat des Verfassers unleugbares Talent erreicht. Seine Darstellung zeigt, wenn er will, die Vollendung der dramatischen Form; das sieht man gleich aus dem ersten Capitel, „Bekanntschaften" überschrieben; ferner aus dem zweiten „Die Nacht", aus dem vierten „Der Todes-Candidat". Doch ich kann unmöglich eine Aufzählung der gelungenen Partien der zwei Bände versuchen, ich müßte sonst die sämmtlichen Capitel, die darin enthalten sind, hier aufzeichnen. Vorzüglich interessant sind die als Intermezzo bezeichneten Erinnerungen an Ernst Theodor Amadeus Hoffmann. Ich möchte sagen, das ganze Buch ist von einem Hoffmann'schen Geiste angeweht; aber keineswegs von jenem wilden, koboldartigen, ängstigenden, sondern von

jenem Geiste der Neckerei, der Laune und des Muthwillens, den wir an der Hoffmann'schen Muse kennen. Dies Buch wird sich nicht blos das Lob des Komischen, sondern auch den Beifall des lesenden Publicums erwerben. 24.

Notizen.

Während Mill's indische Geschichte fortwährend neue Auflagen erlebt, sind neuerdings auch von einer „History of India" von Mountstuart Elphinstone zwei Bände erschienen; der erste Theil behandelt die Geschichte der unabhängigen Hindus und der von den Gaznawiden unter Mahmud gestifteten mohammedanischen Herrschaft; der zweite hauptsächlich die des Reichs von Delhi. Das in ihnen zusammengedrängte Material zeugt von dem jahrelangen Eifer, den Elphinstone auf die Bearbeitung verwendet haben muß. Hauptsächlich sind die einheimischen Quellen nicht nur genau benutzt und geprüft, sondern auch der Volksgeist der Hindus scharf aufgefaßt. Bei der Fortsetzung ist zu wünschen, daß Elphinstone insofern von Mill sich entfernen möge, daß er, wie in den ersten Bänden, mehr orientalische, als europäische Quellen benutzen möge, indem gerade die Darstellung des Ursprungs und der Geschichte des britisch-indischen Reichs vom Standpunkte einheimischer Schriftsteller aus ein erhöhtes Interesse gewähren muß.

Für den laufenden Monat Mai waren als bevorstehende literarische Erscheinungen in England angekündigt: der erste Band einer Sammlung der poetischen Werke James Montgomery's, Verf. von „World before the flood"; die Fortsetzung (3ter Band) von „The life and times of Henry Grattan", von seinem Sohne; eine neue Geschichte der britischen Herrschaft in Indien von Edward Thornton, welcher bereits früher ein Werk über einen ähnlichen Gegenstand: „India, its state and prospects" geschrieben hat; „Journal of a residence of two years and a half in Great Britain", von Jehangeer Nowrojee und Hirjeebhoy Merwanjee aus Bombay, beide Schiffsbaumeister; Buckingham's „America, historical, statistic and descriptive" (3 Bde.); David Roberts' „Views in Palestine, Egypt, Arabia and Syria", mit historischen und erläuternden Bemerkungen von George Croly.

Wie in der Dichterwelt Homer und Ossian, in der geschichtlichen Zeit, auf andern Gebieten andere Persönlichkeiten ihre Existenz durch die tödtenden Waffen der Kritik eingebüßt haben, so ist auch im juristisch-philosophischen Kreise ein Angriff auf die Beccaria's gemacht worden. Nach Edward Mangin's „Parlour window; or, anecdotes, original remarks on books etc." soll dessen Abhandlung „Dei delitti e delle pene" von einem gewissen Poreau herrühren und dieser sie auch als sein Werk in Anspruch genommen haben. Das erwähnte vor kurzem erschienene Buch Mangin's ist übrigens zwar eine ziemlich bunte Sammlung von Miscellen, wie sie bei Gelegenheit einer etwas vagen Lecture entstanden ist, enthält aber manche Merkwürdigkeiten und viele scharfe, originelle, wenn auch nicht immer richtige Bemerkungen.

Der „Devonport independent" und nach ihm das „Athenaeum" hatten die Nachricht mitgetheilt, daß zu Plymouth für Bestreitung der Kosten der daselbst abzuhaltenden heurigen Versammlung der British association eine Sammlung von 6000 Pf. St. veranstaltet worden sei. Das Secretariat der Association fühlt sich jetzt verpflichtet, diesem und andern übertriebenen Gerüchten zu widersprechen mit der Angabe, daß bis jetzt nur 600 Pf. zu dem genannten Zwecke eingekommen seien, eine Summe, welche die Geschäftsführung der Versammlung allein erfodere. 47.

Bibliographie.

Almeida. Militärische Skizze aus dem Befreiungs-Kriege auf der pyrenäischen Halbinsel in den Jahren 1807—1814. Aus den neuesten französischen Original-Werken zusammengetragen von Hoecken. Gr. 12. Münster, Heck u. Nicke. 3¾ Ngr. (3 Gr.)

Drei anonyme Aufsätze über das Berlinische Gymnasium zum grauen Kloster und die Verwaltung der Streitschen Stiftung aus der Leipziger Allgemeinen Zeitung vom 7., 15. und 21. April 1841 abgedruckt. Mit Anmerkungen begleitet von F. Bellermann. Gr. 8. Berlin, Fürstner. 5 Ngr. (4 Gr.)

Marie Lafarge, verurtheilt als Giftmischerin und angeklagt als Diamantendiebin. Criminalgeschichte der neuesten Zeit. 8. 1 Thlr.

Blohm, H., Versuch einer nähern Erörterung der Mittel, durch welche der Handelsverkehr in den Elbgegenden des Fürstenthums Lüneburg erhalten und gehoben werden kann. Gr. 4. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1 Thlr.

Bulwer's sämmtliche Romane. Aus dem Englischen. 13ter bis 17ter Theil. Devereux. I—V. — Auch u. d. T.: Devereux. Ein Roman von E. L. Bulwer. Aus dem Englischen von F. Notter. 5 Theile. Gr. 16. Stuttgart, Metzler. 25 Ngr. (20 Gr.)

Gleim's, J. W. L., sämmtliche Werke. Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch W. Körte. 8ter oder Supplementband. — Auch u. d. T.: Vater Gleim's Zeitgedichte, von 1789—1803. Erste Originalausgabe. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 20 Ngr. (16 Gr.)

Kästner's, A. G., gesammelte poetische und prosaische schönwissenschaftliche Werke. 4 Theile. Mit dem Bildniß des Verfassers. 8. Berlin, Th. Enslin. 2 Thlr.

Knapp, A., Christen-Lieder. Eine Auswahl geistlicher Gesänge aus älterer und neuerer Zeit. Ein Nachtrag zu dessen evangelischem Liederschatz. Gr. 8. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Kratander, Anti-Strauß. Ernstes Zeugniß für die christliche Wahrheit wider die alte und neue Unglaubenslehre. Gr. 8. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Die Geheimnisse der Mnemonik oder leichtfaßliche Methode, wodurch bei Kindern und Erwachsenen ein scharfes Gedächtniß erzielt wird. Nach pädagogischen und rationellen Grundsätzen bearbeitet von Lafevre. Gr. 12. Prag, Haase Söhne. 12½ Ngr. (10 Gr.)

Liebrsch, B., Bilder des ärztlichen Lebens, oder: die wahre Lebenspolitik des Arztes für alle Verhältnisse vom Beginn seiner Vorbildung bis zu Ende seines Wirkens. 8. Berlin, Liebmann u. Comp. 1842. 1 Thlr.

Lyell, C., Die neuen Veränderungen der unorganischen Welt, oder Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen Einwirkungen des Wassers und des Feuers auf die Gestaltung des festen Theils der Erde, zur Erläuterung geologischer Erscheinungen. Aus dem Englischen von C. Hartmann. Mit 33 lithographirten Tafeln. 8. Weimar, Voigt. 2 Thlr. 25 Ngr. (2 Thlr. 20 Gr.)

Schacht, Th., Lehrbuch der Geografie alter und neuer Zeit mit besonderer Rücksicht auf politische und Kulturgeschichte. 3te vermehrte verbesserte und theilweis umgearbeitete Auflage nebst 2 Karten und 3 lithograf. Tafeln. Gr. 8. Mainz, Kunze. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. 6tes Bändchen. Streit und Friede. — Auch u. d. T.: Streit und Friede. Aus dem Schwedischen. Gr. 12. Leipzig, Brockhaus. 1 Thlr.

Winter, Amalie, Diadem und Zepter. Eine Gallerie großer Herrscherinnen zur Unterhaltung für Frauen. 2 Bändchen. 8. Weimar, Voigt. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 160. — 9. Juni 1841.

Die Rebellen von Irland. Novelle von F. G. Kühne. Drei Bände. Leipzig, Engelmann. 1840. Gr. 12. 4½ Thlr.

Ohne die Apologie oder Orientirung einer Vorrede führt uns der Verfasser der „Rebellen von Irland" sogleich in medias res, dem Interesse vertrauend, welches der von ihm gewählte Gegenstand und wol auch seine Behandlung desselben für den Leser haben werde. Und in der That, neben dem bekannten Namen des Verf. ist auch der Stoff ganz geeignet, die Gebildetern, für die wichtigsten Fragen der Zeit Empfänglichern anzuziehen; denn Irland mit seinem großen Agitator ist ein wichtiger Anziehungspunkt für Alle, die der Geschichte und Politik der Gegenwart mit Aufmerksamkeit folgen; und wenn gerade im jetzigen Zeitpunkte England ganz besonders die Wage der europäischen und der Weltpolitik in seiner Hand zu haben scheint, so gibt bekanntlich in seiner innern Politik, in den die Erhaltung oder den Sturz der gegenwärtigen Administration betreffenden Fragen häufig die irische Partei im Unterhause den entscheidenden Ausschlag. So übt das langunterdrückte und noch jetzt nicht zu gänzlicher Gleichstellung mit dem übrigen Reiche gelangte, noch unter einer Menge von Missständen leidende Land dennoch eine gewaltige Rückwirkung auf die englische Regierung und mittelbar auf den Gang der Weltereignisse überhaupt. Aber die jetzigen Vorkämpfer Irlands sind die Söhne und Enkel von Kühne's „Rebellen"; und Irlands dermaliger Held, sein Befreier und Agitator tritt in dem vorliegenden Buche noch nicht als handelnd, sondern nur flüchtig am Schlusse als kraftvoller, zu Großem tüchtiger und sich vorbereitender Jüngling auf.

Der Titel unsers Buches erinnert wol Jeden sogleich an Tieck's berühmten „Aufruhr in den Cevennen"; aber wenn auch Kühne durch dies Werk, das bis jetzt leider Fragment geblieben, zu der Wahl gerade dieses Titels, ja vielleicht dieses Gegenstandes veranlaßt worden sein sollte, so kann dies für sich dem Anspruch auf Originalität noch keinen Eintrag thun, so wenig als man diese einem biographischen Romane darum absprechen wird, weil er schon viele Vorgänger habe. Kriege, besonders aber Bürger- und Religionskriege, Revolutionen und Aufstände sind ein so günstiger und einladender Stoff für den historischen Roman, daß, seitdem dieser aufgekommen, wir von denselben reichlich Gebrauch gemacht sehen, namentlich von Engländern und Nordamerikanern, aber auch von Deutschen und Franzosen. Welch ein ergiebiger Schacht für die Romandichter sind die beiden englischen Revolutionen und die Aufstände zu Gunsten der Stuarts, die französischen Bürger- und Religionskriege, die Revolution von 1789, der Krieg in der Vendee, der nordamerikanische Unabhängigkeitskrieg und selbst schon der letzte polnische Aufstand geworden! Während jedoch meist solche historische und politische Ereignisse nur als Hintergrund und Scenerie für die Darstellung des Schicksals von Einzelnen, zur Motivirung außerordentlicher Ereignisse und Fügungen geschichtlich untergeordneter oder ganz fingirter Personen benutzt werden, wodurch jedoch eine sehr klare, lebendige und belehrende Anschauung, Darstellung und Würdigung solcher großen historischen Begebenheiten gar nicht ausgeschlossen ist, vielmehr in der anspruchslosesten Weise geboten werden kann: scheinen Benennungen, wie die von Tieck und jetzt von Kühne gewählten, ganz entschieden auszusprechen, daß das historische Ereigniß selbst der Gegenstand, man möchte beinahe sagen der Held, ihrer Darstellung werden solle, daß das Gewicht des Hauptinteresses auf der solche Kämpfe hervorrufenden und nährenden Idee beruhe, und die auftretenden Personen dasselbe nur insoweit in Anspruch nehmen sollen, als sie nähere oder entferntere Träger und Repräsentanten dieser Idee sind. Nun hat freilich Tieck, wie Jedermann weiß, in seinem berühmten Werke keineswegs dem Allgemeinen und Abstracten der Idee, des historischen Factums zu viel eingeräumt; er hat mit gewohnter poetischer Meisterschaft das Allgemeine concret dargestellt, individualisirt und in lebendigen, anziehenden Charakteren ausgeprägt; aber daß sein „Aufruhr" so lang unvollendet bleibt, dürfte doch die Ansicht zu bestärken dienen: daß er der gesammten geschichtlichen Erscheinung keine ihn selbst ganz befriedigende Gestaltung und Begrenzung abzugewinnen wisse; daß es ihm schwer werde, für die geschichtliche Entscheidung, für die Austheilung von Sieg und Unterdrückung eine poetische Versöhnung zu finden und das erschütternde Schauspiel mit einiger Beruhigung und Erhebung abzuschließen. Die Frage liegt sehr nahe, ob eine solche Aufgabe nicht überhaupt über das Gebiet des Romans oder der Novelle hinausliege? ob es nicht ein allzu kühner

Übergriff in das Gebiet der Geschichte sei, der sich dann durch nothwendiges Zurückbleiben hinter den Anfoderungen der Kunst, durch Mangel an innerer Abgeschlossenheit und Vollendung räche? Die Geschichte verzichtet auf das Abschließen, auf das Feststellen eines vollendeten Resultats, auf den Gewinn eines ganz reinen, harmonischen Eindrucks, sie gleicht dem Strome, dessen Wesen Bewegung und Unruhe ist; die Schöpfungen der Kunst aber sollen abgeschlossen, übersehbar, in gewissem Sinne ruhig sein, wie ein nur leise bewegter See. Zuweilen zwar kann es dem Dichter, wie z. B. einem Shakspeare, gelingen, die Geschichte selbst entweder ganz treu oder nur mit leisen Modificationen poetisch zu bewältigen, in ihrem bewegten Strome versöhnende und befriedigende Ruhepunkte zu finden, durch geniale Betonung gewisser Ereignisse und großartige Auffassung und Deutung von Charakteren die Geschichte idealisirend und doch mit einer gewissen Wahrheit wiederzuschaffen; aber doch ist es häufig nur das gewaltige Genie des Dichters, das Alles zu beleben und zu adeln vermag, was uns unvermerkt über die wirkliche Geschichte hinübertrügt; bei seinem „Heinrich VIII." verzweifelte er selbst, wie der Prolog und Epilog zeigt, beinahe an einem günstigen Eindrucke, und gewiß hätte selbst er nicht jedes große geschichtliche Ereigniß poetisch zu behandeln unternommen. Tieck's Vorwurf, so reich an ergreifenden und erschütternden Motiven, zumal unter der Hand eines solchen Meisters, hat den großen Mißstand, daß der Erfolg gegen die Partei war, auf deren Seite das Mitgefühl jedes humanern Gemüths sein muß, was ihnen auch im Einzelnen zur Last fallen mag; der Erbarmungslosigkeit und Neutralität der Geschichte (so erscheint sie wenigstens in einzelnen Perioden), mochte nun Tieck glauben auch als Dichter sich annähern und in besonnener Unparteilichkeit über den kämpfenden, erbitterten Parteien stehen zu müssen, die Sache und Überzeugung der übermächtigen Unterdrücker ebenso sehr, neben den darauf fallenden Schatten, ins möglichst günstige Licht stellen zu müssen, wie den Glaubensmuth und die Tapferkeit der von unduldsamer Gewalt Verfolgten; und mit dieser Bemerkung kommen wir zurück auf Kühne's Novelle, welche gerade in diesem Punkte wesentlich contrastirt mit Tieck's „Aufruhr". Unser Verfasser nimmt ganz entschieden Partei für die „Rebellen von Irland"; oder eigentlich ist ihm das Gegentheil gar nicht denkbar, und wir nehmen keinen Augenblick Anstand, uns für dies entschiedene, unverhohlene Parteinehmen, mit welchem Gerechtigkeit gegen die Gegenpartei immer noch vereinbar ist, als für die des Dichters würdigere Rolle, als Bedingung eines tiefern und lebendigern Eindrucks zu erklären. Nach diesen Vorbemerkungen treten wir der Novelle selbst näher.

Unser Buch behandelt die Anstrengungen und Auflehnungen der Irländer, um gegenüber von England, welches theils Irland überhaupt durch harte und nachtheilige Gesetze, die Handel und Gewerbe lähmten, theils insbesondere die den größten Theil ausmachende katholische Bevölkerung durch harte Gesetze und schwere Kirchensteuern für die protestantische Hochkirche drückte, Gerechtigkeit und Gleichstellung zu erlangen, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Seit Jahrhunderten als ein erobertes Volk, wenigstens wie ein Stiefkind des Reichs behandelt, war Irland, obgleich seine Söhne durch lebhaftes Naturell, poetischen Sinn und in frühern Zeiten durch Bildung und Gelehrsamkeit sich auszeichneten, wovon noch manche Spur selbst unter den niedern Volksclassen sichtbar geblieben und ihrer Volkspoesie oft einen Anhauch classischer Gelehrsamkeit verleiht, hinter dem bevorzugten England in Industrie, Wohlstand und, in Folge hiervon, auch in Bildung und Aufklärung weit zurückgeblieben; aber so arm, roh, zerlumpt, schmuzig und hungrig auch die rasch anwachsende große Masse der dürftig von Kartoffeln lebenden, nur an seltenen Festtagen im Whiskey Vergessenheit ihrer Noth und flüchtige Freude suchenden Bevölkerung war, so war sie doch nicht in stumpfe Fühllosigkeit und gemeine Gleichgültigkeit versunken; der Sinn für das Poetische, das Religiöse, für Vaterland und für das Ideale überhaupt schlummerte leicht erweckbar in diesem rohen, aber empfänglichen Herzen; und die Hand, die am Schlusse eines trunkenen Gelages gern nach dem schweren Knittel griff und ihn auf die Schädel der Zechgenossen in erbittertem Kampfe niederschmettern ließ, die in der Wuth der Rache und Verzweiflung am Bedrücker menschlerisch sich vergriff, theilte gutherzig und erbarmend die letzte Kartoffel mit dem noch ärmern Bruder. Ein leicht entzündliches Blut, ein poetischer Hang zu Abenteuern und Kraftäußerungen, ein lebhafter Familiengeist und eine instinctartige Anhänglichkeit an den heimischen Boden machten den armen Irländer leicht geneigt zu gesetzwidrigen Thaten; er hatte wenig oder nichts zu verlieren und seine Priester konnten mit großem Erfolg die Beweggründe der Religion und auch des Aberglaubens bei ihm anwenden. Mit solchen Zügen schildert das vorliegende Buch bei vielen Gelegenheiten den Nationalcharakter des gemeinen Irländers und fügt dazu noch den komischen Humor und die blumenreiche Beredsamkeit, wodurch Padd sich auszeichnet, die irish bulls, die freilich im Deutschen nicht genügend wiedergegeben werden können; er führt uns die Irländer vor, wie sie auf den Straßen und Plätzen von Dublin, hungernd die Einen und die Andern zechend, umherliegen; wie sie sich zur Wallfahrt anschicken, aus welcher eine ländliche Lustbarkeit improvisirt wird; wie sie von der Fröhlichkeit zur Balgerei übergehen; wie sie den Wagen eines verhaßten Feindes zertrümmern; wie sie mit ihren Knitteln gegen die Bajonnete und Flintenläufe der Soldaten anstürmen; er führt uns einen Stamm vor, der den grauen Ahnherrn, einen Wildschützen und Mörder, welcher sich freiwillig stellen will, nach Dublin begleitet, um Zeuge von dessen Tode zu sein. Die Erzählung dieses alten Mannes von seiner Armuth, seinem Elende, von der Noth, die ihn zur Verletzung der Gesetze, der Grausamkeit, die ihn zum Mord trieb, gehört zu dem Ergreifendsten und Ansprechendsten des Buches. Ist es nun aber bei diesem Armen (wie bei Unzähligen seiner Landsleute) die physische Noth, der grausame Druck und barbarischer Hohn, und zur Auf-

lehnung gegen die Gesetze, zur Rebellion treibt, so sind bei Andern ganz verschiedene, sehr mannichfaltige Beweggründe wirksam. Die innere Einheit des Buchs ist, kann man sagen, die Darstellung des irischen Unabhängigkeitssinnes und Patriotismus, des Nationalgefühls, das sich, verletzt und beengt, gewaltsam Luft macht; aber der Verf. verdient großes Lob dafür, daß er dies in gewisser Art freilich Allen gemeinsame Gefühl doch aufs mannichfaltigste gefärbt und individualisirt, daß er die unendliche Verschiedenheit der menschlichen Natur erkannt und geschildert hat, welche auch da sich geltend macht, wo ein gemeinsames Interesse die Eigenthümlichkeiten zurückzudrängen und zu verschlingen scheint. Zum Beleg hiervon wollen wir eine kurze Skizze der hauptsächlichsten in dem vorliegenden Buche auftretenden „Rebellen" und Patrioten ohne bestimmte Ordnung geben. Beide Begriffe, Rebellion und Patriotismus, fließen nämlich in unserer Erzählung häufig ineinander, und bei dem eigenthümlichen Verhältnisse Irlands (damals noch mit einem eigenen Parlament) zu England war der Begriff der Rebellion selbst nicht so leicht mit Sicherheit zu bestimmen; während Einzelne ein Gelüsten nach der Rebellion an sich empfanden, betrachteten Andere, eifrige Patrioten sie nur als das äußerste Mittel; und noch Andere wollten nie über gesetzliche Maßregeln hinausgehen, so lebhaft sie den Druck und das Unrecht fühlten. Als eigentlicher Rebell gegen irdische Macht und gegen Kirche und Himmel tritt auf der grimmige, am Ende halb wahnsinnige Expriester O'Coigley, der den Namen Capitain Jones führt, mit dem tigerhaften Blick, der scheinbaren Ruhe im Gesicht, der durch vielfache Erfahrung erworbenen Maske rücksichtsloser Wildheit und verzweifelten, nichts heilig haltenden Trotzes. Bei den Festen der Radicalen in Belfast trug dieser Priester die Standarte der Vernunft, er schrieb heftige Broschüren, er trieb sich seit Jahren, ein Überall-undnirgends, in verschiedenen Gestalten in Paris, Dublin, London und Schottland um, bestrebt Filialclubbs zu gründen und die Gesellschaft der vereinigten Irländer mit den Jakobinern aller Nationen in Verbindung zu setzen. Dieser O'Coigley erwartet die Befreiung Irlands erst nach und von der Befreiung des Volks vom Aberglauben und — Glauben; er sieht in den Irländern betrogene Sklaven, in ihren Priestern Betrüger; er hat den Drang zu rastloser Thätigkeit, und doch verachtet er wieder alle Thätigkeit; er ist überall, wo das Volk zusammenläuft, und doch scheint ihm jedes Motiv zum Zusammenströmen der Menge ungenügend, lächerlich oder verderblich. Witzige und bittere Blasphemien strömen über seine Lippen, aber dann benutzt er doch auch wieder seinen alten priesterlichen Charakter, um den Haufen, den er um sich versammelt und der blind seinem Befehle folgt, zu lenken, zu begeistern. Halb mit Mitleid, halb mit Verachtung betrachtet er die Unterdrückten und die in ihrem Glauben ungeirrt Dahinlebenden und ist beinahe ebenso begierig, sie gegen den Himmel rebellisch, als auf Erden frei zu machen; und dieser kecke Verächter des irdischen Treibens und Wahnes, der mit scheinbar kaltem Blute mordet und mit der Ruhe der Verzweiflung dem Tode durch den Strick entgegengeht, fröhnt doch noch gelegentlich der Wollust und kann nicht ohne Segen, den Segen eines Laien, aus der Welt scheiden. So viel Abstoßendes und Schauerliches dieser Charakter hat, so kann man ihm doch die Wahrheit gewiß nicht absprechen; gerade solche Zeiten der Gährung und der Revolution erzeugen solche moralische Phänomene, und ein katholischer Priester ist vielleicht am ehesten einem solchen Extrem von höhnischer Skepsis ausgesetzt; aber wünschenswerth wäre gerade bei diesem Charakter, welcher doch nur das Ergebniß vieler Erfahrungen und Erlebnisse sein kann, eine historische oder psychologische Erklärung und Nachweisung seiner Bildung. Ihm gegenüber stellen wir den irischen, katholischen Priester O'Leary, der, ein aufrichtiger und warmer Patriot, doch von Gewalt und Rebellion nichts wissen will, so freimüthig er für die Wahrheit zeugt und die Unterdrückung anklagt. O'Leary ist ein tiefgelehrter, frommer, menschenfreundlicher Franziskaner, der durch die treffende Widerlegung einer naturalistischen, materialistischen Schrift sich selbst den Beifall und die Achtung der protestantischen Geistlichkeit erworben hat, der über Toleranz geschrieben, mit welchem, als einer höchst einflußreichen Person, die englische Regierung unterhandelt, Castlereagh Briefe gewechselt hat, der wie ein Wunderthäter und Heiliger verehrt, predigend, tröstend, Segen spendend durchs Land zieht. Dieser Priester, eine edle, rührende Gestalt, eine Veranschaulichung der Liebe, der Hoffnung, des Glaubens, demüthig, ohne gleichgültig und sich erniedrigend, friedliebend, ohne das Rechtsgefühl verleugnend zu sein, nimmt hauptsächlich in zwei Situationen das Interesse des Lesers in Anspruch: zuerst wie er dem Lord Castlereagh, und dann wie er Wolfe Tone (von dem unten die Rede sein wird) gegenübersteht. Gegen den Letztern, einen Protestanten, der den katholischen Priester für seine Sache, die ja hauptsächlich die Sache der am meisten unterdrückten Katholiken sei, zu gewinnen sucht, der auf Krieg hinweist und England mit der Republik Irland droht, spricht er sich so aus:

Freiheit, brüderliche Gleichheit, Republik! Das sind entweder Gottheiten, zu denen wir beten sollen, um unser Herz zu ihrem Tempel einzuweihen, oder es sind Dämonen, die den Sinn verwirren zu eiteln Greuelthaten... Du, mein Sohn, bist ihr rechter Prophet nicht, denn du hast ihren Namen missbraucht. Hüte dich, daß du nicht den Dämonen erliegst, während du einer Gottheit zu dienen wähnst .... Der Herr sei mit dir! Ein Republikaner aber bist du nicht.

Auch gegen Castlereagh bleibt er bei seiner Ansicht, daß das Christenthum die Menschen dulden und leiden lehre, daß seine Priester nur beschwichtigen, über Elend und Unglück des Erdendaseins nur die Hände breiten können. Aber von dem Staatsmanne befragt über die Mittel, die Katholiken Irlands zu beschwichtigen und zu versöhnen, der Volksnoth auf dem Wege Rechtens zu begegnen, aufgefodert, sich als Mensch darüber auszusprechen, entwirft er mit großem Freimuthe eine Schilderung von dem Zustande der Irländer, zumal der Katholiken, welche selbst den kalten Staatsmann erschüttert, betäubt

und verwirrt, dem er scheidend noch zuruft: „Bleib Irländer auch in Englands Dienst! Sonst ist dein Leben eine lange, wenn auch glänzende Täuschung, bis die Wahrheit plötzlich dir das Herz zerbricht!“ Der schon genannte Theobald Wolfe Tone, der erste Stifter der Gesellschaft der vereinigten Irländer, ist der unternehmungslustige, intriguante Abenteurer, unbekümmert um Religion und metaphysische Grübeleien, aber auch unfähig, der bittern Skepsis des Expriesters etwas entgegenzusetzen, außer dem praktischen Einwurfe, daß man die Menschen nehmen müsse, wie sie seien, und ihre Ansichten und ihren Glauben, wahr oder falsch, als Hebel benutzen, um sie zur Freiheit zu führen. Für sein Vaterland Alles aufs Spiel setzend, führt er die Unterhandlungen mit Frankreich, wie er zuvor mit dem katholischen Priester unterhandelt (von dem er sich jedoch unsers Bedünkens leichter, als wahrscheinlich ist, aus der Fassung bringen läßt), aber er wurzelt nicht so tief in seinem Vaterlande, daß er nicht ein fremdes annehmen sollte, und tritt in französische Kriegsdienste, was ihn jedoch nicht vor dem Tode des Rebellen schützt, wie er in englische Gefangenschaft fällt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

In der Librairie polonaise in Paris erschien: „Semaine d'exil“, von Christian Ostrowski. Eine französische kritische Stimme läßt sich hierüber äußerst anerkennend vernehmen wie folgt: „Hr. Ch. Ostrowski ist ein Pole, welcher den französischen Vers mit einer, bei einem Ausländer äußerst seltenen Leichtigkeit handhabt. Seine lebhafte und kühne Einbildungskraft wußte in unserer Sprache alle Hülfsmittel aufzufinden, welche nothwendig sind, um den Träumereien der nordischen Muse Form und Ausdruck, ihren kräftigen, zuweilen wilden Inspirationen Gestalt zu geben. Man findet in seinen Dichtungen ein starkes Gepräge des romantischen Geistes, wovon die neufranzösische Schule bisher nur bleiche Nachahmungen hervorgebracht hat, und doch ist die Reinheit des Styls nie der Bilderjucht geopfert, der Gedanke nie unter der Dunkelheit seltsamer und verworrener Formen versteckt. Edle und zarte Gefühle, Schilderungen voll Frische ertheilen seiner Poesie einen ganz besondern Reiz, welcher noch durch das Verdienst eines immer klaren, anmuthigen und correcten Ausdrucks gesteigert wird. Mit Sainte-Beuve, welcher diese Dichtungen mit einem einleitenden Vorworte versehen hat, möchten wir nicht sagen, daß Ostrowski versucht habe, seine Empfindungen eines Verbannten in solche Formen und solche Farben zu kleiden, welche ihn fast als einen Zögling Victor Hugo's erscheinen ließen. Vielmehr möchten wir der französischen Schule das gute Beispiel empfehlen, welches er ihr gegeben hat, indem er die Verirrungen des Meisters vermied und Eleganz des Styls mit Originalität des Gedankens zu verbinden wußte.“ Erinnerungen an sein Vaterland, die Heldenthaten und Misgeschicke Polens, die Bedrängnisse und Schmerzen des Exilirten sind die Hauptgegenstände dieser Dichtungen. Wie gewandt sich der Dichter in der französischen Versprache bewegt, davon zeugt folgende Stelle:

Les feux avaient cessé; le Russe est aux barrières,
Où sont donc les fusils? Leurs balles meurtrières
Ont mille fois autant résonné ce matin
Qu'aux combats simulés du grand-duc Constantin.
Pourquoi se taisent-ils? Ah! c'est qu'une poignée
Dans le sang des milliers aujourd'hui s'est baignée;
C'est que les bataillons à la crainte étrangers
N'entendent que la voix qui leur dit: Feu! chargez.
C'est que leur sein brûlant aspire la fumée,
Que leur bras défaillant soutient l'arme enflammée,
C'est que depuis le jour, sans reculer d'un pas,
Le héros fantassin affronte le trépas:
Alors, ivre de sang, muet, presque en délire,
Sans crainte et sans mémoire, il charge, il arme, il tire;
Ses bras, comme agités par un secret ressort,
Font mouvoir son fusil, et l'instrument de mort
Semble emprunter l'instinct de l'oeil qui le gouverne.
Lorsqu'enfin en fouillant au fond de sa giberne
Il cherche une cartouche, il n'y trouve plus rien,
Il sent que le fusil s'embrase dans sa main,
Une pâleur mortelle a couvert son visage,
Et le soldat succombe en écumant de rage.

Außer den Originalgedichten enthält diese Sammlung noch einige Nachahmungen polnischer Dichtungen und eine sehr gewandte Übersetzung von Th. Moore's „Liebe der Engel“.

Unter den neuesten in England erschienenen historischen Werken sind zu nennen: „History of Scotland“, von Miß Julia Corner; „Memorials of the rebellion of 1569“; „The civil wars of Charles the first and his Parliament“, von T. Cattermole, mit Illustrationen von R. Cattermole; „Narrative of the first abdication of Napoleon“, von Capitain Sir T. Usher; „The chief of Glenorchy“; „Highland manners in the middle ages“.

Aus den „Times“ besonders, aber mit Zusätzen abgedruckt ist folgende Schrift: „The ports, arsenals and dockyards of France, by a traveller.“ Hiervon sagt die „Naval and military gazette“: „Als ein Werk, welches mit merkwürdigen und schätzbaren Nachrichten über alle Gegenstände, die auf die Reorganisation der französischen Marine Bezug haben, angefüllt ist, sollte dieser Band in Aller Händen sein, welche es mit den „hölzernen Festungen“ Englands gut meinen.“ 5.

Literarische Anzeige.

Kupfer und Karten

zu

Friedrich von Raumer's

Geschichte der Hohenstaufen

und ihrer Zeit.

Preis 2 Thlr.

Die zweite verbesserte und vermehrte Auflage dieses Werks wird, um sie durch einen billigern Preis allgemeiner zugänglich zu machen, ohne Kupfer und Karten ausgegeben; es sind aber Abdrücke von den frühern Platten von mir zu beziehen.

Der Druck der zweiten Auflage (6 Bände oder 24 Lieferungen) schreitet rasch vor; monatlich erscheint seit dem 1. Aug. 1840 eine Lieferung, alle vier Monate ein Band; das ganze Werk wird (ohne Kupfer und Karten) in der Ausgabe auf Maschinenvelinp. 12 Thlr., in der Ausgabe auf extrafeinem Velinp. 24 Thlr. kosten.

Leipzig, im Mai 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 161. — 10. Juni 1841.

Die Rebellen von Irland. Novelle von F. G. Kühne. Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 160.)

Archibald Rowan, mit seiner mächtigen Körperkraft, seinem riesigen Wuchs, seiner ungefügen Berserkerwuth, ist, wie der Verf. selbst ihn einmal bezeichnet, ein Repräsentant, ein verspäteter Nachzügler mittelalterlichen Heldenthums und zügelloser Romantik; der Patriotismus ist bei ihm so zu sagen Naturinstinct und unbändiges Kraftgefühl, verbunden mit den primitiven Empfindungen natürlicher Pietät und Treue. Von höherm Stande, Cavalier, ist er zwar populair, aber nicht besonnen und gereift genug, um an die Spitze gestellt zu werden. Der wahre Mann, der Liebling des Volks dagegen ist Lord Edward Fitzgerald, jüngerer Sohn des Herzogs von Leinster, ein lebenskräftiger, ja übermüthiger, thatlustiger Mann, ausgestattet mit allen Gaben der Natur und des Glücks, hinter leichtblütiger, scherzender Heiterkeit die Entwürfe seiner für Irlands Unabhängigkeit, Ehre und Wohl glühenden Seele verbergend, der geborene Aristokrat, der den nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieg mitgemacht, in Frankreich sich einfach Bürger genannt und für die Gleichheit geschwärmt hat, die „Blume Irlands", vermöge seiner Schönheit, Leutseligkeit und Großmuth der Abgott des Volkes, im Parlament den englischen Ministern freimüthig gegenübertretend und sie zur Rechenschaft ziehend, aber zugleich entschlossen, die Unabhängigkeit Irlands selbst durch einen Bund mit der Republik Frankreich und mit Gewalt der Waffen zu erringen. Ist Edward Fitzgerald das Herz und der Arm des irischen Unabhängigkeitssinnes, der nationalen Bestrebungen, so ist Arthur O'Connor, sein inniger Freund, Vertrauter und Berather, der ordnende und organisirende Kopf. Dem Volke seiner Person und Thätigkeit nach weniger bekannt, obgleich früher Parlamentsmitglied, übt er doch einen mächtigen Einfluß auf die gemeinsame Sache durch seine schriftstellerische Thätigkeit, als Herausgeber der „Presse", als Organisator des Bundes, als Vorbereiter des bewaffneten Aufstandes und hauptsächlich auch als Prediger und Vermittler der Eintracht und des übereinstimmenden Handelns, die Voreiligen und Hastigen zügelnd, die Trägen anspornend, die Interessen des Nordens und Südens zu vereinigen bestrebt, durch ausgebreitete Correspondenz im Besitz der klarsten Übersicht, aber auch am klarsten die überlegene Klugheit Englands begreifend und in seiner „Presse" das Verfahren Englands gegen Irland aus einem verderblichen Nützlichkeitsprincipe, das unbeabsichtigt zum Inbegriff der scheußlichsten Tyrannei geworden, ableitend. Er predigt nicht die Revolution, sondern nur Vaterlandsliebe; aber er scheut vor jener nicht zurück; er befördert den Bund mit Frankreich, obgleich er für Irland nicht die jakobinischen Grundsätze will; er tritt, nachdem die irländische Sache gescheitert, in französische Kriegsdienste. Der streng in den Grenzen des Rechts und der Gesetze sich haltende, aber innerhalb dieser Grenzen mit unermüdetem Eifer und Scharfsinn arbeitende und ringende Patriotismus ist vertreten von den berühmten Parlamentsmitgliedern und Advocaten, Curran und Grattan, von welchen jener das getreue Auge von Irland, dieser die Blume der Beredtsamkeit, die Zunge von Irland heißt. Curran, im hohen Grade häßlich und zwerghaft, vereinigt in seinem Wesen eine Menge echt irischer Nationalzüge, die ihn zum Liebling des Volks machen, besonders zeigt er den derben Humor Irlands und haßt die Flasche nicht; ein Mann des Gesetzes, ein Vogt der Ordnung, weiß er das buchstäbliche Recht in seinem eigenen Fallstricken zu fangen. Äußerlich contrastirt mit ihm der feine, vornehme, schöne Henry Grattan, der aber in nationaler Gesinnung ganz mit ihm sympathisirt. Ihm werden die prophetischen Worte in den Mund gelegt, die auf den soeben weggegangenen Daniel O'Connell, welcher im Auslande seine Bildung vollenden will, hindeuten: „Ein Advocat muß es sein (nämlich der Held und Retter Irlands), der eine langwierige Lunge und eine heroisch zähe Seele hat, um auf gesetzlichem Wege zu revolutionniren, um einen constitutionnellen Krieg von ewiger Dauer zu entwickeln."

Noch verschiedene untergeordnete Repräsentanten des irländischen Patriotismus, junge Advocaten, Studenten u. s. w. treten auf, aber wir müssen nun zu den Vertretern der entgegengesetzten Gesinnung und wenden. Hier aber haben wir eigentlich nur Henry Robert Stewart, bekannter unter dem Namen Lord Castlereagh zu nennen, den „Narciß von Dublin", wie man ihn nannte, da er gebürtiger Irländer war, — jedoch äußerlich und innerlich kein Zoll und kein Blutstropfen an ihm irländisch. Die Verf. schildert ihn so:

Er galt in den Salons von Dublin für den schönsten Mann seines Jahrhunderts, für eine Zierde seines Geschlechts, für den auserwählten Liebling der Damen und trug dies Bewußtsein seiner Siege ruhig und sicher auf der schönen weißen Stirn, deren sich Apoll nicht zu schämen hätte, wenn sich der Gott in sarartischem Marmor gefiele. Vor der marmorblassen Schönheit dieses Antlitzes hatte schon manches Frauenherz gezittert und der Blick dieses kalten Anatomen hatte an den Zuckungen der weiblichen Nerven lehrreiche Beobachtungen gemacht, um zu wissen, wie weit das Maß menschlicher Leidenschaft reicht. Die Völker haben später sein Andenken verflucht und ihn den großen Schlächter gescholten, der endlich eigenhändig sich selbst getroffen .... die weiße alabasterne Glätte, die kein Lächeln und keine Liebeshuld, kein Gebet und keine Seelenangst, kein Engel und kein Gott aus ihrem ruhigen Ebenmaße rückte, diese schöngeschnittenen Lippen, die alle Waffen des Spottes an sich bargen, sie aber nur selten benutzten, dieses große forschende Auge, in welchem der Trübsinn nur aus dem Verborgenen lugte, weil der Glanz ewig frischer Siege ihn in seiner Höhle gebannt hielt, Alles in der Bewegung, in der Haltung und im Muskelspiel dieses schönen Henkers, in dessen Dienst die Grazien standen, konnte weit eher für englisch als irländisch gelten.

Diese Schilderung der äußern Persönlichkeit deutet auch schon auf das innere Wesen hin: auf eine furchtbare Kälte, eine rücksichtslose, beharrliche Härte, eine höhnende Bitterkeit, große Verstellungsgabe und herrschsüchtigen Ehrgeiz. Auch tritt er schon in seinen jungen Jahren als Staatssecretair des Vicekönigs von Irland, Lord Camden, auf. Bei dieser ungünstigen Auffassung von Castlereagh's Wesen bemüht sich doch der Verf. auch ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; er nennt sein Glaubensbekenntniß „ein Gewebe von Täuschungen und Überzeugungen", er gesteht ihm Aufwallungen von Großmuth zu und eine gewisse Mäßigung, die freilich ebenso sehr und mehr Ergebniß der vorsichtigen Berechnung als der Humanität sein mochte. Freilich ist seine Politik, in welcher er ein Schüler, ein Vollstrecker und unbedingter Bewunderer der Politik Pitt's ist, insofern gehässig, als er bereitwillig die Hand bietet zu gewaltsamen, erbitternden Maßregeln gegen seine Landsleute und, zum Lohn des Abfalls, selbst mit Ehren und Würden überhäuft wird; aber die von ihm getheilte Politik Pitt's ist doch das System eines gewaltigen, vielumfassenden, kühnen Geistes; und wie hart und drückend, ja grausam sie im Augenblick gegen Irland sein mochte, war sie doch vielleicht für die Zukunft dieses Landes selbst heilsam, sofern sie das schwerlich segensreiche Bündniß mit Frankreich, die Abhängigkeit von diesem, verhinderte. Castlereagh schreibt an einen Freund:

Unsere Verfassung ist eine freie, d. h. sie läßt innerhalb ihrer Bahnen den Widerspruch zu, damit man die Summe dessen, was das Volk will, abschließen könne. Die Menschenrechte der katholischen Unterthanen müssen innerhalb der Gesetzmäßigkeit an Umfang und Geltung gewinnen. Was aber so im Stillen gährt, in der Dämmerung schleicht und in dunkeln Gefühlen eines unsagbaren Patriotismus herumschwelgt, ist entweder ohnmächtig oder strafwürdig .... Wer etwas will, muß etwas können, und um etwas zu können, bedarf es einer dauernden Stellung im gesellschaftlichen Verbande. Das ist freilich mühsam und das irländische Blut scheut den bleichen Ernst eines mühevollen Lebens. Irland wird keine Revolution machen. Was Rowan und Fitzgerald für Helden sind, läßt sich begreifen, und wer tiefer fühlt wie O'Leary, der ist unklar bis zur Verworrenheit, wehmüthig bis zur Ohnmacht. Irland kann sich nicht selbst leiten; seien Sie überzeugt, Pitt wird den echten Patrioten genügen, er wird durch Reformen jeder Umwälzung zuvorkommen, sie unmöglich machen.

Und anderswo spricht er sich so aus:

Pitt steht mit seinem großen Willen einer revolutionnairen Welt gegenüber. Die Hydra, die im Babel von Frankreich ihre Geburtsstätte hat, wird das Geschlecht noch lange beschäftigen ... Ob der Dämon wie bisher auch fortan in scheußlicher Gestalt erscheinen wird, steht zu bezweifeln; er kann als Apostel auftreten, als Held im glänzenden Waffengeschmeide ... er kann in allerlei Incarnation die Welt durchwandern, er kann und wird den Continent knechten oder gewinnen. England allein, das meerumspülte Land, wird der Leuchtthurm sein im dunkeln Drange der Welt. Und dieses Leuchtthurms Wächter ist Pitt ... Und was wollen wir denn, die wir Pitt's Werkzeuge sein möchten? Die Revolution ignoriren? Die ungeheuere Geistesmacht, die in ihr todt und vulkanisirt, *leugnen*? Mit nichten. Die Gewalt des Ungewitters verspotten, *ist ebenso* thöricht, als sich gefangen geben; aber vor der blind wüthenden Macht sein Dach schirmen ... das ist das Werk und der Triumph des Bewußtseins ... Wir leugnen nicht die Nothigung einer Umgestaltung, aber wir wollen nicht den Elementen verfallen ... Die Jahrhunderte vor uns sollen nicht vergeblich dagewesen sein, nicht ohne ihre Resultate wollen wir das neue Jahrhundert aufbauen. Was der Dämon will und was er nicht erreicht, werde ihm aus der Hand gewunden, damit es der Menschheit zugute komme. Dienen wir nicht der Nation, ich will nicht sagen der Menschheit, wenn wir William Pitt die Hand reichen? Das einzige Mittel, Irland zu retten, ist Gleichstellung der Katholiken. Das weiß Pitt, das will Pitt ... aber jähe Hitze erschöpft und erlahmt den Boden. Der katholische Süden ist seiner politischen Emancipation entgegenzuführen; gegen den revolutionnairen Norden, der sich von jakobinischen Hoffnungen nährt, hat sich das Gesetz im Nothfall mit dem Skorpion der Züchtigung zu waffnen. Der Katholicismus würde erschrecken, wenn er wüßte, daß die Vernichtung alles Christenthums ein Kind jener jakobinischen Freiheit ist. Nur jene Radicalen wird das Schwert des Gesetzes treffen, die uns aller Gewänder entkleiden wollen, die nur den nackten Menschen für den wahren erklären.

So wird Castlereagh's System zusammenhängender und deutlicher entwickelt als das der Patrioten und Rebellen, denen eben die Einheit, Consequenz und Sicherheit fehlte, die immer bei der im Besitz der Macht befindlichen Regierung leichter zu erzielen ist, und er erscheint intellectuell und politisch den patriotischen Irländern überlegen, während er in sittlichem Sinn häufig von ihnen beschämt wird. Wir haben schon gesagt, daß O'Leary's patriotische, glühende Beredtsamkeit ihn etwas aus der Fassung bringt; der ungestüme Archibald Rowan in seiner Derbheit gibt ihm bittere Pillen zu verschlucken, und Fitzgerald behandelt ihn hin und wieder mit der beschämenden Großmuth und dem demüthigenden Selbstgefühle einer edlern Natur, wennschon sie ihm den endlichen Triumph des Hohnes und der Gewalt nicht streitig zu machen vermögen. Außerdem finden wir ihn noch als den Anbeter der schönen und geistreichen, aber blasirten und stolzen Mistreß Elisabeth Wardon, einer geborenen Engländerin, — wir sehen ihn da immer pikirt, halb schmeichelnd, halb zürnend; die Leidenschaft, die Hoffnung des Sieges und Verdruß über ihren Stolz, Liebe und Bosheit kämpfen in ihm, während die Dame selbst, unentschieden und launenhaft, ihn bald von sich stößt, bald wieder an sich fesselt. Dies

Verhältniß scheint uns ganz seinem Charakter gemäß gehalten zu sein, und auch den Unterredungen, die er mit den Obengenannten hat, läßt sich Feinheit und Schärfe nicht absprechen; aber ob sie gerade im Charakter dieses Staatsmannes, oder eines Staatsmannes überhaupt gehalten sind — darüber trauen wir uns kein competentes Urtheil zu, und geben es nur als einen subjectiven Eindruck, daß sie uns zum Theil etwas schwankend und leer erschienen sind. So ziemlich in der Mitte zwischen den Patrioten und den Zwingherren Irlands steht endlich Sir Edmund Wardon, der Gatte der obengenannten Dame, in Bally-Castle residirend, ein geborener katholischer Irländer, der aber, um Elisabeth's Hand zu gewinnen, zur protestantischen Kirche übergetreten ist, ohne doch die Sympathie für seine katholischen Landsleute verloren zu haben, und der seine Pächter hart und streng behandelt, um seine zerrütteten Vermögensumstände wieder zu verbessern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Historische Volkslieder aus dem 16. und 17. Jahrhundert, nach den in der königlichen Hof- und Staatsbibliothek zu München vorhandenen fliegenden Blättern gesammelt und herausgegeben von Ph. Max Körner. Mit einem Vorworte von J. A. Schmeller. Stuttgart, Ebner und Seubert. 1840. 8. 1⅚ Thlr.

Herausgeber und Vorredner, beide Beamte der auf dem Titel genannten Bibliothek, haben in den wenigen dem Buche vorausgeschickten Worten die hohe Bedeutung der Volkspoesie gewürdigt; jener, indem er in der Volkspoesie „den ersten Repräsentanten der Volksempfindungen und Gefühle" findet; dieser, indem er von dem Volksliede sagt: „Muß es, was Thatsachen betrifft, ohne Zweifel hinter der Urkunde zurückstehen, so gibt es doch, was diese weniger thut, das Licht oder den Schatten an, in welchem sich Personen und Handlungen in der Meinung der Mitlebenden abgespiegelt haben. Und welch' eine Macht die Meinung, und wie sie öfter die Mutter als die Tochter der That sei, lehrt fort und fort die Geschichte." Auf der Basis dieser Ansicht wird eine sehr förderliche und lebendige Kenntniß dieses Elements unserer Literatur- und Culturgeschichte sich bilden, für welche ein reichhaltiges, doch noch wenig geschichtetes und geistig durchdrungenes Material vorliegt. Wir befinden uns jetzt in dem zweiten Stadium des Weges, der zu einer solchen Kenntniß führt. Nachdem am Schlusse des vorigen Jahrhunderts zuerst auf den Werth dieser Studien der Volkspoesie aufmerksam gemacht und einzelne Momente derselben mit einzelnen Beispielen hervorgehoben und geistreich beleuchtet worden waren, wandte man sich zur gründlichern Erforschung und Ausbeutung der mannichfach zerstreuten Schätze, deren umfassende Erkenntniß erst dazu führen kann, die richtige Charakteristik der Volkspoesie nach ihren historischen und nationellen Verschiedenheiten zu gewähren. Noch ist dieser Standpunkt nicht genügend und allseitig ins Auge gefaßt worden, vielleicht ist der Weg zu ihm aber auch noch nicht genügend gebahnt. Die Verdienste der neuern Thätigkeit namentlich in Bezug auf deutsche Volksdichtung bestehen hauptsächlich in dem Sammeln des Materials; ein Sammeln, das aber dadurch einen viel höhern Werth vor frühern Studien hat, daß es mit diplomatischer Sorgfalt betrieben wird und diese Denkmale der frühern Zeit getreu in dem sprachlichen Typus dieser Zeit wiedergegeben werden. Dieser Gesichtspunkt ist es, von welchem auch die Beurtheilung vorliegender Sammlung stattfinden muß. Sie hat aber zugleich darin einen Vorzug vor ähnlichen Arbeiten, daß der Herausgeber geschichtliche Erläuterungen beigegeben hat. Erstrecken sich dieselben bisweilen auch auf allgemeiner bekannte Punkte, wie in Betreff der Kurfürsten Maximilian I. und Maximilian Emanuel von Baiern (S. 335 u. 342), wobei patriotische Interessen den Herausgeber geleitet haben mögen, so sind sie doch zum größten Theil namentlich für einzelne geschichtliche Data von Werth; der Herausgeber hat aber zugleich seine Sorgfalt und Belesenheit in den beigefügten literargeschichtlichen Notizen an den Tag gelegt, worin er auf analoge Gedichte oder andere Textrecensionen der von ihm mitgetheilten hinweist, die in frühern, besonders der Gottau'schen Sammlung enthalten sind.

Der Zählung des Herausgebers zufolge hat er 40 Lieder mitgetheilt; in der That sind es aber 50. Er hat nämlich, wo Ein fliegendes Blatt zwei oder mehre Lieder enthielt, diese unter Einer Nummer abdrucken lassen. Dagegen wäre weniger einzuwenden, obwol bei aller Identität des Gegenstandes es doch immer verschiedene Lieder sind, wenn nur diese zweiten und dritten Lieder in der That stets historische wären. Das ist aber weder bei 5a („Zart etler Gott"), noch bei 23a („Es ist nit Tag, es taget schier"), noch bei 25b („Ich armer Sünder klag mich sehr"), noch bei 13a (von dem Danhuser) der Fall. Das erste und dritte sind geistliche Lieder, das zweite könnte man den Schämperliedchen beizählen; der Charakter des letzten bedarf für den Kundigen keiner nähern Darlegung. Bei Nr. 15 und 15a findet das umgekehrte Verhältniß statt; hier ist das erste Lied nicht, sondern blos das angefügte historisch. Der Titel beider ist freilich etwas zweideutig: „Zwei schöne Lieder, eyn geistliches vnnd ein weltliches, von der Königin von Hungern, Frawen Maria" u. s. w.; allein unverkennbar ist in dem erstern der Typus des geistlichen Liedes ohne weitere Beziehung. Ein ferneres, unter Nr. 28a mitgetheiltes „eines Armen wolgeplagten Mannes, wie er so vber sein vngezogenes böses Weib klaget", entbehrt nicht minder alles historischen Hintergrundes; 33a „wie der Türck mit den gefangenen Christen handelt" wird mehr als ein ethnographisches Schreckenbild unter dem Reflexe behaglicher, obwol beschränkter Civilisation anzusehen sein; und bei Nr. 36, 36a tritt der obenerwähnte Fall wieder ein, daß zwar das zweite, nicht aber das erste Lied „von den funffzehen Tagen, was für Wunderzeichen vor dem Jungsten Gericht geschehen sollen" historisch ist. So bleiben von jenen Bei-Liedern nur zwei (Nr. 25a und 40a) als historische Volkslieder übrig.

Aber auch aus der Stammzahl der 40 muß Ref. noch mehre ausscheiden. Er kann nicht das für ein historisches Volkslied gelten lassen, was, obwol der geschichtlichen Grundlage nicht entbehrend, doch durch Form und Behandlung des Stoffes in die Art des Meistergesanges, oder in den Ton der Ballade übergeht; er kann ebenso wenig das für ein historisches Volkslied ansehen, was blos als der Ausdruck einer im Volke sich offenbarenden Richtung gegen gewisse Stände, oder im besondern Falle als der Ausdruck entgegengesetzter Richtungen in religiöser Hinsicht erscheint, wenn dieser Ausdruck keine Beziehung auf ein bestimmtes geschichtliches Factum hat. Der erstern Classe werden die Nummern 8, 9, 13, 23 und vielleicht auch 24, der zweiten die Nummern 28—30 zuzutheilen sein; Nr. 8 und 9 sind zwei lange Gedichte, die wir schlechthin als Meistergesänge bezeichnen müssen: die Geschichte des Alexanders von Metz, aus den Zeiten der Kreuzzüge entnommen, und die eines Ritters aus „Stürmarck, wie er ein König in Danmarck ward, auch wie es im erging mit einer Königin in Frankreych", welche letztere auch umgearbeitet in Veit Weber's „Sagen der Vorzeit" (Th. 3) enthalten ist. Das 13. Lied „von dem Wenzenower im Beyerland, wie es im zu Kopfstein ergangen ist", nicht minder als Nr. 23 „von dem Eppele von Gaylingen" sind den Balladen beizuzählen. In allen diesen Gedichten ist das eigentlich Geschichtliche verwischt; sie werden nicht deshalb gedichtet und gesungen, um die Mähr von einem neuen oder alten Factum als einen Theil der Geschichte des Volks unter das Volk zu bringen, sie sind ebenso wenig die Träger der Gefühle und Ansichten des Volks in politischer Hinsicht, sondern sie stellen

ein lang) Amtsdiction oder sonst denkwürdiges Ereigniß, unbekümmert um dessen historische Bedeutung in einem dichterischen Werke, und eines ihrer charakteristischen Momente liegt in dem Nichtzusammenhange des Stoffes mit der Gegenwart, für welche er dichterisch behandelt wird. Bei dem 24. Liede, dessen Inhalt in dem Titel bezeichnet wird: „Von der Königin von Frankreich, wund von ihrem falschen Buolschafft, wie sie mann Gedenken wund ihr Leben wacht hat", möchte es zweifelhaft bleiben müssen, ob der Charakter des Meistergesanges oder des Volksliedes vorherrsche. Daß das eigentlich Geschichtliche hier verwischt ist und aus der Geschichte ein Zauberspuk des Aberwitz Wagnus wird, könnte man auf politische Rücksichten schieben, die auch allein die Weglassung des Namens der Königin rechtfertigen können. Gewiß wußte die große Mehrzahl Derer, für die das Lied bestimmt war, was jetzt, wenn Ref. nicht irrt, nur in den geheimen Geschichten Frankreichs geschrieben steht, daß Margarethe von Navarra zumal bei ihrem Aufenthalt in Aachen ein solches Messalinenleben führete, wie in dem traglichen Liede geschildert wird.

Ein zweites Veto muß Ref. als literarischer Volkstribun gegen die Einreihung der Lieder 28—30 in die Classe der historischen Volkslieder einlegen. „Es hat ein Bawer sein Frewlein verlohrn" (Nr. 28) wird in der Überschrift des nächsten gleich als „schandt Hurnlied" bezeichnet, und in der des dritten als „das schändliche, dieser Zeyt allermeists vnnd allenthalben brüchige spott vnd läster Liedlein, so man das Pfaffenliedlein nennt". Hierdurch ist ebenso das Lied bezeichnet, wie die beiden Gegenlieder und Ref. braucht kaum noch hinzuzusehen, daß in den letztern, namentlich in Nr. 30, das sich als ein „Obendpauff" auf jenes ankündigt, den evangelischen „Prädicanten" ebenso viel zur Last gelegt wird, wie den „Pfaffen" in dem erstgedachten. Dieser Typus gehört allerdings den Religionsstreitigkeiten des 16. Jahrhunderts an, aber so wenig er sich an ein einzelnes historisch bestimmtes Factum knüpft, so wenig kann er als dem historischen Volksliede eigenthümlich betrachtet werden. Vielleicht trifft aber der Eingang des letzten Liedes analoge Erscheinungen in der Gegenwart:

Man höret jetzt zu dieser Zeyt
Viel seltzam Liedlein singen:
Ein jeder will aus Geschicklichkeit
Was newes an Tag bringen:
Man fragt auch eben nit darnach
Ob es schon gschicht zu spot vnd schmach.
Zu leid, zu leid
Gott vnd der Obrigkeit.

Wenden wir uns nun zu dem nach diesen Subtractionen noch übrig gebliebenen Inhalte des Buches, so finden wir zunächst sieben in Zürich bei Augustin Friesz, also in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts gedruckte Lieder, welche Zell, die alten Eidgenossen, den König „Loola" (Ladislaus von Böhmen), die Eroberung von „Wänterlin" (Pontarlier, im J. 1475), den Einsiedler Nicolaus von der Flüe (gest. 1487), den Sieg der Eidgenossen auf der Malserheide (1499) und bei Dornach (im dems. Jahre), feiern. Ähnliche Lieder hat theilweise schon Rochholz in seiner eidgenössischen Liederchronik gegeben; doch ist es sehr dankenswerth, hier Seitenstücke zu jenen zu erhalten, und namentlich ist der Originaltext des sonst schon bekannt gemachten Liedes auf Bäsla beachtenswerth. Aus derselben Offizin ging auch das 10. Lied „von der Schlacht geschehen vor Nauarren" (gegen die Franzosen durch Herzog Maximilian 1513 gewonnen) hervor; unbekannt ist aber der Druckort von Nr. 11, welches die Niederlage der Franzosen bei „Kerwan" (Guinegate bei St.-Omer), die im demselben Jahre erfolgte, feiert; letzteres, aus Hermanyt's „Lapidenbuch" (1833), steht auch in v. Soltau's Sammlung. Dieser Reihe gehört auch noch Nr. 18 und gewissermaßen Nr. 32 an. — Ein in Landshut gedrucktes Lied (Nr. 12), für das der Dichter, Hieronymus Ell, vom Rathe eine Verehrung von 2 Flor. erhielt, „die antichaffung des Juden von Regenspurg bezeichnende" (1519), stehen wir gleich mit einem andern ähnlicher Tendenz zusammen (Nr. 26), das Ander Gaunner auf den Judenmord in Deggendorf (1337) dichtete und in Straubing 1582 druckte; ein dem letztern analoges steht gleichfalls aus Hermoyt's „Taschenbuch" (1838) bei v. Soltau. — Eine andere Reihe von sieben verschiedene Standpunkte der österreichischen Geschichte, namentlich die Kämpfe gegen die Türken. Hierher gehören die Lieder Nr. 15, 16, 17; ferner Nr. 23, 25 a (beide auf den Grafen Zrinz, hier „Serin" genannt), und Nr. 33 (auf die Eroberung der Festung Hatvan in Ungarn durch Maximilian 1596). Die drei letztern sind in Österreich gedruckt, die Lieder auf Zrinz von Lorenz Wessel von Essen gedichtet. Seine Weise scheint sehr beliebt geworden zu sein, denn nicht blos die schon erwähnte Nr. 33, sondern auch Nr. 34 und 38 sind in dem Tone des Grafen von Serin gedichtet. Nr. 34 feiert die Eroberung der Festung Stuhl durch Schwarzenberg (1598), Nr. 35 beklagt den Verlust von Stuhlweißenburg an die Türken (1602), endlich Nr. 40, unter welcher Nummer ein Triumphgesang auf Kurfürst *Maximilian* Emanuel und ein Lied „zu vnser lieben Frawen, für alle christliche Potentaten vmb sigreiche Progressen wider den Erbfeind den Türcken" enthalten sind. Dichter wie Drucker dieser drei Lieder sind unbekannt; nur bei dem erstgenannten ist Augsburg als Druckort angegeben. Bei Nr. 16 (einem regensburger Drucke) spricht der Herausgeber die Vermuthung aus, daß Hans Sachs dessen Dichter sei; sie stützt sich aber blos darauf, daß am Schlusse des Liedes die Buchstaben H. S. S. stehen. — Eine dritte Serie endlich bezieht sich auf die deutschen Kriege, besonders des 16. Jahrhunderts. Das erste derselben, Nr. 19, jubelt über die Gefangennehmung Herzog Heinrich's von Braunschweig durch Philipp von Hessen im J. 1545; im 20. Liede wird zum Widerstande gegen die „Päpstischen" durch Hanns Wigstat ermuntert; Nr. 21 (auch in Wolff's Sammlung, jedoch nicht orthographisch treu aufgenommen) ist ein Lied für die Landsknechte; Nr. 22 bezieht sich auf die Crumbach'schen Händel (etwas abweichend auch bei v. Soltau). Sind diese Lieder gut protestantischer Gesinnung entsprossen, so erhebt sich in Nr. 31 der Pfarrer Reutinger zu Gerrnbing in Österreich wieder den „trewlosen Augustiner Mönch" Martin Luther. Mehr vereinzelt stehen Nr. 14, das den Tod des wiener Bürgers Kaspar Tauber beklagt, der 1594 als Ketzer hingerichtet wurde, und Nr. 27, das gegen den gewesenen Kurfürsten zu Köln, Gerhard Truchseß eifert; letzteres ist aus dem J. 1583. Der deutschen Geschichte des 17. Jahrhunderts gehören die Lieder 37, 38 und 39 an, deren erstes (Olmütz 1621) die „große Theurung und Hungersnoth während des großen Krieges", das zweite den Tod des Herzogs Tilly (1632) beklagt, das dritte „dem Kurfürsten zu Sachsen, dem Schweden zum Spott", im J. 1632 geschrieben ist. 20.

Anekdoten.

Sheridan's Geldverlegenheiten sind bekannt. Eines Tages beorderte ein Handwerker mit der Warnung, Geld zu bringen oder Prügel zu bekommen, seinen Lehrling, den Betrag einer Rechnung von Sheridan einzukassiren. Der Lehrjunge bat erst bescheiden um die Zahlung, wurde dann dringender und blieb zuletzt, sich den Kopf kratzend, an der Thür festgebannt stehen. „Meinst du, ich will mit dem Gesicht einkaufen?" fuhr Sheridan auf. „Ne, ne, antwortete der Junge, „aber mein Meister will's und dazu braucht er's Geld.

Ein nach Schriftstellerruhm lüsterner Friedensrichter in Exeter schrieb seine Memoiren, theilte sie aber vor der Herausgabe dem jetzigen Lord Brougham mit und bat um seine Ansicht. Der damalige barrister legte dem Manuscripte die Zeilen bei: „Ihr Leben würde ansprechend gewinnen, wenn es in die Correctionsanstalt käme." 74.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 162. — 11. Juni 1841.

Die Rebellen vom Irland. Novelle von F. G. Kühne. Drei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 161.)

Diese Mannichfaltigkeit von Charakteren ist geschickt benutzt, um die Idee des Buches, das Streben Irlands nach Unabhängigkeit, von verschiedenen Seiten in ein möglichst klares Licht zu setzen und nach den vielen Elementen, die sich darin zur Einheit verknüpfen, zu veranschaulichen, zu individualisiren. Eine Reihe lebendiger, abwechselnder Gemälde aus jener stürmisch bewegten Zeit wird unserm Auge vorübergeführt und Jeder wird mit Interesse die Scenen im Kerker, auf den öffentlichen Plätzen in Dublin, auf den Waldhöhen bei Kildare, in Bally-Castle und in der seligen Harfe zu Dublin verfolgen. An einer moralischen Einheit fehlt es dem Buche, wie gesagt, nicht, und auch an einem versöhnenden Abschluß insofern nicht ganz, als prophetisch hingewiesen wird auf die Zeit der Emancipation, von welcher jene Rebellion ein blutiges, aber fruchtloses Vorspiel war. Aber, hiermit fassen wir unsere Hauptausstellung zusammen: es fehlt dem Buche an einer künstlerischen, poetischen Einheit. Ohne den Gang der Erzählung hier zu verfolgen, wollen wir nur so viel erwähnen, daß nach langen und vielfachen Vorbereitungen und Rüstungen zum einmüthigen, gewaltsamen Aufstande am Ende Alles ohne einen Hauptschlag, ohne eine gewaltige Katastrophe abläuft; die Landungen der Franzosen werden vereitelt; partielle Aufstände brechen aus, aber davon wird nur ganz flüchtig berichtet; die vornehmsten Verbündeten werden, ehe sie einen großen Schlag verabredet, bei einer Versammlung sämmtlich, außer Fitzgerald, verhaftet; dieser macht Anstalten, sie zu befreien, wird aber auch am Vorabend des Aufstandes entdeckt, einzeln angegriffen und nach blutigem Widerstande schwerverwundet gefangen. Er stirbt im Gefängniß. Mit den Gefangenen tritt die Regierung in Unterhandlung und gewährt ihnen, gegen Entdeckung der Verbindungen und Plane der vereinigten Irländer, allgemeine Amnestie. In magnis voluisse sat est! gilt wol im sittlichen Sinne, aber nicht ebenso im poetischen, und nur ein glorreiches Unterliegen gilt in der Poesie dem Siege gleich!

Ebenso wie ein befriedigender Schluß, fehlt dieser Novelle ein gemessener Fortschritt, eine künstlerische Entwickelung. Man wird von einer Scene zur andern versetzt, ohne genügenden Übergang; an keine einzelne Person knüpft sich der Fortschritt der Erzählung und das Hauptinteresse; man weiß den Helden der Novelle nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Vielleicht kann am ehesten Lord Fitzgerald dafür gelten, sofern er vorzüglich der Vermittler zwischen dem historisch-politischen und dem romanisch-phantastischen Elemente des Buches ist. Eine seltsame Familiengeschichte geht nämlich neben der Erzählung von den Bestrebungen der Rebellen und Patrioten her und verflicht sich damit. Sir Edmund Wardon hat Bally-Castle sammt allen Gütern der Familie O'Bally, deren Erbe eigentlich sein Vetter, Freund und Milchbruder William Bally war, der aber die schwer verschuldeten und von den Gläubigern bedrohten Güter verlassen hatte und nach Indien als Soldat gegangen war, zuerst für den Abwesenden eifrig verwaltet, nachmals aber, als sie zur Versteigerung ausgesetzt worden, um einen Spottpreis erstanden, und gilt für den rechtmäßigen Besitzer und Erbherrn. Aus heftiger Leidenschaft für Elisabeth ist er zur protestantischen Kirche übergetreten, um ihre Hand zu gewinnen; diese Leidenschaft ist aber längst einer stillen Trauer gewichen, unter deren Aschendecke sein Gemüth sich langsam zu verzehren schien. Seine Ehe blieb kinderlos und geheimer Kummer und Reue nagte an ihm. In frühern Jahren hatten die beiden Milchbrüder zwei Schwestern geliebt, welche schon dem Kloster geweiht waren, und sie waren beglückte Liebende, bis der entscheidende Wille der Angehörigen dazwischentrat und den verbotenen Doppelbund löste. Auch mit aus Trauer über dies Ereigniß war William Bally nach Indien gegangen, und Edmund Wardon vergaß über der spätern Leidenschaft für Elisabeth wenigstens auf einige Zeit die frühere Geliebte.

Die Novelle nun versetzt uns in den Zeitpunkt, wo Capitain Bally nach vieljähriger Abwesenheit aus seinem Vaterlande, durch Strapazen und Genuß früh gealtert, in Begleitung seines treuen alten Dieners und Freundes, des Sergeanten Muff, wieder in Irland angekommen ist und mit einem seltsamen, schweren Kastenwagen seinem Geburtsorte Bally-Castle zustrebt — einem Wagen, worin er außer einer kleinen Menagerie von indischen, krächzenden Vögeln auch fünf braune Kinder mitbringt, die er in Indien gezeugt. Bei Nacht im Dorfe angekommen,

wo er in einem leerstehenden, ausgepfändeten Hause ein dürftiges Unterkommen findet, erfährt er den Stand der Dinge, den Besitz seines Erbes betreffend, und vernimmt zugleich von einem alten zigeunerhaften Weibe, Susy (die etwas stark an Scott's Meg Merrilies erinnert), einer frühern Geliebten Muff's, die jetzt im Lande herumzieht, Bänder und Reliquien verkauft und einen seltsam aufgeputzten, halb türkisch gekleideten, sehr zarten Knaben, Rory genannt, mit sich führt, welcher die Maultrommel spielt und die Gaben einsammelt, daß dieser Knabe das Kind seiner bald nach seiner Entfernung gestorbenen Stora, sein Sohn sei. Der Knabe wird von dem Vater und den fünf braunen Brüdern freundlich begrüßt, erschreckt aber vor dieser neuen Verwandtschaft und entflieht gleich in der ersten Nacht. Er findet sich in dem Schlosse bei Sir Edmund und Mistreß Elisabeth Wardon mit einer geheimnißvollen Empfehlung ein; er wird der Page, so zu sagen, der Dame und ihr und des ganzen Hauses Liebling. Er zeigt viele Sonderbarkeiten und Grillen, schläft allein auf einer Thurmkammer und fabelt seiner Gebieterin, die sich wunderbar von dem schönen Wesen angezogen fühlt, gar Vieles vor von seinem frühern Leben, wie er an wunderschönen Seen mit einem Gespielen Phelim unter der Obhut eines blinden Königs aufgewachsen sei; beim Baden einmal aber habe ihn Phelim in unerklärlicher Zornesaufwallung mishandelt; dann sei er in ein Kloster gekommen und habe als Chorknabe functioniren sollen, — aber unter dem Ankleiden habe man ihn plötzlich wie mit Abscheu weggeschickt; hierauf sei er mit der alten Susy im Lande herumgezogen. Eine Zofe faßt eine zärtliche Neigung für Rory, welche dieser nur mit freundlichem Wohlwollen erwidert; einmal muß sie seinem Verlangen nachgeben und ihn als Mädchen ankleiden. In dieser Verkleidung sehen ihn der auf Besuch in Bally-Castle anwesende Fitzgerald und der ihn rastlos aufsuchende, unter dem fabelhaften Namen des Capitain Rack in das Schloß seiner Väter eingedrungene, unter so vielen schmerzlichen Gefühlen und Erschütterungen fast wahnsinnig gewordene Capitain Bally. Rory entflieht vor ihm, kehrt Nachts noch einmal ins Schloß zurück, um von dessen Bewohnerinnen Abschied zu nehmen, und wird durch das Benehmen und die Worte der überraschten Elisabeth aus dem Wahne hinsichtlich seines Geschlechts, worin er bisher, jedoch schon die Wahrheit ahnend, gelebt, gänzlich geweckt: Rory ist ein Mädchen und nur von Susy für einen Knaben ausgegeben worden, um das Erbe nicht in andere Hände fallen zu lassen. Nach längern Wanderungen mit der Maultrommel durchs Land, kommt Rory nach Dublin und in Fitzgerald's Haus. Mit dem treuen Mohren von diesem hat sich Rory schon in Bally-Castle befreundet und für den Lord eine Leidenschaft gefaßt; durch einen Besuch Rory's in Fitzgerald's Versteck wird dieser auch am Ende ausgekundschaftet und gefangen. Rory setzt sich ebenfalls zur Wehre und wird verwundet; aber ihr Vater, der sie ausgespürt, bekommt sie jetzt, als Nora, in seine Hände; Phelim hat sich auch gefunden — er ist der Sohn Edmund's von Agathe, der noch im Kloster lebenden frühern Geliebten, die jedoch, bald nachdem sie den wiedergefundenen Phelim gesehen und gesegnet, ihr kummervolles Leben schließt. Die alte Liebe erwacht in Phelim und Nora, die so lang getrennt gewesen; die Milchbrüder, Capitain Bally und Sir Edmund, haben sich versöhnt.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Shakspeare-Literatur.

Das „Edinburgh review" brachte vor einiger Zeit einen interessanten, von einer tiefen und umfassenden Kenntniß des Gegenstandes zeugenden Aufsatz über Shakspeare's Leben und Werke unter dem Titel: „Recent Shakspearian literature". Das Material dazu gaben nicht weniger als 14 deutsche und englische Werke, welche mit ihren Titeln an der Spitze der Abhandlung aufgeführt werden. Wir nennen sie *hier, weil ihr* — wie der Berichterstatter selbst gesteht — immer noch unvollständiges Register einen Maßstab für den großen Zuwachs abgibt, welchen die Shakspeare-Literatur in speciellern oder allgemeinern Literaturwerken in der letzten Zeit erhalten hat. Es sind: Collier's „New facts regarding the life of Shakspeare" (1835), und „New anecdotes regarding the works of Shakspeare" (1836); Boaden's „On the sonnets of Shakspeare" (1837); Brown's „On the autobiographical poems of Shakspeare" (1838); De Quincey's „Life of Shakspeare" („Encyclopaedia britannica", 1840); Collier's „History of english dramatic poetry" (1831); Dyce's Ausgaben von George Peele's (1829) und Robert Greene's (1831) dramatischen Werken; Courtenay's „Commentaries on the historical plays of Shakspeare" (1840); „The pictorial edition of the works of Shakspeare, edited by *Charles Knight*" (unvollständig); Mistreß Jameson's „Characteristics of women" (1832); Coleridge's „Literary remains" (1836); Hallam's „Literature of the fifteenth, sixteenth, and seventeenth centuries" (1839). Von deutschen Werken, welche sich ganz oder theilweise auf Shakspeare beziehen, werden in Betracht gezogen: Tieck's „Dramaturgische Blätter", Horn's „Erläuterung der Shakspeare'schen Schauspiele" und Ulrici's Buch „über Shakspeare's dramatische Kunst und sein Verhältniß zu Calderon und Goethe".

England wird ebenso wenig jemals seine allgemeine Nationalschuld wie seine Nationalschuld gegen Shakspeare tilgen können. Man muß zufrieden sein, wenn nur die Interessen richtig bezahlt werden. Die englische Kritik hat viel gethan, die Zinsen von Englands Nationalschuld gegen Shakspeare abzutragen. Auch der Berichterstatter über die Shakspeare-Literatur hat hierzu seinen dankenswerthen Beitrag geliefert, indem er Das, was an so vielen Orten zerstreut über Shakspeare gesagt ist, resumirt, bald bestätigt, bald in Zweifel zieht, neue Ansichten und Behauptungen aufstellt und die Art und Weise der Shakspeare-Kritiker charakterisirt. Er ist, wie man auch nicht anders erwarten kann, ein warmer Bewunderer Shakspeare's, und wenn er auch hier und da andeuten zu wollen scheint, daß es Kritiker gegeben, welche in ihrer Bewunderung für Shakspeare maßlos und excentrisch gewesen seien, so findet sich doch auch bei ihm wesentlich nichts, was seine staunende Bewunderung für Shakspeare in irgend einem Punkte zweifelhaft machen könnte.

Der Berichterstatter findet den stärksten Beweis für die Erhabenheit des Shakspeare'schen Genius in den Urtheilen, welche über Shakspeare in denjenigen Zeiten gefällt wurden, als man ihn am meisten mißachtete, weil man ihn am wenigsten verstand. Das waren die Zeiten, als man die staatlichen Institutionen, die philosophischen Meinungen, die Literatur- und Kunstdenkmäler, kurz Alles, was auf Ehrerbietung Anspruch machte, vor das Gericht des sogenannten Verstandes zog. Pope

versuchte oder wagte, Shakspeare nach den Regeln und Foderungen der didaktischen Poesie zu beurtheilen; Warburton schätzte sich in dem Gedanken glücklich, daß die Schauspieler an Elisabeth's Hofe mit den Exercitationen des Julius Scaliger vertraut gewesen seien, und Johnson las den „Othello" nicht eher, als bis er seine „Irene" geschrieben hatte. Alle Commentatoren Shakspeare's zu jener Zeit widersprechen sich seltsam. Sie finden Einzelnheiten, welche sich mit den Regeln, die sie als bindend betrachten, nicht vereinigen lassen; wenn sie ein Drama als ein Ganzes betrachten und erfassen wollen, so entdecken sie Dinge, welche ihre Philosophie sich nicht geträumt hat; jede ihrer Meinungen, möge sie nun eine kritische Analyse anstreben oder sich auf die allgemeinen Principien der Composition berufen, ist eine strenge, zuweilen selbst leidenschaftlich verächtliche Aburtheilung. Aber mit dieser dogmatischen Selbstgenügsamkeit liegt das Herz immer in Streit. Mitten durch bricht das Staunen, die Bewunderung und verwirrt den Tadler; und jedesmal, wenn sich eine Gelegenheit darbietet, den trockenen Weg der analytischen Durchhechelung verlassen und Shakspeare nur nach dem unmittelbaren Eindruck, welchen seine Dramen im Gemüthe zurücklassen, beurtheilen zu können, ist der Sieg des natürlichen Gefühls über die künstliche Methode augenblicklich entschieden und vollständig.

„Seit dem Anfange unsers Jahrhunderts", fährt der Berichterstatter fort, „gewann Shakspeare's Einfluß auf unsere Literatur ein sehr bedeutendes Gewicht. Zuweilen sogar, und besonders vermöge jener übertriebenen Emphase, von welcher sich periodische Schriften so leicht anstecken lassen, erhob sich die Verehrung für den größten aller Dichter zu einer Höhe, welche buchstäblich bis zum Götzendienst stieg. Aber die daher drohenden schlimmen Folgen werden durch den Geist der philosophischen Untersuchung, wodurch sich die Literatur der Gegenwart charakterisirt, beseitigt und unschädlich gemacht. Wir sind gewohnt, den Gesichtspunkt zu suchen, aus dem das Ganze hervorgegangen ist, den Endpunkt, auf welchen es als Ganzes zielt, statt mikroskopisch genau die Details zu besichtigen. Daher hört man jetzt noch selten von ihm in jenem Tone reden, der ehemals so gäng und gäbe war, wie wenn z. B. Diderot ihm seiner übergewaltigen Kraftausbrüche wegen den Spottnamen des heiligen Christoph gab oder wenn ihn Voltaire als einen betrunkenen Wilden darstellte. Man behauptete damals, Shakspeare's Genius ermangele auf die kläglichste Weise des Geschmacks und des kritischen Urtheils, und seine Productionen verdankten ihre Vortrefflichkeit einem Ungefähr, einem glücklichen blinden Griff, woran die künstlerische Absicht des Dichters einen geringen oder gar keinen Antheil habe. Es wäre aber ein Wunder über alle Wunder, wenn er, der sich gerade durch seine dramatische Fähigkeit auszeichnete, menschliche Charaktere in all ihrer Mannichfaltigkeit zu erfassen und zu veranschaulichen — eine Fähigkeit, welche ebenso viel ruhiges Nachdenken, Geduld und Absicht als Einbildungskraft fodert — bei der Eintheilung und Anordnung seiner Werke, worin seine Personen das Feld ihrer Thätigkeit zu finden bestimmt waren, alle jene Geisteskräfte verloren und sich dem gänzlichen Ungefähr oder einer unterschiedslosen Meinung hingegeben haben sollte.

Der Berichterstatter führt nun die Ansicht, daß Shakspeare überall mit Bewußtsein und Plan verfahren, weiter aus, Variationen auf das Thema, welches von Schlegel in den Worten gegeben ist: „Mir ist Shakspeare kein blind laufendes Genie" u. s. w. Allerdings ist Shakspeare kein Genie, welches blind in der Irre umhertief; aber eben weil er ein Genie war, trugen ihn seine Augen und Füße oft weiter, als sich mit der bösen Berechnung und Zweckdienlichkeit verträgt. Es sollte Ref. nicht schwer fallen, allen Bewunderern und seiner eigenen Bewunderung Shakspeare's zum Trotz, bei dem großen Dichter, z. B. in „Hamlet", nicht blos in der Handlung, sondern sogar in der Charakteristik einzelne Brüche und Risse nachzuweisen, gewaltsame Sprünge, die sich eben nur mit den Gliedern und Kräften eines stürmenden Titanen, nicht mit den Zwergfüßen des blos reflectirenden und calculirenden Verstandes ausfüheren lassen. Unsere Reflexionsperiode glaubt das Höchste gethan zu haben, wenn sie jedem Genie auf Schritt und Tritt genau nachweist, gerade soweit habe es ausschreiten wollen, nicht eine Spanne länger oder kürzer. Was schadet es der Handschrift eines Genies, wenn hier und da auf dem J das Pünktchen fehlt? Ein Comtoirist läßt sich freilich dergleichen nicht zu Schulden kommen. Humoristische Genies, wie z. B. Jean Paul auch eins war, kehren sich nicht immer an die Genauigkeit ihrer eigenen Berechnungen, und so erreichen sie oft mit einem kühnern Sprunge, wozu ein gewöhnlicher Mensch 100 wohl abgemessene Schritte brauchen würde. Man gibt aber an Shakspeare zu viel verloren, indem man zu viel an ihm retten will; ja, man schiebt ihm sogar Absichten zu, an die er nicht gedacht, noch je dem Bildungszustande seiner Zeit gemäß gedacht haben kann; man macht ihn zum Träger und Verkündiger von ganz modernen Zeitansichten, welche nur die Ergebnisse der eigenthümlichen philosophisch-ästhetisch, literarisch-politisch-moralischen Mischungen unserer Epoche sein können. Auch der geistreiche Ulrici ist noch neuerlich in seiner Einleitung zu dem letzten Hefte der Umrisse von Retzsch, welche den „Sturm" behandeln, in diesen Fehler verfallen. Nach ihm hat Shakspeare in seinem „Sturm" zuletzt nichts Anderes darstellen wollen, als jene Zeiten dumpfer Gährung, wo „eine neue Gestaltung der Dinge strebt und ringt sich Luft zu machen, wo Mysticismus, Wundersucht und Aberglaube stets ihre Blütezeit haben (was im „Sturm" durch das wirklich agirende Wunder- und Zauberwesen angedeutet sein soll) und der Wahnsinn sich am häufigsten einfinde" u. s. w. Auch soll „Der Sturm" nach Ulrici nicht von dem Seesturm im Beginn des Stücks seinen Namen haben, sondern von den an- und abschwellenden Gemüthsstürmen, welchen die darin auftretenden Personen unterworfen sind. Leider rückt den Lesern solcher Erläuterungen der Dichter unwillkürlich in den Hintergrund und der Interpret drängt sich hervor; um diesen bewundern zu können, wird man gezwungen, jenen zu vergessen.

Der Reviewer, um auf diesen wieder zurückzukommen, fährt fort: „Von allen jenen Einzelheiten, welche in frühern Zeiten zum Kopfschütteln oder zur Misbilligung Anlaß gaben, wird gegenwärtig vielleicht keine von irgend Einem, dessen Urtheil in dieser Angelegenheit von Gewicht ist, als wirklicher Fehler angesehen, ausgenommen etwa jene Spitzfindigkeiten und Wortspiele, welche in des Dichters Werken so häufig und von keinem außer dem „Macbeth" ausgeschlossen sind." Der Reviewer hätte immerhin den Muth haben können, auch eine gewisse, nur zu oft hervortretende Neigung Shakspeare's zu cynisch überstarken, oft schmutzigen Ausdrücken zu tadeln, welche, man mag sagen was man will, den guten Geschmack beleidigen, ohne den poetischen oder moralischen Accent, welcher auf der Stelle ruht, irgendwie zu verstärken. Wenn Ariel im vierten Akte des „Sturmes" sagt:

— — — endlich ließ ich
Im grünen Pfuhl sie, jenseit eurer Zelle,
Bis an den Hals drin watend, daß die Lache
Die Füße überstenk —

so ist diese Beschreibung um so widerlicher, da sie einem so zarten Luftgebilde wie Ariel in den Mund gelegt ist. Stellen dieser Art gibt es bei Shakspeare, wie Jedermann weiß, noch viel stärkere; Ref. hat dieses Citat aus dem Vorrathe seines Gedächtnisses nur so auf gut Glück herausgegriffen.

Für deutsche Leser muß am interessantesten sein, was der Reviewer über die kritische Würdigung sagt, welche Shakspeare in Deutschland erfahren hat. „Our Teutonic kinsmen", sagt er, „sind fest davon überzeugt, einmal daß die Deutschen den Shakspeare unendlich besser verstehen als seine eigenen Landsleute, sodann, daß sie die Lehrer waren, denen die Engländer ihre Kenntniß Shakspeare's verdanken." Er kommt hierauf, nachdem er von beiden Behauptungen versichert, sie seien unwahr, wenn auch die zweite der Wahrheit näher liege als die

erste, auf den Pedanten Gottsched zu sprechen, um ihn ebenso bald bei Seite zu schieben, weiterhin auf Lessing und Herder, die er beide die größten Kritiker nennt, welche Europa damals hatte, die Stifter jener philosophischen Richtung, welche von der Kritik der Deutschen seitdem in so kräftiger Weise eingeschlagen worden ist. Beide sind in ihrem Verhältniß zu Shakspeare kurz, aber treffend gewürdigt, und von Herdern wird behauptet, daß die Ansichten, welche späterhin die beiden Schlegel ausbildeten und erweiterten, in elementarischer Form bei ihm bereits zu finden seien. Die Stimmen dieser beiden Männer seien aber Stimmen in der Wüste gewesen; Wieland sei am Gedeihen des Werks verzweifelt, Eschenburg der Aufgabe nicht gewachsen gewesen, was seine Übersetzung des Shakspeare betrifft. Da habe sich aber plötzlich jene Schule nationaler Poesie erhoben, an deren Spitze Goethe und Schiller standen. Die Genie Shakspeare's habe „Die Räuber", „Wallenstein", „Götz von Berlichingen" ausgebrütet; das deutsche Volk habe mit Enthusiasmus und mit um so größerm Enthusiasmus, weil es ihn nur unvollkommen kannte, den Genius begrüßt, von dem die bewunderten nationalen Dichter selbst dankbar behaupteten, er sei ihr vorzüglichster Lehrer, ihr Muster gewesen. Diese Reihe von Fortschritten sei endlich durch Schlegel's berühmte „Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" und seine übrigen, dahin einschlagenden Arbeiten geschlossen worden. Seine Übersetzung des Shakspeare wird von dem Reviewer die beste genannt, welche von einem poetischen Werke vielleicht jemals geliefert worden.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

Die dem Genusse des Opiumrauchens bestimmten öffentlichen Häuser der Chinesen.

Lord Jocelyn, welcher als Secretair der diplomatischen Abtheilung an der englischen Expedition nach China Theil nahm und bei der Eroberung der Insel Tschusan eine Rolle spielte, beschreibt in seiner zu London erschienenen Schrift über diesen Feldzug ein für die Opiumraucher bestimmtes öffentliches Haus folgendermaßen: „Einer der Gegenstände, welche ich zu Singapore zu besuchen begierig war, war der Opiumraucher in seinem Himmel; es ist ein abscheuerregendes Schauspiel, obgleich auf den ersten Blick weniger zurückstoßend als der Anblick eines Betrunkenen, der sich durch sein Laster bis zum Thiere erniedrigt hat. Doch hat das stupide Lächeln und die stumpfe Gefühllosigkeit des Opiumrauchers etwas noch Schrecklicheres als die thierische Dummheit des Säufers. Das Mitleid verdrängt jedes andere Gefühl, wenn man diese farblosen Wangen sieht, die verstörten Augen des durch die Macht des Giftes überwältigten Opfers. Eine mitten in der Stadt gelegene Straße ist gänzlich mit Boutiquen besetzt, wo man Opium verkauft und wohin man, nach den Mühen des Tags, eine Menge unglücklicher Chinesen eilen sieht, um ihre verabscheuungswürdigen Leidenschaft genugzuthun. Die Zimmer, worin sie sitzen und rauchen, sind mit einer Art von hölzernen Ruhebetten umgeben, die mit einer Lehne versehen sind, um den Kopf darauf zu legen; gewöhnlich gibt es noch in diesen Etablissements ein abgesondertes Zimmer, welches für das Spiel bestimmt ist. Die Pfeife, welche zum Rauchen dient, ist ein im Durchmesser ein Zoll starkes Rohr und die im Kopfe angebrachte und zur Aufnahme des Opiums bestimmte Öffnung nicht größer als ein Stecknadelknopf. Man braucht nur sehr wenig, um eine Pfeife zu stopfen, welche nicht mehr als einen oder zwei Züge gestattet; und der Rauch erfüllt sich so stark in die Lungen ein, als wenn man die indische Wasserpfeife Houka rauchte. Für einen Neuling sind ein oder zwei Pfeifen eine hinlängliche Dosis, ein Eingeweihter begegen kann ganze Stunden lang rauchen. In den Häusern eines jeden Hafenplatzes befindet sich eine kleine Lampe, wo man das Opium anzündet, während der Raucher einathmet, und da es nicht ohne Schwierigkeit ist, geschickt die Pfeife zu stopfen und in Brand zu stecken, so ist meistens ein Aufwärter in der Nähe, um den Raucher in seinen delicaten Verrichtungen zu unterstützen. Einige Tage dieses fürchterlichen Vergnügens, zumal wenn es in ausschweifendem Grade genossen wird, reichen hin, um dem Gesicht eine krankhafte Blässe und den Augen einen fixeren Ausdruck zu geben; in einigen Monaten, sogar in einigen Wochen kann ein starker und gesunder Mensch in ein dummes skeletthaftes Wesen verwandelt sein. Die Sprache hat keine Worte für die Angst und Qual, welche diese Unglücklichen ausstehen, wenn man sie nach langer Gewöhnung dieses Gifts berauben will; ihre Lebensthätigkeit scheint nur dann erst zu erwachen, wenn sie bereits bis zu einem gewissen Grade unter seinem Einfluß stehen. Um neun Uhr Abends kann man in den ihrem Verderben gewidmeten Häusern diese traurigen Opfer sehen, alle Erscheinungen, welche dem Opiumrausche folgen, abspiegelnd. Einige treten als Halbnarren ein, um ihr schreckliches Gelüste zu befriedigen, welches sie mit so großer Anstrengung während des Tages überwinden mußten; Andere, auf welche eine erste Pfeife ihre Wirkung ausgeübt, sprechen und lachen vernunftlos, während auf den benachbarten hölzernen Canapés andere Unglückliche ruhen, unbeweglich und entkräftet, ein dummes Lächeln auf dem Gesicht, zu sehr von der Wirkung des Gifts belastet, um auf Das, was um sie vorgeht, Acht zu geben, vollständig in ihr grausames Vergnügen vertieft. Die letzte Scene dieser Tragödie findet gewöhnlich in einer abgesonderten Kammer des Hauses statt, einer wahrhaften Todtenkammer, wo, steif wie Leichen, Diejenigen ausgestreckt liegen, welche jenen Zustand der Ekstase erreicht haben, den der Opiumraucher toll genug ist, zu suchen; ein Bild des langen Schlafs, in welchen seine blinde Narrheit ihn bald stürzen wird."

Drei Gegenstände vorzüglich sind es, auf welche sich das Raisonnement der Mitlebenden statt auf die höhere Politik, von welcher die wenigsten eine genügende Kenntniß haben können, hauptsächlich richten sollte und zum Theil bereits richtet: die Verbesserung der arbeitenden Classen, das Schul- und Erziehungswesen und die Gefängnisse. Mit einem den Anforderungen unserer Zeit angepaßten, volksthümlichern Schul- und Erziehungswesen werden wir auch eine neue Politik, einen neuen Staat erhalten, für den jetzt alle Grundbedingungen bei der mangelhaften oder forcirten Schulbildung fehlen, und wenn es uns gelingt, die Lage der arbeitenden Menschenclasse gründlich zu verbessern, so werden wir auch der drohenden Übervölkerung der Gefängnisse vorgebeugt haben. So lange aber die Hauptursachen dieser Übervölkerung der Gefängnisse: mangelhafte oder fehlerhafte Schulbildung und empörendes Elend in den untern Classen, nicht gründlich gehoben sind; so lange werden wir der Verbesserung des Gefängnißwesens unsere vorzugsweise Aufmerksamkeit zu widmen und auf jede Stimme hinzuhorchen haben, welche über diesen Gegenstand sich vernehmen läßt. Eine solche Stimme ist die „Histoire politique et anecdotique des prisons de la Seine, contenant des renseignements inédits sur la période révolutionnaire", von M. Maurice. Man findet darin viele merkwürdige Thatsachen, pikante Enthüllungen, sinnreiche Beobachtungen. Der Verf. musterte die verschiedenen Gefängnisse der Departements der Seine und gruppirt um sie alle Geheimgeschichten, welche am meisten geeignet sind, über ihren physischen und moralischen Zustand Aufklärung zu verschaffen. Die Betrachtungen, welche der Verf. in seine Erzählungen mischt, gingen im Ganzen von Redlichkeit und Humanität; das Gute erkennt er an, die Fehler und Mißbräuche hebt er mit Kraft und Entschiedenheit hervor. S.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 163. — 12. Juni 1841.

Die Rebellen von Irland. Novelle von F. G. Kühne. Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 162.)

Dies die kurze Skizze der romantischen Zuthat. Aber obgleich auch hier manche Züge zur Veranschaulichung irländischen Lebens und Treibens vorkommen, können wir doch nicht umhin zu gestehen, daß uns die Verknüpfung etwas locker und willkürlich, die Erfindung mitunter sehr unwahrscheinlich, gerade im Contrast mit der historischen Wirklichkeit allzu phantastisch erscheint und der Eindruck im Einzelnen und im Ganzen mehr ein quälender und peinigender als ein erfreulicher ist. Der groteske Einzug des Capitain Bally mit dem alten Muff und dem Menageriekasten, mit den fremden Vögeln und den braunen Bajaderenkindern, mag in eine phantastische Erzählung taugen, aber schwerlich in eine historische Novelle; Muff mit seinen deutschen Flüchen und Witzen kann kaum den Eindruck eines Irländers machen; Rory-Nora erinnert gar zu stark an Goethe's Mignon, und die Steigerung des Täuschenden und Zweideutigen in der Erscheinung dieses Wesens, mit den daraus entspringenden Folgen, hat etwas unserm Geschmack und Gefühl Zuwiderlaufendes. Die Leidenschaft, die sie am Ende für Fitzgerald faßt, berührt uns wie ein störender Mißton; es ist verletzend, daß sie, ehe sie mit dem Jugendgespielen Phelim wieder vereinigt wird, dem ältern, verheiratheten Mann mit schwärmerischer Liebe sich aufdrängt, und kaum natürlich, daß dies Gefühl denn doch so leicht wieder verschwinden soll, wie der Verf. es mit bequemer Leichtigkeit erzählt: „Ihr Bedürfniß nach Liebe fesselte sich an Phelim's dunkles Augenpaar, und die Schwärmerei der irren, flüchtigen Seele fand an seinem Herzen Heimat und Wirklichkeit." Und nicht minder störend ist es, daß Fitzgerald diese Leidenschaft, wennschon nur aufs leiseste, erwidert, — Fitzgerald, der Vater von drei Kindern und der Gatte Pamela's, die er aus freier Neigung geheirathet, die ihn mit unnennbarer Zärtlichkeit und begeistertem Stolze liebt, welchen er sich aber, ohne einen zureichenden Grund, entfremdet hat. Und gleich als ob dem Leser jedes harmonische, befriedigende Gefühl vergällt werden müßte, wird selbst die Liebe Pamela's zu Fitzgerald am Ende noch verdächtigt, zweifelhaft gemacht. Fitzgerald hat ihr gutmüthig und vertrauensvoll das Bekenntniß alter Sünden abgelegt, im Gefühle „seiner eigenen Sicherheit, sie sei ihm als treues Pfand einer unsterblichen Liebe vom bunten Herzenswechsel einzig und allein geblieben" (was freilich mit sonstigen Angaben in einigem Widerspruch steht), und fragt sie dann in freundlichem Spotte, ob sie ihm nie, auch in Gedanken nie untreu gewesen? Auf dies starrt sie ihn sprachlos an;

sie hatte nie aufgehört, ihn zu lieben, weil der Reiz, ihn zu fesseln, der Stolz über seinen Besitz täglich neu und lebendig blieb; aber seitdem Arthur O'Connor mit der ruhigen Kraft einer großen Seele sich als der Herr und Meister Dessen erwies, den sie bisher ausschließlich für den Inbegriff männlicher Tugenden gehalten, seitdem war sie irre geworden an der alleinseligmachenden Zuversicht ihres Glaubens. Wenn sie Fitzgerald auch noch liebte, ein Höherer stand neben ihm, vor dem sie sich beugte. Die Frage Edward's riß das still verschleierte Geheimniß herauf an das helle Licht der Entscheidung. Als Schuld, als Unglück fühlte sie jetzt erst, was längst als Zwiespalt in ihr arbeitete, die Harmonie der Seele längst in ihr aufhob. Es gab keine Beichte für diese Gefühle, noch weniger wußte sie, was Schuld in diesem Unglücke zu nennen war. Sie sank, als er scherzend die Frage wiederholte, vor ihm nieder ins Knie, und als er seine Lippen auf ihren Scheitel preßte und sie seine unsterbliche Liebe nannte, da brach sie in heftiges Schluchzen aus und sank, trunken von Schmerz, zu seinen Füßen nieder. Er wußte nicht mehr, was in ihrem Herzen vorging, elegische Zustände waren ihm unverständlich, fabelhaft, sein Weib war ihm fremd geworden. Er hielt sie für krank und trieb sie von sich; es war ihm nicht gegeben sich mit leidenden Naturen zu beschäftigen, er hatte nur Sinn für gesunde Geschöpfe, lachende Gesichter u. s. w.

Man hat es doch erstaunlich weit gebracht in der psychologischen Anatomie und in der Dialektik der Gefühle, so weit, daß man bald wird beweisen können, kein Herz könne ganz gesund und tüchtig, kein Gefühl ganz rein und harmonisch sein; überall lauere der Keim eines Gegensatzes, das Ei eines tödtlichen Wurmes! Wir aber nehmen uns dennoch die Freiheit, zu glauben, daß eine echte, innige, tiefe Liebe einer kräftigen und edeln Seele, wie die Pamela's zu ihrem Gatten, der als wüstig dieser Liebe geschildert wird, als ein Mann von Thatkraft, Geist, Großmuth, männlicher Würde, daß eine solche Liebe nicht der Gefahr ausgesetzt ist, durch eine Neigung zu einem nach geisteskräftigern, intellectuell noch höher stehendern Manne sofort verdrängt und entwurzelt zu werden; so berechnet, so vergleicht die wahre Liebe nicht! Auch ohne blind zu sein gegen die Vorzüge Anderer, stellt

sie ihren Gegenstand, wie er nun einmal ist, mit dem ganzen Complex seiner Tugenden und Schwächen, über jede Vergleichung hinaus und läßt sich nicht durch Eitelkeit, Stolz u. dgl. aus dem Zauberkreise ihres innern Cultus hinauslocken.

Überhaupt, so manche feine und treffende psychologische Züge und Betrachtungen Kühne in seinem Buche einstreut, finden wir darin doch keine uns ganz befriedigende, in ihrer Totalität anschauliche und lebendige Charaktere; am meisten spricht uns noch Sir Edmund Wardon an, der freilich keine große Rolle spielt. Mit großer Gewandtheit zwar und vielem Geiste gibt der Verf. historisch Bericht von seinen Personen, aber nicht immer mit gleichem Glücke läßt er sie sich selbst durch ihr Thun und ihre Reden schildern und erklären, — wo etwa Castlereagh eine Ausnahme macht. Auch die Rebellen sprechen ihrem Charakter und Wesen gemäß; aber bei den romantischen Personen kommt es oft gar wunderlich heraus; man lese z. B. die Erzählung Rory's von seinen frühern Schicksalen, wo der Verf. selbst am Ende bemerkt: „So im Zusammenhange kam es nun wol nicht eigentlich zum Vorschein, wenn Rory beichtete"; oder gar, was der Mohr Tony sagt, von welchem Kühne folgende Beschreibung gibt:

Das schwarze Antlitz blickte ihr (Pamela) zu gleicher Zeit so klug und so dumm entgegen, daß dies Gemisch voll unbeholfener Herzensgüte fast rührend erschien ... Die schlaffe Lippe war nicht im Stande zu sagen, was die Seele still für sich fühlte. Pamela hatte niemals viel mit ihm verkehren mögen, er erschien ihr wie ein todtgeborenes Atom (?), ein farbloser (?) Automat, ein Stück halb unorganisch verbliebener Natur, in dem das Bewußtsein der Menschenwelt nur spärlich dämmert;

und dennoch spricht dieser Mohr also:

Ganz heimlicher König im Lande ist lieber Herr. Arm Menschenherz muß immer was lieben, und was man liebt, ist König von einem. Hab' als verlorenes Mohrenkind stummen Stein und dummen Baumklotz angebetet und gesagt: Komm, sei mein Gott! Und war's auch, war mir Gottheit, weil ich wollte, weil ich's dachte. Anderes Volk hat gesagt: Lieber Stern, ich lieb' dich, also bist mein Gott! Anders Gevölk ereirt sich Lilie als liebe Göttin. Stern ist ewig, ist wunderbar hingestellt in dunkeln Schoos Unendlichkeit. Darum kann Stern Gottheit vorstellen, wenn man's glaubt. Lilie ist Unschuldsbild, keusch, rein, kann Gott bedeuten für arm Volk, das Gottheit sehen will. Eigentliche Gottheit aber ist heimlich doch, und kriegt sie Niemand nicht zu schauen. Und liebe katholische Christenheit hat Mutter Maria zur Königin, und Mutter Maria ist mehr wie Stern und Lilie in Eins gethan u. s. w.

Wo in aller Welt hat der arme Mohr, dessen „schlaffe Lippen nicht sagen können, was seine Seele fühlt", diese Gnade, seine Gelehrsamkeit, seine poetische Philosophie her? Kindern, gänzlich Ungebildeten, Narren und auch wol Schwachsinnigen einzelne treffende Worte in den Mund zu legen und den einfachsten und beschränktesten Sinn durch einen gewissen Instinct der Wahrheit einmal über den feinsten Verstand triumphiren zu lassen, mag immerhin gestattet, selbst effectvoll und erschütternd sein, aber ein arger Misbrauch, dem man freilich in manchem modernen Buche begegnet, ist es gewiß, solchen lange, tiefsinnige und gar gelehrte Reden zu leihen! Den gemeinen Irländern, dem Sergeanten Muff z. B. werden häufig deutsche Redensarten aus dem gemeinen Leben in den Mund gelegt, die aber eben aus der gemeinen Volkssprache Deutschlands genommen und daher für einen Irländer nicht charakteristisch sind, wie: „wir sind gleich vor Gott und vor der Natur, oder es soll Euch und mir gleich das prachtvollste Fegefeuer wie Sodbrennen in die Kaldaunen schlagen!" und noch weniger behagt es uns O'Connell also deutsch reden zu hören:

Halten zu Gnaden, lieber alter Meister John Philpot Curran, aber ich weiß es halt nit besser, die Optimisten sind eitel unpraktische Volksführer, herzig brave Jungen mögen's alle sein, wie sie da sind, und Gott strafe mich hunderttausend Mal, wenn ich sie verkennen wollt' mit ihrer guten Sach', aber sie helfen mit nichts zu nichts. Verzeihen, Meister Curran, ich weiß's nit besser.

Im Ganzen scheint uns Kühne weit glücklicher den Ton des historischen Berichts, der geistreichen, erläuternden Reflexion, der Analyse und Kritik von Charakteren und Ereignissen, als den Ton des lebendig darstellenden Dichters zu treffen; es ist ihm nicht überall gelungen die historischen Ereignisse und den Stand und Gang der Dinge in die eigentliche romantische Erzählung, in die Motive und Gespräche seiner Personen hineinzuverweben; vielmehr stehen sie allzu oft äußerlich, als Einleitung und Erklärung da; der Erzähler beherrscht seinen historischen Stoff nicht mit völliger Freiheit, so gut er auch damit bekannt ist. Man findet überall interessante Gesichtspunkte, geistvolle Betrachtungen, lebendige Schilderungen, anziehende Situationen, aber man vermißt die eigentlichen großen poetischen Effecte, die überraschenden und ergreifenden Momente, in welche sich, bei den ausgezeichnetern historischen Romanen, wie überhaupt beim Roman, entscheidende Ereignisse zusammendrängen, wo wichtige Collisionen der Verhältnisse oder der Charaktere die Seele spannen und die Entscheidung entweder beruhigt oder erschüttert; der geistreiche Verf. scheint sich mit der poetischen Ökonomie nicht befassen zu mögen, mittels welcher doch das Größte geleistet werden kann. Auch in seinem Style dünkt er uns zu verschwenderisch, nicht gemäßigt und gehalten genug; wenn die Sprache für gewöhnlich schon in solchem Schmuck und Glanz dahinschreitet, wird es dann schwer, am rechten Orte die passende Erhebung und Steigerung zu finden. Wie einfach erscheint Goethe's Sprache, und wie gemäßigt selbst Tieck's blühende Prosa gegen den in Bildern, Anspielungen, Übertreibungen, Metaphern und uneigentlichen Ausdrücken jeder Art schwelgenden Styl mancher modernen Schriftsteller, dessen Stempel auch „Die Rebellen von Irland" nicht ganz verleugnen. Der humoristische, von Geist und Witz übersprudelnde Jean Paul hat unter uns Deutschen mit diesen Styl einführen helfen; aber was bei ihm natürlicher Erguß war, ist bei Andern künstliche Angewöhnung; was dem humoristischen Autor wohl ansteht, ziemt nicht ebenso dem ernsten Erzähler, und ein gebildeter Geschmack wird gar bald eine körnige Einfachheit, eine bezeichnende, bei der Sache und bei der gewohnten Ausdrucksweise bleibende Kürze jenem scheinbaren, blendenden Reichthum vorziehen. Kühne's Styl in diesem Buche ist nach unserm Dafürhalten zu lyrisch, zu epi-

grammatisch, zu humoristisch und manchmal sogar zu rebellisch gegen den hergebrachten Sprachgebrauch; wir vermissen den Charakter der epischen Ruhe. Beinahe immer ist von den Irländern, den „Padds" in einer humoristischen, halbspöttischen Weise die Rede, die zu dem Ernste des Gegenstandes nicht ganz zu passen scheint, noch auch zu dem warmen Eifer, mit welchem der Verf. selbst die Sache Irlands, in scharfer Opposition gegen das feindselige System, behandelt. Der Historiker, der Erzähler, der Dichter wird gar zu häufig vom geistreichen Journalisten, vom hastigen Kritiker zurückgedrängt, und die einzeln so anziehenden Darstellungen, Fragmente und Skizzen verlieren bedeutend, wenn man sie unter dem Gesichtspunkte eines künstlerischen, großen Ganzen betrachtet. Indeß mögen dem Verf. billig die Schwierigkeiten des Stoffes an sich und zumal für einen Fremden als Entschuldigung zugute kommen; und vielleicht veranlaßt ihn die dabei gemachte Erfahrung selbst, in Zukunft seinen Vorwurf sich im deutschen Vaterlande zu suchen, wo die Aufgabe leichter und für die glückliche Lösung die Anerkennung und der Beifall beiweitem lohnender sein wird. 23.

Shakspeare-Literatur.

(Beschluß aus Nr. 182.)

Wenn der Kritiker den genannten großen Geistern Deutschlands volle Gerechtigkeit, wenn auch nur andeutungsweise angedeihen läßt, so ist er dagegen auf Tieck weniger gut zu sprechen. Er drückt zwar seine „aufrichtig und herzlich gemeinte" Bewunderung für dessellben frühere Werke aus, er erkennt an, daß Tieck's Bekanntschaft mit dem alt-englischen Theater für einen Ausländer wahrhaft staunenswerth sei; er besitze eine so tiefe und überraschende Kenntniß der englischen Sprache, daß er sogar ein paar glückliche Verbesserungen im Text vorgeschlagen habe, obgleich sie immer noch nicht hinreichend sei, um ihn vor manchen possirlichen Deutungen sicher zu stellen; seine Ansichten in Betreff der Diction Shakspeare's seien zwar hypothetisch bis zum Exceß, aber doch scharf sichtend und brauchbar, und überall, wo es auf die Kritik des Styls und der Sprache ankomme, wäre seine Beobachtung von großem Gewicht. Nur das Eine kann der Brite Tieck nicht vergeben, daß er die Engländer oberflächlich, unkritisch, unphilosophisch nennt. Zur Vergeltung macht er sich über einige Annahmen Tieck's lustig, z. B. daß er aus Hamlet's Benehmen gegen Ophelia schließe, diese sei früher von Hamlet verführt worden, daß er in Timon's Worten, er habe nur Einen ehrlichen Mann angetroffen „and he's a Steward" ein Compliment für den König Jakob finde, daß er in der berühmten Stelle im „Sturm": „and the great globe itself", eine Anspielung auf den Brand des Globetheaters wahrnehme u. s. w. Er fährt fort: „Ehe wir über diese und ähnliche Punkte aufgeklärt sind, möge es uns erlaubt sein, zu sagen, daß der Kritiker, von dessen Commentirkunst dies so hübsche und angemessene Beispiele sind, kein Führer ist, welchen wir Denjenigen, die Shakspeare studiren, unbedingt empfehlen möchten."

Beiläufig heißt es von Franz Horn, dieser sei ein im Denken und Leben excentrischer Mann gewesen, der zwar hin und wieder in seinen breiten Speculationen manches Sinnreiche und Schätzbare geliefert habe, aber der leitende Faden verschwände zu oft in der ängstlichen Prüfung der Details. Seine Erläuterungen hätten etwas Seltsames, das man zwar nicht geradehin mystisch, noch selbst paradox nennen könne, das aber doch eine bei einem kränkelnden, fleißigen und einbildungskräftigen Manne nicht nur natürliche phantastische und unpraktische Lebensansicht bekunde; auch sei des Kritikers Bewunderung für Shakspeare grenzenlos.

Ein wenig ausführlicher und anerkennender wird über Ulrici's Schrift gesprochen. Sie scheint dem Berichterstatter nicht nur im Allgemeinen eins der besten Bücher zu sein, welche aus der Schule der deutschen philosophischen Kritik hervorgegangen, sondern auch im Speciellen ein ungewöhnlich werthvoller Beitrag zur Shakspeare-Litteratur. „Freilich", fähret er fort, „die Theorie, innerhalb welcher die Abhandlung verharrt, ist sicherlich befangen und unvollkommen, selbst falsch, wenn sie über die schon festgestellten Meinungen hinausgeht. Aber die Seite, die er dem Dichter abgewinnt, ist eine nur zu oft unter den Engländern selbst übersehene und von einigen hochberühmten Landsleuten Ulrici's gröblich misverstandene. Der Kritiker erkennt in Shakspeare's Dramen, wenn auch nicht einen förmlich theologischen oder ethischen Grundgedanken, so doch die Lehren von der allgemeinen Sündhaftigkeit der Menschen und der göttlichen Gnade bei ihrer Erlösung — Lehren, welche in der Ansicht, die Goethe vom Leben hatte, vermißt werden, und von Calderon entweder misverstanden oder unpoetisch angewendet worden sind." Natürlich triumphirt das orthodoxe Altengland oder Hochschottland, daß auf diese Weise der christliche Dichter in Shakspeare gerettet, Goethe verketzert und Calderon als ein mystischer und poetischer Schwindler aufgefaßt ist. Der Reviewer meint, es möchte wol Mancher über diesen Standpunkt staunen, aber er verhülle doch eine mächtige Wahrheit, welche in einem oder dem andern Sinne den Schlüssel zu einigen der dunkelsten Räthsel in des Dichters Werken an die Hand gebe.

Nachdem der Berichterstatter Tieck beschnüffelt, Ulrici seines Standpunktes wegen gelobt, seine Irrthümer nachgewiesen, aber auch gestanden hat, daß ein Mann, der so von der Poesie denke wie Ulrici, nie verdienstlos und unwürdig schreiben könne, kommt er auf Shakspeare's Leben und Werke zu sprechen. Alle übrigen Mythen, welche sich auf Shakspeare's Jugendleben beziehen, bei Seite schiebend, bekennt er sich zu der Ansicht, daß der Dichter einige Zeit Gerichtschreiber gewesen sei und als Knabe die Freischule zu Stratford besucht habe. Daß er „small Latin" gewußt habe, wie Ben Jonson behauptet, glaubt er auch, aber nicht, daß er gar keine Kenntniß des Lateinischen besessen habe, vielmehr sei sie größer gewesen, als daß er wie Sir Hugh Evans hig, hag, hog hätte schreiben können. In Bezug auf Shakspeare's frühe und muthmaßlich unglückliche Ehe ist bekanntlich im „Gentleman's magazine" (September 1836) ein offenbar echtes Actenstück veröffentlicht worden, welches auf die frühern Vermuthungen ein bestätigendes Licht wirft. Es ist die Ehelicenz für „William Shagspere" und Anne Hathway. Die Fabel, daß der Dichter anfangs in London die Pferde der Vornehmen vor den Theaterthüren gehalten habe und dem Ähnliches, weist der Reviewer entschieden zurück. Das Früheste, was wir von seiner Verbindung mit dem Theater wissen, ist das Patent von 1603. Im Nov. 1589, wenige Monate nachdem er sein 25. Jahr vollendet hatte, war er einer von den „Queen's players" im Blackfriarstheater und hatte zugleich als Eigenthümer einen Antheil an der Unternehmung und rangirte als der Zwölfte unter Sechszehn. Im J. 1596 erscheint er unter den acht Theilnehmern, welche um die Wiederherstellung des Gebäudes petitionnirten. Der Gewinn des Theaters wurde 1608 in 20 Theile getheilt, wovon Shakspeare und Burbage, die bedeutendsten Eigenthümer, jeder vier Antheile hatten, während dem Dichter auch die Garderobe und das sonstige Zubehör gehörten. Shakspeare schätzt seinen Gewinn in Allem auf 1400 Pf. St., was zwischen 6—7000 Pf. St. jetzigen Geldwerthes beträgt. Diese interessanten und neuen Angaben rühren alle von Collier her.

Der Reviewer verhandelt hierauf die einzelnen Stücke und die Zeit wie die Art ihrer Entstehung. Diese wichtige, aber weitschweifig gelehrte Untersuchung, deren Grundzüge und Facten auch zum Theil bereits in Deutschland bekannt sind, mag

Derjenige nachlesen, welcher sich speciell mit Shakspeare beschäftigt. Über Tieck's fast krampfhafte Sucht, altenglische Stücke Shakspeare's als Jugendarbeiten zu vindiciren, wird hier und da gespöttelt und der Gegenbeweis zu führen versucht. Von den anerkannten Jugendarbeiten Shakspeare's wird gesagt: „Die Unvollkommenheiten, welche die Werke Shakspeare's aus seiner Jugendperiode verunstalten, sind zweierlei Art; die eine entspringt aus des Dichters jugendlicher Unerfahrenheit, technischer Ungeschicklichkeit und Unreife des Verstandes; die andere ist ihm mit allen seinen Zeitgenossen gemein und bezeichnet seine Bestrebungen als eine Erscheinung der Übergangszeit" u. s. w. Auch von den Meisterwerken der spätern Periode Shakspeare's entwirft der gründliche Berichterstatter, welcher alles nach allen Seiten hin über Shakspeare Gesagte auf dem Raume von nahe 50 enggedruckten Reviewseiten zusammenzudrängen sucht, nicht uninteressante wenn auch kurze Charakteristiken. Nur ist es uns auffallend, daß der Berichterstatter dem „Othello" vor allen übrigen Meisterwerken den Vorzug gibt. So resumirt er seine Charakteristiken: „Lear" ist origineller in der Erfindung, ruhiger in der Einbildungskraft; „Romeo und Julia" hat mehr rein poetische Elemente; „Macbeth" ist eine innigere Verschmelzung der tragischen Action mit dem eigentlich ethischen Grundgedanken; und „Hamlet" wühlt eine Welt von Gedanken auf, an deren Grenze alle andern vorhandenen Dramen anstreifen. „Othello" dagegen vereinigt mehr als jedes andere Drama Gewalt und Natürlichkeit in der tragischen Bewegung und Wahrheit und Kraft in der Charakterzeichnung. Dieses Stück bringt beide Elemente mehr als jedes andere zur harmonischen Wechselwirkung und bildet so das Gegenstück, die Ergänzung und Bedingung für die Existenz jedes andern." Was uns, den deutschen Berichterstatter über den britischen Berichterstatter, betrifft, so geben wir in jeder Hinsicht dem „Macbeth" den Vorzug. Im „Othello" begegnet uns, auch in der Charakteristik, manches Abrupte, manche etwas gewaltsame Gruppirung und Situation, manches gesuchte und äußerliche Motiv, das zu kleinlich ist, um einen so geistig hochgestellten Mann wie Othello in die brutale Tiefe seiner blinden Eifersucht stürzen zu können, wenn nicht unsere Achtung, unsere Theilnahme einen Stoß erleiden soll; im Macbeth wächst Alles aus sich heraus, rein tragisch, echt groß, psychologisch nothwendig, innerlich motivirt, wenn man die Zauberschwestern, Banquo's Geist u. s. w. als die vorbestimmten oder nachwirkenden bösen Geister in Macbeth's Brust, die ihm nur vor das Auge treten wie die Erscheinung des Dolches, betrachten will. Kein verlorenes Schnupftuch, kein belauschtes zufälliges Gespräch u. s. f. stört hier den reinen tragischen Eindruck; und offenbar hat der Dichter selbst auf diese wunderbare Tragödie einen besondern Werth gelegt, da er jede Unzüchtigkeit, jedes Witz- und Wortspiel, jede komische Situation, und angenommen, daß der Thürhüter eine Interpolation ist — sogar jede komische Figur, kurz Alles vermied, was der keuschen psychologischen Wirkung der Tragödie Abbruch thun könnte. 70.

Mancherlei.

Philosophie hat heutigen Tages eine andere Stellung zum geistigen Menschenleben wie einst bei den Alten. Diese fanden ihr Heldenthum für Dichter ersprießlicher als für Denker, und weil doch Denken dem Erdendasein Halt und Sicherheit geben muß, so fanden sie diese in philosophischen Lehren, welche aus der fabelnden Vielgötterei hinausführten, oder ihr wenigstens eine mit Gedanken übereinstimmende Deutung gaben. So mochten Xenophanes mit dem Gedanken des unwandelbaren Seins, Heraklit mit dem ewigen Fluß der Dinge, Sokrates und Plato mit der Idee des höchsten Guts und göttlicher Intelligenz, die Stoa mit dem Bewußtsein des unbezwingbaren freien Willens, ja selbst die Skepsis mit der Unsicherheit alles Wissens sich trösten und bei Betrachtung des Weltlaufs beruhigen. Wir Neuern suchen und finden Trost und Beruhigung im Christenthum, welches recht eigentlich dafür verkündigt worden und reich ist an Gedanken und Geschichtanschauungen für diesen Zweck. Der Gläubige bedarf keines andern Schwunges für seine Gotteshaltung, keiner andern, mehr und Besseres verheißenden Lehre, und nur wenn der Glaube schwankt, wenn im christlichen Gedankenreich Ungefügigkeit und schwer auszugleichende Gegensätze hervortreten, entspringt das Bedürfniß nach Philosophie, hervorgegangen aus einem Unbehagen, wie bei den Heiden. Aber Philosophie kann den Christen nicht leisten, was sie den Heiden leistete, weil jene ursprünglich Alles besaßen, was diese suchten, weil ihr philosophisches Bedürfniß mit einer Störung des vollen Besitzes anhob, sonach auch die Philosophie nichts Besseres zu geben vermag als Wiederherstellung des vollen Besitzes, ihn selber aber weder ursprünglich gewährt hatte noch gewähren sollte. Die Gläubigen haben also nicht Unrecht, wenn sie Philosophie im Gefolge des Unglaubens erblicken, sich vor ihr scheuen, sie unbrauchbar achten; die Philosophen aber müßten eingestehen, sie hätten etwas verloren, was sie wiedersuchten, ihr Zustand sei, wie Fichte sagt, ein widerlicher, aus welchem man Befreiung verlange. Kommt nun diese gar nicht oder unvollkommen zu Stande, so stehen die Philosophen unserer Zeit gegen die alten im Nachtheil; denn sie haben nicht, wie diese, etwas gewonnen gegen das Aufgegebene, sondern trachten nur wiederzugewinnen, was sie hatten und wofür ihnen der Erwerb heidnischer Philosophen keinen Ersatz bieten kann. Nimmt der Philosoph seine Vernunft gefangen im Glauben, so möchte der ursprüngliche Besitz hergestellt erscheinen, und doch war der Philosoph nur dadurch, was er ist, daß ein Zwiespalt für ihn ausbrach und entgegengesetzte Kräfte im Kampf geriethen, der Besitzverlust zur Folge hatte.

In seiner „Selina" wollte Jean Paul für Unsterblichkeit zuerst die Gründe der Philosophie, dann die Druck- und Feuerwerke der Poesie aufführen, und ist während der Vorbereitungen zu letztern gestorben, ohne welche die erstern etwas kahl dastehen. Er wählte den umgekehrten Gang des Lebens, welches mit Poesie anfängt und mit Philosophie endet, und analogisch mag das künftige Leben gleichfalls mit Poesie anfangen, aber, weil es ewig ist, von dieser nie zur Philosophie kommen, für welche die abgeschiedenen Seelen eines Plato, Aristoteles, Kant und Hegel weniger Zuhörer finden als hienieden, weil die Seligen durch Jahrhunderte unvollkommener für Philosophie gereift sind, als unsere Studenten durch einige Gymnasialjahre. So geschieht denn die Fortsetzung der „Selina" am besten im ewigen Leben selber und wir haben auf Erden freilich von ihr nur das Halbe und Letzte, was ein künftiger Zustand weder wünscht noch versteht, unser jetziger aber nur im Alter, welches über Gräbern wandelt, nämlich denen der Menschen und der Poesie.

Kleine Geschenke, heißt es, erhalten die Liebe, große verstärken sie. Aber die wahre große Liebe bedarf keiner großen oder kleinen Geschenke, sie sieht nichts als das zweite Auge, in welchem sie sich spiegelt, sie hat mit sich Alles gegeben und geschenkt; so auch ist sie über den Kreis des Rechthabens emporgestiegen, sie will kein anderes Gesetz und Recht, als das eigenste ihrige, welches sie im zweiten Auge liest und welches ein mildes göttliches der reichsten Versöhnung ist, wofür in irdischen Gesetzbüchern kein Raum gefunden wird. So ist auch nur eine kleine Liebe voll Eifersucht, die wahre große kennt blos unerschütterliches Vertrauen, fürchtet keinen Verrath, den sie im eigenen Herzen nicht findet, ist fern von allem Neide, aus welchem doch die Eifersucht zum Theil besteht, weil wahre Liebe im Bewußtsein ihres überschwänglichen Reichthums und Glückes über alles Sinnen, Zweifeln und Vergleichen hinausgehoben wird. 50.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 164. — 13. Juni 1841.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1840.

Erster Artikel.

Das Bestreben unserer modernen Poeten und Schriftsteller, sich neue Formen zu erobern, hat der Literatur ein ganz neues Gepräge aufgedrückt. Eine kecke Zuversichtlichkeit, eine muntere, frische Lebendigkeit regt sich in den bessern Producten der modernen Literatur, und muß man einerseits anerkennen, daß dieser Umschwung im Allgemeinen ein Fortschritt für die Literatur sei, so läßt sich doch auf der andern Seite auch wieder nicht bestreiten, daß sich des Bedenklichen bei dieser Umgestaltung viel mit eingeschlichen hat. Reinen Gewinn von dem Streben der jüngern Literatur zog nur die Novelle und der Roman, die Lyrik verlor an Innigkeit, Zartheit und echter Poesie, was sie am Glanz des Ausdrucks, an rhetorischem Schwunge gewann. Der Roman ging aber wirklich vorwärts, da man seiner Formenwilligkeit Alles zumuthen durfte. Zur Kunstform freilich erhob er sich dadurch nicht, aber er eroberte sich ein weites Feld, dessen spätere Abgrenzung ihm zur entschiedenen künstlerischen Form verhelfen kann. Anders war es mit dem Drama. Das Drama vernachlässigte die junge Literatur lange Zeit geflissentlich. Man hatte es sich zur Regel gemacht, vom Drama nur nebenbei zu sprechen, es streng genommen gar nicht zur Literatur zu rechnen. Jetzt ist das anders geworden, jetzt fällt es der jungen literarischen Welt auf einmal ein, das Drama nicht allein zu begünstigen, sondern es auch schlechthin für den einzigen Mittelsweg zwischen den Ideen des Jahrhunderts und dem Publicum zu erklären. Es will uns scheinen, als läge dieser Ansicht mehr Caprice als Zeitbedürfniß, als literarische Überzeugung zum Grunde. Die Literatur hat seit Jahren ganz die Miene der Politik angenommen, beide schneiden sich gegenseitig Gesichter, ohne etwas zu thun. Die Literatur gefällt sich in Demonstrationen, wie die Politik im Notenwechsel. Eine solche neue, auf gut Glück unternommene Demonstration ist das Anpreisen und Anbauen der deutschen dramatischen Literatur von heut. Man beabsichtigt, damit zu gewinnen, was man früher mit novellistischen Batterien und mit den Congreve'schen Raketen der Lyrik attaquirte. Nur hat man leider einen ganz falschen Weg dabei eingeschlagen! Die neuern Dramatiker sind nämlich auf den unglücklichen Einfall gekommen, das deutsche Drama durch ein gänzliches Umgießen der Form zu regeneriren. Dieser Güsse liegen uns hier eine solche Menge vor, daß uns bei deren Betrachtung unheimlich zu Muthe geworden ist. Wir beklagen nicht sowol diese stümpernden Poeten, als vielmehr die dramatische Literatur. Denn reißt dies Unwesen, wie es sich in den neuesten Producten ausspricht, mehr um sich ein, so muß das so schon tief genug gesunkene deutsche Drama völlig zu Grunde gehen. In der Mehrzahl dieser Arbeiten gibt es keine Regel, kein Gesetz, hier schaltet die unbändigste Willkür, und um so toller, ausgelassener und unverzeihlicher, je mehr Talent die Autoren besitzen. Wollte man doch bedenken, daß unter allen Dichtarten das Drama diejenige ist, die der geregeltsten Form bedarf! Diese Herren bedenken aber gar nichts, und so erhalten wir denn Producte, von denen wir glauben sollten, daß sie in Bedlam geschrieben seien. In der That, es hat zuweilen das Ansehen, als flüchte sich der gestörte Geist bei den Deutschen unter die dramatischen Dichter. Denn so viel sinnlos verschwendetes Talent möchte man in andern literarischen Zweigen vergebens suchen.

Die Kritik befindet sich dabei in einer mislichen Lage. Vieles liegt hier eigentlich ganz jenseit der Grenzen aller Kritik. Denn was soll der Kritiker sagen, wenn die Form, der Gedanke, die Charakteristik, die Sprache, kurz, wenn Alles so beschaffen ist, daß sich gar kein Maßstab mehr daran legen läßt? Hier müßte der Kritiker Caricaturist sein, wenn er Wirkung machen soll. Er dürfte nur das Portrait eines jeden Poeten so hinzeichnen, wie es ihm aus den Producten entgegenblickt, und wir stehen dafür, daß sich eine kostbarere Narrengalerie gar nirgend auftreiben ließe. Gibt es auch unter dieser Anzahl höchst wunderlicher Geister einige verständige Menschen, so können diese allein doch dem wilden Strome nicht widerstehen. Und mit diesen ganz verfehlten, tollhäuslerisch ausstaffirten Producten gedenkt man die Bühne zu erobern! Es gehört wirklich eine ungeheure Dosis Arroganz und Selbstvertrauen dazu, um diesen wahnwitzigen Gedanken festzuhalten! Eine Schwalbe macht keinen Frühling, ein dramatischer Dichter noch kein Drama. Wir fürchten, der Rausch, in dem sich gegenwärtig mehre unserer sogenannten Dramatiker befinden, wird fürchterlich rasch verschwinden und dann dürfte die Nüchternheit eine entsetzliche Leere zeigen.

Man hatte früher ein Recht, sich über die Saumseligkeit der Bühnendirectoren zu beschweren, man hat es vielleicht noch, denn manche Dramen, die des Aufführens wol werth wären, weist man mit Unrecht von der Hand; im Allgemeinen aber zeigen die Directoren jetzt mehr guten Willen als früher. Dies braucht ihnen nicht als Verdienst angerechnet zu werden, es kann der Drang der Noth, das Bedürfniß nach neuen Producten sein. Ist dem so, warum benutzt man diese Noth nicht, indem man darstellbare Dramen schreibt? blos weil der deutsche Poet zu stolz, zu eingebildet ist und der Meinung lebt, die Bühne müsse und könne darstellen was ihm gutdünkt. Man irrt sich, man frevelt sogar an Kunst und Poesie. Dramen, wie sie das verflossene und der Anfang des laufenden Jahres gebracht, kann keine Bühne aufführen. Die Bühne verlangt Klarheit, Einfachheit, Verstand; der Schauspieler will und muß wissen, was er spricht, er will den Sinn fassen und ihn wiederzugeben, zu beleben suchen. Glaubt Ihr denn, daß Eure Sprache verständlich, daß Eure Verse sprechbar, daß sie lernbar sind? Wenn Ihr dies wirklich glaubt, so seid Ihr zu bedauern, noch mehr aber Diejenigen, die aus diesem chaotischen Allerlei von verrenktem Talent, toller Willkür, sprachlicher Unnatur und vollständiger Formlosigkeit Gutes für die dramatische Literatur erwarten. Der Verfall des Theaters ließe sich noch ertragen, der Verfall der dramatischen Literatur ist ein Unglück. Und diesem Unglück gehen wir spornstreichs entgegen.

Dies klingt hart; wer aber noch Sinn für dramatische Literatur hat, der wird, folgt er uns auf unserer kritischen Revue der letztjährigen Erzeugnisse in diesem Fache, mit Bedauern zugestehen müssen, daß wir ein Recht haben, hart zu sein. Möchten die wenigen Talente, die aus diesem Chaos als erleuchtete Geister hervorragen und die wir als solche zu bezeichnen hatten, unverrückt ihre Bahn verfolgen, um der Barbarei noch bei Zeiten die Spitze zu bieten!

---

1. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Fünfter Jahrgang. Mit einem Bildniß und acht colorirten Costumbildern. Leipzig, Brockhaus. 1841. 8. 3⅓ Thlr.

Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von A. Pannasch: „Irrgänge des Lebens", eröffnet diesmal das Taschenbuch. Der Dichter gibt, wahrscheinlich weil er sich nicht ganz sicher gefühlt hat, am Schluß des Stücks eine Art Analyse desselben, die genau wie eine Entschuldigung aussieht. Wir begreifen den Grund dieses Thuns nicht, denn ist das Product schlecht, so machen es diese „Nachträglichen Bemerkungen" nicht besser, eher tragen sie noch zur Verminderung des Werthes bei, und ist es gut, wozu bedarf es dann noch der Rechtfertigung, der Vermittelung? Lasse man doch dem Leser freies Feld. Wie er mit einem Poem zurechtkommt, das ist seine Sache. Pannasch mag gefühlt haben, daß man seinem Trauerspiel den Vorwurf machen könne, es sei eine leidige Schicksalstragödie von der unangenehmen Müllner'schen Sorte. Diesem Vorwurfe will er begegnen, allein es wird ihm nicht gelingen. Die „Irrgänge des Lebens" sind wirklich eine Schicksalstragödie und noch dazu keine von den bessern. Ein junger Mann Julius, ein ungestümer Jüngling, der dem Kaiser Rudolf II. ähnlich sieht und deshalb spottweise „des Kaisers Sohn" genannt wird, soll hingerichtet werden, entflieht, um sich zu retten, und wird von einem Arzte, der zugleich Theosoph ist und dessen Tochter der Flüchtling liebt, in Gewahrsam genommen. Ein von des Kaisers Astrologen gestelltes Horoskop verheißt diesem Julius den Tod und gibt ziemlich Tag und Stunde seines Endes durch Henkerbeil an. Diesem Ausgange will der Arzt vorbeugen. Wie es nun aber in solchen Schicksalsgeflechten geschieht, jagt gerade die Vorsicht den Feinden ihr Opfer in die Hände. Dies geht so zu. Julius, ungläubig und wild, hat den Oheim Mariens, seiner Geliebten, erschlagen und wird deshalb von den Dienern der Gerechtigkeit verfolgt. Um das Mädchen von dem Dränger zu befreien, beschließt der Arzt den Jüngling zu täuschen, gibt seiner Tochter einen Schlaftrunk und behauptet, sie sei gestorben. Julius will es nur glauben, wenn er die Todte sieht, und der Arzt verheißt ihm dies. Jetzt folgt eine vollständige Beschwörungsscene, die bei einem Haare unglücklich endigt, den betäubten Jüngling aber doch täuscht. Hierauf will sich Julius, nachdem er in einem langen Monologe des Weitesten über Gott, Ewigkeit u. s. f. gesprochen hat, ermorden; sein Diener, Robert, als Deus ex machina auftretend, verhindert ihn daran und verräth dem Betrogenen, daß Maria noch am Leben ist. Später wird diese Behauptung von Robert widerrufen und durch ein paar Zeilen, die Maria mit eigener Hand geschrieben, bestätigt. Mittlerweile ist Julius ergriffen worden und weil er auf keine Weise zu retten, gibt ihm der Arzt ebenfalls einen Schlaftrunk, den der Gefangene für Gift hält und trinkt. So entrinnt er abermals dem Tode und wird nun über die Grenze gebracht. Schon früher hat der Arzt seine Tochter entfernen lassen, er glaubt sie gesichert, da kehrt sein Diener mit der Nachricht zurück, daß eine plötzliche Krankheit die Weiterreise unterbrochen habe und das Mädchen sogleich wiederkommen werde. Julius streicht in der Gegend herum, und damit das Schicksal sich erfülle, müssen Beide einander begegnen. Der Jüngling setzt Maria zur Rede über ihren Tod und verlangt zu wissen, ob sie selbst oder der Vater die Schuld dieses Scheintodes trage. Maria, um den Vater zu retten, den Julius zu erstechen droht, nimmt schweigend die Schuld auf sich und Julius ermordet sie. Während sich die Sterbende mit ihrem Mörder noch über einige Dunkelheiten verständigt und ihn zur Reue bewegt, kommt der Arzt hinzu und ersticht Julius mit eigener Hand, und so behält denn doch der Astrolog Recht.

Wenn dies keine Schicksalstragödie ist, so gibt es keine. Wozu aber jetzt noch solche Jeremiaden? Wo ist in diesem Trauerspiel ein wahrhaft menschlicher Charakter, wo eine echte tüchtige Willensfreiheit? Julius ist nur eine Spektakelmensch, dessen ganze Wildheit in eitel stolzen Worten besteht, der Arzt ist ein närrischer Phantast, Theosophie haben wir in seinen Reden nicht finden können, und die alte Nachteule, die in der Gestalt von dem Vater des Arztes die Rolle der Weisheit spielen soll, eigentlich aber nur in den Zwischenscenen lamentabel krächzt und jammert, diese kann doch wahrhaftig für keinen Charakter gelten? In einem Drama verlangen wir tüchtige Menschen, die allein durch den Widerstreit ihres persönlichen Willens mit dem Leben zu Grunde gehen. Ein solcher Wille läßt dem Menschen seine volle individuelle Freiheit und erniedrigt das Leben nicht zum blinden Ungefähr, das sein Opfer verschlingt, weil es so bestimmt ist. Es gibt keine Bestimmung als in der Freiheit des menschlichen Handelns. Sein Thun allein ist sein Schicksal. Wenn aber ein paar Menschen, wie in diesem Trauerspiele, am blöden Schicksale sterben, wie sie sich auch dagegen sträuben, so wird dies lächerlich. Die Tragödie tritt aus ihren Grenzen heraus und verliert gänzlich ihre Bedeutung. Wir möchten solche Stücke am liebsten moderne Lamentationen nennen. Was hilft es uns, daß Pannasch, der sonst Talent genug besitzt, zierliche Verse drechselt, daß er den Dialog zu handhaben weiß, daß seine scenische Anordnung Lob verdient? Das Alles macht noch nicht den Dichter, das sind nur Sprossen, an denen der Poet den Parnaß zur Noth erklimmen kann. Pannasch hat früher bessere Sachen geschrieben, wie kommt es, daß er jetzt auf einmal wieder zu müllnern

anfängt? Und nun diese vermaledeiten Verse, die auf der Bühne im Munde der Schauspieler ganz und gar wie Rabengeschrei und Eulengekrächz klingen. Es ist, als hörte man von Anfang bis zu Ende den Uhu rufen, wenn man etwa liest:

Krankhaft im Gemüth geboren,
Schwärmerin, wie ihre Mutter,
Kann sie nie zur Ruhe kommen. —
Wie die Mutter — ? — und so keimten
Schon im Werden — im Entstehen
Unsre Freuden, unsre Wehen?
Und so erbten wir die Leiden,
Wie den Sinn für Lust und Freuden? —
Temperament — wie klingt das Wort
Doch so leicht und lustig fort!
Und im Temperament allein
Liegt nicht selten Glück und Huld —
Oder alle Lebensschuld.

Wäre dies wahr, dann brauchten wir keine Gerechtigkeitspflege mehr. Diebe, Räuber, Mörder, kurz, Verbrecher aller Art dürften sich nur auf ihr Temperament berufen. Und die Schlußworte des Dramas, die zugleich als Motto auf dem Titelblatte stehen:

Ja Ihr Alle seid gezogen
Auf dem Irrgang dieses Lebens!
Aus dem innern dunkeln Haus
Leuchtet uns ein Licht heraus:
Selbsterkenntniß heißt das Licht.
Laster — löscht das Lichtlein aus,
Tugend macht es heller brennen. —
Wollt das Räthsel Ihr erkennen —
Schaut nicht nach der Sterne Schein;
Schaut ins eigne Herz hinein!

Diese Worte sind wieder nicht wahr. Nicht die Sterne brachten Julius den Tod, auch nicht die vorgeblichen Irrgänge des Lebens, sondern ganz einfach der Irrgang des Dichters, der sich einbildete, es lasse sich aus solchen Wunderessenzen eine Tragödie erbauen. Darum ist auch seine Entschuldigung nur halbwahr, wenn er in den „Nachträglichen Bemerkungen" spricht: „Nur in einer Zeit, in welcher ein Jakob Böhme, ein Tycho Brahe lebte — in einer Zeit, die sich durch überreizten Forschungsgeist, durch Versuche, welche ins Geisterreich streiften, charakterisirte — wo Denker und Forscher von der festen Bahn des menschlichen Wissens abgingen und dagegen den lockern, bodenlosen Sumpfweg übermenschlicher Kräfte aufsuchten, nur in einer Zeit dieser Art waren Versuche zur Prüfung unauflöslicher Räthsel denkbar; und diese Zeit mit ihrem Horoskopstellen u. s. w. bildet die Grundlage dieser Tragödie." Wir haben hier nur zu erinnern, daß der dramatische Dichter nicht den ganzen Apparat einer solchen Zeit zu verwenden braucht, wenn es darauf ankommt eine Tragödie zu schaffen, denn die Tragödie duldet nun einmal keinen Geisterspuk und ähnliche Dinge, wenn sie die Rolle des Schicksals übernehmen sollen.

„Christine von Schweden", Drama in drei Aufzügen, nach van der Velde von W. Vogel, hat als Verarbeitung eines Romans zum Drama viele Verdienste. Die scenische Anordnung kann man vorzüglich nennen, der Dialog ist lebendig, frisch und überraschend, und die Hauptcharaktere, vornehmlich Christine, sind consequent durchgeführt. Die kokette, herrschsüchtige, eigenwillige, verliebte Königin kann nicht leicht besser gezeichnet werden. Vorzüge genug, um einem Drama auf der Bühne Erfolg zu sichern, der unsers Wissens diesem Stücke auch geworden ist. Könnte man nun in diesem Drama noch Poesie entdecken, so hätten wir hier einmal die seltene Freude, ein Bühnenstück mit vollem Recht beklatschen zu können. Den Inhalt des Dramas bildet die Neigung Christinens zu einem jungen Manne, Adolf v. Steinberg, der ihr bei einem Sturz ins Wasser das Leben gerettet hat. Der Junker, obwol von Christinens Liebreiz geblendet, von ihrer zärtlichen Vertraulichkeit verlockt, erwidert doch diese Neigung nicht, sondern bleibt seiner Geliebten, der Gräfin Ebba Sparre, Busenfreundin der Königin, treu. Ein Zufall läßt Christine diese Liebe entdecken, ihr Ungestüm macht sich in den heftigsten Drohworten Luft, den Liebenden steht sicherer Untergang bevor. Da siegt das gute Herz der Königin, sie vereinigt die Liebenden und entsagt dem Throne, um in unbeschränkter Freiheit fernerhin leben zu können.

Als fein angelegtes und mit gutem Humor durchgeführtes Lustspiel müssen wir „Worcester, oder Geist und Narrheit", von Dr. Franck, bezeichnen. Es gibt der guten Lustspiele in Deutschland so wenige, daß wir ein erträgliches schon bedeutend finden. Man hört oft als Grund dieses Mangels die Ungunst der Verhältnisse nennen, und wir wollen keineswegs leugnen, daß die beschränkte Freiheit des öffentlichen Lebens dem Lustspieldichter die Wahl glücklicher Stoffe und folglich seine Arbeit erschweren mag. Daran allein liegt es aber nicht. Es fehlt dem Deutschen vor Allem die Lebendigkeit der Auffassung, der Tic, einen Stoff so geistreich zu wenden, so spitzfindig spannend und doch natürlich die Fäden durcheinander zu flechten, daß aus diesem Ensemble allein schon ein Lustspiel fertig wird. Dr. Franck besitzt etwas von diesem Tic, den wir bei den heutigen Franzosen am ausgebildetsten sehen. Dieser „Worcester" ist eine ganz hübsche Leistung, wol die beste des Dichters. Wir vermissen nur hier und da die Leichtigkeit in der Verwickelung, den Übermuth der Laune, in welchen sich der Lustspieldichter von Rechtswegen ganz und gar einhüllen muß. Möglich, daß diese Mängel bei der Darstellung verschwinden, dem Leser fallen sie auf. Die Erfindung eignet sich vortrefflich zu einem Lustspiele. Worcester, ein Arzt, heftig und voller Eigenthümlichkeiten, die man im Leben Verrücktheiten zu nennen pflegt, ist verliebt in eine Schauspielerin, hat aber in einem Anfall seiner tollen Launen mit ihr gebrochen. Jetzt ärgert er sich darüber und behauptet auch wieder, recht gehandelt zu haben. Sein Freund le Clerc wirft ihm Mangel an Selbstkenntniß vor und räth ihm an, sich den Menschen mehr zu bequemen. Dies verdrießt Worcester, er fährt wüthend auf und verlangt in ein Narrenhaus gesperrt zu werden. Le Clerc nimmt ihm beim Worte und wettet, daß der Irrenarzt l'Avril ihn ganz bestimmt für verrückt halten und es dem berühmten Worcester unmöglich sein werde, seine geistige Gesundheit geltend zu machen. Worcester geht darauf ein. Ein Weinwirth Merluche, ein dummer Kerl, stellt Worcester vor, führt diesen als Kranken ein und l'Avril nimmt ihn als solchen auf. Der Irrenarzt, der an einer heilspiellosen Zerstreutheit leidet, entdeckt auf der Stelle an Worcester die Symptome eines unheilbaren Wahnsinns, kurz der Scherz kommt in den muntersten Gang. Merluche, obwol ganz ohne Bildung, imponirt gerade durch seine albernen Antworten dem Irrenarzte, und so muß denn Worcester zu seinem unsaglichen Verdrusse sich fort und fort als Tollen behandeln sehen, bis le Clerc das Räthsel löst. Die Verwickelung noch verwickelter zu machen, trifft Worcester seine geliebte Schauspielerin Dubois ebenfalls im Irrenhause und hält sie wirklich für wahnsinnig und zwar aus verschmähter Liebe, obwol sie die Anstalt nur zu dem Zwecke besucht hat, um die Rolle einer Wahnsinnigen auf der Bühne künftig besser spielen zu können. L'Avril wird vollkommen getäuscht, Worcester bleibt in des Arztes Augen bis zum Schlusse ein unheilbarer Narr, erhält aber zuletzt mit Melanie Dubois' Hand das Directorium über die Anstalt. Warum bemächtigen sich die Bühnen dieses Lustspiels nicht? Franck ist ein gebildeter, feiner, gewandter Kopf, der das Leben und die Menschen hinlänglich kennt, um bei nur einiger Aufmunterung dankbare Stoffe zu erfassen. Er greift seine Sujets stets mit Geschick an und in Wien, glauben wir, dürfte es ihm an Stoff nicht leicht mangeln. Dieser „Worcester" würde in kurzer Zeit auf allen Bühnen die Runde machen, setzte man auf das Titelblatt: „Nach dem Französischen des" u. s. w.

Endlich erhalten wir in diesem Taschenbuche auch noch den vielbesprochenen, in den Himmel erhobenen, vergötterten und dann

wieder mit Füßen getreten, als ein jämmerliches Machwerk geschmähten „Richard Savage, oder der Sohn einer Mutter", Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Gutzkow. Nur blinde Parteilichkeit, kleinlicher Neid oder Bosheit können behaupten, dies erste Bühnenstück Gutzkow's sei ein ganz verfehltes, elendes Machwerk. Gutzkow hat zu viel Verstand, um mit einem entschieden schlechten Producte vor ganz Deutschland zu debattiren; er ist aber auf der andern Seite wieder viel zu wenig Dichter, überhaupt zu wenig eigentlich productiver Kopf, um als Poet ein bedeutendes Product liefern zu können. Es ist viel entlehnt in diesem „Savage", nur die Benutzung des Entlehnten, die pikanten Situationen, die epigrammatische, treffende Sprache, der gewandte, von Geistesblitzen durchleuchtete Dialog gehören Gutzkow an. Man sage nicht, daß dies wenig sei, im Gegentheil, diese kräftige, ursprüngliche Sprache ist sehr viel. Sie schafft zwar kein neues Drama, aber sie reißt den Schauspieler aus dem Schlendrian heraus, in den ihn die schwammigen Verse und die zahme, dürre Prosa unserer bekanntesten Theaterschriftsteller eingewiegt haben. Dieser „Savage", dünkt uns, muß eiskalt lassen, wenn er von mittelmäßigen, wenig begabten Schauspielern dargestellt wird. Ref. kann von der Wirkung des Stücks auf der Bühne nicht urtheilen, da er nicht die Gelegenheit hatte, einer Aufführung desselben beizuwohnen. Gang, Sprache und Leben des Stücks sagen ihm aber, daß hier in den Hauptrollen jedem denkenden Schauspieler Gelegenheit gegeben worden ist, den Dichter zu suppliren, ohne ihm zu schaden. Darin, dünkt uns, liegt der dramatische Erfolg des „Savage", nicht im Stoff, und daß diese Feinheit in der Sprache und in Anlage der Charaktere Gutzkow geglückt ist, bekundet sein bedeutendes Talent. Den Stoff finden wir für ein Trauerspiel gar nicht glücklich, wenigstens ist die Wendung im Stück nichts weniger als anlockend. Ein Sohn, der seine Mutter sucht und in seiner Schwärmerei so weit geht, daß er mit unbeschreiblicher Innigkeit, ja fast mit Hundegeduld an einem so sittenlosen Weibe, wie diese Lady Macclesfield es ist, hängt, ein solcher charakterloser, unmännlicher Mann kann das Publikum nicht für sich einnehmen. Noch unbegreiflicher ist es, wie dieser Savage die vielen beleidigenden und seine Mutter schmähenden Bemerkungen des ironischen Steele so ruhig hinnehmen kann. Ein Kerl von Herz und Charakter müßte auf solche Bemerkungen nur mit Ohrfeigen antworten. Dadurch, daß er sich nach dem Ausrufe: „O, meine Mutter hat ein großes Herz!" sagen läßt: „Und einen so kleinen Ruf, daß freilich davon nicht mehr viel weggenommen werden kann. Höchstens müßte man vielleicht befürchten, du dürftest ihr als Liebhaber willkommener sein, denn als Sohn", und als Savage in seiner Schwärmerei von dem Glücke faselt, das er in der Einsamkeit ihres verborgensten Gemachs zu genießen gedenkt, Steele die lasamirende Bemerkung: „Falls du dies nicht von einem ihrer jüngern oder ältern Freunde besetzt findest", mit einem lauen: „Gerichtet nur zu!" hingehen läßt, verliert Lady Macclesfield schon vor ihrem Auftreten unsere Achtung und Savage sinkt zu einer charakterlosen Memme herab. Sein erstes Zusammentreffen mit der Lady rechtfertigt freilich Steele's Worte, allein das kann den unverschämten Spötter vor dem Sohne nicht entschuldigen. Wir geben jetzt in der Kürze den Verlauf des Stücks an und kommen später wieder auf unsere Einwürfe zurück. Der Dichter Savage hat Papiere aufgefunden, die unbestreitbar darthun, daß Lady Macclesfield seine Mutter ist. Er schwärmt nun in dem Vorgenuß des Glücks, das seiner wartet, glaubt bestimmt, die Lady werde ihn, den berühmten Dichter, mit offenen Armen aufnehmen und anerkennen. Steele, der Journalist, des Dichters Freund, macht seine malitiösen Glossen darüber, doch Savage läßt sich dadurch nicht stören, geht zur Lady und wird auf die herzloseste Weise zur Thüre hinausgewiesen. Im zweiten Act ist London bereits über die Grausamkeit der Lady empört, alle Welt hält Savage für ihren Sohn. Sie darf sich nirgend mehr sehen lassen, ohne sich Beschimpfungen auszusetzen. Lord Tyrconnel, ein abgedankter Liebhaber von Lady Macclesfield, kommt zu Steele und versucht diesen zur Unterstützung Savage's zu verlocken. Steele sagt weder ja noch nein, will sich aber erst dann ernstlich in die Geschichte mischen, wenn er den Dichter wirklich unglücklich sieht. Eine wunderliche Grille! Mittlerweile gibt Savage unermüdlich den geprügelten Pudel ab, steht Wache vor der Lady Palast, besticht die Bedienten, um sie nur vorbeikommen zu sehen, und was der Thorheiten mehr sind. Lady Macclesfield fährt ins Theater, wo ein Stück von Savage gegeben wird. Ein paar Lords freuen sich des skandalösen Handels in der Loge der Lady, diese wird vom Publikum beunruhigt und geht wüthend ab. In diesem Augenblick, wo das ganze Haus tobt, stürzt Savage herein, um die Bedrohte zu schützen. Viscount Marshall schmäht ihn, Gefecht, der Lord wird von Savage erstochen, welcher hierauf das Volk unter Beifallsjauchzen anredet und gefangen abgeführt wird. Im dritten Act finden wir den unglücklichen Dichter im Kerker, Steele tröstet ihn in seiner widerlich-brutalen Manier, Miß Ellen, die inzwischen die Königin gesprochen und für Savage gebeten hat, erwirkt seine Freisprechung. Unter dem Hurrah des Volks wird Savage aus dem Gefängnisse geführt. Der vierte Act schildert das glänzende Leben, das Lord Tyrconnel Savage bereitet. Ein Maskenball wird arrangirt, um Lady Macclesfield mit Savage zusammenzubringen und so eine Anerkennungsscene zu improvisiren. Die Lady läßt sich auf sehr plumpe Weise täuschen, da man sie in ein ihr ganz fremdes Haus führt, während sie bei einer bekannten Herzogin zu sein glaubt. Als sie den Irrthum bemerkt, ist es zu spät. Savage nennt sie Mutter, die Lady geht empört und ihm fluchend ab. Savage steht an den Grenzen des Wahnsinns. Im fünften Act ist der Dichter verarmt, ohne Wohnung, geistesirr. Er kehrt zuweilen bei einem Schneider ein, um sich zu wärmen und einige Verse niederzuschreiben. Die Frau des Schneiders ist die Amme Richard Savage's gewesen. Diese wird jetzt von Lady Macclesfield aufgesucht, während der Unglückliche eben wieder im Zimmer ist. Es ergibt sich, daß Savage wirklich ihr Sohn ist. Die Überraschung tödtet ihn unter dem Bedauern des herbeistürzenden Steele und Miß Ellen's.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Von dem berühmten Simonde de Sismondi erschienen im letztvergangenen Jahre in Paris der 22. und 23. Theil seiner „Histoire des Français", welche vornehmlich von der Regierung Heinrich's IV. und der Verwaltung des Cardinals Richelieu handeln. Die Verwaltung des Letztern insbesondere hat er mit der größten Genauigkeit und seinem wohlbekannten großen Talent dargestellt. Aber als eifriger Vertheidiger der Rechte der Menschheit hat er vielleicht das Herrschergenie dieses gewaltigen Ministers nicht genug gewürdigt. Sismondi sagt: „Die Politik Richelieu's war nicht ganz egoistisch; es war die eines Ehrgeizigen, nicht die eines Ränkemachers; es war Frankreichs Größe, die er sich vorsetzte: er wollte es mächtig und geachtet sehen; er wollte, daß dessen Einfluß sich über alle Theile der Welt erstreckte; er wollte es so hoch erheben, daß es vom Hause Östreich, seinem Nebenbuhler, nichts zu fürchten hätte. Um dieses Ziel zu erreichen, setzte er den Staatsgrundsatz über die Moral und die Religion, er suchte seine beständigsten Bundesgenossen unter den Mitgliedern einer Kirche, welche derjenigen, welcher er diente, entgegengesetzt war; er zog ohne Bedenken, ohne Gewissensbisse den Krieg, die Verheerung, die Hungersnoth und die Pest über die Völker von Europa herbei und er hatte sowol Ludwig XIII. als seine Höflinge und Generale und ganz Frankreich daran gewöhnt, in dieser verhaßten Politik nichts als Ruhmliebe zu sehen. Daher kommt, daß sein Andenken noch Ehrfurcht gebietet, und man denkt nicht daran, ihm etwas Anderes vorzuwerfen als die Strenge, welche er gegen einige Große, deren tragisches Schicksal die Blicke auf sich zieht, ausübte." B.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 165. — 14. Juni 1841.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1840.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 164.)

Dies die jetzige Gestalt des Dramas. Früher war der Schluß ein anderer, indem Lady Macclesfield den Dichter nicht für ihren Sohn anerkannte. Die Mängel des Stücks springen in die Augen. Bis zu Ende des dritten Acts wächst das Interesse, der Dichter weiß theatralisch zu schließen und durch die pikanten Situationen am Ende der Acte das Publicum in hoher Spannung zu erhalten. Dies gilt besonders vom Schlusse der beiden ersten Acte. Das erste Zusammentreffen Richard's mit seiner Mutter, der abweisende Stolz dieser, das epigrammatische Zwiegespräch: dies Alles ist sehr gut, sehr effectreich erfunden. Hier nur die letzten Worte:

Lady.

Was ist das? Welch' eine schändliche Betrügerei? Entfernen Sie sich — fort, augenblicklich!

Savage (aufstehend).

Mutter!

Lady.

Sie sind ein unverschämter Betrüger!

Savage.

Mutter, die Stimme der Natur!

Lady.

Die Stimme der Gesetze werde ich reden lassen — (eilt an den Tisch und klingelt).

Savage.

Mutter! (Ein Bedienter erscheint an der Thür.)

Lady.

Ruf' das Haus zusammen! (Bedienter winkt nach hinten!) Was hat man mit mir vor? (Zu den Dienern.) Daß dieser Herr nie wieder meine Schwelle betritt! (Zu Savage.) Elender! (ab.)

Savage.

Allmächtiger Gott! Ist es möglich?

Von gleich drastischer Wirkung ist der Schluß des zweiten Acts. Man wird erschüttert, wenn Savage, nachdem er Viscount, der Lady Schwager, erstochen hat, an die Brüstung der Loge tritt und zu dem versammelten Publicum hinausruft: „England! du willst mir Lorbern geben? Gib mir die Palme der Versöhnung, gib mir den Ölzweig des Friedens, den du mit meiner armen Mutter schließest. Kann mich eine Krone beglücken, deren Perlen die Thränen eines Weibes (?) sind. Kann mich ein Altar ehren, auf dem man mir eine Mutter opfert? England, die Unsterblichkeit, mit der du belohnst, wiegt nicht eine einzige Stunde des Elends auf, wenn du zürnst! Zürne nicht! Verzeihe der Mutter, um des Sohnes willen!" Der dritte Act hält sich durch Ellen's Gespräch mit der Lady, durch Steele's Unterhaltung mit Savage im Kerker, so widerlich auch die Worte des höhnischen Journalisten klingen, so tief sie jedes Herz verletzen müssen. Der vierte Act ist aber durchaus matt, die Maskerade, obschon nöthig, doch zu gewaltsam herbeigezogen, die ganze Anlage überhaupt zu plump. Wir begreifen nicht, wie Lady Macclesfield in diese Falle gehen kann. Und was soll man zu dem letzten Acte sagen? Savage, auf einmal aus seinen Himmeln gefallen, ist zum irrsinnigen Bettler herabgekommen, der bei einem Schneider um einen Tropfen Tinte betteln muß, um ein paar armselige Gedanken aufzuzeichnen. Wenn nun der Schneider keine Tinte hätte? würde Journalist Steele sagen. Wie ist es möglich, daß man den Unglücklichen sich so lange selbst überlassen kann? Daß sich nicht einmal sein Busenfreund Steele, der doch weiß, wie es mit ihm steht, um ihn kümmert? Und nun diese schnelle Bekehrung der Mutter, die jetzt ganz ebenso ex abrupto kommt wie Richard's Tod. In der That, hier begreifen wir Gutzkow ebenso wenig wie in den spitzgefeilten Reden des armen Dichters, wenn er Betrachtungen über sich selbst anstellt. So eigenthümlich die Sprache, so gekünstelt ist sie auch. Das ist ein fortwährendes Jongleurspiel, das Gutzkow vor uns aufführt. Es blitzt und funkelt Alles und doch hat man nichts davon als das Ergötzliche des Anblicks. Ein anderer Mangel, der äußerst fühlbar wird, ist das fehlende Element der Liebe, das diesem eisigkalten, liebelosen Drama vorzüglich Noth gethan hätte. Man führe uns als Entgegnung ja nicht Miß Ellen's Verhältniß zu Savage an. Dies Verhältniß ahnt man nur, es ist so unreif, so kühl, so mit Verdruß eingeschachtelt, daß es weder erwärmen noch interessiren kann. Man kann sogar versucht werden, die für Savage bittende Ellen als bloßen Einfall einer hübschen Schauspielerin anzusehen. Der gelungenste Charakter ist ohne Frage Steele. Jeder Zoll an ihm ist ein Journalist und zwar einer von jener Sorte, in deren Augen Alles, sei es nun heilig oder profan, nur Stoff für einen Journalaufsatz ist. Steele ist der Absud der modernen Journalisten und offenbar Gutzkow's Lieblingsfigur. Ihm legt er Alles in den Mund, was er über Welt, Menschen, Literatur u. s. f. zu sagen hat. Steele weiß das mit Leichtigkeit an den Mann zu bringen. Dieser galante Grobian nun soll der Freund Richard's sein, bewährt sich auch als solcher, und doch, wie behandelt er seine Mutter, wie tractirt er den armen Poeten! Vielleicht hält Gutzkow diese Sprechweise für Humor und muthet Savage zu, sie ebenfalls dafür hinzunehmen. Savage muß aber ein Stock sein, oder ein guter, dummer Teufel, wenn er sich Tröstungen, wie folgende im Kerker, von Steele gefallen läßt.

Steele.

Nun, (bei Seite) ich muß ihn zerstreuen — du wirst doch noch immer nicht gehängt. Sieh einmal, ich bemitleide dich und mich, daß du uns aus der Stickluft Londons entführt wirst; aber Botany Bay, mein Freund, (bei Seite) ich muß ihn zu trösten suchen — verlohnt wirklich einmal ein gründliches Studium. Für mein Journal ist es mir ungeheuer viel werth, dort einen Correspondenten zu haben. Nimm an, der Zustand unserer Colonie soll schauderhaft sein, die Gouverneure saugen ihnen, hungriger als die Spanier in Mexico, das Blut aus, kein Schutz der Gesetze, keine Hülfe beim Parlament

ist für die unglücklichen Bewohner derselben gegeben. Alles geht durch den Gouverneur, die Beweisführung und der Hülferuf des Klägers durch die Hände des Beklagten — das muß einmal ans Tageslicht, da kann ich, wenn ich ins Parlament komme, drei Ministerien mit in Schach halten. Und wie lange wirst du dort bleiben? Du kommst mir Joë wie Portwein; er wird erst gut, wenn er mal die Linie passirt hat.

Sei damit einverstanden, wer da wolle, wir können es nicht billigen, so willig wir die consequente Durchführung des Charakters anerkennen. Über Savage haben wir schon gesprochen. Er ist in unsern Augen ein schwacher, gutmüthiger, eingebildeter Schwärmer. Männlichkeit steckt wenig in ihm, und er würde ohne Interesse an uns vorübergehen, hätten ihn nicht die pikanten Situationen. Diese sind die eigentliche Seele des Stücks. Am Helden selbst ist nichts verloren. Wenn er nicht schwärmt, so raisonnirt er, und geht ihm dabei auch der Athem aus, stellt er geistreiche Betrachtungen über sich selbst an, die nur zu geschraubt sind, um treffend genannt zu werden. Kein halb Wahnsinniger spricht zu sich: „Gut gelebt hab' ich! Geboren in der Stille, heimlich, mit bösem Gewissen der Ältern, wie ein Diebstahl begangen wird; geboren so niederträchtig schimpflich, wie ein Sprachfehler (!!!), über den man roth wird, wie eine Null, die der Knabe beim Rechnen vorn statt hinten ansetzt." In der That, sehr spitzfindig, aber sehr unnatürlich. Wir könnten noch viele ähnliche Stellen ausheben, hätten wir nicht schon zu lange bei diesem Drama verweilt. Das Aufsehen, das es eine Zeit lang erregte, und das unableugbar große Talent, dem es seine Entstehung verdankt, berechtigten uns dazu. Gutzkow hat seitdem wieder zwei Stücke auf die Bühne gebracht: „Werner", und vor kurzem „Patkul". Auch über diese sind die Stimmen getheilt. Nach „Richard Savage" zu urtheilen, könnten wir in Gutzkow einen bedeutenden dramatischen Dichter erwarten, stände nicht zu besorgen, daß er sich den Anfoderungen der heutigen Bühnenkünstler zu bereitwillig hingeben dürfte. Unparteiische Stimmen sprechen dies wiederholt aus. Gutzkow's „Savage" ist ein interessanter, kein glücklicher Wurf. Als Kunstwerk ist dieses Trauerspiel sehr unbedeutend, als Situationsstück, überhaupt als ein Versuch, ohne große Gefühlserregung nur durch die Tragik der Scenerie, der pikanten Composition, der Epigrammatik der Sprache genau die Wirkungen einer wahrhaften Tragödie hervorzubringen, kann es blenden und verblenden. Gutzkow hat damit gezeigt, was er kann, jetzt zeige er einmal, was er weiß und soll.

Die colorirten Bilder sind keine Zierden des Buchs. Das Portrait von Pannasch steht dem Titelblatte voran. Es ist sauber gearbeitet und scheint getroffen zu sein. Den Beschluß des Taschenbuchs macht eine etwas breit und schwerfällig geschriebene Abhandlung: „Die dramatische Literatur und das Theater der Deutschen" u. s. w., von C. Reinhold. Neues erfahren wir darin nichts, es ist großentheils das Alte nur wieder neu aufgewärmt. Schiller, Goethe, Kleist u. A. werden ausführlich zum hundertsten Male gerichtet. Die Absicht des Verf. dabei ist, unsere Zeit vor dem Vorwurfe des Epigonenthums zu schützen.

2. Dramatischer Salon. 1841. Von Alexander Cosmar. Berlin, Klemann. 16. 1⅓ Thlr.

Drei französische Lustspiele, nicht eben von der ersten Sorte, bilden nebst einem Schwank, der auf deutschem Boden gewachsen sein mag, den Inhalt dieses Büchleins. Es läßt sich von diesen Übertragungen oder Bearbeitungen nicht viel Gutes sagen. Die Literatur, in die man sie mit Gewalt einschmuggeln will, hat mit so loser Waare von Rechtswegen nichts zu thun. Man sollte, hätte man noch einige Scheu vor der Literatur, Sachen von so untergeordnetem Werthe dem Theater allein überlassen. Nur dort erfüllen sie ihren Zweck. „Molière als Liebhaber", Lustspiel in zwei Acten nach Colomb, zeigt uns den berühmten Lustspieldichter als begünstigten Nebenbuhler zweier Lüstlinge, die begütert und einflußreich sind. Seine Geliebte, eine Schauspielerin, läßt den Dichter einige Zeit ungewiß über ihre Neigung. Molière will sie auf die Probe stellen und läßt sich zu diesem Behufe scheinbar Schulden halber verhaften. Die Schauspielerin opfert Alles, um den Geliebten zu befreien. Die lüsternen Nebenbuhler werden abgewiesen, der Dichter triumphirt. „Die Getrennten", Lustspiel in einem Act, frei nach Arvers und Davrecourt. Ein paar Eheleute leben wie Hund und Katze und haben sich durch Übereinkunft stillschweigend getrennt. Ihre Tochter will heirathen, und da es doch nothwendig wird, über diesen Fall sich zu besprechen, kommen die beiden feindlichen Hälften interimistisch zusammen. Das Kind soll nichts von der Zwietracht seiner Ältern erfahren, damit es keinen Abscheu vor der Ehe bekommt. Der Zufall führt einen Jugendfreund des Mannes herbei, dem man das leidige Verhältniß ebenfalls verbergen will. Dadurch leitet sich die Versöhnung der Eheleute ein und die bereits der Lösung nahe Verbindung der Tochter wird geschlossen. „Mädchen und Frau", Lustspiel in zwei Acten, frei nach Dartois, zeichnet sich durch seine Langweiligkeit aus, gewiß ein außergewöhnliches Verdienst bei einem Lustspiel. Den Beschluß macht „Der Gemahl an der Wand", Schwank in einem Act. Inhalt: Ein junger Mann, verarmt, von Gläubigern verfolgt, aber hübsch und keck, kommt durch sein eigenes Portrait, das ein junges Mädchen auf dem Trödel gekauft hat und das sie benutzt, um ihre Freier, denen sie nicht gewogen ist, abzuweisen, zum Besitz dieses liebenswürdigen Mädchens. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß diese Stückchen sammt und sonders aufgeführt worden sind, und zwar mit Beifall, was uns immer kopfscheuer macht und uns leider täglich deutlicher erkennen läßt, daß trotz unserer echauffirten Schreier das Drama immer tiefer sinkt.

3. F. A. von Kurländer's dramatischer Almanach für das Jahr 1841. Fortgesetzt von C. W. Koch. Einundvierzigster Jahrgang. Leipzig, Baumgärtner. 12. 1½ Thlr.

Abermals vier den Franzosen entlehnte Dramen, an denen wir nichts eigenthümlich finden, als hier und da das Raffinement. Um mehr Raum für die Besprechung deutscher Originalien zu gewinnen, erwähnen wir diese Bastarde, denn das sind sie durch das unglückliche Germanisiren geworden, nur beiläufig. Es wird ihnen damit ihr volles Recht. „Der Student und die Dame", Lustspiel in zwei Acten nach dem Französischen der Hrn. Scribe und Melesville von J. F. Castelli. Ein Student liebt ein Bürgermädchen, erhält aber von Zeit zu Zeit auch Besuche von einer sehr vornehmen Dame, was die Geliebte eifersüchtig macht. Das Verhältniß ist schon der Lösung nahe, da ergibt sich, daß die reiche Dame die Mutter des Studenten ist. Eine lustige Heirath bleibt zu hoffen. „Qualen des Wahnes", Schauspiel in zwei Acten, frei nach Scribe von C. W. Koch. Hrn. Koch's Talent liegt uns noch vom vorigen Jahre her in den Gliedern. Auch diesmal unterscheidet sich sein Geschmack radical von dem unserigen. Was er für ein gutes Schauspiel hält, nennen wir ein modernes französisches Quälstück, denn alle psychologische Wahrscheinlichkeit mangelt. Ein reicher Mann behandelt seine Tochter mit wahrem Abscheu, ohne ihr den Grund dieser Behandlung wissen zu lassen. Ein Freund bewegt ihn endlich zum Reden, und so erfahren wir denn, daß der melancholische finstere Mann der Meinung lebt, seine Tochter sei das Kind eines Andern, was sich als unwahr erweist. Schließlich Versöhnung und Heirath. Noch schlimmer geht es zu in „Diana von Chivri", Drama in fünf Acten nach Friedrich Soulié von C. W. Koch. Soulié's zweite Seele ist die Nothzucht. Eine Nothzucht wird demnach auch in diesem Drama zum Hebel der Ereignisse benutzt. Diana von Chivri ist entehrt worden, angeblich von Leonhardt von Asthon. Das Mädchen ist blind und kann daher ihren Verführer nur an der Stimme erkennen. In Folge dieses Frevels beschließen ihre Brüder Rache an dem Elenden zu nehmen. Sie treffen mit Asthon zusammen, zwei davon bleiben im Zweikampfe. Nun kommt die ganze abscheuliche Geschichte vor das Geschworenengericht. Als Diana die Stimme Asthon's vernimmt, bekennt sie, daß dieser nicht ihr Verführer sei. Leon-

hardt trägt Diana seine Hand an, um ihr einigen Ersatz für den Tod der Brüder zu geben. Es ergibt sich, daß ein Anderer das scheußliche Verbrechen begangen hat. Dieser erliegt noch während der Gerichtsverhandlungen dem Degen des letzten übriggebliebenen Bruders von Diana, die nunmehr wirklich Asthon's Gattin wird. Wir halten es für unnöthig, uns des Weitern über diesen Stoff auszulassen, nur können wir nicht begreifen, wie es möglich ist, derartige Gegenstände aufs Theater zu bringen, ohne vor sich selbst zu erröthen. „Hans Michel", Lustspiel in einem Act nach Bayard von Koch, fanden wir zu langweilig, um es durchzulesen. Ist dies schon nicht ganz gewissenhaft gehandelt, so glauben wir diesen kleinen Frevel doch schon deshalb verantworten zu können, weil wir dadurch unsere Leser nicht mit der Anzeige eines schlechten Stücks zu langweilen brauchen. Für ein künftiges Jahr wünschen wir Hrn. Koch aufrichtig bessere Materialien zur Versorgung seiner Garküche.

4. Dramatisches Vergißmeinnicht auf das Jahr 1841 aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt von Theodor Hell. Achtzehntes Bändchen. Dresden u. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr.

Th. Hell, der Nestor unter dem Heere der Übersetzer, zeigt wenigstens Takt in der Wahl der Stücke, die er nach seiner blumenreichen Phrase „aus den Gärten des Auslandes nach Deutschland verpflanzt". Man kann dem Herausgeber unmöglich bös werden, sein gemüthliches „Vergißmeinnicht", das er zutraulich wie ein Blumenmädchen aller Welt anbietet, muß Beachtung finden. Zartes Vergißmeinnicht, bescheidenes Blümchen, wie würdest du erröthen, wüßtest du, was für unsaubere Geschichten man mit deinen zarten Blättern bedeckt! Die Blumen sind aber geduldig wie das Papier, sie fühlen nicht, obschon sie glänzen, blühen und verwelken, und so lassen sie sich ebenso misbrauchen wie das Papier. „Sei uns willkommen, Hell'sches Vergißmeinnicht!" können wir nicht sagen, „aber, komm, laß dich betrachten!" das dürfen wir ihm schon zurufen. Es enthält ein interessantes Lustspiel „Der Mulatte", in drei Aufzügen, nach Melesville und Beauvoir, das auf allen Bühnen entschiedenes Glück gemacht hat. Wie alle französische Schauspiele von Werth zeichnet sich auch dieses durch die äußerst geschickte und spannende Verwickelung aus. Was die Leute dabei sagen, ist nur Beiwerk, nur Kitt, um die Bausteine, die Spalten und Risse des Planes zu verkleben. Die Pointe, die Ver- und Entwickelung liegt immer in den Situationen. Thut der Charakter noch etwas dazu, so ist es gut, die Franzosen arbeiten nicht schlechtweg darauf hin. Dies Lustspiel nun, ohne Zweifel eins der besten, das neuerdings geschrieben worden ist, enthält die Schicksale eines abenteuerlichen, kecken, ritterlichen, liebenswürdigen Mulatten, der unter dem Namen „Ritter von Saint-Georges" in Paris das größte Aufsehen erregt, der gesammten Frauenwelt den Kopf verdreht, überall als Sieger auftritt. Er ist ein von S.-Domingo entlaufener Sklave, wie sich späterhin ergibt, der in Frankreich die Tochter seiner ehemaligen Herrin als Witwe und Gräfin von Presle wiederfindet. Beide liebten sich und lieben sich noch, und Alles, was nun in dem Stücke geschieht, dreht sich um die Erlangung der schönen Witwe, die mit dem geckenhaften Baron von Tourvel, Sohn des Herrn von Boulogne, verlobt ist. Diesen Tourvel um die Braut zu prellen, ist Zweck und Ziel des Mulatten. Die Einfälle, die er zu diesem Behufe hat, sind prächtig, am glücklichsten aber ohne Zweifel der, wo er den Baron in die Kutsche prakticirt, die ihn (den Mulatten) in die Bastille bringen soll. So gewinnt der Ritter freien Spielraum, um sich der jungen Witwe zu entdecken. Zu gleicher Zeit führt aber dieser kecke Übermuth auch seine Entlarvung herbei und das Stück nimmt von nun an eine fast tragische, ja empörende Wendung. Saint-Georges fodert den Baron zum Zweikampfe, Tourvel's Vater will diesen Ausgleich nicht gestatten und muß, um den Mulatten davon abzubringen, diesem das Geständniß ablegen, daß er, Boulogne, sein Vater, der Baron Tourvel sein Bruder sei. Was diesem Geständnisse folgt, ist zwar sehr tief gefühlt und wahr, allein es empört doch auch gegen diesen Schuft von Vater, der sein Kind im Mutterleibe der Sklaverei hingibt, um sich einer Last zu überheben. Hier haben die Poeten die Grenzen des Lustspiels gänzlich überschritten. Es streift hart ans Trauerspiel. Daß es dennoch ein glückliches Ende nimmt, kann nicht entschuldigen, zumal, da dies Ende, so erwünscht es sein mag, nicht befriedigt, nicht versöhnt. So dicht nebeneinander, wie hier, darf der Dichter Tragisches und Komisches nicht rücken, ohne sich selbst zu prostituiren. Aber die Herren Franzosen arbeiten nur auf den Effect hin, und weil sie wohl wissen, daß sie dadurch großer Erfolge gewiß sind, ohrfeigen sie links und rechts alle Aesthetik. Was ist die Folge davon? Daß auch die Deutschen, um nur einigermaßen beachtet zu werden, sich ähnliche Sünden zu Schulden kommen lassen. Die andern beiden Dramen dieses Bändchens: „Der Verbannte", Drama in fünf Aufzügen, nach Soulié und Dehay, und „Ein Gewissensfall", Schauspiel in drei Aufzügen, nach Lafont, beide bearbeitet von Th. Hell, verschwinden neben diesem Stück. Pikant sind sie aber auch, pikant bis zum Unerlaubten. Im erstgenannten Drama will eine junge Frau, deren erster Mann im Kriege geblieben sein soll, einen jungen Grafen heirathen. Am Tage der Hochzeit kommt ihr noch lebender Gatte zurück, es folgt eine raffinirte Scene auf die andere, seine Gattin will mit ihm fliehen und doch auch dem Grafen angehören, der sie liebt. In dieser Doppelquälerei martert uns das Stück fünf Acte hindurch und die Verwickelung löst sich nur dadurch, daß die von zwei Männern begehrte junge Frau Gift nimmt. Der „Gewissensfall" beschäftigt sich wieder mit einer Nothzucht und den daraus hervorgehenden Folgen. Es ist erstaunlich, wie reich die französische Literatur an fleischlichen Verbrechen ist! Entweder müssen sie in Frankreich so häufig sein, daß die Schriftsteller wider Willen zu Behandlung solcher Stoffe gedrängt werden, oder es muß zum guten Ton gehören, in dem vielleicht sittlicher gestalteten Gesellschaftsleben die Sünde, die Frivolität und die Schamlosigkeit als gaumenkitzelndes Dessert aufzutischen. Wie dem auch sei, der Geschmack an solcher Kost ist nicht zu loben, am wenigsten aber nachzuahmen.

5. Theater von Karl Blum. Zweiter Band. Berlin, Schlesinger. 1841. 8. 1⅓ Thlr.

Über den Inhalt dieses Buchs brauchen wir nichts zu sagen. Die beiden Dramen, die es uns bringt, haben wir schon im verflossenen Jahre bei dem von demselben Verf. herausgegebenen „Theateralmanach" besprochen. Es enthält das Schauspiel „Die Herrin von der Else" und das Lustspiel „Ich bleibe ledig".*) Unsere Ansicht über den Verf. und seine Verdienste als Bühnendichter haben sich zeither nicht verändert. Wir verweisen daher auf jenen Artikel und erlauben uns hier nur zu bemerken, daß es uns doch etwas verwegen erschienen ist, ein und dieselben Arbeiten in zwei verschiedenen Büchern innerhalb eines Jahres Wort für Wort wiederabdrucken zu lassen. Kommt der Verleger dabei auf seine Rechnung, so kann es uns gleich sein, der Autor befindet sich vermuthlich besser dabei als das Publicum, das auf diese Weise leicht hintergangen werden kann.

6. Original-Beiträge zur deutschen Schaubühne. V. Dresden u. Leipzig, Arnold. 1841. 8. 2⅔ Thlr.

Die hohe Verf. beschenkt uns hier abermals mit drei Bühnenstücken in jener an ihr schon gewohnten belehrenden, zuweilen sogar moralisirenden Manier, die sich in kurzem ein so großes Publicum und einen bleibenden Werth auf der Bühne gewonnen hat. Eine allgemeine Charakteristik von der Dichtweise unserer Prinzessin haben wir früher schon gegeben. Sie ist sich auch in diesem Drama gleich geblieben. Nur vermissen wir die frühere Frische, die anziehende Lebendigkeit und die schöpferische Kraft in den vorliegenden Producten. Hier zeigt sich nirgend eine Neugestaltung des Stoffs, nur Variationen, aber schwache,

*) Vergl. Nr. 126 d. Bl. f. 1840. D. Red.

matte Variationen eines ursprünglich glücklichen Themas klingen an unser Ohr. Wir werden nicht mehr innig bewegt, nicht ergriffen, nicht fortgerissen. Dies ist ein Übelstand, dem schwerlich auf andere Weise als durch ein minder rasches Produciren abzuhelfen sein möchte. Schon in den besten Productionen der königlichen Dichterin entdeckten wir nicht die Weihe der Poesie, die wir bei dramatischen Arbeiten doch zu fodern berechtigt sind, allein ein Anhauch davon, ein leises Flügelwehen des Genius ahnten wir heraus. Diesmal ist auch dieser poetische Duft verschwunden. Hier ist Alles nackte Prosa, und bringt diese noch poetische Wirkungen hervor, so kann nur eine sehr glückliche Darstellung einen wesentlichen Mangel durch die belebende Zauberkraft der Kunst ersetzen. „Die Unbelesene", Lustspiel in vier Aufzügen, schildert die abhängige Stellung eines Mädchens von ihrem geizigen Vormund, der den Entschluß gefaßt hat, seine Mündel ihres Vermögens halber zu heirathen, und sie zu diesem Behufe möglichst beschränkt erzieht. Das Mädchen ist auch damit zufrieden, weil es an nichts Besseres gewöhnt ist. Als sie nun aber einen Mann kennen lernt, der Geist, Kenntnisse und Liebenswürdigkeit in sich vereinigt, und die Schliche und Kniffe des alten Vormundes offenkundig werden, sodaß er seine Verbindung mit Sophie von selbst aufgeben muß, wählt diese nicht den ihr zugeführten Bräutigam, sondern bestimmt sich trotz ihrer Unbelesenheit für den Gelehrten. „Die Stieftochter", Lustspiel in vier Aufzügen, biegt fast ganz in das hergebrachte Gleis der Verf. ein. Katharina Eichler, die Stieftochter des Baron Wilden, opfert ihr Vermögen, um die dummen Liebhabereien ihres Stiefvaters zu befriedigen. Darüber wird dieser bankrott, und als er sich nicht mehr zu retten weiß, soll eine Bildergalerie, in die er ungeheuere Summen gesteckt hat, dem Mangel abhelfen. Dabei kommt nun an den Tag, daß der Baron lauter werthlose Wirthshausschilder und anderes nichtsnutziges Gerumpel für echte Rembrandt, Giulio Romano, Van Dyk u. A. angekauft hat. Die Stieftochter hat diese Ankäufe großentheils geleitet, sogar begünstigt, über sie bricht also das Donnerwetter los, die es denn auch gelassen über sich ergehen läßt. Der Baron muß, um den Gläubigern zu entfliehen, mit seiner Familie auf ein nahes Landgut ziehen, das ein Freund und Rechtsanwalt von ihm zu diesem Zwecke wohnlich hat einrichten lassen. Dem Herrn Baron und seinem verzogenen Töchterlein Thekla, einem vollendeten, koketten Stadtpüppchen, kommt dies sauer genug an; wie es sich nun aber ergibt, daß dies Landgut nebst allem Zubehör ihm selbst (dem Baron) gehört, indem die kluge Vorsicht der Stieftochter und die väterliche Sorgsamkeit des Rechtsanwalts die angeblich für Gemälde verausgabten Summen zum Ankauf dieses Besitzthums verwendet haben, geht der Alte in sich. Dank und Rührung überwältigen ihn und Tochter und Stieftochter kommen beide zu ihrem Recht, d. h. zu einem Manne. Ist in diesen Lustspielen, vornehmlich in dem letzten, eine gefällige Erfindung, eine leichte Verwickelung, eine gehaltene Charakteristik und sprachliche Gewandtheit, namentlich im Dialoge, anzuerkennen, so müssen wir in dem Schauspiel „Pflicht und Liebe", das diesen Band schließt, nicht allein den Mangel dieser Vorzüge, sondern auch das allzu sichtliche Hinarbeiten auf eine moralisirende Tendenz tadeln. Der Schauspieldichter soll auf die Moralität wirken, doch nur auf künstlerischem Wege; was darüber hinausliegt, gehört in das Bereich des Lehrers. In dem genannten Schauspiel will zwar die Verf. durch Darstellung verwickelter Lebensverhältnisse der Kunst ihr Recht widerfahren lassen, diese Verhältnisse selbst sind aber schon so künstlich erfunden, daß es schwer sein dürfte, dem Publicum Glauben dafür abzugewinnen. Die Behandlung dieses Stoffes erheischt Kräfte, die dem weiblichen Geiste von der Natur versagt worden sind. Hier der Inhalt. Der Minister eines Fürsten will ein junges Mädchen ohne Stand und Namen ehelichen. Julie ist die Tochter des frühern Ministers, welcher durch die Intriguen des gegenwärtigen Ministers gestürzt und von dem Fürsten verbannt worden ist. Am Tage der Hochzeit kommt der Verbannte als Bettler zurück, entdeckt sich der Tochter als ihren Vater und Julie weigert sich, dem fungirenden Minister ihre Hand zu reichen, ohne doch den Grund dieser Weigerung anzugeben. Der Fürst wird von dem Handel unterrichtet, der verbannte Minister beweist seine Unschuld, er erhält seine frühere Stellung wieder und sein Gegner dankt freiwillig ab, indem er sich schuldig bekennt. Er will auch seiner Braut entsagen, allein der Fürst, die Reue ehrend und dem Frevler verzeihend, legt Julien mit Beistimmung des Vaters in die Arme seines verabschiedeten Freundes. Aus diesem Stoffe war viel zu machen, die hohe Verf. hat nur ein Rührspiel zu Stande gebracht, das, wie gesagt, zu trocken moralisirend verläuft, um wahrhafte Theilnahme zu erwecken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notizen.

John Kitto, Verfasser des unter dem Titel „*Pictorial* bible" von Charles Knight und Comp. verlegten Bibel-Commentars, nähert sich der Beendigung seines großen Werkes über Palästina. Es wird in 18 Monatsheften erscheinen und der Verfasser für jedes Heft von demselben Verleger 70 Guineen erhalten, ein Beweis, daß ungeachtet der Walter Scott'schen Wahrheit: „Schriftstellerei ist eine lahme Krücke, aber ein fester Stab", es doch noch Buchhändler gibt, welche das Verdienst nicht allein würdigen, sondern auch belohnen. In seinem elften Jahre verlor Kitto durch einen Fall das Gehör. Dennoch ist er viel gereist, hat in Bagdad die traurige Zeit durchlebt, wo Pest, Krieg, Hungers- und Wassersnoth die Stadt der Khalifen verödeten, und während seines Aufenthalts im Orient durch Beobachtung und Vergleichung die reichen Materialien zu seinem Bibel-Commentar gesammelt. Dieses Werk erfreut sich in England einer so vielseitigen Beachtung, daß der Verleger einen, von den künstlerischen Illustrationen getrennten Abdruck veranstaltet hat, während die „Pictorial bible" selbst in verschiedenen Formaten verkauft wird.

Die bekannte Verlagshandlung der Herren Blackwood zu Edinburg hat in London, Straße Pall-Mall, ein Zweiggeschäft etablirt und will daselbst ebenfalls nur Originalwerke herausgeben. 74.

Literarische Anzeige.

Aus dem Verlage des Herrn **Heinrich Hoff** in Mannheim habe ich nebst Verlagsrecht übernommen und ist jetzt von mir zu beziehen:

Denkwürdigkeiten
und
vermischte Schriften
von
K. A. Varnhagen von Ense.
Erster bis vierter Band.
Gr. 8. Geh. 9 Thlr.

An die im Jahr 1837—38 erschienenen vier Bände dieser Denkwürdigkeiten schließt sich
die neue Folge,
deren erster Band (1840) 2½ Thlr. kostet, das ganze aus fünf Bänden bestehende Werk daher 11½ Thlr.

Leipzig, im Juni 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 166. — 15. Juni 1841.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1840.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 165.)

7. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Zwanzigster Jahrgang. Berlin, Vereinsbuchhandlung. 1841. 8. 1⅔ Thlr.

Nächst den „Dramatischen Originalien" von Dr. Frank ist das „Jahrbuch" von Gubitz, dem Gehalt der mitgetheilten Dramen nach, jedenfalls das werthvollste. Schon daß es nur deutschen Dichter seine Blätter öffnet, verdient unter den jetzigen Umständen Anerkennung. Ein deutsches Talent ist beinahe immer gänzlich verlassen, das dramatische Talent unter allen am verlassensten. Wie schwer es fällt, die Aufmerksamkeit der Bühnendirectoren auf sich zu lenken, wissen Alle, die je einmal auf den Gedanken kamen, für die Bühne zu schreiben, und wie beinahe unmöglich es ist, ein Drama von wirklich dramatischem Werth dem Drucke zu übergeben, ohne noch bedeutende Geldopfer zu bringen, ist allen einigermaßen in die Literatur, in ihre Leiden und Freuden Eingeweihten zur Genüge bekannt. Was soll nun ein strebendes Talent beginnen, wenn ihm die Bretterwelt verschlossen bleibt und der nur auf vielen und schnellen Verdienst speculirende Buchhandel sich weigert, bei der Frucht eines schaffenden Geistes Pathenstelle zu vertreten? Verstummen, ist und bleibt gewöhnlich der letzte, traurige Ausweg. Hr. Gubitz scheint seit einiger Zeit meist nur deutsche Talente berücksichtigen zu wollen. Hier nur Gutes oder gar Bedeutendes zusammenzutragen, kann als etwas Unmögliches nicht gefodert werden. Auch dieser Jahrgang bringt nicht blos Lobenswerthes, das Mittelmäßige herrscht hier, wie überall, allein die gebotenen Gaben zeugen sämmtlich von Talent, und renommirte Namen bilden eine geschlossene Phalanx. Eduard Devrient eröffnet mit seinem funfactigen bürgerlichen Schauspiel „Verirrungen" den Reigen. Wiederholte Aufführungen haben diesem Drama einigen Ruf verschafft, die Kritik hat es nicht unterlassen, Kluges und Superkluges in den gelesensten Blättern darüber auszusprechen, allzu bestochene Richter wollten sogar Shakspeare'sche Elemente darin wittern. Wir haben durchaus keinen Shakspeare'schen Geist darin entdeckt, was dem Stücke auch keinen Abbruch thut. Unsere Zeit bedürfte vielleicht eines Shakspeare, nur fehlt ihr das scharfe Gepräge, um sich Shakspearesch handhaben zu lassen. Devrient wollte ein bürgerliches Schauspiel geben. Verstand er darunter das Ausmalen bürgerlicher, klein- und großstädtischer Verhältnisse, die Schilderung des Gebahrens, des Ringens, Strebens und Schürzens im Kreise der rangsüchtigen Beamtenwelt, und das Charakterisiren des abgeschmackten, geschwätzigen, herz- und geistlosen Complimentirens der Räthe X. mit den Räthinnen Y., so ist ihm dies vortrefflich gelungen. Die Gespräche, das Geklatsch und Geträtsch dieser Banquiers, Geheimeräthe, Tribunalräthe, Hofräthe und ihrer respectiven Ehehälften sammt Anhang ist in seiner kolossalen Absurdität classisch. Aber es langweilt auch, es verlängert nutzlos die Handlung, es lähmt sie und quält nebenbei den Zuschauer. Hr. Devrient hätte sich kürzer fassen sollen. Nur durch ein Zusammendrängen der Sprache kann sein Dialog gewinnen und wirken, dies Zerfaserungs- und Ausbrieselungssystem seiner Gedanken zerstört zum Theil seine besten Intentionen. Gehen wir nun speciell auf den Inhalt des Stücks ein, so glauben wir dem Verf. nicht Unrecht zu thun, wenn wir behaupten, daß die Fehlerhaftigkeit des Ganzen dem Drama seinen Erfolg gesichert habe. Das kann seltsam klingen, und dennoch ist es wahr. Das deutsche Publicum will im Schauspiele gequält sein; je mehr es mit dem Helden oder der Heldin auf der Bühne gefoltert wird, je mehr es sich ängstigt, je anhaltender es weinen und jammern kann, desto herzlicher und innerlicher amusirt es sich. Die gesammte deutsche dramatische Literatur ist Zeuge dieser sentimental-nationalen Wunderlichkeit. Nun, und in diesen „Verirrungen" wird was Gräßliches zusammengequält. So viel Thränen hat selten ein Bühnendichter zusammengequirlt! Erst wird Mariane, des Kammerrath Engelhaus Tochter, von ihrem Verlobten, dem Assessor Born, nicht genug geliebt, sodaß sie es für ganz anständig hält, ihm den Korb zu geben. Große Jammerscene, Betheurung, Vermahnungen — erste Qual! Nun tritt stills Reue ein, idyllisches Landleben, Bekanntschaft mit einem hübschen Bauer, dem ein grausamer Vater ein armes Mädchen, Namens Lehnchen, zu heirathen verbietet. Mariane vertieft sich aus Ärger in den brüsken Jungen. Papa und Mama sagen zu, es soll die Verlobung stattfinden. Da erinnert sich Mariane, wie sie in die Stadt zurückkommt, daß ihr neuer Bräutigam doch gar zu dengelhaft sei, daß sie ihn unmöglich heirathen könne. Neuer Trotz, große Scene, noch größerer Skandal, Bruch und zweite, vermehrte Qual! Mariane braucht aber doch einen Mann, und Born, der inzwischen Rath, Ritter und ein wohlhabender Mann geworden ist, läßt sich nicht mehr sehen. Da gibt es einen Banquier Relling, der zwar kein angenehmer, aber doch scheinbar ein vermögender Mann ist. Er weiß so hübsch die Ältern Marianens, die unterdeß auch von ihrer glänzenden Stellung herabgekommen sind, zu trösten, er schmänzelt und liebelt so hochgünstlich um das verkümmernde Mädchen herum, die Ältern reden Mariane nicht zu, aber sie schildern das Glück der Frau, die einen Relling zum Manne bekommt. Genug, nichts als viel Jeremiä Klagelieder und die dritte noch größere Qual. Zuletzt kommt gar Born wieder ins Haus, wie Relling eben Mariane, die Verzweifelnde, heirathen will. Er sagt zu sich selbst, es werde nichts draus, und siehe da, es wird auch nichts draus! Relling ist bankrott, er muß flüchten, und um dies zu können, verkauft er gewissermaßen Born seine Braut. Vierte und letzte Qual, nach deren Beseitigung Mariane Born's Gattin wird. Diese quälerische Manier ist uns in der Seele zuwider, allein sie kann uns nicht verhindern, das Gute an dieser Composition anzuerkennen. Der Kammerrath Engelhaus und seine Frau sind ein paar prächtige Exemplare von schwachen, charakterlosen, gutmüthigen Ältern, die eine kleine Schufterei für keine Sünde halten. Das rang- und streitsüchtige, ränkevolle, schadenfrohe, raisonnirungsluftige Volk, das mit diesem kammer-

räthlichen Ehepaar verwandt, verschwägert und verspeisezettelt ist, kann in seiner trostlosen Nichtigkeit kaum treffender geschildert werden. Nur gelingt es Devrient nicht, im Individuum die ganze Classe zu repräsentiren, er muß die Classe hinstellen, um das Individuum zu schildern. Componirt ist das Stück gut, das versteht Devrient, das hat er hinter den Coulissen erlauschen können. Ein gutes Bühnenstück aber wird deshalb doch noch lange nicht aus diesem Drama, wenn man nämlich unter gut ein Ensemble von richtiger Charakteristik, geschmackvoller Composition, dramatischer Einsicht und ästhetischer Reife versteht. Man nehme diesen „Verirrungen" die leidige moderne Tortur und das Stück wird ohne alle Wirkung über die Bühne gehen. Der Jammer, die Quälerei hält es allein aufrecht, wir aber lieben keine „Verirrungen", die zugleich als eine dramatische Verirrung angesehen werden müssen.

Der fleißige Raupach unterhält uns mit einer dreiactigen Posse „Die Brautführer". Eine Posse macht nur auf erheiternde Unterhaltung Anspruch, künstlerische Zwecke liegen ihr fern. Die Kritik hat also kein Recht, etwas Anderes von ihr zu fodern. Uns hat immer bedünken wollen, Raupach bewege sich am ungezwungensten, natürlichsten in Possen und Schwänken. Die Erfindung setzt ihn nie in Verlegenheit, und da er einen überwiegenden dramatischen Verstand besitzt, so paßt und klappt auch die Erfindung immer, so lange sie eben nur auf Unterhaltung abzweckt. Wir sehen dies recht deutlich an dieser Posse. Hier entwickelt sich eine burleske Scene, eine komische Verwechselung aus der andern, und die ergötzlichsten Balgereien entstehen so ungezwungen, daß man seine Freude an dem Spaße haben muß. Natürlich dreht sich die ganze Geschichte um ein hübsches Mädchen, die von mehren Liebhabern bestürmt wird und gerade dem gewogen ist, den sie nicht bekommen soll. Ein Kammerzöfchen und ein bestechlicher Diener fehlen auch nicht. Alles dies rumort, intriguirt und quinkelirt so lange durcheinander, bis die bedrängte Donna ihren Geliebten bekommt und zwar auf die komischste Manier von der Welt, indem nämlich Diejenigen, die alles Mögliche anwenden, um das Mädchen von einer Heirath abzuhalten, die Brautführer der Verliebten abgeben. Wir fragen nicht, ob dergleichen Dinge vorkommen können, wir lachen über den kecken Unsinn und sind zufriedengestellt.

Ganz in ähnlicher Weise, nur deutscher und studentikoser, verläuft „Der verwunschene Schneidergesell", ein Fastnachtsschwank in drei Acten von W. Alexis. Ein relegirter Student, der auf dem Jahrmarkt ein reiches Bauermädchen kennen gelernt hat, benutzt den dummen Aberglauben ihres Vaters, der sich vor dem Geist eines als Selbstmörder gestorbenen Schneidergesellen fürchtet und außerdem noch ein Pinsel und Pantoffelheld ist, um sich das Mädchen zu erobern. Er spielt mit Hülfe seiner losen Genossen den Schneidergesellen, Prügel und andere derbe Mittel müssen sowol den Scherz zusammenhalten als das Publicum ergötzen helfen. Wir glauben es W. Alexis gern, daß dieser grobgesponnene Schwank seiner Zeit auf dem Königsstädter Theater in Berlin das Volk außerordentlich ergötzt hat, doch wozu eine solche Kleinigkeit, das Product einer übermüthigen Laune, dem Druck übergeben? Man kann aus Papierschnitzeln kein Buch, man soll aus locker zusammengeleimten Einfällen keine Literatur machen. „Der verwunschene Schneidergesell" gehört auf die wiener Vorstadttheater, dort wird er Furore machen, in der Literatur kann er leicht ausgepocht werden. Das hätte W. Alexis bedenken sollen, und es hätte der entschuldigenden Vorworte, die ihn doch nicht entschuldigen können, nicht bedurft. Warum ist ein so gewitzigter Kopf nicht klug genug, um klug zu sein!

„Das Lustspiel", dramatischer Scherz in einem Aufzuge von Franz Maria, ist ein guter Einfall, nur schlecht ausgeführt. Drei junge poetisirende Leute kommen zusammen in der Absicht, ein Lustspiel zu machen. Jeder soll seine Gedanken dazu schon in Reih' und Glied gestellt mitbringen, allein, wie das Poeten so zu gehen pflegt, es hat sich Einer auf den Andern verlassen. Während nun die drei Dichter über die nöthigen Motive sich streiten, erzählt jeder von einer artigen Bekanntschaft, die er vor kurzem gemacht hat; indem erscheint das Modell dieser Bekanntschaft selbst und alle drei Poeten erkennen ihre schöne Unbekannte. Jeder sucht sich der Schönen bemerklich zu machen und sie zu vermögen, ihm den Vorzug zu geben. Statt dessen tritt nach manchem kecken Manoeuvre der Poeten ein Herr, der sich als Gemahl der Dame zu erkennen gibt, auf. Nach ziemlich derbem Wortwechsel rechtfertigen die Poeten ihr Benehmen, indem sie dem Herrn ihr Vorhaben kund machen. Man versöhnt sich und — erklärt das Lustspiel für gefunden, für gedichtet! Es ist ein sehr dürftiges, geistloses Lustspiel geworden, das nicht einmal auf dem Theater ansprechen dürfte.

Nach so vielen unbedeutenden, seichten, verfehlten und vor Allem unpoetischen Productionen freut es uns wahrhaft, am Schlusse der dramatischen Almanache noch ein Stück nennen zu können, das von poetischem Geiste durchhaucht ist und das unter allen dramatischen Erzeugnissen des Jahres zu den wenigen bedeutsamen gehört. Dies ist „Elfride", Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hermann Marggraff. Dies Drama erschien schon vor Jahr und Tag als Bühnenmanuscript im Druck, der Dichter versäumte unsers Wissens nichts, um seine Schöpfung auf die Bühne zu bringen, aber unbegreiflicherweise hat bis jetzt noch keine einzige Bühne Deutschlands Rücksicht auf diese ganz vorzügliche Arbeit genommen. Ja, es ist uns sogar durch Hörensagen bekannt geworden, daß nur zwei Bühnendirectoren es der Mühe werth gehalten haben, dem Dichter zu antworten. Sollte dem wirklich so sein, was wir zur Ehre der Herren Intendanten bezweifeln wollen, so bleibt freilich dem deutschen Dramatiker wenig zu hoffen übrig. Marggraff's Arbeit ist nicht fehlerfrei, allein sie enthält durchaus keine Schwierigkeiten, die sich nicht besiegen oder behufs der Aufführung beseitigen ließen. Läßt man Producte dieser Art außer Acht, so fehlt es ohne Zweifel an gutem Willen. Gegründete Einwände gegen die Darstellung dieser „Elfride" lassen sich nicht erheben. Weder ist das Stück zu lang, noch gibt es zu viele Personen, noch sind undankbare oder undarstellbare Rollen darin. Aber freilich geschickte Schauspieler werden erfodert, ohne Fleiß und Studium läßt sich dies Drama nicht aufführen, und wir fürchten sehr, daß gerade dies ein Stein des Anstoßes für die meisten Bühnen ist. Es wundert uns nur, daß noch keine Schauspielerin Lust bekommen hat, diese tigerartige Kokette, die unsers Dafürhaltens auf der Bühne die entschiedenste Wirkung machen muß, zu spielen. Elfride ist nämlich jene bekannte Königin von England, die aus Haß und gekränkter Ruhmsucht ihren Gatten Athelwold, der, von ihrer Schönheit geblendet, sie selbst zum Weibe erkor, als er für den König um sie werben sollte, dem Tode preisgibt, indem sie den König Edgar zum Morde stachelt. Edgar wird von Gewissensqualen gefoltert und erliegt diesen, während die verführerische Elfride bereits mit seinem Sohne Eduard ein neues Liebesverhältniß anzuknüpfen sucht. Die gelungenste, eigenthümlichste und gewissermaßen als verkörperte Nemesis durch das Stück hindurchlaufende Person ist Ingwar, ein natürlicher Sohn des Königs. Edgar hat seine Mutter verstoßen, diese kommt elend um und Athelwold erbarmt sich des verlassenen Knaben. Der Jüngling Ingwar, der eine Ahnung seiner hohen Geburt in sich trägt, verliebt sich in Elfride, die den Bastard mit Hohn von sich weist. Von diesem Augenblick an beginnt Ingwar's Rachwerk. Er ist es, der dem König von Elfridens Schönheit spricht, der ihn vermag, Athelwold's Schloß zu besuchen. Der überraschte Than weiß in seiner Verzweiflung nichts Besseres zu thun, als seiner Gattin sich zu entdecken und sie zu vermögen, daß sie sich durch künstliche Mittel häßlich mache und so dem Könige vorstelle. Sie verspricht es, doch kaum betritt Edgar das Schloß, als Elfride in höchst vortheilhafter Kleidung, umflossen von dem Zauber und verführerischen Liebreiz ihrer ungewöhnlichen Persönlichkeit, erscheint. Edgar liebt Elfride nicht ohne Erwiderung, Athelwold, von Eifersucht gequält, trägt sich mit Mord-

gedanken. Auf einer Jagd kommt der König dem Than zuvor und Elfride wird Königin. Nach Edgar's unter furchtbaren Gewissensqualen erfolgtem Tode begehrt Elfride als Königin im Reiche zu schalten und zu walten. Dem widersetzt sich der greise Primas Dunstan, eine eherne, willensstarre Persönlichkeit, die Marggraff zu einem trefflichen Charakterbilde zu erheben verstanden hat. Elfride wird auf ihre Güter gewiesen. Sie geht, nachdem sie vorher den jungen Eduard, dessen Liebe zu Edburge, der Nichte Dunstan's, ihre Eifersucht und Mordlust aufs neue weckt, zu sich eingeladen, um mit ihm Rücksprache über wichtige Angelegenheiten zu nehmen. Eduard geht und wird von Ingwar hinterrücks ermordet. Nun erwacht aber auch bei Elfride das Gewissen, der Traum verräth die Unruhe ihres Herzens. Ingwar, der glücklich seinen Bruder beseitigt, hat jetzt nur noch an Elfride Rache zu nehmen — die Rache ist sein Geschäft, und indem er die Rache vollzieht, übt er zugleich die tragische Gerechtigkeit. Er vergiftet Elfride. Mit ihrem Tode sind alle verübten Frevel gebüßt, Ethelred, ihr Sohn, wird von Dunstan als zukünftiger König eingesegnet und das Stück endigt mit vollkommener Versöhnung.

Der kunstvoll verschürzte Plan, auf dessen Einzelnheiten wir hier nicht eingehen können, befriedigt beinahe die strengsten Anfoderungen, die wir an eine Tragödie im höhern Style zu machen haben. Überall begegnet uns Besonnenheit, Einsicht, tiefe Kenntniß künstlerischer Gesetze, ein Vorzug, den wir schon deswegen hervorheben, weil die meisten bessern Talente in regelloser Willkür ihre Kraft zu bethätigen und zu vergeuden pflegen. Der erste Act kann für musterhaft gelten, auch der zweite und dritte lassen wenig zu wünschen übrig. Das Interesse steigert sich, die Handlung schreitet rasch fort und die Gipfelung des Stücks erreicht mit dessen Schluß seine größte Höhe. Nur im vierten Act spürt man, daß der Dichter des Stoffs nicht Herr geworden ist. Hier finden sich Längen, die uns ebenso unpraktisch als unnütz erscheinen. Uns dünkt, es hätten einige Scenen gekürzt oder in eine zusammengezogen werden müssen. Zwar sind alle einzelnen Scenen an sich interessant, sogar nicht bedeutungslos, aber ihr Zusammenhang mit dem Verlauf des Stücks ist zu lose, um den Zuschauer in der nöthigen Spannung zu erhalten. Vielleicht hätte sich Manches erzählungsweise in der Kürze abmachen lassen, was hier auf mehren Seiten behandelt wird. Hier müßte die Regie oder der Dichter selbst bedeutend kürzen, sollte eine Darstellung noch ermöglicht werden, und gewiß würden sich dieser Abänderung keine unübersteigbaren Hindernisse entgegenstellen. Nächst der trefflichen Charakteristik, die sich bis auf unbedeutende Personen, z. B. auf die alte Amme Athelgive erstreckt, und die doch nie, wie dies jetzt ebenfalls Sitte ist, die Grenzen des menschlich Möglichen überschreitet, müssen wir bei diesem Stück vor Allem auf die Sprache aufmerksam machen. Es kann Viele geben, die Anstoß an dieser Diction nehmen, weil sie nur selten melodisch säuselt, weil sie fast nie in zierlicher Glätte von selbst über die Lippen gleitet. Allein gerade darin finden wir einen Vorzug. Diese Verse wollen gesprochen, nicht blos declamirt sein, und da der Schauspieler doch wol auf der Bühne zu sprechen, nicht zu singen und zu lamentiren hat, so halten wir just diese Sprache für echt dramatisch. Einige Proben werden dies am besten bethätigen.

Vorzüglich gut gelingen Marggraff Schilderungen gewaltiger Leidenschaften oder heftiger Erregtheit, wie denn das Gewaltige, Kräftige, ans Grauenhafte Streifende seiner echt nordischen Natur mehr als das Zarte zuzusagen scheint. Wer möchte nicht tief erschüttert werden, wenn sich Ingwar über den sterbenden König wirft und ausruft:

Laßt ihn nicht sterben! Tod,
Halt' ein in deiner Hast!
(Edgar streckt matt seine Hände gegen Ingwar aus und stirbt.)

Edburge.
Sein Auge bricht!

Sein Puls steht still!

Ingwar.
Noch nicht! — Es darf nicht sein!
Er muß zuvor mich anerkennen — König,
Gesteh's, ich bin dein Sohn! — Was schaust du mich
So gläsern an? — Todt? Wirklich todt? Ich bin
Zu spät zu dieser Posse Schluß gekommen —
Der Vorhang fällt — und ich steh' da, ein Bettler,
Getäuscht, betrogen, übervortheilt — ich,
Ein eitler Geck, verspottet — u. s. w.

Oder wenn Dunstan, gegen Elfride auftretend, seinen Fluch über seinen Gegner ausspricht:

Dunstan.
Nun, so richtet euch
Empor, ihr alten Glieder! Wurzle fest,
Mein matter Fuß! Auf, meine Zunge, die du
Vor Alter zitterst, sammle deine Laute,
Die stärksten, die du hast! Ich strecke aus
Den Stab hier über Euch! Wie meinem Leib
Er dient zur Stütze, sei er nun die Stütze,
Der Stab des Rechts und der Gerechtigkeit!
Kein Frieden zwischen Euch und mir, Elfride,
Beugt Euer Stolz sich in Gehorsam nicht!
Kein Frieden, Eduard, zwischen mir und dir,
Wenn du so feig der Weisheit Spruch verletzest!
Kein Frieden zwischen mir und dir, Edburge,
Wenn du der Schlang' ein Wort noch sprichst zu Gunsten —
Und Euer Jedem dreifach meinen Fluch,
Neunfacher Fluch, wenn Ihr der Hand des Rechts
Den Finger, nur den kleinsten, krümmen wollt.

So selbständig und aus des Dichters Eigenthümlichkeit hervorgegangen die Sprache im Allgemeinen ist, sind uns doch noch häufig Wortfügungen und namentlich Wortscherze und Spiele aufgefallen, die, wenn auch keine Nachahmung Shakspeare's sind, doch leicht dafür genommen werden können. Diese in Zukunft zu vermeiden, möchten wir Marggraff rathen. Es kann ihm nicht schwer fallen, leichte Schlacken, die der so gediegene Strom seiner Sprache noch trägt, auszuwerfen. So können wir z. B. eine Redeweise, wie folgende, nicht gutheißen:

Athelwold.
Du hassest mich,
Weil ich dich liebe, Weib?

Elfride.
Ja, Herr! Wenn Liebe
So Hassenswerthes thut, darf man sie hassen,
Wie Haß man lieben darf, wenn je er thäte,
Was werth der Liebe ist.

Athelwold.
Wohlan, so denke,
Daß ich dich haßte — nun, und so im Haß
That ich, was werth der Liebe ist, und führte
Dich liebend heim. Und du, in deinem Haß,
Thu', was der Liebe werth, und liebe mich.

Oder an einer andern Stelle, wo Ingwar von Elfride sagt:

So liebt' ich sie, daß Liebe ward zum Haß,
So haff' ich sie, daß Haß zur Liebe wird,
Daß ich als meines Hasses Ziel sie liebe.

Ebenso störend, unpoetisch und unschön finden wir eine zu große Häufung von Bildern und Gleichnissen. Shakspeare thut dies auch oft, damals aber lag es im Charakter der Zeit, im Geschmack des Hofes. So spricht Elfride, bevor sie den Hof verläßt:

Ein stolzer Strom, verrinn' ich nun im Sand,
Ein sonn'ger Gipfel, beug' ich mich herab,
Ein blühend Leben, senk' ich mich ins Grab,
Ein prächtig Wild, bin ich zu Tod gehetzt,
Ein glänzend Luftbild, bin ich Nebel jetzt,

Ein Meteor, in Asche nun gekehrt,
Ein Becher edlen Weins, nun ausgeleert —
Was übrig bleibt, ist bloße Nichtigkeit;
Zeittropfen, schwind' ich nun im Golf der Zeit,
Vergessen, fortgespült, verrauscht, versunken —
Ach, unter Asch' ein halb-erstickter Funken!

Oder wenn Aella-Elfride schildert:

Und schön wie Morgenleuchten auf der Flut,
Wie Abendpurpur auf des Himmels Wange,
Wie Sternenzittern in des Himmels Auge,
Wie Mond, die Krone auf des Himmels Scheitel.

Das Häufen dieser an sich schönen und poetischen Bilder schwächt die Wirkung, abgesehen davon, daß auch der begeistertste Mensch nie in ähnlicher Weise sprechen wird. Die angeführten Stellen ließen sich wol noch vermehren, indeß bei so vielem Trefflichen schließen wir unsere Anzeige lieber mit einigen Worten, in denen Ingwar sich selbst portraitirt und die den besten Beweis von Sprachkräftigkeit des Dichters und seinem Talent, Menschen zu zeichnen, geben. Athelwold hat Ingwar einen hülflosen Wurm genannt. Darauf Ingwar:

Ein Wurm? — Nun wohl! Er sticht, wird er getreten,
Wenn die Natur ihm Stachel gab und Gift.
Ich übe Rache aus Naturtrieb nur,
Wie jeglich Thier, das man zum ärgsten reizt.
Zieht Jeder Nutzen doch aus seinem Ich,
Wie ihr Geweb' aus ihrem Leib die Spinne,
Die aus Ernährungstrieb und nicht aus Mordlust
Ihr Fangnetz webt. Krieg ist im Reich der Wesen
Die allgemeine Losung, Fraß und Krieg!
Auf Atzung gehn wir Alle aus, wir zehren
Der Eine von dem Andern, vom Vasallen
Der König, der Vasall vom Knecht, der Kluge
Vom Dummen und vom Dümmeren der Dumme.
Ich will nicht blos der Andern Zehrstoff sein,
Wo ich so eifrig Alle mühlen seh'
In dunklen Maulwurfsgängen, Einen stets
Dem Andern lauern auf den Dienst und rechnen
Den Einen auf des Andern Untergang.
Ich denk' und merke fast, mit meinem Ursprung
Will's hoch hinaus. Auf alle Fälle mach' ich
Verantwortlich für meiner Mutter Elend
Den ganzen Hof und räche meine Schmach,
Wenn's sein muß, an der allgemeinen Menschheit.

„Elfride" bezeichnet einen bedeutenden Fortschritt in Marggraff's dramatischem Streben. Um so mehr sollte so viel Talent, mit dem sich Fleiß und Kenntniß paaren, unterstützt werden. Daß dies bis jetzt noch nicht geschehen ist, machen wir mit Recht unsern Bühnenvorständen zum Vorwurf. Es wäre schmerzlich zu bedauern, ließe sich Marggraff durch diese sich ihm entgegenthürmende Hindernisse abschrecken, seine Bahn als dramatischer Dichter zu verfolgen. Täuscht uns nicht Alles, so muß er durchdringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Nordamerikanische Miscellen.

(Auszüge aus den öffentlichen Blättern der Vereinigten Staaten von den Monaten Januar und Februar 1841.)

In der ersten Woche des Januar wurde in Philadelphia die Werkstätte des Bildhauers Ferd. Pettrich stark besucht, um das von demselben vollendete Modell einer Gruppe zu betrachten, welche er in Marmor auszuführen gesonnen ist. Die Hauptfigur stellt ein 18jähriges Mädchen vor in halbliegender Stellung, welches, wie die umherliegenden Fragmente andeuten, dem ihm zu Füßen knienden weinenden Amor, mit dem sie zu zürnen Ursache gehabt haben mochte, die Flügel beschnitten und Pfeile und Bogen zerstört hat. Aus den Zügen seines Gesichts und der ganzen Haltung geht aber hervor, daß das Mädchen sich über Das, was es gethan, keineswegs freuen könne. Gesicht, Körperbau und Haltung sind gleich schön und unaussprechlich anmuthig, berichtet eine Zeitung von Philadelphia. Das leichte Gewand liegt in so lieblicher Nachlässigkeit über den zarten Gliedern, daß man den Künstler, der so etwas schuf, und sein Werk nicht genug bewundern kann. Vergeblich wäre es zu versuchen, den Eindruck, den die Figur auf uns machte, oder die einzelnen Theile, welche uns besonders gefielen, zu beschreiben. Das Mädchen ist in allen Theilen so schön und alle Theile bilden ein so herrliches Ganze, daß es, ohne eine besondere Abhandlung zu schreiben, nicht möglich ist, den Künstler und seinem Werke Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Der „Harrisburg Telegraph" vom 21. Januar enthält den Bericht über den Bau einer ununterbrochenen Eisenbahn von Harrisburg bis Pittsburg in Pennsylvanien. Ein geschickter Ingenieur, Charles L. Schlatter, war bereits im August 1839 damit beauftragt worden, das Terrain für eine solche Anlage zu vermessen und nunmehr ist die Ausführbarkeit durch sehr ausgedehnte Vermessungen, die sich auf eine Strecke Wegs von nicht weniger als 1060 englische Meilen erstreckt haben, gründlich dargethan. Auf dem vorgeschlagenen Wege ist Pittsburg von Philadelphia nur 348 Meilen entfernt. Von dem Kanale zu Huntingdon bis nach Johnstown ist der Weg für eine Eisenbahn vermessen, auf welchem alle die steilen Stellen auf einem Umwege von blos vier Meilen vermieden werden können und die Erhöhung höchstens 45 Fuß per Meile beträgt. Wenn diese Bahn vollendet wird, dürfte sich ein großer Theil des ganzen Handels mit dem Westen, der jetzt über Neuyork geht, nach Philadelphia ziehen.

In neun verschiedenen Staaten der Union besitzen die Vereinigten Staaten noch gegenwärtig 154 Millionen Acker unverkauften Landes. 84 Millionen Acker sind bereits verkauft und die Bundesregierung hat daraus 97 Millionen Dollars gelöst. Für den Ankauf von Luisiana und Florida, sowie für den von Ländereien der Indianer, sowie an Kosten, um diese nach ihren neuen Wohnsitzen jenseits des Mississippi zu transportiren, für Agenturen bei den Indianerstämmen und andere Ausgaben sind von der Schatzkammer der Vereinigten Staaten bis jetzt 109 Millionen Dollars verausgabt worden. Die noch unverkauften 154 Millionen Acker kosten demnach den Vereinigten Staaten circa 12 Millionen Dollars.

Eine große Anzahl der im Districte Wisconsin wohnhaften Müller hat sich geweigert, Getreide auf ihren Mühlen für die dortigen Branntweinbrenner zu schroten, weil sie der Meinung sind, daß das Gewerbe derselben der Gesellschaft große Nachtheile bringe. Den bestehenden Gesetzen zufolge dürfen sie sich indessen nicht weigern, für irgend Jemand zu schroten, und es wurden daher von den Branntweinbrennern mehre Processe wegen Schadenersatz gegen die Müller eingeleitet. Die Volksstimme aber hat sich allgemein zu Gunsten der Müller erhoben und verlangt die Aufhebung des Gesetzes, wodurch diese Classe von Bürgern in der Ausübung eines natürlichen Rechts beschränkt wird.

Mit dem 1. Januar 1841 ist eine neue deutsche Zeitung: „Der Ohio-Volksfreund", herausgegeben von R. Maltitz, erschienen, die von andern deutschen Zeitungen in Philadelphia und Neuyork allen Deutschen in den Vereinigten Staaten empfohlen wird.

Im verflossenen Jahre sind auf den Schiffswerften von Baltimore erbaut worden: 1 Sloop, 54 Schooner, 11 Briggs, 4 Barken, 4 andere Fahrzeuge und 1 Dampfboot, im Ganzen 75 Schiffe mit einem Gehalte von 1356 Tonnen. 117.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 167. — 16. Juni 1841.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1840.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 166.)

Des Gegensatzes wegen eröffnen wir die Reihe der selbständig erschienenen dramatischen Schriften mit einem Trauerspiele, das auf der königlichen Bühne in Berlin zur Darstellung gekommen ist. Wunderten wir uns, daß Marggraff's „Eifride" von den Bühnen unberücksichtigt geblieben ist, so erstaunen wir über die Möglichkeit, ein Stück wie

8. Clotilda Montalvi. Romantische Tragödie in fünf Aufzügen von J. M. Firmenich. Berlin, Klemann. 1840. Kl. 8. ¾ Thlr.

zur Aufführung bringen zu können. Nicht etwa, weil der Dichter dem Schauspieler oder der Bretterwelt überhaupt Ungewöhnliches zumuthet, sondern vielmehr, weil er beiden gerade gar nichts zutraut! Solche leichtfertig zusammengefudelte Stücke aufführen, heißt seine eigene Schwäche gestehen, wenn nicht etwa die geheime, versteckte Absicht zum Grunde liegt, gerade durch die Wahl unbedeutender Productionen die gesammte neuere dramatische Poesie zu verdächtigen. Man kann immer nicht wissen. Was nun diese „Clotilda Montalvi" anbelangt, so ist Alles an diesem Stück gewöhnlich, nachgeahmt und zwar schlecht nachgeahmt, Vieles lächerlich und nichts daran tragisch. Clotilda soll einen Jüngling heirathen, den sie nicht ausstehen kann, sie liebt einen Feind ihrer Familie, Roffredo, und hofft ihn zu besitzen. Dieser Roffredo ist aber ein schlechter Kerl, ein herzloser, wollüstiger Mensch. Durch Verrath Clotilda's bringt Roffredo am Tage der Vermählungsfeier in Montalvi's Haus und tödtet Clotida's Verlobten. Der alte Montalvi wüthet, vermuthet Verrath, fällt aber in seinem Verdacht auf einen unschuldigen Diener. Mittlerweile kommt Clotilda hinter die niedrige Gesinnung Roffredo's, sie will sich ebenfalls rächen, wird ein wenig wahnsinnig, der Vater verflucht sie, sperrt sie ein und vergibt ihr wieder. Dabei werden viele hochfirlzige Worte verbraucht. Zuletzt entspinnt sich ein Kampf zwischen Roffredo nebst seinen Anhängern und Montalvi's Partei, Clotilda stürzt unter die Kämpfenden, Roffredo wird erschlagen, Clotilda, tödtlich verwundet, stirbt versöhnt in Montalvi's Armen. Da gibt es nun viel zu rügen. Zuvörderst müssen wir freimüthig bekennen, daß die feindlichen Parteien aus „Romeo und Julie" nachgerade unter die verbrauchten Effectmittel gehören. Ferner sind uns solche alberne schuftige Charaktere, die gleichsam vom Himmel herunterfallen, sehr widerlich, sodann interessirt ein Charakter wie der der Clotilda gar nicht, weil er unser Mitgefühl nicht in Anspruch nimmt, noch weniger aber der alte Montalvi mit seinem unmotivirten Trotz; und endlich ist uns diese klirrende Sprache, die bald an dem Himmel rüttelt, bald die Erde streichelt, so in der Seele zuwider, weil sie ganz undramatisch ist, daß es gar nicht erst der gahllosen lächerlichen Ausdrücke bedürfte, in denen Hr. Firmenich wahrscheinlich Poesie gefunden hat, um sie uns vollkommen zu verleiden. Da heißt es:

Im Parke wallst du trüben Blicks umher,
Der Taube gleich, die sehnsuchtgirrend winselt.

Seit wann, fragen wir, gibt es winselnde Tauben, die zugleich sehnsüchtig girren? Bisher waren uns blos Hunde und ähnliches vierbeinige Gethier als winselnd bekannt. Hr. Firmenich muß aber durchaus andere Erfahrungen gemacht haben, denn an einer andern Stelle lesen wir:

Ein Käuzchen ist's, das dort sein Nachtlied winselt.

Ein anderes wunderliches Bild kommt vor, als Roffredo den Zorn seiner Geliebten beschreibt.

Ihr Busen schwoll vor wilder Leidenschaft
Und wogte brandend an dem schnee'gen Halse,
Wie wenn die Windsbraut auf den Fluten saust.

Wenn Hr. Firmenich Leidenschaften schildern will, wird er ganz Shakspearisch, nur schade, daß man im „König Lear" die Originalstellen seiner leidenschaftlichen Wuth findet. Clotilda ruft einmal „mit fürchterlicher Wuth" aus:

Auf, auf, ihr Schrecken alle der Natur!
Erzittre, Erde, in dem tiefsten Mark!
Vulkane, schleudert donnernd euren Gischt
Und feur'gen Lavastrom auf mich herab!
Orkane, braust und heult aus allen Zonen!
Ihr Wirbelwinde, sattelt eure Rosse,
Treibt schäumend, zischend himmelan das Meer!
Brüllt, brüllt, ihr wilden Wogen, die Musik,
Denn mir, Clotilda, gilt der graus'ge Tanz!

Wer soll denn jetzt tanzen? Clotilda oder die Natur? Was doch Hr. Firmenich einer hübschen Schauspielerin Alles zumuthet! Unser Dichter ist unvergleichlich großartig in seinen Bildern. Montalvi zürnt seiner Tochter. Wie, denken nun wol unsere Leser, daß ein zürnender Mensch aussieht? Firmenich meint:

Dem Ätna gleich, hebt er das Feuerhaupt,
Und an der Felsenstirne düstern Brauen
Hängt seines Ingrimms schaurige Lawine
Und droht die Tochter krachend zu zermalmen.

Wenn unsere Poeten doch bedächten, daß stolz klingende Worte keine Poesie sind, daß übertriebene Bilder lächerlich werden und Diejenigen, die sich ihrer bedienen, vor der ganzen Welt lächerlich machen! Wir möchten Hrn. Firmenich gern seine Schwungfedern unberupft lassen, allein er sündigt zu viel und mit zu großem Selbstvertrauen, als daß wir allzu schonend mit ihm verfahren sollten. Deshalb erlauben wir uns noch das Liedchen mitzutheilen, das Clotilda in einem Anfall von Wahnsinn singt. Dies wundersame Lied, das wir hiermit allen Wahnsinnigen empfehlen, lautet so:

Es war einmal ein Knabe traut,
Gleich Lenzen wollt' er singen,

Er quakte, bis sein Flämmchen (?) losch,
Und thut zu Tod sich singen:
Koax, koax!

Ob es Hr. Firmenich wol übel nehmen würde, wenn sich Einer oder der Andere einfallen ließe, vorstehendes Liedlein auf ihn und seinen Turteltaubenwinselgesang anzuwenden? Der Gedanke liegt nahe.

9. Karl I., König von Großbritannien. Trauerspiel in fünf Acten von Franz Bermoth. Magdeburg, Rubach. 1840. 8. 7/12 Thlr.

Trauerspiel heißt hier, den Helden sterben lassen. Dies ist nicht die einzige Eigenthümlichkeit des Verf., Bermoth geberdet sich durchgehends als echtes Genie. Er denkt und schreibt so neu, so kolossal genial, daß wol einige Interpreten zum Verständniß des Stücks nöthig sein werden. Wir hätten gern selbst dieses schwere und undankbare Geschäft übernommen, wäre uns so viel Geist beschieden gewesen, als unerläßlich ist zu tiefern Eindringen in dieses Buch voll Hieroglyphen. Der Verf. sagt in der Vorrede: „Inwiefern Inhalt und Sprache dem angemessen (nämlich dem Stoffe), möge das vorurtheilslose Publicum entscheiden." So sei es! Nicht wir, das Publicum entscheide, und diese Proben sollen es dazu auffodern. Wir schlagen das Buch willkürlich auf, da es durchweg in gleichem Style geschrieben ist.

Lord Capel

Auf, hier funkeln Schwerter hohngewetzt. O, flieht,
Mein königlicher Herr! Als Schatten
Stieren diese Mauern noch . . . Entzündet
Ist der Tag im Höllenlicht. —
— — — — — — —
Plötzlich hör' ich eine Stimme, die mein Herz
Mit Schrecken sägt. . . .

Noch eigenthümlicher läßt sich Cromwel vernehmen:

Nachdem den gestr'gen Tag ich streng gefastet,
So geweint, daß in mir sich mein Leben
Bis zur Wuth empörte, nackt das Fleisch dahing
Im letzten Seufzer, nackt in Feuerblitzen
Schrie der Geist — wie der Abendhimmel,
In Jehovah tief von Sternen silberfunkelnd,
Bleiches Weh verdunkelt — also glühte
Ich von Thränen . . .
Töne hohl und wimmernd,
Die aus tief zerfleischter Brust sich brachen.
Unnennbar Gezische, durcheinander
Und verworren, so, als sei ein Fleisch
Von Schlangen, gift'gem Gewürm umwunden,
Durchwühlt und schäumend athemlos zerfleischt. . . .

Auch humoristisch kräftig kann unser Dichter sein. Ausgezeichnetes in diesem Genre leistet ein betrunkener Schreiber, Namens Contenance. Diese liebenswürdige Person läßt sich in einer Scene, wo sie sich die Perücke ausstäubt, folgendermaßen vernehmen:

— — Viel Dreck! Mir ist
So schwangrig zu Muthe und viele Nachfrag'
In der Welt nach dir, erlauchter Dreck,
Sonst — zum Umkommen wär's, man würde stets
Von Selbstmord hören. —

Schade, daß Platen nicht mehr lebt, er könnte von Bermoth Verse machen lernen! Wir unsererseits haben uns lange mit der Frage beschäftigt: Ob dieser Franz Bermoth nicht aus Bedlam entsprungen sein sollte? Wahnsinn oder Genie, nur diese beiden Mächte können so schreiben und noch überdies den Muth haben, dergleichen Sachen drucken zu lassen. Deutsches Drama, dir wird bald geholfen sein! Die neuen Heilande melden sich in Menge!

10. Die jüngsten Feigenblätter. Schauspiel in fünf Acten von Graf Chr. Ernst v. Benzel-Sternau. Zürich, Höhr. 1840. 8. 1¼ Thlr.

Die Frucht des Alters ist Weisheit, wenn aber die Weisheit zu weise sein will, kann es ihr passiren, daß sie wider Willen kindisch wird. Graf Benzel-Sternau ist gewiß ein kluger Mann — gewesen, dies Zeugniß geben ihm seine frühern literarischen Arbeiten, jetzt aber, wo ihm die Klugheit nicht mehr genügt, wo er sie zu prophetischer Weisheit steigern will, schlägt er geradezu ins Gegentheil um. Wenn man diese „Feigenblätter" liest, ist Einem nicht anders zu Muthe, als läse man sybillinische Bücher. Es ist unmöglich, die Intention des Verf. ganz zu errathen, schon deshalb unmöglich, weil man in das Dunkel seiner Sprache vergeblich Licht und Klarheit zu bringen sucht. Folgender Prolog eröffnet das Schauspiel:

Stark ringen Kraft und Räthsel um das Leben
(Das Paar von freundlich-feindlichen Gewalten)
Sich wechselseitig siegreich zu gestalten,
Loos dienend, Lösung herrschend zu erschweben;
Doch Ohnmacht auch und List will Kampf erheben,
Die Waffenscheue hüllen sich in Falten,
Und Kennermacht zum Besten schlau zu halten,
Ist ihres Lärmendaseins feig-fein Streben;
Der Kraft zollt That und Thatenecho Sprache,
Im Bund mit Herz und Geist erwirbt sie Kränze,
Und kennt im Meinungskrieg nur Lache-Rache;
Sie wirble denn aus heuchelsam Geglänze
Dich, possenhaftiger Filisterbrache!
Trotz deiner tausend tausend Rattenschwänze.

Kann das Jemand verstehen? Heißt das deutsch oder karaibisch reden? Und in dieser verzwickten, verschränkten und verrenkten Sprache ist das ganze Drama geschrieben. Möglich, daß der Hr. Graf unendlich viel Tiefsinniges darin niedergelegt hat, allein wer soll diese versenkten Schätze aus diesem Sprachsumpfe herausholen! Denn versumpft muß man eine Sprache nennen, die gegen alle Regeln der Grammatik verstößt, die sich so ungeberdig steif geberdet, so künstlich-unkünstlerisch zusammengeschachtelt ist, daß uns beim Lesen oft der Verstand stille gestanden hat. So viel wir errathen können, soll das Schauspiel eine Satire auf die Frauenemancipation sein. Dies Thema zieht sich wenigstens als leitender Faden durch das ganze unverständliche und unerquickliche Kauderwelsch. Zur Abwechselung figuriren auch Muckerchöre und singen schöne Verslein ab, Philosophen und anderes Gelichter quängelt und quirlt dazwischen, aber der Henker werde klug daraus. Sollten wir dem alten Herrn mit diesem harten Urtheile zu nahe treten, so möge er uns verzeihen! Wir können nicht anders. Einmal gewohnt in deutschen Büchern auch eine deutsche, verständliche Sprache zu finden, macht es uns unwirsch, wenn der baare Unsinn auf 250 Seiten herumläuft. Wir müssen wenigstens Das, was allem Verständniß spottet, Unsinn nennen. Einige Proben sollen unser Urtheil rechtfertigen.

Mein Freund, hier unterm Mond das Tollerwier
Muß Ruthenstreiche nach dem Tausend tragen,
Soll's uns nicht selbst zu Paaren jagen!
Drum wacker hinterher mit Birkenlanzen
Und philosophisch dichten Kauten,
Und wohlgeweihten Dornenruthen,
Daß Pharisäer und Philister tanzen,
Und die erlogne (?) Himmelsschranzen
Und erdengöttliche Polypenpflanzen
Nach wohlgespickt-gespitzten Noten bluten;
Daß Maulthierschaft, die taktfest-eloquente,
Und an dem Steiß heraldisch angebrannte,
Ganz, comme il faut, auch Winkelsultanin,
Sich in ihr Paradies mag sputen
Mit spargel-heuchelhaftem Diftelsinn,
Und dort virtuosir' im systematisch Auten.

Aus dieser Tonart geht das ganze Buch. Man versteht allenfalls die Worte, aber einen Zusammenhang, einen Sinn hineinzubringen, möchte vergebliche Mühe sein. Eine auffallende Eigenthümlichkeit, die uns noch bei keinem Poeten vorgekommen, besitzt der Verfasser. Er hält nämlich im Vers den Ar-

tikel vor dem Hauptwort für total überflüssig. Dieses Weglassen des Artikels nimmt sich höchst komisch aus und wird oft vollkommen lächerlich. Man höre:

Wie ruhig mag ich enden Bahn,
Sie sangen alle neu mich an.
Elastisch ist noch Frauenschwinge. —
— — — — — — — —
Woher der Armbrustschuß aus Blauem?

Oder:

Betreibt das Werk mit Eifer, Kinder,
Wir wissen nicht, wenn Stunde schlägt,
Wir ahnen nur, daß kommen Finder,
Und Finder, tief in Brust bewegt.

Und an einer andern Stelle:

Ich fall' aus Wolken!
— Rührt mich Blitz?

Was um des Himmels willen soll es heißen, wenn der Verfasser sagt:

Fort jetzt, zu Inquisitengichtern!

worauf ein Anderer ergänzend hinzufügt:

Hinauf zu klaren Nordlichtstrichtern,
Dem freien deutschen Knutgemunkel.

Darf man sich wundern, wenn die Franzosen behaupten, wir Deutschen verständen nicht zu schreiben? wenn unsere eigene Nation einen Ekel an aller Literatur bekommt? Der Schriftsteller schreibt ja nicht für sich oder für ein paar exclusive Pedanten, er schreibt fürs Volk und dessen Belehrung. Da ist Deutlichkeit die erste Foderung, die man an ihn machen muß, und wer zu stolz ist, dieser Foderung nachzukommen, der hat auch kein Recht, sich über Vernachlässigung oder gar über gänzliche Nichtbeachtung zu beklagen. Wer so schreibt wie Hr. Graf Benzel-Sternau, der ohrfeigt seine Muttersprache auf eine unverantwortliche Weise, was immer auch eine Beleidigung der Nation ist.

11. Maria von Medici. Trauerspiel von J. L. Klein. Berlin, Klemann. 1841. 8. 2 Thlr.

Dieses Trauerspiel nahmen wir mit großen Erwartungen in die Hände. Hatten doch die „Halleschen Jahrbücher", diese Zeitschrift der Unträglichen, einen langen, langen Lobdithyrambus darüber aufgenommen, in dem ziemlich deutlich der Messias des neuen Dramas begrüßt ward. Man versäumte nicht, Palmblätter und Blumen aller Art auf seinen Weg zu streuen, um ihn mit gebührenden Ehren in den Tempel der Unsterblichkeit zu geleiten. Bald darauf erscholl auch in der „Zeitung für die elegante Welt" eine ähnliche Stimme. Die Phrasen waren nicht gar so lang wie in den „Halleschen Jahrbüchern", aber nicht minder mit Weihrauch parfumirt. Was beabsichtigten wol beide Recensenten mit ihren Lobhudeleien? Aus Überzeugung konnten sie nicht so sprechen, wenn sie im vollen Besitz ihres Verstandes waren, und gegen seine Überzeugung loben, überallemaßen loben, heißt nicht ehrlich mit der Literatur umgehen. Vielleicht haben jene Herren das dicke Buch nicht durchgelesen. Denn wer es gelesen hat, der wird zwar Hrn. Klein keineswegs Talent absprechen, noch weit weniger aber in diesem kolossalen Confusionsrathe einen Wiederhersteller des deutschen Dramas erblicken. Da jene Vergötterer dem Publicum die Belege zu ihrem Urtheile schuldig geblieben sind, wollen wir sie dem unserigen beifügen. Hr. Klein hat von jeher sehr geistreich und sehr unverständlich geschrieben, die Phantasie ging ihm stets mit dem Verstande durch, und da war es kein Wunder, daß oft tolles Zeug zum Vorscheine kam. Diesem seinen phantastischen Geistreichthun ist Hr. Klein auch in dem genannten Trauerspiele treu geblieben. Schon im Vorwort hängt er diese Fahne heraus, indem er das Publicum über seine Absichten unterrichtet. Er sagt: „Es ist hier versucht worden, die Urgewalten, die, in dem staatsidealen Sühnespiel (?) Fundament und Begrenzung bildend, mit der Zeit selbst wieder in Frage kamen, vom Hintergrunde gleichsam losgelöst und in den Vorplan hereinbeschieden, in Handlung und Conflict zu bringen; das dort Vorausgesetzte mit in den tragischen Kreis zu ziehen und einem Bewährungsproceß zu unterwerfen". Wir gestehen bescheiden, daß wir dies nicht verstehen, und daß uns nach diesen Worten wo möglich Zweck und Ziel des Verf. noch unklarer geworden sind. Hr. Klein beabsichtigt die Geschichte der Maria von Medici in einer Trilogie zu behandeln, wovon dieses 375 Seiten lange Trauerspiel den ersten Theil bildet. Es beschäftigt sich mit den Wirren, den Intriguen, den Empörungen unter der Regierung des Günstlings Concini, Marschalls von Ancre, und endigt mit dessen von dem Bischof von Luçon, dem nachmaligen Herzog Richelieu, herbeigeführten Sturz. Alle historischen Notabilitäten Frankreichs haben in diesem Gedicht, wenn man es so nennen soll, eine Rolle, wodurch denn die Personenzahl so ungeheuer anschwillt, daß ein Riesengeist dazu gehören würde, jeder einzelnen ein entschiedenes Charaktergepräge zu verleihen. An einer solchen Aufgabe würde selbst Shakspeare gescheitert sein. Daß es dessenungeachtet Hrn. Klein gelungen ist, durch manche fein angebrachte Züge Diesen und Jenen doch als Charakter zu signalisiren, rechnen wir ihm willig als Verdienst an. Da er die ganze Geschichte mit hineinflicht und seine Ungeübtheit, sein Hang, viel zu raisonniren und raisonniren zu lassen, ihn über alle Gebühr breit werden läßt, ist natürlich aus dem Trauerspiele kein Drama geworden, sondern blos ein Convolut von ewig langen Scenen, die durch nichts als durch ihre Überschriften zusammenhängen. Überhaupt scheint Hr. Klein in der Formlosigkeit die Genialität, in Wortschwulst die Poesie zu suchen. Er gehört zu den jetzt nicht gar seltenen Autoren, die da meinen, ein Genie müsse nothwendig auf allen Vieren laufen, um sich von dem übrigen gemeinen Menschenpack zu unterscheiden. Daß des Genies charakteristischstes Kennzeichen in weiser Mäßigung bestehe, daß ihm nichts heiliger sei als gerade die Form, nämlich die Kunstform, das begreift man jetzt nicht, oder will es nicht mehr begreifen, und so machen wir denn in der Literatur meist die betrübende Erfahrung, daß gerade begabte Menschen ihr ganzes Streben durch die abstoßendste Formlosigkeit zu Grunde richten. Im Drama wird diese Formlosigkeit, diese abscheuliche Willkür am unausstehlichsten, weil sie Alles zur entsetzlichsten Mißgeburt verzerrt. Eine solche Mißgeburt ist nun auch Hrn. Klein's Tragödie geworden. Hat der Verf. wirklich einen Begriff von Dem, was ein Drama sein soll, so hat er dies Wissen in dieser Arbeit nicht durchblicken lassen. Am mislungensten, weil am willkürlichsten, sind die ersten beiden Acte. Vom dritten an kann man sich noch eher orientiren. Ein anderer Fehler sind die endlosen Reden, die fast alle Personen, selbst im Dialoge, halten. Es kommt häufig vor, daß Einer zwei ganze Seiten in Einem fort spricht und dabei eine Menge nutzloser Worte, grandiöser, oft völlig abgeschmackter Bilder verbraucht, um die einfachste Sache von der Welt zu bezeichnen. Im Phrasengebrauch bleiben sich alle Personen gleich, wenigstens so lange sie in Versen oder in Dem, was Hr. Klein Verse nennt, sprechen. Da sagt Luines, beiläufig einer der gelungeneren Charaktere:

So hebt auch er, ein finster mahnender
Verweis, das Kreuz empor, das geißgeschmähte,
Vor dessen blut'gem Schein des Tages Licht
Erlosch; und wie die Sonnenfinsterniß
Das blutbenetzte Strahlgestirn (sic?),
Des Himmels blankgeschliff'nes Victorbeil (sic?),
Ins Aug' des Erdballs bittre Ströme geißelnd,
Dem schulderbangenden Geschlecht enthüllt:
Verdunkeln diese hehren Priesterschatten
Des lauten Tages bunten Freudenglanz,
Durch allverschlingende Versinsterung
Aufstellend Gottes Strafgericht!

Herr von Verdun spricht:

Es mög' die Majestät darin vielmehr
Die eifervolle Kraft ersehn, womit,
Verpflichtet unterwürfigen Gewoges,

Ihr höhnt [illegible]
Der Gier [illegible] in die Bilder greift,
Ihr freiheitsmagrer, um so fetterer Schwulst!
Ihr weiß Ihr Ungeheim [illegible]
Ihr Mittelstand in schwerem Dienste Hoch-
Mit schwülstigem Nacken [illegible]
Und Knechtesmuth nur scheinbar Herrschaft dünkt.

Wir fragen hier nicht mehr, wo der Sinn steckt, wir fragen: wo Hr. Klein den Verstand gelassen hat? Und solcher Stellen könnten wir hundert und mehr anführen! Ist das die Weisheit eines neuen dramatischen Messias? Oder sollten es die wilden Zuckungen des Genius sein, der seiner Schöpferkraft nicht Herr werden kann? Wir wollen es annehmen. Auch der Bischof von Lucon hat genau dieselbe Ausdrucksweise:

Man spürt ein Etwas, wird ein flüchtig Bild
Gewahr, gleich jenem, das dem bangen Huhn,
Wenn er als Punkt noch schwebt, den Sperbersturz
Im Wasserspiegel ansagt. Kurz, die Zeh',
Gewohnt mit horchbegier'gem Seelengang
Des Cabinetes Vorgemache zu
Beschleichen, eignet sich ein Vorgefühl,
Ein so prophet'sches, an, daß jeder Laun'
Sich selber unbewußtes Wimperregen
Sie, zuckend, mahnt, es möchte wol sich bald
In einen Feuerstrahl entladen.

Bassompierre sagt zum Marschall Ancre:

Bald schwellt Ihr übermüthig
Wie eine Wasserhose empor, mit wild
Auffahrendem Getös die Lüfte scheltend,
Bald stürzt Ihr ganz verzweifelnd in Euch selbst
Zurück, ein tief erschrockner Wirbelschlund.

Abgesehen von dieser vollkommenen Gleichheit der Sprache bei allen Personen, die sich sogar im Schuster Picard nicht ganz verläugnet, hat Hr. Klein Alles zusammengehäuft, was sich an riesenhaften Bildern und unschicklichen Gleichnissen auftreiben läßt. Seine Phantasie hat statt der Flügel Windmühlenflügel, und unbekümmert um den Sinn, schreibt er nieder, was ihm gerade einfällt, fest überzeugt, es sei dies Alles vortrefflich. Schon die angeführten Stellen geben glänzende Beweise von dieser seltsamen Bildersprache, als Ergänzung fügen wir noch eine hinzu, die zugleich den Versbau des Verf. bezeichnet:

Die Zwietracht liegt
Gefesselt; die Empörung hast du mit
Berechnet klugen Überfüllung so
Gesättigt, daß sie gleich jenem Faß-
Geschwollnen Riesenschaft des Unthiers, das
Von Baumes Thürmen, wie von Warten, lauernd
Atlantis Bäume furchtbar überragt,
Den dauungsträgen (?) Leib vor üpp'ger Mast
Nicht regen kann, von dem, was sie verschlang,
Bewegungslos gelähmt und überwunden.

Nein, Hr. Klein, mit solchem wahnsinnigen Bilderpomp lockt man keinen Hund vom Ofen, damit verführt man höchstens einige verschrobene Köpfe. Wer echte Verse — und muß für Verse —! machen muß, um eine Boaschlange zu schildern, wer die einfachsten Dinge, die schalsten Gedanken in Walfisch-, Krokodil- und Rhinozeroshäute einwickelt, um ihnen Bedeutung zu geben, wer von den Riesenschildkröte spricht, wenn er den Frosch meint, wer die Wogen des Weltmeeres aufrührt, wenn er kurz sagen könnte, es weint ein Mädchen: ein solcher Phrasenfabrikant ist kein Poet. Das ist blos schlechte Manier, greulicher Ungeschmack! Der weg gestadelte Hoffmannswaldau schreibt einfach gegen diesen barbarischen Klein. Überhaupt ist unsere Literatur auf dem besten Wege, in die Geschmacklosigkeit Hoffmannswaldau's zu verfallen. Die Zeit ist da, wenn die Kritik so ganz verfehlte Producte, wie dieses Machwerk, lobt. Wir müßten das ganze dicke Buch abschreiben, wollten wir dem Publicum alle auffallenden Bilder und Verirrungen geben, aus denen es zusammengesetzt ist. Jedermann findet auch so harten Tadel auf, der um so härter ausfallen muß, weil man in diesen Verirrungen die Spuren eines bedeutenden Talentes erkennen. Gern geben wir zu, daß Hr. Klein viele sehr gute Züge angebracht, daß manche Scenen glücklich gedacht sind, z. B. jene, wo der König Ludwig XIII. in der Betrachtung der Stände einschläft, einzelne Scenen zwischen der Königin und Luines, die Volksscenen, in denen der Schuster Picard seinen Humor und beißenden Witz, nur zu grell, zu grob, zu berlinisch-frivol, an aller Welt, zumal am Adel, auslässt. Scheint es doch, als gelänge Hrn. Klein das Cynische, das Gemeine immer am besten. Wo er irgend kann, läßt er ein Stückchen Saurüssel herausgucken, auch bei dem hohen Mal. Wir leben der festen Überzeugung, daß solche Producte der dramatischen Literatur nur schaden können. Gewiß ist wenigstens, daß jede Bühne einen Poeten fliehen muß, der solches Zeug zusammenschreibt. Den Schauspieler möchten wir auch kennen lernen, der diese Verse zu lernen, zu sprechen, zu verstehen vermöchte! Und wie würde das Publicum die Ohren spitzen, wenn es diesen Schwulst vernähme! Wie Hr. Klein der Dichter aus Bedlam zu sein scheint, dürfte er wol auch nur für Bedlam verständlich sein. Damit wollen wir aber nicht bestreiten, daß er unsern Genies von heute, die kritischen nicht ausgenommen, sehr klar vorkommen kann. Man sagt, Hr. Klein beabsichtige das Stück für die Bühne zu bearbeiten. Wie er das anfangen will, ohne Alles umzugestalten, sehen wir nicht ein. Indeß ist das seine Sache. Nur den Rath wollen wir ihm geben, alsdann deutsch zu schreiben, verständlich, einfach, und, falls er beim Verse stehen bleiben will, zuvor sich um die deutsche Prosodie ein wenig zu bekümmern. Dies Drama ist zu drei Theilen in Versen, wie folgende geschrieben:

Sitzt ganze Nächte drinnen schlaflos, drückt vor
Sich hin und spricht kein Wort, und hört nicht auf
Mein Bitten; hört nicht, was ihm auch
Der alte Claude, der ihn wie seinen Sohn
Liebt, sagen mag, es hilft nichts; wie ein Bild
Des Schmerzes bleibt er stumm. Und wenn ich in
Ihn dringe, ihn mit heißen Thränen bitte —

Oder:

— — Bin ich?
Läßt mich mein Weib im Stich? Wo ist sie? Bei
Der Königin? Sie stürze zitternd ihr
Zu Füßen, krümme, winde sich und laff'
Die bleichgeschreckte Mähre u. s. w.

Wer keine bessern Verse machen kann, sollte es ganz bleiben lassen. Das ist die Folge der Verachtung aller Form. Ist die Form an sich schon etwas sehr Bedeutendes, so ist sie die halbe Seele beim Drama. Ein so fein gegliedertes, so zart organisirtes Ganze wie das Drama, in dem sich eine abgeschlossene Welt in handelnder Fülle zeigen soll, läßt sich mit dem bloßen guten Willen, mit einigen pikanten Einfällen und ähnlichen Dingen nicht machen. Und nun gar ein historisches Drama! Versteht Hr. Klein unter einer historischen Tragödie wirklich Das, was er in diesem Concini gibt, dann Gnade Gott der Geschichte und der deutschen Poesie!

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notiz.

Von dem bekannten Romanschreiber Jules Lacroix erschien in Paris ein neuer Roman unter dem Titel „Lucie", ein höchst dramatisch belebtes Gemälde voll Thränen und Leidenschaft. Der Roman spielt in England. Die Intrigue soll verwickelter und geschickter durchgeführt sein als je in einem frühern Romane desselben Verfassers.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 168. — 17. Juni 1841.

Dramatische Bücherschau für das Jahr 1840.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 167.)

12. Meister Albrecht Dürer. Drama in vier Aufzügen von Karoline Leonhardt-Lyser. Mit drei Abbildungen und einer Musikbeilage. Nürnberg, Winter. 1840. 8. 1 Thlr.

Eine gemüthliche, in wohlklingenden Versen geschriebene dramatisirte Biographie des berühmten Malers, die wol allenfalls aufführbar wäre. Poesie fanden wir keine, aber viele sehr schöne Verse, ein zartes Gemüth, eine edle Gesinnung. Die Verf. goethesirt gern, wie es scheint; wo sie belehrend auftritt, borgt sie von Goethe Form und Gedanken.

Wie oft war Eure Meinung Leitstern mir!
Denn unbewußt das Wahre aufzufinden,
Liegt tief und klar in edler Frauen Brust.

Die beigegebenen Abbildungen vergegenwärtigen uns Dürer's Standbild, sein Haus und sein Grabmal.

13. Kaiser Heinrich IV. Ein Trauerspiel von Theodor Schliephake. Manheim, Schwan und Götz. 1841. Gr. 12. ¾ Thlr.

Heinrich IV. muß doch ein sehr verführerischer Stoff für den dramatischen Dichter sein, denn dies ist schon das dritte oder vierte Trauerspiel, das sich in einem Zeitraum von wenigen Jahren mit ihm beschäftigt. Die Vorläufer Schliephake's, Rogge und Marggraff, haben mehr geleistet. Sie schufen, sie waren Dichter, Schliephake versificirt nur die Geschichte. Auch sind seine Figuren nicht zu Charakteren erwachsen. Sie sprechen viel, meist gut, zuweilen schön und dichterisch, wie denn die schöne, gebildete Sprache das größte Verdienst Schliephake's sein möchte. In den meisten Scenen, die sich aneinander reihen wie Stunde an Stunde, wird in langen Reden verhandelt, was geschehen soll, oder erzählt, was geschehen ist. Der Dialog gelingt Schliephake gar nicht. Eine einzige Scene hat uns angesprochen, es ist die, wo der Kaiser abdankt. Will Hr. Schliephake lesen, wie ein Poet Scenen von so weltgeschichtlicher Bedeutung großartig, ergreifend entwerfen muß, so verweisen wir ihn auf Rogge, der für sein Theil wieder von unserm Verf. im Versbau etwas lernen könnte. Zuweilen erlaubt sich aber Hr. Schliephake Freiheiten mit der Sprache, die wir ihm nicht können durchgehen lassen. So sagt er:

Es wird ein Stern zur Sonne, ach und doch
Er war so schön schon, als er sternend glühte.

Oder er schreibt:

— man forscht
Selbst für Gewohntes immer neuen Grund

für „nach dem Grunde forschen". Indeß könnten wir ihm diese Nachlässigkeiten und Freiheiten nachsehen, hätte er nur als Poet mehr geleistet. Ein minder verwickelter historischer Stoff wird ihm vielleicht besser gelingen.

14. Don Juan. Trauerspiel in fünf Acten von E. Wiese. Leipzig, Brockhaus. 1840. 8. 1 Thlr.

Wer Mozart's unsterbliche Tonschöpfung „Don Juan" kennt, dem wird jede neue Erscheinung, die denselben Namen trägt, bedenklich vorkommen. Es geht uns mit Don Juan wie mit Faust; wie dieser seine höchste Vollendung durch Goethe's Dichtung erhalten, so hat Mozart die Don-Juan-Sage durch die Poesie der Musik erschöpft. Man hat wohl darauf zu achten, denn es ist charakteristisch für beide Sagen, daß Faust der Poesie der Worte, Don Juan jener der Töne verfiel. Es ist dies kein Zufall, sondern eine Nothwendigkeit. Faust, der Denker, der ringende Zweifler, der nach dem Unendlichen Strebende der geistige Genußmensch, ist nur ein Gegenstand für die Poesie. Die Frevel und Sünden des Gedankens kann die Musik nicht malen, aber Don Juan, der schwelgende Sinnenmensch, der Faust des Südens, der die Vollendung des Menschen im unversiegbaren, stets gesteigerten Sinnengenusse sucht, der nicht zweifelt, sondern in genialem Übermuthe, in lachendem Trotz die Gotteslästerung bis zur furchtbarsten Frivolität steigert: ihn kann, dünkt uns, die Musik weit tiefer erfassen als die Poesie. Das zarteste, feinste, wie das schauerlichste Gefühl vermag die Tonkunst zu malen, in unserm Herzen widerklingen zu lassen. Sie kann das Jauchzen der Freude und das Heulen des Jammers, die süße Ausgelassenheit wonnetrunkenen Glückes und das Zähneklappen der Verdammniß schildern. Auch die Poesie vermag Ähnliches, ihr stehen sogar bedeutendere Kräfte zu Gebote, nur im Reiche des Gefühls überragt sie die Musik. Und darum ist die Don-Juan-Sage der Musik wesentlich verfallen. Bemächtigt sich ihrer dessenungeachtet auch die Poesie, so wird sie doch immer hinter der Musik zurückbleiben. Wenigstens hat es bis jetzt noch kein Dichter vermocht, sie hierin zu überflügeln. Interessant bleiben aber solche Versuche immer, und entspringen sie befähigten Köpfen, so erhalten sie sogar einen literarischen Werth. So weit uns die poetischen Versuche, die Sage von Don Juan zu behandeln, bekannt geworden sind, müssen wir den vorliegenden von Wiese für den bedeutendsten halten. Wiese ist ein eigener, man könnte sagen, ein eigensinniger Geist. Seit Jahren hat er lesenswerthe, interessante, aber seltsam construirte Producte aus seinem Versteck in die Welt geschleudert, bald Romane, bald Dramen. Niemand kennt ihn, von Wenigen dürfte er gelesen werden und doch trägt er mehr Poesie, jedenfalls mehr Originalität in sich als mancher lautgepriesene Literaturheros. Es scheint, der Ruhm ist ihm Nebensache, das bloße Bedürfniß, sich auszusprechen, genügt ihm. Wie dem auch sei, das vorliegende Trauerspiel zeugt nicht allein von einem Dichter, es gehört auch unter die besten dramatischen Erscheinungen dieses Jahres. Mit einigen Kürzungen müßte es sogar zur Aufführung gebracht werden können. Wiese hat sich nur bei Behandlung des Stoffs nicht sehr an die Sage gebunden. Der geniale, geistig belebte Wüstling und sein Diener Leporello sind die einzigen der Sage entlehnten Charaktere. Wir wollen mit dem Dichter nicht darüber rechten, da ihm die Mo-

delung des Stoffs frei gegeben sein muß, nur die Vernachlässigung eines Moments, auf das wir später zurückkommen, können wir ihm nicht verzeihen. Wiese hat nun in der Auffassung, Gestaltung und Durchführung des Stoffs eine höchst bedeutende Erfindungskraft, in der Steigerung der aufgestachelten Leidenschaften eine Tiefe der Poesie, eine Innigkeit und Gewalt des Gefühls entwickelt, die uns Achtung vor seinem Talent abgewinnt. Daß er darum ein Dichter sei, wollen wir nicht sagen. Nur das dichterische Vermögen haben wir in ihm erkannt, die wahrhaft poetische Benutzung dieses Vermögens wird der Zukunft vorbehalten sein.

Der Dichter schildert uns Don Juan in vier seltsam verworrenen Liebesabenteuern, in denen sich seine unersättliche Natur gleichsam nach den vier Himmelsgegenden hin auslebt. Alexandra, Mathilde, Isabelle und Clara heißen die vier Opfer seiner dämonischen Liebeswuth. Alexandra, das um glühendsten liebende Mädchen, fällt ihm am Vermählungstage mit Fernando, Herzog von Cordova, anheim. Nachdem er sie verführt, verläßt er sie hohnlachend, die Verzweifelnde hängt sich an ihn, ruft nach Hülfe, ihr Vater kommt, zwingt Don Juan zum Zweikampf und fällt von dessen Hand. Auch Fernando, den Bräutigam, trifft ein ähnliches Schicksal, Alexandra wird wahnsinnig. In derselben Nacht noch entführt Don Juan Mathilde, Fernando's Schwester. Die zarte, hingebende, ganz in dienende Liebe, in schamhafte Anmuth aufgelöste Weiblichkeit bemeistert in der That den Dämon in Don Juan's Brust auf längere Zeit. Er wird ihr Gatte. Nach ein paar Jahren aber treibt ihn das wilde Blut wieder fort. Seine Liebe erkaltet, er will auf Reisen gehen. Vor der Abreise begehrt er alle Glieder seines Hauses zu sehen. Mercado, Haushofmeister, stellt ihm seine Tochter Isabella vor und fleht um seine Einwilligung zu deren Verheirathung. Das witzige, etwas kokette Kind fesselt Don Juan, er weiß sie zu kirren, sie fällt und stürzt sich aus Verzweiflung in den Brunnen. Währenddem hat Mathilde, Don Juan's Gemahlin, ihrem Leben durch den Dolch ein Ende gemacht. Der Sünder fühlt das Nahen der Nemesis, er flieht und kommt in den Palast der Herzogin von Cordova. Hier lebt Alexander, sein Jugendfreund und Bruder Alexandra's. Don Juan's frevelhafte Gesinnung hat ihn, den Denker, den religiös Gesinnten, von sich gescheucht. Clara, Mathilde's Schwester, ist Alexandern verlobt, kaum aber erblickt sie Don Juan, so wendet sich ihre ganze Liebe dem Frevler zu. Alexander wird verstoßen, Don Juan tritt flegend an seine Stelle. Das Vermählungsfest wird gefeiert. Hier nun tritt Alexandra, Don Juan's erste Geliebte, die bisher in stillem Wahnsinn bei Clara gelebt hat, als Rachengel auf. Sie vergiftet den Wein der Neuvermählten und beide trinken sich den Tod. Sie selbst endigt ebenfalls durch Gift. Bei jeder andern Tragödie würde diese Gestaltung, dramatisch genommen, alles Lob verdienen, allein bei Don Juan, als einem sagenhaften Stoffe, genügt sie nicht nur nicht, sie frevelt sogar willkürlich an der Poesie der Sage. Die grauenhafte Vergeltung, welche die verhöhnte Geisterwelt an dem Frevler vollzieht, darf der Dichter um keinen Preis fallen lassen. Wiese hat es gethan und damit den Kern, die Seele der Sage ohne Noth zerstört. Den Mord des Herzogs, die Statue, die man ihm errichtet, und die Einladung dieser Statue zum Gastmahl von Don Juan: diese drei Hauptmomente muß der Dichter des „Don Juan" festhalten. Uns geht Alles an ihm verloren, nimmt man uns jenen fürchterlichen Ausdruck genial-frivolen Sinnenübermuthes, der den steinernen Koloß des erschlagenen Feindes zu Gaste ladet. Ohne diesen „steinernen Gast", ohne das Eingreifen der herausgefoderten Geisterwelt ist die poetische Vollendung der Sage selbst nicht denkbar. Hat ja doch Spanien bis auf den heutigen Tag noch in Cordova jenen Grundstein, der in der Sage wie im Munde des Volks fortlebt; ja, die ersten spanischen Bearbeitungen der Sage gehen noch weiter, indem sie den gelobenen Comthur oder Commandanten erschlagen und von diesem Don Juan in die Todtengruft einladen lassen. Erst hier, wo die Geisterwelt erscheint, ereilt den Sünder die Strafe. Es bleibt dahingestellt, ob nicht eine geschickte Benutzung dieses ursprünglichen sagenhaften Moments auch jetzt noch der Dichtung erlaubt wäre, ob nicht gar in ihm die poetische Vollendung der Sage verborgen liegen dürfte. Dadurch, daß Wiese den steinernen Gast ganz außer Acht gelassen, hat er zwar einen recht hübschen Trauerspielschluß gewonnen, der Sage aber den Kopf abgeschnitten und somit seiner so talentvollen Dichtung den literarischen Werth zum Theil verkümmert.

Sehen wir von dieser unzulässigen Willkür ab, so haben wir an Wiese's Trauerspiel des Lobenswerthen viel gefunden. Die genannten vier Frauen und ihr Verhältniß zu Don Juan sind mit seltener Umsicht, mit poetischer Glut geschildert und zeichnen sich, was viel sagen will, durch ihre verschiedene individuelle Haltung aus. Daß unser Interesse an diesem schnell wechselnden Liebestreiben Don Juan's nicht ermüdet, spricht für das Talent, für die Erfindung des Dichters. Aus Don Juan selbst hat Wiese gemacht, was sich eben aus ihm machen läßt. Er ist kein günstiger Charakter für den dramatischen Dichter. Nur der Wechsel und ein ihm eingeimpftes dämonisches Element, das ihm auch Wiese reichlich zugetheilt hat, können ihn aufrecht halten. Kehrt man den Wüstling zu sehr hervor, so dürfte er leicht einen widerlichen Eindruck machen. Und doch darf er, der Mensch des Genusses par excellence, auch wieder nicht mit allzu vielen edeln Eigenschaften ausgestattet werden. Sehr originell, bald komisch, bald feig, bald tragisirend, bald liederlich-gottlos tritt Leporello auf, eine gut gelungene Figur. Die übrigen Männer sind unbedeutend. Ein Poet, dessen Arbeit die Kritik zu so genauer Beleuchtung auffodert, hat auch ein Recht, ein Urtheil über seine Sprache zu verlangen. Wiese's Styl war von jeher eigenthümlich, oft schroff, ungefügig, seltsam. Er hatte ein naturwüchsiges, aber äußerst frisches Ansehen. Diese Frische ist ihm geblieben, das zu Seltsame hat der Dichter bis auf einige wilde Schößlinge glücklich entfernt. Um durch die gesunde Kraft, durch die poetische Glut und die dramatische Wirksamkeit dieser Sprache das Publicum zur Lectüre des Buchs aufzufodern, heben wir zum Schluß einige der prägnantesten Stellen aus, sie können zugleich mit die Charakterisirung der sprechenden Personen vertreten. Zuerst eine zarte Stelle

Don Juan und Alexandra (maskirt).

Don Juan.

Vergebens ringt nach Worten meine Seele,
Ich finde Zunge nicht der vollen Brust.

Alexandra.

Und du suchst Freude und Geselligkeit?
Zurück doch, Fakir, fort in deine Wüste.

Don Juan.

In meine Wüste! Schöne Huri, nein,
An deiner Seite bin ich wie im Himmel.
Weg weich, was sinnlich uns bedrängt und bannt,
Zu Palmengipfeln schlingen auf die Ranken
Und der Azur des Himmels strahlt herein.
Arome würzen wollustwarme Lüfte,
Die riesigen Gewächse mächtig rauschen,
Fern zieht des Gefieders fremde Pracht,
Und Feuerglieder wiegen auf und ab!
O Herz, so weh bethört, so hoch entzückt u. s. w.

Worte, wie sie die Leidenschaft, die Wahnsucht, der halbe Wahnsinn den Menschen auf die Zunge legen, stehen dem Dichter in seltener Kraft zu Gebote. Als Alexandra den Unerlösten um Clara werben sieht, ruft sie aus:

Er selbst! Mir dunkelt's! Sinne, haltet doch! —
Er eilt ihr zu! Ha, schöner, stolzer Anblick,
So sagst du Alexandra einst entgegen! —
Verteufelt, verbeut — Ehe Flügs am seine Brust! — —
(Sich erholend.)

So wieln unter dieß Nebelmeervolk
Durchwühlet und zerstört, der Rache Geister,
Hervor, mit Adlerschwingen um mein Haupt!
Führt mich zu Thaten an, die schwarz, scheusälig,
Wild wie die Nacht den heißen Trieb mir kühlen!
Die Welt erfahr' entsetzt, die höhnende,
Wie tief zerrüttet ein entehrtes Weib,
Wohl tiefer sich gekränkt fühlt, daß das Thun
Der Hölle selbst ihr Leiden nicht ermißt! u. s. w.

Sehr zart ist der Gesang der Brautjungfern und tief ergreifend durch seine unschuldige Naivetät, wenn man bedenkt, daß er vor den Fenstern der eben verführten, verzweifelnden Isabella in scherzenden Tönen gesungen wird:

Wer küßt gewährend
Den schönsten Mund;
Wer schwelgt lustnährend
Im reichsten Bund?
Der Himmel und die Erde, schmachtend schön,
Eins in dem Tode sel'ger Wehn!

Wer senkt sich sprühend
In Meeresschoos;
Wer sehnet glühend
Vom Dunkel los?
Der Tag, die Nacht, wie schmachtend schön,
Eins in dem Tode sel'ger Wehn!

Wer heischt verlangend
Der Sehnsucht Ruh';
Wer zittert bangend
Der Fülle zu?
Der Mann, das Weib, so schmachtend schön,
Eins in dem Tode sel'ger Wehn!

Manche Eigenthümlichkeiten im Ausdruck, sprachliche Wendungen und Eigenheiten wollen wir nicht zu hoch anschlagen, obwol wir Einiges geradezu für falsch halten. So sagt Wiese für „besser" stets „guter". Auch Provinzialismen stören den reinen Fluß der Sprache. In gebundener Sprache sollten diese streng vermieden werden. „Verquiemen" z. B. für „verkommen" können wir nicht für gutes Hochdeutsch gelten lassen. Im Allgemeinen aber ist die Sprache kräftig, ungezwungen, geschmeidig, und der Dichter strebt sichtbar nach einem dramatischen Styl, den er sich gewiß in kurzem erobern wird. Wir sind überzeugt, daß, träte Wiese frei und frank in die Literatur, stürzte er sich mit seiner unverdorbenen Kraft unter die ringenden Kräfte der Zeit, er der glücklichsten Erfolge gewiß sein dürfte. Unserm Dafürhalten nach wird er im Drama Besseres leisten als im Romane. Seine Romane sind dem sinnlichen Eindruck zu verschlossen, um größere Aufmerksamkeit zu erregen. *)

10.

Theophrastus Paracelsus, oder der Arzt. Historischer Roman aus den Zeiten des Mittelalters. Nach dem Französischen des Fabre d'Olivet von E. Liber. Drei Bände. Magdeburg, Rubach. 1840. 8. 3 Thlr.

Wie der Übersetzer in seinem Vorworte richtig bemerkt, muß es auffallen, daß eine der merkwürdigsten deutschen Individualitäten auf der Grenze des Mittelalters und der neuern Zeit einen französischen Bearbeiter findet, einen Franzosen, der sich überall als Kundiger jener verhängnißvollen Zeit bewährt, namentlich auch in Bezug auf die deutschen Zustände. Dennoch müssen wir darauf verzichten, einen Paracelsus, der etwa das Mittel zwischen den bekannten Biographien und einem Ideale hielte, hier zu finden, und ebenso vermissen wir den Arzt: es wird nur gesagt, sein Ruf erfülle die Welt, nicht aber, wie das eigentlich gekommen ist. Paracelsus wird vielmehr nur als ideatische Maschine benutzt, um das rohe und unheimliche Leben in Paris zur Erscheinung zu bringen, um ihn sodann zwischen den Bauern- und Wiedertäuferaufständen in Deutschland hin- und herzuschieben. Der Verf. sucht zu zeigen, wie der Herd dieser verwüstenden Aufstände im Schooße einer geheimen Gesellschaft zu Paris und in der Nähe dieser Stadt ruhte, einer Gesellschaft, deren Äußeres manche maurerische Formen trägt, wie sie in Frankreich üblich sein mögen, Formen, die dann durch Paracelsus, welcher in den Besitz eines Pergaments mit geheimnißvollen Charakteren gekommen ist, zu spät veredelt werden sollen, indem er das Princip, welches überhaupt der Freimaurerei zum Grunde liegt, geltend machen will, nämlich: Versöhnung des Kampfes zwischen Freiheit und Nothwendigkeit. Paracelsus kommt zu spät, oder, wenn man will, auch zu früh; denn wie die Menschen überhaupt geneigt sind, in der Außenwelt zu suchen und zu bekämpfen, was nur eine Aufgabe für die Macht des Geistes ist, so war namentlich in jener Zeit die Menschheit noch zu sehr an die materielle Kraft gewöhnt, als daß der geheime Bund nicht hätte zum Schwert greifen sollen, um die Flamme der Revolution anzufachen und in blutigen Kämpfen unterzugehen. Ob eine solche Gesellschaft, in welcher unserm Paracelsus der Grad eines Rosenkreuzers vom Verf. angewiesen wird, damals wirklich existirte, bleibt immer noch zu ermitteln. Nur vermuthen läßt es sich, wenn wir manche Erscheinungen jener Zeit ins Auge fassen und den eben damals sehr lebendigen und weitverbreiteten Hang der Menschen zum Geheimnißvollen zu Hülfe nehmen; wenn wir ferner annehmen wollen, daß 100 Jahre später die fama fraternitatis rosene crucis von Valentin Andreä doch nicht so geradezu aus der Luft gegriffen sein konnte. Gibt es doch in dem Leben dieses Mannes selber manche Punkte, welche leicht auf geheime Verbindungen schließen lassen. Überhaupt sind die Untersuchungen über die Existenz solcher Gesellschaften in jener Zeit immer noch nicht als geschlossen anzusehen, und ihre eifrige Fortsetzung ist um so wünschenswerther, als das Resultat derselben jedenfalls eine klarere Einsicht in das Leben und die Ereignisse des 15., 16. und 17. Jahrhunderts gewähren muß; wie denn, beiläufig erwähnt, Derjenige das Deutschland des vorigen Jahrhunderts nur halb versteht, welcher das Studium der Freimaurerei in in ihrer Erscheinung auf deutschem Boden zurückweist.

Der Verf. benutzt ein überall zart und edel gehaltenes Verhältniß des Paracelsus zu einem jungen Mädchen und einer Gräfin, ihn mit den Lenkern der Parteien in mannichfacher Weise zu verflechten. Dennoch steht er stets außer ihrem Kreise. Seine Erscheinung bei Freund und Feind, bei Mann und Weib ist immer dämonisch: er kommt und verschwindet, wir verlieren ihn oft genug ganz aus den Augen; wir wissen am Ende nicht, was er will, und wundern uns, ihn mit einem Male im Siechenhause zu Salzburg sterbend zu finden. Diese ganze Haltung des Paracelsus wäre an sich durchaus die rechte, wenn Paracelsus nicht zu sehr in der Luft stände, wenn ihm ein weniger episch-elegischer Charakter gegeben wäre. Überhaupt aber hängt das ganze Buch nur locker zusammen; der Verf. führt uns zu viele Personen und Verhältnisse vor, als daß es seinem redlichen Willen und edeln Streben möglich werden wollte, sie in stets gleicher dramatischer Lebendigkeit für den Leser festzuhalten. So ist auch die Zeichnung im Allgemeinen zu unbestimmt, zu weitläufig: wir müssen uns beim Wiedererscheinen einer Person darauf besinnen, was sie eigentlich war, was sie wollte, in welchen Verhältnissen wir sie zuletzt gesehen. Da es nicht wahrscheinlich ist, daß die Übersetzung den französischen Charakter gänzlich aufgehoben habe, so müssen wir annehmen, dem Verf. sei dieser Charakter, welcher sich durch feste Zeichnung und rasche Handlung manifestirt, im eifrigen Studium deutschen Lebens verflüchtigt worden. Wir sind ihm für diesen Eifer vielmals verpflichtet, wir ehren seine kryptokreuze Gesinnung, die er auf jeder Seite bethätigt: gleichwol muß eben sein Buch den Wunsch sehr lebhaft erwecken,

*) Ein zweiter Artikel folgt im Monat August. D. Red.

daß ein deutscher Schriftsteller eine der merkwürdigsten deutschen Individualitäten zur Aufgabe der Darstellung machte. Was Paracelsus als Arzt und Naturkundiger war, steht schon ziemlich fest. Wie er aber in dieser Eigenschaft und als Mensch zu seiner Zeit stand, wie er als Nativitätsteller, Geisterbeschwörer, Schatzgräber, Alchemist in vielen Ländern Europas und in Ägypten in die merkwürdigsten Verwickelungen gerathen mußte, das dürfte wol eins der reichsten Bilder geben, und das Material dazu ist so umfangreich in der Zeit und ihren weltumwälzenden Ereignissen, sowie in dem verwunderlichen Leben und Treiben des fahrenden Arztes und Philosophen, daß man nur zuzugreifen braucht. Wenn es daher noch irgendwo einen Willibald Alexis gibt, der nicht, wie sonst der Deutsche, überall anderswo, nur nicht in Deutschland zu Hause ist, so mag er sich den Paracelsus näher betrachten. 34.

Literarische Notizen.

Nicht auf den flüchtigen, durch das Interesse der Tagesgeschichte erregten Reiz berechnet, sondern auf tiefer wissenschaftlicher Grundlage gebaut sind die Untersuchungen, welche Sir Gardner Wilkinson in einer „Second series of the manners and customs of the ancient Egyptians" niedergelegt hat. Diese zweite Serie zeichnet sich vor der frühern ersten dadurch vortheilhaft aus, daß sie minder miscellenartiger Natur ist. Sie behandelt vorzüglich das Agricultur- und Religionswesen der Ägypter und deren enge Verknüpfung bei denselben, sowie ihre Beziehungen auf die Alterthümer der Juden und Griechen. Dagegen läßt sich Wilkinson auf den oft angestellten, aber erfolglosen Versuch, den Ursprung der ägyptischen Civilisation zu erklären, nicht ein, sondern hält sich an die ersprießlichere Aufgabe, deren Wesen und Entwickelungsgrad zu erläutern. Den beiden Bänden dieser zweiten Serie ist ein Band Abbildungen beigegeben.

Der Senior des Missionsvereins für die Juden in Indien, Persien und Arabien, Jakob Samuel, hat als Ergebniß seines Aufenthaltes in Georgien auf einer mit Erlaubniß der russischen Regierung in den J. 1837 und 1838 gemachten Missionsreise die Entdeckung mitgebracht, daß die Juden in Daghestan am kaspischen Meere die wahren Überbleibsel der zehn Stämme des Reichs Israel seien. Der Beweis dafür ist niedergelegt in seinem vor kurzem erschienenen Buche: „The remnant found; or, the place of Israel's hiding discovered", welchem ein Hülferuf für die in Indien, Persien und Arabien zerstreuten Juden sich anschließt.

In London circulirt eine Subscriptionsliste zu Beiträgen für Errichtung eines Denkmals auf dem Grabe von Burns' gefeierter Mary, welches sich auf dem Kirchhofe zu Greenock in Südschottland befindet. 47.

Bibliographie.

d'Abrantes (Mad. Junot). Etienne Saulnier. Historischer Roman. Aus dem Französischen übersetzt von Emilie Wille. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 2 Thlr.

Alvensleben, L. v., Lebens- und Reisebilder und Novellen. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Arnold. Nachtviolen. Ausgewählte Novellen. 2ter Band. — Auch u. d. T.: Der Virtuose aus Genua. Novelle von F. W. Arnold. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

— —. Weltgeschichtliches Panorama der letzten fünf Jahrzehend. 2ter Theil. Gr. 8. Bremen, Schünemann. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Brisset. Franz von Guise. 1563. Übersetzt von Fanny Tarnow. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr.

Burchardi, G. C., Lehrbuch des Römischen Rechts. 1ster Theil: Die Staats- und Rechtsgeschichte der Römer enthaltend. — Auch u. d. T.: Staats- und Rechtsgeschichte der Römer nebst Einleitung in das Studium des Römischen Rechts und Übersicht der Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter und in der neueren Zeit. Gr. 8. Stuttgart, Liesching und Comp. 1 Thlr. 25 Ngr. (1 Thlr. 20 Gr.)

Dellarosa, L., Adolf der Kühne, Raugraf von Dassel. Eine Rittergeschichte voll Schreckensscenen aus den Zeiten des Faustrechtes. Neu bearbeitet. 2 Theile. Mit 2 Titelkupfern. 8. Wien, Singer u. Goering. 1 Thlr. 22½ Ngr. (1 Thlr. 18 Gr.)

Historischer Ehrentempel der Gesellschaft Jesu. Gr. 8. Wien. 18¾ Ngr. (15 Gr.)

Epp, F., Schilderungen aus Ostindiens Archipel. Mit Abbildungen und 1 Karte. Gr. 8. Heidelberg, Mohr. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Grove, F., Das Dasein Gottes. Seitenstück zu dem Schriftchen: „Meine Lehre von der persönlichen Fortdauer des menschlichen Geistes nach dem Tode." Kl. 8. Mannheim, Hoff. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Hood, Th., Eugen Aram's Traum. Übersetzt durch v. Franck u. Ruhe. Gr. 8. Bromberg, Levit. 15 Ngr. (12 Gr.)

Kayser, C. L., P. Hordeonius Lollianus geschildert nach einer noch nicht herausgegebenen Athenischen Inschrift. Gr. 4. Heidelberg, Mohr. 5 Ngr. (4 Gr.)

Krusenstern, A. v., Abriß des Systems, der Fortschritte und des Zustandes des öffentlichen Unterrichts in Rußland. Nach offiziellen Documenten verfaßt. Aus dem Französischen übersetzt von R. v. Grosé. Gr. 8. Breslau, Korn. 2 Thlr.

Die rechte Mitte oder Rationalismus und Christianismus. Sendschreiben an Deutschlands junge Theologen der evangelischen Kirche. 8. Leipzig, Köhler. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Neander, A., Allgemeine Geschichte der christlichen Religion und Kirche. 5ter Band, welcher die Kirchengeschichte von Gregor VII. bis Bonifacius VIII. enthält. 1ste Abth., welche die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums und der Kirchenverfassung enthält. (9ter Theil des ganzen Werks.) Gr. 8. Hamburg, Perthes. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Gr.)

Dänische Novellen und Erzählungen. Deutsch von K. L. Kannegießer. 3ter Band. 8. Leipzig, Kollmann. 1 Thlr. 7½ Ngr. (1 Thlr. 6 Gr.)

Oesterreicher, E., Fragmente aus dem Reiche des kalten Wassers, entworfen zu Gräfenberg im Jahre 1839. Gr. 12. Pesth. 10 Ngr. (8 Gr.)

Das Reich der Geister, nach den Ansichten, Beobachtungen und Erfahrungen aller Zeiten und Völker. Zur Annäherung der Menschheit an die Geisterwelt. Bearbeitet und herausgegeben vom Grafen ***. 7ter Theil. 8. Leipzig, Kollmann. 15 Ngr. (12 Gr.)

Sand, G., Der französische Handwerks-Bursche. Nach dem Französischen von W. L. Weschè. 3 Bände. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr. 15 Ngr. (3 Thlr. 12 Gr.)

Sartorius, E., Die Lehre von Christi Person und Werk in populairen Vorlesungen vorgetragen. 4te Auflage. 8. Hamburg, Perthes. 26¼ Ngr. (21 Gr.)

Seback, B., Dr. Joseph Pletz. Eine biographische Skizze. 4. Wien, Wimmer. 1 Thlr.

Shakspere's Macbeth, aus der Folioausgabe von 1623 abgedruckt, mit den Varianten der Folioausgaben von 1632, 1664 und 1687 und kritischen Anmerkungen zum Text herausgegeben von N. Delius. Gr. 8. Bremen, Schünemann. 15 Ngr. (12 Gr.)

Standes-Unterschiede. Novelle von der Verfasserin der Frauen ꝛc. Aus dem Schwedischen von C. E**l. 2 Theile. 8. Leipzig, Kollmann. 3 Thlr.

Von Strafen und Strafanstalten. Aus dem Schwedischen nach der zweiten Auflage von U. W. Dieterich. Nebst einem Anhange. Mit 3 Tafeln Abbildungen. Gr. 8. Stockholm, Bonnier. 1 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 169. — 18. Juni 1841.

Histoire de la Vendée militaire. Par *J. Crétineau-Joly*. Zwei Bände. Paris 1840.

Eine sehr verdienstliche Arbeit. Zwar hat der traurig denkwürdige Bürgerkrieg der Vendée bereits mehre französische Geschichtschreiber gefunden, doch waren noch nirgend alle Nachrichten darüber so systematisch geordnet und in so klarem Zusammenhange dargestellt, wie es hier der Fall ist. Abgesehen von dem Localinteresse, hat dieses Buch auch noch einen allgemeinen Werth als Beitrag zur französischen Revolutionsgeschichte; es ist aus reichen und neuen Quellen geschöpft und nicht, wie die seither erschienenen Vergötterungs- oder Verketzerungsschriften über die Vendée, von dem finstern Dämon der Religions- oder der Revolutionsschwärmerei angesteckt. Ansichten und Würdigung der Personen und Ereignisse sind die eines Mannes ohne verzehrenden Feuereifer und Factionsgeist; was der Verf. von den streitenden Theilen sagt, zeigt eine humane, aufgeklärte Parteiliebe, die nicht unverständig Verbrechen bemäntelt oder gar in tugendhafte Handlungen verkehrt, wie das viele Parteimänner thun, die zu glauben scheinen, ohne Blindheit gebe es keine Liebe und keine Gerechtigkeit.

Herr Crétineau-Joly ist ein gemäßigter Legitimist, und als solcher hat er seine eigenen politischen Ansichten, welche ihn bisweilen in seinen subjectiven Äußerungen zu weit führen.

Cathelineau, Charette, Stofflet, Bonchamp, Lescure, Laroche-Jacquelin — bemerkt der Verf. — sind preiswürdige Namen, auf welche Frankreich mit demselben Rechte stolz sein darf wie auf Kleber, Marceau, Championnet, Haro, Hoche und alle übrigen republikanischen Generale, welche ehrenvoll stritten und ihren Degen nur in der Schlacht mit Blut färbten; die Helden der Vendée fielen nicht, indem sie gegen das Vaterland, sondern für dasselbe und für die gute Sache kämpften.

Alle Achtung vor Cathelineau's, Charette's, Stofflet's Tugenden, Genie und Verdiensten! Aber war Frankreich und dessen gute Sache in dem royalistischen oder in dem republikanischen Lager? Wir wollen von den Alten nicht reden, denen das Vaterland noch etwas mehr gewesen ist als den Modernen, nicht von Themistokles, der sich am größten zeigte, da er für sein undankbares Vaterland lieber sterben, als sich an ihm rächen wollte; nicht von Coriolan, der streng und mit Recht getadelt ward, daß er Rom durch die Fremden demüthigte. Selbst unsere Zeit, sonst so geschickt, mit behender Taschenspielerkunst, Wahr in Falsch, Ehre in Schande, und Falsch in Wahr, Schande in Ehre zu verwandeln, hat die Treue gegen sein Volk geehrt. Ward nicht Dumouriez getadelt, weil er den Feinden Frankreichs sich gewogen zeigte, ohne es darum mit ihnen zu bekämpfen? Und wie hoch steht Lafayette, der lieber in den Kerker von Olmütz gehen, als die Waffen gegen Frankreich tragen und den Bürgerkrieg im Vaterlande entzünden wollte? Und doch hatten Dumouriez und Lafayette eher eine Beschwerde dagegen zu führen als Laroche-Jacquelin und Bonchamp, wie sie sich an die Spitze von empörten Bauern stellten, die sich der Militairpflicht nicht unterwerfen wollten. Leider muß oft ein moralisches Verbrechen zur politischen Tugend werden; und in der That kann je eine Sünde gegen die Menschheit vergeben werden, so ist es einzig des Vaterlandes wegen.

Die französische Revolution wollte eine neue, von der großen Mehrzahl stürmisch gefoderte bürgerliche und politische Freiheit begründen. War dieser Zweck nicht so erhaben und heilig als der Zweck der Vendéeinsurrection, den alten Glauben und die alten Institutionen zu schützen, wobei sich nur eine kleine Minorität glücklich befand? Daß die Mittel gemisbraucht worden, durch die man zum vorgesteckten Ziele gelangen wollte, kann bei der französischen Revolution nicht mehr als bei jeder andern Revolution in Anschlag kommen; die wohlgemeintesten Reformversuche werden übertrieben und die rechtmäßigsten Revolutionen haben sich Verirrungen vorzuwerfen; allein sie sind nichtsdestoweniger in Dem, was sie gewollt und gesollt, Gottes Werk, wie es alles Edle, Wahre, Große und Gerechte ist. Nur die Lüge, die Willkür, die Intoleranz, die Gewaltthat und der Irrthum sind nicht von ihm, sondern Zugabe des Menschen. Wie in jenen heftigen Zuckungen der leblosen Natur bei Erderschütterungen ihre verschlossenen Tiefen wol auf Augenblicke sich dem aufmerksamen Auge öffnen; wie bei jenen furchtbaren Influenzen, die auf große Strecken das organische Leben in scharfem Brand entzünden, seine dunkelsten Geheimnisse, durch die Glut beleuchtet, vorübergehend enthüllt zu Tage treten: so muß in leidenschaftlich bewegten, revolutionnairen Zeiten in der Führung ihres Machthandels auch die moralische Natur sich bloßgeben, und indem

die Nachtseite der Gesellschaft in der Lohe sich erhellt, ist das ganze Getriebe ihres innersten Baues, das ruhige Friedenszeiten schamhaft zu verhüllen pflegen, von unten bis oben hin aufgeschlossen.

Von diesem Standpunkte aus muß man die französische Revolution sowol im Allgemeinen als in ihrer besondern Beziehung zu dem Vendéekriege betrachten, wenn man sie im Ganzen oder im Einzelnen beschreiben oder auch nur verstehen will. Das vorliegende Geschichtswerk ist zwar nicht in diesem Sinne aufgefaßt, jedoch gefällt uns daran, daß der Verf. ein verständiger, gescheiter Mann ist, der Menschen und Dinge kennt und nach ihrem Werthe zu schätzen weiß: die Thaten und Tugenden der Royalisten werden zwar mit besonderm Nachdruck hervorgehoben, indeß finden auch einzelne Züge Erwähnung, welche die Tapferkeit und Menschlichkeit der Republikaner in einem sehr günstigen Lichte zeigen. Der Verf. berichtet zuerst über die Ursachen des Vendéekriegs, gibt alsdann in allgemeinen Umrissen eine Beschreibung der Eigenthümlichkeiten des Kriegsschauplatzes, des Buschlandes (Bocage) und seiner Erdwälle, womit die Äcker eingefriedigt sind, des Moorlandes (Marais) und seiner Gräben und Kanäle, welche die Felder durchschneiden, schildert den Charakter der Bevölkerung der westlichen Provinzen von Frankreich, des Maine, Anjou, Poitou und der Bretagne, endlich folgt die ausführliche Darstellung des ganzen Krieges, der sieben Jahre (1792 — 99) wüthete und der Republik nicht wenig zu schaffen machte und mehr als einmal der Untergang drohte.

Die Vendée war seit Jahrhunderten ein stilles, anspruchsloses Land: nach außen streng abgeschlossen, von wenigen großen Heerstraßen durchschnitten, mit Dörfern, Weilern und Edelhöfen übersäet, hatte es sich in seinem alten Feudalzustande erhalten und fühlte sich dabei zufrieden. Neben dem Adel und Klerus, der mit dem Volke ganz innig lebte, galt auch der freie Bauer etwas. Geistescultur und Civilisation waren nicht bis in die Vendée vorgedrungen, da es in dieser Gegend wenig oder keine Städte und folglich keinen bürgerlichen Mittelstand gab, bei dem die neuen Ideen hätten Eingang finden können. Das an sich heilsame Streben der Revolution nach Einheit ging in der Ausführung auf Vernichtung alles Besondern aus und wollte die Eigenthümlichkeit weder einzelner Provinzen noch einzelner Stände dulden, sondern Alles planiren und nivelliren. Ein Gleichmachungsschwindel hatte damals alle Geister ergriffen. Die alten Vorurtheile sollten mit einem Male aus den Köpfen aller Leute herausgerissen werden, und in dem Eifer, das Licht der Aufklärung über ganz Frankreich zu verbreiten, glaubte man die liberalen Reformen auch auf die Vendéer anwenden zu müssen, die, hinter ihren Hecken und Gräben gegen alle äußern Einflüsse abgesperrt, in alter Einfalt abergläubisch, aber fromm und unverdorben geblieben, und bei denen eine heroische Cur von einem ohnehin als feindselig und gottlos betrachteten Arzte übel angebracht war. In andern Provinzen Frankreichs wimmelte es von fetten Klöstern und geistlichen Pfründen, deren Einkünfte von einer verdorbenen, liederlichen Klerisei am Hofe und in der Hauptstadt vergeudet wurden; in der Vendée dagegen gab es nur eine patriarchalische Geistlichkeit, wenig zahlreich, sittenrein und thätig. Warum sie aufs tiefste kränken und ihre Güter für Nationaleigenthum erklären? Der vendéesche Adel war allerdings im Besitz wesentlicher Vorrechte, zeigte sich jedoch human und wohlwollend gegen die Bauern und Tagelöhner, welche keine Steuern zu bezahlen, sondern mit ihren Gutsherren ziemlich einerlei Interesse hatten. Für die einfachen Verhältnisse der Vendée reichte das alte Herkommen völlig aus; wozu also einer Bevölkerung von fünf Millionen, die auf eine fast beispiellose Weise mit ihrem aus grauem Alterthume herstammenden Zustande zufrieden war, alle Verbesserungen auf einmal aufdringen und somit für sie den Segen der Civilisation in einen Fluch umwandeln? Das Recht und die Wahrheit, und das Gebiet Dessen, was sich ziemt und schickt und fügt, ist wie der Rosengarten in Worms blos mit einem seidenen Faden umhegt, den die Gewalt leicht zerreißen mag; aber sie thut wohl, den mislichen Versuch zu unterlassen, weil, sowie der Hag gebrochen ist, bewaffnete Mächte aus dem dunkeln Dickicht hervorstürzen, um für das Attentat Rache zu nehmen. Alle Wege, die von dem des schlichten Rechts ausweichen, leiten, wenn die Gewalt sie einschlägt, steil und schnell auf abschüssiger Bahn zur Tyrannei; jede erste Verkehrung der Gerechtigkeit führt unausbleiblich eine zweite herbei, um die Folgen der ersten zu decken und abzuwenden, die dann ihrerseits, indem sie nur Widersprüche auftreibt, wieder zu neuen Ausweichungen drängt. Das Unrecht, das zuerst Einzelne betroffen, wird bald auf Classen ausgedehnt, die man in Masse rechtlos erklärt, um auch, was den Gesetzen unerreichbar, zu treffen; wenn die unblutigen Vexationen ihre Wirkung verfehlen, entschließt die Verzweiflung und Erbitterung zuletzt sich auch zum Blutvergießen, und so kann selbst ein sonst rechtliches Gemüth eines Machthabers von Stufe zu Stufe bis zur äußersten Gewaltthätigkeit getrieben werden, wie es in der französischen Revolution viel Hunderten sonst unbescholtener und gewissenhafter Menschen ergangen, die auf diesem Wege bis zu den furchtbarsten Greueln sich verirrten.

Der Revolutionskrieg gegen die Vendée bestätigt die Wahrheit des Ebengesagten aufs schlagendste. Die Vendée ließ sich die ersten revolutionnairen Maßregeln ohne Murren gefallen; denn die gewöhnliche Annahme, daß die Begeisterung für Gott und König die veranlassende Ursache des Aufstandes in der Vendée gewesen, scheint uns unhaltbar; obwol der Verf. der vorliegenden Geschichte der gewöhnlichen Ansicht huldigt, beweisen die Documente, welche er mittheilt, seinen Irrthum. Vergebens bemühen sich die in der Vendée nicht ausgewanderten Adligen und Geistlichen ihr Ansehen bei dem Landvolke geltend zu machen; weder die bürgerliche Verfassung des Klerus, noch die Beraubung des Adels, nicht einmal die Abschaffung des Königthums und die Hinrichtung des Königs können die Vendée zum Aufruhr bewegen. Der Graf Armand Tuffin de la Rouerie, ein Ex-Gardeoffizier, welcher in

der Vendée und Bretagne eine allgemeine Verschwörung anzuzetteln suchte, starb aus Gram, als er die westlichen Provinzen beim Tode Ludwig's XVI. ruhig bleiben sah; erst von dem Augenblicke an, wo der Nationalconvent sie zwingen will, die neue, ihren Meinungen, Interessen, Begriffen und Gefühlen durchaus fremde Ordnung der Dinge mit ihrem Blute zu besiegeln, treibt sie die Anhänglichkeit an die Scholle, worauf sie das Licht der Welt erblickt, zu den Waffen. Die vom Nationalconvent decretirte Aushebung von 300,000 Mann ward die Losung zum Kampfe. Die militairpflichtigen Bursche verjagten am 10. März 1792 die Gendarmen bei St.-Florent, rotteten sich in Haufen zusammen und nahmen auf verschiedenen Punkten zu Führern den Hausirer Cathelineau, den Marineoffizier Charette und den Jägermeister Stofflet. In kurzer Zeit verbreitete sich die Insurrection über das ganze Land; 900 Gemeinden standen beim Schall der Sturmglocken und nun vereinigten sich die adeligen Anführer Bonchamp, Lescure, d'Elbée, Laroche-Jacquelin, der Prinz Talmont mit den Übrigen. Die Insurgentenarmee belief sich bald auf 40,000 Mann. Muth und Entschlossenheit waren die Hauptwaffen dieses größtentheils in Holzschuhen und nur mit Sensen, Knitteln, Heugabeln und Bratspießen kämpfenden Heeres. So bewaffnet, warfen sich die durch die Eingebungen ihrer Priester erhitzten kühnen Krieger den republikanischen Armeen, selbst ihrer Artillerie entgegen, erbeuteten Kanonen mit ihren Stecken und thaten Wunder der Tapferkeit. Die Priester hatten die Streitenden bis zu einem Grade fanatisirt, wovon man nur in den Zeiten des Mittelalters ähnliche Beispiele kennt. Sie hielten sich selbst für unverwundbar, oder doch keinen von den Streichen der Waffen dieser von Gott und der Jungfrau verlassenen Republikaner für tödtlich. Dagegen wähnten sie, daß selbst die leichteste Verwundung mit ihren geweihten Waffen unfehlbaren Tod bringe. Die Weiber holten ihre erschlagenen Männer vom Schlachtfelde, in der festen Überzeugung, daß die Erschlagenen am dritten Tage wiederaufleben würden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Über Originalität der indischen Literatur.

Im Gegensatze zu den Übertreibungen hinsichtlich des Alters der indischen Culturzeugnisse machte sich, namentlich zu Beginn unsers Jahrhunderts, eine Meinung geltend, welche den Ursprung der indischen Civilisation ganz auf den Verkehr mit den Griechen zurückführen wollte, das Sanskrit für ein dem Griechischen nachgemodeltes Sprachfabrikat erklärte und die Philosophie und Literatur der Hindus als Erzeugnisse einer späten Zeit darstellte. Allerdings kann für kein Ereigniß der indischen Geschichte vor dem Zeitalter Alexander's des Großen eine feste Bestimmung gefunden werden; doch lassen sich manche bemerkenswerthe Epochen durch gewisse Kennzeichen annäherungsweise bestimmen, wie z. B. die Zeit der Abfassung der Vedas. In jedem Veda befindet sich eine Art von astronomischer Abhandlung, in welcher die Einrichtung des Kalenders zu dem Zwecke erklärt wird, um die für die Verrichtung der religiösen Pflichten gehörigen Zeiten festzustellen. Natürlich bediente sich der letzte Herausgeber dieser Abhandlungen stets der zu seiner Zeit im Gange befindlichen Beobachtungen und stützte seine Schilderungen auf Berechnungen, die seinen Lesern am verständlichsten waren. Die in jenen Abhandlungen angewendete Zeitmaß bildet nun an sich selbst ein Kennzeichen für deren Alterthum. Es besteht nämlich in einem Cyklus von fünf Mondmonatjahren mit verworrenen Eintheilungen, Einschaltungen und andern Berichtigungen, und es lassen sich darin die ersten rohen Bestandtheile des nach mannichfaltigen Verbesserungen jetzt bei den Hindus gültig gewordenen Kalenders erkennen. Die in diesen Abhandlungen den Solstitialpunkten angewiesene Stelle entspricht genau der im 14. Jahrhundert v. Ch. Gegen die Echtheit des Textes liegen keine Verdachtsgründe vor; die alte Form des Kalenders liegt über die Möglichkeit einer berechneten Erfindung hinaus, und es läßt sich kein Grund für Einschwärzung einer Stelle denken, die für ein Werk das 14. Jahrhundert v. Ch. bestimmt, welches alle Hindus in das 31. derselben Zeitrechnung setzen. Ein solcher Beweis für das Alterthum der Vedas zeigt die ohnedies haltlose Ableitung des Sanskrits von dem Griechischen in ihrer Nichtigkeit; außer diesen äußern Kennzeichen spricht aber auch der innere Gehalt deutlich für ihre Ursprünglichkeit und Eigenthümlichkeit. Die Hauptlehre der Vedas ist die Einheit Gottes; an mehren Stellen wird gesagt: „Es ist in Wahrheit nur Eine Gottheit, der höchste Geist, der Herr des Weltalls, dessen Werk das Weltall ist.“ Unter den Schöpfungen des höchsten Wesens gibt es solche, die erhabener sind als der Mensch und verehrt werden sollen: von ihnen kann man durch Gebet Schutz und Gnade erlangen. Am häufigsten sind als solche die Götter der Elemente, Sterne und Planeten genannt; daneben treten aber auch Personificationen von Tugenden und Kräften auf. Auch die drei Hauptmanifestationen der Gottheit: Brahma, Wischnu und Siwa, nebst andern personificirten Attributen und Thätigkeiten, sowie die meisten andern Götter der Hindumythologie sind in den Vedas erwähnt oder wenigstens angedeutet; aber die Verehrung vergötterter Heroen findet in diesem theologischen System keine Stelle. Brahma, Wischnu und Siwa sind überdies nur selten genannt, haben keine hervorragende Stellung und sind keineswegs Gegenstände einer besondern Verehrung; auch findet sich in den Vedas keine Stelle, aus welcher sich ihre Incarnation folgern ließe. Die Gegenstände des Cultus haben allem Anscheine nach keine bildlichen Darstellungen, noch sonst einen sichtbaren Ausdruck. Einer viel spätern Zeit gehören dagegen die Satzungen Menu's an; sie fallen nämlich höchst wahrscheinlich in die Zeit zwischen die Abfassung der Vedas und die Züge Alexander's. Sie bilden die Grundlage aller nachfolgenden politischen Systeme der Hindus und sind offenbar aus ältern Gesetzbüchern entlehnt; aber alle Abweichungen von der frühern Gesetzgebung in ihnen, namentlich in Sachen der religiösen Doctrin und des Ceremonienwesens, bekunden eine Tendenz zur Deterioration. Diese scheint in dem Kastensysteme ihren eigentlichen Stützpunkt zu haben. Die vier von Menu eingeführten, der Priester-, Krieger-, Gewerbs- und Sklavenstand, können mit Ausnahme der ersten, keine unbestrittene Existenz nachweisen; die Brahminen sprechen den Radschputen geradezu die Abkunft von der Kriegerkaste ab. Die beiden niedrigsten Kasten, welche in Menu's Zeit existirten, haben jetzt einer großen Zahl anderer von gemischter und oft dunkler Abkunft Platz gemacht, halten aber ihre Unterschiede noch strenger aufrecht als selbst die alten Kasten: sie essen weder miteinander, noch verehelichen sie sich gegenseitig, noch haben sie irgendwie gemeinschaftliche Gebräuche. In der Umgebung von Puna, wo sie gerade nicht besonders zahlreich zu sein scheinen, gibt es gegen 150 verschiedene Kasten. Das jetzige Religionssystem der Hindus kann im Vergleich mit dem der Vedas geradezu als eine neue Glaubenslehre betrachtet werden. Seine schriftlichen Quellen sind die Puranas, 18 an der Zahl, nach der Annahme ihrer Anhänger sämmtlich Werke Vyasa's, des Sammlers der Vedas; in Wahrheit aber stammen sie aus der Zeit zwischen dem 8.—16. Jahrhundert, wennschon manche Stellen Material aus älterer Zeit

enthalten. Sie enthalten Theogonien, Schilderungen der Schöpfung, philosophische Speculationen, Anweisungen über religiöse Ceremonien, Genealogien, historische Fragmente und unzählige Legenden über die Verrichtungen der Götter, Helden und Weisen. Meist sind sie zur Begründung der Lehrmeinung einzelner Sekten geschrieben und durch deren Fabeln verderbt; sie bilden demnach kein Ganzes, und es war mit ihnen auf keine Zusammenstellung eines allgemeinen Glaubenssystems berechnet; dennoch besitzen sie alle eine unbestrittene Autorität, und da sie die Quelle der heutigen Hindureligion bilden, so ist es natürlich, wenn auch diese voll von Widersprüchen ist; eben deshalb thut man aber auch Unrecht, aus diesem Zustande der Neuzeit Folgerungen zu ziehen, welche das Alter der indischen Literatur überhaupt in Abrede stellen sollen. Einen weitern Beleg für die ursprünglich eigene wissenschaftliche Bildung der Hindus gibt deren unabhängige Erfindung der Algebra, deren Methode ganz und gar von der der griechischen, und zwar zu ihrem Vortheile, abweicht. Nicht minder bietet ein Vergleich zwischen indischer und persischer Literatur ein ähnliches Ergebniß. Die persischen Schriftsteller beschreiben selten die unbeseelte Natur, während die Sanskritdichter eine Landschaft auf höchst malerische Weise zeichnen. In der Beschreibung eines persischen Gartens lächeln die aufblühenden Knospen, die Rose entfaltet alle ihre Reize vor der bezauberten Nachtigall, der Wind bringt Erinnerungen der Jugend, der Frühling ladet Jünglinge und Jungfrauen in sein Brautgemach. Aber der Liebende hat keine Freude an dem Feste der Natur. Der eilende Bach ruft ihm die Flucht der Zeit zurück; die Nachtigall scheint die Unbeständigkeit der Rose zu beklagen und zu mahnen, daß der Wintersturm bald ihre noch blühenden Blätter abstreifen wird. Er ruft die Himmel an, ihre Thränen mit den seinigen zu mischen, und den Wind, seine Seufzer zu seiner harten Schönen zu tragen. Ein Hindupoet dagegen schildert den tiefen Schatten eines Hains, wo der dunkle Tamala seine Zweige mit dem blassen Laube des Nimba mischt und der Mangoebaum seine alten Arme unter den zitternden Blättern des schlanken Pipala ausstreckt; eine Schlingpflanze rankt sich um den Jambu und breitet seine wallenden Schosse vom höchsten Aste herab. Der Asoca läßt die langen Trauben seiner blitzenden Blumen herabhangen, der Madhavi zeigt seine schneeweißen Blätter und andere Bäume strömen einen Regen von Blumen von ihren beladenen Zweigen. Die Luft ist erfüllt von Duft und ruhig bis auf das Summen der Bienen und das Rieseln des Bachs. Den Gesang des Coils hört man von Zeit zu Zeit aus der Ferne, oder das leise Murmeln der Turteltaube auf einem nahen Baume. Der Liebende wandert einher auf dieser Bühne und hängt seinem Tiefsinne nach in dieser gleichgestimmten Einsamkeit. Der Südwind umfächelt ihn; der ermattende Duft der Mangoeblumen erweicht ihn, bis er überwältigt in einen Jasminbusch niedersinkt und sich den Gedanken an seine entfernte Gebieterin hingibt. Die bei den beiden Völkern gebräuchlichen Figuren theilen diesen Contrast: die der Perser sind conventionelle Anspielungen, die für Den, der nicht an sie gewöhnt ist, kaum verständlich sind. Eines schönen Weibes Gestalt ist eine Cypresse, ihre Locken sind Bisam, ihre Augen eine schmachtende Narcisse, das Grübchen in ihrem Kinn ein Quell. Dagegen sind die Gleichnisse im Sanskrit — denn in diesen bewegt er sich mehr als in Metaphern — gemeinlich neu und der Sache entsprechend, sowie sie selbst ohne vorgängige Kenntniß die Vergleichungspunkte genügend in helles Licht stellen. 80.

Literarische Notizen.

Jules Janin erzählt folgenden Vorfall: „Hr. Soumet, der berühmte Verf. des „Saul" und der „Klytämnestra" (bekanntlich wurden von demselben Dichter vor kurzem an einem und demselben Abend ein Trauerspiel „Le gladiateur", woran Mde. Marie von Altenheim Theil hat, und ein Lustspiel „Le chêne du roi" aufgeführt), konnte in einer mit so intelligenten Buchhandlungen angefüllten Stadt wie Paris keinen Verleger finden, welcher an den Druck seiner „Divine épopée" 3000 Francs gewagt hätte. Der Autor läßt sein Gedicht auf eigene Kosten drucken. Schön! Genau drei Wochen später begibt sich Hr. Soumet zu seinem Buchhändler, nicht Buchhändler-Verleger, sondern Buchhändler-Depositeur, um von seinem Buche etwas Neues zu hören. „Mein Herr!" sagt der Buchhändler, „es ist Alles verkauft." „„Alles!"" ruft der Dichter. „Alles! Und zum Beweise hier die 23,000 Francs, die ich Ihnen schuldig bin. Dies ist, ich gestehe es, das größte „événement poétique", wovon Zeuge zu sein mir widerfahren ist." Wenn dies Ereigniß nicht zu poetisch, das heißt eine Fabel ist, so muß man bedauern, daß Deutschland nicht mehr zu solchen „poetischen Vorfällen" aufgelegt ist.

Von dem Vicomte de Beaumont-Vassy, einem jungen aber bereits durch mehre Schriften bekannten Autor, erschien in Paris: „Les Suédois depuis Charles XII", zwei starke Bände; von E. Ligneau Grandcour, Verf. eines „Essai sur l'administration", eine Broschüre unter dem etwas hochfahrenden Titel: „Les gouvernementales, physiologie politique de l'homme d'état"; von dem Banquier Lombard eine Schrift: „Notice sur la position financière actuelle des états de l'Amérique du Nord, accompagnée de quelques détails sur les dettes des principaux états européens"; von Fräulein Vauvilliers eine „Histoire de Blanche de Castille, reine des Français", ein Werk, welches auch alle frühern Phasen der gallischen, fränkischen und französischen Geschichte bis hinauf zur römischen Invasion mit in seinen Kreis zieht und durch das fleißige Studium, welches die Verfasserin auf die Quellen verwandt hat, einen fast männlichen Arbeiterfleiß bekundet.

In zwei Bänden erschien in London: „The origin, progress and present condition of the fine arts in Great Britain", von W. B. Sarsfield Taylor. Der Verf. hat auch das bekannte Werk Merimé's über die Ölmalerei in das Englische übersetzt.

Von Interesse scheint folgendes in London neu erschienene Werk zu sein: „The Negroland of the Arabs examined and explained; or, an inquiry into the early history and geography of Central Africa, by *William Desborough Cooley*" (mit einer Karte). 5.

Literarische Anzeige.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Über Strafe und Strafanstalten

von

Sr. königl. Hoheit Oskar,

Kronprinzen von Schweden und Norwegen.

Aus dem Schwed. übersetzt von A. von Treskow. Mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. M. H. Julius. Mit 3 lithogr. Tafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Von Dr. Julius erschien über den Gegenstand, welchen die Schrift des Prinzen Oskar behandelt, früher in meinem Verlage:

Die amerikanischen Besserungssysteme, erörtert in einem Sendschreiben an Herrn W. Crawford, Generalinspector der großbritannischen Gefängnisse. 1837. Gr. 8. Geh. ⅓ Thlr.

Leipzig, im Juni 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 170. — 19. Juni 1841.

Histoire de la Vendée militaire. Par *J. Crétineau-Joly*. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 169.)

Eine der glänzendsten Waffenthaten dieser ersten Insurrectionsarmee war die Einnahme von Saumur, am 6. Juni 1792. Gewiß wird es vielen unserer Leser nicht unangenehm sein, wenn wir aus dem Werke eine Schilderung mittheilen, welche den Geist desselben ganz besonders charakterisirt und zugleich als Probe dienen kann, wie der Verf. seinen Gegenstand behandelt.

Man beschließt die Belagerung von Saumur. Um die verschiedenen republikanischen Truppencorps, welche die Royalisten von allen Seiten umzingeln, in Schach zu halten, macht Laroche-Jacquelin den Vorschlag, einige Detachements auf die Straße auszusenden, welche zu dieser Stadt führt. Er wird mit der Ausführung seines Plans beauftragt. Er braucht blos einige Hundert Mann; die ganze Armee erbietet sich ihm zu folgen. „Es lebe der König! Auf nach Saumur!" erschallt es aus tausend begeisterten Kehlen. Diese Stadt liegt am linken Ufer der Loire und ist einer der wichtigsten Schlüssel am ganzen Flusse. Ihre natürlichen Schutzwehren sind ein hohes Felsenschloß, eine echt mittelalterliche Burg, durch Lage und Geschütz gegen jeden Überfall gesichert, der Fluß Thouet, dann die Festungswerke von Bournon und eine Menge Verschanzungen, welche man nach der Einnahme von Thouars bei der noch entfernten Gefahr aus Furcht vor einem Überfall errichtet hatte. Damit die Bauern sich nicht hinter die Gartenmauern verstecken und als Plänkler streiten können, ist Befehl erlassen worden, die Mauern der Weinberge niederzureißen. Die Commissaire des Convents, deren Übermuth die Niederlage bei Fontenay keineswegs gedemüthigt hat, entfalten in Saumur einen großen Aufwand von Streitkräften. Die Divisionen Berruyer's, Santerre's, Berthou's, Menou's, selbst die Division, deren Commando die Volksrepräsentanten soeben dem General Ligonnier entrissen, werden in einem engen Raume zusammengezogen. Am 9. Juni trifft auch der General Coustard ein, ohne Pferde, ohne Waffen, von Allem entblößt, und wenn der Aussage Philippeaux's, eines Conventsmitgliedes, zu trauen ist, so hat der revolutionnaire General Ronsin „an der Brücke von Cé sämmtliche Equipirungen dem Coustard wegstibitzt". Die Nacht vom 9.—10. Juni verging fast die Waffen in der Hand; allein welche Kluft zwischen dem Benehmen beider Lager! Die Royalisten sangen und beteten die Strophen des Vexilla regis, söhnten sich alsdann am Vorabend der Schlacht durch Buße und Beichte mit ihrem Gotte aus; am Tage darauf konnten sie getrost dem Tode entgegensehen. Der 9. Juni fiel auf einen Sonntag, und nie ist vielleicht ein Tag des Herrn mit solcher Andacht und Frömmigkeit begangen worden. Zu derselben Stunde, jedoch einige Schritte weiter, weihte die Revolution in Saumur die rothe Mütze ein, jenes widrige Symbol ihrer Freiheit. Bei Gelegenheit dieser Feierlichkeit werden die tollsten Reden gehalten. Man hetzt das gemeine Volk gegen die Reichen auf und bezeichnet die Aristokraten, welche es sich nach dem Siege vom Halse schaffen soll, um sich in ihre Habe zu theilen. Man heult die Wonne der Gleichheit und das Verderben der Royalisten durch die Straßen. Die ersten Kanonenschüsse der Armee machen allein dieser Orgie ein Ende.

In ihrer Ungeduld, zu siegen, haben die Vendéer ihren Generalen nur so viel Zeit gelassen, um die unentbehrlichsten Anstalten zu treffen, und laufen Sturm mit einer Verwegenheit und Zuversicht, die einen glücklichen Erfolg versprechen. Der General Menou, unter dessen Befehlen Berthier, Santerre, Coustard und Berruyer stehen, hat das Obercommando der Stadt und der republikanischen Truppen übernommen und seine Kräfte und seine Generale auf die Punkte vertheilt, wo er, nach der Voraussicht, am leichtesten geworfen werden kann. Laroche-Jacquelin wird der in den Wiesengründen von Varin lagernden Division entgegengestellt. Lescure rückt über die Brücke Fouchard vor; Cathelineau und Stofflet besetzen die Höhen, um durch einen Scheinangriff auf das Schloß dem Feinde an mehren Orten zugleich zu thun zu geben und die Belagerer zu decken. Lescure beginnt den Angriff. Er wird verwundet. Bei diesem Anblick entsinkt seinen Soldaten der Muth; sie weichen zurück. „Es ist nicht der Rede werth, meine Freunde," ruft er ihnen zu, „ich bleibe im Feuer." Er bleibt in der That. Ein Regiment republikanischer Kürassiere, von dem Obersten Chaillou befehligt, hat die rückgängige Bewegung bemerkt; es stürmt heran, um den entscheidenden Ausschlag zu geben. Die Kugeln der Bauern gleiten unschädlich von den Rüstungen ab, welche im Sonnenschein blinken. Die Bauern verzagen und stehen auf dem Sprunge, die Flucht zu ergreifen. Dommaigné, an der Spitze seiner Reiterei, attakirt den Feind: tödtlich getroffen, stürzt er vom Pferde, jedoch im Sinken legt er auf den Obersten Chaillou an und verwundet ihn gefährlich. Verwirrung herrscht in den royalistischen Reihen. Ein günstiges Ungefähr thut mehr als die größte Bravour, um das Gefecht wieder in Ordnung bringen. Die Weißen flohen. Auf der Brücke Fouchard sind zufällig zwei Pulverwagen umgestürzt und halten die Kürassiere auf, welche man dem fliehenden Feinde nachgeschickt hatte. Lescure sammelt seine zerstreuten Truppen. Lopyeau, aus dem Dorfe Trementine, derselbe, welcher bei Fontenay, im Verein mit Forêt, Marie-Jeanne *) den Blauen

*) Marie-Jeanne nannten die Bauern einen Zwölfpfünder, der in der Geschichte des Vendéekrieges eine ansehnliche Rolle spielt. Die Republikaner hatten diese zierlich gearbeitete Kanone im Schlosse des Cardinal Richelieu gefunden, dem sie Ludwig XIII. zum Geschenk gemacht; die Vendéer eroberten sie nebst vielem andern Geschütz bei der Einnahme von Chollet am 15. März 1792 und glaubten darauf ein Bildniß der heiligen Jungfrau wahrzunehmen, weshalb sie diesen Zwölfpfünder wie eine Reliquie heilig hielten.

entrissen und dem hier bei der Vertheidigung Dommaigné's drei Pferde unter dem Leibe erschossen wurden, der aber dafür drei republikanische Reiter erschlagen, — Loyseau wird verwundet. Er rafft sich wieder auf und stellt sich mit Lescure an die Spitze der Fußgänger.

Die Kugeln der Vendéer prallten von den Kürassen ab. Die Royalisten stecken ihre Flinten durch die Radspeichen der Pulverwagen und zielen auf die Pferde und ins Gesicht der Reiter. Die Taktik Cäsar's gegen die Soldaten des Pompejus bei Pharsalus ward somit diesen armen Bauern offenbart. Die Kürassiere, auf diese Weise von guten Schützen aufs Korn genommen, die selten ihren Mann fehlen, weichen zurück. Eine geschickt und schnell aufgepflanzte Batterie Kanonen entscheidet ihren Rückzug.

Unterdeß ist auf andern Punkten der glückliche Ausgang des Tages in Gefahr. Bei der übereilten Kampflust der Vendéer hat man nicht die Maßregeln ergreifen können, welche Donnissan und Cathelineau angerathen. Es muß ein rascher Entschluß gefaßt werden, wenn man nicht vielleicht erleben will, daß die Blauen alle vereinzelt agirenden Divisionen vernichten. Es bleibt kein anderes Mittel, sich mit Ehren aus dieser Lage zu helfen, als das verschanzte Lager bei Varin wegzunehmen. Laroche-Jacquelin hat nicht, wie der große Condé, einen Commandostab in die Verschanzungen zu werfen; er wirft seinen Hut hinein mit den Worten: „Wer holt ihn mir wieder?" darauf von Cathelineau, Laville-Baugé und seinen Soldaten begleitet, springt er zuerst in die Redoute. Coustard sieht, daß der Plan der Republikaner vereitelt ist, er eilt dem Lager zu Hülfe. Eine von den Batterien Marigny's sperrt ihm den Weg. Er befiehlt einem Regiment Reiterei, dieselbe wegzunehmen. „Wo schickst du uns hin?" sagt kaltblütig der Oberst Weissen. „Zum Tode", erwidert Coustard; „es lebe die Republik!" Der Oberst Weissen gehorcht, er stürmt die Batterie, allein seine Reiter werden von den Vendéern zerschmettert.

Die Verbindungen zwischen den verschiedenen Abtheilungen der königlichen Armee stellen sich wieder her. Die Blauen werden von allen Seiten angegriffen: ihr Centrum, ihr rechter Flügel werden geworfen. Berruyer, welcher mit außerordentlichem Muthe ficht, stürzt verwundet zu Boden. Der junge Marceau, damals noch einfacher Offizier in der deutschen Legion, entreißt den Conventsdeputirten Bourdotte dem Tode: man hört ein allgemeines „Rette sich, wer kann"; jedoch drei Compagnien von dem Regimente der Picardie, welche lieber sterben als die Schmach einer solchen Niederlage überleben wollen, stürzen sich in die Loire. Berthier und Menou, welche die Bauern vorrücken sehen, machen eine letzte Kraftanstrengung, um dieselben zurückzuschlagen. Berthier stellt sich auf die Brücke an der Spitze zweier Bataillone von Orleans, die durch eine Batterie gedeckt sind, und sucht vorzudringen, um die Colonne des Centrums und einen Theil des linken Flügels der Vendéer zurückzuwerfen. Seine Bataillone können jedoch dem Angriffe des Feindes nicht widerstehen. Dem Generale wird sein Pferd unterm Leibe getödtet. In demselben Augenblicke stiebt seine Cavalerie, welcher die Royalisten in die Flanke gefallen sind, auseinander und verbreitet Schrecken und Unordnung in den Reihen der Colonne, welche Menou zum Angriff führt. Menou, welchem in dem Handgemenge zwei Pferde unterm Leibe bleiben, wird, wie Berruyer und Berthier, verwundet. Sein Flügeladjutant Cambon sprengt mit dem zwölften Bataillon der Republik zu seiner Hülfe heran; allein bei dem Anblicke der Vendéer ergreift dieses Bataillon ein panischer Schrecken, es weicht zurück. Wie ein reißender Bergstrom ergießen sich die Royalisten über die Anhöhe von Notre-Dame, die Vorstadt Fenet, den Berg Tarare und die Gueule de Loup. Indeß am Eingange der Stadt wird noch gefochten und die Artillerie des Schlosses hat ihr Feuer nicht eingestellt. Laroche-Jacquelin, von Laville-Baugé begleitet, dringt im Galopp in die Stadt ein, ohne sich darum zu bekümmern, ob sein Armeecorps hinter ihm ist. Er sieht den Feind in voller Unordnung fliehen. Er lehnt sich an das Schauspielhaus, feuert auf die Truppen, von denen er kaum zwanzig Schritte weit entfernt ist, haut mit seinem Säbel einen Dragoner nieder, der seine Pistolen auf ihn abfeuert, drehet zwei Stück Geschütz um und richtet sie gegen das Schloß, nachdem einige Fußgänger von seiner Division zu ihm gestoßen, pflanzt er auf der Brücke vom guten Kreuz vier Kanonen auf und eilt zu den Seinigen zurück, um zu fragen, ob die Stadt eingenommen sei. Seit länger als zwei Stunden war er darin. Allein die Redouten halten dem Marigny noch Stand. Laroche-Jacquelin sprengt im Galopp weiter. Am Tage darauf capitulirten die Redouten, sowie auch das Schloß, wo die wüthendsten Revolutionnaire sich nicht länger zu vertheidigen wagen; 80 Kanonen, 100,000 Flinten und 14,000 Gefangene fallen den Vendéern in die Hände.

Verdienen diese Thaten nicht ebenso allgemein gekannt zu sein wie die Schlachten Bonaparte's? Dieser Vendéekrieg hat ganz das Fabelhafte wie einzelne Napoleonische Feldzüge. Auf funfzig verschiedenen Punkten schlug man sich in der Vendée zu gleicher Zeit. Es sind daselbst in den sieben Kriegsjahren mehr als 700 kleine Gefechte und Scharmützel und 17 große Feldschlachten geliefert worden. Die Vendée hatte zu verschiedenen Zeiten 70 — 75,000 Mann unter den Waffen, lauter Landeskinder, einige wenige Deutsche ausgenommen, die in ihren Heeren dienten. Die Insurgenten schlugen, zerstreuten oder vernichteten 300,000 Mann regulaire Truppen und an 6 — 700,000 requirirte Soldaten oder Nationalgarden, erbeuteten mehr als 500 Kanonen und 200,000 Flinten. Die Thaten dieser schlechtbewaffneten, unerfahrenen Bauern gegen krieggeübte, disciplinirte und vom Freiheitsschwindel begeisterte Truppen setzen die kühnste Einbildungskraft in Erstaunen und Verlegenheit und ihre übermenschliche Ausdauer und Beharrlichkeit ist noch wunderbarer als ihre wunderbare Tapferkeit und Entschlossenheit. „Die räthselhafte Vendée!" rief Barrère im Convent einmal über das andere aus, und zwar mit Recht; denn einem Atheisten, der weiter keinen Allmächtigen anerkannte als den Henker, der wie seine Collegen von dem Grundsatze ausging, die Religion sei reine Dummheit, und eine Art von geistigem Idiotismus und Cretinismus liege der Hartnäckigkeit zum Grunde, mit der die Vendée noch auf diesen Aberglauben halte, — einem solchen mußten die heroischen Gesinnungen und Thaten der Insurgenten wie unerklärliche Räthsel erscheinen. Der Heldenmuth, welchen die Bauern in den ersten Gefechten an den Tag legten, versteinerte die ungläubigen republikanischen Soldaten so sehr, daß sie die Streitenden alle für Priester oder Edelleute hielten. Der religiöse Fanatismus däuchte ihnen pure Verzweiflung.

Der Krieg wurde übrigens von beiden Seiten mit gleicher Tapferkeit und Erbitterung, von republikanischer Seite jedoch mit einer Grausamkeit und Barbarei geführt, wovon das Andenken in Europa seit dem dreißigjährigen Kriege erloschen war. Die ersten republikanischen Generale, welche gegen die Vendée ausgeschickt wurden, wollten die Bauern als bloßes Diebsgesindel behandeln und ihnen nicht die Rechte ehelicher Krieger zugestehen; sie ließen nicht nur die Anführer, die sie gefangen bekamen, ohne Weiteres erschießen, sondern gestatteten den Soldaten

auch jede Grausamkeit und Wiedervergeltigkeit gegen die wehrlosen Dörfer und Flecken, wo diese ein greuliches Blutbad anrichteten, ihre Rachelust sättigten und ohne Unterschied des Alters und Geschlechts mordeten, was ihnen in der ersten Wuth vorkam. So grausam handelten die Vendéer nie. Als man den Vorschlag machte, die vielen gefangenen Blauen mit einem abgeschnittenen Ohr heimzuschicken, um sie, falls sie je wieder gegen die Vendée dienten, wiederzuerkennen, wurde diese Grausamkeit mit entschiedener Entrüstung von allen Führern zurückgewiesen. Nach der unglücklichen Schlacht bei Cholet (am 13. Oct. 1793) rettete Bonchamp, der hier mit Lescure und d'Elbée tödtlich verwundet wurde, 5000 republikanischen Kriegsgefangenen das Leben, welche die über ihre Niederlage wüthenden Bauern mit Kartätschen niederschießen wollten. Der Verf. erzählt viele Beispiele, wo Laroche-Jacquelin und andere Anführer sich mit eigener Lebensgefahr der Mordgier der Bauern widersetzten. Und diese Anführer, welche unter ihren Soldaten die Manneszucht aufrechthielten und bei jeder Gelegenheit Beweise von Menschlichkeit gaben, wurden von der Republik als „Räuberhauptleute" geächtet, welchen Ehrentitel bekanntlich auch unsere deutschen Helden Schill, Hofer, Speckbacher von Napoleon erhielten. In Bürgerkriegen und bei Eroberungen verlieren die Worte ihre eigentliche Bedeutung. Alle Leidenschaftlichkeit ist ungerecht, im Hasse wie in der Begeisterung; was ihr dient, nennt sie unschuldig, lobenswerth, was ihr entgegen ist, verbrecherisch und strafbar. In stürmischen Zeiten wird Mäßigung und Aufopferung in den Augen der Parteimenschen zum Vergehen, vor dem Richterstuhle der Nachwelt erst wieder zur Tugend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Streit und Friede. Aus dem Schwedischen. — Auch u. d. T.: Skizzen aus dem Alltagsleben. Sechstes Bändchen. Leipzig, Brockhaus. 1841. Gr. 12. 1 Thlr.

Die Verf. bittet, an vorliegenden Skizzen nicht auf strengen Zusammenhang und Entwickelung des Romans Ansprüche zu machen, sondern sie wie Grashalmen oder Blumen auf einer Wiesenscholle im Winde auf getrennten Stielen schaukelnd, die aber ihre Wurzeln in derselben Erde haben und sich dem Lichte einer gemeinsamen Sonne zuwenden, zu beurtheilen. Und wahrhaftig, wer ihr süßduftendes Aroma eingeathmet, kann nicht daran denken, das Secirmesser der Kritik daran zu setzen, und das Gefühl, womit man das Büchlein aus der Hand legt, ist Dankbarkeit für den gewährten Genuß.

Da haben nun Gelehrte, geniale und talentvolle Schriftsteller schon seit Jahren ihre Noth mit den Romanen, zu denen man weder neuen Faden noch neues Stoffinteresse finden kann, da Alles schon verbraucht ist; sie lesen ganze Bibliotheken aus, arbeiten sich durch langweilige Chroniken, um der Geschichte etwas Neues abzugewinnen, martern Philosophie und die Wissenschaften, um deren Essenz durch die Liebesangelegenheit hindurchströmen zu lassen, spannen alle Gefühle der Leidenschaften auf die Folter, um das Interesse des Lesers zu erwecken, geben Greuel aller Art, um Gemüthsbewegungen hervorzubringen, und reißen alle Schranken des Anstandes, der Sitte und der Religion nieder, um Eindruck zu hinterlassen — und werfen hier [illegible] gelesenen Romanen, wie ihren „Skizzen aus dem Alltagsleben", [illegible] gegeben, und jeder Leser [illegible] nach seinen Schilderungen der Scenen und Gegenstände, die er täglich sehen kann und wol täglich gesehen hat, die ihm aber hier auf besonders ansprechende Weise in Wahrheit und Poesie entgegentreten.

Die Heldin in „Streit und Friede" ist eine schlichte schwedische Bürgermeistertochter, die, um für ihr geliebtes Schwesterchen sorgen zu können, in Dienste geht und einer interessanten unglücklichen Frau die Wirthschaft führt. Der stete Streit, den sie mit Harald, dem Verwalter, kämpft, ist über Norwegen und Schweden, da jedes das eigene Vaterland als das vorzüglichste preist; durch eine eheliche Verbindung wird der ewige Friede geschlossen. Der Roman ist Nebensache. Die Entführung des Schwesterkindes der Oberstin, deren fünfundzwanzigjähriges Suchen darnach, Grämen und wunderliches Benehmen, sowie das plötzliche Wiederfinden desselben im Verwalter Harald, der in ihren Diensten steht, sind zwar die Hauptbegebenheiten, nehmen jedoch das Interesse des Lesers am wenigsten in Anspruch, weil die reizende Ausschmückung die ganze Aufmerksamkeit an sich reißt. Sie umfaßt die Schilderungen der Sitten und Gebräuche in Norwegen, sowie die der Gegenden des Klimas und der Vegetation; Nationaltänze, Nationalspeisen und Nationalfeste werden vorgeführt, Sagen und Aberglaube auf anziehende Weise erzählt; die Entwickelung der Charaktere ist vollendet, die Gespräche und Streitigkeiten der Hauptpersonen mit viel Humor gewürzt, mit jenem Humor, der ein Familienleben zu erheitern vermag. Besonders die Poesie des Hühnerhofes ist mit Liebe behandelt, denn unter dem Federvieh beginnt die Erzählung und man folgt mit ebenso viel Interesse den Begebenheiten des Hühnervolks, der Charakteristik des Hahns, der Truthühner, Enten und Gänse, wie denen der Menschen. Zuletzt schließt der Roman noch auf tragikomische Weise, durch den Tod der grauen und weißen Gänseriche, die eine Rolle im Laufe der Erzählung gespielt haben. Sie werden zum Hochzeitsschmaus geschlachtet.

Ein edler Geist waltet in diesen „Skizzen aus dem Alltagsleben", und ohne zu den gefürchteten Tendenzromanen zu gehören, sieht man immer das Edle in den Vordergrund gestellt und Schlechtes und Gemeines ganz ausgeschlossen. Besonders wohl versteht sich die Verf. auf die Schilderung der weiblichen Charaktere, und Susanna steht in „Streit und Frieden" so lebendig vor des Lesers Augen, mit ihrer Heftigkeit und Versöhnlichkeit, mit ihrem gutmüthigen und etwas plumpen Äußern, mit der vernachlässigten Bildung des Verstandes und der so vollendeten des Gemüths, mit ihrem Stolz und ihrer Demuth, daß man überzeugt ist, sie hat gelebt und lebt, und ihr das Interesse nicht wie einem Phantasiegebilde, sondern wie einem fühlenden lebenden Menschen zuwendet. Das Ganze ist eine Apotheose des menschenliebenden Herzens; eine Kanonisation der dienenden Martha — welcher Susanna gleicht —, in „Streit und Friede" hat Susanna jedoch das beste Theil erwählt. Diese „Skizzen aus dem Alltagsleben" sind auch für alle Leser, für die jungen Mädchen, für welche jetzt oft so schwer etwas abfällt, und für die ältern Frauen, sie sind für Stadt und Land, für Mann und Frau, für Herrn und Diener; sie gehören zu jenen Genregemälden, vor denen in der Bildergalerie ein Jeder stehen bleibt, und es wäre zu wünschen, daß die schwedische Feder uns recht oft mit solchen erfreue. 44.

Brautschau.

König Heinrich's VII. von England Gemahlin war 1503 gestorben und er scheint den Plan gehabt zu haben, sich mit einer neapolitanischen Prinzessin aus dem aragonischen Hause wieder zu vermählen. Eine andere Prinzessin aus diesem Hause, Katharina, war an seinen Thronerben Arthur und, nach dessen bald darauf erfolgtem Tode, an dessen Bruder, den nachmaligen Heinrich VIII., vermählt. Die Überredung von

Briefen derselben nach Neapel gab Veranlassung, damit einen Auftrag an die Abgesandten in Bezug auf jenes Heirathsproject zu verbinden und so entstand die nachfolgende Instruction und Berichterstattung, aus denen unsere Leser ersehen wollen, mit welcher Gründlichkeit schon damals dergleichen Hausangelegenheiten der Fürsten betrieben wurden. Die beiden Actenstücke sind aus einer alten handschriftlichen Sammlung in Peignot's kürzlich erschienenem „Livre des singularités" (S. 244) abgedruckt worden. Wir fügen nur noch hinzu, daß die beabsichtigte Verbindung aus Gründen, welche unbekannt geblieben sind, nicht zu Stande kam. 86.

---

1. Instruction des Königs an seine getreuen und geliebten Diener Francys Marsyn, James Braybrcke und John Stile, wie sie sich vor der alten Königin von Neapel und der jungen Prinzessin verhalten sollen.

Nach Überreichung der Briefe, die sie von Seiten der Lady Katharina, Prinzessin von Wales überbringen, an die Königinnen, haben sie auf ihren Hof und Hofstaat aufmerksam zu sein, sowie darauf, ob sie in einem Palast oder jede besonders Hof halten, wie sie umgeben und welches die Herren und Damen sind, die sie um sich haben.

Finden die gedachten Diener des Königs, daß sie in einem Palast beisammen sind, so haben sie auf die Einrichtung des Haushaltes und die Art, wie solcher geführt wird, Acht zu geben. Sie werden das Benehmen, die Haltung und Mienen beobachten, mit welchen die von ihnen überbrachten Briefe aufgenommen werden und sich die mündlichen Antworten merken, sowie den Grad der Discretion, Klugheit und Ernsthaftigkeit, womit solche ertheilt werden.

Sie werden zu erfahren suchen, ob die junge Prinzessin keine andere Sprache als Spanisch oder Italienisch spricht, und ob sie das Französische oder Lateinische versteht.

Besonders werden sie auf das Alter, den Wuchs und die Züge der Prinzessin achten, auf die Farbe ihres Gesichts, ob es geschminkt ist oder nicht, ob sie von starkem Körperbau oder nicht, ob sie dick oder schlank ist, ob sie lebendig und angenehm, oder verdrüßlich und melancholisch aussieht, ob sie behend oder schwerfällig ist, ob sie ein freches Wesen hat oder noch schamroth werden kann.

Item. Sie haben aufmerksam wahrzunehmen, ob sie eine helle Gesichtsfarbe hat.

Item. Sie werden sich sorgfältig die Farbe ihrer Haare merken.

Item. Sie werden genau bemerken, wie ihre Augen, Augenbrauen, Zähne und Lippen beschaffen sind.

Item. Sie werden sich die Zeichnung und den Schnitt ihrer Nase, Höhe und Breite der Stirn merken.

Item. Vor Allem werden sie auf ihre Haut sehen.

Item. Auf die Arme ist Acht zu geben, ob sie stark oder mager, lang oder kurz sind.

Item. Sie müssen nach ihrer bloßen Hand sehen, und namentlich wie sie gebildet, ob sie stark oder fein, fett oder mager, lang oder kurz ist.

Item. Sie werden ihre Finger beobachten, ob sie lang oder kurz, dick oder fein und an den Spitzen breit oder schmal sind.

Item. Sie haben wahrzunehmen, ob ihr Hals lang oder kurz, dick oder schlank ist.

Item. Ob sie Barthaar um die Lippen hat oder nicht.

Item. Sie werden sich der Prinzessin, wenn sie nüchtern ist, zu nähern und eine Unterhaltung mit ihr dergestalt anzuknüpfen suchen, daß sie ihrem Munde so nahe kommen, als irgend schicklich ist, um ihren Athem prüfen zu können, ob er angenehm ist oder nicht und ob sie aus dem Munde nach Gewürz, Rosenwasser oder Muskat riecht.

Item. Sie werden sich die Höhe ihrer Statur merken und sich erkundigen, ob sie Pantoffeln trägt, in welchem Fall sie sich einen zu verschaffen und das Maß ihres Fußes zu nehmen haben.

Item. Sie werden zu erfahren suchen, ob sie von Natur mit einem Übel oder einer Misbildung, es betrfe worin es will, behaftet, ob sie stets von guter Gesundheit ist, oder nicht zuweilen an Krankheit leidet.

Item. Sie werden sich erkundigen, ob sie nicht etwa besondere Intriguen mit dem König von Aragonien, ihrem Onkel, unterhält und ob sie ihm gleicht.

Item. Sie werden von ihrer Lebensart Kenntniß nehmen, ob sie gern trinkt, stark ist, häufige Mahlzeiten hält, ob sie Wein oder Wasser oder beides zugleich trinkt.

Item. Werden die genannten Diener durch den geschicktesten Maler, welchen sie finden können, ein so treues Bildniß der Prinzessin als möglich machen, und wenn es nicht durchaus ähnlich geworden, noch einmal machen lassen.

---

2. Der Bericht der Abgesandten hierauf lautet so:

Soweit wir uns dabei auf unsere eigenen Sinne verlassen können, die jedoch der Täuschung und dem Irrthum unterworfen sind, ist uns die Prinzessin nicht geschminkt vorgekommen.

Ihre Gestalt und Gesichtszüge schienen uns angenehm.

Ihre Haut zeigt etwas Rundliches und Quabbliches.

Ihr Gesicht ist die Heiterkeit selbst und hat nichts Sauertöpfisches, sie ist halb ernst (aus Schicklichkeit) und leichtfertig (aus Naturanlage, d. h. in ihren Bewegungen und nicht etwa von Leichtfertigkeit des Charakters zu verstehen).

Sie ist nicht schwatzhaft und hat eine gesetzte Haltung, in der sich weibliche Züchtigkeit matt.

Übrigens glauben wir, daß sie nur darum wenig gesprochen, weil die Königin, ihre Mutter, bei ihr und zugegen war.

Sie hatte ein jungfräuliches Ansehen und schien sich nicht an uns zu kehren, um mit ihren Hoffräulein Scherz und Kurzweil (mündlich) zu treiben.

Ihre Augen sind braun, ihre Augenbrauen schwarz oder fallen ins Schwärzliche.

Ihre Nase hat eine ziemliche Länge, der mittlere Theil ist hervorragend, unten geht sie etwas spitz zu und sucht sich mit der Oberlippe zu vereinigen und sie zu berühren, ungefähr wie bei der Königin, ihrer Mutter.

Wir haben häufig die bloßen Hände der Prinzessin gesehen und sie geküßt, sie waren weich anzufühlen, rein von Haut und von angenehmer Rundlichkeit.

Übrigens haben wir kein Haar (außer einigen Flaumen) um ihre Lippen bemerkt, die eine sehr reine Haut haben.

Was ihren Athem betrifft, so haben wir ihr zwar nicht so nahe kommen können, um über diesen Punkt völlige Gewißheit zu erlangen, wir haben jedoch, ohne uns etwas merken zu lassen, so nahe, als es uns der Anstand erlaubte, mit ihr gesprochen und versichern, daß wir weder von Gewürz noch Rosenwasser etwas gerochen haben, vielmehr aus den Rosen ihrer Lippen, den Lilien ihrer Gesichtsfarbe und der Frische ihres Mundes nur auf Wohlsein, Gesundheit und Lebensfreude schließen (wenigstens dem Anschein nach) können.

Was die Größe ihrer Gestalt betrifft, so haben wir nicht erfahren können, wie hoch sie die Hacken trägt; was wir von ihrem Fuß, von dem sich freilich wegen der langen Kleider nur im Gehen die Spitze zeigte, gesehen haben, so schien er uns, soweit wir uns darauf verstehen, schön und besonders klein, was Dasselbe ist.

Endlich ißt gedachte Prinzessin viel, sie hält zwei starke Mahlzeiten täglich, gewöhnlich trinkt sie Wasser, mit einer Zimmtauflösung, zuweilen auch wol Hypocras *), aber selten.

---

*) Der mit süßen und gewürzhaften Zuthaten versetzte Wein, wie er damals gewöhnlich getrunken wurde.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 171. — 20. Juni 1841.

Histoire de la Vendée militaire. Par *J. Crétineau-Joly*. Zwei Bände.

(Fortsetzung aus Nr. 170.)

Nach der Einnahme von Saumur hatten die Vendéer beschlossen Nantes anzugreifen, um den Besitz ihres eigenen Landes zu sichern und vom Laufe der Loire Herr zu werden; allein sie wurden vor Nantes zurückgeschlagen und erlitten einen unersetzlichen Verlust durch den Tod Cathelineau's, den sie bei Saumur zu ihrem Generalissimus erwählt hatten. In seiner groben, einfachen Tracht, durch einen frommen Wandel ausgezeichnet, als hausirender Krämer im ganzen Lande bekannt, schon vor dem Aufstande in allgemeiner Achtung bei seinen Landsleuten, im Aufstande selbst unverzagt, genoß Cathelineau eine Verehrung, wie kein anderer Anführer der Vendéer, welche ihn den Heiligen aus dem Anjou nannten. Selbst als Obergeneral überhob er sich nicht über Seinesgleichen und lebte nach wie vor ganz einfach. Der wackere Mann duldete keine Plünderung, keinen Unfug; er wachte streng über die Sitten und Religionsübungen der royalistischen Armeen und beherrschte durch seine Persönlichkeit, wie durch seine populaire Beredsamkeit die Bauern in so hohem Grade, daß diese ihn für kugelfest hielten und sich während der Schlacht alle an seine Seite zu drängen suchten, weil sie in ihrer abergläubischen Einbildung wähnten, daß die feindlichen Kugeln in der Nähe eines so gottesfürchtigen Mannes keine Gewalt über sie haben könnten.

Der Tod Cathelineau's war das Ende der angreifenden und steigenden Bewegung der vendéer Insurrection. Die Royalisten gingen über die Loire zurück, räumten Saumur und Angers und bezogen ihre frühern Cantonnirungen. Sie schlugen zwar in der Vendée aufs neue die ihnen nachgeschickten republikanischen Generale, deren Angriffsversuche aus Mangel an Übereinstimmung in den Maßregeln und Zusammenhang in den Bewegungen fehlschlugen. Allein während der Wohlfahrtsausschuß diesem Übelstande abhalf, indem er einen einzigen Obergeneral ernannte und den Krieg mit großen concentrirten Massen in der Vendée einführte, bricht Neid und Hader unter den Anführern der Insurgenten aus und man beschließt, daß jeder den Krieg auf eigene Hand fortsetzen könne. Diese Vereinzelung der Streitkräfte von royalistischer Seite, während der Convent gerade die entgegengesetzte Methode befolgte, gab dem Kriege eine andere Wendung, zum großen Nachtheile der Royalisten. Diese erlitten nacheinander vier Niederlagen, zwei bei Chatillon, zwei bei Cholet. Die in der obern Vendée völlig aufs Haupt geschlagenen Insurgenten flüchteten, wenn sie in die untere Vendée flüchteten, ausgerottet zu werden, und beschlossen, 80,000 an der Zahl, mit Weib und Kind ihr Land zu verlassen und den Krieg aufs rechte Ufer der Loire hinüberzuspielen. Diese Auswanderung in den Maine und die Bretagne, welche sie aufzuwiegeln hofften, ward ihr Verderben. Noch einige Male lächelte ihnen das Kriegsglück, wie bei Laval, wo Henri Larochejaquelin, nach dem Übergange über die Loire zum Obergeneral ernannt, als geschickter Anordner des Schlachtfeldes ein bedeutendes Feldherrntalent entwickelte und einen entscheidenden Sieg über die republikanischen Armeen errang; allein von englischen Agenten durch Versprechungen von Hülfstruppen und Munition getäuscht, von einem deutschen Juden, Namens Oppenheim, einem im Solde des Nationalconvents stehenden Spion, beschwatzt, ließ sich der Kriegsrath der royalistischen Armee verleiten, die Eroberung eines festen Platzes an der Küste vorzunehmen. Sie wurden vor Granville zurückgetrieben, bei Lemans von Kleber und Marceau in volle Flucht geschlagen und bei Savenay von Westermann aufgerieben; kaum einige Hunderte kamen von den Trümmern der großen royalistischen Armee in die Vendée zurück. Larochejaquelin hatte zwar glücklich mit einigen Getreuen die Loire passirt und sich mit Stofflet vereinigt, fiel aber bald darauf in einem Gefecht bei Nuaillé. Man hielt seinen Tod längere Zeit geheim; denn dieser einundzwanzigjährige Generalissimus war, nach dem Tode Cathelineau's, der Abgott der Bauern und der Schrecken der Blauen geworden. Die Republik hatte damals 900,000 Soldaten unter den Fahnen und war fast überall siegreich gegen ihre Feinde; und doch schrieb der in der Vendée commandirende General Turreau unterm 9. März 1794 an den Wohlfahrtsausschuß: „Ich habe dem General Cordelier Befehl gegeben, den Larochejacquelin ausgraben zu lassen und sich Gewißheit über seinen Tod zu verschaffen.“ Diese Worte sind die schönste Leichenrede auf den sagenhaften Helden der Vendée: eine solche Vorsicht hatte die römische Republik nur einmal gebraucht: beim Tode ihres größten Feindes, Hannibal.

Die Vernichtung der Insurgenten auf dem rechten Loireufer, die Zerstreuung der Truppen Charette's, der mit seinem Armeecorps in der Vendée zurückgeblieben, ganz besonders aber der Tod Laroche-Jacquelin's, der unter den Bauern bekannt wurde und allgemeine Trauer und Niedergeschlagenheit verbreitete, machte die Republik zu Herrn des Landes. Der Nationalconvent beschloß ein Exempel zu statuiren und nahm, auf den Vorschlag des Wohlfahrtsausschusses, ein schreckliches Ausrottungssystem an. Der General Turreau umgab die überwältigte Vendée mit 16 verschanzten Lagern; 12 wahre „Höllencolonnen" durchstrichen das Land in die Kreuz und Quer mit Feuer und Schwert und verbreiteten scheußlichen Jammer in dieser unglücklichen Gegend. In dem Augenblicke, wo diese Bluthorden sich in Marsch setzten, hielt der General Grignon, ein Metzger, der die erste Colonne befehligte, folgende Anrede an seine Soldaten:

Kameraden, wir stehen an der Schwelle eines Landes, welches sich gegen die rechtmäßige Obrigkeit empört hat. Ich befehle euch in Brand zu stecken, was sich Verbrennbares vorfindet, und mit dem Bayonnete niederzustoßen oder mit dem Säbel niederzuhauen, was euch Lebendiges begegnet. Ich weiß recht gut, daß vielleicht einige Patrioten hier zu Lande hausen; thut nichts, wir müssen Alles opfern. Hoch lebe die Republik!

Dieser schreckliche, echt metzgerhafte Lakonismus dient als Musterrede für die eilf andern Generale, deren Namen an den Schandpfahl der Geschichte angeschlagen zu werden verdienen; sie heißen: Huchet, Dufour, Caffin, Amey, Charlery, Beaufranchet, Chalbos, Grammont, Cordelier, Commaire und Dalliac. Jeder von ihnen übernimmt das Commando einer von jenen Höllencolonnen, und den Feuerbrand in der einen, den gezogenen Säbel in der andern Hand, dringen sie in grausenerregender Ordnung ins Innere der Vendée.

Die Soldaten, von ihren Obern gehetzt, fielen unter die Bauern wie Jagdhunde unter das Wild und eröffneten diesen Feldzug gegen ein wehrloses Land mit einer barbarischen Verheerung; sie begnügten sich nicht mit Sengen und Brennen, sondern gingen auch darauf aus, in Städten und Dörfern keinen Stein auf dem andern zu lassen; sie schleppten die Einwohner nicht gefangen mit fort, sondern plünderten sie aus, entehrten die Weiber oder schnitten ihnen die Brüste ab; die Männer wurden fusillirt oder mit Kolbenschlägen umgebracht; man umzingelte die Dörfer, zündete sie unter türkischer Musik an und schoß Alles nieder, was sich aus den Flammen retten wollte. Jede Grausamkeit, jede noch so raffinirte Marter war gestattet. Die Schandthaten und die Kannibalenstreiche, welche zu jener Zeit in der Vendée begangen worden, sind so gräßlich, daß sich die Feder sträubt, sie zu beschreiben.

Der Verf. theilt zahlreiche Berichte von damaligen republikanischen Behörden und Volksrepräsentanten in der Vendée mit, welche doch gewiß für unverdächtige, unbestochene Zeugen gelten können, und die ein schauderhaftes Gemälde von dieser Mordbrennerei und Würgerei entwerfen. Wir zeichnen zwei Stellen aus. Die Municipalbeamten von Aizenay, Pallnau, Laroche sur Yhon beklagen sich in folgenden Ausdrücken:

Mitbürger, nach der Abreise des General Grignon hofften wir, daß unsere Cantons fortan von Blutvergießen und Brand verschont bleiben würden. Wir haben eigenhändig alle Räuber (Royalisten) in unsern Gegenden umgebracht, allein Grignon hat das bürgerwidrige Beispiel gegeben, die Patrioten zu massacriren; man hat ihn kleine Kinder von der Mutter Brust reißen und, zum Zeitvertreib und um die Schärfe seines Säbels zu probiren, entzweihauen sehen; er nannte das eine patriotische Zerstreuung. Commaire ist noch weiter gegangen und hat aus dieser patriotischen Zerstreuung eine Bürgerpflicht gemacht. Wir sahen ihn jeden Tag die ersten besten Kinder aufgreifen, gleichviel ob Söhne von Republikanern oder Räubern; er faßt sie bei einem Beine und haut sie mitten auseinander, wie ein Metzger einen Hammel auseinanderhaut. Seine Soldaten thun ein Gleiches. Wenn die Behörden dagegen Einsprüche erheben wollen, droht man ihnen sie erschießen zu lassen, und wir melden euch Beigehendes, um diesen beklagenswerthen Excessen ein Ende zu machen.

Diese Actenstücke sind höchst merkwürdig, indem sie den Geist der damaligen öffentlichen Beamten charakterisiren und den traurigen Beweis liefern, bis zu welchem Grade von schamloser Niederträchtigkeit, grenzenloser Schwachheit und unglaublicher Herzlosigkeit die Menschen während der kurzen Schreckensherrschaft herabgesunken; in den Klagen, welche ihnen die Greuelthaten in der Vendée auspressen, finden sich kaum sichtbare Spuren von sittlicher Entrüstung, kein Funke von Menschlichkeitsgefühl; dagegen stößt man jeden Augenblick auf die *nichtswürdigste* Furcht, Verdorbenheit und Verstocktheit. Zum Beweis diene folgender Auszug aus dem Schreiben zweier Municipalcommissaire bei den Höllencolonnen an den Nationalconvent, vom 4. Germinal des Jahres II:

Wir wenden uns an Euch in der Verzweiflung; allein es ist hohe Zeit, daß alles dies ein Ende nimmt. Turreau besteht darauf, er habe Befehl, Alles zu vernichten, Patrioten und Räuber; er wirft Alles in Eine Proscription zusammen. In Montournais, in Epesses und an mehren andern Orten läßt Amey die Backöfen heizen, und wenn sie recht glühend sind, schiebt er Frauen und Kinder hinein und seine Soldaten erfreuen sich mit ihm des erbärmlichen Geschreis der Gebratenen. Wir haben ihm gebührliche Vorstellungen gemacht und von ihm zur Antwort erhalten, daß die Republik auf solche Weise ihr Brot backen lassen wolle. Zuerst verurtheilte man die Räuberweiber zu dieser Todesart und wir sagten weiter nichts dazu; allein das Geschrei dieser Elenden hat den General Turreau und seine Soldaten so sehr ergötzt, daß sie dieses Vergnügen haben fortsetzen wollen. Da die royalistischen Weibchen (femelles) ausgegangen, vergreifen sie sich an den Gemahlinnen (épouses) der echten Patrioten. So viel wir wissen, haben bereits 23 diese schreckliche Marter erlitten, welche, wie wir, nichts Anderes verschuldet, als die Nation anzubeten. Die Witwe Pacaud, deren Mann in der letzten Schlacht bei Chatillon gegen die Räuber geblieben, ist mit ihren vier kleinen Kindern in den Backofen geworfen worden. Wir haben uns dagegen auflehnen wollen: die Soldaten haben uns mit gleichem Loose bedrohet.

Doch alle diese Grausamkeiten beugten die Standhaftigkeit der Vendéer nicht; im Unglück zeigt sich ihr Heldengeist in ungetrübter Reine. Jene Barbareien, die nur Menschenfressern und wilden Karaiben, nimmer aber cultivirten Leuten ziemten, erregten im Herzen der Bauern einen solchen Unwillen, daß die Empörung aufs neue und heftiger wie zuvor ausbrach. In diese zweite Epoche des

Aufstandes fallen die eigentlichen Heldentage der Vendée. Von nun an ist Empörung die heiligste Bürgerpflicht; denn geduldige Unterwerfung unter eine ebenso unmenschliche als ungesetzliche Willkür muß als ein wahrer Verrath nicht blos am Vaterlande, sondern selbst an der Autorität, die sie geübt, erachtet werden. Der zweite Band des Werkes, welcher diese Epoche umfaßt und den Ausgang der vendéer Insurrection schildert, übertrifft den ersten womöglich noch an Interesse des Stoffes und Reichhaltigkeit des Inhalts.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Engländer über deutsche Theologie.

In einem Hefte des „Foreign quarterly review" des vorigen Jahres wird bei Gelegenheit einer Kritik der Tholuck'schen Schriften eine Charakteristik der deutschen Theologie gegeben, in der sich so treffend die bornirte Bigoterie und der wegwerfende Hochmuth der englischen Kirche abzeichnet, daß wir nicht anstehen, die Hauptgedanken hier mitzutheilen. Die Deutschen sind über das schnöde Urtheil, welches der englische Pfründner über ihre Wissenschaft und ihr geistiges Leben fällt, nicht zu beklagen, aber eine Nation, deren gebildete Lebenspraxis sich mit einer so außerordentlichen Roheit in den höchsten geistigen Angelegenheiten, mit dem Dunkel des 15. und 16. Jahrhunderts paart, die ist in der That zu beklagen. Der englische Kritiker hat sich seine Weisheit in Deutschland selbst geholt. Wohl gewarnt vor dem Unglauben und „der geistigen Finsterniß dieser beinahe apostatischen Nation", verläßt der fromme englische Theologe seine Insel, um sich von dem religiösen Zustande der in „Blut und Säften" verwandten sächsischen Nation zu überzeugen: und wiewol er versichert ist, daß er selbst in Sachsen „viel vagen Mysticismus, fanatische Systeme und anmaßende Speculationen" antreffen werde, über Gegenstände, die über den Bereich menschlichen Verstandes gehen, so kann er immer nicht glauben, daß die Landsleute Luther's, die Abkömmlinge der Reformatoren gänzlich die Weise ihrer Vorfahren würden aufgegeben haben. „Mit diesen Gefühlen", fährt er fort, „besuchten wir die Hochschulen Deutschlands — und was war das Resultat unserer Betrachtungen? — sehr bestürzend gewiß, voll angstvollen Zweifels, voll Furcht, zuweilen Kleinmuth, darnach aber nicht ganz unerheitert von Hoffnungsstrahlen. Ob diese Hoffnung selbst eine Täuschung war, ein bloßes subjectives Gefühl, nicht entnommen aus dem verderblichen Anblicke der Welt, sondern von den Grundsätzen des Glaubens und Herzens, ein Gefühl, das die Farben seines eigenen Glanzes über die Leerheit und Falschheit einer Gesellschaft wirft, die gänzlich in Materialismus und praktischen Unglauben versunken ist — dieses sind Fragen, die kaum noch klar beantwortet werden können, da ihre Lösung großentheils von der Zukunft abhängt."

Diese außerordentliche und gewissenhafte Verzweiflung, welcher sich der englische Theologe aus christlicher Liebe zur deutschen, stammverwandten Nation hingibt, motivirt er nun in folgender Weise:

„Wir hörten (in Deutschland) den Deismus öffentlich in Schulen lehren. De Wette's „Einleitung", ein Werk, das alle Wunder gänzlich zurückweist und alle Gläubigen mit herablassendem Mitleid als Finsterlinge behandelt, oder mit sarkastischem Hohne als Bigote und Heuchler, war in der Wirklichkeit das Textbuch für die theologischen Studenten auf der ersten Universität, die wir besuchten. In den Vorlesungen eines berühmten Professors, der sich herabließ, etwas von seiner Erleuchtung über die sonderbaren Legenden und die wilde Poesie eines untergeordneten Zweiges der semitischen Race, der Juden, zu verbreiten, psychologisch merkwürdig wegen ihrer Verirrungen von dem gesunden Verstande, wegen ihrer absurden Leichtgläubigkeit — denn das war das Licht, in welchem der Bewunderer des Koran die Bücher der heiligen Schrift beleuchtete — in diesen Vorlesungen hörten wir die heiligen Prophezeiungen geleugnet, corrigirt, erklärt, oder als unecht verworfen. Ich kann mich kaum des Lächelns enthalten, wenn ich mir das schreckensvolle Staunen zurückrufe, womit zwei meiner englischen gelehrten Reisegefährten zuerst der Erklärung des Professors über den zweiten Psalm zuhorchten, den er unbedenklich in das Zeitalter von Cyrus verwies. Obgleich unsere Überzeugung durch solche Behauptungen einen harten Stoß erhielt, durch Behauptungen, die ohne Prahlerei als eine ausgemachte Thatsache von Jemand aufgestellt wurden, der wegen seines moralischen Charakters und seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit geachtet war, so fanden wir doch endlich heraus, daß diese und andere Entdeckungen grundlose Hypothesen seien, und, wol schmerzlich ergriffen und beinahe erschöpft durch den Geisteskampf, kehrten wir zurück zu dem wahren Glauben der Kirche. Freilich fürchten wir aber, dies war nicht bei Allen der Fall; solche Wunden eitern lange im Herzen, und wenn sich nicht im Innern eine wohlbegründete, gesunde Überzeugung befindet, kräftig genug dem Gifte zu widerstehen und es auszuwerfen, so verbreitet es sich schnell durch den geistigen Körper und erzeugt den furchtbarsten Tod, den Tod des Geistes."

Der orthodoxe Engländer hat, wie wir sehen, die ganze Salbung seiner deutschen Geistesverwandten und alle deren Pointen, nur zeichnet er sich als Sohn Altenglands dadurch aus, daß er gegen die Freiheit des Gedankens und des wissenschaftlichen Resultats, nicht, wie es bei uns geschieht, die Policei und den Bann der Könige zu Hülfe ruft, sondern die Abhülfe des Übels, das Denken und Forschen zuwege gebracht, in den Sieg des Glaubens selbst setzt.

„Was für Lehren", fährt er fort, „wurden aber auf den Kanzeln Deutschlands vorgetragen? Die Prediger an den Universitäten waren meistens Männer von außerordentlicher Gelehrsamkeit, beredte Redner, ausgezeichnet durch Scharfsinn ihrer fluchvollen Interpretation, und durch einen reichen Fluß anziehender und herrschender Sprache: aber ihre Doctrinen waren ein blos nominelles Christenthum, denn obgleich sie mit nicht erröthender Unverschämtheit beständig von den heiligen Wahrheiten der lebendigen Religion sprachen und häufigen Gebrauch von den anerkannten Glaubenssymbolen machten, so verbanden sie doch damit eine ganz andere Bedeutung. Doch bei all diesen gegründeten Ursachen zum Kleinmuthe konnten wir doch nicht ganz an der Nation verzweifeln, wir sahen, daß die Herzen des Volks reiner waren als die ihrer Geistlichen; auch unter den Studirenden fanden wir edle Geister, die das Knie vor dem Baal gebeugt hatten. Bei unsern Wanderungen durch die Dörfer und Landstädte trafen wir manchen frommen und einfachen Pastor, der, obgleich unfähig, es mit den stolzen Glaubensantagonisten an Gelehrsamkeit und dialektischer Schärfe aufzunehmen, doch mit ungetheilter Treue an der Wahrheit festhielt, unangreifbar durch die scharfen Waffen weltlicher Sophistereien. Wir fanden das Gotteshaus von dem ehrlichen und wohlunterrichteten Landvolke angefüllt, wenn nur ein Diener mit Ernst und Einfachheit die unverdünnten Wahrheiten der Bibel erklärte, und dieses nämliche Haus verlassen, wenn es durch noch so fein vermummten Unglauben und Falschheit entweiht wurde."

Mit diesen Thatsachen vor den Augen, kann der englische Theologe doch die Hoffnung nicht sinken lassen, der wiedererweckte Geist Deutschlands (nämlich der Geist des 16. Jahrhunderts) werde endlich die schmachvollen Fesseln abwerfen, Gelehrsamkeit, bis auf den rechten Grad verfolgt, werde die historischen Beweise der Offenbarung stärken und wieder befestigen. „In der finstersten Epoche des Unglaubens" konnte unser fromme Mann die Hoffnung auf einen „neuen Ritter des Kreuzes" in Deutschland nicht aufgeben; und — seine Erwartung ist nun auch in einem „gewissen Umfange" in Erfüllung gegangen.

— „Aufgezogen in der Schule der Rationalisten, genau bekannt mit allen ihren Windungen und schlauen Künsten der Täuschung, haben Tholuck, Olshausen, Storr, Knapp, Hengstenberg den Helm und das Panzerhemd wieder angelegt und die scharfen Waffen des christlichen Glaubens; der Kampf zwischen ihnen und der Partei des Unglaubens ist eben jetzt inmitten seines vollen Laufes. Viele, wie der schmuzige Pasquillant, dessen sogenanntes „Leben Jesu" eine wohlverdiente Züchtigung (im „Foreign quarterly review") erfahren, haben einen letzten Angriff gewagt und die kleine Schar der Gläubigen kämpft jetzt gegen ein zahlreiches Heer verzweifelter und gewissenloser Feinde. England muß aber dieser kleinen Schar seine laute Sympathie bezeugen, denn sollte sie zum Stillschweigen gebracht werden, sollte das verdiente Gewicht gänzlich geistiger Finsterniß auf diese abtrünnige Nation fallen, fürchterlich würden die Folgen sein, nicht blos für Deutschland, sondern, wie wir fest glauben, auch für unsere Kirche und Nation!"

In dieser declamatorischen, schimpfenden Entrüstung und Verzweiflung und wiederum Hoffnung affectirenden Weise läuft die lange Abhandlung fort. Von einer Widerlegung solcher crassen Verketzerungen kann deutscher Seits keine Rede sein, denn wir haben es nicht mit einzelnen beschränkten Subjecten, sondern mit dem ganzen finstern Pfaffenthume der englischen Kirche zu thun, das seine Nation in den Dingen des Geistes gefangen hält und die alte verrostete Dogmatik ebenso wenig hergeben will als die fetten Pfründen und unchristlichen Sinecuren; so hat die Hierarchie stets declamirt, sei es zu welcher Zeit, unter welchem Volke, in welcher Kirche. Eins aber ist wahr und von allen, so auch von den englischen Finsterlingen zu fürchten! Die deutsche Nation ist das Licht der Welt — sie protestirt immerfort gegen die Fesseln des Gedankens und freier, wissenschaftlicher Forschung; sie ist die Trägerin und Bildnerin der Reformation und hat durch leise und stetige Propagation seit drei Jahrhunderten dem geschichtlichen Geiste seine Richtungen und seine Principien gegeben. Auch die orthodoxe Theologie Englands wird endlich dieser Macht des deutschen freien Geistes unterliegen! 36.

Literarische Notizen.

Zu Genf erschien im letztvergangenen Jahre: „Essai sur la poésie moderne, par *L.-Felix Hungener.*" Der Verf. handelt nur von der neuern französischen Poesie. Er fängt in seiner Einleitung damit an, den Charakter zu bestimmen, welchen, nach seiner Ansicht, alle Poesie, besonders alle neuere Poesie nothwendig annehmen muß. Dieser Charakter ist Allgemeinheit, d. h. Sympathie mit der Menschheit und allen ihren Interessen. Von diesem Charakter, den er menschheitlich nennt, geht er zu den Regeln der poetischen Sprache über. Hierauf beschäftigt er sich mit der Kritik der Kunstwerke; er studirt die entgegengesetzten Misbräuche, die man von ihr macht, indem man sie entweder in kleinliche Bemerkungen und in kindische Schikanen entarten läßt oder sie in Allgemeinheiten irre führt, oder sie zu leeren und unfruchtbaren Abstractionen erhebt; er zeigt den Zweck der Kritik, ihren Nutzen und ihre wesentlichen Bedingungen an. Nachher bringt er die Regeln in Berührung mit der Begeisterung; er zeigt, wie sie sich miteinander vereinigen, wie sie bestimmt sind zusammenzugehen, wie sie gegenseitig von Unfruchtbarkeit getroffen werden, wenn man sie trennt; er widerlegt nacheinander sowol die alte (französische) Schule, deren einzige Sorge war, Ketten zu schmieden, als die neue, die nur darauf bedacht ist, sich von ihnen zu befreien. Nachdem die Regeln so gestellt sind, betrachtet Hr. Hungener den Dichter bei seiner Arbeit. Er will ihn gewissenhaft, arbeitsam, den Ernst und die Tiefe des Nachdenkens mit der Begeisterung, mit dem sich Gehenlassen der dichterischen Phantasie vereinigend; er gibt ihm die Hülfsmittel an, welche er der Nachahmung entlehnen darf, und welche die Natur dieser Hülfsmittel sein muß; er zeigt ihm die Quellen, aus denen er schöpfen soll; er öffnet ihm die großen Schätze der Natur, der Religion, der Geschichte; er lehrt ihm, welche Art Reichthümer diese Schätze ihm darbringen sollen; endlich will er den Dichter nicht verlassen, ohne ihn an seine Pflichten erinnert zu haben: diese Pflichten sind, eine wichtige Mission zu erfüllen, einen hohen Gegenstand von seiner Stelle in der geselligen Welt zu fassen, sich in einer unabhängigen Stellung zu halten, die ihn frei läßt und immer bereit, auf den Ruf der Menschheit, des Vaterlandes, des Glaubens zu antworten.

Zu einer Zeit, wo die Blicke von ganz Europa auf den Orient geheftet sind, muß ein Werk wie folgendes: „La Turquie d'Europe etc., par *Ami Boué*" (4 Bde., Paris 1840) große Aufmerksamkeit erregen. Ohne weder eine politische noch eine religiöse Partei zu nehmen, hat der Verf. das Wenige, was man über dieses schöne Land öffentlich bekannt gemacht hatte, an Ort und Stelle selbst verglichen. Wünschend, die Menschen und Dinge gründlich kennen zu lernen, suchte er sich mit den verschiedenen Einwohnern zu identificiren; ohne es zu unterlassen Konstantinopel und die großen Städte zu besuchen, widmete er jedoch den größten Theil seiner Zeit einem gewissenhaften Erforschen des ganzen Innern und selbst der wildesten, besonders von Slawen und Albanesen bewohnten Gegenden. Sein Werk zerfällt in drei Theile: der erste Theil ist der Geographie, der Geologie, der Naturgeschichte und der Meteorologie geweiht. Der zweite ethnologische und statistische Theil bildet zwei Bände, wovon der erste von den Einwohnern, ihren Sprachen, ihren Eigenthümlichkeiten, ihren Kleidertrachten, ihrer Nahrung, ihren Wohnungen, ihren Denkmälern, ihren befestigten Plätzen, ihrer Geselligkeit, ihren Sitten und ihren Gewohnheiten handelt. Ein zweiter Band enthält Alles, was auf den Ackerbau, die Industrie, die verschiedenen Gewerbe, den Handel, die Schiffahrt auf der Donau, die verschiedenen Regierungen des Landes, die Armeecorps, die Rechtspflege, die Policei, die Brücken und Landstraßen, die Posten, die türkische und christliche Geistlichkeit, den öffentlichen Unterricht, das Medicinalwesen und die Krankheiten Bezug hat. Ein dritter historischer und politischer Theil hat zum Zweck, den politischen Zustand der acht Völker der Türkei, sowol unter sich als Europa gegenüber, zu schildern.

Im J. 1839 erschien zu Dijon: „Essai historique sur l'abbaye de Cluny, par M. *P. Lorain.*" Man sieht in der Erzählung diese berühmte, 909 n. Chr. gegründete Abtei entstehen, groß werden und untergehen. Ihre Geschichte wird in zwei Abtheilungen getheilt; die erste derselben nimmt das Kloster bei seiner Gründung und folgt ihm in dessen erstaunenswerthen Entwickelungen bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts; die zweite umfaßt die Periode des Verfalls von dem Tode Peter's des Ehrwürdigen, gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts, bis zu der französischen Revolution, welche, nachdem sie die in Cluny noch lebenden Mönche verjagt und zerstreut hatte, die Abtei einriß und nachher die prachtvolle Kirche, deren riesenhafte Dimensionen nur der Peterskirche in Rom nachstanden, wie eine alte verfallene Scheune nach dem Klaftermaß verkaufte. Unter den frommen Äbten der schönen Zeit von Cluny ragt der milde und Ehrfurcht gebietende Peter der Ehrwürdige besonders hervor. Man muß ihn lieben und bewundern. Seine Briefe an Bernhard den Großen haben einen besondern Zauber, welcher auf dem Contraste der Charaktere und der Freundschaft dieser beiden großen Männer beruht. Aber man wird vielleicht die beiden folgenden Briefe mit einem noch lebhaftern Interesse lesen: den ersten an den Papst Innocenz II. gerichtet, um von ihm die Erlaubniß zu erhalten, den müden und seinen Ruhm bereuenden Abälard in Cluny aufzunehmen; den zweiten, in welchem der siebreiche Abt der Heloise die letzten Tage des, nach so vielen Kämpfen und Stürmen zum Frieden des Klosters bekehrten Philosophen erzählt. 13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 172. — 21. Juni 1841.

Histoire de la Vendée militaire. Par *J. Crétineau-Joly*. Zwei Bände.

(Beschluß aus Nr. 171.)

Die Vendéer, von Charette und Stofflet angeführt, errangen in kurzer Zeit so unerwartete Vortheile und bereiteten den republikanischen Armeen mit einzelnen Streifcorps so großes Verderben, daß der Nationalconvent, die Nutzlosigkeit der verübten Greuelthaten einsehend, den „Räuberhauptleuten" ehrenvolle Friedensvorschläge machen ließ, um den Zorn der Vendée zu besänftigen. Stofflet wollte nichts von diesen Anträgen hören; allein es bestand schon lange Uneinigkeit zwischen beiden Führern, von denen jeder die Vendée auf eigene Hand vertheidigen wollte. Charette willigte ein mit der Republik zu unterhandeln, und am 27. Febr. 1795 ward zwischen ihm und dem Convente der Frieden von La Jaunais abgeschlossen. Über diesen ziemlich mysteriösen Vertrag verbreitet der Verf. ein ganz neues Licht. Die royalistischen Geschichtschreiber hatten seither immer behauptet, daß die republikanische Regierung in den geheimen Artikeln dieses Vertrags sich verbindlich gemacht, die legitime Monarchie wiederherzustellen, die katholische Religion als Staatsreligion anzuerkennen und den beim Schuhmacher Simon in die Lehre gegebenen Ludwig XVII. nebst seiner Schwester an Charette auszuliefern. Der einzige Beweis für die Existenz eines geheimen Tractats dieser Art war ein von Tallien, Treilhard, Sieyès, Doulcet, Cambacérès und zwei andern Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses unterzeichneter und an einen Volksrepräsentanten gerichteter Brief, welchen Désoteux, Baron von Cormatin, in seinen Memoiren mittheilt und welchen die liberalen Geschichtschreiber der Revolution für untergeschoben erklären. Nach den Forschungen des Verf. aber findet sich, daß nicht Cormatin, sondern Charette zuerst diesen zufällig in die Hände der Vendéer gefallenen Brief hat abdrucken lassen, und zwar in einem Documente, gegen dessen Echtheit kein Zweifel erhoben werden kann. Dieses für die Geschichte der Vendée, wie für die Annalen Frankreichs überhaupt sehr wichtige und merkwürdige Actenstück, welches hier in seinem ganzen Umfange und zum ersten Male der Öffentlichkeit übergeben wird, ist eine von Charette, Stofflet und den übrigen Generalen und Offizieren der royalistischen Armeen unterzeichnete und vom 22. Juni 1795 datirte Adresse an die empörten westlichen Provinzen, von der bis jetzt noch kein Autor gesprochen hat. Diese Adresse, in welche jener obenerwähnte Brief der sieben Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses eingeschaltet ist, enthält außer einem prächtigen royalistischen Glaubensbekenntnisse und einer klaren, umständlichen Darlegung des fraglichen Thatbestandes schwere Beschuldigungen und officielle Details, welche durch das Ehrenwort aller Vendéer verbürgt sind; und es tritt nunmehr klar an den Tag, was die Revolution bis dahin stets zu leugnen oder in ein zweifelhaftes Licht zu stellen gesucht hat. Ist es denn, wie die liberalen Historiker der französischen Revolution meinen, so unglaublich, daß Conventsmitglieder, welche alle für den Umsturz des Throns und für den Tod Ludwig's XVI. thätig mitgewirkt, zwei Jahre darauf eingewilligt haben sollten, seinem Sohne die Krone aufzusetzen? Wenn man einige Jahre später die größten Tugendhelden des Convents vor Bonaparte kriechen und mit unersättlicher Gier nach Geld und Ehrenstellen rennen sieht, darf man da nicht annehmen, daß einige Conventsmitglieder, die, wie Tallien, Cambacérès, Sieyès, Treilhard nicht zu den reinsten gehörten, sehr wohl im Stande waren, bereits 1795 zu versuchen, was ihnen die Motive ihres Ehrgeizes und ihrer Habsucht von 1800 — 14 eingaben? Das Volk hätte sich damals, wie später, die Legitimität gefallen lassen. Es ist ganz natürlich, daß Menschen, die in tollen Freudesprüngen die Carmagnole um die Guillotine tanzten und unter dem wilden Geheule des Ça-ira das Blut der wirklichen und eingebildeten Aristokraten foderten, über kurz oder lang, feierlichen Schritts und mit gesenktem Haupte, andächtig in Processionen wallen und ein De profundis oder das Erlöse uns, o Herr! beten. Waren es doch dieselben Menschen, die Europa mit Töchterrepubliken der einen und untheilbaren Republik bevölkern wollten und dann den Waffen des Kaiserreichs, auf den Wink eines unumschränkten Herrn, die Welt von einem Ende bis zum andern unterworfen wissen wollten! Bei der Rückkehr der Bourbons verlangten dieselben Menschen für ganz Europa eine einzige unfehlbare Kirche, und an die Stelle der gottlosen Clubs und der gefürchteten demokratischen Propaganda ließen sie die andächtige Congregation und eine mönchische Propaganda treten. Es wechselten nur die Stücke und

der Schauplatz; die Schauspieler waren dieselben und das Stück von 1815 hätte schon 1795 aufgeführt werden können.

Man arbeitete damals unverhohlen für die Wiedereinsetzung der Monarchie. Wir finden in diesem Werke interessante Einzelheiten über die Umtriebe der royalistischen Agentschaften in Paris, welche mit den Provinzen und dem Auslande in Verbindung standen. Selbst die Orleans'sche Partei rührte sich nicht wenig und suchte Hülfe und Anhang in der Vendée zu gewinnen, wie aus einem langen, merkwürdigen Schreiben Dumouriez's an Charette hervorgeht, welches der Verf. mittheilt. Dumouriez macht dem vendéer General bedeutende Lobeserhebungen, Versprechungen u. s. w.; er sucht ihm zu beweisen, daß die ältere Linie der Bourbons regierungsunfähig sei und die Zeit nicht begriffe, während die jüngere Linie, die Orleans'sche Dynastie, alle Garantien darböte und die neuen Ideen mit den alten auszusöhnen verspreche, und beschwört ihn, im Namen des Herzogs von Orleans, sich zum Atlas des neuen Königthums zu machen. Die Antwort Charette's an den Sieger von Jemappes war ein einzeiliges Billet, in bündiger Kernsprache à la Blücher abgefaßt und folgenden Inhalts, der durch die Übertragung ins Deutsche seine ursprüngliche Energie einbüßen würde und hier französisch folgen mag:

Mon cher Dumouriez, Dites au fils du citoyen Egalité d'aller se faire f.....!

Von großem historischen Interesse ist, was der Verf. über den verunglückten Landungsversuch des Grafen Artois (Karl X.) an der Küste vom Poitou, sowie über die englische Politik in Bezug auf die Vendée beibringt. Natürlich ist in diesem Werke auch von den Uneinigkeiten zwischen den verschiedenen royalistischen Anführern die Rede, jedoch wird darüber wenig Neues gesagt und die eigentlichen Ursachen dieser fatalen Mißhelligkeiten bleiben uns noch bis heute verborgen. Der Verf. erschöpft sich, wie seine Vorgänger, in Vermuthungen und wagt nicht zu entscheiden. Dagegen erhalten wir ein klares, anschauliches Bild von den beiden letzten Hauptanführern Stofflet und Charette, wie von ihren Umgebungen, ihren Rathgebern, ihren untern Offizieren u. s. w.

Stofflet und Charette erlebten den Anfang und Ausgang des Vendéekrieges, der mit ihrem Tode erlosch. Die Vendée war zur Unterwerfung geneigt. Das Verwüstungssystem der Höllencolonnen hatte ein Ende genommen; die Verheerung der Vendée war die Leichenfeier des Wohlfahrtsausschusses; er verschied, wie die Hyäne, unter Knochen und Moder. Das Directorium änderte das von seinem Vorgänger befolgte Mord- und Plünderungssystem und übertrug dem General Hoche die Beendigung des Vendéekrieges. Dieser sah ein, daß man durch Zugeständnisse die Menge des Landvolks den Führern abwendig machen und diese dann vernichten müßte; er sonderte die Sache der Royalisten geschickt von der der Religion und gebrauchte die Priester gegen die Generale, indem er ihnen die Kirchengüter wieder zurückstellte und sich auf jede Weise nachsichtig gegen den katholischen Gottesdienst zeigte. Er besiegte die Vendéer ebenso sehr durch sein Spionirsystem als durch seine gewandte Kriegstaktik; er ließ den bewaffneten Heerhaufen weder Ruhe noch Rast, verfolgte die Anführer von einem Schlupfwinkel zum andern und bemächtigte sich endlich derselben. Stofflet wurde den Republikanern ausgeliefert und am 25. Febr. 1796 zu Angers erschossen. Dieser Stofflet, ein Lothringer von Geburt, hatte lange in der Gendarmerie des Königs Stanislaus gedient und war vom Grafen Colbert in die Vendée mitgenommen und als Wildmeister im Walde von Maulevrier angestellt worden; allein in diesem schlichten Förster wohnte eine kühne Seele; er vertheidigte mit Löwenmuth das Schloß seines Herrn, stellte sich an die Spitze der Insurgenten und vollbrachte Thaten unerhörten persönlichen Muths, daß die Bauern, wenn es zum Treffen kam, gewöhnlich fragten: „Ist Stofflet voran?" und alsdann ihm furchtlos nachstürzten. Er war von herculischer Stärke, jedoch vom schwachem Charakter und wurde von Pfaffen beherrscht. Wie Hofer in allen Stücken dem Pater Donay Gehör gab, so ließ sich Stofflet in seines Herzens Einfalt von dem Abbé Bernier zu manchen übereilten Schritten bereden, welche sein Andenken bei den Royalisten in bösen Ruf gebracht haben; und wie der Sandwirth am Passeyr in seiner Alpenhütte vermuthlich vom Priester Donay verrathen worden, so hat auch wahrscheinlich der Abbé Bernier den Wildmeister von Maulevrier ausgeliefert; er wurde bei Nacht in einem entlegenen Gehöfte, wohin ihn Bernier zu einer Unterredung beschieden, überfallen, geknebelt nach Angers gebracht und dort schnell erschossen im Alter von 43 Jahren: er starb mit Heldenmuth und unter dem Rufe: „Es lebe die Religion! es lebe der König!"

Unterdessen hatte Charette viele flüchtige Bauern gesammelt und sich aus seiner zerstreuten Armee einen Heerhaufen gebildet, womit er den Republikanern von neuem die Spitze bot, so viel es die schwachen Hülfsmittel, die ihm zu Gebote standen, gestatten wollten. Charette war der genialste Held dieses Kriegs. Ausgezeichnet durch persönlichen Muth, gelangte er bald zum Rufe des kühnsten royalistischen Parteigängers, und unbegrenzt war das Zutrauen, das seine Untergebenen und Freunde in ihn setzten. Er hielt noch zuletzt mit einigen Hundert Braven den zahlreichen Feinden Stand, ja, er schlägt noch einige Mal republikanische Truppenabtheilungen und erbeutet mehre Fahnen; doch seine Offiziere fallen um ihn her; das Häuflein wurde zu schwach und zerstreute sich. Der republikanische General Gratien läßt ihm und allen seinen Angehörigen, wie seinen Begleitern freien Abzug und eine Million Francs anbieten, die ihm auf der Rhede von Douvres ausgezahlt werden solle, wenn er sich nach England einschiffen wolle. Der Vendéer verwirft alle Anträge, und Hoche selbst berichtet in seiner Correspondenz über diese Weigerung folgendermaßen:

Ich will mit den Waffen in der Hand sterben, erwidert der royalistische Anführer dem General Gratien; allein fliehen und die Braven, welche ich befehlige, im Stiche lassen, nun und nimmermehr! Alle Schiffe eurer Republik würden nicht ausreichen, sie nach England hinüberzubringen. Weit entfernt,

mich durch eure Drohungen einschüchtern zu lassen, werde ich euch in eurem Lager angreifen!

Er sammelte abermals einen kleinen Haufen Bewaffneter und lieferte ein letztes glückliches Gefecht gegen die Blauen; allein sobald die Republikaner mit starken Heerhaufen anrückten, vermochten die Royalisten nicht länger das Feld gegen die Übermacht zu behaupten. An einen dauernden Erfolg war ohnehin nicht mehr zu denken. Die Unteranführer Charette's wollen Frieden mit der Republik stiften; Charette verabschiedet sie: es bleiben ihm nur noch 32 Mann, welche der General Valentin, an der Spitze von 200 Grenadieren und Chasseurs, drei Stunden lang bei la Guyonnière angreift. Mit Wunden bedeckt, stürzt Charette besinnungslos zu Boden und wird vom General Travot gefangen genommen. Dieser wichtige Fang erregte einen allgemeinen Jubel in der republikanischen Armee. Der General Grigny schrieb an Hoche: „Charette ist in unsern Händen. Ich wünsche dir von Herzen Glück, werther General, wir sind wahrhaft närrisch vor Freude über diese gute Nachricht." In Paris wurde die Gefangennehmung Charette's auf allen Theatern verlesen, wie wenn das Vaterland gerettet wäre. Charette wurde zuerst nach Angers, von da auf der Loire nach Nantes gebracht, in allen Straßen der Stadt herumgeführt und nach grausamen Martern erschossen. Sein Benehmen war des Führers eines Heldenvolkes würdig. Wie Stofflet, duldet er nicht, daß man ihm ein Tuch um die Augen bindet; er stellt sich vors Peloton auf, verfolgt die verschiedenen Absätze des Commandos, zieht beim letzten seine verwundete Hand aus der Schärpe, legt die heile Rechte aufs Herz und ruft den Soldaten zu: „Gut gezielt! Hier muß ein Braver getroffen werden!" Sein Körper wurde in einem Acker an der Straße von Rennes eingescharrt. Niemand hat ihn reclamirt. Undankbare Restauration! Doch das ist gerade das Schöne an den Helden der Vendée, wie Stofflet und Charette, daß sie um keinen Lohn dienten!

Wir schließen unsere Beurtheilung der beiden ersten Bände dieses schätzbaren Werkes mit dem aufrichtigen Wunsche, daß es dem Verf. gefallen möge, den versprochenen dritten und vierten Band, welche die Chouannerie in der Bretagne umfassen sollen, recht bald nachfolgen zu lassen. 56.

Aus dem Jugendleben Friedrich's des Großen. Von August Lewald. Zweiter Theil. — Auch u. d. T.: Rheinsberg. Stuttgart, Krabbe. 1841. 8. 3½ Thlr.

Gegenwärtiger Roman ist eine Fortsetzung von desselben Verf. „Katte" und gehört zu einem ganzen Cyklus von romanhaften Gemälden, welchen der Verf. unter dem Titel „Aus dem Leben Friedrich's des Großen" nach und nach liefern will. Dies Unternehmen sieht einer bloßen Speculation zu ähnlich, als daß man einen besondern literarischen Accent darauf legen möchte, man muß es eben gehen lassen, wie es geht, und nur zufrieden sein, wenn es nicht gänzlich ungeschickt geht. Hat der Verf. durch sein Versprechen, Friedrich's des Großen Lebensgeschichte in den einzelnen Details romanartig zu verarbeiten, sich eine Zwangsjacke angelegt, so weiß er sie doch mit hinlänglichem Anstande zu tragen. Es läßt sich allerdings gegen den Gedanken, das Leben großer Helden und außerordentlicher Menschen zu einer fortlaufenden Reihe von Romanen zu zerschmelzen und auszudehnen, Erhebliches einwenden. Diese Ausbeutungsmanier, welche auf Rellstab's „1812" ein Stolle'sches „1813", „1815" u. s. f. folgen ließ, nutzt vielleicht dem Verfasser und dem Verleger, aber nicht der Literatur. Indeß wollen wir die guten Seiten, die damit in Verbindung stehen, doch auch nicht verkennen. Mancher vergessene Charakterzug, mancher versteckte, aber für das innere Leben der verarbeiteten Personen wichtige Moment wird dem Publicum, vorzüglich demjenigen, welches aus der Quelle der Leihbibliotheken seine geistige Nahrung schöpft, näher geführt oder wieder in Erinnerung gebracht. Friedrich's des Großen Jugendleben zumal liegt in einem romantischen Helldunkel, das sich späterhin, als er in den lichten Tag der Weltgeschichte hinaustrat, freilich verlor, auf der ganzen Laufbahn Napoleon's aber, der sich wie ein wandelnder Montblanc mit eisigem, aber erhabenem und sonnenbeschienenem Gipfel fortbewegte, weniger wahrzunehmen ist. Diese helldunkeln Partien in Friedrich's des Großen Jugendleben hat Lewald in seinem „Katte" und in dessen Fortsetzung „Rheinsberg" verarbeitet. Als eigentliche Romane sind beide nicht zu betrachten; aber Lewald hat zu Genreschilderungen ein sehr glückliches Talent, und das Leben am Hofe Friedrich Wilhelm's I. und des Kronprinzen Friedrich Aufenthalt in Rheinsberg boten hinlängliche Gelegenheit zur Entfaltung jenes angenehmen Talentes dar. Wie der Verf. späterhin mit den größern geschichtlichen Massen, auf die er im Fortgange seines Unternehmens nothwendig stoßen muß, fertig werden wird, müssen wir abwarten, ohne uns im voraus ein Urtheil zu erlauben. „Rheinsberg" ist mehr ein gemüthliches Stillleben, ein Genrebild, als ein historisch-romantisches Gemälde; „Katte" bot eine größere Fülle von dramatischen Momenten, die zum Theil allerdings noch effectvoller benutzt werden konnten. In der Vorrede zu vorliegendem Buche sagt Lewald selbst, bescheiden genug: „Ich fühle zu wohl, daß das große Thema Rheinsberg in diesem Rahmen jedoch nicht erschöpft werden konnte. Nur in einzelnen detachirten Bildern vermochte ich zu zeigen, was sich dort Jahre lang gestaltete, um so die Übergänge zur Ausgleichung und Versöhnung des blutigen Zwiespalts zu bilden, der Vater und Sohn trennte." Indeß tritt in der Fortsetzung Friedrich bereits selbständiger und wirksamer hervor, während er im „Katte" sehr passiv und von Andern abhängig erscheint; doch fehlt ihm auch dort noch jede Andeutung der genialen Kraft, die in ihm lag und sich in manchen Tollheiten und Jugendstreichen zeigte, welche zu berühren Lewald nur zu schüchtern war. Wirklich vortrefflich ist die Gestalt des königlichen Vaters, Friedrich Wilhelm's I. Sein von den versöhnlichsten Folgen begleiteter Besuch, welchen er dem Sohne in Rheinsberg abstattete, hat etwas Rührendes, sein Tod, gewiß den geschichtlichen Urkunden getreu nacherzählt, etwas Großartiges. Nachdem er dem Sohne die Reichskleinode und seine letzten Instructionen in Betreff seines Leichenbegängnisses übergeben hat, läßt er sich vom Propste Roloff eine feurige Straf- und Ermahnungsrede halten und aus seinem Lehnstuhl zu Bette bringen. Er ruft den Arzt, Hofrath Ellert, zu sich und fragt ihn, ob er nun bald überstanden haben werde. Der Arzt, von so viel Seelenstärke gerührt, antwortet „Bald!" „Und wenn dann der Todeskampf beginnen wird", nimmt der König das Wort, „wird der mir auch noch lange zu schaffen machen? Spreche Er unverhohlen, wird der schwere Kampf bald eintreten?" Der Arzt antwortet, darüber sich auszusprechen, liege gegen seine Pflicht. „Nun so befehle ich Ihm denn bei meiner Ungnade", spricht der König sich ermannend, „mir seine Meinung zu sagen. Ich will von dieser Hoffnung nichts mehr wissen; ich habe Abschied genommen von dieser Welt und meine Hoffnung steht auf Jenseits. Sag' Er mir offen die Wahrheit, Er ist ein vernünftiger Mann und spricht ja zu keinem Kinde." Der Arzt erwidert nun mit festem Tone: „Eurer Majestät wird

der letzte Augenblick leicht werden. Sie haben Ihren letzten Kampf schon angetreten." „Woher weiß Er das?" fragt der König. „Der Puls hat sich bereits zurückgezogen; die Extremitäten sind kalt, ich fühle ihn jetzt schon hier unterhalb des Ellenbogens", sagt der Arzt. „Unterhalb des Ellenbogens?" wiederholt der König ernst. „Das ist doch seltsam! Aber wo bleibt denn am Ende der Puls?" „Er zieht sich immer weiter nach dem Herzen zurück, bis auch dieses still steht", spricht dumpf der Arzt, „in einer halben Stunde werden alle Leiden geendet sein." Der König seufzt tief auf, lehnt den Kopf in die Kissen zurück und sagt sehr vernehmlich: „Gottes Wille geschehe!" Mit dieser Klarheit, dieser Gewissensruhe, diesem Drange nach Wissen und Aufklärung, dieser heroischen Stärke eines gläubigen Christen starb König Friedrich Wilhelm I. In seinen letzten Instructionen hieß es noch ausdrücklich: „Man soll mich in den Leichenpredigten zwar nicht verachten, aber auch nicht loben." An Theilnahme kann es dem Lewald'schen Cyklus von Friedrichs-Romanen nicht fehlen, da, aller forcirten Bewunderung für Napoleon zum Trotz, der Ruhm des großen deutschen Königs neuerdings im Wachsen begriffen ist. Friedrich's Glorie ist auch die Glorie Preußens. Selbst seine Abneigung gegen die deutsche Literatur und Sprache war mehr ein Irrthum als ein Unrecht. Unsere Literatur und Sprache wuchsen ihm über den Kopf, ehe er sich dessen versah, und er hätte in seinem hohen Alter eine ganz neue Sprache, einen ganz neuen unerhörten Gedankengang lernen müssen, um sie gerecht würdigen zu können. Er entschädigte uns durch die freisinnige Richtung, die er im Ganzen und Großen allein in Deutschland vertrat, und wenn er auch in seiner bekannten Schrift über die deutsche Literatur die Gegenwart noch nicht begriff, so ahnte doch sein prophetischer Geist die glänzende Zukunft, der sie entgegenreifte. 16.

Notizen.

Bei den der Geographischen Gesellschaft zu London vorgelegten Beobachtungen Dr. Scouler's über die einheimischen Stämme der amerikanischen Nordwestküste befindet sich ein Wörterverzeichniß über deren verschiedene Sprachen von Hrn. Tolmie, welches, seiner Genauigkeit nach zu schließen, ganz zuverlässig ist. Aus Dr. Scouler's Darlegung geht hervor, daß alle Sprachen auf der Nordwestküste vom nördlichen Polarkreise bis zum Flusse Umpqua unter dem 46. Breitengrade innig untereinander verwandt sind: will man sie nicht für Modificationen einer einzigen Ursprache ansehen, so kann man doch nicht mehr als zwei verschiedene Sprachen nachweisen, welche eine nach allen nur denkbaren Richtungen hingehende Vermischung erlitten haben müßten. Aus sprachlichen Gründen läßt sich auf die Ausbreitung dieser Indianer von Nordwest nach Südost schließen; allmälig nur gelangten sie längs der Küstenflüsse zu den sprachlich verschiedenen innern Stämmen, mit denen sie sich zum Theil vermischten. Das Wörterverzeichniß der californischen Indianer ist von Dr. Coulter, welcher mehre Jahre unter ihnen gelebt hat.

Da es bekanntlich vorzüglich in England ziemlich schwer und mit bedeutenden Kosten verknüpft ist, Leichname zu anatomischen Sectionen zu bekommen, so bedient man sich nicht leicht irgendwo mehr als auf den dortigen anatomischen Anstalten der Modelle, und zwar theils aus Wachs, theils aus feinem Gyps gefertigter. Beide führen aber mannichfache Übelstände mit sich: erstere sind nicht nur zu kostspielig, sondern erfodern auch eine zu zarte Behandlung, um nicht leicht Beschädigungen ausgesetzt zu sein; die letztern bilden eine zu schwere Masse und sind wegen ihrer Zerbrechlichkeit gleichfalls leicht verletzbar. Hierdurch ward Hr. Simpson, ein am anatomischen Theater zu Westminster angestellter Chirurg, bewogen, auf die Auffindung eines passenden Surrogats zu denken, und er glaubt dies in papier mâché gefunden zu haben. An den daraus gefertigten Modellen wird ihre große Leichtigkeit gerühmt, wobei sie doch fest genug sein sollen, um sie ohne Gefahr frei behandeln zu können. Die äußere Oberfläche ist mit allen, den natürlichen Verhältnissen genau entsprechenden Farben gemalt. Vorzüglich geeignet hält Hr. Simpson seine Modelle für das Studium der Anatomie in warmen Gegenden, wo nicht nur Figuren von Wachs unbrauchbar sind, sondern auch die Section natürlicher Leichname unthunlich. Aus letzterer Rücksicht stellte er mehre Exemplare zur Verfügung der Ostindischen Compagnie, welche auch alsbald 40 Modelle kaufte und in ihre verschiedenen Besitzungen absandte, sowol zum Behufe der europäischen, als namentlich zum Unterricht der eingebornen Wundärzte, die in den Militairhospitälern der Compagnie angestellt sind, indem diesen das Studium der Anatomie nach wirklichen Sectionen durch religiöse Vorschriften verboten ist. Auch mehre andere öffentliche Behörden und Anstalten sind diesem Borgange gefolgt, und die Society of arts hat in ihrer letzten Versammlung Hrn. Simpson ihre goldene Isismedaille votirt.

Während Dieffenbach seine Operationen zur Heilung des Stotterns eingestellt hat, kündigt nach den von Yearsley vorgenommenen Versuchen ein Mr. Hilliers zu London ebenfalls ein sicheres, einfaches, erfolgreiches und auf jedes Alter wie jeden Fall anwendbares Heilverfahren der auf die Sprachorgane bezüglichen Gebrechen an, bei welchem eigenthümlicher Weise alle chirurgischen Operationen ausgeschlossen sein sollen.

Englischen Zeitungen zufolge soll Nicholas Carlisle eben im Begriffe stehen, eine Professur der englischen Literatur auf der Universität zu Wien zu begründen, nachdem dieser Plan daselbst 1835 und zu andern Zeiten an andern Orten des Festlandes fehlgeschlagen sei. Der Ausdruck „begründen" ist etwas dunkel gefaßt, indem man nicht weiß, ob man darunter die Beschaffung der materiellen Mittel zu verstehen habe oder nicht; ebenso ungewiß ist es, ob Carlisle der Anerkennung jener angeblichen Bestrebungen seine Titelreihe als Ritter mehrer auswärtiger Orden und als Mitglied einer Masse gelehrter Gesellschaften in ganz Europa verdanke. 47.

Bibliographie.

Balitzki, B. v., Wodurch wird der römische Katholicismus bis jetzt gehalten? Eine Zeitfrage. — Send- und Antwortschreiben an den Verfasser des Freiherrn v. Wiesau. — Zwei Abhandlungen. Darmstadt, Leske. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Haurenski, C., Die Obscuranten-Secten dieser Zeit in ihrer Gefahr drohenden Stellung gegen die Throne, die Religion und die Menschheit, und wie sie entstanden sind, und wodurch ihr Aufhören zu bewirken ist. Gr. 8. Weimar, Voigt. 15 Ngr. (12 Gr.)

Hirsch, R., Balladen. Gr. 12. Leipzig, Bösenberg. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

— —, Buch der Sonette. 8. Ebendas. 25 Ngr. (20 Gr.)

Ideler, K. W., Biographieen Geisteskranker in ihrer psychologischen Entwickelung dargestellt. Gr. 8. Berlin, Schroeder. 10 Ngr. (8 Gr.)

Rau, H., Girandolen. 2 Bände. 8. Stuttgart, Cast. 2 Thlr.

Scheele, C., Der Christenjüngling. Ein Gedicht. II. Die Kriegserklärung. Gr. 8. Magdeburg, Heinrichshofen. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Scherr, H., Der Student von Ulm. Zeit- und Sittengemälde aus dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts. Ulm, Wagner. 20 Ngr. (16 Gr.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 173. — 22. Juni 1841.

Jagdbrevier von Heinrich Laube. Leipzig, G. Wigand. 1841. 16. 1½ Thlr.

Laube hat es in neuester Zeit mit manchen seiner frühern Freunde verdorben. Man hört von da- und dorther herbe Äußerungen gegen ihn, bezeichnet ihn als einen Principlosen und verdächtigt zugleich die Wahrheit seiner jetzigen Richtung, indem man dahinter Koketterie oder gar eigennützige Absichten sucht. Ich glaube, man thut ihm mit solchen Anschuldigungen Unrecht. Hat er sich bisher auch nicht als einen Charakter erwiesen, der mit sicherm, consequentem Schritte einem bestimmten Ziele zuschreitet, so scheint mir doch sein Hin- und Herschwanken, sein Abschweifen nach verschiedenen Seiten keineswegs aus einer totalen Haltlosigkeit zu entspringen, sondern vielmehr seinen Grund in einer Eigenschaft zu haben, die unter den modernen Zeitumständen nothwendig eine metamorphosenartige Entfaltung zur Folge haben mußte. Diese Eigenthümlichkeit ist ein Drang nach Einswerdung mit der Natur. Es lebt in ihm als ursprünglichster Keim das romantisch-germanische Element, dem die doppelte Sehnsucht inwohnt, die Natur in sich zu vergeistigen und den Geist in der Natur zu versinnlichen. Wäre er mit diesem Drange in das Mittelalter versetzt, so möchte sich diese doppelte Lust zu einer wirklichen Einheit vermittelt haben; ja, wenn er auch nur ein Altersgenosse Tieck's gewesen wäre, möchte wol in sein Wesen eine tiefere Einheit gekommen sein und wir würden ihn wahrscheinlich als einen Dichter der romantischen Schule aufzuführen haben. So aber war er in eine Zeit hineingeworfen, die zwischen den geistigen und natürlichen Interessen eine gewaltige Kluft gerissen. Der Geist war durch diese Trennung zum abstracten Begriffe, die Natur zur todten Materie herabgesunken; jener erschien in seiner Abstraction als poesiewidrig, weil er dem Dichter keine sinnliche Anschauung gewährte, diese zeigte sich als unpoetisch, weil sie von keiner Idee durchdrungen schien. Diese Kluft war schon eine Weile dagewesen, aber man hatte sie nicht bemerkt. Wer sich in der Sphäre des Geistes hielt, kümmerte sich wenig um die Natur; wer sich der Natur hingab, machte sich nichts mit dem Geiste zu schaffen; auf beiden Seiten glaubte man in Einem Beides zu besitzen, und in gewissem Sinne besaß man es auch, weil Natur und Geist in ihren innersten Tiefen doch eigentlich Eins sind und trotz allen Rissen und Abgründen stets bleiben werden. Da erschien Heine und wies zuerst auf den klaffenden Abgrund hin. Er brachte seiner Zeit, namentlich der Jugend, zum Bewußtsein, daß sie, wie sie's auch anfangen möge, immer um Eins geprellt werde, er erweckte das vernichtende Gefühl der Halbheit und Zerrissenheit, und um dies Gefühl auf die höchste Spitze zu treiben, spannte er über den Abgrund das Seil seiner Poesie und führte darauf die halsbrechendsten Tänze auf, daß den Alten, die dergleichen nicht gewohnt waren, die grauen Haare zu Berge standen, die Jungen aber aufschrien vor Lust, weil sie in diesem tollen Spiele eine Vereinigung beider Seiten gefunden zu haben glaubten. Unter diesen Jungen war Laube einer der begeistertsten, eben weil der Drang seines durch die Zeitverhältnisse gewaltsam in die Abstraction hineingetriebenen Geistes nach Einswerdung mit der Natur besonders kräftig in ihm war und den innersten Keim seines Wesens bildete. Auch er wagte sich daher auf das Heine'sche Seil und suchte hinüber und herüber zu balanciren; aber wenn er dabei auch in einzelnen Luftsprüngen seinen Vorgänger zu überbieten wußte, so merkte man ihm doch bald an, daß das Schweben über dem Abgrunde nicht sein eigentliches Element war, sondern daß er es sich nur angeeignet hatte, um seinem Drange, für dessen Befriedigung er keinen andern Weg sah, nachkommen zu können. Hielt er sich anfangs bei seinen Equilibrationen mehr auf der abstracten, negativen Seite, weil hier der Abgrund noch schwindelnder und folglich die Bewunderung der Menge größer war, so zog es ihn doch nach und nach immer weiter zur Natur hinüber, ja nach einzelnen seiner jüngern Productionen und ästhetisch-kritischen Bekenntnisse zu urtheilen, scheint er dort festen Fuß fassen und sich zum Geist hinüber, statt des bisherigen Seiles, eine Brücke bauen zu wollen.

Keines seiner bis jetzt erschienenen Werke spricht seine Neigung, sich in die Natur hineinzuleben und dieselbe geistig in sich wiederzugebären, so unverkennbar aus wie das vor uns liegende „Jagdbrevier". Es hat eine durchaus romantische Färbung, wenn auch in einer etwas andern Schattirung, als wir sie bei den ältern Romantikern gewohnt sind. Man fühlt ihm durchweg an, daß es seinem Innersten entsprungen, und bleibt er diesem seinem eigensten Wesen treu, so bildet es in seiner literarischen Lauf-

bahn einen Wendepunkt und ist insofern weit bedeutsamer, als er selbst in der Vorrede zugestehen will. Überhaupt ging es nach dieser Vorrede, so dürfte in d. Bl. gar nicht vom „Jagdbrevier" die Rede sein.

Es ist — sagt er — kein Buch für Literaturzeitungen und Literaturgeschichte, diese werden auch am besten thun, keine Notiz davon zu nehmen; sie thun dann sich und mir einen Gefallen. Den etwanigen Reiz des Büchleins empfinden sie nicht, und die wirklichen Fehler erkennen sie auch nicht. Denn wie mag ich Jemand vorwerfen, er habe das Innere des Mondes unrichtig und mangelhaft geschildert, der ich selbst den Mond nicht anders gesehen habe als in einer Entfernung von so und so viel tausend Meilen! Wer aber im Inhalte einer Schrift nicht Fehler noch Vorzüge erkennen kann, einer Schrift, die in seinem Bereiche keinen Anspruch macht, der thut ja doch wol besser, ohne Weiteres daran vorüberzugehen. Dies scheint mir räthlicher, und ich bin dafür dankbarer als für ein Kritisiren, was sich nur an die literarisch-formelle Oberfläche halten kann, mit der natürlich jedes Buch eine Berührung hat, so lange es in Worten, Sätzen und logischem Zusammenhange abgefaßt ist.

Es hat etwas Rührendes, daß Laube, ein so alter Praktikus, hat glauben können, dieser Wunsch würde ihm erfüllt werden. Wie möchte sich die Kritik auch nur ein Jota entgehen lassen, zumal von einer Notabilität, wie Laube ist. Ein Kritiker hält so gut auf seine Jagdgerechtigkeit als ein Jäger, und Laube, der beides ist, hätte das nicht wissen sollen? Wir glauben daher kaum, daß es ihm mit seiner Vorbitte Ernst gewesen ist, und es wird ihn daher nicht Wunder nehmen, daß er bei uns eine Fehlbitte gethan. Übrigens ist des Verf. Besorgniß, das Büchlein würde nur dem Waidmann von Profession ein Interesse abgewinnen, eine durchaus ungegründete; wenigstens muß ich, der ich weder Jäger bin noch jemals gewesen, der ich auch niemals den sogenannten Jagdliebhabern, den Sonntagsjägern, den modernen Lateinern zugehört habe, aus aufrichtigem Herzen bekennen, daß mir das „Jagdbrevier" ein reich sprudelnder Quell des Ergötzens geworden ist; ja, es scheint mir fraglich zu sein, ob unter den eigentlichen Jägern, wie sie jetzt nun einmal sind, sich viele finden werden, die einen gleichen Genuß daraus schöpfen. Beiweitem die Mehrzahl der Gedichte bewegt sich in einem Gebiet, das zwar stets Jagdgebiet, aber dem Laien ebenso zugänglich ist als dem Jäger, und das daran geknüpfte Interesse ist weit öfter ein poetisches als ein reinwaidmännisches; ja, es sind nicht wenige unter den Gedichten, die der Auffassung und dem gewohnten Ideenkreise des Jägers vom Fach ziemlich fern zu liegen scheinen und selbst in das Gebiet der philosophischen Reflexion überschweifen. Von dieser Art ist z. B. der Schluß von Nr. 19: „Jagdkunst", worin er, um den Ausdruck „Jagdkunst" zu rechtfertigen, sagt:

Also ist die freie Kunst:
Erst des Genius frische Gunst,
Dann den Blitz behende fassen,
Brechen, nicht mehr fahren lassen!

Wie wenige Jäger mögen diesen kunsttheoretischen Satz in seinem vollen Sinne fassen! Ähnlich ist Nr. 50, wo es von der Hirschkuh heißt:

Es senkt den Kopf, was mag es denken?
Mag es den Sinn auf Vergangnes lenken?
Hat es Geschichte? Denkt es auf morgen?
Sind die Gedanken nur Leibessorgen?
Die Freiheit hat es, so lang' es sie beschränkt,
Das Leben will stündlich erworben sein —
Die Welt ist weit, das Einzelne beengt,
Der Geist ist groß, die That ist klein.

und außer manchen andern besonders Nr. 79:

Unsere Gedankenschlüsse sind Formen, welche der Natur entnommen sind, welche der Natur und deren Gange und Gesetze entsprechen, so weit wir Gang und Gesetz der Natur kennen. Unsere Gedankenschlüsse wechseln und verfeinern sich also, je nachdem wir neue und verborgene Gesetze der Natur auffinden. Darum liegt im sinnigen Jagdleben, was mit der Natur intim verkehrt, eine so interessante und würdige Welt.

Freilich werden Gedichte und Reflexionen dieser Art gerechtfertigt durch das Bild, welches sich Laube von einem vollkommenen Jäger macht. So beantwortet er die Frage, was der Jäger suche, in Nr. 73 folgendermaßen:

Das ist's Geheimniß der Jägerei:
Mit Fuchs und Hirsch und Auerhahn,
Mit Büchs' und Schuß ist's nicht gethan,
Es ist ein Geist dabei.
Ein Leben und Weben in Drang und That,
Ein Schwellen der Kraft, ein Lauschen und Winden,
Wo sei der Gottesgeist zu finden,
Das treibt den Jäger früh und spat.
Thun will er, thun, es soll geschehn!
Geheimnißvoll dämonisch Walten,
Und der Natur verborgne Falten,
Beschleichen will er sie und sehn.

Aber wenn er dann dies tiefere Nachspüren der Natur als das eigentliche Wesen der Jägerei erkennt, erhebt er sich damit weit über den realen Jäger, er faßt die Jagd von ihrer idealen Seite, die dem poetischen Gebiete näher liegt als dem Bereiche der niedern Praxis. Nur von dieser Auffassung aus rechtfertigt sich ferner auch das Überspielen des vorliegenden Stoffes in die Kreise der Literatur, der Politik u. s. w. Dies scheint mir durchaus über den Standpunkt des eigentlichen Jägers hinauszugehen. Dieser hält sich unmittelbar an die Sache selbst. Ihm ist der Hirsch ein Hirsch, der Fuchs ein Fuchs, der Auerhahn ein Auerhahn; in den Thieren selbst, wie sie sind, liegt ihm die volle Poesie, und wenn er die natürlichen Erscheinungen sich ja unter allegorischen Bildern vorstellt, so wird er sich schwerlich in sehr fernliegende Sphären verlieren.

Hiermit soll nun keineswegs gesagt sein, als ob das Publicum, welchem Laube das „Jagdbrevier" ausdrücklich gewidmet hat, für eine derartige Auffassung der Natur durchaus kalt und unempfänglich wäre; wir wollten vielmehr nur andeuten, daß sie dem allgemein-poetischen Interesse ebenso nah, wo nicht noch näher liege, und daß es daher von Laube nicht politisch gewesen sei, selbst denjenigen Laien, die das Jagdleben poetisch auffassen, die Lecture des Büchlein mehr abzurathen als anzuempfehlen.

Wenden wir uns von der Tendenz und Bestimmung des Buches zum Buche selbst, so haben wir zunächst über seine äußere Anordnung zu sagen, daß dieselbe durchaus dem Verlauf der waidmännischen Beschäftigungen angepaßt ist. Der Dichter führet uns nach und nach durch die vier Jahreszeiten und die zwölf Zeichen des Thierkreises, gibt

von jeder Jahreszeit und jedem Monat ein allgemeines, in der Regel sehr charakteristisches und wahrhaft poetisches Bild der vegetabilischen und animalischen Erscheinungen, namentlich insofern sie mit dem Jägerleben in Beziehung stehen, und reiht daran eine Darstellung der verschiedenen Jagden und derjenigen Thiere, die in verschiedenen Zeiträumen gejagt werden. So wird im Frühling der Auerhahn, der Birkhahn, die Schnepfe, der Specht, der Holzhäher u. a. besprochen; der Sommer bringt uns Sagen und Reflexionen über das Reh, den Damhirsch, den Kukuk, die Ente, eine ausführliche Charakteristik Reineckes und ein Idyll des Rebhühnerlebens; im Herbst erhalten wir Genrebilder aus dem Hasenleben, Darstellungen der Hirschbrunst, der hohen Jagd u. s. w., und der Winter endlich gibt uns neben manchen Reflexionen, Jagdliedern und Jagdgeheimnissen eine Rittergeschichte der Sauen und zum Schluß eine Geschichte des Hundes.

(Der Beschluß folgt.)

Die Literary Fund Society zu London.

Am 12. Mai sollte, erfolgter Ankündigung zufolge, zu London die Jahresversammlung der Literary Fund Society unter dem Vorsitze des Grafen Ripon und unter dem Beistande der angesehensten Individuen aus den Kreisen des englischen Adels, der Kirche, der gelehrten und überhaupt der gesammten gebildeten Welt Englands stattfinden, woraus sich auf eine reiche Einnahme für den Fonds des Vereins hoffen ließ. Die so umfassende als edle Wirksamkeit des Vereins rechtfertigt bei dieser Gelegenheit hinlänglich einen Rückblick auf dessen Geschichte, welche zugleich ein weiterer Beleg dafür ist, wie muthige Ausdauer für einen einmal als edel und erstrebenswerth anerkannten und erfaßten Zweck jederzeit, wenn auch spät und nach unzähligen Hindernissen eines endlichen Erfolgs sicher ist.

Nach vorhandenen schriftlichen Quellen zufolge war es David Williams, von welchem 1773 in der Versammlung eines kleinen, gewählten literarischen Vereins, welche in der Prinz-Wales-Taverne auf Conduit-Street stattfand, der erste Vorschlag zur Gründung der Literary Fund Society ausging. Vorsitzender bei dieser Gelegenheit war der in England als Geschäftsträger von Massachusetts und andern amerikanischen Provinzen anwesende Benj. Franklin; aber gerade von der Seite, woher es am wenigsten zu erwarten wäre, erhob sich Widerspruch gegen den Vorschlag: von ihm. Franklin sprach bei der Verhandlung über das Verdienstliche in dem Vorschlage von Williams mit großem Bedauern seine Meinung dahin aus, daß ein irgend einigermaßen beträchtlicher Fonds für den, auch von ihm als höchst edel anerkannten Zweck sich nicht zusammenbringen lassen werde, indem voraussichtlich ein zu diesem Behufe an die Öffentlichkeit zu erlassender Aufruf keinen großen Eindruck versprechen. „Gewöhnliche mildthätige Anstalten", waren seine Worte, „entspringen aus gewöhnlichen Gefühlen; oder sind zu einer von ihnen einige Ideen und Urtheile erforderlich, so kann sich diese auch ein gewöhnlicher und unvollkommen gebildeter Verstand zusammenstellen; aber eine Anstalt, zur Unterstützung von Elend, welches zu fern steht, um eindringlich und handgreiflich zu sein — zu fern, um sich den Sinnen aufzudringen, sodaß es dem Gesichtskreise sich entzieht — das ist eine Anstalt, deren Zweck der gewöhnlichen Classe von Unterzeichnern für öffentliche mildthätige Zwecke jederzeit verloren gehen wird." Der Gegenstand erschien allen Vereinsgliedern so wichtig, daß man die Vertagung der weitern Verhandlung beschloß, und Franklin löste die Versammlung mit den wenigen, charakteristischen Worten auf: „Ich bemerke, daß unser Freund sich nicht bei unsern Ansichten beruhigt und diese Sache unternehmen wird. Der Erfolg, sei er, welcher er wolle, wird ehrenvoll für ihn sein; aber er wird so viel Zeit, Ausdauer und Geduld erfodern, daß der Amboß wol den Hammer abnutzen kann." Hierauf wendete sich Williams an Pitt, Fox, Burke u. A. in der Hoffnung, deren Unterstützung zu erlangen; aber er bemerkt selbst in noch vorhandenen Briefen, daß sein Plan als eine schöne Speculation betrachtet wurde, deren Verwirklichung man für unmöglich hielt. Die Sache schlummerte für einige Zeit, bis 1788 ein trauriges Ereigniß sie wieder ins Leben rief, indem in Folge dessen Viele, die mit Williams' Bemühungen bekannt waren, die Erfolglosigkeit derselben bedauerten. Floyer Sydenham, eine ebenso liebenswürdige Persönlichkeit, wie ein fleißiger, aber keiner Gönnerschaft sich erfreuender Gelehrter, welcher durch Übersetzungen Platonischer Werke sich einen ansehnlichen Ruf erworben hatte, starb nämlich im genannten Jahre in Folge eines Arrests, welchen er wegen einer geringen Schuld an einen Speisewirth zu erdulden hatte, von dem er mit seiner mäßigen Mahlzeit versehen worden war. Williams erwog jetzt die Schwierigkeiten, welcher er in seiner Bemühung, große Namen als Autoritäten für sein Unternehmen zu gewinnen, erfahren hatte; deshalb entschloß er sich, zu einer anonymen Bekanntmachung seine Zuflucht zu nehmen, worin er sich nicht an die Gerechtigkeit und Dankbarkeit des Publicums, sondern an die Humanität der Individuen wandte. In der nächsten Vereinsversammlung wurden acht Guineen zur Bestreitung der Kosten für eine Bekanntmachung gezeichnet; aber der Erfolg war hinreichend, seine eigenen Kosten zu decken und die Verfassung der zu errichtenden Gesellschaft drucken zu können. Williams beschloß nun eine öffentliche Versammlung für seinen Zweck zusammenzuberufen, welche am 18. Mai 1790 gehalten ward und die Begründung der Literary Fund Society mit sich brachte. Gegen Ende des Jahres hatte sich die Gesellschaft bereits so weit ausgedehnt, daß sie nicht nur ihre laufenden Ausgaben decken, sondern auch den Ausschuß zur Vertheilung ihrer Wohlthaten ermächtigen konnte. Nur zwei Gesuche liefen im Laufe dieses Jahres ein, und zwar mußte sogleich das erste zurückgewiesen werden, indem es von einem Offizier herrührte, welcher zwei kleine Werke geschrieben hatte, die der Ausschuß als keinen genügenden Anspruch auf den Unterstützungsfonds ansehen konnte. Der zweite Fall hatte weit höhere Berechtigungen für sich, indem er einen Schriftsteller von bedeutendem Rufe anging, dessen geschichtliche Werke noch jetzt geachtet werden: der Ausschuß bewilligte ihm verschiedene, in Betracht seiner verfügbaren Mittel freigebige Unterstützungen. Der stehende Fonds ward 1797 begonnen und die Kassenverwaltung war im folgenden Jahre im Stande, das erste Grundcapitel zu erwerben. Durch sehr gute Haushaltung ward es der Gesellschaft trotz ihrer beschränkten Hülfsquellen in den ersten zehn Jahren ihres Bestehens möglich, 1179 Pf. St. auf Unterstützungen zu verwenden und ein Capital von ungefähr 1000 Pf. St. herzustellen. Der reichste Beitrag, den der Verein während seines Bestehens erhielt, war eine vom Obersten Kirkpatrick 1803 zu Hyderabad veranstaltete Sammlung von über 474 Pf. St. 1805 ward der Prinz von Wales, nachmals Georg IV., der Patron der Gesellschaft, gegen die er sich jederzeit sehr freigebig bewies. Im J. 1818 erhielt die Gesellschaft eine Corporationsacte, ein Ziel, welches Williams als den Endpunkt seiner Wünsche erstrebt hatte, aber leider nicht mehr erlebte, wennschon er selbst seine Bemühungen mit hinlänglichen Erfolgen anderer Art gekrönt sah. Seit seinem Bestehen hat der Verein bereits mehr als 26,000 Pf. St. vertheilt. Mit Recht kann sich daher der Ausschuß in seinem Bericht zu der Hoffnung für befugt halten, „daß eine Anstalt, die so viel wesentliches Gute verbreite und ihre Wohlthaten mit ebenso viel Zartheit als Schnelligkeit vertheile, ihr eigene Empfehlung in sich selbst führen und kräftiger für sich selbst sprechen müsse, als sie (die Ausschußglieder) es können". Als

Zweck der Gesellschaft ist in ihrer Verfassung ausgesprochen, „Personen von Genie und Gelehrsamkeit und deren Familien, welche sich in Dürftigkeit und Noth befinden, zu unterstützen", und zwar, wie es in der Adresse weiter heißt: „dem ehrenwerthen und gebildeten Geist aufzuhelfen, der durch Unglücksfälle, die menschlicher Voraussicht trotzen, niedergebeugt ist — Die vom Verderben zu retten, deren Untergang eine Schande für die literarische Ehre des Landes sein würde — Denjenigen zu helfen, welche sich nicht selbst helfen können — zu verhüten, daß augenblickliche Verlegenheit sich nicht zu verzweiflungsvoller Dürftigkeit steigere — Krankheit nicht bis zum Tode — und da, wo der Tod unvermeidlich ist, dem Scheidenden die Sterbestunde durch das Gefühl zu erleichtern: die Witwe und die Waisen des Mannes von Genie werden nicht den bittern Wechselfällen der Welt bloßgestellt werden". Dabei ist es Grundsatz des Vereins „das Gute nur im Stillen zu thun", und nicht blos die Namen, sondern auch alle Nebenumstände zu verheimlichen, welche die Personen bekannt werden lassen könnten, die sich an den Verein um Unterstützung gewendet und diese erhalten haben. Darunter befinden sich, was seinerseits zu bedauern ist, eine nur zu große Zahl ausgezeichneter Männer, Engländer, wie Ausländer, Historiker, Dichter, Theologen, Philosophen, deren Namen zum Theil das höchste Ansehen genießen und zum Ruhme ihres Landes reichlich beigetragen haben und gleichmäßig Zeugniß für den Werth einer solchen Anstalt ablegen können; aber keinen hat der Verein verrathen; er setzt seine Mildthätigkeit nur schweigsam ins Werk. So ehrenwerth dieser Grundsatz ist, so hat er doch auch seine nachtheiligen Wirkungen für den Verein; denn während alle andern mildthätigen Anstalten ihren Aufruf an die Mildthätigkeit des Publicums durch ein Gemälde des von ihnen gelinderten Elends unterstützen können, ist die Literary Fund Society gebunden, selbst alle Beweise ihrer Wohlthaten und mithin ihres Nutzens zu unterdrücken. Aus eben diesem Grunde aber wäre ihr auch eine Erweiterung ihrer Hülfsquellen zu wünschen: diese sollten nicht auf diesen einen Tag der Jahresfeier, nicht auf den engen Kreis einer verhältnißmäßig geringen Zahl von Individuen, nicht auf die durch Subscription nach dem herkömmlichen Festmahle zusammengebrachten Summen beschränkt sein: aus allen gebildeten Ständen, namentlich den der Wissenschaft und der Literatur zugehörigen, besonders von Seiten gelehrter Körperschaften und Universitäten sollte der Anstalt unter die Arme gegriffen werden; man sollte auch außerhalb Londons und selbst Englands Localcomités bilden, welche den doppelten Nutzen stiften könnten, das Hauptinstitut sowol in den Besitz reichlicherer Mittel zu setzen, als ihm zur weisen und umsichtigen Vertheilung seiner Wohlthaten behülflich zu sein. 80.

Danziger Bilder. Von Heinrich Döring. Danzig, Gerhard. 1840. 8. 1½ Thlr.

Der als fleißiger Biograph bekannte Verf. zeigt sich hier von einer neuen Seite als Topograph und Geschichtschreiber seiner Vaterstadt Danzig und zwar in einem nicht ungünstigen Lichte. Man darf zwar keine urkundliche Geschichte von Danzig nach der Weise der vortrefflichen Stadtgeschichten, an denen unsere Literatur seit den letzten 20 Jahren einen gewissen Reichthum besitzt, erwarten, wol aber eine lesbare Schrift aus guten Quellen. Die Verhältnisse Danzigs zum preußischen Boden, die Streitigkeiten mit den polnischen und schwedischen Königen, die Händel bei der Königswahl Stanislaus Lesczinski's, die Mißhelligkeiten mit Friedrich dem Großen, die preußische Besitznahme, die verschiedenen Belagerungen, welche Danzig in den Jahren 1806, 1807 und 1813 auszustehen hatte, der furchtbare Druck unter der französischen Herrschaft: alles dies ist übersichtlich geschildert, mit besonderer Ausführlichkeit die Noth der Stadt unter Napoleon. Daneben in der Vergangenheit Auch die innern Angelegenheiten, die Irrungen zwischen Magistrat und Bürgerschaft in verschiedenen Zeiten, die Einführung der Reformation, die Strauchschen Händel, der Volksaufstand des Gymnasiasten Bartholdi im J. 1707, der Adel, das Steigen und die Abnahme des Handels haben überall die verdiente Berücksichtigung gefunden. Manches würde noch anschaulicher geworden sein, wenn Hr. Döring die lebensvollen Schilderungen aus Danzig im ersten Theile von Johanne Schopenhauer's „Jugendleben und Wanderbilder" (Braunschweig 1839) hätte benutzen können. Endlich wird auch die Verschönerung des heutigen Danzig, seiner merkwürdigsten Gebäude und Anlagen und der Umgegend gern gelesen werden. Auffallend ist, daß der patriotische Verf. bei Gelegenheit des jüngsten Gerichts im Artushofe seiner ebengenannten kunstsinnigen Landsmännin und ihrer Schrift über jenes Gemälde gar nicht gedacht hat. Ebenso fehlt auch die Erwähnung des neu aufgeführten, geschmackvollen Gymnasiums und der von Th. Hirsch 1837 herausgegebenen Geschichte desselben, die ein wichtiger Beitrag zur Kenntniß der literarischen Bildung in Danzig ist. H.

Notizen.

In der am 17. April d. J. gehaltenen Sitzung der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften zu Paris theilte Hase Auszüge aus einem Briefe des Hrn. Paul Prieur mit, welcher Kriegszahlmeister in Oran ist und von derselben Akademie bereits vor mehren Jahren eine goldene Medaille erhalten hat. Hr. Prieur berichtet darin über eine römische Stadt in einem Theile der alten Regentschaft. Sie ist von beträchtlicher Ausdehnung, bisher noch nicht erforscht und, besonders seit zwei Jahren, durch die Kriege mit Abd-el-Kader unzugänglich geworden. Diese Ruinen, acht Lieues im Süden von Oran, scheinen die von Siva, einer römischen Colonie zu sein, welche man bisher an die Meeresküste oder nach Oran selbst verlegte, wie Lapie that, oder nach dem Westen zwischen dieser Stadt und der Mündung der Tafna, wie Mannert. Wenn die Identität dieser Ruinen mit der Colonie Siva sich bestätigt, so wird man vielleicht in den Stand gesetzt sein, einige im Itinerarium des Antoninus enthaltene Angaben näher zu bestimmen, welche vor dieser Entdeckung große Schwierigkeiten darboten. Die Capitaine Castelnau und Martinpery, welche mit den topographischen Dienstleistungen zu Oran beauftragt sind, haben Hrn. Paul Prieur vorzüglich unterstützt. Hr. Hase wird Seitens der Akademie Letzterm die Lobsprüche über das Interesse und den Erfolg seiner Untersuchungen zufertigen.

Zwei interessante und gelehrte, in Paris erschienene Werke sind folgende: „Oracula Sibyllina; textu ad codices manuscriptos recognito, Majanis supplementis aucto", erster Band, mit verbesserter metrischer lateinischer Übersetzung und einem weitläufigen Commentar, herausgegeben vom Prof. Alexandre, Generalinspector der Studien, und „Histoire de l'Afrique sous la dynastie des Aglabites, et de la Sicile sous la domination musulmane", arabischer Text von Ebn-Khaldoun, mit einer französischen Übersetzung und Commentar, von Noël Desvergers.

Leroux de Lincy veranstaltete eine neue wohlfeile und hübsche Ausgabe der „Cent nouvelles nouvelles" in zwei Bänden, nach den Originaltexten revidirt. Interessante Beigaben sind eine historische Abhandlung über Ludwig XI., welcher der Hauptverfasser der „Cent nouvelles" ist, Notizen über die übrigen Erzähler, eine Bibliographie der „Cent nouvelles", ein Glossar, ein Index, worin die alten nicht mehr verständlichen Ausdrücke erklärt sind u. s. w. L.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 174. — 23. Juni 1841.

Jagdbrevier von Heinrich Laube.

(Beschluß aus Nr. 173.)

Was den stofflichen Gehalt dieser Dichtungen betrifft, so zeugt er durchweg von Reichthum neuer Gedanken, Sorgfalt der Beobachtung und Innigkeit der Auffassung. Durch diese Eigenschaften zeichnet sich besonders der Frühling und Sommer aus. Von vorzüglicher Schönheit ist sogleich das Eingangsgedicht: „Die Sonne steht im Widder", welches trotzdem daß es das ausgebeutetste aller Themen, den Eintritt des Frühlings behandelt, einen so frischen, ungeschwächten Eindruck macht, wie der Frühling in seiner ewigen Jugendlichkeit selbst. Hier ist es:

Die Sonne steht im Widder.

Gregoriustag stand im Kalender,
Da kam der Storch klipp klapp, klipp klapp!
Da sang ohne Feuer der Bratenwender,
Der Wind bauscht voll den Schornstein herab;
Der Wind geht hin, der Wind geht her,
Es treibt im Walde, als sei's ein Meer —
Was ist? Was wird?
Dem Jäger ist's bald leicht, bald schwer!
Ihm ist's, als wolle ein Wunder geschehn,
Und Gras und Schilf meint er wachsen zu sehn:
Sobald ein neuer Morgen graut,
Begegnet er einem neuen Kraut,
Dem Lungenkraut, dem Leberkraut,
Den Scharbock selber hat er geschaut!
Der Hirsch trollt hin zum Waldessaum,
Und äugt hinaus in den Felderraum,
Das starke Geflügel streicht umher,
Es streicht so dreist, es streicht so schwer;
Die Nadeln fallen herab wie Regen,
Die Kieferspitze schwillt wie Segen —
Was ist? Was wird?
Ei, der Frühling kommt!
Der so Busch, wie Thier, wie Menschen frommt;
Es erwacht all Leben in allem Revier,
Der alte Gott lebt, bald ist er hier.

Von nicht minderer Tiefe ist Nr. 6:

Das Gewissen im Walde.

Wenn der Mensch kein Gewissen hat,
Schickt ihn in den Wald —
Wenn zittert Blatt an Blatt,
Wenn's heimlich schallt,
Wenn das Wild scheu vorüberfliegt,
Täuschender Dämmer das Auge trügt,
Bei jedem Athemzug wartet er,
Daß was geschieht.
Nicht was er hört und sieht,
Kein, Ungesehnes, Unerhörtes erwartet er,
Gottes Hand fühlt er nahen —
Will sie streicheln, will sie fahen?
Sie ist schon ganz nahe an seinem Nacken:
Wird sie schmeicheln, wird sie packen?
Er fällt in die Knie hin,
Auf schließt sich der verborgenste Sinn.
Und der Stille muß er's gestehen,
Was ihm je im Herzen geschehen.
In der Waldesstille zwingt Gott
Wahrheit empor, nieder den Spott.

Mit demselben Glück, wie sich in diesen Gedichten der Ernst darstellt, wird in andern der Scherz gehandhabt, in vielen auch beides nach modern-humoristischer Weise verschmolzen. Unter den letztern zeichnet sich besonders Nr. 9 aus, von dem wir uns nicht enthalten können, wenigstens den Anfang mitzutheilen.

Der Auerhahn balzt.

Unter hohen Bäumen sitzt der Jäger,
Wenn der Sonnenball hinabgesunken;
An der Tagesscheide regt sich, schwingt sich
Alles noch einmal im Walde, eh' es schlummert.
Vögel ziehen eilig nach den Ständen,
Wo sie schlafen von des Tages Freude,
Wo sie träumen von der Himmelsheimat;
Denn sie sind nur Gäste hier auf Erden.
Wißt ihr denn, warum sie Gäste sind?
Ei, der Herrgott denket auch der Wesen,
Die auf einem Nebelsterne wohnen,
Einem fernen feuchten Nebelsterne,
Erde nennen ihn die Erdbewohner,
Menschen nennen sich die Wesen selber,
Und sie gehen hinkend auf zwei Beinen,
Und sie flögen gar so gern wie Vögel,
Sitzen Abends lauernd unter Bäumen,
Große Vögel tödtlich zu berücken. —
Denkt der Herrgott nun an diese Wesen,
Dann eröffnet sich von dem Gedanken
Jenes Thor am Himmel, das hinabführt
Auf die Erde; denn zu jedem Sterne
Geht ein Thor vom Himmel, nach der Sonne
Führen zwei. — Das Erdenthor war offen,
Und der ganze Himmel sah zur Erde:
Dies gibt die Epochen auf den Sternen,
Also wird der Genius geboren,
Große Pläne und die Nachtgedanken
Wachen auf in diesem Augenblicke,
Und das Glück entsteht in aller Form —
Wer ein Loos nimmt, zieht das große Loos,
Wer ein Weib, zieht eine, die nicht zankt,
Und wer seinen Hausschlüssel vergessen,
Der entdeckt ihn plötzlich in der Tasche.

Von der Vogelperspective sieht die Erde
Äußerst artig aus, und viele Vögel,
Die im Himmel sonst Orchester bilden,
Flogen neubegierig aus dem Thore,
Wollten sich den fernen Stern besehen,
Hoffend, der Gedanke Gottes werde
Diesmal ein beträchtlich Weilchen dauern.
Aber nein, es fiel damals auf Deutschland
Das Genie der großen Politik,
Und das Thor des Himmels schloß sich schnelle.
Also waren an die tausend Vögel
Ausgesperrt, verfielen an die Erde.
Was der Rabe auch für Schlüssel stahl,
Keiner wollte passen für den Himmel:
Der Sanct-Peter's war zu gut verwahrt,
Und den Philosophenschlüssel stiehlt kein Rabe.
Arme Vögel! — Die am schwersten leiden
Vom Exil, die ziehen im Herbste fort,
Nicht blos nach dem Süden, wie wir glauben,
Nach dem Himmel steigen sie empor,
Ob das Thor sich wieder öffnen werde u. s. w.

An solchen legendenartigen Erzählungen ist das „Jagdbrevier" sehr reich. So wird auf eine ergötzliche Weise mitgetheilt, warum das Reh seine Begattung geheim hält, warum der Damhirsch von den andern Hirschen verachtet wird, von welcher Abstammung der Fuchs ist u. s. w. Wir wissen nicht, wie viel hiervon Erfindung des Dichters und was volksthümliche Sage ist. Der Fassung nach zu urtheilen, gehört das Meiste dem Dichter an, wenigstens haben sonst die Volkssagen selten einen so pointirten und allegorischen Charakter. Die Neigung zur Allegorie führt den Dichter denn auch dazu, in den Thieren und Pflanzen verschiedene Persönlichkeiten, Stände, Gewerbe u. s. w. zu erblicken. So ist ihm die Schnepfe eine feine Prinzessin, der Fuchs ein Schriftsteller, ein Diplomat, ein Humorist; der Specht ein Handwerksmann, der Holzhäher ein Komödiant u. s. w. Von besonderer Lieblichkeit ist das Idyll, worin das ländliche oder kleinbürgerliche Treiben der Rebhühner geschildert wird: ihre Sorge für die Jungen, ihre Angst, wenn eins derselben verloren gegangen, ihre häusliche Beschränktheit, ihre eheliche Liebe. Es thut uns leid, hiervon keine Mittheilungen machen zu können.

Minder reich an solchen Darstellungen sind der Herbst und der Winter. Sie bringen uns mehr Jagdlieder, meist frisch und lebendig gehalten, aber weniger neue Vorstellungen bietend. Hervorgehoben zu werden verdienen Nr. 61: „Die Hirschfuhre", worin sich Janock, ein achtzigjähriger Wende, auf rührend-überraschende Weise beklagt, daß es die Bäume besser haben als der Mensch, und Nr. 75: „Die Sonne steht im Wassermann", worin uns ein Tannenwald im Winter in gelungenem Bilde vorgeführt wird. Auch die „Rittergeschichte der Sauen" und „Der Hund" enthalten viel Interessantes und Pikantes; jedoch leiden sie mehr als die meisten der übrigen Gedichte an einer etwas zerflossenen Form und die Diction streift oft an das Prosaische.

Überhaupt steht die formelle Seite des „Jagdbrevier" beiweitem nicht so hoch als die stoffliche. Es fehlt vielen der Gedichte an der rechten Einheit und Abrundung, der Gedankengang ist ein gar zu lockerer und zufälliger, und die Hauptidee des Gedichts tritt oft gegen unverhältnißmäßig ausgesponnene Episoden allzu weit in den Hintergrund. Dieser Mangel an innerer Form tritt noch fühlbarer dadurch hervor, daß auch die äußere Form mehr als erlaubt vernachlässigt ist. So soll hiermit nicht gesagt sein, daß die Verse an sich zu viel Härten darböten, daß sich das Bedürfniß einer größern Glätte und Gefeiltheit geltend machte; im Gegentheil, ein Mehr in dieser Beziehung wäre für ein „Jagdbrevier" vielleicht ein Zuviel gewesen. Aber der Versbau krankt von einer andern Seite, nämlich an Bequemlichkeit in Fortführung der ursprünglichen Rhythmen und Reimverschlingungen. Wäre die Behandlung des Rhythmus eine völlig freie, wie wir sie z. B. in Heine's „Nordseebildern" finden, so wäre nichts dagegen zu sagen, es liegt in dieser Ungebundenheit, wenn sie an der rechten Stelle ist, ein ebenso großer Reiz und jedenfalls eine noch größere Kunst als in den völlig regelmäßigen Rhythmen. Statt eines äußern Gesetzes tritt hier ein inneres ein, welchem sich das Material der Sprache in den feinsten Modificationen und Nuancen anschmiegen muß. Ist aber einmal ein äußerliches Gesetz, dem sich der Ausdruck der Gedanken fügen soll, hingestellt und dem Ohre fühlbar gemacht, so muß dasselbe auch bis zum Schluß festgehalten werden; nur ganz besondere Fälle dürften hier eine Ausnahme gestatten. Laube aber behauptet in einer großen Anzahl dieser Gedichte das zum Grunde gelegte Versmaß nur so lange, als es ihm bequem ist. Daher ist der Anfang der Gedichte meist gesetzmäßig, die Folge dagegen fahrlässig und willkürlich. Laube deutet diesen Mangel selbst an, scheint aber der Meinung zu sein, als ob derartige Ansprüche an ein Buch wie das „Jagdbrevier" ungerecht wären. Wir theilen diese Ansicht nicht. Welcher Art auch die Poesie sein möge: zur eigentlichen Formlosigkeit darf sie niemals herabsinken; ja, mir scheinen Dichtungen, die für populaire Zwecke bestimmt sind, weniger eine freie Behandlung der Rhythmen zu vertragen als solche, die mit einer höhern Bildung auch ein mannichfaltiger ausgebildetes Takt- und Reimgefühl voraussetzen dürfen. Das Volk erfaßt die Regel nur, wenn sie ihm einfach und bestimmt vorgeführt wird; hat es dieselbe aber einmal ergriffen, so läßt es sie nur ungern wieder fahren. Darum ist dem Dichter anzurathen, daß er für eine etwanige spätere Ausgabe des „Jagdbrevier" den Versbau einer nochmaligen Durchsicht unterwerfe und ihn entweder noch freier oder völlig dem Gesetz entsprechend gestalte, je nachdem es dem Charakter dieses oder jenes Gedichtes angemessen ist.

Richard Morning.

Romanenliteratur.

1. Licht- und Schattenbilder von Wilhelm Wagner. Darmstadt, Heyer. 1840. 8. 1 Thlr.

„Es gibt nichts Neues unter der Sonne, aber immer wieder neue Menschen, denen das Alte neu ist." Dieses Wort der geistreichen Rahel ist ungefähr der Sinn der Vorrede zu diesem Büchelchen, das aus Aufsätzen, Gedichten und bunten Betrachtungen besteht. Die Gedichte sind unbedeutend, doch anmuthig, größtentheils Gelegenheitsgedichte, die auch bei den verschiedenen

Gelegenheiten erfunden haben müssen. Unter den bunten Betrachtungen sind manche oberflächlich, wenn auch einem gesunden Verstand, einem rechtlichen Sinn und edelm Streben angehörend; unter den Aufsätzen ist aber viel Gutes und Wohldurchdachtes zu finden. Die Betrachtungen über Schlafröcke humoristisch; der Brief an den jungen Mann, der Sänger werden will, dürfte von allen mit solchen Planen umgehenden Künstlern beherzigt werden; am meisten fühlt sich Ref. durch den Aufsatz „Bücher und Menschen" gefesselt. Die Parallele zwischen beiden ist sehr gut durchdacht und durchgeführt und mit gutmüthiger Satire gewürzt. Er meint, eine Hauptsache bei Büchern und Menschen sei der Titel; bei Büchern und Menschen tadelt er lange Vorreden; Bücher und Menschen bieten verschiedenen Inhalt und Goldschnitt und eleganter Einband machen bei beiden Glück; Menschen und Bücher sind nicht ohne Druckfehler. Der Verf. stellt auch die Bücher vergangener Jahre mit bernhaftem Werth und Pergamenteinband höher als die broschirten der neuern Zeit, die man nicht mehr studirt, sondern durchfliegt, nicht mehr kauft, sondern leiht. Er entwickelt die verschiedenartigen Ansprüche der verschiedenen Menschen an die Bücher und erklärt dadurch die große Masse der Bücher, da jedem Leser genügt werden muß. Ein anderer Aufsatz über das Recensiren ist nicht ohne einige Bitterkeit, doch durchaus wahr, daß es leichter ist zu recensiren als zu produciren; daß dieses Geschäft oft gewissenlos betrieben wird; daß es den Recensenten oft mehr darum zu thun ist, ihren Witz leuchten zu lassen, als wahr zu sein; daß sie oft nur tadeln, um die Kritik pikant zu machen und an Werken, die mit Kraft und liebevoller Begeisterung von Autoren, welche lange vorher mit ihren Ideen ernst verkehrten, im schönsten Streben niedergeschrieben wurden, herumkritteln und in unselige Dialektik zu verwenden und zu verdrehen suchen. Er hat in allen Recht und läßt sich so gemäßigt darüber aus, daß das ganze Recensentenheer ihm nichts darüber anhaben kann. Denn wenngleich er die Recensirerei in der Literatur mit der Klatscherei des gewöhnlichen Lebens auf eine Stufe stellt, so ist er doch weit entfernt, den Austausch der Gedanken abzuweisen und eine gediegene Opposition verdächtig zu machen; er redet nur gegen die Misbräuche, und daß er diese nicht alle aufgeführt, daß er der durch vieles Lesen ermüdeten Kritiker, der gelangweilten, nur überblätternden, unwissenden, gewissenlosen nicht erwähnt, daß er das Thema nicht ganz erschöpft, ist das Einzige, was Ref. an diesem Aufsatz auszusetzen hat.

2. Menschen und Zeiten, in novellische Rahmen eingefaßt von Ladislaus Tarnowski. Drei Bände. Braunschweig, Meyer sen. 1840. 8. 3 Thlr.

Diese Sammlung enthält sieben Novellen, und der Verf. zeigt ein gründliches Studium der Zeiten, wenn auch nicht der Menschen, welches letztere den in Irland verlegten Novellen besonders abgeht, da der irländische, leicht bewegliche Nationalcharakter ganz aus den Augen gelassen ist. Das Interesse des Romans ist in Allem verfehlt, da im Streben nach dem Romantischen lauter Unnatur herbeigeführt wird. Möge „Der Prior", die erste Novelle des dritten Theils, als Beweis davon dienen. Die schöne Gräfin Cinthia d'Arlincourt verfolgt mit ihrem glühenden Haß Theresina de Roncavero, der sie den Geliebten Roussillon geraubt und die, nachdem sie diesen vor den Netzen der Buhlerin gewarnt hat, geflohen ist. Roussillon hat nach vier Jahren die Buhlerin durchschaut und verlassen und die Sehnsucht nach der ersten Geliebten ist in ihm erwacht, er will von Cinthia Theresina's Zufluchtsort erfahren und packt sie in der Wuth bei der Kehle, daß die zarte Dame beinahe den Geist aufgibt und nur mit Mühe die Spuren des Druckes verbergen kann. Theresina hat sich indessen in ein Kloster geflüchtet und zwar in ein Mönchskloster und ist Prior geworden, der sich durch Predigen, frommen Lebenswandel — und auch im Schlachtgewühl vortheilhaft auszeichnet. An des verwundeten Roussillon Krankenbett, in der einsamen Zelle, gibt Theresina sich dem Sterbenden zu erkennen, durch Worte und Küsse der Liebe, nachdem sie ihm früher (als er sie suchte) durch eine Todesnachricht jede Hoffnung benommen; sie flüchtet auf seiner Leiche; gleich darauf läßt sie Cinthia zu sich kommen, die durch die Zufälligkeiten der Welfen- und Ghibellinenfehde im selben Gebäude wohnt. Sie hat zu dem schönen Prior eine heiße Liebe gefaßt und erklärt sie ihm. Er ladet sie zum Sitzen, befiehlt ihr das schwarze Tuch von der Ottomane wegzuziehen, „da kein Weibsbild darauf sitzen dürfe", und Roussillon's Leiche wird enthüllt. Der Prior kommt aber nicht außer Fassung, sondern nöthigt die Todfeindin, „sich nur auf die Schienbeine ihres Geliebten niederzulassen". „Er ist mein Todes Lieb", sagt er, nebst noch manchen in diesem Augenblicke ebenso unnatürlichen Worten; dann streift er die Kutte bis zum Gürtel herab, daß nackte weibliche Formen zum Vorschein kommen, und ruft mit einer Mädchenstimme und den Blicken eines zürnenden Engels: „Ich bin Theresina de Roncavero!" Die Wicomtesse Cinthia d'Arlincourt stirbt vor Schreck. Die Schilderung des Frohnleichnamsfestes und alles auf Sitten und Gebräuche der Zeit Bezug Habende ist lebhaft, und wenn auch keine der sieben Novellen frei von Taktlosigkeit und Geschmacklosigkeit ist, so bietet doch jede ein gewisses Interesse, das manchen Leser fesseln und unterhalten kann.

3. Spenden der Wohlthätigkeit. Novellen und Gedichte von einer Dame. Berlin, Stange u. Brandus. 1840. Gr. 12. 1 Thlr.

„Spenden der Wohlthätigkeit", warum dieser Titel? den hätte füglich eine Vorrede erörtern sollen. Wahrscheinlich ist der Ertrag dieses Büchelchens für Arme bestimmt, für Hungernde, Frierende. O da kaufe man es ja, eins, zwei, sechs Exemplare, je mehr je besser. Der Titel hätte auch sein können: Wenig mit Liebe, denn es gibt wenig, aber doch etwas, harmlose, unbedeutende, doch anmuthige Erzählungen, die mit einigen Unwahrscheinlichkeiten gewürzt sind. Eine nicht mehr ganz junge Frau liest im Wochenblatt den Tod der Gattin ihres einstigen Geliebten, der sie verlassen, sie meldet sich als Wirthschafterin und führt ein Jahr lang das Haus und erzieht seine Kinder, ohne erkannt zu werden. In einer andern Novelle verläßt eine Schauspielerin ihren vornehmen Gatten und reist als berühmte Künstlerin mit einem andern durch die Welt, ohne daß der erste etwas von ihrem Schicksal und ihrer Namensveränderung erfährt; solches ist in jetzigen Zeiten nicht wohl möglich, wenn es auch zur Entwickelung eines Romans nöthig sein mag. Die Gedichte sind hübsch, fromm, gut, wie eine Mutter sie gern von der Tochter, ein Bruder von der Schwester, ja sogar ein Mann von der Gattin, und das will viel sagen, liest; das ganze Werkchen läßt auf eine liebenswürdige gescheite, anmuthige Verf. schließen, welcher Ref. indeß den Beruf der Schriftstellerin absprechen muß.

4. Daguerreotypen und Chausséegestalten. Von K. L. Henke. Zwei Bände. Leipzig, Weber. 1840. 8. 3 Thlr.

Vorliegende Bände enthalten einzelne Aufsätze über Menschen und Menschentreiben; es sind deren 18, von mehr oder weniger Interesse, gut erzählt, aber oberflächlich aufgefaßt, oft sehr Alltägliches bietend, eine unterhaltende, wenn auch nicht belehrende Lecture. „Die Handversche Ständesitzung aus dem Jahre 1837" möchte wol das interessanteste sein, durch die genaue Schilderung einzelner bekannter Männer. „Die Dichter an der Leine" ist ein gewöhnlicher Journalartikel ohne Werth. „Hanover's Junitage", ein Volksgemälde, recht lebendig geschildert. „Die Chausséegestalten, eine gemischte Reisegesellschaft", gemein gehalten. Die Lebens- und Leidensgeschichte von Karl Wahrs zog Ref. vor allen an, sie trägt den Stempel der Wahrheit und ist eine Tragödie des täglichen Lebens, worin verkanntes Verdienst, nicht emporkommendes Talent, vergebenes Streben, vereitelte Hoffnungen und unerfüllte Wünsche sich dem armen Autor zur Märtyrerkrone winden und sein Leben verbittern. Solche Alltagstragödien wiederholen sich so oft in jetzigen Zeiten, da bei der sich immer höher steigernden

Bildung der einzelne Gebildete so schwer auftauchen kann und das wahre Verdienst so leicht erstickt wird. Der hier in schlichter Erzählung mitgetheilten Lebensgeschichte von Karl Bahrs fehlt auch nicht der tragische Schluß, denn als er endlich im achtunddreißigsten Jahre seines Lebens dazu gelangt, sein erstes Werk gedruckt zu sehen, zwar unentgeltlich, doch gewürdigt, anerkannt, gut aufgenommen — stirbt er. „Die alte Susanne und der Witwer", „Der allerneueste Kartusch", „Erfindung der Braunschweiger Mumme" fand Ref. matt an Erfindung, ohne alle Phantasie und Poesie und in keiner Hinsicht aus der Reihe des Gewöhnlichen heraustretend.

5. Zeitbilder von Karoline Pichler. Zweiter Band. Wien, Pichler. 1840. 8. 1½ Thlr.

Die erste Abtheilung, welche ein Ganzes für sich ist, spielt im Anfang des 19. Jahrhunderts, zwischen 1807 und 1809, und gibt ein treues Gemälde der damaligen Lebensweise, Einrichtungen und Ansichten der gebildeten Welt zu Wien: in den geselligen Kreisen sieht man Werner, Frau von Stael, Collin auftreten, die schönen Damen in den eng anliegenden Gewändern, die Häuser in griechischem Geschmack, im Theater die neuen Producte Iffland's und am Theetisch hört man Conversationen und Disputationen über Goethe und Schiller; dann kommen die Kriegsjahre, verlorene Schlachten und patriotische Gefühle und zwischen hindurch windet sich ein Roman von entstehender, vergehender und endlich beglückter Liebe. Die zweite Abtheilung ist eine Fortsetzung der ersten, da man bekannte Gestalten und bekannte Namen findet; sie spielt seit 1830 und bietet kein historisches Interesse, dagegen hebt sie die Contraste in Einrichtung, Geselligkeit, Toiletten, Lebensansichten und Streben zwischen dem jetzigen Wien und dem damaligen sehr lebhaft heraus. Der Faden dieses zweiten Romans gleicht dem des erstern, insofern in beiden eine junge Dame durch allzu weltliche Bildung und Richtung Anderer Glück trübt und ihr eigenes verscherzt. Die Verschiedenheit der Bildung der erstern im J. 1807 und der zweiten 1830 gehört auch zu den aufgestellten Contrasten; während die erste, Sophie, vergnügungslustig war und aus Wahlverwandtschaft das Gift saugte, das ihr Glück zerstört, tritt ihre Tochter Adelasia viel bestimmter auf und schlägt die Richtung der emancipirten Frau ein, durch Denken, Grübeln, Streben, Vorurtheileabwerfen, Schrankenniederreißen und Zweifelaufkommenlassen; die Erste führt ein unbefriedigtes Leben, nachdem sie ihren ersten Gatten durch den Tod nach wenig glücklicher Ehe verloren und sich vom zweiten scheiden läßt. Die Tochter macht zwei Versuche zum Selbstmord und heirathet endlich einen alten, reichen Mann. Die beiden Männer, welche beide Frauen zuerst geliebt und die wegen Misverstehens und Nichtverstandenwerdens die Verhältnisse lösten, haben einfache, liebende Frauen und ein häusliches Glück gefunden und der dadurch in Mutter und Tochter erregte dépit amoureux äußerte sich bei jeder in ihrer eigenthümlichen Weise. Diese der Zeit zuzuschreibende Eigenthümlichkeit gibt der Gleichheit der Umstände und Begebenheiten ein Interesse, das die Aufmerksamkeit des Lesers durch den ganzen Roman wach erhält. 44.

Notizen.

Persische Alterthümer.

Der neueste Bericht Hrn. Layard's an die Geographische Gesellschaft zu London über seine Reise in Persien, datirt aus Karak vom 31. Dec. v. J., enthält mehre Notizen über Überbleibsel von Alterthümern in jenem Lande, welche die frühern Angaben des Majors Rawlinson theils ergänzen, theils berichtigen. In der Mitte des vorigen Septembers reiste Hr. Layard von Ispahan ab und gelangte über die baktiarischen Gebirge nach Kala Tul, von wo er seinen Weg zunächst nach Manjanik richtete, ohne daselbst derartige Ruinen zu finden, wie sie Rawlinson nach mündlichen Erkundigungen beschrieben hat. Es finden sich daselbst wol Überreste einer ziemlich ausgedehnten Stadt; sie tragen aber ganz den Charakter der sassanidischen Zeit an sich. Durch diese Ruinen fließt der Abi Zard, welcher sich in den weit bedeutendern Ab Allah ergießt. Die Ebene von Mel Amir enthält Ruinen zweierlei Art, antike Mauern sowie sassanidische Ruinen. In den benachbarten Bergen befinden sich verschiedene keilförmige Inschriften. Der von Rawlinson erwähnte Shekasti Salmán liegt westlich von Mel Amir und nicht auf der Straße nach Susan. Bei der natürlichen Höhle befinden sich vier Tabulate mit Bilderwerken; auch existirten vordem daselbst beträchtliche keilförmige Inschriften, die aber bis auf eine, von Layard copirte, gänzlich zu Grunde gegangen sind. Die Bildhauerarbeiten sind allem Anscheine nach von hohem Alter, der Charakter der Inschriften ist ein sehr gemischter. Die kolossalen Figuren scheinen magische Priester darzustellen; zwischen ihnen befindet sich in dem Felsen eine natürliche Nische, welche ein Altarplatz gewesen zu sein scheint. Sowol auf der Ebene als auf der Straße nach Susan befinden sich noch andere Bildwerke und große Inschriften. Zu Susan deuten nur noch wenige Überbleibsel das frühere Vorhandensein einer großen Stadt an: man findet weder Mauern von beträchtlicher Größe noch Säulen, nicht einmal bearbeitete Steine und Ziegel. Die noch vorhandenen Ruinen befinden sich sämmtlich auf dem nördlichen Ufer des Flusses — des Karun, dem Zusammenhange des Berichts nach zu schließen. Dieser drängt sich durch schmale und kaum zu passirende Schlünde in das Thal von Susan und aus ihm hinaus. Auf seinen beiden Ufern trifft man Überreste alter Straßen; er selbst war ehedem von einer Brücke überbaut, von welcher noch vier von dem staunenswerthen Baue zeugende Pfeiler übrig sind. Das Grab Daniel's ist ein verhältnißmäßig neuer Bau aus rohen Steinen, an welchem sich weder der angeblich weiße Marmor, noch ein heiliger Fisch findet. Indessen steht es in großer Verehrung unter dem Namen des größern Daniel, Gebr Daniel Akkar, zum Unterschiede so genannt zu dem von Schuster. Layard hörte noch von einem andern Susan in den von dem erwähnten nordöstlich liegenden Bergen, wo sich gleichfalls Trümmer einer großen Stadt nebst dem Durchstich eines Bergs zum Behufe des Durchzugs eines ansehnlichen Flusses befinden sollen. Es ist zum Unterschiede von dem andern mit dem Namen Susan Sir Aub bezeichnet. Hr. Layard hoffte auch diesen Ort besuchen zu können und alsdann mit Aufgebung seiner Reise durch das südliche Persien und Seistan über Buzra in das Innere von Arabien zu gehen.

Die Zahl der englischen Zeitschriften ist durch ein „Journal of civilization" vermehrt worden, welches in Wochennummern und Monatsheften erscheint. Der erschienenen ersten Nummer sind Karten von Neuseeland und der in dem Eliot'schen Friedensvertrage an England überlassenen chinesischen Insel Hongkong beigegeben.

Hr. Charles hat eine historische Liste über die Erscheinungen der Sternschnuppen vom J. 538—1123 entworfen, aus welcher hervorgeht, daß in jenen sechs Jahrhunderten die geringste Zahl derselben im Monat November vorgekommen sei, wornach zu schließen wäre, daß sich seitdem die Bahnfläche dieser Asteroiden bedeutend verändert haben müsse.

Die bereits erwähnte Versteigerung der Münzsammlung Baron Bolland's gab im Verlaufe von sechs Tagen einen Ertrag von 1194 Pf. St. 12 Sch. Unter den später vorgekommenen Münzen verdient noch Simon's silberne Medaille auf die Republik mit dem Hause der Gemeinen auf der Rückseite erwähnt zu werden, welche für den Preis von 13 Pf. St. zugeschlagen wurde. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 175. — 24. Juni 1841.

über die Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert.

Zweiter Artikel. *)

Indem wir von den allgemeinen Bemerkungen, zu denen der europäische Staatencyklus nach seiner Zusammengehörigkeit und Einheit aufforderte, uns zu den einzelnen während der letzten Jahre erschienenen Werken wenden, nimmt Ref. schon um des begrenzten Raumes willen die Vergünstigung in Anspruch, die Bände, welche Fortsetzungen schon früher begonnener Historien enthalten, nur in kürzerer Weise zu besprechen, um desto mehr Raum für die Völker zu gewinnen, welche jetzt in den Kreis der Sammlung eben eintreten.

Geschichte von Portugal von Heinrich Schäfer. Zweiter Band.

Eine all des Lobes, das schon von anderer Hand in Nr. 120 d. Bl. f. 1838 dem ersten Bande gespendet, sowol was das gründliche Quellenstudium und den eindringenden Blick als die classische Darstellung betrifft, in verstärktem Maße würdige Fortsetzung, welche die Geschichte Portugals vom Erlöschen der echten burgundischen Linie (1383) bis zum Schlusse des Mittelalters (hier 1495) führt, nicht viel über ein Jahrhundert also, doch es ist die Periode eines jugendlich reichen Aufstrebens in dem Freiheitskriege gegen die Castilier, in den Kreuzzügen gegen die Mauren, in kühn begonnenen Entdeckungsreisen die afrikanische Küste entlang.

Vorher wirft Hr. Prof. Schäfer einen Rückblick auf das Staatswesen vom Regierungsantritt des König Diniz bis zum Erlöschen König Ferdinando's. In den ersten Tagen des Reiches waren die Gemeinden die Elemente des Staates und in ihren Instituten lagen auch zugleich alle Äußerungen des Volkslebens und die Summe der bürgerlichen und politischen Zustände beschlossen. Seit Diniz, in der zweiten Periode, tritt vorzüglich das Bestreben der königlichen Gewalt hervor, dem Adel, der in Feld und Lager übermüthig geworden, und dem Klerus, der über weltliche Dinge nicht weniger als über die Gemüther zu herrschen strebte, in ihrem ungemessenen Umsichgreifen Schranken zu setzen und mit Geschick Alles zu benutzen, was die Richtung und Macht des Zeitgeistes und der Gang der allgemeinen Cultur zu Gunsten der königlichen Macht und zur Steigerung des Ansehens der Krone mit sich brachte. Bestrebungen, die in alle Glieder und Nerven des Staatskörpers eindringen, ihm ein gedrungeneres Wesen, eine abgemessenere Thätigkeit und ein festeres Ziel geben, welche die Mittelgewalten schaffen, durch die der König nunmehr schneller, durchgreifender und sicherer bis in die untersten Classen hinab und nach allen Richtungen hin wirken konnte. Gleichsam einige Stufen höher wendet sich die Betrachtung jenen höhern Gewalten zu, die über den Gemeinden sich gebildet: den Ricoshommes, die der Gemeinde nicht mehr angehörig oder unterthan, vielmehr selbst Gerichtsherren derselben sind; den Räthen des Königs, den höchsten Würden des Staats und der Krone, den Umgebungen des Hofes; den Reichsständen, die an der königlichen Gewalt Theil haben und beziehungsweise die gesetzliche Beschränkung derselben bilden: wobei denn das Königthum selbst und seine Stellung zur Kirche und Geistlichkeit, sein größerer Einfluß auf die Rechtspflege der Lage der Sachen gemäß erörtert wird.

Darauf beginnt unsere Periode mit der ebenso gefahrvollen als glänzenden Regierung König Joao I., deren Skizzirung wir mit den Worten des Hrn. Verf. einschalten:

Im Vordergrunde das wirre Drängen der Partein, aus dem die ruhige Gestalt des Ordensmeisters hervorragt, das Auge allmälig fesselnd, bis es nicht mehr von ihm läßt und ihn die Stufen hinan bis auf den Thron begleitet. Den Mittelgrund bildet der blutige Kampf von Aljubarota, weiterhin seitwärts von Strecke zu Strecke die Gesandten, die den Frieden unterhandeln. Im fernen Hintergrunde prangt Ceuta mit seinen hohen Mauern und Thürmen, auf der Burg die Fahne des heiligen Vincenz; rechts verliert sich der Blick im endlosen Meer, das Portugals Entdeckungen birgt und seine Größe.

Trübe Zeiten folgen auf den König guten Andenkens, Denn so vielversprechend auch die Persönlichkeit seines Sohnes Duarte, von einem kräftigen unternehmenden Volke getragen, so scheitern doch alle Pläne der kurzen Herrschaft, wie namentlich die Eroberung Tangers, König Duarte „ist wie ausersehen, das Loos der Menschheit — das Gute zu erstreben, ohne es zu erreichen, und darin allein des Wirkens Ziel und Werth auszudrücken — persönlich an sich darzustellen", und sein Tod, den er früh und gebrochenen Herzens stirbt, stürzt das Reich in die unseligsten Händel einer vormundschaftlichen Verwaltung. Kämpfe um die castilische Krone und die festen Plätze im

*) Vgl. Nr. 136 d. Bl. D. Red.

mauriſchen Afrika erfüllen die Regierung Affonſo's V.: mehr Ritter als Feldherr und mehr Krieger als Staatsmann, wendete er, was von Kraft in ihm war, auf Verfolgung dieſer Lieblingsplane, oft nur zu ſehr des eigenen Landes Wohlfahrt außer Acht laſſend und des Volkes Kraft in der Fremde aufreibend. Doch waltete über Portugal ein wohlthätiges Geſtirn, das einem Affonſo nicht einen gleichen, ſondern einen Joao II. folgen ließ: als er die Macht des bevorrechteten und begüterten Adels, der Donatarios, mit harter Strenge durch den Tod ihrer Häupter gebrochen, ſteht Portugal in feſtbegründeter königlicher Gewalt am Vorabend ſeines kurzen welthiſtoriſchen Tages.

Die leuchtenden Helden dieſer Zeit, ein Nuno Alvares Pereiroo und ſeine Heldenſchar bei Aljubarota, König Joao I. ſelbſt, des Infanten Pedro tragiſches Geſchick, Leben und Leiden Fernando's — als Calderon's ſtandhafter Prinz bekannt — gewähren eine erwünſchte Veranlaſſung zu den gelungenſten Charakterbildern, die wir als ein eigenthümliches Werthvolle auch dieſes Bandes noch beſonders hervorheben. Warum entſchuldigt ſich Hr. Prof. Schäfer darüber?

Geſchichte von Frankreich, von E. Alex. Schmidt. Zweiter Band.

Man kann nicht leugnen, die Lecture dieſes Werkes iſt nicht ſo erquicklich als Schäfer's Portugal. Das liegt natürlich nicht an dem Hrn. Verfaſſer, deſſen Verdienſte auch ſchon in der letzten Anzeige in Nr. 119 d. Bl. f. 1838 der Gerechtigkeit gemäß anerkannt wurden. Die Geſchichten ſelbſt, die hier beſchrieben werden, die engliſchen Invaſionen unter den erſten Valois, die Conſolidirung, oft höchſt mechaniſche Einrichtung des Königthums unter Karl VII. und Ludwig XI., die Kriege der franzöſiſchen Könige um den Beſitz Neapels und Mailands tragen jene Leerheit und Langeweile herein, die überhaupt dem engliſch-franzöſiſchen Staatenkreiſe in jenen Jahrhunderten eigenthümlich iſt, während der deutſch-italieniſche die tiefſten Ideen des Mittelalters in reichen politiſchen und kirchlichen Bildungen ausſpricht.

Für Leſer, denen es um einen allgemeinen Geſchichtsüberblick, um eine Hiſtorie Frankreichs in nuce zu thun, iſt durch die Einleitung geſorgt: in ſcharfen treffenden Zügen umreißt ſie die ſpäter ausführlich beſchriebenen Begebenheiten und Zuſtände. Sonſt nehme Niemand das Buch als leichte Lecture zur Hand: der Geſchichtsforſcher wird Hrn. Schmidt Dank wiſſen für die beharrliche Sorgfalt, mit der die verwickelten — weil eben in öden Endlichkeiten und nur weltlichen Intereſſen umhergetriebenen — Bezüge dieſer Hofintriguen, Empörungen und Kriege auseinandergelegt ſind. Die Partien über die geſetzgebende, auf die innern Verhältniſſe gerichtete Thätigkeit Karl's VII. und ſeine Reformen in Juſtiz und Finanzweſen, Handel und Gewerbfleiß, die Freiheiten der galliſanicaniſchen Kirche und die franzöſiſche Literatur während ſeiner Herrſchaft, woran die völlige Vernichtung des Lehnsweſens und die feſte Begründung königlicher Macht unter Ludwig XI. ſich anhebt, zeichnen wir als die belehrendſten und intereſſanteſten aus.

Ein Blick auf die noch vor uns ſtehenden fünf wohlgenährten Werke, die der Beſprechung harren, gebietet der Feder des Ref. Einhalt, daher wir uns beſchränken, aus dem ſchon erwähnten Abſchnitt über die franzöſiſche Literatur die Charakteriſtik Froiſſart's mitzutheilen:

Die Beſchaffenheit der in franzöſiſcher Sprache abgefaßten Schriftwerke des 14. und 15. Jahrhunderts würde großentheils durch die Leſer bedingt, für welche ſie beſtimmt waren: die Verfaſſer wollten vornehmlich dem Adel Unterhaltung gewähren und ſich deſſen Beifall gewinnen. Dies war der Zweck der Contes und Fabliaux, ſowie noch mehr der großen Anzahl von Ritterromanen, welche in Proſa abgefaßt und meiſt verkürzende Bearbeitungen der ältern nordfranzöſiſchen epiſchen Gedichte waren. Dies war auch der Zweck des bedeutendſten franzöſiſchen Geſchichtſchreibers oder Chroniſten des Mittelalters, Johann Froiſſart's. . . . Schon im zwanzigſten Lebensjahre begann er, auf Veranlaſſung Robert's von Namur, Hrn. v. Beaufort, die Thaten und Ereigniſſe der Kriege zwiſchen Frankreich und England zu beſchreiben, denn ſeit der Zeit des guten Königs Karl's des Großen hätten ſich ſo große Kriegsereigniſſe im Königreiche Frankreich nicht zugetragen. Er wollte die edeln Abenteuer und Waffenthaten dieſer Kriege aufzeichnen und einem beſtändigen Gedächtniß überliefern, damit die Wackern Beiſpiele hätten, durch welche ſie zu guten Thaten aufgemuntert würden, und damit Alle, welche ſein Buch läſen und hörten, erfreut und ergötzt und ihm ihre Gunſt zu Theil werde. Er fand ſeinen Lohn in der gewiſſen Hoffnung, daß auch in Zukunft und nach ſeinem Tode ſeine hohe und edle Geſchichte an großen und edeln Höfen geleſen werden und alle tapfern Männer aus derſelben Vergnügen und Vorbilder ſchöpfen würden.... Froiſſart's Sinnesweiſe bedingte die Gegenſtände ſeiner Erkundigungen, beſchränkte den Inhalt ſeines Werkes auf Ereigniſſe, bei welchen das Ritterthum in ſeinem ganzen Glanze ſich zeigen konnte, auf Schlachten, Waffenthaten Einzelner und Feſte, und veranlaßte ihn, dieſelben in weitläufigſter Ausführlichkeit darzuſtellen; allein dieſe Sinnesweiſe und die Art, wie er ſeine Nachrichten ſammelte, verſchafften auch der Form ſeines Werkes große Lebendigkeit und Anſchaulichkeit, er verſetzte den Leſer in die Mitte der Ereigniſſe, er führte ihm die handelnden Perſonen unmittelbar vor das Auge, er gab ſeinem Buche einen Charakter, welcher dem Geſchmacke Derjenigen, für die er ſchrieb, beſonders zuſagte, den Charakter des Ritterromans. Berückſichtigung der allgemeinen Zuſtände und des tiefern Zuſammenhangs der Begebenheiten, ſtete Genauigkeit in den Angaben und prüfende Vergleichung der verſchiedenartigen Nachrichten fehlten ſeiner Darſtellung; allein dies waren Mängel, welche ſeine Leſer kaum bemerkten, und wenn man ihn der Vorliebe für die Engländer beſchuldigt, ſo iſt dies nur Vorliebe für die Kriegsthaten Königs Eduard III. und ſeines älteſten Sohnes. Froiſſart's Werk war das Erzeugniß einer Zeit, in welcher das Ritterthum ſchon zu ſeinem Verfall ſich neigte, aber noch nicht allein in dem Glanze äußerer Formen fortbeſtand, ſondern in einzelnen Männern auch auf kräftige Weiſe fortlebte. Das Abſterben dieſes Lebens des Ritterthums ſpricht ſich in der franzöſiſchen Geſchichtſchreibung des 15. Jahrhunderts aus, und allmälig tritt eine ruhige, verſtändige Auffaſſung und Behandlung an die Stelle einer von Bewundrung ritterlichen Weſens erfüllten Phantaſie.

(Die Fortſetzung folgt.)

Préludes. Poésies par Mlle. *Marie Carpentier*. Paris *1841*.

Wir fühlen ein Bedürfniß, ehe wir zum Leſen der Dichter übergehen, uns von allem Weltgetümmel zu reinigen; wir ſuchen ſtille Gärten, das ferne gleiche Rauſchen eines Waſſerfalls ſoll alles abwechſelnde Geräuſch dämpfen, das Licht ſoll nicht blenden, nicht brennen, ein Veilchenbeet mag die Luft erfüllen: Alles umſonſt, wenn nicht ein ſelbſtthätiges Leben die Ruhe

gibt, welche mit Andern und in Andern fühlt, denkt und handelt. Was aber ein selbstthätiges Leben sei, das läßt sich Denen nicht deutlich machen, die sich dazu unfähig machten, ehe sie dazu reif wurden. Sie werden darunter bald elende Außerordentlichkeit sich denken, die tief unter der Ordentlichkeit steht, bald Trotz im Laster. Viel besser thun sie, es ganz abzuleugnen, als hätten sie sinnlich eine Scheu davor; denn wer dieses selbstthätige Leben nicht ergreifen kann, der muß es fürchten; es vernichtet ihn unerbittlich. Wie viele Beurtheiler von Gedichten dieses Weltsinns entbehren, ist leider bekannt und, in Frankreich besonders, eine der gewöhnlichsten Erfahrungen; aber meist fehlt dieser Sinn den Menschen nicht allgemein, sondern entzieht sich ihnen in der sündlichen Verkettung äußerer Parteiung. Wer mit Klarheit prüfen und urtheilen will, muß sich frei fühlen von äußerer Parteiung, wie von innerer Gefangennehmung; der unparteiisch, unbefangen Sehende sieht Licht und Schatten und gefärbte Schatten zugleich; der Parteiblinde, wie der Liebesblinde, spürt blos den heißen Strahl. Die französischen Kritiker begehen in ihrer einseitigen Beurtheilung eine um so größere Sünde, als sie vor allen Dingen Gott danken sollten, daß er auf ihr schönes Vaterland, in der Zeit der Noth und in dem tiefen Dunkel, worin es durch Unglauben und Frivolität gekommen, einen hellen Strahl der Poesie fallen ließ, der wieder neues Licht und Leben erweckt hat und fort und fort erwecken wird.

Die lyrische Poesie war mit dem 15. und 16. Jahrhundert in Frankreich so gut wie ausgestorben. Im Classicismus existirt sie kaum und beschränkt sich fast allein auf Ode und Chanson; denn Epistel und Elegie, in welchen die Dichter sich persönlich darstellen, haben meist, gelinde ausgedrückt, einen dürftigen Inhalt, kahle Reflexionen und Gefühle; die Elegien von Lebrun, Parny, Millevoye u. A. haben biographischen, aber keinen poetischen Werth. Man kann aus der classischen Lyrik der Franzosen mehre schöne Strophen, aber wenige schöne Gedichte anführen. Racine, ein hervorstechend lyrisches Talent, verkannte seine Bestimmung. Was J. B. Rousseau Gutes hat, verdankte er der Bibel, dem Horaz u. A. Boileau ist lächerlich, Voltaire gar nichts als lyrischer Dichter. Im 18. Jahrhundert ist nur Lebrun von eigentlicher Bedeutung. Die französische Lyrik hört mit Clotilde von Surville, Charles von Orleans, Louise Labé, Mathurin Regnier auf, und fängt bei A. Chénier, Lamartine, V. Hugo, Sainte-Beuve wieder an. Sie ist jetzt nicht mehr Eigenthum weniger Menschen, sie kann nicht wohl mehr aussterben, sie klingt mit Freude und Erhebung an vielen Orten und aus vielen Kehlen. Wer hätte noch vor 30 Jahren, wo sich in Frankreich kaum ein Musenalmanach sammeln konnte, wo das Beste in tausend elenden Nothversen versteckt war, wer hätte es sich damals träumen lassen, daß in demselben Lande eine Dichterschule, gleich der heutigen romantischen, aufstehen könnte? Wir meinen damit nicht blos die berühmten lyrischen Poeten in Paris, als Lamartine, V. Hugo, A. de Musset u. A., sondern auch die wenig oder gar nicht bekannten jungen Lyriker in der Provinz, wie in der Hauptstadt, die zum poetischen Nachwuchs der modernen Schule gehören, alle mehr oder minder Talent zeigen und, was am erfreulichsten ist, den Beweis liefern, daß das Einheimische, der stürmischen Zeiten und der kämpfenden Gegensätze ungeachtet, fort und fort gedeiht, während das Fremde sich immer mehr akklimatisirt, und beides in einer Sprachfertigkeit, die auch das Unbedeutende uns schätzbar macht, in einer Freiheit, welche die Zuversicht gewährt, daß künftighin die Poesie in allen gebildeten Theilen von Frankreich mit Fleiß und Erfolg angebaut sein wird, wie es einer Nation ziemt, die sich die gebildetste von Europa nennt. Schon jetzt wird die Lyrik in Frankreich auf ganz verschiedenen Punkten unverdrossen cultivirt, nur einige Dichternamen wollen wir vorbeigehend erwähnen: A. Brizeux, in Marseille, ist Verfasser einer Sammlung Elegien, die unter dem sonderbaren Titel: „Marie, roman" erschienen sind; J. de Rességuier in Toulouse, ein heißer Katholik, der Übersetzer des „Athanasius" von Görres, hat „Tableaux poétiques" herausgegeben, worin das ritterlich-mönchische Mittelalter mit großem Farbenaufwand geschildert und mit wahrer Begeisterung gepriesen und verherrlicht wird. Turquety in Rennes dichtet ebenfalls, und zwar nicht ohne Talent, in gut katholischem Sinne; überhaupt sind die jüngern Poeten in Frankreich willig katholisch und dem Mittelalter mit aufrichtiger Liebe zugethan; wir könnten noch viele Autoren dieser Farbe nennen, wenn sie nicht alle ungefähr Dasselbe sagten und für Deutschland so wenig Anziehendes hätten, da wir aus der Periode des kunstliebenden Klosterbruders glücklicherweise heraus sind. Ulric Guttinguer in der Normandie und Edouard Richer in Nantes zeigen in ihren Gedichtsammlungen ein schönes lyrisches Dichtertalent. Charles Brugeot aus der Bourgogne, der leider früh gestorben, hat zarte, elegisch-milde Gedichte hinterlassen. Wer französische Departementalrevuen und Journale liest und überhaupt Zeit und Gelegenheit hat, alle Erzeugnisse der modernen französischen Lyrik anzusehen und durchzulesen, dem werden von Zeit zu Zeit noch manche andere Namen aufstoßen, die wir hier mit Stillschweigen übergehen.

Für eine Zahl von Menschen, die blos als Registratoren der Menschheit leben, die also in der Poesie nur das ganz Neue, den Fortschritt achten, mag dies ein schlimmes Zeichen des Verfalls, eine Calamität des poetischen Überflusses scheinen, daß so viel lyrische Gedichte, ungefähr von gleicher Art und gleicher Güte, an verschiedenen Orten erscheinen können, nicht uns, die wir jeden neuen poetischen Anwachs wie einen Festtag begrüßen, aber hoch und in stiller Verehrung auch das gewöhnliche Alltägliche des höhern Lebens achten, gleichwie kein Kinderfreund müde wird, in die Augen des Kindes, und das Kind in die Flamme zu sehen. Wir bleiben unserm Grundsatz treu: Im Höchsten ist kein Überdruß und sind gegen die vorliegenden Gedichte dankbar, daß sie uns in manchen Theilen die Wahrheit jenes Grundsatzes fühlbar machen konnten. Was unsere Aufmerksamkeit und unser Vertrauen zunächst zu diesen Gedichten hinwandte, war das am Schluß angehängte Inhaltsverzeichniß, auf das wir zuerst einen Blick werfen; denn es scheint uns eine zwar etwas hinterrückige, indeß ganz leidliche Manier, sich, ehe man zum Lesen eines neuen Buchs schreitet, zuerst das Schlußregister anzusehen; ein solcher vorläufiger Hinblick gibt einen gewissen Maßstab für das Werk, wenigstens für den allgemeinen Inhalt und die Gesammthaltung. Der vorliegenden Sammlung fehlt es, wie sich aus einer flüchtigen Übersicht des Inhaltsverzeichnisses ergibt, weder an Interesse des Stoffs, noch an Reichhaltigkeit des Gegenstandes: den „Schöpfungen Satans" stehen „die Engel" zur Seite; auf „Sturm und Nordwind" folgt sofort „ein schöner Tag". Wir haben hier einen Rahmen, worin sich Schwarz und Weiß, Himmel und Hölle, Hoffnung und Verzweiflung gegeneinander absetzen, indeß finden sich diese Extreme nicht etwa schroff nebeneinander gestellt, sondern die schreienden Partien der wildern Gemüthsbewegungen sind durch Abstufung von Übergängen in weichere Gefühle glücklich verschmolzen und gemildert, und die Darstellung geht durch alle Schattirungen von dem tiefsten Gefühl der Wehmuth bis hinauf an jene Ausbrüche der Freude und Laune, welche in dem sinnlichsten, reizendsten Costum auf der feinen Grenze des weiblichen Anstandes gaukeln. Nach dem herben Schmerz der „Enttäuschung" und dem weinenden Unmuth der „Klage und Verzweiflung" sieht die Dichterin ruhigen Behagens dem Flug der „Schwalbe" nach, besingt in freudigem Aufjauchzen die jubelnde Feier der „Wiederkehr des Frühlings", oder schweigt mit heiligem Entzücken im Genuß der Gegenwart des „Ideals", oder in der genußreichen Erinnerung einer süßen, eiteln „Chimäre". Alle die Farbenlichter, die durch eine weibliche Phantasie durchschießen, sind hier aufgehascht, und wie sich die Welt in dem kleinen Converspiegel eines Mädchenherzens zusammenbricht, ist hier im Bilde dargestellt. Fragt man uns, welche Gefühle und Stimmungen in diesen Gedichten überwiegend sind, so lautet unsere Antwort:

die wehmüthigen und schmerzlichen, was vor günstiger Beleuchtung für das einzig lyrische Gefühl der Dichterin hat gelten können, die lyrische Poesie in Erinnerung und Sehnsucht, in dem empfundenen Gegensatze der subjectiven Persönlichkeit zum objectiven Ideal, ihren hauptsächlichen Gegenstand. Wie schön sagt Lamartine:

Tout ce qui chante se répète
Que des regrets ou des désirs,
Du bonheur la corde est muette,
De l'hélmèle et du poète
Les plus doux chants sont des soupirs.

In der That, in der lyrischen Poesie ist es der vom Subject, vom Individuum gefühlte Gegensatz zwischen ihm und dem Ideal, was zum eigentlichen Inhalt der Kunst wird. Das Individuum fühlt sich dem Ideal gegenüber desselben sowol theilhaftig, als es entbehrend, theilhaftig durch das Bewußtsein seiner Geistigkeit und seiner Verwandtschaft mit dem Ideal, entbehrend durch den Schmerz, dasselbe nur als ein Vergangenes oder als ein Zukünftiges zu besitzen. Auch in dieser Sammlung ist die Anzahl von Gedichten, welche den Genuß der Gegenwart des idealen Gegenstandes schildern und dies nur auch meist als Träume, als augenblickliche Täuschung, Chimäre ꝛc., unverhältnißmäßig kleiner, als die Menge der sehnsüchtigen, klagenden Poesien; und die Dichterin selbst sagt von ihren Gedichten:

Chanter, pleurer, voilà toute votre science,
Quand vos rhythmes légers s'échappaient de mon cœur,
Toujours, secrètement, une amère souffrance
Mêlait son fiel à leur douceur.

Das ist Alles gut und schön, wird Mancher sagen; aber wozu immer und ewig schluchzende Seufzer und Thränen! was kümmern uns diese individuellen Ach und O! Müssen wir denn das mehr oder minder melodische Geschrei jedes jungen Mannes anhören, der von der schweren Hand des Schicksals Prügel bekommt, oder sich einbildet, welche zu bekommen? Da haben wir also wieder ein Geistesproduct aus der neuromantischen französischen Dichterschule mit rhetorischem und malerischem Schmuck überladen, ohne Gemüth und voll falscher Sentiments und erlogener Schmerzen; einen neuen Band ächzender, heulender Gedichte, die Gott und die Welt verklagen und nicht die geringste Sympathie erwecken, weil sie von Leiden handeln, die grund- und maßlos, wie die zügellosen Ausgeburten eines verbrannten Gehirns und die abenteuerlichen Einbildungen einer krank- und launenhaften Empfindelei, negri somnia! Man beruhige sich; das ist hier zum Glück nicht der Fall. Die vorliegenden Gedichte sind trübe und traurig, aber es athmet darin eine so wahrgefühlte, so wohlbegründete Traurigkeit und Betrübniß, daß das mistrauischste, thränenverhärtetste Herz sich bestechen und erweichen läßt. Es ist ein rein weibliches Talent, das uns in diesen Gedichten entgegentritt, durchaus individuell, aber nicht überall so empirisch-subjectiv, daß nicht auch ein Fremder sein Freud und Leid mitgenießen und mitempfinden könnte. Von einem glücklichen Instinct und einem vortrefflichen Bonsens geleitet, hat dieses junge Mädchen, ohne gewiß je über das Wesen und die Anforderungen der Lyrik lange nachgedacht und eine feste Ansicht gewonnen zu haben, im Ganzen sehr wohl eingesehen und beherzigt, daß das Lesepublicum selbst beim besten Willen nicht von Schmerzen und Bekümmernissen ergriffen werden kann, die auf nichts basirt oder wenigstens durch nichts Genügendes motivirt sind; mit der größten Freimüthigkeit und ohne Rückhalt legt sie daher ihre Subjectivität blos, führt, anstatt des objectiven Ideals, sich selbst als schönen Gegenstand, als Kunstwerk vor, stellt aber im Durchschnitt nur solche besondere Beziehungen und Verhältnisse zum Allgemeinen dar, welche einen freien Anschluß des Lesers an den Dichter möglich machen. Sie erzählt uns in edler, rührender Einfachheit ihr inneres und äußeres Leben, nicht etwa blos in vagen, allgemeinen Umrissen und Andeutungen, sondern mit Einzelnheiten auf Einzelnheiten, sie folgt in die tiefste Nische ihres Innern hinab und bringt ihres Herzens Wünsche und Geheimnisse ans Tageslicht. Kein Phasenbild fehlt an dem Gemälde; in zart abgetöntem Halbdunkel bemerken wir sogar den „abtrünnigen" Kopf eines gewissen „heißgeliebten" Phantoms, von dem man noch, im Spiegel der Erinnerung, die „freie, reine Stirn" und das „gewaltige Augenpaar" erblickt, deren kosmos Anstehen das Blut in Wallung brachte; — eine mystische und mysteriöse Liebe, die sich der ganzen Welt, selbst dem geliebten Gegenstande verheimlichen muß, die der stillen Natur still behorcht und selbst in den flüsternden Halmen und rauschenden Blättern einen Verräther fürchtet. Verse wie folgende zum Beispiel schildern sehr wahr eine Liebe, die sich scheu verbergen muß:

Nous passons dans le monde étrangers à sa joie,
L'un vers l'autre attirés;
De crainte, d'espérance incessamment la proie,
Unis — — — et séparés.
— — — — — — — — — — —
As-tu des mots, dis-moi, pour ce bonheur inconnu?
Moi je n'en trouve pas! Un sens confus s'étouffe,
Stérile, hélas! et sans vigueur.
Alors désespéré, je garde le silence,
Mais l'hymne est au fond de mon cœur!

Là se disent des chants inconnus à la terre,
Des chants trop forts pour l'homme et que l'on doit taire,
Des chants que le ciel envirait!
Celui qui, les sachant, trahirait leur mystère,
Sans doute, en les disant, mourrait.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Notizen.

Die englische Buchhandlung von Bagster bereitet einem ausgegebenen Plane zufolge eine neue vollständige Polyglotte der heiligen Schrift vor, welche in Bezug auf die sprachlichen Texte, sowie auf die kritischen, grammatischen und andern Apparate das gesammte schätzbare Material umfassen soll, was in den vorhandenen vier berühmten Ausgaben enthalten ist: in der Complutensischen, bearbeitet unter dem Schutze und auf Kosten des Cardinals Ximenes (6 Fol., 1514—17); in der antwerpener, im Auftrage Philipp's II. herausgegeben (8 Fol., 1569—72); in der pariser von Le Jaye (10 Fol., 1645); und in der londoner von Brian Walton, auf Subscription herausgegeben (6 Fol., 1653—57). Um dem Unternehmen eine tüchtige Grundlage zu geben, sucht die Bagster'sche Buchhandlung die Aufmerksamkeit der betreffenden Gelehrten darauf zu lenken zu dem Behufe, um von ihnen zur Ausbildung des Endplanes passende und ersprießliche Mittheilungen und Rathschläge zu erlangen. 47.

Das längst versprochene und mit Sehnsucht erwartete Leben der geborenen Miß Landon, vermählten Mistreß Maclean, von Laman Blanchard befindet sich endlich unter der Presse. Ein on dit behauptet, der Biograph habe seine Meinung in Betreff ihres Todes zwar nicht mit klaren Worten, aber doch deutlich genug hingestellt, um den Schluß zu rechtfertigen, daß er die vorherrschende Ansicht einer erfolgten Selbstentleibung theile. Ein Freund Maclean's hat in dessen Auftrage mehre Besprechungen mit Blanchard zu dem Zwecke gehabt, ihn mit Umständen vertraut zu machen, welche bis jetzt noch nicht zur Kenntniß des Publicums gelangt sind und schließen lassen, daß der Tod ein zufälliger gewesen. Die Veröffentlichung jener Mittheilungen soll bis zum Erscheinen von Blanchard's Werke anstehen und nur erfolgen, wenn das on dit sich bestätigt. 74.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 176. — 25. Juni 1841.

Über die Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 175.)

Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter, von W. Wachsmuth. Erster Band.

Das theilnehmende Publicum war schon durch frühere Anzeigen der Verlagsbuchhandlung benachrichtigt, daß Hr. Schmidt nur bis zum Tode Ludwig's XV. die französische Geschichte fortführen werde, während die Revolution als ein abgesondertes Werk dem Hrn. Prof. Wachsmuth anheimgefallen. Der vorliegende erste Band schildert die Jahre der königlichen Unumschränktheit Ludwig's XVI. und die constituirende Nationalversammlung in zwei Büchern. Im ersten Buche finden wir einige einleitende Bemerkungen über Frankreichs bürgerliche und geistige Zustände zur Zeit von Ludwig's XV. Ableben (1774), hierauf Ludwig XVI. im ungestörten Besitze der königlichen Machtvollkommenheit, d. i. bis zu Necker's Entlassung (1781), und die Zeit der Verlegenheiten und Nothmittel der Monarchie bis zur Versammlung der Reichsstände (1789). Dem Buche über die constituirende Nationalversammlung sind die inhaltsreichen, der Zeit nach langsam fortschreitenden Capitel untergeordnet: Übergang der Macht von der Aristokratie und Monarchie an die Nationalversammlung und das Volk (4. Mai — 13. Juli 1789); Umsturz des mittelalterlichen Staatswesens, ideale Anfänge des Neubaus, brutale Dazwischenkunft der Anarchie (bis Oct. 1789); die Zeit des Organisirens und des scheinbaren Einverständnisses zwischen König und Nationalversammlung (19. Oct. 1789 — 14. Juli 1790); die Zeit der Erbitterung (bis zu Mirabeau's Tode, 2. April 1791); endlich die Flucht Ludwig's XVI. und die Erhaltung des Throns durch die Constitutionnellen (bis zum Schluß der Nationalversammlung, 21. Sept. 1792). Zehn Beilagen sind hinzugefügt, deren erste über die Halsbandgeschichte die interessanteste, und die letzte, eine Zeittafel der Begebenheiten, die belehrendste. Der nächste noch für das laufende Jahr versprochene Band wird die Zeit des Nationalconvents und des Directoriums umfassen, die Geschichte des Consulats und des Kaiserthums wird den Inhalt des dritten Bandes bilden, der vierte die Geschichte der Restauration und eine Übersicht der nachfolgenden politischen Umwandlungen Frankreichs enthalten.

In der Vorrede — und dies ist für unsere spätern Bemerkungen von Wichtigkeit — stellt Hr. Prof. Wachsmuth eine Verzichtleistung auf die Vortheile aus, die seinem Werke als einem Theile der Staatengeschichte, eines mit verdientestem Beifalle der Nation aufgenommenen Ganzen zuständen, er spricht vielmehr geradezu den Wunsch aus, daß diese Geschichte der französischen Revolution nach den innern Gründen, durch die sie eine selbständige Existenz in Anspruch nehme, beurtheilt werden möge. Als solche werden zwei genannt, daß der Verf. nämlich bemüht gewesen, jegliche Thatsache durch Zeugnisse aus sichern Quellen zu beglaubigen und die Ergebnisse der Quellenforschung mit voller Wahrhaftigkeit und Parteilosigkeit darzustellen. Dabei finden wir noch mancherlei über die Schwierigkeiten beigebracht, welche bei solcher Aufgabe zu lösen, über die kaum übersehbare Masse der literarischen Vorräthe sowol als über den Geist der Parteiung, der, wie es eben nicht schmeichelhaft heißt, verbrüdert mit dem im menschlichen Geiste immer regen Wohlgefallen an Berichten von Skandal, Frevel und Greuel, es bewirkt habe, daß bis auf den heutigen Tag eine Wuchersaat von falschen Angaben und Vorstellungen fortdauere. Der geneigte Leser findet diese Betrachtungen billig: es versteht sich auch natürlich von selbst, daß ein Historiker, der so viele ausgezeichnete Werke schon dem Publicum übergeben, allen diesen Anfoderungen — wie eben dort bemerkt ist, nichts mehr als was jedes gediegene Geschichtswerk leisten soll — nach Kräften erfüllt habe.

Ist aber damit schon Alles geschehen, was Noth thut? Genügt nach der Sicherstellung der historischen Glaubwürdigkeit ein Gedankenapparat, wie er in den allgemeinen und eigentlich beiderseits nur negativen Bestimmungen von Wahrhaftigkeit und Parteilosigkeit enthalten ist, zu dem geistigen Verständniß der Revolution? Ein so in die innersten Tiefen des politischen Lebens hineingreifendes Ereigniß kann nur auf der Grundlage einer positiven, bestimmten, politischen Überzeugung beurtheilt und gewürdigt werden. Doch urtheilen wir nicht zu rasch! Bedarf es endlich, erklärt die Vorrede, zu der Ankündigung einer glaubhaften und unparteiischen Geschichte der Revolution eines politischen Glaubensbekenntnisses, so ist dies S. 96

zu finden. Wir schlagen nach und finden die eben erwähnte Nothwendigkeit besser, als wir es vermochten, durchgeführt:

Eine Geschichte der französischen Revolution läßt sich nicht schreiben, ohne daß ein politisches Glaubensbekenntniß durchblicke; es ist wohlgethan, es vorher offen aufzusuchen, die Auffassung der folgenden Begebenheiten ist abhängig von dem zu Anfang genommenen Standpunkte, das Urtheil über die Consequenzen wird durch die Ansicht von den ersten Gründen bedingt.

Darauf passiren die vornehmsten Theorien über die Revolution die Revue: das oberflächliche und kaum der Beachtung werthe Reden Derer, die nur an das Deficit und die Verlegenheiten der Regierung in dieser Beziehung denken, oder in entgegengesetzter Weise sich bemühen darzuthun, daß die finanziellen Zustände gar nicht so trostlos gewesen; die bedenkliche fatalistische Ansicht, daß Alles so habe kommen müssen:

Mag man den Theologen die unerfreuliche Lehre von dem decretum arbitrium mit sammt der dazu gehörigen, daß dem Menschen dennoch die Schuld zugerechnet werde, überlassen; in der Geschichte ist des Fatalismus furchtbar, wenn derselbe den Menschen der Zurechnungsfähigkeit entrückt und eine gliederreiche Verkettung von Rath und That mit entsetzlicher Verwilderung und Lasterhaftigkeit außer dem Bereiche des Willens und der Absicht des handelnden Menschen bestehen läßt.

Die Theorie endlich, der volle Wahrheit und Gültigkeit zugeschrieben wird, daß die Revolution sich als die Macht eines Ideenstromes darstelle, der den Widerstand der Anhänger der alten Zeit überwältigt, weil dort die Masse, hier nur ein geringes Häuflein kämpfte, und weil aus den alten Formen der belebende und befruchtende Geist gänzlich entwichen war. Sei's darum! Wir eilen dem Heiligthum des eigenen Glaubensbekenntnisses zu, das zuletzt in folgenden Worten uns aufgeschlossen wird:

Wie in der gesammten Weltgeschichte, so ist in der Geschichte der französischen Revolution, und gerade hier am meisten Freiheit des Willens mit Bewußtsein und Absichtlichkeit des Handelns zu statuiren, ohne daß verkannt werde, daß in der Verkettung der Begebenheiten und in dem oft unerwarteten Ausgange die Hand der Vorsehung sich zu erkennen gibt. Ein gerechtes Urtheil kann hier nicht anders als über das gesammte menschliche Weltleben lauten, daß die dem menschlichen Geiste räthselhafte Mischung von Freiheit und Nothwendigkeit ihre Aufklärung nur in dem Geiste Gottes hat. Wird die göttliche Waltung in der französischen Revolution abgeleugnet, so ist die Verwilderung derselben ein Werk des Teufels; wird der Mensch als willenloses Organ in der Hand Gottes dargestellt, so muß das menschliche Nachdenken einer trostlosen Niedergeschlagenheit über den Weltplan Gottes verfallen. Dem Menschen und dem Christen geziemt es, dem Unbegreiflichen Raum zu lassen; Der ist voll Dünkel, der da wähnt, Alles aus irdischen Bedingnissen, aus menschlichem Wollen und Treiben erklären zu können; wer aber den Menschen zur bloßen Maschine mache, verleugnet den Adel der Menschheit; der eine so wenig als der andere gibt den Schlüssel zur Lösung des Geheimnisses der Weltbegebenheiten. So soll denn auch hier auf die Erörterung des vielbesprochenen Satzes, ob und wie sich der Ausbruch der Revolution habe abwenden lassen, verzichtet werden; mag es wahr sein, daß Einschränkung in den Ausgaben, Aufhebung der Privilegien, rechtliche und humane Steuerhebung u. s. w. geholfen haben könnten, so bleibt doch das Facit solcher Rechnungen unsicher und es ist der echten Geschichte zuwider, auf die Möglichkeiten, die ein Wenn zum Principe haben, einzugehen; vermag sie nachzuweisen, wo gefehlt worden sei und was daraus sich ergeben habe, und ist sie unbefangen, ohne Geist der Parteiung die Fehler aufzudecken, so genügt sie ihrem Berufe. Die folgende Geschichte wird sich darauf beschränken, darzuthun, wie Das geworden sei, was ward, unparteiisch in der Bezichtigung der Schuldigen, gewissenhaft und im Interesse der Humanität. Die Menschen klüger zu machen, und vor Irrthümern sicherer zu stellen, ist die Geschichte bis jetzt noch nicht gelungen; sie ist eine vortreffliche Lehrerin, aber Wenige lernen aus ihr; was aber die Geschichte der französischen Revolution lehrt, ergibt sich aus der vorurtheilsfreien Darstellung der Thatsachen ohne Doctrin und Declamation und ohne Bemühen und Anspruch, auf der Höhe irgend eines politischen Systems zu stehen, von welcher aus das Treiben und Thun der Menschen, zumal in Revolutionsstürmen, hinter einer Blende politischer Theorie dem Urtheile der Moral und Humanität sich entzieht und nach bisweilen herrschenden Principien bald in zu schwarzen Schatten, bald in zu hellem Licht erscheint.

Fast gereut es uns, die Geduld des Lesers mit der Abschrift dieser ganzen langen Stelle bemüht zu haben, denn wahrlich nicht solcher Bemerkungen über die Unbegreiflichkeit der göttlichen Nothwendigkeit und der menschlichen Freiheit, mitten unter denen noch dazu der Teufel gewiß zu seinem eigenen höchsten Erstaunen figurirt, nicht dieser weitläufig aufgebauten Schemata bedurfte es, um auf dem leergewordenen Theater der Welt die alte Jungfer Humanität zu produciren, die den aufgewärmten Kohl à la Lafontaine an die Geschichte austheilt. Das gute liebe Mädchen! Nach den gewöhnlichen statistischen Angaben war sie schon bedeutend herumgekommen, namentlich seit es sich ergeben, daß Licht und Recht und sonstiger Schmuck nur böhmische Glasine gewesen. Doch auf solche Angaben ist nicht zu bauen; Ref. nimmt sich soeben eines Wirthshauses, in welchem sie noch täglich in schwarzer Schürze Bier und Kaffee passirt; — es findet sich doch immer noch ein wackerer Junggesell aus guter alter Zeit, der liebend ihr gesteht: Ich bin ein Mensch .. und wie es weiter in Terentio zu lesen.

(Der Beschluß folgt.)

Préludes. Poésies par Mlle. *Marie Carpentier.*

(Beschluß aus Nr. 115.)

Wir wollen die heiligste Mystik des Herzens, die ihr auch selbst in Versen nicht über die Lippen schallen soll, auch in Prosa unentweiht lassen und die Offenherzigkeit der Dichterin nicht zu indiscreten Schlüssen misbrauchen. Hören wir lieber die Vers. selbst über ihren Lebenslauf in folgenden schönen Versen:

— — — — — Née au bruit des orages,
Sa voix s'est inspirée à leurs accords sauvages;
Lorsqu'elle ouvrit au jour son regard enfantin,
D'une guerre intestine infâme sanguinaire,
La trahison féroce avait frappé son père,
Et l'enfant naissait orphelin.

Et, près de son berceau, sous ses maux abattue,
Sa mère, pâle, sombre, et de noir revêtue,
Veillait seule ! et cédant aux tourmens de l'amour,
Tremblait pour cette enfant vouée à l'indigence,
L'étreignait sur son coeur, déplorait sa naissance,
Pleurant et priant tour à tour!

— — — — — — — — —

Mais rien n'est si fécond que les pleurs d'une mère:
L'enfant suivit bientôt, sous leur rosée amère,
Sa raison s'épurer, son âme s'agrandir.

Non, ce morne, à, que vous apparut l'existence,
Et pour entourager un mère à la souffrance,
Elle ne hâte de souffrir!

Solche Verse, herrlichduftende Blumen, können nur auf dem Grunde leiddurchpflügter Seelen entsprießen: das sind rührende, einschneidende Accente, wahre, tiefgefühlte Schmerzen, die alle Welt begreifen und nachfühlen kann. Jetzt ist kein Grund zur Verwunderung mehr da; wo die Wehmuth und Klage so genaudehin aus dem Herzen übertritt, wie die Thräne, wenn die Augen übergehen, ausbricht und überfließt, oder wie ein Schluchzen aus innerster Brust hervor, das der Weinende lieber zurückhalten möchte, wenn es ihm nicht das Herz abdrückte — da durchzuckt uns der elektrische Blitzesfunken der Poesie; wir fühlen uns erregt und gerührt und weinen mit.

Der Gang des äußern Lebens unserer Dichterin ist, wie aus obenangeführten und andern schönen Versen in diesen Gedichten erhellt, nicht über Rosen gegangen. Allein eben diese traurigen Verhältnisse, die uns bei andern lyrischen Dichtern in der Regel darum so wenig rühren, weil damit kokettirt und Parade gemacht wird, weil es gewöhnlich nicht das Herz ist, das sie fühlt und ausströmt, sondern der Kopf, der sie erfindet und uns anempfinden will, — eben diese traurigen Verhältnisse, sage ich, sind es, welche diesen Gedichten einen ganz besondern Reiz verleihen, weil das junge Mädchen dadurch zur Dichterin geworden. Sie ist die Dichterin der leid- und kummervollen Existenz, der klagenden und weinenden Liebe. Für sie ist die Poesie eine Gabe, melodische Thränen zu vergießen, ein Bedürfniß, ihren Schmerz in sanfttönenden Reimaccorden auszuhauchen; könnte sie ihr Leid nicht in Versen klagen, so würde sie unter der schweren Lebensbürde erliegen. Sie ist nicht Dichterin, wie Goethe, Pindar, Petrarca, Anakreon Dichter waren, d. h. Dichter, deren Genius, Talent und Kunst keineswegs von ihren persönlichen Erlebnissen abhing. Die Poesie ist bei ihr kein besonderes Talent; ihr persönliches Leid und ihre Poesie sind eins. Nicht weil sie Dichterin ist, leidet sie, sondern weil sie leidet, ist sie Dichterin; unglückliche Lebensschicksale haben diese weibliche Intelligenz im Feuer harter Prüfungen und rauher Erfahrungen gestählt und zu einer Reife ausgebildet, die sie unter glücklichen Lebensverhältnissen vielleicht nie erreicht und gewonnen hätte.... Man declamirt und lamentirt viel über den Druck des äußern Unglücks, der auf den Menschen so erniedrigend, herabwürdigend wirke. Gibt es denn etwas Glücklicheres und zugleich Erhebenderes, Heiligeres und Achtbareres, als wenn das äußere Unglück und die bittere Noth einem an sich schwachen Geiste die Weihe der Kraft gibt und ihn des Süßesten, des Höchsten, kurz des Himmelreichs auf Erden, der Poesie, theilhaftig macht? Diese Gedichte sind ein reines Unglücksgeschenk. Wir fühlen mit Wohlgefallen, daß sie nicht für Kunstgenossen geschrieben sind, sondern daß jedes unbefangene Gemüth darin Erquickung und Erbauung finden kann, weil das Meiste in gutem, edelm Sinne gedacht ist.

So viel von dem innern Gehalt dieser Gedichte; jetzt die Frage, ist die Darstellung eine des schönen Edelsteins würdige Fassung, entspricht die Form im Allgemeinen der zu Grunde liegenden Idee? André Chénier sagt: „L'art ne fait que des vers, le coeur seul est poète", was insbesondere von unserer Dichterin gilt, die am ausgezeichnetsten da, wo sie mit Montaigne sagen kann: „Je suis moy-même la matière de mon livre." Schöne, hohe Gedanken haben das Eigenthümliche, daß sie in voller glänzenden Rüstung und in der angemessensten Form mit einem Male aus dem Kopfe springen, und das Zeichen einer echten Poesie ist, daß sie auch das rechte Wort findet, in dem der Gedanke sich ausdrückt, das sich gleichsam fest auflegt auf das Bild, welches in der Tiefe des Gemüths ruht und es bedeckt. Wenn unsere Dichterin so ganz von einem Gefühle durchdrungen und von einem Gedanken beseelt ist, so quillt auch das Wort freiwillig, ungezwungen und, so zu sagen, unerschrocken, wie in der zuletzt ausgezeichneten Stelle und vielfach anderwärts. Indeß darf man den etwas hyperbolischen Ausspruch A. Chénier's eben nicht buchstäblich nehmen. Die Poesie will, suchen in der Kunst etwas Anderes als die Kunst, etwa die bewußtlose Natureinfalt oder die materielle Wärme der Empfindung oder Leidenschaft, wogegen die wahrhaft großen Lyriker, wenigstens in den lyrischen Gedichten von höherm Schwung, kräftigerm Inhalt und gediegenerer Bildung, sich ausdrücklich als Dichter einführen und nicht etwa blos als empfindende und begehrende Herzen. Selbst die Volksliederdichtung steht bei aller Trefflichkeit, spielender Naivetät und ergreifender Innigkeit und Tiefe doch nicht auf der eigentlichen, idealen Höhe der lyrischen Kunst. Man kann alle Volkslieder hochachten und in ihrer Art unübertrefflich finden, aber altdeutsche oder altfranzösische, serbische oder lettische Lieder den Gedichten von Goethe und Béranger, Pindar und Horaz gleichstellen, — das ist ein bedeutender Misgriff. Mit schwerer Mühe leichte Verse machen, ist der höchste Grad von Kunstvollendung.

Die Form der vorliegenden Gedichte, allerdings gefeilt und überdacht, ist im Durchschnitt zart und ungezwungen, und wo sie mitunter an Leichtigkeit und Fluß verliert, gewinnt sie an Kraft und Consistenz, wie z. B. in folgenden Versen von Corneille'schem Styl und Zuschnitt:

Si tu le veux, Seigneur, il peut se repentir;
C'est toi qu'il offensa, c'est toi qui peux l'absoudre;
Brise-le de douleur, plutôt que de ta foudre!

Hier ist die Versification gedrängt, nervig, anbequemt, wo die Umrisse weniger fest gehalten sind, ist sie lockerer, loser, weitumhin fest begrenzt, ohne Steifheit, sanft und weich, ohne Mattigkeit und Schlaffheit, wie in nachstehenden Versen:

Un pâtre, accablé du poids de la chaleur,
Vers le milieu du jour, sous les tilleuls en fleur;
Non loin de ses troupeaux, va sommeiller à l'ombre...

Hier ist der Ausdruck fließend und tadellos und erinnert fast an das mollesque sub arbore somni, welches den Fénélon bis zu Thränen rührte.

Das hätten wir im Allgemeinen über Form und Inhalt dieser Gedichte zu sagen, die wir gelobt, weil sie durchgehends eine aufrichtige Religiosität, ein wahres, zartes Gefühl athmen und in Hinsicht auf Form ein glückliches Gemisch von Kunst und Spontaneität darbieten. Sollen wir jetzt noch ein Wort des Tadels hinzufügen, so geht solches insbesondere darauf, daß das Gefühl der Dichterin hier und da zu lyrisch-individuell, zu empirisch-subjectiv ist; das liebe Ich, das „gehässige Ich", wie es ein französischer Autor nennt, der in seinem Leben viel gehaßt, der „dunkle Despot", wie es in Oschelaleddi Rumk heißt, tritt zu sehr hervor in einzelnen Gedichten, die für Diejenigen, welche die Dichterin näher kennen, immerhin Werth haben mögen, aber für die große Lesermenge uninteressant sind. Wir verlangen keineswegs von dem lyrischen Dichter, daß er sich seines Ichs ganz entäußern, sein eigenes Selbst total aufgeben solle; allein wir fodern von ihm doch etwas mehr als versificirte Memoiren seines Herzens. Diejenigen, welche an den lyrischen Dichter die einseitige, einzige Anfoderung stellen, er solle nur sein individuelles, particulares Gefühl, sein Eigenerlebtes darbringen, wissen nicht, was sie thun, denn ihre Fodrung, wenn sie durchginge und getreue Erfüllung fände, würde alle Kunst geradezu aufheben und jeden Liebesbrief, jedes Zetergeschrei zu einem lyrischen Gedicht, zu einem Hymnus stempeln. Lyrische Gedichte sind allerdings immer nur Kinder der Gelegenheit und des Moments, den man abwarten muß; aber es ist bekannt, daß man im Affect, so lange man unter der Gewalt des Gefühls steht, keine Verse machen kann, daß die Unmittelbarkeit des Schmerzes, wie der Freude, stumm macht. Nicht nur den Begriff, auch die Erfahrung hat jene Anfoderung gegen sich: die großen Lyriker aller Zeiten und Völker stellen sich in ihren schönsten, gelungensten, tiefsten Gedichten nicht etwa blos als empfindende Individuen, sondern ausdrücklich als Dichter dar. Indem wir also dem lyrischen Dichter gern erlassen, was die Vertheidiger der sogenannten „wahren

Empfindungen" von ihm verlangen, ohne ihm jedoch darum zu verwehren, von irgend einem rein persönlichen Verhältniß oder Ereigniß die Veranlassung zu einem Gedichte herzunehmen, fodern wir nur dieses von ihm, daß er solches Besondere und Individuelle darstelle, was ebenso sehr ein Allgemeines und somit von jedem gebildeten Bewußtsein nachgedacht und nachempfunden werden kann. Das Unpoetische so vieler Gedichte der modernen französischen Lyrik liegt eben darin, daß die Dichter zu getreu jene Foderung erfüllen; anstatt poetische Individuen zu sein, sind sie in ihren Gedichten empirische Individuen, die von jedem kleinen Gefühle in sich mehr ergriffen werden als von den größten Begebenheiten in der Mitwelt oder Vergangenheit, und denen die ganze Geschichte nur zum Rahmen dient, um ihre winzige Individualität darin auszuspannen. Dieser Gemüthsfehler stört uns auch hin und wieder in vorliegenden Gedichten, indeß beiweitem nicht so sehr als in vielen andern Bänden leerer lyrischer Ergießungen, wo dieses Geistesunkraut stark wurzelt und wuchert, und die Keime alles Bessern, das sich nur mit Mühe fristet und durch Buße erringt, erstickt und niederhält.

Von den Gedichten philosophischen Inhalts, wie „Der Mann des Jahrhunderts" u. a., wollen wir nicht reden; Frauen sollen bei der subjectiven Lyrik bleiben, versteht sich innerhalb der Grenzen, die wir eben für den lyrischen Dichter gezogen. Verschweigen wollen wir indeß nicht, daß die Arbeit stellenweise etwas mühsam und die Phantasie bisweilen zu hastig; sagen wir endlich noch, daß hier und da einige incorrecte Reime und Wiederholungen vorkommen, und daß der Dichterin in dem Sylbenmaß einiger Verse mit der Metrik in Streit geräth, — und damit sei Alles gesagt. Das Schlechtere hier auszustellen, scheint unwürdig, weil das Meiste gut gedichtet ist.

Schließlich noch ein Wort. Diese Gedichte tragen den Titel „Vorgesänge"; die eigentlichen „Gesänge" bleiben also noch übrig: hoffentlich werden sie recht bald nachfolgen und das bereits Geleistete verbürgt, daß Mlle. Marie Carpentier sich künftighin den Damen Desbordes-Valmore, Amable Tastu, Delphine Gay, Louise Collat anreihen wird, da ihr die vorliegende Sammlung schon einen ehrenvollen Platz unter den besten lebenden Dichterinnen Frankreichs anweist. 56.

Miscellen.

Milton und Scott.

In der literarischen Raritätensammlung des englischen Dichters Rogers, the poet of memory, befindet sich der Originalvertrag zwischen Milton und dem Buchhändler Samuel Symons, das Verlagsrecht des „Verlorenen Paradieses" betreffend. Er füllt eine Folioseite und ist, außer von den contrahirenden Parteien, von zwei Zeugen unterschrieben: John Fisher und Benjamin Greene, servant to Mr. Milton. Milton's Autographie ist, seiner Blindheit ungeachtet, ausnehmend scharf und deutlich. Unter Glas und Rahmen ziert diese interessante Reliquie aus dem J. 1666 das Bibliothekzimmer in Rogers' ebenso classischem als gastfreiem Hause, St.-James Platz in London, und kostete ihn in einer Auction 70 Guineen, nahe an 500 Thlr. Laut des für sothane 70 Guineen zugeschlagenen Contracts verkaufte Milton sein Gedicht für 10 Pf. St., noch keine 70 Thlr., die erste Hälfte bei Ablieferung des Manuscripts, die andere zwei Jahre später zahlbar. Außerdem sollte der Dichter für jede folgende, nicht über 1500 Abdrücke starke Auflage anderweit 5 Pf. St. erhalten. Milton starb sieben Jahre nach der ersten Ausgabe, ehe eine zweite erschienen war, seine Wittwe über entsagte allen Rechten und Ansprüchen gegen ein Bauschquantum von 7 Pf. St., sodaß das „Verlorene Paradies" Milton und seiner Familie netto 17 Pf. St. eingetragen hat. Milton war über die Funfzig, als er blind, krank und einsam sein großes Werk begann. Ziemlich so alt war Walter Scott, als er sich verpflichtete, eine Schuldenlast von 120,000 Pf. St. durch literarische Arbeiten zu tilgen. Auf sein halb vollendetes Werk stützte Milton die Erfüllung seiner Pflicht nach dauerndem Ruhme. An die Erfüllung seines riesenhaften Versprechens setzte Walter Scott einen bereits erlangten Ruhm. Mit charakteristischem Eifer gingen Beide an ihre großen Unternehmungen und trotz Alter und Krankheit verlor keiner das gesteckte Ziel aus den Augen. In sieben Jahren hatte Milton seinen göttlichen Gesang vollendet und die Rolle war ein vollgültiger Paß zur Unsterblichkeit. In sieben Jahren hatte Scott die Schuldenlast bis auf ein Sechstel getilgt, da kam der Tod und erlöste ihn von der ungeheuern Anstrengung. Die Annalen der Literatur sind nicht überreich an solchen heldenmüthigen, von glänzendem Erfolg gekrönten Entschließungen.

Königlicher Rechtsspruch.

Unter der Regierung des Königs Dom Pedro von Portugal, des Gerechtigkeitsfreundes, nahm ein hochgestellter Prälat an einer, ihn betreffenden Äußerung eines Schuhmachers so gewaltiges Ärgerniß, daß er den armen Mann ohne Weiteres ermorden ließ. Der Sohn des Ermordeten erhob deshalb vorm geistlichen Gerichtshofe Klage. Wie indessen leicht zu erwarten, begünstigten die Richter ihren reichen, mächtigen Bruder und verhängten keine schwerere Strafe über ihn, als daß er ein Jahr lang keine Messe lesen solle. Der Sohn, durch diesen Ausspruch sich, wo möglich, noch tiefer verletzt fühlend, legte seine Beschwerde am Fuße des Thrones nieder. Der König verhehlte nicht, daß er das Urtheil ungerecht, weil die Strafe in keinem Verhältniß zum Verbrechen fände, wies aber den Beschwerdeführer ab, indem es außerhalb der Grenzen der sich selbst gesteckten Macht, gegen das Urtheil einzuschreiten. Wenige Tage nachher fungirte der Prälat bei einer öffentlichen Procession. Sie mußte unter den Fenstern des königlichen Palastes vorübergehen, und inmitten seines Hofes erschien der König auf dem Balcon. Unweit davon wählte der Sohn des Schuhmachers seinen Stand, und sobald der Prälat in seine Nähe kam, stürzte der junge Mann auf ihn zu und stieß, ehe Einer es zu verhindern vermochte, ihm zweimal den Dolch in die Brust Solche That, bei solcher Gelegenheit an einem hohen Prälaten verübt, erregte ungeheueres Aufsehen. Der Mörder wurde sofort ergriffen und auf Dom Pedro's Befehl unmittelbar vor ihn gebracht. „Wie konntest du wagen, solches zu thun?" fragte der König. „Wie konnte der Prälat wagen, meinen Vater ermorden zu lassen?" versetzte der Andere. „Ich habe Gerechtigkeit gesucht, und sie ist mir verweigert worden. So habe ich es für Pflicht geachtet, mir selbst Recht zu schaffen." Darauf entgegneten die Richter und Freunde des Prälaten, daß dem jungen Manne Gerechtigkeit geworden, sie den Prälaten verurtheilt hätten, ein Jahr lang keine Messe zu lesen. Der König hörte es schweigend, wendete sich dann zum Mörder und sagte: „Welches ist dein Gewerbe?" „Ich bin ein Schuhmacher", war die Antwort. „So gebiete ich dir ein Jahr lang kein Schuhwerk zu machen", sprach der König, „und deinen Unterhalt sollst du aus dem Nachlasse des Prälaten empfangen. Das ist mein Rechtsspruch." 74.

Literarische Anzeige.

Soeben erscheint in meinem Verlage:

Vater Gleim's Zeitgedichte, von 1789—1803. Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch **Wilh. Körte.** Gr. 12. Geh. ⅔ Thlr.

Diese Sammlung bisher ungedruckter Gedichte bildet zugleich den achten Band von J. W. L. Gleim's Werken.

Leipzig, im Juni 1841.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 177. — 26. Juni 1841.

Über die Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 176.)

Wäre es der Ort, so hätten wir viel zu sagen, wie die Humanitätstheorie gleich von vornherein den Menschen falsch ansieht als ein Abstractum, während er ein bestimmtes — durch Geburt wie durch Schicksal und Bildung bestimmtes Individuum ist, wie dieser eine Leisten, über den Alles geschlagen wird, viel zu schmal und dürftig sei für wirkliche, sittliche, also auch für historische Verhältnisse, die stets in der scharfausgeprägten und eckigen Gestalt einer bestimmten Zeit und Volksthümlichkeit sich darstellen; — ihres praktischen Benehmens nicht zu gedenken, denn da hindert nur die zahme Gutmüthigkeit, die ihr einwohnt, daß sie ihre kosmopolitischen Consequenzen in krassen Liberalismus und Rationalismus umsetze.

Doch dies gehört hierher und ist schon als Probe der historischen Anwendbarkeit nicht ohne Interesse, die Geschichte der französischen Revolution unter dieser Beleuchtung, wenigstens einzelne diesem Ereignisse zugehörige Momente in dem Farbenspiele des humanen Dämmerlichtes zu beschauen. Hier beim ersten Bande namentlich die kurz vorhergegangenen Zeiten, die Ursachen der französischen Revolution, wie man zu sagen pflegt. Da ruht das Mittelalter in schwarzer dunkler Nacht, denn in seinem Schooße hat die unglücksschwangere Erbschaft, welche Ludwig XV. seinem Enkel hinterließ, die Verkümmerung des öffentlichen Wesens und der Wohlfahrt des Volkes durch Feudalität, Kirchenthum und Despotismus sich aufgesammelt. Frankreichs bürgerliche Zustände, von dem Roste der Feudalität allenthalben angefressen, dieses „Inbegriffs von Beschränkungen menschlicher und bürgerlicher Freiheit", erscheinen demnach höchst trostlos, als ein Unstaat mit physischer Belastung des Volkes und dennoch drohendem Ruin des Staatshaushalts, mit frivoler und grausamer Willkür der Tyrannei und frecher Verhöhnung von Recht und Sitte. Auch die damalige katholische Kirche gibt gerechten Grund zur Klage, darüber nämlich, daß sie ihre Stärke nicht gehabt in der Hervorbringung einer Seelenstimmung, die auch in profanem Lebensverkehr bei den Unvollkommenheiten der irdischen Dinge und bei hartem Mühsal sich durch den Blick auf den Himmel zufrieden zu stellen und hierin Trost und Beruhigung zu finden vermöchte. Und die französische Philosophie, die mehr als jene Übelstände, unter deren Last Völker und Staaten aller Zeiten bestanden, die — daß wir es gerade herussagen — allein den giftigen Samen der Revolution ausgestreut hat? Nun ja — allerdings — nicht zu leugnen — sie hat positive Elemente der Zerstörung, wie es im Buche heißt, zu der Negation hinzugebracht, welche in dem hohlen Formelwesen des gemüthsleeren und geistig verfallenen Kirchenthums sich darbot: „diese geistige Opposition, welche seit der Zeit Ludwig's XIV. sich emporgebildet hatte, ist wie der Factor bei der Berechnung der Ursachen, aus denen die französische Revolution hervorgegangen ist". Wie aber und durch welche hohle Abstractionen über sociale, bürgerliche und politische Zustände die sogenannte französische Philosophie ein derartiger Factor geworden, das suchen wir in vorliegender Geschichte vergebens, die auf kaum drei Seiten in den gewöhnlichen Formeln einen Anlauf nimmt zu einer Charakteristik der französischen Aufklärung, die uns z. B. erzählt, daß Voltaire in der vollkommensten Wahlverwandtschaft mit dem Volksgeiste Tonangeber in dem Gebiete des Esprit und Reihenführer eines Geschlechtes geworden, das mit muthwilliger Keckheit und zugleich mit einer Art Fanatismus in Wort und That gegen das geist- und gemüthlose Kirchenthum, gegen das morsche Staatswesen und gegen die dadurch bedingten Zustände des humanen und bürgerlichen Lebens ankämpfte; daß Rousseau nur kurze Zeit zu der Schule der Philosophen der vornehmen Welt und ihrem aristippischen Lebenssystem sich bekannt, darauf aber von ihnen und der ihnen befreundeten vornehmen Gesellschaft sich losgesagt, um als Philosoph des Volkes Herold einer totalen Umgestaltung der Zustände des menschlichen und bürgerlichen Lebens und Lehrer von Principien eines Urrechts auf demokratischer Grundlage zu werden; daß Mably durch gründliche historische Forschung mit der Tendenz auf Ermittelung der Nationalrechte dem denkenden Freunde des Vaterlandes willkommene Geistesnahrung gegeben. Hier und da ist allerdings diesen Charakteristiken ein Geringes an tadelnden Worten beigemischt, wie namentlich auch im Allgemeinen gesagt wird:

Ist nun anzuerkennen, daß diese Oppositionsliteratur eine Fackelträgerin in den durch Jahrhunderte alten Nebel künstlich

verdunkelten Räumen des geistigen Lebens war, so gewann doch die Sittlichkeit und wahre Religiosität keinen Trost, keine Stärkung aus ihr; die Wahrheiten, welche sie verkündete, ermangelten aller sittlich befruchtenden Kraft; ihre Wirkung war nur zerstörend.

Nicht allein aber, daß solche ihren Prämissen wohl entsprechende Namen hier auf politisch historischem Grund und Boden für die Werthschätzung der französischen Philosophie nicht in Anschlag zu bringen, so heißt es überdies noch ebendaselbst:

Also hatte das wankende Staats- und Kirchengebäude in der Literatur seine beschämenden Gegenbilder in der Größe und Tugend des römischen Freistaats, in der politischen und gewerblichen Prosperität Englands, der Voltaire und Montesquieu zusammen das Wort redeten, darauf in der Reinheit, Freiheit und rechtlichen Begründung eines Naturstaats, den Rousseau im „Contrat social" darstellte, desgleichen, zum Gefolge der Religionsverachtung und der Verachtung gegen Pfaffenthum, Glaubensbann, Verketzerung, jesuitische Umtriebe und jansenistischen Rigorismus, in Rousseau's „Emile" eine Erziehung mit Naturreligion zunächst ohne Zuthat irgend eines positiven Glaubens stehen.... Auf den Geist der bloßen Negation war die Production von positiven Musterbildern gefolgt, bei deren Anschauung der Geist des Mismuths über das Bestehende bestimmte Größen aus dem Reiche der Wünsche ins Auge fassen lernte und Dessen, was Noth that, sich lebhaft bewußt wurde.

Verlangt man noch die ausdrückliche Erinnerung, daß demnach der französischen Aufklärung die Frevel und Greuel der Revolution nicht zuzurechnen?

Daß der Gang der französischen Revolution ein dämonischer wurde, daß Frevel und Greuel aufwuchern, während die Verhandlungen des französischen Volksvertreters sich um ideale Zwecke drehen, das ist nicht als Folge der neuen Philosophie, sondern als Folge einer weitverbreiteten Depravation der Sitten, die nicht erst durch jene erzeugt ward, der unlautersten Demagogie, die im Finstern arbeitete, der Beweglichkeit und fanatischen Glut im französischen Nationalcharakter und der geistigen Rohheit und Unwissenheit der ohne Erziehung und Unterricht aufgewachsenen Masse zu betrachten.

Wir halten inne, nicht blos um äußerlicher Rücksichten willen, sondern insbesondere, weil erst im weitern Fortschritte des Werkes, nach der Darstellung des Nationalconvents und Directoriums, genügender und bequemer entwickelt werden kann, inwiefern humane Anschauungen der Geschichte der Revolution selbst zuträglich sind, oder vielmehr wie sie das Urtheil dahin beschränken, links und rechts die Extreme und Auswüchse des revolutionnairen Fanatismus als etwas Unmoralisches zu beschneiden, ohne an dem innern, durch und durch verdorbenen Kerne dieser meinetwegen idealen Bestrebungen allen, auch der subjectiv edelsten Männer das historische Richteramt zu üben. Eine von diesem Standpunkte aus geschriebene Geschichte der französischen Revolution mag — bei vorliegendem Werke können wir gleich sagen, sie wird — dem verwickelten Stoff, die aufgehäuften Massen von Parteibestrebungen, Gesetzesvorschlägen, Begebenheiten, so weit kritische und chronologische Bemühungen ausreichen, klar und anschaulich darlegen: was die Hauptsache ist, nachzuweisen, wie die revolutionnairen Tendenzen mit jedem errungenen Siege in noch höhere Abstractionen umschlagen, bis mit Robespierre's Tode die entgegengesetzte Bewegung zu concretern Zuständen hin beginnt, eine durch diese Idee gegliederte Geschichte werden wir aus humanen Händen nicht empfangen. Wie aber das Urtheil auch schon über Einzelnes dadurch verfälscht wird, daß man überall, auch gegen die Sünde und das Unrecht human sein will, ersehen wir z. B. an den Worten, über den Herzog von Orleans, die fast wie eine Entschuldigung dieses neben Marat wol gemeinsten Helden der Revolution lauten:

Damals (Ende 1787) zuerst trat der Herzog von Orleans als Gegner der Regierung offen hervor; gewiß nicht mit weitreichenden politischen Entwürfen, nicht mit dem Streben nach einer Staatsveränderung zu seinen Gunsten und auf Kosten des Königthums; er folgte dem Impuls, der aus dem Verkehr mit Oppositionsmännern, woran er sich schon bei seinen häufigen Besuchen in England gewöhnt hatte, und vielleicht aus Rathschlägen derselben in seine Seele gekommen war; zerfallen mit dem Hofe, insbesondere mit der Königin, mit Abgeneigtheit und Widerwillen angesehen, fand er in der Opposition, welche dasselbemal in der Ordnung und dem bestehenden Staatsrechte gemäß war, seine rechte Bahn. Es bedarf nicht der Annahme von Intriguen und Complotten, um diese Erscheinung zu erklären; auch das Streben des Herzogs nach Popularität hatte schwerlich mehr als das Wohlgefallen an dem Genusse derselben und etwas Schadenfreude über die Verlegenheiten der Dynastie, die ihn von sich entfremdet hatte, zur Begleitung.

Unsere Conversation ist etwas pulsenisch geworden. Doch auch im täglichen Verkehr geht's wol schärfer hinüber und herüber, um so mehr, wenn es ein Ereigniß gilt, von dessen Folgen wir noch selbst ergriffen, über das schroffe Meinungsverschiedenheiten also völlig an ihrer Stelle sind. Bei Hrn. Prof. Wachsmuth können wir noch dazu einer humanen Aufnahme gewiß sein: sollten hier und da unsere Ansichten mittelalterlich und servil erscheinen — nun der Mensch kann viel tragen, und ans manchem Munde ist dergleichen ein Ehrentitel.

Geschichte von Dänemark, von F. C. *Dahlmann*. Erster Theil.

Tandem aliquando! Die lange erwartete Geschichte Dänemarks (denn schon 1830 sah Leo's „Handbuch des Mittelalters" für das nächste Jahr ihr entgegen) ist endlich in den Cyklus der Staatengeschichte eingetreten, der erste Band wenigstens, der die Anfänge der Staatsbildung bis auf den großen Waldemar und das Zeitalter der Waldemare in zwei Büchern abhandelt, ein halbes Jahrtausend auf dreißig Bogen zusammengedrängt.

Daß man einem Historiker wie Dahlmann, der noch dazu auf diesem Felde gerade, durch die Einleitung in die Kritik der Geschichte von Altdänemark als Meister sich bewährt, nur ein ausgezeichnetes, die historische Literatur wesentlich bereicherndes Werk erhalten konnte, bedarf keines Beweises, kaum der Erinnerung. Waren unsere Erwartungen vielleicht eben darum zu hoch gespannt, als daß sie in alle Wege befriedigt werden konnten? Die Hauptsache, bemerkt der verehrte Hr. Verf. in der Vorrede, muß immer eine lebendige, innerliche Auffassung des historischen Stoffes thun, ohne welche alle Stylistik mit ihren alten und neuen Künsten verlorene Arbeit ist: dieser Hauptsache ist doch in jeder Weise genügt, und selten möchte eine Aufgabe sich so trefflich decken mit ihrer gelungensten Ausführung! Irren wir aber nicht, so tritt

in den beschriebenen Geschichten eben jenes Innerliche, das dem Stoffe einwohnt, nicht in aller seiner Schärfe, nicht klar und anschaulich genug hervor; die Thatsachen sind einfach, nur den Erfodernissen der pragmatischen Historik gemäß aneinandergereiht, und nirgend wird das mannichfaltige Einzelne, etwa in einem Rückblick, einer allgemeinen Betrachtung unter einen umfassendern Gesichtspunkt gebracht. Zu eifriges Streben nach Objectivität kann rückwärts zur Chronik führen. Darin liegt es wol, daß die Erzählung oft recht eintönig und mühsam fortschleicht unter der Last der Facta und statt der alten und neuen Künste der Stylistik ein gar alterthümliches Gepräge zeigt, wie z. B.:

Eben damals kehrte Erzbischof Eskil von einer Reise nach Rom zurück, in dessen letztem Stadium ihn auf seinem Wege durch Deutschland Plünderung und Gefangenschaft betraf, aus welcher der Kaiser keine Sorge trug, ihn zu befreien, in welchem er einen Mann sah, der sich erzbischöflicher Ehren, die zur Verminderung des Reichs dienten, blos anmaße.

Bei Hrn. Prof. Dahlmann's eigenthümlicher Richtung auf die staatswirthschaftlichen, rechtlichen und politischen Verhältnisse in der Geschichte liegt es nahe, auf das Capitel über die innern Zustände während der ältesten Zeit genauer einzugehen. Nach einem Überblick über des Landes Naturbeschaffenheit und die Lebensweise seiner Einwohner befinden wir uns in einem altdänischen Dorfe: der Einzelne — dies ist der Grundsatz, auf dem alle dörflichen Verhältnisse ruhen — besitze nur, insofern er gleichberechtigtes Mitglied des Ganzen ist, und das Dorf ist gewissermaßen die Darstellung einer gemeinsamen Unternehmung.

Sie beruht räumlich zunächst auf der Absonderung des Dorfplatzes, auf welchem jeder sein Haus und seine Wirthschaftsräume finden soll, und zweitens auf der Auswahl und Eintheilung der verschiedenen Ackerfelder, welche dem Anbau gewidmet sein sollen. Jeder solche Ackergrund (Kamp) ward als ein gemeinheitliches Ganze behandelt, mit dem Meßtau ausgemessen und in so viele schmale Acker vertheilt, als Dorfunternehmer da waren. So besitzt jeder von ihnen in jedem Kamp seine gleichgemessene Ackerbreite, gewöhnlich 9—12 Ellen oder 24 Furchen breit, und wird ein neuer Kamp später hinzugenommen, so erhält er seinen Acker davon. Darum überall gemeinschaftliche Feldmarken, überall aber auch die Gebundenheit des Einzelnen an das System der Bewirthschaftung, welches die Dorfgemeinde gut heißt.... An Gemeinwaldungen und Gemeinweiden, insofern sie noch ungetheilt waren, übte der Beetsmann blos das Recht der Mitbenutzung; sein Pflugland stand unter straffem Gemeinderecht; völlig Herr war er nur in seinem Toft, d. h. in seiner Hausstelle, die das Haus, die Wirthschaftsgebäude, Hof und Garten, Alles befriedigt, umfaßte. Die Gesammtheit der Tofte stellte das Dorf in der Gegend dar. Die umzäunten Tofte, nicht die Häuser stießen aneinander, aber auch hier schrieb das Gemeinderecht gewisse besondere Ordnungen vor. Jedes Dorf ward von einem Kreuzweg durchschnitten, den die Umzäunungen der Tofte gassenartig umgaben; die vier Ausgänge waren, wie man versichert, in der Regel nach den vier Himmelsgegenden gerichtet. Der so gebildete innere Dorfraum, mit dem freien Platze in der Kreuzung, Alles zusammen Forta geheißen, war Gemeindegut, durfte nicht geschmälert werden, durfte nicht unter 12 Klafter oder 72 Fuß breit sein, denn er diente zum Fahrwege, zum Wege für Menschen und Vieh, zum Brunnen, zum Kräuten u. s. w.

Das ganze Königreich war politisch in Bezirke, Harden genannt, etwa 200 an der Zahl, eingetheilt, dem Namen nach eine Reihe Genossenschaften von ursprünglich gleicher Berechtigung der Mitglieder; je eine Anzahl von Harden war einem Amte, Syssel, untergeordnet. Neben diesen, auf staatswirthschaftlichen Interessen beruhenden Instituten bemerken wir das eigenthümliche militairische Withenlagsrecht, zunächst für König Knud's englische Haustruppen bestimmt, das auch in Dänemark durch acht Regierungen bis auf König Niels sich fortpflanzte und von dem berühmten Erzbischof Absalon, wie von den beiden zeitgenössischen Historikern Svend Ageson und Saxo Grammatikus aufgezeichnet wurde, eine Art Lagerordnung, welche Strafen und gerichtliches Verfahren für die bevorrechtete königliche Leibwache festsetzte, deren Gesetzen der König selbst unterworfen war.

Es geschah aber, daß Knud zu der Zeit, da er nach hergestelltem Frieden sich noch in England befand, selbst sein Gesetz zuerst verletzte; er tödtete in der Leidenschaft einen seiner Hausleute. Sogleich berief er die Versammlung, verließ seinen Hochsitz und bat fußfällig um sein Straferkenntniß. Die Thingmannen aber erwogen die nothwendige Ehre des Königthums, sprachen Straflosigkeit aus, führten den König zu seinem Sitze zurück. Dieser legte sich nun selbst statt der gesetzlichen Mannbuße von 40 Mark Pfennigen eine neunfache Mannbuße von 360 Mark Pfennigen Silbers auf, und als Überbuße 9 Mark Gold, wovon ein Drittheil dem Könige, das zweite den Leibwächtern, das dritte den Blutsfreunden des Getödteten zufiel. Sein Drittel aber wandte der König den Kirchen und den Armen zu. Das ward nun die Mannbuße für jeden gleichen Fall.

Die dänische Staatsverfassung stand noch zu König Knud's Tagen in alter, ehrwürdiger Einfachheit da. Die höchste Gewalt war beim Volke, d. h. dem damals einzigen Stande freier angesessener Bauern und dem Volksthinga, den Isora-Reichstagen, denn zu Isöre am Isefiord von Seeland kamen die Bauern aller Lande zusammen. Die Wahl des Königs war im Ganzen an das Erbrecht geknüpft, doch wurde dies Erbrecht erst durch die Wahl des Volkes lebendig. Das Recht des altskandinavischen Königthums, in dem auch der Norden germanischer Art getreu den festen lebendigen Mittelpunkt des Gemeinwesens erblickte, war, Oberopferer, Oberrichter und Oberfeldherr zu sein: nachdem durch das Christenthum der priesterliche Charakter verloren gegangen, blieb ihm noch die richterliche Würde, die durch die Amtleute (Ombodsmaend) verwaltet wurde, und das Recht, die Kriegsmacht aufzubieten und selbst oder durch einen bestellten Feldherrn zu führen; zur heiligen Weihnachtszeit wurde die Freundschaftsgabe entrichtet, neben der noch die Erträge königlicher Güter, der Friesenzins, das Danafe nebst dem Strandgut, Gerichtsgelder, Haus- oder Hofstellengelder und der Antheil an Fang und Beute als stehende Einkünfte zu nennen sind.

Der nächste Band wird die drei Zeiträume der Union, der Reformation und der königlichen Unumschränktheit behandeln, und hier, wo das Zusammentreten der drei Reiche dazu auffodert, jedes zurückschauend in seiner Eigenthümlichkeit zu begreifen, soll, wie die Vorrede verspricht, eine noch ausführlichere Darstellung der innern Zustände gegeben werden.*) 81.

*) Der dritte Artikel folgt im nächsten Monate. D. Red.

Lebensbilder und Lebensfragen. Von Ritter Braun von Braunthal. München, Jaquet. 1841. 8. ½ Thlr.

Der sattsam bekannte Ritter Braun von Braunthal hat hier seinen Papierkorb ausgeleert, alle unnützen Schnitzel, Fragmente, Enden und Anfänge ohne Verbindung aneinander gereiht und daraus ein dünnes Buch gemacht, welches eben das Verdienst hat, dünn zu sein. An der Schwelle des Buchs hat eine kleine sehr unbedeutende Novelle „Die Pilgerin" Platz genommen, an welcher ebenfalls nichts weiter zu rühmen ist als die Kürze; dieser folgen zwei Lebensbilder: „Der Mann comme il faut" und „Der gesellige Talentler", worin zwei Figuren aus der modernen Gesellschaft nicht ohne Portraitähnlichkeit geschildert werden; ferner Betrachtungen über das Wörtchen „Und", über den Styl, über Beethoven u. s. w. und eine Anzahl Aphorismen über Kunst und Literatur. Was läßt sich aber über den Styl auf etwas mehr als zwei Seiten, über Beethoven auf noch nicht zwei Seiten Erschöpfendes sagen? Unter den ästhetischen Aphorismen gibt es indeß manche, welche der Beherzigung werth oder im jetzt gebräuchlichen Sinn des Worts geistreich sind. Der Verf. polemisirt gegen jede jüngere Richtung und Bestrebung, ohne jedoch selbst über die Schranken der allerjüngsten Tageskritik hinausgekommen zu sein; er schreibt in ihrem Style, er bedient sich der von ihr angewandten Maßstäbe, er sucht leichthin absprechend und geistreich schillernd zu sein wie sie. Nur Menzel, welcher, wenn sich der Ref. recht erinnert, den Verf. einmal gelobt und besonders seine Definition von der Schönheit als die beste gerühmt hat, wird ein Mann von Ehre und Glauben genannt. Er klagt, daß es an Glauben mangele, und doch kennt Ref. Keinen, welcher weniger gläubig wäre und eben darum auch weniger Glauben verdiente, als Hr. Ritter Braun von Braunthal; oder woran glaubte er? Daß er nicht an die literarischen Bestrebungen seiner Collegen glaubt, das mag hingehen, aber er behauptet auch, „daß alles Classische (im Sinne der Alten) bald gar nicht mehr genießbar sein werde, daß der allgemeine ästhetische Sinn gelähmt sei; daß kein (!) Jüngling mehr lernen wolle, daß die gereiften Männer fast nur verlernt hätten" u. s. w. Doch gesteht er einige Ausnahmen zu, wenn er sagt: „es gibt noch Individualitäten, es leben noch Männer in Deutschland und eben in Östreich, deren Gehirn sich auf keine Krämerwage legt" u. s. w. Seine Ansichten sind oft sehr pretiös und ebenso pretiös ausgedrückt; auf die Frage: Was ist ein Frühlingsabend? hat er z. B. die Antwort: „Ein Sternenmonument, bei dessen Erlöschen sich die Ewigkeit demaskirt", und auf die Frage: „Was ist ein Mädchen im Lebensfrühling?" die umständliche und geschraubte Antwort: „Eine Sensitive, die, unzart berührt, sich schließt; eine Glockenblume, die in ihrer holden Unbewußtheit dem schönen Schmetterling oder dem ekelhaften Scarabäus (!) ihren Busen öffnet; eine Flöte, deren Töne kräftig accompagnirt sein wollen; ein für ein Duo componirtes Lied; ein reiches Kauffahrteischiff im Hafen, das des Lootsen harrt." Was ist nun ein Mädchen im Lebensfrühlinge? In dem Capriccio „Und" äußert der Verf., daß Mensch nur in der vielfachen Zahl gereimt werden könne. Ref. suchte und suchte nach dem Reim, ohne ihn zu finden; aber der Ritter hat ihn gefunden, vielleicht ohne ihn zu suchen, obgleich der Reim ein sehr gesuchter, wenn auch kein ausgesuchter ist. Den Schluß des Büchleins bildet, unter dem Titel „Bienen", eine Reihenfolge von 81 Sentenzen in Vers oder Prosa, unter denen folgende:

Brüder, Schwestern! Eure thrän'schen
Augen thun mir gar so weh;
Denn zur Freude schuf die Menschen
Gott, der ewig liebende.

Die Aufgabe ist also gelöst; thrän'schen — für thränenden reimt sich auf Menschen, wie liebende auf weh! Schade, daß diese großartige Reimoperation keinen inhaltreichern Gedanken heraufbefördert hat! Eine andere „Biene" lautet: „Die Bezeichnung „dramatischer Dichter" ist ebenso unrichtig, als wollte man „närrischer Arzt" für „Narrenarzt" schreiben." Wie peinlich und umständlich sind wir doch, wir deutschen Lexiker! Wir dürfen demnach auch nicht mehr „lyrischer" oder „epischer Dichter" schreiben, sondern etwa nur „Lieder"- oder „Heldengedicht-Dichter". Die „Biene" Nr. 29 summt folgendermaßen: „Zwei Dinge vor Allem sind es, von denen ich mir gar keine Vorstellung machen kann; sie heißen Langeweile und Männerfreundschaft." Daß sich Ritter Braun von Braunthal von letzterer keine Vorstellung machen kann, glauben wir gern; von der erstern wird sich dagegen Jeder, der diese Aphorismen liest, eine Vorstellung machen können. Einige erhebliche Trivialitäten schreiben wir noch ab, erstlich den Vierzeiler:

Bienen schwärmen nicht allein,
Sammeln Wachs und Honig ein.

Ferner:

Sie liebte Herrn von A,
Sie liebte Herrn von B,
Ist beim Z nun beinah'
Und ohne Mann noch, o weh!

Und Nr. 81:

Es stehn in schöner Näh
Das A und B und C,
Jedoch bis zu dem Z
Vergeht ein Alphabet.

Übrigens ist das Büchlein mit einer so erheblichen Menge von Druckfehlern ausgestattet, wie sich Ref. nirgend erinnert gefunden zu haben. Kaum eine Seite vergeht, ohne daß der Sinn vom Setzer grausam verunstaltet ist, und Druckfehler wie dieser: „Seine Ausdauer im Kottillon ist harrend" für „horrend" sind in dem Büchlein nur Kleinigkeit. Es waltet ein eigenes Geschick über diesem Buche; wo keine Gedankenfehler sind, schleichen sich mindestens Druckfehler ein. 16.

Literarische Notiz.

Ein wahrer Gewinn für die Staatswirthschaftslehre ist folgendes neuerdings in Paris erschienene Buch: „Cours d'économie politique", von M. Rossi, Pair von Frankreich. Ein solches Werk that wirklich Noth, um diese Wissenschaft in Frankreich wieder in die Höhe zu bringen, denn nach dem Tode von Jean Baptiste Say war sie da in einen Discredit gefallen, aus welchem die Schriften der Herren Dutens, Alban de Villeneuve, Blanqui und Andere nicht geeignet waren dieselbe zu ziehen. Rossi ist ihnen allen an geistiger Kraft, gründlichem Denken, Wissenschaftlichkeit und Beredtsamkeit weit überlegen. Nur wäre es zu wünschen gewesen, daß der Verf. Zeit gefunden hätte, seine im Collége de France gehaltenen Vorlesungen über die Staatswirthschaft zu einem mehr systematischen Werke umzuarbeiten, worin jede Lehre für sich nach einer strengen logischen Methode und vom Bekannten zum Unbekannten vorschreitend, auseinandergesetzt worden wäre; er würde dadurch den ihm gebührenden Platz unter den vorzüglichsten Schriftstellern unserer Zeit um so eher eingenommen haben. Die Ideenverbindung ist jedoch in seinem Cursus bewundernswürdig. In einer und derselben Vorlesung behandelt er die verschiedensten Fragen, umfaßt er die heterogensten Materien, ohne daß man die geringste Schwierigkeit fühlt, ihm zu folgen, so fest ist der Kitt, der die Materialien verbindet. Die in die Staatswirthschaftslehre Eingeweihten werden aus diesem Buche Vergnügen und Nutzen ziehen; die noch Uneingeweihten aber werden Mühe haben, einen gründlichen Unterricht daraus zu schöpfen. 13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonntag, — Nr. 178. — 27. Juni 1841.

Mahlmann's sämmtliche Schriften. Acht Bände. Nebst Mahlmann's Biographie. Leipzig, Volckmar. 1840. Kl. 8. 2⅔ Thlr.

Vielen deutschen Geistern ergeht es wie Mahlmann, der in seiner Epoche ein bedeutender Mitbeförderer der Literatur, einige Decennien nach seinem Tode nur noch einer allgemeinen Richtung nach, oder etwa durch eine oder die andere kleine Schrift, welche immer zu seinem Namen genannt wird, bekannt bleibt. So kann Mahlmann's unter uns nicht gedacht werden, ohne daß man des „Herodes vor Bethlehem" erwähnt, allerdings eine charakteristische, aber doch nicht die einzige bedeutende Hervorbringung dieses schönen Geistes. Hieraus folgt nun, daß der uns oft gemachte Vorwurf der Unerkenntlichkeit gegen unsere ausgezeichneten Geister nicht gänzlich unverdient ist, oder, daß unser Reichthum so groß sei, daß wir der Genien zweiten Ranges schnell zu vergessen berechtigt sind. Wir halten das letzte Motiv für richtiger. Ein Geist wie Mahlmann, in der heutigen italienischen oder spanischen Literatur auftauchend, würde ohne Frage an der Spitze derselben stehen; in Deutschland ist sein Verlust kaum wahrgenommen worden.

Nichtsdestoweniger ist es ein schöner, mannichfaltiger und kunstgeweihter Geist, der mit ihm schlafen ging; ein Mann, dessen Hinterlassenschaft zu sammeln, nicht ein Werk der Coterie oder der Freundschaft, sondern eine Pflicht der Pietät und ein Verdienst um die Literatur ist. Der Sammler und der Biograph Mahlmann's bleibt ungenannt — er bezeichnet sich nur als K. L. —, aber er hat unsern vollen Dank verdient. Eine mit Liebe und mit Geschick geschriebene Biographie erinnert uns zunächst an den Werth des Mannes, den ein gutes Portrait uns wieder vor Augen bringt. Mahlmann, 1771 in Leipzig geboren, im elften Jahre verwaist, auf der Fürstenschule zu Grimma gleichzeitig mit Seume und Fischer gebildet, dann auf der Universität Leipzig weniger der positiven Rechtswissenschaft, als der Philosophie, Geschichte und den Sprachstudien lebend, von Weiße in die Hallen der Dichtkunst eingeführt, dann Hauslehrer in Liefland (bis 1795), hierauf Redacteur der „Eleganten Zeitung", später als Besitzer der „Leipziger Zeitung" von dem Gewalthaber hart verfolgt und sogar auf die Festung nach Erfurt abgeführt, endlich zurückgezogen seiner Muse lebend, in glücklicher Ehe auf seinem Gute bei Leipzig den Naturfreuden hier gegeben, Hofrath, Ritter, begeisterter Freimaurer, sein vielfaches Geistesleben am 16. Dec. 1826 in Frieden beschließend, behauptete sich stets als ein Mann von unbescholtenem Bürgersinn und als ein rüstiger Förderer der ächten geistigen Bergmannsarbeit, die in Deutschland nicht ungeschlummert kann, und als ein gänzlich unabhängiger Literaturfreund. Seine lyrischen Poesien athmen erhabenen Sinn, Naturliebe, Gottvertrauen, ehrenhaftliche Schätzung, Fülle und Reinheit der Seele; in der Satire, im Antiphantischen Lustspiele hat er Werke hinterlassen, die nach langer Zeit für Muster in der Gattung gelten müssen; sein „Herodes", dem die größte Bedeutung zugleich zuerkannt wurde, reinigte unsere Literatur von dem Kobold-geiste der Hypersentimentalität mit einem Schlage. Im Märchen, diesem mystischem Literaturkinde unerkennbaren Geschlechts, reiht er sich dicht an den unvergleichlichen Musäus an, sein „Marionettentheater" steht fast einzig da und in der prosaischen Erzählung leistete er, was in seiner Zeit und bei der Verschrobenheit, in der diese Literaturform damals noch lebte, zu dem Hervorragendsten zu rechnen war. Dies sind Mahlmann's Ansprüche auf Nachruhm, oder wenigstens auf eine fortlebende und dankbare Erinnerung, so oft von den Bestrebungen unserer Literatur im ersten Decennium des Jahrhunderts die Rede ist, in dem er seine Stelle hat.

Die vorliegende Sammlung seiner Schriften gibt nun zunächst im ersten und zweiten Bande Mahlmann's Poesien. Manches Lied darunter ist zum deutschen Gemeingute geworden. Wer kennte beispielsweise nicht die durch edeln Ernst, religiöse Erhebung und Gangbarkeit hervorstechenden Lieder: „Ich denke an euch, ihr himmlisch schönen Tage", oder das „Gebet der Kinder", den „Vater Martin" und so viele andere von Naumann und Andern in Musik gesetzte Lieder, oder hätte die gesellige Weise: „Freude, holdes Götterkind", und „Was ist's, das uns sterbliche Geister entzückt", nicht mit innerer Lust einmal mitgesungen? Es herrscht ein eigener Geist inniger Gottergebenheit und reiner Naturliebe in Mahlmann's Gedichten, der freilich von unserer in verschiedenste Richtungen zersplitterten Zeit weder recht genossen noch volle gewürdigt wird. Aber seine einfache Kraft, schwellende Fülle, Anmuth der Gedanken, der Bilder und des Wortes muß

auch jetzt noch seiner Muse Freunde gewinnen. Der „Kirchhof von Ottensen" und „Saul und David" schienen Mahlmann selbst seine besten Errungenschaften zu sein; wir möchten jedoch andern, wie dem „Jüngling und Wanderer" im ersten Bande, „All's Lehren", „Schwermuth und Gebet" ein größeres Gewicht beilegen. Von Nachahmung findet sich in Mahlmann keine Spur, wie es denn zu seinen anzuerkennenden Eigenthümlichkeiten gehörte, eine durchaus selbständige Literaturstellung zu behaupten; nur im Liede trifft er mit dem angefochtenen Matthiſſon und mit Hölty in demselben Geiste zusammen, gewiß aber ohne sie zu Vorbildern oder gar zu Vorbildnern zu nehmen. Die Lyrik Mahlmann's erscheint niemals anders als im Gewande des Wohllauts und der Harmonie; natürlich, wie der Gedanke, ist auch sein Ausdruck, harmonisch, wie jener, findet er stets eine harmonische Form; alles Gewaltsame, Erzwungene, Fremdartige und Fernliegende vermeidet er; das Nahe, Innige, Gefühlte ist sein Element.

Die prosaischen Schriften Mahlmann's beginnen im dritten Bande mit den Erzählungen „Benno", „Die Urne" und „Eduard's Wanderung". Derselbe Geist der Innigkeit und des Friedens, wie in seiner Lyrik, wie er zu den Zerrissenheiten einer spätern Periode im grellsten Contraste steht, ist als Grundton auch hier festgehalten. „Die Urne" ist ein Familiengemälde, in dem nur die Gesprächsform stört; „Eduard's Wanderung zum Ehestande" spricht wenig an und steht ähnlichen Erzählungen von Horn nach. Mit diesem ringt Mahlmann glücklich um den Preis im Märchen. „Prinz Bambu" im vierten Bande steht der „Gläsernen Kutsche" wenig nach und zeigt sich in launiger Erfindung überlegen. Der rasche feenhafte Wechsel der Scenerie, die sorgfältig verborgene Tendenz, die märchenhafte Zwecklosigkeit der Ereignisse, die treffliche, ganz harmonische Diction bilden bei Mahlmann ein entschiedenes Übergewicht in dieser Gattung. Seine Phantasie ist durchaus die eines schuldlosen Kindes, niemals tritt der Denker in der Verkleidung hervor. Dies gerade ist die schwere Aufgabe des Märchens, das ein Gedankenwerk sein soll, in dem der Gedanke sich so verbirgt, daß er nur dem Auge des Eingeweihten erkennbar wird. Die phantastische Erzählung „Biographie eines Engels" spricht dagegen die Reflexion an; Veredlung ist die höchste Aufgabe des Menschen. Ähnlicher Tendenz ist die Erzählung „Unschuld und Verdorbenheit", in welcher der Verf. zwar gegen den spröden Stoff einigermaßen zu kämpfen hat, jedoch der Naturliebe ein schönes Denkmal setzt.

Im fünften Bande begegnet uns unter den Erzählungen: „Cur der Eitelkeit", „Almanzina", „Adelheid von Montmorency" und „Stiller Gram", wieder ein liebliches Märchen: „Liamande", von der Gattung, in der Mahlmann den Meisterrang gewonnen hat. Für die philosophische Erzählung, für die Kunstnovelle, wie wir sie jetzt begreifen, fehlt ihm der Sinn; er hält nur den Ton der Allegorie fest, der entweder in der Erzählung mit symbolischer Tendenz, oder im Märchen seinen Ausdruck findet. Die Tieck'sche Novelle, welche in der Mitte liegt und die Gesellschaft aufnimmt, wie sie in poetischer Wirklichkeit da ist, bleibt ihm dagegen fremd. Die Charakterentwickelung, die breite und gemächliche Schilderung geht ihm ganz ab, es ist, als hielte er sie der Mühe nicht werth, oder als ließe das poetische Element in ihm ihre Entwickelung nicht zu. Er dichtet, aber er erzählt nicht.

Im sechsten Bande treffen wir mit dem „Herodes vor Bethlehem" auf die dramatische Hinterlassenschaft Mahlmann's. Diese in Aristophanischem Geiste geschriebene, eine scharfe Geißel schwingende Tragikomödie machte gleich bei ihrem ersten Erscheinen das größte Aufsehen; es war der Todesstreich für das Thränendrüsenstück, für die sich breit machende Jämmerlichkeit. Den Zweck spricht der Prolog deutlich aus:

Sag ihm: über Niobe's Schmerzen
Werd' ich nicht scherzen.
Denn, wo das ewige Schicksal den Menschen erreicht,
Mit mächtigem Arm ihn niederbeugt,
Da ist ein Tempel, da steht ein Gott,
Da schweigt der Witz, da verstummet der Spott.
Aber das sentimentale Weh
Der Naumburger modernen Niobe? —
Gibt es doch bei allen Soupers
Ein Dutzend solcher Niobes!...
Und Laokoon, o Herr und Meister,
War der auch ein sächsischer Viertelsmeister?
Allen Schulen und allen Schulmeistern,
Allen zwölftausend erhabenen Geistern,
Die alphabetisch Herr Meusel uns nennt,
Mache gebührend dein Compliment.
Doch die unzähligen zärtlichen Seelen,
Die sich den Jammer zum Labsal erwählen,
Mit Ach und Weh und Thränenvergießen,
Sich das arme Bischen Leben versüßen,
Die überlasse du allzumal
Ihrer wunderseligen Qual,
Ihrer curiosen nassen Freude.

Wie es mit der Entstehung dieser köstlichen Satire herging, erzählt uns der Biograph auf anziehende Art. Mahlmann wohnte mit Kotzebue einer Vorstellung der „Hussiten vor Naumburg" bei. Reichlich flossen die Thränen der Zuschauer, reichlich schluchzte das Parterre. Auch Mahlmann wischte sich eine Thräne aus den Augen; da drückte der glückliche Autor neben ihm dankgerührt ihm die Hand. Dies aber war das Signal zu einer totalen Peripetie bei Mahlmann. Der Genius der Kunst zuckte in ihm empor und auf der Stelle beschloß er das falsche Unmaß durch die Geißel des Witzes zu strafen: „Herodes, der triumphirende Viertelsmeister" entstand. Nichts beweist mehr als dieser Vorgang, daß die echte Kunst in Mahlmann einen lebendigen Jünger hatte. Dem Ref. begegnete ganz Dasselbe bei einer Darstellung der Müllner'schen „Schuld". Den Erbfeind aller echten Kunst, das Unmaß zu strafen, ward auch ihm Bedürfniß, und nach langer Prüfung ist er noch heute der Meinung, daß alle Kunst ihr Urgesetz im Maße habe, dem der Genius selbst unterworfen ist. Mahlmann kam, nachdem dies Thema im „Herodes" abgethan war, niemals wieder auf dasselbe zurück, er schätzte Kotzebue, der noch immer seine nicht eroberte Stelle in unserer Literatur hat, vielmehr hoch, was nur für die Unabhängigkeit und die Reinheit seines

Urtheils Zeugniß gibt, wie es für die Mannichfaltigkeit seines Geistes spricht. Seine übrigen Arbeiten dieser Gattung, seine Marionettenschauspiele, verfolgen alle ein anderes Thema. Mit diesen Stücken, in welchen Mahlmann fast einzig dasteht, war es ihm ein großer Ernst. Er bestimmte sie mit Bewußtsein dazu, nicht blos seiner Laune Luft zu machen, sondern durch sie unsere Schaubühne zu reinigen, ein tiefergeschöpftes, echt deutsches Lustspiel auf Aristophanischen Ideen zu gründen, den Deutschen zu zeigen, was das Lustspiel in seiner nationalen Selbständigkeit sein und werden könne. Seine Bemühungen sind verloren gegangen; sie fielen in eine unglückliche, der Kunst ungünstige Zeit; aber er hat uns die Bahn vorgezeichnet, Spuren und Fußtapfen hinterlassen, und es wäre der Mühe werth, daß sich unter unsern jüngern kritischen Geistern ein Fortsetzer seines gutbegonnenen Werkes fände. Freiheit, Lebendigkeit, groteske Charakterzeichnung, die Elemente dieser Gattung, meinen wir, müßten für einen Genius wahrhaft verführerisch sein, und so benutzt, wie Mahlmann dies im „Bezauberten Prinzen" gethan hat, erfreuliche Erscheinungen hervorrufen. Die Lauge geistreichen Spottes ist bei den asthenischen Zuständen unserer Bühne ein wahres Zeitbedürfniß, und wo kann diese freier wirken als in geistreichen Marionettenspielen, wie Mahlmann sie für große und kleine Puppen uns hinterlassen hat. Haben auch die Interessen sich verloren oder geändert — das Übel ist geblieben und heißt noch eben wie damals: Übermaß. Mag die Negation der Satire auch endlich einem Geiste zweiter Ordnung angehören, dieses plötzliche Erwachen und Sichzurechtfinden, wie es bei Mahlmann eintrat, deutet immer auf einen wahren Künstler.

Der siebente Band enthält das allerliebste Trauerspiel für Marionetten „König Violon und Prinzessin Clarinette", und das geniale Lustspiel „Simon Lämmchen oder Hanswurst und seine Familie". Sind die literarischen und theatralischen Verkehrtheiten, welche diese Stücke geißeln, auch dermalen fast vergessen, wir können diese geistreichen Satiren doch nicht anders als mit ästhetischem Vergnügen wiederlesen. Horaz und Aristophanes gewähren uns aus keinem andern Grunde Genuß. Besonders ist im „Simon Lämmchen" Alles frisch, lebendig und von geistigem Reiz vom Prolog, welcher die Wirthshausschilder des deutschen Journalismus so ergötzlich malt, bis zum „Gelt, Hanswurstel hat's gut gemacht?"

Erhabne Kinder des erhabenen Lichts,
Ihr Wortemacher über das wortreiche Nichts!
Die ihr, früh wenn der Morgen graut,
Bis spät, wenn der Abend niederthaut,
Am Pulte sitzt und an der Feder kaut —
Bald traurig wimmert, bald lustig fiedelt,
Mit Einfällen wuchert, mit Gedanken jädelt,
Mit euern Werken, die kein Perv bezahlt,
Um billigen Preis auf den Märkten prahlt —
Ihr großen Geister, mit geschäftigen Händen,
Verehrungswürdige deutsche Scribenten!

Wer hat denn seit langer Zeit die deutschen Journalisten so geistreich neckend angeredet? Oder ein so witziges Gespräch geschrieben wie das zwischen Banise und Johannes Wurstius im zweiten Aufzuge dieses Lustspiels:

Banise.
Wo sind denn Ihre Kritiken zu lesen?

Hanswurst.
Hinter der Zeitung, da brauch' ich meinen kritischen Besen.
So — zwischen Steckbriefen und Todesfällen
Pfleg' ich so meine Urtheile hinzustellen —

Banise.
Sagen Sie, Bester, lieben Sie die Griechen?

Hanswurst.
O Aypte, Aypteis, Aypteton,
Da weiß ich viel zu erzählen von!

Banise.
Himmel, welche glückliche Stunde!
Vater, das Griechische fließt ihm vom Munde ...

Banise.
Sie lieben wol die Trauerspiele nicht.

Hanswurst.
Ha, ha, hab manchmal in einer Nacht
Drei, vier solche Dinger mit einmal gemacht.

Banise.
Wie! Also treiben Sie auch Poesie?

Hanswurst.
Und daran, meine Beste, zweifeln Sie?
Blitz! Ich treib' sie die Kreuz und die Quer
Wie ein geduldiges Schaf, so vor mir her.
Denn, offenherzig muß ich es sagen,
Das gute Thier kann viel vertragen u. s. w.

Sollte die deutsche Lesewelt, die sich an „Berlin wie es ist" erfreut, wirklich zu ernst und zu gallsüchtig geworden sein, um sich an solcher liebenswürdiger Laune zu freuen? Oder aus welchem andern Grunde hat Mahlmann keinen Nachfolger in diesem heitern Gebiete gewonnen? Jede Zeit sammelt ihren Schatz von Verkehrtheiten auf; es fehlt nur daran, daß Jemand komme, der den Schatz zu heben im Stande sei.

Im achten und letzten Bande sehen wir Mahlmann als Dramaturgen und Kritiker. „Vom Vorurtheil gegen Schauspieler", „Über die Wiedereinführung des Hanswurst", „Über Emporbringung der deutschen Bühne", „Über das Komische", „Über die Oper", „Über die Liebe bei den deutschen Dramatikern" — über diese und verwandte Gegenstände hat Mahlmann zu seiner Zeit gewürdigte, aber längst verhallte Worte gesprochen, den Denker, wie den gemüthlichen Menschen und den Kunstjünger gezeigt, und wir sind ihm dafür Dank schuldig geworden.

Doch es mag an dieser Erinnerung genügen. Mahlmann, wir hoffen es, hat nicht umsonst gelebt. Seine geistreichen dramatischen Satiren sichern ihm einen Platz in unserer Literatur, seine Märchen einen Rang neben den Ersten, seine lyrischen Gedichte einen solchen unter den Geistern zweiter Ordnung, seine Selbständigkeit und sein liebenswürdiger Charakter einen Ort in unserer bleibenden Erinnerung. Die Sammler und Herausgeber seiner Nachlassenschaft aber haben unsern Dank verdient und der Augenblick war ihrem zu rechter Stunde begonnenen Unternehmen günstig. 39.

Die Bibel als ein Menschenwerk betrachtet. Umrisse zu einer Geschichte derselben, in Briefen an seine Freunde, von Claudius. Paris, Renouard. 1841. 8. ⅚ Thlr.

Wir möchten gern von diesem in Paris über die Bibel gedruckten Buche recht viel Gutes sagen, wenn uns das Buch nur irgend hinreichende Ursache dazu geben wollte. Zuvörderst müssen wir bemerken, daß dasselbe nicht, wie man nach dem Titel glauben könnte, eine Herabsetzung der heiligen Schrift beabsichtigt, sondern im Gegentheil mit allerhand Zweifel über den Text der biblischen Urkunden, über die unsichere Art, in der uns derselbe überliefert ist, und über die Schwierigkeit einer ausreichenden, hebräischen Sprachkenntniß enthält. Über alle solche Dinge sind wir aber in Deutschland hinlänglich gut unterrichtet und schon die Artikel von Niemeyer und Gesenius über die Bibel in der „Allgemeinen Encyklopädie der Künste und Wissenschaften" wiegen ein Buch, wie das vorliegende ist, vollständig auf, ohne einmal an die vortrefflichen Stellen in Herder's, Goethe's, Joh. v. Müller's Werken und in Rousseau's „Émile" zu erinnern. Was nun über das biblische Manuscript, über gedruckte Bibeln, deutsche, englische und andere Übersetzungen, über die Vulgata, Septuaginta und den Kanon der biblischen Bücher hin und her geredet ist, findet sich bei uns theils in den Einleitungen berühmter Theologen in die Schriften des Alten und Neuen Testaments, theils in den besondern Büchern Schott's, Weidemann's, Grashof's und Anderer weit besser und ausführlicher dargestellt. Endlich wird man sich mit der Widerlegung Spinozistischer Ansichten heutzutage wol auch nicht viel mehr abgeben — kurz, man wird das, überdies in sonderbarer Briefform abgefaßte Buch ohne große Befriedigung aus der Hand legen. Denn auch bei weniger gelehrten Lesern oder im praktischen Gebrauche wird man mit der hier und da aufgestapelten Gelehrsamkeit nur sehr wenig anzufangen wissen. H.

Literarische Notizen.

So umfangreich auch die neuesten Listen über literarische Erscheinungen aus England sind, so wenig bieten sie des Hervorstechenden und allgemein Interessanten, indem sie sich zum beiweitem größten Theile auf neue Ausgaben, Fortsetzungen literarischer Unternehmungen und theologische Literatur beschränken. Es ist wahrhaft staunenswerth, in welcher großen Anzahl von neuen Auflagen eine Masse von Werken in England ihr Leben immer wieder von neuem verjüngen. Zwar ist auch dort in neuerer Zeit die Klage laut geworden, daß die angekündigte neue Ausgabe sich auf die veränderte Zahl auf dem Titelblatte beschränkte und dieses nur eine erneuerte Firma sei, hinter welchen man die alte Waare wieder finde. Aber andererseits gibt sich sowol in jener Erscheinung der conservative Sinn der Engländer kund, als es wiederum umgekehrt aus ihm erklärlich wird, daß sich ein Buch, welches einmal von einem gewissen Range als praktisch anerkannt ist, eine lange Generation von Auflagen zu sichern vermag; kein Volk hat so wie das englische „standard works". Unter den Werken, welche nach nur kurz vorher erfolgtem Erscheinen bereits eine neue Auflage nöthig gemacht haben, bemerkt man Bulwer's neueste Novellen „Night and morning", und „Lelia; or, the Island", von Miß Tytler. An Fortsetzungen erschien in Corner's „Historical library" als siebenter Band die Geschichte von Deutschland. Von Alison's „History of Europe" soll Anfangs Juni der neunte Band ausgegeben werden, welcher bis auf die Restauration von 1814 herabgehen wird, worauf der zehnte das Werk mit der Geschichte des letzten englisch-amerikanischen Krieges, des Congresses zu Wien und der Hundert Tage bis zur Thronbesteigung von Madrid, sowie mit einem Index über das Ganze schließen soll. Die ersten sieben Bände haben bereits dritte und zweite Auflagen erlebt. Von Charles Knight's „Pictorial edition" der Werke Shakspeare's ist der zweite Band der „Comedies" erschienen. Im Verfolge der bei Whittaker erscheinenden „Popular library of modern authors" befindet sich eine Übersetzung von Lange's afrikanischen Vorlesungen von Walt. K. Kelly. Auf dem von alten und neuen Erbauungsbüchern, sowie Schriften über englisches Kirchenwesen erfüllten theologischen Gebiete trifft nur die „History of the church of Scotland" von dem Vers. des Artikels über die Geschichte Roms in der „Encyclopaedia britannica", W. M. Hetherington, hervor, deren erster Band die Geschichte bis 1592 führt. Das ganze Werk soll in vier monatlich aufeinander folgenden Bänden vollendet werden. Die Verfasserin des allgemein anerkannten Werks: „A summer amongst the bocages etc.", Miß Costello, hat diesem „The Queen's poisoner; or, France in the sixteenth century" folgen lassen. Das ethnographische Fach ist bereichert worden durch S. Fowler's „Three years in Persia" (2 Bde.) und Joseph und Henry Bullar's „Winter in the Azores and summer at the baths of Furnas" (2 Bde.). Die meiste Ausbeute gibt unter den schwebenden Verhältnissen die Literatur über China. Das beste in dieser Hinsicht neuerdings erschienene Werk sind J. F. Davis' „Sketches of China". Der Vers. hat bereits früher eine Beschreibung jenes Landes geliefert, welche sich die Geltung eines „standard work" in ihrem Fache zu verschaffen gewußt hat; die vorliegenden Skizzen, welche sich vorzüglich mit den diplomatischen und auswärtigen Beziehungen Chinas beschäftigen und das hinterlistige Wesen der Politik seiner Regierung in scharfen Zügen schildern, bilden einen würdigen Nachtrag zu dem vorigen. In umgekehrten Verhältniß scheinen G. T. Lay's „The Chinese as they are" aus einer Materialiensammlung zu einem künftigen umfassenden Werke entstanden zu sein, als dessen Vorläufer das gegenwärtige gelten kann. Der Vers. steht Davis nicht unbedingt zur Seite. Auch Sam. Ridd, Prof. der chinesischen Sprache und Literatur an der Londonuniversität, hat ein Werk unter dem Titel „China, its symbols, philosophy, antiquities, government, costums and superstitions" versprochen. Dagegen hat die bei uns wohlbekannte Sarah Austin den Blick ihrer Landsleute auf ein näheres Gebiet, die deutsche Literatur, zu lenken gesucht durch eine Übersetzung von „Fragments from german prose writers". Die schöne Literatur Englands selbst liegt ziemlich unbedeutend; nur William Carleton's „The fawn of spring vale, and other tales" (3 Bde.) sind als einigermaßen hervortretende Erscheinung zu nennen, obgleich sie, gleich andern neuen irischen Novellen, in der fast übertriebenen Schilderung des traurigen Looses des irischen Volks, die durch keine versöhnenden Elemente gemildert wird, fehlt. Die beste der in dem Buche enthaltenen Erzählungen ist „Das Mißgeschick Barny Branagan's", welche sich von dem gerügten Fehler frei gehalten hat und von der Vers. Talente günstige Hoffnungen erweckt. Das Buch ist passender Weise Wordsworth gewidmet. Miß Pratt hat „Dawnings of genius" erscheinen lassen; von Lord John Manners ist „Englands trust, and other poems" angekündigt.

Die werthvolle Handschrift Virgil's, die Petrarca besaß, mit seinen eigenhändigen Worten über seine geliebte Laura, befindet sich jetzt in der Ambrosianischen Bibliothek. Sie war in Folge der französischen Revolutionskriege nach Frankreich gekommen, ward aber von der Restauration wieder ausgeliefert. Darnach ist die irrthümliche Angabe zu berichtigen, als befinde sie sich nicht mehr in Italien, welche auch Thomas Campbell in seiner Biographie Petrarca's gefolgt ist. 47.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 179. — 28. Juni 1841.

Die Unzulänglichkeit des Symbolzwanges in der evangelischen Kirche. Aus den symbolischen Büchern und deren Beschaffenheit selbst nachgewiesen von K. G. Bretschneider. Leipzig, Vogel. 1841. Gr. 8. ⅚ Thlr.

Die Reformation ist die erste Thatsache des freien denkenden Geistes, der die moderne Welt durchdringt, sie ist aber auch ihrer Natur nach die folgenreichste. Aus ihrem Schooße sind alle Phasen und alle Gestaltungen des neuen europäischen Lebens emporgestiegen, das Schicksal und die Bildung der Völker, unsere gesellschaftlichen und staatlichen Bewegungen und unsere Wissenschaft — Alles hat in ihr Ursprung, Anstoß und seine geschichtliche Taufe erhalten. Von diesem universellen Gesichtspunkte aus die Reformation angesehen, stellen sich die Bemühungen, die theologische Wissenschaft und die kirchliche Praxis des Protestantismus fernerhin den Lehr- und Bekenntnißschriften des 16. Jahrhunderts, den symbolischen Büchern, zu unterwerfen, in ihrem ganzen traurigen Lichte dar; sie sind nicht allein ein Abfall von dem lebendigen Geiste der Gegenwart, sondern auch der unmittelbarste Angriff auf sein Freiheitsprincip und auf die erste und größte Thatsache desselben, auf die kirchliche Reformation selbst.

In der That! die verschiedenen Männer und Parteien, die der protestantischen Wissenschaft mit dem Joche des Symbolzwanges drohen, lassen uns auch nicht im Zweifel, daß ihre Anstrengungen und Tendenzen überhaupt gegen das moderne Leben und sein Freiheitsprincip gerichtet sind; ihre Namen bezeugen hinlänglich, wie sie alle im Lichte und in dem Rechte der Gegenwart eine traurige Rolle spielen. Obenan stehen die Freunde einer neuen Hierarchie, die gern auf den Trümmern des 16. Jahrhunderts ein neues geistliches Reich mit Mütze und Gewalt des Papstes gründen möchten. Sie gehen Hand in Hand mit den politischen Jesuiten, denen der freie Staat und die freie Gesellschaft ein Greuel ist, und die recht wohl wissen, daß die protestirende Kirche auch den protestirenden Staat geboren hat. Beide Parteien bemühen sich aus Grundsatz die beschränkte und von der starren Äußerlichkeit der katholischen Welt inficirte Bildung des 16. Jahrhunderts geltend zu machen; aber ihnen zur Seite steht das große combinirte Heer aller Derer, die aus geistiger Ohnmacht oder Rohheit von der hellen Vernunft und der Bildung der Gegenwart verlassen sind: die sogenannten Frommen. Die Glaubenshelden der alten Kirchendogmatik und ihre Gegenfüßler, die frommen Herzen, sonderbar! das Lutherthum und das Muckerthum begegnen sich hier und verklagen als ungebildete Theologen, als verworrene und kurzsichtige Rechts- und Staatslehrer, oder als eifernde Dilettanten in der Religionswissenschaft, laut den sittlichen, religiösen und wissenschaftlichen Zustand unsers Jahrhunderts, um an dessen Stelle nach Belieben die rohe Zucht und die Willkür ihres eigenen Geistes zu setzen.

Für die modernen Jesuiten, welche es planmäßig dunkel machen und, wie die Hengstenbergische „Kirchenzeitung" offen gestanden, „die Lüge", das heißt unsere protestantische Wissenschaft und Bildung, mit den Waffen der Lüge bekämpfen wollen, gelten keine Gegengründe; sie werden sich trotz aller Logik der gebildeten Vernunft, der Geschichte und des gesunden Menschenverstandes vom Egoismus nicht curiren lassen. Aber Denen, die aus geistiger Faulheit und Abneigung vom Denken und Untersuchen, mit Abneigung gegen die fortgesetzte Protestation und Befreiung des Geistes befangen sind, glaubt der aufgeklärte Verfasser der vorliegenden Schrift einen Dienst zu erweisen, wenn er ihnen die Nichtigkeit und Unmöglichkeit ihrer Wünsche und Bestrebungen an der Sache selbst zu Gemüthe führt. Und er hat Recht; eine Berufung auf die speculative Wahrheit wäre eine Berufung auf Gründe, die von dem befangenen Kirchengläubigen und dem frommen Herzen hartnäckig von der Hand gewiesen werden: der Proceß muß immer wieder mit der Reflexion über das Factum anfangen und der gesunde Menschenverstand, den Niemand ganz verleugnen kann, seine Kritik an dem historischen Thatbestande vollziehen. Wenn indessen der hochgeschätzte Verf. die historische Kritik der symbolischen Schriften als die siegreichste und unwiderstehlichste Waffe gegen den Symbolzwang bezeichnet, so müssen wir ihm widersprechen, denn diese Kritik ist rein negativ und fördert vor der Hand in kein anderes Stadium der Wahrheit, als in den Zweifel.

Die Geschichte, die Grund- und Lehrsätze der Reformatoren und der symbolischen Bücher, wie deren Verhältniß zu einer unbefangenen Auffassung der heiligen Schrift selbst bilden demnach in der vorliegenden Schrift den Gegenstand der Untersuchung. Der Verf. stellt die historische Wahrheit an die Spitze, daß den Reformatoren die Bi-

bellehre über Alles galt, und daß diese die Basis war, auf welcher die Trennung von dem katholischen Dogma und Kirche allein vor sich ging. Bei seiner meisterhaften Bekanntschaft mit dem Stoffe hätte es ihm nicht schwer werden können, diesen obersten Grundsatz der Reformatoren mit ihren wörtlichen Aussprüchen vielfach zu bezeugen; besonders dürfte aber die Erklärung Luther's auf dem Reichstage zu Worms hierher gehören: „daß er nicht widerrufen könne, er werde denn durch die Zeugnisse der heiligen Schrift, oder durch helle und klare Gründe und Ursachen überwiesen". Darauf geht der Verf. auf die Entstehung und die Geschichte der Symbole ein; die trefflichen Auseinandersetzungen, die er hierüber gibt, lassen sich in folgende Sätze zusammenfassen:

Die augsburger Confession ist eine Staatsschrift, welche auf Befehl des Kurfürsten von Sachsen von einigen wittenberger Theologen abgefaßt und von den protestirenden Ständen allein unterzeichnet und dem Kaiser in der Absicht übergeben wurde, die vorgenommenen kirchlichen Veränderungen damit zu rechtfertigen; ihr ursprünglicher Zweck ist also nicht die Darstellung der protestantischen Glaubensartikel, selbst dann nicht, wenn ihr die zur Abfertigung von ketzerischen Beschuldigungen beigefügte Apologie Melanchthon's als Ergänzung zugestanden wird. Erst auf dem Convente der Protestirenden zu Schmalkalden bekam der augsburger Aufsatz den Charakter eines kirchlichen Bekenntnisses, indem die abgeordneten Theologen der protestirenden Stände unterzeichneten und aussprachen: daß alle Geistliche nach der augsburger Confession und der von Melanchthon gefertigten Apologie dächten und lehrten. Damit waren aber wol die schmalkalder Artikel als Glaubensnorm, aber auf keinen Fall als Lehrnorm öffentlich anerkannt worden. Vielmehr wuchs der augsburger, in Schmalkalden wiederholten Confession die Qualität einer Lehrnorm zuerst als eine Privatsache der theologischen Facultät zu Wittenberg zu, welche in dem, von Melanchthon verfaßten und 1535 vom Kurfürsten genehmigten Statut festsetzte: „es solle die reine Lehre des Evangeliums übereinstimmend mit der augsburger Confession treu (pie et fideliter) vorgetragen werden; woraus sich aber die Folgerung ergibt, daß die Bekenntnißschrift als solche angenommen wurde, weil ihre Harmonie mit der heiligen Schrift vorausgesetzt ward: ferner, daß das Symbol als Lehrnorm nur für die kursächsischen Lande vorerst Verbindlichkeit haben konnte. Erst 1580, nach den heftigsten (und bekanntermaßen skandalösen) Streitigkeiten der verschiedenen Theologen und kirchlichen Parteien, wurde auf Anregung der protestantischen Fürsten von einigen gelehrten Theologen in der sogenannten Formula concordiae das augsburger Glaubensbekenntniß und die übrigen bis heute als symbolische geltenden Schriften für die lutherischen Protestanten zur Glaubensnorm erhoben und bestätigt. Zur gründlichen Einigkeit in der lutherischen Kirche, erklären die Verfertiger der Concordanz, sei ein summarischer, einhelliger, aus der heiligen Schrift gegangener Begriff und Form nothwendig; diese Summe dürfe sich aber nicht auf Privatschriften, sondern auf solche gründen, die in der Kirchen, welche zu einer Lehre und Religion sich bekennen, approbirt und angenommen seien. Für solche normative Schriften erklären sie nun: 1) die Bücher der heiligen Schrift selbst, „weil dieselben allein die einzige und wahrhaftige Richtschnur sind, nach der alle Lehre und Lehrer zu richten und zu urtheilen"; 2) aber erklären sie auch die bekannten symbolischen Schriften als normativ, „weil sie aus Gottes Wort gezogen sind", sowie unter der Voraussetzung, daß sie dem allgemeinen Bekenntnisse der Gemeinden entsprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

1. Belgium, by *J. Emerson Tennent*. Zwei Bände. London 1841.
2. On the copyright of designs, by *J. Emerson Tennent*. London 1841.

Das Mitglied des britischen Unterhauses J. Emerson Tennent hat während der Dauer der diesjährigen Parlamentssitzung Muße genug gefunden, das Publicum mit zwei Schriften zu beschenken, welche jedoch keineswegs den Vorwurf begründen, als vernachlässige er die ihm durch seine politische Stellung zur Pflicht gemachte Thätigkeit zu Gunsten der schriftstellerischen, sondern mehr oder minder in Bezug auf parlamentarische Interessen stehen. Überhaupt mag hier die gelegentliche Bemerkung nicht zurückgehalten werden, daß es nicht allein darauf ankommt, einer Maßregel in der Mitte einer gesetzgebenden Versammlung den Sieg zu gewinnen, sondern daß es von ebenso großem Belange ist, für dieselbe in der Masse des Volks, bei welchem sie soeben zur Ausführung gebracht werden soll, eine Überzeugung zu schaffen; daß mithin Derjenige seiner Stellung als Mitglied repräsentativer Körperschaften am meisten gewachsen sein möchte, der nicht blos durch seine Stimme sich Majoritäten im Hause zu erkämpfen, sondern auch außer demselben durch seine Feder die Beistimmung der öffentlichen Meinung sich zu sichern weiß. Wenn es daher auf der einen Seite als eine Einseitigkeit getadelt werden muß, daß Cormenin, in immer gleicher Ferne von der Tribune sich haltend, nur in dem Pamphlet eine Oppositionsmasse zu finden glaubt, so würde es auf der andern nur eine, in ihrer Art nicht anders als aristokratisch zu nennende Vornehmthuerei sein, einzig und allein für parlamentarische Voten eine Bedeutung gelten zu lassen; im Gegentheil, wo Fähigkeit zur vereinten Übung beider Thätigkeiten vorhanden ist, wird Tennent's Beispiel Beachtung und Nachahmung verdienen. Leider ist dabei zu beklagen, daß Tennent sich auf beiden Gebieten, und zwar auf dem literarischen vielleicht noch mehr als auf dem parlamentarischen, den Erfolg seiner Wirksamkeit selbst abgeschnitten hat, aus dem einfachen Grunde, weil er kein fester politischer Charakter ist. Ohne Rücksicht auf den Standpunkt seiner politischen Meinung in Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft zu nehmen, liegt es doch sehr nahe, daß plötzlicher Wechsel in derselben zwar mit moralischer Unbescholtenheit sich vertragen könne, aber immerdar das Vertrauen auf die intellectuelle Befähigung der betreffenden Persönlichkeit untergraben muß. Erfahrung kann politische Meinungen modificiren, gereiftes Alter das Streben nach Extremen verleiden; aber die bedeutendern Grenzlinien moralischer Fragen sind zu scharf bezeichnet, als daß sie sich in einem Geiste, welcher sie sich scharf eingeprägt hat, ganz und gar verwischen ließen, und ein plötzliches Umspringen von einem Extreme zum andern läßt allemal auf Mangel an ursprünglicher Auffassungsgabe schließen, oder auf Unfähigkeit, zwischen dem Wesen und den Zufälligkeiten einer Sache, zwischen dem Werthverhältnisse einer bedingenden und einer untergeordneten Frage einen Unterschied zu machen.

Nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit irgend einer der schwebenden Parlamentsfragen setzt die Erste der

angebrachten Schriften Tennent's. Aber gerade hieraus bestätigen sich die über seinen persönlichen Charakter vorausgeschickten Bemerkungen; denn sie enthält eine seltsame Vermischung von Wahrem mit Falschem, zahlreiche Fehlschlüsse aus theilweise richtigen Thatsachen, welche nur von Mangel an gesunden und tiefdurchdachten Grundsätzen herrühren können: ein Vorwurf, der um so stärker hervortritt, da der Verf. das ihm zu Handen liegende Material so gut als immer möglich benutzt und dem schon ziemlich erschöpften Gegenstande durch Anführung der ihm zu Gebote stehenden statistischen Angaben den Reiz der Neuheit zu geben gesucht hat. „Belgium" charakterisirt sich durch eine in unsern Tagen mehr und mehr selten werdende Animosität gegen Belgien, nicht als Nation, sondern als Staat: der Hauptgrund, den es gegen die belgische Revolution geltend macht, ist der angebliche unglückliche Einfluß auf Handel und Manufactur. Dieser wird aus dem Factum erwiesen, daß die Manufacturisten von Gent heftige Gegner der Revolution gewesen seien, theils wegen der dadurch herbeigeführten Gefährdung des Marktes für ihre Erzeugnisse, theils aus persönlichen Rücksichten auf König Wilhelm und die große Gunst, mit welcher dieser ihre Industrie ermuthigt und an deren Gewinnsten Theil genommen hatte. Es spiegelt sich in dieser Beweisführung der erste Eindruck, den Tennent auf seiner Reise von dem Lande gerade in Gent erhielt, ab, und dieser macht ihn völlig unempfänglich gegen die Ansicht der besten Ökonomiker des Landes, daß das Baumwollengeschäft 1830 sich in einem ziemlich unersprießlichen Zustande befunden habe, indem es trotz des königlichen Schutzes und der unverhältnißmäßigen Geldbewilligungen, die man ihm von dieser Seite aus zu machen geneigt war, sich doch nicht aufrechthalten konnte. Die unmittelbaren Folgen der Revolution, die Verringerung der einheimischen Consumenten und die Ausschließung von den niederländischen Colonien waren jedenfalls ein harter Schlag für die belgische Industrie; aber aus Tennent's eigener Darstellung folgt, daß die Belgier in keinem Falle bei ihrer unmäßigen Speculationssucht bestehen konnten. Er constatirt nach Briarionne's Vorgange die Abnahme der Baumwollenmanufacte während der Jahre 1833—39 um 60 Procent, während sich die Einfuhr der feinern baumwollenen Waaren, in denen die Belgier den Engländern und Franzosen nachstehen, wesentlich gar nicht vermindert hat; dabei hat sich aber doch die Zahl der Webemaschinen in Gent seit 1830 um 2000 vermehrt; dessenungeachtet, so unerklärlich für Tennent selbst dieser Umstand ist, so findet er die Ansprüche der belgischen Baumwollenmanufacturisten nicht außer der Ordnung, welche in einer Petition an die Kammern verlangten, die Regierung solle einen jenem überspannten Verhältnisse entsprechenden Zustand schaffen, indem sie der Industrie denselben Schutz zukommen lasse, den diese vor der Revolution genossen habe, und, bis dahin, außerordentliche Anstrengungen mache, um das Geschäft überhaupt aufrecht zu erhalten. Im seltsamen Widerspruche hiermit steht Tennent's Bemerkung, nur die Industrie verspreche einen Erfolg, welche sich auf einheimische Producte stütze; daß dagegen aller Vortheil verschwinde, sobald das rohe Material erst von außen eingeführt werden müsse, oder man mit dem Maschinenwesen mehr bevölkerter Länder zu concurriren habe. Selbst auf ihrem einheimischen Markte können sich die belgischen Manufacturisten nur durch das falsche System von Schutzzöllen, mithin durch eine Belastung der Bevölkerung erhalten. Kurz, der Vorwurf, welcher der gegenwärtigen Ordnung der Dinge in Belgien gemacht wird, beschränkt sich darauf, daß man einen unnatürlichen Zustand, der entweder vor ihr entstanden, oder wenigstens durch frühere Vorgänge angeregt worden ist, nicht zu erhalten vermag. Der Opposition der industriellen Interessen gegen die Revolution könnte mit gleichem Rechte der Widerwille der übrigen Classen der Bevölkerung, namentlich der landbauenden, gegen die holländische Regierung entgegengesetzt werden; eine gleiche Gesinnung gegen die jetzige Ordnung auch unter diesen könnte nur von Enttäuschung unrichtiger Erwartungen von der Kraft der Nationalregierung zur Hebung aller Übelstände herrühren. Tennent hält mit vollem Rechte die Zerstückelung großer Völker für ein moralisches, sociales, politisches und commerzielles Unglück, vergißt aber dabei, daß die von ihm selbst verlangte Nationaleinheit der Bevölkerung in den vereinigten Niederlanden keineswegs vorhanden war; und aus diesem Grunde verliert die Antwort, welche er aus einer Vergleichung der Vergangenheit und der Gegenwart zieht, indem er sagt: „Hätte Belgien, als integrirender Theil Hollands, nicht die poetische Genugthuung, eine Nation, statt einer Provinz, zu sein, so hätte sie mindestens den substantiellen Genuß von Freiheit, Wohlstand und einträglicher Industrie", alle Bedeutung. Gerade aber die Bedeutung und die Folgen von Auflösung bestehender Völkerunionen zu erweisen, das ist der Zweck, wozu Belgien als Mittel gebraucht wird: die daraus gezogenen Schlußfolgerungen erhalten dann alsbald ihre praktische Anwendung auf die heimischen politischen Verhältnisse, und zwar auf die irische Repealbewegung; aber eine solche Vermischung politischer Abstractionen mit Darstellung und Beurtheilung thatsächlich gegebener Verhältnisse und praktischer Verfolgung politischer Tendenzen vermag keinen Gesammteffect hervorzubringen, indem sie von vornherein jeden der untergeordneten Zwecke in ein ihm ursprünglich nicht eigenthümliches Licht stellt. Auch ist die genannte praktische Tendenz des Buchs mit einer Haftigkeit durchgeführt, die jede andere Wirkung, als gerade die beabsichtigte, hervorbringen muß. Während bei Beurtheilung der niederländischen Verhältnisse der übel berechnete religiöse Eifer Wilhelm's I. als Fehler anerkannt wird, vermag Tennent doch zur Erhaltung der irischen Union zur Wiederaufnahme feindlicher Maßregeln gegen die Religion der Irländer zu rathen.

In Parallele mit Tennent's persönlichem Auftreten während der laufenden Parlamentssitzung steht seine Schrift: „A treatise on the copyright of designs" etc. Der dem Anscheine nach minder wichtige Gegenstand gewinnt an Bedeutung, wenn man ihn mit den Bemühungen zusammenstellt, welche der Geist in den verschiedensten, namentlich in den constitutionellen Ländern macht, sich für die äußern Erzeugnisse seiner Productivität durch die Gesetzgebungen ein bestimmt ausgesprochenes, mehr oder minder umfangreiches persönliches Recht sicherstellen zu lassen. Sind auch die Erfolge dieser Bemühung zum Theil vereitelt worden, theils durch überwiegende Oppositionen, wie bei der Talfourd'schen Bill, theils durch reine Zufälligkeiten, wie man sich deren leider in den letzten Tagen bei parlamentarischen Verhandlungen mehr hat zu Schulden kommen lassen als früher, wie bei dem Gesetzentwurf über literarisches Eigenthum in der französischen Deputirtenkammer, so dürfen doch solche Niederlagen des Augenblicks keineswegs für völlige Beendigung des Kampfes angesehen werden. Es mag vielleicht gelehrter Kastenstolz sich einigermaßen dadurch verletzt fühlen, wissenschaftliche Werke und Erzeugnisse der Literatur mit so geringfügigen Sachen wie Fabrikmustern auf einen Fuß gestellt zu sehen; Buchhändler und Buchdrucker finden es im ersten Augenblicke vielleicht nicht ganz ihrer Würde entsprechend, vor dem Gesetze über geistiges Eigenthum mit dem Musterdrucker in eine Kategorie geworfen zu werden; aber mag auch die Thätigkeit der letztern Branche mit der Production der erstern höchstens annäherungsweise sich vergleichen lassen, die Rechtsquelle jedoch, aus welcher sich die gesetzlichen Bestimmungen für beide herleiten lassen, fließt aus demselben Boden. Mit dieser nun, nämlich mit Aufsuchung der Principien aus der sogenannten Metaphysik des Rechts beschäftigt sich Tennent weniger; die Behandlung der Frage nimmt alsbald die unmittelbar praktische Richtung dahin: soll der Staat dem Arbeiter in Kunstsache den Gewinn seiner Arbeit sichern, oder ihn ferner eine Beute der Gewissenlosigkeit bleiben lassen, welche entnimmt, wo sie nichts niedergelegt, erntet, wo sie nicht gesäet hat. Tennent will in einem Gesetze über das Eigenthumsrecht nicht blos ein Mittel zur Sicherung eines mäßigen Gewinns für die Unternehmungen eines talentvollen Mannes erblicken, sondern in

einem geordneten Verhältnisse, welches dem Genie den Lohn seiner Erfindungen gewährleistet, soll zugleich ein großes und in seiner Art einziges Anstoßmittel für die Entwickelung des öffentlichen Wohlstandes und zum Fortschritte der einheimischen Manufacturen liegen. Die zeitherige Gesetzgebung über den Gegenstand war ganz wirkungslos, der in ihr festgestellte Schutz von drei Monaten kein Schutz. Niemand war zeither schlimmer daran als gerade der ursprüngliche Erfinder von Mustern, außer dem Verluste an Zeit und Capital, den er erlitt, ward er in der ganzen Ökonomie seines Geschäftes gestört: in dem Augenblicke, wenn er auf die Verwendung gelieferter Muster rechnete, mußte er oft frische fertigen; der Nachdruck vernichtete oft geradezu den Vertrieb der Artikel, von welchem er seine Bezahlung erwartet hatte; das Vertrauen der Kunden ward erschüttert, da diese sehr frühzeitig Nachbildungen seiner Waaren zu weit niedrigern Preisen, als den seinigen, auf dem Markte fanden, was hauptsächlich seinen Grund in einer wesentlich schlechtern Ausführung des Nachdrucks hat. Unzählige Fälle sind vorgekommen, in denen sich der Erfinder von seinen Abnehmern die schreiendsten Ungerechtigkeiten hat gefallen lassen müssen. Eine Änderung der Gesetzgebung war daher unumgänglich erfoderlich. Die Gründe der Opposition gegen eine solche Reform sind wesentlich dieselben, welche überhaupt gegen jedes sogenannte geistige Eigenthum angeführt werden, und können somit als bekannt vorausgesetzt werden; gerade aber auf den Unterschied zwischen der Production der literarischen Presse und des Manufacturwaarendrucks gründet sich der Einwand, daß Zeichnungen und Muster viel zu geringfügige Dinge seien, als daß sie einen besondern gesetzlichen Schutz verdienten; aber im Gegentheile sind dieselben sowol der Möglichkeit nach als in der Wirklichkeit oft Gegenstände einer theuern Production und eines werthvollen Besitzthums. Die Kosten beschränken sich nicht auf Herstellung des Apparats für den Musterdruck; nach Procenten berechnet, kann eine große Zahl der gefertigten und gekauften Zeichnungen gar nicht gebraucht werden. Es ist offen erwiesen, daß ein Fünftel bis ein Zehntel der producirten Muster als nutzlos bei Seite gelegt werden: die Kosten dafür müssen natürlich mit zu denen der zum wirklichen Gebrauche erlesenen geschlagen werden. Von wesentlichem Einflusse ist der Geschmack des Publicums, bei welchem eine ausgeführte Zeichnung häufig eine ganz andere Wirkung hervorbringt, als sie sich auf dem Papiere ausnimmt; man hat durchschnittlich berechnet, daß von 500 Mustern eines Hauses nur 100 von entschiedenem, 50 von mäßigem Erfolge sind, das Übrige fehlschlägt. Noch müssen endlich die keineswegs unbedeutenden Kosten für Versuche über die Wirkung von Zeichnungen in verschiedenen Farbencombinationen in Anschlag gebracht werden. Eben dieser Schutzlosigkeit ist die geringe Ausbildung beizumessen, welche die Musterzeichnung in England erfahren hat, namentlich z. B. im Vergleiche mit Frankreich, wo der Schutz bereits länger als 100 Jahre besteht, und noch 1806 die Prudhommes-Conseils zur leichtern und strengern Handhabung der betreffenden Gesetze eingeführt wurden. Gerade in Bezug auf das Ausland erheben zwar die Gegner Tennent's den Grund, daß man die englischen Muster dort nachdrucken werde, wenn es in der Heimat nicht mehr thunlich sei. Diese Befürchtung ist zunächst für den Augenblick bei der schlechten Beschaffenheit dieses Industriezweigs in England ganz leer; würde sich aber durch eine ganz natürliche Wechselwirkung der Zustand der Fertiger der Muster zugleich mit dem der Musterzeichnung selbst in England günstiger stellen, so könnte man es dort ganz unbesorgt mit der ausländischen und inländischen Piraterie zusammen aufnehmen. Der Grund, daß ein gesetzlicher Schutz der Musterzeichnungen die Eigenthümer veranlassen würde, so hohe Preise auf ihre Waaren zu setzen, daß dadurch fremde Concurrenz herbeigeführt werden würde, widerlegt sich von selbst kurz dadurch, daß dieselben für den Fall, daß sie eine solche Tollheit begehen sollten, bald ihrem eigenen Schaden fühlen würden. Zudem würden schwerlich Bestechung und andere unredliche Mittel, wenn auch noch so kunstvoll angewendet, den Ausländer in den Stand setzen, so zeitig sich Muster aus England verschaffen zu können, daß er mit deren Nachbildungen in wirksame Concurrenz zu den durch ihn Beeinträchtigten treten könnte. Endlich verräth aber diese ganze Beweisführung mit der Furcht vor ausländischem Nachdrucke Grundsätze, wie sie nur einer zwischen Piratenstaaten gültigen Staatsökonomie zu Grunde liegen könnten. Der Erfolg der Bemühungen Tennent's, diese seine, hier in kurzem Umrisse geschilderten Ansichten zur Geltung zu bringen, ist aus den Parlamentsverhandlungen der heurigen Sitzung bekannt. 80.

Literarische Notizen.

In Paris sind erschienen: „Mémoires d'une Polonaise pour servir à l'histoire de la Pologne depuis 1764 jusqu'à 1830" (2 Bde.), von Mad. Françoise Krembicka. Unter den belletristischen Werken ist ferner zu nennen: „Femmes de la régence", von Paul Musset, historische Novellen, welche ein geistvolles Gemälde der Sitten des vergangenen Jahrhunderts und treue Portraits aus dieser interessanten Epoche darbieten. Mit einer gefälligen Lectüre verbinden diese Historiettes noch das Verdienst, daß sie über Personen, von denen man die längste Zeit über nur den Namen kannte, wahrhafte und merkwürdige Details enthalten. Ferner sind erschienen: „Oeuvres choisies de *J. Petit-Senn*", 2 Bände, wovon der erste prosaische, der zweite poetische Arbeiten enthält; „Requête poétique à Mr. de Lamartine", von Demselben; „Le commandeur d'Argental, épisodes du seizième siècle", von dem Chevalier Pourret de Gauds; „L'écueil", von Ch. de Bernard; „Julien", von Mad. A. Comte (Zaya); „La petite reine; Mad. de Rieux", von Mad. Charles Reybaud (H. Arnaud); und der dritte und letzte Band von „Quatre ans sous terre", von J. Lacroix.

Eugène Bareste, der gelehrten Welt bereits durch mehre philologische und archäologische Schriften bekannt, gibt jetzt eine neue Übersetzung der „Iliade" und „Odyssee" heraus, welche unter dem Titel eines „Homère illustré" erscheint. Mehr als die Übersetzung, deren Treue und Eleganz man rühmt, dürften jedoch die 300 Vignetten, welche nach griechischen Sculpturen und etruskischen Vasen von de Lamud, A. Devilly und A. Titaux componirt sind, der Hauptkern der Unternehmung und der leitende Gedanke des Buchhändlers sein. Die Übersetzung ist mit Commentaren, einem Leben Homer's, einer Geschichte der Homerischen Dichtungen und einer Einleitung zur „Iliade" und „Odyssee" versehen.

Unter den nachgelassenen Papieren des verstorbenen Professors an der pariser Akademie, Millin, fand man eine sehr wichtige und interessante Correspondenz zwischen dem Philosophen Malebranche und Dortous de Mairan, welche eine der kräftigsten Widerlegungen enthält, die jemals über das philosophische System des Spinoza geschrieben wurden. Diese Correspondenz ist gedruckt und von dem Herausgeber, Hrn. Feuillet de Conches, dem Institut überreicht worden. Victor Cousin, welcher gerade an diesem Tage in der Akademie der moralischen Wissenschaften den Vorsitz führte, ergriff diese Gelegenheit, um auf die Wichtigkeit dieser Veröffentlichung aufmerksam zu machen.

In vier Bänden oder 64 Lieferungen erscheint eine „Histoire politique, religieuse et littéraire du midi de la France", von Mary Lafon, Mitglied der königlichen Gesellschaft zur Erforschung der französischen Alterthümer. Jeder Band enthält eine Karte. 5.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 180. — 29. Juni 1841.

Die Unzulänglichkeit des Symbolzwanges in der evangelischen Kirche. Aus den symbolischen Büchern und deren Beschaffenheit selbst nachgewiesen von K. G. Bretschneider.

(Fortsetzung aus Nr. 179.)

Die wichtigen Folgerungen, welche der Verf. an verschiedenen Stellen seiner Schrift aus dieser historischen Betrachtung unserer Symbole zieht, sind etwa in Kürze folgende. Die Reformatoren selbst haben eigentlich die symbolischen Bücher nicht zur Lehrnorm, sondern vielmehr nur zu ihrem und ihrer Zeit Glaubensbekenntnisse erhoben. Indem die spätern Theologen auf Befehl der Fürsten in der Concordienformel die Bekenntnisse der Reformatoren zur Lehrnorm der protestantischen Kirche gemacht, so haben sie entschieden dem Grundsatze der Reformation und ihrer Begründer widersprochen, nach welchem alle Tradition und Kirchenlehre zu verwerfen und nur eine „klare", vernünftige Auslegung der heiligen Schrift als oberste Richtschnur für den neuen Glauben anzunehmen ist. Diese Abweichung von dem Grundsatze der Reformation hört um so mehr auf für uns verbindliche Kraft zu haben, als jene Theologen wiederholt voraussetzten: daß die symbolischen Bücher nichts Anderes als Gottes Wort enthielten, während doch die philologischen und historischen Wissenschaften der neuern Zeit nun darthun, daß sich nicht allein die Verfertiger der Concordanz, sondern auch die Reformatoren selbst in ihren zeitigen Ansichten vom Inhalte der heiligen Schrift vielfach geirrt haben. Die Bestimmung, daß die symbolischen Schriften der lutherischen Kirche einzig und allein die wahre Bibellehre enthielten, war eine sehr eigenmächtige und willkürliche der Verfasser der Concordanz, da alle andern in jener Zeit geschulten und gegen die päpstliche Kirche streitenden theologischen und kirchlichen Parteien mit eben dem Rechte und mit eben der Umgehung wissenschaftlicher Beweise die Bibel als die Quelle ihrer Glaubensformeln in Anspruch nahmen; wie die reformirten Theologen, die Schule Melanchthon's, die Flacianer, die Osiandristen u. s. w. Die Verfertiger der Concordanzformel haben aber auch laut und deutlich erklärt, daß sie die symbolischen Schriften nur darum für allgemeine und bindende Normen wollen gelten lassen, weil sie keine Privatmeinungen, sondern das allgemeine und überall bekannte Glaubensbekenntniß enthalten; sie haben auf das allgemeine Bedürfniß, die allgemeine Praxis und die allgemeine Bildung bei Bestimmung des Lehrbegriffs Rücksicht genommen und damit auch für uns das Recht und die Pflicht ausgesprochen, daß wir an die Fassung eines neuen Lehrbegriffs gehen müssen, wenn wir sehen, daß die alten Symbole mit dem religiosen Geiste unserer gegenwärtigen Gemeinden nicht mehr übereinstimmen.

Der Verf. geht von der Geschichte der Symbole zur Beleuchtung der Hauptgründe über, die gewöhnlich im Interesse des Symbolzwanges angegeben werden. Der erste ist der oft gemachte, vielbeliebte, aber das Wesen des Streites selbst gar nicht berührende staatsrechtliche Einwand: „die Protestanten Deutschlands hätten ihre politisch-rechtliche Anerkennung im deutschen Reiche nur als Bekenner der augsburger Confession 1555 und 1648 im westfälischen Frieden erhalten; auch sei in gleicher Weise auf dem wiener Congresse 1815 ihre Anerkennung erfolgt". Hr. Dr. Bretschneider fertigt diesen Grund umständlicher ab als er es eigentlich verdient: er macht nämlich Folgendes geltend: Abgesehen davon, daß nach dieser Behauptung nur die augsburger Confession, nicht aber die andern Symbole in den verschiedenen protestantischen Kirchen rechtliche Verbindlichkeit haben — eine Thatsache, die für die kirchliche Dogmatik die wesentlichsten Folgen haben würde —, so haben 1530, bei Überreichung der Confession die Protestanten auf das feierlichste erklärt und diese Erklärung stets wiederholt, daß sie dieses Bekenntniß allein darum zu dem Ihrigen gemacht, weil sie gefunden, daß es der heiligen Schrift angemessen; worin von selbst der Vorbehalt eingeschlossen ist, daß die Protestanten nur so lange an dem Bekenntnisse festhalten können, als wie lange und inwieweit sie die Confession mit der heiligen Schrift übereinstimmend finden. 2) Die Protestanten haben sich 1530 und 1555 ausdrücklich das Recht vorbehalten, noch anderweitige Lehrbestimmungen zu treffen, und haben dieses Recht 1537 und 1580 mit Fertigung der schmalkalder Artikel, mit Aufnahme der lutherischen Katechismen und der Concordanzformel ohne Widerspruch von Kaiser und Reich geübt: sie haben selbst das, noch in der augsburger Confession für nothwendig erklärte dritte Sacrament und die Privatbeichte abgeschafft, ohne daß die katholische Seite des Reichs dagegen Einspruch erhoben hätte. 3) Es ist historisch unwahr, daß 1530 oder 1555 oder 1648 die Protestanten von Kaiser und Reich, d. h. von den katholischen Ständen, als Kirche anerkannt worden sind; denn

wiewol die protestirenden Stände amtlich nach der augsburger Confession benannt wurden, so hat doch der Kaiser 1530 die augsburger Confession gemisbilligt, dieselbe von katholischen Theologen widerlegen lassen und die Apologie Melanchthon's gar nicht angenommen. Auch haben weder die folgenden Kaiser noch die katholischen Stände die protestantische Kirche formell und rechtlich anerkannt und neben die katholische im Reiche gestellt, schon darum nicht, weil sie dies als Laien nicht thun konnten; der Papst selbst aber hat es noch viel weniger gethan. Erinnern müssen wir hier, daß der Verf. die nothwendige Anführung und Auslegung der geschichtlichen Documente unterlassen hat, auf welche gerade in diesem Falle seine Gegner ihre Behauptung stützen. 4) Weder 1555 noch 1648 haben die katholischen Stände mit den protestantischen auf diese Weise Frieden geschlossen, daß die Ursache und Bedingung des Friedens das Festhalten an der augsburger Confession gewesen wäre; sondern die katholischen Mächte sind durch Waffengewalt dahin gebracht werden, daß sie das friedliche Versprechen gegeben, den protestantischen Ständen in Sachen der Religion nichts mehr anzuhaben. Schließlich führt aber auch der Verf. noch mit Recht an, daß, nachdem das alte deutsche Reich aufgelöst und die protestantischen Fürsten und Staaten von den katholischen, von dem Kaiser und dem Papste völlig unabhängig geworden, von einer solchen staatsrechtlichen Verpflichtung, wo überhaupt die contrahirenden Parteien fehlen, nicht mehr die Rede sein kann. Was jedoch die absurde Berufung auf den wiener Congreß und die deutsche Bundesacte betrifft, so resumirt sich der Einwurf des Verf. etwa in den Fragen: von Wem hätten sich die protestantischen Staaten und Regierungen ihre Religion und ihre Kirche sollen sanctioniren lassen! vom Papste, von Sardinien, von Modena, die ihre erneuerte Existenz den protestantischen Waffen verdanken? oder vom besiegten Frankreich, von Portugal, von Spanien? Und wo ist die Clausel, die für England, Preußen und die andern protestantischen Staaten und Kirchen deren Existenz zugesteht unter der Bedingung, daß sie an gewisse kirchliche Glaubenssymbole halten? Wo ist endlich in der deutschen Bundesacte der Paragraph, welcher der protestantischen Kirche ein ewiges Festhalten an ihren frühern Bekenntnißschriften auferlegt? Ob die deutsche Bundesacte überhaupt einen solchen Paragraph enthalten könne, sowie, ob die Weise, mit welcher von den frühern deutschen Reichsfürsten die symbolischen Bücher zu gesetzlichen Lehrnormen erhoben wurden, mit den protestantischen kirchenrechtlichen Begriffen übereinstimme, diese wichtigen Punkte läßt der Verf. merkwürdigerweise ganz unberührt.

Zu diesen vielen Gründen können wir aber nicht hinzuzufügen unterlassen, daß es im Allgemeinen ein Zeugniß von Beschränktheit, Gemeinheit und Feigheit sei, wenn man sogar in neuester Zeit, abgesehen von der innern Wahrheit des Gegenstandes, durch solche äußere Gründe und mit den verrosteten Waffen früherer Jahrhunderte die Fortbildung und Entwickelung der heiligsten Interessen der Menschheit zu hindern gedenkt. Eine solche Anwendung des Staatsrechtes aufgelöster und abgelebter Verhältnisse, möge sie sogar den Schein historischer Berechtigung tragen, würde bei consequenter Durchführung die ganze Weltgeschichte und alle Kirchengeschichten in die ärgsten und wildesten Rechtsverletzungen auflösen. Namentlich würde es aber dabei dem Christenthume schlecht ergehen, das sich fast überall zuerst gegen die bestehenden Ordnungen und Gesetze geltend gemacht hat; die Reformation selbst aber müßte, sollte nicht jederzeit der Spruch gelten, daß man Gott mehr als den Menschen gehorchen muß, von staatsrechtlicher Seite als eine rechtlose Revolution verdammt werden, da sie, ganz gegen die Verträge und Bestimmungen des heiligen römischen Reiches, vielfach mit Waffengewalt geltend gemacht wurde und mehr als alles Andere die Auflösung des Reichsorganismus befördert hat. Indessen angenommen, wir wären durch den letzten wiener Frieden, oder durch einen neuern politisch-rechtlichen Act an die Glaubens- und Lehrsysteme des 16. Jahrhunderts in Sachen der Religion gebunden worden, müßte es nicht in dem Augenblicke, wo wir das Gewicht dieser Fessel auf unser Gewissen und unsere Überzeugung drücken fühlten, unserer protestantischen Fürsten und Staaten heiligste und erste Pflicht sein, aufs Neue das Recht des freien Geistes geltend zu machen und gegen einen solchen Zwang zu protestiren? Wie schlecht ist es, sich auf Verbindlichkeiten zu berufen und das Wesen der Verbindlichkeit außer Acht zu lassen!

Ein anderer, aus der Sache selbst entnommener und darum würdigerer Grund für den Symbolzwang liegt in der Behauptung: „das Wesen einer Kirche fodert ein gemeinschaftliches, öffentliches Bekenntniß, an welchem die Gemeinschaft erkannt werde". Zuvörderst hätten wir hier gewünscht, daß der Herr Verf. tiefer in seinen Gegenstand eingegangen und den Begriff der protestantischen Kirche aus ihrem Principe und ihren leitenden Grundsätzen, den Ansichten und Dogmen der hierarchischen Partei gegenüber, näher bestimmt hätte. Es würde ihm, dem in die Sache trefflich Eingeweihten, nicht schwer geworden sein, durch eine Reihe von Documenten und geschichtlichen Aussprüchen der Reformatoren zu beweisen, wie es nicht in ihrem Willen lag, noch dem Principe nach, das in ihnen lebte, liegen konnte, eine äußere, geschlossene, lehrende Kirchencorporation, mit dem Charakter der materiellen Einheit und Unfehlbarkeit, mit traditionellen Dogmen und Formen zu stiften, sondern wie sie vielmehr auf die apostolischen Zeiten des Christenthums zurückzugehen suchten und den Begriff der neuen Kirche als die unsichtbare Gemeinschaft aller Derer faßten, die in der Erkenntniß und dem Glauben an die Wahrheiten der heiligen Schrift und der Offenbarungen durch Christum miteinander verbunden sind. Er mußte ferner, ohne daß er sich dabei auf den Geist und das wahrhaft innere Princip des Protestantismus einlassen durfte, aus den Bestimmungen der Reformatoren über die äußere Constituirung der evangelischen Kirche beweisen, daß ihre Ansichten und Verordnungen untereinander schwankend, ihren Hauptgrundsätzen, nach welchen sie die Reformation vollzogen, widersprechend und vielfach von den Zeitumständen und dem noch frischen Einflusse des Katholicismus bedingt worden seien. Aus dem reformatorischen Grundsatze allein, daß nur eine freie und klare Erforschung der heiligen Schrift zum wahren christlichen Glauben und

darum zur wahren Kirche führen könne, hätte der obige Einwurf schon seine gänzliche Erledigung gefunden. In diesem Grundsatze liegt die Folgerung, daß die Bibel nicht einmal selbst ein Symbol sei, sondern daß sie die einzige Quelle, aus welcher der Christ jeder Zeit und jeder Bildungsstufe seinen Lehr- und Glaubensbegriff schöpfen müsse: aber auch, daß die protestantische Kirche, um die Freiheit der Forschung und des Glaubens ungeschmälert zu bewahren, jede unmittelbare, äußere Lehrnorm, möge sie auch zu welcher Zeit, von welchen Männern, unter welcher Bildungsstufe abgefaßt sein, nicht anders als verwerfen könne. Merkwürdig ist die Begriffsverwirrung, in welche der Verf. gerade über diesen Punkt gerathen ist. Anstatt durch historische Beweise darzuthun, daß die protestantische Kirche nach ihren leitenden Grundsätzen weder eine äußere, das Leben roh spaltende Kirchengemeinschaft, und darum auch kein äußeres Band in der Form von bestimmten Lehrbegriffen bedürfe, läßt er den Begriff der protestantischen Kirche unerörtert, sondern sucht nach „einfachen", festen und „sichern" Merkmalen, die dem evangelischen Christenthume als ein gemeinschaftliches Eigenthum zum gemeinschaftlichen Bande dienen sollen. Er thut hiermit nichts Anderes, als daß er seinen, an einem andern Orte angeregten Plan realisiren und die protestantische Kirche mit einem neuen Symbole beschenken will: und wir versehen uns nun auch keines Andern, als daß er auf seinem historischen Standpunkte diejenigen Lehren und religiösen Vorstellungen anführen werde, die sich seiner Anschauung als die Stamina des Christenthums ergeben haben. Aber plötzlich verläßt er den historisch-empirischen Standpunkt und bricht in den Satz aus: „die allen monotheistischen Religionen zu Grunde liegende Glaubenseinheit ist der Glaube an einen Gott". Das ist wol wahr, aber diese philosophische Reflexion gehört in die Religionsphilosophie; sie umfaßt kein positives Glaubensbekenntniß, sondern die Kategorien des Seins und der Einheit. Wenn er nun, um den christlichen Monotheismus näher zu charakterisiren, fortfährt: „der specifische Charakter einer christlichen Religion ist der Glaube an Jesus Christus, den göttlichen Gesandten", so ist dieses in gleicher Weise eine inhaltslose Abstraction, welche die Juden und die Türken und die Bekenner noch mancher andern Religion machen können. Solche Abstractionen wird Jedermann unangefochten lassen müssen, aber sie enthalten weder die Momente einer wahrhaft objectiven, festen, begriffsmäßigen Auffassung des Christenthums, noch die dogmatischen Bestimmungen und Vorstellungen, welche einem gläubigen Gemüthe ein für alle Mal aus der historischen Quelle des Christenthums, aus den biblischen Schriften entgegentreten. Dieses Schwanken aber zwischen Begriff und Vorstellung, zwischen historischer und speculativer Auffassung und Bestimmung des Christenthums ist der Zustand des reflectirenden Verstandes, dem die äußere, rohe Thatsache nicht genügt, dem aber die höhern Kategorien der gebildeten Vernunft abgehen, um zu einer wahrhaften, objectiven, begriffsmäßigen Religionswissenschaft zu gelangen. Indem der Verf. nach seinen allgemeinen Bestimmungen über das Christenthum zum Unterschiede von protestantischer und römischer Kirche fortgeht, ist ebenfalls ersichtlich, wie er das Princip des Protestantismus nicht schlagend auszudrücken vermag. „Es muß aber dieses Unterscheidende", sagt er, nicht nothwendig im Dogma gesucht werden, sondern es kann auch nur im Cultus und in der Kirchenverfassung liegen; es bedarf auch dazu nicht einer Menge Merkmale, sondern nur eines oder weniger, welche den Charakter unserer Kirche bestimmen und ihren Unterschied von der Kirche, aus welcher sie schied, scharf bezeichnen." Nach diesem Vagiren kommt er nun in der That auf die Grundsätze der Reformation und findet die charakteristischen Merkmale des Protestantismus darin: daß er allein die Schrift als Regel des Glaubens und Lebens annehme und jedes sichtbare Oberhaupt der Kirche, namentlich den römischen Papst, verleugne. Das Innerliche, das treibende Princip und das Wesen des Protestantismus ist in diesen Grundsätzen freilich noch nicht ausgesprochen; aber das wird auch hier nicht gefodert, denn der Verf. will vielmehr durch geschichtliche Aufklärungen über die Reformation und ihre Grundsätze die traditionellen Ansichten erschüttern und auf eine tiefere Auffassung des Protestantismus hinleiten: hätte er nur immer dieses Ziel fest im Auge behalten!

(Der Beschluß folgt.)

Einiges über die neuesten Abdrücke deutscher Classiker.

Es war lange Zeit eine hergebrachte Klage in Deutschland, daß die trefflichsten Schriftsteller unsers Volkes ihre Werke in einer Gestalt müßten erscheinen lassen, die ihrem innern Gehalte durchaus nicht entspreche: müßten erscheinen lassen, weil sich die Verlagshandlungen aus wer weiß welchen schlechten Gründen zu einer würdigern Ausstattung ihres Eigenthums nicht verständen. Um diese Klage vollkommen begründet zu finden, braucht man nur an die ältern Taschenausgaben von Goethe und Schiller, an die erste Gesammtausgabe von Jean Paul, sowie an die des Schlegel-Tieck'schen Shakspeare zu erinnern. In den letzten Jahren ist diese Klage nicht nur verstummt, sondern es ist im Gegentheil von vielen Seiten das Lob der Verleger verkündigt worden, die auch in dieser Beziehung für die Würde unserer Literatur sorgten, eine Rücksicht, die allerdings den geschmackvollen, in allem Formwesen so genauen Engländern, den so vielfach an der Form haftenden Franzosen gegenüber gar wohl beachtet zu werden verdient. Wir besitzen jetzt in der That eine recht zierliche Ausgabe des Schlegel-Tieck'schen Shakspeare, wir erhalten soeben einen Jean Paul in demselben Gewande, wir haben endlich instar omnium einen Lessing, wo es fraglich ist, ob die äußere Ausstattung oder die innere Trefflichkeit der Ausgabe größeres Lob verdient, die zugleich das erste erfreuliche Beispiel ist, daß ein Mann von Lachmann's Verdienst und seltener Tüchtigkeit sich einem so mühsamen Geschäft für einen vaterländischen Schriftsteller der neuern Zeit unterzieht. Das meiste Lob aber hat in dieser Beziehung diejenige Verlagshandlung eingeerntet, die die Fürsten der deutschen Dichtung unter ihren Pressen hat, die J. G. Cotta'sche. So wenig nun auch zu leugnen ist, daß diese Buchhandlung mancherlei Verdienste um Verschönerung unserer Dichterwerke hat, so ist doch gerade von ihr, die überall zur allerhöchsten Buchhändleraristokratie gerechnet wird, zu verlangen, daß sie das Publicum nicht blos mit weißem Papier und scharfen Lettern abspeise, hinter diesem zierlichen Aushängeschild aber mancherlei arge Übelstände in der Ausstattung von Ausgabe zu Ausgabe fortschleppe. Wir betrachten es als ein gutes Werk, diese, gleich zu specificirenden Übelstände öffentlich

zu rügen, damit nicht durch völliges Stillschweigen eine Billigung oder ein Übersehen dieses am Publicum begangenen Unrechts ausgedrückt zu werden scheine.

In den Jahren 1835 und 1836 erschien bei J. G. Cotta eine sogenannte „Prachtausgabe" von Schiller's Werken, zwölf Bände groß Octav. Für Diejenigen, die ihre Büchersammlungen nur haben, um damit zu prunken, ist dies, was Papier, Druck und Format anbetrifft, allerdings eine „Prachtausgabe", nicht aber für Leute, die die Absicht haben, in ihren Büchern zu lesen, denn diese „Prachtausgabe" ist so durch Druckfehler entstellt, daß man sie kaum bei einem aus dem Manuscript gedruckten Werke entschuldigen würde, nimmermehr aber bei einem, dessen Correctur so ohne alle Schwierigkeiten ist. Wer sich davon überzeugen will, vergleiche nur einige Abschnitte dieser „Prachtausgabe" mit der neuesten, weit correctern, Taschenausgabe; in dem einen Aufsatze „Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon" (Bd. 10, S. 501—550 der „Prachtausgabe") haben wir bei flüchtiger Vergleichung mindestens 15 Abweichungen zwischen beiden Ausgaben gefunden, darunter etwa die Hälfte grobe, zum Theil sinnentstellende Druckfehler auf Seiten der „Prachtausgabe", wie „empfindlich" statt „unempfindlich" (S. 545) u. dgl. Aber noch von einer andern Seite ist diese „Prachtausgabe" auch für Sammler höchst unprächtig: von Seiten der beigegebenen Stahlstiche, die man zum beiweitem größten Theil gar nicht geschmackloser und plumper denken kann, als sie hier sind, wie wol Jedermann nach genommener Einsicht zugestehen wird. Ist nun das bei dieser „Prachtausgabe" Gesündigte einigermaßen, aber doch nur für Diejenigen, die keine „Prachtausgabe" verlangen, durch die neueste Taschenausgabe wieder gut gemacht, so ist es noch schlimmer, daß die kaum beendigte Taschenausgabe von Goethe's Werken nicht geringerm Tadel, zum Theil in derselben, zum Theil in anderer, nicht unbedeutenderer Hinsicht verfällt, da hier baldiger Ersatz durch eine neue Auflage nicht so schnell zu hoffen ist; indessen der zweite der Übelstände, die wir hier zu erwähnen haben, läßt sich noch tilgen, und wir wollen zur Ehre des Verlegers hoffen, daß es baldigst geschehe. Was Druck und Papier anbetrifft, macht diese neue Ausgabe auf das Auge in der That einen recht angenehmen Eindruck, auch an Correctheit des Drucks haben wir bis jetzt noch nichts auszusetzen gefunden; eine dankenswerthe Arbeit ist die neue Anordnung des Ganzen, endlich finden wir eine sehr werthvolle Zugabe in den beiden umfassenden Registern am letzten Bande, einem chronologischen und einem alphabetischen. Es erscheint nun aber zugleich eine „Galerie" von 40 Stahlstichen, die zwar den Namen eines berühmten Künstlers an der Stirne trägt, alles Kunstwerths aber, wenigstens in den ersten Heften, mit Ausnahme von ein oder zwei Blättern so gänzlich entbehrt, daß es ein wahres Glück ist, nicht zur Anschaffung derselben mit verpflichtet zu sein, denn diese Blätter in die zierlichen Bändchen einreihen könnte kein Mensch von nur einigem ästhetischen Gewissen. Das erste Heft dieser saubern Sammlung hat seine gerechte Würdigung bereits gefunden in den „Halleschen Jahrbüchern" (1840, Dec. Nr. 312). Alles dort Gerügte aber ist noch unendlich übertroffen durch ein Blatt zu den „Wahlverwandtschaften" im zweiten Heft; wenn die lebende Ottilie mit der hier abconterfeiten auch nur die geringste Spur der entferntesten Ähnlichkeit gehabt hätte, so wäre allen Verketzerern des Romans geholfen, denn dann wäre er unwahr von der ersten bis zur letzten Zeile. Dieses Blatt, von dem man nicht weiß, ob sich Zeichner, Stecher oder Drucker am ärgsten daran versündigt haben, aufs schleunigste durch ein anderes zu ersetzen, wäre Ehrenpflicht des Verlegers, aber der ganzen Sammlung freilich wenig genug dadurch geholfen. Weit schlimmer ist aber der zweite Punkt, den wir zu besprechen haben, denn er betrifft nicht ein Beiwerk, das nach Belieben weggelassen werden kann, sondern etwas zu der Ausgabe wesentlich Hinzugehörendes, das sowol bei dieser neuen Ausgabe, als bei der Ausgabe letzter Hand in 55 Bänden auf eine wahrhaft skandalöse Weise vernachlässigt worden ist. In den die „Beiträge zur Optik" und die „Farbenlehre" enthaltenden Bänden finden wir (Bd. 36 der neuen Ausgabe S. 423 und S. 445) Erklärung der Kupfertafeln, auf die überdies im Texte häufig verwiesen ist, von diesen Kupfertafeln selbst aber ist nichts zu sehen und zu hören; dasselbe Verfahren wiederholt sich Bd. 38, S. 248. Wenn man überdies weiß, wie hoch die erste Originalausgabe der „Farbenlehre" im Preise steht und wie schwer sie jetzt überhaupt zu haben ist, dann weiß man wirklich nicht, mit welchem Namen man eine solche Mißachtung des Publicums bei einer sogenannten „vollständigen" Ausgabe bezeichnen soll. Leider muß man vermuthen, daß die J. G. Cotta'sche Verlagshandlung vorausgesetzt hat, nur ein so kleiner Theil des Publicums werde sich für diese Arbeiten des großen Meisters interessiren, daß sie diesem ungestraft einen solchen Streich spielen könne. Jetzt ist es noch Zeit, diesem Mangel, dessen Beseitigung weniger kunstreiche, als sorgsame und genaue Hände verlangt, abzuhelfen; und so wollen wir denn hiermit im Namen des ganzen Publicums die Aufforderung an die besagte Verlagshandlung gerichtet haben, die fehlenden Kupfertafeln, vollständig und gehörig illuminirt, den Subscribenten schleunigst in einem besondern Hefte nachzuliefern, eine mäßige Nachberechnung dafür könnte man sich allenfalls gefallen lassen; hoffentlich aber wird die Verlagshandlung einsehen, daß ihre eigene Ehre noch mehr bei Erfüllung unserer Forderung betheiligt ist als das Interesse des Publicums. 119.

Literarische Notiz.

Von nicht geringem Interesse ist: „The life of Lord Clive", von dem Generalmajor Sir John Malcolm. Die Hauptbegebenheiten im Leben Clive's sind zu gleicher Zeit die der Eroberung Indiens, weil dieser große Mann dessen Held war und ihr den besten Theil seines Daseins widmete. Robert Clive, ältester Sohn eines Rechtsgelehrten, Richard Clive, von geringem Vermögen und sehr mittelmäßigen Geistesfähigkeiten, wurde auf dem Lande nicht weit von Manchester 1725 geboren. Robert scheint von seiner Kindheit an Beweise von der Willensstärke und der Unbiegsamkeit des Charakters gegeben zu haben, welche später Tugenden werden konnten, welche aber in dem Alter, wo die Vernunft noch keine Herrschaft hat, die Kinder gewöhnlich schwer zu regieren macht. Das Lernen ging erbärmlich und seine Lehrer, mit Ausnahme von einem, betrachteten ihn als einen Dummkopf und Taugenichts. Endlich, da seine Ältern an seiner Zukunft verzweifelten, hielten sie um eine Secretairstelle bei der ostindischen Compagnie für ihn an, und Robert Clive schiffte sich in seinem 18. Jahre nach Madras ein, um da sein Glück zu machen oder am Fieber zu sterben. In Madras angekommen, war seine Stellung lange sehr drückend: arm, ohne Freunde, schlecht besoldet, gezwungen Schulden zu machen und sehr vom Klima leidend, beklagte er sich bitter über den Verlust seines Vaterlandes. Seine einzige Erholung fand er in der ansehnlichen Bibliothek des Statthalters, die er fleißig benutzte. Seine Vorgesetzten hatten sich nicht selten über ihn zu beklagen; mehr als einmal war er nahe daran, seine Stelle zu verlieren. Ein Raub der Schwermuth, suchte er in Madras sich zweimal das Leben zu nehmen: zweimal zersprang die von ihm gegen seine Stirn gerichtete Pistole, ohne ihn zu verwunden. Dieser Umstand hatte auf sein Gemüth dieselbe Wirkung wie weiland auf den berühmten Wallenstein: er schloß daraus, daß Gott ihn zu etwas Großem bestimmt habe. Kurz nachher wurde er Krieger und zeichnete sich durch Muth, Tapferkeit, Klugheit und Entschlossenheit in dem Maße aus, daß er sich zuletzt zum höchsten Befehlshaber der englischen Truppen in Ostindien und zum Statthalter dieses durch seine Siege ungeheuer erweiterten Reichs erhob. 13.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 181. — 30. Juni 1841.

Die Unzulänglichkeit des Symbolzwanges in der evangelischen Kirche. Aus den symbolischen Büchern und deren Beschaffenheit selbst nachgewiesen von K. G. Bretschneider.

(Beschluß aus Nr. 180.)

Als einen dritten Einwurf im Interesse des Symbolzwanges bekämpft der Verf. die Behauptung: „Die Nothwendigkeit, in der Kirche der Lehrwillkür zuvorzukommen, erfodert ein kirchliches Symbol.“ Eigentlich findet dieser Einwurf seine Erledigung schon in der Widerlegung des vorhergehenden. Denn ist es erwiesen, daß die protestantische Kirche die Forschung und klare Auslegung der heiligen Schrift allein zum Grunde ihres Glaubens macht, so muß sie nicht allein jedem protestantischen Religionslehrer die Auffassung der biblischen Lehre frei geben, sondern sie hat damit auch nothwendigerweise die menschliche Vernunft selbst anerkannt und ausgesprochen, daß sie in ihrer Auffassung nicht willkürlich, sondern nur mit innerer Nothwendigkeit zu Werke gehen könne. Der Verf. macht indessen, indem er das Geschichtliche des Protestantismus im Auge behält, in Bezug auf diesen Einwurf eine Reihe von Bemerkungen, die das Resultat liefern, daß wenigstens unsere symbolischen Bücher nicht geeignet sind, der Willkür und Dissolution in der Religionslehre abzuhelfen. Er deutet besonders auf die Dogmengeschichten der christlichen Kirchen hin und sagt mit Recht, daß gerade der hartnäckigste Positivismus und die bestimmtesten, weitschichtigsten Bestimmungen der Kirchenlehre Hader, Trennung, Willkür und Wirrnisse angerichtet haben. Er setzt das entschiedenste Gewicht gegen die Subjectivität und Willkür des Geistlichen bei Auslegung und Auffassung der heiligen Schrift in den religiösen Geist und das allgemeine Bedürfniß der Gemeinden und fodert von jedem Religionslehrer, daß er sich seines Amtes begebe, wenn er sehe, daß seine gewonnene Überzeugung mit der Überzeugung seiner Gemeinde nicht übereinstimme; er hält aber eine Abweichung des protestantischen Geistlichen von dem Dogma der symbolischen Bücher für keinen Grund, das Amt niederzulegen, denn nach allen Ordinationsformeln sei das Festhalten und die Treue an der heiligen Schrift die Hauptbedingung: der protestantische Geistliche, sagt er, würde als „Diener des Wortes Gottes“ verpflichtet, aber „kein Consistorium hätte je die Unverschämtheit gehabt, das Lehramt als Dienst an den symbolischen Büchern und die Lehrer als Diener der Kirchendogmatik“ zu bezeichnen. Wolle man aber geltend machen, daß die Auslegung der Schrift zwiespaltig sei und mannichfachen Täuschungen und Irrthümern unterliege, so werde man diese Schwierigkeiten am wenigsten durch die Wissenschaft des 16. Jahrhunderts, sondern vielmehr durch die unendlich vervollkommneten exegetischen Mittel unserer Zeit weit eher beseitigen können. Zum Schluß fertigt er auch noch die Anfoderung des durch seine Anhänglichkeit an die alte Kirchenlehre bekannten Dr. Bickell ab: „der Geistliche solle sich nicht an alle Worte und Sätze, sondern an die Substanz der Lehre, die in den symbolischen Büchern enthalten ist, binden“. Welches ist die Substanz! fragt er, und wer soll entscheiden, was nicht zur Substanz gehört, die Fürsten, die Staatsmänner, einzelne Theologen?

Nach Behandlung dieser Einwürfe im Interesse des Symbolzwanges entwickelt der Verf. Grundsätze und Aussprüche der symbolischen Schriften selbst, nach welchen die Vereidung auf sie als Lehrnormen unerlaubt und nichtig ist. Er beweist durch unzweideutige Anführungen, daß dem Symbolzwange geradezu alles Das widerspricht, was die symbolischen Bücher über das Ansehen und die Geltung der heiligen Schrift sagen. Ferner thut er aus den Aussprüchen jener Bücher über die Rechte, welche sie dem evangelischen Lehramte zugestehen, dar, daß sie mit der Aufstellung dieser Rechte eigentlich selbst jeden Symbolzwang in der Kirche von der Hand weisen. Zum Dritten aber weist er die Unstatthaftigkeit jeder Vereidung in Religionssachen auf Autorität aus den Stellen der symbolischen Bücher nach, wo sie sich über den Cölibatzeid und über das Ansehen des Papstes aussprechen.

Um nun aber noch deutlicher zu zeigen, was man eigentlich den Theologen und den kirchlichen Lehrern zumuthe, wenn man von ihnen verlangt, sie sollen „aus eigener Überzeugung, vollständig und ohne Rückhalt, in Sachen sowol als in Redensarten“ (in rebus et in phrasibus), die symbolischen Bücher als Lehrvorschriften annehmen und festhalten, so geht der Verf. jetzt in eine Kritik des Inhalts der vorzüglichsten protestantischen Symbole, namentlich aber der lutherischen ein: und wer den gesunden Menschenverstand überhaupt nicht von der Hand weist, den wird diese Kritik nicht allein gegen die Auf-

rechthaltung des Symbolzwanges stimmen, sondern sie wird ihm gewiß auch die Augen über den Werth und die Bedeutung derselben für unser Zeitalter öffnen. Zuerst wird die Kritik der Symbole als Lehrnormen nach ihrem Verhältniß zueinander selbst vorgenommen und dafür das Kriterium festgestellt: die Symbole dürfen sich untereinander nicht widersprechen, sollen sie als Lehrvorschrift benutzt werden können. Aus der unbefangensten Vergleichung ergeben sich hier dem Verf. eine Reihe greller und unausgleichbarer Widersprüche. Die Punkte, welche er besonders hervorhebt, sind: die Lehre vom dritten Sacramente, von der Wiedergeburt durch den Glauben und durch den heiligen Geist, von dem natürlichen Vermögen des Menschen, Gott zu erkennen, vom freien Willen und von den Wirkungen des Gesetzes und des Evangeliums auf das Gemüth. Er beweist auch durch eine Zusammenstellung des deutschen und des lateinischen Textes unsers Hauptsymbols, der augsburger Confession, daß der Annahme desselben in rebus et in phrasibus schon die gänzliche Disharmonie dieser beiden Texte im Wege stehe.

Hiernach geht der Verf. zu einer Kritik der symbolischen Bücher als Lehrvorschriften nach ihrem Verhältnisse zur heiligen Schrift über, indem er folgende, den Symbolen in ihren Bestimmungen über die Bibel selbst entnommene Kriterien aufstellt: Alles, was in den Symbolen wider die Schrift ist, muß ohne Widerrede als verwerflich erachtet werden; Alles, was sie ohne Berechtigung durch die Schrift und über dieselbe hinaus enthalten, darf zu keinem nothwendigen Glaubensartikel gemacht werden; Alles, was sich in den symbolischen Büchern als eine willkürliche, aus vorgefaßter Meinung oder falscher Schrifterklärung hervorgegangene Lehre oder Behauptung erweist, muß von uns, ohne Rücksicht, wer es gelehrt, verworfen werden. Kritische Grundsätze und Ausspräche der Reformatoren unterstützen dabei diese Kriterien. Der Raum gestattet uns hier nicht, auf die einzelnen Punkte der Kritik einzugehen, aber wir müssen zugestehen, daß die außerordentliche Sachkenntniß und Gelehrsamkeit, die Ruhe, Unparteilichkeit und Unverfänglichkeit des Hrn. Dr. Bretschneider ihm selbst zur Anerkennung und den Freunden des Lichts und der Wissenschaft zur Freude gereicht. In dem Lichte, welches unsere heutige exegetische Wissenschaft auf die heilige Schrift wirft, erscheinen die symbolischen Bücher als die Reflexe der beschränkten, fragmentarischen und vom Papstthum und den alten Kirchenlehrern vielfach inficirten Theologie des 16. Jahrhunderts.

Endlich geht auch der Verf. bei der Untersuchung der symbolischen Bücher auf eine dritte Beziehung ein, indem er ihren Inhalt mit allgemeinen Wahrheiten aus den Erfahrungswissenschaften vergleicht; er nennt sie die historische Kritik der Symbole. Unter die auffallendsten Punkte dieser mit der empirischen Wissenschaft streitenden Dogmatik sind zu rechnen: das Dogma der augsburger Confession von dem Nahen der letzten Zeiten. Die Behauptung des lutherischen und des heidelberger Katechismus, der heilige Geist wirke schon bei den kleinen Kindern, wenn sie getauft würden, den Glauben. Die Behauptung des großen lutherischen Katechismus, Gott selbst wisse nichts Besseres zu lehren als den Katechismus, und alle Heiligen wüßten nichts Besseres zu lernen als ihn. Die Behauptung eben dieses Symbols, daß, wer die zehn Gebote kann, der verstehe und wisse die ganze heilige Schrift, und könne „in allen Fällen rathen, helfen, trösten, urtheilen, richten, geistlich und weltlich Wesen, und möge sein ein Richter über alle Lehre, Stände, Geister, Recht und was in der Welt sein mag". Die abergläubischen, schriftwidrigen Vorstellungen vom Teufel und den bösen Geistern; wohin zu rechnen folgende Stelle der schmalkaldischen Artikel gegen die Seelenmessen: „zum Andern ist das daraus gefolgt, daß die bösen Geister viel Büberei haben angerichtet, daß sie als Menschenseelen erschienen sind, Messen, Vigilien, Wallfahrten und andere Almosen geheischt mit unsäglichen Lügen und Schalkheiten". Eine Stelle des großen Katechismus, wo es heißt: „unter die Abgötterei gehört auch, wenn Manche mit dem Teufel einen Bund machen, daß er ihnen Geld genug gebe, oder zur Buhlschaft helfe, ihr Vieh bewahre, verlorenes Gut wiederschaffe" u. s. w. Eine andere Stelle dieses Symbols, wo es heißt: „fürnehmlich ist dies Gebot auch gestellt gegen unsern höchsten Feind, den Teufel — — er richtet Hader, Mord, Aufruhr, Krieg an; item Ungewitter, Hagel, das Getreide und Vieh zu verderben, die Lüfte zu vergiften" u. s. w. Außer diesen und noch vielen andern Stellen der symbolischen Bücher, durch welche der Verf. ihren crassesten Aberglauben vom Teufel, bösen Geistern, Hölle, Bezauberung, Beschwörung und Exorcismus darthut, verdient aber eine ganz besondere Beachtung dessen Entwickelung der Erbsündenlehre nach den symbolischen Büchern. Es gibt kein kirchliches Dogma, welches mehr gegen unsere psychologischen, physikalischen und gewöhnlichen Lebenserfahrungen streitet und das, abgesehen, was die gebildete Vernunft dazu sagt, in seinen Behauptungen von den Kräften und Fähigkeiten der Menschen, von der Liebe der Geschlechter, so roh und barbarisch, so ganz gegen unsere Lebenspraxis, gegen unsere Sitte, Sittlichkeit und Humanität gerichtet wäre als diese Lehre der symbolischen Bücher von der Erbsünde. Wer dieses Urtheil nicht angemessen findet, der prüfe nur Das selbst, was der Verf. vorliegender Schrift darüber zusammengestellt hat.

Aus dieser vielseitigen und fruchtbaren Kritik ergibt sich nun Hrn. Dr. Bretschneider der Schluß, daß die Verpflichtung der Lehrer auf die symbolischen Bücher unprotestantisch und nutzlos sei, und daß diesen Eid kein Religionslehrer, weder ein Rationalist noch ein Supranaturalist leisten könne, am wenigsten aber „mit voller und inniger Überzeugung und in rebus et phrasibus", wie man verlangt hat. Man soll darum die directe Verpflichtung auf die symbolischen Schriften aufheben und ihre Berücksichtigung und Erwähnung nur als eine Sache der Pietät gegen die Religion unserer Väter anempfehlen. Beharre man aber beim Gegentheile, so werde man, anstatt Einheit des protestantischen Lehrbegriffs und Übereinstimmung unter den Geistlichen zu erzielen, dem theologischen Zelotismus und religiöser Heuchelei einerseits Thor und Riegel

öffnen, andererseits aber unabsehbare Streitigkeiten und eine neue gewaltsame Trennung in der protestantischen Kirche herbeiführen, indem sich durch solche Zwangsmaßregeln die allgemein verbreitete Wissenschaftlichkeit von der Kritik eines aufgedrungenen Lehrbegriffs gewiß nicht werde zurückhalten lassen. Und der freimüthige und aufgeklärte Verf. hat vollkommen Recht. Der Indifferentismus innerhalb der protestantischen Welt hat aufgehört; die protestantische Gesellschaft, durch Wissenschaft und Literatur erweckt, wird sich dem Absolutismus und der Willkür in der höchsten menschlichen Angelegenheit, in der Religion, ebenso wenig unterwerfen wie dem politischen Absolutismus. Sie wird zwar mit den grundsatzmäßigen und capricirten Anhängern des 16. Jahrhunderts keine neue Streitigkeiten über die Persönlichkeit des Teufels, über die Erbsünde und die Prädestination beginnen, aber sie wird ihren eigenen, unaufhaltbaren Weg gehen und sich über diesen Weg um so bewußter und klarer werden, je schärfer und schroffer ihr die Pretensionen des Jesuitismus und gläubiger Bornirtheit gegenübertreten.

Im Allgemeinen erinnern wir über die Schrift noch, daß sie nicht allein mit gründlicher und umfassender Gelehrsamkeit, sondern auch durchgehends mit einer Freimüthigkeit geschrieben ist wie wenige theologische Streitschriften. Nur können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ihr nicht selten dialektische Schärfe und, wo der Verf. auf den Begriff des Protestantismus eingehen will, die Zucht des Gedankens und die wahrhaft objective Auffassung des Gegenstandes fehlt — Mängel, die in dem reflectirenden Standpunkte desselben begründet sind. Es ist seltsam, welche ungeheuere Anstrengungen der gesunde Menschenverstand macht, um die Kategorien der gebildeten Vernunft nicht zu gebrauchen; und der Wunsch liegt nicht fern, die würdigen Vertreter der rationalen Theologie möchten den letzten Schritt aus der Reflexion über die geschichtliche Thatsache in die speculative Anschauung derselben thun: denn nur in dem reinen Äther des Geistes ist Wahrheit, Klarheit und völlige Objectivität der Geschichte. Der Einwurf, daß die Theologie nicht Philosophie und die Philosophie nicht Theologie sei, ist weggefallen, seitdem die Speculation dargethan hat, daß ihre höchsten Resultate keine andern als die substanziellen Wahrheiten der christlichen Religion, und der Unterschied allein ein formaler, der Unterschied des Begriffs und der Vorstellung sei.

A. Kurtzel.

Eine Fabel von Viennet.

Hr. Viennet hat die liebe Gewohnheit, das durch die gelehrten Vorträge der Akademie der politischen und moralischen Wissenschaften gelangweilte und eingeschläferte Publicum am Schlusse der Sitzungen durch einige pikante und satirische versificirte Fabeln wieder aufzuwecken und heiter zu stimmen. Auch in der Sitzung vom 3. Mai trug er fünf Fabeln vor, von denen die pikanteste folgenden Inhalts ist: „Der Magen wollte einen Minister haben, und an Candidaten dazu war wie immer kein Mangel. Das Hirn, die Zunge und das Herz bewarben sich um diese Ehre und jedes strich seine Ansprüche auf das glänzendste heraus. Um so mehr wußte die Zunge von ihnen Böses zu reden. Wollte das Hirn geltend machen, daß es der Sitz der Vernunft, der Weisheit und des Genies sei, so warf ihm die Zunge Irrthum und Narrheit vor. Auch hatte der König Magen zu viel Gewalt über ihn, und wenn er an Indigestionen litt, konnte der Ministercandidat Hirn seine Pflichten nicht erfüllen. Das Herz dagegen rühmte sich seines Gefühls für Größe, seines Patriotismus, seines Edelmuths, seiner Tapferkeit; aber es konnte im übermaße seiner Nachsicht, seines Mitleids, seiner Schwäche und Empfindsamkeit fehlgehen. Die Zunge schwatzte so viel davon, daß der Magen endlich glaubte, daß gut handeln nichts Anderes sei als gut zu sprechen wissen, und die Zunge wurde Minister. Die machte nun ein gewaltiges Geräusch von Worten, welche bald gewichtig, bald leichthin klangen; sie schwatzte, schwatzte, bald gut, bald böse, sie plauderte über Alles und noch Etwas, sie plauderte, aber sie that nichts; bis endlich nach 100 nutzlosen Debatten der König Magen einsah, daß dieses Plauderinstrument nicht herrschen dürfe, sondern von der übrigen intelligenten Maschine beherrscht werden müsse." Hr. Viennet machte hiervon die moralische Anwendung auf unsere phrasenreiche, schwatzhafte Gegenwart und schloß mit den Worten:

Je ne veux pas plus loin pousser la conséquence;
Mais, avant que mon siècle ait terminé son cours,
Mes survivants, s'ils ne sont déjà sourds,
En diront plus que je n'en pense.

Die Fabel ist offenbar nicht übel empfunden, treffend und ganz mit jener altfranzösischen classischen Leichtigkeit geschrieben, welche sich in den gewichtiger auftretenden germanischen Sprachen nur schwer wiedergeben läßt. Philarète Chasles bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Man hat sich oft über Hrn. Viennet lustig gemacht; und er macht sich wieder lustig, ohne Mitleid, ohne Aufhören; man glaubte ihn getödtet; und da steht er wieder aufrecht, die Lunte in der Hand, wie ein Kanonier, welcher sich einer Batterie bemächtigte, die ihn in Verlegenheit setzte. Es ist ein lustiges und lebhaftes Schauspiel, diesen Deputirten über die Deputirten spotten, diesen Redner über die Redner scherzen, diesen Akademiker die Akademiker nicht verschonen, diesen Pair die Pairs durchhecheln, diesen Poeten über die Poeten lachen zu sehen." 5.

Bibliographie.

Barth, K., Teutschlands Urgeschichte. 2ter Theil. 2te, ganz umgearbeitete Auflage. Gr. 8. Erlangen, Palm u. Enke, 2 Thlr. 5 Ngr. (2 Thlr. 4 Gr.)

Böttger, H., Baur's historische Kritik in ihrer Consequenz. Ein Beitrag zur Religionsgeschichte der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung. 2te Abth. — Auch u. d. T.: Unächtheit der sogenannten Briefe des Apostels Paulus an die Römer, Korinther und Galater, resp. aller paulinischen und neutestamentlichen Briefe. Ein Beitrag zur Förderung des Glaubens und der Wissenschaft. Gr. 8. Braunschweig, Leibrock. 27½ Ngr. (22 Gr.)

Breier, E., Der Fluch des Rabbi. Sittengemälde aus dem ersten Viertel des XV. Jahrhunderts. Gr. 12. Wien, J. Stöckholzer u. Hirschfeld. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Carl, G., Die Verfolgung der Juden durch Emiche. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Gr. 12. Manheim, Schwan u. Götz. 26¼ Ngr. (21 Gr.)

Cicero. Cato über das Alter. Deutsch herausgegeben mit angefügten Bemerkungen über Eigenthümlichkeiten des höhern Alters von K. G. Bauer, einem im 70sten Lebens- und 55sten Amts-Jahre stehenden Alten. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 12½ Ngr. (10 Gr.)

Corvin-Wiersbitzki, O. v., Kurzer Abriß der Geschichte der Niederlande bis auf Philipp den Zweiten nebst einer Beschreibung des Landes im Jahr 1560. Gr. 16. Leipzig, F. Fleischer. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Ellendorf, J., Der Primat des Römischen Päpste. Aus den Quellen dargestellt. 1ster Band. Die vier ersten Jahr-

hunderte. (1ster Theil.) Gr. 8. Darmstadt, Leske. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Erdmann, J. E., Grundriss der Logik und Metaphysik. Für Vorlesungen. Gr. 8. Halle, Lippert. 26¼ Ngr. (21 Gr.)

Eyhard, X., Handbuch der Moralphilosophie, zum Behufe für Vorlesungen und Selbstbelehrung. Gr. 8. München, Lindauer. 27½ Ngr. (22 Gr.)

Fenner v. Fenneberg, O., Belletristische Schriften. 3 Bändchen. — Auch u. d. T.: Humoristische Skizzen und Gedichte. — Vermischte Gedichte. — Erzählungen und Novelletten. Gr. 16. Cassel, Fischer. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Feuchtersleben, E. Freih. v., Beiträge zur Litteratur, Kunst- und Lebenstheorie. 2ter Band. — Auch u. d. T.: Lebensblätter. Gr. 12. Wien, J. Stöckholzer v. Hirschfeld. 1 Thlr. 10 Gr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Feuerbach, L., Das Wesen des Christenthums. Gr. 8. Leipzig, O. Wigand. 2 Thlr. 10 Ngr. (2 Thlr. 8 Gr.)

G. v. G., Dreissig Fragen, gerichtet an alle theologische Facultäten, Consistorien und protestantische Geistliche Deutschlands, um deren ruhige, gründliche und baldige Beantwortung gehorsamst gebeten wird. 8. Leipzig, Schreck. 5 Ngr. (4 Gr.)

Genthe, F. W., Deutsche Dichtungen des Mittelalters in vollständigen Auszügen und Bearbeitungen. 1ter Band. Gr. 8. Eisleben, Reichardt. 2 Thlr.

Hagen, F. W., Beiträge zur Anthropologie. Gr. 8. Erlangen, Palm u. Enke. 25 Ngr. (20 Gr.)

Haupt, E. F., Carmina X Goethii latine reddidit etc. 8. Lipsiae, Weidmann. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Henrici, C., Ueber die Unzulänglichkeit eines einfachen Strafrechts-Princips. 2te sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Braunschweig, Leibrock. 20 Ngr. (16 Gr.)

Hoffmann v. Fallersleben. Verzeichniss der altdeutschen Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 3 Thlr.

Hoffmann, J. G., Die Zeichen der Zeit im deutschen Münzwesen als Zugabe zu der Lehre vom Gelde und mit besonderer Rücksicht auf den Preussischen Staat vorgetragen. Gr. 8. Berlin, Nicolai. 25 Ngr. (20 Gr.)

Jerrmann, E., Die Jüdin von Toledo. Historische Novelle aus dem neunten Jahrhundert. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Lennep, J. van, Hollands romantische Geschichte. Aus dem Holländischen übersetzt von J. H. F. Lerx. 5ter bis 7ter Band. Die Abenteuer Ferdinand Huyck's. — Auch u. d. T.: Die Abenteuer Ferdinand Huyck's. 3 Theile. Uebersetzt von J. H. F. Lerx. Gr. 12. Aachen, Mayer. 3 Thlr.

Lotz, G., Die inhaltschwere Depesche, historischer Roman nach Bulwer's Drama „Richelieu". 8. Hamburg, Herold. 25 Ngr. (20 Gr.)

Loewenigh, W. v., Die Landschaft Pozzuoli. (Regnum Puteolanum.) Ein Gegenstück der Reise nach Spitzbergen. Nebst 1 Plane. Kl. 16. Aachen. Mayer. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Merckel, W. v., Das Denkmal Hermanns. Gedicht. Gr. 8. Magdeburg, Heinrichshofen. 5 Ngr. (4 Gr.)

Möhl, A., Ueber das Naturrecht. Gr. 8. Mannheim, Schwan u. Götz. 15 Ngr. (12 Gr.)

Das Nibelungen-Lied nach der ältesten und ältesten Handschrift des Freiherrn Joseph von Laßberg mit einem Wörterbuch, einem getreuen Facsimile der alten Handschrift und einem Stahlstich herausgegeben von O. F. H. Schönhuth. — Daz ist der Nibelunge liet. Gutenberg's Manen geweiht. Gr. 16. Heilbronn, Class. 1 Thlr.

Pölitz, K. H. L., Das positive Europäische Staatsrecht nach den Verfassungsurkunden dargestellt. Ergänzungsband, vom Prof. Bülau zur zweiten Auflage bearbeitet und von 1826—41 fortgeführt. — Auch u. d. T.: Darstellung der Europäischen Verfassungen in den seit 1826 darin vorgegangenen Veränderungen von F. Bülau. Gr. 8. Leipzig, Hinrichs. 1 Thlr.

Prüfung und Berichtigung der Krahmerschen Schrift: Preussische Zustände von K. H. L. R***t. Gr. 8. Berlin, Dümmler. 5 Ngr. (4 Gr.)

Reinhard, K. v., Norddeutsche Mährchen und Sagen. 1ster Theil. — Auch u. d. T.: Sagen und Mährchen aus Potsdams Vorzeit. 2te Auflage. 8. Potsdam, Stuhr. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Riemer, F. W., Mittheilungen über Goethe. Aus mündlichen und schriftlichen, gedruckten und ungedruckten Quellen. 2 Bände. Gr. 8. Berlin, Duncker u. Humblot. 5 Thlr.

Rückert, F., Die Weisheit des Brahmanen, ein Lehrgedicht in Bruchstücken. 3tes Bändchen. 2te Auflage. Gr. 12. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 10 Gr. (1 Thlr. 8 Gr.)

Scheibe, K. F., Die oligarchische Umwälzung zu Athen am Ende des peloponnesischen Krieges und das Archontat des Eukleides. Nach den Quellen dargestellt. Gr. 8. Leipzig, T. O. Weigel. 25 Ngr. (20 Gr.)

Schiller und Goethe. Ein psychologisches Fragment. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Schiller's Lied von der Glocke. Lateinisch im Metrum des Originals, mit Reimen und Beobachtung der römischen Sylben-Quantität von Gtt. von Diepenbrock-Grüter. 16. Hamm, Schulz. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Schleifer, M. L., Gedichte. 8. Wien, Haas. 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Schweizer, A., Das Evangelium Johannes nach seinem innern Werthe und seiner Bedeutung für das Leben Jesu kritisch untersucht. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Sporschil, J., Geschichte der Völkerschlacht bei Leipzig. Ein Erinnerungsbuch für das Deutsche Volk. Mit 20 Stahlstichen und 4 Schlachtplänen. Lex.-8. Braunschweig, Westermann. 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Stevnberg, A. v., Alfred. 8. Dessau, Am. 1 Thlr. 3¾ Ngr. (1 Thlr. 3 Gr.)

Titot, H., Beiträge zur Geschichte der Reichsstadt Heilbronn, von Anfang der französischen Revolution (1789) an, bis zur Mediatisirung der Stadt (1803), aus Archivalurkunden und aus den Berichten mehrerer Zeitgenossen gesammelt und herausgegeben zum Besten des Fonds der Sophien-Pflege (Kleinkinder-Bewahr-Anstalt) in Heilbronn. Gr. 8. Heilbronn. 15 Ngr. (12 Gr.)

Tscherkessenlieder. 8. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 20 Ngr. (16 Gr.)

Urkundliches zur Geschichte und Verfassung der Provinz Preussen. Gr. 8. Berlin, Eichler. 25 Ngr. (20 Gr.)

Versuch über die Principien der bürgerlichen Gesetzgebung; in besonderer Beziehung auf das bürgerliche Recht des preussischen Staates. Gr. 8. Berlin, Grantz. 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Gr.)

Vogel, C. F., Historisch-juristisches Gutachten über die Beibehaltung der Zunft- und Innungsverfassung beim deutschen Handwerkstande. Gr. 8. Leipzig, Schreck. 15 Ngr. (12 Gr.)

Wagner, K., Poetische Geschichte der Deutschen. Vorzüglich für den Unterricht in der deutschen Sprache und Geschichte herausgegeben. 3te, vermehrte Auflage der „deutschen Geschichten aus dem Munde deutscher Dichter." Gr. 8. Darmstadt, Leske. 1 Thlr. 5 Ngr. (1 Thlr. 4 Gr.)

Wittmann, J. C., Die Geschichte der Deutschen. Vom Anfange der französischen Revolution bis auf unsere Zeit. Mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Befreiungskriege. Nach den sichersten Quellen bearbeitet. Gr. 12. Ulm, Wagner. 15 Ngr. (12 Gr.)

Wolffs, Ch., eigene Lebensbeschreibung. Herausgegeben mit einer Abhandlung über Wolff von H. Wuttke. Gr. 8. Leipzig, Weidmann. 1 Thlr.

Wolff, O. L. B., Allgemeine Geschichte des Romans, von dessen Ursprung bis zur neuesten Zeit. 8. Jena, Maute. 3 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. I.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

№ IV.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1840. October, November und December.

(Nr. I dieses Berichts, die Versendungen vom Januar, Februar und März enthaltend, findet sich in Nr. X und XI des Literarischen Anzeigers; Nr. II, die Versendungen vom April, Mai und Juni, in Nr. XVIII; Nr. III, die Versendungen vom Juli, August und September, in Nr. XXXI.)

53. **Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk.** Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Vierter Band: S—Z. Siebente Lieferung. Gr. 4. Geh. 7½ Ngr. (6 Gr.)

54. **Conversations-Lexikon der Gegenwart.** Achtundzwanzigstes bis einunddreißigstes Heft. (Rossini — Steinacker.) Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckp. 10 Ngr. (8 Gr.); auf Schreibp. 15 Ngr. (12 Gr.), auf Velinp. 22½ Ngr. (18 Gr.)

Ein für sich bestehendes, in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

55. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste,** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckp. 3 Thlr. 25 Ngr. (3 Thlr. 20 Gr.), auf Velinp. 5 Thlr., auf extrafeinem Velinp. im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplar) 15 Thlr.

Erste Section (A — G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 25ster und 26ster Theil. (Eisenach — Eurinais.)

Zweite Section (H — N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. 17ter und 18ter Theil. (Indien — Insektenstich.)

Dritte Section (O — Z). Herausgegeben von M. H. E. Meier und C. F. Kämtz. 13ter und 14ter Theil. (Pasch — Pachymeches.)

Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

56. **Raumer (Friedr. v.), Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In 6 Bänden oder 24 Lieferungen. Fünfte Lieferung. Preis der Lieferung auf Velinp. ½ Thlr., des Bandes 2 Thlr.; auf extrafeinem Velinp. die Lieferung 1 Thlr., der Band 4 Thlr.

Jeden Monat erscheint eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.

57. **Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** (Siebenter Jahrgang, für das Jahr 1840.) Herausgegeben in Verein mit mehreren Gelehrten von **Ernst Gottlieb Woretzsch.** (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Sechsundzwanzigster Band. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

58. **Taschenbuch dramatischer Originalien.** Herausgegeben von **Dr. Franck.** Fünfter Jahrgang. Mit einem Bildniß und acht colorirten Costümbildern. 8. Elegant cart. 3⅓ Thlr.

Der erste Jahrgang kostet 2½ Thlr., der zweite 3 Thlr., der dritte 2½ Thlr., der vierte 3 Thlr.

59. ***Winkler (Ed.),* Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde** etc. In zwei Bänden. Achtes Heft. (Quillaja Cortex — Schleichera aculeata.) Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen 25 Ngr. (20 Gr.).

Im Verlage der **Buchhandlung des Waisenhauses** in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

J. F. Fries,
Die
Geschichte der Philosophie

dargestellt

nach den Fortschritten ihrer wissenschaftlichen Entwickelung.

Zweiter Band. Preis 4 Thaler.

Inhalt: 1) Die Geschichte der Philosophie vom Anfang der christlichen Lehre bis zur Erfindung der Methode der Erfahrungswissenschaften, oder von Paulus dem Apostel bis auf Galileo Galilei und Bacon von Verulam. 2) Die Geschichte der Philosophie von der Erfindung der Methode der Erfahrungswissenschaften bis zur Auffindung der Principien aller metaphysischen Erkenntnisse, oder von Bacon Verulam und Galileo Galilei bis auf Kant. 3) Anhang. Polemische Bemerkungen über neuere große Rückschritte.

Der erste Band (erschienen 1837), Preis 3 Thlr, enthält: 1) Einleitung. 2) Die Geschichte der Philosophie bei den Griechen von Hesiodos bis zu Paulus dem Apostel.

Rosa Maria's Nachlaß.

Soeben ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Rosa Maria's
poetischer Nachlaß,

herausgegeben

von

M. T. Kißling.

8. Altona, Hammerich. Eleg. geh. 1⅓ Thlr.

Rosa Maria Kißling, geborene Schumacher, die Freundin Chamisso's, Uhland's, Gaudy's u. s. w., ist in der literarischen Welt nicht unbekannt, und ihren zahlreichen Freunden wird dieser Nachlaß eine willkommene Gabe sein.

Im Verlage von **Friedrich Perthes** in Hamburg ist erschienen:

Friedrich Ehrenfeuchter, Theorie des christlichen Cultus. Gr. 8. 2¼ Thlr.

Diese Schrift sucht das Wesen und die Formen des Cultus aus dem Innersten der christlichen Idee zu begründen und auf rein wissenschaftlichem Wege nachzuweisen, wie der christliche Cultus das tiefste Bedürfniß der menschlichen Natur befriedige, wie in ihm der freie Mensch die höchste Function seines Daseins vollziehe, mithin ein ewiges Element der Menschheit im Cultus zur Äußerung gelange. So tritt diese Schrift in die Reihe der für die Kirche und die ganze Lebensansicht überhaupt so wichtigen Verhandlungen, welche gegenwärtig sowol über die Idee eines Cultus, als über einzelne Verbesserungen und Umgestaltungen des kirchlichen Gottesdienstes vielfach gepflogen werden. Zugleich möchte sie als ein Zeugniß dienen, wie neben den kritischen Tendenzen, welche unsere Zeit charakterisiren, nicht minder die aus der Idee still aufbauende und positiv darstellende Lebenskraft des Christenthums mächtig fortwirkt.

Philosophie der Philosophie. Gr. 8. 1 Thlr.

Diese Schrift soll den Zustand der Philosophie in ihrer Fortbildung erläutern und mit Rücksicht auf neuere in Deutschland herrschende Bestrebungen die Wissenschaft sich selber begrifflich machen. Es geschieht in vier Abschnitten, welche folgende Überschriften tragen: Einleitung — der Philosoph — der Begriffgarten — das Ergebniß.

Johann Brenz. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen von **Julius Hartmann** und **Karl Jäger.** 1sten Band. Gr. 8. 2⅙ Thlr.

J. Heinr. Weinhardt, Der Begriff der Seele mit Rücksicht auf Aristoteles. 4. ⅓ Thlr.

Acta historico-ecclesiastica sec. XIX. Herausgegeben von **G. Fr. H. Rheinwald.** Jahrgang 1837. Gr. 8. 3½ Thlr.

Die Unruhen in der Niederländisch-Reformirten Kirche während der Jahre 1833—1839. Aus den Quellen geschöpft und mit Hinzufügung der vorzüglichsten Actenstücke dargestellt von X. Herausgegeben von Dr. **J. C. L. Gieseler.** Gr. 8.

Der ungenannte Verfasser, ein Niederländer und ebenso genau mit den Ereignissen bekannt als zur Beurtheilung derselben befähigt, gibt zuerst Erläuterungen über die frühern kirchlichen Verhältnisse, soweit sie zur Verdeutlichung dieser Unruhen nothwendig sind, und läßt dann eine ausführliche, durchaus mit Actenstücken belegte Erzählung der letztern folgen. Seine Schrift nimmt das Interesse auch in Deutschland um so mehr in Anspruch, als auch hier neuerdings mehre Streitigkeiten über das Ansehen der kirchlichen Symbole vorgekommen, nicht aber, wie in den Niederlanden, durch ein ordnungsmäßiges Verfahren von Kirche und Staat wahrhaft beendigt worden sind. Die Betrachtungen über diese Streitigkeiten, welche der Herausgeber in seiner Vorrede der Schrift vorangestellt hat, dürften nicht minder manches Beherzigungswerthe für die kirchliche Gegenwart enthalten.

Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter. Von **Wilh. Wachsmuth.** Erster Theil.

Die Natur des in dem hier angezeigten Werke bearbeiteten [illegible] und die rege Theilnahme der denkenden Menschen an demselben geben den Grund, warum die Verlagshandlung, im Einverständnisse mit dem Herrn Verfasser, dasselbe, neben der Reihe europäischer Staatengeschichten, welcher es angehört, auch einzeln und selbständig erscheinen läßt. Trotz der Unzahl schon vorhandener Geschichten Frankreichs seit Ludwig XVI. haben Geschichtskundige ein Werk vermißt, das die große Aufgabe mit dem Geiste der Gründlichkeit, Wahrhaftigkeit und Parteilosigkeit, der unserer Nation geziemt, behandelte. Als solche kündigt sich die gegenwärtige Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter an. Sie ist unabhängig von allen bisher erschienenen Arbeiten zweiter und folgender Hand. Die Gründlichkeit eigener Forschung wird bezeugt durch die Hinweisung auf die vorzüglichsten Quellen, welche vom Moniteur an bis zu Pamphlets und Placats dem Herrn Verfasser in einer außer Frankreich seltenen Fülle zur Hand gewesen sind. Fern von hochtönender Declamation und fern von Parteiansicht, gibt dieses Werk im Tone der Mäßigung und Ruhe ein treues Gemälde der aus Mangel an kritischem und unbefangenem Sinne zum Theil noch immer in Nebel gehüllten oder in falschem Lichte dargestellten Thatsachen, welche Frankreich und Europa erschüttert haben; es wird zur „Vermittelung der Extreme" beitragen. Der vorliegende erste Theil geht bis zum Ende der gesetzgebenden Versammlung; der nächste, die „Geschichte des Nationalconvents und des Directoriums", wird im Jahre 1841 erscheinen, das Ganze in drei bis vier Jahren vollendet sein.

Bei

Tendler und Schäfer,

Buchhändler in Wien und Mailand, ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Serbiens Neuzeit,

in geschichtlicher, politischer, topographischer, statistischer und culturhistorischer Hinsicht dargestellt

von

Emanuel Thal.

196 und VIII Seiten. 8. 1840. Elegant broschirt.

Preis 26½ Ngr. (21 Gr.)

Dieses mit großem Fleiße unter Benutzung von Urkunden und den besten Quellen **an Ort und Stelle** verfaßte Werkchen bietet **Authentisches** über die Geschichte und Verhältnisse dieses höchst bemerkenswerthen Landes dar.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1840. December. Nr. 401—404.

Nr. 401. *Konstantine. Soldatenverbrauch Napoleon's. Aberglauben in den Pyrenäen. *Pierre Puget. *Orleans. Der Galvanismus. Miscellen. — **Nr. 402.** *Immanuel Kant. *Guernsey. *John Knox. Der Galvanismus. (Fortsetzung.) Der Leichenbitter. Die Janitscharenmusik. — **Nr. 403.** *Fürst Joseph Poniatowski. *Lyon. Der Galvanismus. (Beschluß.) Robert Etienne und seine Officin. Notiz. — **Nr. 404.** *Gotha. Beitrag zur Culturgeschichte von Marokko. *Wellington und sein Schild. (Beschluß.) Fürst Joseph Poniatowski. (Beschluß.) Zur Geschichte der Strumpfweberei und Bobbinetmanufactur. Miscellen.

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten eine oder mehre Abbildungen.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr. — Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—208 enthaltend, ist von 9½ Thlr. auf 5 Thlr. ermäßigt. Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1⅓ Thlr.; die Jahrgänge 1838 und 1839 kosten jeder 2 Thlr.

Leipzig, im Januar 1841.

F. A. Brockhaus.

In unterzeichnetem Verlage soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's sämmtliche Werke,

mit neuen Zusätzen vermehrte, neugeordnete

vollständigste Ausgabe

in vierzig Bänden.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Zweite Lieferung, oder 16ter—20ster Band. Subscriptionspreis 3 Fl. 20 Kr., oder 2 Thlr.

Galerie

hiezu

nach Zeichnungen von **W. Kaulbach** und seinen Schülern,

in Stahl gestochen von

Steifensand, Weber, Enzing-Müller, Hoffmann u. A.

Zweite Lieferung:

Faust, 2tes Blatt, — Egmont — Legende — Clavigo — Wahlverwandtschaften.

Subscriptionspreis 40 Kr., oder 12½ Ngr. (10 Gr.)

Diese Ausgabe wird die erste **durchaus vollständige** von Goethe's Schriften zu nennen sein, indem sie nicht allein den ganzen Inhalt der vergriffenen Ausgabe in 55 Bänden von 1826—34, und der in 11 Bänden mit 4 Abtheilungen in den Jahren 1836—37 erschienenen, sondern auch alles Dasjenige enthalten wird, was jenen Ausgaben bisher noch fehlte.

Sie wird aber auch zugleich den Vortheil einer größern Bequemlichkeit gewähren, und zwar sowol durch eine beschränktere Bändezahl als die Ausgabe von 1826, wie besonders auch dadurch, daß darin, nachdem nunmehr sämmtliches Material zusammengebracht worden, eine befriedigendere Anordnung und Zusammenstellung des Zusammengehörigen möglich gewesen, als bei Goethe's Lebzeiten, wo selbst während dem Drucke der Ausgabe von 1826 noch verschiedene Werke erst im Entstehen waren, und man über den dereinstigen Nachlaß nur noch wenig Entschiedenes vor Augen hatte.

Die bessere Zusammenstellung möglichst in Goethe's Sinne zu bewirken, war man gewissenhaft bemüht. Und es dürfte wol dafür sprechen, daß der diese neue Ausgabe redigirende vieljährige Mitarbeiter Goethe's, Dr. **J. P. Eckermann** zu **Weimar**, dabei vielfache Andeutungen und Winke hat benutzen können, die ihm aus häufiger Besprechung des Gegenstandes mit Goethe selber noch in frischer Erinnerung lebten.

Die Correctheit des Textes anlangend, so sind zum Vortheil dieser neuen Ausgabe nicht allein alle ältern Editionen zu Grunde gelegt, sondern es sind in zweifelhaften Fällen auch die noch vorhandenen Manuscripte zu Rathe gezogen, sodaß man denn nicht allein die beste Lesart hat wählen, sondern auch vielfältige, durch mehre Ausgaben hindurchgehende, veraltete Druckfehler hat beseitigen können.

Die weitern Lieferungen, je zu 5 Bänden, werden sich von Monat zu Monat folgen, sodaß alle 40 Bände bis zur Ostermesse 1841 fertig sein werden.

Stuttgart und **Tübingen**, im November 1840.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **C. F. Osiander** in Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Keller, Dr. H. A., **Altfranzösische Sagen.**
2ter Band. 8. 1 Thlr., oder 1 Fl. 45 Kr.

Inhalt:

Sanct Brandan. Nach Jubinal's Ausgabe in La légende latine de S. Brandaines. — **Robert der Teufel.** Nach Trebutien's Ausgabe. — **Die lange Nacht.** Nach dem Fabliau dou prestre con porte bei Meon IV, 20. — **Parthenopeg von Blois.** Nach Le Grand d'Aussy (V, 203) und Crapelet's Ausgabe.

Mit diesem zweiten Bande schließt die Sammlung. Der Verleger darf mit Recht hoffen, daß derselbe ebenso günstig als der erste aufgenommen werde, welchen die gewichtigsten kritischen Journale entschiedenen Werth zugestanden haben.

In meinem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Unächtheit der Lieder Ossian's
und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere.
Von **Talvj.**
Gr. 8. Geh. 20 Ngr. (16 Gr.)

Von derselben Verfasserin erschien bei mir in d. J.:
Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen mit einer Übersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften. Gr. 8. 3½ Thlr.

Leipzig, im Januar 1841.

F. A. Brockhaus.

Bei uns ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. K. A. v. Vangerow,
ordentl. Professor des röm. Rechts zu Heidelberg.

Leitfaden
für
Pandekten-Vorlesungen.

Zweite Auflage.

Erster Band. **Allgemeine Lehren.**
Gr. 8. Preis 3½ Thlr.

Die erste Lieferung des zweiten Bandes erscheint im Februar.

Marburg, im Januar 1841.
Akademische Buchhandlung **N. G. Elwert.**

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung. (Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus.) Jahrgang 1840. Monat December, oder Nr. 336—366, 1 Beilage: Nr. 4, und 4 literarische Anzeiger: Nr. XXXIV—XXXVII. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 366 Nummern (außer den Beigen) 12 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von *E. G. Gersdorf.* 1840. Fünfundzwanzigsten Bandes sechstes Heft. (Nr. XVIII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1840. Monat December, oder Nr. 49—52, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 49—52. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 3 Thlr.

Leipzig, im Januar 1841.
F. A. Brockhaus.

Anzeige
für
Mathematiker, Mineralogen, Chemiker, Apotheker ꝛc., Lehrer an Real- und Gewerbeschulen,
und Alle, die sich für Naturwissenschaften interessiren.

Bei **C. H. Osiander** in Tübingen ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Methode der Krystallographie.
Ein Lehrbuch
für Anfänger und Geübte
von
FR. AUG. QUENSTEDT,
Professor in Tübingen.

Mit 7 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 4 Fl. — 2½ Thlr.

Der Verfasser hat die Aufgabe zu lösen gesucht, das gesammte Gebiet der Krystallographie auf rein anschauliche Weise so darzustellen, daß auch dem mit Mathematik weniger Vertrauten dadurch eine gründliche Einsicht in die complicirtesten Krystallverhältnisse möglich wird. Das Werk beginnt auf eine ihm eigenthümliche Methode mit der Betrachtung der einzelnen Flächen, und schreitet von den Elementen langsam zu den verwickeltsten Flächenverbindungen fort. Indem bei dieser Art der Darstellung nichts vorausgesetzt ist, sondern die einfachsten Sätze bewiesen werden, so ist es ein Lehrbuch für Anfänger. Der weitere Verfolg des Weges führt aber zuletzt zu den schwierigsten Problemen der Krystallographie, und wenn diese mit den einfachen und Anfänge gefaßten Sätzen gelöst sind, so wird auch der geübte Krystallograph gar Manche Belehrung finden. Sollte ein solcher Weg einfach durchgeführt und dabei die Wissenschaft nach ihrem ganzen Umfange abgehandelt sein können, so mußten die Sätze durch eine Projectionsmethode erläutert werden, durch welche dem Beschauer alle Zonenverhältnisse unmittelbar vor Augen geführt sind; eine Methode, die der Verfasser früher nach ihrem Hauptinhalte zuerst bekannt gemacht hat, die hier nicht nur viel weiter ausgeführt, sondern auch gleich von vornherein einfach dargestellt und selbst dem Ungeübten verständlich gemacht ist. Damit dieser Zweck vollkommen erreicht werde, sind dem Werke 7 Tafeln mit Krystall- und Projectionsfiguren beigegeben, die so viel Zeichnungen enthalten, als zum Verständniß des Geschriebenen nothwendig sind.

Da es von Pädagogen allgemein anerkannt ist, daß neben dem Gedächtniß und Urtheil auch die Anschauungskräfte bei der Jugendbildung zu erweitern sind, so dürfte dies Werk den Lehrern der Realwissenschaften besonders willkommen sein, zumal da der consequente Fortschritt des Systems schon bei den einfachsten Krystallformen die Schwierigkeiten wegräumt, und immer gleich die Mittel an die Hand gibt, wie man sich mit wenigen Schnitten an Kreide, Seife oder einem andern Material die verwickeltsten Verhältnisse körperlich darstellt und veranschaulicht. Daraus erwachsen eine Menge Aufgaben, deren Lösung den Schüler theoretisch und praktisch bilden. Wie wichtig außerdem die Kenntniß der Krystallographie für Physiker, Chemiker, ja für Naturforscher aller Art ist, ist längst anerkannt und das Werk ist besonders darauf berechnet, auf einfache Weise Das zu leisten, was sonst ohne schwierige Rechnungen nicht möglich war.

In allen Buchhandlungen ist zu erhalten:

Historisches Taschenbuch.
Herausgegeben
von
Friedrich von Raumer.
Neue Folge. Zweiter Jahrgang.
Gr. 12. Cartonnirt. 2½ Thlr.

Inhalt: I. Die Vitalienbrüder. Von **G. Voigt.** — II. Randglossen eines Laien zum Euripides. Von **G. v. Raumer.** — III. Über die Epochen der Geschichtschreibung und ihr Verhältniß zur Poesie. Eine Skizze von **A. W. Rieckell.** — IV. Italienische Diplomaten und diplomatische Verhältnisse. 1260—1550. Von **Alf. Reumont.** — V. Gutenberg und seine Mitbewerber, oder die Briefdrucker und die Buchdrucker. Von **H. Dn. Ph. Goßmann.** (Mit zwei Tafeln Schriftproben.)

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19½ Thlr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) zusammengenommen für fünf Thaler, sodaß die ganze Folge zehn Thaler kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1½ Thlr., der erste Jahrgang der Neuen Folge 2 Thlr.

Leipzig, im Januar 1841.
F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. II.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1840

bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

1. **Alexis (W.), Der Roland von Berlin.** Ein Roman. Drei Bände. 8. Geh. 6 Thlr.

2. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Erster und zweiter Band in 8 Heften. 1837—40. Gr. 8. 4⅔ Thlr.

3. **Apel (Theodor), Gedichte.** 8. Geh. 1 Thlr.

4. **Bericht vom Jahre 1840 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft** zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von dem Geschäftsführer der Gesellschaft **Karl August Espe.** Gr. 8. Geh. 12½ Ngr. (10 Gr.)

   Die Berichte vom Jahre 1835—39 kosten jeder 12½ Ngr. (10 Gr.)

5. **Allgemeine Bibliographie für Deutschland.** Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, wie der bedeutendern Schriften des Auslandes, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Fünfter Jahrgang. 1840. 52 Nummern. Gr. 8. 3 Thlr.

   Jahrgang 1836 kostet 2⅔ Thlr., Jahrgang 1837, 1838 und 1839 jeder 3 Thlr.

6. **Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk.** Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Gr. 4. Geh.

   Erster Band in zwölf Lieferungen: A—E. Mit 239 Abbildungen und 17 Landkarten. 1837. 3 Thlr.

   Zweiter Band in vierzehn Lieferungen: F—L. Mit 308 Abbildungen und 11 Landkarten. 1839. 3 Thlr. 11½ Ngr. (3 Thlr. 9 Gr.)

   Dritter Band in vierzehn Lieferungen: M—R. Mit 284 Abbildungen und 10 Landkarten. 1839—40. 3 Thlr. 11½ Ngr. (3 Thlr. 9 Gr.)

   Vierter Band: S—Z. Erste bis siebente Lieferung. Jede Lieferung 7½ Ngr. (6 Gr.)

7. **Altdeutsche Blätter** von *Moritz Haupt* und *Heinrich Hoffmann.* Erster und zweiter Band in 8 Heften. 1835—40. Gr. 8. 4½ Thlr.

8. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Jahrgang 1840. 366 Nummern. Nebst Beilagen. Gr. 4. 12 Thlr.

9. ***Busch (Dietr. Wilh. Heinr.),* Das Geschlechtsleben des Weibes** in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Gr. 8.

   Erster Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens. 1839. 3⅚ Thlr.

   Zweiter Band: Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette. 1840. 3 Thlr.

10. **Conversations-Lexikon der Gegenwart.** In vier Bänden. Erstes bis zweiunddreißigstes Heft. (Aal—Széchényi.) Gr. 8. 1838—40. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckp. 10 Ngr. (8 Gr.), auf Schreibp. 15 Ngr. (12 Gr.), auf Velinp. 22½ Ngr. (18 Gr.)

    Mit dem 8. Hefte war der erste, mit dem 16. der zweite, mit dem 24. der dritte Band, mit dem 32. die erste Abtheilung des vierten Bandes dieses für sich bestehenden, in sich abgeschlossenen Werkes beendigt, das aber zugleich ein Supplement bildet zur 8. Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern Auflage, allen Nachdrucken und Nachbildungen.

    Die achte Originalauflage des Conversations-Lexikons in zwölf Bänden, wovon ein neuer Abdruck erschienen, ist fortwährend zu den Subscriptionspreisen von 16 Thlr. auf Druckp., 24 Thlr. auf Schreibp. und 36 Thlr. auf Velinp. zu erhalten.

    Das Universal-Register zur 8. Auflage kostet auf Druckp. 20 Ngr. (16 Gr.), auf Schreibp. 1 Thlr., auf Velinp. 1½ Thlr.

11. **Cordelia.** Von der Verfasserin von „Agnes von Lilien". Zwei Theile. 8. Geh. 3⅓ Thlr.

12. **Darstellung der Landwirthschaft Großbritanniens in ihrem gegenwärtigen Zustande.** Nach dem Englischen bearbeitet von **M. G. Schweitzer.** Zwei Bände in vier Abtheilungen. Mit 92 eingedruckten Holzschnitten. Gr. 8. 1839—40. Geh. 6⅔ Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

In unserm Verlag sind soeben erschienen und durch alle Buch- und Musikalienhandlungen zu beziehen:

Dr. Martin Luther's
deutsche
Geistliche Lieder

nebst den, während seines Lebens dazu gebräuchlichen Singweisen, und einigen mehrstimmigen Tonsätzen über dieselben von Meistern des sechzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben als Festschrift für die vierte Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst.

von

C. v. Winterfeld.

Mit eingedruckten Holzschnitten nach Zeichnungen von

A. Strähuber.

In Hoch-Musikformat. Cartonnirt, Preis 5 Thlr. = 7½ Fl. C.-M. = 9 Fl. Rhein. Prachtausgabe in Seide gebunden 10 Thlr. = 15 Fl. C.-M. = 18 Fl. Rhein.

Luther's herrliche Kirchenlieder erscheinen hier, zum ersten Male seit Jahrhunderten, wieder zugleich vollständig und ganz in ihrer ursprünglichen Gestalt. Der Beruf des Herrn Herausgebers zu diesem Werke ist bekannt. Der artistischen Ausstattung kann, nach den bisher bekannt gewordenen Urtheilen, allgemeiner Beifall nicht entgehen, und auch die typographische Einrichtung wird der Würde des Gegenstandes angemessen erscheinen.

Leipzig, am 20. December 1840.

Breitkopf & Härtel.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen guten Buchhandlungen vorräthig zu haben:

Alpina.
Schweizerisches Jahrbuch für schöne Literatur.

Herausgegeben von

A. Hartmann, F. Krutter und G. Schlatter.

Erster Jahrgang.

1841.

Mit sechs Radirungen von M. Disteli und H. Heß.

8. Elegant gebunden. Preis 2 Fl. 42 Kr. — 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.)

Wir begnügen uns, statt aller Anpreisung hier einfach den Inhalt aufzuführen:

Radirungen von H. Heß:

Auch ich bin ein Handelsmann.
Die Auction.

Radirungen von M. Disteli:

Cadettenfeldzug.
Der kühne Baier; 2 Blätter zu Follen's Balladen.
Dietrich's von Bern wilde Jagd; zu Ettmüller's Ballade.

Eintagsleben; Novelle von A. Hartmann.
Dietrich's von Bern wilde Jagd; von L. Ettmüller.
Adalgis; von Demselben.
Wie Joggeli eine Frau sucht; von Jeremias Gotthelf.
Ein Liedermonat; von E. L. Rochholz.
Das Märchen von den drei Unzufriedenen; von G. Schlatter.
Der kühne Baier; drei Balladen von Follen.
Bruchstücke aus Gelimer; von F. Krutter.
Gedichte von Wagner v. Lauffenburg, K. R. Tanner und E. Dorer.
Die Stecknadel; Novelle von A. Hartmann.

Solothurn, im December 1840.

Jent & Gaßmann.

Soeben erscheint im Verlage von **Alexander Duncker** in Berlin und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen, der

Gräfin Hahn-Hahn

neuestes Werk:

Gräfin Faustine.

8. Elegant geh. 2 Thlr.

Von derselben Verfasserin erschien ebendaselbst:

Der Rechte. 8. Geh. 2 Thlr. **Astralion.** 8. Geh. 5/12 Thlr.

Bei **C. F. Osiander** in Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sigwart, Dr. H. C. W., Das Problem des Bösen oder die Theodice. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr. (1 Thlr. 8 Gr.), oder 1 Fl. 48 Kr.

Vorliegende Abhandlung schließt sich genau an die früher erschienene: Das Problem von der Freiheit oder Unfreiheit des menschlichen Willens, an. In letzterer hat der Hr. Verf., mit Rücksicht auf die sogenannte speculative Zeitphilosophie, die Frage gestellt: wie sich die Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Wollens in demjenigen System ausnehme, welches Gott als die ewige persönliche Vernunft, die Welt als Schöpfung dieser Vernunft, den menschlichen Geist als unsterbliches Wesen anerkennt und von dem Ernst der sittlichen Idee durchdrungen ist. In derselben wurde die Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Wollens selbst dargestellt und in obiger, das Problem des Bösen oder die Theodice, wird der andere Theil der Frage behandelt. Die Wichtigkeit der hier beleuchteten philosophischen Lehre möchte dem Werke wol allgemeines Interesse zuwenden.

Vollständig ist jetzt erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Darstellung
der
Landwirthschaft Großbritanniens
in ihrem gegenwärtigen Zustande.

Nach dem Englischen bearbeitet von

Dr. A. G. Schweitzer.

Zwei Bände in vier Abtheilungen.
Mit 92 eingedruckten Holzschnitten.
1839—40. Gr. 8. Geh. 6⅔ Thlr.

Dieses Werk hat sich gleich bei seinem Erscheinen des ungetheiltesten Beifalls von Seiten des Publicums und der größten Anerkennung von Seiten der Kritik zu erfreuen gehabt, und es gilt allgemein für die beste Darstellung der englischen Landwirthschaft.

Leipzig, im Januar 1841.

F. A. Brockhaus.

In unterzeichnetem sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig zu finden:

Supplemente
zu Schiller's Werken.

Aus seinem Nachlaß
im Einverständniß und unter Mitwirkung der Familie Schiller's herausgegeben von
Karl Hoffmeister.

Erste Abtheilung: Nachlese und Variantensammlung.
Dritter Band:

Gedichte und Dramen der dritten Periode von Schiller's Rückkehr zur Dichtung bis zu seinem Tode.

Taschenformat. Velinpapier. Preis 45 Kr., oder 15 Ngr. (12 Gr.)

„Die verschiedenen Nachträge zu den Werken Schiller's, welche in der jüngsten Zeit erschienen sind, und das ungemeine Interesse, welches Deutschland für Alles an den Tag legt, was Schiller's geistiges Wirken und seine Person betrifft, machen es der Familie des zu früh Dahingeschiedenen zur Pflicht, in der rechtmäßigen Verlagsbuchhandlung der Schiller'schen Werke „Supplemente zu denselben herauszugeben, welche des Nationaldichters würdig sein und so viel als möglich in seinem eigenen „Geiste veranstaltet werden sollen.“

Durch vorstehende Worte kündigte der Herr Appellationsgerichtsrath Ernst von Schiller in Köln, im Namen der von Schiller'schen Familie, das Werk an, dessen zwei erste Bände bereits erschienen.

Diese Sammlung enthält nicht nur Gedichte, Aufsätze und Varianten, die den bisher erschienenen Nachträgen fehlen, sondern auch eine bedeutende Sammlung von Briefen Schiller's und zeichnet sich durch ihre Anordnung und durch die strenge Verbindung alles Einzelnen zu einem Ganzen aus. Ein genaues chronologisches Inhaltsverzeichniß aller Schriften Schiller's nach Jahr, und wo möglich Monat und Tag, wird theils zum bessern Verständniß der Werke selbst dienen, theils wird es für den Leser ein Leitfaden sein, durch welchen er den Zusammenhang der einzelnen Bestandtheile dieser Sammlung mit den ganzen Werken Schiller's leicht ersehen und ihre Stelle schnell auffinden kann.

Stuttgart und Tübingen, im December 1840.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Griechische Schul-Grammatik

von

J. A. Hartung.

Gr. 8. Preis 1¼ Thaler.

Geschichte und heutige Verfassung der katholischen Kirche Preußens

von

Dr. E. A. Th. Laspeyres,
ordentlichem Professor an der Universität Halle-Wittenberg.

Erster Theil. Gr. 8. Preis 3¾ Thaler.

Das Werk, welches wir hiermit ankündigen, hat sich die Aufgabe gestellt die jetzige Organisation der katholischen Kirche Preußens, unter möglichst vollständiger Berücksichtigung des Provinzialrechts, historisch zu entwickeln. Der vorliegende erste Theil, welchem der zweite und letzte möglichst bald folgen wird, enthält die Geschichte der katholischen Kirche, mit vorzugsweiser Rücksicht auf das Verhältniß zur weltlichen Macht und zur evangelischen Kirche, je nach den einzelnen Provinzen bis auf die neueste Zeit herabgeführt, und damit theils eine Charakteristik der preußischen Provinzial- und Landes-Gesetzgebung über die katholischen Kirchenangelegenheiten, theils eine Übersicht der durch die politischen Ereignisse dieses Jahrhunderts herbeigeführten Reorganisation der katholischen Landeskirche, theils eine Zusammenstellung der kirchlichen und weltlichen, allgemeinen und particularen Quellen des heutigen Kirchenrechts verbindet.

Bei C. F. Osiander in Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Collection of english poems from the best modern authorities. 12. Brosch. 15 Ngr. (12 Gr.) = 54 Kr.

Eine Auswahl von Gedichten, geeignet, in der edelsten Form die englische Aussprache zu erlernen. Lehrer und Schüler sind für die Anstrengung, sich durch die Schwierigkeiten desselben durchzuarbeiten, durch diese Poesien reichlich entschädigt.

Die Namen von Wordsworth, Cowper, Byron, Moore, Mallet, Percy, Scott, Addison ꝛc. beurkunden den Werth derselben hinlänglich.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Gedichte

von

Ludwig August Frankl.

8. Geh. 1⅙ Thlr.

Leipzig, im Januar 1841.

F. A. Brockhaus.

Anzeige eines neuen französischen Journals.

Bei uns erscheint am 15. Januar d. J. das erste Heft des

ECHO

DE LA

LITTÉRATURE FRANÇAISE.

Journal des gens du monde.

Monatlich zwei Hefte zu 2—3 Bogen in gr. 8., die in farbigem Umschlag geheftet am 15. und 30. ausgegeben werden.

Subscriptionspreis 5⅓ Thlr. für den ganzen Jahrgang von 24 Heften.

Ein ausführlicher **Prospectus**, sowie Exemplare des ersten Heftes sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Leipzig, im Januar 1841.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Bei **C. F. Osiander** in Tübingen ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Strauß, Dr. **D. F.**, Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet. Zwei Bände. Vierte Auflage. 6 Thlr. 10 Ngr. (6 Thlr. 8 Gr.) = 10 Fl. 48 Kr.

Das Werk, welches, obwol gegen den ursprünglichen Plan des Verf., der es nur für Theologen geschrieben hatte, durch die Wichtigkeit seines Gegenstandes und seiner ansprechenden Form in die Hände von Lesern aus allen Ständen gekommen ist, bieten wir diesen hier in einer aufs neue sorgfältig durchgesehenen Auflage zum ersten Male auch mit deutschen Lettern gedruckt, sodaß sich nun an dasselbe die in der gleichen Verlagshandlung früher erschienenen „Streitschriften" in ganz gleichem Druck und Format anschließen. Letztere, welche in 3 Lieferungen die Widerlegung von Steudel, Eschenmayer, Menzel, der Evangelischen Kirchenzeitung, der Jahrbücher für *wissenschaftliche* Kritik und der Theologischen Studien und Kritiken *enthalten*, bilden ein nothwendiges Supplement zu dem Hauptwerk, und kosten zusammen 1 Thlr. 20 Ngr. (1 Thlr. 16 Gr.) = 2 Fl. 42 Kr.

In meinem Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Taschenbuch
dramatischer Originalien.

Herausgegeben
von

Dr. Franck.

Fünfter Jahrgang.

Mit einem Bildniss und acht colorirten Costümbildern.

8. Elegant cartonnirt. 3⅔ Thlr.

Inhalt: Irrgänge des Lebens. Trauerspiel in fünf Aufzügen von **Pannasch.** — Christine von Schweden. Drama in drei Aufzügen nach van der Velde von **W. Vogel.** — Richard Savage oder der Sohn einer Mutter. Trauerspiel in fünf Aufzügen vor **Karl Gutzkow.** — Worcester oder Geist und Narrheit. Lustspiel in zwei Acten von **Dr. Franck.** — Die dramatische Literatur und das Theater der Deutschen im 19. Jahrhundert, nach ihren historischen Voraussetzungen betrachtet von **E. Reinhold.**

Der erste bis vierte Jahrgang enthalten Beiträge von Albini, Bauernfeld, Castelli, Franck, F. Halm, Immermann, Lagusius, Liebenau, Maltitz, Pannasch, Weichselbaumer und Zahlhaas, mit den Bildnissen von Bauernfeld, Immermann, Grabbe, Albini, Castelli, einem Facsimile und scenischen Kupfern. Der erste Jahrgang kostet 2½ Thlr., der zweite 3 Thlr., der dritte 2½ Thlr., der vierte 3 Thlr.

Leipzig, im Januar 1841.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. III.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1840

bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. II.)

13. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste**, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber**. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. 1818—40. Cart.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Erster bis vierunddreißigster Theil.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von J. G. Hoffmann. Erster bis achtzehnter Theil.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. Erster bis vierzehnter Theil.

Der Pränumerationspreis ist für jeden Theil in der Ausgabe auf Druckp. 3⅗ Thlr., auf Velinp. 5 Thlr., auf extrafeinem Velinp. im größten Quartformat (Prachter.) 15 Thlr.

Für den Ankauf des ganzen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

14. **Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde.** Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben von ***Georg Friedr. Most.*** Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Policeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Veterinairärzte. Zwei Bände, nebst einem Supplementband in 14 Heften. Gr. 8. 1838—40. 11⅔ Thlr.

Von dem Herausgeber erschien bereits in meinem Verlage:

Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Verein mit mehreren praktischen Ärzten und Wundärzten herausgegeben. Zweite stark vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1836—37. 10 Thlr.

— — Supplement zur ersten Auflage, enthaltend die Verbesserungen und Zusätze der zweiten Auflage. Gr. 8. 1837. 2½ Thlr.

Versuch einer kritischen Bearbeitung der Geschichte des Scharlachfiebers und seiner Epidemien von den ältesten bis auf unsere Zeiten. Zwei Bände. Gr. 8. 1826. 3 Thlr.

Über Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetischer Hinsicht, nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung der Kinder. Dritte, völlig umgearbeitete, stark vermehrte und verbesserte Auflage. 8. 1837. 1⅓ Thlr.

15. ***Ersch (Joh. Sam.),* Literatur der schönen Künste** seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit; systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Neue, bis zum Jahre **1830** fortgesetzte Ausgabe von *J. K. A. Rese* und *Ch. Ant. Geissler*. (Aus der neuen Ausgabe des Handbuchs der deutschen Literatur besonders abgedruckt.) Gr. 8. 3½ Thlr.

Mit dieser Abtheilung ist die neue Ausgabe von *Ersch's* „Handbuch der deutschen Literatur" vollständig. Das ganze Werk besteht aus 4 Bänden in 8 Abtheilungen und kostet 12 Thlr. Um aber die Anschaffung zu erleichtern, habe ich mich entschlossen, den Preis

bedeutend zu ermässigen

und erlasse das Ex. auf Druckp. **für 6 Thlr.**, auf Schreibp. **für 8 Thlr.**, auf Schreibp. in 4. **für 12 Thlr.**

Von frühern Abtheilungen, jede von einem in seinem Fache aus gezeichneten Manne bis auf die Zeit des Erscheinens fortgesetzt, werden die nachstehenden ebenfalls zu den **bemerkten ermässigten Preisen** erlassen: Philologie, Philosophie und Pädagogik, von *E. G. A. Böckel.* 1822. (12⅓ Thlr. **Jetzt** ⅔ Thlr. — Theologie, von *E. G. A. Böckel.* 1822. (12⅓ Thlr.) **Jetzt** ⅔ Thlr. — Jurisprudenz und Politik, von *J. Ch. Koppe.* 1823. (13⅓ Thlr.) **Jetzt** ⅚ Thlr. — Medicin, von *F. A. B. Puchelt.* 1822. (13⅓ Thlr.) **Jetzt** ⅚ Thlr. — Mathematik, Natur- und Gewerbskunde, von *Fr. W. Schweigger-Seidel.* 1828. (4 Thlr.) **Jetzt** 1⅔ Thlr. — Geschichte und Hülfswissenschaften. 1827. (3⅓ Thlr.) **Jetzt** 1⅓ Thlr. — Die „Literatur der vermischten Schriften", von *Ch. Ant. Geissler* (1837), kostet ⅚ Thlr.

16. **Examinatorium in jus criminale Germaniae commune.** In usum tironum editum. 8. Geh. ⅔ Thlr.

Ich habe diese Schrift aus dem Verlage von *G. F. Krug* in Frankfurt an mich gebracht und sie ist jetzt zu dem ermässigten Preise allein von mir zu beziehen.

17. **Frankl (Ludwig August), Gedichte.** 8. Geh. 1⅙ Thlr.

18. **Gagern (H. Ch., Freiherr v.), Kritik des Völkerrechts.** Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Gr. 8. Geh. 1⅚ Thlr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Steudel Nomenclator botanicus.

Editio secunda.

Siebente Lieferung.

Im Verlag der Unterzeichneten ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nomenclator botanicus

seu:

Synonymia plantarum universalis,

enumerans

ordine alphabetico nomina atque synonyma,

tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita.

Autore **E. Steudel**, Med. Dr.

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

Siebente Lieferung: Hippion—Linaria. Subscriptionspreis 1 Fl., oder 2/3 Thlr. Das Ganze wird in 12 Lieferungen je zu ungefähr 8 Bogen erscheinen und im Subscriptionspreis von 12 Fl., oder 8 Thlr., bis zur Vollendung des Drucks zu haben sein. Sollte das Werk, wie zu erwarten ist, mehr als 12 Lieferungen umfassen, so wird der Preis dadurch für die Subscribenten nicht erhöht, sondern die nachfolgenden Bogen denselben gratis nachgeliefert.

Der Druck dieses Werkes wird möglichst beschleunigt, sodaß jeden Monat eine Lieferung die Presse verlassen und das vollständige Werk in kürzester Frist fertig werden kann. Nach vollendetem Druck tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und **Tübingen**, im December 1840.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Im Verlag von **C. F. Osiander** in Tübingen und **J. H. Köhler** in Stuttgart ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von Dr. **David Friedrich Strauß**. Erster Band. Gr. 8. 46 Bogen. 3 Thlr. 5 Ngr. (3 Thlr. 4 Gr.), oder 5 Fl. 24 Kr.

Die Verlagshandlung übergibt hiermit dem Publicum ein neues Werk des berühmten Verfassers des Lebens Jesu, welches mit Begierde erwartet wurde. — Der zweite und letzte Theil wird im Lauf d. J. erscheinen.

Publications nouvelles

de

Hauman & Co. à Bruxelles.

Décembre 1840.

Littérature.

David, J. A., Le serment. 1 vol. In-18. 5/6 Thlr.

de Kock, L'homme aux trois culottes, ou La république, l'empire et la restauration. 4 vols. In-18. 2½ Thlr.

Monnier, H. et **E. Berthet**, L'ami du château. 1 vol. In-18. 1 Thlr.

Pitre-Chevalier, Un ménage à bord, histoire conjugale du capitaine Lenoir. 1 vol. In-18. 1 Thlr.

Poujoulat, B., Voyage à Constantinople dans l'Asie Mineure, en Mésopotamie, à Palmyre, en Syrie, en Palestine et en Egypte, faisant suite *à la Correspondance d'Orient*. 2 vols. In-18. 2 Thlr.

Revue parisienne, dirigée par **de Balzac**. 1840. Octobre—Décembre. In-16. Chaque No. ¼ Thlr.

Sciences.

Cousin, V., Cours d'histoire de la philosophie morale au 18me siècle, professé à la faculté des lettres en 1819 et 1820. — 1re partie. École sensualiste, publiée par **E. Vacherot**. — 2de partie. École écossaise, publiée par **Danton** et **Vacherot**. 2 vols. In-18. 2¼ Thlr.

Giraudeau de St.-Gervais, Traité des maladies syphilitiques, ou Etude comparée de toutes les méthodes qui ont été mises en usage pour guérir les affections vénériennes, suivi de réflexions pratiques sur les dangers du mercure et sur l'insuffisance des antiphlogistiques, terminé par des considérations hygiéniques et morales sur la prostitution. 1 vol. In-18. 1⅓ Thlr.

Mémento des notaires, indiquant, dans un ordre didactique, ce qui forme la substance des actes et contrats d'après les dispositions législatives et la jurisprudence; nouvelle édition contenant les changements et modifications introduits en Belgique; suivi d'un appendice sur les droits d'enregistrement auxquels chaque acte donne ouverture. Par **Alph. Rousset**. 1 vol. In-18. 1 Thlr.

Catalogue de la société belge de librairie **Hauman & Co.** à Bruxelles.

In **Leipzig** vorräthig bei

Brockhaus & Avenarius.

PRACHTEDITIONEN

der

ächten Lutherischen Bibel.

In wohlfeilen Lieferungen, auf das feinste Velinpapier gedruckt, und reich verziert mit
englischen und deutschen ORIGINAL-Stahlstichen etc.

In vier verschiedenen Ausgaben für alle Stände,
Reiche und Minderbegüterte.

SUBSCRIPTIONS-PREISE:
ohne Vorausbezahlung.

No. 1. **Pracht-Pfennig-Bibel**, in Octav, jede Lieferung zu 2½ Silbergroschen Preuß. Crt. — 2 Groschen Conv.-Mz. — 9 Kreuzer Rhein. — 8 Kreuzer Conv.-Mz.
☞ **Vollständig in 28 Lieferungen mit 28 Stahlstichen.**

No. 2. **Pracht-Pathen-Bibel**, in groß Octav, jede Lieferung 4 Silbgr. Preuß. Ct. — 12 Kr. Rhein. — 11 Kr. Conv.-Mz.
☞ **Vollständig in 32 Lieferungen mit 32 Stahlstichen.**

No. 3. **Gebetbibel für christliche Familien**, in Imperial-Octav, jede Lieferung 8 Silbergroschen Preuß. Ct. — 27 Kr. Rhein. — 24 Kr. Conv.-Mz. — Vollständig in 16 Lieferungen mit 32 Stahlstichen.

No. 4. **Große Kirchenbibel**, in Breit-Folio (oder Elephantquarto), die **prachtvollste Bibel-Ausgabe**, welche seit 200 Jahren erschienen ist.

Jede Lieferung 16 Silbergroschen = 54 Kr. Rhein. = 48 Kr. Conv.-Münze.
☞ **Vollständig in 32 Lieferungen mit 32 Pracht-Stahlstichen der größten Meister.**
☞ Sammlern auf 10 Exemplare das eilfte frei. ☜

☞ **Jeder einzelne Subscribent erhält eine Prämie** ☜
die, wohlverpackt und kostenfrei, dem Besteller mit letzter Lieferung jeder Bibel eingehändigt wird.

Unsere in den letzten 10 Jahren veranstalteten Prachtausgaben der **ächten Lutherischen Bibel** sind dies- und jenseits des Meeres in allen Ländern deutscher Zunge verbreitet. Eine gute typographische und schöne bildliche Ausstattung gewann ihnen die günstige Aufnahme aller Stände; mehre Ausgaben sind binnen kurzer Zeit neu aufgelegt worden; sie sind **jetzt** fast alle vergriffen.

Neue Pracht-Bibeln

sind daher Bedürfniß geworden, und in der Absicht, solche für **alle Stände, Reiche wie Minderbegüterte**, herzustellen,

kündigen wir an, daß vom 1. März 1841 erscheinen werden:

Eine wohlfeile Ausgabe (**No. 1.**) in gewöhnlichem Bibelformat, mit kleinerer, jedoch recht lesbarer Schrift, auf feines Velin mit 28 Stahlstichen,

unter dem Titel:

Pracht-
Pfennig-Bibel
für
alle Stände.

Vollständig in 28 vierzehntägigen Lieferungen.

Jede Lieferung von zwei Bogen Text mit einem Stahlstich kostet nur zwei Groschen Conv.-20-Guld.-Fuß, oder 9 Kr. Rhein., oder 2¾ Silbgr. Pr. Ct., oder 8 Kr. Conv.-Mz.

No. 1. zu 2½ Silbgr. = 9 Kr. Rhein.

Unternommen vom
Bibliographischen Institut.

Befördert von allen soliden Buchhandlungen Deutschlands.

Praemie:
CHRISTUS am Oelberge.
Schönes Kunstblatt.
In Stahl gestochen von Eichmann
nach Carlo Dolce.

Die **mittlere** Ausgabe (**No. II.**), äußerst schön und mit größerer Schrift,

Die Pathen-Bibel,

ist hauptsächlich zum Pathen- oder Confirmationsgeschenk bestimmt.
Sie erscheint in 32 Lieferungen, jede zwei Bogen Druck mit einem Stahlstich für 2⅔ Gr. im Conventions-20-Guld.-Fuß, oder 12 Kr. Rhein., oder 4 Silbgr. Pr. Ct., oder 11 Kr. C.-M.

Die größere Ausgabe (**No. III.**), in Imperial-Octav,

als

Gebet-Bibel

für Christliche Familien,

in 16 Lieferungen, jede zu 6 Groschen Conv.-20-Guld.-Fuß, oder 27 Kr. Rhein., oder 8 Silbergr., oder 24 Kr. Conv.-Mz. Subscriptionspreis.

Diese Ausgabe zeichnet sich durch

32 grössere, meist englische ORIGINAL-Stahlstiche

von BARBER, FINDEN, WATKINS, RADCLIFFE, WALLIS etc. etc. vortheilhaft aus.

Die größte Prachtausgabe in Imperial-Quarto aber

(**Ausgabe No. IV.**) mit den herrlichsten Stahlstichen der berühmtesten Meister,

tritt in 32 Lieferungen unter dem Titel ans Licht:

Kirchen-Bibel.

Jede solche Lieferung von mehreren Bogen Text mit einem großen Stahlstich kostet nur 12 Gr. Sächs., oder 54 Kr. Rhein., oder 16 Silbgr. Pr. Ct., oder 48 Kr. Conv.-Mz.; ein gar geringer Preis für ein solches Prachtwerk, wozu Stahlstiche kommen, für welche jede Platte 4—700 Gulden Rhein. zu stechen kostet.

Der Text der sämmtlichen vier Ausgaben ist der ächte Luthertext, nicht wie in gewöhnlichen Bibeln, durch Revisoren und Correctoren absichtlich und zufällig entstellt und verfälscht, sondern rein wie ihn Luther's unsterblicher Geist mit unerreichter Schärfe des Urtheils und erstaunenswürdiger Sprachkenntniß dem deutschen Volke gegeben hat.

Bei der Wahl der **biblischen Darstellungen** haben wir den Rath der ersten Kunstverständigen und Sachkenner benutzt. Was die größten Maler aller Zeiten Herrlichstes geschaffen haben in Darstellung heiliger Geschichten, von dem, was Rafael Sanzio, Albrecht Dürer, Michel Angelo, Leonardo da Vinci, Guido Reni, Tiziano, die beiden Carracci, Murillo, Carlo Dolce, Correggio, P. P. Rubens u. A. Schönstes, Erhabenstes hervorbrachten, wird das Beste durch den Grabstichel tüchtiger Meister auf Stahl übertragen, unsern neuen Prachtbibeln zum würdigsten und köstlichsten Schmucke dienen. Naturgetreue **Ansichten der heiligen Orte**, wo der Heiland wandelte und die Apostel lehrten und litten, werden mit jenen historischen Bildern abwechseln, und Auge und Geist mit gleichem Reize ergötzen und beschäftigen. — Eine gute in Stahl gestochene **Karte von dem gelobten Lande**, auf welcher die Wanderungen des Weltheilands genau angegeben sind, und die wir der letzten Lieferung jeder Ausgabe gratis beilegen, wird allen unsern Abnehmern eine gewiß recht willkommene Zugabe sein.

Vom **1. März 1841** an wird von den 2 kleinern Ausgaben alle 8 Tage, von den 2 größten alle 14 Tage eine Lieferung pünktlich erscheinen.

Freunde des göttlichen Worts, welche sich des verdienstlichen Werks der Subscriptionssammlung unterziehen wollen, erhalten von jeder Buchhandlung auf alle drei Ausgaben bei Bestellungen von 10 Ex. das II. unentgeltlich.

DIE PRAEMIEN

werden allen Subscribenten bei der letzten Bibel-Lieferung

gratis

und überall kostenfrei eingehändigt.

Subscriptionszettel für die **neuen Lutherischen Prachtbibeln** des **Bibliographischen Instituts.**

No. der Ausgabe.	Namen der geehrten Subscribenten.	Wohnort.	No. der Ausgabe.	Namen der geehrten Subscribenten.	Wohnort.

Dieser Zettel ist gefälligst abzuschreiben, auszufüllen und der nächsten Buchhandlung einzuschicken, worauf die Bestellung prompt besorgt wird.

PRAEMIE: **Luther.** Nach Cranach. Kupfer dir. Folio.

PRAEMIE: **Salvator (Christus den Kelch segnend). Nach Holbein von Prof. Krüger.** Groß Royal-Folio. **Hauptblatt des Stahlstichs.**

PRAEMIE: **Der Herr unter seinen Jüngern beim heil. Nachtmahle.** **Grosses Kunstblatt in Imperial-Fol.** Maler: Leonardo da Vinci. Stecher: Amsler u. Rahn.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. IV.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1840

bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Fortsetzung aus Nr. III.)

19. **Hagen (August), Künstler-Geschichten.** Gr. 12. Geh.
Erstes und zweites Bändchen: Die Chronik seiner Vaterstadt vom Florentiner Lorenz Ghiberti, dem berühmtesten Bildgießer des 15. Jahrhunderts. Zwei Theile. 1833. 3 Thlr.
Drittes Bändchen: Die Wunder der h. Katharina von Siena. 1840. 1½ Thlr.
Viertes Bändchen: Leonhard da Vinci in Mailand. 1840. 1½ Thlr.

20. **Hahn-Hahn (Ida Gräfin), Jenseits der Berge.** Zwei Theile. 8. Geh. 3½ Thlr.
Von derselben Verfasserin erschien früher bei mir: „Gedichte" (1835, 1½ Thlr.); „Neue Gedichte" (1836, 1⅙ Thlr.); „Venetianische Nächte" (1838, 1 Thlr.).

21. ***Münefeld (F. L.), Der Chemismus in der thierischen Organisation.*** Physiologisch-chemische Untersuchungen der materiellen Veränderungen oder des Blutbildungslebens im thierischen Organismus, insbesondere des Blutbildungsprocesses, der Natur der Blutkörperchen und ihrer Kernchen. Ein Beitrag zur Physiologie und Heilmittellehre. Gekrönte Preisschrift. Mit einer lithographirten Tafel. Gr. 8. 1⅓ Thlr.

22. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von **Oken.** Jahrgang 1840. 12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

23. **Kützelberger (E. K. L.), Die kirchliche Tradition über den Apostel Johannes** und seine Schriften in ihrer Grundlosigkeit nachgewiesen. Gr. 8. 1½ Thlr.

24. **Meigebaur (J. F.), Handbuch für Reisende in Italien.** Dritte, ganz umgearbeitete, sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 12. Sauber cart. 3 Thlr.

25. **Nur nicht nach Norden!** Bemerkungen auf meinen Reisen in den Jahren 1839 und 1840. Aus den Memoiren des Grafen von C****. Gr. 12. Geh. 1⅓ Thlr.

26. **Das Pfennig-Magazin** für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Achter Jahrgang. 1840. 52 Nummern. (Nr. 353—404.) Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.
Der erste bis fünfte Jahrgang, Nr. 1—260, kosten jetzt zusammengenommen statt 9½ Thlr. im herabgesetzten Preise nur 5 Thlr., einzelne Jahrgänge aber 1⅔ Thlr. Der sechste und siebente Jahrgang kosten jeder 2 Thlr.
Von den früher schon im Preise herabgesetzten
Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.
National-Magazin. Ein Band. ⅔ Thlr.
Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2½ Thlr.
sind noch fortwährend Exemplare zu haben.

27. **Raumer (Friedr. v.), Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In 6 Bänden oder 24 Lieferungen. Erster Band, und zweiten Bandes erste Lieferung, oder erste bis fünfte Lieferung. Preis der Lieferung auf Velinp. ⅓ Thlr., des Bandes 2 Thlr.; auf extrafeinem Velinp. die Lieferung 1 Thlr., der Band 4 Thlr.
Jeden Monat erscheint eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.

28. **Raumer (Friedr. v.), Italien. Beiträge zur Kenntniß dieses Landes.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

29. **Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** (Siebenter Jahrgang, für das Jahr 1840.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von ***Ernst Gotthelf Gersdorf.*** (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Dreiundzwanzigster bis sechsundzwanzigster Band. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

30. **Römische Briefe von einem Florentiner. 1837—38.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4½ Thlr.

31. **Schubert (Gotthilf Heinr. v.), Die Symbolik des Traumes.** Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit einem Anhange aus dem Nachlasse eines Missionairs: des J. F. Oberlin, gewesenen Pfarrers im Steinthale, und einem Fragment über die Sprache des Wachens. Gr. 8. 1½ Thlr.
Einzeln ist auch zu haben:
Berichte eines Missionairs über den Zustand der Seelen nach dem Tode. Aus dem Nachlasse Johann Friedrich Oberlin's, gewesenen Pfarrers im Steinthale, mitgetheilt von **G. H. v. Schubert**, nebst einem Fragment über die Sprache des Wachens. Gr. 8. 1837. ⅓ Thlr.

32. **Schubert (Friedr. Th.), Vermischte Schriften.** Neue Folge. Drei Bände. Mit dem Bildniß des Verfassers. 8. 4½ Thlr.
Die erste Folge dieser Schriften besteht aus vier Bänden und erschien 1833—36 in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

33. **Skizzen aus dem Alltagsleben.** Aus dem Schwedischen. 8. Geh.
Erstes Bändchen: Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. 1838. 1⅔ Thlr.
Zweites und drittes Bändchen: Die Nachbarn. Zwei Theile. 1839. 3 Thlr.
Viertes und fünftes Bändchen: Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Zwei Theile. 1840. 3 Thlr.

34. **Kalvj, Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen** mit einer Übersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften. Gr. 8. 3½ Thlr.

35. ——, **Die Unächtheit der Lieder Ossian's** und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere. Gr. 8. Geh. ⅔ Thlr.

(Der Beschluß folgt.)

Ankündigung und Einladung

zur Subscription auf eine

neue elegante und höchst wohlfeile Ausgabe von

Aug. v. Kotzebue's Theater

Schillerformat in 30 Bänden, kl. 8.

Auf schönem Maschinen-Velinp., mit ganz neuen Lettern aufs eleganteste gedruckt, nebst des Verfassers Portrait und Facsimile in Stahlstich. Subscriptionspreis für alle 30 Bände 8 Thlr.

Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen, woselbst auch ein ausführlicher Prospectus zu haben ist, und wo man sich durch Ansicht des bereits erschienenen 1sten und 10ten Bandes von der Schönheit dieser Ausgabe überzeugen kann. Die folgenden Bände erscheinen schnell hintereinander und das Ganze wird nächsten Sommer vollendet sein, wo alsdann ein höherer Ladenpreis eintritt.

Durch die Gelegenheit, welche hierdurch dem Publicum geboten wird, sich die Schriften dieses beliebten und bis jetzt durch keinen andern ersetzten Theaterdichters in einer so schönen Ausgabe und für so äußerst billigen Preis anzuschaffen, glaubt man dem Wunsche Vieler zu entsprechen.

Leipzig, im Januar 1841.

Eduard Kummer.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Preis des Jahrgangs 12 Thlr.

1841. Januar. Nr. 1—31.

Inhalt:

Nr. 1. Selbstbiographie Raffael's von Montelupo. Von Alfred Reumont. (Nr. 1, 2.) — Unter der Erde. Ein Denkmal für die Lebendigen. Von F. Dingelstedt. = **Nr. 3.** Amerikanische Bilderschrift. = **Nr. 3.** Der Roland von Berlin. Von W. Alexis. Von Hermann Marggraff. (Nr. 3—5.) — Zur neuesten Literatur der deutschen Sprichwörter. Von Wilhelm Körte. — Isländische Literaturzustände. = **Nr. 4.** A summer in Brittany. By T. A. Trollope. = **Nr. 5.** Anastasius Grün beurtheilt von der „Bibliothèque universelle de Genève". = **Nr. 6.** Vie, correspondance et écrits de Washington, publiés d'après l'édition américaine et précédés d'une introduction sur l'influence et le caractère de Washington dans la révolution des Etats-Unis d'Amérique; par M. Guizot. (Nr. 6—9.) — Die neuen Entdeckungen im Süd-Polarkreise. = **Nr. 7.** Unpolitische Lieder von Hoffmann von Fallersleben. — Einige Züge zur Charakteristik des Hofraths Johann Weitzel. Von Emmermann. = **Nr. 8.** Napoleon im Jahre 1813, politisch-militairisch geschildert von K. Bade. — Nur nicht nach Norden! Bemerkungen auf meinen Reisen in den Jahren 1839 und 1840. Aus den Memoiren des Grafen v. S****. — Griechenland und Deutschland. = **Nr. 9.** Die Böhmen in Ungarn. Historisches Gemälde aus dem Zeitalter Matthias I. Von N. Jósika. Aus dem Ungarischen übersetzt von H. Klein. — Brahmanismus und Buddhismus. = **Nr. 10.** Was ich erlebte. Aus der Erinnerung niedergeschrieben von Henrich Steffens. Erster Artikel. — Aus Italien. = **Nr. 11.** Wrangel's Reise an den Nordküsten Sibiriens. (Nr. 11—13.) — Romanenliteratur. — Der große Kurfürst und Kurfürst Friedrich Eisenzahn. Historische Erinnerungen bei Gelegenheit ihrer Thronjubelfeier von J. D. E. Preuß. Die geschichtliche Bedeutung des 1. December 1840 mit Beziehung auf den großen Kurfürsten von L. v. Orlich. = **Nr. 12.** Aus einem vertrauten Briefe über Kirchengeschichte und Zeitgeist. — Stammbaum der Napoleon'schen Familie. Mit den wichtigern historischen Notizen. Von J. Günther. = **Nr. 13.** Fahrten. Erzählt von C. Dräxler-Manfred. = **Nr. 14.** Stille Lieder. Von K. Beck. Erstes Bändchen. = **Nr. 15.** Über die Literatur der jüngsten Säcularfeier der Buchdruckerkunst. Von A. E. Umbreit. Erster Artikel. (Nr. 15—17.) — Weltgebäuden von F. Schuselka. = **Nr. 16.** Aquarelle aus dem Leben. Von A. Lewald. Fünfter und sechster Theil. = **Nr. 17.** Goethe-Literatur. = **Nr. 18.** Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen mit einer Übersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften von Kalvj. (Nr. 18—21.) — Friedrich, erster Kurfürst von Brandenburg aus dem Fürstenhause der Hohenzollern. Von Freiherrn von Rochow. = **Nr. 19.** Aus Italien. = **Nr. 20.** Sein und Schein. Ein Roman von W. Francke. = **Nr. 22.** Allgemeine wissenschaftliche Alterthumskunde; oder: Der concrete Geist des Alterthums in seiner Entwickelung und in seinem System von C. G. Haupt. (Nr. 22—26.) = **Nr. 23.** Kurze Erzählung meiner Schicksale und Gefangenschaft von der Fürstin Dora von Aquilon. Nach den in französischer Sprache geschriebenen Originalien übersetzt von D. E. Müller. = **Nr. 24.** Olivier Basselin. = **Nr. 26.** Versuch einer Charakteristik Melanchthon's als Theologen und einer Entwickelung seines Lehrbegriffs von F. Galle. = **Nr. 27.** Noch Etwas zur Dante-Literatur. — Reise durch alle Theile des Königreichs Griechenland im Auftrag der königl. griechischen Regierung, in den Jahren 1834—37. Von K. G. Fiedler. = **Nr. 28.** Neue englische Literatur. 1. Queen Victoria, from her birth to her bridal. 2. Memoirs of the Princess Daschkaw. 3. Travels to the City of the Caliphs. By J. R. Wellsted. 4. A narrative of missionary enterprises in the South Sea Islands; with remarks upon the natural history of the Islands, origin, languages, traditions, and usages of the inhabitants. By John Williams. 5. The burial grounds in London. By Walker. (Nr. 28—30.) — Romanenliteratur. = **Nr. 29.** Geschichte Kaiser Friedrich's IV. und seines Sohnes Maximilian I. Von Joseph Chmel. Erster Band. (Nr. 29, 31.) = **Nr. 30.** Aus Italien. = **Nr. 31.** Dr. Francia, Dictator von Paraguay, geschildert während eines vierjährigen Aufenthalts in dieser Republik, nebst den nöthigen Erläuterungen über die südamerikanische Revolution. Von J. P. und W. P. Robertson. Aus dem Englischen von Le Petit. — Toussaint L'Ouverture zu Jour. = **Notizen, Miscellen, Bibliographie, Literarische Anzeigen** ꝛc.

Leipzig, 31. Januar 1841.

F. A. Brockhaus.

Neue ganz elegante Taschen-Ausgaben.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hermann und Dorothea

von

Goethe.

Eleganteste Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit goldenem Schnitt und einem Stahlstich.
Preis 1 Fl. 24 Kr., oder 26½ Ngr. (21 Gr.)

Wilhelm Tell.

Ein Schauspiel

von

Schiller.

Eleganteste Taschen-Ausgabe in englischem Einband mit goldenem Schnitt und einem Stahlstich.
Preis 1 Fl. 36 Kr., oder 1 Thlr.

In demselben Format erschien schon früher:

Goethe's Faust.

Eine Tragödie.

Zwei Theile in englischem Einbande mit goldenem Schnitt und einem Stahlstich.
Preis 4 Fl. 48 Kr., oder 2 Thlr. 25 Ngr. (2 Thlr. 20 Gr.)

Diese neuen, in typographischer Ausstattung alle frühern weit übertreffenden Ausgaben empfehlen sich wol von selbst.

In gleichem Format und in derselben Ausstattung werden in künftigem Jahr die weitern Schiller'schen Theaterstücke, sowie die in unserm Verlag erschienenen Lyriker: **Schiller, Goethe, Herder, Uhland, Lenau, Platen, Zedlitz, Schwab, Kerner, Freiligrath** u. s. w. dieser hübschen Sammlung sich anreihen.

Stuttgart und **Tübingen**, im December 1840.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Bei **C. F. Osiander** in Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1841. Herausgegeben, in Verbindung mit Andern, von **Albert Knapp.** Mit 6 Stahlstichen. 12. Eleg. geb. mit Goldschnitt und in Futteral. 2 Thlr. = 3 Fl. 36 Kr.

Haben die frühern acht Jahrgänge durch ihre Gediegenheit dem Almanach nah und fern einen großen Leserkreis gewonnen, so dürfte dem obigen noch ein größeres Interesse geschenkt werden, da die Reihe der geschätzten und bisherigen Mitarbeiter noch durch einige gefeierte Namen erweitert worden ist, und aus der Feder des Herrn Herausgebers diesmal mehr Beiträge geflossen sind, als demselben in den letzten Jahren zu geben möglich war.

Der Verleger erlaubt sich noch, die Übersicht des Inhalts hier folgen zu lassen:

Harriet Bradford Stewart. Einfacher Umriß ihrer Lebensgeschichte, von Dr. **Chr. G. Barth.** — **Naturbilder aus der Schweiz.** Von **Abel Burkhardt.** — **Saul unter den Propheten.** Von Dr. **Eduard Eyth.** — **Gedichte.** Von **H. C. Lange.** — **Die Zeichen des Lebens.** Von Dr. **G. H. von Schubert.** — **Sprüche der Väter.** Von **Ebendemselben.** — **Gedichte.** Von **Ernst Moritz Arndt.** — **Die drei Freunde.** Von **L. Vogel.** — **Gedichte.** Von Dr. **Heinrich Puchta.** — **Schweizerische Wasserfälle.** Von **H. C. Lange.** — **Der Weihnachtsabend.** Von Dr. **Franz Theremin.** — **Die Bernsteinhexe.** Proben aus einer ungedruckten Erzählung, von **Wilhelm Meinhold.** — **Vermischte Gedichte.** Vom **Herausgeber.** — **Aus dem Leben der Herzogin Magdalena Sibylla von Würtemberg.** Vom **Herausgeber.** — **Gedichte der verborgenen Christin.** Von **Ebendemselben.** — **Gedichte.** Von Dr. **H. E. von Meyer.** — **Dienst und Gegendienst.** Eine Erzählung nach amerikanischen Quellen, von Dr. **Chr. G. Barth.** — **Gedichte.** Von **Julius Krais.**

Bei **C. Kummer** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten:

Katalog im Preise bedeutend herabgesetzter Bücher naturwissenschaftlichen Inhalts, 1013 Nummern enthaltend.

Es befinden sich darunter auch mehre werthvolle Kupferwerke, auf die ich besonders aufmerksam mache.

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, **zugleich ein Supplement** zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Zweiunddreissigstes Heft,
Bogen 81—87, nebst Titel, womit die erste Abtheilung des vierten Bandes geschlossen ist.
Steinbüchel bis Széchényi.

Druckpapier ⅓ Thlr.; Schreibpapier ½ Thlr.; Velinpapier ¾ Thlr.

Steinbüchel (Anton v.). — **Steindruck.** — **Steininger** (Joh.). — **Steinkohlen.** — **Stempelschneidekunst**, s. am Ende des Werkes. — **Stengel** (Liborius). — **Stenographie.** — **Stenzel** (Gustav Adolf Harald). — **Stephan** (Martin). — **Sternberg** (Alex., Freih. v. Ungern-). — **Steuber** (K. H. Wilh. v.). — **Stickel** (Franz Ferd. Michael). — **Stieglitz** (Charlotte), s. **Rahel, Bettina und Charlotte Stieglitz.** — **Stieglitz** (Heinr.). — **Stieglitz** (Ludwig). — **Stjerneld** (Gustav Nils Algernon Adolf). — **Stiglmaier** (Joh. Baptist). — **Stockfleth** (Niels Joachim Christian Vibe). — **Story** (Joseph). — **Strafgesetzgebung** und **Strafsysteme**, s. am Ende des Werkes. — **Stralenheim** (Karl Aug. Wilh., Freih. v.). — **Strasburger Ereigniß.** — **Straß** (Joh. Friedr. — Karl Friedr. Heinr.). — **Strauß** (David Friedr.). — **Strauß** (Joh.). — **Strinnholm** (A. M.). — **Strombeck** (Friedr. Karl v.). — **Struve** (Friedr. Georg Wilh.). — **Struve** (Karl Ludw.). — **Stuhr** (Peter Feddersen). — **Stüve** (Joh. Karl Bertram). — **Suckow** (Karl Adolf). — **Südamerika im letzten Jahrzehnd.** — **Suden** (Karl Friedr. Ferd.). — **Sue** (Eugène). — **Svanberg** (Jöns). — **Symbolstreit der Gegenwart.** — **Szaniawski** (Joseph Calasantius). — **Szaniecki** (Jan Olrych). — **Széchényi** (Stephan, Graf v.).

Leipzig, im Januar 1841.

F. A. Brockhaus.

Soeben erscheint im Verlage von **Alexander Duncker** in Berlin und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der Proceß Lafarge,

beleuchtet nach
preußischem Strafrechte
durch

H. D. H. Temme, königl. preuß. Inquisitoriats-Director und Criminal-Gerichts-Rath
und
G. A. Koerner, königl. preuß. Stadt-Gerichts- und Criminal-Gerichts-Rath

zu Berlin.

Gr. 8. Geh. 1⅙ Thlr.

Diese Schrift enthält, außer der getreuen Geschichtserzählung des interessanten Vorfalls, die Ansicht zweier praktischen Criminalisten über das Verfahren bei dem berühmten Processe und beweist, daß nach preußischem Rechte die Angeklagte nie hätte verurtheilt werden können. Da ganz Europa diesen Vorgang mit der größten Spannung verfolgt hat, so wird das Buch das Interesse der juristischen und nicht-juristischen Welt in hohem Grade in Anspruch nehmen.

Im Verlage der **Mauke**'schen Buchhandlung in Berlin erschien soeben und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

J. G. Müchler's

französisches Lesebuch

für
die ersten Anfänger
nebst Tabellen der Declinationen und Conjugationen und einem Vorrathe von Materialien zur Übung im Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische.
10te durchaus verbesserte und vermehrte **Auflage,**
bearbeitet von
Dr. L. L. Adelet.
10¾ Bogen. 8. Preis 10 Ngr. (8 Gr.)

Chr. Fr. Wohler's
Grundriß
eines
stufenweise zu erweiternden *Unterrichts*
in der

Erdbeschreibung

vorzüglich für die Elementarclassen in den königl. preuß. Cadetteninstituten entworfen.
4te Auflage, mit einer Vignette.
4 Bogen. Gr. 12. Cart. Preis 7½ Ngr. (6 Gr.)

Fr. Ballhorn
(Oberprediger in Oranienburg),

Andeutungen

zu
einem *Organisationsplane* für **städtische Mädchenschulen** mit besonderer Beziehung auf kleinere Städte. 10 Bogen. Gr. 8. (Commiss.-Art.) 20 Ngr. (16 Gr.)

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter von uns zu beziehen:

REVUE de la littérature française.

Journal des gens du monde.

Sommaire du No. 1 (15 Janvier): De la destinée des villes, par *Saint-Marc Girardin.* — Souvenirs des voyages, par *A. Dumas.* — Le retour de l'empereur, poëme par *V. Hugo.* — Une visite au roi Guillaume, par *X. Marmier.* — Moeurs. — Tribunaux. — Sciences et arts. — Mélanges.

Sommaire du No. 2 (31 Janvier): Un hiver au midi de l'Europe, par *G. Sand.* — Une révolte sous l'Empire, par *E. Sue.* — Moeurs etc. etc.

Monatlich 2 Hefte zu 2—3 Bogen in gr. 8.
Preis 5⅓ Thlr. für den Jahrgang von 24 Heften.

☞ ***Ein ausführlicher Prospectus ist der heutigen Lieferung der Blätter für literarische Unterhaltung beigelegt.***

Leipzig, am 31. Januar 1841.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. V.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1840

bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluß aus Nr. IV.)

36. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **Friedr. v. Raumer.** Neue Folge. Zweiter Jahrgang. Gr. 12. Cart. 2½ Thlr.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19⅔ Thlr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39)

zusammengenommen für fünf Thaler,

sodaß die ganze Folge **zehn Thaler** kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1⅓ Thlr., der erste Jahrgang der Neuen Folge 2 Thlr.

37. **Taschenbuch dramatischer Originalien.** Herausgegeben von **Wl. Gerhard.** Fünfter Jahrgang. Mit einem Bildniß und acht colorirten Costümbildern. 8. Cart. 3⅓ Thlr.

Der erste Jahrgang kostet 2⅓ Thlr., der zweite 3 Thlr., der dritte 2½ Thlr., der vierte 3 Thlr.

38. **Urania.** Taschenbuch auf das Jahr 1841. Neue Folge. Dritter Jahrgang. Mit dem Bildnisse Karl Friedrich Bessing's. 8. Cart. 1⅔ Thlr.

Bessing's Bildniß daraus einzeln in gr. 4. kostet ⅓ Thlr.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1834—38 vorräthig, die im **herabgesetzten Preise** zu ⅔ Thlr. der Jahrgang abgelassen werden. Die Jahrgänge 1839 und 1840, oder der Neuen Folge erster und zweiter Jahrgang, kosten jeder 1⅓ Thlr.

39. **Varnhagen v. Ense (K. A.), Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften.** Fünfter Band, oder: Neue Folge erster Band. Gr. 8. Geh. 2½ Thlr.

Die erste Folge dieser Denkwürdigkeiten erschien in 4 Bänden 1837—38 bei H. Hoff in Mannheim.

40. **Wiese (E.), Don Juan.** Ein Trauerspiel in fünf Acten. 8. 1¼ Thlr.

Von demselben Verfasser sind früher in meinem Verlage herausgekommen: „Theodor", ein Roman (1833, 1⅚ Thlr.); „Herrmann", ein Roman (1834, 1¾ Thlr.); „Drei Trauerspiele" (1835, 1½ Thlr.); „Drei Novellen" (1836, 1¼ Thlr.); „Friedrich", ein Roman (1836, 1½ Thlr.

41. **Winkler (Ed.), Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Waarenkunde.** Enthaltend Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer und toxikologischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakognostischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. In zwei Bänden. Erstes bis achtes Heft. (Aal—Schleichera aculeata.) 1838—40. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen ⅚ Thlr.

42. **Ein Wort über animalischen Magnetismus, Seelenkörper und Lebensessenz;** nebst Beschreibung des ideo-somnambülen Zustandes des Fräuleins Therese v. B—y zu Vasarhely im J. 1838, und einem Anhang. Beobachtet, geschrieben und gegeben von **Frau Graf v. Sz....y.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

43. **Leipziger Allgemeine Zeitung.** Jahrgang 1840. 366 Nummern nebst vielen Beilagen. Hoch 4. Pränumerationspreis 8 Thlr.

44. **Vollständiges alphabetisches Namen- und Sachregister** der Leipziger Allgemeinen Zeitung für 1840. Hoch 4. ⅓ Thlr.

Im Verlage von **August Campe** in Hamburg ist erschienen und, sowie auch der ältere Verlag dieser Handlung, durch mich zu beziehen:

Lloyd's, H. E., Theoretisch-praktische **englische Sprachlehre** für Deutsche. Mit faßlichen Übungen nach den Regeln der Sprache versehen. Sechste verbesserte Auflage. 8. 1841. 11/12 Thlr.

Außer **Ersch's Handbuch,** dem **Pfennig-Magazin,** dem **Historischen Taschenbuch** und der **Urania,** die unter Nr. 15, 26, 36 und 38 erwähnt sind, wurden im Jahre 1840 noch folgende Schriften meines Verlags im Preise ermäßigt:

Frédéric le Grand, Oeuvres historiques. Nouvelle édition, avec des notes et renseignements. 4 vols. Gr. 8. 1830. Früher 6 Thlr., **jetzt 3 Thlr.**

Geschichte der Staatsveränderungen in Frankreich unter Ludwig XVI., oder Entstehung, Fortschritte und Wirkungen der sogenannten neuen Philosophie in diesem Lande. 1ster bis 6ter Theil. (Von General v. Schütz.) Gr. 8. 1827—33. Früher 10⅔ Thlr., **jetzt 5 Thlr.**

Guirlanden, herausgegeben von **W. Ad. Becker.** 1ster bis 4ter Band. 8. 1812—13. Früher 6 Thlr., **jetzt 2 Thlr.**

Lorenz (J. F.), Die Elemente der Mathematik. 2 Bände. Mit Kupfertafeln. Gr. 8. 1795—1822. Früher 5⅓ Thlr., **jetzt 3 Thlr.**

Lucchesini (Girolamo, Marchese), Historische Entwickelung der Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes. Aus dem Italienischen. 1ster Band. Ursachen des Rheinbundes. 2ter Band. 1ster und 2ter Theil. Wirkungen des Rheinbundes. Gr. 8. 1821—25. Früher 7 Thlr., **jetzt 3 Thlr.**

***Meckel (J. F.)*, Tabulae anatomico-pathologicae modos omnes,** quibus partium corporis humani omnium forma externa atque interna a norma recedit, exhibentes. IV fasc. — I. Cor, cum tab. aeneis VIII. II. Vasa, cum tab. aen. VIII. III. Systema digestionis, cum tab. aen. IX. IV. Intussusceptiones et herniae, cum tab. aen. VIII. Fol. 1817—26. Früher 27 Thlr., **jetzt 10 Thlr.**

***Sprengel (Curt)*, Institutiones medicae.** 6 tomi. 8maj. Amstelodami et Lipsiae, 1809—19. Früher 13⅓ Thlr., **jetzt 6 Thlr.**

Die einzelnen Theile sind unter folgenden Titeln besonders zu haben:

I. II. **Institutiones physiologicae.** 2 vol. 1809—10. Früher 5 Thlr., **jetzt 2½ Thlr.**

III. — **pathologiae generalis.** Editio altera auctior et emendatior. 1819. Früher 2 Thlr., **jetzt 1 Thlr.**

IV. — **pathologiae specialis.** Editio altera auctior et emendatior. 1819. Früher 2½ Thlr., **jetzt 1⅓ Thlr.**

V. — **pharmacologiae.** Editio altera auctior et emendatior. 1819. Früher 2 Thlr., **jetzt 1 Thlr.**

VI. 1. — **therapiae generalis.** Editio altera auctior et emendatior. 1819. Früher 1 Thlr., **jetzt ⅔ Thlr.**

VI. 2. — **medicinae forensis.** Editio altera auctior et emendatior. 1819. Früher ⅔ Thlr., **jetzt ⅓ Thlr.**

***Stein (G. W.)*, Lehre der Geburtshülfe,** als neue Grundlage des Faches, insonderheit als Leitfaden bei Vorlesungen. 2 Theile. Mit 18 Abbildungen. Gr. 8. Elberfeld, 1825—27. Früher 6 Thlr., **jetzt 2½ Thlr.**

ΘΕΟΦΥΛΑΚΤΟΣ. Theophylacti Simocattae questiones physicae et epistolas ad codd. recensuit versione Kimedonciana et notis instruxit ***Jo. Franc. Boissonade.*** Gr. 8. Paris, 1835. Früher 3 Thlr., **jetzt 1½ Thlr.**

Whistling (Ch. G.), Ökonomische Pflanzenkunde für Land- und Hauswirthe, Gärtner, Fabrikanten und andere Liebhaber, nach dem System des Gebrauchs geordnet, mit Linné'schen Kennzeichen beschrieben. 4 Theile. — I. Pflanzen, die der Mensch genießt und die ihn nähren. — II. Pflanzen, welche zur Fütterung unserer Hausthiere dienen. — III. Öl-, Spinn-, Weber-, Färber-, Gerber- und Fabrikpflanzen. — IV. Unkräuter, Giftpflanzen, Bäume und Sträucher. Nebst einem Register über alle 4 Theile. Gr. 8. 1805—7. Früher 7⅓ Thlr., **jetzt 2¼ Thlr.**

Bei mir ist soeben erschienen:

Böltl, Prof. Dr., **Der Religionskrieg in Deutschland.** Auch u. d. T.: **Elisabeth Stuart**, Gemahlin Friedrich's V. von der Pfalz. 2 Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.

Für Historiker wie für alle Geschichtsfreunde von gleichem Interesse.

Hamburg, im Januar 1841.

Joh. Aug. Meissner.

In unterzeichnetem Verlag ist erschienen:

Die

beiden Grundprobleme der Ethik,

behandelt

in zwei akademischen Preisschriften

von

Dr. Arthur Schopenhauer,

Mitglied der königl. norwegischen Societät der Wissenschaften.

I. Über die Freiheit des menschlichen Willens, gekrönt von der königl. norwegischen Societät der Wissenschaften zu Drontheim, am 26. Januar 1839.

II. Über das Fundament der Moral, nicht gekrönt von der königl. dänischen Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen, den 30. Januar 1840.

Frankfurt am Main,
Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung.
F. E. Suchsland.
1841.

Gr. 8. 20 Bogen. 1 Thlr. 15 Sgr.

Bei **Wilh. Kaiser** in Bremen erschien soeben:

Humoristische Erinnerungen

aus meinem

akademischen Leben

in Heidelberg und Kiel

in den Jahren 1817—19

von

Theodor von Kobbe.

Zwei Bände. 1 Thlr. 20 Ngr. (*1 Thlr. 16 Gr.*)

Zu gefälliger Beachtung.

Ein bedeutendes Lager von Werken der ausländischen Literatur, namentlich der französischen und englischen, sowie die vielseitigsten Verbindungen mit dem Auslande setzen uns in den Stand, alle uns ertheilten Aufträge zu den billigsten Preisen mit möglichster Schnelligkeit auszuführen; wir empfehlen uns daher allen Denen, die Bedarf davon haben, und sind stets mit Vergnügen bereit, nähere Auskunft über unsere Bedingungen u. s. w. zu ertheilen.

Das seit Anfang dieses Jahres in unserm Verlage erscheinende Journal:

Echo de la littérature française.
Journal des gens du monde

(monatlich 2 Hefte, Preis 5⅓ Thlr.), gibt eine Auswahl des Besten und Interessantesten aus der gesammten französischen Journalistik; eine regelmässige Übersicht der wichtigsten Erscheinungen der französischen Literatur gewährt unser

Bulletin bibliographique de la littérature étrangère,

welches mit 1841 seinen 5ten Jahrgang begonnen, monatlich erscheint und durch jede gute Buchhandlung **gratis** uns von zu erhalten ist.

Leipzig, im Februar 1841.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Deutsche Vierteljahrs-Schrift

für 1841.

Erstes Heft, oder Januar bis März.

Inhalt: Über die Schwankungen des circulirenden Mediums in Europa und deren Einfluß auf die Geldpreise der Dinge in den letzten fünf Decennien. — Deutschland und die Schweiz. — Stellung der Freimaurerei zu den Hauptfragen unserer Zeit. — Unser Unterrichtswesen im Verhältniß zur Nationalität. — Über die Vertheidigung des westlichen Deutschlands gegen Frankreich; besonders Beantwortung der Frage: Soll Rastatt eine Bundesfestung werden? — Die nationale Bedeutung Friedrich's des Großen. — Über Provinzialstände. — Gedanken über das Verhältniß der Naturforschung zur heutigen Cultur. — Ideen zu einer künftigen kritischen Gesammtausgabe der Werke von Leibnitz. — Kurze Notizen.

Der Preis des Jahrgangs von 4 Heften ist 12 Fl., oder 7 Thlr. 10 Ngr. (7 Thlr. 8 Gr.)

Stuttgart und **Tübingen**, im Januar 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Neues musikalisches Wörterbuch.

Bei **C. F. Osiander** in Tübingen ist soeben erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu haben:

Der

musikalische Sprachmeister,

oder

Erklärung sämmtlicher in der Musik vorkommenden technischen Kunstausdrücke, Abbreviaturen, Zeichen ꝛc.,

sowie der

aus fremden Sprachen entlehnten musikalischen Terminologien,

alphabetisch geordnet

von

Dr. Gustav Schilling.

12. Geh. Preis 1 Fl. — 20 Ngr. (16 Gr.)

Es bedarf wol nur des Namens des berühmten Herrn Verfassers, um die Aufmerksamkeit des gesammten musikalischen Publicums, insbesondere aber der vielen jüngern Musiker und Dilettanten, auch auf diese neueste seiner Arbeiten hinzuleiten, und was das zugleich auch im Äußern gut und bequem ausgestattete Buch enthält, besagt der Titel hinlänglich: einen Lehrmeister, der, wenn irgend ein Wort, ein Zeichen oder irgend sonst Etwas als unbekannt vorkommt, sofort mit einer zwar kurzen, aber immer der bündigsten und genügendsten Erklärung bei der Hand ist; einen Sprachmeister, der, bei seiner außerordentlichen Vollständigkeit, niemals im Stiche läßt, wo es darauf ankommt, schnell Auskunft und Zurechtweisung über irgend Etwas zu erhalten, was die musikalische Technik insbesondere angeht.

Bis zum 25. Februar d. J. erscheint:

Radices linguae sanscritae ad decreta gramm. definivit atque copia exempl. exquisit. illustravit *N. L. Westergaard.* Fasc. II.

Mit dieser Abtheilung ist das Werk geschlossen.

Çakuntalâ, annulo recognita, drama Indicum Kâlidâsae adscriptum. Textum codd. collatis recensuit, interpr. lat., variet. script. et annot. crit. adjecit *Otto Boehtlingk*, Ph. Dr. Lex.-8. Preis 3 Thlr.

Kâlidâsae Meghadûta et Sringâratilaka, ex recensione *Joannis Gildemeisteri.* Additum est Glossarium. 8maj. Preis 2 Thlr.

Im November 1840 erschien:

Pânini's acht Bücher grammatischer Regeln. Herausgegeben und erläutert von Dr. *Otto Boehtlingk.* 2ter Band, womit das Werk vollendet ist. Preis für beide Bände 20 Thlr.

Bonn, am 31. Januar 1841. **H. B. König.**

Folgende **interessante Schrift** erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen von mir zu beziehen:

Nur nicht nach Norden!

Bemerkungen

auf meinen Reisen in den Jahren 1839 und 1840.

Aus den Memoiren

des

Grafen von S**.**

Gr. 12. Geh. 1⅓ Thlr.

Leipzig, im Februar 1841.

F. A. Brockhaus.

Literarische Anzeige
für das evangelische Deutschland.

In der Joh. Christ. Hermann'schen Buchhandlung in Frankfurt a. M. ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Nachbarstaaten zu haben:

Martin Luther's Werke.

Ausgewählt und angeordnet
von
Gustav Pfizer.

Prachtausgabe in Einem Bande.

Mit Luther's Büste in Stahlstich von A. Collas.
Elegant broschirt. Preis 7½ Thlr.

Bei **A. Pichler's Witwe** in Wien ist soeben erschienen und wurde an alle Buchhandlungen Deutschlands versandt:

Zeitbilder
von
Caroline Pichler.

2ter (letzter) Band.
Mit 1 Kupfer von D. Weiß.
8. 482 Seiten stark. In Umschlag broschirt.
Preis 1 Thlr. 15 Ngr. (1 Thlr. 12 Gr.)

Dieser Band, welcher die Rubriken „**Wien in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts**" und „**Wien in der gegenwärtigen Zeit**" enthält, schließt den in dem früher erschienenen Ersten Theile begonnenen Cyklus von Skizzen des socialen Lebens in Wien. Wir halten es für überflüssig, über die geistreiche Behandlung dieses höchst interessanten Stoffes uns zu verbreiten und fügen nur bei, daß jeder der beiden Bände auch einzeln abgegeben wird. Im ersten Bande ist „**Wien in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts**" dargestellt.

Soeben erschien für Subscribenten auf 12 Stücke à 5 Sgr.:

Répertoire du théâtre français à Berlin,
No. 237—40:

Chut, comédie par *Scribe*. 5 Sgr. Le bourgeois-gentilhomme par *Molière*. 7½ Sgr. Le jeu de l'amour et du hasard par *Marivaux*. 7½ Sgr.

Unter der Presse:

Un verre d'eau, comédie par *Scribe*.

Berlin.
Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Auf Veranlassung des Apothekervereins in Norddeutschland ist soeben erschienen und durch jede Kunst- und Buchhandlung von uns zu beziehen:

Das wohlgetroffene Bildniss des Herrn Hof- und Medicinalraths Ritters *Rudolf Brandes*.

Der Verein hat dasselbe seinem Stifter und Begründer gewidmet und von der Meisterhand Hanfstängl's lithographiren lassen. Der Ertrag ist für die Wohlthätigkeitsanstalten des Vereins bestimmt. Preis 1 Thlr.

Hahn'sche Hofbuchhandlung in Hanover.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin
für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.
1841. Januar. Nr. 405—409.

Nr. 405. Rückkehr Napoleon's von St.-Helena nach Frankreich. Explosionen auf Dampfbooten. Die Ruinen von Ephesus. Die Souveraine Europas am 1. Jan. 1841, nach ihrem Alter geordnet. Skizzen aus der Krim. Elephide. Eine originelle Neujahrsfeier. — **Nr. 406.** Lincoln. Sir Sidney Smith. Die Galvanoplastik. Der eifrige Fischer. Obst und Obsthandel in Petersburg. Der Antinous. Das Bergpferd. — **Nr. 407.** Die vierte Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst. Paul und Virginie. Emir Beschir. Die Insel Melos. Der Erdfall bei Axmouth in England. — **Nr. 408.** John Howard. Das Neueste aus Persien. Ein diätetisches, der Baumwolle ähnliches Product. Die Marmorhöhle bei Carrarezza. Merkwürdige Heilung einer Monomanie. Der Woudadour. Der Dachs. — **Nr. 409.** Furnes in Westflandern. Das Buchdrucker-Jubiläum zu Leipzig in den Jahren 1640 und 1740. Die Drusen. Die atmosphärische Eisenbahn. Safran. Sonderbares Testament. Der Palast der Deputirtenkammer in Paris. Die Holländer an der Südspitze von Afrika.

An **Abbildungen** sind in diesen Nummern enthalten:

Napoleon auf dem Sterbebette. — Grab Napoleon's auf St.-Helena. — Ansicht von Lincoln. — Die Bergpferd-Jagd. — Festhalle auf dem Augustusplatze zu Leipzig. — Der Erdfall bei Axmouth in England. — John Howard. — Der Dachs. — Marktplatz in Furnes. — Die kastrirten Auswanderer aus der Capcolonie.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr.

Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9½ Thlr. **auf 3 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1⅓ Thlr.; die Jahrgänge 1838—40 kosten jeder 2 Thlr.

Von den früher schon im Preise herabgesetzten
Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.
National-Magazin. Ein Band. ⅔ Thlr.
Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2½ Thlr.
sind noch fortwährend Exemplare zu haben.

Leipzig, im Februar 1841.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. VI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Durch alle **Postämter, Zeitungsexpeditionen** und **Buchhandlungen** ist von dem Unterzeichneten zu beziehen:

Vollständiges alphabetisches Namen- und Sachregister für den Jahrgang 1840
der
Leipziger Allgemeinen Zeitung.
Preis ⅛ Thlr.

Leipzig, im Februar 1841.

F. A. Brockhaus.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Systematische Darstellung
der
Gesetze
über die
höhern Studien
in den
gesammten deutsch-italienischen Provinzen der östreichischen Monarchie.
Von
Wilhelm Unger.
Doctor der Philosophie und der Rechte, o. ö. Professor der Philosophie am k. k. Lyceum zu Laibach.
Zwei Theile mit einem Repertorium.
Gr. 8. Wien 1840. Preis 4 Thlr. Sächs.

Die Theilnahme an echt humaner Bildung und an den dieselbe unterstützenden Lehranstalten, zu deren gesichertem und sich immer segensreicher entfaltendem Wirken eine vom Staate ausgehende, organisirende Gesetzgebung unerläßliche Bedingung ist, ist bereits so allgemein rege, daß das vorliegende Werk schon durch seinen Titel das Interesse für sich gewinnen wird und von dieser Seite gewiß keiner weitern Empfehlung bedarf. — Nur darauf glauben wir aufmerksam machen zu müssen, daß dieses Werk, abgesehen von seinem historischen Werthe, da es eine auf dem wörtlich mitgetheilten Inhalte der Gesetze gegründete Einsicht in die Entwickelung des östreichischen Studienwesens innerhalb eines Jahrhunderts gewährt, auch für Deutschland, außer den Grenzen Östreichs, materielle Brauchbarkeit hat, da so viele Ausländer die östreichischen und insbesondere die medicinisch-chirurgischen Anstalten besuchen und in Östreich Diplome erwerben, und ferner Viele, welche im Auslande die Universitätsstudien bereits zurücklegten, später in Östreich kirchliche oder weltliche Anstellungen, oder sonstige Berechtigungen ansuchen. Auch die vom deutschen Bundestage ausgehende, sowol die Studirenden als die Professoren betreffende Oberaufsicht über die Studienanstalten von ganz Deutschland, welche in diesem Werke ebenfalls dargestellt wird, dürfte dasselbe als ein höchst berücksichtigungswerthes erscheinen lassen. Die für die eben angegebenen Punkte insbesondere erlassenen östreichischen Gesetze stehen aber mit der ganzen östreichischen Studiengesetzgebung in zu engem Zusammenhange, als daß nicht der ganze Inhalt dieses Werkes die obige Bemerkung, über die materielle Brauchbarkeit desselben, rechtfertigen würde.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Buek, Dr. **F. G.** (Oberauditeur), Genealogische und biographische Notizen über die seit der Reformation verstorbenen **hamburgischen Bürgermeister.** Bei Veranlassung des Vereins für hamburgische Geschichte gesammelt. Mit 4 lithographirten Tafeln Facsimile's der Unterschriften. Gr. 8. Geh. Preis: Druckpapier 2 Thlr., Schreibpapier 2⅔ Thlr.

Die Namen der in diesem Werke Beschriebenen mögen für Nachkommen und Verwandte, deren darin ebenfalls Erwähnung geschieht, hier folgen:

Amsinck, Anderson, Beceeler, Beckendorp, Beckmann, von Bergen, von Bostel, Brand, vam Brocke, Claen, Corthum, Doormann, Dorner, von Eitzen, Faber, von der Fechte, von Graffen, Greve, Grote, Hackmann, Heise, Hohusen, vom Holte, Hülpe, Jarre, vom Kampe, Koch, Kohl, Lemmermann, von Lengerke, Lienau, von Lipstorp, Lütkens, Luis, Matfeld, Meurer, Möller, Niebur, Pauli, Paulsen, Plate, Poppe, Rheder, Rodenburg, Rulant, Rumpff, Salsborg, Schaffshausen, Schele, Schlebusch, Schlüter, Schröder, Schrötteringk, Schaback, Schulte, von Sienen, Sillem, von Spreckelsen, Stampeel, Stockfleth, Surland, Twestreng, Vögeler, Wagener, Westede, Wetken, Widow, Wiese, Winckel.

Hamburg, im December 1840.

Joh. Aug. Meißner.

Soeben ist erschienen und durch **Braumüller & Seidel** in Wien zu beziehen:

Oestrtichische militairische Zeitschrift.

Redigirt von Major **J. B. Schels.**

Januar 1841.

Preis des ganzen Jahrgangs von 12 Heften 8 Thlr.

Inhalt dieses Heftes:

I. Die Kriegsübungen des achten deutschen Bundescorps im September 1840.
II. Militairische Geschichte des Rheines.
III. Östreicher in Syrien und Ägypten.
IV. Kartenankündigung.
V. Neueste Militairveränderungen.

Die ältern Jahrgänge sind um folgende Preise zu erhalten:

Die dritte Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 in vier Bänden vereinigt 6⅔ Thlr.
Jeder der einzelnen Jahrgänge von 1818—39 für 6⅔ Thlr.
Der Jahrgang 1840 8 Thlr.

Bei Abnahme einer ganzen Sammlung der ältern Jahrgänge werden die Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 zu 6⅔ Thlr.; die übrigen aber von 1818—39 zu 5⅓ Thlr. berechnet.

Biographie des Herzogs Ferdinand von Würtemberg,

kais. östr. Feldmarschalls,

von

Joh. Bapt. Schels,

kais. östr. Major, Commandeur und Ritter mehrer hoher Orden.

Wien 1841. Velinpapier, in saubern Umschlag cartonnirt. ⅚ Thlr.

Inhalt: Vorwort. Biographien der Prinzen von Würtemberg: Georg Friedrich — Friedrich Karl — Eberhard Ludwig — Karl Alexander — Heinrich Friedrich — Friedrich Ludwig — Karl Rudolf — Karl Eugen — Friedrich Eugen — König Friedrich Wilhelm Karl — Alexander Friedrich Karl — König Wilhelm I. — Ludwig Friedrich Alexander — Adam Ludwig. — Ausführliche Lebensbeschreibung des Herzogs **Ferdinand Friedrich August.**

Der Felddienst

von

Joh. Bapt. Schels,

kais. östr. Major, Commandeur und Ritter mehrer hoher Orden.

Wien 1840. 4 Bände in Taschenformat 2⅓ Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von ***E. G. Gersdorf.*** **1840.** Sechsundzwanzigsten Bandes erstes bis drittes Heft. (Nr. XIX—XXI.) **1841.** Siebenundzwanzigsten Bandes erstes und zweites Heft. (Nr. I, II.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von **Oken.** Jahrgang **1840.** Siebentes bis neuntes Heft. Mit zwei Kupfern. **1841.** Erstes Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Leipzig, im Februar 1841.

F. A. Brockhaus.

Das neun Medianbogen starke Januarheft der

Hamburger Lesefrüchte

(1841, 26ster Jahrgang)

enthält:

Der Eisenhammer, von F. Soulié. — Maria von Schottland, von Allan Cunningham. — Der Förster, von Eden Lowther. — Eine Reise in Persien. — Ein Paar Anekdoten von Suworow. — Indianische Beredtsamkeit. — Eine Heirath durch Entführung. — Aus dem Leben eines herumziehenden Schauspielers. — Ein seltener Buchhändler. — E. L. Bulwer über Eugen Aram.

Der aus 4 Bänden à 26 Bogen bestehende Jahrgang gilt 6⅔ Thlr.

Die Jahrgänge 1839 und 1840 sind noch zu demselben Preise zu haben, dagegen werden die frühern Jahrgänge sehr billig abgelassen:

die 10 Jahrgänge 1829—38 . . . zusammen für 20 Thlr.
„ 5 „ 1819, 29, 30, 35, 37 „ „ 10 „

Einzelne Jahrgänge, sofern sie übrig sind, à 3 Thlr. Wer diese für jede Bibliothek höchst interessante Zeitschrift nicht kennt, kann einen übrigen Band für ½ Thlr. als Probe erhalten.

Hamburg.

Herold'sche Buchhandlung.

Soeben ist erschienen:

Richard Savage

oder der Sohn einer Mutter.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von K. Gutzkow.

Im **Taschenbuch dramatischer Originalien,** herausgegeben von **Dr. Franck,** fünfter Jahrgang. (Preis dieses Jahrgangs, mit einem Bildniß und acht colorirten Costümbildern, elegant cartonnirt, 3⅓ Thlr.)

Leipzig, im Februar 1841.

F. A. Brockhaus.

Bei **J. B. Wallishausser** in Wien ist soeben erschienen und durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Visa reperta

und

gerichtlich medicinische Gutachten.

Verfaßt und als erläuternder Anhang zu seinem systematischen Handbuche der gerichtlichen Arzneikunde herausgegeben von **Joh. Bernt,** ord. öffentl. Prof. der Staatsarzneikunde an der Universität zu Wien ꝛc.

1ster Band. 1841. 2te Auflage (Leichen). 2 Thlr. — Früher erschien 2ter Band (Leichen). 1838. 2¼ Thlr. Dann visa reperta über gesunde und kranke Zustände des Menschen. 2te Auflage. 1836. 2 Thlr. Alle 3 Bände zusammen 6¼ Thlr.

Die reiche Ausbeute an **interessanten** Fällen in seiner mehr als **30jährigen ausgedehnten** Praxis setzen den Herrn Verfasser in den Stand, ein Werk zu liefern, welches dem betreffenden Publicum, als eine wahre Fundgrube, willkommen sein dürfte.

Die dritte Lieferung von Goethe's Werken neuester Ausgabe.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Goethe's
sämmtliche Werke,

mit neuen Zusätzen vermehrte, neugeordnete

vollständigste Ausgabe

in vierzig Bänden.

Unter des durchlauchtigsten deutschen Bundes schützenden Privilegien.

Dritte Lieferung, oder 1ster bis 5ter Band. Subscriptionspreis 3 Fl. 20 Kr., oder 2 Thlr.

Galerie

hiezu

nach Zeichnungen von **W. Kaulbach** und seinen Schülern,

in Stahl gestochen von

Steifensand, Weber, Enzing-Müller, Hoffmann u. A.

Dritte Lieferung:

Reineke Fuchs — Hermann und Dorothea — Faust, 2ter Theil — Künstlers Erdewallen — Die Braut von Korinth.

Subscriptionspreis 40 Kr., oder 12½ Ngr. (10 Gr.)

Die günstige Aufnahme, welche unsere letzte Ausgabe von Schiller's Werken, Taschenausgabe, gefunden, veranlaßte uns die unvergänglichen Geistesproducte der beiden im Leben so innig verbundenen größten Dichter Deutschlands in einer gleichmäßigen Ausgabe erscheinen zu lassen.

Dieselbe wird die erste **durchaus vollständige** von Goethe's Schriften zu nennen sein, indem sie nicht allein den ganzen Inhalt der vergriffenen Ausgabe in 55 Bänden von 1826—34, und der in 11 Bänden mit vier Abtheilungen in den Jahren 1836—37 erschienenen, sondern auch alles Dasjenige enthalten wird, was jenen Ausgaben bisher noch fehlte.

Die weitern Lieferungen, je zu 5 Bänden, werden sich von Monat zu Monat folgen, sodaß alle 40 Bände bis zur Ostermesse 1841 fertig sein werden.

Stuttgart und **Tübingen**, im Januar 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Napoleon's Ruckkehr.

Ballade

von **W. GERHARD.**

Mit einer historischen Notiz nach officiellen Berichten und Actenstücken, einer Abbildung des kaiserlichen Sarges und zwei Vignetten.

Gr. 8. Brosch. 10 Ngr. (8 Gr.)

Leipzig 1841, *Joh. Ambr. Barth,*

ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben.

Masken (in Lebensgröße)

von **Napoleon** (à 1½ Thlr.) — **Heinrich IV.** — **Karl XII.** — **Friedrich II.** — **Joseph II.** — **Cromwell** — **Newton** — **Goethe** — **Schiller** — **Wieland** — **Tasso** (jede à 1 Thlr.)

(Kiste und Emballage extra),

sämmtlich von **Angelika Facius**, sind in guten Gypsabgüssen durch alle Buch- und Kunsthandlungen gegen baar zu beziehen von **B. F. Voigt** in Weimar.

Bei **Wilh. Kaiser** in Bremen erschien soeben:

Neue Sammlung

christlicher Homilien

von

Gottfried Menken.

Preis: Druckpapier 2 Thlr., Velinpapier 3 Thlr.

Diese Sammlung enthält **bisher noch ungedruckte** Predigten aus dem Nachlasse des sel. Herrn Verfassers.

In meinem Verlage ist erschienen:

Don Juan. Ein Trauerspiel in fünf Acten von **S. Wiese.** 8. 1¼ Thlr.

Von demselben Verfasser sind früher in meinem Verlage herausgekommen: „**Theodor**", ein Roman (1833, 1⅚ Thlr.); „**Hermann**", ein Roman (1834, 1¼ Thlr.); „**Drei Trauerspiele**" (1835, 1½ Thlr.); „**Drei Dramen**" (1836, 1¼ Thlr.); „**Friedrich**", ein Roman (1836, 1½ Thlr.)

Leipzig, im Februar 1841.

F. A. Brockhaus.

Bei Heyfelder & Siegert in Grünberg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Huldigungsschrift,

oder:

König Friedrich Wilhelm IV.,

seine Vorfahren und sein Land.

Herausgegeben

von

Freiherrn v. Zedlitz-Neukirch.

(Verfasser der Staatskräfte der preußischen Monarchie.)

Mit den Kunstbeilagen:

J. J. M. M. der König und die Königin im Krönungsornate. (19″ hoch, 13″ breit.)

Preis auf weißem Papier à 1 Thlr. 15 Sgr. = 1 Thlr. 12 Gr.

— — chines. — à 2 Thlr.

Huldigungsschrift apart à 15 Sgr. = 12 Gr.

Die beiden Kunstblätter apart

Preis auf weißem Papier à 1 Thlr.

— — chines. — à 1 Thlr. 20 Sgr. = 1 Thlr. 16 Gr.

Jesus Christus,

mein Heil und mein Psalm.

Opfer

der Andacht in Gesängen

von

J. W. Leschke.

8. Brosch. 15 Sgr. = 12 Gr.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Würtembergische Jahrbücher

für vaterländische Geschichte, Geographie, Statistik und Topographie.

Herausgegeben von

dem statistisch-topographischen Bureau.

Jahrgang 1839. Erstes Heft.

Subscriptionspreis 1 Fl. 12 Kr. — Ladenpreis 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr.

Inhalt:

Chronik. I. Nekrolog. Oberfinanzrath von Memminger. — II. Witterung, Fruchtbarkeit und Preise im Jahr 1839. — III. Besondere Denkwürdigkeiten. 1) Königliches Haus. 2) Sonstige Denkwürdigkeiten. 3) Unglücksfälle. 4) Landwirthschaft, Gewerbe und Handel. — IV. Staatsverwaltung. Finanzverwaltung vom 1. Juli $18^{38}/_{39}$. — **Aufsätze, Abhandlungen und Nachrichten.** Die Heilquellen und Bäder Würtembergs, ihre Geschichte und ihr gegenwärtiger Zustand.

Die seit 1818 bestehenden würtembergischen Jahrbücher, seit 1823 zugleich das Organ für die Mittheilungen des statistisch-topographischen Bureau und des Vereins für Vaterlandskunde, haben durch den Tod ihres Begründers, des Oberfinanzraths von Memminger, ihren bisherigen Herausgeber verloren, nachdem er kaum zuvor, wie von einer geheimen Ahnung seines Hintritts geleitet, in dem zweiten Hefte des Jahrgangs 1838 ein ausführliches Register über die Jahrbücher bis zum Schlusse des zweiten Jahrzehnds (1837) mitgetheilt hatte.

Künftig soll nun die Herausgabe dieser Jahrbücher, im Wesentlichen unter Beibehaltung des bisherigen Plans, durch das unter dem Präsidium des Finanzministeriums stehende statistisch-topographische Bureau fortgesetzt werden.

Die Fortsetzung beginnt, an die Memminger'schen Jahrbücher sich anschließend, mit dem ersten Hefte des Jahrgangs 1839, welches die neue Redaction am würdigsten mit dem Nekrolog des vorigen Herausgebers (obgleich dessen Todestag, der 20. Februar 1840, erst dem folgenden Jahrgang angehört), zu eröffnen glaubt.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

An alle Buchhandlungen und Subscribenten ist versandt worden:

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste,

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von

J. S. Ersch und **J. G. Gruber.**

Mit Kupfern und Karten.

Erste Section (A—G). Herausg. von J. G. Gruber. 33ster und 34ster Theil.

Zweite Section (H—N). Herausg. von A. G. Hoffmann. 17ter und 18ter Theil.

Dritte Section (O—Z). Herausg. von M. H. E. Meier und L. F. Kämtz. 13ter und 14ter Theil.

Es ist mir möglich geworden, dieses Mahl sechs Bände zu liefern, die wieder reich sind an den wichtigsten und interessantesten Artikeln, wie nachstehende Übersicht zeigt, die einige der bedeutendsten nennt:

Aus der ersten Section: Eiserne Maske von *Jacob*; Ekhammescha von *Richter*; Ekklesia von *Meier*; Elektricität von *Kämtz*; Elephantenorden von *Gottschalck*; Elensinien von *K. O Müller*; Ellipse von *Grüson*; Elsass von *Stramberg*; Emancipation von *Scheidler*; Emden von *Gittermann*; Empedokles von *Steinhart*; Empyreuma von *Döbereiner*; Enclaven von *Dedekind*; Encyklopädie von *Hammer-Purgstall*; Engbrüstigkeit von *Gmelin*; England und Englische Kirche von *Eiselen*; Englische Krankheit von *Rosenbaum*; Englische Kunst von *Fink*.

Aus der zweiten Section: Indien von *Benfey*; Indier von *Pöppig*; Indig von *Kurrer*; Indogermanischer Sprachstamm von *Pott*; Indre von *Klaehn*; Infusio von Theile; Infusoria von *Burmeister*; Ingi von *Wachter*; Inn und Innerösterreich von *Schreiner*; Innocentius von *Kilb* und *Dietz*; Ino von *Schincke*; Inquisition von *Röse*; Insecta von *Burmeister*.

Aus der dritten Section: Paalgraphie von *Fähler*; Pasquill und Pass von *Buddeus*; Passah von *Leyrer*; Passau von *Hormayr*; Passion von *Diedrich*; Passionsbrüderschaft von *Fischer*; Passionswoche von *Franke*; Passow von *Eckstein*; Patagonien von *Pöppig*; Patente von *Karmarsch*; Pathologie von *Klose*; Patricier von *Rein*; Patristik von *Rettberg*; Paul I. (Kaiser von Rußland) von *Döring*; Paulus von *Wilte*; Pausanias von *Siebelis*; Pavia von *Heymann*.

Der Pränumerationspreis ist für jeden Theil in der Ausgabe auf Druckp. 3⅓ Thlr., auf Velinp. 5 Thlr.

Für den Einkauf des gültigen Werkes, sowie auch einer Anzahl einzelner Theile zur Ergänzung unvollständiger Exemplare, gewähre ich die billigsten Bedingungen.

Leipzig, im Februar 1841.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. VII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bitte an die Verehrer Moses Mendelssohn's.

Moses Mendelssohn's Werke werden nächstens in einer Gesammtausgabe bei **F. A. Brockhaus** in *Leipzig* herauskommen. In dieser Ausgabe sollen auch die einzelnen zum Theil anonym in verschiedenen Zeitschriften erschienenen Aufsätze, sowie mehre bisher noch ungedruckte Manuscripte des Verewigten gegeben werden. Ferner wird dieselbe eine philosophische Einleitung und eine Lebensbeschreibung Mendelssohn's enthalten, welche durch glaubwürdige Beiträge noch lebender Zeitgenossen vollständig gemacht werden soll

An alle Verehrer Moses Mendelssohn's ergeht nun die ergebene Bitte: dem unterzeichneten Sohne des Verewigten

Alles, was sie handschriftlich von Moses Mendelssohn besitzen und zum Druck geeignet ist, sowie

Alles, was auf seine Lebensbeschreibung Bezug hat und noch nicht allgemein bekannt sein möchte,

bald gefälligst durch die Post oder Herrn **F. A. Brockhaus** mitzutheilen. Der Unterzeichnete verspricht, die ihm anvertrauten Autographa gewissenhaft zu bewahren und möglichst bald zurückzusenden.

Berlin, im März 1841.

Joseph Mendelssohn.

Im Verlag der **J. F. Cast**'schen Buchhandlung in Stuttgart sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die letzten Zeiten der Hohenstaufen,

in einer Reihe von Biographien und Monographien, nebst der Geschichte der Volkspoesie des dreizehnten Jahrhunderts, aus den Quellen neu bearbeitet von **Ernst von Münch.**

Erster Band.

Auch unter dem Titel:

König Enzio.

Aus den Quellen neu bearbeitet

mit Beilagen

historisch-kritischen, poetischen und urkundlichen Inhalts von **Ernst von Münch.**

Gr. 8. 23 Bogen. 2⅙ Thlr., oder 3 Fl. 36 Kr.

Mit diesem Buche, welches mit einem frühern Versuche über denselben Gegenstand nicht zu verwechseln ist, wird das erste Tableau einer der anziehendsten Gemäldegalerien aus der Geschichte der deutschen Nation dargeboten. Die Biographie des ritterlichen, liebenswürdigen und unglücklichen Enzio, dessen bereits sich die Poesie mehrfach bemächtigt hat, erscheint hier neu, aus allen vorhandenen und vielen neuen meistentheils seltenen Quellen bearbeitet, in einer Weise, welche mit der sorgfältigsten und gründlichsten Forschung, Lebendigkeit der Darstellung und des Styls, wie man es an dem Hrn. Verfasser gewohnt ist, vereinigt aufweist. Eine kritische Untersuchung der schönen Sage von Enzio's und Lucia's Liebe, eine Abhandlung über Enzio als Dichter und die sicilianische Dichterschule mit den Gedichten des Königs und seiner Freunde, über die Mutter Enzio's und Manfred's, sodann sämmtliche vorhandene Reliquien, die auf Enzio sich beziehen, endlich auch verschiedene bisher noch ungedruckte Briefe desselben und die poetischen Bearbeitungen der Fossaltaschlacht bilden interessante Zugaben. Für alle Freunde von Raupach's, Neander's und Anderer Dichtungen, König Enzio betreffend, kann zugleich die vorliegende Schrift als belehrender Commentar gelten. Die folgenden Bände werden Piero della Vigne, die Könige Manfred, Konrad IV. und Konradin, Ezzelino de Romano u. s. w., sowie eine erschöpfende Geschichte der Volkspoesie des 13. Jahrhunderts enthalten und in angemessenen Zwischenräumen nachfolgen.

Geschichte des Pugatschew'schen Aufstandes

aus dem Russischen des

Alexander Puschkin

von **H. Brandeis.**

8. Elegant broschirt. Preis 1⅙ Thlr., oder 2 Fl.

Siebenzig Jahre sind hingegangen und Europa ist noch immer nicht über das merkwürdigste Ereigniß, welches das russische Kaiserreich unter der nordischen Semiramis erschütterte, officiell aufgeklärt. Alexander Puschkin, der gefeierte Schriftsteller Rußlands, hat Alles, was darüber Aufschluß geben kann, gesammelt und in ein großartiges Gemälde zusammengefaßt. Abgesehen von dem hohen tragischen Interesse der Begebenheit selbst, vergönnt dieses Buch einen tiefen Blick in die innern Zustände Rußlands, die sich seit jener Zeit nicht wesentlich geändert haben. In der Übersetzung wird man die Feder eines geistvollen Mannes, der lange Zeit in Rußland gelebt, nicht verkennen.

Deutsches Elementarwerk

für

untere Gymnasialclassen, Bürger- (Real-) Schulen, Cadettenhäuser, Institute und Privatunterricht

von **Dr. Mager.**

Erster Theil.

Das Lesebuch.

Erster Cursus (17 Bogen), Ladenpreis ½ Thlr., oder 50 Kr.; Partiepreis ⅜ Thlr., oder 40 Kr. Rhein. — Zweiter Cursus (25 Bogen), Ladenpreis ⅔ Thlr., oder 1 Fl. 6 Kr.; Partiepreis ½ Thlr., oder 50 Kr. Rhein.

Dieses Lesebuch, für zehn- oder elf- bis dreizehn- oder vierzehnjährige Schüler höherer Lehranstalten bestimmt, unterscheidet sich von allen ähnlichen Sammlungen dadurch, daß es mit einem nächstens erscheinenden eigenthümlich organisirten Lehrbuche [Anleitung 1) zur Sprachlehre, 2) zur

Sprachkunst, 3) zum Verständniß der Bedeutung und Bildung deutscher Wörter] in einer eigenthümlichen Verbindung und Beziehung steht, durch deren Auffindung und Herstellung die verschiedenen Seiten und Zwecke des Muttersprachunterrichts eine bisher ungeahnte und für die gesammte Sprachliteratur und nationale Bildung der Lernenden höchst fruchtbare Einheit erhalten. — Indessen hindert nichts, dieses Lehrbuch auch in gewöhnlicher Weise zu benutzen, und Sachkenner werden es, wenn sie eine Vergleichung mit den vorzüglichsten der vorhandenen Lehrbücher anstellen, für eins der besten und brauchbarsten Bücher seiner Art erklären. Dazu kommt bei einem sehr reichen Inhalte und vortrefflicher Ausstattung der überaus billige Preis. Endlich ist noch zu bemerken, daß der Gebrauch dieses deutschen Elementarwerkes in den Schulen, wo Dr. Mager's französisches Elementarwerk eingeführt ist, die Benutzung des letztern Buches Lehrern und Schülern sehr erleichtert.

Die moderne Philologie
und die deutschen Schulen
von Dr. Mager.

8. Brosch. Preis ½ Thlr., oder 48 Kr. Rhein.

Diese kleine Schrift hat bei sehr vielen unserer ausgezeichnetsten Philologen und Schulmänner so entschiedene Zustimmung und Gunst erfahren, daß wir uns veranlaßt gesehen haben, sie aus der vom Verfasser redigirten Pädagogischen Revue, in welcher sie zuerst erschien, besonders abdrucken zu lassen. Zugleich ist diese Abhandlung bestimmt, als Vorrede und Einleitung (für Lehrer) des im Cotta'schen Verlage erschienen französischen Elementarwerks des Verfassers zu dienen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Preis des Jahrgangs 12 Thlr.

1841. Februar. Nr. 32—59.

Inhalt:

Nr. 32. Taschenbücherschau für das Jahr 1841. Vierter und letzter Artikel. (Nr. 32, 33.) — Clemente Cardinali. — Nr. 33. Schlesische Zustände im ersten Jahrhunderte der preußischen Herrschaft. Ein Beitrag zur Cultur- und Sittengeschichte Schlesiens, in vertrauten Briefen eines dem Tode Entgegengehenden. — Nr. 34. Alexander Puschkin. (Nr. 34, 35.) — Steuermann Johannes Smidt. Memoiren eines Seemanns. Herausgegeben von H. Smidt. — Correspondenznachrichten aus München. — Nr. 35. A disquisition on the scene, origin, date etc. of Shakspeare's Tempest. By J. Hunter. — Nr. 36. Heine und seine jüngsten Schilderer. (Nr. 36—40.) — Nr. 38. Johannes Stegmaier, Schultheiß in Magenheim. Ein biographischer Beitrag zur Sitten- und Rechtsgeschichte im schwäbischen Volke. — Nr. 41. Quadriga. Von L. Wienbarg. Vermischte Schriften. Erster Band. (Nr. 41—43.) — Das Stillschweigen und die Zeichensprache in den Trappistenklöstern. — Nr. 42. Romanenliteratur. — Nr. 43. Historisch-romantische Schilderungen aus der westlichen Schweiz von F. Kuenlin. — Handbuch für Reisende in Dänemark, Norwegen, Schweden, Rußland, Polen und Finnland von K. Th. Wagner. — Aus Italien. — Beilage Nr. 1. Geschichte Siciliens in der frühern Zeit und im Mittelalter. Von J. G. v. Hoyer. Von Karl Zimmer. — Geheime Mittheilungen aus den Zeiten des französischen Kaiserreichs. Nach Emile Marco de St.-Hilaire's „Souvenirs intimes du temps de l'empire", von J. Sebastian. — Nr. 44. Robert Burns. (Nr. 44, 45.) — Flüchtige Skizzen aus Ost und Süd, gesammelt auf einer Reise nach Wosnesensk, Odessa, Konstantinopel, Smyrna, Athen und Korfu, von L. v. Wrangel. — Nr. 45. Der böhmische Veteran. Franz Wessling's Leben, Reisen und Kriegsfahrten in allen fünf Welttheilen. Nach mündlichen und schriftlichen Mittheilungen bearbeitet vom Verfasser des „Alten Pergamyn", C. Rieck. Erste Lieferung. — Die Ludovicia und das Nationalmuseum zu Pesth, nach Miß Pardoe. — Nr. 46. Geschichte des Bauernkriegs in Ostfranken, aus den Quellen bearbeitet von H. W. Bensen. (Nr. 46, 47.) — Küche und Kocherei. — Nr. 47. Die beiden Schwestern. Scenen aus dem Familienleben. Von Mde. Junot d'Abrantes. Nach dem Französischen von W. L. Wesché. — Nr. 48. Politische, kirchliche und literarische Zustände in Deutschland. Ein journalistischer Beitrag zu den Jahren 1838 und 1839 von F. v. Florencourt. (Nr. 48, 49.) — Die dramatische Poesie der Deutschen. Versuch einer Entwickelung derselben von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart. Beitrag zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Von J. Rehwein. — Nr. 49. Geschichte der arbeitenden und der bürgerlichen Classen. Von A. E. v. Cassagnac. Nach dem Französischen und mit einem Vorwort begleitet von H. H. (Nr. 49—51.) — Nr. 50. Johann Jakob Wagner's Kleine Schriften, herausgegeben von Ph. L. Adam. — Briefe und Bilder aus dem Großherzogthum Baden und dem Elsaß von L. Jäger. — Nr. 51. Dr. Lardner. — Nr. 52. Die deutsche Bürgerschule. Schreiben an einen Staatsmann von K. W. E. Mager. (Nr. 52—55.) — Nr. 53. Napoleon's Asche in Paris! Ansichten über Zeitfragen von J. F. Drinhaus. Von W. Lüders. — Romanenliteratur. — Nr. 54. Ein Gedank über Geschichtschreibung. — Nr. 55. Skizzen aus dem Leben und der Natur. Vermischte Schriften von H. Hauff. Erster und zweiter Band. — Nr. 56. Französische Schriften über den Orient. 1. Correspondance et mémoires d'un voyageur en Orient par Eugène Boré. 2. Pérégrinations en Orient par Eusèbe de Salle. (Nr. 56—59.) — Rutebeuf, ein pariser Dichter des 13. Jahrhunderts. — Aus Italien. — Nr. 57. Über die relative Verbindung der Irren-Heil- und Pflegeanstalten in historisch-kritischer, sowie in moralischer, wissenschaftlicher und administrativer Beziehung. Eine staatsarzneiwissenschaftliche Abhandlung von H. Damerow. Von Karl Hohnbaum. (Nr. 57—59.) — Nr. 58. Der abendländische Adel auf der griechischen Insel Naxos. — Notizen, Miscellen, Bibliographie, Literarische Anzeigen ꝛc.

Leipzig, im März 1841.

F. A. Brockhaus.

Wichtige literarische Anzeige für Leihbibliotheken, Lesecirkel und Bücherfreunde.

Soeben ist in Commission bei Weiße & Cloppenau in Stuttgart erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Leben und Abenteuer des John Davys,
von
Alexander Dumas.
Nach dem Französischen bearbeitet
von
M. Freiherrn v. L.

3 Bände. Brosch. Preis 4 Fl. = 2⅓ Thlr.

Der ungemessene Beifall, welchen dieser Roman, der unter allen schönwissenschaftlichen Erscheinungen der Neuzeit eine der ersten Stellen einnimmt, allerseits gefunden, sodaß selbst die geachtetsten deutschen kritischen Journale, wie z. B. die Blätter für literarische Unterhaltung, seiner höchst rühmenswerth erwähnt, hat uns veranlaßt, diese außerordentliche billige Ausgabe, welche sich durch treffliche Übertragung und sehr elegante Ausstattung auszeichnet, zu veranstalten, um dem Werke die weiteste Verbreitung unter unserm kunstsinnigen Publicum zu verschaffen, was die gewöhnlichen Preise ähnlicher Werke sonst nicht möglich machen.

In der Unterzeichneten ist soeben erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Schiller's sämmtliche Werke

in

Einem Bande.

Prachtausgabe auf feinstem Velinpapier mit zwölf Stahlstichen nach Zeichnungen von W. Kaulbach: 1) Schiller nach Thorwaldsen's Monumentalstatue. 2) Der Alpenkönig. 3) Der Gang nach dem Eisenhammer. 4) Cabale und Liebe. 5) Fiesco. 6) Don Carlos. 7) Wallenstein's Lager. 8) Wallenstein's Tod. 9) Die Braut von Messina. 10) Wilhelm Tell. 11) Die Räuber. 12) Maria Stuart.

Preis 12 Fl., oder 7 Thlr.

Einen 13ten weitern Stahlstich, zu „Jungfrau von Orleans" gehörig, welcher noch nicht vollendet werden konnte, beabsichtigen wir den Abnehmern dieser Ausgabe unentgeldlich nachzuliefern.

Stuttgart und Tübingen, im Januar 1841.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Lehrbuch

der

Probier- und Hüttenkunde

als

Leitfaden

für

akademische Vorlesungen.

Von

Dr. Alois Wehrle,

k. k. Bergrathe, Professor der Mineralogie, Chemie und Hüttenkunde an der k. k. Bergakademie zu Schemnitz, mehrer gelehrten Gesellschaften ordentlichem und correspondirendem Mitgliede.

Zwei Bände.

Mit einem Hefte von 27 Kupfertafeln in Folio.

Gr. 8. Wien 1841. Preis 6 Thlr.

Der Zweck dieses Werkes ist, zufolge der vom verewigten Verfasser noch selbst geschriebenen Vorrede, kein anderer, als dem Anfänger das Studium der Probier- und Hüttenkunde zu erleichtern, ihn den Umfang dieser Wissenschaft kennen zu lehren und sowol mit den Verfahrungsarten, die zur Auffindung und Gewinnung der Metalle angewendet werden, als auch mit den Grundsätzen, auf welchen diese Methoden beruhen, bekannt zu machen.

Hauptaugenmerk war dabei Faßlichkeit und möglichst vollständige Übersicht der im Gebiete des Probier- und Hüttenwesens gemachten Erfahrungen.

So findet man hier alle in dieses Fach einschlagenden Gegenstände im Zusammenhange vorgetragen, und Zweck, Vortheile, Nachtheile, Resultate und Theorie eines jeden Processes lehrreich, deutlich und erschöpfend erörtert.

Das Werk enthält nach einer die allgemeinen Begriffe feststellenden Einleitung im ersten Hauptstücke die allgemeine Probierkunde, worin die verschiedenen Vorrichtungen, Gezähschaften, Flüsse und Auflösungsmittel, sodann die mechanischen und chemischen Operationen des Probirers, sammt der Ausgleichung der gefundenen Probehalte und Verfertigung der Probenschriften, abgehandelt werden.

Das zweite Hauptstück, die allgemeine Hüttenkunde, handelt nach Angabe der Grundsätze, worauf die Ausscheidung und Gewinnung der verschiedenen Stoffe beruht, von den mechanischen hüttenmännischen Operationen, wobei die Abschnitte von den verschiedenen Arten der Öfen sich besonders durch Reichhaltigkeit und Vollständigkeit auszeichnen; dann von den auf Hütten angewendeten chemischen Operationen, und endlich von den durch die hüttenmännischen Processe ausgeschiedenen Educten oder gebildeten Producten.

Das dritte Hauptstück begreift die specielle Probier- und Hüttenkunde, und liefert erschöpfende Abhandlungen über Brennmateriale, Schwefel, Zink, Quecksilber, Arsenik, Kobalt, Wismuth, Antimon, Eisen, Zinn, Blei, Kupfer, Silber und Gold; den Schluß macht die Literatur der Probier- und Hüttenkunde.

Die auf den Kupfertafeln befindlichen Zeichnungen dienen zur Erläuterung der Öfen und Geräthschaften, um die weitläufige Beschreibung dieser Gegenstände zu vermeiden und das Selbststudium der Wissenschaft zu erleichtern.

Nicht minder beachtenswerth in mehrfacher Hinsicht sind die dem Werke beigegebenen Schmelzmanipulations-Ausweise.

So darf sich die Verlagshandlung schmeicheln, ein Werk geliefert zu haben, welches die Probier- und Hüttenkunde auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte allen billigen Ansprüchen genügend darstellt, und die montanistischen Studien auf ausgezeichnete Weise zu befördern geeignet ist.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Skizzen aus dem Alltagsleben.

Aus dem Schwedischen.

8. Geh.

I. Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. 1838. 1⅔ Thlr.

II. III. Die Nachbarn. Zwei Theile. 1839. 3 Thlr.

IV. V. Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Zwei Theile. 1840. 3 Thlr.

Der allgemeine Beifall, den die ersten Bändchen dieser anziehenden Erzählungen erhielten, dürfte in noch höherm Grade der neuesten Gabe der Verfasserin zu Theil werden.

Leipzig, im März 1841.

F. A. Brockhaus.

Im Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Morgenland und Abendland.

Bilder

von der Donau, Türkei, Griechenland, Ägypten, Palästina, Syrien, dem Mittelmeer, Spanien, Portugal und Südfrankreich.

Vom

Verfasser der Cartons.

Drei Bände.

12. In Umschlag broschirt. Preis 4 Fl. 3 Kr., oder 2 Thlr. 7½ Ngr. (2 Thlr. 6 Gr.)

Inhalt des ersten Bandes:

Türkei und Griechenland. 1. Reiselust. 2. Die Donaureise. 3. Konstantinopel. 4. Der junge Sultan. 5. Die Derwische. 6. Türkische Badescene. 7. Die Reform. 8. Die Casernen. 9. Miscellen über die Türkenarmee. 10. Der Serakkier. 11. Europäische Kleidung im Orient. 12. Die Dardanellen und Troja. 13. Smyrna. 14. Chios. 15. Quarantaine im Piräus. 16. Athen. 17. Der König und sein Haus. 18. Das Reisen in Griechenland. 19. Das Land der Böotier. 20. Bivouac zu Delphi. 21. Korinth. 22. Argolis. 23. Sparta. 24. Messene und Phigalia. 25. Olympia. 26. Patras 27. Die Griechen. 28. Griechische Zustände, 29. Die Phäakeninsel.

Inhalt des zweiten Bandes:

Ägypten, Palästina, Syrien. 1. Alexandrien. 2. Mehmed-Ali. 3. Ägyptische Besteuerung und Justiz. 4. Einrichtung zur Nilreise. 5. Die Nilbarke. 6. Reise nach Kairo. 7. Kairo. 8. Ibrahim Pascha. 9. Ägyptische Lehranstalten. 10. Die Pyramiden. 11. Nilfahrt nach Theben. 12. Theben. 13. Hermonthis und Ombos. 14. Philä und die Katarakten. 15. Das Beduinenlager. 16. Die Felsengräber. 17. Rückreise auf dem Nil. 18. Tentyra. 19. Das Sklavenschiff. 20. Der Pascha und die Alterthümer. 21. Die schöne Safie. 22. Ritt durch die Wüste. 23. Jerusalem. 24. Bethlehem. 25. Das todte Meer. 26. Zug durch Palästina. 27. Nazareth. 28. Das Innere von Syrien. 29. Damaskus. 30. Christenmord in Damaskus. 31. Der Antilibanon. 32. Balbek. 33. Der große Libanon. 34. Beyrut.

Inhalt des dritten Bandes:

Das Mittelmeer, Spanien, Portugal, die Provence. 1. Cypern und Rhodus. 2. Das gestrandete Schiff. 3. Die Dampfschiffe im Mittelmeer. 4. Malta. 5. Die französische Berberei und die Spitze von Europa. 6. Malaga. 7. Die andalusische Landkutsche. 8. Granada. 9. Die Alhambra. 10. Reise nach Aranjuez. 11. Aranjuez. 12. Madrid. 13. Das Stiergefecht. 14. Der Frohnleichnamstag in Madrid. 15. El Escorial. 16. Drei Tage unter Räubern. 17. Das Land der Mauren. 18. Sevilla. 19. Die Cigarrenfabrik. 20. Cadix. 21. Lissabon. 22. Cintra. 23. Der Phénicien. 24. Die Provence. 25. Die Rhone.

Neben lebendigen Schilderungen der Natur und des Volkslebens findet sich in diesen Bildern auch mancher interessante Beitrag zur Beurtheilung der politischen Zustände, namentlich Syriens und Ägyptens, welche der Verfasser erst im Laufe des Jahres 1840 besucht hat. Er hat die Verwaltung und die Heeresmacht der beiden ägyptischen Paschas, des Vaters und des Sohnes, mit eigenen Augen gesehen, und seine Tagebücher beurkunden, wie er die Bodenlosigkeit ihrer Macht, die Gebrechlichkeit aller ihrer kriegerischen Ressourcen richtiger zu würdigen wußte als ein anderer hochgestellter Reisender, dessen Vorhersagungen in demselben Grad getäuscht wurden, als die des vorliegenden Reiseberichts in Erfüllung gingen.

Stuttgart und **Tübingen**, im Januar 1841. **J. G. Cotta'scher Verlag.**

Bei **J. B. Wallishausser** in **Wien** erschien soeben und sind durch jede solide Buchhandlung zu beziehen:

Shakspeare, Viola. Lustspiel in 4 Aufzügen. Nach „Was ihr wollt" für die Bühne bearbeitet von **Weinhardstein.** Gr. 8. Velinp. Geh. 18¾ Ngr. (15 Gr.)

— —, **Romeo und Julie.** Trauerspiel in 5 Aufzügen für die Darstellung eingerichtet von **C. A. West.** Gr. 8. Geh. 18¾ Ngr. (15 Gr.)

Don Juan. Oper. Neue Auflage. Musik von **Mozart.** 8. Geh. 10 Ngr. (8 Gr.)

Die Entführung aus dem Serail. Singspiel. Neue Auflage. Musik von **Mozart.** 8. Geh. 7½ Ngr. (6 Gr.)

Ziegler, Parteiwuth. Originalschauspiel in 5 Aufzügen. Neue Ausgabe. 8. Geh. 15 Ngr. (12 Gr.)

Vogl, J. N., Balladen und Romanzen. (1.) 2te Auflage. Gr. 8. Geh. 22½ Ngr. (18 Gr.) Feine Ausgabe 1 Thlr. 3¾ Ngr. (1 Thlr. 3 Gr.); dessen Neue Folge (2.), 1837, und Neueste Folge (3.), 1840, in denselben Preisen.

Bei mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit

von

Friedrich von Raumer.

Zweite verbesserte und vermehrte Auflage.

In 6 Bänden oder 24 Lieferungen.

Erster und **zweiter Band.**

Subscriptionspreise:

Ausgabe Nr. 1, auf gutem Maschinenvelinpapier, die Lieferung ⅓ Thlr., der Band 2 Thlr.;
Ausgabe Nr. 2, auf extrafeinem Velinpapier, die Lieferung 1 Thlr., der Band 4 Thlr.

Jeden Monat erscheint eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.

Leipzig, im März 1841.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. VIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Auf das am 1. April 1841 beginnende neue vierteljährliche Abonnement der

Leipziger Allgemeinen Zeitung

werden bei allen Postämtern und Zeitungsexpeditionen des In- und Auslandes Bestellungen angenommen. Der Preis beträgt in **Sachsen** vierteljährlich 2 Thlr., in den übrigen Staaten aber wird derselbe nach Maßgabe der Entfernung von Leipzig erhöht.

Ankündigungen aller Art, welche durch dies Blatt die allgemeinste Verbreitung finden, werden der Raum einer gespaltenen Zeile mit 2 Ngr. = 2 Sgr. berechnet.

Leipzig, im März 1841.

F. A. Brockhaus.

Bei **A. B. Wallishausser** in Wien ist soeben erschienen und in jeder soliden Buchhandlung zu haben:

Glückseligkeitslehre

für das

physische Leben des Menschen,

oder die Kunst, das Leben zu benutzen und dabei **Gesundheit, Schönheit,** Körper- und Geistesstärke zu erhalten und zu vervollkommnen,

von **Ph. C. Hartmann,**

weil. Doctor und öffentl. ordentl. Professor der Medicin an der Universität zu Wien. ꝛc.

Mit zeitgemäßen Zusätzen herausgegeben von

L. Schön,

Doctor der Medicin und Mitglied der medicinischen Facultät zu Prag.

Gr. 8. Velinpapier. Elegant broschirt. 1½ Thlr.

Auf Zeichen-Velinpapier 2 Thlr.

Der Titel dieses Buches — sagt der Verfasser in der Vorrede — klingt etwas hoch, und doch würde ich mich vor dem ganzen Publicum in die Seele schämen, wenn er nichts als ein Käufer anlockendes Aushängeschild wäre. Mir ist es mit den Aufgaben, welche durch denselben ausgesprochen werden, vollkommen Ernst gewesen und ich habe an der Lösung desselben mit dem besten Willen gearbeitet.

Übrigens soll dieses Buch nicht nur lehren, wie man Gesundheit erhalte und das Leben verlängere, denn alsdann wäre es neben den vortrefflichen Schriften, welche wir für diesen Zweck besitzen, überflüssig. Sein Plan greift weiter und strebt höher. Der Mensch darf nicht leben wie eine Pflanze, das Leben ist ihm nicht gegeben, um es wie der Geizige seinen Wucherschatz voll von Ängstlichkeit zu verwahren, ohne es zu genießen und anzuwenden. Unablässig treibt ihn sein Innerstes zum Wirken und Schaffen; laut ruft ihm die Natur zu, daß er genieße und durch Genuß Kraft erwerbe, zu Thaten, die ihm zum Herrn der Erde erheben und ihn würdig machen, das Mittelglied zwischen dieser und einer höhern Welt abzugeben. Wie er dieses vermöge, wie er sich an jeder Blume erquicke, an jeder Frucht sich labe, die an dem Pfade seines Erdenlebens blüht und reift, wie sie mit allen seinen Kräften wirken und seine menschliche Sphäre ausfüllen möge bis an ihre äußersten Grenzen, ohne sich Leiden und Hinfälligkeit an Körper und Geist zuzuziehen, wie vielmehr beide mitten im Genusse und Thaten gedeihen, und an Wohlstand und Kraft wachsen können — dieses sind die wichtigsten Geheimnisse, deren lange gewünschte Enthüllung dieses Buch nach einer vielfachen Rücksprache mit der Natur übernommen hat. So kühn dieses Versprechen auch immer sein mag, so hoffe ich doch, meine Leser werden diese Blätter nicht unbefriedigt aus den Händen legen.

Passionspredigten

von Dr. Theol. **M. F. Schmalz.**

Der letzte Abend. Gehalten 1840. ½ Thlr.

Das Leiden des Erlösers, unser Licht in Leidensnächten. 1839. ½ Thlr.

Blicke in die letzten Leidentage des Welterlösers. 1838. ½ Thlr.

Jesus, vor seinem Richter. 1836. ½ Thlr.

Der Weg nach Golgatha. 1835. ½ Thlr.

Die letzten Worte des sterbenden Erlösers. Zweite verbesserte Auflage. 1834. ½ Thlr.

Hamburg.

Herold'sche Buchhandlung.

In meinem Verlage erscheint soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gobée (Dr. Karl),

Die sogenannte **ägyptisch-contagiöse Augenentzündung,** mit besonderer Hinweisung auf ein neues Curverfahren.

Gr. 8. Geh. ⅓ Thlr.

Der Verfasser hatte als Militairarzt in niederländischen Diensten vielfache Gelegenheit zur Beobachtung der Krankheit, die er in dieser Schrift schildert, und begründet auf diese Beobachtungen ein neues Heilverfahren.

Leipzig, im März 1841.

F. A. Brockhaus.

Mozin's grosses Wörterbuch,

IV. Lieferung.

Soeben haben wir an die verehrlichen Sortimentshandlungen versandt die 2te Abtheilung der 2ten Lieferung von

Mozin's
vollständigem Wörterbuch
der deutschen und französischen Sprache,

nach den neuesten und besten Werken

über Sprache, Künste und Wissenschaften;

enthaltend die Erklärung aller Wörter, die Aussprache der schwierigern, eine Auswahl erläuternder Beispiele zur Verständlichkeit ihrer verschiedenen Bedeutungen, die hauptsächlichsten sinnverwandten Wörter, Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten beider Sprachen, die Ausdrücke des französischen Gesetzbuchs, die Münzen, Gewichte und Maaße der verschiedenen Staaten, ein Verzeichniß der gebräuchlichsten Eigennamen von Personen, Ländern, Flüssen ꝛc.

Mit Beiträgen von

Guizot, Biber, Hölder, Courtin und **mehreren andern Mitarbeitern.**

Aufs neue durchgesehen und vermehrt

von Dr. **K. Peschier,**

Professor an der Universität Tübingen.

4 Bände. In acht Lieferungen von ungefähr 30 Bogen

zu 1 Fl. 45 Kr., oder 1 Thlr. 1¼ Ngr. (1 Thlr. 1 Gr.)

Embryulcie — Frapper.

Auf mehrseitig ausgesprochenen Wunsch, daß die Lieferungen schneller aufeinander folgen möchten, können wir die bestimmte Versicherung geben, daß wir in Folge einer mit den Herren Herausgebern getroffenen desfallsigen Verabredung jetzt eher in den Besitz des Manuscripts gelangen und dadurch in den Stand gesetzt sind, dieses Werk von nun an rascher erscheinen zu lassen und gewiß so schnell seiner Vollendung entgegenzuführen, als die sorgfältige Ausarbeitung desselben es nur immer gestattet.

Stuttgart und **Tübingen**, im Februar 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Soeben erschien für Subscribenten auf 12 Stücke à 5 Sgr. einzeln à 7½ Sgr.:

Répertoire du théâtre français à Berlin,

No. 240:

Le verre d'eau, comédie par Scribe.

Das ungewöhnliche Aufsehen, welches diese Komödie (die geistvollste des berühmten Verf.) in Frankreich erregt, wiederholt sich in Deutschland; in Berlin findet fortwährend die Aufführung im französischen und deutschen Theater mit **größtem** Beifall statt.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Von der in ganz Deutschland mit der größten Theilnahme beehrten Quartalschrift:

Der Freihafen

ist soeben das erste Vierteljahrsheft für 1841 vollständig erschienen, und enthält höchst interessante Beiträge von

H. König, Heinrich Laube, C. Biedermann, Helmine von Chezy, L. Diefenbach, August Kahlert, Th. Mundt, F. Schmidt, Professor Werder, K. A. Varnhagen von Ense u. s. w.

Sämmtliche Buchhandlungen Deutschlands haben den Freihafen, welche Zeitschrift seit 4 Jahren eine so ehrenvolle Stellung in der öffentlichen Meinung einnimmt und sich mit jedem Tage neue Freunde erwirbt, vorräthig.

Jeder Band von circa 20 Bogen großes Format und eleganter Ausstattung kostet nur 1¾ Thlr.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Scipio Cicala.

Zweite ganz umgearbeite Ausgabe.

Vier Bände.

8. 6½ Thlr.

Der große Beifall, den dieser ausgezeichnete Roman bei seinem ersten Erscheinen im Jahr 1832 erhielt, wird gewiß auch dieser **zweiten** ganz umgearbeiteten und mit vielen erklärenden Anmerkungen versehenen Ausgabe zu Theil werden.

Von demselben Verfasser erschien bei mir:

Die Belagerung des Castells von Gozzo, oder der letzte Assassine. Zwei Bände. 1834. 8. 4 Thlr.

Leipzig, im März 1841.

F. A. Brockhaus.

Bei **W. Einhorn** in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutsches Lesebuch

für

Gymnasien.

Von

Dr. Nikolaus Bach,

Director des Gymnasiums zu Fulda.

Untere Lehrstufe: I. 1ste Abtheilung (Sexta) ½ Thlr.
do. do. I. 2te do. (Quinta) ½ Thlr.
Mittlere Lehrstufe: II. 1ste do. (Quarta) ¾ Thlr.
do. do. II. 2te do. (Tertia) 1⅙ Thlr.

Indem wir hiermit die zwei ersten Lehrstufen in je zwei Abtheilungen dem pädagogischen Publicum übergeben und der freundlichen Aufnahme deutscher Schulmänner empfehlen, fügen wir die Versicherung hinzu, daß der Druck der obern Lehrstufe bereits begonnen hat und ununterbrochen fortgesetzt wird. Die erste Abtheilung (für Secunda) wird in chronologisch-ästhetischer Anordnung Proben der mustergültigsten neuhochdeutschen Dichter und Prosaiker von Opitz bis Platen, die zweite (für Prima) Proben der gothischen, althochdeutschen und mittelhochdeutschen Literatur bis zur Entwickelungsperiode der neuhochdeutschen Sprache umfassen.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von ***E. G. Gersdorf.*** **1840.** Sechsundzwanzigsten Bandes viertes Heft. (Nr. XXII.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang **1841.** Monat Januar und Februar, oder Nr. 1—9, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 1—9. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Leipzig, im März 1841.

F. A. Brockhaus.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Jahrbücher der Literatur.

Zweiundneunzigster Band.

1840.

October. November. December.

Gr. 8. Brosch.

Die Jahrbücher der Literatur erscheinen seit dem Jahre 1818. Der 1.—32. Band, 1818—25, kosten zusammen 32 Thlr., jeder Jahrgang von 4 Bänden 4 Thlr., jeder einzelne Band 1⅙ Thlr. Die Fortsetzung folgt regelmäßig von drei zu drei Monaten. Der 33.—92. Band, 1826—40, kosten 120 Thlr., jeder Jahrgang in 4 Bänden 8 Thlr., einzeln jeder Band 2 Thlr.

Inhalt des 92. Bandes:

Art. I. 1) Travels in Arabia by Lieut. *J. R. Wellsted.* London 1838. 2) Etudes géographiques et historiques sur l'Arabie, par *M. Jomard.* Paris 1839. 3) Voyage en Arabie, séjour dans le Hedjaz, — campagne d'Assir, accompagné d'une carte par *Maurice Tamisier.* Paris 1840. — Art. II. J. J. Wagner's kleine Schriften. Ulm 1839. — Art. III. Über die sogenannten unregelmäßigen Zeitwörter in den romanischen Sprachen. Von August Fuchs. Berlin 1840. — Art. IV. Geographie nach natürlichen Grenzen und historisch-statistisch bearbeitet von Theophor Friedr. Dittenberger. Fünfte Auflage. Heidelberg 1838. — Art. V. Franz Grillparzer's dramatische Dichtungen. 1) Des Meeres und der Liebe Wellen. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 2) Der Traum ein Leben. Dramatisches Märchen in vier Aufzügen. 3) Weh' dem, der lügt. Lustspiel in fünf Aufzügen. Wien 1840. — Art. VI. Mémoires de M. *Gisquet*, écrits par lui-même. 4 vols. Paris 1840. — Art. VII. Schiller's Leben in drei Büchern, von Gustav Schwab. Stuttgart 1840. — Art. VIII. Gedichte von Nikolaus Lenau. Vierte Auflage. Stuttgart und Tübingen 1840. — Art. IX. Traité de physique céleste, ou précis d'astronomie. Par *G. de Pontécoulant.* Vol. II. Paris 1830. — Art. X. 1) Elements of Logic, by *R. Whately.* 6th edit. London 1836. 2) Cours de Logique par M. *Ph. Damiron.* Bruxelles 1837. 3) Leçons de Logique par M. *A. Charma.* Paris 1840.

Inhalt des Anzeigeblattes Nr. XCII.

Des Ritters und Sängers Ulrich von Liechtenstein Itwiz oder Frauenbuch vom Jahre 1257. Von Jos. Bergmann. — Andeutungen über die von der königlichen Bibliothek zu Paris an arabischen, persischen und türkischen Handschriften in der neuesten Zeit gemachten Erwerbungen. Von Gustav Flügel. (Schluß.) — Berichtigung des in der Petersburger Zeitung, 1840, Nr. 266, „für die Leser von Hammer-Purgstall's Geschichte der goldenen Horde in Kiptschak" vom beständigen Secretair der Gesellschaft unterzeichneten Artikels. — An die Herren Verleger. — Register.

Vorläufige Anzeige.

In meinem Verlage werden in diesem Jahre erscheinen:

Die symbolischen Bücher der reformirten Kirche,

übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von

Dr. C. G. A. Böckel,

großherz. oldenburg. Geh. Kirchenrath ꝛc.

Diese Sammlung wird im Äußern ganz mit der in meinem Verlage erschienenen „Concordia. Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, mit Einleitungen herausgegeben von **F. K. Koethe**" (1830, 1½ Thlr.) übereinstimmen.

Predigtsammlung

aus

den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner

zum

Vorlesen in Landkirchen.

Das Werk wird drei Bände in Großoctav bilden und der erste unter dem Titel:

Evangelienpredigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres zum Vorlesen in Landkirchen wie auch zur häuslichen Erbauung.

bereits nach der Ostermesse d. J. ausgegeben werden. Der zweite Band wird **Epistelpredigten**, der dritte **Predigten über freie Texte** enthalten.

Leipzig, im März 1841.

F. A. Brockhaus.

Wichtig für die Besitzer des „Conversations-Lexikons der Gegenwart“.

In neuester Lieferung **(Preis nur 48 Kr., oder ½ Thlr.)** ist in allen Buchhandlungen wieder eingetroffen:

ERLÄUTERNDER ATLAS

zum

CONVERSATIONS-LEXIKON DER GEGENWART.

Dieser Atlas enthält *Portraits* in *Stahlstich*, *Karten*, *Städteplane*, *Facsimiles* berühmter Männer, Abbildungen von *Maschinen* u. s. w., kurz, er erläutert das Conversations-Lexikon der Gegenwart bildlich aufs *zweckmässigste* und *schönste*, sodass der Besitz desselben wol Jedem Freude machen dürfte.

☞ Durch **jede** Buchhandlung, welche das Conversations-Lexikon der Gegenwart liefert, kann man auch diesen Atlas beziehen, aber er muss *ausdrücklich* von den verehrlichen Abnehmern **begehrt** werden, da er ohne Auftrag *nicht* übersendet wird.

In der **C. H. Zeh**'schen Buchhandlung in Nürnberg ist erschienen:

***Küster*, *H. C.*, Ornithologischer Atlas, oder naturgetreue Abbildungen der aussereuropäischen Vögel.** 16tes Heft. Mit 8 feingemalten Kupfertafeln und Text. Gr. 8. In elegantem Umschlage. 25 Ngr. (20 Gr.)

An der Fortsetzung dieses schönen billigen Werks wird ununterbrochen gearbeitet, weshalb keine Störung zu befürchten ist. Das 17te Heft kommt in längstens 3 Wochen zum Versenden.

Soeben erschienen und in soliden Musikhandlungen zu haben:

Sechs Quartette von Fr. Klicken
für Sopran, Alt, Tenor und Bass. Op. 33.
2 Hefte à ¾ Thlr.

Inhalt: Nachtlied, Der Deserteur, Rhein. Wiegenlied, So viel Sterne, Das Steckenpferd, Allem. Volkslied.

Der Componist, dessen Lieder: Vöglein mein Bote, Frühlingswanderschaft, Herein, Flieg' Vöglein, Das Posthorn, Tscherkess. Volkslied, Held Friedrich, Frühlingsglocke (Duett), stets den allgemeinsten Beifall in Concerten finden, lieferte in diesem neuen Gesangswerke sehr Schönes; das Rheinische Wiegenlied (Text von Firmenich) und das Steckenpferd, in grössern Vereinen nach dem Manuscripte oftmals ausgeführt, sind bereits als Lieblingsgesänge bekannt.

Reissiger's berühmter Chorgesang
Blücher am Rhein
erschien soeben arr. für eine Tenorstimme, dito für eine Basstimme à ⅓ Thlr.

Berlin.
Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Soeben erscheint in meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Elemente
des
Staatsverbandes
von
Georg Siemens.
Gr. 8. Geh. 1¼ Thlr.

Den Inhalt dieser anziehenden Schrift bilden folgende Capitel: 1. Die Erkenntniß. 2. Die Sitte. 3. Der Pöbel. 4. Die Verfeinerung. 5. Die Monarchen. 6. Der Mittelstand. 7. Der Staat. 8. Die Gesetzgebung.

Leipzig, im März 1841.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. IX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1841
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften erscheint für 1841:

*1. Leipziger Allgemeine Zeitung. Jahrgang 1841. Täglich mit Einschluß der Sonn- und Festtage eine Nummer von 1 Bogen nebst vielen Beilagen. Hoch-4. Pränumerationspreis vierteljährig 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Anzeigen aller Art finden in der Leipziger Allgemeinen Zeitung eine weite Verbreitung. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr.

Beim Schluß des Jahrs erscheint ein vollständiges Register zu dem Preise von ½ Thlr.

*2. Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Eine Übersicht der neuen Literatur Deutschlands, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Jahrgang 1841. 52 Nummern. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben.

Der Jahrgang 1836 der Allgemeinen Bibliographie kostet 2½ Thlr., die Jahrgänge 1837—40 jeder 3 Thlr.

*3. Repertorium der gesammten deutschen Literatur für das Jahr 1841. Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von Dr. *Ernst Gotthelf Gersdorf*. Siebenundzwanzigster Band und folgende. (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Gr. 8. Preis eines Bandes von etwa 50 Bogen 3 Thlr.

Das Repertorium erscheint monatlich zweimal in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.

Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein beiden Zeitschriften gemeinschaftlicher

Bibliographischer Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 2 Ngr. für die Petitzeile oder deren Raum. Besondere Beilagen, als Prospecte, Anzeigen u. dgl., werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1½ Thlr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

*4. Blätter für literarische Unterhaltung. (Herausgeber: Heinr. Brockhaus.) Jahrgang 1841. Außer den Beilagen täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

*5. Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie. Herausgegeben von Oken. Jahrgang 1841. 12 Hefte. Mit Kupfern. (Zürich.) Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den unter Nr. 4 und 5 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden Anzeigen und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1½ Thlr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

*6. Das Pfennig-Magazin für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Jahrgang 1841. 52 Nummern. (Nr. 405 — 456.) Mit vielen Abbildungen. Klein Folio. 2 Thlr.

Wird wöchentlich und monatlich ausgegeben.

Der erste bis fünfte Jahrgang, Nr. 1—248, kosten jetzt zusammengenommen statt 9½ Thlr. im herabgesetzten Preise nur 5 Thlr., einzelne Jahrgänge aber 1½ Thlr. Der sechste bis achte Jahrgang (1838—40) kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2½ Thlr. Einzelne Jahrgänge ⅔ Thlr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt ⅔ Thlr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. Früher 1 Thlr. Jetzt ½ Thlr.

In das dem Pfennig-Magazin beigefügte

Intelligenzblatt

werden Ankündigungen aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden 5 Ngr. berechnet, Anzeigen und dergl. gegen Vergütung von ⅓ Thlr. für das Tausend beigelegt.

*7. Zeitgenossen. Ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit. (Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung.) Sechsten Bandes siebentes und achtes Heft. (Nr. XLVII — XLVIII.) Gr. 8. Geh. Preis des Heftes von 6—7 Bogen ½ Thlr.

Diese beiden Hefte sollten den Schluß der Biographie Lafayette's von J. W. Zinkeisen enthalten, die in den ersten Heften des sechsten Bandes begonnen wurde; da dieselbe aber ausführlicher und zu einem besondern Werke sich gestaltet, so werden die beiden Hefte der Zeitgenossen mit andern Biographien und mit einem vollständigen Register über die dritte Reihe dieser Zeitschrift geschlossen. Diese Schlußhefte erscheinen noch dieses Jahr; die Biographie Lafayette's aber wird den Besitzern der Zeitgenossen um einen verhältnißmäßig billigern Preis abgelassen werden, worüber bei dem Erscheinen das Nähere mitgetheilt werden soll.

II. An Fortsetzungen erscheint:

*8. Analekten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Dritten Bandes erstes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft ⅔ Thlr.

Der erste Band (1837) und der zweite Band (1840), jeder in 4 Heften zu ⅔ Thlr., kosten zusammen 5⅓ Thlr.

*9. Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen

und Landkarten. Vierten Bandes achte Lieferung und folgende. Gr. 4. Geh. Preis jeder Lieferung ⅓ Thlr.

Erster Band in 12 Lieferungen: A—K. Mit 220 Abbild. und 17 Landkarten. 1837. 3 Thlr.

Zweiter Band in 14 Lieferungen: L—L. Mit 368 Abbild. und 11 Landkarten. 1838. 3½ Thlr.

Dritter Band in 14 Lieferungen: M—R. Mit 294 Abbild. und 10 Landkarten. 1838—40. 3½ Thlr.

Es sind auch sauber cartonnirte Exemplare zu haben, wofür der Einband besonders mit ⅞ Thlr. für den Band berechnet wird.

Auf dem Umschlage des Bilder-Conversations-Lexikon werden Anzeigen ꝛc. gegen Berechnung von 5 Ngr. Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum abgedruckt, sowie gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend demselben beigeheftet.

Die Beendigung dieses Werks ist bestimmt in diesem Jahre zu erwarten.

*10. *Busch (Dietr. Wilh. Heinr.)*, Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt. Dritter Band und folgende. Gr. 8.

Der erste Band: Physiologie und allgemeine Pathologie des weiblichen Geschlechtslebens (1839), kostet 3½ Thlr.; der zweite Band: Aetiologie, Diagnostik, Therapie, Diätetik und Kosmetik, sowie auch specielle Pathologie und Therapie der weiblichen Geschlechtskrankheiten, getrennt von der Schwangerschaft, der Geburt und dem Wochenbette (1840), 3 Thlr.

*11. Conversations-Lexikon der Gegenwart. In vier Bänden. Dreiunddreißigstes Heft und folgende. Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckpapier ⅓ Thlr., auf Schreibpapier ½ Thlr., auf Velinpapier ¾ Thlr.

Mit dem 8. Hefte (A—E) war der erste (1838), mit dem 16. Hefte (F—J) der zweite (1839), mit dem 23. Hefte (K—O) der dritte Band (1840), mit dem 32. Hefte (P—S) die erste Abtheilung des vierten Bandes (1840) dieses für sich bestehenden, in sich abgeschlossenen Werks beendigt, das zugleich ein Supplement bildet zur achten Auflage des Conversations-Lexikon, sowie zu jeder frühern Auflage, allen Nachdrucken und Nachbildungen.

Die achte Originalauflage des Conversations-Lexikon in zwölf Bänden, wovon ein neuer Abdruck erschienen, ist fortwährend zu den Subscriptionspreisen von 16 Thlr. auf Druckpapier, 24 Thlr. auf Schreibpapier und 36 Thlr. auf Velinpapier zu erhalten. Auch ist sie durch jede Buchhandlung in einem

neuen Abonnement,

in das zu jeder Zeit eingetreten werden kann, in einzelnen Bänden zu den Preisen von 1½ Thlr. auf Druckpapier, 2 Thlr. auf Schreibpapier und 3 Thlr. auf Velinpapier zu beziehen.

Zu der achten Auflage erschien 1839 ein

Universalregister,

das auf 18 Bogen in dreispaltigen Columnen gegen 70,000 Personen und Gegenstände nachweist, über die kürzere oder ausführlichere Mittheilungen im Conversations-Lexikon sich finden. Es ist für jeden Besitzer der achten Auflage unentbehrlich und kostet auf Druckpapier ⅔ Thlr., auf Schreibpapier 1 Thlr., auf Velinpapier 1⅓ Thlr.

12. Cuvier (Baron von), Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere, und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Nach der zweiten, vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von Friedr. Siegm. Voigt. In sechs Bänden. Sechster Band. Gr. 8.

Der erste Band (Säugthiere und Vögel, 1831) kostet 4 Thlr., der zweite Band (Reptilien und Fische, 1832) 2½ Thlr., der dritte Band (Mollusken, 1834) 2¾ Thlr., der vierte Band (Anneliden, Crustaceen, Arachniden und ungeflügelte Insekten, 1836.) 2½ Thlr., der fünfte Band (die eigentlichen Insekten, 1839) 3½ Thlr. — Der sechste Band wird enthalten die Echinodermen, die Eingeweidewürmer, die Malephen, die Polypen und die Infusorien; außerdem noch ein alphabetisches Verzeichniß der citirten Schriftsteller.

*13. Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von Joh. Sam. Ersch und Joh. Gottf. Gruber. Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart.

Jeder Theil im Pränumerationspreise auf gutem Druckpapier 3⅛ Thlr., auf feinem Velinpapier 5 Thlr., auf extrafeinem Velinpapier im größten Quartformat mit breitern Stegen (Prachtexemplare) 15 Thlr.

Erste Section, A—G, herausgegeben von J. G. Gruber. Fünfunddreißigster Theil und folgende.

Zweite Section, H—N, herausgegeben von Andr. Gli. Hoffmann. Neunzehnter Theil und folgende.

Dritte Section, O—Z, herausgegeben von Mor. Herm. Ed. Meier und Ludw. Friedr. Kämp. Funfzehnter Theil und folgende.

Den frühern Abonnenten, denen eine Reihe von Theilen fehlt, und Denjenigen, die als Abonnenten auf das ganze Werk neu eintreten wollen, werden die billigsten Bedingungen gestellt.

14. Heinsius (Wilh.), Allgemeines Bücher-Lexikon, oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1834 erschienenen Bücher ꝛc. Neunter Band. — Auch u. d. T.: Allgemeines Deutsches Bücher-Lexikon oder Vollständiges alphabetisches Verzeichniß derjenigen Schriften, welche in Deutschland und in den angrenzenden, mit deutscher Sprache und Literatur verwandten Ländern gedruckt worden sind ꝛc. Bearbeitet und herausgegeben von D. L. Schulz. Zweiter Band, die von 1810 bis Ende 1840 erschienenen Schriften enthaltend. Gr. 4. Auf Druck- und Schreibpapier.

Der Verfasser arbeitet ununterbrochen an dieser Fortsetzung, sodaß der Druck noch im Jahre 1841 wird beginnen können.

Der erste Band, die Literatur von 1628—1834 enthaltend (1836—38), kostet auf Druckpapier 10½ Thlr., auf Schreibpapier 12⅝ Thlr. Die frühern sieben Bände (1812—29) sind zusammengenommen auf 20 Thlr. im Preise herabgesetzt; auch einzelne Bände werden billiger gegeben.

15. Ikonographische Encyklopädie, oder bildliche Darstellung aller Gegenstände der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Unter Mitwirkung der Herren: Hofrath und Leibarzt Prof. Dr. v. Ammon in Dresden; Prof. Dr. Dieffenbach in Berlin; Leibarzt Dr. Grossheim in Berlin; Geh. Rath Prof. Dr. Jüngken in Berlin; Geh. Rath Prof. Dr. Kluge in Berlin; Geh. Rath Prof. Dr. Trüstedt in Berlin, besorgt und herausgegeben von Dr. Friedr. Jak. Behrend. Zweite Abtheilung: Beinbrüche und Verrenkungen. Grossfolio.

Die Lithographirung der Tafeln dieser zweiten Abtheilung hat schon begonnen, sodaß sie vielleicht noch in diesem Jahre wird erscheinen können. Die erste Abtheilung, die 1839 erschien, führt den Titel:

Ikonographische Darstellung der nicht-syphilitischen Hautkrankheiten. Mit darauf bezüglichem systematischem Texte. Unter Mitwirkung des Herrn Geheimrath Prof. Dr. Trüstedt besorgt und herausgegeben von Dr. Friedr. Jak. Behrend. 30 Tafeln Abbildungen und 2 Bogen Text. Sechs Lieferungen. Grossfolio. 12 Thlr. — Vgl. Nr. 47.

16. Raumer (Friedr. von), Geschichte Europas seit dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts. Siebenter Band und folgende. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Velinpapier.

Der erste bis sechste Band (1832—38) kosten im Subscriptionspreise auf Druckpapier 17¹¹/₁₂ Thlr., auf Velinpapier 35⅚ Thlr.

*17. —— Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In sechs Bänden oder 24 Lieferungen. Zweiten Bandes zweite Lieferung und folgende. Gr. 8. Preis der Lieferung auf Velinpapier ½ Thlr., des Bandes 2 Thlr.; auf extrafeinem Velinpapier die Lieferung 1 Thlr., der Band 4 Thlr.

Jeden Monat erscheint regelmäßig eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.

18. Schmid (Reinh.), Die Gesetze der Angelsachsen. In der Ursprache mit Übersetzung und Erläuterungen. Zweiter Theil. Gr. 8.

Der erste Theil, den Text nebst Übersetzung enthaltend (1831), kostet 2¼ Thlr.

*19. Skizzen aus dem Alltagsleben. Aus dem Schwedischen. Sechstes Bändchen und folgende. 8. Geh.

Bisher sind erschienen:

Erstes Bändchen: Die Töchter des Präsidenten. Erzählung einer Gouvernante. 1838. 1⅓ Thlr.

Zweites und drittes Bändchen: Die Nachbarn. Zwei Theile. 1839. 3 Thlr.

Viertes und fünftes Bändchen: Das Haus, oder Familiensorgen und Familienfreuden. Zwei Theile. 1840. 3 Thlr.

Vgl. Nr. 39 und 40.

*20. Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedr. von Raumer. Neue Folge. Dritter Jahrgang. Gr. 12. Cart.

Die erste Folge des Historischen Taschenbuchs besteht aus zehn Jahrgängen (1830—39), die im Ladenpreise 19⅓ Thlr. kosten. Ich erlasse aber sowol den ersten bis fünften (1830—34) als den sechsten bis zehnten Jahrgang (1835—39) zusammengenommen für fünf Thaler, sodaß die ganze Folge zehn Thaler kostet. Einzeln kostet jeder dieser zehn Jahrgänge 1½ Thlr. Der erste Jahrgang der Neuen Folge kostet 2 Thlr., der zweite Jahrgang 2⅞ Thlr.

*21. Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von Dr. Franck. Sechster Jahrgang. Mit Kupfern. 8. Cart.

Der erste Jahrgang kostet 2½ Thlr., der zweite 3 Thlr., der dritte 2⅓ Thlr., der vierte 3 Thlr., der fünfte 2⅔ Thlr.

*22. Urania. Taschenbuch auf das Jahr 1842. Neue Folge. Vierter Jahrgang. Mit einem Bildnisse. 8. Cart.

Von frühern Jahrgängen der Urania sind nur noch einzelne Exemplare von 1830—38 vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu ⅔ Thlr. der Jahrgang abgelassen werden. Der erste und zweite Jahrgang der Neuen Folge kostet jeder 1⅓ Thlr., der dritte Jahrgang 1⅔ Thlr.

23. Varnhagen von Ense (Karl Aug.), Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Sechsten Bandes, erste Neue Folge zweiter Band. Gr. 8. Geh.

Die erste Folge dieser Denkwürdigkeiten erschien in vier Bänden 1837—38 bei H. Hoff in Mannheim. Der erste Band der Neuen Folge (1840) kostet 2½ Thlr.

Winkler (Ed.), Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde. Enthaltend: Erklärungen und Nachweisungen über alle Gegenstände der Naturreiche, welche bis auf die neuesten Zeiten in medicinisch-pharmaceutischer, toxikologischer und diätetischer Hinsicht bemerkenswerth geworden sind. Naturgeschichtlicher und pharmakologischer Commentar jeder Pharmakopöe für Ärzte, Studirende, Apotheker und Droguisten. In zwei Bänden. Neuntes Heft und folgende. Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen ¾ Thlr.

Mit dem fünften Hefte schloß der die Buchstaben A—L enthaltende erste Band; das Ganze wird 10 Hefte füllen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Durch alle Buchhandlungen ist zu erhalten:

Bulwer, E. L., complete Works. Vol. XVII. cont. **Godolphin** a tale. — **The Sea-Captain** or the birthright a drama. 1 Thlr.

—— Vol. XVIII. cont. **Night and Morning.** 1 Thlr.

Dickens, Ch., complete Works. Vol. VII. and VIII. cont. **Master Humphreys Clock.** 2 Vol. 2 Thlr.

Marryat, Captain, complete Works. Vol. XIII. cont. **Poor Jack** a tale. 1 Thlr.

Alle frühern Bände dieser 3 Sammlungen sind jetzt wieder vollständig zu haben und wird jeder Band davon im Subscriptionspreise zu 1 Thlr. erlassen.

Leipzig, im März 1841.

Friedrich Fleischer.

Bei **J. H. T. Schmitz** in Düsseldorf ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte des ersten Kreuzzugs

von

Heinrich von Sybel,

Doctor der Philosophie und Privatdocenten der Geschichte an der Universität zu Bonn.

Gr. 8. Velinpapier. 35 Bogen. Preis 2 Thlr.

Von jetzt an erscheint in unserer **Dorfzeitung** von 14 zu 14 Tagen ein fortlaufendes Verzeichniß der werthvollen zu billigen Preisen bei uns vorräthigen Werke. — Bestellungen können bei jeder Buch- und Antiquarhandlung gemacht werden.

Hildburghausen, den 11. März 1841.

F. Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Bei **L. E. Heine** in Posen ist soeben in Commission erschienen:

Gladisch, Aug., Einleitung in das Verständniß der Weltgeschichte. I. Abtheilung: Die alten Chinesen und die Pythagoreer. 8. Brosch. Preis 1⅓ Thlr. (Einzeln verkäuflich.)

Diese Schrift legt dar (als den ersten Theil einer umfassendern, bereits in den Berliner Jahrbüchern, 1835, Juni, S. 924 fg., angekündigten Entdeckung) folgendes ebenso neue als wundersame Ergebniß der historischen Forschung: daß die Weltansicht und die Sittlichkeit der alten Chinesen (der Hyperboreer der Alten) und der Pythagoreer in Grund und Wesen ganz dieselbige ist, wodurch einerseits die seltsamsten geistigen Erscheinungen an jenem Volke sich auf die einfachste Weise erklären und andrerseits auch der berühmte Pythagoreische Bund in ein neues Licht tritt. Wegen der Unglaublichkeit der Sache sind durchweg die Beweisstellen selbst unter der Abhandlung beigefügt.

En vente chez **Brockhaus & Avenarius à Leipzig:**

Revue de la littérature française.

Journal des gens du monde.

Ce journal paraît tous les quinze jours, à partir du 15 Janvier 1841, par cahiers d'au moins 2 à 3 feuilles d'impression grand in-8, et formera un gros volume par année.

Prix de l'abonnement pour l'année 5⅓ Thlr.

On s'abonne chez tous les libraires et à tous les bureaux de poste.

Sommaire du No. 1. De la destinée des villes, par ***Saint-Marc Girardin.*** — Souvenirs de voyages, par ***A. Dumas.*** — Le retour de l'empereur, par ***V. Hugo.*** — Une visite au roi Guillaume, par ***X. Marmier.*** — *Moeurs:* Les soirées du maître de pension, par ***Vitet Richard.*** — *Tribunaux:* Les quatre Normands. Le violon. Le Juif errant de la 3e légion. Les mémoires d'une grisette. — *Sciences et arts:* De la nouvelle Odalisque, envoyé de Rome par M. Ingres. Mémoires du feld-maréchal comte de Mérode-Westerloo, publiés par son arrière-petit-fils. Marie Capelle. Expédition au pôle austral et dans l'Océanie des corvettes l'Astrolabe et la Zélée, sous le commandement de M. Dumont-d'Urville. — *Mélanges.*

Sommaire du No. 2. Un hiver au midi de l'Europe, par ***G. Sand.*** — Une révolte sous l'Empire, par ***E. Sue.*** — *Moeurs:* Le paletot tricoté par les mains des musiciennes. L'auditoire du Collège de France et de la Sorbonne. L'Odyssée de M. Barel. — *Tribunaux:* Les désagréments de la politique. La chemise à la pièce. Les deux gouttes. — *Sciences et arts:* Les cendres de l'empereur. La Chine, l'opium et les Anglais, par M. Saurin. — *Mélanges.*

Sommaire du No. 3. M. Thiers, par un Secrétaire d'Ambassade. — Un nom réprouvé, par ***S. Henry Berthoud.*** — Cours de poésie française, par ***S. de Sacy.*** — *Revue littéraire:* Le Bhagavata Pourana, par Eugène Burnouf, par ***Barthélemy Saint-Hilaire.*** Versailles ancien et moderne, par ***S. de Sacy.*** — *Sciences:* Voyage scientifique de M. Gay, naturaliste dans le Pérou. — *Moeurs:* La misère en habit noir, par ***Barthélemy Maurice.*** — *Tribunaux:* Les trois Hugo. Le bouillon au bleu.

Sommaire du No. 4. Des besoins moraux et intellectuels de notre époque. — Une infidelité, par ***Paul Merruau.*** — *Moeurs:* Soirée de l'Abbaye-au-bois au bénéfice de plus pauvres inondés de Lyon. Un ex-lion de l'Atlas. — *Tribunaux:* La guérite fatale. — *Mélanges.*

Steudel Nomenclator botanicus.
Editio secunda.
Achte Lieferung.

Im Verlag der Unterzeichneten ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nomenclator botanicus

seu:

Synonymia plantarum universalis,

enumerans

ordine alphabetico nomina atque synonyma,

tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica *scriptoribus* plantis phanerogamis imposita.

Autore E. Steudel, Med. Dr.

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

Achte Lieferung: Linaria — Myrsine. Subscriptionspreis 1 Fl., oder 2/3 Thlr. Das Ganze wird in 12 Lieferungen je zu ungefähr 8 Bogen erscheinen und im Subscriptionspreis von 12 Fl., oder 8 Thlr., bis zur Vollendung des Drucks zu haben sein. Sollte das Werk, wie zu erwarten ist, mehr als 12 Lieferungen umfassen, so wird der Preis dadurch für die Subscribenten nicht erhöht, sondern die nachfolgenden Bogen denselben gratis nachgeliefert.

Der Druck dieses Werkes wird möglichst beschleunigt, sodaß jeden Monat eine Lieferung die Presse verlassen und das vollständige Werk in kürzester Frist fertig werden kann. Nach vollendetem Druck tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1841.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Anzeigen
der Vereins-Buchhandlung in Berlin.

Bei uns sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Das Nibelungenlied als Volksbuch. In neuer Verdeutschung von Heinrich Beta. Mit einem Vorwort von F. H. v. d. Hagen. Mit funfzig Holzschnitten von F. W. Gubitz, und unter dessen Leitung, nach Zeichnungen von Holbein. Zwei Theile. (Jetzt vollständig.) Preis 1½ Thlr.

Friedrich der Große als Begründer von Familienglück. Wahre Begebenheiten in Novellen von Bertram, E. Karoli und A. v. Sartorius. Inhalt: Die Christbescherung. Von E. Karoli. — Die blecherne Dose. Von E. Karoli. — Der Candidat im siebenjährigen Kriege. Von A. v. Sartorius. — Friedrich der Große als Ehestifter. Von Bertram. — Der Fuchsberg. Von A. v. Sartorius. — Der Sterlitzen-See im Amte Kolbatz. Von E. Karoli. — Vergeltung. Von E. Karoli. Preis 1½ Thlr.

Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden für 1841. Herausgegeben von F. W. Gubitz. Mit mehr als hundert Holzschnitten, theils von Demselben, theils unter dessen Leitung gefertigt. Zweite Auflage. Preis 2/3 Thlr. (Die Jahrbücher für 1835—40 sind ebenfalls noch à 1/3 Thlr. zu haben.)

Deutsche Volkslieder mit ihren Original-Weisen. Nach handschriftlichen Quellen herausgegeben als Fortsetzung des A. Kretzschmer'schen Werkes von A. Wilh. v. Zuccalmaglio. Dreizehntes und vierzehntes Heft. Jedes Heft 1/3 Thlr.

Der junge Trommelschläger, oder: Der gute Sohn. Eine Geschichte aus unserer Zeit, für die Jugend erzählt von Gustav Nieritz. Zweite Auflage. Preis 1/3 Thlr.

Wahrheit und Lüge. Zur Belehrung und Unterhaltung für die Jugend erzählt von Gustav Nieritz. Zweite Auflage. Preis 1/3 Thlr.

In 6ter Auflage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Anleitung
zu der natürlichsten und leichtesten Art
Pferde abzurichten.
Von
Ludwig Hünersdorf.
Nebst einem Anhange,
wie die Anleitung auf die Abrichtung des Cavalleriepferdes und den gemeinen Reiter anzuwenden ist.
6te Auflage. 8. Kassel. W. E. Krieger's Verlagsbuchhandlung. 1840. Mit Titelkupfer. 29 Bogen.
Preis 1½ Thlr.

Nach der Aussage eines Sachkenners, dem diese neue Auflage zur Bearbeitung übergeben wurde, ist das Werk so vollkommen und trefflich, daß er an dem Wesen desselben durchaus nichts zu verbessern fand. Man hat deshalb nur in der Orthographie einige veraltete Ausdrücke verändert und dem Äußern eine elegantere, zeitgemäße Gestalt gegeben, durch welche es vor den frühern Auflagen sich vortheilhaft auszeichnet.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. X.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1841

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Fortsetzung aus Nr. IX.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

25. **Antike Bildwerke**, gesammelt und herausgegeben von Dr. *Ed. Braun*. Marmorwerke. Decade 1 u. 2. Kl. Folio.

*26. Bericht vom Jahre 1841 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von Karl Aug. Espe. Gr. 8. Geh.

Die Berichte vom Jahre 1835—40 kosten jeder ⅓ Thlr.

*27. Berthold (Franz), Gesammelte Novellen, herausgegeben von Ludwig Tieck. Erster und zweiter Theil. 8. Geh.

Außer einigen der besten schon gedruckten Arbeiten der verstorbenen geistreichen Schriftstellerin, wird diese Sammlung auch noch mehre ausgezeichnete Novellen enthalten, die sich in ihrem Nachlasse vorgefunden haben.

*28. Bibliothek des Gefängniß- und Criminal-Beamten. Herausgegeben von Dr. Nik. Heinr. Julius. In Heften. Gr. 8.

Diese Bibliothek wird aus den besten bisher in Deutschland nicht bekannt gewordenen Berichten und Schriften des Auslandes Auszüge oder theilweise Übersetzungen liefern, mit Zusätzen, Erläuterungen und Anwendungen auf unser Vaterland, sowie nöthigenfalls mit Abbildungen ausgestattet. Jeder Band erscheint in vier stets ein Ganzes bildenden Heften.

Von dem Herausgeber erschien bereits in meinem Verlage: Nordamerikas sittliche Zustände. Nach eigenen Anschauungen in den Jahren 1834, 1835 und 1836. Zwei Bände. Mit einer Karte von Nordamerika, zwei Musikbeilagen und 13 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1839. 6 Thlr.

Die amerikanischen Besserungs-Systeme, erörtert in einem Sendschreiben an Herrn W. Crawford, General-Inspector der großbritannischen Gefängnisse. Gr. 8. 1837. ⅓ Thlr.

*29. *Brockhaus (Dr. Herm.)*, Über den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben. Ein Vorschlag. Gr. 8. Geh. ⅔ Thlr.

*30. Abhidhâna-ppadîpikâ, Wörterbuch der Pali-Sprache. Herausgegeben und mit einem vollständigen Pali-Sanskrit Index versehen von Dr. *Herm. Brockhaus*. Gr. 8.

*31. Prabodha Chandrodaya. System der Vedânta-Philosophie in dramatischer Form entwickelt von Krishna Miçra. Mit den Scholien des Râma Dâsa herausgegeben und übersetzt von Dr. *Herm. Brockhaus*. Gr. 8.

Bereits 1835 erschien bei mir der Sanskrittext davon als erstes Heft (1 Thlr.). Die Scholien und die Übersetzung werden auch als zweites Heft dieser Ausgabe besonders erscheinen, und diesem Hefte wird dann ein neuer Titel für das Ganze beigefügt werden.

*32. Sammlung orientalischer Märchen, Erzählungen und Fabeln, herausgegeben von Dr. *Herm. Brockhaus*. Erstes und zweites Bändchen. — A. u. d. Titel: Kathâ sarit sâgara. Die Märchensammlung des Somadeva Bhatta aus Kaschmir. Buch I—VI. Aus dem Sanskrit übersetzt. Gr. 12. Geh.

Das erste bis sechste Buch dieser Märchensammlung erschien 1839 bei mir im Sanskrittext und in deutscher Übersetzung (8 Thlr.).

Früher erschien von dem Herausgeber bei mir:

Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus der Kathâ Sarit Sâgara des Soma Deva. Sanskrit und deutsch von *H. Brockhaus*. Gr. 8. 1836. ¼ Thlr.

*33. Burton (Thomas Fowell), Der afrikanische Sklavenhandel und die Mittel zu dessen Abschaffung. Nach der zweiten verbesserten und vermehrten Auflage aus dem Englischen übersetzt. Nebst einer Einleitung von Prof. Karl Ritter in Berlin. Mit einer Karte. Gr. 8. Geh.

Diese Übersetzung wird auf Kosten der Gesellschaft für die Ausrottung des Sklavenhandels und die Civilisation Afrikas erscheinen und zu einem sehr billigen Preise verkauft werden.

*34. Czaykowski (Michael), Wernyhora, der Seher im Grenzlande. Geschichtliche Erzählung. Zwei Theile. Gr. 12. Geh.

*35. Dante Alighieri's, Neues Leben. Übersetzt und erläutert von Karl Förster. Gr. 12. Geh.

36. Dante Alighieri's lyrische Gedichte. Italienisch und deutsch herausgegeben von Karl Ludw. Kannegießer. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 12. Geh.

Früher erschien in meinem Verlage:

Die göttliche Komödie des Dante Alighieri. Übersetzt und erklärt von K. L. Kannegießer. Dritte, sehr veränderte Auflage. Drei Theile. Mit Dante's Bildniß und geometrischen Plänen der Hölle, des Fegefeuers und des Paradieses. Gr. 8. 1832. Bisher 5 Thlr. Jetzt für 1½ Thlr.

Francesco Petrarca's sämmtliche Canzonen, Sonette, Balladen und Triumphe. Übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von K. Förster. Zweite, verbesserte Auflage. Gr. 8. 1833. Bisher 2½ Thlr. Jetzt für 1¼ Thlr.

Torquato Tasso's Befreites Jerusalem. Übersetzt von K. Streckfuß. Zweite, verbesserte Auflage. Zwei Bände. Gr. 12. 1835. Bisher 2 Thlr. Jetzt für 1 Thlr.

(Von der ersten Auflage dieser Übersetzung, mit gegenüberstehendem Originaltext, sind noch einige Exemplare vorräthig, die sich für ¾ Thlr. erlasse.)

Wer diese drei Werke, die im Ladenpreise 7½ Thlr., im herabgesetzten Preise 3¾ Thlr. kosten, zusammennimmt, erhält sie für drei Thaler.

37. *Ersch (Joh. Sam.)*, Handbuch der deutschen Literatur seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Systematisch bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen. Dritte Ausgabe, besorgt von Dr. *Ch. Ant. Geissler*. In 18 Abtheilungen. Gr. 8.

Diese neue Bearbeitung des ausgezeichneten Werks soll in folgenden 18 Abtheilungen erscheinen, deren jede bis zu der neuesten Zeit fortgeführt wird: 1. Philologie; 2. Philosophie; 3. Pädagogik; 4. Katholische Theologie, mit Einschluß der griechischen als Anhang; 5. Protestantische Theologie, mit Einschluß der jüdischen als Anhang; 6. Jurisprudenz; 7. Politik und Kameralwissenschaften; 8. Plastische Künste; 9. Ästhetik und schöne Redekünste; 10. Musik mit Einschluß der Tanz- und Schauspielkunst; 11. Medicin; 12. Mathematik; 13. Naturkunde; 14. Gewerbskunde, mit Einschluß der zeitvertreibenden Künste; 15. Kriegskunst und Gymnastik; 16. Historische Hülfswissenschaften; 17. Geschichte; 18. Vermischte Schriften.

Es wird jede Abtheilung in sich abgeschlossen und mit vollständigen Registern versehen. Ersch's System wird im Wesentlichen beibehalten, aber es werden manche Verbesserungen hinsichtlich der Register ꝛc. getroffen werden. Die Abtheilung der Philologie wird zunächst und vielleicht noch in diesem Jahr erscheinen.

Die zweite Ausgabe von Ersch's Handbuch (4 Bände in 8 Abtheilungen, 1822—40) kostet im herabgesetzten Preise auf Druckpapier 6 Thlr., auf Schreibpapier 8 Thlr., auf Schreibpapier in 4. 12 Thlr. Von den frühern Abtheilungen, jede von einem in seinem Fache ausgezeichneten

Manne bis auf die Zeit des Erscheinens fortgesetzt, werden die nachfolgenden ebenfalls zu den bemerkten ermäßigten Preisen erlassen:

Philologie, Philosophie und Pädagogik, von *F. G. A. Böckel.* 1822. (1⅔ Thlr.) Jetzt ⅔ Thlr. Theologie, von *F. G. A. Böckel.* 1822. (1⅔ Thlr.) Jetzt ⅔ Thlr. Jurisprudenz und Politik, von *J. Ch. Koppe.* 1823. (1⅔ Thlr.) Jetzt ⅔ Thlr. Medicin, von *F. A. B. Puchelt.* 1822. (1⅔ Thlr.) Jetzt ⅔ Thlr. Mathematik, Natur- und Gewerbskunde, von *Fr. W. Schweigger-Seidel,* 1826. (4 Thlr.) Jetzt 1⅔ Thlr. Geschichte und Hülfswissenschaften. 1827. (3⅓ Thlr.) Jetzt 1⅓ Thlr. — Die „Literatur der vermischten Schriften", von *Ch. Ant. Geissler* (1837), kostet ⅔ Thlr.; die „Literatur der schönen Künste", von *J. K. A. Rese* und *Ch. Ant. Geissler* bis 1830 fortgeführt (1840), 3½ Thlr.

*38. Forster (Georg), Gesammelte Schriften. Von der Familie herausgegeben und mit einer Einleitung begleitet von G. G. Gervinus. Acht bis neun Bändchen. Gr. 12. Geh.

Das Nähere über diese erste vollständige Ausgabe der Werke eines unserer besten Schriftsteller wird nächstens bekannt gemacht werden.

*39. Friede und Streit, oder einige Scenen in Norwegen. Eine Erzählung von der Verfasserin der Skizzen aus dem Alltagsleben. 8. Geh.

*40. Nina. Ein Roman von der Verfasserin der Skizzen aus dem Alltagsleben. Zwei Theile. 8. Geh.

Vergl. Nr. 19.

*41. Gervais (E.), Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III. Zwei Theile. Gr. 8.

*42. Vater Gleim's Zeitgedichte von 1789—1803. Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch Wilhelm Körte. Mit einem Facsimile von Gleim's Handschrift. 12. Geh.

Diese Sammlung noch ungedruckter Gedichte bildet auch den achten Band von J. W. L. Gleim's sämmtlichen Werken, herausgegeben von W. Körte (7 Bände, 1811—13).

*43. *Gobée (Dr. Karl)*, Die sogenannte ägyptisch-contagiöse Augenentzündung mit besonderer Hinweisung auf ein neues Curverfahren. Gr. 8. Geh. ½ Thlr.

*44. Gomes (João Baptista), Ignez de Castro. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nach der siebenten verbesserten Auflage der portugiesischen Urschrift übersetzt von Alexander Wittich. Mit geschichtlicher Einleitung und einer vergleichenden Kritik der verschiedenen Ignez-Tragödien. Gr. 12. Geh.

*45. Erinnerungen aus Griechenland. Zwei Theile. Gr. 12. Geh.

*46. Herold (Georg Eduard), Die Rechte der Handwerker und ihrer Innungen. Nach den im Königreiche Sachsen gültigen Gesetzen zusammengestellt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

47. Ikonographische Darstellung der Beinbrüche und Verrenkungen in ihrem anatomisch-pathologischen und therapeutischen Verhältnisse unter Mitwirkung des Geh. Med.-Rath Prof. Dr. *Kluge* bearbeitet und herausgegeben von Dr. *Friedr. Jak. Behrend.* Gegen 30 Tafeln Abbildungen mit Text. In Lieferungen. Grossfolio.

Vergl. Nr. 15.

*48. Indische Gedichte in deutschen Nachbildungen von Albert Hoefer. Erste Lese. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

(Der Beschluß folgt.)

Im Verlag von **Ebner und Seubert** in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die achtzehnte Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Reiseerinnerungen

von

Dr. C. Rösch.

Mit dem Vortrag des Verfassers über

Cretinismus und angeborenen Blödsinn.

In Umschlag geheftet. Preis 1 Fl. 12 Kr., oder ¾ Thlr.

Der Herr Verfasser übergibt hiermit dem Publicum eine lebendige Schilderung des Lebens und Treibens der Naturforscher in Erlangen und seines Antheils an demselben. Er hat als Arzt die medicinischen Sitzungen und Verhandlungen ausführlicher mitgetheilt, die Vorträge in den übrigen Sectionen jedoch ebenfalls genannt und über die in den allgemeinen Sitzungen gehaltenen Vorträge mehr oder minder ausführlichen Bericht erstattet. Die eigenen Vorträge des Herrn Verfassers, besonders derjenige über **Cretinismus und angeborenen Blödsinn**, der die allgemeinste Anerkennung fand, sind in Abkürzung mitgetheilt.

In der **Hinrichs**'schen Buchhandlung in Leipzig ist soeben erschien und ist zu haben:

Preusker, Ritter Karl,

Blicke in die vaterländische Vorzeit;

Sitten, Sagen, Bauwerke und Geräthe,

zur Erläuterung des öffentlichen und häuslichen Volkslebens im heidnischen Alterthume und christlichen Mittelalter der sächsischen und angrenzenden Lande. Für gebildete Leser aller Stände. 1stes Bändchen mit 130 Abbildungen. Lex.-8. Geh. 1 Thlr.

Rudolphi, Dr. Aug.,

Anschauliche Belehrungen über die Natur

nach

ihrer zeitgemäßen Entwickelung.

Lehr- und Lesebuch für Schule und Haus. 1ster Theil. Frühling. Gr. 8. 1⅓ Thlr. Subscriptions-Preis für alle 4 Bände 4 Thlr.

Über beide sehr interessante Werke gibt ein ausführlicher, in allen Buchhandlungen zu habender Prospect Auskunft. Sie verdienen Beachtung.

In unserm Verlage erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

SCIENCE DES FINANCES,

exposée

théoriquement et *pratiquement,*

et expliquée

par des exemples tirés de l'histoire financière moderne des états de l'Europe.

Ouvrage traduit de l'allemand

de

Mr. de Jacob,

conseiller d'état,

par

HENRI JOUFFROY.

2 vols. In-8. 5 Thlr.

CATÉCHISME DE DROIT NATUREL,

à l'usage

des étudiants en droit.

Publié

par

Henri Jouffroy.

1 vol. In-8. 1 Thlr.

Leipzig, im März 1841.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris: même maison, Rue Richelieu* No. 60.)

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

ALLGEMEINE

PHONOLOGIE,

ODER

NATÜRLICHE GRAMMATIK

DER

INDOGERMANISCHEN SPRACHEN.

Mit specieller Anwendung

auf das Hebräische, Griechische, Lateinische, Italienische, Französische, Englische, Deutsche, und die resp. alten und neuen Mundarten.

Von **Max Wocher,**

Th. Lic., Professor und Konviktsvorstand in Ehingen an der Donau.

Gr. 8. Preis 4 Fl., oder 2½ Thlr.

Inhalts-Übersicht.

Einleitendes. §§. 1 fig. I. Abtheilung. Von der organischen Lautbildung im Allgemeinen. I. Abschnitt. *Die Lautgesetze.* §. 3. Euphonie, das Grundprincip. *Erstes Hauptgesetz.* Euphonie für das Sprachorgan. §§. 4—9. Besondere Lautgesetze. §. 10. *Zweites Hauptgesetz.* Euphonie für das Ohr. §. 11. Das Musikalische im Symphonismus der Sprache. II. Abschnitt. *Allgemeine Anwendung auf Aussprache und Lautgestaltung.* §. 12. Symphonische Gliederung der Silbenordnung. (Silbenabtheilung.) §. 13. Die feinern Unterschiede der Vokalaussprache durch Symphonie zu ermitteln. §. 14. Gibt es ursprüngliche Vokale? §. 15. Lautwandel je nach Symphonie. §. 16. Weitere Einflüsse der Symphonie: A) in Beziehung auf Silbenquantität. §§. 17—22. B) Symphonie im Accent. §. 23. Einheit von Quantität und Accent in der Aussprache, die Bedingung des Wohllauts. §. 24. Gibt es Ausnahmen? II. Abtheilung. Das Weben des Sprachgeistes in Entwickelung und Ausbildung des Sprachorganismus. I. Abschnitt. *Das logische Element in der Gestaltung des phonetischen.* §. 25. Betrachtung des Sprachvermögens in Beziehung auf die intellektuelle Technik der Sprachen. I. Kapitel. *Entstehung der Flexion.* §§. 26—34 Artikel und Genus. Verhältniss der Genera. Deklination und deren Gliederung u. s. w. II. Kapitel. *Entstehung der Rektion.* §§. 35—38. Phonetische Gestaltung der Rektion; symphonische Ausbildung der Kasusformen u. s. w. III. Kapitel. *Organische Gestaltung aller Bestandtheile eines Satzes.* §. 39. a) Symphonie in der Kongruenz von Genus-, Personal-, Numerus- und Kasusformen im Satze. §. 39 b) Das Verbum als Ergänzung eines andern Verbalbegriffes im Satze. §. 40. Casus absoluti. §. 41. Consecutio temporum et modorum. §. 42. Symphonische Wirkung der Partikeln. §. 43. Komposition nach ihren logischen und phonetischen Momenten betrachtet. §. 44. Schlussbemerkungen: Über Entstehung der grammatischen Suffixe. II. Abschnitt. *Relatives Übergewicht des phonetischen Elements über die Sprachform.* I. Kapitel. *Symphonische Eigenthümlichkeit eines jeden Sprachorganismus.* §. 45. Organische Ineinsbildung jeder Sprache und Mundart. §. 46. Behandlung der fremden Wörter. §§. 47—52. Die Mundarten. §. 53. Das Eigenthümliche der Schriftsprache. (Leitende Grundsätze.) II. Kapitel. *Vermittelung der Euphonie durch verschiedene Flexion und Konstruktion.* §§. 54—63. Formenwechsel im Hebräischen, Griechischen, Lateinischen, Italienischen, Französischen, Englischen und Deutschen. §. 64. Wortstellung. Eigenthümliche Gebundenheit derselben nach logischen und phonetischen Momenten. §. 65. Fortsetzung: Wechsel der Wortstellung nach Symphonie. §. 66. Einwirkung des phonetischen Elements auf die logische Technik der Sprachform. III. Abschnitt. *Inniges Verhältniss des phonetischen und logischen Elements in der Gesammtentwickelung der Sprache.* I. Kapitel. *Unmittelbare Betrachtung dieses Verhältnisses.* §. 67. Das Onomatopoetische oder Symbolische des Lautes. §. 68. Die Principien der Bewegung und der Stetigkeit. §. 69. Inniges Verhältniss des phonetischen und logischen Elements. II. Kapitel. *Geschichtliche Veranschaulichung des innigen Verhältnisses im Entwickelungsgang der Sprachen.* §. 70. Das Hebräische, im Verhältniss zu den Dialekten. §. 71. Das Altgriechische. §. 72. Das Neugriechische. §. 73 fig. Das Lateinische, mit Rücksicht auf seine älteste Gestalt. §§. 75—77. Das Italienische, Französische, Englische. §. 78. Das Deutsche. Gothisch. §. 79. Altdeutsch; Mittel- und Neuhochdeutsch. §. 80. Rückblick und Schlussbemerkungen. Beilagen; S. 501—512.

Mottos: „Wer nichts auf wahrnehmungen hält, die mit ihrer factischen gewissheit anfangs aller theorie spotten, wird dem unergründlichen sprachgeiste nie näher treten."
J. Grimm.

„Eine Sprache kann unter keiner Bedingung wie eine abgestorbene Pflanze erforscht werden. *Sprache* und *Leben* sind unzertrennliche Begriffe, und die *Erlernung* ist in diesem Gebiete nur Wiedererzeugung. *W. v. Humboldt.*

Durch treue und sorgfältige Naturbelauschung ist es dem Herrn Verfasser gelungen, die einfachen grossen Gesetze zu ermitteln, die allem organischen Bilden und Gestalten des Sprachgeistes zu Grund liegen, und auf unversuchten Wegen Resultate zu gewinnen, die sowol durch und durch praktisch, als auch theoretisch für die tiefere, wissenschaftliche Sprachkunde manche Räthsel zu lösen geeignet sind. Was man sonst bei den Regeln der Grammatik nur als Willkür des Sprachgebrauchs, nur als zufällig Gegebenes zu betrachten versucht wird, das erscheint im Zusammenhang des hier dargelegten Systems (welches eben die einfachste und tiefste Grundlage alles rationellen Sprachstudiums ist) als tiefbegründet, als lautere Gesetzmässigkeit. — Übrigens möchte das Buch nicht blos dem Gelehrten vom Fach gewidmet sein, sondern auch jedem Freunde anziehender, gründlicher Sprachstudien. Kenner und Liebhaber der alten und neuern Sprachen wird es namentlich anziehen, dass auch die Feinheiten des Styls, und mit den Mundarten auch die geschichtliche Entwickelung derselben (beim Deutschen, auch das Gothische, Altdeutsche) zur Besprechung kam.

Stuttgart und **Tübingen**, im Februar 1841. ***J. G. Cotta'***scher Verlag.

Balzac's neuester Roman.

Soeben hat die Presse verlassen:

Eine dunkle Begebenheit.

Balzac's neuestem Romane „Une ténébreuse affaire" nacherzählt von **G. Lotz.** 2 Bände. Elegant geheftet. 2½ Thlr.

Diese neueste Schöpfung Balzac's, die sich noch nicht im französischen Buchhandel befindet, erzählt auf das spannendste eine Episode aus der französischen Revolution zur Zeit des ersten Consuls.

Hamburg, den 12. März 1841.

Herold'sche Buchhandlung.

In Unterzeichnetem sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aufzeichnungen eines nachgeborenen Prinzen

aus der nachgelassenen französischen Handschrift übersetzt von

G. G. v. R.

Gr. 8. In Umschlag brosch. Preis 3 Fl., oder 1⅔ Thlr.

Inhalt: 1. Die regierenden Familien. 2. Antritt der Regierung. 3. Die Liebe des Volks. 4. Die öffentliche Meinung. 5. Humanität. 6. Die Tageblätter. 7. Die Freiheit. 8. Die Werkzeuge der Herrschaft. 9. Äußeres Erscheinen der Regierung. 10. Die Kunst, sich durch Wohlthun beliebt zu machen. 11. Sorge für das Wohlergehen des Volks. 12. Erhalten und Erneuern. 13. Nachahmung und Originalität. 14. Wahl der Werkzeuge. 15. Einfluß der Wohnung auf den Volkscharakter. 16. Die Statistik. 17. Die Zeit. 18. Vertrauen auf die Zukunft. 19. Erziehung und Unterricht. 20. Realismus und Formalismus. 21. Kräftigung des Volks. 22. Beförderung der Geistesbildung. 23. Pflege der schönen Künste. 24. Beförderung des Kunstfleißes. 25. Geheime Gesellschaften. 26. Wo, bey Religionen überhaupt. 27. Die evangelischen Kirchen. 28. Die römisch-katholische Kirche. 29. Nachbarlichkeit. 30. Die Grenzen. 31. Colonien. 32. Die Gemeinden. 33. Geschichtliche Grundlagen. 34. Verbindungsmittel. 35. Der Adel. 36. Ritterorden. 37. Der Hof. 38. Unbeschränkte Herrschaft. 39. Verfassungsmäßige Herrschaft. 40. Die Völker. 41. Die bewaffnete Macht. 42. Auswärtige Angelegenheiten. 43. Rechtspflege. 44. Gesetzgebung. 45. Finanzen. 46. Handel und Verkehr. 47. Austausch der Gedanken. 48. Fortleitung der Ideen. 49. Die Ehe. 50. Klöster. 51. Sittlichkeit. 52. Schnell erworbener Reichthum. 53. Ist eine Nationaltracht möglich? 54. Von Etwas, was überall fehlt. 55. Vorhersagungen.

Die Erfahrungen und Ergebnisse eines langen und sehr bewegten Lebens sind in dieser Schrift in der Weise zwangloser Besprechung niedergelegt. Sie umfassen, wie die Inhaltsanzeige ausweist, die wichtigsten Gegenstände des öffentlichen Lebens, und wenn die Herausgeber den Titel: **Das Buch vom Fürsten des 19ten Jahrhunderts**, nicht wählten, so geschah es lediglich, weil hier die dogmatische Behandlung Machiavell's vermieden wurde, und über die durchgeführte Richtung dieser Schrift — Vermittlung des Bestehenden mit den Bedürfnissen der Zeit — leicht Mißverständnisse hätten entstehen können.

Stuttgart und **Tübingen**, im März 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

In der 6ten Ausgabe ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Handbuch der allgemeinen Pathologie

zum Gebrauche bei seinen Vorlesungen

von

Dr. J. W. H. Conradi,

hön. Hofr. u. Prof. zu Göttingen.

6te verbesserte Ausgabe. Gr. 8. Kassel. **J. C. Krieger's** Verlagshandlung. 1841. (25½ Bogen.) Preis 2 Thlr.

Nicht blos in den nächsten Kreisen des Herrn Verfassers, sondern auch außerhalb hat dieses Handbuch zahlreiche Leser gefunden und das Aufeinanderfolgen von sechs Auflagen schon zeugt für seine hohe Brauchbarkeit.

Diese neue Ausgabe ist vom Herrn Verfasser mit vielem Fleiße wieder durchgesehen und wesentlich verbessert worden.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von **Oken.** Jahrgang **1840.** Zehntes Heft. — Jahrgang **1841.** Zweites Heft. Gr. 4. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Allgemeine medicinische Zeitung. Herausgegeben von Dr. ***Karl Pabst.*** Jahrgang **1838.** Monat November, oder Nr. 88 — 95. Gr. 4. Preis des Jahrgangs 6⅔ Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von ***E. G. Gersdorf.*** **1840.** Sechsundzwanzigsten Bandes fünftes Heft. (Nr. XXIII.) — **1841.** Siebenundzwanzigsten Bandes drittes Heft. (Nr. III.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang **1841.** Monat März, oder Nr. 10 — 13, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 10 — 13. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Leipzig, im April 1841.

F. A. Brockhaus.

Zum Artikel **Ludwig Lessing** im Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Aus der „Actenmäßigen Darstellung der über die Ermordung des Studenten L. Lessing geführten Untersuchung", von Dr. J. Schauberg, ist in dem bemerkten Artikel eine Herrn J. H. Garnier betreffende Stelle (Bd. 3, S. 287) aufgenommen worden. Spätere Aufklärungen aus dritter Hand geben indessen die Gewißheit, daß Herr Garnier *nicht* daran gedacht, seine politische Überzeugung irgendwie verkaufen zu wollen; daß er vielmehr der Sache, der *er sich* gewidmet, zwar mitunter in etwas auffallend erscheinender Weise, jedoch stets in gutem Glauben zu dienen bemüht war. Mit Freuden erklärt dies

der Verfasser des betreffenden Artikels.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XI.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche

an der königlich bairischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen

im Sommer-Semester 1841 gehalten werden sollen.

Der gesetzliche Anfang derselben ist der 19. April.

Theologische Facultät.

Dr. Kaiser: Übungen des exegetischen Seminariums der alt- und neutestamentlichen Abtheilung, theologische Moral, Petrinische und Johannische Briefe, Psalmen. — Dr. Engelhardt: Übungen des kirchenhistorischen Seminariums, Dogmengeschichte. — Dr. Höfling: Übungen des homiletischen und katechetischen Seminariums und Theorie des christlichen Cultus mit besonderer Rücksichtnahme auf kirchliche Archäologie. — Dr. Harleß: Evangelium Johannis, christliche Ethik. — Dr. Ranke: biblische Theologie, Pentateuch, Conversatorium über den Pentateuch. — Dr. Krafft: den andern Theil der Dogmatik. — Dr. von Ammon: Pastoral-Institut, kirchliche Archäologie, Symbolik und Polemik. — Dr. Hofmann: Lehrinhalt des Alten Testaments, neutestamentliche Geschichte. — Dr. Wiener: Brief an die Römer, über Altes Testament und Prophetenthum. — Dr. Thiersch: die ersten sechs Jahrhunderte der Kirchengeschichte, Brief an die Galater in lateinischer Sprache.

Unter der Aufsicht und Leitung des königlichen Ephorus werden die angestellten vier Repetenten wissenschaftliche Repetitorien und Conversatorien in lateinischer Sprache für die Theologie Studirenden in vier Jahrescursen halten.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Pandektenrecht und ein Conversatorium. — Dr. Schmidtlein: Criminalproceß, ausgewählte Lehren des Criminalrechts und Processes. — Dr. Feuerbach: Lehenrecht, Handels- und Wechselrecht. — Dr. Schelling: juristische Encyklopädie, Philosophie des Rechts, Theorie der summarischen Processe incl. des Concursprocesses, Repetitorium über Theorie des ordentlichen Civilprocesses. — Dr. von Scheurl: ausgewählte Stellen des Corpus juris civilis, bairisches Staatsrecht, deutsches Bundesrecht und europäisches Völkerrecht, Kirchenrecht.

Medicinische Facultät.

Dr. Henke: Examinatorium in lateinischer Sprache über specielle Pathologie und Therapie, gerichtliche Medicin, praktische Übungen in der medicinischen Krankenhaus- und Poliklinik, specielle Pathologie und Therapie der Weiber- und Kinderkrankheiten. — Dr. Fleischmann: Examinatorium über anatomische und physiologische Gegenstände, allgemeine menschliche Anatomie und Physiologie. — Dr. Koch: Botanik, botanische Excursionen, Cultur der Obstbäume. — Dr. Leupoldt: allgemeine Pathologie und Therapie, Psychiatrie. — Dr. Roßhirt: Examinatorium über Geburtskunde, theoretische und praktische Geburtskunde, geburtshülfliche Klinik. — Dr. von Siebold: Zoologie, vergleichende Anatomie, Demonstrationen in der zoologischen Sammlung. — Dr. Trott: Arzneimittellehre in Verbindung mit der pharmaceutischen Waarenkunde, Receptirkunst. — Dr. Fleischmann: Histologie, Angiologie und Neurologie, chirurgische Anatomie und Repetitorium über Anatomie und Physiologie. — Dr. Ried: die neuern diagnostischen Hülfsmittel in Medicin und Chirurgie, Operations- und Verbandlehre. — Dr. Will: Einleitung zu der Naturgeschichte des Thierreiches, Abtheilungen aus der Anatomie und Physiologie der Pflanzen, Anleitung zu zootomischen Selbstübungen.

Philosophische Facultät.

Dr. Harl: Finanzwissenschaft und Staatsrechnungskunde, Staatswirthschaft, Policeiwissenschaft und Policeirecht, Conversatorium über Policei, Nationalökonomie und Finanzwissenschaft. — Dr. Köppen: Geschichte der französischen Revolution, praktische Philosophie, Geschichte der Philosophie. — Dr. Kastner: encyklopädische Übersicht der gesammten Naturwissenschaft, Meteorologie nach seinem Handbuche der Meteorologie, Experimentalphysik, analytische Chemie, Verein für Physik und Chemie. — Dr. Böttiger: den allgemeinen Theil der Statistik, den zweiten Theil der allgemeinen Geschichte, Geschichte und Statistik des Königreichs Baiern. — Dr. Rückert: arabische Grammatik, Sanskrit-Grammatik und Erklärung eines Schriftstellers. — Dr. Döderlein: Übungen des k. philologischen Seminars, auserwählte Stücke des Thucidides, griechische Alterthümer. — Dr. von Raumer: Mineralogie, Geschichte der Pädagogik, Krystallkunde. — Dr. Kopp: Geschichte der literarischen Cultur in Griechenland und dem römischen Reich, seit Alexander von Macedonien bis zur Einnahme Konstantinopels 1453 durch die Osmanen, Platonis Philebus oder Parmenides, Cicero de fato. — Dr. von Staudt: Elementarmathematik, Astronomie. — Dr. Fabri: Technologie, mit Excursionen zur Besichtigung der vorzüglichsten Werkstätten der Stadt und Umgegend, Civilbaukunst, Encyklopädie der Kameralwissenschaften. — Dr. Drechsler: Grammatik der hebräischen Sprache, Weissagungen des Jesaias von Capitel I—XII und von Capitel XL—LXVI, arabische Sprache. — Dr. Winterling: Ästhetik in Verbindung mit Kunstgeschichte, Eigenthümlichkeit der romanischen Sprachen und ihre Abstammung von der lateinischen, ausgewählte Stücke aus Spenser und Shakspeare. — Dr. Martius: Experimental-Pharmacie, Anweisung die officinellen chemischen Präparate auf ihre Reinheit und Güte zu prüfen. — Dr. von Schaden: philosophische Untersuchungen über den Bau des Himmels und die Construction des Newtonkantischen Weltsystems, das Ewige und Bleibende in der Mosaischen Legislation. — Dr. Heyder: philosophische Ethik, Geschichte der neuesten Philosophie von Kant bis Hegel. — Dr. von Raumer: Tacitei Germania, mit besonderer Rücksicht auf deutsche Alterthümer.

Die Zeichenkunst lehrt Kürtzer; die Tanzkunst Hübsch; die Fecht- und Schwimmkunst Raab.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montags und Mittwochs von 1—3, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Publications nouvelles
de
Hauman & Co. à Bruxelles.
Janvier, Février, Mars 1841.

Littérature.

Une Arabesque, par **de Beauvoir, de Musset** etc. 2 vols. In-18. 2¼ Thlr.

de Bazancourt, Le jeu d'une coquette. — Louisa Dalmar. 1 vol. In-18. 1 Thlr.

Berthet, E., L'Aveugle-né. 1 vol. In-18. 1 Thlr.

Bedin, Me. C., Caliste. 2 vols. In-18. 2 Thlr.

Dumas, A., Praxède, suivi de Don Martinn de Freytas et de Pierre le Cruel. 1 vol. In-18. 1 Thlr.

— —, La chasse au chastre. 1 vol. In-18. 1 Thlr.

— —, Crimes célèbres. T. 1, 2. In-18. 2 Thlr.

Fusil, Me. **L.,** Souvenirs d'une actrice. 2 vols. In-18. 2¼ Thlr.

Hugo, V., Le retour de l'empereur, suivi de Le Retour par **C. Delavigne** et de Le Voici! par **Barthélemy.** 1 vol. In-18. ¼ Thlr.

Houssaye, A., Les onze maitresses délaissées. 2 vols. In-18. 2¼ Thlr.

Janin, J., Voyage d'un homme heureux. 1 vol. In-18. ⅔ Thlr.

de Lavergne, A., La course au clocher. — Brancas le rêveur. 1 vol. In-18. ⅚ Thlr.

de Lavergne. — Lafont, Pauline Butler. 1 vol. In-18. 1 Thlr.

Masson et **Lafitte,** Les trois Marie. 2 vols. In-18. 2¼ Thlr.

Musset et **Temint,** Le dernier abbé. — Toinette. 1 vol. In-18. 1 Thlr.

Raymond, M., Maria, roman inédit. 2 vols. In-18. 2¼ Thlr.

Reybaud, Me. **Ch.,** Lucie. 1 vol. In-18. ⅚ Thlr.

Sand, G., Le compagnon du tour de France. 2 vols. In-18. 2¼ Thlr.

Soulié, F., Les forgerons. 1 vol. In-18. 1⅙ Thlr.

Sue, E., Mathilde. Mémoires d'une jeune femme. 2 vols. In-18. 2¼ Thlr.

— —, Le commandeur de Malte. 2 vols. In-18. 2¼ Thlr.

de Susor, P., Napoleon II, duc de Reichstadt. 3e édit. 1 vol. In-18. 1½ Thlr.

Sciences.

Duranton, M., Cours de droit civil, suivant le code français, avec des notes indicatives des lois romaines et anciennes ordonnances où ont été puisées les lois nouvelles. 4e édition, considérablement augmentée. 12 vols. Gr. in-8. à deux colonnes. 36 Thlr.

Genieys, Tables à l'usage des ingénieurs, pour abréger et faciliter les calculs. Edition completée et augmentée par **H. Girard.** 1 vol. In-8. 4 Thlr.

Rousset, A., Mémento du notaire, indiquant, ce qui forme la substance des actes et contrats d'après les dispositions législatives et la jurisprudence. Nouvelle édition. 1 vol. In-18. 1 Thlr.

Velpeau, Histoire anatomique, physiologique et pathologique de l'oeuf humain. 1 vol. In-18. 1 Thlr.

Journaux.

Archives de droit et de législation. 4e année. Un cahier par mois. Gr. in-8. Par an 4 Thlr.

Correspondance polytechnique, publiée par une société de savants et mise en ordre par **Girard.** Un cahier par mois. In-8. Par an 6⅔ Thlr.

Journal des demoiselles, augmenté des principaux articles du Journal des jeunes personnes. Avec gravures etc. Un cahier par mois. Gr. in-8. Par an 3⅓ Thlr.

La Mode, gazette de salons. Une livraison par semaine avec 1 gravure. Gr. in-8. Par an 10⅔ Thlr.

Revue universelle. Nouvelle série. 9e année. Un cahier par mois. Gr. in-8. Par an 8 Thlr.

Soeben ist erschienen und durch **Braumüller & Seidel** in Wien zu beziehen:

Oestreichische militairische Zeitschrift.
Redigirt von Major **Johann Baptist Schels.**
Februar 1841.

Preis des ganzen Jahrgangs von 12 Heften 8 Thlr.

Inhalt dieses Heftes:

I. Der Feldzug 1675 in Deutschland. Erster Abschnitt. (Montecuculi gegen Turenne.)
II. Militairische Geschichte des Rheins. (Fortsetzung.)
III. Nekrolog des kais. kön. Generalmajors Johann Pietsch von Wallishofen.
IV. Geschichte der königl. deutschen Legion.
V. Literatur.
VI. Neueste Militairveränderungen.

Die ältern Jahrgänge sind um folgende Preise zu erhalten:

Die dritte Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 in vier Bänden vereinigt 6⅔ Thlr.

Jeder der einzelnen Jahrgänge von 1818—39 für 6⅔ Thlr.

Der Jahrgang 1840 kostet 8 Thlr.

Bei Abnahme einer ganzen Sammlung der ältern Jahrgänge werden die Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 zu 6⅔ Thlr., die übrigen aber von 1818—39 zu 5⅓ Thlr. berechnet.

In allen Buchhandlungen Deutschlands liegen Doppelverzeichnisse zur Einsicht bereit, in welchen der vereinte Inhalt der ganzen Zeitschrift, systematisch in zwölf Fächer geschieden, dann noch einmal nach den einzelnen Jahrgängen ausführlichst angegeben ist.

In der **C. F. Müller**'schen Hofbuchhandlung in *Karlsruhe* ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Zeitschrift
für
Deutschlands Musik-Vereine
und
Dilettanten.

Unter Mitwirkung von Kunstgelehrten, Künstlern und Dilettanten herausgegeben von

Dr. F. S. Gassner,

grossh. bad. Hofmusikdirector.

Erster Band. Erstes Heft.

(Gr. 8. Eleg. geheftet. 48 Kr.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Echos lyriques,
Poésies
traduites de l'allemand en français
par ***Eugène Borel.***

Avec le texte allemand en regard.

8. Velinpapier, in Umschlag broschirt. Preis 2 fl., oder 1¼ Thlr.

Stuttgart und Tübingen, im Februar 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Preis des Jahrgangs 12 Thlr.

1841. März. Nr. 60—90.

Inhalt:

Nr. 60. Studien von K. Rosenkranz. Erster Theil. Von Karl Althaus. (Nr. 60—62.) — Die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens. Ein Beitrag zur Geschichte der Kirche, Literatur und Pädagogik des 14., 15. und 16. Jahrhunderts von G. H. M. Delprat. Nach dem Holländischen bearbeitet und mit Zusätzen und einem Anhange versehen von G. Mohnike. Auch eine Gabe zur vierten Jubelfeier der Typographie. — **Nr. 61.** Ein Blick in die ascetische Literatur der Gegenwart. (Nr. 61, 62.) — **Nr. 62.** Erinnerungen aus einer Reise durch das südliche Deutschland, Österreich, die Schweiz, in das mittägliche Frankreich und nach Algier. Von M. v. Haacke. — **Nr. 63.** 1. Weltgeschichte in ausführlichen Biographien. Ein methodisch-geschichtliches Lesebuch für die Jugend erster und mittlerer Bildungsstufe. Von P. A. Dethier. Erste Abtheilung. Zwei Bände. 2. Die Weltgeschichte in Biographien. Von K. W. Böttiger. Erster bis dritter Band. — **Nr. 64.** Eine Stimme aus Norwegen über das deutsche Erziehungs- und Unterrichtswesen. Von F. M. Bugge. Erster Artikel. (Nr. 64—66.) — Lady Flora Hastings. — Aristipp in Hamburg und Altona. Ein Sittengemälde neuester Zeit. Vom Freih. E. v. Hammerstein. — **Nr. 65.** Georg Friedrich Kallenbach's neuerfundene Modelle altdeutscher Bauwerke. Von Wilhelm Körte. — Bitte an die Verehrer Moses Mendelssohn's. — **Nr. 66.** Das Eigenthum im Allgemeinen und das geistige Eigenthum insbesondere, für Gelehrte und Laien, natur- und rechtsgeschichtlich dargestellt von L. Schröter. — **Nr. 67.** Über Goethe's Wahlverwandtschaften und ihre neuesten Beurtheilungen. Von Ch. H. Weiße. Erster Artikel. (Nr. 67—70). — Predigerbiographien. (1. Hilmar Ernst Rauschenbusch, in seinem Leben und Wirken dargestellt durch handschriftliche Familiennachrichten, herausgegeben von W. Leipoldt. 2. Rückblicke auf Amt und Leben. Vom Pfarrer E. Montanus.) — **Nr. 68.** Karl Frommel's pittoreskes Italien. Nach dessen Originalgemälden und Zeichnungen. Text für Oberitalien von W. v. Lübemann; für Unteritalien von K. Witte. — **Nr. 69.** Abriß der Geschichte des Mittelalters. Lehrbuch zu Vorlesungen an Universitäten und obern Gymnasialclassen, von F. Rehm. — **Nr. 70.** Jahrbuch für Theater und Theaterfreunde, herausgegeben von C. Lebrün. Erster Jahrgang. — **Nr. 71.** Charikles. Bilder altgriechischer Sitte. Zur genauern Kenntniß des griechischen Privatlebens, von W. A. Becker. (Nr. 71—73.) — Aus Italien. — **Nr. 72.** Les portraits de la galerie de la presse, de la littérature, des beaux-arts etc. — **Nr. 73.** Die Leiden des raschen Fortkommens in England sonst und jetzt. — **Nr. 74.** Übersicht der schwedischen Literatur im Jahre 1840. — **Nr. 75.** Die transatlantischen Romane und Lebensbilder des Verfassers der „Transatlantischen Reiseskizzen". Von W. Alexis. (Nr. 75—78.) — Die Literatur jenseit der Pyrenäen beim letzten Jahreswechsel. — **Nr. 76.** 1. Allgemeines Theaterlexikon, oder Encyklopädie alles Wissenswerthen für Bühnenkünstler, Dilettanten und Theaterfreunde und unter Mitwirkung der sachkundigsten Schriftsteller Deutschlands herausgegeben von R. Blum, K. Herlossohn und H. Marggraff. 2. Theaterlexikon. Herausgegeben von Ph. J. Düringer und H. Bartels. — **Nr. 79.** Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835—39. (Nr. 79, 80.) — **Nr. 80.** Der Graf von Lucanor. Von Don Juan Manuel. Übersetzt von J. Freiherrn v. Eichendorff. (Nr. 80, 81.) — **Nr. 81.** Das britische Reich in Ostindien, von M. Björnstjerna. Aus dem Schwedischen übersetzt. (Nr. 81, 82.) — Rüge. — **Nr. 82.** Das Haus; oder Familiensorgen und Familienfreuden. Aus dem Schwedischen. — Neugriechisches Leben, verglichen mit dem altgriechischen, zur Erläuterung beider. Von E. Bybilakis. — **Nr. 84.** Die französische Revolution ein Werk des Christenthums oder der Philosophie? (Nr. 84—86.) — Geschichte Karl's XII. Königs von Schweden. Herausgegeben von Knut Lundblad. Nach dem schwedischen Original übersetzt, berichtigt und erweitert von G. F. v. Jenssen. Zweiter Theil. (Nr. 84—86.) — **Nr. 87.** Kaschmir und das Reich der Sick. Von K. Freiherrn v. Hügel. Erster und zweiter Band. (Nr. 87—89.) — Biographie des Doctor Friedrich Wilhelm v. Hoven. Von ihm selbst geschrieben und wenige Tage vor seinem Tode noch beendigt, herausgegeben von einem seiner Freunde und Verehrer. Mit einem Anhange von 18 Briefen Friedrich Schiller's. — **Nr. 89.** Der Tower von London. — Notiz. Von Julius Eduard Hitzig. — **Nr. 90.** Der Carneval in Venedig. Von Heinrich Stieglitz. — Literarhistorische Notiz. Von M. Koch. — **Notizen, Miscellen, Bibliographie, Literarische Anzeigen** ꝛc.

Leipzig, im April 1841.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei **J. H. Köhler** in Stuttgart und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der
Morgenländische und Abendländische
Katholicismus
mehr in seinen innern wesentlichen als in seinen äußern Verhältnissen dargestellt
von
Dr. Franz von Baader.

Gr. 8. Brosch. 25 Sgr. = 1 Fl. 30 Kr.

Der rühmlichst bekannte Verfasser behandelt in diesem gehaltvollen Werkchen hauptsächlich drei gewichtige Sachen. Zuerst gibt er eine Beleuchtung des Absolutismus der abendländischen katholischen Kirchenverfassung oder den Primat und der permanenten Synodalverfassung der gräco-russischen Kirche, — die zweite Untersuchung gilt der Widerlegung der Idee von der Untrennbarkeit und Identität der Papismus und Katholicismus. Zuletzt versucht der Verfasser zu zeigen, welchen Aufschwung die Theologie als das Wissen der Menschen von göttlichen Dingen nehmen wird, sowie sie von der bisher über sie ausgeübten Dictatur und Zunftzwang befreit sein wird.

Durch alle Buchhandlungen ist von uns zu beziehen:

***Bigel*, Dr., Manuel d'hydrosudopathie**, ou Traitement de maladies par l'eau froide, la sueur, l'exercise et le régime, suivant la méthode employée par V. Priessnitz à Gräfenberg. Suivi d'un Mémoire physiologique sur la chaleur animale, par *M. Pelletan*, professeur. In-18. Paris. 1⅓ Thlr.

***Wertheim*, Dr. *L.*, De l'eau froide** appliquée au traitement des maladies, ou de l'hydrothérapeutique, suivie de remarques sur l'emploi des bains et des lotions dans l'enfance. In-8. Paris. ⅔ Thlr.

Leipzig, im April 1841.

Brockhaus & Avenarius,
Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.
(*A Paris: même maison, Rue Richelieu, No.* 60.)

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk,
zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikon,
sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Dreiunddreissigstes und vierunddreissigstes Heft, Bogen 1—23 der zweiten Abtheilung des vierten Bandes.

Talfourd bis Weinbaugesellschaften.

Jedes Heft auf Druckpapier 1/3 Thlr., auf Schreibpapier 1/2 Thlr., auf Velinpapier 3/4 Thlr.

Talfourd. — **Tasin** (Amable). — **Telegraphie.** — **Tellford** (Thomas). — **Tellkampf** (Adolf). — **Teste** (Jean Baptiste). — **Theiner** (Joh. Anton — Augustin). — **Theologie.** — **Theremin** (Ludw. Friedr. Franz). — **Theux** (Barthélémy, Graf de). — **Thielau** (Heinr. Erdmann Aug. v.). — **Thienemann** (Friedr. Aug. Ludw.). — **Thiers** (Louis Adolphe). — **Thil** (Karl Wilh. Heinr. du Bos, Freih. du). — **Thilo** (Joh. Karl). — **Tholuck** (Friedr. Aug. Deosidus). — **Thomander** (Joh. Heinr.). — **Thomson** (Thomas). — **Thorpe** (Benjamin). — **Thugt.** — **Ticknor** (Georg). — **Todesstrafe.** — **Todt** (Karl Gottlob). — **Toelken** (Ernst Heinr.). — **Töpfer** (Karl). — **Toreno** (Conde de). — **Treviranus** (Gottfried Reinhold — Ludolf Christian). — **Trinks** (Karl Friedr.). — **Tripier** (Nicolas Jean Baptiste). — **Tripolis.** — **Trollope** (Frances). — **Trueba Cosio** (Telesforo de). — **Tschurner** (Joh. Baptista v.). — **Tunis.** — **Türkei.** — **Twesten** (Aug. Detlev Christian). — **Tijdeman** (Henrik Willem). — **Tyszkiewicz** (Thaddäus). — **Tyszkiewicz** (Vincenz, Graf). — **Uechtritz** (Friedr. v.). — **Ukert** (Friedr. Aug.). — **Ullmann** (Karl). — **Umbreit** (Friedr. Wilh. Karl). — **Ungarn.** — **Universitäten.** — **Unterholzner** (Karl Aug. Dominicus). — **Untersuchungen, politische, in Deutschland.** — **Ussing** (Tage Algreen-). — **Vaerst** (Friedr. Christian Eugen, Baron v.). — **Valée** (Silvain Charles, Graf). — **Valentin** (Gabriel Gustav). — **Van-Praet** (Julius). — **Vatke** (Joh. Karl Wilh.). — **Veit** (Philipp). — **Velazquez** (Isidro Gonzalez). — **Veltheim** (Werner, Graf v.). — **Verboeckhoven** (Eugen). — **Verantwortlichkeit der Staatsbeamten.** — **Vereinigte Staaten von Nordamerika.** — **Versicherungswesen.** — **Verstolk van Soelen** (Jan Gijsbert, Baron). — **Victoria** Alexandrina (Königin von Großbritannien und Irland). — **Viennet** (Jean Pons Guillaume). — **Vieuxtemps** (Henri). — **Villain XIIII.** — **Villanueva** (Joaquin Lorenzo). — **Vincent** (Henry). — **Vinet** (Alexandre). — **Virtuosen.** — **Vitet** (Ludovic). — **Vogel** (Joh. Karl Christoph). — **Volger** (Wilh. Friedr.). — **Vollgraff** (Karl). — **Volksbewaffnung.** — **Vorherr** (Joh. Mich. Christian Gust.). — **Wachsmalerei.** — **Wachsmuth** (Ernst Wilh. Gottlieb). — **Wachsmuth** (Jak. Christoph Friedr.). — **Wachter** (Ferd.). — **Wackernagel** (Karl Heinr. Wilh.). — **Wagner** (George Philipp Eberhard). — **Wagner** (Joh. Jak.). — **Wagner** (Joh. Martin). — **Wagner** (Rudolf). — **Wahl** (Christian Abraham). — **Wahlberg** (Peter Fredrik). — **Waldburg** (Friedr. Ludw., Graf Truchseß-). — **Waldeck.** — **Walhalla.** — **Wallin** (Johan Olof). — **Walter** (Ferd.). — **Wandergesellschaften.** — **Wappers** (Gust.). — **Wardenburg** (Gust. Friedr.). — **Warnkönig** (Leopold Aug.). — **Wasserleuren.** — **Weber** (Karl Friedr.). — **Weber** (Wilh. Eduard). — **Webers** (Wilh. Ernst). — **Webster** (Daniel). — **Wedekind** (Georg Wilh., Freih. v.). — **Wedel** (Karl, Graf v.). — **Wedel-Jarlsberg** (Joh. Kaspar Herm., Graf v.). — **Wehner** (Joh. Andreas). — **Weichert** (Jonathan Aug.). — **Weidig** (Friedr. Ludw.). — **Weinbaugesellschaften.**

Leipzig, im April 1841.

F. A. Brockhaus.

Für Freunde gediegener belletristischer Literatur und für Leihbibliotheken.

Grumbach.

Von

Ludwig Bechstein.

Drei Theile. Preis 6⅔ Thlr.

Inhalt des ersten Theiles: Der Ritter und sein Recht.
" " zweiten Theiles: Der Fürst und sein Wort.
" " dritten Theiles: Die Fürstin und ihre Treue.

Der Fleiß und die in diesem Werke niedergelegte unverletzte geschichtliche Wahrheit von Seiten des Verfassers und die Eleganz der Ausstattung in Verbindung mit drei kostbaren Stahlstichen nach Originalgemälden von Ersten der Verlagshandlung stellen dieses Werk hoch über die Erscheinung gewöhnlicher Romane, und machen es als unterhaltende und zugleich belehrende Lectüre für gebildete Männer und Frauen, für jeden Geschichts- und Rechtsfreund, ja selbst für Historiker vom Fach höchst empfehlenswerth.

Der erste Theil ist mit dem Portrait Grumbach's, in Stahl von G. Serz gestochen, geziert, der zweite und dritte Theil mit den Portraits des Herzogs und der Herzogin zu Sachsen, in Stahl gestochen von Karl Barth. — Von diesen drei vortrefflich ausgeführten schönen Porträts sind auch einzelne Abdrücke auf größerm Formate zu haben

vor der Schrift à ⅔ Thlr.
mit der Schrift à 1/12 Thlr.

Hildburghausen, im März 1841.

J. Kesselring'sche Hofbuchhandlung.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Literarische Notizen.

1. Die Allgemeine Zeitung in Augsburg gab jüngsthin zwei Erklärungen gegen die Veröffentlichung v. Pahl'scher Briefe in der Schrift „Stellungen und Verhältnisse" von Dr. Gustav Bacherer, Jahrgang 1840, Nr. 258 u. Nr. 362. — Nur hinsichtlich einer Denkschrift auf den Unvergeßlichen waren diese Briefe dem Hrn. B., nach sehr höflichem Ansuchen und sehr bestimmter Angabe, mitgetheilt worden. — Sowol die letzte als die erste Erklärung genügte Freunden und Verehrern des Verewigten nicht (ganz); mir aber schien, unter dem Gesichtspunkte der Gerechtigkeit und der Humanität, die einfache Erzählung des Hergangs zweckmäßig: der Gerechtigkeit, indem sich jedem Nachdenkenden der Ernst für die Sache, sowie für meinen Freund und dessen Familie, als Schluß ergeben möchte; der Humanität, hinsichtlich des Weiteren von Seite eines jungen Mannes, der unstreitig, will man anders gerecht sein, Tüchtiges (abgesehen hier von Anderem!) schon geliefert hat. Auch erlaubte mir ein Gefühl die scharfe Sprache, die man gewünscht hatte, nicht, da ich dem Hrn. Dr. B. nach zwei Vorgängen, einem früheren und einem späteren, mich keineswegs verbunden fühlte.

2. Die Allgemeine Zeitung in Stuttgart — eine ganz neue bei Hallberger — und die Darmstadter Kirchen-Zeitung brachten jüngst Angriffe auf den Schreiber jener Briefe (an mich); wie Jemand, selbst ein Verletzter oder Feindlichgesinnter, so Veröffentlichtes aufgreifen und benutzen mochte, ist mir nicht wohl begreiflich, zumal nach B.'s Bekenntnisse S. II. Warum übrigens der Pfarrer und Decan Göß in der Letztern auch mir, wie ich vernehme, „einen Hieb gegeben", ist mir unbekannt; nur so viel weiß ich, daß er (jetzt in Aalen, dem Geburtsorte Pahl's) als Rector des Gymnasiums in Ulm mit einem meiner ältesten Freunde, den ich in den Ferien öfters besucht habe, keineswegs in gutem Verhältnisse stand: Joh. Christoph v. Schmid, dem Prälaten und Generalsuperintendenten. (Das größere Publicum kennt den allverehrten Mann aus den „Zeitgenossen" und der achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie aus eigenen Schriften.) — Anderes ist vielleicht bereits nachgefolgt, oder wird noch folgen, zumal in dieser Kirchen-Zeitung.

3. Folgende Worte in einem jener Briefe: „Die Unbilden unserer Recensenten, über die Sie sich beklagen, sind allerdings entrüstend" (S. 366), bedürfen eines Zusatzes gegen Misverstand: die Klage betraf nicht ungünstige Recensionen, sondern theils Nicht-Recensionen, theils günstige und auch sehr günstige Rec., die aber auf die Hauptpunkte, nach meiner Ansicht, auf wissenschaftliche Grundbestimmungen, welche der Verf. als die Resultate einer so vieljährigen und wenigstens so rastlosen als redlichen Bestrebung hervorhob, gar nicht eingegangen waren, wie z. B. der Recensent der Schrift „Die Hauptgebrechen der deutschen Philosophie" in der jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung vom J. 1835, und der Rec. der größeren „Beitrag zur Emancipation der Philosophie" in der hallischen Literatur-Zeitung vom J. 1836. Selbst eine Aufforderung, die wohl eine Reizung heißen konnte, vermochte nicht dieses Stillschweigen zu brechen; denn offen hatte der Verf. gesagt, daß er sich dieses Umgehen, die Nichtbestimmung und den Nichtwiderspruch nur so erklären könne: man widerspricht nicht, weil man sonst dem Formalismus, der leeren Speculation, oder dem Materialismus selbst huldigen müßte; und man stimmt nicht bei, weil man nun einmal an die alten, so tief eingewurzelten und so lange gehegten Schulansichten gewöhnt ist. (Vergl. „Die literarische Stellung des Protestanten zu dem Katholiken, in Absicht auf einen Gemeinzweck in Deutschland" — im deutschen Vaterlande! — S. 216 u. 217, schon v. J. 1831.)

4. Noch bemerke ich, daß Hr. B. in sein „Buch der Bezüge" die Invective gegen meine Schrift „Schelling in München: eine literarische und akademische Merkwürdigkeit" aus dem Phönix aufgenommen hat. Da nun dieses „Buch" mit jener Schrift („Stellungen und Verhältnisse") in dem nämlichen Jahre und in der nämlichen Messe herausgekommen; so erscheinet da ein ganz besonderes Contrast, wenn mit seinem Angriffe Das, was er dagegen selbst in die andern (ersten oder zweiten!) S. 224 sagt, verglichen wird: ist da nicht eine historisch-psychologische Merkwürdigkeit und ein literarisches Räthsel, dergleichen vielleicht nie vorgekommen? — Übrigens könnte der Verf. über dieselbe Schrift („Schelling in München" ꝛc.) aus den Briefen Solcher, deren Name in ganz Deutschland einen guten Klang hat, sehr freundliche aufführen, Urtheile, welche, betreffend die Darstellung sowol als den Inhalt, gegen die Aussprüche des Dr. B. nächtig abstechen. — In den „N. Jchrb. d. Gesch. u. Politik" von Fr. Bülau ist soeben (April 1841) der erste Artikel eines Aufsatzes, den einer des Hrn. B. in dieser Zeitschrift für mich (aber wie!) veranlaßte, erschienen.

Landshut, den 2. April 1841.

Dr. J. Salat.

Durch alle Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes ist zu haben:

Conversations-Lexikon der Land- und Hauswirthschaft

nebst den mit selben in Verbindung stehenden Gewerben und Hülfswissenschaften. Bearbeitet von einem Vereine von Landwirthen und Gelehrten, herausgegeben von

F. Kirchhof.

1stes bis 40stes Heft oder I.—VII. Band. Preis eines Heftes von 8 Bogen ⅓ Thlr. Preis eines Bandes von 48 Bogen 2 Thlr.

Dieses gehaltreiche Werk ist nun bis zum Buchstaben [illegible] gediehen, und die geehrten Abnehmer dürften seiner Vollendung im Laufe dieses Jahres entgegen sehen.

Giessen, im April 1841.

Die Heyer'sche Buchhandlung.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Über den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben.

Ein Vorschlag

von **Dr. Hermann Brockhaus.**

Gr. 8. Geh. ⅔ Thlr.

Leipzig, im April 1841.

F. A. Brockhaus.

Soeben ist in unserm Verlage mit Eigenthumsrecht erschienen:

Die Favoritin. — La Favorite.

Oper in 4 Acten von *Scribe*, deutsch von *Spazier*.
Musik von

G. Donizetti.

Clavierauszug mit deutschem und französischem Text 6¼ Thlr.

Ouverture und alle Gesangsnummern einzeln à 7½—à 25 Sgr.

Partitur mit französischem und untergelegtem deutschen Text und Orchesterstimmen. Die Arrangements für Piano und zu 4 Händen, für Quartett etc. sind unter der Presse.

Compositionen für Piano über Lieblingsthemas aus der Favoritin:

Beyer, Franz., Quatre airs de ballet. Op. 120. 4 Livr. à 17½ Sgr.

Kalkbrenner, Rondoletto brillant. Op. 150. ¾ Thlr.

Schubert, Mosaïque, Potpourri des airs favorits. 3 Livr. à ¾ Thlr.

Wallard, Contredanses tirées de la Favorite. ⅓ Thlr.

Berlin.

Unter der Presse:

Der Guitarrenspieler. — Le Guitarrero.

Oper in 3 Acten von *Scribe*, deutsch von *Grünbaum*.
Musik von

F. Halévy.

Vollständige Partitur mit französischem und untergelegtem deutschen Text, Orchesterstimmen.

Arrangement für Piano und zu 4 Händen, im Quartett, für Flöte, für Violine etc.

Compositionen über Lieblingsthemas von *Döhler, Hünten, Kalkbrenner*, etc.

Die Ouverture für Piano arr. ist bereits erschienen à 20 Sgr.

Reissiger, C. G., Chorgesänge und Quartette für frohe Liedertäfler. Op. 157. Heft II.

Das erste Heft: *Blücher am Rhein*, ist bereits im Arrangement für eine Basesstimme, die für eine Tenorstimme, à 10 Sgr. erschienen.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Grundriß der Aufsatzlehre.

Ein
theoretisch-praktisches
Handbuch
zum
öffentlichen und zum Privatunterricht
von
Joh. Mich. Kurrer,
Professor am k. k. polytechnischen Institute in Wien.
Zweite, verbesserte Auflage.
Gr. 8. Wien 1841. Preis 1½ Thlr.

Der Herr Verfasser hatte bei Ausarbeitung dieses Grundrisses nicht blos die Lehranstalt, der er seine Thätigkeit widmet, vor Augen, sondern wollte darauf allen, durch gründliche Bestimmungen der Muttersprache und praktische Übung in den verschiedenen Aufsatzgattungen noch höhere Bildung Strebenden nützlich sein.

Das Ganze zerfällt in einen theoretischen und praktischen Theil. Der erstere enthält die nöthigen allgemeinen Vorkenntnisse aus der Seelen- und Denklehre, und die Anfangsgründe der Stylistik; der praktische Theil verbreitet sich über die verschiedenen Gattungen der Aufsätze und der dazu geeigneten Darstellungsarten, der prosaischen sowol als der poetischen. Ein reichhaltiger Anhang bespricht die Mittel, sich in Aufsätzen zur vervollkommnen. Auch bietet in den Anmerkungen eine sehr zweckmäßig zusammengestellte deutsche Chrestomathie und Beispielsammlung; in den Übungen trefflichen Stoff zur Bearbeitung und Anwendung der verschiedenen Paragraphe des Buches dar.

So liefert dieses Werk Alles, was zu einem gründlichen und erschöpfenden Unterricht in schriftlichen Aufsätzen erforderlich ist, in wohlgeordnetem Zusammenhange und lichtvoller, gediegener Darstellung.

En vente chez **Brockhaus & Avenarius à Leipzig:**

REVUE
de la littérature française.
Journal des gens du monde.

Ce journal paraît tous les quinze jours, à partir du 15 Janvier 1841 par cahiers d'au moins 2 à 3 feuilles d'impression grand in-8. et formera un gros volume par année.

Prix de l'abonnement pour l'année 5⅓ Thlr.

On s'abonne chez tous les libraires et à tous les bureaux de poste.

Sommaire du No. 5. Un hiver au midi de l'Europe, par **George Sand.** — La sous-maîtresse, par **F. de Jonciéres.** — Un bal en Égypte, par **Auguste Colin.** — Le quai aux fleurs, par **H. Henry Berthoud.** — *Revue littéraire:* Esquisse d'une philosophie par *F. Lamennais.* — *Mœurs:* L'homme de lettres incompris, par **Paul Dénoubes de Lasseux.** Le député qui s'inscrit pour parler. — *Tribunaux:* Ce qu'Harpagon n'avait pas trouvé! — *Mélanges.*

Sommaire du No. 6. Frédérika, par **Hippolyte Lucas.** — La Force, par un ancien détenu. — *Mœurs:* Physiologie des bals, par Vicomte **Charles de Launay.** — *Revue littéraire:* Histoire politique de 1830—40, par *Sarre.* Histoire de l'esprit public en France depuis 1789, par *Alexis Dumesnil.* — *Tribunaux:* L'adjoint au maire-limonadier. Le danger de se déchausser. — *Mélanges.*

Bei Gebrüder Gräffe in Stuttgart ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Eugen Neuland
oder
So wird man Minister.
Roman
von **Julius Chawnitz.**

2 Bände. Geh. Preis 2 Thlr. 20 Ngr. (2 Thlr. 16 Gr.)

Das frühere in demselben Verlage erschienene Werk des Verfassers **Marie Capelle** hat sich von Kritik und Publicum die lebhafteste Anerkennung erworben. Wir wollen uns unter den vielen darüber erschienenen Recensionen nur auf zwei beziehen. **Gutzkow** gesteht dem Verfasser unter Anderm viele Phantasie zu und **Lewald** sagt: Chawnitz habe ein bedeutendes Talent zur Auffassung moderner Zustände, worin er in Marie Capelle einen glänzenden Beweis geliefert. Wir können mit Grund hoffen, daß der gegenwärtige Roman des jungen geistreichen Autors diese Anerkennung in noch größerm Maße verdienen werde.

Bei **C. G. Lüder** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Spener, Dr. Ph. J., Pia desideria oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche, nebst einigen dahin abzweckenden christlichen Vorschlägen. Gr. 8. 14 Bogen. 2/3 Thlr. = 1 Fl. 12 Kr.

Da die Schriften des würdigen Spener fast alle bis auf die vorstehend angezeigte in den letzten Jahren neu gedruckt worden, und in derselben viel Treffliches namentlich über das Christenthum gegenüber der weltlichen Verhältnisse, über viele Gebrechen der kirchlichen Verhältnisse, sowie der Stände, die zunächst wieder auf dieselben einwirken, gesagt wird — überhaupt das Werk einen interessanten Stoff zur Anwendung und zur Vergleichung des jetzigen Standes der kirchlichen Angelegenheiten zu der frühern Spener'schen Zeit liefert —, so dürfte dieser erneuerte Abdruck Vielen eine willkommene Erscheinung sein.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1841
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig, von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Beschluß aus No. X.)

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint ferner:

49. Lehrbuch der gesammten Handelswissenschaften. In Verbindung mit **Christian** und **Friedrich Noback** bearbeitet und herausgegeben von **C. A. Noback**. Erste Abtheilung: Lehrbuch der Waarenkunde, bearbeitet von **C. A. Noback**. Zwei Theile. Gr. 8.

50. **Loebell** (Joh. Wilh.), Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen. Erster Band und folgende. Gr. 8.
Der erste Band dieses wichtigen und interessanten Werks wird hoffentlich noch in diesem Jahre erscheinen können.

51. *Martens (Charles de)*, Biographie des diplomates les plus célèbres des trois derniers siècles, d'après l'ordre alphabétique des nations auxquelles ils appartiennent. Gr. 8. Geh.

52. — — Nouvelles causes célèbres du droit des gens. Deux volumes. Gr. 8. Geh.
Eine Fortsetzung der im J. 1827 von **Emil Victor von Martens** veranstalteten Sammlung der Causes célèbres du droit des gens" (2 Bände, 4½ Thlr.), welche sich aber durch auf Rechtsfälle der neuern Zeit beschränkt wird.
Bisher erschien von dem Herausgeber in meinem Verlage:
Guide diplomatique. Zwei Bände. Gr. 8. 1832. 4½ Thlr.

*53. **Moses Mendelssohn's** sämmtliche Werke. Erste vollständige Originalausgabe. Fünf bis sechs Bändchen. Gr. 12. Geh.
In dieser Ausgabe, die unter den Auspicien der Familie Mendelssohn's erscheint, sollen außer den größern Schriften Mendelssohn's auch die einzelnen zum Theil anonym in verschiedenen Zeitschriften mitgetheilten Aufsätze, sowie mehre noch ungedruckte Manuscripte des Verewigten gegeben werden. Ferner wird dieselbe eine philosophische Einleitung und eine Lebensbeschreibung Mendelssohn's enthalten.
Durch einen ausführlichen Prospectus wird nächstens zur Subscription aufgefordert werden.

*54. *Most (Georg Friedr.)*, Über alte und neue medicinische Lehrsysteme im Allgemeinen und über Dr. **F. L. Schönlein's** neuestes natürliches System der Medicin insbesondere. Ein historisch-kritischer Versuch. Gr. 8. Geh. 1⅙ Thlr.

Von demselben Verfasser erschien bereits in meinem Verlage:
Encyklopädie der gesammten medicinischen und chirurgischen Praxis mit Einschluss der Geburtshülfe, der Augenheilkunde und der Operativchirurgie. Im Vereine mit mehreren praktischen Ärzten und Wundärzten herausgegeben. Zweite, ganz umgearbeitete und vermehrte Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1836—37. 10 Thlr.
— — Supplement hierzu. Enthaltend die Verbesserungen und Zusätze der zweiten Auflage. Gr. 8. 1837. 2½ Thlr.

Ausführliche Encyklopädie der gesammten Staatsarzneikunde. Im Vereine mit mehreren Doctoren der Rechtsgelahrtheit, der Philosophie, der Medicin und Chirurgie, mit praktischen Civil-, Militair- und Gerichtsärzten und Chemikern bearbeitet und herausgegeben. Für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Polizeibeamte, Militairärzte, gerichtliche Ärzte, Wundärzte, Apotheker und Wehrdirnärzte. Zwei Bände und ein Supplementband. Gr. 8. 1838—40. 13¾ Thlr.

Versuch einer kritischen Bearbeitung der Geschichte des Scharlachfiebers und seiner Epidemien von den ältesten bis auf unsere Zeiten. Zwei Bände. Gr. 8. 1830. 5 Thlr.

Über Liebe und Ehe in sittlicher, naturgeschichtlicher und diätetischer Hinsicht, nebst einer Anleitung zur richtigen physischen und moralischen Erziehung des Kindes. Dritte, völlig umgearbeitete, stark vermehrte Auflage. 8. 1837. 1½ Thlr.

55. **Noback** (Christian), Vollständiges Handbuch der Münz-, Bank- und Wechselverhältnisse aller Länder und Handelsplätze der Erde. Zweite umgearbeitete, vermehrte und verbesserte Auflage. Drei Theile. Gr. 8.

*56. **Oskar** (Kronprinz von Schweden und Norwegen), über Strafe und Strafanstalten. Aus dem Schwedischen übersetzt von **A. von Treskow**. Mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. **Nik. Heinr. Julius**. Nebst drei lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh.

*57. Predigtsammlung aus den Werken der vorzüglichsten Kanzelredner zum Vorlesen in Landkirchen. In drei Bänden. Gr. 8.
Der erste Band, unter dem Titel: „Evangelienpredigten auf alle Sonn- und Festtage des Jahres zum Vorlesen in Landkirchen und auch zur häuslichen Erbauung", ist bereits unter der Presse. Der zweite Band wird Epistelpredigten, der dritte Predigten über freie Texte enthalten.

58. **Prescott** (William Hickling), Geschichte Ferdinand's und Isabellens von Spanien. Aus dem Englischen übersetzt. Drei Bände. Gr. 8.

*59. **Schleier** (Ludolf), Praktisches Handwörterbuch des Handels und der ihm verwandten Geschäftszweige. Gr. 8. In Lieferungen.

*Schulze (Ernst), Vermischte Gedichte. Zweite Auflage. 12. Geh.

Von Ernst Schulze sind noch in meinem Verlage erschienen:
Sämmtliche poetische Werke. Neue Auflage. Vier Bände. 8. 1832. 6 Thlr., mit 16 Kupfern 8 Thlr., Ausgabe in gr. 8. mit Kupfern 13 Thlr.
Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in 20 Gesängen. Neue Auflage. Zwei Bände. 8. 1822. Ohne Kupfer 3 Thlr., mit 8 Kupfern 4 Thlr., Ausgabe in gr. 8. mit Kupfern 9 Thlr.
Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Sechste Auflage. 8. 1838. Ohne Kupfer 1 Thlr., mit 7 Kupfern 2 Thlr., Ausgabe auf Velinpapier in gr. 8. mit Kupfern 2½ Thlr.
Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1819. 1 Thlr.

*61. Scipio Cicala. Zweite ganz umgearbeitete Ausgabe. Vier Bände. 8. 6½ Thlr.

Von dem Verfasser des „Scipio Cicala" erschien früher bei mir:
Die Belagerung des Castells von Gozzo oder der letzte Assassine. Zwei Bände. 8. 1834. 4 Thlr.

*62. Siemens (Georg), Die Elemente des Staatsverbandes. Gr. 8. Geh. 1⅙ Thlr.

*63. Snell (Karl), Lehrbuch der Geometrie. Mit lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh.

*64. Die symbolischen Bücher der reformirten Kirche, übersetzt und mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von E. G. A. Böckel.

Diese Sammlung wird im Äußern ganz mit der in meinem Verlage erschienenen „Concordia. Die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche, mit Einleitungen herausgegeben von K. A. Koethe." (1830. 1½ Thlr.) übereinstimmen.

*65. Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maß- und Gewichts-Verhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von Christian Noback und Friedrich Noback. Gr. 12. Geh.

Der Druck dieses Taschenbuchs hat bereits begonnen und es wird die erste Lieferung nächstens erscheinen.

66. Urkunden und Actenstücke zur Geschichte der Reformationszeit, aus Archiven und Bibliotheken. Herausgegeben von Dr. K. Lanz. Erster Theil und folgende. Gr. 8.

Zunächst werden in dieser Sammlung „Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des schmalkaldischen Bundes und Krieges aus der deutschen Staatskanzlei zu Brüssel" gegeben werden.

*67. Wheaton (Henri), Histoire des progrès qu'a fait le droit des gens en Europe depuis la paix de Westphalie jusqu'au congrès de Vienne; avec un précis historique des progrès du droit des gens en Europe avant la paix de Westphalie. Gr. 8. Geh.

*68. Die Wiederkehr. Von dem Einsiedler bei St. Johannes Novelle. Drei Theile. 8. Geh.

*69. Wigand (Paul), Die Corveyschen Geschichtsquellen; ein Nachtrag zur kritischen Prüfung des Chronicon corbeiense, insbesondere zu der Schrift von Dr. Grimm, und zu der von der Societät der Wissenschaften zu Göttingen gekrönten Preisschrift von G. Hirsch und G. Waitz. Gr. 8. Geh.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

Verzeichniss

einer Auswahl von Romanen, Erzählungen, Schauspielen, Gedichten, Briefen, Biographien, Denkwürdigkeiten, Reisen, historischen und andern werthvollen Schriften aus dem Verlage von *F. A. Brockhaus* in Leipzig, welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen, und zu bedeutend ermässigten Preisen unter vortheilhaften Bedingungen erlassen werden. (2 Bogen.)

Die Bedingungen sind aus dem Verzeichnisse selbst zu ersehen.

Dieses Verzeichniss, welches auch die neuern und vorzüglichsten Werke enthält, kann allen Freunden der Literatur, besonders aber den Besitzern grösserer Privatsammlungen sowie Leihbibliotheken mit Recht empfohlen werden.

Mein sorgfältig gearbeiteter und mit einem Autorenregister versehener

Verlagskatalog,

welcher durch einen fünften Nachtrag bis Ende 1840 vervollständigt wurde, ist von jeder Buchhandlung auf Verlangen zu erhalten.

Im Verlage von Brockhaus & Avenarius in Leipzig (à *Paris:* même maison, Rue Richelieu No. 60) werden im Laufe des Jahres 1841 folgende Werke erscheinen:

*1. *Bigel (Dr.)*, Manuel d'hydrosudopathie; ou Traitement des maladies par l'eau froide, la sueur, l'exercice et le régime, suivant la méthode employée par V. Priessnitz à Graefenberg, suivi d'un mémoire physiologique sur la chaleur animale par *Pelletan*. In-18. Geh. 1⅓ Thlr.

*2. Écho de la littérature française. Journal des gens du monde. Première année. 1841. 24 Hefte (von 2—3 Bogen). Gr. 8. Preis des Jahrgangs 5⅓ Thlr.

Erscheint am 15. und 30. jeden Monats und gibt eine Auswahl des Besten und Interessantesten aus der gesammten französischen Journalistik.

Ein besonderer Prospectus ist in allen Buchhandlungen zu erhalten.

*3. *Eschenburg (Joachim)*, Manuel de littérature ancienne; ou Court aperçu des écrivains classiques, de la mythologie et des antiquités des Grecs et Romains à l'usage des écoles, collèges et gymnases. Ouvrage traduit de l'allemand par *Henri Jouffroy*. Gr. 8. Geh.

*4. Giraudeau de St.-Gervais, Die syphilitischen Krankheiten und ihre Heilung ohne Anwendung von Mercur. Nach der zweiten Ausgabe des Originals vom Verfasser veranstaltete Bearbeitung. Mit den fünf colorirten Kupfern des Originals. Zwei Bände. Gr. 8. Geh.

*5. *de Jacob*, Science des finances exposée théoriquement et pratiquement, et expliquée par des exemples tirés de l'histoire financière moderne des états de l'Europe. Ouvrage traduit de l'allemand par *Henri Jouffroy*. 2 vols. Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

*6. *Jouffroy (Henri)*, Catéchisme de droit naturel, à l'usage des étudiants en droit. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

*7. ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΣ. Philostrati epistolae ad fidem codicum manuscriptorum recensuit, scholia graeca adnotationesque suas addidit *J. Fr. Boissonade*. Gr. 8. Geh.

Der Commentar ist so eingerichtet, daß er gewissermaßen den Schlußstein aller philologischen Arbeiten von Boissonade bildet und sich somit an Philostrati Heroica (Paris 1806) anknüpft; das Werk kann deshalb auch als ein letztes Supplement zu allen Ausgaben des hochverdienten Philologen gelten.

*8. *Wertheim (L.)*, De l'eau froide appliquée au traitement des maladies; ou De l'hydrothérapeutique, suivie de remarques sur l'emploi des bains et des lotions dans l'enfance. Gr. 8. Geh. ⅔ Thlr.

Zu gefälliger Beachtung!

Ein bedeutendes Lager von Werken der ausländischen Literatur, namentlich der französischen und englischen, sowie die vielseitigsten Verbindungen mit dem Auslande setzen uns in den Stand, alle uns ertheilten Aufträge zu den billigsten Preisen mit möglichster Schnelligkeit auszuführen; wir empfehlen uns daher allen Denen, die Bedarf davon haben, und sind stets mit Vergnügen bereit, nähere Auskunft über unsere Bedingungen u. s. w. zu ertheilen.

Eine regelmässige Übersicht der wichtigsten Erscheinungen der französischen Literatur gewährt unser

Bulletin bibliographique de la littérature étrangère,

welches mit 1841 seinen fünften Jahrgang beginnt, monatlich erscheint und durch jede gute Buchhandlung *gratis* von uns zu erhalten ist.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XIII.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

№ I.

Neuigkeiten und Fortsetzungen,

versendet von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

1841. Januar, Februar und März.

1. **Allgemeine Bibliographie für Deutschland.** Eine Übersicht der Literatur Deutschlands, nebst Angabe künftig erscheinender Werke und andern auf den literarischen Verkehr bezüglichen Mittheilungen und Notizen. Mit Register. Sechster Jahrgang. 1841. 52 Nummern. Gr. 8. 2 Thlr.

Wird Freitags ausgegeben.

Jahrgang 1836 kostet 1⅔ Thlr., Jahrgang 1837—40 jeder 3 Thlr.

2. **Repertorium der gesammten deutschen Literatur.** (Achter Jahrgang, für das Jahr 1841.) Herausgegeben im Verein mit mehreren Gelehrten von **Ernst Gottlieb Gersdorf.** (Beigegeben wird: Allgemeine Bibliographie für Deutschland.) Siebenundzwanzigster Band. Gr. 8. Jeder Band etwa 50 Bogen in 14tägigen Heften 3 Thlr.

Das Repertorium erscheint monatlich zweimal in Heften, deren Umfang sich nach den vorhandenen Materialien richtet.

Der Allgemeinen Bibliographie für Deutschland und dem Repertorium der deutschen Literatur wird ein beiden Zeitschriften gemeinschaftliches

Bibliographisches Anzeiger

beigegeben, der für literarische Anzeigen aller Art bestimmt ist. Die Insertionsgebühren betragen 3 Ngr. für die Petitzeile oder deren Raum. Besondere Beilagen, als Prospecte, Anzeigen u. dgl., werden mit der Bibliographie wie mit dem Repertorium ausgegeben und dafür die Gebühren mit 1½ Thlr. bei jeder dieser Zeitschriften berechnet.

3. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Jahrgang 1841. 365 Nummern. Nebst Beilagen. Gr. 4. 12 Thlr.

Wird Dienstags und Freitags ausgegeben, kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

4. **Isis,** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von Oken. Jahrgang 1841. 12 Hefte. Mit Kupfern. Gr. 4. 8 Thlr.

Zu den unter Nr. 3 und 4 genannten Zeitschriften erscheint ein

Literarischer Anzeiger,

für literarische Ankündigungen aller Art bestimmt. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden 2½ Ngr. berechnet.

Gegen Vergütung von 3 Thlrn. werden Anzeigen und dergl. den Blättern für literarische Unterhaltung, und gegen Vergütung von 1½ Thlr. der Isis beigelegt oder beigeheftet.

5. **Das Pfennig-Magazin** für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse. Neunter Jahrgang. 1841. 52 Nummern. (Nr. 405—456.) Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4 2 Thlr.

Der erste bis fünfte Jahrgang, Nr. 1—208, kosten jetzt zusammengenommen statt 9⅓ Thlr. im herabgesetzten Preise nur 5 Thlr., einzelne Jahrgänge aber 1⅙ Thlr. Der sechste bis achte Jahrgang (1838—40) kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften mit vielen Abbildungen:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. Jetzt 2½ Thlr. Einzelne Jahrgänge ⅔ Thlr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. Jetzt 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt ⅔ Thlr.

Unterhaltungen eines Vaters mit seinen Kindern. Zwei Bändchen. Früher 1 Thlr. Jetzt ⅓ Thlr.

In das dem Pfennig-Magazin beigefügte

Intelligenzblatt

werden Ankündigungen aller Art aufgenommen. Für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum werden 5 Ngr. berechnet. Anzeigen und dergl. gegen Vergütung von ⅝ Thlr. für das Tausend beigelegt.

6. **Leipziger Allgemeine Zeitung.** Jahrgang 1841. 365 Nummern nebst vielen Beilagen. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Abends für den folgenden Tag ausgegeben. Anzeigen aller Art finden in der Leipziger Allgemeinen Zeitung eine weite Verbreitung. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer gespaltenen Zeile 2 Ngr.

Beim Schluß des Jahres erscheint ein vollständiges Register zu dem Preise von ⅓ Thlr.

7. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Dritten Bandes erstes und zweites Heft. Gr. 8. Geh. 1⅔ Thlr.

Der erste und zweite Band (1837—40) kosten jeder 2⅔ Thlr.

8. **Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk.** Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden. Mit bildlichen Darstellungen und Landkarten. Vierter Band: S—Z. Achte Lieferung. Gr. 4. Geh. ¼ Thlr.

Erster Band in 12 Lieferungen: A—E. Mit 820 Abbild. und 17 Landkarten. 1837. 3 Thlr.

Zweiter Band in 14 Lieferungen: F—L. Mit 868 Abbild. und 11 Landkarten. 1838. 3½ Thlr.

Dritter Band in 14 Lieferungen: M—R. Mit 284 Abbild. und 10 Landkarten. 1838—40. 3½ Thlr.

Es sind auch sauber cartonnirte Exemplare zu haben, wofür der Einband besonders mit ½ Thlr. für den Band berechnet wird.

Auf dem Umschlage des Bilder-Conversations-Lexikon werden Anzeigen ꝛc. gegen Berechnung von 5 Ngr. Insertionsgebühren für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum abgedruckt, sowie gegen eine Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend denselben beigeheftet.

Die Beendigung dieses Werkes ist bestimmt in diesem Jahre zu erwarten.

9. **Brockhaus (Dr. Herm.), Über den Druck sanskritischer Werke mit lateinischen Buchstaben.** Ein Vorschlag. Gr. 8. Geh. ⅓ Thlr.

10. **Conversations-Lexikon der Gegenwart.** Zwei- und dreißigstes und dreiunddreißigstes Heft. (Streifzüge durch die Vereinigte Staaten.) Gr. 8. Preis eines Heftes von 10 Bogen auf Druckp. ⅓ Thlr., auf Schreibp. ½ Thlr., auf Velinp. ¾ Thlr.

Mit dem 8. Hefte (A—E) war der erste (1838), mit dem 16. Hefte (F—J) der zweite (1839), mit dem 28. Hefte (K—O) der dritte Band (1840), mit dem 32. Hefte (P—S) die erste Abtheilung des vierten Bandes (1840 Hefte für sich bestehend) in sich abgeschlossenen Werkes beendigt, das zugleich ein Supplement bildet zur achten Auflage des Conversations-Lexikon, sowie zu jeder frühern Auflage, allen Nachdruck und Nachbildungen.

Die achte Originalauflage des Conversations-Lexikon in zwölf Bänden, wovon ein neuer Abdruck erschienen, ist fortwährend zu den Subscriptionspreisen von 16 Thlr. aus

Druckp., 24 Thlr. auf Schreibp. und 26 Thlr. auf Velinp. zu erhalten. Auch ist sie durch jede Buchhandlung in einem

neuen Abonnement,

in das zu jeder Zeit eingetreten werden kann, in einzelnen Bänden zu den Preisen von 1⅛ Thlr. auf Druckp., 2 Thlr. auf Schreibp. und 3 Thlr. auf Velinp. zu beziehen.

Zu der achten Auflage erschien 1839 ein

Universalregister,

das auf 18 Bogen in dreispaltigen Columnen gegen 70,000 Personen und Gegenstände nachweist, über die kürzere oder ausführlichere Mittheilungen im Conversations-Lexikon sich finden. Es ist für jeden Besitzer der achten Auflage unentbehrlich und kostet auf Druckp. ⅞ Thlr., auf Schreibp. 1 Thlr., auf Velinp. 1½ Thlr.

11. **Gobée (Dr. Karl), Die sogenannte ägyptisch-contagiöse Augenentzündung**, mit besonderer Hinweisung auf ein neues Curverfahren. Gr. 8. Geh. ⅓ Thlr.

12. **Gerold (Georg Eduard), Die Rechte der Handwerker und ihrer Innungen.** Nach den im Königreiche Sachsen gültigen Gesetzen zusammengestellt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

13. **Jüdische Gedichte** in deutschen Nachbildungen von **Albert Hoefer.** Erste Lese. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.

14. ***Most (Dr. G. F.), Über alte und neue medicinische Lehrsysteme im Allgemeinen und über Dr. J. L. Schönlein's neuestes natürliches System der Medicin insbesondere.*** Ein historisch-kritischer Versuch. Gr. 8. Geh. 1⅙ Thlr.

15. **Raumer (Friedr. v.), Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit.** Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. In 6 Bänden oder 24 Lieferungen. Sechste bis achte Lieferung. Preis der Lieferung auf Velinp. ½ Thlr., des Bandes 2 Thlr.; auf extrafeinem Velinp. die Lieferung 1 Thlr., der Band 4 Thlr.

Jeden Monat erscheint eine Lieferung, alle vier Monate ein Band.

16. **Scipio Cicala.** Zweite ganz umgearbeitete Ausgabe. Vier Bände. 8. 6½ Thlr.

17. **Siemens (Georg), Die Elemente des Staatsverbandes.** Gr. 8. Geh. 1⅙ Thlr.

18. ***Winkler (Ed.), Vollständiges Real-Lexikon der medicinisch-pharmaceutischen Naturgeschichte und Rohwaarenkunde*** etc. In zwei Bänden. Neuntes Heft. (Schleichera trijuga — Thea chinensis.) Gr. 8. Subscriptionspreis eines Heftes von 12 Bogen ⅚ Thlr.

Mit dem fünften Hefte schloß der die Buchstaben A—L enthaltende erste Band; das Ganze wird 10 Hefte füllen.

Durch alle Buchhandlungen ist *gratis* zu erhalten:

Verzeichniss

einer Auswahl von Romanen, Erzählungen, Schauspielen, Gedichten, Briefen, Biographien, Denkwürdigkeiten, Reisen, historischen und andern werthvollen Schriften aus dem Verlage von *F. A. Brockhaus* in Leipzig, welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen und zu bedeutend ermässigten Preisen unter vortheilhaften Bedingungen erlassen werden.

☞ *Die Bedingungen sind aus dem Verzeichniss selbst zu ersehen.* ☜

Dieses Verzeichniss, welches auch die neuern und vorzüglichsten Werke enthält, kann allen Freunden der Literatur, besonders aber den Besitzern grösserer Privatsammlungen, sowie Leihbibliotheken mit Recht empfohlen werden.

☞ Mein sorgfältig gearbeiteter und mit einem Autorenregister versehener

Verlagskatalog,

welcher durch einen fünften Nachtrag bis zu Ende 1840 vervollständigt wurde, ist von jeder Buchhandlung auf Verlangen zu erhalten.

Im Verlag der Unterzeichneten wird vom Juli d. J. an in dreimonatlichen Zwischenräumen erscheinen:

Polytechnische Mittheilungen

unter Mitwirkung von Professoren der polytechnischen Schule in Karlsruhe

herausgegeben durch

Dr. W. T. Volz,

großherzogl. badischem Hofrath, Professor des Maschinenbaues und der Mathematik an genannter Anstalt ꝛc.

Den Professoren der polytechnischen Schule zu Karlsruhe ein Organ zu gründen, dessen sich auch gerne unsere Collegen in ganz Deutschland, unsere ehemaligen Schüler und alle gebildeten Techniker bedienen möchten, hiermit aber kräftig zu der Förderung des eigentlichsten Verständnisses höherer Polytechnik und zu der Erringung der Stellung, welche sie zum Wohle der Menschheit einnehmen muß, beizutragen, das ist der Zweck unsers Unternehmens.

Möge unser ernster Wille ernsten Anklang finden, damit uns nachhaltige Hülfe aus allen Theilen des *großen Vaterlandes* erfreue.

Die polytechnischen Mittheilungen erscheinen in zwanglosen Heften in 4. und mit sorgfältigst ausgearbeiteten Lithographien in Querfolio. Es werden in der Regel jährlich 4 Hefte ausgegeben, sodaß dieselben hierdurch in die Classe der Vierteljahrsschriften treten; je 4 Hefte bilden einen Band.

Ihr Inhalt besteht durchaus in Originalabhandlungen, welche sich über alle, die Technik und das industrielle Leben betreffende Gegenstände erstrecken können; Schule und Literatur, Statistik und Gesetzgebung sind ihnen zugewiesen. Die Verfasser nennen sich öffentlich.

Gefällige Beiträge wollen portofrei an die Redaction der Polytechnischen Mittheilungen in Karlsruhe eingeschickt werden, dieselben werden nach ihrer Publication durch die *Verlagshandlung* angemessen honorirt.

Die Redaction.

* * *

Der Preis eines jeden Heftes wird 1 Fl. 30 Kr. oder 26¼ Ngr. (21 Gr.) nicht viel übersteigen.

Stuttgart und Tübingen, im April 1841.

J. G. Cotta'sche *Buchhandlung.*

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Zur Diätetik der Seele.

Von

Ernst Freih. v. Feuchtersleben,

Doctor der Medicin, Mitglied der Facultät und der k. k. Gesellschaft der Ärzte zu Wien.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage.

Wien 1841.

12. In Umschlag cartonnirt. Preis ⅔ Thlr.

Wir freuen uns, dies Buch, welches keiner weitern Empfehlung mehr bedarf, indem es gleich bei seinem ersten Erscheinen die lebhafteste und allgemeinste Theilnahme fand, welches so vielen Leidenden Rath und Trost brachte und bringen wird, — dem Publicum in einer vermehrten und verbesserten Auflage bieten zu können. Der Herr Verfasser war bemüht, den Inhalt reicher, manchen dunkeln Punkt verständlicher und so das Ganze gemeinnütziger zu machen.

Das Büchlein dürfte sich auch besonders zu einem Weihgeschenke der Freundschaft und Erinnerung eignen.

Lloyd's Werke zur Erlernung der englischen Sprache.

Lloyd, H. E., Theoretisch-praktische englische Sprachlehre für Deutsche. Mit faßlichen Übungen nach den Regeln der Sprache versehen. Sechste verbesserte Auflage. 8. 1841. 11/12 Thlr.

— —, Englisch-deutsche Gespräche; ein Erleichterungsmittel für Anfänger. Nach **K. Perrin** bearbeitet. Nebst einer Sammlung besonderer Redensarten. Achte Auflage. 8. 1838. 2/3 Thlr.

— — und **G. H. Noehden**, Neues englisch-deutsches und deutsch-englisches Handwörterbuch. Zweite Auflage. 2 Theile. Gr. 8. 1836. Cart. 2 2/3 Thlr.

Auch unter dem Titel:

A new Dictionary of the English and German languages. In two parts. By **H. E. Lloyd** and **G. H. Noehden.**

— —, Übersetzungsbuch aus dem Deutschen ins Englische. 8. 1832. 1/2 Thlr.

— —, Englisches Lesebuch. Eine Auswahl aus den besten neuern englischen Schriftstellern.

Auch unter dem Titel:

Gems of the english literature. 8. 1832. 5/6 Thlr.

Hamburg, Verlag von **A. Campe.**

Zu beziehen durch

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben ist erschienen:

Kurzgefasstes exegetisches Handbuch

zum Neuen Testament.

Von

Dr. *W. M. L. de Wette.*

II. Bandes 2. Theil.

Erklärung der Korintherbriefe.

Gr. 8. Preis 1 1/8 Thlr.

Die nächste Lieferung wird die Briefe an die Galater und Thessalonicher enthalten.

Von des 1. Bd. 4. Lief., Apostelgeschichte, wird demnächst die zweite Auflage, und von des II. Bd. 1. Lief., Römerbrief, die dritte Auflage erscheinen und das Werk dann wieder vollständig zu haben sein.

Leipzig.

***Weidmann*'sche Buchhandlung.**

Bei **Joh. Ambr. Barth** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das

gemeine deutsche

Criminalrecht,

als Grundlage der neueren deutschen Strafgesetzgebungen.

Von

Dr. Theodor Marezoll.

Gr. 8. 34 Bogen. 2 Thlr. 6 Ggr. (7 1/2 Ngr.)

Dieses Lehrbuch, bestimmt die Verbindung der Theorie des gemeinen deutschen Strafrechtes mit der particularen irgend eines deutschen Staates bei den akademischen Vorträgen zu erleichtern, soll dadurch theils für die Darstellung des particularen Strafrechtes mehr Zeit und Raum schaffen, theils zu den so interessanten Vergleichungen des gemeinen Rechtes mit den aus demselben hervorgegangenen neuern Legislationen Gelegenheit bieten, und darf daher mit voller Überzeugung um so dringender empfohlen werden, als außer ihm kein anderes der vorhandenen diesen Ansprüchen Genüge leistet. Der billige Preis wird seiner allgemeinen Einführung nur förderlich sein.

Zugleich wird wiederholend auf

desselben Verfassers Lehrbuch der Institutionen des römischen Rechtes. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Sgr. (22 1/2 Ngr.)

aufmerksam gemacht.

In **Karl Gerold's** Buchhandlung in Wien ist soeben erschienen und daselbst, sowie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die Epistel

des

Quintus Horatius Flaccus

über

die Dichtkunst.

Für

Dichter und Dichterlinge

gedolmetscht

von

M. Enk.

8. Wien 1841. In Umschlag broschirt. Preis 5/12 Thlr.

Bei **C. Anton** in Halle ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Eisenn, J. F. G., Geschichte des Lützow'schen Freicorps. 8. Geh. Preis 1 Thlr.

Keineswegs eine Copie der 1827 in Berlin erschienenen Geschichte des Lützow'schen Freicorps! — Der Herr Verfasser wählte sich einen durchaus andern Standpunkt, von welchem aus er das Corps in seiner ganzen auffälligen Eigenthümlichkeit zeichnete, und zeigt uns wahr, Licht- und Schattenseite vor dem Blick des Lesers offen enthüllte, nicht ohne Hinzufügung charakteristischer und pikanter Anekdoten.

Bei uns ist erschienen:

Lotze, Dr. Herm., Metaphysik. Gr. 8. 1 3/4 Thlr.

Steinacker, G. F., Animadversiones et emendat. in Ciceronis de republ. libros. (Gratulationsschrift für G. Hermann.) Gr. 4. Brosch. 1/2 Thlr.

Leipzig.

***Weidmann*'sche Buchhandlung.**

Soeben erschien bei uns und ist durch alle Buchhandlungen von uns zu beziehen:

***Bavoux (Evariste)*, Alger.**

Voyage politique et descriptif dans le Nord de l'Afrique. 2 vols. In-8. 5 Thlr.

Leipzig, im April 1841.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur.

(*A Paris, même maison, Rue Richelieu, No.* 60.)

Steudel Nomenclator botanicus.
Editio secunda.
Neunte und zehnte Lieferung.

Im Verlag der Unterzeichneten sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nomenclator botanicus

seu:

Synonymia plantarum universalis,

enumerans

ordine alphabetico nomina atque synonyma,

tum generica tum specifica, et a Linnaeo et a recentioribus de re botanica scriptoribus plantis phanerogamis imposita.

Autore E. Steudel, Med. Dr.

Editio secunda ex novo elaborata et aucta.

Neunte und zehnte Lieferung: Myrsine—Ranunculus. Subscriptionspreis für jede Lieferung 1 Fl., oder ⅔ Thlr. Das Ganze wird in 12 Lieferungen je zu ungefähr 8 Bogen erscheinen und zum Subscriptionspreis von 12 Fl., oder 8 Thlr., bis zur Vollendung des Drucks zu haben sein. Sollte das Werk, wie zu erwarten ist, mehr als 12 Lieferungen umfassen, so wird der Preis dadurch für die Subscribenten nicht erhöht, sondern die nachfolgenden Bogen denselben gratis nachgeliefert.

Der Druck dieses Werkes wird möglichst beschleunigt, sodaß jeden Monat eine Lieferung die Presse verlassen und das vollständige Werk in kürzester Frist fertig werden kann. Nach vollendetem Druck tritt ein erhöhter Ladenpreis ein.

Stuttgart und Tübingen, im April 1841.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Soeben ist bei **A. H. T. Schreiner** in **Düsseldorf** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Junge Lieder

von

Wolfgang Müller.

8. 8 Bogen. Velinpapier. In elegantem Umschlag cartonnirt. Preis ⅚ Thlr.

Bei **Joh. Ambr. Barth** in **Leipzig** ist erschienen:

Sammlung

von

Rechtsfällen und Entscheidungen

derselben.

Herausgegeben

und

mit wissenschaftlichen Excursen versehen

von

Dr. Paul Ludolf Kritz.

1ster bis 3ter Band. Gr. 8. 5 Thlr. 18 Sgr. (22½ Ngr.)

(1ster Band 2 Thlr. — 2ter Band 1 Thlr. 15 Sgr. (22½ Ngr.) — 3ter Band 2 Thlr.)

Der Verleger verweist ohne weitere besondere Empfehlung auf den, den gelesensten juristischen Zeitschriften beigefügten ausführlichen Prospectus dieser höchst interessanten, die schwierigsten Rechtsfragen (auch die der neuesten Zeit) geistreich lösenden Sammlung, die in keiner juristischen Bibliothek fehlen sollte und deren 4ter Band im Laufe dieses Jahres den zahlreichen Besitzern der ersten 3 Bände geliefert werden wird.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

REVUE

de la littérature française.

Journal des gens du monde.

Janvier — Mars.

Preis des Jahrgangs von 24 halbmonatlichen Heften (2—3 Bogen) 5⅓ Thlr.

Die günstige Aufnahme, welche den bereits erschienenen ersten sechs Nummern dieses Journals zu Theil geworden, veranlaßt uns, diese nun in ein Heft vereinigt als erstes Quartal auszugeben, um Denjenigen, die nähere Kenntniß von dem Inhalt nehmen und als Abonnenten neu eintreten wollen, die Gelegenheit dazu zu bieten. Freunde französischer Literatur werden, wenn sie den Inhalt übersehen, finden, daß die Redaction sich bestrebt hat, nur Gediegenes zu geben, wofür die Namen St.-Marc Girardin, A. Dumas, V. Hugo, G. Sand, E. Sue ꝛc. bürgen.

Leipzig, im April 1841.

Brockhaus & Avenarius,

Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XIX.

Dieser Literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und berechnen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Die Rechte der Handwerker
und ihrer Innungen.
Nach den im Königreiche Sachsen gültigen Gesetzen zusammengestellt
von
Georg Eduard Herold.
Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.
Gr. 8. Geh. 1 Thlr.
Leipzig, im Mai 1841.
F. A. Brockhaus.

Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden:

Gellert's
sämmtliche Schriften.
Neue rechtmäßige Taschenausgabe
in 6 Bänden.
Mit Gellert's Bildniß
in Stahlstich von Karl Barth.
Brosch. Preis 2⅙ Thlr.
Leipzig.
Weidmann'sche Buchhandlung.

Bei Braumüller & Seidel in Wien ist erschienen:
Das 3te Heft der
Oestreichischen militairischen Zeitschrift. 1841.
Inhalt dieses Heftes:
I. Aus der Geschichte des Feldzugs 1759 in Schlesien und Sachsen. Ereignisse bei den beiderseitigen Armeen nach der Schlacht bei Kunnersdorf. (Zeitraum vom 13. August bis 5. September.)
II. Der Feldzug 1675 in Deutschland. (Montecuccoli gegen Turenne.) Fortsetzung.
III. Militairische Geschichte des Rheines. — Zweiter Abschnitt. Das Mittelalter. Erstes Hauptstück. Zeitraum von 814—1039.
IV. Literatur.
V. Neueste Militairveränderungen.
Preis des Jahrgangs 1841 in 12 Heften 8 Thlr.
Die ältern Jahrgänge sind durch die obige Buchhandlung für folgende Preise zu erhalten:
Die dritte Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 in vier Bänden vereinigt 6⅔ Thlr.
Jeder einzelne Jahrgang von 1818—39 für 6⅔ Thlr.
Der Jahrgang 1840 für 8 Thlr.
Bei Abnahme einer ganzen Sammlung der ältern Jahrgänge werden die 3te Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 zusammen für 6⅔ Thlr., die übrigen Jahrgänge aber von 1818—39 jeder zu 5⅓ Thlr. berechnet.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Die chronischen Krankheiten,
ihre eigenthümliche Natur und homöopathische Heilung.
Von Dr. **Samuel Hahnemann.**
3ter Theil. Subscriptionspreis 2⅙ Thlr. 4ter Theil 2⅙ Thlr. 5ter Theil 2¹¹/₁₂ Thlr.
Antipsorische Arzneien.
Düsseldorf, bei J. E. Schaub.
Mit dem 5ten Bande ist dieses großartige Werk nun geschlossen.

In unserm Verlage ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

***Laycock, John*, New dialogues, english and german.** For the use of both nations. Preceded by a variety of initiatory lessons and a large collection of idiomatical phrases, well calculated to accelerate the progress of the respective learners. In two parts. I. Preliminary lessons and idiomatical Phrases. II. Dialogues in the modern style of conversation. Third edition, newly revised and corrected. Hamburgh, 1841. Preis 1 Thlr., oder 1 Fl. 48 Kr. Rhein.

Diese ausführliche Titelanzeige macht alle weitere Empfehlung überflüssig; die zweckmäßige innere Anordnung, sowie die Reichhaltigkeit des Buches haben ihm in kurzer Zeit eine solche Verbreitung verschafft, daß zwei sehr starke Auflagen vergriffen wurden, und wir diese **dritte Auflage** veranstalten mußten, die wir Lehrern wie Lernenden, namentlich aber Denen, welche sich durch **Selbstunterricht** forthelfen wollen, mit dem Wunsche übergeben, sie möchten sich derselben auch ferner mit dem besten Erfolge bedienen.
Hamburg, im April 1841.
F. H. Nestler & Melle.

In meinem Verlage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Indische Gedichte
in deutschen Nachbildungen von
Albert Hoefer.
Erste Lese.
Gr. 12. Geh. 1 Thlr.
Alle Freunde der Poesie werden auf diese interessante Sammlung aufmerksam gemacht. Eine zweite Lese folgt bald.
Leipzig, im Mai 1841.
F. A. Brockhaus.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Das 2te Heft der deutschen Vierteljahrs-Schrift für 1841.

April—Juni.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 12 Fl., oder 7⅛ Thlr.

Inhalt:

Frankreichs Nord- und Ostseite militairisch betrachtet. — Das südwestliche Deutschland als Kriegsschauplatz betrachtet. — Die westliche Grenzfrage. — Der Kunsthandel in Deutschland. — Eine deutsche Vereinsakademie der Wissenschaften. — Das evangelische Missionswesen, welthistorisch und in seinem Verhältniß zur deutschen Nationalität. — Zur Orientirung in den religiösen Kämpfen des gegenwärtigen Deutschlands. — Die Studentenverbindungen auf deutschen Universitäten. — Unmaßgebliche Ansichten und Vorschläge über den Betrieb und den Geschäftsgang der jährlichen Versammlung deutscher Landwirthe. — Das deutsche Postwesen und die Idee eines großen deutschen Postvereins. — Berücksichtigung der Individualität bei Unterricht und Erziehung. — Kurze Notizen.

Stuttgart und **Tübingen**, im April 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter für literarische Unterhaltung.

Preis des Jahrgangs 12 Thlr.

1841. April. Nr. 91—120.

Inhalt:

Nr. 91. Bulgarin über Rußland. (Nr. 91—94.) — Wie soll Dante übersetzt werden? Von Graul. — **Nr. 93.** Eine pariser Familiengeschichte. Von E. Hänle. — **Nr. 95.** Neapel und die Neapolitaner, oder Briefe aus Neapel in die Heimat von Karl August Mayer. Erster Band. — **Nr. 96.** Über Goethe's Wahlverwandtschaften und ihre neuesten Beurtheilungen. Von Ch. H. Weiße. Zweiter und letzter Artikel. (Nr. 96—98.) — Correspondenznachrichten aus dem Elsaße. — **Nr. 97.** Die Dioskuren. Novelle von E. O. Marbach. — Chaucer in modernem Gewande. — **Nr. 98.** England under the reigns of Edward VI. and Mary, by Patrick Fraser Tytler. — **Nr. 99.** Nikolaj Alekßewitsch Polewoj. Von J. P. Jordan. (Nr. 99—101.) — Gräfin Faustine von Ida Gräfin Hahn-Hahn. — **Nr. 100.** Der Proceß Lafarge, beleuchtet nach preußischem Strafrechte durch J. D. H. Temme und C. A. Noerner. — **Nr. 101.** Aileen A-Roon. Von W. Geyffarth. — **Beilage Nr. 2.** Die Cultusverfassung von Nassau, Hessen-Darmstadt und Rheinpreußen, gerechtfertigt gegen die Verleumdungen des Hofraths Thiersch in München. Von Friedrich Schmitthenner. — Russen und Mongolen. Bilder aus dem Wechselkampfe dieser Völker von Wilhelm Müller. Zweiter und dritter Band. — **Nr. 102.** Über die Literatur der jüngsten Säcularfeier der Buchdruckerkunst. Von A. E. Umbreit. Zweiter Artikel. (Nr. 102—105.) — Du Rhin et de la Syrie, par Lortet. — **Nr. 103.** Der Diamant. Ein Spiel der Phantasie. Von E. Terpen. — **Nr. 104.** Spanisch Paternoster. Deutsches Schmähgedicht aus dem 16. Jahrhundert. — **Nr. 105.** Augenblinde englische Dichter. — **Nr. 106.** Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 u. 1837 von G. H. v. Schubert. Dritter und letzter Band. Von F. A. Koethe. (Nr. 106—110.) — Romanenliteratur. — **Nr. 109.** Kritische Darstellung der Gaecialtheorie Fourier's von A. L. Thuroa. Herausgegeben durch Gustav Bacherer. — **Nr. 110.** Englische Quacksalberei. — **Nr. 111.** Gedichte von Nikolaus Becker. (Nr. 111, 112.) — Neugriechische Literatur. — **Nr. 113.** Babel. Herausgegeben von dem Literaten-Verein zu Paris. Deutsch von O. L. B. Wolff. Erster bis vierter Band. — **Nr. 113.** Cours de philosophie fait à Paris sous les auspices du gouvernement par H. Ahrens. Cours de droit naturel ou de philosophie du droit, fait d'après l'état actuel de cette science en Allemagne par H. Ahrens. (Nr. 113—115.) — Kleine theologische Schriften dogmatischen, homiletischen und geschichtlichen Inhalts. Von Joh. Fr. Röhr. Erste Sammlung. — **Nr. 114.** Neue englische Literatur. 1. Floreston, or the new lord of the manor. A tale of humanity. Comprising the history of a rural revolution from vice and misery to virtue and happiness. 2. Emily, or the Countess of Rosendale. By Mrs. Maberly. 3. The banker lord; a novel. 4. The dream, and other poems. By Mrs. Norton. (Nr. 114, 115.) — **Nr. 116.** Die neuesten Erscheinungen in der Literatur über Schiller. Zweiter Artikel. (Nr. 116—118.) — Die europäische Triarchie. — **Nr. 117.** Grumbach. Von Ludwig Bechstein. — Aus Italien. — **Nr. 118.** Prophetische Stimmen aus Rom, oder das Christliche im Tacitus und der typisch-prophetische Charakter seiner Werke in Beziehung auf Roms Verhältniß zu Deutschland. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte und zur tiefern Würdigung des römischen Geschichtschreibers von W. Böttticher. Erster Theil. — **Nr. 119.** Vermischte Schriften von Friedrich Theodor Schubert. Neue Folge. Erster bis dritter Theil. Von Dr. J. Rürnberger. Erster Artikel. (Nr. 119, 120.) — Romanenliteratur. — **Nr. 120.** Literarische Werkstätten. — **Notizen, Miscellen, Bibliographie, Literarische Anzeigen** ꝛc.

Leipzig, im Mai 1841.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der Schulze'schen Buchhandlung in Oldenburg ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen Deutschlands zu beziehen:

Deutsches eheliches Güterrecht

von Dr. C. L. Runde,

großherzogl. oldenburgischem Geheimrathe und Oberappellations-Gerichts-Präsidenten ꝛc.

Gr. 8. 2⅔ Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von **E. G. Gersdorf.** 1841. Siebenundzwanzigsten Bandes viertes und fünftes Heft. (Nr. IV, V.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang 1841. Monat April, oder Nr. 14—18, und Bibliographischer Anzeiger: Nr. 14—18. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Leipzig, im Mai 1841.

F. A. Brockhaus.

Bei F. H. Nestler & Melle in Hamburg ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

Kurzgefaßte gründliche **Anweisung zur Erlernung der Reitkunst** für Reitliebhaber und angehende Reiter, besonders zum **Selbstunterrichte** anwendbar, von Heinrich Wolff, königl. preuß. Stallmeister. Taschenformat. Elegant cartonnirt. Preis 15 Ngr. (12 Gr.), oder 54 Kr. Rhein.

Dieses Werkchen wird unter allen bisher erschienenen den angegebenen Zweck zunächst erreichen. Der Verfasser benutzte seine eigenen langjährigen Erfahrungen und die Ansichten der besten Meister, um dem Laien und dem angehenden Reiter eine Anweisung zu geben, wie er ohne fremde Anleitung in kurzer Zeit ein guter, praktischer Reiter werden kann.

Bei A. Wienbrack in Leipzig erschien soeben und wurde an alle Buchhandlungen versandt:

Phantasien nach Tiedge's Urania.

8. Brosch. ⅓ Thlr.

Diese gemüthlichen Phantasien, in welchen Gott, Tugend und Unsterblichkeit besungen werden, sind den Besitzern der Urania insbesondere zu empfehlen; Niemand möchte sie wol unbefriedigt und ohne Achtung und Theilnahme für den Verfasser, der viel erduldete, aus der Hand legen.

In Unterzeichnetem ist soeben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Geschichte des englischen Deismus

von

Gotthard Victor Lechler,

Dr. der Philosophie.

Gr. 8. Brosch. Preis 4 Fl. 12 Kr., oder 2½ Thlr.

Der Verfasser hat eine in der Geschichte des Christenthums und der europäischen Cultur Epoche machende Erscheinung aus den Quellen neu bearbeitet. Er ging von der Überzeugung aus, der englische Deismus des 17. und 18. Jahrhunderts biete, zumal in unserer Zeit, für Deutschland eine Parallele dar, sodaß eine möglichst umfassende, authentische und unparteiische Darstellung desselben in seiner Entstehung, Blüte und Auflösung von mannichfaltigem Interesse sein dürfte.

Stuttgart und Tübingen, im April 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

Anzeige für Freunde deutscher Classiker.

Soeben ist bei Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Chr. Gotth. Kästner's

gesammelte

Poetische und Prosaische

Schönwissenschaftliche Werke.

1ster Theil, Velinpap., brosch., mit dem Bildniß des Verfassers. Subscriptionspreis (ohne Vorausbezahlung) für alle 4 Theile, nebst der Biographie des Verfassers, 2 Thlr.

Im Herbst des laufenden Jahres werden alle 4 Theile in den Händen der Käufer sein.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1841. April. Nr. 418—421.

Nr. 418. Napoleon's Todtenfeier. Die englisch-chinesischen Händel. Marie Lafarge. Aufbau der Häuser vermittels Dampf. Kampf gegen die Heuschrecken. Seltsamer Proceß. Französisches Deutsch. — **Nr. 419.** Napoleon's Todtenfeier. (Fortsetzung.) Die versteinernde Quelle. Über den Königsstuhl von Rhense. Strenge und gelinde Winter. Die Republik Texas. Die Fortschritte der Photographie. — **Nr. 420.** Napoleon's Todtenfeier. (Beschluß.) Peking und der Golf von Petscheli. Von den Mikroskopen. Die Marquesasinseln. Ein neues Brennmaterial. — **Nr. 421.** Jacquard, der Erfinder des Webstuhls. Amerikanische Riesenzeitung. Die chinesischen Würdenträger. Reiseskizzen aus einigen griechischen Inseln. Zur Geschichte der englischen Marine. Herschel's Verbesserung der Argandschen Lampe. Eine neue Locomotive. Toglakabad.

An Abbildungen sind in diesen Nummern enthalten:

1. Napoleon's Todtenfeier. a) Der neue Ebenholzsarg. b) Batterie auf der Fregatte Belle-Poule. c) Das Katafalkschiff. d) Der Trauertempel bei Courbevoie. e) Der Leichenwagen. f) Die Decoration des Triumphbogens de l'Etoile. g) Der Platz vor dem Invalidenhause. h) Die Vorhalle der Invalidenkirche. i) Der Katafalk in der Invalidenkirche. — 2. Jacquard, der Erfinder des Webstuhls. — 3. Toglakabad.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr.

Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9½ Thlr. auf 5 Thlr. ermäßigt. Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1½ Thlr.; die Jahrgänge 1838—40 kosten jeder 2 Thlr.

Von den früher schon im Preise herabgesetzten

Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.
National-Magazin. Ein Band. ⅔ Thlr.
Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2½ Thlr.

sind noch fortwährend Exemplare zu haben.

Leipzig, im Mai 1841.

F. A. Brockhaus.

Bei A. Wienbrack in Leipzig ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen, woselbst auch eine ausführlichere Anzeige von diesem Werke zu haben ist:

Die deutschen Auswanderungs-, Freizügigkeits- und Heimaths-Verhältnisse.

Eine vergleichende Darstellung der darüber in den Staaten des deutschen Bundes, besonders in Östreich, Preußen und Sachsen bestehenden Verträge, Gesetze und Verordnungen, mit literarischen Nachweisungen und Bemerkungen für die Gesetzgebungspolitik. Zur Orientirung für deutsche und ausländische Staatsbürger jeden Standes von **Alexander Müller**, großherzogl. Sachsen-weimarischer Regierungsrath. Gr. 8. Brosch. 2¼ Thlr.

In der Beilage zum Frankfurter Journal, 1841, Nr. 103, wird in der Correspondenznachricht aus Leipzig von diesem Werke unter Anderm gesagt: „Dies ist eine Schrift, die wir wegen Schärfe des Urtheils, Genauigkeit der Zusammenstellung in historischer, rechtlicher und literarischer Hinsicht und Klarheit der Sprache Regierenden und Regierten, Theoretikern wie Praktikern nicht genug empfehlen können."

Bei A. Trautwein in Berlin ist soeben erschienen:

Die Metaphysik des Aristoteles

nach Composition, Inhalt und Methode dargestellt von *Joh. C. Glaser*. Gr. 8. Brosch. Preis 1⅙ Thlr.

En vente chez Brockhaus & Avenarius à Leipzig:

ACHO de la littérature française.

Journal des gens du monde.

Ce journal paraît tous les quinze jours, à partir du 15 Janvier 1841, par cahiers d'au moins 2 à 3 feuilles d'impression grand in-8. et formera un gros volume par année.

Prix de l'abonnement pour l'année 5⅓ Thlr.

On s'abonne chez tous les libraires et à tous les bureaux de poste.

Sommaire du No. 7. Les amours de Vienne, par **Gérard de Nerval.** — Une scène de boudoir, par **Balzac.** — Un ami de M. de Richelieu, *par* **François Ducoing.** — *Arts:* Le Salon de *1841.* — *Tribunaux*: Odyssée champenoise. Le cheval noir. Le cheval blanc.

Sommaire du No. 8. Madame de la Guette, par **Paul de Musset.** — Mémoires d'un Parisien, par **Gérard de Nerval.** — Une aventure du Comte de Cagliostro, par **Alfred des Essarts.** — *Revue littéraire*: Scènes de la vie privée et publique des animaux. — *Tribunaux:* Une recette pour se faire prêtre l'argent. Patriote par curiosité. — *Mélanges.*

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

Ein für sich bestehendes und in sich abgeschlossenes Werk, zugleich ein Supplement zur achten Auflage des Conversations-Lexikons, sowie zu jeder frühern, zu allen Nachdrucken und Nachbildungen desselben.

Fünfunddreissigstes Heft, Bogen 24—33 der zweiten Abtheilung des vierten Bandes.

Weiß bis Zunftwesen.

Jedes Heft auf Druckpapier ½ Thlr., auf Schreibpapier ½ Thlr., auf Velinpapier ¾ Thlr.

Weiß (Christian). — **Weiße** (Christian Herm.). — **Wendt'scher Criminalproceß.** — **Wergeland** (Henrik Arnold). — **Werkhaus.** — **Werlauff** (Erik Christian). — **Werther** (Heinr. Aug. Alexander Wilh., Freih. v.). — **Weyer** (Sylvan van de). — **Wheaton** (Henry). — **White** (Charles). — **Wiedemann** (Christian Rudolf Wilh.). — **Wiederhold** (Christian). — **Wiegmann** (Arend Friedr. Aug.). — **Wienbarg** (Ludolf). — **Wiese** (Sigismund). — **Wietersheim** (Eduard v.). — **Wigand** (Paul). — **Wilbrand** (Joh. Bernhard). — **Wilda** (Wilh. Eduard). — **Wilson** (John). — **Windischmann** (Karl Joseph Hieronymus). — **Wingärd** (Karl Fredrik af). — **Winnefeld** (Alois). — **Winter** (Georg Ludw.). — **Wippermann** (Karl Wilh.). — **Wirschinger** (Ludw. v.). — **Witsch** (Joh. Kaspar von der). — **Witzleben** (Joh Wilh. Karl Ernst v.). — **Witzleben** (Karl Aug. Friedr. v.). — **Wolff** (Emil). — **Wolfram** (Joseph). — **Wörl** (Joseph Edmund). — **Wronicki** (Antoni). — **Wronski** (Hoene), s. Hoene-Wronski. — **Wuk** (Stefanowitsch). — **Würtemberg.** — **Würtemberg** (Alexander Christian Friedr., Graf v.). — **Wyttenbach** (Peter). — **Xérica** (Pablo de). — **Xylander** (Joseph Karl Aug., Ritter v.). — **Zahn** (Joh. Karl Wilh.). — **Zaimis** (Andreas). — **Zannoni** (Giovanni Battista). — **Zeitgeist.** — **Zeitschriften und Zeitungen.** — **Zell** (Karl). — **Zenker** (Jonathan Karl). — **Zeschau** (Heinr. Anton v.). — **Zetterstedt** (Joh. Wilh.). — **Ziegland** (Georg Friedr.). — **Zillerthaler** (evangelische). — **Zipser** (Christian Andreas). — **Zoologie.** — **Zuaven.** — **Zuccarini** (Joseph Gerhard v.). — **Zuckerfabrikation.** — **Zumpt** (Karl Gottlob). — **Zunftwesen.**

Leipzig, im Mai 1841. **F. A. Brockhaus.**

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XV.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes,

in neuen Uebersetzungen mit biographischen und literarischen Einleitungen.

Duodezformat, auf schönem Papier, geheftet.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

„Das Übersetzen ist und bleibt eines der wichtigsten und würdigsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltverkehr." Diesen Ausspruch Goethe's in der besondern Beziehung erfassend, in welcher er ihn selbst zu der Ansicht von einer sich bildenden Weltliteratur stellte, kündigen wir ein Unternehmen an, das dazu bestimmt ist, für die Verwirklichung dieser Ansicht in dem Sinne jenes Ausspruches wenigstens von einer Seite her zu wirken.

Wäre es allein ein mercantilischer Gesichtspunkt, von dem hierbei ausgegangen würde, so fände auch die Tendenz eines solchen Unternehmens ihr nächstes Maß, ja ihre Grenzen in der vorübergehenden, durch Zeitereignisse aufgeregten oder beschwichtigten Theilnahme an modernen oder modernisirten Autoren fremder Literaturen, wie sie sich in mannichfaltigen Chancen in dem größern Theile des gebildeten Publicums kundgibt. Aber erhaben über solchen Wechselfällen, in dem Lichte höherer Reinheit und objectiver Würdigung, und zugänglich wie erwünscht allen wahrhaft Gebildeten stehen die Schriftsteller, welche seit Wiederherstellung der Wissenschaften, seit der Wiedergeburt der neuern Literatur bei allen Völkern europäischer Cultur als die Ersten erscheinen, als **Classiker** da, und der Gedanke einer Weltliteratur knüpft sich zunächst an die Anerkennung derselben als solcher, — eine Anerkennung, die nicht durch gelegentliche oder temporaire Einflüsse, sondern durch das kritische Bewußtsein des unbestechlichen Richters, des Gemeingefühls, zu jeder Zeit bestimmt wird.

Nur diese, aber auch so weit möglich alle diese Classiker fremder Literaturen der deutschen Nation nach und nach so zugänglich zu machen, daß die Scheidewand der Sprache in dieser Beziehung in dem allgemeinen Weltverkehr gesunken ist, — das ist die Aufgabe, deren annähernde Erreichung dem Plane dieses Unternehmens zu Grunde liegt. Nicht also blos die Literaturen unserer nächsten stammverwandten Nachbarn, nicht blos der Völker germanischen oder romanischen Stammes, sondern auch der slawischen und fernerer Stämme, werden **in ihren würdigsten Repräsentanten** in dieser Sammlung erscheinen und der Unterschied der Zeiten wird da nicht in Betracht kommen können, wo der Charakter der Classicität eben das Überdauern temporairer Geltung mit sich bringt und einen Platz in der Reihe der geistigen Denkmäler anweist, die unvergänglich und für alle Zeiten bedeutend sind. Eben darum werden aber auch nicht blos Werke der sogenannten schönen Literatur, in der engen Begrenzung dieses Begriffs auf nicht-fachwissenschaftliche Producte, sondern auch solche Werke z. B. der Geschichtschreibung oder der höhern Politik hier ihren Platz finden, welche durch ihre anerkannte Classicität sich einen Anspruch auf Einreihung in jene Serien erworben haben.

Die Möglichkeit, eine solche Aufgabe zu erreichen, findet aber ihre zweite Bedingung in dem Charakter der Übersetzungen. Es wird hierbei nicht erst der Versicherung bedürfen, daß ganz in diesem Sinne auch das Einzelne werde behandelt, die vorzüglichsten Kräfte zu diesem Zwecke in Anspruch genommen und die stete Rücksicht darauf genommen werden, das **Classische auch so classisch als möglich wiederzugeben.** Um aber nächstdem die allgemeine Beziehung der einzelnen Erscheinung zu ihrer Epoche sowie zu dem Cyklus des Bedeutenden in der Literatur

überhaupt näher zu fixiren und so gewissermaßen das Auftreten in diesem Kreise, oder — wo eine Auswahl für zweckmäßig erachtet werden sollte — das Repräsentationsverhältniß legitimiren zu können, wird in der Regel jedem in dieser Übersetzungsreihe erscheinenden Werke eine **biographisch-literarische Einleitung** beigegeben werden, die in ihrer Gesammtheit und in Verbindung mit den Werken selbst eine zusammenhängende Übersicht und Einsicht in die Hauptmomente der europäischen Literaturentwickelung gewähren wird.

Derselbe mehrfach bezeichnete Standpunkt, welcher vielmehr ein allgemein literarisches, nicht ein eng mercantilisches Unternehmen hervorruft, veranlaßt uns auch, bei der Wahl des zu Übersetzenden die nothwendige Rücksicht auf das Vorhandensein oder den Mangel tüchtiger Übersetzungen der einzelnen Classiker Rücksicht zu nehmen. Es wird nicht da, wo — wie es mehrfach der Fall ist — wir uns bereits solcher Übertragungen erfreuen, auf ein Wiederholen oder Überbietenwollen derselben kein Absehen gerichtet werden, wogegen in einzelnen Fällen die Aufnahme dieser Übersetzungen, unter Verständigung mit den Verlegern, nicht ausgeschlossen sein soll.

Ich theile vorläufig kein Verzeichniß der Schriftsteller und der Werke mit, die in dieser Bibliothek gegeben werden sollen, und bemerke in Beziehung auf die Ausführung nur, daß es mein Plan ist, monatlich in der Regel einen Band zu liefern. Jedes Werk wird für sich käuflich sein und keinerlei Verbindlichkeit hinsichtlich der Fortsetzung stattfinden; der Preis soll billig, die Ausstattung ohne Luxus, aber geschmackvoll sein.

Für Das, was zunächst in dieser Bibliothek aufgenommen werden soll, sind geeignete Bearbeiter gewonnen; aber sehr willkommen werden mir Anträge zu Übersetzungen von solchen Schriften sein, die nach dem vorstehend entwickelten Plane zur Aufnahme bestimmt werden müssen, wobei ich voraussetze, daß eine längere und vertrautere Beschäftigung mit dem Autor stattgefunden hat und dieser mit Recht auf den Namen eines **classischen Schriftstellers** Anspruch machen kann. Allgemein gehaltene Anträge zu Übersetzungen können daher nicht berücksichtigt werden.

Leipzig, im Juni 1841.

F. A. Brockhaus.

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Teutschlands Urgeschichte

von

Karl Barth,

königl. bairischem Geheimenrath.

Zweite, ganz umgearbeitete Auflage.

Zwei Theile.

Erlangen, 1840 und 1841.

Preis 4⅙ Thlr., oder 6 Fl. 45 Kr. Rhein.

Es gab lang vortreffliche Geschichten der alten Teutschen, aber keine des alten Teutschlands; insbesondere ist dessen südlicher den Römern frühe verfallener Theil beinahe unbeachtet geblieben. Diese Lücke auszufüllen war Zweck des vorliegenden Werkes, und daß es diesen nicht verfehlt habe, zeigt seine häufige Benutzung in nachgefolgten Schriften, sowie das Bedürfniß einer neuen Auflage. In fortgesetzter Beschäftigung mit den Quellenschriften wurden viele Alt-teutschland und seine Bewohner berührende Nachrichten aufgefunden, welche, hier zum ersten Male mitgetheilt, Bekannteres theils aufhellen, theils berichtigen, Neues nicht nur andeuten, sondern auch sehr Erhebliches nachweisen. Dieses ist z. B. der Fall mit der ältesten Bevölkerung des südlichen Teutschlands, von deren Nationalität der bisherige Streit über dort ursprüngliches Keltenthum nichts gewußt hat; es ist der seit 1800 Jahren schwankende Begriff des Volksnamens Kelten festgestellt, erörtert, in welchem Sinn von einer Verwandtschaft der Germanen und Skythen gesprochen werden könne. Überall geht die Forschung zurück, soweit historische Kritik, ohne Zwang und Grübelei, noch Anhaltepunkte findet. Die Quellen sind benutzt, ohne Meinungs-Vorliebe noch -Abneigung, ohne jene parteiische Autoritätsverehrung, welche von Tacitus aufbewahrte Sagen überschätzt, andere auch von Classikern mitgetheilte, insbesondere aber die heimatlichen nicht achtet, nicht kennt. Sie zusammenzustellen ist hier der erste Versuch gemacht worden. Auf solche Weise ist diese zweite Auflage in ihrem Ersten Theil zu einem neuen Buch geworden — wie schon der Umfang zeigt. Hier war, auf beinahe unbetretenem Felde, ein neuer Pfad zu bahnen. Der Zweite beschäftigt sich mit bekanntern Thatsachen bis auf Armin's Tod; er gibt die bis jetzt vollständigste Sammlung der Quellen — selbst zu Müller's Cimbrischen Krieg war Einiges nachzutragen — nach dem Urtext, gereinigt von Conjecturen, auf welche so manche irrige Ansicht sich stützt. Wenngleich hauptsächlich für Forderung der Wissenschaft geschrieben, wird das Buch doch auch jedem gebildeten Leser verständlich, jedem Freund des teutschen Vaterlandes unterhaltend sein. Der Preis ist im Verhältniß zu andern ähnlichen Werken auf das billigste gesetzt.

Erlangen, im März 1841.

B. G. Palm und **Ernst Enke.**

Von bekannten und beliebten Verfassern sind soeben wieder zwei höchst interessante Romane bei **M. Wienbrack** in Leipzig erschienen, die man durch alle Buchhandlungen beziehen kann:

Die Verwandten in Kopenhagen. Novelle von **Penseroso.** 8. 3 Theile. 4 Thlr.

Schloß Lorenz. Romantisches Gemälde aus dem 17. Jahrhundert von **Wilhelmine Lorenz.** 8. 2 Theile. 2½ Thlr.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Das Pfennig-Magazin

für Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

1841. Mai. Nr. 422—426.

Nr. 422. Bukarescht. Chronik der Eisenbahnen im Jahre 1840. Peter der Große und sein Sohn Alexei. Die Insel Tschusan. Seltener Gemeinsinn. Die Leuchtthürme in Großbritannien und Irland. — **Nr. 423.** Johann Gottfried Herder. Chronik der Eisenbahnen im Jahre 1840. (Beschluß.) Die Landenge von Suez. Die Elfen. Saint-Omer. — **Nr. 424.** Smolensk. Der artesische Brunnen in Paris. Der Frosch. Vom Magnetismus. Die Sklaven in Brasilien. Literarischer Vandalismus in Frankreich. Zur Statistik der wilden Thiere. — **Nr. 425.** Leith. Vom Magnetismus. (Fortsetzung.) Erdbeben im Jahre 1840. Montenegro und die Montenegriner. Die Schraubendampfschiffahrt. Technische Notizen. Mittel zur Erhaltung der Eier. Bedschapur. — **Nr. 426.** Saint-Aubin auf der Insel Jersey. Vom Magnetismus. (Beschluß.) Siméon Denis Poisson. Zuckerfabrikation in den Zollvereinsstaaten. Einiges Merkwürdige vom Kernbeißer. Seidenbau in China. Die Speisenfabrik zu Leith. Hyères. Der Narwal.

An Abbildungen sind in diesen Nummern enthalten:

Ansicht der Hauptkirche von Bukarescht. — Glengariff. — Johann Gottfried Herder. — Das Stadthaus in Saint-Omer. — Smolensk. — Der Frosch. — Froschlaich und Kaulquappen. — Der Hafen von Leith. — Wasserbehälter der großen Moschee in Bedschapur. — Saint-Aubin auf der Insel Jersey. — Der Narwal.

Preis dieses Jahrgangs von 52 Nummern 2 Thlr.

Der Preis der ersten fünf Jahrgänge von 1833—37, Nr. 1—248 enthaltend, ist von 9½ Thlr. **auf 5 Thlr. ermäßigt.** Einzeln kostet jeder dieser Jahrgänge 1⅓ Thlr.; die Jahrgänge 1838—40 kosten jeder 2 Thlr.

Von den früher schon im Preise herabgesetzten

Sonntags-Magazin. Drei Bände. 2 Thlr.
National-Magazin. Ein Band. ⅔ Thlr.
Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2½ Thlr.

sind noch fortwährend Exemplare zu haben.

Leipzig, im Juni 1841.

F. A. Brockhaus.

Im Verlage der **C. F. Mast**'schen Buchhandlung in Ludwigsburg ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig zu finden:

Telemach ins Deutsche übersetzt nach Fénélon. Fünfte Auflage. X und 307 Seiten. 8. 1 Fl. 12 Kr.

Contes à ma fille par Bouilly mit erläuternden Noten und einem Wortregister, für die weibliche Jugend bearbeitet von **G. Kissling**, Professor. Zweite verbesserte Auflage. XVI und 290 Seiten. 8. Preis 1 Fl. 12 Kr.

Der deutsche Horaz. Übersetzung sämmtlicher lyrischen Dichtungen des Quintus Horatius Flaccus, in den Versmaßen der Urschrift von Dr. **W. Binder**, Professor. VIII und 278 Seiten. Gr. 16. Elegante Ausgabe. Brosch. 1 Fl. 12 Kr.

☞ Die nöthig gewordenen neuen Auflagen, correcter und guter Druck, verbunden mit sehr billigen Preisen, sind wol die beste Empfehlung für diese Ausgaben.

Publications nouvelles
de
Hauman & Co. à Bruxelles.
Avril 1841.

Littérature.

d'Arlincourt, Ida. — Nathalie. 2 vols. In-18. 2¼ Thlr.
de Balzac, H., Les deux frères. 1 vol. In-18. ⅚ Thlr.
de Bawr, Me., La fille d'honneur. 2 vols. In-18. 2¼ Thlr.
David, J.-A., Un prétendant. 1 vol. In-18. ⅚ Thlr.
Dumas, A., Nouvelles impressions de voyage (Midi de la France). 3 vols. In-18. 3⅓ Thlr.
——, Crimes célèbres. T. 3, 4. In-18. 2¼ Thlr.
Duvillon, E., Jeanne la Flamande. 1252. 1 vol. In-18. 1⅛ Thlr.
Gozlan, L., Le plus beau rêve d'un millionnaire. 1 vol. In-18. ⅚ Thlr.
Sand, G., Un hiver au midi de l'Europe. 1 vol. In-18. ⅚ Thlr.
Souvestre, E., Une colonie. 1 vol. In-18. ⅚ Thlr.
de Viel Castel, H., La noblesse de la province. Bertrand de Kergoët. 2 vols. In-18. 2¼ Thlr.

Sciences.

Lamé Fleury, J., La mythologie racontée aux enfants. 4e édition. In-18. ⅚ Thlr.
Maine de Biran, Nouvelles considérations sur les rapports du physique et du moral de l'homme. Ouvrage posthume; publie par **V. Cousin.** 1 vol. In-18. 1¼ Thlr.
Phillips, Ch., Du strabisme. 1 vol. In-18. ⅔ Thlr.
Rogron, J.-A., Code de procédure civile expliqué par ses motifs, par des exemples et par la jurisprudence, avec la solution etc., suivi d'un formulaire. Nouvelle édition. 1 vol. gr. in-8. à deux colonnes. 2 Thlr.

Soeben erschien mit Eigenthumsrecht die mit grösstem Beifall in Paris aufgenommene neue Oper:

Der Guitarrenspieler (Le Guitarrero)
von **Halévy.**

Franz. Text von *Scribe*, deutsch von *Grünbaum.*

Partitur mit französischem und untergelegtem deutschen Text, die completen Orchesterstimmen, der Clavierauszug 5¼ Thlr. Ouverture und die Gesangsnummern einzeln à 7½—25 Ngr.

Berlin.

Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes kann folgende neu bei mir erschienene **interessante Schrift** bezogen werden:

Über alte und neue medicinische Lehrsysteme
im Allgemeinen und über
Dr. J. L. Schönlein's
neuestes natürliches System der Medicin insbesondere.

Ein historisch-kritischer Versuch von

Dr. G. F. Most.

Gr. 8. Geh. 1⅚ Thlr.

Leipzig, im Juni 1841.

F. A. Brockhaus.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Preis des Jahrgangs 12 Thlr.

1841. Mai. Nr. 121—151.

Inhalt:

Nr. 121. Europa und China. (Nr. 121—124.) — Ludwig Haitzsch's literarischer Nachlaß. Herausgegeben von J. G. Seidl. — **Nr. 122.** 1. Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr aus Briefen desselben und aus Erinnerungen einiger seiner nächsten Freunde. Dritter Band. 2. Barthold Georg Niebuhr's Brief an einen jungen Philologen. Mit einer Abhandlung über Niebuhr's philologische Wirksamkeit und einigen Excursen, herausgegeben von K. G. Jacob. Von Friedrich Köppen. (Nr. 122, 123.) — **Nr. 123.** Nordamerikanische Miscellen. — **Nr. 124.** Der innere Mensch. — Literarische Notizen aus Dänemark. — **Nr. 125.** Gedichte von L. A. Frankl. — Einiges aus der französischen und englischen Regentengeschichte im 16. Jahrhundert. — **Nr. 126.** Neue römische Briefe von einem Florentiner. (Nr. 125—128.) — Französisches Urtheil über H. Blaze's Übersetzung des Goethe'schen „Faust". — Notizen über neugriechische Literatur. — **Nr. 127.** Versuch einer Darstellung der Christologie des Koran. von G. J. Gerock. (Nr. 127, 128.) — **Nr. 129.** Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsar's Tod. Von K. W. Göttling. (Nr. 129, 130.) — Grillenfang auf 1840. Von Graf Chr. E. von Benzel-Sternau. — **Nr. 130.** Erzählungen von G. H. v. Schubert. (Nr. 130, 131.) — **Nr. 131.** F. Marlow. Erster Artikel. 1. Faust. Ein dramatisches Gedicht in drei Abschnitten. 2. Dichter-Nachtwege. Novellistische Blätter. (Nr. 131, 132.) — **Nr. 132.** Sir Humphry Davy's Salmonia oder neun Angeltage. Unterhaltungen über naturgeschichtliche und verwandte Gegenstände, insbesondere über Fische aus dem Salmengeschlechte. Deutsch bearbeitet von C. Neubert. — Lady Flora Hastings. Von J. Wilfert. — **Nr. 133.** Gerhard Anton v. Halem's Selbstbiographie. Zum Druck bearbeitet von seinem Bruder L. W. Ch. v. Halem und herausgegeben von C. F. Strackerjan. (Nr. 133—135.) — Die beiden Grundprobleme der Ethik, behandelt in zwei akademischen Preisschriften, von A. Schopenhauer. — **Nr. 134.** Literarische Notizen aus Dänemark. — **Nr. 135.** Romanenliteratur. — **Nr. 136.** Über die Geschichte der europäischen Staaten, herausgegeben von Heeren und Ukert. Erster Artikel. — **Nr. 137.** Ein deutsches Colonisationsproject des 17. Jahrhunderts. Aus französischen Gesandtschaftsberichten auf der pariser königlichen Bibliothek. Von G. B. Depping. (Nr. 137, 138.) — **Nr. 139.** The gipsy king, and other poems. By R. Howitt. — Mancherlei. — **Nr. 139.** Das System der deutschen Constitutionen. Erster Theil. Dargestellt von Ed. Herrnsdorf. (Nr. 139, 140.) — Romanenliteratur. — **Nr. 140.** Historische Literatur in Spanien. — Nordamerikanische Miscellen. — **Nr. 141.** Memorabilien von K. Immermann. Erster Theil. (Nr. 141—145.) — Schriften über Amerika. 1. Voyage à Surinam, par P. J. Benoit. 2. Brasilianische Zustände. Nach gesandtschaftlichen Berichten bis zum Jahre 1837, von F. Tieck. (Nr. 141, 142.) — **Nr. 143.** Fräulein Keaou Lwan Wang, eine chinesische Novelle. — **Nr. 144.** Kaiserin und Sklavin. Ein historischer Roman aus dem dritten Jahrhundert der christlichen Kirche. — **Nr. 145.** Über Theaterschule. Eine Mittheilung an das Theaterpublicum von Ed. Devrient. — **Nr. 146.** Der Somnambulismus. Von F. Fischer. (Nr. 146—148.) — Erzählungen und Novellen. Von E. v. Wachsmann. Neue Folge. Siebenter bis zehnter Band. Zweite Folge. Erster bis vierter Band. — **Nr. 147.** Handbuch der Weltgeschichte von F. Straß, fortgesetzt von W. Havemann. Vierter Theil. — **Nr. 148.** Wie ist in einer Übersetzung Dante's das Metrum zu behandeln? Von Gotthold. — **Beilage Nr. 3.** Saint-Sylvan. Von A. v. Sternberg. — Oriental outlines; or, a Rambler's recollections of a tour in Turkey, Greece and Tuscany in 1838. By W. Knight. — Jüdische Sagen und Dichtungen nach den Talmuden und Midraschen, nebst einigen Makamen aus dem Divan des Alcharisi. Von E. Krafft. Erstes Bändchen. — **Nr. 149.** Die Elemente des Staatsverbandes von Georg Siemens. (Nr. 149—151.) — Alterthümer und Sprache in Griechenland. — **Nr. 150.** Eduard Alleyn's „Memoirs". — **Nr. 151.** Moderne Liebe. Roman von J. Chownitz. — **Notizen, Miscellen, Bibliographie, Literarische Anzeigen** etc.

Leipzig, im Juni 1841.

F. A. Brockhaus.

Interessante neue Romane

im Verlage von **C. Leibrock** in Braunschweig soeben erschienen und in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu finden:

Pickwick in der Fremde
oder
die Reise in Frankreich.

Fortsetzung des Romans: „Die Pickwickier", von **Boz (Dickens)**. Nach dem Englischen bearbeitet von **Dr. T. Herrig.**

Ausgabe in 8 Heften (4 Bänden) mit Federzeichnungen à Heft ⅓ Thlr.

Die einzige Tochter. Roman aus dem Englischen übersetzt von Dr. *F. Steger.* 3 Bände. 4 Thlr.

Die Gouvernante. Von Lady **Blessington.** Übersetzt von Dr. *F. Steger.* 2 Bände. 3 Thlr.

Der Herzog. Roman aus der Gesellschaft. Von Mistreß **Grey**, übersetzt von **W. Schulze.** 2 Bände. 4 Thlr.

Claudie oder die Stiefmutter. Von **J. Selten.** 1⅔ Thlr.

Soeben ist erschienen:

Zeitschrift für deutsches Alterthum.

Herausgegeben von

Moriz Haupt.

Ersten Bandes erstes Heft.

Mit Beiträgen von *Jacob* u. *Wilhelm Grimm*, *Lachmann*, *Benecke*, *Th. v. Karajan*, *W. Müller*, *Franz Pfeiffer* u. d. Herausgeber.

Gr. 8. Brosch. Preis 1 Thlr.

☞ Von dieser Zeitschrift soll jährlich ein Band erscheinen, welcher aus Heften, jedes zu 12—13 Bogen, bestehen wird.

Leipzig.

***Weidmann'*sche Buchhandlung.**

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von ***E. G. Gersdorf.*** **1840.** Sechsundzwanzigsten Bandes sechstes Heft. (Nr. XXIV.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Leipzig, im Juni 1841.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1841. Nr. XVI.

Dieser literarische Anzeiger wird den bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschriften: Blätter für literarische Unterhaltung und Isis beigelegt oder beigeheftet, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Schriften von Ernst Schulze.

Neu erscheint soeben in meinem Verlage und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vermischte Gedichte von Ernst Schulze.
Zweite Auflage. Gr. 12. Geh. 1⅓ Thlr.

Von **Ernst Schulze** sind ferner bei mir erschienen:

Sämmtliche poetische Werke. Neue Auflage. 4 Bände. 8. 6 Thlr. Mit 16 Kupfern 8 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 18 Thlr.

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in 20 Gesängen. Neue Auflage. 2 Bände. 8. 3 Thlr. Mit 8 Kupfern 4 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 9 Thlr.

Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Sechste Auflage. 8. 1 Thlr. Mit 7 Kupfern 2 Thlr. Prachtausgabe mit Kupfern 2½ Thlr.

Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1 Thlr.

Leipzig, im Juni 1841.

F. A. Brockhaus.

Bei **Liebmann & Comp.** in Berlin ist erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen, in Leipzig durch **Eduard Eisenach**:

Stricker, Dr. W., Allgemeines Reise- und Taschenbuch für Ärzte und Naturforscher. Mit einer Vorrede von Dr. **A. F. von Ammon.** 2 Bändchen von 100 und 120 S. Sauber geheftet. Preis ⅚ Thlr.

☞ Bei **L. Fernbach jun.** in Berlin ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Sammlung der medicinal-policeilichen
Gesetze und Verordnungen
für
Handel- und Gewerbtreibende
in den k. preuß. Staaten.
Herausgegeben
von dem k. preuß. Kreisphysicus Dr. **E. H. Müller.**
23 Bogen. Preis 1½ Thlr.

Das Bedürfniß, die einzelnen Zweige der Gesetzgebung durch eigene Sammlungen dem Publicum zugänglicher und übersichtlicher zu machen, wird in unserer Zeit so allgemein gefühlt, daß Niemand den Nutzen solcher Sammlungen bezweifeln möchte. Der amtliche Wirkungskreis des Verfassers ließ ihn erkennen, wie den Übertretungen der Medicinalgesetze seitens Handel- und Gewerbetreibenden nur zu häufig gänzliche Unbekanntschaft mit diesen zum Grunde liegt, und dies veranlaßte ihn, eine Sammlung der jetzt in den preuß. Staaten gültigen medicinal-policeilichen Gesetze und Verordnungen — so weit sie den Handel und die Gewerbe betreffen — herauszugeben. Dieselbe enthält daher nicht nur die Verordnungen in Betreff der Nahrungsmittel und Materialwaaren, der Handhabung der Gewerbe und Fabriken, des Arzneihandels durch Nichtapotheker, der Gifte, sondern auch in Betreff des Handels mit Thieren, des Haltens der Thiere, der ansteckenden Thierkrankheiten genau und vollständig, und eignet sich so zum Gebrauche für Kaufleute, Fabrikanten, Gewerbetreibenden und Ökonomen.

In unserm Verlage erschienen mit Eigenthumsrecht die berühmten

Pianoforte-Compositionen
von ***Ad. Henselt.***

Op. 13. Air russe; dito à 4 mains.
Op. 6. Deux Nocturnes (der Kaiserin von Russland gewidmet); dito à 4 mains.
Op. 3. Poëme d'amour (H-Dur Etude); dito à 4 mains.
Preis à 22½ Ngr.

La Gondola, Etude de perfectionnement ist im einzelnen Abdruck unter der Presse.

Durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen.

Berlin, Schlesinger'sche Buch- und Musikhandlung.

Aus dem Verlage des Herrn **Heinrich Hoff** in Mannheim habe ich nebst Verlagsrecht übernommen und ist jetzt von mir zu beziehen:

Denkwürdigkeiten
und
vermischte Schriften
von
A. A. Varnhagen von Ense.
Erster bis vierter Band.
Gr. 8. Geh. 9 Thlr.

An die im Jahr 1837—38 erschienenen vier Bände dieser Denkwürdigkeiten schließt sich

die neue Folge,

deren erster Band (1840) 2½ Thlr. kostet, das ganze aus fünf Bänden bestehende Werk daher 11½ Thlr.

Leipzig, im Juni 1841.

F. A. Brockhaus.

Allen Freunden gediegener Unterhaltungslectüre wie auch Lesecirkeln und Leihbibliotheken zur geneigten Beachtung empfohlen.

Im Verlage von **Ed. Meyer** in **Kottbus** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Weltgegenden.

Herausgegeben von **Chlodwig.**

Eine Sammlung schöngeistiger Producte der beliebtesten und berühmtesten Dichter und Schriftsteller Deutschlands.

Mit Beiträgen von **Apel, Auerbach, Bechstein, Dr. Buller, Bernd v. Guseck, R. Heller, *Isidorus orientalis*, R. Morning, Mügge, E. v. Münch, Pandira, Peters, Fürst Pückler-Muskau, L. Rellstab, Fr. v. Sallet, L. Scheser, H. Seidel, M. v. W.** ꝛc. ꝛc. Erster Jahrgang. Erster Band. **Osten.** 22½ Bogen geheftet in elegantem Umschlag. Preis 1⅓ Thlr. Beiträge von **L. Scheser, Pandira, R. Morning, Bernd v. Guseck, L. Bechstein** und **Maria v. R.** enthaltend.

Diese Quartalschrift, welche als ein **echtes Nationalwerk der schöngeistigen deutschen Literatur** betrachtet werden kann, hat bereits von vielen Seiten Anerkennung und Beifall gefunden und verdient durch die Gediegenheit ihrer Beiträge eine stets wachsende Verbreitung. Der zweite Band — **Süden** — erscheint im Laufe des Juni und enthält Beiträge von **M. v. W., R. Morning, Dr. E. v. Münch, Dr. Ad. Peters, Dr. Ed. Buller, L. Scheser, Fr. v. Sallet** ꝛc., 17 Bogen geheftet in elegantem Umschlag Preis 1½ Thlr. Jeder Band ist für sich vollständig abgeschlossen und kann auch einzeln abgegeben werden. Der 3. Band erscheint im September, der 4. im November 1841.

Bei **A. M. Mayer** in **Aachen** ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Nacht und Morgen.

Ein Roman

von

Edw. Litton Bulwer.

Aus dem Englischen von **O. v. Czarnowsky.**

8. 3 Bände. Elegant geheftet. Preis 3 Thlr., oder 5 Fl. 24 Kr.

Auch unter dem Titel:

E. L. Bulwer's sämmtliche Werke. 38., 39. u. 40. Band.

Der berühmte Verfasser hat sich in diesem seinem neuesten Werke jenen Leistungen wieder zugewendet, die ihm den meisten Ruhm erworben. Der Titel ist allegorisch, indem der Held des Romans sich aus der Nacht des Unglücks zu der Morgenröthe des Glückes emporarbeitet. Die vortrefflich gezeichneten Charaktere und Situationen — der Schauplatz der Handlung (England und Frankreich, meist London und Paris) mit sehr gelungenen Schilderungen neuerer Zustände — werden diesem Roman gewiß um so mehr allgemeine Theilnahme sichern, als das Talent des Verfassers, in höherer Reife, und doch mit derselben Glut und Wärme sich darlegt.

Bei **C. L. Fritzsche** in **Leipzig** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

***Marciani* Periplus. *Menippi* Peripli fragmentum quod *Artemidori* nomine ferebatur.** Peripli quid Stadiasmus magni maris inscribi solet fragmentum. Graece et latine, edidit addita Dodwelli dissertatione, scripturis codicum, Hoeschelii, Hudsoni, aliorum et suis notis **C. F. Guil. Hoffmann.** 8maj. *Brosch.* Preis 1⅞ Thlr.

Diatribe in *Platonis* Politicum. *Edit.* ***Gott. Stallbaumius,*** Dr. Philos. ac. l. Mag. Prof. Philos. extraord. design. Scholae Thomanae Rector. 8maj. Brosch. Preis ½ Thlr.

***Lohmann* Dr. C.** (Lehrer d. engl. u. franz. Sprache in Leipzig), **Praktischer Wegweiser** die französische Sprache in acht Monaten richtig und geläufig sprechen und in derselben correspondiren zu lernen, bestehend in sechzig Aufgaben. Bearbeitet nach einer neuen Methode zum Schul-, Privat- und Selbstunterricht, auch zur Wiederholung manches Vergessenen, für Herren und Damen. 8. Brosch. Preis ¾ Thlr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehrbuch der Geometrie

von

Karl Snell,

Lehrer der Mathematik an der Kreuzschule zu Dresden.

Mit sechs lithogr. Tafeln. Gr. 8. Geh. 1⅓ Thlr.

Der Verfasser bezeichnet die herrschende Form der Darstellungen der niedern Geometrie, die fast nur durch Rücksicht auf die Consequenz der Demonstration einzelner isolirt stehender Sätze bestimmt wird, als eine solche, welche von Seiten ihrer wissenschaftlichen Vollendung als eine niedere erscheint, und von Seiten ihrer Zweckmäßigkeit für die Bedürfnisse der Lehrmethode voller Gebrechen und Übelstände sich zeigt. Sein Bestreben ging deshalb dahin, den gesammten Stoff der gerradlinigten Planimetrie, nach der innern Verwandtschaft des Inhalts geordnet, in eine so naturgemäße Folge zu bringen, daß der Lernende nicht blos, indem er den Stoff der Wissenschaft in jedem Augenblick freithätig aus sich selbst zu produciren glaubt, denselben wie alles von ihm selbst Erfundene mit der größten Leichtigkeit sich aneignet und mit Sicherheit behält, sondern auch ein wissenschaftliches Ganze nach innern Gesetzen sich bilden und entstehen sieht und dadurch eine höhere Übersicht und größern Zusammenhang der Erkenntnisse gewinnt.

Leipzig, im Juni 1841.

J. C. Hinrichs.

In unterzeichnetem ist soeben erschienen und versandt worden:

Das nationale System
der
politischen Oekonomie.
Erster Band.

Der internationale Handel,
die Handelspolitik
und
der deutsche Zollverein.

Von

Dr. Friedrich List.

Et la patrie et l'humanité.

Gr. 8. Brosch. Preis 3 Fl. 30 Kr., oder 2 Thlr.

Die Tendenz dieser Schrift ist zugleich eine wissenschaftliche und eine praktische. In ersterer Beziehung spricht sich darüber der Herr Verfasser in seiner Vorrede folgendermaßen aus: „Daraus ist, wie ich hoffe,

„ein System entstanden, das, wie mangelhaft es zur Zeit noch erscheinen mag, doch nicht auf bodenlosem Kosmopolitismus, sondern auf die Natur der Dinge, auf die Lehren der Geschichte und die Bedürfnisse der Nationen gegründet, und wodurch die Möglichkeit gegeben ist, die Theorie mit der Praxis in Einklang zu stellen und die politische Ökonomie, an welcher bisher durch ihre scholastische Schwülstigkeit, ihre Widersprüche und ihre grundfalsche Terminologie der gesunde Menschenverstand irre geworden, jedem gebildeten Verstand zugänglich zu machen."

Die praktische Tendenz der Schrift geht dahin, in das Ökonomiesystem der mächtigsten Nationen (Frankreichs, Nordamerikas, Rußlands, vorzüglich aber Englands) dem deutschen Publicum eine klare Einsicht zu verschaffen, und das ökonomische System des deutschen Zollvereins theoretisch und praktisch zu begründen. Der Herr Verfasser hat darin alle die großen nationalökonomischen Fragen anticipirt, die gegenwärtig in England, Nordamerika, Frankreich, Holland und Deutschland discutirt werden und sie vom nationaldeutschen Standpunkt aus zu beleuchten gesucht.

Inhaltsanzeige.

Vorrede. Einleitung.

Erstes Buch. Geschichte. — Die Italiener. — Die Hansen. — Die Niederländer. — Die Engländer. — Die Spanier und Portugiesen. — Die Franzosen. — Die Deutschen. — Die Russen. — Die Nordamerikaner. — Die Lehren der Geschichte überhaupt.

Zweites Buch. Theorie. — Die politische und die kosmopolitische Ökonomie. — Die Theorie der Werthe und die Theorie der productiven Kräfte. — Die nationale Theilung der Geschäftsoperationen und die Conföderation der Nationalproductivkräfte. — Die Privatökonomie und die Nationalökonomie. — Nationalität und die Ökonomie der Nation. — Volks- und Staatswirthschaft, politische und Nationalökonomie. — Die Manufacturkraft und die persönlichen socialen und politischen Productivkräfte. — Die Manufacturkraft und die natürlichen Productivkräfte. — Die Manufacturkraft und die Instrumentalkräfte (materiellen Capitale). — Die Manufacturkraft und das Agriculturinteresse. — Die Manufacturkraft und der Handel. — Die Manufacturkraft und die Schiffahrt, die Seemacht und die Colonisation. — Die Manufacturkraft und die Circulationsinstrumente. — Die Manufacturkraft und das Princip der Thätigkeit. — Die Manufacturkraft und die Reizmittel zur Production und Consumtion. — Die Douane als Hauptmittel zu Pflanzung und Beschützung der Manufacturkraft. — Die Douane und die herrschende Schule.

Drittes Buch. Die Systeme. — Die italienischen Nationalökonomen. — Das Industriesystem (von der Schule fälschlich Mercantilsystem genannt). — Das physiokratische oder Agriculturssystem. — Das Tauschwerthsystem (von der Schule fälschlich Industriesystem genannt). — Adam Smith. — J. B. Say und seine Schule.

Viertes Buch. Die Politik. — Die Insularsuprematie und die Continentalmächte. — Nordamerika und Frankreich. — Die deutsche Handelsunion. — Die Continentalpolitik überhaupt. — Die Ökonomie der deutschen Nation insbesondere. — **Nachtrag.**

Stuttgart und Tübingen, 27. Mai 1841.

J. G. Cotta'scher Verlag.

En vente chez **Brockhaus & Avenarius à Leipzig:**

ÉCHO
de la littérature française.
Journal des gens du monde.

Ce journal paraît tous les quinze jours, à partir du 15 Janvier 1841 par cahiers d'au moins 2 à 3 feuilles d'impression grand in-8. et formera un gros volume par année.

Prix de l'abonnement pour l'année 5⅓ Thlr.

On s'abonne chez tous les libraires et à tous les bureaux de poste.

Sommaire du No. 9. Madame de la Guette, par **P. de Musset.** (Suite.) — La jeunesse de Scarron, par **H. Lucas.** — *Tableaux de moeurs et de genre:* Esquisses des moeurs anglaises, par le baron **d'Haussez.** De la musique des voisines, par **P. Smith.** Les visites industrielles, par **E. Guinot.** — *Revue littéraire:* La misère des classes laborieuses en Angleterre et en France etc. par Eugène Buret, etc. etc. — *Arts:* Une messe en musique exécutée le jour de Pâques, dans l'église de Bicêtre, par des aliénés de cet hospice, par **Th. Roussel.** — *Tribunaux:* Un pécheur qui se confesse au tribunal. — *Mélanges.*

Sommaire du No. 10. Du gouvernement représentatif en France et en Angleterre, par **M. L. de Carné.** — La petite Lydia, par **A. des Essarts.** — L'Ile de Jersey, par **E. Hangar.** — *Tableaux de moeurs et de genre:* La foire aux ânes à Landérouat, par **V. D.** — *Arts:* Critique musicale, par **Spoelt.** — *Tribunaux:* Un philanthrope. — *Mélanges.*

In unserm Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen um den beigesetzten Preis zu erhalten:

System der positiven Logik.

Von

Emil August von Schaden.

Preis 1¼ Thlr., oder 2 Fl. Rhein.

Erlangen, im Mai 1841.

J. J. Palm und **Ernst Enke.**

Bei **Braumüller & Seidel** in **Wien** ist erschienen:

Das **4te Heft** der

Oestreichischen militairischen Zeitschrift. 1841.

Inhalt dieses Heftes:

I. Ereignisse bei der Reichsarmee vom Anfang Juni bis Ende September 1759. Aus der Geschichte des Feldzugs 1759 in Schlesien und Sachsen.

II. Der Feldzug 1675 in Deutschland. (Montecuculi gegen Turenne.) Fortsetzung.

III. Militairische Geschichte des Rheines. Zweiter Abschnitt. Das Mittelalter. Zweites Hauptstück. Zeitraum von 1040 — 1273.

IV. Saint-Jean d'Acre 1291 — 1840. 1. Eroberung [von] Sultan Chatil 1291. — 2. Belagerung von Saint-[Jean] d'Acre durch das vom General Bonaparte befehligte [franzö]sische Heer 1799.

V. Karten-Ankündigung.

VI. Neueste Militairveränderungen.

Preis des Jahrgangs 1841 in 12 Heften 8 Thlr.

Die ältern Jahrgänge sind durch die obige Buchhandlung für folgende Preise zu erhalten:

Die dritte Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 in vier Bänden vereinigt für 6⅔ Thlr.

Jeder einzelne Jahrgang von 1818—39 für 6⅔ Thlr.

Der Jahrgang 1840 für 8 Thlr.

Bei Abnahme einer ganzen Sammlung der ältern Jahrgänge werden die 3te Auflage der Jahrgänge 1811, 1812 und 1813 zusammen für 6⅔ Thlr., die übrigen Jahrgänge aber 1818—39 jeder zu 5⅓ Thlr. berechnet.

Durch alle Buchhandlungen und Postämter ist zu beziehen:

Isis. Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, Anatomie und Physiologie. Von Oken. Jahrgang **1840.** Elftes und zwölftes Heft. Gr. 8. Preis des Jahrgangs von 12 Heften mit Kupfern 8 Thlr.

Repertorium der gesammten deutschen Literatur. Herausgegeben von **E. G. Gersdorf. 1841.** Siebenundzwanzigsten Bandes sechstes Heft. (Nr. VI.) Gr. 8. Preis eines Bandes 3 Thlr.

Allgemeine Bibliographie für Deutschland. Jahrgang **1841.** Monat Mai oder Nr. 19—22, und Bibliographischer Anzeiger Nr. 19—22. Gr. 8. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.

Leipzig, im Juni 1841.

F. A. Brockhaus.

Bei **G. Hincke** in **Berlin** ist erschienen:

Des Aschylos Werke,

übersetzt

von **Dr. Droysen.**

Zweite Auflage.

1½ Thlr.

Die **Schnuphase**'sche Buchhandlung in **Altenburg** hat mir mit dem Verlagsrechte überlassen und ist jetzt von mir durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Ulfilas veteris et Novi Testamenti versionis gothicae fragmenta quae supersunt, ad fidem codd. castigata, latinitate donata, adnotatione critica instructa cum glossario et grammatica linguae gothicae conjunctis curis ediderunt **H. C. de Gabelentz** et **Dr. J. Loebe.** Volumen I. Textum continens. 4maj. cum tabulis II. Weisses Druckpapier 5½ Thlr. Velinpapier 6¾ Thlr.

Der Druck des zweiten Bandes, den Schluß des Textes, ein vollständiges Glossar und eine Grammatik der gothischen Sprache enthaltend, hat begonnen und es wird die erste Lieferung desselben noch dieses Jahr erscheinen können.

Leipzig, im Juni 1841.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.